Studien

von

Adalbert Stifter.

Erſter Band.

Zweite Auflage.

Gedruckt bei Landerer und Heckenaſt
in Peſth.

Studien

von

Adalbert Stifter.

I. Band.

Zweite Auflage.

Verlag von Gustav Heckenast
in
Pest.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK ★
HALLE
(Saale)

Studien

von

Adalbert Stifter.

Erſter Band.

Zweite Auflage.

Peſth, 1847.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Ŋ 35 δ 9422

Seiner Mutter

und

ſeinen Geſchwiſtern

widmet

dieſe erſten Verſuche

der Verfaſſer.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorrede XI
Vorrede zur zweiten Auflage XIII
Der Condor 1
Feldblumen 47
Das Haidedorf 271

Vorrede.

In beifolgenden Verſuchen wird dem Publikum eine Sammlung loſer Blätter vorgelegt, die ſich zu verſchiedenen Zeiten von meinem Schreibtiſche verloren hatten. Es lag eigentlich nie in meiner Abſicht, als Schriftſteller aufzutreten, ſondern wie die meiſten Menſchen eine Lieblingsſpielerei haben, der ſie ſich zur Erheiterung hingeben, ſo liebte ich es, an gegönnten Stunden mich in Bildern und Vorſtellungen zu ergehen, wie ſie eben der Gemüthslage zuſagten, und ſolche Dinge zu Papiere zu bringen: allein wie es mit jeder Liebhaberei geht, daß man ſie nämlich immer weiter treibt, ſo ging es auch hier. Die Zeit am Schreibtiſche ward endlich die liebſte und gewünſchteſte, und wie jede heimliche Liebe zuletzt eine offene wird, wird es auch die Schriftſtellerei — und iſt man einmal ſo weit, daß man mehrere zerſtreute Blätter in den Händen des Publikums weiß, ſo iſt der Schritt ein ganz leichter, daß man ſie ſammelt und ein Buch daraus macht, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ja der Verfaſſer ſelber nie, da er aus ſeinen Arbeiten zuletzt doch immer nur das Gewollte herausließet, nicht das Gewirkte. Auf dieſe Weiſe entſtanden folgende Bände, und auf dieſe Weiſe wünſcht der Verfaſſer, daß man ihr Erſcheinen entſchuldige.

Auf eine vortheilhafte Zuſammenſtellung der Arbeiten habe ich nicht geſonnen, ſondern ich ließ ſie ſo folgen, wie ſie entſtanden ſind, daß ſich dem, der das Buch ſeiner Durchſicht würdigt, zeige, ob ein Fortſchritt zu bemerken ſei, oder nicht. Die Fehler, welche mir durch zugekommene

Urtheile bekannt geworden ſind, habe ich, ſo weit ich ſie einſah, zu verbeſſern geſucht, da ich den ganzen Stoff umarbeitete, — die andern, die ich nicht einſah, oder deren Vermeidung außer den Grenzen meiner Kräfte lag, ſind freilich ſtehen geblieben. Auf Schriftſtellerthum macht das Vorliegende keinen Anſpruch, ſondern ſein Wunſch iſt nur, einzelnen Menſchen, die ungefähr ſo denken und fühlen wie ich, eine heitere Stunde zu machen, die dann vielleicht weiter wirkt, und irgend ein ſittlich Schönes fördern hilft. Iſt dieß gelungen, dann iſt der Zweck dieſer Blätter erreicht, und ſie mögen vergeſſen werden — iſt doch ſelbſt die glänzendſte That der Gegenwart eigentlich nur ein Baugerüſte der Zukunft, und wird abgebrochen, ſo wie dieſe Zukunft fertig iſt — aber eben darum geht auch nicht das kleinſte Körnchen verloren, das in der Gegenwart ein wahrhaft Gutes ſetzt; denn der ganze Bau der Ewigkeit ruht mit auf dieſem Körnchen.

Und möchten die vorliegenden Schriften nur die kleinſten aus ſolchen kleinen Körnchen enthalten, dann bereut der Verfaſſer nicht die Zeit, die er auf ihrer Abfaſſung verwendet, und nicht die Gefühle, womit ihn Gott während der Arbeit belohnt hat.

Wien, im Mai 1843.

A. Stifter.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Indem ich den Leſern einen freundlichen Dank für die gute Aufnahme der erſten Auflage dieſer Bände ſage, muß ich mich an der Schwelle der zweiten über einen Umſtand entſchuldigen, den man mir mit Recht zur Laſt legen kann: warum ich denn nehmlich in dieſer Auflage die Fehler der erſten nicht verbeſſert habe.

Mit den kleineren, welche Sinn und Haltung des Ganzen nicht weſentlich berühren, that ich es ohnehin. Die größeren, welche die künſtleriſche Fügung des Werkes betreffen, gehen in das Ganze oder hie und da wenigſtens in beträchtliche

Theile desſelben hinein. Ich habe ſie nicht geändert, weil ich ſonſt den Leſern in der zweiten Auflage unter demſelben Titel ein ganz anderes Buch geben würde, als ſie in der erſten Auflage beſizen. Aber deßungeachtet ging ich doch für mich an die Umänderung und Ausbeſſerung des Werkes, und werde ſie langſam durch die folgenden Jahre hindurch fortſezen. Wenn dann einmal nach irgend einer Zeit eine Sammelausgabe nicht nur der Studien, ſondern auch anderer Werke nothwendig werden ſollte, werden darin die Studien in der neuen Geſtalt erſcheinen. Wird eine ſolche Sammlung nicht nothwendig, ſo habe ich doch die Genugthuung für mich gehabt, Dingen, die mir zu unreif erſchienen, in meinem Glauben eine reifere und männlichere Geſtaltung gegeben zu haben.

Auch über die lange Verzögerung der Herausgabe des dritten und vierten Bandes der Studien, die verſprochen ſind, glaube ich ein paar Worte ſchuldig zu ſein. Als der erſte und zweite Band derſelben mit mehr Antheil aufgenommen wurden, als ſie verdienten, ließ ich mir von dem Verleger das faſt zum Drucke fertige Manuſcript des dritten und vierten Bandes wieder zurück geben, um ſie noch einmal durchzuarbeiten, damit ſie den Antheil etwas mehr verdienten, der den erſten Bänden unverdient zu Theil geworden iſt. In dieſer Umänderung aber ging ich bei Weitem weiter, als ich anfänglich dachte, und daher ſchreibt ſich die Verzögerung. Ich bin ganz allein daran ſchuld. Ich hoffe zugleich mit dieſer Auflage oder doch ſehr kurz nachher die Bände vorlegen zu können.

Wien, im Mai 1846.

A. Stifter.

Der Condor.

1840.

I.

Ein Nachtſtück.

Um zwei Uhr einer ſchönen Junimondnacht ging ein Kater längs des Dachfirſtes und ſchaute in den Mond. Das eine ſeiner Augen, von dem Strahle des Nachtgeſtirnes ſchräg getroffen, erglänzte, wie ein grüner Irrwiſch, das andere war ſchwarz, wie Küchenpech, und ſo glotzte er zuletzt, am Ende der Dachkante ankommend, bei einem Fenſter hinein — und ich heraus. Die großen freundlichen Räder ſeiner Augen auf mich heftend, ſchien er befremdlich fragen zu wollen: „Was iſt denn das, du lieber alter Spiel- und Stubengenoſſe, daß du heute in die ſpäte Nacht dein Geſicht zum Fenſter hinaushältſt, das ſonſt immer roth und geſund auf dem weißen Kiſſen lag und ruhig ſchlummerte, wenn ich bei meinen Nachtgängen gelegentlich vorbeikam und hineinſchaute?“

„Ei, Trauter," erwiderte ich ihm auf die ſtumme Frage, „die Zeiten haben ſich nun einmal ſehr geändert, das ſiehſt du; — die weißen Kiſſen liegen unzerknittert dort auf dem Bettgeſtelle, und der Vollmond malt die lieblich flirrenden Fenſterſcheiben darauf, ſtatt daß er in mein ſchlummerndes Angeſicht ſchiene; welches Geſicht ich dafür da am Simſe in die Nacht hinaushalten muß, um damit ſchon durch drei Viertheile verſtriben auf den Himmel zu ſchauen; denn an demſelben wird heute das ſeltenſte und tollſte Geſtirn emporſteigen, was er je geſehen. Es wird zwar nicht leuchten, aber wenn nach Verdienſt gerichtet würde, ſo iſt etwas in ihm, das ſtrahlenreicher iſt, als der Mond und alle Sterne zuſammengerechnet, deine glänzenden Augen nicht ausgenommen, Verehrteſter."

So ſagte ich ungefähr zu dem Kater, er aber drehte ſeine Augen, als verſtände er meine Rede, noch einmal ſo groß und noch einmal ſo freundlich gegen mich, daß ſie wie Glimmerſcheiben leuchteten, und die Seite ſeines weichen Felles gegen meine Hand krümmend und ſtemmend, hob er ſofort ſein traulich Spinnen an, während ich fortfuhr mit ihm zu koſen: „Man ſieht viel in einer langen Mondnacht, das wirſt du wiſſen, Lieber, wenn du ſonſt Beobachtungsgeiſt beſitzeſt; aber ſiehe, ich wußte es nicht, da ich nie Zeit hatte, eine ſo recht von Herzen anzuſchauen, allein in dieſem Harren und Schauen nach dem Himmel, namentlich da der gehoffte Weltkörper immer nicht kam, hatte ich Muße genug den Lebenslauf einer Frühlingsnacht zu ſtudiren.“

Da aber alles wahr iſt, was ich da meinem lieben Freunde Hinze eröffnete, ſo ſehe ich nicht ab, warum ich es nicht auch einem noch liebern Menſchenauge eröffnen, dem einſt dieſes Blatt vorkommen könnte, warum ich nicht ſagen ſollte, daß mich wirklich ein närriſches und unglückliches Verhängniß an dieſes Fenſter kettete, und meine Blicke die ganze Nacht in die Lüfte bannte. Es will faſt närriſch ſein, aber jeder ſäße auch bei mir heroben, wenn er vorher das erlebt hätte, was ich.

Die Zeit war zäh, wie Blei.

Leider war ich ſchon viel zu früh heraufgeſtiegen, als ſich noch das leidige Abendgetümmel der Menſchen durch die Gaſſen ſchleppte, und eine wunderliche Diſſonanz bildete zu dem lieben Monde, der bereits mit roſenrothem Angeſichte dort drüben zwiſchen zwei mächtigen Rauchfängen lag und auf meine zwei Fenſter herübergrüßte.

Allmälig puppte ſich denn doch alles, was Menſch heißt, in ſeine Nachthüllen ein, und nur die Rufe der Schlemmer tönten hie und da herauf, wie ſie ihren ſpäten Nachtweg nach Hauſe ſuchten — dann hob jene Zeit an, die die Philoſophen, Dichter und Kater lieben, die Nachtſtille — mein vierpfotiger Freund hat eben nicht den übelſten Geſchmack für die Zeit ſeiner Spaziergänge. — Der Mond hatte ſich endlich von den Dächern gelöſet, und ſtand hoch im Blau — ein Glänzen und ein Flimmern und ein Leuchten durch den ganzen Himmel begann, durch alle Wolken ſchoß Silber, von allen Blechdächern rannen breite Ströme deſſelben nieder, und an die Blitzableiter, Dachſpitzen und Thurmkreuze waren Funken geſchleudert. Ein feiner Silberrauch ging über die Dächer der weiten Stadt, wie ein Schleier, der auf den hunderttauſend ſchlummernden Herzen liegt. Der einzige Goldpunkt in dem Meere von Silber war die brennende Lampe drüben in dem Dachſtübchen der armen Waſchfrau, deren Kind auf den Tod liegt.

So ſchön das alles war, ſo wurden doch die Sinnden eine nach der andern länger — die Schatten der Schornſteine hatten ſich längſt umgekehrt, die ſilberne Mondkugel rollte ſchon bergab auf der zweiten Hälfte ihres dunklen Bogens — es war die tödtlichſte Stille — nur ich und jenes Lämpchen wachten.

Was ich aber ſuchte, das erſchien nicht.

Zweimal ſchritt Hinze über die Dächer, ohne zu mir zu kommen. Die große Stadt unter mir, in der undeutlichen Magie des Mondlichts ſchwimmend, lag im tiefſten Schlummer, als ſollte man ſie athmen hören — aber auch der Himmel an der geſuchten Stelle blieb glänzend einſam, wie er die ganze Nacht geweſen. Ich harrte fort. Es war, als würde es mit jeder Minute lautloſer. Der Mond zog ſichtlich der zweiten Halbkugel zu: eine Heerde Lämmerwolken, die tief gegen Süden auf der blauen Weide gingen, wurde leiſe angezündet, und ſelbſt ferne Wolkenbänke, die ſchon ſeit Abend unten am Weſthimmel ſchlummerten und ſich dehnten — und lange in unſere Nacht hinein die Sonne Amerika's wiedergeſchienen hatten, waren erloſchen, und glommen nun vom Monde an, und durch ihre Glieder floß ein ſanftes, blaſſes Licht, als regten ſie ſich leiſe.

Da ſchlug es zwei Uhr und Hinze kam. Er war mir in dieſer Nacht ordentlich bedeutſam geworden. Es entſpann ſich das ſtumme Geſpräch mit ihm, das ich Anfangs dieſes Blattes berichtete; aber freilich dauerte die Unterhaltung mit ihm nicht lange, da wir Beide des Zwiegeſprächs bald müde waren, und jeder zu unſerm Geſchäfte übergingen: er zu ſeinem Luſtwandeln, ich zu meinem einförmigen Schauen.

Das Lämpchen der Witwe war mittlerweile ausgelöſcht worden, dafür fürchtete ich, daß bald eine ganz andere Lampe angezündet werden würde; denn im Oſten kroch bereits ein verdächtiges Lichtgrauen herum, als ſei es der Morgen; auch die Luft, bisher ſo warm und todesruhig, machte ſich auf; denn ich fühlte es ſchon zweimal kühl aus Morgen her an mein Geſicht wehen, und das Rauſchen der Frühlingsgewäſſer wurde deutlich von den Bergen herübergetragen.

Da auf Einmal, in einem lichten Gürtel des Himmels, den zwei lange Wolkenbänder zwiſchen ſich ließen, war mirs, als ſchwebe langſam eine dunkle Scheibe — ich griff raſch um das Fernrohr, und ſchwang es gegen jene Stelle des Firmaments — Sterne, Wolken, Himmelsglanz flatterten durch das Objectiv — ich achtete ihrer nicht, ſondern ſuchte angſtvoll mit dem Glaſe, bis ich plötzlich eine große ſchwarze Kugel erfaßte und feſthielt.

Alſo iſt es richtig, eine Vorausſage trifft ein: gegen den zarten weißen Frühhimmel, ſo ſchwach roth erſt, wie eine Pfirſichblüthe, zeichnete ſich eine bedeutend große dunkle Kugel, unmerklich emporſchwebend, — und unter ihr an unſichtbaren Fäden hängend, im Glaſe des Rohres zitternd und ſchwankend, klein wie ein Gedankenſtrich am Himmel — das Schiffchen, ein gebogenes Kartenblatt, das drei Menſchenleben trägt, und ſie noch vor dem Frührothe herabſchütteln kann, ſo naturgemäß, wie aus der Wolke daneben ein Morgentropfen fällt.

Cornelia, armes verblendetes Kind! möge dich Gott retten und ſchirmen!

Ich mußte das Rohr weglegen; denn es wurde mir immer grauiger, daß ich durchaus die Stricke nicht ſehen konnte, mit denen das Schiff am Ballon hing.

Iſt nun auch die zweite Thatſache ſo gewiß, wie die erſte; dann lebe wohl, du mein Herz, — dann kannteſt du und liebteſt du das ſchönſte, großherzigſte, leichtſinnigſte Weib!!

Ich mußte doch das Rohr wieder nehmen; aber der Ballon war nicht mehr ſichtbar, wahrſcheinlich hatte ihn das obere jener Wolkenbänder aufgenommen, gegen deſſen Grund ſeine Zeichnung verſchwand. Ich wartete, und ſuchte dann noch lange am Himmel, fand aber nichts mehr.

Mit ſeltſamen Gefühlen des Unwillens und der Angſt legte ich das Fernrohr weg und ſtarrte in die Lüfte, bis endlich eine andere, aber glühende Kugel emporſtieg, und ihr ſtrahlendes Licht über die große heitere Stadt ausgoß, und auf meine Fenſter, und auf einen ungeheuren, klaren, heitern, leeren Himmel.

2.

Tagſtück.

Der junge Mann, aus deſſen Tagebuche das Vorſtehende wörtlich genommen wurde, war ein angehender Künſtler, ein Maler, noch nicht völlig zwei und zwanzig Jahre alt, aber ſeinem Anſehen nach hätte man ihm kaum achtzehn gegeben. Aus einer Fülle blonder Haare die er noch faſt knabenhaft in Locken trug, ſah ein unbeſchreiblich treuherziges Geſicht heraus, weiß und roth, voll Geſundheit, geziert mit den Erſtlingen eines Bartes, den er ſehr liebte, und der kindiſch trotzig auf der Oberlippe ſaß, — zwei dunkelblaue ſchwärmeriſche Augen unter einer ruhigen Stirn, auf der noch alle Unſchuld ſeiner Kindheit wohnte. Wirklich hatte er auch aus der Einſamkeit des Waldlandes, in dem er erzogen wurde, alle Herzenseinfalt ſeines Thales und ſo viel Wiſſen, als bei ſeinen Jahren überhaupt möglich iſt, in die große laſterhafte Stadt gebracht.

Und ſo ſaß er früh nach jener ihm merkwürdigen Nacht, die er oben beſchrieb, auf ſeiner Dachſtube, die nach und nach voll warmen Morgenlichts anquoll, rückgelehnt auf die hohe Lehne eines tuchenen, altmodiſchen Seſſels, deſſen unzählige gelbe Nägel im Frühlichte einen gleißenden Sternenbogen um ihn ſpannten. Die Hände ruhten in dem Schooße, und die Augen ſchauten auf die leere Leinwand, die vor ihm auf der Staffelei ſtand, aber ſie ſannen nicht auf Bilder, ſondern in ihrem tiefen, ſchwermüthigen Feuer ſtand der Anfang einer Leidenſchaft, die düſter-ſelig in dem Herzen anbrannte, und trotzig-ſchön in das kindliche Antlitz trat — auf dem unbeſchriebenen Blatte die erſten Lettern der großen Stadt, der Titel, daß nun ein heißes Leben beginne, voll Seligkeit und Unruhe, aber fernabliegend von der friedlichen Inſel ſeiner Kindheit.

Die Liebe iſt ein ſchöner Engel, aber oft ein ſchöner Todesengel für das gläubige, betrogne Herz!

Sein Nachtgenoſſe, Hinze, der Kater ſeiner Miethsfrau, lag auf dem breiten Fenſterſimſe, und ſchlief in den Strahlen der Morgenſonne. Nicht weit davon auf der Zeichnung eines Cherubs lag das Fernrohr. Unten in den Gaſſen lärmte bereits die Induſtrie einer großen Hauptſtadt, ſorgend für den heutigen Hunger und für die heutige Ueppigkeit.

Während nun der Künſtler ſo ſaß in ſeiner engen Dachſtube, die ihm der Himmel endlich ganz mit Sonnengold angefüllt hatte, begab ſich anderswo eine andere Scene: hoch am Firmamente in der Einöde unbegränzter Lüfte ſchwebte der Ballon, und führte ſein Schiffchen, und die kühnen Menſchen darinnen in dem weſenloſen Oceane mit einem ſanften Luftſtrome weſtwärts. Rings ausgeſtorbene Stille, nur zeitweiſe unterbrochen durch das zarte Knarren des Taffets, wenn der Oſtwind an ſeinen Wänden ſtrich, oder durch ein kaum hörbares Seufzen in dem ſeidnen Tauwerk. Drei Menſchen, ebenfalls im tiefſten Schweigen, ſaßen in dem Schiffe, bis an's Kinn in dichte Pelze gehüllt, und doppelte grüne Schleier über die Geſichter. Durch einen derſelben ſchimmerten die ſanften Umriſſe eines ſchönen blaſſen Frauenantlitzes mit großen, geiſtvollen, zagenden Augen — und ſomit war auch die zweite Thatſache richtig, welche der nächtliche Beobachter der Auffahrt vermuthet hatte. Aber wie ſie hier ſchiffte, war in ihr nicht mehr jene kühne Cornelia zu erkennen, die gleich ihrer römiſchen Namensſchweſter erhaben ſein wollte über ihr Geſchlecht, und gleich den heldenmüthigen Söhnen derſelben den Verſuch wagen, ob man nicht die Bande der Unterdrückten ſprengen möge, und die an ſich wenigſtens ein Beiſpiel aufſtellen wollte, daß auch ein Weib ſich frei erklären könne von den willkürlichen Grenzen, die der harte Mann ſeit Jahrtauſenden um ſie gezogen hatte — frei, ohne doch an Tugend und Weiblichkeit etwas zu verlieren. Sie war nicht mehr was ſie kaum noch vor einer halben Stunde geweſen; denn alles, alles war anders geworden, als ſie ſich gedacht hatte.

In früheſter Morgendämmerung, um jeder unberufenen Beobachtung zu entgehen, ward die Auffahrt veranſtaltet, und mit hochgehobenem Herzen ſtand die ſchöne Jungfrau dabei, als der Ballon gefüllt wurde, faſt nicht bändigend den klopfenden Buſen, und die ahnungsreiche Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Dennoch war es ein banger Augenblick für die umſtehenden Theilnehmer, als der unſcheinbare Taffet zu einer rieſenhaften Kugel anſchwoll und die mächtigen Taue ſtraff ſpannte, mit denen ſie an die Erde gebunden war. Seltſame Inſtrumente und Vorrichtungen wurden gebracht, und in die Fächer des Schiffes geſchnallt. Ein ſchöner großer Mann — ſonſt war er ſanft, fröhlich und wohlgemuth, heute blaß und ernſt — ging vielmal um die Maſchine herum, und prüfte ſie ſtellenweiſe um ihre Tüchtigkeit. Endlich fragte er die Jungfrau, ob ſie auf ihrem Wunſche beharre, und auf das Ja ſah er ſie mit einem ſeltſamen Blicke der Bewunderung an, und führte ſie ehrerbietig in das Schiff, bemerkend, daß er ihr nicht mit Wiederholung der Warnungen läſtig ſein wolle, die er ihr ſchon vor vierzehn Tagen gemacht, da ſie dieſelben ohne Zweifel wohl überlegt haben würde. Er wartete noch einige Minuten, und da keine Antwort erfolgte, ſo ſtieg auch er ein, und ein alter Mann war der letzte; ſie hielt ihn für einen ergrauten, wiſſenſchaftlichen Famulus.

Alle waren ſie nun in Bereitſchaft, die Maſchine in Ordnung. Einen Blick noch that Cornelia auf die Bäume des Gartens, die in's Morgengrau vermummt umherſtanden und zuſahen — dann erſcholl aus dem Munde ihres Begleiters der Ruf: „Nun laßt im Namen Gottes den braven Condor fliegen — löſ't die Taue!“ Es geſchah, und von den tauſend unſichtbaren Armen der Luft gefaßt und gedrängt, erzitterte der Rieſenbau der Kugel, und ſchwankte eine Secunde —

dann ſachte aufſteigend zog er das Schiffchen los vom mütterlichen Grunde der Erde, und mit jedem Athemzuge an Schnelligkeit gewinnend, ſchoß er endlich pfeilſchnell, ſenkrecht in den Morgenſtrom des Lichts empor, und im Momente flogen auch auf ſeine Wölbung und in das Tauwerk die Flammen der Morgenſonne, daß Cornelia erſchrack, und meinte, der ganze Ballon brenne; denn wie glühende Stabe ſchnitten ſich die Linien der Schnüre aus dem indigoblauen Himmel, und ſeine Rundung flammte, wie eine rieſenhafte Sonne. Die zurücktretende Erde war noch ganz ſchwarz und unentwirrbar, in Finſterniß verrinnend. Weit im Weſten auf einer Nebelbank lag der erblaſſende Mond.

So ſchwebten ſie höher und höher, immer mehr und mehr an Rundſicht gewinnend. Zwei Herzen, und vielleicht auch das dritte alte, pochten der Größe des Augenblicks entgegen.

Die Erhabenheit begann nun allgemach ihre Pergamente auseinanderzurollen — und der Begriff des Raumes fing an mit ſeiner Urgewalt zu wirken. Die Schiffenden ſtiegen eben einem Archipel von Wolken entgegen, die der Erde in demſelben Augenblicke ihre Morgenroſen ſandten, hier oben aber weiß ſchimmernde Eisländer waren, in den furchtbar blauen Bächen der Luft ſchwimmend, und mit Schlünden und Spalten dem Schiffe entgegen ſtarrend. Und wie ſie näher kamen, regten und rührten ſich die Eisländer als weiße, wallende Nebel. In dieſem Augenblicke ging auf der Erde die Sonne auf, und dieſe Erde wurde wieder weithin ſichtbar. Es war noch das gewohnte Mutterantlitz, wie wir es von hohen Bergen ſehen, nur lieblich ſchön erröthend unter dem Strahlennetze der Morgenſonne, welche eben auch das Fenſter des Dachſtübchens vergoldete, in dem der arme junge Meiſter ſaß.

„Wie weit, Coloman?“ fragte der Luftſchiffer.

„Faſt Montblanc's Höhe,“ antwortete der alte Mann, der am andern Ende des Schiffchens ſaß „wohl über vierzehntauſend Fuß, Mylord.“

„Es iſt gut.“

Cornelia ſah bei dieſer Rede behutſam über Bord des Schiffes, und tauchte ihre Blicke ſenkrecht nieder durch den luftigen Abgrund auf die liebe verlaſſene, nunmehr ſchimmernde Erde, ob ſie etwa bekannte Stellen entdecken möge — aber ſiehe, alles war fremd und die vertraute Wohnlichkeit derſelben war ſchon nicht mehr ſichtbar, und mithin auch nicht die Fäden, die uns an ein theures, kleines Fleckchen binden, das wir Heimath nennen. Wie große Schatten zogen die Wälder gegen den Horizont hinaus — ein wunderliches Bauwerk von Gebirgen, wie wimmelnde Wogen, ging in die Breite, und lief gegen fahle Flecken ab, wahrſcheinlich Gefilde. Nur ein Strom war deutlich ſichtbar, ein dünner zitternder Silberfaden, wie ſie oft im Spätherbſte auf dunkler Haide ſpinnen. Ueber dem Ganzen ſchien ein ſonderbar gelbes Licht zu ſchweben.

Wie ſie ihre Blicke wieder zurückzog, begegnete ſie dem ruhigen Auge des Lords, an dem ſie ſich erholte. Er ſtellte eben ein Teleſkop zurecht, und befeſtigte es.

Dieß nun war der Moment, in welchem wir den Ballon trafen, als wir uns aus der Stube des Künſtlers entfernten. Er zog, wie wir ſagten, mit einem ſanften Luftſtrome weſtwärts, ohne weiter zu ſteigen; denn ſchon über zwanzig Minuten fiel das Queckſilber in der Röhre gar nicht mehr. Die beiden Männer arbeiteten mit ihren Inſtrumenten. Cornelia drückte ſich tiefer in ihre Gewänder, und in die Ecke ihres Sitzes. Die fließende Luft ſpielte um ihre Locken, und das

Fahrzeug wiegte ſich. Von ihrem Herzen gab ſie ſich keine Rechenſchaft.

Die Stille wurde nur unterbrochen durch eintönige Laute der Männer, wie der eine dictirte, der andere ſchrieb. Am Horizonte tauchten jetzt in nebelhafter Ferne ungeheure ſchimmernde Schneefelder auf, die ſich Cornelia nicht enträthſeln konnte. „Es iſt das Mittelmeer, verehrtes Fräulein," ſagte Coloman; „wir wollen hier nur noch einige Luftproben in unſere Fächer ſchöpfen und die Elektricität prüfen; dann ſollen Sie den Spiegel noch viel ſchöner ſehen, nicht mehr ſilbern, ſondern wie lauter blitzendes Gold."

Während deſſen hatte der junge Luftſchiffer eine Phiole mit ſtarkem Kaffee gefüllt, in ungelöſchten Kalk gelegt, hatte Waſſer auf den Kalk gegoſſen und ſo die Flüſſigkeit gewärmt; dann goß er etwas Rum dazu und reichte der Jungfrau einen Becher des heißen und erhitzenden Getränkes. Bei der großen Kälte fühlte ſie die wohlthätige Wirkung augenblicklich wie neues Leben durch ihre Nerven fließen. Auch die Männer tranken. Dann redeten ſie leiſe und der Jüngere nickte. Hierauf fing der Aeltere an, Säcke mit Sand, die im Schiffe ſtanden, über Bord zu leeren. Der Condor wiegte ſich in ſeinem Bade, und wie mit den prächtigen Schwingen ſeines Namensgenoſſen hob er ſich langſam und feierlich in den höchſten Aether — und hier nun änderte ſich die Scene ſchnell und überwältigend.

Der erſte Blick Cornelia's war wieder auf die Erde — dieſe aber war nicht mehr das wohlbekannte Vaterhaus: in einem fremden goldnen Rauche lodernd, taumelte ſie gleichſam zurück, an ihrer äußerſten Stirn das Mittelmeer, wie ein ſchmales, gleißendes Goldband tragend, überſchwimmend in unbekannte phantaſtiſche Maſſen. Erſchrocken wandte die Jungfrau ihr Auge zurück, als hätte ſie ein Ungeheuer erblickt — aber auch um das Schiff herum wallten weithin weiße, dünne, ſich dehnende und regende Leichentücher — von der Erde geſehen — Silberſchäfchen des Himmels. — Zu dieſem Himmel floh nun ihr Blick — aber ſiehe, er war gar nicht mehr da: das ganze Himmelsgewölbe, die ſchöne blaue Glocke unſerer Erde, war ein ganz ſchwarzer Abgrund geworden, ohne Maß und Grenze in die Tiefe gehend — jenes Labſal, das wir unten ſo gedankenlos genießen, war hier oben völlig verſchwunden, die Fülle und Fluth des Lichtes auf der ſchönen Erde. Wie zum Hohne, wurden alle Stern ſichtbar — winzige, ohnmächtige Goldpunkte, verloren durch die Oede geſtreut — und endlich die Sonne, ein drohendes Geſtirn, ohne Wärme, ohne Strahlen, eine ſcharfgeſchnittene Scheibe aus wallendem, blähendem, weißgeſchmolzenem Metalle: ſo glotzte ſie mit vernichtendem Glanze aus dem Schlunde — und doch nicht einen Hauch des Lichtes feſthaltend in dieſen weſenloſen Räumen; nur auf dem Ballon und dem Schiffe ſtarrte ein grelles Licht, die Maſchine geſpenſtig von der umgebenden Nacht abhebend und die Geſichter todtenartig zeichnend, wie in einer laterna magica.

Und dennoch — die Phantaſie begriff es kaum — dennoch war es unſere zarte, liebe Luft, in der ſie ſchifften — dieſelbe Luft, die morgen die Wangen eines Säuglings fächelt. Der Ballon kam, wie der Alte bemerkte, in den obern umgekehrten Paſſatſtrom, und mußte mit fürchterlicher Schnelligkeit dahingehen, was das ungemeine Schiefhängen des Schiffes bewies, und das gewaltige Rütteln und Zerren an dem Taffet, der deſſenungeachtet keinen ſtärkern Laut gab, als das Wimmern eines Kindes; denn auch das Reich des Klanges war hier oben aus — und wenn das Schiff ſich von der Sonne wendete, ſo war nichts, nichts da, als die entſetzlichen Sterne, wie Geiſter, die bei Tage umgehen.

Jetzt, nach langem Schweigen, thaten ſich zwei ſchneebleiche Lippen auf und ſagten furchtſam leiſe: „Mir ſchwindelt.“

Man hörte ſie aber nicht.

Sie ſchlug nun den Pelz dichter um ſich, um den ſchüttelnden Fieberfroſt abzuwehren. Die Männer arbeiteten noch Dinge, die ſie gar nicht verſtand; nur der junge, ſchöne, furchtbare Mann, däuchte es ihr, ſchoß zuweilen einen majeſtätiſchen Blick in die großartige Finſterniß und ſpiele dichteriſch mit Gefahr und Größe — an dem Alten war nicht ein einzig Zeichen eines Affectes bemerkbar.

Nach langer, langer Zeit der Vergeſſenheit neigte der Jüngling doch ſein Angeſicht gegen die Jungfrau, um nach ihr zu ſehen: ſie aber ſchaute mit ſtillen, wahnſinnigen Augen um ſich, und auf ihren Lippen ſtand ein Tropfen Blut.

„Coloman,“ rief der Jüngling, ſo ſtark er es hier vermochte, „Coloman, wir müſſen niedergehen; die Lady iſt ſehr unwohl.“

Der alte Mann ſtand auf von den Inſtrumenten und ſah hin, es war ein Blick voll ſtrahlenden Zornes, und ein tief entrüſtetes Antlitz. Mit überraſchend ſtarker Stimme rief er aus: „Ich habe es dir geſagt, Richard, das Weib erträgt den Himmel nicht — die Unternehmung, die ſo viel koſtete, iſt nun unvollendet; eine ſo ſchöne Fahrt, die einfachſte und ruhigſte in meinem ganzen Leben, geht umſonſt verloren. Wir müſſen freilich nieder, das Weib ſtirbt ſonſt hier. Lüfte nur die Klappen.“

Nach dieſen Worten ſaß er wieder nieder, klammerte ſich an ein Tau und zog die Falten ſeines Mantels zuſammen; der Jüngling aber that einen jähen Zug an einer grünſeidnen Schnur — und wie ein Rieſenfalke ſtieß der Condor hundert Klafter ſenkrecht nieder in der Luft — und ſank dann langſamer immer mehr und mehr.

Der Lord hielt die ohnmächtige Cornelia in den Armen.

3.

Blumenſtück.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit ſeit der Luftfahrt vergangen war, — da war es wieder eines Morgens, eh kaum der Tag graute, daß der junge Künſtler wieder auf dem altmodiſchen Seſſel mit den gelben Nägeln ſaß und wieder auf die geſpannte Leinwand ſchaute: aber dießmal war ſie nicht leer, ſondern mit einem großen ſkizzirten Bilde prangend, das bereits ein ſchwerer Goldrahmen umfing. Wie Einer, der heißhungrig nach Thaten iſt, arbeitete er an dem Bilde, und wer ihn ſo geſehen hätte, wie er in Selbſtvergeſſenheit die Augen über die gemalte Landſchaft ſtrömen ließ, der hätte gemeint, aus ihnen müſſe die Wärme und Zärtlichkeit in das Bild gefloſſen ſein, die ſo unverkennbar und reizend aus demſelben traten. Oft ging er einen Schritt zurück, mit klugem Blicke das Ganze prüfend und wägend; dann ward mit leuchtenden Augen die Arbeit fortgeſetzt. Es iſt ein ſchöner Anblick, wenn der Engel der Kunſt in ein unbewußtes, reizendes Jünglingsantlitz tritt, dasſelbe verklärt und es ohne Ahnung des Beſitzers ſo ſchön und ſo weit über den Ausdruck des Tages emporhebt. Heller und heller ſchien die Sonne in das Gemach, und in dieſer Stimmung war es, daß ein Diener gegen Mittag ein verſiegeltes Blättchen brachte.

Der Jüngling riß es auf. „Gut, ich werde kommen,“ ſagte er, und ein heißes Roth lief auf ſeine Wangen, der Zeuge eines Gefühls, das er in der tiefſten Falte ſeines Herzens verborgen wähnte, und in letzter Zeit gar unmuthig und unwillig niedergekämpft hatte.

Der Diener ging — der Jüngling aber malte nun nicht mehr.

Um zehn Uhr des andern Tages, in feines Schwarz gekleidet, den leichten Hut über den blonden verquellenden Locken, ging er aus der Stadt, die langen, lichten Gaſſen der Vorſtadt entlang, bis er zu dem Eingange eines ſchönen Landhauſes gelangte; dort trat er ein, ſtieg die breite ſommerliche Treppe hinauf und öffnete die Flügelthüren zu einem großen Saale voll Bilder. Hier harrte er und ließ ſich melden. Nach einer Zeit that ſich eine Thür gegenüber dem Eingange auf, und eine ältliche Frau trat heraus, die ihm ſogleich mit mütterlicher Freude die Hand reichte und ſie herzlich drückte.

„Gehen Sie nur hinein," ſagte ſie, „gehen Sie hinein — Sie werden faſt mit Angſt erwartet. Ach, Guſtav, was habe ich gelitten! — Sie hat es wirklich ausgeführt; dann war ſie krank — ſie muß fürchterliche Dinge geſehen haben, ſie muß ſehr weit, ſehr weit geweſen ſein; denn drei Tage und Nächte dauerte die Rückreiſe. — Seit ſie geneſen, iſt ſie gut und ſanft, daß es mir oft wunderbar in's Herz geht; aber ſie ſagt von jener Sache auch nicht ein leiſes, leiſes Wörtchen. Gehen Sie nur hinein."

Der Jüngling hatte mit düſterer Miene zugehört; er ſchwieg und die Miene wurde nur noch düſterer.

Er ſchritt der Thüre zu, öffnete ſie und verſchwand hinter derſelben. Das Zimmer, in dem er ſich nun befand, war groß und mit dem feinſten Sinne eingerichtet. An einem Fenſter desſelben, mitten in einem Walde fremder Blumen, ſaß eine junge Dame. Sie war in einem weißen Atlaskleide, deſſen ſanfter Glanz ſich edel abhob von den dunkelgrünen Blättern der Camellien.

Sie war aufgeſtanden, als der junge Mann eintrat, und ging ihm freundlich entgegen. Eine Geſtalt über mittlerer Größe, voll jener hohen Grazie der Vornehmen, aber auch voll jener höheren der Sitte, die den Menſchen ſo ſchön macht. Ihr Angeſicht war geiſtvoll, blühend, aber heute blaß. Zwei große ſchwarze Augen ſchauten dem Künſtler aus der Bläſſe entgegen und grüßten ihn freundlich.

Er aber ſah es nicht, daß ein leiſes Ding von Demüthigung oder Krankheit in ihrem Weſen zittere — ſein Herz lag gebannt in der Vergangenheit, ſein Auge war gedrückt und trotzend.

Einen Moment war Stille.

„Wir haben uns lange nicht geſehen,“ ſagte ſie weich; „ich war auch ein wenig krank.“

Er ſagte auf ihre Anrede nichts, ſondern verbeugte ſich nur.

„Sie waren immer wohl?“ fragte ſie.

„Ich war wohl,“ antwortete er.

Ein großer, verwundernder Blick flog auf ihn —

aber ſie ſagte nichts, ſondern ging gegen die Camellien, wo eine Staffelei ſtand, rückte dort etwas, dem kein Rücken Noth that; ſtellte etwas zurechte, das ohnedies recht ſtand; ſah in die grünen Pflanzenblätter, als ſuche ſie etwas — und kam dann wieder zurück. Er ſtand indeſſen auf demſelben Flecke, wie Einer, der Befehle erwartet den Hut in der Hand, und ſeinen Ort nicht um die Breite eines Haares verrückend.

Die Dame athmete und fragte dann endlich ſich zwingend noch ſanfter: „Dachten Sie wohl auch die Zeit her an uns?"

„Ich dachte oft," ſagte er mit unbefangener Stimme, „an Sie und an unſere Studien. Jetzt werden wohl die Farben auf dem Bilde gar zu ſehr verdorrt ſein."

Nun aber ward ſie purpurroth und ſtieß heiß heraus: „Malen wir."

Das Roth des Antlitzes war im raſchen Umwenden ihrer Geſtalt nur hinter den Schläfen ſichtbar geworden, und den tiefen Unmuthsblitz des Auges hatte nur der Spiegel aufgefangen. Es war ganz deutlich, und ſchon ihr Anzug hatte es gezeigt, daß ſie nicht hatte malen wollen: aber wie er nun den Hut abgelegt, an die Staffelei getreten, dort ein Fach geöffnet, Malergeräthe herausgenommen und ſtehend die Farben auf die Palette geſtellt — und wie ſie allem dem mit großem ſchweigendem Auge zugeſehen hatte — und wie er ihr die Palette artig reichte: ſo drückte ſie raſch den einen Aermel ihres Atlasgewandes zuſammen, empfing die Palette und ſetzte ſich mit unſäglichem Stolze nieder.

Er ſtand hinter ihr, auf dem Antlitze nicht einen Hauch von Erregung zeigend.

Das Malen begann. Die ältliche Frau, die Amme der jungen Dame, ging zeitweiſe ab und zu.

Der junge Mann, als Lehrer, begann mit klarer Stimme kühl und ruhig die Beurtheilung des bereits auf der Leinwand Vorhandenen, und that dieſes Geſchäft lobender und kürzer, als ſonſt: dann gab er den Plan für das, was nun dem Bilde zunächſt Noth thue: er nannte die erforderlichen Töne und die Farben, aus denen ſie zu miſchen ſeien.

Sie nahm und miſchte.

„Gut“ ſagte er. Die Töne wurden nun in einem Bogen auf der Palette nebeneinander aufgeſtellt — das Malen begann und das Zimmer war todtenſtill; nur, wie eine Grotte durch fallende Tropfen, ſo ward es durch die gelegentlichen Worte unterbrochen: „gut — wärmer — tiefer —“. Nach und nach tönte auch dieß nicht mehr; mit dem langen Stiele des Pinſels zeigte er, was zu verbinden war, was zu trennen; oder er ſetzte plötzlich ein Lichtchen oder einen Drucker hin, wo es Noth that und ſie es nicht wagte.

Was er gewollt, hatte er erreicht; aber wer ihn nun geſehen hätte, wie er ſein ſchönes Antlitz hinter ihrem Rücken einſam emporhob, der hätte den leiſen heißen Schmerz bemerkt, der in demſelben ſchwamm — aber ſie ſah ſich nicht um, und ſonſt waren rings nur die blinden Wände.

Wie ſo oft der Geiſt des Zwieſpalts zwiſchen Menſchen tritt, anfangs als ein ſo kleines, weſenloſes Ding, daß ſie es nicht ſehen, oder nicht werth halten es mit einem Hauch des Mundes, mit einer Falte des Gewandes wegzufegen — wie es dann heimlich wächſt, und endlich als unangreifbarer Rieſe wolkig, dunkel zwiſchen ihnen ſteht: ſo war es auch hier. Einſtens, ja in einem ſchönen Traume war es ihm geweſen, als zittre auch in ihr der Anfang jenes heißen Weſens, das ſo dunkel über ſeiner Seele lag, einſtens in einem ſchönen Traume; aber dann war ihr Stolz wieder da, ihr

Freiheitsſtreben, ihr Wagen — Alles, Alles ſo ganz anders, als ihm ſein ſchüchtern wachſendes, ſchwellendes Herz ſagte, daß es ſein ſolle — ſo ganz anders, ganz anders, daß er plötzlich knirſchend Alles hinter ſich geworfen, und nun daſtand, wie Einer, der verachtet — und wie ſie immer fortmalte und auch nicht eine Seitenbewegung ihres Hauptes machte, und auch nicht ein Wort ſagte: da preßte er die Zähne ſeines Mundes auf einander und dachte, er haſſe dieſes Weib recht inbrünſtiglich! — Und wie Stunde um Stunde des Vormittags floß, — wie er ihren Athem hörte, und wie doch keine Sekunde etwas Anderes brachte, als immer dasſelbe Bild: — da wurde es ſchwül im Zimmer, und auf einmal — er wußte nicht warum — trat er an das Fenſter und ſah hinaus. Es war draußen ſtill, wie drinnen; ein traurig blauer Himmel zog über regloſe grüne Bäume — der Jüngling meinte, er ringe mit einer Rieſenſchlange um ſie zu zerdrücken. Plötzlich war es, als höre er hinter ſich einen dumpfen Ton, wie wenn etwas niedergelegt würde — er ſah um: wirklich waren Palette und Malerſtab weggelegt, und die Jungfrau ſaß im Stuhle rückgelehnt, die beiden Hände feſt vor ihr Antlitz drückend. Einen

Kontext ſchaute er auf ſie und begann zu beben; — dann ging er leiſe näher — ſie regte ſich nicht — dann noch näher — ſie regte ſich nicht — er hielt den Athem an, er ſah auf die ſchönen Finger, die ſich gegen die Blüthe des Antlitzes drückten — und da ſah er endlich, wie quellend Waſſer zwiſchen ihnen vordrang — mit Eins lag er auf ſeinen Knieen vor ihr. Man erzählt von einer fabelhaften Blume der Wüſte, die jahrelang ein ſtarres Kraut war, aber in einer Nacht bricht ſie in Blüthen auf, ſie erſchrickt und ſchauert in der eignen Seligkeit — ſo war's hier; mit Angſt ſuchte er unter ihren Händen empor in ihr Angeſicht zu ſchauen; allein er konnte es nicht ſehen, — er ſuchte ſanft den Arm zu faſſen, um ihre eine Hand herabzuziehen; — allein ſie ließ den Arm nicht. Da preßten ſeine Lippen das heiße Wort heraus: „Liebe, theure Cornelia!“

Sie drückte ihre Hände nur noch feſter gegen das Geſicht, und nur noch heißer und nur noch reichlicher floſſen die Thränen hervor.

Ihm aber — — wie war ihm denn? Angſt des Todes war es über dieſe Thränen, und dennoch rollte jede wie eine Perle jauchzenden Entzückens über ſein

Herz — — wo iſt die Schlange am Fenſter hin? wo der drückende blaue Himmel? — Ein lachendes Gewölbe ſprang über die Welt, und die grünen Bäume wiegten ein Meer von Glanz und Schimmer!

Er hatte noch immer ihren Arm gefaßt, aber er ſuchte nicht mehr ihn herabzuziehen — ſie ward ruhiger — endlich ſtille. Ohne das Antlitz zu enthüllen, ſagte ſie leiſe: „Sie haben mir einſt über mein den Männern nachgebildetes Leben ein Freundeswort geſagt, …“

„Laſſen wir das,“ unterbrach er ſie, „es war Thorheit, Anmaßung von mir …“

Nein, nein,“ ſagte ſie, „ich muß reden, ich muß Ihnen ſagen, daß es anders werden wird — — ach, ich bin doch nur ein armes, ſchwaches Weib, wie ſchwach, wie arm ſelbſt gegen jenen greiſen hinfälligen Mann — — ſie erträgt den Himmel nicht! — —“

Hier ſtockte ſie, und wieder wollten Thränen kommen. Der Jüngling zog nun ihre Hände herab; ſie folgte, aber der erſte Blick den ſie auf ihn that, machte ſie erſchrecken, daß plötzlich die Thränen ſtockten. Wie war er verwandelt! Aus den Locken des Knaben ſchaute ein geſpanntes, ernſtes Männerantlitz empor, ſchimmernd in dem fremden Glanze des tiefſten Fühlens; — aber auch ſie war anders: in den ſtolzen dunklen Sonnen lag ein Blick der tiefſten Demuth, und dieſe demüthigen Sonnen hafteten beide auf ihm, und ſo weich, ſo liebreich wie nie — — hingegeben, hilflos, willenlos — ſie ſahen ſich ſprachlos an — die heiße Lohe des Gefühles wehte — das Herz war ohnmächtig — ein leiſes Anſichziehen — ein ſanftes Folgen — und die Lippen ſchmolzen heiß zuſammen, nur noch ein unbeſtimmter Laut der Stimme — und der ſeligſte Augenblick zweier Menſchenleben war gekommen, und — vorüber.

Der Kranz aus Gold und Ebenholz um ihre Häupter hatte ſich gelöſet, der Funke war geſprungen, und ſie beugten ſich auseinander — aber die Häupter blickten ſich nun nicht an, ſondern ſahen zur Erde und waren ſtumm.

Nach langer, langer Pauſe wagte der Jüngling zuerſt ein Wort, und ſagte gedämpft: „Cornelia, was ſoll nun dieſer Augenblick bedeuten?"

„Das Höchſte, was er kann," erwiederte ſie ſtolz und leiſe.

„Wohl, er iſt das ſchönſte, was mir Gott in meinem Leben vorgezeichnet," ſagte er, „aber hinter der großen Seligkeit iſt mir jetzt, als ſtände ein großer langer Schmerz — Cornelia — wie werde ich dieſen Augenblick vergeſſen lernen?!"

„Um Gott nicht," ſagte ſie erſchrocken, „Guſtav, lieber, einziger Freund, den allein ich auf dieſer weiten Erde hatte, als ich mich verblendet über mein Geſchlecht erheben wollte — wir wollen ihn auch nicht vergeſſen; ich müßte mich haſſen, wenn ich es je könnte. — Und auch Sie, bewahren Sie mir in Liebe und Wahrheit Ihr großes, ſchönes Herz."

Er ſchlug nun plötzlich die Augen zu ihr auf, erhob ſich von dem Sitze, trat vor ſie, ordentlich höher geworden, wie ein ſtarker Mann, und rief: „Vielleicht iſt dieſes Herz reicher, als ich ſelber weiß; eben kommt ihm ein Entſchluß, der mich ſelber überraſcht, aber er iſt gut: meine vorgenommene Reiſe trete ich ſogleich, und zwar morgen ſchon an. — Ich kann noch an das neue Glück nicht glauben — iſt es etwa nur ein Moment, ein Blitz, in dem zwei Herzen ſich begegneten, und iſt es dann wieder Nacht? Laß uns nun ſehen, was dieſe Herzen ſind. Verloren kann dieſe Minute nie ſein, aber was ſie bringen wird!? Sie bringe, was ſie muß und kann — und ſo gewiß eine Sonne draußen ſteht, ſo gewiß wird ſie eines Tages die Frucht der heutigen Blume beleuchten, ſie ſei ſo oder ſo — — — ich weiß nur eines, daß draußen eine andere Welt iſt, andere Bäume, andere Lüfte — und ich ein anderer Menſch. O Cornelia, hilf mir's ſagen, welch' ein wundervoller Sternenhimmel in meinem Herzen iſt, ſo ſelig, leuchtend, glänzend, als ſollt ich ihn in Schöpfungen ausſtrömen, ſo groß, als das Univerſum ſelbſt, — aber ach, ich kann es nicht, ich kann ja nicht einmal ſagen, wie grenzenlos, wie unausſprechlich, und wie ewig ich Sie liebe, und lieben will, ſo lange nur eine Faſer dieſes Herzens halten mag."

Cornelia war im höchſten Grade erſtaunt über den Jüngling und ſeine Sprache. — Sie war mit ihm in gleichem Alter, aber ſie war eine aufgeblühte volle Blume, er konnte zu Zeiten faſt noch ein Knabe heißen. — Bewußt oder unbewußt hatte ſie die Liebe vorzeitig aus ihm gelockt — in einer Minute war er ein Mann geworden; er wurde vor ihren Augen immer ſchöner, wie Seele und Liebe in ſein Geſicht trat, und ſie ſah ihn mit Entzücken an, wie er vor ihr ſtand, ſo ſchön ſo kräftig, ſchimmernd ſchon von künftigem Geiſtesleben und künftiger Geiſtesgröße, und doch unſchuldig, wie ein Knabe, und unbewußt der göttlichen Flamme, Genie, die um ſeine Scheitel ſpielte.

Seele kann nur Seele lieben, und Genie nur Genie entzünden.

Cornelia war nun auch aufgeſtanden, ſie hatte ihre ſchönen Augen zu ihm emporgeſchlagen, und alles, was je gut und edel und ſchön war in ihrem Leben, die unbegrenzte Fülle eines guten Herzens lag in ihrem Lächeln, und ſie wußte es nicht, und meinte zu arm zu ſein, um dieſes Herz lohnen zu können, das ſich da vor ihr entfaltete. Er aber verſprach ſich in dieſem Momente innerlich, daß er ringen wolle, ſo lange ein Hauch des Lebens in ihm ſei, bis er geiſtesgroß und thatengroß vor allen Menſchen der Welt daſtehe, um ihr nur vergelten zu können, daß ſie ihr herrlich Leben an ihn hingebe für kein anderes Pfand, als für ſein Herz.

Sie waren mittlerweile an das Fenſter getreten, und ſo ſehr jedes innerlich ſprach, ſo ſtumm, und ſo befangener wurden ſie äußerlich.

Es iſt ſeltſam, wie das Gemüth in ſeiner Unſchuld iſt: wenn der erſte Wonneſturz der erſten Liebe auf daſſelbe fällt, und nun vorüber iſt, — ſo iſt der erſte Eindruck der, zu fliehen, ſelbſt vor der Geliebten zu fliehen, um die ſtumme Uebermacht in's Einſame zu tragen.

So ſtanden auch die Beiden an dem Fenſter, ſo nahe aneinander, und doch ſo fern. Da trat die Amme ein, und gab Beide ſich ſelbſt wieder. Er vermochte es, von ſeiner Reiſe und von ſeinen Planen zu ſprechen und als die Amme ſagte, er möge doch auch ſchreiben, und die Gebirge und Wälder und Quellen ſo ſchön beſchreiben, wie er oft auf Spaziergängen gethan habe, — da ſtreifte ſein Blick ſcheu auf Cornelia, und er ſah, wie ſie erröthete.

Als endlich die Amme wieder abgerufen wurde, nahm auch er ſachte ſeinen Hut, und ſagte: „Cornelia, leben ſie wohl!“

„Reiſen Sie recht glücklich,“ antwortete ſie, und ſetzte hinzu: „Schreiben Sie einmal.“

Sie hatte nicht mehr den Muth, nur noch mit einem Worte die vergangene Scene zu berühren. Sie getraute ſich nicht zu bitten, daß er die Reiſe aufſchiebe, und er nicht zu ſagen, daß er lieber hier bliebe, und ſo gingen ſie auseinander, nur daß er unter der Thür noch einmal umblickte, und die liebe theure Geſtalt ſchamvoll neben den Blumen ſtehen ſah.

Als er aber draußen war, eilte ſie raſch vor ihr Marienbild, ſank vor demſelben auf die Kniee, und ſagte: „Mutter der Gnaden, Mutter der Waiſen, höre mein Gelübde: ein demüthig ſchlechtes Blümchen will ich hinfort ſein und bleiben, das er mit Freuden an ſein ſchönes Künſtlerherz ſtecke, damit er dann wiſſe, wie unſäglich ich ihn liebe und ewig lieben werde.“

Und wieder floßen ihre Thränen, aber es waren linde, warme und ſelige.

So trennten ſich zum erſtenmal zwei Menſchen, die ſich gefunden. Wer weiß es, was die Zukunft bringen wird? Beide ſind ſie unſchuldige, überraſchte Herzen, Beider glühendſter, einzigſter Entſchluß iſt es, das Aeußerſte zu wagen, um nur einander werth zu ſein, um nur ſich zu beſitzen, immerfort in Ewigkeit und Ewigkeit.

Ach, ihr Armen, kennt ihr denn die Herrlichkeit, und kennt ihr denn die Tücke des menſchlichen Herzens?

4.

Fruchtſtück.

Manches Jahr war ſeit dem Obigen verfloſſen, allein es liegt nichts davon vor. — Welch' ein Glühen, welch' ein Kämpfen zwiſchen Beiden war, wer weiß es? Nur ein ganz kleines Bild aus ſpäterer Zeit iſt noch da, welches ich gerne gebe.

Vor einigen Jahren war ich in Paris, und hörte einmal zufällig beim Reſtaurateur einem heftigen Streite zu, der ſich über den Vorzug zweier Bilder erhob, die eben auf der Ausſtellung waren. Wie es zu gehen pflegt, einer pries das erſte, der andere das zweite, aber darin waren Alle einig, daß die neue Zeit nichts dem Aehnliches geſehen habe, und was die ganze Welt nur noch mehr reizte, war, daß kein Menſch wußte, von wem die Bilder ſeien.

„Ich kenne den Künſtler," rief ein langer Herr,

„es iſt derſelbe blaſſe Mann, der vorigen Sommer ſo oft auf dem Thurme von Notre-Dame war, und ſo viel ſchwieg. Er ſoll jetzt in Südamerika ſein."

„Das Bild iſt von Mouſard," ſagte ein Anderer, „er will nur die Welt äffen."

„Ja, das malt einmal Mouſard," ſchrie ein Dritter, „die Gemälde ſind darum mit einem falſchen Namen verſehen, ſage ich, weil ſie von einer hohen Hand ſind."

Einige lachten, Andere ſchrieen, und ſo ging es fort, ich aber begab mich vom Reſtaurateur auf den Salon, um dieſe geprieſenen Stücke zu ſehen. Ich fand ſie leicht, und in der That, ſie machten mich eben ſo betroffen, wie die Andern, die neben mir ſtanden. Es waren zwei Mondbilder — nein, keine Mondbilder, ſondern wirkliche Mondnächte, aber ſo dichteriſch, ſo gehaucht, ſo trunken, wie ich nie ſolche geſehen. Immer ſtand eine gedrängte Gruppe davor, und es war merkwürdig, wie ſelbſt dem Munde der unterſten Claſſen ein Ruf des Entzückens entfuhr, wenn ſie dieſelben erblickten, und von dieſer Natur getroffen wurden. Das erſte war eine große Stadt von oben geſehen, mit einem Gewimmel von Häuſern, Thürmen, Kathedralen, im

Mondlichte ſchwimmend — das zweite eine Flußpartie in einer ſchwülen, elektriſchen, wolkigen Sommermondnacht.

„Guſtav R... aus Deutſchland," ſtand im Kataloge, und man kann denken, welche Reihe von Erinnerungen plötzlich in mir aufzuckten, als ich „Guſtav" las — ich kannte nun den Künſtler ſehr wohl. — Alſo auf dieſe Weiſe, dachte ich, iſt dein Herz in Erfüllung gegangen, und hat ſich deine Liebe entfaltet! Armer, getäuſchter Mann! — Auch das werden unſere Leſer verſtehen, was ſich damals ganz Paris als eine Seltſamkeit und Künſtlerlaune erzählte, daß nämlich auf jedem Bilde eine Katze vorkomme — der ehrliche gute Hinze.

Ich blieb faſt bis zum Schluſſe, und ſah nun auch die andern Bilder an. Als ich auf meinem Rückwege die Säle wieder an den zwei Gemälden vorüberkam, bemerkte ich, wie ein Galleriediener einer Dame, die davor ſtand, bedeutete, daß ſie gehen müſſe, weil geſchloſſen werde. Die Dame zögerte noch einen Moment, dann löſ'te ſie ihr Auge von den Gemälden, und wandte ſich zum Gehen — nie wurde ich von zwei ſchöneren Augen getroffen — ſie ließ den Schleier überfallen und ging davon.

Ich konnte damals nicht ahnen, wer ſie war, und erſt heute nach einer Reihe von Jahren vermag ich zu berichten, daß die Dame nach jenem Beſuche in dem Salon nach ihrem Hauſe in der Straße St. Honore fuhr, daß ſie dort in ihrem Schlafgemache die Fenſterverhänge niederließ, die Hände über ihrem Haupte zuſammenſchlug, und dann ihr Angeſicht tief in die Kiſſen des Sofa's drückte. Wie zuckte in ihrem Gehirne all das leiſe Flimmern und Leuchten dieſer unſchuldigen, keuſchen Bilder, gleichſam leiſe, leiſe Vorwürfe einer Seele, die da ſchweigt, aber mit Lichtſtrahlen redet, die tiefer dringen, die immer da ſind, immer leuchten, und nie verklingen, wie der Ton!

Paris wußte es nicht, als jenes Tages ſeine gefeiertſte Schönheit in keinem der Zirkel erſchien, die Schönheit, welche tauſend Herzen entzündete, und mit tauſenden ſpielte — Paris wußte es nicht, daß ſie zu Hauſe in ihrem verdunkelten Zimmer ſitze, und hilflos flehende Thränen über ihre Wangen rollen laſſe, Thränen, die ihr faſt das lechzende Herz zerdrücken wollten; — aber es war vergebens, vergebens! Gelaſſen und kalt ſtand die Macht des Geſchehenen vor ihrer Seele, und war nie und nimmermehr zu beugen — und fern,

fern von ihr in den Urgebirgen der Cordilleren wandelte ein unbekannter, ſtarker, verachtender Menſch, um dort neue Himmel für ſein wallendes, ſchaffendes, dürſtendes, ſchuldlos gebliebenes Herz zu ſuchen.

Anmerkungen zu dem Condor.

Es wurde im zweiten Kapitel geſagt, daß den Luftſchiffern die Erde in goldnem Rauche erſchien, daß die Sterne ſichtbar wurden, und daß der beleuchtete Ballen in ſchwarzem finſterm Rauche hing.

Für Nichtphyſiker diene folgende kleine Erklärung:

1. Da das von der beleuchteten Erde allſeitig in die Luft geworfene Licht blau reflektirt wird, ſo iſt das hinausgehende (nach der Optik) das complementäre Orange, daher die Erde, von außen geſehen, golden erſcheint, wie die andern Sterne.
2. Das Licht ſelbſt iſt nicht ſichtbar, ſondern nur die von ihm getroffene Flächen, daher der gegenſtandloſe Raum ſchwarz iſt. Das Licht iſt nur auf den Welten, nicht zwiſchen denſelben erkennbar. Wäre unſere Erde von keiner Luft umgeben, ſo ſtände die Sonne als ſcharfe Scheibe in völligem Schwarz.

3. Daß wir am Tage keine Sterne ſehen, rührt von dem Lichtglanze, den alle Objecte in's Auge ſenden; wo dieſer abgehalten wird, wie z. B. in tiefen Brunnen, erſcheinen uns auch die Sterne am Tage.

Feldblumen.

1840.

1.

Primel.

24. April 1834.

Man legt oft etwas dem Menſchen zur Laſt, woran eigentlich die Chemie alle Schuld hat. Es iſt offenbar, daß wenn ein Menſch zu wenig Metalle, z. B. Eiſen, in ſein Blut bekommen hat, die andern Atome gleichſam darnach lechzen müſſen, um, damit verbunden, das chemiſch heilſame Gleichgewicht herſtellen zu können. Nur mißverſteht aber der ſo ſchlimm Begabte meiſtens ſeinen Drang, und ſtatt in's Blut, ſchleppt er unbeholfen die Metalle in ſeine Stube und in die Käſten, und greift hiebei ganz ungeſchickt nach Silber und dergleichen. Wir heißen den armen Schelm dann einen Geizhals; — ſei's um den Namen — aber verachten ſoll man ihn nicht ſo leichtfertig, als ſei er ſelber ſchuld, was ſich doch offenbar durch die Thatſache widerlegt, daß gerade der echteſte darunter alles Papiergeld haßt und durchaus nicht nach Zinſen trachtet, ſondern das einfache, reine, ſchöne Metallgeld aufhebt und hütet.

Andere haben andere Verwandtſchaften, lieber Titus! z. B. ich und Du, denen man es übel nahm, daß ſie die Damen, und darunter wieder die ſchönſten, oft unbillig anſtarren; — aber bei mir wenigſtens iſt es nicht abzuſtellen, weil ich, ſo zu ſagen, ein Schönheitsgeizhals bin. Ich habe es jetzt heraus, wie mich das Ding ſchon als Kind verfolgte, wo ich oft um lichte Steinchen raufte, oder als Knabe mit dicken, rothgeweinten Augen von dem Taubenſchlage herabkam, in dem ich ſtundenlang gekauert ſaß, um die ſchönſten Romane zu leſen, die mein ſeliger Vater gar ſo ſehr verbot, weil er es lieber hatte, daß ich das Quae maribus und ſolches Zeug lernte, was ich zwar auch that, ſo daß ich das Ding der Länge nach herzuſagen vermochte; — aber ich hatte es millionenmal lieber, wenn ich mich aus einem ſchönen Ritterbuche abängſtigen konnte, oder wenn mir einmal — ich habe ſeitdem das Werk nicht mehr geleſen — geradezu das Herz brach, da Ludwig der Strenge ſofort ſeine wunderſchöne, unſchuldige Gattin hinrichten ließ, die bloß verläumdet war, und die Niemand retten konnte als ich, der ich aus dem Buche die ganze Schlechtigkeit ihrer Feinde geleſen hatte, aber unglücklicher Weiſe dreihundert Jahre zu ſpät.

Damals, da ich bis zur letzten Seite auf Rettung baute und traute, und endlich keine kam, rieb ich mich faſt auf vor Schmerz. Aus jenem unbewohnten, ſtaubigen Taubenſchlage, Titus, trug ich wunderſame, liebe Gefühle bis in die ſpäteſten Zeiten meines Lebens hinüber, und wurde nach der Hand für und für kein Anderer; immer ſuche ich noch, bildlich geſprochen, ſolche Taubenſchläge, ſpanne mich aus der Gewerkswelt los und buhle um die Braut des Schönen.

Freilich werde ich hierbei nicht reich; aber mein Vetter, der Metallgeizhals, kümmert ſich auch nicht um Schönheit. — Die Dinge ſind eben ganz entgegengeſetzt; nur können wir uns Beide die Sache nicht ausſchlagen, weil das Leben keinen Dreier mehr werth iſt, ſobald man unſer Streben daraus wegnimmt. Darum ſollte man es Jedem laſſen, keinen fremden Maßſtab und leichtfertigen Tadel an unſer Thun legen, weil man die Chemie nicht einſieht. Da bin ich milder, und ſchreie nicht gleich Zeter, wenn mein ehrlicher Doppelgänger einigen zweckmäßigen Hunger leidet, weil noch eine Prachtſumme zurückzulegen iſt, die ſeiner Sammlung zur wahren Zierde gereichen wird; — aber er und Andere ſollen dafür auch nicht murren, wenn ich Geld und Gut nicht achte, in Concerte, unter den Sommerhimmel, in Theater, Bilderſäle laufe und die Dinge anhöre und anſehe, beſonders aber gern die Augen in lieben, feinen, jungen weiblichen Geſichtchen ſtecken laſſe; es iſt ja keine Selbſtſucht — wahrlich keine. — — — Das iſt eben das komiſch Aergerliche bei uns Geizhälſen, daß die Andern uns ſo viel Selbſtſucht andichten, während wir doch (er und ich) nur die reine Form anbeten und den ſtofflichen Beſitz endlich immer jemand Anderm laſſen, — er freilich etwas ſpät und ungern, nämlich bei ſeinem Lebensende, — ich aber jeden Augenblick und mit größter Heiterkeit.

Ich will aber jetzt von dieſer Vergleichung aufhören und Dir andere Dinge in dieſem Tageblatte berichten. Ich habe mein Modell wieder geſehen. Sie iſt noch immer dieſelbe. Aus Zufall ſah ich ſie mit ihrer Mutter in die Annenkirche gehen, und ich ging dann auch hinein. Sollte ich ſie hier öfter ſehen können, ſo will ich ſuchen, mir ihre Züge zu ſtehlen und in einer glücklichen Stunde auf die Leinwand zu werfen; dann ſende ich dir ein Miniaturbild davon für deine Sammlung ſchöner Menſchenköpfe. Vielleicht kann ich Dir gleich zwei erleſene Stücke ſenden; denn Aſton verſprach, daß ich in den nächſten Tagen bei ſeiner Familie eine der größten Schönheiten ſehen ſolle — ja, die größte, wie er unumwunden erklärte, welche die Luft innerhalb der Mauern Wiens athme — und daß er es ſo veranſtalten wolle, daß ich unvermerkt ihr Bild in meine Mappe bekomme, da ſie außer andern tauſend Thorheiten auch die beſitze, nie einem Maler ſitzen zu wollen. Sie iſt die vertraute Freundin ſeiner Töchter, denen ſie, wie er ſagt, den Kopf eben ſo albern mache, wie der ihrige iſt. Jetzt kommt ſie nicht, weil ihre Tante krank iſt. Ihr Vorname iſt Angela, welchem Vornamen ſie wohl körperlich, aber nicht geiſtig entſprechen ſoll. Nun, ich bin neugierig — toll wäre es, wenn ſie meine Antike wäre.

Noch muß ich Dir ſagen; ehe ich ſchließe, daß ich geſtern wieder einmal recht ſpazieren war, ſo zu ſagen, unendlich, auf allen Landen herum, um Heerſchau über alle Schönheiten zu halten, über lebende und lebloſe.

Da waren die lichten, klaren, glänzenden Lüfte mit den wunderlichen Aprilwolken voll Sonnenblicken — das Zittern der anbrütenden Lenzwärme über den noch ſchwarzen Feldern — die ſchönen grünen Streifen der Winterſaat dazwiſchen; — dann waren die röthlich fahlen Wälder, die an den Bergen hinanziehen, mit dem ſanften blauen Lufthauch darüber, und überall auf der farbloſen Erde die geputzten Menſchen wandelnd, die ſo gern die erſten Strahlen der ſchwachen Lenzſonne und der reinen Luft genießen wollten. Eine Mutter ſah ich mit mehreren ſchönen Töchtern, die ſehr jung waren und in allen Abſtufungen bis zur Kindheit herab auf den lieben runden Wangen das Roth der Unſchuld und Geſundheit trugen, welches Roth noch röther wurde, als ich ſie unverſehns anblickte. — Ich habe dieſe Gattung Scham ſo gern — gleichſam rothſeidne Vorhänge zieht die junge Seele plötzlich vor dem fremden Auge über, das unberufen will hineinſehen. Auch Männer ſah ich viele, aber wenig von Werth; — nur einen fand ich, der mich feſſelte, einen ſehr jungen Mann: er zeichnete die Ausſicht in ein Gedenkbuch, und ich ſah ihn mit Muße an — ein Geſicht voll Ernſt und Güte, mit klugen, unſchuldigen Augen. Er ſchenkte mir keine

Aufmerkſamkeit, und ich ging endlich weiter. Da dachte ich ſo, wie denn Gott mit den Linien und Formen des Menſchenangeſichts ſo eigen und am wunderbarſten den Geiſt der Schönheit verband, daß wir ſo mit Liebe hineinſehen und von Rührung getroffen werden; — aber kein Menſch, dachte ich, kann eigentlich dieſes wundervolle Titelblatt der Seele ſo verſtehen, als ein Künſtler, ein echter, rechter, wie er uns Beiden oft im Ideale vorſchwebte; denn der Weltmenſch ſchaut nur oberflächlich oder ſelbſtſüchtig, und der Verliebte verfälſcht, nur zu ſehr am irdiſchen Geſchöpfe hangend: aber der reine, einfältige Meiſter in ſeiner Werkſtätte, tagelang denſelben zwei Augen gegenüber, die er bildet und rundet, — der ſieht den Finger Gottes aus den todten Farben wachſen, und was er doch ſelber gemacht hat, ſcheint ihm nun nicht bloß ein fremdes Geſicht, ſondern auch eine fremde Seele, der er Achtung ſchuldig iſt, — und öfters mag es geſchehen, daß mit einem leichten ungefähren Zug des Pinſels plötzlich ein neuer Engel in die Züge tritt, davor er faſt erſchrickt, und von Sehnſucht überkommen wird.

Ferner dachte ich an Gallerien, wo die Augen und

Wangen längſt vergangener Geſchlechter noch immer ihre Freude und ihr Weh erzählen — — — — dann dachte ich an unſer eignes Sterben und an den Glanz derer, die nachher ſein werden — — und in dem Fortſpinnen desſelben düſter ſchönen Gedankens zog ich die ſanften Fäden planloſen Fantaſirens um mein Haupt, und über die große ſtille Landſchaft vor mir, — ich ging herum in's Weite und Breite, und ließ von Gedanken und Fantaſieen kommen, was da wollte. Ach! ein ſanftes Eden liegt im Menſchenherzen, und es blühen darin leuchtende und dunkle Blumen. Meine gewöhnliche Frühlingstrauer ſtellte ſich ein. Ich weiß nicht, ob die ſchönen allererſten Frühlingstage auch Andere traurig machen. Iſt es etwa die Ruhe nach den Winterſtürmen, die lächelnd in der ungeheuern Bläue liegt, und darunter auch ruhig die todte Erde und das ſchwarze Baumgitter, das des Keimens harrt — oder iſt es phyſiſcher Einfluß der weichen Luft nach der Winterhärte, oder Beides? — — —

Weithin über den Horizont Ungarns ſchweiften trübe, gedehnte Streifen — der Abend kam endlich — ein weißlicher Rauch trank die Stadt ein — Frühlingsabenddünſte beſchmutzten das Gold des Himmels, und ein dumpfer, rother Mond kämpfte ſich langſam herauf — Ich aber dachte und dachte — — ſo geht es immer — und ſo geht es immer.

2.

Veilchen.

25. April 1834.

Heute iſt weithin heiterer Himmel mit tiefem Blau, die Sonne ſcheint durch mein geöffnetes Fenſter; das draußen ſchallende Leben dringt klarer herein, und ich höre das Rufen ſpielender Kinder. Gegen Süden ſtellen ſich kleine Wolkenballen auf, die nur der Frühling ſo ſchön färben kann; die Metalldächer der Stadt glänzen und ſchillern, der Vorſtadtthurm wirft goldne Funken, und ein ferner Taubenflug läßt aus dem Blau zu Zeiten weiße Schwenkungen vortauchen.

Wäre ich ein Vogel, ich ſänge heute ohne Aufhören auf jedem Zweige, auf jedem Zaunpfahle, auf jeder Scholle, nur in keinem Käfig — und dennoch hat mich der Arzt in einen geſperrt, und mir Bewegung unterſagt: deßhalb ſitze ich nun da, dem Fenſter gegenüber, und ſehe in den Lenz hinaus, von dem ein Stück gütig zu mir hereinkommt. Auf dem Fenſtergeſimſe ſtehen Töpfe mit Levkojenpflänzchen, die ſich vergnüglich ſonnen und ordentlich jede [illegible] grüner werden; einige Zweige aus des Nachbars Garten ragen um die Ecke, und zeigen mir, wie frohe Kinder, ihre kleinen, lichtgrünen, unſchuldigen Blättchen.

Zwei alte Wünſche meines Herzens ſtehen auf. Ich möchte eine Wohnung von zwei großen Zimmern haben, mit wohlgebohnten Fußböden, auf dem kein Stäubchen liegt; ſanft grüne oder perlgraue Wände, daran neue Geräthe, edel, maſſiv, antik einfach, ſcharfkantig und glänzend; ſeidne, graue Fenſtervorhänge, wie matt geſchliffenes Glas, in kleine Falten geſpannt, und von ſeitwärts gegen die Mitte zu ziehen. In dem einen der Zimmer wären ungeheure Fenſter, um Lichtmaſſen hereinzulaſſen und mit obigen Vorhängen für trauliche Nachmittagsdämmerung. Rings im Halbkreiſe ſtände eine Blumenwildniß, und mitten darin ſäße ich mit meiner Staffelei, und verſuchte endlich jene Farben zu erhaſchen, die mir ewig im Gemüthe ſchweben und Nachts durch meine Träume dämmern — ach, jene Wunder, die in Wüſten prangen, über Oceanen ſchweben und den Gottesdienſt der Alpen feiern helfen. An den Wänden hinge ein oder der andere Ruysdael oder ein Claude, ein ſanfter Guido und Kindergeſichtchen von Murillo. In dieſes Paphos und Eldorado ginge ich dann nie anders, als nur mit der unſchuldigſten, glänzendſten Seele, um zu malen oder mir ſonſt dichteriſche Feſte zu geben. Ständen noch etwa zwiſchen dunkelblättrigen Tropengewächſen ein paar weiße, ruhige Marmorbilder alter Zeit, dann wäre freilich des Vergnügens letztes Ziel und Ende erreicht.

Sommerabends, wenn ich für die Blumen die Fenſter öffnete, daß ein Luftbad hereinſtröme, ſäße ich im zweiten Zimmer, das das gemeine Wohngehäuſe mit Tiſch und Bett, und Schrank und Schreibtiſch iſt, nähme auf ein Stündchen Vater Göthe zu Handen oder ſchriebe, oder ginge hin und wieder, oder ſäße weit weg von der Abendlampe und ſchaute durch die geöffneten Thürflügel nach Paphos hinaus, in dem bereits die Dämmerung anginge oder gar ſchon Mondenſchein wäre, der im Gegenſatze zu dem trubgelben Erze meines Lampenlichtes ſchöne weiße Lilientafeln draußen auf die Wände legte, durch das Gezweig ſpielte, über die Steinbilder glitte und Silbermoſaik auf den Fußboden ſetzte. Dann ſtellte ich wohl den guten Refraktor von Fraunhofer, den ich auch hätte, auf, um in den Licht- und Nebelauen des Mondes eine halbe Stunde zu wandeln; dann ſuchte ich den Jupiter, die Veſta und andere, dann unerſättlich den Syrius, die Milchſtraße, die Nebelflecken; dann neue, nur mit dem Rohre ſichtbare Nebelflecken; gleichſam durch tauſend Himmel zurückgeworfene Milchſtraßen. In der erhabenen Stimmung, die ich hätte, ginge ich dann gar nicht mehr, wie ich leider jetzt Abends thun muß, in das Gaſthaus, ſondern ....

Doch dieß führt mich auf den zweiten Wunſch: nämlich außer obiger Wohnung von zwei Zimmern noch drei anſtoßende zu haben, in denen die allerſchönſte, holdeſte, liebevollſte Gattin der Welt ihr Paphos hätte, aus dem ſie zuweilen hinter meinen Stuhl träte und ſagte: dieſen Berg, dieſes Waſſer, dieſe Augen haſt du ſchön gemacht. Zu dieſer Außerordentlichen ihres Geſchlechtes ginge ich nun an jenem Abende hinein, führte ſie heraus vor den Fraunhofer zeigte ihr die Welten des Himmels, und ginge von einer zur andern bis auch ſie ergriffen würde von dem Schauder dieſer Unendlichkeit — und dann fingen begeiſterte Geſpräche an, und wir ſchauten gegenſeitig in unſere Herzen, die auch ein Abgrund ſind, wie der Himmel, aber auch einer voll lauter Licht und Liebe, nur einige Nebelflecke abgerechnet; — oder wir gingen dann zu ihrem Pianoforte hinein, zündeten kein Licht an (denn der Mond gießt breite Ströme desſelben bei den Fenſtern herein), und ſie ſpielte herrliche Mozart, die ſie auswendig weiß, oder ein Lied von Schubert, oder ſchwärmte in eigenen Fantaſieen herum — ich ginge auf und ab oder öffnete die Glasthüren die auf den Balkon führen, träte hinaus, ließe mir die Töne nachrauſchen und ſähe über das unendliche Funkengewimmel auf allen Blättern und Wipfeln unſeres Gartens, oder wenn mein Haus an einem See ſtände — — — —

Aber, ſiehſt Du, ſo bin ich — da wachſen die zwei Wünſche, daß ſie mir am Ende kein König mehr verwirklichen könnte. Freilich wäre alles das ſehr himmliſch, ſelbſt wenn vor der Hand nur die zwei Zimmer da wären, auch mit etwas geringern Bildern;

denn die Herrliche, die ich mir einbilde, wäre ja ohnedieß nicht für mich leidenſchaftlichen Menſchen, der ich ſie vielleicht täglich verletzte, wenn mich nicht etwa die Liebe zu einem völligen ſanften Engel umwandelte. Indeſſen aber ſtehe ich noch hier und habe Mitleid mit meiner Behauſung, die nur eine allereinzige Stube iſt mit zwei Fenſtern, durch die ich auf den Frühling hinausſchaue, zu dem ich nicht einmal hinaus darf, und an Wipfeln und Gärten iſt auch nichts Hinreichendes, außer den paar Zweigen des Nachbars, ſondern die Höhe der Stube über andern Wohnungen läßt mich wohl ein ſattſames Stück Himmel erblicken, aber auch Rauchfänge genug und mehrere Dächer, und ein paar Vorſtadtthürme. Die ſüdlichen Wolken ſtellten ſich indeſſen zu artigen Partien zuſammen, und gewinnen immer liebere und wärmere Farben. Ich will, da ich ſchon nicht hinaus darf, einige abzuſtehlen ſuchen, und auf der Leinwand aufzubewahren. — — Ich ſchrieb das oben Stehende heute Morgens und malte faſt den ganzen Tag Luftſtudien. Abends begegnete mir ein artiger Vorfall. Auch moraliſchen und ſogar zufälligen Erſcheinungen geben manchmal ihre Morgenröthen vorher. Schon ſeit vielen Wochen iſt mir die Bekanntſchaft eines jungen Künſtlers verſprochen worden. Heute wurde er als Krankenbeſuch von zwei Freunden gebracht, und ſiehe da! es war derſelbe junge, ſchöne Mann, den ich vor drei Tagen auf dem Spaziergange, der mir mein jetziges Halsweh zuzog, gefunden hatte. Ich erkannte ihn augenblicklich und war faſt verlegen; er gab kein Zeichen, daß er auf den Spaziergänger geachtet habe, der ſo dreiſt in ſein Geſicht und Studienbuch geſchaut hat. Der Beſuch war ein ſehr angenehmer und die Bitte um Wiederholung wurde zugeſagt. Sein Name iſt Lothar Diſſon und ſein vorzugsweiſes Fach die Landſchaft; doch ſoll er auch ſehr glücklich portraitiren.

3.

Kleinwinziger Zentunkel.

29. April 1834.

Ein Tagebuch iſt eigentlich nur für den Führer deſſelben anſprechend, und ich müßte Dich ſchlecht lieben, mein Titus, wenn ich dich erbarmungslos durch alle Tage meines Kalenders ſchleppte. Als wir an jenem Abende auf dem Rigi, mitten unter kalten Reiſebeiſpielen von Engländern, beide zwar ſo arm wie Kirchenmäuſe, aber toll und luſtig genug, Abſchiedsfeſte feierten, und in unſrer Lyrik erſt unſre Namen tauſchen wollten, dann aber dieſes ſogar zu dürftig fanden, ſondern verſprachen unſer ganzes künftiges Leben auszuwechſeln, d. h uns gegenſeitige gewiſſenhafte Tagebücher zu ſenden — als alles dieß vorfiel, konnte es doch unmöglich ſo gemeint ſein, daß ich dir jeden kahlen Tag übermache, der mich in dieſer Hauptſtadt überfällt, welche Hauptſtadt mir oft kleinſtädtiſch genug und abgeſchabt vorkommt gegen die freie, gewaltige Reſidenzſtadt der Natur, insonderheit, da mir Deine Pyrenäenreiſe ganze Prachteindrücke überſendet. Du biſt wohl noch der alte Narr, und ein hieſiger Freund oder, beſſer geſagt, nur ein Bekannter, den ich unlängſt erwarb, Anſelm Ruffo, ſagte, ich ſei auch ein großer, aber unſchädlicher, d. h. für Andere, mir ſelber aber beſtändig im Lichte. Es kann ſein, und wenn Du eine ſtichhaltige Beſchreibung eines Narren auftreibſt, ſo ſende ſie ſchleunigſt; dann läßt ſich die Sache eher entſcheiden — bisher wußte ich keine. Bleibe füderſt nur der liebe, gute, treue und ſchönheitsbegeiſterte Narr, als welchen ich Dich kenne, und ich will Dich einige Millionenmal mehr lieben, als die andern geſcheidten Leute. Sende fleißig Pyrenäentage und zürne nicht, wenn Dir unſer Lyoner Spediteur von mir ein Päckchen ſendet, in denen nicht jeder Tag ein Geſicht zeigt — es hat eben nicht jeder eines.

Diſſon war während der Zeit wieder bei mir, und wir gefielen uns ſo, daß wir nicht nur volle drei Stunden verplauderten, ſondern auf den erſten Mai, falls es meine Geſundheit zuläßt, einen Spaziergang von einem ganzen Tage verabredeten.

Ich habe richtig jenes Mädchen in der Annenkirche wieder geſehen; ſie geht täglich um zehn Uhr dahin in Begleitung einer alten Frau, die ich für ihre Mutter halte. Du würdeſt Dich wundern; ganz eigen iſt der ruhige, große, fromme Blick der blauen Augen.

Sie wäre, wie ich Anfangs ſcherzte, in der That ein antikes Modell. Als ich ſie der Gaſſe entlang ſchreitend ſah, und ihr nachblickte, dachte ich: ſo müßte ein altgriechiſches Marmorbild ausgeſehen haben, das wandeln könnte und Augen gehabt hätte. Da kamen mir allerlei Spintiſirungen über ſie: ich möchte ſie einmal beten ſehen; aber nicht in der Kirche, wo ſie die Augen mit den Wimpern kalt verhüllt, ſondern wenn ſie in ihrem Zimmer einſam Gott dankt oder um Abwendung eines entſetzlichen Wehes bittet: — oder ich möchte ſie in Liebesfreude ſchwärmen ſehen oder im Schmerze das Auge aufſchlagen — oder tanzen — oder eine Gebirgspartie machen — lachen — ihren Vogel koſen — eine kleine Schweſter belehren; oder wenn ſie Thee bietet; denn ihr etwas ſehr komiſch erſcheint — und ſo weiter — und ſo weiter.

Aſton will Bilder aus Wiens Umgebungen von mir, und findet ſie immer ſehr ſchön, wenn ich ihm auch noch ſo ſehr (nach meiner alten Untugend, wie Du ſie nennſt) die Fehler darin aufdecke — — aber ſiehe, Titus, ich muß es ja thun, ſonſt meinen fürwahr die Leute, ich ſehe die Fehler nicht ein und wolle mich nicht beſſern — — alſo er findet die Bilder immer ſchön, und wir ſind in voller Arbeit — ich mit Malen und er mit Anordnungen, die ich immer nicht befolge. Im Auguſt wird eine Alpenreiſe gemacht, und vielleicht berede ich Lothar auch dazu, wenn nämlich der Verlauf der Bekanntſchaft mit ihm ſo glücklich fortgeht, wie der Anfang iſt. Wir wollen den Großglockner beſteigen. Zum Schluße noch Eins: Du haſt dreißig Dukaten angewieſen; ich habe ſie erhalten. Es hat ſich hierbei die Lächerlichkeit ereignet, daß mein Contingent, nämlich die Hälfte meiner dießmonatlichen Einkünfte, welche dir gebührt, gerade eben ſo viel beträgt. Laß uns alſo in Zukunft lieber Gegenrechnungen machen und bloß die Ueberſchüſſe ſenden. Ich glaube, wir erfüllen ſo unſern Bruder- und Theilungsvertrag auch und mit weniger Umſtänden.

Lebe wohl und bleib' mein treues Bruderherz.

Das heutige Tagebuchblatt iſt nur dieſer Brief an Dich; aber ich dachte auch nichts als Dich. Lebe wohl!

4.

Glockenblume.

3. Mai 1834.

Ich haſſe eigentlich keinen Menſchen auf Gottes ganzer grüner Erde — aber da iſt ein junger Mann, der mir nachgerade zuwider wird, wie die ärgſte meiner Sünden. Er iſt ein Begegner, deren faſt jeder einen hat, ſo wie ich ihn; ob aber der andern ihre auch ſo emſig und unermüdlich ſind, daran zweifle ich. Gehe ich in den Prater, ſo ſitzt er auf einer Bank, fliege ich von da in's Belvedre, ſo geht er ſchon am Rennwege herein. Wenn Dir etwa in den Pyrenäen ein langer Herr vorfällt, der kein Halstuch umhat, und ſchlechthin den Mylord ſpielt, der iſt es und kein anderer. Es iſt mir, als ſuche er mich ordentlich. Entweder iſt er der ewige Jude, oder jener Reiſende, deſſen Name überall ſteht, oder weil dieſer geſtorben ſein ſoll, ſein Geiſt. Es wäre das Vernünftigſte, wir grüßten uns gegenſeitig höflich.

Ich hätte mich weniger über ihn aufgehalten — aber am erſten Mai, da ich mit Lothar von Dornbach den ſo ſchönen Weg nach Haimbach machte, und eben dort ankam, war er auch da, jedoch zum Glücke gerade im Begriffe, in den Wagen zu ſteigen zu einer Dame, die ſchon darinnen ſaß und — ſtelle dir vor — mein Griechenbild aus der St. Annenkirche war. Es ſaß noch die alte, ſchöne Frau bei ihr, ihre gewöhnliche Begleiterin, und dann eine junge, ſchlanke Geſtalt, die aber einen ganzen Wolkenbruch von Schleiern über dem Geſichte hatte. Wie kommt er nun zu dieſer?

Daß wir alle Wirthsleute fragten, wer die Abfahrenden wären, war ſehr natürlich; daß es aber Niemand wußte, ärgerlich.

Wir blieben faſt den ganzen Nachmittag in dem lieblichen Thale, und als ich, wie zur Spielerei die Wirthsfrau, ein mitteljähriges, gutmüthiges Geſicht, in meine Mappe zeichnete, ſo lächelte ſie unbeholfen verſchämt, und meinte, wenn ich und der andere Herr in unſere Bücher da Geſichter und Leute abmalten, ſo hätten wir um zwei Stunden früher kommen ſollen, als noch die zwei jungen Fräulein da waren, die wären der Mühe werth geweſen; denn von allen Stadtjungfern ſei noch keine ſo ſchöne da geweſen, wie Milch und Blut, und ſo freundlich wie zwei Engel — auch der junge Herr ſei ſanft und ſtille, wie die andern alle nicht, die aus der Stadt kommen (außer uns beiden, die wir auch recht gutherzig ausſähen) und die alte Frau habe ſo viele Freude über die jungen Leute, daß ſie immer lächle. Die gute Wirthsfrau wurde zutraulich, und freute ſich, daß ſie ihr Geſicht in dem ſchönen großen Buche habe neben den ſchönen Fräulein und vornehmen Herren, die wohl alle noch darin wären — dabei ſah ſie neugierig die Mappen an, daß ich ſie ihr endlich aufſchlug, und ihr Erſtaunen auf das höchſte trieb, als ſie ihr eigenes Haus fand, und die Bäume um daſſelbe in netten Farben und die Berge und den Himmel mit leibhaftigen Lämmerwolken (wie ſie ſie nannte) und noch dazu Leute, die unter dem Apfelbaume frühſtückten — dann auf andern Blättern ihren Hund, dann den Knecht mit dem Schimmel, den blinden Zitterſpieler, den Bach mit dem Stege u. ſ. w. Das hätte ſie nie geglaubt, meinte ſie; denn in dieſe Bücher mit dem ſchneeweißen

Papiere paßten eher die prächtigen Stadthäuſer und ſchöne Spaziergänger und Reiter und Wagenzüge. Schade, da wären noch leere Blätter genug, und auf einem würde die Geſellſchaft dieſer ſchönen Fräulein recht gut Platz gehabt haben, und aus dem Fenſter der Gaſtſtube hätten wir es recht leicht abmalen können, wie ſie an dem weißen Tiſche mitten auf der Wieſe frühſtückten und ſcherzten. Sie wunderte ſich nur, daß heute, als am erſten Mai, Jemand da herausgekommen ſei, da ja Alles bei dem Frühlingsfeſte im Prater ſein werde. Wir lachten und ſagten, daß es uns ſelber hinreichend freuen würde, wenn wir die zwei Engel conterfeien könnten. „Wer weiß es“ verſetzte die Wirthin; „Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber die Menſchen.“

„Ja wohl,“ lachte Lothar, „wir wollen ſogar zuverſichtlich hoffen, daß gerade dieſe zwei Engel, welche am erſten Mai anno domini 1834 in Haimbach frühſtückten, dereinſt noch unſre Frauen werden, und wieder eines ſchönen Tages in unſrer Geſellſchaft frühſtücken werden. Was meinen Sie dazu, Herr College?“

„Topp,“ rief ich; „aber mir muß die Unverſchleierte bleiben.“

„Die andere iſt noch ſchöner,“ rief die Wirthin.

Ich meinte, das ſei nicht möglich, und halte mich an das Gewiſſe.

„Gut“ ſagte Lothar, „von heute binnen drei Jahren, Frau Wirthin, rüſten Sie ein wackeres Frühſtück und Mittagsmahl; denn wir werden den ganzen Tag mit den zwei Engeln, unſern lieben rechtſchaffenen Ehefrauen, in Haimbach zubringen. Ich nehme in Gottes Namen die Verſchleierte, da ich keine von beiden von Angeſicht kenne, und mich ganz auf den Geſchmack unſerer Frau Wirthin verlaſſe.“

„Und ich dagegen,“ fiel ich ein, „will dieſe beſagte Frau Wirthin zum Andenken an dieſen Tag recht ſauber auf ſchneeweißes Papier malen, und in einem ſchmucken Goldrahmen mitbringen.“

Ei, das wäre für ſie alte Frau viel zu viel Ehre, vermeinte ſie, und übrigens könnte ich ſo etwas leicht verſprechen, ohne deswegen mein Farbenzeug aufmachen zu dürfen, da zwei ſolche luſtige Herren gewiß ohne dieß ſchon jeder eine Fräulein Liebſte in der Stadt haben würden, die ſchon unter den ſchönen Geſichtern des Buches ſein werde.

Wir ſahen uns beide an, und lachten: denn wahrhaftig, keiner hatte nicht im Geringſten ein derlei

Weſen aufzuweiſen. — Uebrigens fingen wir zwei dann ſelber an, die Sache weiter auszumalen und dichteten den zwei Huldinen eine unausſprechliche Sehnſucht nach uns an, ſtießen die Gläſer an, ließen ſie hoch leben und entwarfen Plane, ihnen den Eheſtand zu verſüßen.

Nach Tiſche wurde gezeichnet.

Spät erſt, als ſchon das Abendroth an allen Bergen hing, und im jungen Buchengrün von Laub zu Laub neben uns hüpfte, gingen wir ſelig durch die Loudoniſchen Anlagen nach Hadersdorf, wo wir übernachteten, weil wir am andern Tage Thiergartenpartieen malen wollten, wozu uns Lothar die Erlaubniß ausgewirkt hatte. Noch beim Einſchlafen neckten wir uns mit den Vorzügen unſerer neuen Liebchen ein gut Stück in die Nacht hinein, und ſpintiſirten über den Engländer, der ein Anbeter zu ſein drohe

Wir ſchliefen feſt, und zeichneten am zweiten Mai tüchtig darauf los, und rückten meilenweit in gegenſeitige Bekanntſchaft und Freundſchaft hinein.

Ich hätte die Sache gar nicht erwähnt, und ſie gewiß heute ſchon vergeſſen, wenn ich ſie eben vergeſſen hätte. Aber in meiner närriſchen Fantaſie, nimmt die Holde ordentlich eine rührende Miene an bloß weil wir ſo lange von ihr geredet haben, weil ich ſie Dir gar beſchrieben und weil ſie luſtiger Weiſe nicht ein Sterbenswörtchen davon weiß. Aber in der That, ſo iſt unſere Einbildung, und meine erſt vollends: wenn wir einen Menſchen in nahen Verhältniſſen mit uns dichten, ſo wird er uns faſt lieb, beſonders wenn er ein ſchönes Mädchen iſt, und wir eben fünf und zwanzig Jahre alt werden. Ich gehöre da zu den Narren, die ſo ſehr aus dem Häuschen ſind, daß ſie am Ende die Sache auch gar noch glauben. Neulich z. B. geſchah es, daß ich einem armen Teufel durch mäßiges Lob zu einer Bedienſtung helfen ſollte — anfangs lobte ich auch gewiſſenhaft und empfahl ordentlich — aber endlich ging ich immer weiter, bis er ein gänzliches Genie war. Ich erſtaunte in der That, wie ich ſo viel Talent und Kraft bisher ſo wenig beachtet haben konnte. Er bekam auch den Dienſt und mich als Freund und Gönner dazu. Meiner einſtigen Geliebten wird dieſer Zug von mir zu Statten kommen, — aber da ſehe ich ſchon, daß Du verſtockt ſein wirſt, und kaum die Hälfte glaubſt, wenn ich ſie Dir vormale — — aber ſiehe, Titus, glaube was Du willſt — — was kann denn am Ende der arme

Menſch von einem andern Nebenmenſchen abmalen, ſich ſelbſt vorſtellen, — lieben oder haſſen — als das Bild, das er ſich von ihm zu machen verſteht, da das Ich des Andern ſo wüſtenweit von ihm getrennt iſt, wie kaum Weltſyſteme, die wir doch durch Gläſer aus ihrem Himmel ziehen?

Laſſe mich dem Gedanken nachhängen.

Seit der erſten Kindheit, wie viel tauſend verſchwimmende Geſtalten von kleinen Gedanken, Ahnungen, — dann halbgeborne Dichtungen, Träume, Ideen, Kleinode von Empfindungen, mögen das lange Leben eines Menſchen durchwandeln, ohne daß Kunde davon wird! — Man denke nur an das innere, namenloſe Gewimmel des erwachenden Jünglings — an die langen träumenden, erinnernden, wortkargen Tage des einſchlummernden Greiſes — an die Liebestage der ſchamvollen Jungfrau, an die innere, unausgeſprochne Traumwelt fantaſiereicher Weiber überhaupt, die durchgängig mehr mit Empfindungen handeln, ohne immer das Glöckchen derſelben zur Hand zu haben, was wir hingegen häufiger können und thun. In dem reichſten, wie ärmſten Menſchen geht eine Bibliothek von Dichtungen zu Grabe, die nie erſchienen ſind — nur aus den drei Stanzen, die er herausgab, machen wir ein Urtheil zuſammen, und ſagen, ſeht, das iſt der Dichter. Und glückſelig der, der ein Ohr hat, auch nur die drei Stanzen recht zu hören, und ſich ein ſchönes Bild zu machen — ſo hat er dann eine ſchöne Welt; es gibt aber Leute, die aus den wenigen Farbenkörnern, die dem Andern entſpringen, nur Fratzen bilden — und dieſe bedaure ich — ſie ſagen freilich, ſie kennen die Welt, aber es iſt nicht wahr, ſie bekennen nur wider Willen ihr kleines Innere, und haben noch dazu eine Zerrwelt. — — Vor dem Hohlſpiegel unſrer Sinne hängt nur das Luftbild einer Welt, die wahre hat Gott allein.

Titus! Dieſer Gedanke hat mich ernſt gemacht!! Als wir auf dem Rigi, umgeben von dem Abendglühen der Alpen, ſtanden, und Abſchied nahmen, als mein Mund an Deinem brannte, als wir uns an die Bruſt drückten, daß wir meinten, ſie müſſe knirſchen — was hatten wir von einander, und wie nahe waren wir uns? —

Ein Sirius ſandte zwei einſame Strahlen, und dieſe wurden auf einem andern Sirius geſehen — aber es waren zwei Weltkörper, und eine Wucht von Leben trugen ſie ungekannt durch ihren öden Weltraum.

Oft und oft, wenn ich die ewigen Sterne ſah, dieſe glänzenden Tropfen, von dem äußeren, großen Weltenoceane auf das innere blaue Glöcklein hereingeſpritzt, das man über uns Infuſionsthierchen gedeckt hat — wenn ich ſie ſah und mir auf ihnen dachte dieſes Unmaß von Kräften und Wirkungen, die zu ſehen und zu lieben ich hienieden ewig ausgeſchloſſen bin; ſo fühlte ich mich fürchterlich einſam auf der Inſel „Erde“ — — und ſind denn nicht die Herzen eben ſo einſam in der Inſel „Körper?“ Können ſie einander mehr zuſenden, als manchen Strahl, der noch dazu nicht immer ſo freundlich funkelt, als der von den ſchönen Sternen? Wie jene Herzen des Himmels durch ein einziges, ungeheures Band verbunden ſind, durch die Schwerkraft, ſollten auch die Herzen der Erde verbunden ſein durch ein einziges, ungeheures Band — die Liebe — — aber ſind ſie es immer??

Noch ſind Kriege, noch iſt Reichthum und Armuth.

Was hat denn der unergründliche Werkmeiſter vor mit dem Goldkorne, Menſch, das er an einen wüſten Felſen klebt, dem gegenüber der glänzende Sand einer endloſen Küſte ſchimmert, der Saum eines unentdeckten Welttheils? und wenn dereinſt ein Nachen hinüberträgt, wird da nicht etwa wieder eine neue, ſchönere Küſte herüberſchimmern? — —

Ich weiß nur das Eine, Titus, daß ich alle Menſchen, die eine Welle dieſes Meeres an mein Herz trägt, für dieß kurze Daſein lieben und ſchonen will, ſo ſehr es nur ein Menſch vermag — ich muß es thun, daß nur etwas, etwas von dem Ungeheuren geſchehe, wozu mich dieſes Herz treibt.—Ich werde oft getäuſcht ſein, aber ich werde wieder Liebe geben, auch wenn ich nicht Liebe glaube — nicht aus Schwäche werde ich es thun, ſondern aus Pflicht. Haß und Zank zu hegen oder zu erwiedern iſt Schwäche, — ſie überſehen und mit Liebe zurückzahlen, iſt Stärke.

Es iſt tief in der Nacht, lebe wohl, guter, geliebter Menſch.

5.

Nachtviole.

11. Mai 1834.

Schon wieder muß ich die Nacht zu Hilfe nehmen, und wer weiß es, ob ich ſie nicht verſchreibe, bis die helle Morgendämmerung durch meine Fenſter ſcheint; in dieſer gehobenen Stimmung iſt an keinen Schlaf zu denken. Und ſollte ich thöricht und lächerlich im höchſten Grade ſein, — Titus, Dir muß mein Herz offen liegen — aber es iſt geſchwellt, ſchwärmend und genugſam verrückt. Ich ſpielte und ſcherzte in Haimbach mit gewiſſen Wünſchen und Verhältniſſen, und der Himmel ſtrafte mich mit einer verkehrten Gewährung. Höre nur. Ich weiß nicht, ob damals, als wir beide zugleich in Wien waren, in der Mitte des Paradiesgartens ein ſchwarzer erhabner Spiegel auf einem Unterſatze angebracht war — den Garten kennſt

Du—kurz, jetzt iſt ein ſolcher Spiegel da und ein Theil der Stadt, die grünen Bäume und der Roſenplatz vor derſelben und der Ring der Vorſtädte ſteht in niedlicher Kleinheit darinnen durch die Schwärze des Spiegels in einer Art Dämmerungsdüſter ſchwimmend. An dieſem Spiegel ſtand, als mich heute Mittags, wo faſt gar keine Menſchen in dem Garten ſind, meine gewöhnliche Frühlingsſpazierſucht vorbeiführte, ein Weib, durch ihren Bau, den ich nur von rückwärts ſah, große Schönheit verſprechend, und ſah hinein. Ich blieb ſtehen und zeichnete mit den Augen die wirklich ausnehmend ſchöne Geſtalt — deßhalb war ich feſt entſchloſſen, auch ihr Angeſicht zu ſehen. Ich ſtellte mich ruhig hinter ſie, um ihr Weggehen zu erwarten; denn mich ihr gegenüber zu ſtellen, war ich nicht dreiſt genug.

Als ſie immer und immer ſtehen blieb, malte ich im Gedanken die lächerliche Gruppe, die wir bildeten, und hiedurch kam mir der Muth, ſie zum Umſehen zu zwingen, nämlich ich ſagte plötzlich: „Eine wahre Unterweltbeleuchtung ſchwebt über dieſem kleinen Nachbilde“ Sie ſah auch um — und ich prallte faſt zurück — — — Von meiner Kindheit an war immer etwas in mir, wie eine ſchwermüthig ſchöne Dichtung, dunkel und halbbewußt, in Schönheitsträumen ſich abmühend — oder ſoll ich es anders nennen, ein ungeborner Engel, ein unhebbarer Schatz, den ſelber die Muſik nicht hob — — in dieſem Augenblicke hatte ich das Ding zwei Spannen breit meinen Augen ſichtbar gegenüber. —

War ſie ſo unermeßlich ſchön?

Ich weiß es nicht, aber es war mir wie einem Menſchen, der in dunkler Nacht wandert in vermeintlich unbekannter Gegend — auf einmal geſchieht ein Blitz — und ſiehe, wunderbar vergoldet ſteht ſein Vaterhaus und ſeine Kindesfluren vor den Augen.

Ein Blick von mir war es, ein einziger, ein heftiger, der die ganze Dichtung dieſes Angeſichtes in ſich ſchlingen wollte — dann ſchnell ein zweiter und dritter. Sie ſah mich ernſt und unverwirrt an, und ließ dann einen dichten Schleier herabfallen. In mein Angeſicht flog die brennende Röthe der Scham, daß ich ihr aufgelauert hatte.

Ob ich in ſie verliebt wurde? — Nein, in dieſe war ich es ſeit meinem ganzen Leben ſchon geweſen.

Sie ging langſam, wie eine ſtolze Südländerin — wie jene Zenobia, die Königin der Wüſtenſtadt —

zu einer Gruppe Herren und Frauen und miſchte ſich unter ſie — und ich auf einmal unendlich verarmt ſchritt aus dem Garten, und als ich die Steintreppe in die düſtre Stadtgaſſe hinabſtieg, wallte mir das vorher erſchrockene Herz erſt recht auf, und es wurde mir, als ſollt' ich ſie ohne Maß und ohne Gränzen lieben. Eine Ahnung ſolchen Gefühles vermag Beethoven zu geben, wenn er Dir den ſchönſten unbekannten Demant aus Deinem eigenen Herzen hebt, und ihn Dir glänzend und lichterſprühend vor die Augen hält.

Ich ging noch ſehr lange in den lärmenden Gaſſen und auf den Baſteien herum, und ſuchte erſt, als ſchon alle Laternen brannten, meine Stube und trug das neuerworbene Bild mit hinein.

Dieſe iſt es.

Alle die mir ſonſt ſo ſehr gefielen, ſelbſt die aus der Annenkirche — ſie ſind gar nicht mehr. — —

Und nun erkläre mir ein Erdenmenſch die Heftigkeit eines ſolchen Eindruckes. Es iſt im Leben ſchon öfters dageweſen — auch zwiſchen Mann und Mann war es ſchon. Ich bin kein Kind, das ſich überraſchen läßt, ich bin kein Weichling, der ſich Gefühle vorlügt — das Leben hat mich wacker durchgerüttelt — aber ihr Erſcheinen in dem Kreis meiner Vorſtellungen wirkte, wie ein Riß in dieſelben. Iſt es ein Schönheitseindruck, den ich nur verkenne? — wie etwa alle Gemälde, Muſiken, Dichtungen flach werden, ſobald etwas Außerordentliches dieſer Art an unſer Herz tritt? Aber ich ſah ja Raphaele, Guidos, Correggios — ſie waren wunderſchön, aber anders. Ich ſah ungewöhnlichſchöne Weiber, und fühlte etwas anderes. — Aber Schönheit war es ja nicht, was eben wirkte; denn ich erinnere mich keines Zuges ihres Angeſichtes, ſelbſt wenn ich alle Nerven des Gehirns martere; nur das eine, das ganze Bild liegt auf ihnen, wie eingebrannt dem Spiegel meiner Augen, und wenn ich ſie beide ſchließe, ſo ſehe ich es noch immer vor mir ſchweben. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie liebe; denn man liebt ja nur was man kennt — und doch iſt's, als wäre ſie vor ungezählten Jahren in einem andern Sterne meine Gattin geweſen.

Sind das Wechſelſeitigkeiten der Geiſter, ſind es Seelenwahlverwandtſchaften? Iſt es gänzliche Narrheit?

O Titus, Titus! da gehe ich in meinem Zimmer auf und ab, draußen am Himmel liegt eine ſchwere warme Wolkennacht, ganz ruhig, ganz ruhig — —

und ich herinnen bin ein heftiger, ſchwärmeriſcher Thor und trage mich ſelber in ein immer heißeres Gefühl hinein.

Ich mag nun Aſton's verſprochene Angela gar nicht einmal ſehen und werde auch gar nicht hingehen — mir ekelt vor den ſogenannten Schönheiten. Warum ich mich um ſie gar nicht weiter erkundigte? — ich weiß es nicht — aber es ſchien mir ſo unweſentlich und nicht zu meiner Empfindung gehörig, daß ich auf den Gedanken nicht verfiel, und jetzt mache ich mir doch Vorwürfe, daß ich es nicht that. Du wirſt wohl lächeln, daß ich wieder einmal außer mir bin; aber ſiehe, es iſt herrlich um ein ſchwärmendes, hochwallendes Herz — es ſind das Augenblicke, in denen wir uns ohne Vorwurf lieben dürfen — auch die Nacht ſtimmt zu der Feier. Ich habe den Schreibtiſch an das Fenſter gerückt und daſſelbe geöffnet, und ſternenlos ſchaut ſie zu mir herein: aber ſelbſt ſo iſt ſie großartig, beſonders wenn, wie eben, am Himmel geheime Rüſtung iſt. Es ſchlägt zwölf Uhr, kein Lüftchen geht, die Lenznacht wird immer ſtiller und wärmer, immer ſeltner kommt an's Ohr das ſchwache Rollen verſpäteter Wagen aus mancher träumenden Gaſſe, und am

Rande des Geſichtskreiſes lechzen die Erſtlingsblitze wie flüchtige Küſſe der Mitternacht.

Ich war an's Fenſter getreten.

Du große, weite, dämmervolle Stadt unter mir, ruhe wohl — auch ihr Herz, ein lebender, klopfender, fühlender Punkt unter den andern tauſenden, pocht ſchlummernd in einem Deiner Häuſer. Ueber all die Dome und Paläſte und Thürme breitet ſich ſtumm und elektriſch der Gewitterhimmel, und brütet Fruchtbarkeit. In den Wohnungen der Menſchen gehen die Träume aus und ein und die Nacht fördert ihr Werk. Erſt hatte ſie über alle Dächer ſanft das große Tuch des Schlummers ausgebreitet, und als ſie Alles zur Ruhe gebracht, und das Schweigen kam, dann löſ'te ſie hoch über den Lagern der begrabenen Menſchen von ihrer erhabenen Trauerfahne ſachte eine Falte nach der andern, und ließ dieſelbe endlich ſchwer und breit vom Himmel niederhängen.

Ich ſah noch lange zum Fenſter hinaus, und es ergriff mich, daß nun nicht ein Laut ertönte in dieſem Vulkane menſchlichen Treibens — ſelbſt die Luft ſtand unbeweglich ſtill. Endlich ſchlug es Ein Uhr Morgens, und es war, als hätte dieſer eine Klang die hängende Lavine gelöſ't; denn gleich nach dem Glockenſchlage wallte ſchlaftrunken durch den ganzen Himmelſchleier, das erſte tiefe, ſchwache Donnern, wie ein Traumreden der ſchlummernden Frühlingsnacht.

So ruhet wohl, alle Menſchenherzen — und auch du, unbekanntes Herz in deinem ſchönen Buſen, ſchlummre wohl — und auch du, des fernen lieben Reiſenden, ſchlummre wohl!

6.

Wieſenbocksbart.

12. Mai 1834.

Die Nacht iſt vorübergegangen und hat Mancherlei geändert. Vom Himmel hat ſie die Perlen der Fruchtbarkeit herabgeſchüttet und ihn gänzlich rein gefegt, daß er mit dem klaren frühen Morgengelb zu mir hereinſieht — die Schornſteine und naſſen Dächer ſchneiden ſich ſcharf gegen ihn, und die kühle Luft regt die Nachbarzweige und ſtrömt zu meinem offen-gebliebenen Fenſter herein. — Ich ſchreibe noch im Bette.

Was iſt es nun mit dem Menſchen, wenn er heute dieſer iſt und morgen jener? Auch mein Herz, wie der Himmel iſt friſch und kühl, und ſucht ſich auf geſtern zu beſinnen. Was iſt's nun weiter?

Hat die Flaſche Rüdesheimer, die ich geſtern zu meinen Nachteinbildungen getrunken, die Seele ſo voll

Sehnſucht angeſchwellt — und iſt ſie heute leer, ſo wie die Flaſche, die dort ſo weſenlos auf dem Tiſche ſteht, daß das Morgenlicht hindurch ſcheint?

Was iſt's nun weiter?

Ein prachtvoller Blitz, eine ſchöne Rakete, eine ausbrennende Abendröthe, ein verhallendes Jauchzen, eine gehörte Harmonie, ein ausſchwingendes Pendel, — — — und wer weiß, was es noch Alles iſt.

Mein Herz iſt kraftvoll und jede Fiber daran geſund, — und Du darfſt ſchon heute auf Scherze rechnen, lieber Titus; denn wenn auch die zauberiſche Armida noch im Spiegel meines Innern ſchwebt, ſo iſt derſelbe doch ein feſter blanker Stahlſpiegel, nicht das weiche Ding von geſtern. Vor der Hand bleibt ſie als Studie, als neue Kunſtblüthe da, als ſchönes Bild im Odeon, wo die andern ſtehen. Heute muß noch verſucht werden, ob ich den Eindruck nicht in Farben herſtellen kann, um mir ſeine reine Schönheit in alle Zukunft hinüber zu retten.

Da fällt mir nun ein närriſcher Gedanke ein. Außerordentlich ſchwärmeriſche Menſchen, Genies und Narren ſollten gar nicht heirathen, aber die erſte Liebe äußerſt heiß, juſt bis zum erſten Kuſſe treiben —

und dann auf und davon gehen. Warte mit dem Zorne, die Gründe kommen. Der Narr nämlich und das Genie, und der beſagte ſchwärmeriſche Menſch, tragen ſo ein Himmelsbild der Geliebten für alle künftige Zeiten davon, und es wird immer himmliſcher, je länger es der Fantaſie vermählt iſt; denn bei dieſer iſt es unglaublich gut aufgehoben; die Unglückliche aber, der er ſo entflieht, iſt eben auch nicht unglücklich, denn ſolche herrliche Menſchen wie der Flüchtling, werden meiſt ſpottſchlechte Ehegemahle, weil ſie über vierzig Jahre immer den erſten Kuß und die erſte Liebe von ihrer Frau verlangen, und die dazu gehörige Glut und Schwärmerei — und weil er ihr nicht durch die Flucht ſo zuwider wird, wie er es als Ehemann mit ſeinen Launen und Überſchwenglichkeiten würde, ſondern ſie ſieht auch durch alle Zukunft in ihm den liebenswürdigen, ſchönen, geiſtvollen, ſtarken, göttergleichen Mann, der ſie gewiß höchſt beſeligt hätte, wenn er nur nicht früher fortgegangen wäre. Und iſt eine ſolche Fantaſie-Ehe nicht beſſer und beglückender, als wenn ſie Beide im Schweiße des Angeſichts an dem Joche der Ehe tragen und den verhaßten Wechſelbalg der erloſchenen Liebe langſam und ärgerlich dem Grabe hätten entgegenſchleifen müſſen. — Bei Gott, Titus, da ich auch ſo ein Stück eines Fantaſten bin, ſo wäre ich im Stande, wenn ich die Unbekannte je fände, mich immer tiefer hineinzuflammen, und wenn dann einmal eine Stunde vom Himmel fällt, wo ihr Herz und mein Herz entzündet, ſelig in einander überſtürmen — — — dann ſag' ich ihr: „Nun drücken wir auf dieſe Herrlichkeit noch das Siegel des Trennungsſchmerzes, daß ſie vollendet werde, und ſehen uns ewig nicht mehr — ſonſt wird dieſer Augenblick durch die folgende Alltäglichkeit abgenützt, und wir fragen einſt unſer Herz vergeblich nach ihm; denn auch in der Erinnerung iſt er verfälſcht und abgeflecht." So ſpräche ich; denn mir graut es, ſollte ich auch einmal die Zahl jener Geſtalten von Eheleuten vermehren, wie ich viele kenne, die mit ausgeleerten Herzen bloß neben einander leben, bis eines ſtirbt und das andere ihm ein ſchönes Leichenbegängniß veranſtaltet. Himmel! lieber eine echte unglückliche Ehe, als ſolch ein Zwitterding.

Alle Millionen Jungfrauen Europa's habe ich hier zu Gegnerinnen, weil ſie meinen, alle künftigen Himmelreiche würden ja durch einen ſolchen Entſchluß freiwillig bei Seite geſtellt, und dieſe müßten gerade jetzt erſt recht angehen, da die Aufſchrift an dem Thore ſchon ſo ſchön geweſen ſei — aber das Prachtthor führt nur zu oft in einen artigen Garten, der ſich in Steppen verflacht oder leider oft in einem Sumpf vergeht.

Groß müſſen zwei Herzen ſein, die dem leiſe nagenden Zahn der Alltäglichkeit nicht unterthan, ſich in ein reiches Leben ſchauen laſſen, wo die Grazie täglich in einer andern Geſtalt auf dem Throne ſitzt; — groß müſſen ſie ſein und ohne Sünde. Dann dürfen ſie getroſt eingehen durch das Prachtthor; für ſie führt der Garten in's Unendliche.

Ein närriſcher Gedanke heckt den andern aus. Ein ſolches Ehepaar — nein, zwei, drei, vier ſolche Ehepaare möchte ich an einem ſchönen See haben, z. B. dem Traunſee, der ſo reizend aus ſchönem Hügellande in's Hochgebirge zieht. Dort baue ich zwei, drei Landhäuſer faſt altgriechiſch einfach, mit Säulenreihen gegen den See, nur durch einen ſchönen Blumengarten von ihm getrennt. Aus dem Garten führen zehn breite Marmorſtufen zu ihm hinunter, wo unter Hallen die Kähne angebunden ſind, die zu Luſtfahrten bereit ſtehen. Der Garten hat Glashäuſer für die Tropengewächſe — ſie ſind ganz aus Glas, mit eiſernem Gerippe, nur äußerlich mit einem Drahtgitter gegen den Hagel überſpannt. — Auch ganz gläſerne Säle fehlen in ihm nicht, daß man, wie in einer Laterne mitten in der Paradieſesausſicht ſchwebe. Von dem Garten wieder auf zehn Stufen ſteigt man zum Landhauſe, das den Eintretenden mit einer Säulenrundung empfängt. Dieſe Rundung iſt durch Glas zu ſchließen, hat an der Hinterwand Sitze, und rings ſtehen dunkelblättrige Topfpflanzen, als da ſind: Oleander, Camellien, Orangen u. ſ. w.

Zwiſchen dieſen glänzen Marmorbilder. Zu den Seiten dieſer Halle und über ihr ſind die Zimmer, zu denen breite, ſanfte, lichte Treppen mit Standbildern führen. Das ebene Dach iſt ganz mit Blumen, Bäumchen und Sitzen bedeckt. Von ihm ragt der aſtronomiſche Saal empor. Auch ein paar Spiegelzimmer dürfen nicht fehlen, — von dem Fußboden bis zur Decke Spiegelebenen, im Vieleck geſtellt, mit veränderlichem Neigungswinkel, daß man im luſtigen Humor die Ausſicht durch einander wirren und ſtückweiſe zerwerfen kann. Der naturwiſſenſchaftliche Saal iſt hinten im Baumgarten. Am Hauſe rückwärts bilden zwei

Flügel einen Hof mit — nicht Ställen, ſondern — Zimmern für die Thiere, die faſt ängſtlich rein gehalten werden. Man hegt deren allerlei, und jede Gattung hat ihren geräumigen Spielplatz. Der Obſt- und Gemüſegarten iſt ſehr groß und liefert durch gute Pflege genug und erleſenes Obſt in die Winterbehältniſſe. Park iſt keiner, weil ohnehin einer da iſt, den die Natur meilenweit umhergelegt hat mit Seen, Strömen, Alpenwäſſern, Matten, Felſen, Wäldern, Schneebergen u. ſ. w. — nur mit kunſtloſen Pfaden und Ruheplätzen wird nachgeholfen, aber nur äußerſt vorſichtig, daß ja nichts verkleinlicht werde. Die einzelnen Landhäuſer — denn die Ehepaare ſind die beſten Freunde — ſind durch Säulengänge verbunden, in denen im Sommer die Orangenſammlung ſteht.

In dieſem Tusculum nun wird gelebt und eine Schönheitswelt gebaut. Der Himmel ſegnete die Anſiedlung mit Weltgütern (ſonſt hätten ſie die Landhäuſer gar nicht erbauen können), und keiner der Männer iſt an ein ſogenanntes Geſchäft gebunden, das ihm die allerſchönſten Lebensjahre wegfrißt und das Herz ertödtet, ſondern jeder weiht ſeine Thätigkeit nur dem Allerſchönſten, und ſucht, ſo viel an ihm iſt, das Reich der Vernunft auf Erden zu gründen. Wiſſenſchaft und Kunſt werden gepflegt, und jede rohe Leidenſchaft, die ſich äußert, hat Verbannung aus dem Tusculum zur Folge. Kurz, ein wahres Götterleben beginnt in dieſer großartigen Natur unter lauter großen ſanften Menſchen. Auch für ihre etwa kommenden Kinder iſt mir nicht bange; ſie werden ſchon recht erzogen werden.

Ich gehe hin und bitte die Eheleute um des Himmels willen, ſie möchten mich bei ſich leben, malen und dichten laſſen, als Kebsmann des Bildes meiner getrennten Zenobia, die ihrerſeits wieder anderswo mit meinem Bilde in geiſtiger Ehe lebt.

Du ſiehſt ſchon daraus, Titus, daß ich ſehr bald überſchnappe.

Aber der Gedanke von den Landhäuſern iſt nicht neu — nur die trefflichen Ehepaare habe ich erſt jetzt dorthin verſetzt. Die Landhäuſer ſind ſchon ſeit 1830 fertig; d. h. ich ſuchte den Platz dazu aus, als ich im beſagten Jahre den Juli, Auguſt und September an den Ufern dieſes Sees zubrachte. Ich lebte damals abwechſelnd faſt an allen Punkten ſeiner Umgebung und oft ganze Tage auf ihm ſelber. Ja, ich muß nur meine ganze Schwäche eingeſtehen — ich malte das

Traunkirchner Ufer dazumal und die fertigen Häuſer bereits hinein. Sie ſtehen der Landſchaft trefflich zu Geſichte. Vom Traunſteiner Ufer geſehen, ſind ſie weißglänzende Punkte; aber dem Näherſchiffenden wachſen liebliche Säulen aus dem Waſſer und flattern umgekehrt, wie leichtfertige Bänder, in dem ſchwanken Spiegel. Es ſind ihrer mehrere gezeichnet worden, und ein Billionär, der ſie etwa auf das Großartigſte ausführen wollte, kann täglich bei mir die Plane und Gemälde einſehen; ja ich wäre erbötig, dem Manne noch mehrere, die bis jetzt nur in meinem Kopfe ſind, auf ſchönes Briſtolpapier zu werfen. — — —

Nun, Freund, da ich ausgeſchwärmt, ſtehe ich Deiner letzten Frage und Klage Rede, daß ich nämlich immer in Fantaſieen und Späßen herumjage und in meinem Tagebuche nichts von meinen perſönlichen Verhältniſſen anmerke. — Liebſter, ich habe aber gar keine perſönlichen Verhältniſſe. Meine Seele bin ich, d. h. eben jenes ſpäßige, fantaſirende Ding, das nebenher oft wieder gerührter iſt, als kluge Leute leiden können. Willſt Du aber auch von der Faſſung dieſes Dinges etwas wiſſen, ſo horche nur: Vier Treppen hoch liegt eine Stube — Schreib-, Wohn-, Schlaf-

und Kunſtgemach — lächerlich ſieht es drinnen aus! Dichter, Geſchichtſchreiber, Philoſophen, auch Mathematiker- und Naturforſcher liegen broſchirt auf dem ungeheuren Schreibtiſche — dann Rechentafeln — Griffel, Federn, Meſſer, ein Kinderballen — mein kleiner Hund braucht ihn zum Spielen — ein Fidibusbecher, Handſchriften, Tintenkleckſe — — — daneben zwei bis drei Staffeleien in voller Rüſtung; an den Wänden Bilder, auf den Fenſtern Blumen, und noch eigens eine Menge derſelben auf einem Geſtelle; dann eine Geige, die ich Abends peinige, und rings Studien, Skizzen, Papiere, Folianten — Fuggers Ehrenſpiegel des Erzhauſes Oeſterreich mit Stichen — dann noch anderes, woraus dem Eintretenden ſofort klar wird, daß hier gelehrt gelebt werde und ein Junggeſellenſtand ſei, in welchem eine große Anzahl Gulden Jahr aus, Jahr ein nicht da iſt, wo aber Künſte und Wiſſenſchaften blühen und an Gefühlen ein wahrer Ueberfluß herrſcht. — Hier nun lebt Dein Freund und verlegt ſich auf das Schöne. Er lieſ't eine Menge Bücher, läuft ſpazieren — ja, der Unglückliche geht oft drei Tage ſpazieren und gelangt zum Schneeberge, was dann zur Folge hat, daß er wieder drei Tage zurückſpazieren muß; aber er thut es gern, und begeht da gerade die beſten Pfingſtfeſte ſeines Herzens. Dann malt er fleißig an Vormittagen — dann wohnt er wieder einen Tag in einer Bilder- oder Bücherſammlung — macht Abends Beſuche oder geht gar in eine Schenke, wo ein Kränzchen von Bekannten wacker plaudern und alle Wiſſenſchaften handhaben — oder er nimmt ſein Geräthe zur Hand und ſitzt wochenlang auf den Bergen um Wien herum, und will dort die Natur abconterfeien. Wenn ſie einen oder den andern Helden im Theater aufführen, ſo ſitzt der frohe Kauz ſchon viel zu früh darinnen — manches Concert kann er kaum erwarten; in die Oper und in das Ballet geht er gar nicht, der Einſeitige — und in dieſem Augenblicke wird er häufig in der Gemäldeausſtellung und im Paradiesgarten geſehen. In manchen Familien haben ſie ihn lieb, und er geht oft hin; in andern können ſie ihn nicht ganz gut leiden, und er geht auch hin, wenn er ſie gleich durch verſchrobene Begriffe ärgert.

Nun, ich denke, hier haſt Du perſönliche Verhältniſſe genug — aber da ich einmal im Zuge bin, ſo fahre ich fort. Bekannte habe ich eine Menge, worunter zwei faſt Freunde ſind, — Lothar und der drollige alte Engländer Aſton. Er ſcheint mit mir einen Plan zu haben — er hat überhaupt für ſein Leben gern Pläne — ich weiß zwar nicht was für einen, aber daß ein ſolcher in voller Blüthe ſteht, leuchtet wie ein Zeichenfeuer aus ſeinem ganzen Weſen. Kein Menſch auf Erden leitet und ordnet ſo gerne als er. „Ich bitte Euch flehentlich," ſagt er, „laſſet nur mich gewähren, und verderbet nichts;" — dafür, wenn man ihm die Sache überläßt, darf man aber auch rechnen, daß ſie bis in's Kleinſte meiſterhaft iſt — nur darf es nichts Wichtiges ſein; das verpfuſcht er. Er überraſcht auch gerne und hat ſeine Heimlichkeiten; nur weiß man ſie immer, meiſt aus den Schildwachen, die er mit Angſt um das Geheimniß ſtellt. Sein Herz iſt wie Gold, und ich kenne mehrere Züge des anſpruchloſeſten Edelmuthes von ihm. Im Uebrigen reitet er unterſchiedliche Steckenpferde, und thut ſeiner Kappe jährlich ein paar Schellen und ſauberes Pelzwerk zu, was ihm wohl Du und ich am wenigſten verargen können, denen gewiß derlei Glocken und Streitroſſe nicht ausbleiben werden. Und am Ende iſt mir ein fantaſiereicher Greis mit ſeinen paar zugehörigen Narrheiten lieber, als jene erloſchenen Menſchen, die ſich vorgeſtorben ſind und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

ihren Körper wie das leere Fach der Seele hinfriſten. Gegen mich iſt er väterlich warm und will mein Glück machen, da er mich wirklich mehr liebt, als ich es verdiene; er traut mir nämlich des Guten nicht weniger als Alles zu, was mich manchmal ſehr beſchämt; daher, wenn ihn andere Leute ſeiner Eigenheiten willen unleidlich finden oder lächerlich machen, liebe ich ihn dafür von ganzem Herzen — und kann ſtundenlang mit ihm ſpazieren gehen und ihm gewähren laſſen, wie er theils erzählt, theils Plane darthut, theils verworrene Stücke ſeiner Vergangenheit herbeiſchiebt und im naiven Fortplaudern — weil er ſich vor mir gehen läßt — arglos eine wahre Rumpelkammer eines Herzens aufthut, worin Plunder und Kleinodien liegen, die nur Niemand geordnet hat, weil die einzige Hand, die es konnte und der er es mit geduldigſter Liebe überlaſſen hätte, längſt ſchon im Grabe liegt, — die ſeiner Gattin, deren leiſe, ſchöne Schritte in der Plunderkammer oft deutlich ſichtbar werden, wenn der Zufall das eine oder andere unnütze Tuch von ihnen abhebt. Dieſe meine Schonung ſeiner Eigenthümlichkeit mag ihm oft halb klar vorſchweben, und eigentlich das Band zwiſchen uns ſein; denn das Anerkennen ſeiner

Trefflichkeit theile ich mit Vielen ſeines Umgangs — jene Schonung mit Wenigen. So gut iſt er gegen mich, daß, wenn ich ſo ſchlecht wäre, ſeines Vermögens halber einer ſeiner zwei Mädchen Liebe vorzuheucheln und ſie zu gewinnen, er freudig ſein Ja dazu ſagen würde. Ohnehin weiß Wien nicht anders, als daß ich in die bedeutend ſchöne und noch dazu geiſtreiche Lucie, die ältere ſeiner Töchter, verliebt ſei, und deshalb ſein Haus beſuche. Man macht mir artige Worte über meinen Geſchmack und lobt hinter meinem Rücken meinen Berechnungsgeiſt und mein Unterhandeltalent, mit dem ich den Vater gewinne.

Sonderbar iſt mir noch eines, was ich hier anmerken muß, daß ich mich nämlich ſchon ſeit einiger Zeit mit einem Netze von Heimlichkeiten umgeben fühle, deſſen Fäden ich oft ſichtbar vor mir zu haben wähne, und wenn ich darnach greife, ſo iſt nichts da. Geſtalten von Bedeutung ſind zuweilen in meinem Bereiche, wiederholen ſich und verlieren ſich. Wünſche, die ich nie ausgeſprochen habe, finde ich oft in meinem Zimmer verwirklicht. Nachfragen werden gehalten, Beſtellungen gemacht von denen ich nicht weiß, für wen, und ſo andere Dinge, die ich fühle, aber für den Augenblick nicht darſtellen kann.

Das Allerverkehrteſte iſt aber das, daß meine unbekannte Südländerin, die ſtolze Zenobia, nichts weniger als eine Südländerin iſt, ſondern die ruſſiſche Fürſtin Fodor. Sie reiſ't blos durch, und zwar aus Frankreich kommend, wo ſie mit ihrem Gemahle das Grab ihrer Eltern beſuchte, die dort vor vielen Jahren auf eine gewaltſame und geheimnißvolle Weiſe umgekommen ſein ſollen. Sie wird in einigen Tagen nach Petersburg abreiſen, um die dortigen Geſellſchaften zu verherrlichen, wo ſie mit ihrem Gemahle das ſchönſte Paar ſein ſoll. Woher ich dieß Alles weiß? — — Ja, noch mehr — — während ich hier ſchreibe, liegt ihr äußerſt gelungenes kleines Abbild neben dem Papiere auf dem Schreibtiſche. Niemand anders nämlich wurde mit dem Auftrage beglückt, ſie lebensgroß zu malen, als Freund Lothar. Er malte ſie in ihrer Wohnung und färbte ſich heimlich das kleine Bildchen zuſammen, als einen Schönheits-Diebſtahl, und lief ſogleich zu mir, um damit meine Paradiesgartenſchönheit, von der ich ihm erzählte, auszuſtechen.

Wie ſtaunte er, als ich ihm ſagte, die ſei es eben — und Beide wunderten wir uns über den Zufall. Er verſchaffte mir ſpäter ſogar, daß ich das große Bild ſelbſt ſehen konnte, zu welchem Zwecke er ein Mädchen der Fürſtin mit Geld und Liebesworten beſtach. Die Arbeit war ſchön, und obwohl er ſagte, daß ſie nicht von Weitem an das Urbild reiche, ſo wiederholte ſich doch an mir faſt dieſelbe Wirkung, wie damals vor jenem erhabnen Spiegel. Er ergötzte ſich herzlich an meinem elektriſchen Funkeln, theilte es aber nicht im Mindeſten, obwohl er zugab, daß dieſe Arbeit die ſchönſte Belohnung ſeines Pinſels ſei, die er je zu hoffen habe, und er wolle nun recht geduldig viele der häßlichſten Geſichter nachbilden. Er ſchenkte mir das kleine Gemälde, und ich bewahre es als Denkmal der ſonderbarſten Wirkungen unſerer Fantaſie auf; denn die Fürſtin ſoll hart und kalt ſein, und von dem echteſten Ahnenſtolze beſeſſen; — ich aber hatte alle Weichheit und Güte der ſchönſten Seele in die Züge dieſes Bildes getragen. — Wenn ſie längſt in ihrem Norden iſt, dann nehme ich erſt das Bild recht her, und dichte ihm Alles an, was mir nur immer beliebt — ich wüßte nicht, wer mir's wehren könnte! Gute Nacht, Titus!

7.

Himmelblauer Enzian.

3. Juni 1834.

Seit dem zwölſten Mai gab es gar nichts; aber das Ende dieſes Monats war eigenthümlich genug. Das Wetter hatte ſich lange zuſammengezogen, und Anzeichen und Wahrſagungen und Ahnungen und Alles ging vorher; nun iſt es da — ich bin verliebt, und, bei Gott! ich nehme mir vor, es ganz unmäßig zu ſein und den Becher tüchtig raſch hineinzutrinken, in den ſie uns das himmliſch ſüße Gift thun.

Höre mich — ich will Dir Alles ſchreiben. Am letzten Mai war ich bei Aſton geladen und ging hin. Die Paſtoralſimphonie wurde von lauter feurigen Verehrern des todten Meiſters vortrefflich ausgeführt. Ich ſloh in ſein Schreibſtübchen, in das keine andere Beleuchtung floß, als eine ſanfte Dämmerung aus einem dritten Zimmer, in welchem vier dicht bei einander ſtehende Lampen aus matt geſchliffenem Glaſe die Milch ihres Lichtes ergoſſen. An dieſes ferne Zimmer erſt ſtieß der Saal, wo die Muſik und die Geſellſchaft war; ich war alſo ſo gut wie allein. Auf dem weichen weißen Sammte dieſes Lichtes nun wallte die Simphonie zu mir herein und brachte alle Idyllen und Kindheitsträume mit, und je mehr ſie ſchwoll und rauſchte, um ſo mehr zog ſie gleichſam goldne Fäden um das Herz. Wie iſt dieſe Muſik rein und ſittlich gegen den leichtfertigen Jubel unſerer meiſten Opern! Auf unbefleckten weißen Taubenſchwingen zieht ſie ſiegreich in die Seele.

Ich wäre ohne weiteres mit ihrem Ende fortgegangen, wenn dieß auf eine andere Weiſe möglich geweſen wäre als mitten durch alle Anweſende, deren Grüße, Fragen, Anreden, Gutenachtwünſche u. ſ. w. mir unangenehm waren. Der letzte Ton war verhallt, und ſogleich ging draußen ein Brauſen an und ein Seſſelrücken, und ein leidiges Tanzen begann. Im Lampenzimmer wurden gar Spieltiſche geſtellt, und bis zu mir herein drangen die Streifenden. Sofort hob für mich die Langeweile an. Emma, die jüngere

Tochter Aſton's, wollte, ich ſolle tanzen. Ich erwiederte, daß ich nicht ſtarker Geiſt genug ſei zu ſolchen Uebergängen, wie unſer Jungfrauengeſchlecht, das dicht an Beethoven das Tanzen nicht verachte. „Doch iſt Jemand aus dem Geſchlechte ſo ſtark,“ ſagte Emma lächelnd, „und ſogar zwei ſind es. Lucie und ihre altrömiſche Freundin, die Sie heute werden kennen lernen, — der weibliche Cato von Utika — oder von wo — ſie ſind ſogar in den Garten hinabgegangen. Uebrigens,“ fügte ſie bei, „mir hat die Simphonie ſehr gut gefallen; aber jetzt gefallen mir ſämmtliche Tänzer auch, und ich kann mit meiner Empfindung nicht ſo breit thun, wie mit einem ſteifſeidenen Gewande, und wie die Andern, und ſo ade, Herr Ariſtoteles.“ Sie knixte ernſthaft und ſchwebte künſtlich zwiſchen all den Klippen der Spieltiſche, wie ein leichtes Fahrzeug, hinaus in die wogende See des Tanzſaales.

Nach dem Garten hätte ich wohl auch ein Gelüſte getragen, aber ich mußte es nun aufgeben, um die zwei Freundinnen nicht zu ſtören, die ihn wahrſcheinlich für ganz unbeſucht hielten. Ich trat daher, wie gewöhnlich, Reiſen durch alle Zimmer und durch die Gruppen darin an, und als ich im Bedientenzimmer die Pulte und Reſte der Simphonie, wie ein kahles Feuerwerksgerüſte, antraf, hatte ich eine Art Schmerzempfindung, wie bei dem Anblicke eines abgebrannten Hauſes. Auf dem Rückwege gerieth ich zwiſchen die Wimpel und Fahnen mehrerer Putzhauben, die zuſammenſtaken und verleumdeten.

„Beide," hörte ich ſie ſagen, „ſind im Garten, und ſie macht die Lucie noch zu derſelben unnatürlichen Figur, wie ſie ſelbſten iſt. — Gott genade dem Manne, der eine ſolche verſchrobene. . . ." Mehr hörte und wollte ich nicht hören.

Arme Angela; dieß iſt nun ſeit einer kleinen halben Stunde ſchon die zweite harte Aeußerung über Dich — noch dazu an Deinem Namenstage — ſo dachte ich und nahm mir vor, ſobald ſie heraufkäme, ſie mir zeigen zu laſſen, und ſie gerade recht mit Auszeichnung zu behandeln, namentlich auch um die Putzhauben zu ärgern.

Ich trat wieder unter die Tanzenden — Alles — die herumfliegenden Geſtalten, die glühenden Wangen und ſtrahlenden Augen der Mädchen, das Vergnügen der zuſehenden Mütter, ſelbſt die ſpielenden Herren — Alles nimmt nun in meiner Erinnerung eine rührende

Geſtalt an. Ich werde den Grund angeben. Als ich nämlich ſattſam wie ein Irrſtern unter dieſen Wandelſternen herumgeſchweift war, ließ ich mich endlich häuslich nieder vor einer Rheinweinflaſche, die mir Aſton immer aus Vorliebe gibt, und rief einen Bekannten herzu, der ebenfalls ein Fremdling in der Tanz- und Spielwelt war. Wir geriethen in's Plaudern, während der Tanz draußen ſchleifte und ſchwirrte und rauſchte. Unſer Tiſch war gleichſam ein Landſitz außerhalb dieſes Stadtgewühls; denn er ſtand im Schreibſtübchen das aber jetzt beleuchtet war. Im Zimmer daneben und im dritten, im Lampenzimmer, ſaßen hartnäckige Whiſtgeſellen. Wir hatten bereits die zweite Flaſche angebrochen, und handelten den Virgil ab, die muſikaliſchſte Muſe der Römer, als ſich Folgendes ergab. Mein Nachbar pries ſeine Zartheit in der ſinnlichen Malerei, in der er faſt an die Griechen reiche, und ſagte die Stelle als Beleg:

Tempus erat, quo prima quies mortalibus aegris
Incipit et . . . et . . . .

Aber weder er, noch ich wußten den ſchönen Vers zu Ende — da ſprach unglaublich ſanft eine weibliche Stimme hinter mir:

et dono divum gratissima serpit.

Ich ſah neugierig um und — lege den größten Maßſtab an mein Erſchrecken — dicht hinter meiner Stuhllehne an der Seite Luciens, von unſerer Lampe ſcharf beleuchtet, ſchwebt das Geſicht aus dem Paradiesgarten — dasſelbe edle, ſanfte, unbeſchreiblich ſchöne Angeſicht in der erſten Blüthe der Jugend, dieſelben Augen, zwei Sonnenräder, nur darüber dämmernd die langen feinen Wimpern, wie Mondesſtrahlen. Ich war aufgeſprungen und ſtarrte ſie thöricht an, während ſie mit tiefem Purpur übergoſſen wurde.

„So ſchlagen ſie mich überall aus dem Felde, ſchöne Feindin," ſagte mein Nachbar, der auch aufgeſtanden war und ſich artig lächelnd verbeugte; „auch im Virgil ſind Sie mir überlegen."

„Hier führe ich Ihnen," ſprach Lucie, „meine liebſte Freundin auf, die längſt verſprochene Angela" — und dann zu ihr gewendet — „dieß iſt der beſcheidene Maler der Umgebungen Wiens."

Wir verbeugten uns gegenſeitig.

Mein Nachbar ſprach ſogleich darein und benahm ſich überhaupt wie ein Bekannter Angela's.

In dieſem Augenblicke trat auch Aſton herbei, und in ſeinem Angeſichte war ein Weltmeer von Freude zu ſehen, über die gänzlich gelungene Ueberraſchung, von der er Alles und Jedes auf ſeine Rechnung ſetzte, was an Rathloſigkeit in meinem Geſichte mußte ſichtbar geweſen ſein. Freilich konnte er den Grund meiner lächerlichen Verlegenheit nicht ahnen, die mich immer von Neuem erfaßte, wenn ich ſie anſah, und die in mir herumringenden Geſtalten in eine erträgliche Ordnung zu bringen verſuchte. Dieſe alſo iſt die verſchrobene Angela, ſie iſt aber auch die Fürſtin — und wer ſtand denn nun vor dem Hochſpiegel — wer iſt denn das lebensgroße Bild, wer das kleine Abbild? und Lothar ſitzt hölliſcher Weiſe auf dem Hochſchwab und malt dort Naturſtudien und kann keinen Teufel aufklären — wenn er nicht gar ſelber im Complotte ſteckt und ſich zu guter Zeit auf und davon gemacht hat. Im ganzen goldnen Lamme wohnt ja die Fürſtin, wenn ſie nicht ſchon davon gefahren iſt; das weiß ja ganz Wien, und daß ſie von dem jungen Maler außerordentlich getroffen wurde, erzählt auch ganz Wien — und daß ich das lebensgroße Bild ſelber im goldnen Lamme ſah, ſchon im Rahmen, ſchon an den Boden der Reiſekiſte geſchraubt, weiß ich mit Gotteshilfe auch, — und hier ſteht ſie im einfachſten Kleide und lächelt mich an! — In meinem Zimmer — wenn es ſich nicht unterdeſſen in eine Kohle verwandelt hat — liegt das kleine Bild, auf dem ſie auch ſteht! — Dann die ſeltſame Lage hilft ihr auch noch, mich zum Narren zu machen, daß nämlich zweimal dasſelbe ungewöhnlich ſchöne Angeſicht allemal dicht vor meinen Augen in der Luft hing und zauberte, ſtatt daß es ordentlich in der deutlichen Sehweite geſeſſen wäre zu verſtändiger Betrachtung und Anſchauung. Und alle machten ſie ſo unſchuldige Geſichter, als wäre auf dem ganzen Erdboden kein trübes Wäſſerlein — oder gelang dem Aſton dieſes Mal eine meiſterhafte Verwirrung? Wenn nur die Fürſtin noch da iſt, ſo warte ich morgen tauſend Stunden vor dem goldnen Lamme, daß ich ſie ausfahren ſehe, und Lucie — denn das Teufelchen Emma ſagt nichts — muß heute noch Rede und Antwort ſtehen. Eine ſolche Aehnlichkeit zwiſchen zwei wildfremden Menſchen iſt gar ganz unmöglich; das muß ich verſtehen, der ich ſchon über hundert Angeſichter malte.

So dachte ich ungefähr in dem Augenblicke als ich vor ihr ſtand; was ich aber geredet habe, weiß ich nicht mehr. Erſprießlich muß es nicht geweſen ſein; denn ſie wurde ſichtbar verwirrt und erröthete wiederholt, und Lucie machte immer größere Augen.

Aſton ſprang uns Allen, wie ein Engel des Himmels bei, als er die Nachricht brachte, draußen ſtehe Alles aufgedeckt, und man warte ſchon auf uns zum Speiſen.

Auf dem Wege in's Tafelzimmer nahm er mich am Arm, während die zwei ſchönen Mädchengeſtalten vor uns gingen, und flüſterte mir in's Ohr: „Hab' ich Ihnen mit dieſer das Concept verrückt? — und ſie wird Ihnen ſogar zu einem Bilde ſitzen, wenn es Lucien gelingt, ſie vollends zu überreden: denn nur ihr, als Freundin, wolle ſie ein Bild von ſich als Andenken überlaſſen. Dann wird ſie gleich lebensgroß gemacht; die Kleiderverhältniſſe wählen ſie ſelber, und ich ſtehe Ihnen bei, und wenn wir ſie überreden, daß ſie Ihnen zu Ruhm und Glück dadurch verhelfen kann, ſo erlaubt ſie auch, daß das Bild in die Ausſtellung darf, und dann iſt Ihr Ruf gegründet, Freund. Dieſe iſt einmal ein Gegenſtand, durch den ſich ein Künſtler Ehre gewinnen kann. Die ganze Männerſchaft iſt verloren, wenn ſie das Bild anſchaut, und verliebt ſich bei dieſer Gelegenheit auch in den Künſtler, und die Weiber werden ſofort alle von Ihnen gemalt ſein wollen, weil ſie meinen, ſie würden dann auch ſo hübſch ausſehen, und ſo prachtvoll zwiſchen dem Goldrahmen ſitzen. Wären Sie nur letzte Zeit nicht ſo halsſtarrig geweſen, — ſie hat ſogar einige Male nach Ihnen gefragt — ſo hätten Sie ſie ſchon längſt ſehen können; denn mein Plan war es ſchon vom Winter her, Ihnen mit ihr den Verſtand zu zerrütten. Aber es iſt nicht aller Tage Abend — ich könnte Ihnen noch allerlei Dinge ſagen; aber gegebene Worte muß man halten — man muß ſie halten."

Mittlerweile gelangten wir an den Tiſch, und er ſetzte mich ihr gegenüber. Meine Ruhe war durch den Gang ziemlich hergeſtellt, und ich ſaß voll Gelaſſenheit zwiſchen zwei ſchönen angewieſenen Tiſchnachbarinnen nieder, um mein Gegenüber auch einmal mit Ordnung und Verſtand zu betrachten, und über ſelbes zu richten.

Aber gefährlich blieb es; denn ſelbſt jetzt, in dieſer Proſa des Anſchauens — das Himmelsbild ſetzte gar eine Taſſe mit Rindſuppe an den Mund — verſpürte ich doch gleich beim erſten Blicke wieder etwas von jener Zauberei, wie vor drei Wochen im Paradiesgarten. Ich ſprach daher mit meiner Nachbarin rechts über das auserleſene Wetter; dann mit meiner Nachbarin links auch über das auserleſene Wetter — es iſt aber auch wirklich auserleſen, wie es hier ſeit dem Jahre 1811 nicht geweſen iſt; ſo ſagen die Weinkenner — dann aß ich, reichte Teller herum, miſchte mich in Geſpräche und verlegte mich überhaupt auf die Unbefangenheit. Aſton ſah verſchmitzt aus. Man ſprach über die Simphonie und ſtritt. Ich miſchte mich ein. Auf einmal, mitten in dem allgemeinen Brauſen, tönte wieder die unglückſelige, ſanfte lateiniſche Stimme, aber dießmal deutſch. — Ohne Verzug lagen meine Augen drüben und begegneten einem groſsen, unſchuldig ſchönen Blick voll Männerernſtes. Sie fing eben an, den armen Ludwig gegen zwei ältliche Frauen zu vertheidigen, die ihm Ueberſpanntheit und Verworrenheit vorwarfen. Ein alter Herr mit ſchneeweißen Haaren — er hatte das Violoncell geſpielt — ſtimmte ihr bei und ereiferte ſich jugendlich für ſeinen Liebling, wofür ihn das ſchönſte Augenpaar des Saales einigemal recht töchterlich lieb anſah. Der ewig alte Hader, in den man allezeit geräth, wenn man von Beethoven ſpricht, ob er oder Mozart vorzuziehen ſei, enſtand auch hier und ward mit Haſt verfochten. Alle Damen waren Mozartiſtinen und ein großer Theil der Männer — Angela ſtand für Beethoven, unterſtützt von dem greiſen Violoncelliſten und mir. Lucie miſchte ſich nicht ein; aber Emma ſehr und heftig für Mozart. Aber es war von beiden Seiten wenig zu gewinnen; denn gleich nach dem erſten Worte bemächtigte ſich das mit ſtarken Herren beſetzte Südende des Tiſches der Frage, und eine lärmende Kriegsfurie brach los. Sogleich ſchwieg Angela, und nur gleichſam ſich entſchuldigend und dankend wandte ſie ſich zu mir und ſagte: „Ich bin nicht Kennerin genug, um anders als nach meinem Eindrucke zu urtheilen; aber mich reißt es hin, wo wie in der Natur, großartige Verſchwendung iſt. Mozart theilt mit freundlichem Angeſichte unſchätzbare Edelſteine aus, und ſchenkt jedem etwas; Beethoven aber ſtürzt gleich einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk; dann hält es ſich die Hände vor den Kopf, damit es nicht blutig geſchlagen wird, und geht am Ende fort, ohne den kleinſten Diamanten erhaſcht zu haben.

Mir war das Urtheil aus der Seele geſprochen; aber ich war eigentlich nicht im Stande etwas recht zu genießen, weil es in mir noch immer durcheinander ging und mir Niemand gutſtehen konnte, daß ich nicht jeden Augenblick mit der Frage herausfahre, ob ſie denn ganz und gar und ohne weiteres die Fürſtin Fodor ſei, die mit ihrem Gemahle nach Rußland gehen werde, um dort die Leute zu bezaubern; aber dieß iſt ja unmöglich, denn ſie iſt Luciens Jugendfreundin, und ich werde ſie dieſen Sommer malen; aber dennoch iſt ſie mit jeder Linie und Färbung des Angeſichtes mein kleines Abbild, das ich von Lothar erhalten hatte. Dieſe Doppelgängerei fing nun an, etwas Unheimliches zu gewinnen. Ich mußte ſie mir hier und zugleich beim goldnen Lamme oder gar bereits in einer polniſchen Herberge ſchlafend denken. Das beklagenswerthe Eſſen nahm auch kein Ende, und da der Streit noch immer heftig währte, ſo konnte auch kein vernünftiges Wort aufkommen. Deßhalb blieb mir nichts übrig, als daß ich ſie mit Muße betrachtete.

Titus, ſie iſt wahrlich und wahrhaftig unbegreiflich ſchön, zumal im Profil; da zeichnet ſich die ſchönſte Linie in die Luft, welche das Weltall beſitzt, und die man verſucht wird, ſich nur ein Mal daſeiend zu denken. Hinter ihr war an den Wänden dunkelſammtenes Gehänge, und bei jeder Wendung ſchnitt ſich das hellbeleuchtete Angeſicht aus rabenſchwarzem Grunde. In unſern Zeichenbüchern iſt dieſe Linie noch nicht; ſie ſtammt aus der ſchönſten Zeit des alten Perikles — und wenn ſie ſich dann plötzlich zu dir wendet und die beiden Augen auf Dich richtet, in denen etwas Treuherziges und Schwärmeriſches iſt, ſo wird das Bild wieder ein ganz neues, und aus der Antike ſpringt eine romantiſche Shakſpeare'sgeſtalt. Wenn unter dem eine thörichte und verſchrobene Seele voll Albernheit wohnt, wie Aſton und jeder von ihr ſagt, ſo iſt es die ſchmerzlichſte Ironie, und ich möchte dann den Apoll von Belvedere zertrümmern; denn was hat denn Schönheit dann für eine Bedeutung, als daß ſie geradehin nur Grimm des Herzens aufrühren mag? Aber ich glaube es nun und in Ewigkeit nicht. Ich wollte nur, Du könnteſt ſie ſehen, mein Titus; eine Laſt dunkler Haare, daraus hervorleuchtend, die weiße reine Stirn voll Sittlichkeit, adelig geſchnitten von zwei feinen Bogen, und darunter die zwei ungewöhnlich großen, lavaſchwarzen Augen, brennend und lodernd, aber mit jenem keuſchen Madonnenblicke, den ich an feurigen Augen ſo ſehr liebe, ſittſam und ruhevoll — Du würdeſt wähnen, in dieſer Klarheit müſſe man bis auf den Grund der Seele blicken können — und wenn ſie mit dem weichen, klugen Munde doch ſo blöde lächelt, ſo meint man Pallas Athene als Kind zu ſehen.

Wie ich ihr ſo gegenüber ſaß, ſchwoll mir das Herz wehmüthig an und ſehnſuchtsweich, und ich hatte das Gefühl, hinter allem dieſem berge ſich vielleicht ein ſeltener Glanz, dem ſich kein Mann nahen dürfe, als nur mit dem ſchönſten Geiſtesſchmucke; ſie aber ſtehe unter der Menge wie eine Fremde, deren Sprache man nicht kennt. Jedenfalls muß ihre Erziehung von der gewöhnlichen abgewichen ſein; denn in all' ihrem Thun war ein gewiſſer Zuſchnitt, der etwas Fremdes hatte. Dieß gab ihr einen Schein von Unbeholfenheit oder Ziererei — beſonders da ſie, wie oft pedantiſche Gelehrte, zuweilen geradezu gegen alle gewöhnliche Art verſtieß, wie es das ſeichteſte Gänschen nicht gemacht hätte, während oft ein Schimmer hervorbrach, den freilich das Gänschen auch nicht machen konnte, ja, ihr verargte. Mir erſchien ſie dadurch noch reizender, wie jene Tropenblumen, die dem erſten Blicke des Nordländers fremdartig, ja lächerlich ſind, dem öftern Beſchauen aber immer dichteriſcher werden und die fernen Wunder ihres heißen Vaterlandes erzählen.

Champagner kam; denn von Aſtons Sitze ſchollen deſſen Begrüßungsſchüſſe, und bald, da jene ſchlankſten aller Gläſer rings gefüllt waren, tönte es: „der Namenstag hoch!“ Sie ſtand auf und dankte; ein Knäuel von Gläſern drängte ſich an ihres, um anzuſtoßen; ſie ſtand mild, wie eine Märtyrerin, und ließ den Wirrwarr über ſich ergehen. Manche kamen zwei-, dreimal, um anzuſtoßen, ich weiß nicht ihretwegen oder wegen des Champagners. Endlich, wie Alles in der Welt, nahm auch dieſes Glockenſpiel ein Ende, und ſie ſetzte ihr Glas nieder ohne einen Tropfen zu koſten.

Auch andere Sprüche brachen los; man ſtand ſchon theilweiſe an dem Tiſche, — da kamen zwei ſchöne Arme von rückwärts um ſie geſchlungen und zogen ſie küſſend in eine Umarmung und in einen Glückwunſch — Lucie war es — auch Emma kam, und Roſa und Clara und Lina, und wie ſie alle heißen: auch die verleumdenden Putzhauben, und zogen ſie in Wünſche hinein und von dem Tiſche hinweg.

Deinem armen Freunde war es nun, als hätte man alles Licht aus dem Saale fortgetragen, in welchem es bereits luſtig und laut zu werden begann. Dichte Gruppen thaten ſich um die Flaſche zuſammen, und Alle redeten wie die Apoſtel am Pfingſtfeſte, in lauter fremden Zungen, daß ein eitel Gebrauſe und Geſauſe wurde. Ein junger Mann mit dem richtigſt gezeichneten Angeſichte, was ich je ſah, ſchritt auf mich mit ſeinem Glaſe zu, um anzuſtoßen. „Auf Ihr ſchönes Gegenüber,“ ſagte er; „wir Zwei allein ſtießen vorher mit ihr nicht an.“ Alſo hatte er es auch bemerkt — ich habe wohl geſehen, wie er nicht anſtieß, — vielleicht aus demſelben Grunde, wie ich, weil ich ihr nämlich nicht auch noch zur Laſt ſein wollte.

Ein neues Tanzen jubelte draußen los, vom Champagner angezündet, und trieb ſeine hochgehenden Wogen herein in den trüben Schwemmteich von Reden, Streiten, Lachen, Scherzen, daß ein toſendes Meer um die Ohren kochte.

Ich ſtand auf, unendlich erleichtert, daß ich von dem Tiſche losgeſchmiedet ſei und dem ſinnverwirrenden Klingen und Schleifen, und Schweifen und

Reden und Brauſen entfliehen könne. Mein Weg führte durch das Tanzzimmer, und es kam mir vor, als ſeien der Paare noch einmal ſo viel geworden, und als würden ſie ohne Ende mehr, wie ſie von einer tollen Galoppe herumgeſchleudert wurden, immer ſchneller und ſchneller, weil einer, der auf dem armen Piano wie mit Keulen hämmerte, den Kreiſel wie zur Luſt immer bachantiſcher drehte, vom Fieber angeſteckt und Alles anſteckend. Ich haſchte mit den Augen nach Geſichtern, und wie die Mädchen vorüberjagten mit dem wilden Wangenfeuer, unſchön mit den hartrothen Antlitzen, ſo fürchtete ich, auch ihres in dem Zuſtande zu ſehen — aber es war nicht darunter. Ich war, wie allemal beim Anblicke ſolches Ueberſchäumens bloßer Luſtigkeit, traurig geworden und ging gerne weiter.

Im Lampenzimmer endlich, wo noch die Kartenruinen lagen, ſtand ſie, aber eingewickelt in einen Ballen von Freundinnen und Feindinnen, die Glück wünſchten, und von Männern die den Hof machten. — So hat denn heute Aſton, wie jener König im Evangelio, die Blinden und Lahmen und die ganze Wiener Stadt und den Erdkreis zu dieſem

Feſte eingeladen, daß die Menſchen kein Ende nehmen wollten!! Ich ging noch weiter in das nächſte Zimmer, wo endlich bloß Drei waren, die Langeweile hatten, und ich ſetzte mich dort in einem Winkel als Vierter nieder.

Ich war unſäglich traurig und konnte mich der tiefſten Schwermuth faſt nicht erwehren. Ich ſah durch die Thüren in alle Zimmer zurück, die ich durchwandelt hatte, und lud meinen armen Augen die Laſt aller Bilder derſelben auf: den fernen ſchwarzen Grund der Männer im Tafelzimmer, undeutlich wogend und im Lichterrauche ſchwimmend — auf dieſem Grunde gedreht, gewirbelt, gejagt der weiße Kranz der Galoppe, ſeinerſeits wieder zerſchnitten durch die ſtehenden Geſtalten und Gruppen im nächſten Zimmer herwärts — durch die wieder manche ganz im Vordergrund wandelnde Geſtalt bald eine ſchwarze, bald eine weiße Linie zog — und auf dieſen Wuſt von Bildern und Farben, noch dazu wankend und wallend in einem betäubenden Lichterglanze, zeichnete ſich ihre Geſtalt, die einzig ruhige, wie in die wimmelnde, zitternde Luft eine liebliche, feſte fata morgana.

Leider kam nun Aſton zu mir herein, der mich ſuchte, und fing zu reden an. Er glänzte von Wein und Freude, und unterhielt ſich nach ſeinem Ausdrucke „köſtlich." Er ſagte, wenn er reden dürfte, ſo könnte er mir Dinge ſagen — Dinge — aber es werde ſich Alles, Alles aufklären, und da irgend ein anderer Menſch, den er nicht nennen dürfe, ſchon einmal verrückt ſei und das eigne Unglück wolle, ſo werde alle Welt ſehen, daß ſein Plan, Daniel Aſtons Plan, der beſte war, und von Alpha bis Omega in Erfüllung gehe. Was Angela betreffe, müſſe er bemerken, daß es eben kein Wunder ſei, wenn ich mich in ſie verliebe; das thaten ſchon ſehr Viele: aber ein großes wäre es, wenn ſie ſich in mich verliebte — das that ſie noch nie. Er traue mir zwar viel zu, was Weiberherzen gewinnen könne; aber ſie ſei auch nicht wie andere Weiber, ſondern ihr Lehrer habe ihr allerlei Dinge beigebracht, die ſeltſam und ungewöhnlich ſeien — für eine gute Hausfrau tauge ſie gar nicht, weil ihr alles und jedes Praktiſche fehle — jedoch ſie wäre ſchon abzurichten, da ſie in allen Narrheiten, wozu ſie ſich gelegentlich wende, mit der muſterhafteſten Ordnung und mit größtem Erfolge vorgehe; nur ſeien leider das Dinge, die alle nichts nützen und gegen Herkommen und Brauch ſeien. „Unter uns geſagt: ſie kann gar nicht einmal kochen. Aber verlieben Sie ſich immerhin.“ Er wollte mich durchaus hinausführen, aber, ich lehnte es entſchieden ab und war froh, als er endlich von dannen ging. Mittlerweile entführte der Tanz eine Freundin nach der andern von Angela, und ſie ſtand zuletzt nur noch mit einem Manne im Geſpräche, demſelben jungen ſchönen Manne, der mit mir auf ihre Geſundheit angeſtoßen hatte. Auch Emma ſchwirrte einmal durch das Lampenzimmer in den Tanz, der unaufhörlich toller und toller hereintönte.

Da trat der Violoncelliſt zu mir und fing an über Beethoven zu ſprechen und über den guten Takt des ſchönen, fremden Fräuleins in Beurtheilung des größten aller Tondichter.

Das ſchöne, fremde Fräulein hatte ſich indeß auf einen Divan niedergeſetzt und der ſchöne, fremde Herr ſtand vor ihr.

Mein Nachbar zerlegte mitten im Klingen und Singen der Tanzmuſik kunſtgerecht die Paſtoralſymphonie und zog mich doch zuletzt in's Intereſſe, weil er aus dem Tonſtücke Erinnerungen zurückrief, die ſich eben jetzt an mein gewitterſchwüles Herz wie Engelsflügel legten, weil ſie wie reine Lichtſtrahlen abſtanden von der rothen Pechfackel der Tanzmuſik, die eben draußen in jubilirender Sinnesluſt geſchwungen wurde. Ich ſprach endlich hingeriſſen einige heiße Worte über die Simphonie, und als meine Empfindung in der Stimme erkennbar geworden ſein mußte, drückte mir mein begeiſterter Nachbar, wie ein Kind gerührt, beide Hände, und mir kam das Haarſilber auf ſeinem ſchönen Greiſenhaupte doppelt ehrwürdig vor.

Auch er ſchied endlich, und als ich aufblickte, war auch ſie und ihr Geſellſchafter fort, vielleicht gar zum Tanze; auch meine Genoſſen, die drei langweilenden Geſellen, waren verſchwunden und das Zimmer ſtand ganz leer; nur aus dem Spiegel gegenüber ſtarrte mein eigenes Angeſicht.

Da ſaß ich nun und wußte durchaus nicht, was in der nächſten Zeit zu thun ſein werde.

Endlich ging ich wieder in das Tanzzimmer, ob ihr denn nicht auch das Tanzen anders laſſe, als den Andern. Man führte jetzt eben Figuren aus, was ich viel lieber ſehe, als das leere Galoppjagen —

aber ſie war nicht bei den Figuren. Bei einer alten Frau ſaß ſie und redete äußerſt freundlich mit ihr.

Ich weiß es nicht, was mich denn ſo zauberiſch bindet. In ihren Augen — in der Art, ſie zu heben oder zu ſenken, oder hinträumen zu laſſen in dichteriſcher Ruhe — in dem Munde, wenn auf ihm das Licht des Lächelns aufgeht — ſelbſt in der Hand, die eben jetzt wie ein weißes Apfelblüthenblatt auf ihrem ſchwarzſeidnen Kleide lag — — in Allem, in Allem iſt ein Stück meines eignen Herzens, was mir hier nur unſäglich reizender und inniger zur Anſchauung kam.

Ich ging wieder in das leere Zimmer zurück. Fraget mich nicht, warum ich denn eine ſo große, feierliche, unabweisbare Empfindung in mir zurücktrug — ich weiß es nicht. Unter Allen, die da freudig hüpften und freudig zuſahen,. iſt nur ein einzig Herz. mein Herz iſt es, das bitterlich weinen möchte. Sie iſt der unſchuldige Gegenſtand, daß eine Empfindung in mir emporſchwoll, ungeheuer, rieſig, wohl- und wehmüthig, verwaiſ't und einſam in dem Herzen liegend — mir war, als hätte ich bisher keinen Freund und keine Freundin gehabt!!

Endlich war der Tanz aus und die erhitzten Paare flutheten herein.

Jetzt mußt' ich Lucien ſprechen. Sie trat auch zu mir, Angela und die hochathmende Emma am Arme führend.

Wie ganz anders ſind die Worte, die man einer geliebten Geſtalt in Gedanken ſagt, als wenn ſie dann vor uns tritt und das dumme Herz erſchrocken zurückſinkt und eine Flachheit vorbringt.

Emma ſagte, ich ſei heute der unerträglichſte Menſch; auch Lucie fand mich verſtimmt. Ich entſchuldigte mich, daß ich nicht tanze, und alſo nichts zum allgemeinen Vergnügen beitragen könne. Angela ſagte, daß ſie mich ſchon lange aus meinen Bildern und aus den Beſchreibungen kenne, die ihre zwei Freundinnen von mir machten, und es ſei gar nicht ſchön von mir, daß ich ihr faſt abſichtlich auswich; — ich erröthete heftig und konnte es zu keiner Entſchuldigung bringen. Indeſſen kamen wir zu einem Sitze; alle Drei ſetzten ſich und ich blieb vor ihnen ſtehen.

„Jetzt müſſen Sie aber ſehr oft kommen," ſagte Lucie, „und unſere liebe Freundin kennen lernen; ſie iſt es wohl ein wenig werth." Hiebei ſah ſie dieſer lieben Freundin zärtlich in's Antlitz und nahm ihre weiße Hand.

„Und er iſt es auch erſchrecklich werth," entgegnete Emma; denn er iſt der liebenswürdigſte Pedant, der je einem Mädchen Langeweile machte. Unverzüglich nahm ſie auch meine Hand, ihre Schweſter äffend, und legte alle vier Hände aufeinander, ſo daß meine auf Angela's kam, und denke Dir, Titus! dieß war mir peinlich — ich zog ſie faſt unartig zurück. Angela zog ihre auch weg und legte ſie wie dankend auf die Schulter Luciens, und hob dabei, wie eine griechiſche Prieſterin, das ſchöne Haupt.

Plötzlich, als ſie meiner Fantaſie das Bild einer antiken Prieſterin bot, fiel mir ihr Latein ein, und ich griff haſtig nach dieſem Geſprächsanker, mit der Bemerkung, daß es wohl ein ſeltner Fall ſein möge, daß ein Mädchen den Virgil in der Urſprache leſe.

„In gar keiner ſollte man den langweiligen Menſchen leſen," meinte die ewig dareinſprechende Emma.

„Als nur in der Urſprache," entgegnete Angela; „weil ſelbſt in der beſten Ueberſetzung drei Viertheile verloren gehen und das vierte ſeelenlos bleibt." Dann, zu mir gewendet, fuhr ſie wie entſchuldigend fort:

„Ich kann aber auch ſehr wenig; mein gütiger Lehrer erzählte mir eine ſo ſchöne Geſchichte von den Thaten der alten Heiden, daß ich ihn bat, mich auch ihre Sprache zu lehren, ihre Seele, wie er ſagte. Er that es und ich lernte auf dieſe Weiſe ein Weniges.“

„Alſo können Sie auch Griechiſch?“ platzte ich heraus, ſie mit offenen Augen anſtarrend.

Jungfräulich erröthend und faſt erſchrocken durch meine Haſt, ſagte ſie verwundert: „Ja,“ und ſah mich verlegen an.

Emma, die einen Inſtinkt hat, zu rechter Zeit drollig zu ſein, ſagte: „Sie lernt noch die Taktik, wenn Sie ihr einen Meiſter auftreiben.“

„Warum nicht?“ entgegnete Angela; „wenn man nicht ſo traurig werden müßte, daß es unter vernünftigen Geſchöpfen noch eine ſolche Wiſſenſchaft geben kann.“ — —

„Habe ich etwas Unſchickliches geſagt?“ fragte ſie plötzlich Lucien, wahrſcheinlich weil ſie an mir die äußerſte Verwunderung merkte und nicht deuten konnte.

Die ſanfte Lucie nahm nun das Wort, indem ſie den früher um Angelas Nacken geſchlungenen Arm herabzog und die ſchöne Gruppe auflöſ'te und ſagte:

„Sie müſſen nämlich erfahren, daß unſere Freundin nicht in Wien erzogen worden iſt und auch nicht von einem Manne, der mit unſern Sitten ſehr einverſtanden wäre. Wenn Sie uns nicht ſchon geraume Zeit her ſo ſehr vernachläſſigt hätten, ſo hätten Sie ihn kennen gelernt, da er die letzte Zeit faſt täglich in unſer Haus kam; aber eine ſeiner ewigen Reiſen führte ihn mit ſeiner Schweſter nach Frankreich, von wo er kaum vor September zurück ſein wird. Der Vater hat ihm von Ihnen ſo viel Gutes geſagt, daß er Ihre Bekanntſchaft verlangte. Aber er mußte abreiſen, ehe dieß bewerkſtelligt werden konnte. Seine Schülerin kennen Sie jetzt in unſerer Angela; ſeiner Tante werden wir Sie ſpäter vorſtellen; auf ihn und die Schweſter aber müſſen Sie bis zum Herbſte warten. Ich bin der vollſten Ueberzeugung, daß ihr euch gegenſeitig ſehr gefallen werdet.“

„O, ich auch der vollſten,“ ſprach Emma drein; „da wird ein Leben losgehen, närriſche Leute die Hülle und Fülle: Sie, er, ſeine Schweſter, Fräulein Natalie, Angela, ich, die zärtliche Schweſter Lucie beginnt auch ſchon, der Vater obendrein, — die Plane ſollen ſich kreuzen und mehren und verwirren; wir müſſen noch mehr ſolches Zeug herbeiſchaffen — Sie haben ja da einen neuen Freund angeworben — Diſſon glaub' ich, heißt er — den Sie ſo ſehr lobten — der wird doch auch einen oder den andern Sinn verkehrt haben — dieſen bringen Sie — und in den Pyrenäen reiſ't auch Einer, den Sie neulich lobpoſaunt haben: der muß auch herbei, und wenn der Vater ſo fortſammelt, dann erleben wir die lichte Freude: auf Erhabenheit verlegt, Ueberſchwenglichkeit getrieben — und zuletzt Lieb' und Heirathen aller Orten und Wegen: Sie mich, Angela ihren Lehrer, — — nein, der iſt für ſie zu ruhig: ich den Lehrer, Sie die Angela, Lucie den Lothar, Natalie den ſpaniſchen Reiſenden — — nun, ich denke: dann ſind Alle unter Dach gebracht."

Lucie, die ſeit dem Tode der Mutter eine Art ſanfter Vormundſchaft über den jungen Wildfang übte, verwies ihr lächelnd ihre unartige Uebermüthigkeit. In den lebhaften jugendlichen Augen glänzte ſo eben ein neuer Uebermuth; aber in dem Augenblicke ſtob eine ganze Spreu von weißen Mädchen herbei, gefolgt von jungen Männern, die alle über den Schlußtanz unterhandelten. Emma war ſogleich mitten drinnen, hielt kurze Staats-Verſammlungsreden und ſtimmte unmittelbar darauf. In dieſem Augenblicke ergriff ich die Gelegenheit, endlich einmal mit meiner Paradiesbegegnung hervorzukommen — vor Emma wollte ich nicht. — Ich erzählte etwas lügneriſcher Weiſe, daß es wahrſcheinlich eine ruſſiſche Fürſtin geweſen ſei, die ich unlängſt im Paradiesgarten vor dem ſchwarzen Hochſpiegel ſah und die mit dem gegenwärtigen Fräulein die vollſtändigſte Aehnlichkeit habe, die ich je auf Erden gefunden; darum habe es mich ſo ſehr verwirrt, als ich heute dieſelbe Geſtalt und daſſelbe Angeſicht hinter meiner Stuhllehne ſah und ſogleich als Freundin Luciens und Emma's aufgeführt bekam. „Und,“ ſchloß ich, „doppelt überraſchend war mir Ihr Anblick, weil ich neulich durch Zufall ein lebensgroßes Bild der Fürſtin zu ſehen bekam, auf dem ſie in einem ſchwarzſeidnen Kleide ſaß, gerade ſo, wie Sie hier eines anhaben; ja, was mir beinahe Schreck einjagte, war noch, daß Sie auch das kleine goldne Kreuzchen tragen, wie jene Fürſtin mit einem abgebildet iſt. Ich beſitze ein kleines Nachbild von dem Gemälde, wo all das noch jeden Augenblick zu ſehen iſt.“

Beide Schweſtern ſahen ſich ſeltſam an, als ich dieſes ſprach — Angela aber mußte bis zu Tode erſchrocken ſein, denn ſie ſtand weiß wie eine getünchte Wand da und wankte; mit unbeholfener Verlegenheit ſuchte ſie das äußerſt kleine Kreuzchen in ihrem Buſen zu bergen — es gelang — eine Sekunde nur war's, ſie bezwang ſich, und die ernſten ſchönen Augen auf mich richtend, ſprach Angela, daß ſie mit dieſer Fürſtin nichts gemein habe; ich möge ſie nur als ein einfaches Mädchen anſehen und behandeln, das nie einen Adelsbrief gehabt habe, noch je einen haben werde.

„Außer den lilienweißen des allerſchönſten und liebſten Herzens, das auf dieſer Erde ſchlägt,“ rief Lucie mit ſonderbarer Rührung, die mir für dieſe Veranlaſſung zu heftig vorkam, und küßte ſie auf die Augen und ſuchte ſie hinwegzuziehen; allein es war nicht möglich, denn in demſelben Augenblicke erſchien ein Mann und erinnerte Lucien an ihr Verſprechen, die dritte Figur mitzumachen — und — ſo iſt der Menſch — in höchſter Verwirrung und Noth thut er noch immer eher das Schickliche als das Rechte: Lucie ließ ſich in der Betäubung fortziehen; ſie fand das Wort der Widerrede nicht, und die Fremde ſtand verlaſſen in ihrer ſo ſeltſamen Erregung vor dem Fremden — aber ſo klar es war, daß ich irgend ein unheimlich Sonderbares getroffen haben mußte: ſo klar war es auch, daß in dem Augenblicke keine Spur mehr davon in ihrem Antlitze übrig war. Wie ich nämlich beklommen ſcheu in daſſelbe blickte, war das ſanfte Roth wieder in die vorher lilienweiße Wange gefloſſen, und das große Auge ſah freundlich auf mich, als ſie die Worte ſagte: „Mir iſt nicht unwohl geworden, wie Sie etwa denken können, ſondern wie es wohl öfters bei Menſchen geſchieht, es iſt plötzlich ein ſehr wichtiges Ereigniß meines Lebens eingetreten, und das hat mir die kindiſche Erregung gemacht, die Sie geſehen haben."

Mir war dieſe ruhige Aufrichtigkeit bei einer Sache, die jede andere verborgen, ja, gerade unter Unwohlſein verborgen hätte, ſonderbar, zum mindeſten neu; ich blieb daher befangen ſtehen und ſagte kein Wort.

„Ich werde jetzt fortgehen," ſagte ſie nach einem Augenblicke; „aber vorher muß ich Ihnen noch ſagen: daß ich es geweſen bin die Sie an dem erhabenen Spiegel geſehen haben — nannten Sie nicht die Beleuchtung eine Unterweltsbeleuchtung?"

„„Ja, ja, ich nannte ſie ſo,"" antwortete ich freudig, als wir bereits im Hinausgehen waren, wo ſie ſich dann verneigte und wieder zu jener ältlichen Frau ging, bei der ich ſie heute ſchon einmal geſehen hatte. Später als der Tanz aus war, ſah ich ſie noch einmal hinter einem Vorhange in Luciens Armen und heftig mit ihr reden — dann ſah ich ſie nicht mehr; denn ſie war fortgefahren — nur ein ſchönes, liebes, ſüßes Bild ſchwebte mir im Haupte und im Herzen.

Alſo war es doch ſie geweſen!

Welch' ſchöne Größe und Milde ſah ich damals in ihrem Angeſichte; wie wahr hatte meine Empfindung geredet! nun iſt ſie fort; das Rollen ihrer Räder hörte ich herauf; ich hörte es mit dem Herzen; ihr Bild ſchwebt noch in dem Gewirre, das um mich iſt, und ich ſtehe wie ein Fremder in dem Sauſen.

Gütiger, heiliger Gott! welch' ſanftes, ſchönes Fühlen legteſt Du in des Menſchen Seele, und wie groß wird ſie ſelbſt vor Dir, wenn ſie Freude fühlt, in ein fremdes Herz zu ſchauen und es zu lieben, weil ſie weiß, daß dieſes Herz ſchön ſein wird. — Dieß nennen ſie Unnatur, was wie ein einfach Licht der Engel um ihr Haupt fließt.

Freilich, weil ſie dieſen Schein nicht kennen, und ſich dafür nur armſeligen Modeflitter hinausſtecken.

Ich ging auch bald nach Hauſe und ſchrieb noch bis fünf Uhr; dann legte ich mich erſt nieder und ſank in ein verworrenes Träumen.

8.

Erdrauch.

4. Juni 1834.

Es greifen immer ſonderbarere Menſchen in mein Leben — es iſt, als ſollte ich mit lauter ausländiſchen Dingen umringt werden. Ich wußte eigentlich bisher gar nie recht, was ein Nabob iſt, und weiß es noch nicht; aber doch ſoll ich mit einem zuſammenkommen, und Aſton ſagt, daß dieß mein Lebensglück gründen werde; — nun, ich bin neugierig — er ſagt nicht, wie? — überhaupt muß man mit mir irgend ein Geheimniß haben; ich merke es an Lucien und Emma — aber ich kann es nicht ergreifen — mögen ſie immerhin — aber ſeltſamer Weiſe, wie man oft vorgefaßte Meinungen über das Ausſehen und den Karakter von Menſchen hat, die man nie ſah, ſo geht es einem auch oft mit Worten und Begriffen. Dieſes „Nabob“ iſt ſo ein Wort für mich geweſen ſeit meiner Kindheit. Ich ſtellte mir darunter immer einen Mann vor zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren, gut erhalten, braunen Angeſichts, ein farbiges Tuch um den Hals, einen Hut mit breiten Krempen, einen lichten, meiſtens gelben Rock an — einen Mann, der in irgend einem Indien Pflanzer war, alle ſeine Neger hindangegeben und nun in Europa viel Gold genießt und grob iſt.

Iſt dieſe Beſchreibung falſch, ſo bitte ich Alle um Verzeihung, die ſich dadurch gekränkt fühlen; denn ich kenne keine Schuldefinition eines Nabob — ja, ſogar der Name war mir von jeher faſt lächerlich.

Aſton ſagt, dieſer Mann und ich gleichen uns in Launen und Gutherzigkeit, wie ein Waſſertropfen dem andern — wäre ich nur dieſe Zeit her, wie er ſich ausdrückte, nicht immer auf ſo ausſchweifend langen Ausflügen geweſen, daß ich unter den hundert Malen die er ihn zu mir geſchleppt, zu treffen geweſen wäre, ſo könnte bereits Alles in Ordnung ſein; aber ſo habe der Nabob fort gemußt, und Alles ſchiebe ſich auf die lange Bank. Es ſeien noch ganz andere Dinge dahinter, die er mir nicht ſagen dürfe. „Dieſer Nabob,“

rief er aus, „ſo ganz vortrefflich er ſonſt iſt, gehört unter die Menſchen, die immer voll von Plänen ſtecken, was mir ſo verhaßt iſt, weil ſie auf keinen Rath hören, und einen nichts machen und fügen laſſen, wenn es auch ſonnenklar beſſer wäre.“

Lieber Titus! Wenn der Nabob, wie ihn Aſton nennt, etwa ſo ein Mann iſt, der um ſein gutes Geld auch ein Mäcenas ſein will, ſo wird das Wohlvernehmen von kurzer Dauer ſein; denn ich meine, daß bei einem ſolchen Seebär, wie ich mir ihn vorſtelle, nicht leicht geiſtige Duldung vorhanden ſein wird. Daß es übrigens der gute Daniel Aſton mit ſeiner Güte und Pfiffigkeit, womit er den Gefühlen in die Schuhe hilft und Freundſchaften übereilt, unſäglich gut meine, bin ich vollkommen überzeugt — jedoch bei all den Geſchäften, die er ſich immer zum Heile der Menſchheit auf den Hals ladet und wofür ihm Niemand dankt, tappt er oft zu; es geht ihm, wie mir einſt als Knaben, da ich gefangene Schmetterlinge unter Gläſer einſperrte, und mit dem beſten Rindfleiſch fütterte.

Ehe ich ſchließe, muß ich Dir noch den Verlauf mit dem kleinen Bilde erzählen. Man hat mich bei Aſton dringend gebeten, es zu bringen; ich verſprach es auf meinen nächſten Beſuch. Da ich nun des andern Tages kam, hielt mich der Diener im Vorzimmer auf und ſagte, er müſſe Lady Lucia rufen. Sie kam und bat mich mit ihrer eigenthümlich gewinnenden Leutſeligkeit, ich möchte ihr das Bildchen einhändigen, ſie würde es zu rechter Zeit vorbringen. Wir traten zu Emma und Angela ein, die im Beſuchzimmer waren. Sogleich heftete ſie ihre großen Augen auf Lucien und ſagte: „Nun, zeige nur!“ „Liebe Angela, ein wenig ſpäter wird es doch beſſer ſein,“ meinte Lucie mit bittendem Blicke.

„Es wird wohl ſpäter ſein, wie jetzt,“ entgegnete Angela; „aber wenn Du es wünſcheſt, will ich warten.“

Zögernd reichte Lucie das Elfenbein hin, und wie ein Pfeil ſchoß Angela's Auge darauf und daruber weg auf den Spiegel; dann erblaßte ſie — Lucie ſah nicht das Bild, ſondern die Freundin an, und hütete jeden Zug derſelben. Emma flog herbei und den überraſchten Lippen entfuhr der leiſe Ausruf: „Ach Gott, wie treu!“ und ſogleich ſah ſie Angela an und ich auch. Wie eine ſchneeweiße Roſe war auch heute wieder ihr ſchönes Haupt; aber nach wenig Augenblicken ward eine purpurrothe daraus, und ſo ſtand ſie da, zitternd vor innerer Bewegung, die ſie ſichtlich zu bemeiſtern ſtrebte. Was das mit dem Bilde bedeuten mag — Gott kann's wiſſen!

Ich ging augenblicklich in das Nebenzimmer und ſah zum Fenſter hinaus. In dem von mir verlaſſenen Gemache hob nun ein langes Reden und Flüſtern an, das ich beinahe hineinhörte; ich wäre gerne fortgegangen, wenn das Zimmer einen Ausgang gehabt hätte; aber endlich wurde ich durch Emma's Stimme gerufen, und ruhig, wie ich ſie gewöhnlich ſah, bat mich Angela, ihr ein Nachbild dieſes Bildes nehmen zu laſſen. Mit Haſt trug ich ihr das Urbild ſelber an; ſie nahm es nur unter der Bedingung, daß ſie mir ein Nachbild davon zuſtellen laſſen dürfe.

Ich ging es ein; das Bildchen lag indeß verkehrt auf dem Nebentiſche.

Gezwungene Geſpräche wollten nun anheben; allein ich fühlte, daß ich heute bald gehen müſſe, und ich ging.

9.

Schwarzrothe Königskerze.

26. Juni 1834.

Faſt ein Monat, merke ich, iſt verfloſſen, ohne daß ich eine Zeile für Dich aufgeſetzt — es iſt kein Vergeſſen auf Dich; aber es war keine Zeit zu dem unerträglich langſamen Schreiben übrig; im Kopfe habe ich Dich mehr als je. Selbſt heute kann ich in der Schnelligkeit nur ein paar Worte herſetzen; aber noch dieſe Woche ſchließe ich einen eigenen Tag für Dich aus, um Dir **Alles** zu ſchreiben. Es war irgend ein Geheimnißvolles oder Schmerzhaftes oder ſonſt etwas — kurz es war eine ſeltſame Bewegung im Hauſe Aſtons unmittelbar nach jener Zeit, da ich das Bildchen übergeben hatte — man kümmerte ſich wenig um mich, ſondern hatte mit eigenen Angelegenheiten zu thun —

dann war Alles wieder gleich und ruhig — wie ein Schatten war es vorüber, den eine Wolke wirft, die man nicht ſieht — mir kann es gleich ſein; denn es wurde dann eine heitere, klare, liebe Zeit — ich komme nun, ſo wie früher gar nicht, ebenſo jetzt täglich in Aſton's Haus. — Das Leben des Menſchen iſt faſt, wie man eine Hand umkehrt; es iſt dieſelbe und doch ganz anders — ein ruhiger Umgang eröffnete ſich, ein heiteres Entgegenkommen, und jetzt ſind Verträge gemacht, daß wir Muſik machen, leſen und Malerei treiben wollen; es mußte gleich die beſtimmte Zeit hiezu vermeſſen werden; denn es gehört mit zu Angela's Verſchrobenheiten, daß ſie Alles nach der ſtrengſten Zeiteintheilung thut. Emma, die wieder Alles zeitlos thut, d. h. wie es eben der Augenblick bringt, wollte mit der Pedanterei verſchont bleiben, wie ſie ſagte, und beſchloß dabei zu ſein oder nicht, wie es eben ihr Inneres füge. Aſton, der ſonſt vielleicht ſtörte, reitet zum Glücke ſehr viel; der Arzt hat es ihm verordnet, und in Folge deſſen gerieth er auf den Einfall, ſich für einen Pferdekenner zu halten, was ihn täglich ſtundenlang auf die Plätze führt, wo Reiter und Pferde zu ſehen ſind, und über Gattung, Feuer u. ſ. w. geſprochen wird.

Außer dieſer Zeit, die einzig lieb und ſchön iſt, hat ſich auch etwas Anders begeben, was einen feſten Halt und viele Freude in mein Leben bringt: das Amt nämlich, in das mich wohlmeinende Freunde bringen wollten, um jene Erſcheinung an mir darzuſtellen, die man geſichertes Daſein nennt, iſt mir glückſeliger Weiſe abgeſchlagen worden, und als ich mit dem lieben Beſcheide in der Taſche nach Hauſe kam, ſo war es nicht anders, als hüpften mir meine Farben entgegen und ſähen mich noch einmal ſo freundlich an: Du kennſt das Gläschen mit dem Ultramarin; es ſah mit ſeinem Feuerblau wie ein tiefer Harmonikaton aus, — der Purpur wie Liebeslieder — die Grün wie ſanfte Flöten — das Roth wie Trompetengeſchmetter, und ſo weiter. Jetzt will ich nicht mehr auf Abfall und Felonie ſinnen, ihr lieben, treuen, herzigen Vaſallen, bis ich ſterbe, und dann wird ſchon im Teſtamente ſtehen, daß mit euch die Hand eines närriſchen Freundes, den ich jetzt noch nicht nenne, ein heiteres Bild auf meinen Sarg malen ſoll. Wir bleiben bei einander und handiren nun erſt recht mit Wonne und mit Luſt, ſeit es gewiß iſt, daß uns nun nichts mehr auf dieſer Erde trennen kann, wie wohlgetraute Eheleute, die der Tod nur ſcheidet.

Das Erſte ſollen Deine wunderſchönen Skizzen ſein, wofür ich Dir tauſend Dank ſage; ſie freuten mich unendlich. Wir haben bereits zwei große Tafeln mit dem zarteſten grauen Grunde bereiten laſſen, worauf wir ſie ausführen werden; Lothar den Mont perdu und ich den ſchwarzen See, deſſen Namen ich in Deinem Schreiben nicht leſen kann, und den Du beſſer geſchrieben wiederholen magſt. Es ſoll das erſte und ſchönſte Feſt werden, ſobald wir von unſerer Reiſe zurück ſind. Lothar geht nämlich mit, und nach der Zurückkunft werden wir zuſammen wohnen und in einer Stube arbeiten, was köſtliche Stunden geben ſoll; denn ich fange an, dieſen Menſchen ungemein zu lieben, und wenn erſt auch Du zurück ſein wirſt, dann ſoll das wahre, ſchöne Künſtlerleben angehen und nichts gethan werden, als nur lauter Schönes — und ſonſt lauter Spaß. Wir müſſen unweigerlich alle Drei unter einem Dache wohnen, unter einem Dache arbeiten, mit Glück und Luſt nach dem Höchſten ſtreben, jede Schmach von uns ſtoßen, jeden Fund ſchnell einander mittheilen, ein Liebchen ſelig im Herzen tragen und drei Hände zu ſchöner, feſter, urewiger Männerfreundſchaft zuſammenfügen. Wäreſt Du nur erſt da, daß Du den ſanften Lothar ſäheſt und ſeine ſchönen Bilder: Du würdeſt ihn bald mehr lieben als mich ſelber.

Ich bin heute faſt ſo luſtig, als wären mir meine Farben ganz neu geſchenkt worden, wie damals, da mir mein Vater in unſer abgelegenes Waldhaus das erſte Farbkäſtchen brachte und mir zeigte, wie man mit den prächtigen Täfelchen Reiter und Hirſche und Soldaten anfärbe — beſonders für die Hirſche hatte ich eine Vorliebe, und wenn Du einmal meine alte Mutter beſuchſt, ſo kannſt Du auf dem Scheunenthore noch viele gelungene Beiſpiele ſehen, ſchön ziegelroth und von hochgrünen Hunden heftig verfolgt. Ich bin wieder zum heitern Kinde geworden, und möchte mit Luſt heute noch Reiter und Hirſche färben — und ich thu's auch, weil ich ſie dem kleinen Sandi (dem Söhnchen der Leute, wo ich zur Miethe bin) geben kann, den ſie auf drei Tage glücklich machen.

Der ruſſiſchen Fürſtin habe ich vor dem goldnen Lamme vorgewartet; ich ſah ſie auch ausfahren — wahrhaftig, als ob Angela, wie ſie leibt und lebt, in dem Wagen ſäße. — Jetzt iſt die Fürſtin längſt fort aber Angela noch da. Das kleine Bildchen ſah ich ſeit der Zeit, als ich mir eine ſchnelle Copie davon machte, weder bei Aſton, noch bei ihr.

Sonnenſchein iſt draußen, als wäre er eigens recht feierlich beſtellt, und eine tiefdunkle Bläue iſt am Himmel, feſt ſich wehend, wie Fronleichnamsfahnen, und Frühſommer auf allen Hügeln prangend, leuchtend, funkelnd, daß ich noch heute die halbe Stadt umkreiſen muß. Ich will meinen Stift und ſchönes Papier nehmen und nach Dornbach, Weidling und weiß Gott wo noch hin wandern.

Der lange Engländer, mein ewiger Jude, begegnet mir zu meiner Freude auch ſchon ſeit Wochen nicht mehr. Waſſerfarben nehme ich in die Taſche, und in Weidling am Bache will ich zu Mittag eſſen und dort im Kaſtanienſchatten, male ich für Sandl Hirſche und Reiter, um einmal ein Kind zu ſein und einen rechten Idyllentag herumzubringen.

Heute ſchreib' ich nichts mehr, — morgen ein Weiteres.

Spanne Dir Gott auch einen ſo glänzenden Sommer über Deine Berge, wie er uns hier thut — ich erlebte nie ſo andauernd ſchönes Wetter — und ein

Glück iſt's für unſer einen, daß Wien ſo liebliche Umgebungen hat.

Aber jetzt muß ich fort, ohne Widerrede.

Lebe mit Gott

10.

Ehrenpreis.

27. Juni 1831.

Um zwölf Uhr in der Nacht kam ich erſt zurück und brachte Freude, Sehnſucht, Gedichte, Müdigkeit, Hirſche und Reiter genug nach Hauſe, Bäume und Häuſer obendrein.

Eben wird Alles geordnet und dann zu Sandi getragen. Der Bube wird mir ordentlich lieb, weil ich ihm eine Freude zudenke, und ich machte weit mehr als ich Anfangs dachte, und konnte ordentlich nicht aufhören, als ich einmal daran war, obwohl alle Kellner zuſchauten. Beiläufig, Titus, — es muß eine große Freude ſein, Kinder zu haben, und ich würde ein Narr mit ihnen, ritte vergnügt auf einem Steckenpferde und hinge mir allen Ernſtes eine Kindertrommel um.

Es iſt heute Sonntag und ich will ihn, wie ich verſprach, ganz für Dich ausſchließen, und Dir eine Menge aufſchreiben und ſchildern. Sonntag iſt hierorts der Tag der Landausflüge, und was in der Woche am Webſtuhle des Lebens keuchte, gibt ſich am Sonntage der Freude und wo möglich dem Lande hin — und an dieſem Tage gilt der Vers in ſeinem vollen Maße:

Ergo omnis longo solvit se Teucria luctu:
Panduntur portae: — —

und aus den expansis portis ſtrömt Wien hinaus. So will ich denn auch auf den geſtrigen Spaziergang heute wieder einen machen, aber nur ganz allein mit Dir, d. h. ich will ein Stück Wiener-Wald bewohnen und aus der einen oder andern Baumgruppe einen Flug Brieftauben an Dich abfertigen. Ich trage zu ſolchem Behufe tragbares Schreibgeräthe mit mir, da ich zu artig bin, an Dich mit Bleifeder zu ſchreiben; zudem muß Alles, was an Dich losfliegt, gewiſſenhaft in mein hieſiges Tagebuch eingetragen werden.

Studire Dir nur fleißig den Plan von Wien's Umgebungen, den ich Dir ſandte, denn Du wirſt noch viele Spaziergänge mit mir thun müſſen, ehe Du da biſt — und noch mehrere, wenn Du da biſt — und es iſt der Mühe werth: Stille Thäler, ganz abgeſchieden — Waldeinſamkeit mit ganzen Wolken von Vögeln, die den blauen Himmel anſingen — Ausſichten in's Hochgebirge — ſelbſt Schluchten mit flinken Wäſſerlein, als wäreſt Du in der Wildniß, nicht etwa eine bis zwei Meilen von einer der lebhafteſten Hauptſtädte der Welt. Viele, ſelbſt hier Geborne, kennen die eigentlichen Schätze nicht, weil ſie nicht weit von den Spazierwegen abgehen, die man ihnen überall bahnt; aber da muß man abſeits gehen, wohin der Schwarm nicht kommt: dort iſt das Schönſte, und ich will Dich ſchon herumzerren, wenn Du nur einmal da biſt; Du weißt, ich habe ein eignes Talent im Auffinden ſolcher Dinge. Und noch dazu der heurige Sommer, ewig ſchön, ſo recht für die Dichter, Maler, Spaziergeher, Weinfreunde.

Suche auf Deiner Karte Mariabrunn, dann wirſt Du finden, daß dort ein Waldgebirge beginnt, das mit dem noriſchen Alpenzuge zuſammenhängt und hier Wienerwald genannt wird. In einem ſchmalen Thale welches rechts von dem Dorfe Weidlingau über eine Wieſe hineinlauft, ſitzt in dieſem Augenblicke Dein Freund an einem hölzernen Tiſchchen in dem ſchönſten Buchenſchatten und ſchreibt dieſes für Dich. Freilich ſteht neben dem Tintenfaſſe auch ein Fläſchchen Nußberger; denn das Ungeheuer eines Geſellſchaftswagens hat uns etwas gerädert, und wenigſtens ich muß, wie der barmherzige Samaritaner, auf die zerſchlagenen Glieder das Labſal des Weines gießen, und bis jetzt tunkte ich öfter den Zwieback, als die Feder ein. Es geht mir wieder, wie alle Mal, wenn ich unendlich viel zu ſchreiben weiß, daß ich vor Fülle des Stoffes gar nicht anfangen kann, und mich blätterweiſe in Unbedeutenheiten umtreibe, gleichſam das Köſtliche, Labende aufzuſchieben, wie einen auserleſenen Nachtiſch — und am Ende kommt der Abend oder ein Regen oder ein Beſuch, und ich kann das Zuckerwerk nur ruhig in der Taſche laſſen. So ging es mir tauſend Male.

Durch meine Buchenzweige, die ein hereinſpielender Sonnenſtrahl in grünes Feuer ſetzt, ſehe ich auf die dämmernden Farben der Thiergartenwälder; höher hängt in dem Laubwerk das blaue Email des Himmels, in tauſend Stücke zerſchnitten, wie lauter Vergißmeinnicht. Ein Fink ſchlägt zu meiner Rechten faſt leidenſchaftlich; aus dem vom Walde abwärts liegenden

Wirthsgarten verlieren ſich einzelne Stimmen von Leuten herauf, die frühſtücken und ſich herumjagen; die Biene ſummt, ein goldner Falter weht vorüber, ſtahlblaue Fliegen ſonnen ſich auf der Tiſchecke, langbeinige Dinge ſchreiten auf der Bank und auf meinem Papiere und rings um mich regt, drängt und treibt tauſendfaches Leben in tauſendfachen Geſtalten; funkelndes Geſchmeide rührt ſich im Graſe, auf dem Wege und auf Baumſtämmen; gefiederte Familien lärmen durcheinander, und Sonntagsglockenläuten kommt über das Gebirge. Die Zweige flüſtern nicht, aber ein melodiſches Summen irrt in ihnen von tauſend Weſen, die im Sonnenſtrahle ſpielen und arbeiten, und dieſes fortgehende Summen dient als zarter Grund, auf dem ſich die andere Morgenmuſik geltend macht.

An dieſem verſteckten Waldtiſche ſitze ich und will ihn bis nach Mittag bewohnen, nichts um mich, als die Millionen kleiner Mitwaldbewohner, die bereits alle an ihre Geſchäfte gingen — und zwei liebſte Geſtalten, die ich mir auf den ganzen Tag geladen habe und die ich ſtill überall mit mir herumführen will: Dich und ſie. Wenn ja von dem außen ſchwärmenden Volke einer herein verſchlagen wird und den fremden Mann an dem abgelegenen Tiſche ſitzen ſieht und noch dazu ſchreiben und die hundert Sachen ringsum ausgebreitet, ſo geht er ſchon ſachte vorüber, weil er den Sonderling nicht ſtören mag.

Wie aber ſoll ich nun beginnen, Dir dieſe Tage hier abzuſchildern? Binde alle bisher von mir erhaltenen Papiere zuſammen und ſchreibe auf den Umſchlag: „alte Geſchichte“ — die neue, die romantiſche, beginnt mit jenem Balle bei Aſton. Titus, eine Tempelhalle, weit und ungeheuer, hat ſich in meinem Herzen aufgebaut, und ich trage einen neuen ſeligen Gott darinnen. Wäreſt Du nur da, oder wenigſtens Lothar, der auf dem Hochſchwab oder Schneeberg Studien macht; denn ſo habe ich keine Seele zum Umgang, d. h. ich habe eine Menge, aber alle taugen nicht dazu, daß man vor ihnen ein kindiſches, ſeliges Herz ausſchütte — und ſo trage ich es ſchon Wochen lang voll und ahnungsreich in den toſenden Gaſſen herum, oder, wenn mich dieſe drücken, ſo ſuche ich das Freie und bette es in den Schatten eines Baumes und horche ſeinen Blättern, die ſich Sommermärchen erzählen; dann wird es ſo ruhig und ſanft in mir, wie Sonntags auf den Feldern. — Oder ich leſe eine Nacht aus, in der ich auf einen der Weſtberge Wiens ſteige, um den Tagesanbruch über der großen Stadt zu ſehen, wie erſt ſachte ein ſchwacher Lichtſtreif im Oſten aufblüht, längs der Donau weiße Nebelbänke ſchimmern, dann die Stadt ſich maſſenweiſe aus dem Nachtdufte hebt, theilweiſe anbrennt, theilweiſe in einem trüben Goldrauche kämpft und wallt, theilweiſe in die graueſten Ferntöne ſchreitet, und wie der ganze Plan durchſä't von goldnen Sternen iſt, die da von Fenſtern blitzen, von Metalldächern, Thurmſpitzen, Wetterſtangen, und wie draußen das blaßgrüne Band des Horizonts ſchwach und ſanft durch den Himmel gehaucht iſt.

Und wenn ich nicht mit der Natur umgehe, ſo ſitze ich zu Hauſe und arbeite an meinen Tafeln — oft ſehe ich ſie ſtundenlang an und habe das Gefühl, als ſollt' ich wunderſchöne Dinge machen — da kommen mir dann Träume von glänzenden Lüften und ſchönen Wolkenbildern darin, lieben fernen Bergen und ihrem Sehnſuchtsblau, wie Heimwehgefühle, von ſonnigen Abhängen, von Waldesdunkel und kühlen Wäſſern drinnen und von tauſend andern Dingen, die ſich nicht erhaſchen laſſen, ſchattenhaft und träumeriſch durch die Seele ziehend, wie Vormahnungen von unendlicher

Seligkeit, die bald, bald kommen müſſe. Dann male ich und laſſe das Ding ſo gehen, wie es geht, und es iſt mir, Titus, als finge manches Bild an, mir zu gefallen.

Nachmittags endlich, wenn ſich die Hitze mildert, gehe ich zum Eſſen, was, wie Du weißt, bei mir im Sommer ſehr wenig iſt, und dann in ein wohlbekanntes Vorſtadthaus, durchſchreite ſeinen Hof und trete in den Garten, wo zwei ſtille und zwei ſchelmiſche Augen, Luciens und Emma's mich willkommen heißen und zu einem Neſtor von Apfelbaum laden, der ſein Schattengeſprenkel auf ihre weißen Kleider, auf den Sandweg, auf Tiſch und Seſſel ſtreut. Dort harre ich dann ruhig, bis der freundlichſte aller Sommerſtrohhüte durch den Flieder gewandelt kommt, und dann aus ihm zu uns ein ſonnenſchönes Antlitz ſchaut, ein Antlitz, das ſich täglich tiefer und ſüßer in meine Seele ſenkt. Wenn ſie dann den Hut weglegt oder mit dem grünen Bande an den Baum hängt, und nun ſo daſteht, die ernſten Augen freundlich auf uns gerichtet, den ſanften Nacken vorgebogen: ſo iſt es eine ſchöne attiſche Muſe, die uns grüßt, die im weißen Kleide vor uns ſteht und die

Wangenroſen, die ihr von der Bewegung angeblüht ſind, ſanft verglühen läßt.

Endlich, mein Pylades, bin ich dort angelangt, wohin ich doch eigentlich mit meinem ganzen heutigen vorgerichteten Tage, mit meinem Waldtiſchchen, mit allen Einleitungen und allen Aufſchiebungen ganz allein zielte — bei ihr. Nun habe ich euch Beide neben mir, und ich will euch den ganzen Tag nicht entlaſſen und ein wahres Götterleben führen. Ihr ſollt mir mit einander bekannt werden und euch wacker lieben.

Nichts ſtört und hindert uns hier; der Sonnenſtreifen auf dem Tiſche rückt nicht näher, ſondern iſt ganz weg; der Fink ſchweigt, die kleine Geſellſchaft die gegen meinen Platz gewandert kam, ging beſcheiden vorüber und ein einladendes Dämmern iſt überall zwiſchen den Stämmen, nur hie und da geſchnitten von einem glänzenden Streiflichtchen, das traulich herüberſchaut. Ich fahre alſo fort:

Es iſt recht lieb von ihr, daß ſie, ſelbſt wenn die Tante mitkommt, und obwohl für unſere ſchönen und wiſſenſchaftlichen Sitzungen beſtimmte Stunden feſtgeſetzt ſind, immer früher kommt (ich natürlich ohnehin immer viel zu früh), daß noch einiges Geſpräch vorher hin und wieder gehen könne. Das Buch, aus dem dieſen Abend geleſen werden ſoll, liegt ſchon ſeitwärts, und zeigt den grünen Einband, den alle Bücher aus Aſtons Sammlung und auch Angela's ihre haben; aber kein Menſch darf es eher aufmachen, als bis die Stunde ſchlägt, weil wir Alle das leidige Vorausnaſchen nicht leiden können. Wenn aber dann der Glockenſchlag fällt, dann wird bei dem eingelegten Zeichen geöffnet und im reinen Erguſſe das abgeſteckte Feld durchgangen, während alles Stricken, Sticken, Nähen und anderes weibliche Lückenbüßen ruhen muß, weil die Augen auf dem Vorleſenden und die Herzen im Buche ſind. Emma iſt nicht immer dabei, Aſton nie; er iſt froh wenn er fort kann, weil wir unpraktiſches Zeugs leſen. Aber ſeine Freude hat er doch an unſerm Treiben, und das Vergnügen mußten wir ihm laſſen, daß er uns für unſere Wiſſenſchaften ein „Pritanäum" ſchuf, und uns damit überraſchte. Er hat es uns Allen zu Danke gemacht. Drei Zimmer voll Gartengrün und Pappelſchatten hat er dafür eingerichtet. Von dem Apfelbaume führt die Treppe hinan, und lieb und heiter iſt es in ihnen, wie die Kunſt; denn ſie ſehen über den Garten auf noch mehr Gärten und auf die Berge, und täglich lodert bei den großen Fenſtern der Abendbrand des Himmels herein, dann ſchießen Goldflammen über das Glas der Bücherkäſten und ihre grünſeidnen Vorhänge; auf dem Claviere und den Papieren wanken Laubſchatten und Purpurlichter, und endlich auf das weiße Kleid und in das Antlitz der ſchönſten Geſtalt wirft er ein ganzes, ſanftes Tabor von roſenfarbener Verklärung. — Wenn nun mitten unter dieß die Worte eines großen Todten tönen und die Begeiſterung anfängt, ihre Fittige zu dehnen: dann ſteht ſachte in drei Herzen der Geiſt empor, den der Dichter rufen wollte, und verſcheucht das laſtende Geſpenſt, Alltäglichkeit. Wenn aus den ſchwarzen Zeilen allmälig ſich die Gedanken heben, die einſt ein gottähnliches Herz gedacht — dann habe ich ein Angeſicht gegenüber, ein Angeſicht, geſpannt von Aufmerkſamkeit und Empfindung; ach, und ich liebe es mit zagendem Herzen; denn es wird dann unnennbar ſchöner. Der reine Demant ſittlicher Freude hängt in ihren Augen, und in ihren Zügen blüht ein weiches, großes Herz — aber mir tritt ſie wie ein unerreichbarer Stern, vom Sehrohr verfolgt, in noch weitere und noch tiefere Himmel zurück.

Auch Lucie verklärt ihr Weſen in den Strahlen dieſes ſchönen weiblichen Geiſtes, und aus ihrem Innern wächſt ordentlich täglich ſichtbarer eine höhere Geſtalt hervor, an der die Weihe des ernſten Strebens ſichtlich wird; denn ſie ging ſchon ſeit länger her unter Angela's Leitung an die Wiſſenſchaften der Männer und erobert ſich freudig ein Feld nach dem andern. Selbſt die kindiſche Emma wird eingeſchüchtert von ihrer vorausſchreitenden Schweſter; ſie mag es wohl fühlen, daß hinter dem pedantiſchen Krame, wie ſie ihn nennt, wohl mehr ſtecke, als ſie ahnte und Mancher ſich gern den Anſchein gäbe; denn das drückt den Andern ewig. — Das Wiſſen ſtellt den Menſchen glänzender unter ſeine Brüder zurück, wie einen fremden Weiſen, vor dem man Ehrfurcht hat.

Der Gedanke, daß wir ſtatt des gebräuchlichen unerſprießlichen Beſuchweſens, einen geiſtigen Umgang eröffnen ſollen mit den größten Menſchen, lebenden und todten; daß wir an ihnen uns erheben und vor uns ſelber liebenswerther werden mögen, ging von Angela aus, der jedes Leere fremd iſt; darum ſie auch in jenem Umgange, der unſern Jungfrauen eigen zu ſein pflegt, linkiſch und unwohl iſt, und eben darum von den Beſuchen gehaßt und verſpottet wird. Unſer Thun ward ſchon Theegeſpräch, und man findet es lächerlich, anmaßend, oder heißt uns Fantaſten — aber es thut nichts; denn es iſt ein ganz Anderes, mein Titus, einen ſeltnen Menſchen zu Hauſe unter ſeinen vier Wänden allein und ſtill wegzuleſen und tauſenderlei zu übergehen, oder ihn vor geliebten Herzen gleichſam laut reden zu hören, ſich gegenſeitig ſein Verſtändniß zu ermitteln und an der ſchönen Freude in Freundesaugen ſeine eigne zu entzünden, und reiner und begeiſterter hinwallen zu laſſen. Begeiſterung wohnt nicht in einſamen Studierſtuben, ſondern nur der Fleiß; ſie ſchwingt ihre Lohe nicht in Wüſten, ſondern unter Völkern; nicht von einem einzigen, ſondern von tauſend Häuptern lodert ſie empor — aber immer iſt es Einer — und ſelten ſind ſolche — der die Fackel ſchleudert, daß ſie den Brennſtoff faſſe. Wir nennen ihn dann ein Genie.

Selbſt von den weichen Locken des ſechzehnjährigen Kindes Emma ſpielt ihre goldne Flamme; denn als neulich eine Stelle geleſen wurde, ungefähr ſo lautend: „Ihr großen, ſeligen Geiſter, die wir bewundern und zu denen wir beten, wenn der Menſch ſein Glück wegwirſt, weil er es kleiner achtet als ſein Herz, ſo iſt er ſo groß als ihr!“ und als in jedem Auge der Beifall glänzte, ſprang ſie auf, und in den ſchönen braunen Kindesaugen ſchimmerten die Thränen — ſie ſtand neben mir und blickte mich liebglühend an; ich war ſelbſt tiefgerührt und wußte nicht wie es geſchah, daß ich ſie an mich zog und voll Liebe meinen Mund an die Kinderknoſpe ihrer Lippen drückte — ſie drückte heiß entgegen und ſchlang die Arme um meinen Nacken. Es war nur ein Moment und gleich darauf ſtand ſie, wie eine Purpurroſe glühend vor Scham da, die Thränen noch in den Augen. Uns Allen ſchien ſie in dieſem Augenblicke kein Kind mehr zu ſein. Ich war im höchſten Grade verlegen: da trat Lucie zu uns, nahm meine Hand und drückte ſie recht herzlich, wahrſcheinlich um Emma's und mein unſchickliches Thun zu verſchleiern: — dann küßte und herzte ſie die Schweſter und ſagte wiederholt: „Du liebes, gutes, heftiges Kind: ſiehſt Du, welche Gewalt die Worte eines Menſchen haben können? Und der, welcher dieſe ſagte, und noch andere ſchöne, die in dieſem Buche ſtehen, war ein einfältiger Pfarrersſohn aus Baiern, der Jahre lang ungekannt war und nichts hatte, als ſein eigenes unerſchöpfliches Herz, das nun auf die entfernteſten Menſchen und auf die entfernteſten Länder wirkt, wie Predigten der Apoſtel und Propheten."

Durch die Thränen ſchon wieder lächelnd, ſagte Emma zu ihr: „Du ſelbſt biſt auch ſo eine Prophetin und kannſt das Predigen nicht laſſen, und denkſt gar nicht daran, daß Andere auch ein Herz haben, das ſeine Gefühle ſo gut hat, wie ihr Alle, wenn man auch dieſelben nicht ſo gelehrt ſagen kann, wie ihr."

Nach dieſem Zwiſchenſpiele laſen wir — Lucie war die Vorleſerin — noch den Abſchnitt zu Ende, und ſeit jenem Tage verſäumt Emma keine einzige Vorleſung, ja, ſie fing ſogar an, Meßkunſt zu lernen.

Nach ſolchen Abenden gehe ich dann im milden Vollmondſcheine, den wir eben haben, mit einer faſt unſchuldigen, hochtönenden Seele durch alle möglichen Umwege in die Stadt zurück.

Zur Muſik ſind auch beſtimmte Tage auserkoren. Daß aber da von keinem bloßen Herabſchütten der Noten die Rede ſein kann, begreifſt Du; ſondern da wird an das Pianoforte geſeſſen, jede Stelle des Tonſtückes geprüft und um ihr Gefühl gefragt, wobei Jedes ſeine Meinung abgibt, wie ſie vorgetragen zu werden verlangt; dann forſcht man nach der Seele des Ganzen und paßt ihr die Glieder an — dann ſo lange Proben, bis nicht mehr die kleinſte Ausführungsſchwierigkeit vorhanden iſt — dann eines ſchönen Abends brauſ't ein Beethoven durch die Fenſter hinaus.

Einmal war ſchon volle Inſtrumentalmuſik; meiſtens aber wird er vierhändig auf dem Piano vorgetragen.

Angela iſt auch hier wieder die Meiſterin, und behandelt das Inſtrument ſo kräftig wie ein Mann. Ihr Lehrer hierin war derſelbe Mann, der ſie auch in dem Andern unterrichtete. Dann, wenn ſie vor dem Inſtrumente ſitzt, zieht ein neuer Geiſt in dieß ſeltſame Weſen; ſie wird ordentlich größer, und wenn die Töne unter ihren Fingern vorquellen und dieß unbegreiflich überſchwengliche Tonherz, Beethoven, ſich begeiſtert, die Thore aufreißt von ſeinem innern tobenden Univerſum, und einen Sturmwind über die Schöpfung gehen läßt, daß ſich unter ihm die Wälder Gottes beugen — — und wenn der wilde geliebte Menſch dann wieder ſanft wird und hinſchmilzt, um Liebe klagt oder ſie fordert für ſein großes Herz, und wenn hierbei ihre Finger über die Taſten gehen, kaum ſtreifend wie ein Kind andrücken würde, und die guten, frommen Töne wie goldne Bienen aus den vier Händen fliegen und draußen die Nachtigall darein ſchmettert, und die untergehende Sonne das ganze Zimmer in Flammen und Blitze ſetzt — und ihr gerührtes Auge ſo groß und lieb und gütig auf mich fällt, als wäre der Traum wahr, als liebte ſie mich: dann geht eine ſchöne Freude durch mein Herz, wie eine Morgenröthe, die ſich aufhellt — die Töne werden wie von ihr an mich geredete Liebesworte, die vertrauen und flehen und Alles ſagen, was der Mund verſchweigt.

Solches Thun und ſolche Freuden reinigen das Herz. Wir ſtehen dann alle Vier am Fenſter, wie lauter Geſchwiſter, die keiner Schranke gegen einander bedürfen, weil kein Wunſch da iſt, eine zu überſpringen, ſondern nur einfache Liebe. Und wenn ich fortgehe, ſo geſchah es ſchon, daß ſie mir freiwillig, Lucie und Angela, die liebe Hand hinreichten, die Angela ſogar herzlich drückend in die meine fügte, mit liebevollen, kühlen Augen mich anblickend, und ſagend: „Kommen Sie morgen nicht zu ſpät, und gehen Sie heute in kein Gaſthaus mehr.“ Sie hat nämlich einen faſt übertriebenen Haß gegen dieſe Anſtalten. Und in Wahrheit, Titus! ſeit ich ſie kenne, iſt es mir ſelber ſo; mich widert das ſchale Unterhaltungſuchen unſäglich an, und hier iſt es ziemlich, wie in jeder großen Stadt, im Schwunge, und ſogar eine Abſchiedsrede haben ſie, die ſagt: ich wünſche Ihnen gute Unterhaltung. — Ich glaube, ein Bauer meines Geburtsthales ſchämte ſich wenn man dieſe Abſchiedsrede zu ihm ſagte, da er ſich Unterhaltung nur erlaubt, aber Arbeit für ehrenvoll anſieht. Ich werde daher außer dem Mittageſſen und manchmal Abends, dem alten Aſton zu lieb in einem Garten, nie in einem Gaſthauſe geſehen.

Seit jenem Balle ſind nun vier Wochen, und ich ſehe ſie ſeit der Zeit täglich — und dennoch weiß ich von ihren gewöhnlichen Verhältniſſen nichts, ja nicht einmal ihren Familiennamen, ſondern nur, daß ſie bei Oheim und Tante wohnt, die alle Welt Oheim und Tante heißt und die ſehr reich ſein ſollen. Den Oheim ſah ich nie, die Tante ſchon öfter, eine gutmüthige, aber unbedeutende alte Frau, deren Geſicht ich ſchon muß irgendwo geſehen haben; aber ich kann durchaus nicht herausbringen, wo. Sehr neugierig bin ich auf ihren Lehrer. Im Ganzen iſt mir aber gar nicht zu Muthe, als ſollte ich um Näheres über ſie fragen; genug, ſie iſt da, und ſcheint von dem gütigen Schickſale mir angenähert worden zu ſein, auf daß kein Herz vergeſſen werde und ſeinen Antheil an Freude zugetheilt erhalte. Meine Stellung gegen ſie iſt ruhig, wie es nach der Aufregung in Folge ihres erſten Anblicks kaum zu erwarten war; aber ſie iſt ſo; jedes Scharfe und Harte entfernt ſie von ſich oder es entfernt ſich ſelber. Meine Empfindung iſt ſanft und ſtill, und es drängt mich nicht, ſie ihr zu zeigen, ja, ſie käme mir entweiht vor, wenn ſie Erwiederung verlangte.

Im Sommer iſt ſie meiſtens weiß gekleidet, und ihre Kleider, abweichend von der jetzigen Mode, reichen ohne Ausnahme bis zum Halſe. Ich glaube, es thäte mir weh, wenn ich ihre nackte Schulter ſähe — was ich doch bei den Hunderten, die ſie täglich und gern zur Schau tragen, nicht anſtößig finde. Lucie trägt es auch ſo, Emma nicht, ich glaube aus Widerſpruchsgeiſt. — —

Siehe da — der Diener bringt ſchon mein heraufbeſtelltes Mittageſſen — nun, da ihr Zwei, Du und ſie, als Scheinweſen, nichts brauchet, ſo bleibet mittlerweile hübſch artig auf der Holzbank ſitzen, indeß ich aufſtehen und ein wenig herumſchauen und den vorliegenden kalten Braten und den ſchönen Salat eſſen werde. Dann wollen wir wieder weiter fahren und den Reſt des Tages gemüthvoll verwenden. — — — Aber fort waret ihr, als ich Meſſer und Gabel hinlegte — die Geſtalten mit wirklichem Fleiſche und Blute die um den Tiſch ſtehen, haben euch verſcheucht. — Nun ſehr bald das Weitere; für jetzt lebe wohl, guter Titus; Aſton und zwei Herren, und ſeine Mädchen und Angela (die körperliche) — das ſteht Alles vor mir und lacht mich aus, daß ſie um mein Vorhaben gewußt und mich hier überfallen haben. Ich muß mit ihnen fort. Merke Dir, wo wir in unſerer Geſchichte geblieben ſind.

11.

Oſterluzei.

22. Juli 1834.

Armer Freund! Du haſt lange warten müſſen — und heute, mit welch' ganz anderer Empfindung fahre ich fort, als ich damals begonnen.

Gibt es eine Liebe, die ſo groß, ſo unermeßlich, ſo endlos ſtill iſt, wie das blaue Firmament? Sie flößt eine ſolche ein. O mein Titus, mein guter, mein einziger Freund! mit mir iſt es nun auf alle Ewigkeit entſchieden. Mein werden kann ſie nie; was wollte auch der ernſte, ruhige, gemüthsgewaltige Cherub mit mir? Aber lieben mit dem Unmaß aller meiner Kräfte — lieben bis an das Endziel meines Lebens darf ich ſie, und ſo wahr ein Gott im Himmel iſt, ich will es auch. Sie iſt das reinſte und herrlichſte Weib auf Erden. Was ſagten ſie da oft für ein albernes Mährlein: die wiſſenſchaftliche Bildung zerſtöre die ſchöne zarte Jungfräulichkeit, und die Naivetät und die Herzinnigkeit und ſo weiter? — Hier iſt doch eine Wiſſensfülle, an die wenig Männer reichen, und doch ſteht eine ſtrahlenreiche Jungfrau da — ja, erſt die rechte, ernſte Jungfrau, auf deren Stirne das Vollendungsſiegel leuchtet, eine erblühte, ſelbſtbewußte, eine würdevolle Jungfrau, vor der zaghaft jeder Schmutzgedanke verſtummen muß. — Eure Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, die mich ſonſt ſo entzückte, iſt nur erſt das Vorbild und die Anlage der rechten, und neben dieſer ſteht ſie faſt wie Dummheit da — und ſie iſt es auch, weil ſich an ſie der Verführer wagt. Am Kinde entzückt das Lallen, aber der Knabe muß reden lernen. Selbſt die geiſtvollſten Mädchen meiner Bekanntſchaft, wenn ſie neben ihr ſind, werden ordentlich armſelig, und wenn ſie den Mund aufthun, ſo iſt es doch nur jenes „Alltagsei der Einfalt,“ was ſie legen. Selbſt das Naive, Weibliche, Jungfräuliche an ihnen erſcheint mir gemacht und unnatürlich oder unreif neben dem einfachen gelaſſenen Sichgehenlaſſen Angela's, das keinen Anſpruch und Aufwand macht, und doch erkannt wird als die Königin. Es muß ein rieſenhafter Geiſt geweſen ſein, der dieſes Weib erzogen hat. Ich bin ſie bei weitem nicht werth — aber jede Andere vermag ich jetzt auch nicht mehr zu ehelichen, weil ich ſie nicht zu lieben vermag, und ſo will ich ihr Bild bewahren als das ſchönſte Geiſterkleinod, was mir in dieſem Leben begegnete. Ein tiefer Ernſt ſitzt mir im Herzen, und ſie hob ſeitdem wieder manche jener erträumten göttlichen Geſtalten empor, die einſt mein ſehnſüchtiges Herz bevölkerten, und die ich aber in die Tiefe ſinken ließ, weil ich ſie für weſenloſe Fantome hielt, nur meiner Sehnſucht angehörend; aber ſie hat auch dergleichen und betet ſie ruhig an, ohne ſich weiter umzuſehen, ob ihnen ein Halt zukomme in äußerm Gewerbsleben oder nicht; genug, in ihrer Seele, der mondlich ſtillen, wandeln ſie, wie die hohen Geſtalten in der Geſchichte — und daher ſind ſie. Ihr hat man die Heiligkeit der Fantaſie, die unſere Erzieher eine Betrügerin nennen, nicht verleidet, und ſie hat deſſen kein Hehl: aber ihre bringt ihr auch nur heilige Geſtalten. Mit einem leiſen Ruck, mit einem harmloſen Worte, das wie Zufall aus ihrer innern Welt klang, ruft ſie oft in meiner ein ganzes todtgeglaubtes Volk wach, und ich erkenne, daß dasſelbe ja vor längſter, längſter Zeit in mir geherrſcht hat und geleuchtet, — und wie viel mag man bei meiner verkehrten Erziehung getödtet haben, was nie mehr eine Wiederauferſtehung feiern kann! Man raufte die Blumen aus und machte ſehr nützliches Heu daraus. In mancher Kinderbruſt blüht ein Reich der Kleinode auf, heimlich und herrlich, wie jener Schatz, der, wenn man ſo durch die Landſchaft geht, fern in der Mittagsſonne glitzert, in die er ſtill emporgetaucht iſt, und mit Schweigen und reiner Hand gehoben werden kann, vor dem Sünder aber auf immer und ewig verſinkt. Und wenn einſt Jemand dieſe Blätter ſollte zu Geſicht bekommen, der den Schatz noch hat, ſo verhülle er ihn vor den Spießgeſellen — aber einſt einer lieben großen Seele, einer unſchuldigen wie er, hülle er Alles auf und ſchenke ihr Alles!

Siehſt Du, Titus, das iſt es, was die Welt an ihr die Verſchrobenheit heißt. Was ſie ſechzig Jahre ſehen und was ihr Vater und Großvater auch ſechzig Jahre geſehen haben, das iſt ihnen das Natürliche, wie verkehrt es auch ſein mag, — und wer ſich dagegen auflehnt und ein Neues bringt, der iſt ein Fremdling unter ihnen, ein Aufrührer gegen die Natur.

Ich will Dir noch Einiges von ihr erzählen; höre mir gütig zu, mein Titus.

Erſtens weiß ſie Latein und Griechiſch — das Franzöſiſche und Engliſche wird ihr nicht übel genommen. Zweitens weiß ſie ſo viel Mathematik, als zum Verſtändniß einer allgemeinen Naturlehre nöthig iſt; ja, ſie weiß noch mehr, weil ſie die Sternkunde verſtehen wollte und nun wirklich verſteht. Drittens, daß ſie Bücher über Seelenkunde und Naturrecht ſtudirte, ward für lächerlich erklärt, ſie aber meinte, ſonſt die Weltgeſchichte nicht verſtehen zu können. Selbſt in philoſophiſche Syſteme ſteckte ſie den Kopf — nur gegen Phyſiologie wehrte ſie ſich hartnäckig; ſie fürchtete Zerſtörung der ſchönen innern Welt. — O, die iſt ja gelehrt, ein Ausbund, ſagen viele ihrer Mitſchweſtern, aber ich glaube, es iſt bei Vielen Neid, bei Vielen Beſchränktheit — die Männer ſagen, das müſſe fade ſein — und dennoch ſchrumpft der, der es ſagte, in ihrer Gegenwart jämmerlich ein, wenn auch nur Alltägliches geſprochen wird. Ich bewundere ihren Lehrer, wie ich Dir ſchon mehrfach ſagte, der mir bis längſtens im Auguſt verſprochen wird; denn er war es, welcher ihren ſchönen Geiſt in die ernſten Hallen der Wiſſenſchaft führte und ihr die Bilder dieſes Iſistempels deutete. Darum iſt ihr die Wiſſenſchaft Schmuck des Herzens geworden, und das iſt die größte und ſchönſte Macht derſelben, daß ſie den Menſchen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als Einen des hohen Adels der Menſchheit aus ihrer Schule läßt — freilich, bei Andern bleibt es dürr liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in ſein Neſt trägt und auf denen er dann blödſinnig ſitzt.

Die Sprachen lernte ſie in der Kindheit — die Wiſſenſchaften von ihrem zwölften bis in das zwei und zwanzigſte Jahr (ſo alt iſt ſie jetzt) und von da noch immer fort; — was Dichtung iſt, trieb und treibt ſie ihr ganzes Leben. Du wirſt wohl nicht fragen, wo ſie die Zeit hernimmt, da Du es ſelber warſt, der mir Verſchwender zuerſt dieſes koſtbare Gut zeigte, wie zum Erſtaunen ergiebig es ſei, wenn man es richtig eintheilt und kein Theilchen desſelben thöricht wegwirft. Doch wirſt Du begreifen wie viel Zeit ſie hatte, wenn ich Dir aus Luciens Munde berichte, daß ſie eine Menge nicht kann und nicht lernte, was nicht zu können jedes Mädchen Wiens für eine Schande halten würde Zum Beiſpiel: Stricken. Es war mir ein Jubel, als ich das hörte. O dieſer ewige Strickſtrumpf, an dem unſere Jungfrauen nagen — es gibt nichts Oederes und Geiſtloſeres als das unendliche Fortbohren und das Zuſchauen eines unglücklichen Mannes. Wohl wird es zuletzt zur Gewohnheit, und ſie können ſo ſchön und frei denken, ob ſie ſtricken oder nicht — aber es iſt nicht wahr; denn welche koſtbare Zeit verlernten ſie an dem Ding, und verlernten dabei das ſchöne, freie Denken mit, welches Denken übrigens bei jeder fortgeſetzten einförmigen Körperbewegung immer etwas von dem Weſen dieſer Bewegung annimmt. Erſparniß iſt es in den meiſten Familien auch nicht; denn ſonſt müßten ſie ſich folgerechter Weiſe auch die Schuhe machen und noch andere theurere Sachen — aber wo Erſparung Noth that, hätten die Töchter etwas Beſſeres lernen können, um ſich damit Strümpfe genug und all die theuern Sachen obendrein zu verdienen. Bei ihrer ſehr einfachen Art, ſich zu kleiden, erſpart Angela mehr, als ſie für Strümpfe wird ausgeben müſſen. Es iſt Unglück genug, daß bei dem Unſinne des Verſchwendens, der ſich der Welt bemächtigte, ohnehin ein ſo großer Theil der Menſchen verdammt iſt zur lebenslangen Arbeit des Körpers, daß er kaum Zeit hat, zum Himmel zu ſchauen, wie er ſo ſchön blau iſt. Dazu hat uns Gott nicht gemacht, und Jahrtauſende werden vergehen, bis wir natürlicher, d. h. geiſtig reicher und körperlich einfacher werden.

Ferner das Sticken, von dem ihr Lehrer ſagte, es ſei die ſündenvollſte Zeitverſchwendung; denn das endlich fertige Ding ſei kein Kunſtwerk; iſt es ſchön, ſo iſt das Vorbild ſchuld, nicht die Nachmacherin; meiſt aber bleibt es hinter dem mittelmäßigſten Gemälde zurück, und kann ſolches auch ſeiner Verfertigung zufolge nicht erreichen, koſtet aber ſo viel Zeit und Mühe, daß man mit derſelben ein wahrer Künſtler in Farben werden könnte — ferner als Geräthe dient die Stickerei nicht, da zu viel Zeit und Geld daran haftet, als daß man ſie ſofort ohne Umſtände gebrauchen könne, da man Polſter, Teppiche u. ſ. w. ſehr geſchmackvoll haben kann, und um weit geringere Mühe und Preiſe. Das Machen — und dieß iſt das Traurigſte — gewährt auch nicht das geringſte Erſprießliche; denn man denke, wie viel ſchöne Gedanken und Empfindungen könnten in der Zeit durch das Herz der Jungfrau gehen und ihr geläufig werden, während ſie zuſammengebeugt und eingeknickt die mechaniſche Arbeit verrichtet und in den gefärbten Wollknäueln wirthſchaftet. Ja, dieſes langſame, todte Nachſtechen von Form in Form verödet das Herz, und der Geiſt wird dumpf und leer. Die Nachwelt wird einmal ſtaunen, daß die Töchter der ausgezeichnetſten Geſchlechter drei Viertheile ihrer Jugend auf ſo geiſtloſes Thun verwenden konnten, wodurch ein Zwitterding von Kunſtwerk und Prunkſtück zu Stande kommt, daran das Verdienſt eine Million Stiche war.

Dann welcher Nachtheil für die Geſundheit, wenn der blühende, drängende, treibende Jugendkörper zuſammengeknickt wird und in einer Stellung ſtundenlang verharrt, die ihm unnatürlich iſt, und im Eifer der Arbeit noch unnatürlicher gemacht wird durch vermehrtes Bücken, durch das Andrücken des Rahmens an die Bruſt, und dergleichen.

Wirklich, Titus, dachte ich auch oft, wenn ich ſo eine holde, aufknoſpende Geſtalt über den Rahmen hängen ſah: — du liebe, arme Blume, man hat einen finſtern Topf über deine Herzblätter geſtürzt, daß du nichts weißt von Luft und Sonne; — wenn du ſtatt deſſen dieſe Zeit durch in die Strahlen geſtellt würdeſt, die aus ſo vielen großen Herzen der Vergangenheit auf uns herüberleuchten: wie würdeſt du daran deine Blüthe entfalten können! — wenn du ſtatt deſſen in den Hauch Gottes geſtellt würdeſt, der von Bergen zu Bergen weht: wie würdeſt du die großen, friſchen Blätter deiner Seele aufthun, und froh erſtaunen über die Schönheit der Welt!

Freilich ſagen die Guten: „Aber es freut uns, ſolches zu bilden und dann unſerer Hände Arbeit in der lieben Wohnung zu erblicken und uns zu freuen, wenn ſie dem Geräthe zur Zierde dient, und uns an den Werken einſtens in die ſchöne Jugendzeit zurückzuzählen.“

„Ihr Lieben, Holden!“ ſag' ich dagegen — „ja, bildet nur, aber gleich noch etwas Schöneres, wenn ihr ſchon den Bildungstrieb habt — etwas, das noch dazu leichter iſt; — lernet, daß es ein Schaffen gibt, ein Erſchaffen des eignen Herzens, Bildung dieſes ſchönen Kunſtſtückes, Anſammlung und Eigenmachung der größten Gedanken, welche erhabene Sterbliche vor uns gedacht haben und uns als theures Erbſtück hinterließen; ja, lernet, daß ihr leicht in der wahren Kunſt etwas zu machen verſtehen werdet, was aus der freien Seele quillt, nicht als Aftertrieb eines fremden Stammes, und woran ihr, als an einer viel ſchönern Blumenkette, in eure Jugend zurückgehen könnet. Wenn ihr mir aber vorhalten könntet, es freue euch nun einmal ſo und nicht anders, und die Freude ſei der Zweck: dann widerlege ich euch nicht mehr; denn es muß Leute geben, die an derlei Freude haben, weil ſie eine höhere nicht haben können, und ich erinnere mich, einmal mit Rührung einer geiſtesſchwachen Frau zugeſehen zu haben, wie es ihr innige Freude machte, viele blaue und grüne Steine auf den Tiſch zu zählen, und von ihm auf die Bank und wieder auf den Tiſch und ſo weiter.

Dann haben ſie ein anderes Zauberwort, mit dem ſie ſich tragen und Alles abfertigen: die *Häuslichkeit*. Dieſe Häuslichkeit aber iſt ein Hinfriſten an Bändern und Kram, ein Ordnen der Hausbälle und Tafeln und Geſellſchaften, und ein unnöthiger Prunk an Kleidern und Geräthſtücken. Freilich hat da eine Frau ſammt der ihr beigegebenen Dienerſchaft genug zu thun. Wenn aber Häuslichkeit nur heißt: Wohnung, Kleider, Speiſe in ordentlichem Stande zu erhalten, ſo mag ſie allerdings ein Theil und zwar ein *kleiner* Theil des weiblichen Berufes ſein, der aber ſo leicht zu erfüllen iſt, daß zu dem größern und höhern noch Zeit genug übrig bleibt, da ohnehin in dieſen Dingen Mutter Natur die größte Einfachheit vorgeſchrieben hat, und die Abweichung durch Krankheiten aller Art beſtraft. Dieſe letzte Häuslichkeit hat Angela in hohem Grade; denn ſie iſt immer, obgleich einfach doch bis zum Eigenſinne rein und edel gekleidet, und zu Hauſe, wo ſie die Oberleitung führt, ſoll es immer ausſehen wie in einer Kapelle. Einen andern ſchönen Theil der Weiberpflicht aber erfüllt ſie, wie wenige ihrer Schweſtern: Bildung des künftigen Mutterherzens, von dem man nicht wiſſen kann, ob nicht ein Sokrates, Epaminondas, Grachus als wehrloſer Säugling an demſelben liegt und die erſten Geiſterflammen von ihm fordert und fordern darf. Wie nun, wenn ſie der Sendung nicht gewachſen wäre, und den Geiſtesrieſen zu einem Nero und Octavianus verkommen ließe? Und der erſte Druck in das weiche Herz gibt ihm meiſt ſeine Geſtalt für Lebenlang.

Endlich ſelbſt Vorbereitung und Erfüllung der Mutterpflicht ſchließt nicht den Kreis des Weibes. Iſt es nicht auch um ſein ſelbſt willen da? Stehen ihm nicht Geiſter- und Körperreich offen? Soll es nicht, wie der Mann, nur in der Weiſe anders, durch ein ſchönes Daſein ſeinen Schöpfer verherrlichen? — Endlich hat es nicht einen Gatten zu beglücken, und darf es ihm ſtatt des ſchönen Herzens eine Wirthſchafts-fertigkeit zubringen, die geiſtig genug zu ſein glaubt, wenn ſie nur unſchuldig iſt? Das iſt der **Knecht**, der ſein Talent in das Schweißtuch vergraben hat.

O Titus! Angela hat mir die Augen geöffnet über Werth und Bedeutung des Weibes. — Ich ſchaudere, welche Fülle von Seelenblüthe taub bleibt; wenn die Beſterzogenen daſtehen, nichts in der Hand, als den dürren Stengel der Wirthſchaftlichkeit, und das leere, ſchneeweiße Blatt der angebornen Unſchuld, auf das, wenn nicht mehr das Mutterauge darauf fallt, wie leicht ein ſchlechter Gatte oder Hausfreund ſeinen Schmutz ſchreiben kann — und die Guten merken es lange nicht oder erſt, wenn es zu ſpät iſt, ihn wegzulöſchen. Andere werden freilich unterrichtet, aber obiges Blatt wird dann eine bunte Muſterkarte von unnützen Künſten und Fertigkeiten, die man unordentlich und oberflächlich darauf malte.

Es iſt ein ſchweres Ding um die rechte, echte Einfalt und Naturgemäßheit — zumal jetzt, wo man bereits ſchon ſo tief in die Irre gefahren iſt.

Wie manche warme und großgeartete Seele in dieſem Geſchlechte mag darben und dürſten, ſo lange ſie lebt — bloß angewieſen an den Tand, den ihr der Herr der Schöpfung ſeit Jahrtauſenden in die Hände gibt.

Doch genug hievon.

Lächerlich iſt es oft, die heitere, überfröhliche Emma ihr gegenüber ſich bemühen zu ſehen, Bänder und Kleider und Stickereien und dergleichen geltend zu machen. Sie läßt ſie in Allem gewähren und iſt ſtets mild und freundlich, und am Ende merkt doch das kleine, hocherröthende Trotzköpfchen, daß es widerlegt iſt.

Ob es Angela ahnt, wie ſehr ich ſie liebe, weiß ich nicht, aber vermuthe es — nur in ihrer einfältigſten Natürlichkeit kennt ſie gewiß den Stachel nicht, der ewig leiſe fortſchmerzend mir im Herzen ſitzt; denn es freut ſie, in mir einen ihr gleichgeſtimmten Menſchen gefunden zu haben, und als ſolchen liebt ſie mich auch und zeigt es unverhohlen vor Allen — ſelbſt neulich, in einem Kreiſe von Frauen und Männern reichte ſie mir ohne Umſtände die Hand, die keiner von den Anweſenden je zu berühren wagte, und ſagte, daß ſie ſehr erfreut ſei, daß ich gekommen. Ich merkte es deutlich, wie mitleidig man dieſe Ungehörigkeit mit anſah. Wir reden oft ſtundenlang mit einander, und ſachte geht dann ein Thor nach dem andern von den innern Bilderſälen auf; ſie werden gegenſeitig mit Freude durchwandelt; ganze Wände voll quellen vor und ſchwärmen, und wenn dann plötzlich manche Götterform vorſpringt, längſt gehegt, geträumt und geliebt im eignen Innern — und wenn nun das Doppelkleinod jubelnd hervorgezogen wird — und endlich immer mehrere und ſchönere derlei kommen, ſo ſteht auch in ihrem Auge ein ſo ſchöner Strahl der Freude, daß ſie ihn vergißt zu bergen, und ihn als arglos liebevoll in das meine ſtrömen läßt. Das iſt das Hohe einer naturgerecht entwickelten Seele, daß jenes kranke, empfindelnde und ſelbſtſüchtige Ding, was wir Liebe zu nennen pflegen, was aber in der That nur Geſchlechtsleidenſchaft iſt, vor ihr ſich ſcheu verkriecht — und das iſt der Adel der rechten Liebe, daß ſie vor tauſend Millionen Augen offen wandelt und keines dieſer Augen ſie zu ſtrafen wagt.

Luciens Geiſt iſt ihr am verwandteſten, oder vielmehr, es mögen es Viele ſein, jedoch ſie wurden nicht wie dieſe zu ihr hinangebildet. Emma, wie ſehr auch noch ein Kind, zeigt doch ſchon Spuren, wie unwiderſtehlich das gelaſſen fortwirkende Beiſpiel eingreift. Daß man es wagt, in gewiſſen Kreiſen, ja faſt in allen, den Stab über Angela zu brechen, wirſt Du wohl begreifen; unſerer weiblichen Zeit ſteht ſie zu weit voraus — ja ſogar, da nie ein ſtarker oder gar ſündiger Affect an ihr ſichtbar wird, oder jenes Aufkreiſchen oder Herumſpringen, was Natur und Lebhaftigkeit ſein ſoll, ſo nennt man ſie kalt, ſie, in deren Auge allein, wenn es in irgend einem Augenblick zum Verkünder ihres Innern wird, in einer Sekunde mehr Dichtungsfülle liegt, als in dem Herzen Anderer das ganze Leben hindurch. Dieſe Augen verriethen mir auch etwas, was ihr Mund bisher verſchwieg — nämlich es iſt mir außer allem Zweifel, daß irgend ein Weh in ihrem Leben liegt und bei gelegentlicher Erregung auf ihr Herz drückt; denn in eben dieſen Augen ſah ich ſchon ein paar Mal, zufällig erregt, nur gleichſam durchgleitend und ſchnell bekämpft, einen tiefen, deutlichen Blick der Trauer und Wehmuth, was um ſo mehr wirkt, weil ſie ſichtlich einen ſolchen Augenblick zu vermeiden ſucht oder unterdrückt.

Ich forſche nicht; aber es erſchreckte mich, als ich ſie vorgeſtern Abends am Apfelbaume leſend fand; ich war ungehört näher gekommen, und als ich ſie grüßte, ſchlug ein erſchrockenes Auge zu mir empor, das offenbar nicht geleſen hatte und das zu ſchnell in die größte Freundlichkeit überging.

Aber ſei es genug — wer ſtellt mich auch zum Wächter ihrer Augen auf?

Eine Narrheit von mir muß ich Dir noch melden, lieber Titus. Wenn mir dieſer Tage her irgend ein Mann mit einem ſpaniſchen Rohre begegnet und dem Goldknopf darauf, und ein weſtindiſches Geſicht macht, ſo jage ich mir Schrecken ein, daß es bereits mein Nabob ſei, mit dem ich zerfallen werde; denn Aſton kündete ihn nun zuverläſſig in „baldeſter Bälde“ an, und er werde auf meine Zukunft den entſcheidendſten Einfluß haben. Ich verlange aber nicht im Geringſten einen derlei Einfluß. Im Uebrigen muß der Nabob bald kommen, und der Einfluß bald beginnen; denn ſonſt trifft er mich nicht mehr hier, da wir, Lothar und ich, unſere Gebirgsreiſe, von der ich Dir ſchon einmal gemeldet zu haben glaube, längſtens in vierzehn Tagen antreten werden.

Lebe wohl!

12.

Vergißmeinnicht und Wolfsmilch.

2. Auguſt 1834.

Ich bitte Dich, bleibe bei Deinem Vorſatze und komme bald; denn ich brauche Dich hier, wie nie in meinem ganzen Leben. Zwei Dinge ſind hereingebrochen, die Alles ändern und Alles zerbrechen. Lothar iſt bereits zurück, und auf übermorgen iſt der Poſtwagen nach Linz beſtellt. Angela's Lehrer iſt zurück — aber ich that etwas und ich erfuhr etwas, das mich auf ewig um dieſen erſehnten Menſchen bringen kann und muß.

Ich bin in Verwirrung; aber dennoch will ich verſuchen, Dir Alles in der Ordnung zu ſchreiben.

Am dreißigſten Juli Abends ging ich zu Aſton. Sie waren alle in Dornbach, ſollten aber jeden

Augenblick kommen; ich ging in's Muſikzimmer, um ihre Rückkunft abzuwarten. Angela ſaß am Piano, und aus der Abendröthe ſtrömte mir eine heitere Tonfluth entgegen, als ich eintrat. Sie ſtand ſogleich auf, da ſie mich erblickte, und kam mir mit einem ſtrahlenden Geſichte entgegen, meldend, heute Morgens endlich ſei ihr theurer Freund und Lehrer Emil gekommen, und morgen nach Tiſche dürfe ich keinen Pinſel mehr berühren, ſondern müſſe gleich in Aſtons Garten erſcheinen, da werde er, der Oheim und Alles da ſein, und ſie müſſe die Freude haben, zwei Menſchen, wie er und ich, mit einander bekannt zu machen, „und ihr werdet euch," ſetzte ſie hinzu, „im Fluge lieb gewinnen und dann nie mehr von einander laſſen können; das weiß ich ſo gewiß, als es gewiß iſt, daß ich ſchon über eine Stunde hier auf die böſe Lucie warte."

Ihr Geſicht ſchimmerte recht im eigentlichen Sinne von innerer Seligkeit, und mein Herz war ſchlecht genug, den Menſchen um die Freude in dieſen Augen zu beneiden — ſiehſt Du, wie viel beſſer ſie iſt, als wir Alle. — Hätte ſie dieß mein häßliches Gefühl nur von ferne geahnt, ſie hätte gewiß ihre Freude mäßiger gezeigt — aber ſie traut mir geradewegs ihr eignes ſchönes Herz zu.

O Titus! Jetzt, wie ich davon ſchreibe, quellen die Empfindungen jener merkwürdigen Stunde wieder in mir empor, jener Stunde, die ich hervorrief und ewig, ewig, ach, ewig nicht vergeſſen werde können.

Ich ſagte ihr, daß ich recht gern kommen werde, ſetzte aber hinzu, daß die Bewillkommung ſehr bald in einen Abſchied übergehen werde, da ich mit Freund Lothar in einigen Tagen eine Reiſe nach dem Glockner antreten werde. — Denke Dir, Titus, wie mir ward, da bei dieſen Worten ihr Geſicht, noch eben leuchtend von der höchſten Freude, auf einmal mit Todesbläſſe überzogen wurde!

„Wie lange bleiben Sie aus?“ fragte ſie.

„Zwei Monate“ ſagte ich.

„Dann ſind wir bei Ihrer Rückkehr ſchon in Frankreich,“ erwiederte ſie leiſe; „in vierzehn Tagen gehen wir auf immer fort und werden am Jura wohnen.“

Nun war der Schrecken an mir; ich ſtarrte ſie zu Tode betroffen an.

„Wußten Sie das nicht?“ fragte ſie

„Ich nicht, ſonſt hätte ich die Reiſe verſchoben“

Sie ſchwieg und ich auch — es war ein peinlich ſchwuler Augenblick. Die Ankündigung meines Entſchluſſes, daß ich ja meine Reiſe aufgeben könne, hätte Alles gelöſ't; aber es wollte ſchon ſo ſein, wie es war. — Ich ſagte nichts; mir wurde, als liebe ich ſie ſeit einer einzigen Secunde millionenmal mehr als je — ich begreiſe jetzt gar nicht, warum ich denn das Wort nicht ſagen konnte, daß ich gar nicht reiſen wolle — ſondern eine Stimme lag in meinen Ohren: „Nimm jetzt den Abſchied von ihr, in dieſer Secunde nimm den Abſchied; denn es wird keine mehr kommen, wo du allein biſt mit der geliebteſten, ſchönſten, freundlichſten Geſtalt deines Lebens, die nun auf ewig, ewig unterſinkt; morgen ſtehe ich wie ein Fremder, wie ein Geſchiedener neben ihr — — ich weiß nicht: war es dieſe Stimme, war es Verhängniß, war es ſonſt etwas — kurz, ich weiß nichts mehr von dem Augenblicke, als daß ich mich ſchmerzenswild von ihr abwandte und dadurch auch in ihr die Erregung emporjagte — und daß ich die bittern Worte ausſtieß: „Ja, ja — ſo iſt es — ich ſollte mein Herz an nichts hängen — an gar nichts; — — den in den Pyrenäen wird ſchon auch eine Kugel treffen; o gewiß — gewiß!“

Ich wendete mich nicht um und ſtarrte in das Blut des Abendhimmels hinaus; ſie regte ſich auch nicht hinter mir — wahrſcheinlich war ſie erſchrocken — da trat ein Diener Aſtons herein und meldete, ſein Herr habe den Wagen geſchickt und laſſe das Fräulein bitten, damit in den Augarten zu fahren, wo man ſie am Eingange erwarten werde. Als er abgegangen, wandte ich mich um, und ſuchte ſcheu ihr Auge — ſie ſtand noch auf demſelben Flecke und ihre Blicke wurzelten auf dem Boden. Ich konnte nicht reden, ſondern ging zweimal im Zimmer auf und ab; dann leiſe zu ihr tretend, ſagte ich ſanft: „Da es nun einmal unvermeidlich iſt — da es doch einmal ſein müßte, ſo geſtatten Sie, daß ich Ihnen hier, wo wir allein ſind, das Abſchiedswort ſage; denn vor den vielen Blicken vermöchte ich es nicht — —“

Da hob ſie auf einmal die zwei Augen auf, groß und dunkel auf mich gerichtet, und von etwas umdüſtert, wie von einem ſchweren Schmerze — dieß lockte plötzlich auch den ganzen Strom des meinen hervor. — Es iſt ja eine alte Schönheit des Menſchenherzens. Scheidende lieben ſich am heißeſten, und alles Schöne und alles Gute, was ſie ſich in langem Zuſammenſein gethan, preßt ſich in den letzten Augenblick — „O Angela," rief ich, „liebe, liebe Freundin; ich kann ja die Oede nicht faſſen und nicht tragen, daß nun ein ganzes langes Leben vor mir liegt, in dem Sie nicht ſind — nicht mehr die holde Stimme, das liebe Auge, das gute Herz — Sie ſind ſo gut, ſo gut — — und jetzt iſt Alles aus!"

Auch durch ihre ganze Geſtalt ging eine Erſchütterung und Abſchiedswehmuth, die immer wuchs und immer mehr ihr Angeſicht entfärbte — aber ſchneebleich wurde ſie plötzlich, und plötzlich wegtreten mußte ſie, als ich die Worte ſagte: „Waren Sie mir denn auch nur im Kleinſten, nur im Wenigſten gut, d. h. anders gut, als Sie es ja allen Menſchen, ſelbſt den böſen ſind? — Ach, ich weiß erſt jetzt, wie unausſprechlich lieb Sie mir geweſen — ach, ſo unausſprechlich lieb!"

Sie ſtand am Fenſter in Unentſchloſſenheit und Thränen wankend — mir war vor Bewegung und Erregung alle Welt vergangen; nur das Glutauge der untergehenden Sonne, war mir, als ſähe ich es draußen zwiſchen den grünen Zweigen liegen, und eine Geſtalt mit Gold beſäumen, die hier vor mir ſtand und mir ſo unermeßlich bedeutſam geworden war.

Ich weiß nicht mehr, wie kurz, wie lang dieſe Zeitlage dauerte — vor meinen Augen ſchwebt nur immer noch das ſo weiche, ſo gütige Angeſicht der ſonſt immer ſo ruhigen Geſtalt, das Angeſicht, mit dem ſie ſich zu mir umwandte — die verhaltnen Thränen waren hervorgebrochen, ſie aber trocknete dieſelben ſchnell und ſagte mit geſammelter Stimme: „Ich weiß es ja erſt ſeit einer Minute, was ich weiß — gegen Sie muß ich aufrichtig und wahr ſein; Sie ſind es auch immer gegen mich — ich weiß nicht, iſt es gut, was ich thue, iſt es nicht gut; aber ich folge meinem Gefühle, das mir ſagt, ich müſſe es thun: — ich gebe Ihnen gern, gern mein Herz, und ich will Sie lieben, ſo lang ich lebe.“ Sie hielt einen Augenblick inne; dann aber, gleichſam erleichtert, ſetzte ſie noch die Worte hinzu: „Ich mußte es ſagen, da es ſo iſt und da Sie fragten; aber da es nun geſagt iſt, ſo dürfen Sie auch für alle Zukunft darauf bauen.“

Ich ſtand ſprachlos bei ihr; in die großen, ſchönen Augen waren wieder Thränen getreten, und freiwillig, ohne Ziererei und gütig durch die Thränen lächelnd reichte ſie mir die Hand, nach der ich ſchüchtern langte — ich beugte mich darauf nieder und drückte meine Lippen darauf: ſie aber, welche meinte, ſie müſſe nun recht treuherzig gegen mich ſein, legte unbeholfen ihre andere Hand auf mein Haupt — ich glaubte, wir haben Beide in jenem Augenblicke gezittert.

Ich weiß nicht, wie es war; nur daß ich ihre Hand immer feſter gegen mich ziehend, faſt erſtickt ſagte: „Wie, wie nur in der Welt kann ich dieſes Glück begreifen und verdienen? O Angela, o Braut, o Gattin!“

Sie zuckte bei dieſem Worte auf, und ſich ſanft los machend, ſprach ſie ſehr ernſt: „So muß es ja auch ſein — ſo muß es ſein, ich werde gern und mit Freuden Ihre Gattin werden; aber es iſt noch ein Menſch, dem ich Alles ſagen muß — und er iſt gut, ſo gut, wie Sie ſich kaum vorſtellen können; auch er wird ſich ſehr darüber freuen. Morgen werden wir wieder davon ſprechen.“

O Titus! Du ahnſt nicht, wie ſelig dieſes reine Gold der Natürlichkeit in meine Seele floß. Es öffnete ſich ein weites Paradies vor mir, und hatte ich jemals in meinem Leben einen Himmel zu erwarten, in jenem Augenblicke war er mein.

Einige Minuten ſtanden wir noch neben einander am Fenſter und ſahen in das Abendroth, das langſam ausbrannte, und ſprachen nichts; — dann, als wieder gleichſam mahnend, der Diener eintrat, nahm ſie ihren Hut und ſagte, ſie wolle nun in den Augarten fahren, aber ich möge ſie nicht dahin begleiten; denn ſie würden ſonſt wieder ſagen, das habe ſich nicht geſchickt. Ich führte ſie an den Wagen, und da ich ihr ſagte, daß ich meine Reiſe ganz aufgeben wolle, freute ſie es ſichtlich, und die Hand noch nach ihrer Art herausreichend, ſagte ſie: „Kommen Sie nicht ſpäter, als um vier Uhr.“ Dieß waren ihre letzten Worte, und dieß war ihr letzter Blick — wer hätte damals gedacht, daß es das letzte in dieſem Leben ſein werde! — Noch ſchwebt der Blick vor meinem Auge, und noch klingen die Worte in meinen Ohren.

Ich will verſuchen, Dir das Ende noch zu ſchreiben, wie es ſich begab.

Ich ging, da mir das letzte Rad ihres Wagens entſchwunden war, vor die Stadt in's Grüne. Ich war wie ein Träumer, wie ein Trunkener, faſt nicht ertragend das ungeheure Glück — und als ich ſchon zu Hauſe war — als ich ohne Licht auf meinem Sopha ſaß, malte ich mir dieſes Glück noch ſeliger in die finſtere wimmelnde Luft.

O, ich Thor! ich Thor!

Auch am andern Tage, als ich erwachte, mußte erſt einige Zeit verfließen, ehe ich es mir wieder ſtückweiſe klar machen konnte, was ſeit geſtern mit mir geſchehen.

Es war erſt vier Uhr; ich aber ſtand auf und dachte, ich wolle den Morgen im Freien genießen. Mein Weg führte mich in den Park von Schönbrunn, alle Zweige hingen voll Morgengetön der Vögel, und ganz fern über den Karpathen ſtand der ſanftblaue Duft eines Morgengewitters, und die Luft verſprach etwas mehr als einen gewöhnlich ſchönen Tag.

Du kennſt den Obeliſk im kaiſerlichen Garten; hinter ihm erhebt ſich eine kleine buſchige Wildniß, die ich ſehr liebe. Deßhalb lenkte ich meine Schritte dorthin — es war kaum fünf Uhr Morgens vorüber; in dem ganzen Parke war kein einziger Menſch zu ſehen, als nur die Schildwache am Schloſſe. Rechts vor dem Obeliſk iſt eine nachgeahmte römiſche Ruine um ein melancholiſches Waſſerbecken herum, in welchem allerlei bunte Thierchen und Waſſerpflanzen ſchwimmen.

Vor dieſem Waſſer ſah ich zwei Menſchen ſtehen, einen Mann und eine Frau; ſie ſtanden mit dem Rücken gegen mich, als blickten ſie in's Waſſer; aber bald erkannte ich, daß ſie mit einander ſprechen. Ich dachte, ſie hätten wohl auch die Morgenſtunden gewählt, wie ich, um einſam zu ſein; deßhalb wollte ich ſie nicht ſtören, ſondern ſchlug den Seitenpfad ein, der zur Brunnennymphe führt, um von dort in meine Wildniß hinaufzugelangen. Aus Neugier blickte ich von oben herab noch einmal durch die Zweige auf das Paar, und fand es in der traulichſten ſüßeſten Unterredung ſtehen, ja, er legte einmal ſogar beide Hände auf ihre Schultern und zog ſie ſanft gegen ſich. Von den Angeſichten konnte ich nichts ſehen, weil meine Richtung gegen ſie zu ſchief war. Er zeigte von rückwärts eine ſchöne Geſtalt, ganz in Schwarz gekleidet; ſeine Bewegungen waren ſo fein, als gehöre er den höchſten Ständen an; von ihr ſah ich nur Theile des weißen Kleides, da er ſie mir faſt ganz deckte.

Einen Augenblick nur hätte es noch bedurft, und ich wäre weiter gegangen; aber gerade in dieſem Augenblicke hob ſie ihr Haupt empor und zeigte mir durch eine Wendung ihr volles Geſicht, und denke Dir, es war Angela!

Ich weiß nicht mehr wie mir wurde — ich weiß es eigentlich noch nicht, wie mir iſt — aber ich will jede Empfindung wegweiſen und nur erzählen, was ſich weiter ergab. In meiner Jugend geſchah es einmal, daß ich mit einem Meſſer im Spiele meinen Bruder in die Seite ſtach, und als ſogleich ein dunkler Blutbach das Kinderhemdlein netzte, und der rothe Fleck rieſig weiter wuchs — damals verzweifelte ich, hielt mich für einen Mörder und wurde ohnmächtig — ſpäter, als der Bruder verbunden und ich geweckt war, fragte man mich, wie mir geweſen, und ich konnte es in meiner Kindereinfalt nicht anders ausdrücken, als daß ich ſagte, das Herz ſei mir ſtehen geblieben, der Himmel ſei finſter geworden und voll Regenbogen, und hätte mich zuſammengedrückt; aber das Herz habe auf einmal einen Stoß gethan und die Regenbogen ſeien verſchwunden. Gerade ſo, mein Titus, war es mir in dieſem Augenblicke wieder. Ich erinnere mich deutlich, daß ich eine Zeit gar nichts ſah als Farben, und auch den Stoß des Herzens ſpürte ich deutlich, wodurch die Farben verſchwanden. Als ſich die Gegenſtände vor meinen Augen wieder löſ'ten und ſich begrenzten, ſtanden auch die zwei Geſtalten wieder da — ich ſah klar die großen, ſchwarzen, ſchönen Augen, mit denen ſie ihn ſo aufrichtig anſchaute, wie geſtern mich. Es half kein Sträuben: ſie war es.

Jetzt redete er, und ſie ſah ihn unverwandt an; dann redete ſie und er horchte — dann ſchien es wieder, als ſchwiegen ſie, und ſchauten räthſelhaft in das Waſſer, wie ich ſie gefunden hatte. Ich mußte eine Sekunde die Augen ſchließen — dann öffnete ich ſie wieder. Sie hatte das Antlitz jetzt weggewendet und auch von der bloßen Geſtalt war es als flöße noch der ganze bethörende Zauber nieder, und die Hoheit und die Unſchuld womit ſie mich beſiegt hatte. An ihm war, wie ich ſchon geſagt habe, jene Art Herrſchaft und Sicherheit der hohen Stände. — Einmal ſtreckte er den Arm aus; ſie ſchmiegte ſich etwas näher gegen ihn und bog das Hinterhaupt zurück, wie eine, die emporſchaut; er aber krümmte mit Feinheit den ausgeſtreckten Arm zurück und endete damit, daß er die Hand auf ihr Haupt legte, gleichſam mit Zärtlichkeit die geſcheitelten Haare ſtreichelnd, denn ſie war barhaupt und der wohlbekannte Strohhut hing an ihrem linken Arme. Dann wendeten ſie ſich; ich ſah noch ihre Hand in ſeinem Arme liegend — ein dichtbelaubter Ulmenaſt ſtellte ſich dann zwiſchen mich und ſie — dann ſah ich noch weiße Kleiderſtückchen zwiſchen dem Baumgitter ſchimmern und dann nichts mehr. Ich blickte noch länger, aber die Stelle blieb leer und es war, als ſei der ganze Garten leer. Der weiße einſame Obeliſk zeichnete ſich gegen die dunkelblaue Wand des Oſtgewitters, das indeß langſam heraufgezogen war — es war ſchwül geworden — kein Vogel ſang mehr in dem Parke, und ich drückte meine Stirn feſter gegen den Stamm der Akazie, an der ich ſaß.

O Titus, ein Gefühl, ſo häßlich, daß ich mich faſt verachtete, kroch in mir herauf, — aber dennoch war es, als riefe jede Ader in mir, das Gefühl ſei gerecht!

Ich blieb ſitzen an der Pyramide und brütete, wie der Vormittag, der ſein Gewitter braute. Nicht ein Hälmchen rührte ſich und der ganze Garten wartete gedrückt; über ihm ſtand ſchwer niederhängend die Wucht ſtummer, warmer, dicker Wolken, die ſich rüſteten und mit leiſen Regungen durcheinanderſchoben. Mein Auge ſtarrte entzündet hinauf, und dem Herzen thaten ordentlich die armen kleinen, glänzenden Flöckchen weh, die aus dem dunkeln Knäuel vorhingen — gleichſam gerettete, ſchöne Kindheitsgedanken in einem dumpfen Herzen — und immer dicker und ſchwerer wurden Luft und Wolken; im fernen Oſten ging in ſchiefen Streifen ſchon der röthlich graue Schleier des Regens nieder — da kam der Wind geflogen und der Donner, rollend über alle Wipfel des Gartens; große Tropfen fielen und ſomit löſ'te ſich die Stille am Himmel und auch in mir. Ein friſches Rauſchen wühlte in den Bäumen und miſchte Grün und Silber durcheinander, und in mir raffte ſich ein feſter, körniger Entſchluß empor und gab mir meine Schnellkraft wieder, nämlich der Entſchluß, ſogleich abzureiſen. — Fahre wohl, Armida, dachte ich — fahre wohl! Ich ging nach Hauſe; ein prachtvoller Regen rauſchte nieder, und ich freute mich, je toller er um meine Schläfe raſſelte, und je naſſer ich wurde.

Den Reſt des Tages, als ich mich umgekleidet hatte, verbrachte ich mit Packen, war abgeſperrt und ließ Niemanden zu mir. Den Lothar hatte ich beredet, daß wir am andern Tage, das iſt: heute abreiſen. Von der Familie Aſton nahm ich ſchriftlich Abſchied, weil ich

Angela dort zu treffen fürchtete. Ich ſagte in dem Briefe, daß mich am letzten Juli um fünf Uhr früh am Obeliſk zu Schönbrunn etwas betroffen habe, was es mir unmöglich mache, ihn perſönlich zu ſehen. Bei meiner Zurückkunft werde ich vielleicht Manches aufklären; an die liebe Lucie und Emma gab ich viele Grüße auf.

Noch Eins muß ich Dir melden. Anſelm Ruffo, ein Bekannter von mir, ein kalter philoſophiſcher Geſelle, begegnete mir zufällig auf der Straße und hing ſich an mich und ſagte mir nebſt vielem andern, ich möchte mich in Acht nehmen mit meinem weiblichen Umgange; denn das Mädchen, dem ich ſehr viele Aufmerkſamkeiten erweiſe, ſei ſtadtbekannt als die Geliebte des Engländers Grafen Lorrel. Ich dankte ihm kühl für die Nachricht — ſie war mir nun faſt gleichgiltig.

Und nun, Titus! Wenn Du Deine Herreiſe beſchleunigen kannſt, ſo thue es, ich bitte Dich, thue es; ohnedieß bangt mir oft ſehr für Dich, wenn ich von den Abſcheulichkeiten leſe, die der ſpaniſche Bürgerkrieg erzeugt. Lebe wohl für heute! In München triffſt Du Briefe, die Dir ſagen, wo Du mich findeſt. — —

— — — — — — — — — — — — —

Abends um 8 Uhr.

Es wird doch heute ewig nicht zehn Uhr, welcher Glockenſchlag mich endlich aus dieſer Stadt bringt. Alles iſt geordnet; Lothar geht herum Abſchied nehmen, und ich gehe ſchon tauſendmal in meinem Zimmer auf und ab. Nun, es wird ja doch auch verhallen und verklingen, wie ſo Vieles verhallte und verklang. Nur daß das kindiſche Herz ſich ſo mag aufregen und ſich von ſeinen Wallungen Ewigkeit vorſpiegeln, und weiß es doch, wie noch jede Bewegung desſelben ausſchwang und verging. Oder hat eine Entzückung über eine Seele vor der über die A-Symphonie etwas voraus? Sind nicht beide bloße Werke der Schönheit? Ach Gott, die A-Symphonie blieb ſchön!! Siehſt Du, das iſt's daß es Ideen geben darf, glänzend und höchſten Adels, und daß ſie ſo höhniſch dürfen mißhandelt werden. Getäuſchte Liebe, geäffte Anbetung iſt ein altes Märchen, — doch darüber ſich zu härmen iſt kläglich und ſchwach — aber es gibt einen größern Schmerz, den Schmerz verlorner Seelen, und der meine wäre derſelbe, wenn ich ſie auch nur bloß gekannt hätte, etwa als Mutter, Gattin — und dann den widrigen Flecken an dem Wunderwerke geſehen hätte. Wenn blaue Lüfte, duftige Berge, ſchöne Wolken in meinem Auge ſchweben — wenn der Donner und die Flötenſtimme an mein Ohr dringt — und dieß Alles Wahrheit außer mir haben darf: warum lügt das Herz in uns? — Wenn das wahr iſt, was meinem Thiere zuſagt, kann das höhnen, was mich vergöttert? Sie ſelbſt, trotz der ſchnöden Mißſtimmung hat es mir wieder gezeigt, was uns das eigne Herz als künftigen unbekannten Himmelslohn verſpricht, das muß wahr ſein — es muß wahr ſein — nur das Suchen kann in der raſchen Trunkenheit verfehlt werden.

Somit — fahre wohl!! In zwei Stunden geht es auf den Poſtwagen und dann in Gottes urewige, ſchuldloſe Berge.

13.

Purpurrothes Fingerhütlein.

Linz, 3. Auguſt 1834.

O Titus! was ſind denn eigentlich drei Tage? — und welche Macht haben ſie auf den Menſchen! — Zürne nur nicht; ich weiß Alles, was Du ſagſt, und habe Deinen Rath befolgt, ehe du ihn gabſt. Wenn ich Dich in der Stadt Linz getroffen hätte und Du hätteſt alle meine frühern Tagebuchsblätter geleſen gehabt, ſo wäre Dein Rath, nicht wahrſcheinlich, ſondern gewiß dieſer geweſen: „Albrecht, gehe auf die Poſt und gib den letzten Pfennig dafür her, daß man Dich eiligſt nach Wien befördere; — dann tritt vor ſie und ſage: „Ich bin ein gehetzter Thor geweſen und drei Tage lang ein ſchlechter Menſch“

So geſchieht es auch: ich bin in kindiſcher Raſerei nach Linz gefahren, und nun iſt der Poſtwagen wieder beſtellt; morgen um fünf Uhr gehe ich mit ihm nach Wien. Lothar iſt einverſtanden, und wird acht Tage in Linz warten, bis ich ſelber wieder komme oder ein Brief. Er weiß Alles und erſchrak faſt über die Rückſichtsloſigkeit meines Verfahrens. Erſt einen Tag vorher ſagte ſie die Worte: „Da es nun geſagt iſt, ſo dürfen Sie für alle Zukunft darauf bauen,“ und ich glaube ſchon am andern Morgen darauf den Rathſchlägen der böſeſten, blindeſten Leidenſchaft mehr, als der ganzen klaren Sittlichkeit ihres Weſens, die mir ſo lange vorlag — einer Leidenſchaft, die berühmt iſt wegen ihrer Rohheit und ihrer Trugſchlüſſe. Sie, an Allem, was gut iſt, ſo weit über mir, gab ſich mir als Braut, und vertraute mir, mir unbedeutendem Menſchen, der ich noch vor wenig Tagen jeden Mann für ſie zu ſchlecht hielt — und in der erſten Probe ſinke ich ſchon ſo ſchmachvoll tief. Ich ſchäme mich, ſo knabenhaft gehandelt zu haben. Eiferſüchtig zu werden, alle Welt vor den Kopf zu ſtoßen und auf und davon zu fahren! Setzen wir den Fall umgekehrt: was würde ſie gethan haben? Entweder ſie hätte gar nichts geſagt, oder etwa, warum ich ſo geizig bin und eine Freundin, die ich ſo lieb habe, ihr vorenthalte; es wäre ja ſchöner, wenn ein Menſch mehr im Bunde ſei, der ſich unſers Lebens und Strebens freue. Ich will des Todes ſterben, wenn ſie nicht ſo gehandelt hätte. Ich kann es nicht tragen, ach ich kann es nun nicht tragen, bis der Fehler gut gemacht iſt — es war ja nicht Mißtrauen, Mißtrauen war es nicht, nur ganz blinde, ſprudelnde Eiferſucht, und es ſoll das erſte und letzte Mal ſein, daß ein ſolch böſes Ding in mein Herz kam — es überraſchte mich, und in der gänzlichen Neuheit der Sache wußte ich mich nicht zu nehmen. O Titus, die Reue iſt noch nagender, als die Eiferſucht ſelbſt: hilf mir nur die Stunden ertragen die noch bis zur Abfahrt ſind — ach, und erſt die zwanzig langen Stunden der Fahrt!! Indeß will ich die ganze Nacht an dieſem Tiſche verſchreiben, um mich anzuklagen. Auch verſtandeslos war ich ganz und gar — iſt es denn nicht ſonnenklar, daß es ihr hochverehrter Lehrer war, mit dem ſie die Morgenſtunde wählte, um ihm Alles zu ſagen, — ihr Freund, von dem ſie es gar nicht erwarten konnte, mich ihm zu zeigen — wie ſie jubelte, wie wir uns verſtehen und lieben werden? — Und nun! und nun!! daß er ſie umarmte? Thun Bruder und Schweſter das nie? Führen es nicht auch andere Verhältniſſe herbei? Als ich einmal der Braut eines meiner Studienfreunde auseinanderſetzte, warum er ſie verlaſſen mußte, und als ſie über die böſen Verläumdungen, die ſein Herz von ihrem trennten, im ausgelaſſenſten Schmerze verging: nahm ich ſie da nicht, ſelbſt gerührt, in die Arme, drückte ſie an mein Herz, faßte ihre Hände, tröſtete ſie und verſprach, Alles in's Gleichgewicht zu bringen? Wie thöricht nun, wenn er auf dieſe Umarmung wäre eiferſüchtig geworden!

Endlich, jeder Erſcheinung gehen ihre Zeichen vorher und nachher, und jede Erſcheinung muß umringt ſein von Nachbarn und Verwandten. Nie ſteht die glühende Abendwolke einzeln und geſchnitten an dem Scheitel des blauen Mittaghimmels. Eben ſo iſt dieſer vereinzelte Verrath mitten in ihrem andern Leben eine Unmöglichkeit, ein Unding, eine Ungereimtheit. Wie mußte ſie meine Rohheit befremden und ſchmerzen, ſie, die mir geſtern Alles gab! — — und die Zeit, die Zeit geht ſo langſam. — — Aber ſo iſt es, wenn uns einmal der Nebelgeiſt der Leidenſchaft und Unvernunft umdüſtert:

die nächſten Mittel erkennen wir nicht mehr. Was harre ich auch des Eilwagens? — Was hindert mich denn daran ſogleich ein Fiſcherſchiffchen zumiethen, und ſo viel Ruderer dazu, als hineingehen? Der Mond ſteht am Himmel, das Waſſer geht voll — wie oft hört' ich ſagen, ſolche Leute können in einer Nacht von Linz nach Wien fahren — — ich thu's, ich thu's!

14.

Ginſter.

Linz, 8. Auguſt 1834.

„Wer des Drachen Zähne ſäet, der hoffe nichts Erfreuliches zu ernten.“ Es iſt alles aus und ich bin ſelbſt Schuld daran. Ich dichtete mir einſt am Traunſee ein ſchönes Tusculum, aus dem jede Aeußerung roher Leidenſchaft Verbannung nach ſich zieht — jetzt habe ich mich ſelbſt durch ſolche Leidenſchaft von einem ſchönern Tusculum verbannt. Sie muß eingeſehen haben, daß ſie ſich in mir irrte — und ſie hat ſich auch geirrt.

Ich miethete die Rudersmänner; ſie flogen beinahe mit mir die Donau entlang, und ich war ſchon um acht Uhr früh des vierten Auguſt in Nußdorf und um neun Uhr in Aſtons Wohnung. Er allein war zu

Hauſe. Auch ihn habe ich faſt verloren. Es ging mir tiefer zu Herzen, als ich je ahnte, wie ich bemerkte, daß ſelbſt dieſer Menſch, ſonſt die lautere Güte gegen mich, nun ernſt und ſcheu und kalt war — aufgeſchreckt aus ſeinem Glauben an mich. Er erzählte ruhig und ohne Vorwurf, daß Angela mit ihrem Lehrer die Morgenſtunde gewählt habe, nach Schönbrunn zu fahren; auch die Tante und die Schweſter ſind dabei geweſen; nur gingen ſie entfernter, und da habe ſie ihm ihr Verhältniß zu mir geoffenbart. Deſſelben Tages Abends war Alles in ſeinem Garten, und man wartete vergeblich auf mich, und als er, in der Beſorgniß, ich ſei krank, einen Diener ſendete, ſo habe dieſer meine Wohnung verſchloſſen gefunden. Mein Abſchiedsbrief habe Alles aufgeklärt. Angela habe faſt einen halben Tag geweint, dann aber ſich aufgerichtet und gebeten, man möge ja nur recht bald abreiſen. Sie ſelbſt packte mit großer Ruhe und Stille ihre Sachen, und geſtern ſind ſie Alle nach Frankreich abgegangen. Nur die Diener packen noch einige Dinge und folgen ihr nach. Sie hat von mir kein Wort mehr geſprochen. Lucie und Emma ſind in Preßburg.

Ich ſchleuderte die zwei glühenden Funken, die mir bei ſeinem Berichte in die Augen ſtiegen, ſeitwärts, und ſchüttelte ihm heftig die Hand, ſagend, daß ich gewiß nicht ſo ſchlecht ſei, als Alles ſcheine, und daß ich nun in die Gebirge gehe. Etwas freundlicher durch meine unverkennliche Reue, fragte er um meinen Reiſeplan, und ich ſagte ihm denſelben — und als ich fortging, küßte er mich wohl wieder, aber nicht ſo herzlich als ſonſt, wenn ich nur auf einige Tage verreiſ'te.

Und nun ſitze ich wieder in derſelben Stube meines Gaſthofes in Linz, von der ich vor Kurzem mit ſolcher Glut und ſolchen Hoffnungen nach Wien geflogen — aber Alles iſt aus — und wie anders, wie anders als noch vor zwei Tagen iſt mein Herz! — Es iſt aus, es hat ſich beruhigt; aber wie beruhigt? Gleichſam gelaſſen entzweigedrückt liegt es in der Bruſt. — Die Natur, das einzige Unſchuldige, iſt freundlich wie immer — meine Fenſter gehen auf den Landungsplatz und die Donau. Der Tageslärm iſt verſtummt, durch die Fenſter ſchwimmt die laue Auguſtusnachtluft herein und krümmt mein Licht, an dem ich ſchreibe, und trägt das Rauſchen des

Stromes mit herein und ſein Plätſchern an den Schiffen, die beiliegen. — Drüben ſchlummert das Mondlicht auf den alten Waldbergen des Mühlkreiſes, und die Lichter der Vorſtadt Urfahr ſtrecken lange, rothe, zitternde Säulen in das Waſſer. So ſtill und mild iſt Alles draußen, als ſei ringsum lauter Glück. Es iſt auch ringsum; nur hie und da geht Einer in der Welt, der ſich durch Ungeſchick das eigne Herz zerquetſchte. Von heute an will ich ein guter Menſch werden, ſo gut, daß nicht ein Thierchen von mir leiden ſoll. Es freut mich von ihr, daß ſie den Freund, an dem ſie ſich geirrt, entſchloſſen bei Seite ſtellte und den Schauplatz ihrer Thorheit ſchnell verläßt. Ihr Herz geht gewiß noch ſchöner aus dieſer Prüfung. Schade, daß ich ſelbſt das ſchöne, wiewohl unwahre Bild, das ſie ſich von mir gemacht haben mag, ſo grell zerſtörte! Wer einmal Selbſtmord verſuchte, der geht hinfüro unheimlich unter den übrigen Menſchen herum, und wer ſich vor reingeſitteten Weſen einer wilden Leidenſchaft überläßt, der begeht ſittlichen Selbſtmord, und erregt die Furcht, daß er wieder einmal daſſelbe Spiel beginne — und Liebe, das zarte

Gewebe aus Vernunft und Sitte, zerſtört er ja ganz natürlich durch ſolch' Beginnen, ganz natürlich!

Morgen geht die Reiſe von hier über Steier, wo wir mit zwei Reiſegefährten, ältern Bekannten von mir, zuſammentreffen werden, mit denen ich eigentlich dieſe Reiſe ſchon längſt verabredet hatte. Ich werde Dir von Zeit zu Zeit aus einem und dem andern Orte ein Blättchen ſenden; aber es wäre recht lieb und ſchön von Dir, wenn Du viel eher kämeſt, als Du vorhaſt.

Kennſt Du nicht ein Lied von Juſtinus Kerner: „das Alpenhorn?“ Es iſt, wie Einer immer, wo er geht und ſteht, das Alpenhorn ſeiner Heimath leiſe, leiſe klingen hört und es ihn mahnt, als müſſe er ſogleich nach dem Elternhauſe aufbrechen — eben wird es in einem Zimmer neben dem unſrigen von einer außerordentlich ſchönen Männerſtimme geſungen — ach! Mancher hat eine Heimath an die ihn ein ewig tönendes Alpenhorn erinnern wird; aber er vermag ſie nicht mehr zu erreichen, ach, nicht mehr zu erreichen. Wo in Zukunft etwas Gutes und Schönes für mich erblühen wird, werde ich es zuſammenfließen laſſen mit ihrem ſchönen, geliebten, ſchwer gekränkten Bilde, und dieſes Bild werde ich treulich durch mein ganzes Leben tragen. Es iſt gut, daß Lothar um mich iſt, dieſes kräftige dichteriſche Herz — — es wird ſchon Alles gehen!! Lebe wohl, lebe tauſendmal wohl!

15.

Liebfrauenſchuh.

Auſſee, 15. Auguſt 1834.

Es iſt heute Sonntag und auch nicht mehr viel davon übrig. Ich will ihn größtentheils zum Schreiben an Dich verwenden. Wir fuhren von Steier bis Kirchdorf, um von dort Abends im Mondſcheine nach Scharnſtein zu gehen. Die zwei andern Begleiter unſerer Reiſe ſind ein junger Doctor der Arzneikunde, Joſeph Knar und Iſidor Stollberg (kein Verwandter der Grafen). Wir blieben faſt einen ganzen Nachmittag in Kirchdorf. Lothar malte das Kremsthal, und Iſidor und ich ſaßen im Schatten der Apfelbäume bis fünf Uhr; da kam Lothar wieder und der Aufbruch wurde beſchloſſen; aber es fehlte der Doctor. Auf der Kegelbahn war er geſehen worden; auch in der Wirthsſtube.

im Hofe, ſelbſt im Stalle — und jetzt war er nirgends zu finden. Erſt um ſechs Uhr kam er mit leuchtenden Augen und erzählte, daß er beim Wirthe Brunmaier geweſen — ein Reiſewagen habe ihn hingelockt, der auf der Gaſſe ſtand und prächtig war. Eine blutjunge Dame mit nur einem Diener habe im Wirthsgarten gewartet, bis ihre zwei Begleiter, die zu gewiſſen Eiſenwerken in das Thal gegangen waren, zurückkämen; — mit dieſer Dame habe er bis jetzt ſtreiten müſſen und habe ſich in ſie verliebt. Der Doctor iſt ein drolliger, ſehr luſtiger Menſch. Er ahnt nicht im leiſeſten mein ſchweres trauriges Herz; er ſchwor daher lachend, er wolle den härteſten Eid ablegen, daß die Hexe Witz habe, und unter den braunſten Haaren die dunkelblaueſten Augen — ja, ſie ſeien faſt veilchenblau, was zwar geſetzwidrig ſei; denn in der ganzen Zoologie kämen keine ſolchen vor; aber ſie habe ſie, und ſei ſelbſt ein Muſter der unfolgerichtigſten Unlogik.

In Scharnſtein — ich habe Dir einmal geſagt, daß ich einen Menſchen habe, der mir überall begegnet — einen Engländer hieß ich ihn — in Scharnſtein ſaß er in der Wirthsſtube als wir eintraten. Ich erſchrak faſt über dieſe ſeltſame Laune des Zufalls ſpäter aber knüpfte ich ſogar ein Geſpräch mit ihm an und fand ihn gar nicht ſo übel, und als er unſern Reiſeplan erfuhr, ſo trug er ſich zum Begleiter an, wenn wir es nicht übel nähmen. Es wurde einmüthig angenommen.

Wir brachen zeitlich Morgens auf, natürlich Alles zu Fuß. Lothar wird von Stunde zu Stunde herrlicher: wie die reine Alpennatur in ſeine Seele fällt, ſo breitet er ſie himmliſch aus auf ſeiner Leinwand. Jede Studie, von der man meint, ſie ſei die beſte, wird von ihrer Nachfolgerin übertroffen — und er wird ſchwärmeriſch begeiſtert für die Berge und Wolken und Seen, wie für eine Jugendgeliebte.

Ein ſchöner Augenblick war es am Freitag Nachmittag, da das kleine Thal von Habenau ſkizzirt wurde. Der Platz iſt wunderbar lieblich: eine heitergrüne Wieſe in ſanften Wellenbildungen, rechts ein dunkler Wald, hinter dem eben eine Wolke zwei ſchneeweiße Taubenflügel heraufſchlug — vor uns die wunderlichen Felſen des Almſeegebirgs, und links tief zurück der große und kleine Priel, die lichten Häupter in finſterer Bläue badend — kein Lüftchen — blendender Sonnenſchein. Nach drei Stunden Malens ſtand Lothar auf und ſeine Wangen glänzten, wie die eines verſchämten Knaben. Alle waren entzückt; nur der Engländer ſah auf das Blatt ohne eine Silbe zu verlieren. Wir blieben noch lange und tranken aus unſern Reiſeflaſchen. Der Doctor blies auf ſeiner Stockflöte, Iſidor lag im Graſe auf dem Rücken und breitete die Arme auseinander. Der weiche, ſtille, heiße Sommernachmittag hauchte Licht, und drückte ſich tiefblau in ſeine Berge nieder. Endlich gingen wir weiter zu den Ufern des Almſees und an ihm fort bis zum Seehaus.

Ich konnte nichts malen, und werde es wahrſcheinlich auf der ganzen Reiſe nicht thun können: denn der große, der drückende Schmerz über mich und das Mitleid mit ihr, der unſchuldig Gekränkten, liegen wie Bergeslaſten über meine Bruſt gedeckt und ſehen mich aus der Natur an, als hätte ſie ein dunkleres Trauergewand angelegt. So ſaß ich auch, als wir uns in dem Seehauſe eingerichtet hatten, wo wir über Nacht bleiben wollten, und als Alle wieder auf Spaziergänge fort waren, ſo ſaß ich auch vor dem Hauſe auf der Bank und ſah dieſe Berge an, die ich unter ganz andern Umſtänden zu ſehen hoffte. Sie ſtanden da in müder Tagesruhe, und das ſpäte kühle Nachmittagslicht lag auf ihnen ſachte aufwärts glimmend. Im See ſchliefen die Wellen, und in der Luft das Echo. Italien fiel mir ein und Indien und Griechenland und Amerika, und die ganze ſchöne Kugel und die Meere darauf und die Palmenwälder — und daß ich all das nie in meinem Leben werde ſehen können.

Mein Reiſedurſt brannte, wie ſo oft — ich ſtand nun auch auf und ging von dem Seehauſe fort in's Ungewiſſe herum und ſenkte mich in meine Träume. Die Natur hielt Abendfeier, das Sonnenlicht ſchritt nur noch auf den höchſten Spitzen, die Luft ward immer wellenloſer und ſtiller — ich ging ſüdwärts gegen die Felſen — da war es, als ob das Echo, das tauſendfältig in dieſen Bergen ſchläft, traumredete und etwas wie Glockentöne lallte; — aber Glocken können hierher ihre Klänge nicht ſenden, da der Ort tief einſam im Gebirge liegt — ich ging immer weiter weg von dem Hauſe. Es gibt eine Stille, — kennſt Du ſie? — in der man meint, man müſſe die einzelnen Minuten hören, wie ſie in den Ocean der Ewigkeit hinuntertropfen. — Eben von ewig fortpolternden Städten gekommen, wurde mir dieſe Stille faſt geſpenſtig, und ich war erleichtert, als endlich gegen Abend in der

Dunkelheit ein leichter, kühler Hauch an mein Geſicht wehte und ſich zwei Blätter an einem Schlehenſtrauche neben mir rührten, aber ohne zu flüſtern. Ich ging ſpät in das Haus zurück. Sie hatten ſchon zu Abend gegeſſen und mich und den Engländer vergeblich erwartet. Gleich nach uns ſind noch zwei Fremde gekommen, und dieſe und die Andern ſind alle auf den See hinaus. Den Engländer glaubte man bei mir. Ich ging auch wieder fort, und als ich gegen den See kam konnte ich ſie nicht erblicken, weil es ſchon zu ſehr dämmerte. Ich ſtieß einem Jäger auf, der mir ſagte er warte auf den Vollmondsaufgang. Ich wollte nun daſſelbe thun und legte mich zu ihm ins Gras, und ließ mir von ihm erzählen, und wie ſich ſeine Gebirgsmärchen, gleich Zitterklängen, entwickelten, ſchaute ich träumend in die fantaſtiſche Dunkelheit, in der die Gebirge hingen, in immer ſtillere und größere Maſſen ſchmelzend, und auf den See, der ſtets ſtarrer und ſchwärzer ward, und nur hie und da mit einem ſchwachen, ungewiſſen Lichtchen aufzuckte. Und immer tiefer ſank Berg und Thal und See in die dunkle, ſchlummerige Luft vor mir zurück — eine unſägliche Wehmuth war in meinem Herzen — der Jäger ſchwieg endlich auch, und ich hörte jetzt deutlich Lothar und des Doctors ſchöne Stimme von dem See her gedämpft ſingen — dann einen Piſtolenſchuß und das darauf folgende Gewitter des Echo, das die Berge und den See im Finſtern durcheinanderwühlte, und in Kreiſen rollte und ſich mäßigte und beſchwichtigte und ausmurmelte; ſein Verzittern machte mir die Landſchaft nur noch unbeweglicher, wie einen ſchwarzen Klumpen, der in zackiger Linie den ſilbergrauen Himmel abſchnitt. „Seht einmal auf den Röllberg," ſagte mein Nachbar, und zeigte mit dem Finger in die Nacht hinaus. Ein lichter Schein ſtand unten an dem bezeichneten Berge — die Mondesaurora war es; ich glaubte, er ſelber werde jetzt aufſteigen; aber nur der Schein klomm längs der ſteilen Kante des Felſens, der ordentlich ſchwarz gegen dieſen Schimmer ſtand, bis der Mond endlich gerade auf dem Gipfel des Steines wie ein großes Freudenfeuer emporſchlug zu dem Himmel, an dem ſchon alle Sterne harrten. Er trennte ſich ſodann und ſchwamm wie eine losgebundene blitzende, weißglühende Silberkugel in den dunkeln Aether empor — und Alles war hier unten wieder hell und klar. — Die Berge ſtanden wieder alle da und troffen von dem weißen niederrinnenden Lichte, das Waſſer trennte ſich und wimmelte von Silberblicken, ein Lichtregen ging in den ganzen Bergkeſſel nieder, und jedes feuchte Steinchen und jedes thauige Gräschen hatte ſeinen Funken. Auch das Schiff der Freunde erblickte ich jetzt und ein vierſtimmiger Männerhymnus begann darauf, und der Geſang wegte gedämpft, ein Echo ſchleifend, von dem See herüber, und zog ſich dann ferner und verklang — dann ein mattes Jauchzen — das Rollen ferner Piſtolenſchüſſe, und dann wieder die Mondesſtille.

Ihr Auge, dieſer ſchöne Mond ihrer Herzensſonne — wo mag dieſes nun aufblicken zu ſeinem Schweſtergeſtirn: des Himmels? O, ihr ſchönen Felſen und du, ſchimmerndes Firmament! Was iſt zwiſchen heute und jenem Abende vor zwölf Jahren, als ich das erſte Mal an dieſem Ufer ſtand, ein unſchuldiger Jüngling voll ungebändigter Hoffnungen und ein unerſchöpfliches Weltmeer von Vertrauen in dem Herzen! — — Wie viel hat ſich ſeitdem geändert — wie viel habe ich geirrt, geſündigt und gebüßt, und wie ſcharf einſam bin ich heute gegen das Wogen und Wallen von Geſtalten die mich damals umgaben! Aber ein Reſt iſt geblieben, ein Boden, auf dem die Blumenfantaſie geſtanden: die feſte, ſchönheitsliebende Seele iſt geblieben — und manch ſchönerer Blumenwald kann einſt wieder daraus emporſproſſen — er kann ja noch ſproſſen!

„Geht ſchlafen, lieber Herr,“ ſagte plötzlich der Jäger zu mir; „Ihr habt morgen einen weiten Weg, und es wird heiter und heiß ſein — ich verlaſſe Euch da mir der Mond ſchon hoch genug iſt.“

Ich ſchlafen gehen? Dazu war ich viel zu bewegt. Ich ging den See entlang, von dem jetzt Ruderſchläge herkamen, und bald darauf das Schiff der Freunde. Iſidor ſprang heraus und jubelte und ſagte, es ſei eine Götternacht, und der Doctor bedauerte mich, daß ich nicht mit zu Schiffe geweſen; an dieſem einen der zwei angekommenen Fremden habe er einen wahren Fund gethan; er ſinge einen unvergleichlichen Tenor; der ſei noch immer abgegangen; Lothars Stimme ſei doch nur ein Bariton; nur ſchade, daß die Zither, die der Fremde mitgebracht, in der Eile in dem Hauſe vergeſſen worden ſei. Sie gingen Alle dem Hauſe zu — ich nicht; denn wo ſie ihr Schiff anlegten, bemerkte ich ein zweites kleines; mit dieſem wollte ich ganz allein auf den See hinausfahren. Ich band es leicht los und ſtieß ab.

Nun wurde es weit um mich — die Berge traten zurück und ſtanden groß da in lichtnebligen Schleiern und ſanft in träumeriſcher Magie, und ich ſchwamm auf dem ſchönen, glatten, flimmernden Elemente, und bei jedem Ruderſchlage rann flüſſiges Silber um mein Schiffchen. Aus dem Seehauſe ſchallten noch die Reden meiner Reiſegefährten, die ſchlafen gingen, und als es immer mehr und endlich ganz ſtill geworden, und der Mond ſchon faſt im Scheitel ſeiner blauen Halle ſtand, da hörte ich wieder zu meinen Häupten das leiſe ſeltſame Läuten: aber es war, als fielen nur einzelne Töne unendlich fern aus der Luft — dann ſchien es von dem See zu kommen, dann von den Felſen — dann ſchwamm es wieder hoch am Himmel — ich ließ das Ruder ſinken, und das Waſſer an dem Schiffchen ausſäuſeln und horchte hin — keine Glocke, eine Zither war es; die Laute kamen von einem ſchwarzen Punkte aus dem Waſſer; nur das Echo hatte mit den Klängen ſo wunderbar geſpielt. Ich fuhr ſo leiſe als möglich näher: die Töne wiegten ſich und ſchwollen, und wurden ein Gewimmel, und plötzlich ſang eine Männerſtimme darein. Ich erkannte die Melodie: es war die Schubertſche über das Seelied von Göthe — deutlich kamen die Worte her: „Wie iſt Natur ſo hold und gut, die mich am Buſen hält“ .... Ich irre nicht: es war dieſelbe Stimme, die das Alpenhorn von Juſtinus Kerner ſang. Mein Kahn war noch im Zuge und glitt ohne Rudern näher; ich konnte jetzt dem Geſange Wort für Wort folgen und folgte mit ſteigendem Herzen:

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, ſo Gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Ich konnte nicht anders: ich ließ die Thränen in die Augen ſteigen, daß der Mond zitternd und zerblitzend drinnen ſchwankte — o, mein Traumgold war heute auch ſchon längſtens wieder gekommen — ich vermochte es aber nicht wegzuweiſen und zu ſagen: „Hier auch Lieb' und Leben iſt.“ Das Lied ging fort und wurde groß und fromm, erſchütternd einfach, wie im Kirchenſtyle vorgetragen — ich regte mich nicht in dem Kahne; aber als es geendet und nur noch die Zithertöne, dieſer wahre Kuhreigen der oberennſiſchen Alpen, fortdauerten und hüpften und zitterten, im

Wechſelgeſange mit der Alpentochter Echo: fuhr ich raſch näher und erblickte einen Kahn, wie meiner war, und drinnen ſaß der Engländer oder vielmehr er lehnte vor einem Brete, worauf er die Zither hatte. Seine Ruder lagen bei ihm auf dem Schiffe, das bei der Stille des Waſſers auf einem und demſelben Punkte ſtehen blieb. Als er meiner anſichtig wurde, ſtreute er gleichſam noch ein paar Hände voll Töne wie Goldkörner über den See und ſah mich ſchweigend an, der ich ſeinem Geſichte faſt auf Spannenweite nahe gekommen war. Ich war ſehr verlegen, was ich ſagen ſollte, als ich das wirklich ſchöne Angeſicht, vom Mondlichte beſchienen, fragend auf mich geheftet ſah. „Herr," ſagte ich endlich, „ich ſtöre Sie wohl? Sie genießen ſchön dieſe ausnehmend ſchöne Nacht."

„Sie ſtören mich nicht," antwortete er; „ich dachte mir wohl halb und halb, daß Sie oder Diſſon auf den See herausfahren würden. Als ich nämlich meinen Kahn ablöſete, ſah ich, daß an der Stelle noch mehrere angebunden lagen, die vielleicht Andere benützen könnten. Die Zither, die ich hier habe, gehört gar einem ganz fremden Menſchen, der ſie im Seehauſe liegen gelaſſen hatte, als alle auf das Waſſer hinausfuhren, um zu ſingen, ich nahm ſie; denn in ſolch ſchöner Nacht, dachte ich, dürfe ſie nicht zu Hauſe bleiben. Auf Sie war ich beinahe gewiß gefaßt, daß Sie kommen würden?"

„Auf mich waren Sie gefaßt?" fragte ich erſtaunt.

„Ja, auf Sie, ſagte er, „und daß ich aufrichtig bin: ich erwartete Sie ſogar hier. Ich kenne Ihre Gemüthslage, — ich will nicht zurückhaltend ſein — da Sie nun wirklich da ſind, ſo laſſen Sie uns hier den erſten Handſchlag geben, wo uns nicht die Augen all dieſer Menſchen umgeben." — Bei dieſen Worten reichte er die Hand über den Bord ſeines Schiffes herüber, und fuhr fort: „Wir kennen uns eigentlich ſchon lange: ich bin der Freund, ich könnte ſagen Bruder eines Weſens, das Sie vor nicht langer Zeit ſehr liebten."

„Emil?" rief ich.

„Ja, Emil," antwortete er.

„Und Sie ſuchten mich?" fragte ich in höchſter Spannung.

„Ich ſuchte Sie," erwiederte er.

Wie von einer freudenvollen, ſchmerzensvollen Ahnung durchflogen, ſprang ich auf, und wäre im Schaukeln meines Schiffchens bald in das Waſſer geſtürzt.

"Dann mit einem Sprunge war ich in ſeinem Kahne, und wir lagen uns in den Armen — ich faſt in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend — er mich feſt und lange an ſeine Männerbruſt drückend.

Endlich ließen wir los, und blickten uns in die Geſichter — zwei Menſchen, die ſich lange ſuchten, geiſtig längſt berührten, ja ſich liebten, und ſogar körperlich ſchon kannten, und nun ſich ſo ſeltſam fanden.

„Da ich Sie nun gefunden," fing er wieder an, „ſo laſſen Sie mich eine freundliche Bitte thun: Faſſen Sie Vertrauen zu mir — und die erſten Tage keine Frage um Dinge in Wien."

Schon ſein Erſcheinen und Aufſuchen war Seligkeit und Freude für mich, und ich ſchlug gerne ein. Und nun erzählte er mir, daß er gleich erkannt, eine unverſtandne Wallung habe wahrſcheinlich ein ſonſt rechtes Herz beirrt — er habe mich geſucht; er habe ſogar in Linz eine Nacht im Zimmer neben mir geſchlafen, ohne es zu wiſſen, und erſt von Aſton habe er brieflich erfahren, daß ich in Wien geweſen, was ihn außerordentlich erfreuet, und mich gerechtfertigt habe; — von Aſton endlich habe er meinen Reiſeplan erfahren, und in Folge deſſen habe er mir in Scharnſtein vorgewartet.

„Alſo ſind nicht Alle nach Frankreich?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete er; „wir wollten es. Aber da ich immer gewohnt bin, über Keinen zu urtheilen, ehe ich ihn kenne; ferner da die Sache ſo viel auf das Spiel ſetzte, ſo beſchloß ich — wenn man es auch aufdringlich nennt — Ihnen nachzureiſen, um da zu ſehen und zu ſchauen, wo die Andern abſichtlich blind ſind. Ich mußte Sie ja ſuchen, wie den Stein der Weiſen,“ fuhr er lächelnd fort; „vor meiner Abreiſe war ich mit Aſton gewiß zehnmal bei Ihnen, ohne Sie je zu treffen.“

„Der Nabob?“ fuhr ich heraus.

„So heißt mich Aſton immer wegen meiner oſtindiſchen Geburt,“ erwiederte er.

„O Gott! o Gott! wie das Alles einfach geweſen wäre,“ rief ich, „und wie es jetzt geworden iſt!“

„Laſſen Sie nur das,“ ſagte er, meine Hand nehmend, „ich liebe Sie ſchon lange, und recht von Herzen. . .“

„Ich habe Sie verehrt,“ unterbrach ich ihn.

„Daran thaten Sie zu viel,“ ſagte er, „und die

Quelle, die unſere gegenſeitigen Gefühle vermittelte, mag wohl beiderſeits ein wenig partheiiſch geweſen ſein. Laſſen Sie nur jeden Kummer, und geben Sie der jungen Freundſchaft ein kleines Recht; die Verzeihung von einer andern Seite wird wahrſcheinlich viel leichter zu erhalten ſein, als von Aſton und mir. Jetzt laſſen Sie uns zuſammen ein Stück reiſen — und vertrauen Sie mir ein wenig.“

„Ganz und mit vollem Herzen!“ rief ich aus.

„Amen,“ ſagte er, „und nun reiſen wir zuſammen, und lernen auch unſere Fehler ein wenig kennen. Vor Allem iſt einer gut zu machen, nämlich Ihren Kahn aufzuſuchen, den Sie beim Ueberſpringen in mein Schiff weggeſtoßen haben.“

Sohin nahm er ein Ruder, und ich auch eines. Der Kahn war bald gefunden und an den andern angehängt, und dann unter verſchiedenem Geſpräche fuhren wir faſt noch eine Stunde auf dieſem Zauberſpiegel herum, und gönnten unſern Seelen Friſt, ſo nach und nach die erſten Fäden gegenſeitiger Bekanntſchaft anzuknüpfen.

O wie ſchön, und wie anders, als vor zwei Stunden, ſtand der Mond jetzt am Himmel, ſich neigend gegen die Felſen, die im Abend ſtanden — herabſehend auf ein erleichtert Herz, und ruhig ſilbern fortglänzend, weil ſich alles und jedes auf der Erde friedlich löſen müſſe — und ſei es auch in dem Grabe!

Nach Mitternacht gingen wir ſchlafen, und auch hier im engen Zimmer floß das milde Licht, und zeichnete auf dem Fußboden das ruhige Fenſterkreuz. Ich ſchaute es ſo lange an, bis die Mohnkörner des Schlummers auf mein Haupt fielen, — meine Mutter, meine ferne Schweſter als Traumgeſtalten ein-, zweimal vor dem ſchon halb verhüllten Gehirne vorübergingen — und dann der feſte ruhige Schlaf kam.

Um vier Uhr weckte uns der Führer, und ſiehe, noch einmal ſah ich den heutigen Mond, der mir ſo lieb geworden war. Auf einem gezackten Blocke des Weſten lag er vor dem Tage erlöſchend, während im Morgen die Röthe flammte, und auf dem See die langen Elfenſtreifen von weißen Nebeln woben. Als wir frühſtückten, und ankleideten und rüſteten, hatte die Sonne ſchon Alles in's Klare gebracht, und der junge Tag blitzte freundlich auf allen Bergen. Ich wunderte mich, daß der See ſo klein ſei; das zauberiſche Nachtlicht hatte mir Alles in ſeinen Schleiern auseinandergerückt und vergrößert. Ich ſchaute mit friſchem Morgengefühl noch einmal den Schauplatz der vergangenen Nacht an, und prägte mir das Bild dieſes liebgewordenen See's in mein Herz, um es lange nicht daraus zu laſſen.

Von dem ſogenannten luſtigen Oertl ſahen wir den See noch einmal, dann rückwärts alle Berge bis Spital. Die Andern warfen Grüße und Küſſe zurück; — ich ſah auf das Auge des nächtlichen Sängers, — es lag in mildem Ernſte über der Ausſicht, und war freundlich. Lothar malte, die Andern ſangen. Es iſt eine mächtige todte Wildniß, durch die wir gingen, ein Steinmeer, und am ganzen Himmel kein Wölkchen; kein Hauch regte ſich und der Mittag ſank blendend und ſtumm und ſtrahlenreich in die brennenden Steine. Die zwei Fremden, die vom Almſee bis Auſſee mit uns gehen wollten, ſind Studirende und der Eine hat in leichtſinniger Luſtigkeit an himmelblauem Bande ſeine Zither umhängen, und geht ſingend und pfeifend durch das Geklippe. Wir wiſſen bereits, daß er in Wien ein Liebchen hat, das ihm das blaue Band gegeben.

Um acht Uhr waren wir in Auſſee.

Obwohl körperlich beſchwerdevoll, war es doch geiſtig ein ſchöner Wandertag geweſen, der hinter mir lag. Viele tauſend Berührpunkte fand ich an Emil, und konnte freudig anknüpfen. Alle jene Einfachheit, aller Ernſt und alle Glut, die ich an ihr ſo liebte, iſt auch in ihm, aber noch, ſchien es mir, natürlicher und freier herausgebildet — ſelbſt Lothar erſchien etwas weiblich gegen ihn, und die Studenten ſcheuten ihn, wie einen Profeſſor.

Vor großer Ermüdung gingen wir ſehr früh ſchlafen, und beſchloſſen, den andern Tag, eben den heutigen, hier zuzubringen. Nach dem Frühſtücke ſahen wir bei den Fenſtern auf eine Art Platz hinaus; es war wieder ſchön, ja der Himmel hatte ein noch blaueres Sonntagsgewand angethan, und die Sonne ſtrahlte feſtlich geſchmückt. Der Platz vor dem Hauſe war ſauber gekehrt, auf der Bank unten ſaß ein uraltes Mütterchen, ſchön angezogen, wie ein Kind, das man Sonntags putzt; ein nettes Mädchen ging vorüber, den Braten zum Bäcker tragend, und gegenüber vor einem Hauſe ſtanden die Leiterwagen in einem Winkel geſchoben, und der Hahn ſtand darauf und krähte ſeinen Morgenruf hinaus. Landleute in ihrem Feiertagsanzuge kamen, und aus den Thälern erſchienen geputzte Aelpler.

Um neun Uhr gingen wir alle in die Kirche, und wohnten dem Gottesdienſte bei. Nach demſelben, als die Landleute vor der Kirche ſtanden, und die Frauen nach Hauſe trachteten, und geſchmückte Mädchen herumſahen, und der Pfarrer vorüberging, und alles die Hüte abthat: da mahnte es mich heimwehmüthig, weil mir einſt in meiner Eltern Thale das Alles ſo tief feierlich erſchienen war. Als wir noch aus den Fenſtern ſahen, ſo erblickten wir durch die ruhigen Gefilde überall die heimkehrenden Kirchgänger, und ſonntäglichen Gruppen, die an den Bergen klommen. Meine Reiſefreunde gingen nach dem Eſſen alle zu dem Grundelſee — ich nicht, weil mir unwohl wurde, und ich mich ein wenig auf das Bett legte. Es wurde bald beſſer, und ich ſchlief ein. Als ich erwachte, ſaß Emil an meinem Bette. Ich war befremdet, daß er ſich meinetwegen das Vergnügen verſagte, da ſelbſt meine Freunde meinen Zuſtand unbedenklich fanden. Er heftete die ſchönen Augen auf mich, indem er ſagte: „Wir ſind uns ja nicht fremd; aber ich hätte es auch gegen einen Fremden gethan — ja, in einem Walde Amerika's pflegte ich einmal einen fremden Hund bis er genas — und dann freilich nicht mehr von mir ging. Uebrigens ſind die, die mit Ihnen ſind, Ihre Freunde nicht, ſondern nur Bekannte, außer Lothar, deſſen ſchöne Blumenſeele ſie ſich bewahren müſſen."

Als ich aufgeſtanden war, ſchrieb er Briefe, und ich das vorliegende Blatt an Dich, bis es ſehr ſpät Abends war.

Eben kommt Alles von dem Grundelſee zurück. Es ſoll ſehr ſchön geweſen ſein. Man fuhr auf dem See, und tanzte ſogar im Seehaus. Der Wiener Studioſus dichtete ein Lied, und trug es aus dem Stegreif vor, dann ſangen ſie ein Männerquartett auf dem See; der Doctor verſchoß ein Pulverhorn voll Pulver — und ans Heimgehen dachten ſie erſt, als, wie Lothar ſagte, See und Felſen im Abende loderten, und ringsum das klangreiche Lullen und Jauchzen der Sennerinnen hallte und auf dem Elm ein Freudenfeuer brannte.

16.

Baldrian.

Hallſtadt, 17. Auguſt 1834.

Emil eröffnete mir auf dem Wege von Auſſee nach Hallſtadt freiwillig, daß, wenn ich meine Reiſe abkürzen wolle, Alles, was noch von Beſorgniß in meinem Gemüthe ſei, ſich viel kürzer ins Klare bringen laſſe. „Augenblicklich will ich umkehren,“ ſagte ich; „der Großglockner hat bei meiner innern Unruhe jeden Werth für mich ohnedieß ſchon längſt verloren.“

Nur eine Woche, bat er, ſolle ich ihm in Hallſtadt ſchenken; er habe dieſe Bitte einer eigenſinnigen Perſon verſprochen, die er mir bald vorführen werde, und die mich auch wolle kennen lernen.

Wir kamen früh genug in Hallſtadt an, um die Einladung Emils annehmen zu können, mit ihm in der

Goſaumühle zu eſſen. Er, Iſidor, der Doctor, Lothar und ich fuhren in einem Kahne dahin. Auf der Gaſſe vor der Mühle ſtand ein ſchöner Reiſewagen, und der Doctor behauptete ſogleich, es ſei derſelbe, den er in Kirchdorf geſehen habe. — In demſelben Augenblicke hüpfte eine grüngekleidete Dame aus dem Hauſe, und mit den Worten: „Gott grüße Dich, Emil!“ nahm ſie unſern Begleiter ſchlechtweg bei dem Kopfe und küßte ihn herzlich — und als ſie auch uns grüßte, denke Dir meine Ueberraſchung, war es dieſelbe Dame die ich einſt mein Griechenbild von St. Anna nannte, dieſelbe ſchöne blauäugige Dame, deren Angeſicht ich oft in der Annenkirche ſtudirte, und die ich nachträglich einmal in Haimbach mit Emil ſah — alſo war die andere Verſchleierte damals ohne Weiteres Niemand anders geweſen, als Angela, und die alte Frau die Tante.

Wie der Witz des Zufalls zuweilen ſpitzig ſein kann!

Emil ſtellte uns die Dame als ſeine Schweſter vor. Sie verbeugte ſich ſchelmiſch gegen den höchſt verlegenen Doctor. Ein ältlicher Mann kam mit umgebundenem Speiſetuche heraus, und rief unter uns: „Na, da ſind ſie, aber Du haſt lange warten laſſen; geſtern den ganzen Tag ſaßen wir hier, und das ſind vermaledeite Berge Du mußt einen andern Wagen ſchaffen."

„Oheim," entgegnete Emil, „wir fahren ohnedieß für dießmal nicht tiefer in die Berge. Natalie will nur, daß wir ein bischen in Hallſtadt verweilen."

Natalie grüßte uns Alle noch einmal als Reiſegefährten des Bruders, und dann ging es an das Mittagseſſen und an das Plaudern, und jeder ſagte nach Tiſche dem Andern, daß ihm die junge Dame ausnehmend gefalle.

Nachmittag fuhren wir in zwei Kähnen nach Hallſtadt zurück, und richteten uns in unſern Zimmern ein, ſo gut es ging. Lothar wird Punkte des Sees malen.

19. Auguſt.

Verzeihe, daß ich zwei Tage an dieſem Blatte nichts ſchrieb: es war keine Zeit. Manche Wienerin würde es übel nehmen, daß eine junge Dame mit den glänzendſten braunen Haaren, dem tiefſten, ſchwermüthig funkelnden Augenblau, und dem edelſten Geſichte, das noch dazu voll lauter Blüthe und Huld iſt — daß dieſe Dame ſo allein (nur ein Mädchen hat ſie zur Bedienung) mit jungen Männern im Gebirge herumgehen kann; aber Natalie thut das Alles ſo ſchön und einzig, daß man es ganz in der Ordnung findet; überhaupt iſt ſie, wenn es möglich wäre, die zweite Ausgabe von Angela, dieſelbe ſchöne ſittliche Grazie und ich glaube faſt, dieſelbe Bildung. Wir vergingen die ganzen zwei Tage buchſtäblich im Freien in den Gebirgen.

23. Auguſt.

Es iſt bereits der ſechſte Tag, daß wir in Hallſtadt ſind. Emil hat Inſtrumente in dem Wagen gehabt, und ſtellte manchmal phyſikaliſche Verſuche an, während der Doctor und Iſidor das Echo müde ſingen. Der Doctor bleibt immer noch hier, weil er in Natalie wirklich verliebt iſt, und Iſidor, weil ihm die ganze Sache Spaß macht.

Lothar iſt nie bei uns. Er malt den ganzen Tag, und bringt von ſeinen einſamen Wanderungen jeden Abend himmliſchere Bilder. Er iſt ordentlich verwandelt in dieſer ſchönen Bergwelt; ſein Angeſicht iſt verklärt, ſein ganzes Weſen klingt und ſchwebt, und er ſpricht nie anders, als in Bildern.

Geſtern Abends vor Schlafengehen reichte mir

Emil die Hand und ſagte: „Wir ſind im Klaren, Bruder; ſchenk' dem Eigenſinne der Schweſter noch ein paar Tage." Er nennt mich öfter ſcherzweiſe Du, aber ich kann es nicht über das Herz bringen, ihn im Ernſte darum zu bitten.

O Titus! mir iſt ſeltſam im Umgange dieſer zwei Menſchen, die ſo einzig trefflich ſind. Emil iſt überall hoch und ſchön, wie eine große ruhevolle Alpe: ſie ſäugt Kräuter und Blumen, trägt wehende Wälder am Buſen, und das leuchtende Gletſcherſilber; — doch weiß ſie's nicht, und über ihr Haupt iſt das ſchöne zarte Duftblau der Anmuth ausgegoſſen. Natalie iſt daſſelbe, nur als ſei es noch durchſichtiger, wie von einer Seeesfläche zurückgeſpiegelt. In Wien, umgeben von den hunderttauſend Laſtern und Thorheiten der Leute, war ich oft ſelbſt nicht gut; in dieſen Landſchaften, unter dieſen Menſchen wird mein Weſen immer klarer und feſter, und ſelbſt der ſanfte Schmerz, der noch immer in dem Herzen ſitzt, ſteht verſchönernd drinnen, wie jene Thräne, die man oft mitten in Kriſtallen findet.

Wenn es dem Doctor gelänge, Natalie zu gewinnen, ſo hat er in ſeiner Blindheit den Stein der Weiſen gefunden. Er mag es fühlen; denn er wird immer ſcheuer gegen ſie.

Wir ſind noch immer in Hallſtadt, und es iſt, als ſollte das ſo fortwähren. Nicht eine Silbe ſagte noch Natalie von Angela, und ich kerkere die Sache in meine Bruſt, wie in ein ehernes Schloß. — Lebe wohl! Morgen wieder zwei Zeilen.

24. Auguſt.

Heute Morgens nach neun Uhr ſaß ich mit dem Fernrohre auf dem Hallſtädter Kirchhofe, und ſah hinunter auf den See. Er warf nicht eine einzige Welle, und die Throne um ihn ruhten tief und ſonnenhell und einſam in ſeinem feuchten Grün — und ein Schiffchen glitt heran — einen ſchimmernden Streifen ziehend. — Ich richtete das Rohr darauf, und ſah — es war als träume ich — Alſton mit ſeinen Mädchen ſah ich. Faſt ein Hinabſtürzen war es von der Kirche in den Ort, und eben ſtiegen ſie Alle aus — der alte Herr in meine Arme, jubelnd, freudevoll — Emma, lachend, ſprang herbei und ſagte, daß ſie in ihrem ganzen Leben noch auf keinen Menſchen ſo zornig geweſen ſei, als auf mich — und Lucie reichte mir lächelnd die Hand, und ſchwieg und war freundlich, wie immer. Sie ſind in Iſchl, und werden noch vier Wochen dort bleiben. Wir traten Alle in die obere hölzerne Gaſtſtube, die die Ausſicht auf den See bietet, und nun ging es an ein Fragen und an ein Erzählen, und an ein Eſſen und Trinken — und kein Wort von ihr. Im Anſchauen dieſer geliebten Menſchen und Freunde wurde mir Angela wieder ſo heiß lieb, wie in jenen ſchönen Tagen, ja, noch unendlich heißer und ſehnſuchtsvoller: es iſt, als könnte ich nicht leben, ohne ſie nur einmal noch zu ſehen. Jede Miene, jeder Laut, jeder Blick zog eine Reihe jener eingeſunkenen Tage hervor, die ſo tief und ſo ſelig zurückſtanden, als lägen ſchon Jahre dazwiſchen — aber heute kamen ſie alle jene Tage wieder, und ſtanden ſo lieb und altbekannt vor meinem Herzen.

Hundertmal wollte ich fragen und hundertmal vermochte ich es nicht. Sie mußten mir es in den Augen leſen, aber Keines erwähnte ihrer. Ja, als es endlich Abend geworden, und ſie alle abfuhren, und mich recht freundlich nach Iſchl einluden, überwältigte mich faſt der Unmuth; — ich ging auf unſer Zimmer und in tiefem Schmerze lehnte ich die Stirne an das

Fenſterkreuz und ſtarrte hinunter. — Der letzte Abend verglomm auf den Bergeshäuptern, und an ihren ſchwarzen Wänden hing bereits die Nacht. „Iſt Ihnen unwohl?“ fragte eine unſäglich ſanfte Stimme hinter mir. Emil war es, der ſchöne Menſch, und nie glichen ſeine Augen ſo ſehr denen eines Engels. — „Nichts iſt mir,“ antwortete ich, „als Ihr thut mir Alle zu ſehr weh.“ — „Wir werden es nun nicht mehr thun!“ ſagte er ſehr ſanft, und bat mich, ihn auf einer Nachtfahrt auf dem See zu begleiten, und dort trug er mir das brüderliche Du an. Als wir zurückgekehrt waren, gab ich ihm mein Tagebuch, weil ich ihm von nun an völlige Offenheit ſchuldig zu ſein glaubte.

25. Auguſt.

Der geſtrige Abend hat eine Folge gehabt, die Alles löſ'te. Natalie bat mich heute, ſie ein wenig in das Strubthal zu begleiten; dort aber bat ſie mich um Aufmerkſamkeit, ſie müſſe mir etwas erzählen, das lang ſei — und dann erzählte ſie mir Folgendes:

„In den blutigſten Tagen der franzöſiſchen Revolution floh nebſt vielen Andern auch Eduard Morus, aus Boſton gebürtig, weil ihm Gefahr drohte, aus

Paris, wo er handelshalber anſäſſig war. Er ging nach Oſtindien, wo er einen Bruder hatte, und wurde dort zum reichen Manne. Seine Frau gebar ihm, nach lange kinderloſer Ehe, hintereinander vier Söhne und zwei Töchter; aber nur der älteſte Sohn und die jüngſte Tochter lebten. Der Knabe war zehn, das Mädchen zwei Jahre alt, als Morus ſtarb. Die Mutter, eine Pariſerin, konnte ihr Vaterland nicht vergeſſen; deßhalb, mit Hilfe des Bruders ihres verſtorbenen Gatten, machte ſie ihre Habe beweglich und ging nach Paris, das inzwiſchen ausgetobt hatte. Es war im Jahre 1817. Das neue Paris gefiel der alten Dame nicht mehr, und ein ſchönes Landhaus in den Cevennen ſollte ihr Ruheplatz werden. Er wurde es; denn noch in demſelben Sommer ſtarb ſie. Jetzt zog auch der Oheim ſein Vermögen aus dem oſtindiſchen Handel, und ging nach Frankreich auf dasſelbe Landhaus und verwaltete auch die Habe ſeiner zwei Bruderskinder als Vormund."

„Der Knabe wurde bald mit einem Lehrer nach Paris gethan, und das Mädchen erhielt eine Erzieherin. Als er zwölf Jahre alt war, geſchah es, daß er mit ſeinem Erzieher auf der Reiſe nach dem Landhauſe in eine Schenke der Cevennen trat. Viele Leute gingen aus einer Kammer aus und ein, und machten traurige Geſichter, und als er auch hineinging, ſah er einen todten Mann liegen, mit jungem, blaſſem Geſichte und einer breiten Stirnwunde, aus der kein Blut mehr floß, und die ſauber ausgewaſchen war. Ueber den Leib war ein weißes Tuch gebreitet. Als er ſich erſchrocken wegwendete, ſah er auf einer zweiten Bank eine Frau liegen, bis auf die Bruſt zugedeckt; dieſe aber und das Angeſicht waren weiß wie Wachs und wunderſchön, nur in der Gegend des Herzens war ein rother Fleck, wo, wie ſie ſagten, die Bleikugel hineingegangen ſei. Was aber den Knaben zumeiſt jammerte, war ein etwa zweijähriges Kind, das bei der Frau ſaß und fortwährend die weißen Wangen ſtreichelte. Des Morgens hatte man ſie etwa eine halbe Meile tiefer im Walde bei einem umgeſtürzten und geplünderten Wagen gefunden. Das Mädchen ſei unverletzt unter einem Haufen ſchlechter Kleider gelegen, und hatte ein ſehr kleines goldnes Kreuzchen um den bloßen Hals hängen.“

„Angela!“ rief ich —

„Ja, unſere Angela!“ erwiederte ſie, und fuhr fort: „Emil ging zu dem Mädchen und liebkoſte es; da lächelte ihn die Kleine an und ſagte Laute, die nicht franzöſiſch waren. Der Knabe begehrte das Kind mitzunehmen, und da man ihn und ſeinen Oheim kannte, ſo ward ſie ihm ohne Weiteres überlaſſen, bis ſie von ihren Angehörigen Jemand zurückfordere. So brachten die zwei Männer das Kind auf das Landhaus. Nie hat ſich aber Jemand mehr um die Waiſe gemeldet. Sie ward ſofort meine Geſpielin und der Liebling Emils. So oft er auf Beſuch da war, der oft Monate dauerte, lehrte er ſie Buchſtaben kennen, Blumen und Faltern nennen, und erzählte ihr Märchen. Sie horchte gern auf ihn und begriff wunderähnlich, und liebte ihn auch am meiſten. Dann ſagte er ihr von fernen Ländern, in denen er geboren worden, und von den ſchönen Menſchen, die dort wohnen. Auf einmal verlangte er ſelber nach Oſtindien. Alle Werke über dieſes Land, die er habhaft werden konnte, las er durch und entzündete ſich immer mehr und mehr, ja, als er im nächſten Jahre von Paris kam, redete er zum Erſtaunen des Oheims ziemlich gut die Sprache der Bramanen. In demſelben Jahre ſtarb ein Handelsfreund in Calcutta, und dieß machte eine Reiſe des Oheims nach Indien nöthig. Emil jauchzte über den Tod des unbekannten Freundes, weil er mitdurfte. Die Mädchen kamen unter die Obhut der Tante.

„Sechs Jahre blieb er aus, und als er zurückkam, war er ein Mann, ſtark und gütig. Auch das unſcheinbare Kräutlein, Angela, war eine ſchöne Wunderblume geworden, ſo daß er betreten war bei ihrem Anblicke. Wir ſiedelten damals nach Wien über. Er unternahm nun ausſchließlich unſere Erziehung, und erzog ſich ſelbſt dabei. Er fing die Wiſſenſchaften an, und dichtete uns nebenbei indiſche Märchen vor, voll fremden Dufts und fremder Farben. Er predigte und lehrte nie, ſondern ſprach nur und erzählte uns, und gab uns Bücher. Wir lernten trotz Männern. Die Dichter las er vor. So wurden wir uns nach und nach, wie die Jahre vergingen, immer gleicher, und für Europa eine Art fremdländiſcher Schauſtücke — aber das Herz, die Seele, glaube ich, hat er an den rechten Ort geſtellt — nun, Sie kennen ja jetzt alle Drei. Einmal ging er wieder fort, und war zwei Jahre in Amerika. Als er zurückkam, und Angela wieder herrlicher und ſchöner fand, ſo erkor er ſie zu ſeiner Braut; aber er ſagte nichts zu ihr, ſondern beſchloß, daß ſie nun noch mehr als früher unter Männer, wo möglich, bedeutſame käme, und etwa frei wähle. — Indeß begann er ſie immer mehr und mehr zu lieben, ja, er lebte recht eigentlich um ihretwillen — ſie liebte ihn auch unter allen Dingen dieſer Erde am meiſten; aber Emil behauptete immer, ſie liebe ihn als Bruder. Da ihm ihr Glück das Höchſte war, ſo wollte er ihre Freiheit und Unbefangenheit nicht im Geringſten beirren, ſondern, um ihrem Herzen allen und jeden Raum zu geben, nahm er ſich vor, nach Frankreich zu gehen, wo er ohnedieß Vermögensgeſchäfte zu ordnen hatte, und mich mitzunehmen. Ich ſage Ihnen, es war der ſchönſte Augenblick meines Lebens, da ich dieſen herrlichen Menſchen Abſchied nehmend vor Aſton ſtehen ſah, und ihn dringlich bitten hörte, er möge Angela lieben und ſchützen; er möge die beſten und edelſten Männer in ihre Nähe führen, ob ſie nicht Einen wähle, der es verſtände ihres Herzens werth zu werden. Ich weinte; Aſton tadelte ihn heftig, und da Alles nichts half, ſo ſchlug er Sie vor. Emil billigte es, und wir reiſten. Ich hatte ſehr gezürnt, als wir zurückkamen, und Angela in Schönbrunn Alles erzählte — noch mehr zürnte ich aber, da ich Ihre Abreiſe und Heftigkeit erfuhr. —

Alle waren wir gegen Sie, nur Emil nicht, und was auch wir Alle — Angela war nie im Rathe — was auch wir Alle über Aufdringlichkeit und über Wegwerfung ſagten: er dachte anders, und reiſte Ihnen nach. — „Wen *ſie* ſo lange geachtet hat," ſagte er, „der verdient nicht, daß man ihn ſo behandle und ohne weiters wegwerfe." Und ſo hat er Sie geſucht, ſo hat er Sie gefunden — und ſo iſt er nun entſchloſſen Ihnen ſein Liebſtes zu geben.

„Nun aber verzeihen Sie, daß wir Sie ſo lange in Hallſtadt aufgehalten haben; wir liebten Sie wohl ſchon früher, aber durch Ihre Eiferſucht geſchreckt, bat ich den Bruder, daß er mir erlaube, hieher zu kommen, damit ich doch auch mit eigenen Augen ſähe, an wen er unſere Angela hingeben wolle. Ich las durch Emil Ihr Tagebuch, und dieſes tilgte den letzten böſen Funken, der in mir war — wie Ihnen ja die heutige Unterredung zeigt. — Sie ſind ein *guter* Menſch, das genügt *mir*: was Sie ſonſt ſind, mag die Männer angehen. Das Tagebuch iſt bereits an Angela abgeſendet — zürnen Sie nicht, ich habe es ſo angeordnet: denn unter uns iſt es Sitte, daß unbeſchränkte Aufrichtigkeit herrſcht. Emil iſt der beſte und ſtärkſte

Menſch. Er opferte freudig jeden Anſpruch; er liebt Sie, und will das Glück ſeiner Schweſter gründen. Noch dürfte es Ihnen zum Verſtändniß dienen, daß mein Bruder der Graf Lorrel iſt; Morus, Grafen von Lorrel waren unſere Vorfahrer, aber wir ſind nur die Kaufleute Morus. In Wien iſt man ohne unſer Zuthun dahintergekommen. Es wird Ihnen jetzt auch ein gewiſſer Satz ihres Tagebuches verſtändlich ſein. In gewiſſem Sinne war ſie immer Emils Geliebte.

„Auch ihre Herkunft hat ſich im vergangenen Sommer aufgeklärt, und Sie waren die eigentliche Veranlaſſung dazu. Sie iſt die Zwillingsſchweſter der ruſſiſchen Fürſtin Fodor, der ſie ſchon als Kind ſo ähnlich war, daß ihnen ihr Großvater kleine goldne Kreuzchen mit verſchiedener Bezeichnung umhing, daß man ſie unterſcheiden könne. Die Fürſtin wurde bei ihrem Großvater erzogen, deſſen Liebling ſie war, und deſſen Erbin ſie werden ſollte; Angela aber, die, wie wir jetzt wiſſen, eigentlich Alexandra heißt, blieb bei den Eltern, und wurde auf jene unglückſelige Reiſe mitgenommen, wo Beide ein ſo trauriges Ende nahmen. Man hielt in Rußland Angela für todt, und erſt im vergangenen Sommer, da die Fodor den Schauplatz des Mordes ihrer Eltern beſuchte, erſah ſie aus den dortigen gerichtlichen Angaben, daß und wo ihre Schweſter lebe. Sie fuhr ſofort nach Wien, und ſetzte ihre Geſandtſchaft in Bewegung, um die verlorne Schweſter aufzufinden. Ihre Erzählung auf jenem Balle bei Aſton, daß Sie die Fürſtin im Paradiesgarten geſehen, daß Lothar ſie gemalt habe, daß ſie ein goldnes Kreuzchen trage, wie Angela, und daß ſie ihr ſo ähnlich ſei, hat zwar nicht ausſchließlich das Erkennen bewirkt, wohl aber die Annäherung. Die Schweſtern ſahen ſich in Wien, und es war dieß ein bittrer Tag für Angela. Die Fürſtin forderte, daß Angela hinfort den Umgang mit dieſen Menſchen abbreche, unter denen ſie ſich bisher „umtrieb“: „ſie habe nicht weiter noth, als aufgeleſenes Findelkind bei derlei Menſchen zu verbleiben, von Almoſen zu leben, oder etwa gar von einem noch ſchnödern Lohne.“ Angela richtete ſich gegen dieſe Worte auf, und wies ſie entſchieden zurück, und da die Fürſtin darauf beharrte, ſo weinte Angela wohl einige bittere Unmuthsthränen, aber entſagte, wie es in ihrer entſchiedenen Natur liegt, lieber der neugefundenen Schweſter, die ſolches forderte, als uns, die wir doch eigentlich die Verwandten ihres Herzens geworden ſind.

Sie wieſs auch jeden Antrag hinſichtlich des Vermögens von ſich — ſie hat auch nicht nöthig einen Anſpruch zu machen; denn meine und Emils Habe wurde ſchon längſt in drei gleiche Theile getheilt, und Angela's Theil iſt ihr gerichtlich zugeſichert, da wir ja alle Drei Geſchwiſter ſind, und es ewig bleiben wollen.“ Ihre Augen brachen in Thränen aus, als ſie das ſagte, und hinzuſetzte: „Morgen werden Sie ſie ſehen, und deſto früher, je weiter Sie ihr entgegenfahren. Sie wird heute Abends nach Gmunden kommen.“

Ich war erſchüttert und gerührt, und bat ſogleich, als wir zurückkamen, den Bruder Emil, mit mir aufzubrechen, und nicht zu ruhen, bis wir heute noch Gmunden erreicht hätten. Er ſagte es zu. Das Schiff ſteht bereitet. Lebe wohl!

17.

Lilie.

Hallſtadt, 26. Auguſt 1834.

Und nun habe ich meine Angela wieder geſehen, auf ewig meine Angela! Heute ſind wir Alle, Emil, Aſton, ſeine Mädchen, Angela, Natalie, Lothar und ich, bis tief in die Nacht beieinander geweſen, und obwohl es ſpät iſt, ſo muß ich doch noch ein Stück meines lärmenden freudefunkelnden Herzens an Dich abſenden. O komme nur, o komme nur — das ſind Menſchen!! Du fehleſt noch, und die Häuſer am Traunſee — dann wäre ja der ſchönſte einſt ſo närriſche Traum erfüllt; das Schwerſte iſt überwunden, die Menſchen ſind da!

Nur in Kürze kann ich Dir etwas ſenden — in Genf wirſt Du wieder ein Blatt finden, das letzte. — Dann eile mit Windesflügeln nach Wien

Nun etwas von dem Wiederſehen Angela's. — O Titus! komme nur, daß Du ſie ſehen kannſt, Du ſiehſt die reinſte fleckenloſeſte Lilie!

Wir kamen Abends in Gmunden an! Athemlos ging ich mit Emil die Treppe hinan auf ihr Zimmer — nur der beigegebene Diener war da, und ſagte, ſie ſei mit ihrem Mädchen längs des Sees gegen Altmünſter gegangen. Wir gingen eilig nach — meine Augen fanden ſie bald. Im gewohnten weißen Kleide wandelte ſie langſam vor uns, das Antlitz auf den abendglühenden Traunſtein gerichtet. Kaum zwei Schritte waren wir nur noch hinter ihr, als ſie ſich umſah — ach! ganz ſo ſchön, wie ich gedacht hätte, war ihr Benehmen — nur eine Secunde ſtockte ſie, dann *nur Freude*, die ſchöne, die herrliche Freude, der Schmuck des Menſchenangeſichtes, glänzte aus ihren Augen, als ſie uns die Hände reichte — nicht eine Ahnung eines Vorwurfes in den heitern Mienen.

„Ich habe Unrecht gethan, Angela!“ ſagte ich zitternd, indem ich ihre Hand hielt und in ihre Augen ſah. Faſt ihren Bruder vernachläſſigend, wandte ſie ſich ganz zu mir; und meinem Blicke voll Sanftmuth begegnend, ſagte ſie: „Nicht Unrecht thaten Sie, nur übereilt geurtheilt haben Sie, und ſich recht viel Weh bereitet — ich will es durch noch mehr Liebe gut zu machen ſuchen, daß ich die Urſache war.“

„Nein!“ rief ich, „ich kann nur durch die grenzenloſeſte Liebe ſchwach vergelten, daß einmal bittere Tropfen durch mich in dieſe Augen fliegen, — und Angela, ich will es auch vergelten, ſo lange in mir ein Hauch des Lebens iſt.“

„Liebe verbricht nichts,“ antwortete ſie; ſondern nur der Haß — und Liebe vergilt nicht, ſondern nur die Gerechtigkeit. — Liebe iſt da, weil ſie da iſt, und beglückt ſo Geber, wie Empfänger — ich bin erſt recht glücklich geworden, als ich Sie ſo lieb gewonnen. Laſſen Sie mir auch die Tropfen; ſie waren nicht bitter — und ich gäbe ſie jetzt durchaus nicht mehr zurück. Eines aber haben Sie zu büßen, daß Sie mir die Freude, die ich mir ſelbſtſüchtig zubereiten wollte, verdarben; nämlich Euch Beide einander im Triumphe zuzuführen, und zu ſehen, wie Schritt um Schritt Einer den andern an ſich reißen wird — und nun kommen ſie Beide und haben am Almſee die ſchönſte Nacht gefeiert, während die arme Schweſter ſich in Wien mit Ahnungen abquälen mußte: wo werden ſie jetzt ſein, was werden ſie thun, wie viel werden ſie ſchon geſprochen haben, wie gefallen ſie ſich? ...."

„Aber nun ſei herzlich und tauſendmal gegrüßt!" fiel Emil ein: „hier haſt Du Beide, und betrachte ſie nur, wie ſie ſich ſchon gut ſind, und es täglich noch mehr werden wollen, und nun gehen wir nicht mehr auseinander, Natalie und die Alfons und wir, und, geliebt es Gott, noch Einer, nämlich Lothar — das ſoll ein ſchönes Leben geben, wie es in den Traunſeehäuſern gedichtet worden iſt."

Ich erröthete, weil mir einfiel, daß ſie ſo eben mein Tagebuch geleſen habe. Sie fühlte es augenblicklich und ſagte freundlich: „Wenn wir in den Gaſthof kommen, werde ich Ihnen alle meine geheimſten Schriften einhändigen."

Der erſte Augenblick war nun überſtanden — wir gingen weiter den See entlang, und immer leichter und immer traulicher löſete ſich das Band der Rede, bis Alles war, wie einſt, wenn ich mit ihr manche Stunde ſo recht in den dichteriſch'ſten Schwärmereien herumwandelte. Emil war mir keine fremde Störung, ihr ohnehin nicht, ja es war, als gehörte er eben ſo, wie er iſt, dazu. Die Reden wurden immer wärmer und begeiſterter, und die Herzen gaben ſich immer reiner und unverhüllter. Drei glücklichere Menſchen mochten an dieſem Abende gewiß nicht in den Mauern der reizenden Uferſtadt geweſen ſein. Wir gingen erſt in unſer Gaſthaus, als ſchon zwei Sternenhimmel leuchteten, einer über, einer unter dem See. Als Emil und ich in unſerem Zimmer waren, trat ich an das Fenſter, das auf den See ſah, und bat Gott ſonſt um gar nichts, als: er möge mir die Gnade verleihen, dieſem weiblichen Weſen ganz ſo vergelten zu können, wie ſie es verdient. Ehe wir ſchlafen gingen; that ich etwas, was ſeit Jahren das Albernſte war, was ich erdenken konnte. Ich trat nämlich beklommen zu Emil und ſagte, daß ich es für meine Pflicht halte ihm zu eröffnen, daß meine Vermögensumſtände geringe ſeien, und ich ſeiner Ziehſchweſter daher nur ein ſehr beſcheidenes Loos anbieten könne — und es drücke mich dieſer Gedanke ſchon lange her — — —

Er ſah mich befremdet an, dann ſagte er lächelnd: „Da haſt Du Dir einen netten Zopf in dem alten Europa geflochten, und hängſt ihn Dir heute Abends vor mir ehrbar an — und ſtehſt da, daß ich Dich auslachen ſoll? Nicht wahr, wenn Du in den See fällſt und ertrinken willſt, und ich ziehe Dich mit äußerſter Gefahr meines Lebens heraus, ſo dankeſt Du mir, und es freut Dich, und Du erſcheinſt Dir nicht gedemüthigt — aber wenn ich ſage: das Glück und der Fleiß meines Vaters hat mir ſo viel zugeführt, daß ich und Andere ein ſchönes Vernunftleben führen können, wie es Gott nach unſerer Lage fordern kann, und wenn ich ſage, da liegt ſo viel übrig, daß wir es gar nicht verbrauchen können, bleibe da, gönne uns einen Antheil und Genuß an Deinem Geiſtesleben, und verwende von dem, was ſonſt unnütz da läge, ſo viel Du willſt, zu immer weiterer Ausbildung dieſes Deines Geiſteslebens — nimm Antheil an dem, was wir geſellig beginnen wollen, und an den Thaten, wodurch wir das Reich des Guten zu erweitern ſtreben wollen; wenn ich dieſes Alles ſage, ſo ſitzeſt Du da und fühlſt Dich gedrückt — warum? weil ſie Alle ihr Leben lieber für den Andern wagen, als ihr Geld; weil Alles mittheilbar iſt, nur kein Vermögen.— außer in Almoſen — und weil ſie dieſes mit Stolz und ſo geben, daß der Empfänger gedemüthigt wird. Wenn ein Freund ein übermäßiges Vermögen mit dem andern dürftigeren Freunde theilt, ſo ſchreien ſie, das ſei eine ungeheure ſchöne That — damit aber bekennen ſie nur die ganze eingewurzelte Schlechtigkeit ihrer Selbſtſucht Haben Dich die dreißig Dukaten Deines Titus beleidigt? oder ihn und Dich das, daß Ihr Euer Erworbenes in Hälften aneinander mittheiltet? Es hat Euch nicht beleidigt, weil Ihr Euch zurückerſtattet — alſo, wenn ich Dich aus dem See gezogen hätte, dann müßte ich aus Zartheit hineinfallen, daß Du mich wieder heraus zögeſt? Wir ſind Eine Familie: dadurch, daß Dich Angela liebgewonnen hat, trittſt Du in dieſe Familie ein, und dieſe Familie hat ſo und ſo viel Güter, und ſo und ſo viel fällt auf Euch Beide gerade in der Art, wie wenn Du etwa eine Million von einem wildfremden Oheim geerbt hätteſt — oder fühlſt Du Dich auch gegen den verblichenen Oheim unterthänig? Nicht — weil Erben herkömmlich iſt, Anderes nicht. — — Daß Angela Dir ihr Herz gab, das iſt eine Gabe, das iſt ein reines Geſchenk, das Du in Demuth annehmen magſt, und wo Du auf Vergeltung ſinnen kannſt, wenn es anders möglich iſt, etwas ſo Hohes zu vergelten.

Ich verachte ſelbſt den Mann, der, wenn er ein reiches Weib heirathet, ſofort jedes Geſchäft fahren und ſich von ihr ernähren läßt — — aber wird Dein

Streben in all unſrer ſchönen Zukunft nicht weit mehr werth ſein, als das, was Dir hier zufällig entgegenkommt? Doch genug, es ließ Dir naiv; aber ich habe es von Dir nicht erwartet, daß Du mit dieſer Laſt angefahren kommen wirſt. Wir wollen es den Mädchen verheimlichen: ſie müßten Dich auslachen."

„So höre einmal auf!" rief ich aus, und in der That, Titus! es kam etwas Schamröthe über mich wie er die Dinge ſo gelaſſen einfach entwickelte. — Wie thöricht weit ſind wir doch in unſerer Ausbildung ſchon in Unverſtand und Unnatur hineingefahren!

„Lothar ſcheint derſelbe Narr zu ſein," fuhr er nach einer Weile fort; „er quält ſich ſichtbar ab — und dennoch, als der Doctor Natalien den Hof machte, konnte ſie nichts Eiligeres thun, als ihr Herz an die frommen ſchönen Künſtleraugen Lothars weggeben — ich habe es gleich bemerkt; er nicht, ſondern er ringt und malt, und malt in jedes Bild deutlicher ſeine Liebe hinein. Nun, es wird ſich finden. Dadurch, daß Natalie dieſen Menſchen wählte, hat ſie ihrem ſchönen Weſen die Krone aufgeſetzt, und dann, Albrecht, ſollen Deine Pillen auferſtehen, wenn anders Raum zu ihnen zu bekommen iſt. Bringe nur bald auch den Titus"

Die Bemerkung über Lothar war mir nicht neu — ich hatte ſie in der Stille auch ſchon gemacht, und mein Tagebuch muß ihm eher Vorſchub als Abbruch gethan haben

Heute fuhren wir ſchon um vier Uhr früh über den See, in der Lambath wartete der Wagen, und wir verlebten Alle den herrlichen Tag in Iſchl.

Wir bleiben noch drei Wochen in dem Gebirge, und dann geht es wieder vorläufig nach Wien.

18.

Gundelrebe.

Wien, 18. September 1834.

Ich muß Dir noch dieß Blättchen ſenden, ehe ich Dich an meinem Herzen habe. Es freut mich etwas gar zu ſehr. Aſton hat es zwar allein geordnet, der Plan aber ging von Allen aus. Mein Paphos, mein Eldorado, meine zwei Zimmer, wie ich ſie einſt dichtete, ſind leibhaftig und in Wahrheit da. Aſton, der vor Freude um volle dreißig Jahre jünger iſt, und Emil holten mich heute in meiner Stube ab, und führten mich hin. Dieſe Zeilen ſchreibe ich ſchon da. Die Staffelei, die Tropenpflanzen, die Bilder, die Statuen, die grauen Vorhänge, die Geräthe, das Fernrohr (aber es iſt ein Plößl), Alles, Alles iſt da, und wie ich ſo recht freudig war, wie ein Kind, und dem guten freudigen Aſton die Hände drückte, machte er ſich los, riß eine unbemerkte Tapetenthür auf, und dahinter ſtand lächelnd Angela und Lucie, und Natalie und Emma, und hinter ihnen die drei Zimmer, wie ſie gewünſcht wurden, mit dem Piano, und der Glasthür und dem Balkone und dem Garten. — Alle Mädchen lachten und freuten ſich, und Alle mußten den alten Aſton küſſen: denn er allein hat Alles gemacht und ordnen laſſen, und kein Auge durfte es früher ſehen, als heute. Eine Tafel ſtand in einem der Zimmer gedeckt und bereitet, das Mahl zu empfangen, das heute hier in meiner Wohnung eingenommen werden ſoll, — und Angela hat das ganze Mahl gerüſtet. — Sie kann alſo doch auch kochen — o Titus! wie ſchön, wie unſäglich reizend läßt der hochgeiſtigen Geſtalt die liebe Wirthlichkeit, die Schürze, die Schlüſſel, das hausmütterliche Auge, und die höhere Wangenröthe von der Bewegung und Arbeit! — Sie war ſelbſt ſo ſehr freudig und neckiſch, daß ſie ordentlich irdiſcher wurde und ich den Muth bekam, bei einer gelegenen Secunde ihre Wange zu küſſen, was ich nie gewagt hatte; ſie litt es ohne Ziererei, ſah mich an, und enteilte.

Lothar und Natalie ſind auch ein Paar. — O komme nur, komme, daß ich Dich nur einmal faſſen kann, und faſt an mir zerdrücken; ſonſt werde ich noch vor Freude närriſch

19.

Himmelsröschen.

Wien, 1. Mai 1835.

Die Gundelrebe war das letzte Tagebuchblatt Albrechts, und das Himmelsröschen iſt ganz von mir, d. h. von dem Sammler und Erzähler der obigen Blätter — und das Himmelsröschen hätte mit Fug eine Vorrede abgegeben, wenn nicht alles dadurch verrathen worden wäre. Deßhalb folgt es jetzt gleichſam als Nachrede, und enthält wieder eine Geſchichte. Am erſten Mai anno domini 1835 war zu Haimbach ein großes Frühſtück. Es war da: erſtens ein junger, ſchöner, höchſt geiſtvoller Mann mit ernſten Augen und muthigem Antlitz, **Albrecht**, der Schreiber obiger Blätter; an ſeiner

Seite war Angela, ſein wohlgetrautes Eheweib, eine vollendete Minerva. Item ein zweites junges Ehepaar: Lothar und Natalie; Albrecht zeichnete ſie in ſeinen Blättern ohnedieß ſehr gut. Tertio: Emil und Lucie, kein Ehepaar, ſondern gute Freunde. Ferner ein ſonnverbrannter, feurig blickender Mann, mit mehr Lockenwald, als Jupiter Olimpicus, aber etwas klein und ſtämmig: der Titus aus den Pyrenäen. Ihm zur Seite ſaß — nicht ſein Weib — ſondern Jungfrau Emma, friſch herumblickend voll trotziger Geſundheit, item Onkel und Tante; und zuletzt Aſton, zu dem ſich kein weiblicher Geſponſe vorfand, man müßte nur die Wirthin rechnen, die freudig und verſchämt lächelnd herumging, und alle Hände voll zu thun, und ihres Wunderns und Geſegnens kein Ende hatte; denn ganz oben am Ende des Tiſches, im ſchönſten Goldrahmen prangend, ſteht ihr ſehr gelungenes Conterfei auf „ſchneeweißem Papiere“ in netten Farben ausgeführt, wie es Albrecht in der Glockenblume verſprochen hatte.

So war alſo jener Scherz ſchon in einem Jahre in Erfüllung gegangen, nur verkehrt. Lothar hatte das Griechenbild und Albrecht die Verſchleierte gewonnen. Und dem damaligen Scherze zu lieb wurde das heutige Frühſtück veranlaßt, um die Vorausſagung ſo wahr als möglich zu machen.

Ich ſaß jenes geſegneten Tages aus purem blinden Zufalle in Haimbach, und dieſem Zufalle verdankt der Leſer die ganze obige Geſchichte; denn, weiß Gott, wie es kam — die Leutchen alle gefielen mir ſo ſehr, und ich etwa ihnen auch, daß ſich eine Bekanntſchaft entſpann, und dann gar ein Mitihnenfahren, und ſofort eine nähere bis heute fortgeſetzte Freundlichkeit und ein traulicher Umgang, und lieb wäre es mir, wenn ich eines ſchönen Tages die liebholdeſte Emma zum Altare führen könnte. Noch einen Rath füge ich in Schnelle bei, bevor wir ſcheiden, nämlich:

„Wer etwa dieſe Zeit her Luſt hat, den Traunſee zu beſuchen, der warte noch zwei oder drei Jahre, wenn es angeht; denn dann ſind die zwei wunderſchönen Landhäuſer ſchon fertig, die ganz nach Albrechts Angabe am Traunkirchner Ufer werden aufgeführt werden, als Wohnung der obigen Frühſtückgeſellſchaft — wenn nicht bis dahin ein anderer Plan gefaßt wird, etwa am Jura zu wohnen, oder in Neuſeeland, oder ſonſt wo, was von ſo überirdiſchen Köpfen nicht zu wundern wäre."

Und ſo, lieber Leſer, gehabe Dich wohl!!!

Das Haidedorf.

1840.

I.

Die Haide.

Im eigentlichen Sinne des Wortes iſt es nicht eine Haide, wohin ich den lieben Leſer und Zuhörer führen will, ſondern weit von unſerer Stadt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das ſie die Haide nennen, weil ſeit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hie und da ein Stamm Haideföhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Wollflöckchen hing, von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweiſe hier herumgingen. Ferner war noch in ziemlicher Verbreitung die Wachholderſtaude da, im Weitern aber kein andrer Schmuck mehr; man müßte nur die fernen Berge hieher rechnen, die ein wunderſchönes blaues Band um das mattfärbige Gelände zogen.

Wie es aber des Oeſtern geht, daß tiefſinnige Menſchen, oder ſolche, denen die Natur allerlei wunderliche Dichtung und ſeltſame Gefühle in das Herz gepflanzt hatte, gerade ſolche Orte aufſuchen und liebgewinnen, weil ſie da ihren Träumen und innerem Klingklang nachgehen können: ſo geſchah es auch auf dieſem Haideflecke. Mit den Ziegen und Schafen nämlich kam auch ſehr oft ein ſchwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren, eigentlich um dieſelben zu hüten; aber wenn ſich die Thiere zerſtreuten — die Schafe um das kurze würzige Gras zu genießen, die Ziegen hingegen, für die im Grunde kein paſſendes Futter da war, mehr ihren Betrachtungen und der reinen Luft überlaſſen, nur ſo gelegentlich den einen oder andern weichen Sproſſen pflückend — fing er inzwiſchen an, Bekanntſchaft mit den allerlei Weſen zu machen, welche die Haide hegte, und ſchloß mit ihnen Bündniß und Freundſchaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem ſich das graue Geſtein, auch ein Mitbeſitzer der Haide, reichlicher vorfand, und ſich gleichſam emporſchob, ja ſogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wachholder drängte ſich dichter an dieſem Orte, ſich breit machend in vielzweigiger Abſtammung und Sippſchaft nebſt manch ſchönblumiger Diſtel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weßhalb eben die Ausſicht weit ſchöner war, als an andern Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, ſo ungeſund für ſeine Bewohner, ſo ſchön für das entfernte Auge, blauduftig hinausſchwamm in allen Abſtufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Roßberg; aus welchen Gründen, iſt unbekannt, da hier nie ſeit Menſchenbeſinnen ein Pferd ging, was überhaupt ein für die Haide zu koſtbares Gut geweſen wäre.

Nach dieſem Punkte nun wanderte unſer kleiner Freund am allerliebſten, wenn auch ſeine Pflegebefohlenen weit ab in ihren Berufsgeſchäften gingen, da er aus Erfahrung wußte, daß keines die Geſellſchaft verließ, und er ſie am Ende alle wieder vereint fand, wie weit er auch nach ihnen ſuchen mußte; ja, das Suchen war ihm ſelber abenteuerlich, vorzüglich, wenn er weit und breit wandern mußte. Auf dem Hügel des Roßberges gründete er ſein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat, und durch mühevolles, mit ſpitzen Steinen bewerkſtelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für Einen, dann füglich für Drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er ſeinen leinenen Haideſack legte, und ſein Brod, und die unzähligen Haideſchätze, die er oft hieher zuſammentrug. Geſellſchaft war im Uebermaße da. Vorerſt die vielen großen Blöcke, die ſeine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Geſichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem ſie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten: die kleinen liebte er alle. Dann war der Wachholder, ein widerſpenſtiger Geſelle, unüberwindlich zähe in ſeinen Gliedern, wenn er einen köſtlichen, wohlriechenden Hirtenſtab ſollte fahren laſſen, oder Platz machen für einen anzulegenden Weg: — ſeine Aeſte ſtarrten rings von Nadeln, ſtrotzten aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die ſie Jahr aus Jahr ein den reichlichen Haidegäſten auftiſchten, die millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren. Dann waren die wunderſamen Haideblümchen, glutfärbig oder himmelblau brennend, zwiſchen dem ſonnigen Gras des Geſteines, oder jene unzählbaren kleinen, zwiſchen dem Wachholder ſproſſend, die ein weißes Schnäbelchen aufſperren, mit einem gelben Zünglein darinnen — auch manche Erdbeere war hie und da, ſelbſt zwei Himbeerſträuche, und ſogar, zwiſchen den Steinen emporwachſend, eine lange Haſelruthe. Böſe Geſellſchaft fehlte wohl auch nicht, die er vom Vater gar wohl kannte, wenn ſie auch ſchön war, z. B. hie und da, aber ſparſam, die Einbeeren, die er nur ſchonte, weil ſie ſo glänzend ſchwarz waren, ſo ſchwarz, wie gar nichts auf der ganzen Haide; ſeine Augen ausgenommen, die er freilich nicht ſehen konnte.

Faſt ſollte man von der lebenden und bewegenden Geſellſchaft nun gar nicht mehr reden, ſo viel iſt ſchon da; aber dieſe Geſellſchaft iſt erſt vollends ausgezeichnet. Ich will von den tauſend und tauſend goldenen, rubinenen, ſmaragdenen Thierchen und Würmchen gar nichts ſagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts ſah, außer was der Himmel und die Haide zuweilen zeigte; — aber von Anderem muß geſprochen werden. Da war einer ſeiner Günſtlinge, ein ſchnarrender purpurflügliger Springer der dutzendweiſe vor ihm aufflog, und ſich wieder hinſetzte, wenn er eben ſeine Gebiete durchreiſete — da waren deſſen unzählbare Vettern, die größern und kleinern Heuſchrecken, in mißfarbiges Grün gekleidete Heiduken, luſtig und raſtlos zirpend und ſchleifend, daß an Sonnentagen ein zitterndes Geſinge längs der ganzen Haide war — dann waren die Schnecken mit und ohne Häuſer, braune und geſtreifte, gewölbte und platte, und ſie zogen ſilberne Straßen über das Haidegras, oder über ſeinen Filzhut, auf den er ſie gerne ſetzte — dann die Fliegen, ſummende, ſingende, pipende, blaue, grüne, glasflüglige — dann die Hummel, die ſchläfrig vorbeiläutete — die Schmetterlinge, beſonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Kehrſeite ſilbergrau mit gar anmuthigen Aeuglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln, wie eitel Abendröthe — dann endlich war die Ammer, und ſang an vielen Stellen; die Goldammer, das Rothkehlchen, die Haidelerche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmuſik hing; der Diſtelfink, die Grasmücke, der Kibitz, und andere und wieder andere. Alle ihre Neſter lagen in ſeiner Monarchie, und wurden aufgeſucht und beſchützt. Auch manch rothes Feldmäuschen ſah er ſchlüpfen und ſchonte ſein, wenn es plötzlich ſtille hielt, und ihn mit den glänzenden erſchrockenen Aeuglein anſah. Von Wölfen oder andern gefährlichen Böſewichtern war ſeit Urzeiten aller ſeiner Vorfahren keiner erlebt worden, manches eierſaufende Wieſel ausgenommen, das er aber mit Feuer und Schwert verfolgte

Inmitten all dieſer Herrlichkeiten ſtand er, oder ging, oder ſprang, oder ſaß er — ein herrlicher Sohn der Haide: aus dem tiefbraunen Geſichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewußtem Glanze die pechſchwarzen Augen, voll Liebe und Kühnheit, und reichlich zeigend jenes gefahrvolle Element, was ihm geworden und in der Haideeinſamkeit zu ſproſſen begann, eine dunkle glutenſprühige Fantaſie. Um die Stirne war eine Wildniß dunkelbrauner Haare, kunſtlos den Winden der Fläche hingegeben. Wenn es mir erlaubt wäre, ſo würde ich meinen Liebling vergleichen mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern, der auch auf der Haide vor Bethlehem ſein Herz fand, und ſeinen Gott, und die Träume der künftigen Königsgröße. Aber ſo ganz arm, wie unſer kleiner Freund, war jener Hirtenknabe gewiß nicht; denn des ganzen lieben Tages Länge hatte er nichts, als ein tüchtig Stück ſchwarzen Brotes, wovon er unbegreiflicher Weiſe ſeinen blühenden Körper und den noch blühendern Geiſt nährte, und ein klares kühles Waſſer, das unweit des Roßberges vorquoll, ein Brünnlein füllte, und dann flink längs der Haide forteilte, um mit andern Schweſtern vereint jenem fernen Moore zuzugehen, deſſen wir oben gedachten. Zu *guten* Zeiten waren auch ein oder zwei Ziegenkäſe in der Taſche. Aber ein Nahrungsmittel hatte er in einer Güte und Fülle, wie es der überreichſte Städter nicht aufweiſen kann, einen ganzen Ozean der heilſamſten Luft *um* ſich, und eine Farbe und Geſundheit reifende Lichtfülle *über* ſich. Abends, wenn er heim kam, wohin er ſehr weit hatte, kochte ihm die Mutter eine Milchſuppe, oder einen köſtlichen Brei aus Hirſe. Sein Kleid war ein halbgebleichtes Linnen. Weiter hatte er noch einen breiten Filzhut, den er aber ſelten aufthat, ſondern meiſtens in ſeinem Schloſſe an einen Holznagel hing, den er in die Felſenritze geſchlagen hatte.

Dennoch war er ſtets luſtig, und wußte ſich oft nicht zu halten vor Frohſinn. Von ſeinem Königsſitze aus herrſchte er über die Haide. Theils durchzog er ſie weit und breit, theils ſaß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und ſo weit das Auge gehen konnte, ſo weit ging die Fantaſie mit, oder ſie ging noch weiter, und überſpann die ganze Fernſicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er ſaß, deſto dichter kamen ſie, ſo daß er oft am Ende ſelbſt ohnmächtig unter dem Netze ſteckte. Furcht der Einſamkeit kannte er nicht: ja, wenn recht weit und breit kein menſchliches Weſen zu erſpähen war, und nichts, als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Haide zitterte, dann kam erſt recht das ganze Gewimmel ſeiner innern Geſtalten daher, und bevölkerte die Haide. Nicht ſelten ſtieg er dann auf die Steinplatte, und hielt ſofort eine Predigt und Rede — unten ſtanden die Könige und Richter, und das Volk und die Heerführer, und Kinder und Kindskinder, zahlreich, wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung — und Alle lauſchten auf ihn; er beſchrieb ihnen das gelobte Land, verhieß, daß ſie Heldenthaten thun würden, und wünſchte zuletzt nichts ſehnlicher, als daß er auch noch ein Wunder zu wirken vermöchte. Dann ſtieg er hernieder und führte ſie an, in die fernſten und entlegenſten Theile der Haide, wohin er wohl eine

Viertelſtunde zu gehen hatte — zeigte ihnen nun das ganze Land der Väter, und nahm es ein mit der Schärfe des Schwertes. Dann wurde es unter die Stämme ausgetheilt, und jedem das Seinige zur Vertheidigung angewieſen.

Oder er baute Babilon, eine furchtbare und weitläufige Stadt — er baute ſie aus den kleinen Steinen des Roßberges, und verkündete den Heuſchrecken und Käfern, daß hier ein gewaltiges Reich entſtehe, das Niemand überwinden kann, als Cyrus, der morgen oder übermorgen kommen werde, den gottloſen König Balſazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längſt vorher geſagt hat.

Oder er grub den Jordan ab, d. i. den Bach, der von der Quelle floß, und leitete ihn anderer Wege — oder er that das alles nicht, ſondern entſchlief auf der offenen Fläche, und ließ über ſich einen bunten Teppich der Träume weben. Die Sonne ſah ihn an, und lockte auf die ſchlummernden Wangen eine Röthe, ſo ſchön und ſo geſund, wie an gezeitigten Aepfeln, oder ſo reif, und kräftig, wie an der Lichtſeite vollkörniger Haſelnüſſe, und wenn ſie endlich gar die hellen großen Tropfen auf ſeine Stirne gezogen hatte, dann erbarmte ihr der Knabe und ſie weckte ihn mit einem heißen Kuſſe.

So lebte er nun manchen Tag und manches Jahr auf der Haide, und wurde größer und ſtärker, und in das Herz kamen tiefere, dunklere und ſtillere Gewalten, und es ward ihm wehe und ſehnſüchtig — und er wußte nicht, wie ihm geſchah. Seine Erziehung hatte er vollendet, und was die Haide geben konnte, das hatte ſie gegeben; der reife Geiſt ſchmachtete nun nach ſeinem Brote, dem Wiſſen, und das Herz nach ſeinem Weine, der Liebe. Sein Auge ging über die fernen Duftſtreifen des Moores, und noch weiter hinaus; als müſſe dort draußen etwas ſein, was ihm fehle, und als müſſe er eines Tages ſeine Lenden gürten, den Stab nehmen, und weit, weit von ſeiner Heerde gehen.

Die Wieſe, die Blumen, das Feld und ſeine Aehren, der Wald und ſeine unſchuldigen Thierchen ſind die erſten und natürlichen Geſpielen und Erzieher des Kinderherzens. Ueberlaß den kleinen Engel nur ſeinem eigenen innern Gotte, und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird ſich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wiſſen und Gefühlen, dann ſchließ ihm die Größe der Welt, des Menſchen und Gottes auf.

Und ſomit laßt uns Abſchied nehmen von dem Knaben auf der Haide.

2.

Das Haidehaus.

Eine gute Wegeſtunde von dem Roßberge ſtand ein Haus, oder vielmehr eine weitläufige Hütte. Sie ſtand am Rande der Haide weit ab jeder Straße menſchlichen Verkehres; ſie ſtand ganz allein, und das Land um ſie war ſelber wieder eine Haide, nur anders, als die, auf der der Knabe die Ziegen hütete. Das Haus war ganz aus Holz, faßte zwei Stuben und ein Hinterſtübchen, alles mit mächtigen braunſchwarzen Tragebalken, daran manch Feſtkrüglein hing, mit ſchönen Trinkſprüchen bemalt. Die Fenſter, licht und geräumig, ſahen auf die Haide, und das Haus war umgeben von dem Stalle, Schoppen und der Scheune. Es war auch ein Gärtlein vor demſelben, worin Gemüſe wuchs, ein Hollunderſtrauch und ein alter Apfelbaum ſtand — weiter ab waren noch drei Kirſchbäume, und unanſehnliche Pflaumengeſträuche. Ein Brunnen floß vor dem Hauſe, kühl, aber ſparſam; er floß von dem hohen ſtarken Holzſchafte in eine Kufe nieder, die aus einem einzigen Haideſtein gehauen war.

In dieſem Hauſe war es ſehr einſam geworden; es wohnten nur ein alter Vater und eine alte Mutter darinnen, und eine noch ältere Großmutter — und Alle waren ſie traurig; denn er war fortgezogen, weit in die Fremde, der das Haus mit ſeiner jugendlichen Geſtalt belebt hatte, und der die Freude Aller war. Freilich ſpielte noch ein kleines Schweſterlein an der Thürſchwelle, aber ſie war noch gar zu klein, und war noch zu thöricht; denn ſie fragte ewig, wann der Bruder Felix wieder kommen werde. Weil der Vater Feld und Wieſe beſorgen mußte, ſo war ein anderer Ziegenknabe genommen worden; allein dieſer legte auf der Haide Vogelſchlingen, trieb immer ſehr früh nach Hauſe, und ſchlief gleich nach dem Abendeſſen ein. Alle Weſen auf der Haide trauerten um den ſchönen lockigen Knaben, der von ihnen fortgezogen.

Es war ein traurig ſchöner Tag geweſen, an dem er fortgegangen war. Sein Vater war ein verſtändig ſtiller Mann, der ihm nie ein Scheltwort gegeben hatte, und ſeine Mutter liebte ihn, wie ihren Augapfel; — und aus ihrem Herzen, dem er oft und gerne lauſchte, ſog er jene Weichheit und Fantaſiefülle, die ſie hatte, aber zu nichts verwenden konnte, als zu lauter Liebe für ihren Sohn. Den Vater ehrte ſie als den Oberherrn, der ſich Tag und Nacht ſo plagen müſſe, um den Unterhalt herbeizuſchaffen, da die Haide karg war, und nur gegen große Mühe ſparſame Früchte trug, und oft die nicht, wenn Gott ein heißes Jahr über dieſelbe herabſandte. Darum lebten ſie in einer friedſamen Ehe, und liebten ſich pflichtgetreu von Herzen, und ſtanden einander in Noth und Kummer bei. Der Knabe kannte daher nie den giftigen Mehlthau für Kinderherzen, Hader und Zank, außer, wenn ein ſtößiger Bock Irrſal ſtiftete, den er aber immer mit tüchtigen Püffen ſeiner Fauſt zu Paaren trieb, was das böſeſte Thier von ihm, und nur von ihm allein gutwillig litt, weil es wohl wußte, daß er ſein Beſchützer und zuverſichtlicher Kamerade ſei. Der Vater liebte ſeinen Sohn wohl auch, und gewiß nicht minder als die Mutter, aber nach der Verſchämtheit gemeiner Stände, zeigte er dieſe Liebe nie, am wenigſten dem Sohne — dennoch konnte man ſie recht gut erkennen an der Unruhe, mit der er aus- und einging, und an den Blicken, die er häufig gegen den Roßberg that, wenn der Knabe einmal zufällig ſpäter von der Haide heim kam, als gewöhnlich — und der Bube wußte und kannte dieſe Liebe ſehr wohl, wenn ſie ſich auch nicht äußerte.

Von ſolchen Eltern hatte er keinen Widerſtand zu erfahren, als er den Entſchluß ausſprach, in die Welt zu gehen, weil er durchaus nicht mehr zu Hauſe zu bleiben vermöge. Ja, der Vater hatte ſchon ſeit langem wahrgenommen, wie der Knabe ſich in Einbildungen und Dingen abquäle, die ihm ſelber von Kindheit an nie gekommen waren; er hielt ſie deßhalb für Geburten der Haideeinſamkeit, und ſann auf deren Abhilfe. Die Mutter hatte zwar nichts Seltſames an ihrem Sohne bemerkt, weil eigentlich ohnehin ihr Herz in dem ſeinen ſchlug; allein ſie willigte doch in ſeine Abreiſe aus einem dunklen Inſtinkte, daß er da ausführe, was ihm Noth thue.

Noch eine Perſon mußte gefragt werden, nicht von den Eltern, ſondern von ihm: die Großmutter. Er liebte ſie zwar nicht ſo wie die Mutter, ſondern ehrte und ſcheute ſie vielmehr; aber ſie war es auch geweſen aus der er die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerſt ſeine Haidefreuden webte, dann ſein Herz und ſein ganzes zukünftiges Schickſal. Weit über die Grenze des menſchlichen Lebens ſchon hinausgeſchritten ſaß ſie, wie ein Schemen hinten am Hauſe im Garten an der Sonne, ewig einſam und ewig allein in der Geſellſchaft ihrer Todten, und zurückſpinnend an ihrer innern ewig langen Geſchichte. Aber ſo wie ſie da ſaß, war ſie nicht das gewöhnliche Bild unheimlichen Hochalters, ſondern wenn ſie oft plötzlich ein oder das andere ihrer innern Geſchöpfe anredete, als ein lebendes und vor ihr wandelndes; oder, wenn ſie ſanft lächelte, oder betete, oder mit ſich ſelbſt redete, wunderſam ſpielend in Blödſinn und Dichtung, in Unverſtand und Geiſtesfülle: ſo zeigte ſie gleichſam, wie eine mächtige Ruine, rückwärts auf ein denkwürdiges Daſein. Ja der Menſchenkenner, wenn hier je einer hergekommen wäre, würde aus den wenigen Blitzen, die noch gelegentlich auffuhren, leicht erkannt haben, daß hier eine Dichtungsfülle ganz ungewöhnlicher Art vorübergelebt worden war, ungekannt von der Umgebung, ungekannt von der Beſitzerin, vorübergelebt in dem ſchlechten Gefäße eines Haidebauerweibes. Ihre gemüthreiche

Tochter, die Mutter des Knaben, war nur ein ſchwaches Abbild derſelben. Das alte Weib hatte in ihrem ganzen Leben voll harter Arbeiten nur ein einziges Buch geleſen, die Bibel; aber in dieſem Buche las und dichtete ſie ſiebenzig Jahre. Jetzt that ſie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorleſe; aber ganze Prophetenſtellen ſagte ſie oft laut her, und in ihrem Weſen war Art und Weiſe jenes Buches ausgeprägt, ſo daß ſelbſt zuletzt ihre gewöhnliche Redeweiſe etwas Fremdes und gleichſam Morgenländiſches zeigte. Dem Knaben erzählte ſie die heiligen Geſchichten. Da ſaß er nun oft an Sonntagnachmittagen gekauert an dem Holunderſtrauch — und wenn die Wunder, und die Helden kamen, und die fürchterlichen Schlachten, und die Gottesgerichte — und wenn ſich dann die Großmutter in die Begeiſterung geredet, und der alte Geiſt die Ohnmacht ſeines Körpers überwunden hatte — und wenn ſie nun anfing, zurückgeſunken in die Tage ihrer Jugend, mit dem welken Munde zärtlich und ſchwärmeriſch zu reden, mit einem Weſen, das er nicht ſah, und in Worten, die er nicht verſtand, aber tiefergriffen inſtinktmäßig nachfühlte, und wenn ſie um ſich alle Helden der Erzählung verſammelte, und ihre eigenen Verſtorbenen einmiſchte, und nun alles durcheinander reden ließ: da grauete er ſich innerlich entſetzlich ab, und um ſo mehr, wenn er ſie gar nicht mehr verſtand — allein er ſchloß alle Thore ſeiner Seele weit auf, und ließ den fantaſtiſchen Zug eingehen, und nahm des andern Tags das ganze Getümmel mit auf die Haide, wo er alles wieder nachſpielte.

Dieſer Großmutter nun wollte er ſein Vorhaben deuten, damit ſie ihn nicht eines Tages zufällig vermiſſe, und ſich innerlich kränke, als ſei er geſtorben.

Und ſo — an einem frühen Morgen ſtand er neben den Eltern reiſefertig vor der Thür, ſein dürftig Linnenkleid an, den breiten Hut auf dem Haupte, den Wachholderſtab in der Hand, umgehängt den Haideſack, in welchem zwei Hemden waren und Käſe und Brot Eingenäht in die Bruſttaſche hatte er das wenige Geld, welches das Haus vermochte.

Die Großmutter, immer die erſte wach, kniete bereits nach ihrer Sitte inmitten der Wieſe an ihrem Holzſchemel, den ſie dahin getragen, und betete. Der Knabe warf einen Blick auf den Haiderand, welcher ſchwarz den lichten Himmel ſchnitt — dann trat er zu der Großmutter und ſagte: „Liebe Mutter, ich gehe jetzt, lebet wohl und betet für mich!“

„Kind, Du mußt der Schafe achten, der Thau iſt zu früh, und zu kühl.“

„Nicht auf die Haide gehe ich, Großmutter, ſondern weit fort in das Land, um zu lernen und tüchtig zu werden, wie ich es Euch ja geſtern Alles geſagt habe.“

„Ja, Du ſagteſt es,“ erwiederte ſie, „Du ſagteſt es, mein Kind — ich habe Dich mit Schmerzen geboren, aber Dir auch Gaben gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott, aber komme wieder, Jacobus!“

Jacobus hatte ihr Sohn geheißen, der auch einmal fortgegangen, vor mehr als ſechzig Jahren, aber nie wieder zurückgekehrt war.

„Mutter,“ ſagte er noch einmal, „gebt mir Eure Hand.“

Sie gab ſie ihm; er ſchüttelte ſie und ſagte: „Lebt wohl, lebt wohl.“

„Amen, Amen“, ſagte ſie, als hörte ſie zu beten auf.

Dann wandte ſich der Knabe gegen die Eltern;

das Herz war ihm ſo ſehr emporgeſchwollen — er ſagte nichts, ſondern mit eins hing er am Halſe der Mutter, und ſie, heiß weinend, küßte ihn auf beide Wangen, und ſchob ihm noch ein Geldſtück zu, das ſie einſt als Pathengeſchenk empfangen, und immer aufgehoben hatte, allein er nahm es nicht. Dem Vater reichte er bloß die Hand, weil er ſich nicht getraute, ihn zu umarmen. Dieſer machte ihm ein Kreuz auf die Stirne, auf den Mund und die Bruſt, und als hierbei ſeine rauhe Hand zitterte, und um den harten Mund ein heftiges Zucken ging, da hielt ſich der Knabe nicht mehr. Mit einem Thränenguſſe warf er ſich an die Bruſt des Vaters, und deſſen linker Arm umkrampfte ihn eine Secunde, dann ließ er ihn los, und ſchob ihn wortlos gegen die Haide. Die Mutter aber rief ihn noch einmal, und ſagte, er möge doch auch das kleine Schweſterchen geſegnen, die man in ihrem Bettlein ganz vergeſſen habe. Drei Kreuze machte er über den ſchlafenden Engel, dann ſchritt er ſchnell hinaus, und ging trotzig vorwärts gegen die Haide.

So ziehe mit Gott, du unſchuldiger Menſch, und bringe nur das Kleinod wieder, was du ſo leichtſinnig forträgſt!

Als er an den Roßberg gekommen, ging die Sonne auf, und ſchaute in zwei treuherzige, zuverſichtliche, aber rothgeweinte Augen. Am Haidehauſe ſpiegelte ſie ſich in den Fenſtern, und an der Senſe des Vaters, der mähen ging.

3.

Das Haidedorf.

Des erſten Abends war es öde und verlaſſen, und den beiden Eltern that das Herz weh, als ſie in der Dämmerung des Sommers zu Bette gingen, und auf ſeine leere Schlafſtelle ſahen. Um denſelben Menſchen, der vielleicht eben jetzt noch auf dürrer Heerſtraße wanderte, und von Keinem beachtet, ja von den Meiſten verachtet wurde, brachen faſt zwei naturrohe Herzen im entlegenen Haidehauſe, daß ſie ihn von nun an, vielleicht auf immer entbehren ſollten; aber ſie drückten den Schmerz in ſich, und jedes trug ihn einſam, weil es zu ſchamhaft und unbeholfen war, ſich zu äußern.

Aber es kam ein zweiter Tag, und ein dritter, und ein vierter, und jeder ſpannte denſelben glänzenden Himmelsbogen über die Haide, und funkelte nieder auf die Fenſter und das altergraue Dach des Hauſes eben ſo freundlich und lieblich, wie als er noch da geweſen war.

Und dann kamen wieder Tage und wieder.

Die Arbeit und Freude des Landmanns, durch Jahrtauſende einförmig, und durch Jahrtauſende noch unerſchöpft, zog auch hier geräuſchlos und magiſch ein Stück ihrer uralten Kette durch die Hütte, und an jedem ihrer Glieder hing ein Tröpflein Vergeſſenheit.

Die Großmutter trug nach wie vor ihren Holzſchemel auf die Wieſe, und betete daran, und ſie und klein Marthe fragten täglich, wann denn Felix komme. Der Vater mähete Roggen und Gerſte — die Mutter machte Käſe und band Garben — und der fremde Ziegenbube trieb täglich auf die Haide. Von Felix wußte man nichts.

Die Sonne ging auf, und ging unter, die Haide wurde weiß, und wurde grün, der Holunderbaum und der Apfelbaum bluhten vielmal — klein Marthe war groß geworden, und ging mit, um zu heuen und zu ernten, aber ſie fragte nicht mehr; — und die Großmutter, ewig und unbegreiflich hinaus lebend, wie ein vom Tode vergeſſener Menſch, fragte auch nicht mehr, weil er ihr entfallen war, oder ſich zu ihren heimlichen Fantaſiegeſtalten geſellt hatte.

Die Felder des Haidebauers beſſerten ſich nachgerade, als ob der Himmel ſeine Einſamkeit ſegnen und ihm vergelten wollte, und es wurde ihm ſo gut, daß er ſchon manchen Getreideſack aufladen, und mit ſchönen Ochſen fortführen konnte, wofür er dann einige Thaler Geldes, und Neuigkeiten von der Welt draußen heimbrachte. Einmal kam auch ein Schreinergeſelle mit ſeinem Wanderpacke zu Vater Niklas, dem Haidebauer, und brachte einen Gruß und einen Brief von Felix, und ſagte, daß derſelbe in der großen, weit entfernten Hauptſtadt ein ſchmucker, fleißiger Student ſei, daß ihn Alles liebe, und daß er gar eines Tages Kaplan in der großen Domkirche werden könnte. Der Schreinergeſelle wurde über Nacht im Haidehauſe gut gehalten, und ließ eitel Freude zurück, als er des andern Tages in entgegengeſetzter Richtung von dannen zog. So kam es, daß jedes Jahr ein- oder zweimal ein Wandersmann den Umweg über die Haide machte, dem ſchönen, freundlichen, handſamen Jünglinge zu Liebe, der gern einen Gruß an ſein liebes Mütterchen ſchicken wollte. Ja ſogar einesmals kam Einer geſchritten, und conterfeite das Häuschen ſammt dem Brunnen und Flieder- und Apfelbaume.

Auch andere Veränderungen begannen auf der Haide. Es kamen einmal viele Herren und vermaßen ein Stück Haideland, das ſeit Menſchengedenken keines Herrn Eigenthum geweſen war, und es kam ein alter Bauersmann, und zimmerte mit vielen Söhnen und Leuten ein Haus darauf, und fing an, den vermeſſenen Fleck urbar zu machen. Er hatte fremdes Korn gebracht, das auf dem Haideboden gut anſchlug, und im nächſten Jahre wogte ein grüner Aehrenwald zunächſt an Vater Niklas Beſitzungen, wo noch im vorigen Frühlinge nur Schlehen und Liebfrauenſchuh geblüht hatten. Der alte Bauer war ein freundlicher Mann, ein Mann vieler Kenntniſſe, und theilte gerne ſeinen Rath und ſein Wiſſen und ſeine Hülfe an die frühern Haidebewohner, und hielt gute Nachbarſchaft mit Vater Niklas. Sie fuhren nun Beide gar in die Stadt, verkauften dort ihr Getreide weit beſſer, und am Getreidemarkt im goldenen Roſſe waren die Haidebauern wohl gekannt und wohlgelitten.

Nach und nach kamen neue Anſiedler; auch eine Straße wurde von der Grundherrſchaft über die Haide gebahnt, ſo daß nun manchmal des Weges ein vornehmer Wagen kam, deßgleichen man noch nie auf der Haide geſehen. Auch des alten Bauers Söhne bauten ſich an, und einer, ſagte man ſich ins Ohr, werde wohl ſchön Marthens Bräutigam werden. Und ſo, ehe ſieben Jahre ins Land gegangen, ſtanden ſchon fünf Häuſer mit Ställen und Scheunen, mit Giebeln und Dächern um das kleine, alte, graue Haidehaus, und Felder und Wieſen und Wege und Zäune gingen faſt bis auf eine Viertelſtunde Weges gegen den Roßberg, der aber noch immer ſo einſam war, wie ſonſt; — und am Pankratiustage hatte Vater Niklas die Freude, zum Richter des Haidedorfes gewählt zu werden, — er der Erſte ſeit der Erſchaffung der Welt, der ſolch Amt und Würde auf dieſem Flecke bekleidete.

Wieder waren Jahre um Jahre vergangen, die Obſtbaumſetzlinge, zarte Stangen, wie ſie der alte Nachbarsbauer gebracht und an Niklas mitgetheilt hatte, ſtanden nun ſchon als wirkliche Bäume da, und brachten reiche Frucht, und manchen Sonntagstrunk an Obſtwein. — Marthe war an Nachbars Benedikt verheirathet, und ſie trieben eigene Wirthſchaft. — Die Haide war weiß und wieder grün geworden;

aber des Vaters Haare blieben weiß, und die Mutter fing bereits an, der Großmutter ähnlich zu werden, welche Großmutter allein unverwüſtlich und unveränderlich blieb, immer und ewig am Hauſe ſitzend, ein träumeriſches Ueberbleibſel, gleichſam, als warte ſie auf Felixens Rückkehr. Aber Felix ſchien, wie einſt Jacobus, verſchollen zu ſein auf der Haide. Seit drei Jahren kam keine Kunde und kein Wandersmann. — In der Hauptſtadt, wohin gar Benedikt gegangen, um ihn zu ſuchen, war er nicht zu finden, und im Amte ſagten ihm die Kanzleiherren aus einem großen Buche, er ſei außer Landes gegangen, vielleicht gar über das Meer. Der Vater hörte ſchon auf, von ihm zu reden; Marthe hatte ein Kindlein und dachte nicht an ihn, die Haidedörfler kannten ihn nicht, und liebten ihn auch nicht, als einen, der da einmal davongegangen; die Großmutter fragte nur bisweilen nach Jacobus: — aber das Mutterherz trug ihn unverwiſcht und ſchmerzhaft in ſich, ſeit dem Tage, als er von dannen gezogen und an ihrem Buſen geweint hatte — und das Mutterherz trug ihn Abends in das Haus, und Morgens auf die Felder — und das Mutterherz war es auch allein, das ihn erkannte, als einmal am Pfingſtſamſtage durch die Abendröthe ein wildfremder ſonnverbrannter Mann gewandert kam, den Stab in der Hand, das Ränzlein auf dem Rücken, und ſtehen blieb vor dem Haidehauſe.

„Felix“ — „Mutter!“

Ein Schrei und ein Sturz an das Herz.

Das Mutterherz iſt der ſchönſte, und unverlierbarſte Platz des Sohnes, ſelbſt wenn er ſchon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges ſolches Herz.

Das alte Weib brach an ihm faſt nieder vor Schluchzen, und er, vielleicht ſeit Jahren keiner Thräne mehr gewohnt, ließ den Bach ſeiner Augen ſtrömen, und hob ſie zu ſich auf, und drückte ſie, und ſtreichelte ihre grauen Haare, nicht ſehend, daß Vater und Schweſter, und das halbe Dorf um ſie Beide ſtanden.

„Felix, mein Felix, wo kommſt Du denn her?“ fragte ſie endlich.

„Von Jeruſalem, Mutter, und von der Haide des Jordans. — Gott grüß' Euch, Vater, und Gott grüße Euch, Großmutter! Jetzt bleib' ich lange bei Euch, und geliebt es Gott, auf immer.“

Er ſchloß den zitternden Vater an's Herz, und dann die alte Großmutter, die faſt ſchamhaft und demüthig bei Seite ſtand — und dann noch einmal den Vater, den ſchönen, alten, braunen Mann mit den ſchneeweißen Haaren, den er mit noch dichten dunkeln Locken verlaſſen hatte, und der doppelt liebenswerth da ſtand durch die unbehülfliche Verlegenheit, in die er dem ſtattlichen Sohne gegenüber gerieth; — das Mutterherz aber, ſich ihres immer unverjährbaren Ranges bewußt, zeigte nichts dem Aehnliches; ſie ſah nicht ſeine Geſtalt und ſeine Kleider, ſondern ihr Auge hing die ganze Zeit uber an ſeinem Angeſichte, und es glänzte und funkelte, und ſchäumte faſt über vor Freude und vor Stolz, daß Felix ſo ſchön geworden, und ſo herrlich.

Endlich, als ſich ſein Herz etwas geſättigt, fiel ihm klein Marthe bei; er fragte nach ihr, und ſein Auge ſuchte am Boden umher — allein die Mutter führte ihm ein blühendes Weib vor, mit hellen blauen Augen, ein Kind auf dem Arme, wie eine Madonna, deren er in Welſchland auf Bildern geſehen — er erkannte im Kinde klein Marthe, die Mutter des Kindes getraute er ſich aber nicht zu küſſen, und auch ſie ſtand blöde vor ihm, und ſah ihn bloß liebreich an — endlich grüßten und küßten ſie ſich herzinnig als Geſchwiſter und der ehrliche Benedikt reichte ihm die Hand und ſagte, wie er ihn vor zwei Jahren ſo emſig in der ungeheuerſten Entfernung geſucht habe.

„Da war ich im Lande Egypten, ſagte Felix, und ihr hättet mich auch dort kaum erfragt; denn ich war in der Wüſte.“

Auch die Bauern und ihre Weiber und Kinder, die ſich vor Niklas Hauſe eingefunden hatten, und ehrbar neugierig herumſtanden, grüßte er alle freundlich, lüftete den Reiſehut, und reichte ihnen, obwohl unbekannt, die Hand.

Endlich ging man in das Haus und nach Haideſitte gingen viele Nachbarn mit, und waren dabei, wie er Geſchenke und Berichte auspackte. Auf der Gaſſe wurde es ſtille, die Menſchen ſuchten nach dortigem Gebrauche zeitig ihre Schlafſtellen, und die rothen Pfingſtwolken leuchteten noch lange über dem Dorfe.

4.

Der Haidebewohner.

Und als des andern Tages die erſten Sonnenſtrahlen glänzten, und die Haidedorfbewohner bereits im Feſtputze gerüſtet waren, um zur fernen Kirche zu gehen: ſo war einer der Bewohner mehr, und einer der Kirchgänger mehr. Die Nacht hatte es Manchem verwiſcht, daß er gekommen, aber der Morgen brachte ihnen wieder neu den neuen Beſitz, damit ſie ſich daran ergötzten: die Einen mit ihrer Neugierde, die Andern mit ihrer Liebe — Alle aber hatten eine unſichere Scheu, ſelbſt die Eltern, was es denn wäre, das ihnen an ihm zurückgebracht worden ſei, und ob er nicht ein fremdes Ding in der übrigen Gleichheit und Einerleiheit des Dorfes wäre.

Er aber ſtand ſchon angekleidet, und zwar in dem leinernen Haidekleide und dem breiten Hute im Freien, und ſchaute mit den großen, glänzenden, ſanften Augen um ſich, als die Mutter zu ihm trat und ihn fragte, ob er auch in die Kirche gehen werde, oder ob er müde ſei, und Gott zu Hauſe verehren wolle.

„Ich bin nicht müde,“ antwortete er freundlich, „und ich werde mit Euch gehen;“ denn er ſah, daß die Mutter zum Kirchengehen angezogen war, und daß auch der Vater in ſeinem Sonntagsrocke aus dem Hauſe komme.

Feſtliche Gruppen zeigten ſich hie und da auf dem Anger des Dorfes; Manche traten näher und grüßten, Andere hielten ſich verſchämt zurück, beſonders die Mädchen, und wieder andere, welche zu Hauſe blieben, und in der Feſttagseinſamkeit das Dorf hüten mußten, ſtanden unter den Hausthüren oder ſonſt wo, und ſchauten zu.

Und als noch Pfingſtthau auf den Haidegräſern funkelte und glänzte, und als die Morgenkühle wehte, ſetzte ſich ſchon Alles in Bewegung, um zu rechter Zeit anzulangen — und ſo führte denn Felix das alte Weib an ſeiner Hand, und leitete ſie ſo zärtlich um den ſanften Haidebühel hinan, wie ſie einſtens ihn, da er noch ein ſchwacher Knabe war und Sonntag Vormittags die Ziegen und Schafe zu Hauſe laſſen durfte, damit er hinausgehe und das Wort Gottes höre. Der Vater ging innerlich erfreut daneben, die Andern theils voran, theils hinten. Endlich war die letzte Gruppe hinter dem Bühel verſchwunden, die Nachſchauenden traten in ihre Häuſer zurück, und kurz darauf war jene funkelnde Einſamkeit über den Dächern, die ſo gern an heitern Sonntagvormittagen in den verlaſſenen Dörfern iſt; — die Stunden rückten trockener, und heißer vor, eine dünne blaue Rauchſäule ſtieg hie und da auf, und mitten in dem Garten des Haidehauſes kniete die hagere Großmutter und betete. — Und wie endlich nach ſtundenlanger Stille durch die dünne, weiche, ruhende Luft, wie es ſich zuweilen an ganz beſonders ſchweigenden Tagen zutrug, der ferne feine Ton eines Glöckleins kam, da kniete manche Geſtalt auf dem Raſen nieder, und klopfte an die Bruſt; — dann war es wieder ſtille und blieb ſtille — — die Sonnenſtrahlen ſanken auf die Häuſer nieder, mehr und mehr ſenkrecht, dann wieder ſchräge, daß die Schatten auf der andern Seite waren — endlich kam der Nachmittag, und mit ihm alle Kirchgänger — ſie legten die ſchönſten Kleider und Tücher von dem erhitzten Körper, thaten leichtere an, und jedes Haus verzehrte ſein vorgerichtetes Pfingſtmahl.

Und was war es denn, was ihnen an Felix zurückgebracht worden war, und warum iſt er denn ſo lange nicht gekommen, und wo iſt er denn geweſen?

Sie wußten es nicht.

In der Kirche war er mit geweſen; — faſt ſo kindlich andächtig, wie einſt, hatte er auf die Worte des Prieſters gehorcht, ſanftmüthig war er neben der Mutter nach Hauſe gekehrt, und wenn dann bei Tiſche der Vater das Wort nahm, ſo brach Felix das ſeine aufmerkſam ab, und hörte zu — und gegen Abend ſaß er mit der Großmutter im Schatten des Holunderbuſches, und redete mit ihr, die ihm ganz ſonderbare und unverſtändliche Geſchichten vorlallte — — und wenn dann ſo den Tag über die Neugier der Mutter in ſein Auge blickte, halb ſelig, halb ſchmerzenreich, wenn ſie nach den einſtigen weichen Zügen forſchte — ihren ehemaligen heitern, treuherzigen, ſchönen Haideknaben ſuchte ſie — — — und ſiehe, ſie fand ihn auch: in leiſen Spuren war das Bild des gutherzigen Knaben geprägt in dem Antlitze des Mannes, aber unendlich ſchöner — ſo ſchön, daß ſie oft einen Augenblik dachte, ſie könne nicht ſeine Mutter ſein ; — wenn er den ruhigen Spiegel ſeiner Augen gegen ſie richtete, ſo verſtändig und ſo gütig — oder wenn ſie die Wangen anſah, faſt ſo jung, wie einſt, nur noch viel dunkler gebräunt, daß dagegen die Zähne, wie Perlen leuchteten, dieſelben Zähne, die ſchon an dem Haidebuben ſo unſchuldig und geſund geglänzt — und um ſie herum noch dieſelben lieblichen Lippen, die aber jetzt reif und männlich waren, und ſo ſchön, als ſollte ſogleich ein ſüßes Wort daraushervorgehen, ſei's der Liebe, ſei's der Belehrung — —

„Er iſt gut geblieben", jauchzte in ihr dann das Mutterherz; „er iſt gut geblieben, wenn er auch viel vornehmer iſt, als wir."

Und in der That, es war ein ſolcher Glanz keuſcher Reinheit um den Mann, daß er ſelbſt von dem rohen Herzen des Haideweibes erkannt und geehrt wurde.

Was lebte denn in ihm, das ihn unangerührt durch die Welt getragen, daß er ſeinen Körper als einen Tempel wieder brachte, wie er ihn einſt aus der Einſamkeit fortgenommen? — —

Sie wußten es nicht; nur immer heiterer, und faſt einfältiger legte ſich ſein Herz dar, ſo wie die

Stunden des ruhigen Feſttages nach und nach verfloſſen.

Spät Abends erzählte er ihnen, da Alle um den weißen buchenen Tiſch ſaßen, und auch Marthe mit ihrem Kinde da war, und Benedikt und andere Nachbarn — er erzählte ihnen von dem gelobten Lande, wie er dort geweſen, wie er Jeruſalem und Bethlehem geſehen habe, wie er auf dem Tabor geſeſſen, ſich in dem Jordan gewaſchen; — — den Sinai habe er geſehen, den furchtbar zerklüfteten Berg, und in der Wüſte iſt er gewandelt. — Er ſagte ihnen, wie ſeine gezimmerten Truhen mit dem Poſtboten kommen würden; dann werde er ihnen Erde zeigen, die er aus den heiligen Ländern mitgebracht — auch getrocknete Blumen habe er, und Kräuter, aus jenem Lande und Fußtritte des Herrn, und was nur immer dort das Erdreich erzeuge und bringe — und viel heiliger, viel heißer, und viel einſamer ſeien jene Haiden und Wüſten, als die hieſige, die eher ein Garten zu nennen — — und wie er ſo redete, ſahen alle auf ihn, und horchten — und ſie vergaßen, daß es Schlafenszeit vorüber, daß die Abendröthe längſt verglommen, daß die Sterne emporgezogen, und in dichter Schaar über den Dächern glänzten.

Von Städten, den Menſchen und ihrem Treiben hatte er nichts geſagt, und ſie hatten nicht gefragt. Die Worte ſeines Mundes thaten ſo wohl, daß ihnen gerade das, was er ſagte, das Rechte däuchte, und ſie nicht nach Anderem fragten.

Marthe trug endlich das ſchlafende Kind fort, Benedikt ging auch, die Nachbarn entfernten ſich — und noch ſeliger und noch freudenreicher, als geſtern gingen die Eltern zu Bette, und ſelbſt der Vater dachte, Felix ſei ja faſt, wie ein Prediger und Prieſter des Herrn.

Auch auf die Haide war er gleich nach den Feiertagen gegangen, auf ſeiner Rednerbühne war er geſeſſen; die Käfer, die Fliegen, die Faltern, die Stimme der Haidelerche und die Augen der Feldmäuschen waren die nämlichen. Er ſchweifte herum, die Sonnenſtrahlen ſpannen, — dort dämmerte das Moor, und ein Zittern und Zirpen und Singen — — — und wie der Vater ihn ſo wandeln ſah, mußte er ſich über die dünnen grauen Haare fahren, und mit der ſchwielenvollen Hand über die Runzeln des Angeſichts ſtreichen, damit er nicht glaube, ſein Knabe gehe noch dort, und es fehlen nur die Ziegen und Schafe, daß es ſei wie einſt, und daß die lange, lange Zeit nur ein Traum geweſen ſei. Auch die Nachbarn, wie er ſo Tag nach Tag unter ihnen wandelte, wie ihn ſchon alle Kinder kannten, wie er mit jedem derſelben, auch mit dem häßlichen, ſo freundlich redete, und wie er ſo im Linnenkleide durch die neuen Felder ging — glaubten ganz deutlich, er ſei einer von ihnen, und doch war es auch wieder ganz deutlich, wie er ein weit Anderer ſei, als ſie.

Eine That müſſen wir erzählen, ehe wir weiter gehen, und von ſeinem Leben noch entwickeln, was vorliegt — eine That, die eigentlich geheim bleiben ſollte, aber ausgebreitet wurde, und ihm mit eins alle Herzen der Haidebewohner gewann.

Als endlich die gezimmerten Truhen mit dem Poſtboten in die Stadt, und von da durch Getreidewagen auf die Haide gekommen waren, als er daraus die Geſchenke hervorgeſucht und ausgetheilt, als er tauſenderlei Merkwürdiges gezeigt, Blumen, Federn, Steine, Waffen — und als Alles genug bewundert worden war, — trat er deſſelben Tages Abends zu dem Vater in die hintere Kammer, als er geſehen hatte, daß derſelbe hineingegangen, und, wie er gern that, ſich in den hineinfallenden Fliederſchatten geſetzt hatte

— er trat beklommen hinein und ſagte mit faſt bebender Stimme: „Vater, Ihr habt mich auferzogen, und mir Liebes gethan, ſeit ich lebe — ich aber habe es ſchlecht vergolten; denn ich bin fortgegangen, daß Ihr keinen Gehülfen Eurer Arbeit hattet, und Eurer Sorge für Mutter und Großmutter — und als ich gekommen, warfet Ihr mir nichts vor, ſondern waret nur freundlich und lieb; ich kann es nicht vergelten, als daß ich Euch nicht mehr verlaſſen und Euch noch mehr verehren und lieben will, als ſonſt. So viel Jahre mußtet Ihr ſein, ohne in mein Auge ſchauen zu können, wie es Eurem Herzen wohlgethan hätte; — aber ich bleibe jetzt immer, immer bei Euch. — Allein weil mich Euch Gott auch zur Hülfe geboren werden ließ, ſo lernte ich draußen allerlei Wiſſenſchaft, wodurch ich mir mein Brod verdiente, und da ich wenig brauchte, ſo blieb Manches für Euch übrig. Ich bringe es nun, daß Ihr es auf Euer Haus wendet, und im Alter zu Gute bekommet, und ich bitte Euch, Vater, nehmet es mit Freundlichkeit an.“

Der Alte aber, hochroth, zitternd vor Scham und vor Freude, war aufgeſprungen und wies mit beiden Händen die dargebotenen Papiere von ſich, indem er ſagte: „Was kommt Dir bei, Felix? Ich bin ſo erſchrocken, — da ſei Gott vor, daß ich die Arbeit und Mühe meines Kindes nehme — ach, mein Gott, ich habe Dir ja nichts geben können, nicht einmal eine andere Erziehung, als die Dir der Herr auf der Haide gab, nicht einmal das fromme Herz, das Dir von ſelber gekommen. — Du biſt mir nichts ſchuldig — die Kinder ſind eine Gottesgabe, daß wir ſie erziehen, wie es ihnen frommt, nicht wie es uns nützt; — verzeihe mir nur, Felix, ich habe Dich nicht erziehen können, und doch ſcheint es mir, biſt Du ſo gut geworden, ſo gut, daß ich vor Freuden weinen möchte" — —

Und kaum hatte er das Wort heraus, ſo brach er in lautes Weinen aus, und taſtete ungeſchickt nach Felix Hand — Dieſer reichte ſie; er konnte ſich nicht helfen, er mußte ſein Antlitz gegen die Schulter des Vaters drücken, und das grobe Tuch des Rockes mit ſeinen heißeſten Thränen netzen. Der Vater war gleich wieder ſtill, und ſich gleichſam ſchämend und beruhigend ſagte er die Worte: Du biſt verſtändiger als wir, Felix. Wenn Du bei uns bleibſt, arbeite, was Du willſt; ich verlange nicht, daß du mir hilfſt —

da iſt ja Benedikt und ſeine Knechte, wenn es noth thäte; auch habe ich ſchon ein Erſpartes, daß ich mir im Alter einen Knecht nehmen kann. — Du aber wirſt ſchon etwas arbeiten, wie es Gott gefällig und wie es recht iſt."

Felix aber dachte in ſeinem Herzen, er werde doch in Zukunft, wenn es nöthig ſei, lieber in der That ſelbſt, und durch Leiſtung des eben Mangelnden beiſtehen, damit ihm das Herz nicht ſo weh thäte, wenn er dem Vater gar nichts Gutes bringen könnte. Ach, das Beſte hat er ja ſchon gebracht, und wußte es nicht, das gute, das überquellende Herz, das jedem, ſelbſt dem gehärtetſten Vater ein freudigeres Kleinod iſt, als alle Güter der Erde, weil es nicht Lohn nach außen iſt, ſondern Lohn in der tiefſten, innerſten Seele.

Der Vater that nun gleichgültig und machte ſich mit dieſem und jenem im Zimmer zu thun; kaum aber war Felix hinaus, ſo lief er eiligſt zur Mutter und erzählte ihr, was der Sohn hatte thun wollen — ſie aber faltete die Hände, lief vor die Heiligenbilder der Stube, und that ein Gebet, das halb ein Frevel ſtürmenden Stolzes, halb ein Dank der tiefſten Demuth war.

Dann aber ging ſie hin und breitete es aus.

Das war nun klar, daß er gut war, daß er ſanft, treu und weich war, und das ſahen ſie auch, daß er ſchön und herrlich war; — des Weitern forſchten ſie nicht, was es ſei, und was es ſein werde.

Er aber ging her, und ließ ſich weit draußen von dem Dorfe entlegen, auf der Haide ein Stück Landes zumeſſen, und begann mit vielen Arbeitern ein ſteinernes Haus zu errichten. — Daß es größer werde, als er allein brauche, fiel Allen auf; aber als es im Herbſte fertig war, als es eingerichtet und geſchmückt war, bezog er es gleichwohl allein, und ſo verging der Winter. Es kam der blüthenreiche Frühling — und Felix ſaß in ſeinem Hauſe auf der Haide, und herrſchte, wie einſt, über alle ihre Geſchöpfe, und über all die hohen ſtillen Geſtalten, die ſie jetzt bevölkerten.

Was war es denn aber, was den Eltern und Nachbarn an ihm zurückgebracht worden iſt?

Sie wußten es nicht.

Ich aber weiß es. Ein Geſchenk iſt ihm geworden, das den Menſchen hoch ſtellt, und ihn doch verkannt macht unter ſeinen Brüdern — das einzige Geſchenk auf dieſer Erde, das kein Menſch von ſich weiſen kann. Auf der Haide hatte es begonnen, auf die Haide mußte er es zurücktragen. Bei wem eine Göttin eingekehrt iſt, lächelnden Antlitzes, ſchöner als alles Irdiſche, der kann nichts anders thun, als ihr in Demuth dienen.

Damals war er fortgegangen, er wußte nicht, was er werden würde — eine Fülle von Wiſſen hatte er in ſich geſogen: es war der nächſte Durſt geweſen, aber er war nicht geſtillt; er ging unter Menſchen, er ſuchte ſie völkerweiſe — er hatte Freunde — er ſtrebte fort, er hoffte, wünſchte und arbeitete für ein unbekanntes Ziel — ſelbſt nach Gütern der Welt und nach Beſitz trachtete er: aber durch alles Erlangte, — durch Wiſſen, Arbeiten, Menſchen, Eigenthum — war es immer, als ſchimmere weit zurückliegend etwas, wie eine glänzende Ruhe, wie eine ſanfte Einſamkeit — — — hatte ſein Herz die Haide, die unſchuldsvolle, liebe Kindheitshaide mitgenommen? oder war es ſelber eine ſolche liebe, ſtille, glänzende Haide? — — Er ſuchte die Wüſten und die Einöden des Orients, nicht brütend, nicht trauernd, ſondern einſam, ruhig, heiter, dichtend. — Und ſo trug ihn dieſes ſanfte, ſtille Meer zurück in die Einſamkeit, und auf die Haide ſeiner Kindheit— — und wenn er nun ſo ſaß auf der Rednerbühne, wie einſt, wenn die Sonnenfläche der Haide vor ihm zitterte und ſich füllte mit einem Gewimmel von Geſtalten, wie einſt, und manche daraus ihn anſchauten mit den ſtillen Augen der Geſchichte, andere mit den ſeligen der Liebe, andere den weiten Mantel großer Thaten über die Haide ſchleiſend — und wenn ſie erzählten von der Seele und ihrem Glücke, von dem Sterben und was nachher ſei, und von Anderem, was die Worte nicht ſagen können — und wenn es ihm tief im Innerſten ſo fromm wurde, daß er oft meinte, als ſehe er weit in der Oede draußen Gott ſelbſt ſtehen, eine ruhige ſilberne Geſtalt: dann wurde es ihm unendlich groß im Herzen, er wurde ſelig, daß er denken könne, was er dachte — und es war ihm, daß es nun ſo gut ſei, wie es ſei.

Die blödſinnige Großmutter war die erſte geweſen, die ihn erkannt hatte.

„Es ſind der Gaben eine Unendlichkeit über dieſe Erde ausgeſtreut worden,“ hatte ſie eines Tages gerufen, „die Halmen der Getreide, das Sonnenlicht und die Winde der Gebirge — da ſind Menſchen, die den

Segen der Gewächſe erziehen, und ihn ausführen in die Theile der Erde; es ſind, die da Straßen ziehen, Häuſer bauen, dann ſind andere, die das Gold ausbreiten, das in den Herzen der Menſchen wächſt, das Wort, und die Gedanken, die Gott aufgehen läßt in den Seelen. Er iſt geworden, wie einer der alten Seher und Propheten, und iſt er ein ſolcher, ſo hab' ich es vorausgewußt, und ich habe ihn dazu gemacht, weil ich die Körner des Buches der Bücher in ihn geworfen; denn er war immer weich wie Wachs, und hochgeſinnt, wie einer der Helden.“

Die Großmutter war es aber auch mit der er ſich allein mehr beſchäftigte, als alle Andern mit ihr; er war der Einzige, der ſie zu flüſſigen Reden bringen konnte, und der Einzige, der ihre Reden verſtand; er las ihr oft aus einem Buche vor, und die hundertjährige Schülerin horchte emſig auf, und in ihrem Angeſichte waren Sonnenlichter, als verſtände ſie das Geleſene.

So war der Frühling vergangen, ſo waren wieder Pfingſten gekommen: — aber wie waren es dießmal *andere* Pfingſten, als vor einem Jahre. Eine doppelte, furchtbare Schwüle lag auf beiden, auf dem

Dorfe, und auf Felix, und bei beiden löſete ſich die Schwüle am Pfingſttage — aber wie verſchieden bei beiden!

Ich will noch, ehe wir von ſeinem einfachen Leben ſcheiden, dieſes letzte Ergebniß, das ich weiß, erzählen

Wenn er ſo manchmal von der Haide kam und durch das Dorf ging, Geſchenke für die Kinder ſeiner Schweſter tragend, Steinchen, Muſcheln, Schneckenhäuſer und dergleichen, die Locken um die hohe Stirne geworfen, wie ein Kriegsgott, und doch die ſchwarzen Augen ſo ſehnſuchtsvoll und ſchmachtend: dann war er ſo ſchön, und es trug ihn wohl manche Dirne der Haide als heimlichen Abgott im Herzen verborgen, aber er ſelber hatte einen Abgott im Herzen; — einen einzigen Punkt ſüßen heimlichen Glückes hatte er aus der Welt getragen, als er ihre Aemter und Reichthümer ließ — einen einzig ſüßen Punkt durch alle Wüſten — und heute, morgen, dieſer Tage ſollte es ſich zeigen, ob er ſein Haus für ſich allein gebaut, oder nicht. — Alle Kraft ſeiner Seele hatte er zu der Bitte aufgeboten, und mit Angſt harrte er der Antwort, die ewig, ewig zögerte.

Wohl kam Pfingſten näher und näher, aber zu der Schwüle, die unbekannt und unſichtbar über des Jünglings Herzen hing, geſellte ſich noch eine andere über dem ganzen Dorfe drohend, ein Geſpenſt, das mit unhörbaren Schritten nahte; — nämlich jener glänzende Himmel, zu dem Felix ſein inbrünſtiges Auge erhoben, als er jene ſchwere Bitte abgeſandt hatte, jener glänzende Himmel, zu dem er vielleicht damals ganz allein emporgeblickt, war ſeit der Zeit wochenlang ein glänzender geblieben, und wohl hundert Augen ſchauten nun zu ihm ängſtlich auf. Felix, in ſeiner Erwartung befangen, hatte es nicht bemerkt; aber eines Nachmittags, da er gerade von der Haide dem Dorfe zuging, fiel ihm auf, wie denn heuer gar ſo ſchönes Wetter ſei; denn eben ſtand über der verwelkenden Haide eine jener prächtigen Erſcheinungen, die er wohl öfters, auch in morgenländiſchen Wüſten, aber nie ſo ſchön geſehen, nämlich das Waſſerziehen der Sonne: — aus der ungeheuren Himmelsglocke, die über die Haide lag, wimmelnd von glänzenden Wolken, ſchloſſen an verſchiedenen Stellen majeſtätiſche Ströme des Lichtes, und, auseinanderfahrende Straßen am Himmelszelte bildend, ſchnitten ſie von der gedehnten Haide blendend goldne Bilder heraus, während das ferne Moor in einem ſchwachen milchichten Höhenrauche verſchwamm.

So war es dieſer Tage oft geweſen, und der heutige ſchloß ſich wie ſeine Vorgänger; nämlich zu Abends war der Himmel gefegt, und zeigte eine blanke hochgelb ſchimmernde Kuppel.

Felix ging zu der Schweſter, und als er ſpät Abends in ſein Haus zurückkehrte, bemerkte er auch, wie man im Dorfe geklagt, daß die Halme des Kornes ſo dünne ſtanden, ſo zart, die wolligen Aehren pfeilrecht empor ſtreckend, wie ohnmächtige Lanzen.

Am andern Tage war es ſchön, und immer ſchönere Tage kamen und ſchönere.

Alles und jedes Gefühl verſtummte endlich vor der furchtbaren Angſt, die täglich in den Herzen der Menſchen ſtieg. Nun waren auch gar keine Wolken mehr am Himmel, ſondern ewig blau und ewig mild lächelte er nieder auf die verzweifelnden Menſchen. Auch eine andere Erſcheinung ſah man jetzt oft auf der Halde, die ſich wohl früher auch mochte ereignet haben, jedoch von Niemand beachtet; aber jetzt, wo viele tauſend und tauſend Blicke täglich nach dem Himmel gingen, wurde ſie als unglückweiſſagender Spuk betrachtet: nämlich ein Waldes- und Höhenzug, jenſeits der Haide gelegen, und von ihr aus durchaus nicht ſichtbar, ſtand nun öfters ſehr deutlich am Himmel, daß ihn nicht nur Alles ſah, ſondern daß man ſich die einzelnen Rücken und Gipfel zu nennen und zu zeigen vermochte — und wenn es im Dorfe hieß, es ſei wieder zu ſehen, ſo ging Alles hinaus, und ſah es an, und es blieb manchmal ſtundenlang ſtehen, bis es ſchwankte, ſich in Längen- und Breitenſtreifen zog, ſich zerſtückte, und mit eins verſchwand.

Die Haidelerche war verſtummt; aber dafür tönte den ganzen Tag, und auch in den warmen thauloſen Nächten das ewige einſame Zirpen und Wetzen der Heuſchrecken über die Haide, und der Angſtſchrei des Kibitz. Das flinke Wäſſerlein ging nur mehr wie ein dünner Seidenfaden über die graue Fläche, und das Korn und die Gerſte im Dorfe ſtanden fahlgrün und weſenlos in die Luft, und erzählten bei jedem Hauche derſelben mit leichtfertigem Rauſchen ihre innere Leere. Die Baumfrüchte lagen klein und mißreif auf der Erde, die Blätter waren ſtaubig und von Blümlein war nichts mehr auf dem Raſen, der ſich ſelber wie rauſchend Papier zwiſchen den Feldern hinzog.

Es war die äußerſte Zeit. Man flehte mit Inbrunſt zu dem verſchloſſenen Gewölbe des Himmels. Wohl ſtand wieder mancher Wolkenberg tagelang am ſüdlichen Himmel, und nie noch wurde ein ſo ſtoffloſes Ding wie eine Wolke, von ſo vielen Augen angeſchaut, ſo ſehnſüchtig angeſchaut, als hier — aber wenn es Abend wurde, erglühte der Wolkenberg purpurig ſchön, zerging, löſete ſich in lauter wunderſchöne zerſtreute Roſen am Firmamente auf, und verſchwand — und die Millionen freundlicher Sterne beſetzten den Himmel.

So war Freitag vor Pfingſten gekommen; die weiche blaue Luft war ein blanker Felſen geworden. Vater Niklas war Nachmittags über die Haide gekommen, das Bächlein war nun auch verſiegt, das Gras bis auf eine Decke von ſchalgrauem Filze verſchwunden, nicht Futter gebend für ein einzig Kaninchen; nur der unverwüſtliche und unverderbliche Haideſohn, der mißhandelte und verachtete Strauch, der Wachholder, ſtand mit eiſerner Ausdauer da, der einzige lebhafte Feldbuſch, das grüne Banner der Hoffnung; denn er bot freiwillig gerade heuer eine ſolche Fülle der größten blauen Beeren, ſo überſchwenglich, wie ſich keines Haidebewohners Gedächtniß entſinnen konnte. — Eine plötzliche Hoffnung ging in Niklas Haupte auf, und er dachte als Richter mit den Aelteſten des Dorfes darüber zu rathen, wenn es nicht morgen oder übermorgen ſich änderte. Er ging weit und breit und betrachtete die Ernte, die keiner geſäet, und auf die keiner gedacht, und er fand ſie immer ergiebiger und reicher, ſich, weiß Gott, in welche Ferne erſtreckend — aber da fielen ihm die armen tauſend Thiere ein, die dadurch werden in Nothſtand verſetzt ſein, wenn man die Beeren ſammle: allein er dachte, Gott der Herr wird ihnen ſchon eingeben, wohin der Krammetsvogel fliegen, das Reh laufen müſſe, um andere Nahrung zu finden.

Da er heimwärts in die Felder kam, nahm er eine Scholle und zerdrückte ſie; aber ſie ging unter ſeinen Händen wie Kreide auseinander — und das Getreide, vor der Zeit Greis, fing ſchon an, ſich zu einer tauben Ernte zu bleichen. Wohl ſtanden Wolken am Himmel, die in langen milchweißen Streifen tauſendfaſrig und verwaſchen die Bläue durchſtreiften, ſonſt immer Vorboten des Regens; aber er traute ihnen nicht, weil ſie ſchon drei Tage da waren, und immer wieder verſchwanden, als würden ſie eingeſogen von der unerſättlichen Bläue. Auch manch anderer

Hausvater ging händeringend zwiſchen den Feldern und als es Abend geworden, und ſelbſt zerſtückte Gewitter um den Rand des Horizontes ſtanden, und ſich gegenſeitig Blitze zuſandten, — ſah ein von der Stadt heimfahrender Bauer ſelbſt die halbgeſtorbene Großmutter mitten im Felde knien, und mit emporgehobenen Händen beten, als ſei ſie durch die allgemeine Noth zu Bewußtſein und Kraft gelangt, und als ſei ſie die Perſon im Dorfe, deren Wort vor allen Geltung haben müſſe im Jenſeits.

Die Wolken wurden dichter, aber blitzten nur und regneten nicht.

Wie Vater Niklas zwiſchen die Zäune bog, begegnete er ſeinem Sohne, und ſiehe, dieſer ging mit traurigem Angeſichte einher, mit weit traurigerem, als jeder Andere im Dorfe.

„Guten Abend, Felix," ſagte der Vater zu ihm, „gibſt Du denn die Hoffnung ganz auf?"

„Welche Hoffnung, Vater?"

„Gibt es denn eine andere, als die der Ernte?"

„Ja, Vater, es gibt eine andere: — die der Ernte wird in Erfüllung gehen, die andere nicht. Ich will es Euch ſagen, ich ſelber habe etwas für Euch und das

Dorf gethan. Ich habe zu den Obrigkeiten der fernen Hauptſtadt geſchrieben, und ihnen den Stand der Dinge gemeldet; ich habe Freunde dort und manche haben mich lieb gehabt, — ſie werden Euch helfen, daß ihr keinen Hauch von Noth empfinden ſollet, und auch ich werde ſo viel helfen, als in meiner Kraft iſt. Aber tröſtet Euch und tröſtet das Dorf: alle Hilfe von Menſchen, werdet Ihr nicht brauchen; ich habe den Himmel und ſeine Zeichen auf meinen Wanderungen kennen gelernt, und er zeigt, daß es morgen regnen werde. — Gott macht ja immer Alles, Alles gut, und es wird auch dort gut ſein, wo er Schmerz und Entſagung ſendet."

„Möge Dein Wort in Erfüllung gehen, Sohn, daß wir zuſammen glückliche Feſttage feiern."

„Amen," ſagte der Sohn, „ich begleite Euch zur Mutter; wir wollen glückliche Feſttage feiern."

Pfingſtſamſtags-Morgen war angebrochen und der ganze Himmel hing voll Wolken; aber noch war kein Tropfen gefallen. So iſt der Menſch. Geſtern gab jeder die Hoffnung der Ernte auf, und heute glaubte jeder, mit einigen Tropfen wäre ihr geholfen. Die Weiber und Mägde ſtanden auf dem Dorfplatze und hatten Fäſſer und Geſchirr hergebracht, um, wenn es regne, und der Dorfbach ſich fülle, doch auch heuer wie ſonſt, ihre Feſttagsreinigungen vornehmen zu können und feierliche Pfingſten zu halten. Aber es wurde Nachmittag, und noch kein Tropfen war gefallen, die Wolken wurden zwar nicht dünner — aber es kam auch Abend, und kein Tropfen war gefallen.

Spät Nachts war der Bote zurückgekommen, den Felix in die Stadt zur Poſt geſendet, und brachte einen Brief für ihn. Er lohnte den Boten, trat, als er allein war, vor die Lampe ſeines Tiſches, und entſiegelte die wohlbekannte Handſchrift:

„Es macht mir vielen Kummer, in der That, ſchweren Kummer, daß ich Ihre Bitte abſchlagen muß. Ihre ſelbſtgewählte Stellung in der Welt macht es unmöglich zu willfahren; meine Tochter ſieht ein, daß es ſo nicht ſein kann, und hat nachgegeben. Sie wird den Sommer und Winter in Italien zubringen, um ſich zu erholen, und ſendet Ihnen durch mich die beſten Grüße. Sonſt Ihr treuer, ewiger Freund."

Der Mann, als er geleſen, trat mit ſchneebleichem Angeſichte und mit zuckenden Lippen von dem Tiſche weg — an den Wimpern zitterten Thränen vor. Er ging ein paarmal auf und ab, legte endlich das erhaltene

Schreiben langſam auf den Tiſch, ſchritt mit dem Lichte gegen einen Schrein, nahm ein Päckchen Briefe heraus, legte ſie ſchön zuſammen, umwickelte ſie mit einem feinen Umſchlage, und ſiegelte ſie zu — dann legte er ſie wieder in den Schrein.

„Es iſt geſchehen,“ ſagte er athmend, und trat an's Fenſter, ſein Auge an den dicken finſtern Nachthimmel legend. Unten ſtand ein verwelkter Garten — die Haide ſchlummerte — und auch das entfernte Dorf lag in hoffnungsvollen Träumen.

Es war eine lange, lange Stille.

„Meine ſelbſtgewählte Stellung,“ ſagte er endlich ſich emporrichtend — und im tiefen, tiefen Schmerze war es, wie eine zuckende Seligkeit, die ihn lohnte. Dann löſchte er das Licht aus und ging zu Bette.

Des andern Morgens, als ſich die Augen aller Menſchen öffneten, war der ganze Haidehimmel grau, und ein dichter ſanfter Landregen träufelte nieder.

Alles, alles war nun gelöſet; die freudigen Feſtgruppen der Kirchgänger rüſteten ſich, und ließen gern das köſtliche Naß durch ihre Kleider ſinken, um nur zum Tempel Gottes zu gehen und zu danken — auch Felix ließ es durch ſeine Kleider ſinken, ging mit und dankte mit, und Keiner wußte, was ſeine ſanften, ruhigen Augen bargen.

So weit geht unſere Wiſſenſchaft von Felix, dem Haidebewohner. — Von ſeinem Wirken und deſſen Früchten liegt nichts vor: aber ſei es ſo oder ſo — trete nur getroſt dereinſt vor deinen Richter, du reiner Menſch, und ſage: „Herr, ich konnte nicht anders, als dein Pfund pflegen, das du mir anvertraut haſt," und wäre dann ſelbſt Dein Pfund zu leicht geweſen, der Richter wird gnädiger richten als die Menſchen.

Im Verlage von

Guſtav Heckenaſt

Buchhändler in Peſth, ſind folgende Werke erſchienen und
durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen:

Preiſe in Conv. Münze.

Mohnkörner.

Geſammelte Erzählungen von Ernſt Ritter.

Gr. 12. 1846. 2 Bände. In Umſchlag geheftet 4 fl. —
3 Thlr. 6 Ngr.

Die Welt und mein Auge.

Novellen von Betty Paoli.

Gr. 12. 1844. 3 Bde. In Umſchlag geheftet 5 fl. —
3 Thlr. 22½ Ngr.

Nach dem Gewitter.

Gedichte.

Von Betty Paoli.

Gr. 12. 1843. In Umſchlag geh. 1 fl. 20 kr. — 1 Thlr.

Gedichte

von Betty Paoli.

Zweite vermehrte Auflage. 8. 1845. In Umſchlag geheftet
1 fl. 40 kr. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Karthäuſer.

Aus dem Ungariſchen des Joſeph Freih. v. Eötvös.

Deutſch von Hermann Klein.

2 Theile mit dem Portraite des Verfaſſers und 2 Titel
Vignetten. Gr. 12. 1842. In Umſchlag geh. 4 fl. 40 kr.
3 Thlr. 15 Ngr.

Aus dem Tagebuche

eines in

Grossbritanien

reiſenden Ungarn.

Verfaſſer:

Fr. v. Pulſzky.

gr. 12. 1837. In Umſchlag geheftet 2 fl. — 1 Thlr. 15 Ngr.

Novellen und Erzählungen.

Aus hinterlaſſenen Papieren der

Frau Amalie Bezerédy.

2 Bände. Gr. 12. 1840. In Umſchlag geh. 4 fl. — 3 Thlr.

Studien

von

Adalbert Stifter.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Gedruckt bei Landerer und Heckenaſt
in Peſth.

Studien

von

Adalbert Stifter,

II Band

Zweite Auflage

Verlag von Gustav Heckenast

in

Pest.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

Studien

von

Adalbert Stifter.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Peſth, 1847.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

ig 35 δ 9422

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
Der Hochwald 3
Die Narrenburg 189

Der Hochwald.

1841.

1.

Waldburg.

An der Mitternachtſeite des Ländchens Oeſterreich zieht ein Wald an die dreißig Meilen lang ſeinen Dämmerſtreifen weſtwärts, beginnend an den Quellen des Fluſſes Thaia, und fortſtrebend bis zu jenem Gränzknoten, wo das böhmiſche Land mit Oeſterreich und Baiern zuſammenſtößt. Dort, wie oft die Nadeln bei Kriſtallbildungen, ſchoß ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegen einander, und ſchob einen derben Gebirgsſtock empor, der nun von drei Landen weithin ſein Waldesblau zeigt, und ihnen allerſeits wogiges Hügelland und ſtrömende Bäche abſendet. Er beugt, wie Seinesgleichen öfter, den Lauf der Bergeslinie ab, und ſie geht dann mitternachtwärts viele Tagreiſen weiter.

Der Ort dieſer Waldesſchwenkung nun, vergleichbar einer abgeſchiednen Meeresbucht, iſt es, in deſſen Revieren ſich das begab, was wir uns vorgenommen zu erzählen. Vorerſt wollen wir es kurz verſuchen, die zwei Punkte jener düſterprächtigen Waldesbogen dem geneigten Leſer vor die Augen zu führen, wo die Perſonen dieſer Geſchichte lebten und handelten, ehe wir ihn zu ihnen ſelber geleiten. Möchte es uns gelingen, nur zum tauſendſten Theile jenes ſchwermüthig ſchöne Bild dieſer Waldthale wieder zu geben, wie wir es ſelbſt im Herzen tragen, ſeit der Zeit, als es uns gegönnt war, dort zu wandeln, und einen Theil jenes Doppeltraumes dort zu träumen, den der Himmel jedem Menſchen einmal und gewöhnlich vereint gibt, den Traum der Jugend und den der erſten Liebe. Er iſt es, der eines Tages aus den tauſend Herzen eines hervorhebt, und es als unſer Eigenthum für alle Zukunft als einzigſtes und ſchönſtes in unſere Seele prägt, und dazu die Fluren, wo es wandelte, als ewig ſchwebende Gärten in die dunkle warme Zauberfantaſie hängt!

Wenn ſich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schloſſe Krumau, dieſer grauen Wittwe der verblichenen Roſenberger, weſtwärts wendet, ſo wird ihm zwiſchen unſcheinbaren Hügeln bald hier bald da ein Stück Dämmerblau hereinſcheinen, Gruß und Zeichen von draußen ziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Erſteigung eines Kammes nicht wieder einen andern vor ſich ſieht, wie den ganzen Vormittag, ſondern mit eins die ganze blaue Wand von Süd nach Norden ſtreichend, einſam und traurig. Sie ſchneidet einfärbig mit breitem, lothrechtem Bande den Abendhimmel, und ſchließt ein Thal, aus dem ihn wieder die Waſſer der Moldau anglänzen, die er in Krumau verließ; nur ſind ſie hier noch jugendlicher und näher ihrem Urſprunge. Im Thale, das weit und fruchtbar iſt, ſind Dörfer herumgeſtreuet, und mitten unter ihnen ſteht der kleine Flecken Oberplan. Die Wand iſt obgenannter Waldesdamm, wie er eben nordwärts beugt, und daher unſer vorzüglichſtes Augenmerk. Der eigentliche Punkt aber iſt ein See, den ſie ungefähr im zweiten Drittel ihrer Höhe trägt.

Dichte Waldbeſtände der eintönigen Fichte und Föhre führen ſtundenlang vorerſt aus dem Moldauthale empor, dann folgt, dem Seebache ſacht entgegenſteigend, offenes Land; — aber es iſt eine wilde

Lagerung zerriſſener Gründe, aus nichts beſtehend, als tief ſchwarzer Erde, dem dunklen Todtenbette tauſendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage ſich abhebend, da ſie vom Regen bloßgelegt, gewaſchen und rund gerieben ſind. — Ferner liegt noch da und dort das weiße Gerippe eines geſtürzten Baumes und angeſchwemmte Klötze. Der Seebach führt braunes Eiſenwaſſer, aber ſo klar, daß im Sonnenſcheine der weiße Grundſand glitzert, wie lauter röthlich heraufflimmernde Goldkörner. Keine Spur von Menſchenhand, jungfräuliches Schweigen.

Ein dichter Anflug junger Fichten nimmt uns nach einer Stunde Wanderung auf, und von dem ſchwarzen Sammte ſeines Grundes herausgetreten, ſteht man an der noch ſchwärzern Seefläche.

Ein Gefühl der tiefſten Einſamkeit überkam mich jedesmal unbeſieglich, ſo oft und gern ich zu dem mährchenhaften See hinaufſtieg. Ein geſpanntes Tuch ohne eine einzige Falte liegt er weich zwiſchen dem harten Geklippe, geſäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernſt, daraus manch einzelner Urſtamm den äſteloſen Schaft emporſtreckt, wie eine einzelne alterthümliche Säule. Gegenüber dieſem Waldbande ſteigt ein Felſentheater lothrecht auf, wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denſelben Ernſt der Farbe breitend, nur geſchnitten durch zarte Streifen grünen Mooſes, und ſparſam bewachſen von Schwarzföhren, die aber von ſolcher Höhe ſo klein herabſehen, wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen ſie häufig aus Mangel des Grundes los, und ſtürzen in den See hinab; daher man, über ihn hinſchauend, der jenſeitigen Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme liegen ſieht, in traurigem weiß leuchtendem Verhack die dunklen Waſſer ſäumend. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blockenſtein geheißen; links ſchweift ſie ſich in ein ſanftes Dach herum, von hohem Tannenwald beſtanden, und mit einem grünen Tuche des feinſten Mooſes überhüllet.

Da in dieſem Becken buchſtäblich nie ein Wind weht, ſo ruht das Waſſer unbeweglich, und der Wald und die grauen Felſen, und der Himmel ſchauen aus ſeiner Tiefe heraus, wie aus einem ungeheuern ſchwarzen Glasſpiegel. Ueber ihm ſteht ein Fleckchen der tiefen, eintönigen Himmelsbläue. Man kann hier Tagelang weilen und ſinnen und kein Laut ſtört den durch das Gemüth ſinkenden Gedanken, als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geiers.

Oft entſtieg mir ein und derſelbe Gedanke, wenn ich an dieſen Geſtaden ſaß: — als ſei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier anſehe — tief ſchwarz — überragt von der Stirne und Braue der Felſen, geſäumt von der Wimper dunkler Tannen — drinn das Waſſer regungslos, wie eine verſteinerte Thräne.

Rings um dieſen See, vorzüglich gegen Baiern ab, liegen ſchwere Wälder, manche nie beſuchte einſame Thalkrümme ſammt ihren Bächlein zwiſchen den breiten Rücken führend, manche Felſenwand ſchiebend mit den tauſend an der Sonne glänzenden Flittern, und manche Waldwieſe dem Tagesglanze unterbreitend einen ſchimmernden Verſammlungsſaal des manigfachſten Wildes.

Dieſes iſt der eine der zwei obbemerkten Punkte. Laſſet uns nun zu dem andern übergehen. Es iſt auch ein Waſſer, aber ein freundliches, nämlich das leuchtende Band der Moldau, wie es ſich darſtellt von einem Höhenpunkt deſſelben Waldzuges angeſehen, aber etwa zehn Wegeſtunden weiter gegen Sonnenaufgang. Durch die duftblauen Waldrücken noch glänzender, liegt es geklemmt in den Thalwindungen, weithin ſichtbar, erſt ein Lichtfaden, dann ein flatternd Band, und endlich ein breiter Silbergurtel um die Wölbung dunkler Waldesbuſen geſchlungen — dann, bevor ſie neuerdings ſchwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, quillt ſie auf Augenblicke in ein lichtes Thal hervor, das wie ein zärtlich Auge aufgeſchlagen iſt in dem ringsum trauernden Waldesdunkel. — Das Thal trägt dem wandernden Waldwaſſer gaſtliche Felder entgegen, und grüne Wieſen, und auf einer derſelben, wie auf einem Sammtkiſſen, einen kleinen Ort mit dem ſchönen Namen Friedberg. — Von da, nach kurzem Glanze, ſchießt das Wellenſilber wieder in die Schatten erſt des Jeſuiterwaldes, dann des Kienberges, und wird endlich durch die Schlucht der Teufelsmauer verſchlungen.

Der Punkt, von dem aus man faſt ſo weit als es hier beſchrieben, den Lauf dieſer Waldestochter überſehen kann, iſt eine zerfallene Ritterburg, von dem Thale aus wie ein luftblauer Würfel anzuſehen, der am oberſten Rande eines breiten Waldbandes ſchwebet. Friedbergs Fenſter ſehen gegen Südweſten auf die

Ruine, und deſſen Bewohner nennen ſie den Thomasgipfel oder Thomasthurm, oder ſchlechthin St. Thoma, und ſagen, es ſei ein uraltes Herrenſchloß, auf dem einſt grauſame Ritter wohnten, weßhalb es jetzt verzaubert ſei und in tauſend Jahren nicht zuſammenfallen könne, ob auch Wetter und Sonnenſchein daran arbeite.

Oft ſaß ich in vergangenen Tagen in dem alten Mauerwerke, ein liebgewordenes Buch leſend, oder bloß den lieben aufkeimenden Jugendgefühlen horchend, durch die ausgebröckelten Fenſter zum blauen Himmel ſchauend, oder die goldnen Thierchen betrachtend, die neben mir in den Halmen liefen, oder ſtatt all deſſen bloß müßig und ſanft den ſtummen Sonnenſchein empfindend, der ſich auf Mauern und Steine legte — — oft und gern verweilte ich dort, ſelbſt als ich das Schickſal Derer noch nicht kannte, die zuletzt dieſe wehmüthige Stätte bewohnten.

Ein grauer viereckiger Thurm ſteht auf grünem Weidegrunde, von ſchweigendem, zerfallenem Außenwerke umgeben, tauſend Gräſer, und ſchöne Waldblumen, und weiße Steine im Hofraume hegend, und von außen umringt mit vielen Platten, Knollen, Blökken und andern wunderlichen Granitformen, die ausgeſäet auf dem Raſen herumliegen. Keine Stube, kein Gemach iſt mehr in wohnbarem Zuſtande, nur ſeine Mauern, jedes Mörtels und Anwurfes entkleidet, ſtehen zu dem reinen Himmel empor, und tragen hoch oben manche einſame Thür, oder einen unzugänglichen Söller, nebſt einer Fenſterreihe, die jetzt in keinem Abendroth mehr glänzen, ſondern eine Wildniß ſchöner Waldkräuter in ihren Simſen tragen. — Keine Waffen hängen an den Mauerbögen, als die hundert goldenen Pfeile der ſchief einfallenden Sonnenſtrahlen; keine Juwelen glänzen aus der Schmuckniſche, als die ſchwarzen befreundeten Aeuglein eines brütenden Rothkehlchens; — kein Tragebalken führt vom Mauerrande ſein Dach empor, als manch ein Fichtenbäumchen, das hoch am Saume im Dunkelblau ſein grünes Leben zu beginnen ſucht. — Keller, Gänge, Stuben — Alles Berge von Schutt, geſucht und geliebt von mancher dunkeläugigen Blume. Einer der Schutthügel reicht von innen bis gegen das Fenſter des zweiten Stockwerkes empor. Dem, der ihn erklimmt, wird ein Anblick, der, obwohl im geraden Gegenſatze mit den Trauerdenkmalen ringsum, dennoch augenblicklich fühlen läßt, daß eben er die Vollendungslinie um das beginnende Empfinden lege, nämlich: über alle Wipfel der dunklen Tannen hin ergießt ſich dir nach jeder Richtung eine unermeſſ'ne Ausſicht, ſtrömend in deine Augen und ſie faſt mit Glanz erdrückend. — Dein ſtaunender und verwirrter Blick ergeht ſich über viele, viele grüne Bergesgipfel in webendem Sonnenduſte ſchwebend, und geräth dann hinter ihnen in einen blauen Schleierſtreifen — es iſt das geſegnete Land jenſeits der Donau mit ſeinen Getreidehängen und Obſtwäldern — bis der Blick endlich auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Geſichtskreis einfaſſet: die noriſchen Alpen. — Der große Priel glänzt an heitern Tagen wie eine lichte Flocke am Himmelsblaue hängend, — der Traunſtein zeichnet eine blaſſe Wolkenkontur in den Kriſtall des Firmaments. — Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht wie ein luftiger Feengürtel um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum ſichtbare Lichtſchleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrſcheinlich die Schneeberge der ferneren Züge.

Dann wende den Blick auch nordwärts; da ruhen die breiten Waldesrücken und ſteigen lieblich ſchwarzblau dämmernd ab gegen den Silberblick der Moldau; — weſtlich blauet Forſt an Forſt in angenehmer Färbung, und manche zarte ſchöne blaue Rauchſäule ſteigt fern aus ihm zu dem heitern Himmel auf. Es wohnet unſäglich viel Liebes und Wehmüthiges in dieſem Anblicke.

Und nun, lieber Wanderer, wenn du dich ſatt geſehen haſt, ſo gehe jetzt mit mir zwei Jahrhunderte zurück, denke weg aus dem Gemäuer die blauen Glocken, und die Maßlieben und den Löwenzahn, und die andern tauſend Kräuter; ſtreue dafür weißen Sand bis an die Vormauer, ſetze ein tüchtig Buchenthor in den Eingang und ein ſturmgerechtes Dach auf den Thurm, ſpiegelnde Fenſter in die Mauern, theile die Gemächer, und ziere ſie mit all dem lieben Hausrath und Flitter der Wohnlichkeit — dann, wenn Alles iſt wie in den Tagen des Glückes, blank, wie aus dem Guſſe des Goldſchmiedes kommend — — dann geh' mit mir die mittlere Treppe hinauf in das erſte Stockwerk, die Thüren fliegen auf — — — Gefällt dir das holde Paar?

Es ſind die Töchter Heinrich's des Wittinghauſers, in deſſen Wohnung du dich befindeſt

— Wittinghauſen hieß vor Zeiten das Schloß, ehe es von einem in der Nähe erbauten und nun ebenfalls verfallenden Kirchlein den Namen St. Thoma erhielt.

Die Jüngere ſitzt am Fenſter und ſtickt, und obwohl es noch früh am Morgen iſt, ſo iſt ſie doch ſchon völlig angekleidet und zwar mit einem mattblauen Kleide nach der ſo maleriſchen Art, wie wir ſie noch hie und da auf Gemälden aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ſehen. Alles iſt nett. Aermel und Mieder ſchließen reinlich, jede Falte der Schleppe liegt bewußtvoll, jede Schleife ſitzt wohlberechtigt, und jede Buffe gilt, und über dem Ganzen des Trachtenbaues ſchwebt als Giebel ein ſchönes Köpfchen, über und über blondlockig, und ſchaut faſt wunderſelig jung aus der altväteriſchen Kleiderwolke. Man ſieht es offenbar, ſie hat hohe Freude an ihrem Anzuge, und hat ihn auch deßwegen ſchon ganz und gar an. Zu den blonden Locken ſtehen ſeltſam die dunkelbraunen, faſt ſchwarzen Augen, wenn ſie mit ihnen gelegentlich erſchrocken oder neugierig emporleuchtet — aber dann liegen ſie ſo rein und rund in ihrem Rahmen, daß man ſieht, wie die junge Seele, unberührt von Schmerz und Leidenſchaft, noch ſo arglos zutäppiſch durch ihre Fenſterlein herausſchaut, weil die Welt gar ſo groß und prächtig iſt. Den Locken nach iſt ſie älter, als achtzehn, den Augen nach, jünger als vierzehn Jahre. Vielleicht ſteht ſie mitten.

Die Aeltere iſt noch nicht angezogen. Sie ſitzt in einem weißen Nachtkleide auf einer Art von Ruhebett auf dem ſie viele Papiere und Pergamentrollen ausgebreitet hat, in denen ſie herumſucht. Eine Fülle äußerſt ſchwarzer Haare iſt aufgelöſt und ſchneidet im breitem niedergehendem Strome den faltenreichen Schnee des Nachtgewandes. Das Geſicht iſt fein und geiſtreich, nur etwas blaß, daher die Augen deſto dunkler daraus vorleuchten, da ſie den Haaren entſprechend ſind, tief ſchwarz, und faſt noch größer, als die braunen der Schweſter.

Das Zimmer iſt das Wohn- und Schlafgemach der Mädchen; denn in ſeiner Tiefe ſtehen die zwei aus Eichenholz geſchnitzten Bettgeſtelle, jedes überwölbt mit einem ſeidenen Baldachin und umlegt mit blühenden Teppichen; — Seſſel und Schemel ſtehen verſchoben, als eben gebraucht und zum Theil bedeckt mit Stücken weißen Nachtzeuges. Die Betſchemel ſtehen jeder in einer andern Fenſterbrüſtung, daß ſich die betenden Schweſtern nicht ſehen können; denn die Andacht iſt verſchämt, wie die Liebe. Auf dem Putztiſche iſt nur ein hoher ſchmaler Spiegel und echte Schmuckſtücke. Es iſt noch ſehr früh am Morgen, wie die langen Schatten und die Silberblitze an den thaufeuchten Tannen draußen zeigen. Der Tag iſt ganz heiter, die Alpenkrone liegt in den zwei Fenſtern, wie in einem Rahmen, und ein glänzender Himmel ſpannt ſich darüber weg.

Die am Fenſter ſtickt emſig fort, und ſieht nur manchmal auf die Schweſter. Dieſe hat mit einmal ihr Suchen eingeſtellt, und ihre Harfe ergriffen, aus der ſchon ſeit länger einzelne Töne wie träumend fallen, die nicht zuſammenhängen, oder Inſelſpitzen einer untergeſunkenen Melodie ſind.

Plötzlich ſagte die jüngere: „Siehe, Clariſſa, wenn du auch die Melodie verbergen willſt, ich kenne doch das Lied, das du ſchon wieder ſingen möchteſt.—“

Die Angeredete, ohne zu antworten, ſang mit leiſer Stimme die zwei Verſe:

„Da lagen weiße Gebeine,
Die gold'ne Kron' dabei.“

Dann ließ ſie ab vom Spiele, und ohne die Harfe wegzuſtellen, ſah ſie durch die Saiten in das unſchuldige Angeſicht der Schweſter.

Dieſe erwiederte mit den guten runden Augen den Blick, und ſagte dann faſt ſchüchtern: „ich weiß nicht, das Lied iſt mir ſo unheimlich, es ahnt einen Unglückliches an — und der Inhalt iſt ſo ſchauerlich — — auch weißt du ja, daß es der Vater nicht gern höret, daß du gerade dieſes Lied ſingeſt — —“

„Sieh, und dennoch hat es Einer gedichtet, der ſehr ſanft und gut war,“ fiel die ältere Schweſter ein.

„So hätte er gleich lieber ein ſanfteres und freundlicheres dichten können,“ erwiederte die jüngere, „denn ein Lied muß gut und hold ſein, daß man es liebet, und nicht fürchtet, wie dieſes.“ Clariſſa ſah bei dieſen Worten mit einer ſo gütigen Zärtlichkeit auf die Schweſter, faſt wie eine Mutter, und ſagte: „o du gutes Ding, du treuherziges, wie biſt du noch gar ſo jung! — — — Jene Furcht, jenes Schauern iſt ja eben der Abgrund unſeres Gewiſſens, und verſöhnt zuletzt zu gedoppelter Güte “

Nein, nein,“ antwortete die andere; „ich bin lieber gleich vom Anfange gut. Ein Lied muß bei mir lieb und hell ſein, wie der heutige Tag, kein Wölkchen, ſo weit du ſchauen magſt, lauter Blau und lauter Blau, das reinſte und freundlichſte Blau. Deine Melodieen ſind jetzt immer wie Nebel und Wolken, oder gar wie Mondſchein, der wohl auch ſchön iſt, aber bei dem man ſich fürchtet.“

„O die vielgeliebten, ſchwebenden, webenden Wolken,“ entgegnete Clariſſa, „wie ſie aufblühen in der Oede des Himmels, um die Berge glänzen und träumen, ſchimmernde Palläſte bauen, maſſenweiſe ſich ſonnen, und Abends ſo liebroth entbrennen, wie ſchlafmüde Kinder! — — — O Johanna, liebes Mädchen, wie biſt du noch dein eigner Himmel, tief und ſchön und kühl! Aber es werden in ihm Düfte emporſteigen, — der Menſch gibt ihnen den Mißnamen Leidenſchaft — du wirſt wähnen, ſie ſeien wonnevoll erſchienen, Engel wirſt du ſie heißen, die ſich in der Bläue wiegen — aber gerade aus ihnen kommen dann die heißen Blitze, und die warmen Regen, deine Thränen — und doch auch wieder aus dieſen Thränen baut ſich jener Verheißungsbogen, der ſo ſchön ſchimmert und den man nie erreichen kann — — — der Mondſchein iſt dann hold und unſre Melodieen weich. — — Kind, es gibt Freuden auf der Welt, von einer Ueberſchwenglichkeit, daß ſie unſer Herz zerbrechen könnten — — und Leiden von einer Innigkeit — — — o ſie ſind ſo innig!! —"

Johanna ſtand ſchnell auf, ging zu ihrer Schweſter, und küßte ſie unſäglich zärtlich auf den Mund, indem ſie beide Arme um ihren Hals ſchlang, und ſagte: „So biſt du, ich weiß es; dein Herz thut dir weh, liebe Schweſter; aber denke, der Vater liebt dich, der Bruder, ich, und gewiß alle Menſchen, weil du ſo gut biſt, wie ſonſt gar kein Menſch; aber ſprich nicht ſo — ſinge lieber, ſinge alles, ſelbſt das von dem König. Ich weiß, daß du heute ſchon ſeit dem Aufſtehen daran dachteſt."

Clariſſa küßte ſie zweimal recht innig entgegen auf die Kinderlippen, an deren unbewußter ſchwellender Schönheit ſie wie ein Liebender Freude hatte, und ſagte dann lächelnd: „Schaffe dir keine Sorgen, liebes Herz, ich werde fleißig mit dir arbeiten, daß unſer Vater Vergnügen an den ſchönen Blumen habe, die unter deinen Händen erwachſen." Sie ſetzte ſich an die entgegengeſetzte Seite des Stickrahmens, und während Johanna an den Blumen arbeitete, begnügte ſie ſich den Grund auszufüllen. Sie ſprachen noch vielerlei, dann ſchwiegen ſie — dann ſprachen ſie wieder, aber immer blieb als Grundton die Innigkeit zweier herzlieben Geſchwiſter, wobei jedoch die ältere eine Art ſanfter Vormundſchaft ausübte. Die Kleine hatte etwas auf dem Herzen, ſo ſchien es; denn ſie holte ſchon einige Male aus — aber jetzt nahm ſie ſich einen Anlauf, und brachte einen kühnen Wildſchützen daher, von dem ſie gehört habe, daß er die weſtlichen Wälder zu ſeiner Wohnung erkoren, die damals ungleich größer waren, als jetzt. Es seien von ihm die ſonderbarſten Gerüchte im Umlaufe. Sie erzählte, daß ſie geſtern gehört habe, daß er mit keiner andern Kugel als einer geweihten erſchoſſen werden könne, und daß er in der Nacht mit Männern Unterredungen habe, die gar nicht von Fleiſch und Blut ſind.

Clariſſa widerſprach dieſem, und meinte, derlei dichte der Aberglaube dazu, wahrſcheinlich gäbe es gar nicht einmal einen ſolchen Mann, da ſich das Volk nur ſo gern in ſchaurigen Berichten gefalle.

„Wohl, wohl gibt es einen ſolchen,“ fiel Johanna eifrig ein.

„Und wenn auch," antwortete Clariſſa, „ſo iſt er gewiß nicht das, wofür man ihn hält."

„O vielleicht iſt er etwas noch viel Aergeres — weißt du von jenem unglücklichen Müller in Spitzenberg — den hat er erſchoſſen.

„Rede doch nicht ſo freventlich nach, was nicht erwieſen iſt. Jener Müller ließ ſich zu Kundſchaft in dem ſchwediſchen Heere gebrauchen, deßhalb iſt er erſchoſſen worden."

„Ja, ſo hat man vermuthet, aber Niemand kann es erweiſen — und daß ich es dir nur geſtehe — ich habe geſtern Abends zugehört, als der Jägerburſche, der dem Vater den Brief vom Ritter brachte, in der Geſindſtube von dieſem Manne erzählte. Er iſt groß und ſtark wie ein Baum, trägt einen wilden Bart, und geht Tagereiſen weit mit ſeiner langen Flinte durch die Wälder. Von den Menſchen, die hier im flachen Lande wohnen, haben ihn noch wenige geſehen, aber der Jägerburſche ſah ihn ſchon ſo nahe, wie ich dich — und er und kein Anderer hat den Mord verübt. Man fand den Müller im Parkfriedergehölze beim Muttergottesbilde, wo ſich die Wege theilen, und keine einzige Wunde an ſeinem Leibe, als das Loch der kleinen Kugel durch die Schläfe, und kein Menſch, als nur dieſer Wildſchütze, gebraucht ſo kleine Kugeln. Dann ſagte er noch etwas, das aber zu gottlos iſt, als daß es wahr ſein könnte.“

„Nun?“

„Daß dieſer Mann ſein Gewehr nur losſchießen dürfe, und er treffe doch immer Den, den er ſich denke.“

„Wie magſt du nur ſolchen Reden zuhören,“ ſagte Clariſſa ſehr ernſt, das iſt blinder leerer Frevel. Wie könnte denn Gott, der allmächtige Herr des Weltalls, ſolche böſe Wunder zulaſſen, wenn er wollte, daß wir noch fürder ſeinen Einrichtungen trauen ſollten, wie es ja doch unſre Pflicht und unſre Freude iſt.“

„Ich habe es ja auch nicht geglaubt,“ ſagte Johanna treuherzig; „aber da ich zuhörte, und ſah, wie unſre Mägde faſt erbleichten, ſo ſchauderte es mich auch, und trotz dem, daß ich gehen wollte, horchte ich doch wieder auf ſeine Worte hin. Er hat alles ſo lebendig beſchrieben, auch die Wälder alle dort oben, unermeßlich und undurchdringlich, ſo daß unſre nur Gärten dagegen ſind. Ein ſchöner ſchwarzer Zauberſee ſoll in ihrer Mitte ruhen, und wunderbare Felſen und wunderbare Bäume um ihn ſtehen, und ein Hochwald ringsherum ſein, in dem ſeit der Schöpfung noch keine Axt erklungen. Der Jäger ſagte, daß er wohl bisher noch nicht ſo tief hineingedrungen ſei, um zu dem Waſſer zu gelangen, aber nächſtens würde er es thun, und da trägt er auch einen geweihten ſilbernen Knopf bei ſich, um den Wildſchützen und Mörder niederzuſchießen, ſobald er ihn anſichtig wird; denn gegen Blei iſt er feſt.“

„Warum that er es denn nicht ſchon,“ ſagte Clariſſa, „da er ihn, wie du ſagſt, ſchon öfters ſah? — Siehſt du, du biſt ein argloſes Närrchen, und der Burſche iſt ein prahlender Schalk, der euch gern ſchaudern machte, daß er als deſto größrer Held erſcheine. An deiner Stelle hätte ich gar nicht zugehört. Jener Mann iſt wohl nur ein harmloſer Schütze — oder es exiſtirt ganz und gar kein ſolcher; denn Alle, die je in jene Waldländer geriethen, fanden eine ſchöne Wildniß voll geſunder Blumen, Kräuter und herrlicher Bäume, die Wohnung unzähliger fremder Vögel und Thiere, aber nicht das mindeſte Verdächtige.“

„Aber in den Glöckelbergen ſchwemmte der Bach erſt neulich die Knochen eines Oberkopfes aus, in denen die kleine Kugel ſteckte.“

„Nun laß gehen," ſagte Clariſſa lächelnd; — „über dem Gewimmel deiner Wälder, Seeen und Knochen und Jäger hat dir dieſe Roſe ein häßlich Eck bekommen."

Johanna, eben in dem Alter des größten Wucherns der Räuber- und Zauberfantaſieen, wollte nicht ſo leicht ablaſſen, jedoch Clariſſa ließ ſich nicht mehr hinlenken, und ſo kam das Geſpräch auf die Stickerei, da Johanna die angegriffene Roſe vertheidigte, und wurde mit jener Folgerichtigkeit fortgeführt, die ſie jetzt auf Tanz und Sterbefälle bringt, jetzt auf Kriegsrüſtungen, Lavendel, Eingeſottenes und Kometen. Wie des Blutes Welle aus dem Herzen hüpfet, ſpringt das leichte Gedankengeſchwader mit, die Kinderzunge plaudert ſie heraus, das runde Auge ſchaut uns groß und freundlich an — und unſer Herz muß ſie mehr lieben, als alle Weisheit der Weiſen. So über alle Maßen koſtbar iſt das reine Werk des Schöpfers, die Menſchenſeele, daß ſie, noch unbefleckt und ahnungslos des Argen, das es umſchwebt, uns unſäglich heiliger iſt, als jede mit größter Kraft ſich abgezwungene Beſſerung; denn nimmermehr tilgt ein ſolcher aus ſeinem Antlitz unſern Schmerz über die einſtige Zerſtörung

— und die Kraft, die er anwendet, ſein Böſes zu beſiegen, zeigt uns faſt drohend, wie gern er es beginge: wir bewundern ihn, aber mit der natürlichen Liebe quillt das Herz nur Dem entgegen, in dem kein Arges exiſtirt. Daher ſagte vor zweitauſend Jahren jener Eine: „Wehe dem, der eines dieſer Kleinen ärgert!“ Und wenn wir ſo die zwei ſchönen Angeſichte gegenüberſehen, ihre Worte hören, jedes ein durchſichtiger Demant, gefaßt in das Silberklar der Blicke, ſo däucht uns das einfache Gemach, obgleich umlegt mit Geräthen täglichen Gebrauches, dennoch geweiht und rein, wie eine Kirche.

Die Sonne hatte ſich allbereits über den Wald geſchwungen, der Vormittag glänzte und funkelte über den ſchweigenden Wipfeln, und ein lichter Sonnenſtreifen begann ſich gemach über die Stickerei zu legen — ſiehe, da pochte es draußen ehrbar leiſe an der Thür, Einlaß heiſchend. Johanna ſprang auf, und öffnete eilig den noch vorgeſchobenen Riegel. Es trat ſofort ein Mann herein, freundlich Willkommen bringend — der Vater der Mädchen, der in ihr Morgengemach ſo beſcheiden und ehrfürchtig eintrat, wie ein Fremder. Er war damals ſchon hoch in den Jahren, aber ein wunderſchöner Greis, eine Geſtalt, als träte ſie aus einem Rahmen Van Dyk's — in ſchwarzen Sammt gekleidet, hoch und ſtattlich, weißen Haupthaares und eines Bartes, der glänzend auf die ſchöne breite Greiſenbruſt herniederwallte, — ein Auge, ſtark gewölbt und ſprechend unter einer felſigen, gefurchten Stirne — ſo hob ſich die Erſcheinung faſt in jene Zeit der Seher und Propheten hinüber, eine Ruine gewaltiger Männerkraft und Männergröße, eine Ruine, jetzt nur noch beſchienen von der milden Abendſonne der Güte, wie ein ſtummer Nachſommer nach ſchweren lärmenden Gewittern — wie der müde Vollmond auf den Garben des Erntefeldes — — die ſtille, milde, tiefe Güte. Er war eine der wenigen damals noch ſichtbaren Figuren des abgeblühten Ritterthums, ſo unpaſſend für ſeine Mitwelt, wie eine Zeitloſe auf der plattgeſchornen Herbſtwieſe, da die andern Blumen alle längſt in die Scheunen geſammelt ſind.

Beide Kinder hängen an ſeinen Augen. Er heißt ſie fortſticken — und da ſie es thun, weilt ſein Blick ungeſehen auf ihnen mit Ernſt und Liebe. Er beſieht die Arbeit und lobt ſie, fragt Dieſes und Jenes und weiß immer eine Antwort, die wie Oel in ihre Herzen fließet.

Da die Mutter der Mädchen ſchon vor zehn Jahren geſtorben war, ſo war es um ſo rührender, den alten Mann unter den mutterloſen Töchtern zu ſehen — es iſt eine Art von Zartheit darinnen, wie er mit ihnen umgeht, um ihnen das verlorne Mutterherz zu erſetzen. Vorzugsweiſe beſchäftigt er ſich mit der jüngeren, als ſei ſie es noch am bedürftigſten.

Nachdem er ſie befragt, ob ſie in ihrem kleinen Haushalte etwas benöthigten, ob keine Farbe der Stickerei auszugehen drohe, ob ihre Kleider und Stoffe in gutem und prunkendem Stande ſeien, ob keine Magd oder Zofe etwas verſchuldet, oder ob ſie ſonſt nichts vermißten oder wünſchten — und als er auf all dieß lauter „Nein“ oder lauter „guter, lieber Vater“ zur Antwort erhielt, ſo lächelte er, und ſagte, er habe gleichwohl die ſchönſten und ſeltenſten Dinge aus der Stadt Augsburg zum Anſehen und Ausſuchen verſchrieben, und wie er der feſten Hoffnung ſei, daß ſie binnen jetzt und acht Tagen da ſein müßten, und daß er Ehre und Freude damit einlegen werde. Sie mögen ſich bis dahin nur recht mit Wünſchen und

Vorſpiegelungen rüſten, was Noth thäte, und was man vielleicht, wäre es dabei, wählen würde, und was nicht. Ferner, als ob er ein Bitteres und Ungewünſchtes vor ſeinem eigenen Herzen noch hinausſchieben möchte, ging er in all ihre Kleinigkeiten ein, und nahm ernſthaften Antheil — — an Johannens Hühnern, an ihrem Rehe und Schwarzkehlchen, an ihren Fenſterblumen — an Clariſſens Harfe und Zeichenbüchern, an Briefen und am Befinden entfernter Freundinnen — und zuletzt that er an Blondköpflein die Frage, ob ſie wohl nie ihr Abendgebet verſchlummere, wie noch vor wenig Jahren, wo man ſie oft vom Söller oder Gartenanger rothgeſchlafen auflas, und bei noch ſchimmernder Abendſonne mühſelig entkleidete — und als er endlich gar Beide mit Rührung fragte, ob ſie denn auch allemal im Gebete der verſtorbenen Mutter gedächten: ſo ahnete es ihnen wohl, daß er etwas auf dem Herzen trage, was er ſich ſcheue, ihnen zu eröffnen; denn es war eine der holdeſten Blüthen an dem kraftvollen Greiſe, daß er, wie ganze und ſtarke Menſchen ſo oft, mit der Sorge des Vaters um ſeine Töchter auch faſt eine Scheu vor ihnen darlegte, wie ein Geliebter, und da ihre Verehrung und Hochachtung noch unbegränzter war, ſo hingen ihre Augen wohl mit Aengſtlichkeit an ſeinen Mienen, aber keine getraute ſich zu fragen. Die Liebe, in jeder Geſtalt, iſt ſcheu, wie die Tugend, und die Ehrfurcht zaghafter, als ſelbſt die Furcht. Er verſtand ſie, wie ſie ihn verſtanden hatten.

Mit Sorgſamkeit, daß er es nicht zerknittere, nahm er ein Stück eines gefalteten Weißzeuges von einem Seſſel, rückte denſelben näher an Fenſter und Stickrahmen, und ſetzte ſich den Mädchen gegenüber, ſcheinbar noch immer, als thäte er es der Behaglichkeit willen, weniger die Mädchen, als vielmehr ſich ſelbſt mit einem Anſcheine von Unbefangenheit täuſchend.

„Ich glaube,“ begann er, „ihr habt ſchon vernommen, daß der Ritter geſtern von ſeinem Jagdausfluge zwar nicht ſelbſt zurückgekommen, aber einen Boten mit einem Schreiben geſandt habe. Sie waren ſehr glücklich und eine ganze Fracht von Wild iſt unterwegs; auch kann er nicht genug Lobes ſagen, wie ſchön und ſtill und wie abgeſchloſſen und unzugänglich jene Waldesgärten ſind, in denen er nun ſchon über vier Wochen dem Jagdvergnügen obliegt. Es iſt faſt wehmüthig zu leſen, wie ſchwer ſie Abſchied davon nehmen — er ſagt: Kein Hauch, keine Ahnung von der Welt draußen dringt hinein, und wenn man ſieht, wie die prachtvolle Ruhe Tagereiſen weit immer dieſelbe, immer ununterbrochen, immer freundlich in Laub und Zweigen hängt, daß das ſchwächſte Gräschen ungeſtört gedeihen mag, ſo hat man ſchwere Mühe, daran zu glauben, daß in der Welt der Menſchen ſchon die vielen Jahre her der Lärm des Krieges und der Zerſtörung tobe, wo das koſtbarſte und kunſtreichſte Gewächs, das Menſchenleben, mit eben ſolcher Eil' und Leichtfertigkeit zerſtört wird, mit welcher Müh' und Sorgfalt der Wald die kleinſte ſeiner Blumen hegt und auferziehet. Denkt nur, einen ſchönen Felſenberg haben ſie gefunden, der über den Wald emporragt, von wo aus man unſer Schloß erblicken kann; ſie meinen, von unſerm rothen Eckzimmer müſſen wir denſelben ſehen können. Wir wollen heute noch in demſelben das Sehrohr aufſtellen, und ſehen, ob wir den Felſenſtock entdecken können, der der Blockenſtein heißt — oder wäre es nicht gar noch ſchöner, ehe der Winter kommt, geradewegs ſelber einen Spaziergang in jene anmuthigen Wildniſſe zu machen?“

Ein zu Tode erſchrockener Blick ſchlug aus den Augen Johanna's gegen den Vater empor, und traf auf das freundlich fragende Vaterauge. Er ſtand auf, und ging einige Male unruhig im Zimmer auf und nieder, dann vor ſie tretend, die mit Angſt jede ſeiner Bewegungen hütete, ſagte er ernſt und liebreich: „Johanna, liebes furchtſames Reh — — und dennoch muß es ſein, wir werden alle zuſammen jene Wälder beſuchen — — — — antworte noch nicht; — — es thut Noth, Kinder, daß ich euch eröffne, was wir dieſen Sommer fürgeſorgt haben. Dieſer Brief iſt aus Roſenberg — hier einer aus Goldenkron — dieſer von Prag — dieſer aus Meißen und endlich einer aus Baiern. Ich habe euch ſtets mit Nachrichten aus den Kriegsfeldern verſchont, daß euer Herz nicht mit Dingen beleidiget werde, die ihr lieber nicht wiſſet; aber ich habe ein Netz über alle Kriegsplätze geſponnen, daß ich ſtets Kenntniß der ſchwebenden Sache behielt und Vorausſicht der künftigen — es geſchah zu Frommen des Vaterlandes, und zu eurem Schutze, wie es ja Gott zu meiner lieben väterlichen Pflicht gemacht. Man bereitet noch vor Winter eine Unternehmung gegen die obern Donauländer vor, deren rechter Flügel beſtimmt iſt, über unſre Berge zu gehen — dieſe Schweden kennen meinen Namen gar wohl — und auch, wenn ſie ihn nicht kennten, ſo iſt aller Grund zu glauben, daß ſie unſer Haus mitfegen werden und die erſten Schneeflocken des künftigen Winters werden wahrſcheinlich auf ſeine ſchwarzgebrannten Mauertrümmer fallen — mag es — das Haus werden wir wieder aufbauen, und für euch habe ich nach beſter Meinung geſorgt. Wie ich es mit Geld und Geldeswerth veranſtaltet, werde ich ſpäter darlegen — jetzt, was wichtiger — von euch. Es liegt ein Platz im Hochwalde, ich kenne ihn längſt, ſo einſam, ſo abſeit alles menſchlichen Verkehrs, daß kein Pfad, kein Fußtritt, keine Spur davon erſpählich iſt, überdem unzugänglich an allen Seiten, außer einer, die zu verwahren iſt — ſonſt aber wunderſam lieblich und anmuthsreich, gleichſam ein freundliches Lächeln der Wildniß, ein beruhigender Schutz- und Willkommensbrief. Auf dieſem Platze ſteht ein Haus, das ich dieſen Sommer zimmern ließ, allbereits ſchön und wohnlich für euch eingerichtet; denn dort werdet ihr wohnen, bis es hier wieder hergeſtellt und gefahrlos iſt. Kein Menſch kennt deſſen Daſein; denn die es zimmerten, ſind mir dreifach verbunden: vorerſt weil ich ſie in Eid und Pflicht nahm, dann weil ſie mir als Unterthanen ſeit Jahren mit Liebe zugethan geweſen, und endlich, weil ich nur ſolche Leute wählte, die mir zufällig vor längerer Zeit ſchon ihre ganze Baarſchaft eingehändigt, daß ich ſie als Aufbewahrtes neben meinem Eigenthume ſchütze, bis die Kriegsgefahr vorüber. Dieſe werden ſich wohl hüten, durch Verletzung ihres Eides mir Schaden zuzuwenden. Sie wurden alle über einen ſehr ſteilen Felſenweg dahingeführt, der aber nur durch geſprengte Steine unzugänglich iſt. Wir werden einen weitern Weg durch bisher unbetretenen Wald einſchlagen, wo ich es viel bequemer vermuthe, da der Boden eben iſt, und der Ritter meint, der Wald müſſe dort ſehr dünne ſein, daß man ſogar vielleicht reiten könne. Wo es ſodann beſchwerlicher wird, dort werden wir von einem Führer, der eines andern Weges von ſeiner Heimath herüberkommen wird, erwartet werden, und für euch wird eine Sänfte bereitet ſein. Der Wald, wenn auch Urwald, iſt ſo ſchön und traulich, wie bei uns, und Menſchen werdet ihr die ganze Zeit eures Aufenthaltes daſelbſt nicht ſehen, außer die zu euch gehören. So habe ich geſorgt.

und ich glaube, daß es gut ſei. — — — Und nun, Kinder, redet.“

Beide, todtenſtill, ſahen ihn an.

„Nun, Johanna,“ ſagte er lächelnd, „thut es dir ſo leid um deine Stube hier? Sieh, die dortige iſt gerade ſo gebaut, und ſo eingerichtet wie die — — Nun?“

Mit ordentlicher Mühe preßte ſie ſchüchtern die Worte heraus: „Aber ein Mörder und Wildſchütze iſt dort.“

Der Vater zuckte unwillig auf bei dieſen Worten, ſagte aber dann ſehr gelaſſen und feſt: „Es iſt keiner dort. Leid iſt es mir aber ſehr, äußerſt unangenehm iſt es mir, daß das widerſinnige Gerücht auch in eure Stube Eingang gefunden. Es iſt keiner dort, glaubt es mir; denn die drei ganzen Monate, die der Ritter abweſend war, hat er mit Felix den Wald weit und breit durchſucht, und bei allen ſeinen Randwohnern und in allen Köhler-, Holzſchläger- und Forſthütten um Grund oder Ungrund jener Gerüchte geforſcht — es war überflüſſige, aber zu unſrer eignen Beruhigung unternommene Vorſicht; kein Gedanke irgend eines ſolchen Mannes iſt dort, ſelbſt nicht die

Sage von ihm, die nur müßig in unſrer Gegend ſchweifte — aber ſehr unlieb iſt es mir um euch, denn es wird unnöthig eure Fantaſie beſchweren. Glaubſt du denn, Johanna, du abtrünnig Mädchen, dein Vater werde dich zu Räubern und Mördern führen? und wenn ein Wildſchütze dort iſt, ſo iſt es ein ſchöner alter Mann, der zu eurer Bedienung gehören wird, und den du bald ſo lieben wirſt, wie deinen eigenen Vater. Seid wohlgemuth, meine Kinder, ihr werdet von eurem neuen Wohnorte ſehr traurig ſcheiden, und wenn wir euch verkünden werden, daß dieſes Schloß wieder neu und blank herausgeputzt iſt, wie vorher nie, ſo wird wohl auch aus dem freudigen Auge ein Thränlein auf die holde Stelle fallen, von der ihr ſcheidet. Werfet das Unkraut getroſt aus eurem Herzen, und bedenket, daß in einem Monate hier die Kriegslager rauchen, und Waffentoſen, und wüſtes Handwerk ſtatt der Harfenklänge in dieſem Gemache ſchallen werden. Seid heiter und rüſtet euch. In acht Tagen wollen wir den Weg antreten. Oder wüßtet ihr noch etwas gegen den Vorſchlag?"

Sie wußten wohl Beide nichts, aber wohlgemuth waren ſie auch nicht, ſondern, wie immer, erkannten ſie ſeine Abſicht als gut, und verſprachen, in einigen Tagen zur Reiſe vollkommen vorbereitet zu ſein. In dem ſchönen und heitern Morgenzimmer, ſchwimmend im ſanften Glanze der Vormittagsſonne, geweiht durch die Anweſenheit zweier Engel, und angeſchaut von der ruhigen Naturfeier draußen, war nunmehr mit einem Male ein düſtrer Flor herniedergelaſſen, hinter dem drei beklommenene Geſichter ſtanden; der Vater wegen der Mädchen, dieſe wegen der Sache, und wie auch jedes rang nach Unbefangenheit, ſo war ſie eben deßhalb ungewinnbar.

Demgemäß trat er an das Fenſter, und ſchaute emſig nach dem Wetter, damit nur die erſte Befangenheit der Mädchen ſich etwas lüften möge, und als ſollte er die Himmelsſchäfchen zählen, die eben vom Süd heraufzukommen begannen, ſo lange und ſorglich ſah er nach ihnen, die Hand ob den Augen haltend. Die Mädchen — es iſt wunderbar, was für ein Zauber der Beruhigung in geliebten treuen Augen liegt — zwei Blicke waren es nur in die gegenſeitige Güte derſelben — — und Johannens Angſt, eben noch rieſig und unbeſiegbar, war alle ganz und gar verflogen. Der Vater kam lächelnd von dem Fenſter herüber, und ſagte, wenn ſie heute den Waldfelſen und nebſtbei auch die ſchöne ferne aufſtrebende Waldmauer ſehen wollten, in der, wie in einer Niſche, ihr hölzern Waldſchloß ſtehe, ſo müßte dies bald geſchehen, und er werde auch deßhalb das Sehrohr vorläufig im rothen Zimmer aufſtellen; denn, trügen nicht alle Zeichen, ſo käme gewiß heute noch ein Gewitter — er ſah ſchelmiſch nach Johanna, deren Lippen, ſchon wieder in allem Purpur prangend, ein leiſes Lächeln zu hegen und zu bergen ſuchten, das er gleichwohl ſah und kannte. Es gehörte nämlich zu ſeinen Schwächen, Gewitter zu prophezeihen, und wenn nach zehn ausgebliebnen eines eintraf, ſo überzeugte ſich Niemand feſter von der Untrüglichkeit ſeiner Symptome als er ſelber. Ob er aber heute ſolche Symptome an dem ſpiegelreinen Himmel entdeckte, oder ſich in der Trefflichkeit ſeines Herzens nur derlei vorgelogen, um Reiz zur Heiterkeit zu wecken — — wer könnte es entſcheiden? — Genug er war vergnügt, daß er die Pein der erſten Spannung aus den ihm lieben Angeſichtern ſchwinden ſah, und wohl wiſſend, daß, wenn er ſie verlaſſen, er ſie eben gegenſeitig in die beſten Hände gebe, ſchritt er heiter und ſcherzend der Thür zu: „Clariſſa," rief er, noch die Klinke in der Hand haltend, „du wirſt wieder mit deinem Anzuge die Ewigkeit brauchen — übereil' dich deßhalb nicht — ich habe vorher noch ein Geſchäft, und wenn ihr fertig ſeid, mögt ihr gelegentlich in die rothe Stube kommen, und es mir ſagen laſſen, — aber eilt deßhalb nicht."

Und ſomit zog er die Thür hinter ſich zu.

Einzige geliebte Menſchen! Ob ihnen auch der Vater die Ewigkeit ihres Anziehens ſelbſt in den Mund legte, als Gelegenheit ſich zu vertrauen und zu beſprechen, ſo waren ſie doch zu unſchuldig, ihn zu verſtehen, ſondern ſie ſputeten ſich maßlos, um nur irgend einen Anzug zu Stande zu bringen, daß er nicht zu lange warten dürfe.

Nur ein einziges Mal hatten ſich die Schweſtern, als er fort war, umarmt und zwei, drei heiße Küſſe auf die Lippen gedrückt als feſte, kräftige, unzerreißbare Verſicherungen und Siegel gegenſeitigen Schutzes und Beiſammenbleibens.

So wundergleich iſt die Macht der Liebe, daß ihr Strahl, wenn er bei Gefahr und Noth aus dem andern Auge bricht, ſogleich eine eherne Mauer von

Zuverſicht um unſer Herz erbauet, wenn er gleich aus den Augen eines zagen Mädchens kommt, das ſelber alles Schutzes bar und bedürftig iſt.

Freudigkeit, Zutrauen, ja ſogar Luſtigkeit, Scherzen und Neugierde war aus jenen Küſſen in die Herzen der Mädchen gekommen, und ſie lachten, wenn ſie in der übertriebnen Eile des Anziehens etwas verhaſteten und abgeſchmackt erzielten.

Sie eilten, da ſie endlich fertig waren, in das rothe Zimmer, und trafen dort den jungen Jäger, dem der Freiherr eben eine Strafpredigt über ſein geſtriges Prahlen und Haſelieren hielt — „jetzt geh',“ ſchloß er, da er die Mädchen eintreten ſah, „geh' und trolle dich — — —, nun, nun, Sebaſtian, bin ich denn ſo furchtbar,“ rief er in ſanfterem Tone dem Burſchen nach, „daß du dich ſo eilig und ſo linkiſch fortſputeſt? laſſe dir unten einen Becher Wein geben, oder meinetwegen zwei. Jetzt geh.“

Der Jäger ging und der Vater wendete ſich äußerſt vergnügt an die Mädchen. „Ei, ei, ihr ſeid ja ſehr bald fertig geworden; ſchau wie ſchön — jetzt wollen wir das Rohr aufſtellen, und durchſehen.“

Und ſo geſchah es.

2.

Waldwanderung.

Es ſind noch heutzutage ausgebreitete Wälder und Forſte um das Quellengebiet der Moldau, daß ein Bär keine Seltenheit iſt, und wohl auch noch Luchſe getroffen werden: aber in der Zeit unſerer Erzählung waren dieſe Wälder über alle jene bergigen Landſtriche gedeckt, auf denen jetzt gereutet iſt und die Walddörfer ſtehen mit ihren kleingetheilten Feldern, weißen Kirchen, rothen Kreuzen und Gärtchen voll blühender Waldbüſche. Wohl acht bis zehn Wegeſtunden gingen ſie damals in die Breite, ihre Länge beträgt noch heute viele Tagreiſen.

An dem Laufe eines friſchen Waldwaſſers, das ſo klar wie flüſſiges Glas unter naßgrünen Erlengebüſchen hervorſchießt, führt ein gewundenes Thal entlang, und in dem Thale geht heutzutage ein reinlicher Weg gegen das Holzdorf Hirſchbergen, das ſeine maleriſchen hölzernen Waldhäuſer zu beiden Seiten des Baches auf die Abhänge herumgeſtreut hat. Dieſe Abhänge prangen mit Matten der ſchönſten Bergkräuter, und mit mancher Heerde, deren Geläute mit einzelnen Klängen ſanft emporſchlägt zu der oben harrenden Stille der Wälder. Damals aber war weder Dorf, noch Weg, ſondern nur das Thal und der Bach, jedoch dieſe noch ſchöner, noch friſcher, noch jungfräulicher, als jetzt, beſetzt mit hohen Bäumen der verſchiedenſten Art. An der einen Seite des Waſſers ſtanden ſie ſo dünne, daß ſich der grüne Raſen, wie ein reines Tuch zwiſchen den Stämmen dahinzog, ein Teppich, weich genug ſelbſt für den Fuß einer Königstochter. Aber kein Fuß, ſchien es, hat ſeit ſeinem Beginne dieſen Boden berührt, als etwa der leichte Tritt eines Rehes, wenn es zu dem Bache trinken kam, oder ſonſt zwiſchen den Stämmen und Sonnenſtrahlen luſtwandeln ging. Heute aber war der Tag gekommen, wo die Heerſchaar der Gräſer und Blümlein dieſes Raſens, ungleich ihren tauſendjährig ſtillen und einſamen Ahnherren, zum erſtenmale etwas Anderes ſehen ſollten, als Laubgrün und Himmelsblau, und etwas Anderes hören, als das Gemurmel der Wellen.

Klare, liebliche, ſilberhelle Menſchenſtimmen — Mädchenſtimmen — drangen zwiſchen den Stämmen vor, unterbrochen von dem theilweiſen Anſchlage eines feinen Glöckleins. — — Gleichſam wie lauſchend dem neuen Wunder hielt die Wildniß den Athem an, kein Zweig, kein Läubchen, kein Halm rührte ſich — die Sonnenſtrahlen traten ungehört auf das Gras, und prägten grüngoldne Spuren — die Luft war unbeweglich, blank und dunkelblau — nur der Bach von ſeinem Geſetze gezwungen, ſprach unaufhörlich fort, flüchtig über den Schmelz ſeiner Kieſel ſchlürfend wie über eine bunte Glaſur. — Näher und näher klangen Stimmen und Glöcklein. — Plötzlich ſprang eine Geſtalt vor — elfig, wie einſt Libuſſa's Mutter in ſchneeweißem Kleide ſaß ſie auf ſchneeweißem Pferdlein, das ſo zartfüßig wie ein Reh kaum den Raſen eindrückend, halb hüpfend, halb ſpielend ſeine Laſt wie eine ſchwebende Feder zwiſchen den Stämmen hervortrug; — zwei Demanten leuchteten voran, neugierig das fernere Geheimniß des Waldes ſuchend — Johanna's

Augen waren es, die heiter, glänzend, freudig vorausflogen, um die Schönheit des Tages und die ausnehmende Lieblichkeit des Plätzchens vorweg zu genießen — auch das Pferdchen, Luſt gewinnend, zwiſchen den hochſchaftigen weitſtehenden Bäumen, ſpielte neckiſch vorwärts, baumelnd und neigend mit Kopf und Hals, als wollte es zu eigener Freude recht oft das ſilberne Glöcklein erklingen laſſen, das es an himmelblauem Bande um den Nacken trug. Hinter Johanna erſchien nun auch Clariſſa, auf einem ähnlich gezäumten Pferde, das aber hellbraun und ohne den kindiſchen Schmuck des Glöckleins war. Sie trug ebenfalls ein weißes Kleid.

Auch der ſtattliche alte Ritter wurde ſofort ſichtbar und ihm zur Seite ein ſchöner blonder Jüngling, oder vielmehr faſt noch ein Knabe, der oben angeführte Felix, der Bruder der Mädchen, beide zu Pferde, und endlich noch ein fünfter Reiter, ein hoher Mann mit ſprechendem Antlitze, nachläſſig edel ſein Pferd zwiſchen den ſchlanken Waldſäulen vorwärts geleitend, — und, wie es ſchien, in ſeine dunklen Augen nachdenklich einprägend die ſo ſchönen vor ihm ſchwebenden, ſchuldloſen Geſtalten.

Die Waldblumen horchten empor, das Eichhörnchen hielt auf ſeinem Buchenaſt inne, die Tagfalter ſchwebten ſeitwärts, als ſie vordrangen, und die Zweiggewölbe warfen blitzende grüne Karfunkel und fliegende Schatten auf die weißen Gewänder, wie ſie vorüberkamen; der Specht ſchoß in die Zweige, Stamm an Stamm trat rückwärts, bis nach und nach nur mehr weiße Stückchen zwiſchen dem grünen Gitter wankten — und endlich ſelbſt die nicht mehr — aber auch der Reiter tauchte in die Tiefe des Waldes, und verſchwand, und wieder nur der glänzende Raſen, die lichtbetupften Stämme, die alte Stille und Einöde und der dareinredende Bach blieben zurück, nur die zerquetſchten Kräutlein ſuchten ſich aufzurichten und der Raſen zeigte ſeine zarte Verwundung. — Vorüber war der Zug — unſer lieblich Waldplätzchen hatte die erſten Menſchen geſehen.

Immer entlang dem Waldbache, aber ſeinen Waſſern entgegen geht der Zug, ſich vielfach windend, und biegend, um den tiefer hängenden Aeſten und dem dichteren Stande der Bäume auszuweichen. — Sie betrachten und vergnügen ſich an den mancherlei Geſtaltungen des Waldes. Die vielzweigige Erle geht am

Waſſer hin, die leichte Buche mit den ſchönfarbigen Schaften, die feſte Eiche, die ſchwanken Halme der Fichten ſtehen geſellig, und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen, die Eſpe rührt hiebei gleich alle ihre Blätter, daß ein Gezitter von Grün und Silber wird, das die Länge lang nicht auszutaumeln und auszuſchwingen vermag — der alte Ahorn ſteht einſam und greift langarmig in die Luft — die Tannen wollen erhabne Säulengänge bilden, und die Büſche, Beeren und Ranken, gleichſam die Kinder, ſind abſeits und zurück in die Winkel gedrängt, daß mitten Raum bleibe für hohe Gäſte. Und dieſe ſind auch gekommen. Frei und fröhlich ziehen ſie das Thal entlang.

Wer die Geſichter der Mädchen anſieht, wie ſie doppelt rein und zart neben dem dunklen Grunde des Waldlaubes dahinſchweben, wie ſie blühend und vergnügt aus dem wallenden weißen Schleier des Kopfſchmuckes herausblicken — der hatte nicht gedacht, daß ſie ſich noch kürzlich ſo ſehr vor dieſen Wäldern fürchteten und ſcheuten. Johanna blieb faſt immer an der Spitze, wie ſie ihrer Natur gemäß, ſich vorher unmäßig fürchtete, ſo freute ſie ſich auch jetzt unmäßig — und von dem zarten Roth, das ſie ſich beim Abſchiede vom Hauſe in die Augen geweint hatte, war keine Spur mehr ſichtbar.

Die Pracht und Feier des Waldes mit allem Reichthume und aller Majeſtät drang in ihr Auge und legte ſich an ihr kleines Herz, das ſo ſchnell in Angſt, aber auch ſo ſchnell in Liebe überfloß — und jeder Schritt gab ihrer Einbildungskraft neuen Stoff, war es nun ein ſeltſamer Strauch, mit fremden glühend rothen Beeren überſchüttet, oder war es ein mächtiger Baum von ungeahnter Größe — oder die ſchönen buntfarbigen Schwämme, die ſich an Stellen ſchoben und drängten, oder war es ein plötzlich um eine Ecke brechender Sonnenſtrahl, der die Büſche vor ihr in ſeltſames grünes Feuer ſetzte, und aus unſichtbaren Waldwäſſerchen ſilberne Funken lockte, — oder war es endlich dieſer oder jener Ton, der als Schmelz, oder Klage, als Ruf oder Mahnung aus der Kehle eines Waldvogels tief aus den ferneren geahneten Waldſchooßen drang. — Alles fiel in ein ſchon aufgeregtes empfangendes Gemüth. Clariſſa's edles Angeſicht lag liebreich ruhevoll dem Himmel offen, der zwiſchen den Aeſten feſtlich wallend ſein Blau hereinhängen ließ, und erquicklich ſeine Luft um ihre lieben ſich farbenden Wangen goß; — — wie ein ſchöner Gedanke Gottes ſenkte ſich gemach die Weite des Waldes in ihre Seele, die deſſen unbewußt in einem ſtillen und ſchönen und ſanften Fühlen dahinwogte. Selbſt der alte Freiherr empfand ſich in der freien Luft wie geſtählt, und von einem friſchen Hauche ſeiner Jugend angeweht.

So ritten ſie Alle vorwärts, und wenn auch die Bäume und Geſträuche oft ſtellenweiſe ſich zuſammendrängten, und ſich ihnen entgegenſtellten, ſo fanden ſie doch immer wieder einen Ausweg, der ſie vorwärts geleitete, tiefer und tiefer in das Thal hinein, das die Wiege des ihnen begegnenden Baches war.

Der Vater, wo es die Stellen zuließen, ritt gerne an die Seite der Mädchen und ſprach und koſete mancherlei mit ihnen. Felix war bald vorne bei den Schweſtern, bald hinten bei dem nachdenklichen Reiter.

Endlich wurde der Boden ſo anſteigend, und der Waldbeſtand ſo dichte, daß das Weiterdringen immer beſchwerlicher ward, bis ſie zuletzt zu einem Felſen gelangten, der jede weitere Ausſicht zu verſtellen ſchien: aber eben dieſer Felſen war auch das glücklich erreichte Ziel, das ſie vor der Hand mit ihrer Wanderung anſtrebten; auch war der Gegenſtand, den ſie hier antreffen ſollten, bereits allen Augen ſichtbar. Ein alter Mann ſaß in der Nachmittagsſonne an dem glänzenden Geſteine und hatte den Kopf in ſeine Hände geſtützt, als ſchlummere er, oder denke nach. Zu ſeiner Seite lag ein Feuergewehr und ein langer Waldſtock. Die Mädchen ſtutzten, und eine heftige Furcht ſchien Johannen zu faſſen, obwohl ſie wußte, daß man einen Führer erwarte. Bei dem Annähern der Reitergeſellſchaft, insbeſondere der zögernden Mädchen, ſtand er auf und entblößte ſein Haupt, indem er den breiten beſchattenden Hut von demſelben herabzog — ſchneeweiße Haare wallten den Blicken der Mädchen entgegen, zurückweichend von einer Stirne, die hoch und ſchön gewölbt, aber tiefbraun und von den Linien des Hochalters gefurcht war — zwei große treuherzige Augen ſahen zu ihnen hinauf, in ihrer Schwärze ſeltſam abſtechend gegen die zwei ſchneeweißen Bogen, die ſich über ihnen ſpannten. — Auf den harten Wangen lag Sonnenbrand, Alter und Geſundheit.

Von aller Furcht erlöſet, erwiederte Johanna zierlich ſeinen Gruß, und bei dem zweiten und dritten Blicke mußte ſie ihm ſchon gut ſein — eine ſolche eherne Einfalt und die Güte prägte ſich in der ganzen Geſtalt aus, wie er daſtand und ſie Alle mit den klugen Augen anſah.

Man war nach und nach abgeſtiegen, und der alte Freiherr trat auf den Erwartenden zu, ſchüttelte ihm die Hand, die der Andere ohne Zögern dargereicht hatte, und ſagte freudig: „Gott grüße dich, Gregor, Gott grüße dich tauſendmal; ſo haben wir uns doch noch einmal in dieſem Leben geſehen — aber, Knabe, alt ſind wir geworden, ſeit wir in dem Jungwalde zum letzten Male miteinander jagten — alt, alt —.“

Freilich waren ſie alt geworden, das ſahen die jungen Begleiter alle, die ſeitwärts ſtanden, und ſämmtlich ihre Blicke auf die zwei Greiſe hefteten. — Es war ein ſchöner Anblick, wie ſie daſtanden, Beide ſo ungeheuer verſchieden und Beide doch ſo gleich. Der Freiherr, wie gewöhnlich, im ſchwarzſammtnen Kleide, der Andere in dem gröbſten grauen Tuche; der Freiherr, obwohl gebräunten und gefurchten Antlitzes, doch faſt mädchenhaft weiß gegen die dunkle Sonnenfarbe des Andern, ein Stubenbewohner gegen den Genoſſen des Mittagsbrandes und des Sturmes; der Eine ein Sohn der Waffen, die er einſt geführt mit Grazie und Kraft, jetzt zum Danke von ihnen geſchmückt; der Andere ein Bruder des Felſens neben ihm. Siebenzig Jahre ſind Regen und Sonnenſchein vergeblich auf Beide gefallen, ſie ſind Beide nur ein wenig verwittert — der eine mit dem Anſtande der Säle, der Andere mit dem der Natur; aber ſchön ſind ſie Beide, und ehrwürdig Beide, Beide der Abglanz einer großgearteten Seele, und das Haarſilber liegt mit all der Unſchuld des Alters auf ihrem Haupte.

„Ja,“ erwiederte Gregor, „wir mögen wohl um eine Handvoll Jahre gealtert ſein. Herr, — eure braunen Haare ſind ſeitdem auch alle ganz weiß geworden. Ich bin ſehr erfreut, euch noch einmal zu ſehen, ihr waret damals ein freundlicher zugänglicher Herr.“

„Und du ein luſtiger, goldtreuer Jäger. Siehe das habe ich nie vergeſſen, und wie mir der Knabe da von dir erzählte, daß er dich in dem Walde gefunden, und daß du ihn ſo lieb habeſt, ſo erfreute ſich mein altes Herz darüber, und ich dachte, er wird wohl des Vaters nicht vergeſſen haben, und deßhalb, Gregor, gebe ich dir meine Kinder in den Schutz — Gott gab mir den Gedanken, dich dazu auszuwählen, als alten.

wohlbekannten Freund und Kameraden. Siehe, dieſe zwei Mädchen ſind mein; ſie werden dir recht gut ſein, und die Hand und das Haupt ehren, ſo über ihnen wacht.“

Des alten Mannes Augen erglänzten, wie von einem melancholiſchen Strahle der Freude, als er dieſes hörte, und ſeine Blicke, wie zwei Adler, gegen die Mädchen kehrend, ſagte er: „Sie ſind zwei ſchöne Waldblumen; es wäre Schade, wenn ſie verkämen.“ — und er konnte ſeine Augen ordentlich gar nicht zurückziehen, als ihm die ſanften glänzenden Blicke der zwei ſchönen Weſen vor ihm begegneten.

„Tritt näher, Johanna,“ ſagte der Freiherr, „und reiche dieſem Manne die Hand; er wird nun längere Zeit bei euch leben.“

Johanna that es augenblicklich. Der alte Mann reichte die ſeine faſt verſchämt zögernd hin, und es war eine ſeltſame Vermählung, ein lieblicher Gegenſatz, als ſich ihre weiche kleine Hand, wie eine Taube in die Felſen ſeiner Finger duckte, — auch Clariſſa reichte ihm ungeheißen ihre ſchöne Rechte, und auch Felix und der fremde Ritter hießen ihn willkommen.

Der alte Jäger hatte ſichtliche Freude an den

Mädchen; das ſah man an der Art, wie er dem Freiherrn alle die Anſtalten auseinanderſetzte, die er zum Weiterkommen getroffen habe. Von hier aus ſollen die Pferde zurückgeſchickt werden, ſobald des Freiherrn Beauftragter eingetroffen, dann gehe man über den Hirſchfelſen zu Fuß, und jenſeits warte ſchon eine zweiſitzige Sänfte für die Jungfrauen. Die Männer müſſen ſie alle zu Fuße begleiten.

Als er noch ſprach, kamen drei Männer über den Felſen herüber, die den Freiherrn ehrerbietig grüßten. Sie waren die Beſtellten. Sofort wurden ihnen die Pferde übergeben mit der Weiſung ſie zurückzuführen bis Pernek, um dort auf weitere Verordnung zu warten. Johanna umarmte faſt ihr kleines weißes Rößlein, und dieſes, als betrübe es ſich um ſeine Herrin, ging traurigen Auges und geſenkten Hauptes hinter ſeinem Führer.

Man nahm an dem Felſen ein kleines Mahl, und eine andere Wanderung begann nun. Der Schutz des Vaters und des fremden Reiters, den der Freiherr immer bloß mit dem Namen „Ritter" anredete, hörte auf, und es begann der des alten Jägers, dem der Freiherr mit vielem Lachen erzählte, wie ihn ſeine thörichte Tochter Johanna für einen furchtbaren Wildſchützen gehalten, der in dem entſetzlichen Walde ſein Unweſen treibe — und wie ſie ihn nun mit ſo freundlichen Augen anſehe, und in den Wald nun begierig wie in eine liebliche grüne Fabel eindringe. Nur ein kurzer, für Sänften ungangbarer Felſenſteig war zu erklimmen, und ſie traten wieder auf einen Raſenplatz hinaus, wo zwei Männer mit einer Sänfte harrten. Die Mädchen ſtiegen ein, und mit dem alten Jäger an der Spitze ſchlug die Geſellſchaft einen Weg ein, der mit dem Thale der Hirſchberge einen rechten Winkel bildete.

Die Nachmittagsſonne war ſchon ziemlich tief zu Rüſte gegangen, und ſpann ſchon manchen rothen Faden zwiſchen den dunklen Tannenzweigen herein, von Aſt zu Aſt ſpringend, zitternd und ſpinnend durch die vielzweigigen Augen der Himbeer- und Brombeergeſträuche — daneben zog ein Hänfling ſein Lied wie ein anderes dünnes Goldfädchen von Zweig zu Zweig, entfernte Berghäupter ſonnten ſich ruhig, die vielen Morgenſtimmen des Waldes waren verſtummt, denn die meiſten der Vögel arbeiteten, oder ſuchten ſchweigend in den Zweigen herum. Manche Waldlichtung nahm ſie auf und gewährte Blicke auf die rechts und links ſich dehnenden Waldrücken und ihre Thäler, Alles in wehmüthig feierlichem Nachmittagsdufte ſchwimmend, getaucht in jenen ſanftblauen Waldhauch, den Verkünder heiterer Tage, daraus manche junge Buchenſtände oder die Waldwieſen mit dem ſanften Sonnengrün der Ferne vorleuchteten. So weit das Auge ging, ſah es kein ander Bild als denſelben Schmelz der Forſte, über Hügel und Thäler gebreitet, hinausgehend bis zur feinſten Linie des Geſichtskreiſes, der draußen an Himmel lag, glänzend und blauend, wie ſeine Schweſter, die Wolke. Selbſt als ſie jetzt einen ganz baumfreien Waldhügel erſtiegen hatten, und der alte Gregor der wundervollen Umſicht halber ſogar die Sänfte etwas halten ließ, ging der Blick wohl noch mehr ins Weite und Breite, aber kein Streifchen nur linienbreit wurde draußen ſichtbar, das nicht dieſelbe Jungfräulichkeit des Waldes trug. — Ein Unmaß von Lieblichkeit und Ernſt ſchwebte und webte über den ruhenden dämmerblauen Maſſen. — Man ſtand einen Augenblick ſtumm, die Herzen der Menſchen ſchienen die Feier und Ruhe mitzufühlen; denn es liegt ein Anſtand, ich möchte ſagen ein Ausdruck von Tugend in dem von Menſchenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem ſich die Seele beugen muß, als etwas Keuſchem und Göttlichem, — — und doch iſt es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Gleichniß der Natur legt.

Die Gemüther der Mädchen, wie ſie ſo daſaßen in ihrer Sänfte und wie zwei Engelsbilder aus einem Rahmen herausſchauten, erweiterten ſich und hoben ſich, und faſt war alle Sorge um zu Hauſe verlaſſene Erdengüter von ihnen abgefallen — die Blumen ihrer Herzen, die Augen, ſchauten glänzend hinaus in die ſchöne Welt, und waren ſelbſt ſchöner als ſie — auf ihrem ſchmalen Brettchen mußten ſie Jede den einen Arm um die Andere ſchlingen, und die Herzen, die ſich faſt gegenſeitig ſchlagen hörten, hätten ſich gerne noch feſter aneinander gedrückt, um ſie nur zeigen zu können die unbegränzte Fülle von Liebe und Güte, die ſie zueinander hatten.

Der alte Gregor tupfte endlich mit der Hand an den Sänftenrand, und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen ſchwarzblau hereingehenden Waldrücken, von grauen Felſenbändern ſchräge geſtreift, die aber kaum ſichtbar waren in dem Funkeln und Dämmern der Luft. — „Seht,“ ſagt er, „das iſt das Ziel unſerer Reiſe, und wir müſſen heute noch faſt bis auf zwei Drittel gegen ſeine Schneidelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas wunderlich Zuthunliches, und ich wußte, daß er euch gefallen müſſe, aber die Sonne neigt ſich der Wand zu, und wir müſſen weiter.“

„Ja, ja,“ fuhr er fort, als man die Sänfte wieder aufgenommen hatte, und die andere Seite des Waldhügels hinabging — „ja, ja, ſchöne Jungfrauen, der Wald iſt auch ſchön, und mich dünkt manchesmal, als ſei er noch ſchöner, als die ſchönen Gärten und Felder, welche die Menſchen machen, weil er auch ein Garten iſt, aber ein Garten eines reichen und großen Herrn, der ihn durch tauſend Diener beſtellen läßt; in ihm iſt gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebet und ſchätzt — er braucht auch ein jedes für ſeine vielen tauſend Gäſte, deren manche lecker ſind und ganz Beſonderes verlangen. — Sehet, da habe ich draußen — es ſind wohl einige Wegeſtunden von hier — da habe ich auch ein paar Kühe, viele Ziegen, auch Hafer- und Gerſtenfelder — jetzt gehört alles meinem Enkel — der pflegt und hegt es — — aber wenn ich damals, vor zwanzig, dreißig Jahren, von meinem Hausweſen ſo des Sonntags in den Wald herauf ging in die Länge und Weite immer tiefer, ſo allerlei ſinnend, oft auf das Wild gar nicht einmal Acht habend, ſo war das ein lieblicherer, anmuthigerer Tag, als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine ſchönere Veſper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch in das Schenkhaus gegangen ſind; denn ſeht, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewiſſen aus dem Walde heimgetragen. Es kann ja auch nicht anders ſein; — denn wie ich nachgerade muthiger wurde, und weiter und weiter herein kam, auch mehr Zeit hatte, da mein Sohn Lambrecht das Hausweſen überkam — ſehet, da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihnen auch, und der Sinn ward mir aufgethan, ſeine Anzeichen zu verſtehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnißreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müſſe ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwiſchen den Bäumen wandeln ſehen. — — Ihr ſchaut mich mit den ſchönen Augen ſeltſam an, Jungfrau — aber ihr werdet, wenn ihr länger hier bleibt, ſchon auch etwas lernen; denn eure Augen ſind ſchön und klug. In Allem hier iſt Sinn und Empfindung; der Stein ſelber legt ſich um ſeinen Schweſterſtein, und hält ihn feſt, Alles ſchiebt und drängt ſich, Alles ſpricht, Alles erzählt und nur der Menſch erſchaudert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird. — Aber er ſoll nur warten, und da wird er ſehen, wie es doch nur lauter liebe gute Worte ſind." — —

Johanna ſah mit unverhohlnem Erſtaunen in das Antlitz des alten Waldſohnes, und es begann ihr ordentlich immer ſchöner zu werden. Man war mittlerweile wieder ins Thal zu einem rauſchenden ſpringenden Bach gekommen, und Gregor mußte ſein Geſpräch abbrechen, weil er hier wieder Anordnungen behufs des Weitergehens zu machen hatte.

„Vater, Vater," ſagte Johanna leiſe, „welch einen ſeltſamen Menſchen habt ihr uns hier beigegeben!"

„Kind, dieß iſt ein Kleinod der Wüſte," erwiederte der Vater, „Niemand weiß dieß weniger, als er ſelber; du wirſt oft auf ſeine Worte horchen wie auf Klänge ſilberner Glocken, du wirſt von ihnen Vieles lernen — und er wird euch eine Stimme der Wüſte ſein, wenn ihr ferne von der Heimath in der Einſamkeit leben müſſet. Wir haben vor Jahren manche Tage miteinander verlebt, damals war er kühner und feuriger, aber die wunderlichen Gedanken ſeines Herzens ſpannen ſich ſchon damals, wie ein ſeltſamer ausländiſcher Frühling, aus ihm heraus, und wenn wir ſo oft einen langen Nachmittag mit einander allein zu einem fernen Jagdzuge gingen, und er zutraulich wurde, und das Band ſeiner Reden und Fantaſien lös'te, ſo warf er Blüthen und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander, und abenteuerlich Glauben und Grübeln, daß es mir oft nicht anders war, als würde aus einem alten ſchönen Dichtungsbuche geleſen. Manche höhnten ihn, und gegen dieſe verſchloß er wie mit Felſen den Quell ſeiner Rede, aber ich habe ihn jederzeit geliebt, und er mich auch. Er war es, der mir einſt den ſchönen einſamen Platz zeigte, zu dem wir eben auf der Wanderung ſind, und den vielleicht kein Menſch weiß, und er iſt es auch, der nicht um Geld und Geldeswerth, ſondern ebenfalls aus alter Liebe zu mir, und neuer zu euch, wenn ihr ſie nicht verſcherzet, ſich entſchloßen hat, die Zeit eures

Waldaufenthaltes bei euch zu wohnen, um mit dem Reichthume ſeiner Erfahrungen zu eurem Schutze behülflich zu ſein.“

Der Gegenſtand, von dem die Rede war, trat indeſſen wieder hervor, als ziehe es ihn zu der Gegenwart der lieblichen Weſen, die ihm anvertraut werden ſollten. Der Bach, an dem man jetzt entlang und ihm entgegen ſtieg, war nicht das klare Waldwaſſer aus dem Thale der Hirſchberge, ſondern ein wild einherſtürzender ſchäumender Bergbach mit goldbraunem durchſichtigem Waſſer. Man ging immer an ſeinen Ufern, und die Männer mit der Sänfte ſtiegen rüſtig von Stein auf Stein, wie ſie ſo weiß auf dem ſchwarzmoorigen Grunde umherlagen, von dem Waſſer geſchlemmt und gebleicht. Das Land hob ſich ſanft der blauen Waldwand entgegen, auf die Gregor gezeigt hatte. Man eilte ſichtlich; denn am Rande der Wand die, wie man ihr näher kam, immer größer und kühler emporſtieg, ſpielten ſchon die Strahlen der Abendſonne in breiten Strömen herein, und legten einen mattrothen Goldſchein weithin auf die gegenüberliegenden Waldlehnen. Am kühlblauen Oſthimmel wartete ſchon der Halbmond. Der Boden fing an ſehr merklich emporzuſteigen, und wilder und wilder zu werden. Manch zerrißner Baumſtamm ſtand an ihrem Wege — mancher Klotz war in das Wirrſal der Ranken und Schlingkräuter geſchleudert, um dort zu vermodern, oder auch öfters kamen ſie zwiſchen manneshohen Farrenkräutern durch, oder Himbeergeſträuchen, die oft mit Beeren bedeckt waren, von ferne zu ſehen, als hätte man ein rothes Tuch über ſie gebreitet.

Da ſie gelegentlich wieder an einer Eſpe vorüberkamen, deren Blätter, obwohl ſich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch alle unaufhörlich zitterten, ſo ſagte Clariſſa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforſche, ſo wiſſe er vielleicht auch, warum denn gerade dieſer Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne, und ſeine Blätter immer taumeln und baumeln müſſen.

„Es ſind da zwei Meinungen,“ entgegnete er, „ich will ſie euch beide ſagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, ſich alle Bäume vor ihm beugten, nur die Eſpe nicht, darum wurde ſie geſtraft mit ewiger Unruhe, daß ſie bei jedem Windhauche erſchrickt und zittert, wie jener ewige Jude, der nie raſten kann, ſo daß die Enkel und Urenkel jenes übermüthigen Baumes in alle Welt geſtreut ſind, ein zaghaft Geſchlecht, ewig bebend und flüſternd in der übrigen Ruhe der Einſamkeit der Wälder. Darum ſchaute ich als Knabe jenen geſtraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und ſeine ewige Unruhe war mir wie Pein. Aber einmal, es war Pfingſtſonntags Nachmittag vor einem Gewitter, ſah ich (ich war ſchon ein erwachſener Mann) einen ungemein großen Baum dieſer Art auf einer ſonnigen Waldblöße ſtehen, und alle ſeine Blätter ſtanden ſtille: ſie waren ſo ruhig, ſo grauenhaft unbeweglich, als wären ſie in die Luft eingemauert, und ſie ſelber zu feſtem Glaſe erſtarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu ſpüren und keine Vogelſtimme zu hören, nur das Geſumme der Waldfliegen ging um die ſonnenheißen Baumſtämme herum. Da ſah ich mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir ſeine glatten Blätter, wie Herzen entgegenſtreckte, auf den dünnen, langen, ſchwanken Stielen, ſo kam mir mit eins ein anderer Gedanke: wenn alle Bäume, dacht' ich, ſich vor dem Herrn geneigt haben, ſo that es gewiß auch dieſer, und ſeine Brüder; denn alle ſind ſeine Geſchöpfe, und in den Gewächſen der Erde iſt kein Trotz und Laſter, wie in dem Menſchen, ſondern ſie folgen einfältig den Geſetzen des Herrn, und gedeihen nach ihnen zu Blüthe und Frucht — darum iſt nicht Strafe und Lohn für ſie, ſondern ſie ſind von ihm alle geliebt — und das Zittern der Eſpe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die ſie ihre Blätter, wie Täfelchen ſtellt, daß ſie jeder Hauch lüftet und wendet; worauf ſie ausweichen und ſich drehen, um die alte Stellung wieder zu gewinnen. Und ſo iſt es auch; denn oft hab ich nachher noch ganz ruhige Eſpen an windſtillen Tagen angetroffen, und darum an andern, wo ſie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gut zu machen hatte, daß ich einſtens ſo ſchlecht von ihnen gedacht. Darum iſt es aber auch ein ſehr feierlicher Augenblick, wenn ſelbſt ſie, die ſo leichtfertige, ſchweigt; es geſchieht meiſtens vor einem Gewitter, wenn der Wald ſchon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabſchütten wird. — Sehet nur, liebe Jungfrauen, wie ſchmal der Fuß iſt womit der Stiel am Holze, und das Blatt am Stiele ſteht, und wie zäh und drehbar dieſer iſt — — ſonſt iſt es ein ſehr ſchönes Blatt.“

Bei dieſen letzten Worten hatte er einen Zweig von einer der Eſpen geriſſen und ihn Clariſſen hingereicht.

„Es iſt ein Zeichen, daß wir eine ſchöne Nacht bekommen,“ fuhr er fort, „da dieſe Zweige ſo munter ſind; vor dem Nachtregen werden ſie gern ruhiger.“

„Kommen wir denn in die Nacht?“ fragte Johanna.

„Wenn es auch geſchähe,“ antwortete der Jäger, „ſo ſteht ja ſchon dort am Himmel der aufnehmende Mond, der ſo viel Licht gibt, daß gute und achtſame Augen genug haben. Aber ich denke, daß wir ihn gar nicht mehr brauchen werden.“

Das Laubholz wurde ſeltener und die ernſte Tanne und Fichte zog ſtändeweis gegen die Bergbreiten — der rothe Sterbeglanz des Tages auf dem jenſeitigen Joche ging langſam gegen die Bergſchneide empor, und aus dem Thale hoben ſich die blauen Abendſchatten — der Halbmond wurde jede Minute ſichtlich glänzender an ſeinem bereits ſtahlblauen Oſthimmel. Der Freiherr drängte ſich durch Farrenkraut und Schlinggewächſe, um an der Seite der Sänfte zu bleiben.

Felix war mit dem Ritter in tiefem Geſpräche begriffen, und ziemlich weit hinten geblieben. Der Bach war ſtellenweiſe gar nicht mehr ſichtbar und hörbar, weil er unter übergewälzten Felſenſtücken hinfloß.

So mochte die Wanderung noch eine halbe Stunde gedauert haben, und eine dichtere Finſterniß blickte ſchon aus den Tiefen der Fichtenzweige, die ſich ſo nahe drängten, daß ſie häufig die Sänfte ſtreiften — da blitzte es mit einem Male durch die Bäume, wie glänzendes Silber an. Sie ſtiegen einen ganz kleinen Hang nieder, und ſtanden an der weit gedehnten Fläche eines flimmernden Waſſers, in deſſen Schooße bereits das zarte Nachbild des Mondes wie ein blödes Wölklein ſchwamm. Ein leiſes Ach des Erſtaunens entfuhr den Mädchen, als ſie den ſchönen See erblickten, da ſie derlei in dieſer Höhe, die ſie erſtiegen zu haben meinten, gar nicht vermutheten — ein flüchtig Schauern rieſelte durch Johanna's Glieder, da dieß ohne Zweifel jener Zauberſee ſei, von dem ſie gehört hatte. — Die hohen Tannen, die dem Ufer entlang ſchritten, ſchienen ihr ordentlich immer größer zu werden, da ſie gemach und feierlich den einfärbigen Talar der Abenddämmerung angethan und von ihren Häuptern fallen ließen, wodurch ſie maſſenhafter und ſomit größer wurden. — Die jenſeitige Felſenwand zeichnete ſich ſchwach ſilbergrau, wie ein zartes Fantaſiebild, in die Luft, zweifelhaft, ob ſie nicht ſelbſt aus Luft gewoben ſei; denn ſie ſchien zu ſchwanken, und ſich nach dem Takte zu neigen, aber es waren nur die Waſſer, die ſich abendlich bewegten.

Der Vater hieß die Mädchen ausſteigen, und mit Freuden verließen ſie das enge tragbare Gefängniß. Ein Floß lag am Geſtade, und trug ein erhobenes Gerüſte mit Sitzen für die Geſellſchaft. Man beſtieg ihn, und die zwei Sänftenträger, und noch zwei andere Männer, die man bei dem Floße ſtehend vorgefunden, lenkten das Fahrzeug in den See hinaus, gerade auf die Felſenwand zu. Die Waldmaſſen traten zurück und verſchränkten ſich dem Auge nach und nach zu einer hohen dichten ſchwarzgrünen Mauer, die das Waſſer umfängt — die Felſenwand trat näher, und ſtieg ſo mauerrecht aus dem See empor, daß man nicht abſah, wie zu landen ſein werde, da wohl kein handgroß Steinchen dort liegen möge, um darauf ſtehen zu können: allein zur größten Ueberraſchung in dieſem Lande der Wunder that ſich den Mädchen auch hier wieder eines auf. Wie man der Wand ſich näherte, wich ſie zurück, und legte ein liebliches Raſenland zwiſchen ſich und den See und auf dem ſchönen Grün desſelben ſahen die Mädchen nun auch ein geräumiges hölzernes Haus ſtehen, nach Art der Gebirgshäuſer gebaut — und alle ſeine Fenſter ſchimmerten ſie gaſtlich ſilbern an, ſchwach erglänzend von dem Scheine der weißen aufblühenden Roſenknoſpe des Mondes.

Das Reiſeziel war erreicht. Weibliche Diener der Mädchen ſtürzten gegen das Ufer, Hand und Kleider ihrer holden Gebieterinnen küſſend, und voll Freude, daß ſie endlich gekommen. Das ſämmtliche Dienſtgeſinde, das aus zwei Mägden und drei Knechten beſtand, wurde einige Tage vorher mit der größten Mühſeligkeit über die Felſenrücken herübergebracht, da man den weiteren, aber leichteren Weg durch den Urwald noch nicht wußte, den Gregor erſt für den Freiherrn ausgekundſchaftet hatte. Mit freundlichen Worten dankten die Mädchen den Sänftenträgern und Ruderern, und dann, der Freiherr Johannen, der Ritter Clariſſen am Arme nehmend, führten ſie dieſelben die Treppe hinan in eine Art Tafelzimmer, wo für Alle, die Diener und Träger mit eingeſchloſſen, ein Abendmahl bereitet ſtand. Nach Beendigung desſelben, und tauſend Gutenachtwünſchen führte der Freiherr mit ſchmerzlich freudigen Gefühlen ſeine Töchter in die zwei für ſie beſtimmten Gemächer. Ein Ruf der Ueberraſchung und ein doppeltes Umſchlingen der ſchönen Arme lohnte ihn; denn bis zum Erſchrecken ähnlich waren die Zimmer denen, die ſie zu Wittinghauſen bewohnt hatten. Der Vater küßte Beide auf die Stirne, wünſchte ihnen eine friedensreiche gute erſte Nacht und ging zur Thür hinaus — die Mägde wurden ſogleich entlaſſen — und nun, als die Thür verriegelt war, gleichſam als hätte ein Hemmniß bisher die Flut gewaltſam zurückgehalten, brach ſie vor: die Mädchen ſtürzten ſich in die Arme, Herz an Herz verbergend, ja faſt vergrabend in einander, und ſich die zarten Siegel der Lippen anpreſſend, ſo heiß, ſo inbrünſtig, ſo ſchmerzlich ſüß, wie zwei unglückſelig Liebende und faſt ebenſo trennungslos. — — Alſo iſt es wahr, die Heimath, das gute Vaterhaus iſt preisgegeben und verloren, all ihr früher Leben iſt abgeſchnitten, ſie ſelbſt wie Mitſpieler in ein buntes Märchen gezogen, alles neu, alles fremd, alles ſeltſam und dräuend — in dem drohenden Wirrſal kein Halt, als gegenſeitig die warmen Lippen, das treue Auge und das klopfende Herz.

Aber als bei den Mädchen Thränen und Koſen in Ruhe übergegangen, traten ſie auf den hölzernen Söller, der vor ihren Fenſtern lief, heraus, und blickten noch, ehe ſie ſchlafen gingen, in die kühle beruhigende Nacht. Der See lag zu ihren Füßen, Stücke ſchwarzer Schatten und glänzenden Himmels unbeweglich haltend, wie erſtarrte Schlacken — der Wald dehnte ſeine Glieder weithin im Nachtſchlummer, die feuchten Mondesſtrahlen ſpannen von Berg zu Berg, und in dem Thale, woher die Wanderer gekommen ſein mochten, blickte ruhender Nebel auf.

Gute Nacht, ihr lieben ſchönen fürchtenden Herzen, gute Nacht!

3.

Waldhaus.

Des andern Tages Morgens nahm der Vater, der Bruder und der Ritter Abſchied. Der Freiherr erklärte, daß er es für Pflicht halte, zu ſeinem Schloſſe zurückzukehren, um es, falls es nur eine ſtreifende Rotte berührte, gegen ſelbe zu halten, oder wenn ein Hauptſchlachthaufe einträfe, es ehrenvoll und vielleicht vortheilhaft zu übergeben, und dadurch, daß er ſich der kriegeriſchen Ehre der Schweden als Gefangenen überliefere, die Forſchung nach andern Bewohnern des Schloſſes zu vereiteln, da es Niemanden einfallen werde, weiter nach Mädchen zu fragen, wenn der Gebieter der Burg in ihren Händen ſei. Felix, trotz der Bitten der Schweſtern und des Vaters, konnte nicht bewogen werden, ſich von letzterem zu trennen.

Was die beweglichen Güter, Geld und Geldeswerth, anlangte, eröffnete ihnen der Freiherr, daß er dasſelbe dem Schooße der Erde anvertraut habe, und daß, wenn man von dem Muttergottesbilde an der großen Buche im Wittinghauſer Forſte abwärts ſtiege, und den Stein der neunten Stufe aufhöbe, dort in einer blechernen Kapſel ſich Auskunft darüber vorfände. Er eröffnete ihnen dieſes, falls Gott etwas Menſchliches über ihn verhänge. — Mitwiſſer ſeien übrigens nur noch Felix und der Ritter.

Und ſomit, ſchloß er, mögen ſie ihn durch unmäßige Trauer nicht betrüben: ihr größter Schutz ſei ihre Einſamkeit. Er laſſe ihnen drei Knechte zurück, welchen ſie jede Art Aufträge hinſichtlich des Herbeiſchaffens von Lebensmitteln ertheilen könnten, Gregor's zweiter Enkel werde von Zeit zu Zeit Botſchaften zwiſchen hier und Wittinghauſen tragen, und nebſt Andern unter der Leitung Gregor's ſtehen, daß, ſobald ſich etwas Verdächtiges an der Waldgränze ereigne, es demſelben ſogleich angezeigt werde; den er beſitze Mittel in ſeiner Kenntniß der Wälder, ſie immerhin zeitweiſe an Orte zu führen, wo ſie vor einer vorübergehenden Gefahr ſicher wären. Zu ihrer noch größeren Beruhigung lege er ihnen außer der gänzlichen Abgeſchiedenheit noch die feſte Lage ihres Hauſes vor Augen: rückwärts iſt die unzugängliche Seewand links des Hauſes ſtürzt der Blockenſtein mit einem vorſpringenden Pfeiler ſenkrecht in das Waſſer, und, rechts, wo der See umgangen werden könne, iſt der Paß durch eine künſtliche Seebucht abgegraben, und noch durch einen Verhau der größten Tannen geſchützt, ſo daß der Zugang nur über den See möglich iſt. Selbſt für den Fall, daß ſich ein Haufe bis in dieſe Einöden verſchlüge, wiſſe Gregor einige Stunden von hier in den höchſten Klippen, nur ihm zugänglich, eine Höhle, wo er ſie verbergen könnte, bis die Gefahr vorüber. Zwei Flöße, ein größerer und kleinerer, auf jedem ein kugeldichtes Häuschen, ſtehen zu ihrer Verfügung, aber nie ſoll einer am jenſeitigen Ufer ſelbſt nicht für Augenblicke liegen bleiben, auch ſollen ſie die Spaziergänge nie über ihren Raſenplatz zwiſchen See und Felſenwand ausdehnen, ohne daß ſie Gregor davon in Kenntniß ſetzen, oder er ſie begleite. Sei auch alle dieſe Vorſicht übertrieben, ſo diene ſie zu ſeiner Beruhigung, daß er ſich nicht ſagen dürfe, er habe etwas vergeſſen, was vielleicht Noth thäte.

Gegen wilde Thiere brauchten ſie ohne Furcht zu ſein: das ſei das Merkwürdige dieſer Wälder, daß man nie in ihnen einen Wolf getroffen; Luchſe ſeien höchſt ſelten, und nur in den dichteſten Beſtänden — und wenn ja ein Bär ſie anſichtig würde, ſo ſei er ein zu gut geartet Thier, als daß er nicht vor ihnen auf das Eiligſte davonliefe, dieß habe er ſelbſt in ſeinem langen Leben wohl ein Dutzendmal geſehen — zudem ſei ihnen Gregor's Büchſe immer zur Hand. So, denke er, ſeien ſie hinlänglich geſchützt, wenn nicht ein Wunder geſchieht, und dieſes ſtehe in Gottes Hand, die uns hier und überall erreichen kann. Dann trug er ihnen noch auf, vorſichtig mit dem Lichte umzugehen, da alles von Holz ſei; deßwegen habe er auch die Küche abſeit des Hauſes in das ſteinerne Häuschen verlegt, damit von dieſer Seite keine Gefahr entſtehe. In der Kiſte, die noch im Speiſezimmer ſtehe, finden ſie Stoffe von Seide, Wolle und Linnen; ſie mögen zerſchneiden und verarbeiten, wie viel ſie wollen; Nadeln und Nähzeug liege auch im Vorrathe dabei, nebſtdem Bänder und Schleifen, auch Bücher, Papiere, Farben und bunte Dinte — in der dreieckigen Kiſte iſt die Harfe. Er hoffe, daß ſie keinen Schaden gelitten haben werde, als man ſie mit Stricken über Felſen herablaſſen mußte — zurück wolle er ſie über das Hirſchenthal bringen laſſen — der Ritter laſſe auch ſein Fernrohr da, daß ſie zuweilen auf den Blockenſtein ſteigen, und damit gegen Wittinghauſen ſehen, ob es noch auf ſeinem Waldrande ſchwebe, und vom Vater herübergruße.

Bei dieſen Worten traten ihm faſt die Thränen in die Augen, er küßte und ſegnete ſie — Felix mit krampfhaftem Zucken ſeines Geſichtes, umarmte und druckte ſie ans Herz — ſeitwärts ſtand der räthſelhafte Begleiter ihrer Reiſe, der Ritter, der Clariſſa düſter anſtarrte. Dieſe aber wand ſich aus der Umarmung des Bruders, und das edle wahre Auge, ſo ſchwarz oder ſchwärzer als ſeines, freundlichlieb und feſt auf ihn richtend, reichte ſie ihm die Hand und ſagte, ſie danke ihm recht herzlich und recht vielmal, daß er ſeine Kraft und Zeit ſo lange her verwendet habe, um das ſicher und gut ins Werk zu führen, was ihnen jetzt Schutz gewähren werde — ſie wünſche ſehnlich ihm durch Thaten ihren Dank zeigen zu können — — — „wenn es in ihrer Macht wäre,“ ſetzte ſie ſehr leiſe hinzu. — — Johannens Augen ruhten mit höchſter Spannung auf den Lippen des Ritters, allein dieſe öffneten ſich ruhig, und ſagten die ſchönen Worte: „Ich that, was ich that, weil ihr und Johanna gut ſeid; es würde mich betrüben, ſännet ihr auf Vergeltung. Handelt ſo oder ſo, es wird immer das Rechte ſein.“

Man ſchwieg einen Augenblick von allen Seiten, dann reichte Johanna dem Ritter gleichſam, als ob er ſie dauerte, auch die Hand mit den Worten: „Lebt recht wohl, guter und freundlicher Mann, und kommt ſehr bald wieder.“

„Ich dank' euch, ſchöne Muhme,“ antwortete er lächelnd, „aber das Bald liegt in Gottes Hand, da ich wieder zu dem kaiſerlichen Heere abgehe, und erſt kommen kann, wenn wir den Feldzug fröhlich beendet.“

Noch ein Umarmen, ein Schütteln der Hände zwiſchen Vater und Geſchwiſtern — die Männer verließen das Gemach — im nächſten Augenblicke waren ſie am Strande, und die Mädchen ſahen lange vom Söller nach, wie die drei Geſtalten auf dem Floſſe ſtehend, langſam dem Waſſer entlang ſchwebten, bis ſie im entgegenliegenden Tannenwalde verſchwanden, und gleich darauf die zwei Knechte mit dem leeren Floße zurückfuhren. — —

Seltſam und beklemmend mußte es ihnen freilich ſein, wenn ſie die erſten Tage aufwachten, und die Morgenröthe ihre früheſten Lichtſtröme hereingoß, über lauter Wald und lauter Wald — erbrauſend von der Muſik des Morgens, darunter nicht ein Ton, wie wir ſie von Kindheit an gewohnt ſind unter Menſchenwohnungen zu hören, ſondern ein Gethue und Gepränge, ein Rufen, ein Heiſchen, ein Erzählen und Jauchzen — und darein oft plötzlich von dem nächſten Tannenaſte wie ein geſprochen Wort herabfallend, daß man erſchrocken hinſah, aber nur ein fremdartiger Vogel ſchritt auf ſeinem Aſte mit dem Kopfe blödſinnig nickend wie zum Einverſtändniſſe mit dem Hinaufſchauenden. — Aus den Thälern nahe und ferne ſtiegen indeſſen wie Rauchſäulen die Opfer der Morgennebel empor, und zerſchnitten die ſchwarzen breitgelagerten Maſſen. — Etwas Seltſames geſchah Johannen ſchon am erſten Tage nach ihrer Ankunft: — — ſie erwachte nämlich ſchon bei dem früheſten Tagesgrauen, und — neugierig, den See auch bei Tage zu betrachten, ſchlich ſie ſich bei dem Lager der noch tief ſchlummernden Schweſter leiſe vorbei, und ging auf die hölzerne Brüſtung des Hauſes hinaus — da zum

Erſchrecken nahe ſtand ein Hirſch am Fichtenſaume in dem ſeichten Waſſer, ein ſchöner großer Hirſch, ihr gerade gegenüber am Ufer, wo der Verhau war. Verwundert, betroffen und wohlgefällig ſah ſie auf das edle Thier, das ſeinerſeits auch mit den unbeweglichen neugierigen Augen herüberglotzte auf das neue Wunderwerk der Wildniß, auf die weiße in der Morgenluft ſchwebende Geſtalt und ihre bannenden Augen — das Haus mochte ihn weniger beirrt haben. — Mehrere Augenblicke dauerte die Scene, bis Johanna ſich regte, worauf er den Kopf leicht erſchrocken zurückwarf, ſich langſam wendete, und zurück in die Gebüſche ſchritt, die Thautropfen von ihnen in den See ſchüttelnd.

Ihren Garten, ſo hießen ſie nämlich den großen Raſenplatz um das Haus, hatten ſie bald durchwandert und durchforſcht. Es war eine glänzend grüne natürliche Waldwieſe, wie ein halber Mond herausgeſchnitten aus dem See und der Felſenwand, der Morgen- und Mittagsſonne offenliegend, und nur im ſpäten Nachmittage von der Seewand beſchattet, wenn die Fichtengehäge jenſeits des See's in düſterm Spätlichte glänzten. Landwärts ſtieg dieſe Wieſe ſanft an, bis die ungeheuren ſenkrechten Felſen aus ihr emporwuchſen, zwiſchen ihren Schluchten ein Paar mächtige Ströme von Steingerölle hervorſchiebend gegen den weichen grünen Teppich des Raſens. In der Nähe des Hauſes, gegen die Wand ſchreitend, ſtand eine Gruppe von Buchen und rieſenhaften Ahornen, deren Grün ſehr hold abſtach gegen das Düſter der Fichten und Schwarzföhren. In ihrem Schatten waren Tiſchchen und Bänke angebracht. Zu erwähnen iſt noch eine eiskalte Quelle, in einer Felſenvertiefung ſtehend, von ſolcher Durchſichtigkeit, daß, wenn das Geſtein naß war, man nicht wußte, wo die Luft aufhöre und das Waſſer beginne. Ihr Abfluß ging als kleines Bächlein unter einem Steine hervor und durchſchnitt quer die Wieſe, dem See zueilend.

So war dieſe Stelle nicht umſonſt von dem Vater „wunderſam lieblich und anmuthsreich“ geheißen, eine warme windſtille Oaſe, geſchützt von Felſen und See, und bewacht von der ringsum liegenden heiligen Einöde der Wildniß.

Das Haus war, wie man ſie noch heute in jenen Gegenden ſieht, aus Holz, hatte ein Erdgeſchoß und ein Stockwerk, eine ringsum laufende Brüſtung und ein flaches Dach. Sonſt war es viel geräumiger, als die, welche die heutigen Walddörfer bilden. Gleich neben dem Eingange lag Gregor's Stube, der auch die Schlüſſel führte, weiterhin die der Knechte, und die Kammern der Vorräthe. Im erſten Stocke war ein Speiſezimmer, und zwei Zimmer der Mädchen, nebſt einem Vorzimmer für die Mägde. Alles war auf das Verſorglichſte eingerichtet, nicht die kleinſte Kleinigkeit, von Männern oft ſelten beachtet, aber für Mädchen von großem Werthe, fehlte hier, und täglich entdeckten ſie neuerdings, daß der Vater oft dahin vorgeſehen hatte, wohin ſie ſelbſt bisher noch nicht gedacht. Der Schmerz, die Furcht, das Ungewohnte ihrer Lage in den erſten Tagen ſtellte und fügte ſich allgemach, und ſomit begannen ſie ſchüchtern und vorſichtig nach und nach die Entdeckungsreiſen in ihrem Gebiete und fingen an, für daſſelbe Neigung und Herz zu gewinnen.

Ihr erſtes Unternehmen über die Gränze ihres Beſitzthumes hinaus und zwar über den See, war, um den Blockenſtein zu beſteigen, und mit dem Rohre gen Wittinghauſen zu ſehen. Gregor und die drei Knechte, alle bewaffnet, mußten mitfahren, dann, als ſie ausgeſtiegen, einer mit dem Floße zwanzig

Schritte weit vom Ufer harren, die übrigen ſie begleiten. Gregor lächelte gutmüthig über dieſe kriegeriſchen Anſtalten und ließ ſie gewähren. Er führte ſie um den Seebuſen herum, und von rückwärts auf den Blockenſtein, ſo daß ſie, als ſie nach einer Stunde ſeinen Gipfel erreichten, meinten, ihr Haus liege ihnen gerade zu Füßen, und ein losgelaſſenes Steinchen müſſe auf ſein Dach fallen. — Das Fernrohr wurde ausgepackt und an dem Stumpfe einer verkrüppelten Birke befeſtiget — — Aller Augen aber waren ſchon vorher in die Weite gegangen — wie eine glänzende Wüſte zog der heitere Himmel hinaus über alle Wälder weg, die wie rieſenbreite dunkle blähende Wogen hinauslagen, nur am äußerſten Geſichtskreiſe geſäumt von einem Hauche eines fahlen Streifens — es waren die bereits reifenden Kornfelder der Menſchen — und endlich geſchloſſen von einem rechts in das Firmament ablaufenden Duftſaume — — — — ſiehe, der geliebte kleine Würfel, wie ein blauer Punkt ſchwebt er auf ſeinem Rande! Johanna's Herz wogte in Freude und Schmerz. — — Clariſſa kniete mittlerweile vor dem Rohre und rückte und rückte; das ſah ſie gleich, daß es ein ungleich beſſeres ſei, als das des Vaters, jedoch finden konnte ſie damit nichts. Bis zum Erſchrecken klar und nahe ſtand alles vor ſie gezaubert, aber es war alles wildfremd.— Abenteuerliche Rücken und Linien und Vorſprünge gingen wie Träume durch das Glas — dann farbige Blitze — dann blau und blau und blau — — ſie rührte die Schraube, um es zu verlängern — dann führte ſie es dem Saume eines dunklen Bandes entlang — plötzlich ein ſchwacher Schrei — zitternd im Runde des wunderbaren Glaſes ſtand das ganze Vaterhaus, klein und zart, wie gemalt, aber zum Staunen erkennbar an Mauern, Erkern, Dächern — ja die Fenſter meinte man durchaus ſehen zu müſſen. Johanna ſah auch hinein — blank, unverſehrt, mit glänzendem Dache ſtand es in der Ruhe des Himmels. O wie ſchön, wie freundlich!

Auch der alte Gregor ſah durch das zaubernde, ihm unerklärbare Rohr, und in ſeinen Mienen war erkennbar, wie er höchlich darnach rang, das Ding begreifen zu können. Auch die Knechte ließ man hineinſehen, und freute ſich an ihrem Erſchrecken und Staunen. Man getraute ſich faſt nicht, etwas zu rücken, aus Furcht, das theure Bild zu verlieren, aber Clariſſa zeigte ihnen bald, wie man es machen müſſe, um es immer wieder zu finden. Sie konnten ſich nicht erſättigen, immer das Eine und das Eine anzuſehen.— So wie es ihren Augen, ſchien es auch ihrem Herzen näher, und ſie waren faſt zu Hauſe — ſo ruhig und ſo lieb ſtand es da, und ſo unverletzt. — Freude, Wehmuth, Sehnſucht ſtieg ſo hoch, daß man ſich das Verſprechen gab, ſehr oft, ja jeden ganz heitern Tag heraufſteigen und durchſehen zu wollen. Endlich fing man doch an, auch Anderes zu ſuchen und zu prüfen. Der fahle Streifen am Geſichtsſaume war das Erſte, und deutlich zeigte ſich, daß es angebautes Land mit Erntefeldern war — dann wurden die Waldberge, dann der See und endlich gar das Haus verſucht. Alles war gar ſo ſchön und gar ſo reinlich.

Nach langem Aufenthalte auf dem Felſen beſchloß man die Rückkehr, und das Rohr wurde von Gregor mit Achtſamkeit und ſogar mit einer Art Scheu in ſein ledernes Fach gepackt und mit der größten Obhut getragen. Auf dem Rückwege trug ſich nichts Merkwürdiges zu. Sie fanden ihren Floß warten, ſtiegen ein, fuhren über, und der Tag endete, wie alle ſeine bisher erlebten Vorgänger mit einer glühenden Abendröthe, die ſie nie anders, als auf den ge-

genuber liegenden Wäldern flammen ſahen, während der See eine ganz ſchwarze Tafel vor ihre Fenſter legte; nur zeitweiſe von einem rothen Blitze durchzuckt.

Dieſer erſten Wanderung folgten bald mehrere und mehrere, die immer kühner und weitſchichtiger wurden, je mehr ſie die Ruhe und Sicherheit des Waldes kennen lernten. Von dem Vater war bereits zweimal beruhigende Botſchaft gekommen; auch, wenn ſie den Blockenſtein beſtiegen, und durch das Rohr ſahen, das ihnen das liebſte Kleinod geworden, — ſtand immer daſſelbe ſchöne, reine, unverletzte Bild des väterlichen Hauſes darinnen, ſo daß Johanna einmal den kindiſchen Wunſch äußerte, wenn man es doch auch von der anderen Seite ſehen könnte. Zuweilen, wie Kinder, kehrten ſie das Rohr um, und freuten ſich, wenn ihr Haus, winzig, wie ein Stecknadelkopf meilenweit draußen lag, und der See wie ein kleines Glastäfelchen daneben.

Ein paar Gewitter hatten ſie erlebt, denen einige traurige graue Regentage folgten. Sie brachten dieſelben im Zimmer zu, an all ihren Stoffen und Kleidern ſchneidend, und nähend und ändernd, und da ſchon Tage und Wochen vergangen waren, ohne daß ſich das mindeſte Böſe einſtellte, ja da draußen Alles ſo ſchön und ruhig lag, als wäre nirgends in der Welt ein Krieg, und ſogar nach des Vaters letzter Nachricht der Anſchein war, als würde über Wittinghauſen gar niemal etwas kommen: ſo erheiterten und ſtillten ſich wieder ihre Gemüther, ſo daß die Erhabenheit ihrer Umgebung Raum gewann, ſachte ein Blatt nach dem andern vorzulegen, das ſie auch gemach zu verſtehen begannen, wie es ihnen Gregor oft vorhergeſagt. — Auch Scherz und Muthwille ſtellte ſich ein: Johanna beredete einmal die Schweſter, ihren ſchönſten Kleiderſchmuck ſich gegenſeitig anzulegen — und wie ſie es gethan und nun ſich vor den Spiegel ſtellten, ſo überkam ein leichtes Roth die edlen feinen Züge Clariſſens wegen dieſer mädchenhaften Schwäche, während die Augen Johannens vor Vergnügen funkelten.

Der alte Gregor hatte ſeine Freude an ihrem Muthe; er begann ſie von Tag zu Tag lieber zu gewinnen, und wie ſich ihre Herzen, wie zwei Sterne des Waldhimmels, immer lieber und freundlicher gegen ihn neigten, ſo ging auch das ſeine in dieſen ſanften Strahlen immer mehr und mehr auf — bis es daſtand, großartig ſchön, wie das eines Jünglings, ruhend in einer Dichtungs- und Fantaſiefülle, üppig wuchernd, ſchimmernd, wie jene Tropenwildniſſe, aber eben ſo unbewußt, ſo ungepflegt, ſo naturroh und ſo unheimlich, wie ſie. Seinen ganzen Lebenslauf, eine ganze Seele hatte er dem Walde nachgedichtet, und paßte umgekehrt auch wieder ſo zu ihm, daß man ſich ihn auf einem andern Schauplatze gar nicht denken konnte. Daher dichtete er auch ſeinen Schutzbefohlenen ſich und ihre Einöde in ſolch wunderlicher zauberhafter Art und Geſtalt vor, daß ſie auch ihnen zu reden begann, und ſie ſich immer wie inmitten eines Märchens zu ſchweben ſchienen.

Aber vielmehr ſie waren ein Märchen für die ringsum ſtaunende Wildniß. Wenn ſie zum Beiſpiele an dem See ſaßen, lange weiße Streifen als flatternde Spiegel ihrer Gewänder in ihn ſendend, der gleichſam ſeine Waſſer herandrängte, um ihr Nachbild aufzufaſſen — ſo glichen ſie eher zwei zart gedichteten Weſen aus einer nordiſchen Runenſage, als menſchlichen Bewohnern dieſes Ortes — — oder wenn ſie an heißen Nachmittagen zwiſchen den Stämmen wandelten, angeſchaut von den langſtieligen Schattenblumen des Waldes, leiſe umſummt von ſeltſamen Fliegen und Bienen, umwallt von den ſtummen Harzdüften der Fichten, jetzt eine Beere pflückend, jetzt auf einen fernen Waldruf horchend, jetzt vor einem ſonnigen Steine ſtehen bleibend, auf dem ein fremder Falter ſaß und ſeine Flügel breitete — ſo hätte er ſie für Elfen der Einöde gehalten, um ſo mehr, wenn er die Geiſter- und Zaubergeſchichten gewußt hätte, die ihnen Gregor von manchen Stellen des Waldes erzählte, wodurch vor ihrer Fantaſie er, ſie, und die Umgebung in ein Gewirre von Zauberfäden gerieth — — oder wenn ſie in der bereits milder werdenden Herbſtſonne auf ihrer Wieſe am Rande des Gerölles ſaßen, auf irgend einem grauen Felsblocke ausruhend, Johanna das kinderlockige Haupt auf den Schooß ihrer Schweſter gelegt, und dieſe mit klarem, liebreichem Mutterauge übergeneigt, in einem Geſpräche des ſicherſten Vertrauens verſunken — und wenn dem Siegel des Mundes das Herz nachfloß, und ſie ſchweigend ſaßen, die ſchönen Hände ineinander gelegt, wie zwei Liebende, bewußtvoll ruhend in der gränzenloſen Neigung des Andern, und wenn Johanna meinte, nichts auf Erden ſei ſo ſchön, als ihre Schweſter, und Clariſſa, nichts ſei ſo ſchuldlos, als Johanna: ſo iſt es, als ſchweige die prangende Wüſte um ſie aus Ehrfurcht, und die tauſend kleinen Glimmertäfelchen der Steinwand glänzen und blitzen nur ſo emſig, um einen Sternenbogen um die geliebten Häupter zu ſpannen.

Oder noch märchenhafter war es, wenn eine ſchöne Vollmondnacht über dem ungeheuren dunklen Schlummerkiſſen des Waldes ſtand, und leiſe, daß nichts erwache, die weißen Traumkörner ihres Lichtes darauf niederfallen ließ, und nun Clariſſens Harfe plötzlich ertönte — man wußte nicht woher, denn das lichtgraue Haus lag auf dieſen großen Maſſen nur wie ein ſilberner Punkt — und wenn die leichten einzelnen Töne wie ein ſüßer Pulsſchlag durch die ſchlafende Mitternachtluft gingen, die weithin glänzend, elektriſch, unbeweglich auf den weiten ſchwarzen Forſten lag: ſo war es nicht anders, als ginge ſachte ein neues Fühlen durch den ganzen Wald, und die Töne waren, als rühre er hie und da ein klingend Glied, — das Reh trat heraus, die ſchlummernden Vögel nickten auf ihren Zweigen und träumten von neuen Himmelsmelodieen, die ſie morgen nicht werden ſingen können, — und das Echo verſuchte ſogleich das goldne Räthſel nachzulallen. — — Und als die Harfe längſt ſchwieg, das ſchöne Haupt ſchon auf ſeinem Kiſſen ruhte — — horchte noch die Nacht; der ſenkrecht ſtehende Vollmond hing lange Strahlen in die Fichtenzweige, und ſäumte das Waſſer mit ſtummen Blitzen — indeſſen ging die Wucht und Wölbung der Erde, unempfunden und ungehört von ihren Bewohnern, ſtürmend dem Oſten zu — der Mond wurde gegen Weſten geſchleudert, die alten Sterne mit, neue zogen in Oſten auf — — — und ſo immer fort, bis endlich mitten unter ihnen am Waldrande ein blaſſer milchiger Lichtſtreifen aufblühte — ein friſches Lüftchen an die Wipfel ſtieß — und der erſte Morgenſchrei aus der Kehle eines Vogels drang! — — —

4.

Waldſee.

Es waren ſchon viele Tage und Wochen vergangen — Erwarten und Fürchten, keines war um die Breite eines Haares vorgerückt! — In gleicher Schönheit, ſo oft ſie es ſuchten, ſtand das Vaterhaus in dem Glaſe ihres Rohres, in gleichem tiefem Frieden lagen die an ihren Wald gränzenden bewohnten Länder, obgleich ſie recht gut wußten, daß draußen, wohin ihr Blick nicht mehr reiche, der Qualm des Krieges liege, der jeden Augenblick an ihrem Geſichtskreiſe ſichtbar werden könne.

Ihr Garten, der Wald, unbekümmert um das, was draußen vorging, förderte ſein Werk für dieſen Sommer, ja er hatte es faſt abgethan: denn die milde Spätſonne goß ſchon ihr Licht trübſelig auf die bunten, gelben und rothen Herbſtſtreifen, die ſich durch das Duftblau der Wälder hinzogen. — — Da geſchah es eines Tages, daß die zwei Mädchen und Gregor jenſeits des See's am Ufer ſaßen ihrem Hauſe gegenüber. Sie waren ziemlich weit von demſelben entfernt, und ſahen auf jene Stelle, wo der Blockenſtein in den See ſtürzt, ihre Waldwieſe von dem andern Lande trennend. Die Knechte waren ſchon ſeit drei Tagen um Lebensmittel aus und wurden Abends zurückerwartet. Die Sonne des Nachſommers war ſo rein, ſo warm und einladend, daß das Herz ſich traulich hingab — die zwei Mägde waren in das Gebirg gegangen, um Brombeeren zu ſuchen, und unſre kleine Geſellſchaft, nachdem ſie Gregor über den See geſchifft und dann an ſchönen Stellen herumgeführt hatte, ſaß jetzt der lauen Luft genießend in angenehmer Müdigkeit auf einem großen Steine, um den die Glut rothen Herbſtgeſtrippes und dichter Preiſelbeeren zu ihren Füßen prangte, und die langen Fäden des Nachſommers glänzten. Sie ſahen auf ihr leeres Haus und auf die graue Steinwand hinüber, während ihnen Gregor erzählte, der ebenfalls von der feierlich ſtillen Pracht, mit der, wie gewöhnlich, der Nachſommer über die Wälder gekommen war, befangen, in immer romantiſchere und ſchwermüthigere Weiſen verſank.

Johanna fragte ihn, wie es denn gekommen, daß er dieſen See entdeckt habe, den ſo hoch oben gewiß Niemand vermuthe, und von dem er ihnen auch ſage, daß wenige Menſchen von ſeinem Daſein wiſſen.

„Es wiſſen ihn auch wenige," erwiederte der alte Mann, „und ſuchen ihn auch nicht, da ſie nicht Grund dazu haben, und die von ihm Ahnung bekommen, hüten ſich wohl, ihn aufzuſuchen, da ſie ihn für ein Zauberwaſſer halten, das Gott mit ſchwarzer Höllenfarbe gezeichnet und in die Einöde gelegt hat. Nun was die ſchwarze Farbe betrifft, ſo mag es wohl damit nur die Urſache haben, daß die dunklen Tannen und Berghäupter aus ihm wiederſcheinen — wäre er draußen im ebenen Lande, ſo wäre er ſo blau, wie ihre Teiche, auf die nichts, als der leere Himmel ſchaut — und was die Einöde anlangt, ſo weiß ich nicht, ob ihn Gott an ein ſchöner Plätzchen hätte legen können, als dieſes. Ich kenne ihn ſchon über vierzig Jahre, und habe ihn in dieſer Zeit nur zwei Menſchen gezeigt: da wir beide noch jung waren, eurem Vater und da ich alt geworden bin, einem jungen Manne, den ich lieb gewonnen, und mit dem ich manches Wild geſchoſſen habe. In Hinſicht ſeiner Entdeckung aber, liebe Jungfrau, war es ſo: Seht, da ich ein Bube war, von zwölf, dreizehn Jahren oder darüber, da waren noch größere und ſchönere Wälder als jetzt. — Holzſchläge waren gar nicht zu ſehen, dieſe traurigen Baumkirchhöfe, weil nächſt dem Waldlande wenig Hütten ſtanden, und dieſe ihr Brennholz noch an den Feldern bald in dieſem, bald in jenem Baume fanden, den ſie umhieben — und man merkte nicht, daß einer fehle. Damals gingen auch die Hirſche oft in Heerden gegen unſere Wieſen, und man brauchte ſie nicht in den Wäldern aufzuſuchen, wenn man einen ſchießen wollte. — —

Bei dieſen Worten unterbrach er ſich, und plötzlich zu Clariſſa gewendet, ſagte er: „Wollt ihr, Jungfrau, eine der ſchönen gelbgeſtreiften Schwungfedern, ſo ſchieße ich euch das Thier herab; ich glaube, ich werde es erreichen.“ Er zeigte hiebei in die Luft, und die Mädchen ſahen einen ſchönen Geier mit geſpannten Flügeln hoch über dem See ſchweben. Er ſchien gleichfalls ohne alle andere Abſicht zu ſein, als ſich in der ausnehmend klaren lauen ſonnigen Herbſtluft zu ergehen; denn auf ſeinen Schwingen ruhend, die Gabel des Schweifes wie einen Fächer ausgebreitet, ließ er ſich gleiten auf dem Buſen ſeines Elementes, langſame Kreiſe und Figuren beſchreibend, während Schwung- und Ruderfedern oft zierlich gedreht im Sonnenſcheine ſpielten, und die Fittige nur nach langen Zwiſchenräumen zwei bis drei leichte Schläge thaten. Die Mädchen bewunderten die zarte Majeſtät dieſes Naturſpieles: ſie hatten nie dieſes mächtige Thier in ſolcher Nähe geſehen, und baten daher einmüthig, dem ſchönen Vogel nichts zu Leide zu thun.

„Freilich iſt er ein ſchönes Thier,“ antwortete der Jäger, „und daß ſie ihn draußen ein Raubthier heißen, daran iſt er ſo unſchuldig, wie das Lamm; er ißt Fleiſch, wie wir Alle auch, und er ſucht ſich ſeine Nahrung auf, wie das Lamm, das die unſchuldigen Kräuter und Blumen ausrauft. Es muß wohl ſo Verordnung ſein in der Welt, daß das Eine durch das Andere lebt. Nun ſeht ihn nur recht an, wie er ſich langſam dreht und wendet, und wie er ſtolzirt — er wird nicht ſobald dieſes Waſſer verlaſſen; ich ſah es öfter, daß ſie gerne über ſolchen Stellen ſchweben, als ſchauten ſie ſich in einem Spiegel. In der That aber wartet er bloß auf die verſchiedenen Thiere und Vögel, die an das Waſſer trinken kommen."

Sie ſahen nun eine Zeit lang den Vogel ſchweigend an, wie er in großem Bogen langſam dem See entlang ſchwebte, und immer kleiner ward — wie ihn rechts hohe Tannen ihrem Auge entrückten — und wie er dann wieder groß und breit dicht ob ihnen durch die dunkle Luft hervorſchwamm. Endlich da ſich ſeine Kreiſe und Linien näher an die gegenüber liegende Wand verloren, ſchwächte ſich auch der Antheil an ihm, und Johanna fragte wieder, wie es ſich mit der Entdeckung des See's ergeben.

„Das war nun ſo," entgegnete Gregor; „ich habe euch ſchon geſagt, daß weit von hier ein Haus und ein Feld ſei, wo ich und meine Enkel leben, und wo mein Vater und Großvater gelebt haben, und das ſagte ich auch, daß einmal viel größere Wälder waren, als heute. Damals kam nie Einer herauf; denn ſie fürchteten die Einöde und entſetzten ſich vor der Sprache der Wildniß — da waren nun ſolche, bei denen die Sage ging, es ſei irgendwo ein ſchwarzes Zauberwaſſer in dem Walde, in welchem unnatürliche Fiſche ſchwimmen, und um das eine verwunſchene graue Steinwand ſtehe, und es ſeien lange Gänge darinnen. Alles flimmert von Gold und Silber, ſchönen Geſchirren und rothen Karfunkeln, wie ein Kopf ſo groß. Vor vielen hundert und hundert Jahren hat ein heidniſcher König aus Sachſen, der vor dem frommen Kaiſer Karl floh, ſich und ſeine Schätze in dieſe Felſen vergraben, und bei ſeinem Tode ſie verzaubert, daß man weder Thor noch Eingang ſehen kann — nur während der Paſſionszeit, ſo lange in irgend einer Kirche der Chriſtenheit noch ein Wörtlein davon geleſen wird, ſtehen ſie offen — da mag jeder hineingehen und nehmen, was er will; aber iſt die Zeit um, dann ſchließen ſie ſich und behalten Jeden innen, der ſie verſäumt."

Johanna ſah hinüber auf die Wand, und es war ihr, als rührten ſich die Felſen.

„Nun, ſagte man nicht, daß ſich Jemand einmal hinein gewagt habe?" fragte Clariſſa.

„Ei freilich," erwiederte der Jäger, „da erzählte mir meine eigne Großmutter, daß es wirklich wahr ſei, daß nicht weit von dem Berge, wo die drei Seſſel ſtehen, ein ſolcher See liege, und daß auch einmal vor vielen hundert Jahren ein Mann, der auf dem Schestauer Hauſe zu Salnau wirthſchaftete, aber viel Fluchens und arge Werke trieb, deßwegen auch ſein Gut nicht vor ſich bringen konnte, am Charfreitage, als alle Chriſten vor dem Grabe des Herrn beteten, heraufgeſtiegen ſei, und damit ſie mehr Schätze tragen können, auch ſein Söhnlein mitgenommen habe. — Wie ſie nun eintraten, befiel das unſchuldige Kind ein Grauſen, daß es rief: „Vater, Vater, ſieh die glühenden Kohlen, geh heraus!“ — — Aber Dieſen hatte der böſe Feind geblendet, daß er unter den Karfunkeln wählend und wühlend ſeiner Zeit nicht wahrnahm, bis der Knabe wie mit einem Windesdruck an dem See ſtand, und gerade ſah, wie der Fels mit Schlagen und Krachen ſich ſchloß, und den unſeligen Vater lebendig darinnen behielt. Den Knaben befiel Entſetzen, er lief, als ob alle Bäume hinter ihm her wären, bergab, und die heilige Jungfrau lenkte ſeine Schritte auch ſo, daß er ſich glücklich nach Hauſe fand. Er wuchs heran, wurde gottesfürchtig, und faſtete jeden Charfreitag bis die Sterne am Himmel ſtanden — war auch geſegnet in ſeinen Feldern und in ſeinem Stalle. Seitdem hat man nirgends gehört, daß Einer in den Berg gedrungen.“

Man ſah ſchweigend auf die graue Wand hinüber, und auch Clariſſen war es jetzt, als rühre ſie ſich und die grünen Tannen ſtehen als Wächter und flüſtern miteinander.

Der Geier war noch immer in der Luft ſichtbar, ſanft kreiſend und ſchwimmend, oder oft ſecundenlang ſo unbeweglich ſtehend, als wäre er eine in dieſem Dome aufgehängte geflügelte Ampel.

Gregor fuhr fort: „Ich war damals ein Bube, und meine Großmutter wußte viele ſolche Geſchichten. Da ſteht auch ein Berg drei Stunden von hier.— In der uralten Heidenzeit ſaßen auf ihm einmal drei Könige, und beſtimmten die Grenzen der drei Lande: Böheim, Baiern und Oeſterreich — es waren drei Seſſel in den Felſen gehauen, und jeder ſaß in ſeinem eigenen Lande. Sie hatten vieles Gefolge, und man ergötzte ſich mit der Jagd, da geſchah es, daß drei Männer zu dem See geriethen, und im Muthwill verſuchten, Fiſche zu fangen, und ſiehe, Forellen, roth um den Mund und gefleckt wie mit glühenden Funken, drängten ſich an ihre Hände, daß ſie deren eine Menge ans Land warfen. Wie es nun Zwielicht wurde, machten ſie Feuer, thaten die Fiſche in zwei Pfannen mit Waſſer, und ſtellten ſie über. Und wie die Männer ſo herumlagen, und wie der Mond aufgegangen war, und eine ſchöne Nacht entſtand, ſo wurde das Waſſer in den Pfannen heißer und heißer und brodelte und ſott und die Fiſche wurden darinnen nicht todt, ſondern luſtiger und luſtiger — und auf einmal entſtand ein Sauſen und ein Brauſen in den Bäumen, daß ſie meinten der Wald falle zuſammen, und der See rauſchte, als wäre Wind auf ihm, und doch rührte ſich kein Zweig und keine Welle, und am Himmel ſtand keine Wolke, und unter dem See ging es wie murmelnde Stimmen: es ſind nicht alle zu Hauſe — zu Hauſe. . . . Da kam den Männern eine Furcht an, und ſie warfen alle die Fiſche ins Waſſer. Im Augenblicke war Stille, und der Mond ſtand recht ſchön an dem Himmel. Sie aber blieben die ganze Nacht auf einem Stein ſitzen, und ſprachen nichts, denn ſie fürchteten ſich ſehr, und als es Tag geworden, gingen ſie eilig von dannen und berichteten alles den Königen, die ſofort abgezogen, und den Wald verwünſchten, daß er eine Einöde bleibe auf ewige Zeiten.“

Er ſchwieg, und die Mädchen auch.

„Sehet, ſchöne Jungfrauen,“ fuhr er nach einer

Weile fort, „dieß alles rieſelte mir damals gar ſonderbar durch die Gebeine und mit Grauen und mit Begierde ſah ich immer ſeitdem auf den blauen Wald hinauf, wie er geheimnißvoll und unabſehlich längs dem ſchönen lichten Himmel dahinzog. Ich nahm mir vor, ſobald ich ein Mann ſein würde, den ſchönen zauberhaften See und die Heidenwand aufzuſuchen. Mein Vater und die Leute lachten mich aus, und meinten, das ſei eitel Fabel und Narrheit mit dieſem Waſſer;— aber ſehet, da ich den Wald nach und nach kennen lernte, und einſah, wie wunderbar er ſei, ohne daß die Menſchen erſt nöthig hätten, ihre Fabeln hinein zu weben — und da mir viele klare Wäſſerlein auf meinen Wanderungen begegneten, alle von einem Punkt der Höhen herabfließend, und deutlich mit kindlichem Rieſeln und Schwätzen von ihrem Vater erzählend, — ſo ſtieg ich herauf und ſehet, an dem Platze, wo wir eben ſitzen, kam ich heraus und fand mit eins das ſchöne liebliche Waſſer."

„Und hat es euch nicht geängſtet und gegraut?" fragte Johanna.

„Geängſtet?" entgegnete der Alte, „geängſtet?— Gefreuet habe ich mich der ſchönen Stelle; denn ich wußte dazumal ſchon ſehr gut, daß der Wald keine freveln Wunder wirke, wie es gehäſſige und gallige Menſchen gern thäten, hätten ſie Allmacht, ſondern lauter ſtille und unſcheinbare, aber darum doch viel ungeheurere, als die Menſchen begreifen, die ihm deßhalb ihre ungeſchlachten andichten. Er wirkt ſie mit ein wenig Waſſer und Erde und mit Luft und Sonnenſchein. Sonſt iſt kein anderes da, noch je dageweſen, glaubet es mir nur. Auch auf dem Berge der drei Seſſel war ich oben — nie ſaß ein König dort, ſo wenig als hier Jemand gefiſcht hat. Wohl ſtehen die drei ſteinernen Stühle, aber nicht etwa einfältig eben und geglättet, wie die hölzernen in eurem Hauſe, ſondern rieſengroß und gefurcht und geklüftet; die leichten Finger des Regens haben daran gearbeitet, und das weiche, aber unabläſſige Schreinerzeug der Luft und der Sonne haben ſie gezimmert. — Ich ſaß darauf, und ſchaute wohl ſtundenlang in die Länder der Menſchen hinaus — und wie ich öfter hier und dort war, erkannte ich gar wohl, daß dieß Alles nur Gottes Werk ſei und nicht der Menſchen, zu denen ſich nur die Sage davon verlor. Sie können nichts bewundern, als was ſie ſelber gemacht haben, und nichts betrachten, als in der Meinung, es ſei für ſie gebildet. Hat Gott der Herr dem Menſchen größere Gaben gegeben, ſo fordert er auch mehr von ihm — aber darum liebt er doch auch nicht minder deſſen andere Geſchwiſter, die Thiere und Gewächſe; er hat ihnen Wohnungen gegeben, die dem Menſchen verſagt ſind, die Höhen der Gebirge, die Größe der Wälder, das ungeheure Meer und die weiten Wüſten — dort, ob auch nie ein Auge hinkomme, hängt er ob ihnen ſeine Sterne auf, gibt ihnen die Pracht ihrer Gewänder, deckt ihren Tiſch, ſchmückt ſie mit allerlei Gaben, und kommt und wandelt unter ihnen, gerade wie er es hier und unter den Menſchen macht, die er auch liebt, obwohl ſie ihm, wie es mir oft gedäucht hat, ſeine Thiere und Pflanzen mißbrauchen, weil ſie im Hochmuthe ſich die Einzigen wähnen, und in ihrer Einfalt nie hinausgehen in die Reiche und Wohnungen derſelben, um ihre Sprache und Weſenheit zu lernen — — — —.“

Während er noch ſo redete, fuhr jenſeits von der Wand des Heidenkönigs ein leichter Blitz auf, und der Geier ſtürzte pfeilgerade in das Waſſer — im Augenblicke rollte auch der Schuß die klippige Wand entlang und murmelte von Wald zu Wald.

Die Mädchen ſprangen erſchrocken auf, und Gregor ſchaute ſtarren Auges hinüber, als wollte er die harte Wand durchbohren.

In der Todtenſtille der Wälder war die Lufterſchütterung faſt grauenhaft geweſen — — und wieder war es nun todtenſtille und reglos, wie vorher; ſelbſt die Leiche des Geiers lag ruhig auf ein und derſelben Stelle des Waſſers. Es vergingen angſtvolle Minuten der Erwartung; denn wer konnte das ſein?!

„Seht ihr etwas?“ flüſterte Johanna mit zitternder Stimme.

„Nein,“ antwortete der Jäger, — „der Schuß kam dort von den Stämmen, die von der Seewand gebrochen ſind und am Ufer liegen, aber ich ſehe Niemanden.“

„Laßt uns eilig überfahren,“ meinte Clariſſa, „das Haus ſteht ganz leer — auch nicht eine Seele iſt darinnen.“

„Mit nichten, Kind,“ ſagt der Jäger; „wenn Gefahr iſt, wären wir eine ſchlechte Beſatzung des Hauſes. Geht in euer Floßhäuschen, ich werde das Fahrzeug ein Stück in den See hinausfahren, und dort bleiben wir ſtehen. Niedergelegt längs dem Baume der Schutzwehre will ich hinüberſehen, und da wollen wir abwarten, wie er es beginnen wird, das Thier aus dem Waſſer zu holen.“

Aber ſie warteten vergeblich. Minute an Minute verging. Ruhig, mit verſchobenem Gewande und geklebtem Federſchmucke lag der Geier auf dem Waſſer — der Rauch des Schuſſes hatte ſich längſt verzogen, und im lieblichen Nachmittagslichte glänzend ſchaute ihr verlaſſenes Wohnhaus herüber. Kein Laut regte ſich, und wie die Augen auch angeſtrengt an dem Blockenſteiner Vorſprung hafteten, — nichts war dort erſichtlich, als das Gewirre der bleichen herabgeſtürzten Bäume, wie ihre Aeſte lange weiße Scheine in den dunklen Waſſerſpiegel ſandten.

Gregor begann nach und nach die Hand nach dem Ruder zu heben, um dem Vogel langſam näher zu fahren.

„Etwa ſind die Knechte ſchon zurück,“ meinte Clariſſa.

„Das war kein Knall aus einer unſrigen Büchſe,“ ſagte Gregor.

In dem Augenblicke wurden die zwei Mägde auf dem hölzernen Söller des Hauſes ſichtbar, die in dem Geklippe der Wand und an den Ufern der Gerölle Brombeeren geſucht hatten. Sie hielten wahrſcheinlich den Schuß für Gregor's, und winkten häufig auf eine Stelle, vielleicht weil ſie meinten, man ſehe vom Schiffe aus den Vogel nicht.

Mittlerweile blieb der See und Wald ruhig, wie ſie es den ganzen Tag waren. Die Sonne, eine weißglühende Lichtkugel lag ſchon am Rande der Felſenwand; breite Schatten rückten über Haus und Raſenplatz auf den See heraus, dieſer war glatt und ſchwarz, nur auf dem Schiffe lag das müde Nachmittagslicht, eben ſo war der todte Vogel wie ein weißer Punkt beleuchtet und im grünrothen Schimmer floß es um das Gehäge der Fichten. Indeß war man, dem Thiere näher rückend, auch bereits dem ſumpfigen Ufer, wo das Gewirre der Baumſtämme lag, ſo nahe gekommen, daß man jeden kleinſten Zweig ausnehmen konnte, ja in der Stille der Luft und des Waſſers ſah man es ſogar deutlich, wenn ein Froſch, der ſich ſonnte, von einem Stamme in das Waſſer ſprang, und die leichten Wellenringe faſt bis auf den Floß auseinandertrieb. Aber nicht das geringſte Anzeichen eines Menſchen wurde ſichtbar, ſo daß der Glaube immer mehr

Wahrſcheinlichkeit gewann, es ſei nur irgend ein Schütze durch Zufall ſo tief in den Wald gerathen und an den See verſchlagen worden, habe ſein gutes Auge an dem Federthier verſucht, und habe dann, da er das Fahrzeug und das Haus erblickte, aus Aberglauben die Flucht ergriffen, namentlich, da er mußte geſehen haben, wie ſich das Schiff bewegte, ohne daß er Menſchen darauf wahrgenommen. Endlich mit einigen langſamen Ruderſchlägen war man dem Thiere ſo nahe gekommen, daß es Gregor mit der Hakenſtange des Floſſes herbeifiſchen konnte. Es war ein ſonderbarer Anblick, wie die langen triefenden Schwingen hinabhingen, wie die naſſen klebenden Federn den ſehnichten Körperbau bloßlegten, und die Wunde zeigten, die mitten in die Bruſt ging. Gregor unterſuchte ſogleich dieſelbe und zog mit einem Werkzeuge ſeiner Waidtaſche eine ſehr kleine Kugel daraus hervor. — Johanna fuhr vor Schreck zuſammen, — und auch Clariſſa ſah geſpannten Auges und klopfenden Herzens auf das Angeſicht des Jägers — dieſer aber nicht eine Miene verziehend, ſteckte die Kugel gelaſſen zu andern in ſeinen ledernen Beutel — ja er ſtand ſogar ſeiner Länge nach auf dem Floſſe auf, und fuhr unbefangen dem Landungsplatze am Hauſe zu, wo man Abends anlangte.

Als ſie ausgeſtiegen waren, fragte Clariſſa geradeweg, was er von der Sache halte?

„Freilich kenne ich den Schützen,“ ſagte er; „es ſind allerlei Thoren auf der Welt — und er mag ein großer unter ihnen ſein — — von ihm iſt euch keine Gefahr — — ich irre mich nicht, ich kenne die Kugel — aber es iſt grundlos thöricht, warum er hier ſein mag — — die Sonne ſcheint auf Eitelei und Thorheit.— Ich habe viele Tage geſehen, und ſo iſt der Menſch: er ſucht den Schimmer und will das Irrlicht greifen — —.“

„O Gott! ihr wißt mehr, als ihr uns ſagen wollet,“ rief Johanna angſtvoll.

„Ich habe euch geſagt, Jungfrau, daß ihr möget ohne Sorgen ſein — ja ich kenne vielleicht den Mann, obwohl mir ſeine Anweſenheit unbegreiflich iſt — er begeht lauter Dinge, die ohne Ziel und Zweck ſind, und ſtrebt nach Unerreichbarem. Er hat manchmal wollen den Sonnenſchein auf ſeinen Hut ſtecken, und die Abendröthe umarmen; — es regnet viele Tropfen, ehe man Einſicht gewinnt, und Jahre vergehen, ehe man weiſe wird. Dringt nicht, Kinder, ihr habt keine Gefahr — und wenn ich etwas wüßte, und euch verbergen wollte, ſo würden meine Zähne verſchloſſener ſein, als die Steinthore des Heidenſchatzes, die kein eiſerner Balken aufzuzwingen vermag. Schlafet ruhig: — jedes Haar meines Scheitels iſt ein Wächter für euch — ich liebe euch, ihr ſeid gut und unſchuldig, und faſt ſo ſchön als Martha.“ — — —

Ein erkennbares Zucken ſpielte bei dieſer Erinnerung um ſeinen alten harten Mund, aber ſogleich fuhr er fort: „Ich liebe euren Vater, und werde in Zukunft das Plätzchen hier noch mehr lieben, als früher, wenn ich wieder einmal heraufkomme, das Haus längſt nicht mehr ſteht, der Krieg ſeine Endſchaft erreicht, und ener Schloß euch wieder aufgenommen hat. Seid ſorgenlos, meine lieben Töchter, und ſchlafet ſüß, wie vor vielen Jahren in eurem Kinderbettlein.“

Die Mädchen ſahen gerührt und ängſtlich auf ihn, wie ſie mit verſchlungenen Armen vor ihm ſtanden, und es mochte ihnen faſt unheimlich dünken, daß er, an der äußerſten Gränze menſchlichen Hochalters ſtehend, dennoch von Planen und Zeiten rede, die weit in die Jahre hinauslagen. Johanna ſuchte vergeblich ihre aufſteigenden Furchtgedanken zu dämpfen, die ſie ſich nicht zu ſagen getraute.

„Sehet, da geht der blutrothe Vollmond auf," begann er wieder, „ſehet nur hin auf das düſtre holde Licht, wie es am Waldesrand erglimmt, und faſt ſchon ſichtbar die langen Schatten über den See ſtreichen — ich hab es hundert und hundertmal geſehen; — aber immer gefällt es mir — ich habe ſo ſtets meine eigenen Gedanken gehabt über das Mondlicht — es iſt ein wundervolles Licht."

„Ein ſchmerzlich ſchönes Licht," ſagte Clariſſa.

„Und nirgends ſeht ihr es ſo ſchön, als im Walde," fuhr Gregor fort; „manche Nacht habe ich es ſchlummern geſehen über den Forſten, wenn ich auf den Höhen gegangen bin — da glänzte Alles und flimmerte und glitzerte ſo ruhevoll — daß ich ſo manche Gedanken hatte über dieſe Einrichtung, daß Nachts an dem Himmel dieſe glänzenden Scheiben hingehen — aber zum Nutzen iſt es ſichtbarlich; denn ſeht, wenn er ſo oben ſteht, mitten über den Wäldern, und weit und breit ſein Licht niederrieſelt in die Zweige — wie ſie da ſo froh ſind im Nachtlichte, und Blätter und Nadeln auseinanderlegen, wie man eine Hand aufmacht, und in der Chriſtnacht, wenn der Herr geboren wird, reden ſie mit einander — — — geht ſchlafen, Kinder, geht ſchlafen — es droht euch gar keine Gefahr; ich muß hier die Knechte erwarten, daß ich ihnen den Floß hinüberrudere, wenn ſie das Zeichen geben. Und ihr," ſagte er zu den daſtehenden Mägden, „nehmt das Federthier hinein, und trocknet es ſorglich, vielleicht, daß die Schönheit des Gefieders wieder etwas herzuſtellen iſt."

„Gute Nacht, Vater," ſagte Clariſſa.

„Gute Nacht, Tochter," erwiederte der Greis.

Und ſomit ſtiegen die Schweſtern die Treppe zu ihrem Gemache hinan, angſtvollen und harrenden Herzens, und als ſie ihr mäßig Abendmahl verzehrt, ſich entkleidet und die Magd entlaſſen hatten, ſchloſſen ſie beſorgt doppelt Schloß und Riegel an den Thüren, ſetzten ſich auf ein Bette zuſammen, und redeten noch Vieles und Manches, ſich tröſtend und liebverſichernd, auch daß ſie morgen wieder nach Wittinghauſen blicken, und daß ſie nie mehr ohne das Fernrohr einen Spaziergang machen wollen. So koſeten ſie noch lange, bis die rothe Scheibe des Mondes doch ob dem Erdenrande ſchwebend, längſt zur goldenen geworden, und Johanna am Buſen der Schweſter wie ein Kind entſchlafen war.

Clariſſa ließ ſie ſanft auf die Kiſſen gleiten, und ſuchte auch ihr Lager; — noch hörte ſie in ihre beginnenden Träume hinein das Jauchzen der zurückkehrenden Knechte jenſeits des See's herüber, und das Plätſchern des abfahrenden Gregor's, der ſie holte.

Dann ſank tiefe, feſte Ruhe über die ſchönen Augenlieder.

3.

Waldwieſe.

Des andern Tages ſtand ſchon die Sonne am Morgenhimmel, als Clariſſa erwachte, und an das Bett Johannens trat, die noch tief ſchlummerte, und ſich ein ganzes Morgenroth auf ihre unſchuldigen Wangen geſchlafen hatte. Da ging ſie leiſe an das Fenſter, das im Morgengold wallte, ſah einige Augenblicke auf den Wald, der mit Reif bedeckt war, und Funken warf, und kniete endlich auf ihren Schemel nieder, um ihr Morgengebet zu verrichten. Als ſie aufſtand, ſah ſie auch Johannen an ihrem Schemel knien; daher wartete ſie ruhig, bis auch dieſe aufgeſtanden war, und dann, noch den Abglanz des gläubigen Gebetes in den Augen, grüßten ſie ſich heiter und freudig, und ſcherzten faſt über ihre geſtrige Angſt. Man ließ die klopfende Magd herein, und dieſe berichtete, daß die

Knechte erzählt hätten, wie draußen bereits Kriegsvölker ziehen, und daß es über die Waſſerſcheide oft wie Ameiſenzüge gehe, alles gegen die oberen Donauländer. An den Waldrändern iſt es ſo einſam und ſtille wie immer. Von Wittinghauſen wußten ſie nichts. Man beſchloß, Gregor zu bitten, daß er ſie, ſobald die Gräſer und Gebüſche etwas trocken geworden wären, auf den Blockenfels geleiten möge.

Als ſie angekleidet waren, und die hohe Sonne ſchon Reif und Thau von ihrer Wieſe gezogen hatte, wollten ſie auf ſelber ein wenig luſtwandeln gehen. Wie ſie über die Treppe hinabkamen, fanden ſie Gregor, wie er eben lockere Bretter und Balken feſtnagelte, auch befremdete es ſie, daß das äußere Thor an den Pflöcken, das immer ganz und gar offen geſtanden, nicht nur eingeklinkt, ſondern auch verriegelt war. Gregor ließ ſogleich von ſeinem Geſchäfte ab, und zeigte ihnen den getrockneten Geier, deſſen Federn er in ſchöne Ordnung gebracht habe, und von denen er ſie bat, ſich die ſchönſten als ein Angedenken ihres Waldlebens auszuſuchen; indeß wolle er hineingehen und ſich richten, um ſie begleiten zu können. Er ging. Aber anſtatt ſich Federn auszuleſen, ſtanden die Mädchen und ſahen ſich befremdet an; denn heute war alles neu. Sonſt hatte er ſie ganz allein auf ihrer Wieſe weit und breit bis an das Gerölle gehen laſſen, ohne ſich weiter zu bekümmern. Suſanna, die Magd, die eben daſtand, erzählte auch, daß, als ſie erfahren, daß nicht Gregor den Geier geſchoſſen, ſondern ein anderer Schuß es war, man wiſſe nicht woher, ſie vor Angſt faſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, und da ſei ſie ſpät nach Mitternacht, als bereits die zurückgekommenen Knechte längſt ſchliefen, durch ein ſeltſames Geräuſch erſchreckt worden, als ob ein Schloß raſle — und da ſie nun behutſam zum Fenſter hinausgeſehen, habe ſie wirklich gehört, wie das Schloß am äußeren Thore geſperrt werde, und ſodann eine Geſtalt, die ſie für Gregor's hielt, dem Ahornwäldchen zuſchritt. Faſt eine Stunde verging, ehe die Geſtalt wieder kam, aufſperrte, und herein trat, hinter ſich ſorgſam verriegelnd — es war nun, wie er zum Hauſe kam, deutlich erkennbar, daß es Gregor ſei. Dieſe Thatſache war nun nicht geeignet, die Unruhe der Mädchen zu vermindern — allein wie Gregor die Thür heraustrat, und ſie den ſchönen Greis anſahen mit der aufrichtigen Stirne, und darunter die glänzenden dichteriſchen Augenpaare, ſo folgten ſie ihm willig durch das Thor, das er hinter ſich wieder ſchloß. Keine, — wie durch Verabredung — that der neuen auffallenden Vorkehrungen Erwähnung. Er ſchwieg auch darüber.

Nachmittags, d. h. nach damaliger Sitte ſchon, um zwölf Uhr, ſtieg man auf den Blockenſtein. Zwei bewaffnete Knechte begleiteten ſie, der dritte hütete den Floß. Das Rohr wurde befeſtiget, und rein und klar, wie immer, ſtand das kleine Nachbild des Vaterhauſes darinnen. Wie ein Vorgefühl, als ſähen ſie es zum letzten Male ſo, überkam es die Herzen der Mädchen, und es war ihnen, als könnten ſie ſich gar nicht davon trennen, und als müßten ſie den geliebten ſchönen Vater oder den unſchuldigen Knaben Felix auf irgend einem Vorſprunge ſtehen ſehen.

Wahrſcheinlich waren es die neuen Anſtalten Gregor's, die ihnen dieſes Unruhegefühl einflößten.

Endlich, da immer dasſelbe längſtbekannte und unbelebte Bild im Glaſe ſtand, und nach tauſend Grüßen, die laut und heimlich hinübergeſendet wurden, nahm man das Rohr ab, und trat den Rückweg an. Zu Hauſe wählten ſie ſich noch einige Federn des Geiers, und begaben ſich wieder in ihre Zimmer.

Kein einziger Vorfall geſchah dieſen und die folgenden Tage, außer daß man wieder einmal wollte bemerkt haben, daß Gregor in der Nacht das Haus verlaſſen habe: aber eine gewiſſe Schwüle und Angſt lag über dem Thale und den Herzen, als müſſe jetzt und jetzt etwas geſchehen. Seltſam — als ob die unſichtbaren Boten ſchon vorausgingen, wenn ein ſchweres Ereigniß unſerm Herzen naht. — —

Es war die fünfte Nacht nach dem Schuſſe des Geiers — der abnehmende Mond ſtand am blauen Nachthimmel, und malte die Fenſtergitter auf die Seſſel und Bettvorhänge der Mädchen — da ſaß Johanna am Rande des Bettes ihrer Schweſter und mit dem Finger ſanft ihre entblößte Schulter betupfend ſuchte ſie dieſelbe zu wecken, indem ſie angſtvoll leiſe die Worte hauchte: „Hörſt du nichts?“

„Ich höre es ſchon lange,“ antwortete Clariſſa, „aber ich wollte dich nicht wecken, daß du keine Angſt habeſt.“

Nun aber richtete ſie ſich auch in ihrem Bette auf, und von dem einen Arme Johanna's gehalten, auf die

Bettkante geſtützt, ſaßen ſie da, keinen andern Hauptſchmuck, als das ſchöne Haar, den Körper im Horchen ſanft vorgebogen, unbeweglich, wie zwei tadelloſe Marmorbilder, um die das milde Licht der Herbſtnacht fließet.

Es war, als hörten ſie undeutlich in der Ferne eine Stimme, ſchwebend zwiſchen Rufen und Geſang — es war aber weder die eines Knechtes, noch Gregor's.

Sie horchten lautlos hin, aber hörten gerade jetzt nichts. Auf einmal ganz deutlich, wie herausfordernd, — ſchwärmeriſch wild kam ein Geſang einer Männerſtimme herüber, folgende Worte tragend:

Es war einmal ein König,
Er trug 'ne gold'ne Kron'.
Der mordete im Walde
Sein Lieb — und ging davon.

Da kam ein grüner Jäger:
„Gelt, König, ſuchſt ein Grab?
Sieh' da die grauen Felſen,
Ei, ſpringe flugs hinab."

Und wieder war ein König,
Der ritt am Stein vorbei:
Da lagen weiße Gebeine,
Die gold'ne Kron' dabei.

Die Stimme ſchwieg, und die Stille des Todes war wieder in Luft und Wald, und in den Herzen der Mädchen — und als es draußen ſchon längſt geſchwiegen, getrauten ſie ſich noch nicht, ſich zu regen, als ſei die Scene nicht aus, und als müſſe noch etwas kommen.

Aber ſie war aus. Kein Laut, kein Athemzug, regte ſich in der ſtummen funkelnden Mondluft.— Da, nach langem Warten, drückte ſich Johanna ſanft und langſam rückwärts aus der Umarmung, und ſah der Schweſter in das Angeſicht.

Es lag ſo bleich vor ihren Augen, wie der Mond auf der Fenſterſcheibe.

Nicht eine Silbe ſagten ſie Beide.

Johanna, wie im Inſtinkt des Guten und hier Zuſtändigen, wendete ihre Augen wieder ab, und barg ihr eigenes Antlitz in das Nachtgewand der Schweſter — und ſo viele, viele Augenblicke lang aneinandergedrückt, wie zwei Tauben hielten ſie ſich, daß Johanna Clariſſens Herz pochen fühlte, und dieſe das Zittern des Armes der andern auf ihrem Nacken empfand.— — Endlich furchtſam leiſe fragte die jüngere: „Clariſſa, fürchteſt du dich?“

Fürchten?“ — ſagte dieſe, indem ſie ſich ſanft aus der Umarmung löſte — „fürchten? nein, Johanna — das Räthſel iſt klar, deſſen dunkler Schatten uns dieſer Tage ängſtete — — ich fürchte nichts mehr.“

Und dennoch bebte ihre Stimme, als ſie dieſe Worte ſagte, und Johanna konnte ſelbſt bei dem ſchwachen Mondlichte bemerken, wie allgemach ein feines Roth in die vorher ſo blaſſen Wangen floß, und darinnen ſanft bis zur ſchönſten Morgenröthe anſchwoll. Ein ungeheuer Empfinden mußte in ihrer Seele emporwachſen, wechſelnd in Wohl und Weh: denn ein fremder Geiſt lag auf dieſen ſonſt ſo ruhigen Zügen, und goß eine Seele darüber aus, als glühete und wallete ſie in Leidenſchaft.

„Johanna,“ ſprach ſie, „es iſt wunderbar, ſehr wunderbar, wie die Wege der Vorſehung ſind. Wer hätte gedacht, daß das, was ich neulich an der Felſenwand zu dir ſprach, ſo nahe ſei — in der ſchönen Einöde hat mich Gott der Herr gefunden — mag es ſich erfüllen, wie es muß und wird — fürchte dich nicht, liebes Kind — auch mitten im Walde iſt der Herr ob uns. Du kennſt das Lied, du ahneſt auch, wer es ſang — er hat es gut gewählt — er wird mich ſehen, ja, aber nicht in unſerem heiligen Hauſe — Gregor und du werdet mich begleiten — ſieh mich nicht ſo erſchrocken an — wenn ſelbſt die kleine Kugel von ihm kam, und wie er auch mit dieſem Wald zuſammenhängt: Gefahr ſolcher Art droht uns nicht — — ja, ja, den Sonnenſchein hat er wollen auf den Hut ſtecken und die Abendröthe umarmen — — ja, es iſt ſeine Art ſo zu erſcheinen, wie er hier that das Lied hat mich herausgefordert — gut, aber jetzt iſt es kein Kind mehr, hilflos gegeben in die Allgewalt der eignen Empfindung: eine Jungfrau, ſtark und ſelbſtbewußt — ſie wird kommen, ſtatt der Lilie das Schwert des Herrn in ihrer Rechten — ja ſie wird kommen!!"

Ihr Antlitz strahlte — eine ſolche Schönheit überging ihre Züge, daß ſelbſt Johanna ſcheu zu ihr hinüberblickte — mit Inbrunſt ſchwärmte ihr dunkles Auge hinaus, angeglänzt von dem Lichte der Nacht— — auf die Stirne flog es wie ungeheurer Stolz und Triumph — — ſo ſaß ſie, und badete das gehobne Antlitz in den Strahlen des Mondes — — — bis ſie endlich in einen Strom ſiedend heißer Thränen ausbrach, und ſich wie ein Kind an das Herz der Schweſter legte.

Wer ſie in dieſer Nacht geſehen hätte, der hätte begriffen, wie denn dieſe ſanfte ewig ruhige Geſtalt zu den tief ſchwarzen lodernden Augen gekommen.

Johanna ſchlang ihre beiden Arme um ſie, und obgleich ſie die Gewalt dieſer Thränen nicht begriff, ſo wurde ſie doch ſelbſt bis zu dem heftigſten Schluchzen gerührt — und die Luſt der Herzen löſte ſich durch dieſe milden Perlen.

Der Morgen fand ſie, Johannen an dem Buſen der Schweſter mit den müde geweinten Augen tief und feſt entſchlummert. Clariſſa wachte ſchon längſt, aber da der Schweſter Haupt ihr zum Theil auf Buſen und Schulter lag, ſo regte ſie ſich nicht, um ihr nicht den Morgenſchlaf zu ſtören, der mit ſo ſichtbar ſüßer Hülle auf dem geängſteten Herzen lag. Endlich da ſich die braunen Augen langſam aufthaten, und befremdet auf Clariſſen ſahen, wie ſie denn in ihr Bett gerathen, ſo ſtrich dieſe ſanft mit der Hand über die Scheitel der goldblonden Locken, und ſagte: „Guten Morgen, liebes, liebes Kind.“

Aber mit einer Art Beſchämung über die Lage, in der ſie ſich fand, ſprang Johanna auf, und begann ſich anzukleiden, indem ihr nach und nach das Bewußtſein der vergangenen Nacht kam, und der Wichtigkeit des heutigen Tages.

Auch Clariſſa kleidete ſich ſchweigend an, und ließ dann durch die Magd den alten Gregor rufen. Er kam.

„Ihr habt heute Nacht ſingen gehört," redete ſie ihn an.

„Ja."

„Ihr kennt den Mann ſehr gut, welcher geſungen?"

„Ich kenne ihn ſehr gut."

„Er wünſcht dringend mit uns zu reden."

Der Jäger ſah ſie mit betroffenen Augen an. „Ich weiß es," ſagte er; „aber daß auch ihr es wiſſet?!"

„Wir wiſſen es, und wollen ihn auch ſprechen, und zwar, wenn es möglich iſt, noch heute; aber nicht hier — in unſer Haus ſoll kein fremder Mann kommen — ſondern an der Steinwand bei den letzten Ahornen ſoll er uns erwarten. Johanna und ich werden kommen, und ihr ſeid gewiß ſo freundlich uns zu begleiten. Wenn der Schatten der Tannen von dem See gewichen iſt, möget ihr uns abholen, wenn es bis dahin geſchehen kann."

„Es kann geſchehen — aber bedenket, daß ihr ſelbſt es ſeid, die es ſo wollen.“

„Bereitet es nur, Gregor — ich kenne auch den Mann, und wir wollen ihn fragen, warum er unſere Ruhe und Zuflucht ſtört.“

Gregor ging.

Der Vormittag war vorüber, der Schatten der Tannen war von dem See gewichen, und man ſah Gregor mit der Büchſe auf der Schulter die zwei Mädchen dem Ahornwäldchen zuführen. Johanna war, wie gewöhnlich, in ihrem weißen Kleide, aber Clariſſa hatte all ihren Schmuck und ihre ſchönſten Kleider angethan, ſo daß ſie wie eine hohe Frau war, die zu einem Königsfeſte geführt wird. Es liegt etwas Fremdes und Abwehrendes in Schmuck und Feierkleid der Frauen; ſie ſind gleichſam der Hofſtaat ihrer Seele, und ſelbſt der alte Waldſohn, der nie andere Juwelen ſah, als die des Morgens in den Tannen, fühlte ſich von Clariſſens Schönheit gedrückt und faſt unterthänig; denn auch in ihrem Angeſichte lag ein fremder Schimmer und ein ſtrahlender Ernſt.

Johanna's Herz klopfte ungebändigt und — obwohl ſie ſich's zu ſagen ſchämte — die kleine Kugel, und der

Jägerburſche, der von dem furchtbaren Wildſchützen erzählt hatte, wollten ihr nicht aus dem Sinne kommen, und es war ihr dunkel drohend, als ob etwas Entſetzliches kommen würde.

So war man bis gegen die letzten Ahornen gelangt. Ein Mann, in einfache, ungebleichte Linnen gekleidet, einen breiten Hut auf dem Haupte, eine Flinte in dem Arme ſaß auf einem der grauen Steine. Wie man ganz in die Nähe gekommen, ſtand er auf, zog ehrerbietig den Hut, und wies ſein Antlitz. — Johanna hätte faſt einen Schrei gethan — ſo ſchön war er — auch Clariſſa wankte einen Augenblick. Wie er den Hut abgenommen und das Angeſicht mit einem ſchnellen Ruck ihnen zugewendet, warf ſich eine Flut von Haaren, wie ein goldener Strom auf ſeine Schultern, darlegend das lichte Antlitz, faſt knabenhaft ſchön und fein, daraus die zwei großen dunkelblauen Augen hervorſahen, wie zwei Seelen, die auf Clariſſen hafteten. — — Auch ſie vergaß ihr dunkles Auge auf ſeinen Zügen, den wohlbekannten, vielgeliebten, vielgekränkten, — bis ſie plötzlich hocherröthend einen unbeholfenen Schritt ſeitwärts that, gleichſam gegen die Bank hin, die in der Nähe ſtand, als wollte ſie ſich darauf ſetzen. Johanna, bloß dieſe Abſicht vermuthend, war ihr behülflich, und ſetzte ſich neben ſie. Er, noch immer kein Wort redend, ließ unbewußt ſeine Blicke ihren Bewegungen folgen, als ſei er betreten, daß eine ganz andere Geſtalt gekommen, als er erwartet. Endlich legte er ſeine Flinte ſeitwärts, und ſetzte ſich den Mädchen gegenüber auf denſelben grauen Stein, auf dem ſie ihn gefunden.

Die hohen Bäume, die graue Felswand, und die weißen Nachmittagswolken ſahen ſtumm auf die ſeltſame, ebenfalls ſtumme Verſammlung.

Gregor ging abſeits von den Ahornen, anſcheinend ſo hie und da das fortſchreitende Vergelben der Blätter betrachtend.

Endlich thaten ſich Clariſſa's Lippen auf, und ſie ſagte: „Ihr habt uns aufgefordert — — ihr wolltet, mein' ich, mit uns reden — wir ſind gekommen — ſo redet.“

„Ja,“ antwortete er, „ich bat euch um eine Unterredung, aber nur *euch*; denn ich kenne die andere Jungfrau nicht.“

„Es iſt meine Schweſter Johanna.“

Mit Verwunderung blickte er nun auf Johannen, und ſagte trübſelig lächelnd: „Sie iſt aus einem Kinde nun eine ſchöne Jungfrau geworden; — o Clariſſa, wir haben uns ſehr lange nicht geſehen — damals war ſie ein Kind, das ſelten ſichtbar wurde, daß ich ihrer ſchon ganz vergaß. — Kennet Ihr mich, Johanna?"

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Nun, Clariſſa," fuhr er fort, „verzeihet, daß ich gekommen, und auch die Art, wie ich es that. — Seht, ich wollte nicht plötzlich, wenn ihr luſtwandeln ginget, vor euch treten — ich hätte es einige Male gekonnt — ſondern erſt euern Begleiter, den ich ſeit Langem kenne, ſprechen, aber er war ſtets an eurer Seite und verließ ſonſt nie das Haus, daher ſandte ich ihm durch den Geier meine Kugel, die er wohl kennt, auch ſuchte er mich ſogleich, und fand mich, aber keine Macht der Ueberredung konnte ihn dahin bringen, daß er euch von mir eine Botſchaft brächte — — ja er verrammelte und bewachte das Haus nun vorſichtiger, als je, ſo daß ich ihn, der mich einſt ſo liebte, gar nicht begriff. — Ich ſelbſt mußte mir nun, ſei es auch auf die Gefahr hin, daß mich einer eurer Knechte erſchieße, Gelegenheit verſchaffen, euch meine

Anweſenheit kund zu thun, ob ihr etwa freiwillig gewährtet, was ich nicht rauben wollte, und von ihm nicht erbitten konnte. Ich ſang das Lied, das ihr kennen müſſet."

„Ich kannte es," ſagte Clariſſa, „und ſei es nun auch Unrecht, daß ich kam, ich wollte euch nicht fortweiſen, da ihr ſo viel Anſtalt machtet, mich zu ſprechen — — und nun redet, warum ſeid ihr hier, die Zuflucht und Ruhe zweier Mädchen zu unterbrechen, die ſo kindiſch ſind, daß ſie oft das unverſehene Rauſchen eines Blattes ſchreckt, ſagt, warum ſeid ihr hier?"

„Clariſſa, — ihr fragt das," ſagte er, indem ein leichter Hauch von Roth über ſein Geſicht flog, „wiſſet ihr ſelber denn das nicht?"

„Nein, ich weiß es nicht," antwortete ſie mit unſicherer Stimme.

„Ihr wißt das nicht?" wiederholte er zweimal, „ihr wißt das nicht?—" und er warf ſein Haupt, wie im Schmerz empor, ſo, daß auf einen Augenblick der Glanz der Herbſtſonne auf die ſchwärmeriſchen Züge fiel, — und ſie verklärte — — „ihr wißt das nicht?! Sehet, ich bin in Frankreich geweſen — ich war weiter, in dem neuen Lande war ich jenſeits des großen glänzenden Meeres — ich kam wieder, ich ſuchte euer Schloß, es iſt bedroht, ihr ſeid geflüchtet. Niemand weiß, wohin — ich kundſchaftete auf allen Straßen; eine führt gegen den Wald, ſie ſah euch ziehen, — ich ſuchte Gregor's Hütte, er iſt nicht da. — Durch alle Wälder und Schluchten, lebend von dem, was mir meine Büchſe erwarb, ging ich tagelang, wochenlang, bis — es war eine lichte ſchöne Stunde — bis der Gedanke dieſes See's wie ein Blitz in meine Seele fuhr, wie ihn mir einſt Gregor zeigte, und die Worte ſagte: „Auf dieſem Anger, an dieſem Waſſer iſt der Herzſchlag des Waldes; mir iſt, als müßte ich ihn hören, ſo lieblich und treu, und feſter als die Burg eines Königs“ — ich kam hieher — am Rande jener Felſenmauer herüber kletternd erblickte ich das hölzerne Haus, auf einem Felſenſteige — Gregor weiß ihn — euch wäre er tödtlich — ſtieg ich nieder. — Dort, wo die Sandrieſen beginnen, im Schatten des Felſens ruhte ich ermüdet aus, wiſchte mir das Blut von den Händen — und wie ich nach dieſem Geſchäfte aufblicke — kaum hundert Ellen von mir am Rande des Gerölles ſaßet ihr mit Johannen, beide in weißen

Gewändern, und vertraulich redend — — ich erſchrack, daß ſich der See und die Bäume drehten — das ſchreiende Herz drückte ich nieder, ja in meiner Thorheit halte ich den Athem an, daß er euch nicht erreiche, obwohl ich nicht einmal eure Worte hören konnte — aber hold und ſüß müſſen ſie geweſen ſein; denn ihr ſaßet und ſprachet lange, legtet endlich eure Hände in einander und ſahet ſchweigend in die Luft hinaus, mir wollte es bedünken im Uebermaß der Rührung und der Liebe und des Vertrauens — als es Abend wurde, ginget ihr — dieſe Bäume hier verſchlangen den letzten Schimmer eures Gewandes — ich blieb ſitzen und ſtillte meinen Hunger mit einer Handvoll Brombeeren. Wieder ſah ich euch — gehen durch den Wald, wandeln an dem See, ruhen auf dieſem oder jenem Steine — ich war euch oft ſo nahe, daß ich euch greifen konnte; eure Harfe hörte ich des Nachts. — — Seht ihr, dort oben, wo der dürre Sandſtrom um die zwei Felſenhäupter quillt, ſteht ein Baum, es iſt nur mehr der Strunk einer Föhre, die der Blitz einſt zerſchlug, bei Tage iſt er ein mißfärbiges Grau, aber in der Nacht beginnt er zu leuchten, blau und grün und weiß — ſtundenlang ſaß ich an dem Felſen und ſah auf das ſtille nächtliche Glimmen deſſelben — — Clariſſa! und ihr fragt, weßhalb ich gekommen??"

„O übt ihn nicht," ſagte ſie mit innig flehender Stimme, „o übt ihn nicht, den alten Zauber, deſſen Gewalt ihr kennt, und einſt erprobtet gegen ein thörichtes Mädchen — o übt ihn nicht, es iſt nicht redlich."

Es war ſeltſam anzuſchauen, wie die entſchloßne Jungfrau zu ſchwanken begann, und faſt eingeſchüchtert war einem Manne gegenüber, deſſen Mienen doch ſo offen lagen, wie die eines Kindes; aber wenn man ihn anſah, wie er auf ihre Rede ſchwieg, und hinausſah in die Räume, ſo war es, als ſähe man den Geiſt aufleben, dem ſie ſich beugte: eine wilde Hoheit, eine ſchwärmeriſche Dichtung lag in dieſen Zügen, im Auge etwas, was fleht und herrſchet — ein Schmelz von Zärtlichkeit, unſäglich bindend das geliebte Herz, es ſelbſt unſäglich liebend, und doch hinaus verlangend ins Unbekannte, ein aufquellend Herz, nach Thaten ſchmachtend. Und gerade das letzte, jeden Augenblick Liebeverluſt drohend, war es, was ſie ſo zauberiſch band.

„Ja, ja," begann er wieder ſanft, „Clariſſa ſüßer Engel, es iſt redlich: ich bin nicht thöricht und ohne Zweck gekommen; denn wiſſet, ſeit jenem Tage, wo ich fort ging, theils gedrängt, theils ſelbſt hinausſchwärmend, war es doch nur ein Gedanke, dem ich nachhing, dem ich glühend nachſtrebte — damals lebte er noch, der befehlen konnte: laß fahren das Scheinding; — — ich ſchlug es los, in alle Winde wollte ich es ſtreuen; ich ging Monate lang durch dieſe Wälder, dem wilden Hange folgend — da fand ich Gregor. — Wie ein Sohn liebte ich den Alten, obwohl er ein Kind war gegen mich in Schwärmerei und Wagniß — das Scheinding aber trug ich im verſchwiegenen Herzen — dann ſah ich jene ſchimmernde Stadt, ich ſah gränzenloſe Wildniſſe des neuen Landes — ich kam wieder, als er todt war, aber ich brachte das Scheinding, wie er es nannte, wieder mit — — Clariſſa, nun aber iſt alles gut — ein Jahr hab' ich gearbeitet, ein mühſelig Jahr, berghohe Hemmniſſe hinweggewälzt — Alles iſt eben — ich bin frei. — — Wie keine Mutter ihr Kind, hab' ich dich geſucht, die Geliebte, die Verlaſſene, die Unvergeßliche, um dir Alles, Alles mitzutheilen — — o Clariſſa, ich bitte dich, denke zurück, blicke in dein Herz, und um der Gütte Gottes willen frage nicht mehr, warum ich gekommen!!"

Ehe ſie es ahnen und hindern konnte, ſtand er auf, und auf die harten Steine zu ihren Füßen ſinkend, nahm er ihre Hand, ſchloß ſie in ſeine, die großen blauen Augen angſtvoll auf ihr ſterbebleiches Antlitz heftend.

„O ſteht auf,“ ſagte ſie in der Ohnmacht ihrer Seele mit den Augen herumirrend — „ſo ſteht doch auf — — ich kam gewaffnet hieher, die Gewalt eures Herzens ſoll mir dieſe Waffen nicht ablöſen — nein ſie ſoll es gewiß nicht. — Denket nicht mehr, ich ſei noch das Kind, das ihr einſt kanntet — — wie ihr damals in unſer Schloß kamet, wie der Vater euch lieb gewann; — — ihr waret ſo ſchön, mein Auge konnte faſt nicht ablaſſen von dem euren, ein ganzes Meer von Seele und Gemüth goſſet ihr in mein dunkel bewußtes Herz, meine hülfloſe Kinderſeele zwanget ihr an eure Lippen zu fliegen — ich fragte nicht, woher ihr kamet, wer ihr ſeid — ich hing an euch — im Wahnſinne von Seeligkeit hing ich an euch, ſündhaft vergeſſend meinen Vater, meine Mutter, meinen Gott — — da ginget ihr fort — — — nun, es iſt Alles überſtanden — ich erkannte die Sünde; — Gott gab mir die Gnade ſie zu bereuen und zu vergeſſen.

Die Seele wandte ſich wieder ihrer reinen Liebe zu. Seht, dieß unſchuldige Mädchen hier, meine Schweſter dann mein Vater und der Bruder Felix zu Hauſe — dieſe ſind meine Geliebten — und der Herr im Himmel, der iſt mein Gott — — es iſt überſtanden."

Thränen brachen aus ihren Augen und ſchimmerten neben den Diamanten des Stirnbandes.

„Nein, Clariſſa, es iſt nicht überſtanden," ſagte er, zu ihr emporblickend, indem ein Entzücken durch den Himmel ſeines Auges ging, „nein, es iſt nicht überſtanden; — goß ich auch ein Meer von Gemüth und Seele in dein Kinderherz, ſo goß ich es auch in meines. — Es iſt wahr, anfangs reizte mich bloß die ungewohnte Fülle und Macht, aufſproſſend in dem Kinderherzen, daß ich prüfend und probend an ſie trat, daß ich die Kinderlippen an mich riß — aber eine Seele, tief, wild, groß und dichteriſch wie meine, wuchs aus dem Kinde an mich, daß ich erſchrack, aber nun auch mich im Sturme an ſie warf, namenlos, untrennbar Glut um Glut tauſchend, Seligkeit um Seligkeit. — — Weib! du warſt damals ein Kind, aber die Kinderlippen entzückten mich mehr, als ſpäter jede Freude der Welt, ſie glühten ſich in mein Weſen unauslöſchlich — ein Königreich warf ich weg um dieſe Kinderlippen; nicht Jahre, nicht Entfernung konnten ſie vertilgen — und nun bin ich hier, abgeſchloſſen mit der Welt, um nichts auf der ganzen Erde mehr bittend, als wieder um dieſe Kinderlippen.“

Er blieb knieen, das geliebte Antlitz ſchaute zu ihr empor, vergeſſend ſeiner ſelbſt und der Umgebung, — ſie aber fühlte ſich verlieren; um ihre Stirne irrte es wie dunkle Wonne, wie Morgenröthe des Gefühls. — Einen Augenblick noch ſah ſie hülflos umher, ringend mit dem eignen Herzen, das in ſo ganz anderer Abſicht hergekommen war — dann überzog neuerdings ein feuchter Schleier ihr Auge, aber es war darinnen ſüße düſtre Zärtlichkeit, wie es auf ihn niederſank, und ſie faſt unhörbar und zitternd die Worte ſagte: „Und doch, Ronald, biſt du fortgegangen!!“

„Ja,“ rief er, indem eine ſchnelle, ſchwärmeriſche, fabelhafte Freude über ſeine Züge flog, „ja, ich ging fort, weil es Einer befahl, der mächtiger war, als ich und du, und als dein Vater und dein König — aber nicht weil er es befahl, ging ich, ſondern weil er bat, weil er ſagte, es ſei zu deinem und zu meinem Heile — — und, Clariſſa, weil mein eigen tobend Herz mich hinausriß, thöricht ſchweifend in das Leere, als ſeien draußen namenloſe ungeheure Dinge zu vollführen — — aber, bin ich gegangen, ſo bin ich ja auch wieder da, und ich gehe nie, nie mehr von dir; — du biſt mein Athem und mein Pulsſchlag. — Draußen iſt es dürre, wie Sand, und unerſprießlich alle Welt gegen dein ſchlagendes Herz, gegen deine Güte und gegen deine Liebe; — — ſiehe, er hat mich groß machen wollen, wie einen ſeiner Helden, oder gar wie ſich ſelbſt, er hat mich abgöttiſch geliebt als das Ebenbild meiner Mutter. In unſer ſchönes fernes Land, ſagte er, werden wir zurückkehren, dort wolle er es heben zu einem der erſten der Welt, ich werde ihm zunächſt ſtehen, und an mir wolle er es gut machen, was er an meiner armen Mutter verſchuldet — er, der Starke gegen alle Welt, war ſchwach gegen mich, er ließ meine Jugend ſchwärmen, in die ganze Welt wollte ich fliegen, weit und breit; ſelbſt in Feindeslande ging ich herum, auf eurem Schloſſe lebte ich Monate lang. — — Als ich ihn glühend um dich bat, ſagte er, du biſt noch ein Knabe, gehe fort, gehe in die Welt, gehe hin, wo du willſt, ſelbſt über das Meer, und wenn du wieder kommſt, und ſie noch willſt, ſollſt du ſie haben, und in unſer Land führen — aber geh, und laß lieber fahren das Scheinding — — — aber, o Clariſſa, als ich wieder kam, war er längſt todt — von all Denen, die um ihn trauerten, waren zwei Augenpaare, die gewiß am heißeſten weinten, meines, und ſicher auch das meiner fernen Mutter. Ich hab' ihn noch einmal geſehen — ich brachte es dahin, daß mir Gruft und Sarg geöffnet wurde. — In den Buſen des Kanzlers hatte er die Plane über mich niedergelegt, mit dieſem, den Führern und Andern mußte ich ein Jahr kämpfen, ein mühſelig ſchleppend Jahr, bis ich mir Freiheit errang, zu thun, wie ich wollte — und dann mein erſter Gang — nein, es war ein Fliegen: zu dir — zu dir, um zu fragen, ob du mich haſſeſt — ob du verzeiheſt — — ob du noch liebeſt, zu dir ging ich zuerſt, dann aber muß ich meine Mutter ſuchen."

Seine Augen ſchwammen in Thränen, welche die fernere Rede erſtickten; er wiſchte mit der Hand darüber und ſagte dann unſäglich mild: „Clariſſa, du haſt dich ſehr verändert, und biſt größer und ſtattlicher geworden, und faſt ſchöner, als damals, ſo daß ich beinahe den Muth verlor, da ich dich heute ſah —

Clariſſa, thue ab den ſtarren Schmuck, der ſo traurig um dein liebes Antlitz funkelt, ſei wieder das Kind, das mich einſt ſo ſelig machte — nicht wahr, Clariſſa, du liebſt mich noch? — — — — Liebſt du mich noch — du, mein ſchüchtern, mein glühend Kind!" — — Er ſah ſo treuherzig zu ihr hinan, und eine ſo weiche unſchuldige Seele lag in ſeinen Zügen, — — daß ihr ganzes Herz voll alter Liebe hinſchmolz.

Wie ſchwach und wie herrlich iſt der Menſch, wenn ein allmächtig Gefühl ſeine Seele bewegt, und ihr mehr Schimmer und Macht verleiht, als im ganzen andern todten Weltall liegt! — Der ganze Wald, die lauſchenden Ahornen, die glänzende Steinwand, ſelbſt Johanna und Gregor verſanken um Clariſſa, wie weſenloſe Flitter, nichts war auf der Welt, als zwei klopfende Herzen, — allvergeſſen neigte ſie das liebeſchimmernde Antlitz und die dunklen ſtrömenden Augen immer mehr gegen ihn, und in Tönen, worüber Johanna erſchrack, ſagte ſie: „o Ronald, ich liebe dich ja, ich kann mir nicht helfen, und hätteſt du tauſend Fehler, ich liebte dich doch — ich lieb' dich unermeßlich, mehr als Vater und Geſchwiſter, mehr als mich ſelbſt und Alles, mehr als ich es begreifen kann..."

„Und ich," erwiederte er, ihr in die Rede fallend. — — „ſiehe, tropfenweiſe will ich dieſes Blut für dich vergießen, ich will gut werden und ſanft, wie das Lamm des Feldes, daß ich dich nur verdiene — gehe mit mir in mein Vaterland, oder bleibe hier, ich will auch bleiben — — nimm mir mein Leben, nimm mir die Seele aus dem Leibe, damit du nur ſieheſt, wie ich dich liebe. — —"

Er zog ſie gegen ſich — machtlos folgte ſie — und beide zitternd vor Uebermacht des Gefühles ſtürzten ſich in die Arme, ſo feſt umſchlingend und klammernd, daß ſeine blonden Locken auf das Sammtkleid ihrer Schultern niederwallten.

Die beiden Zeugen dieſer Scene ſahen ſich verwirrt und ſtaunend an — aber Johanna, die bisher mit ſteigender Angſt zugehört hatte, ſprang plötzlich auf und mit den zornesmuthigen Thränenfunken in den Augen rief ſie: „Clariſſa, was thuſt du denn!?"

Dieſe, wie aufgeſchreckt, fuhr empor, wendete ſich um, und wie ſie das Kind, deſſen Lehrerin und Vorbild ſie bisher war, vor ſich ſtehen ſah — nein, nicht mehr das Kind, ſondern die Jungfrau mit der Purpurglut der Scham im Geſichte, ſo warf ſie ſich demüthig, und doch ſtrahlend vom Triumphe an ihre Bruſt. — —

Es war eine ſtumme Pauſe, man hörte ihr Schluchzen, und das ſanfte Wehen des Waldes. —

Wie ſie endlich das milde Haupt wieder aus der Umarmung hob, erleichtert und verſchönert, und wie ſie mit den ſelig ſchönen Augen Johannen voll Liebe in das Geſicht ſchaute, dieſe aber noch immer daſtand mit Thränen kämpfend: ſo trat Gregor hinzu, und ſagte zu ihr: „Beruhigt euch nur, liebe Jungfrau, es iſt in dem Ganzen kein Arg; denn es iſt ſo der Wille Gottes — darum wird der Menſch Vater und Mutter verlaſſen, und dem Weibe anhängen — es iſt ſchon ſo Natur — beruhiget euch nur, und ſehet ſie freundlich an, die immer ſo mütterlich liebreich gegen euch geweſen iſt. — Aber du, Ronald, zu dir ſage ich ein Wort, du weißt es, wie du in den Wald gekommen biſt, wie du mich gefunden haſt, wie ich dich lieb hatte, wie wir jagten, Kräuter ſuchten, Felſen beſtiegen, wie wir uns ergötzten, als draußen die Sage ging von dem furchtbaren Wildſchützen und ſeiner kleinen Kugel — ich habe dich damals nur um deinen Namen gefragt, daß ich dich damit rufen könne — du haſt mir nie von dieſer geſagt, daß du ihr ſein Liebe zugethan biſt, es war auch keine Urſache dazu. Jeder Menſch hat ſein Herz, wie jedes Kraut ſeine Blume, er mag es geheim halten, die Blume thut es nicht — es macht nichts — du gingſt fort von mir — ich habe deiner oft gedacht und es war mir, als gingeſt du mir ab. Jahre vergingen — da kameſt du plötzlich an dieſen See, und trachteteſt ſtürmiſch darnach mich zu verlocken, daß ich dich mit den Jungfrauen ſprechen ließe, auch da noch fragte ich nach keiner Urſache — ich dachte ſie mir wohl, nämlich die Schönheit der Jungfrauen reize dich — : aber jetzt, ſiehe einmal, der Vater dieſer Mädchen iſt ein hochanſehnlicher Mann, ein Mann von gutem Herzen und trefflichen Gaben, er hat ſo weiße Haare, wie ich; er iſt mein Freund, und ein viel älterer, als du — er hat mir dieſe Kinder gegeben, daß ich ihnen Vater ſei, ſo lange ſie im Walde leben, bis er ſein Schloß aus der Gefahr geriſſen — und da will es mich nun bedünken, daß ich dich fragen müſſe, wer biſt du denn, daß du um dieſe freieſt? weß Volkes und Geſchlechtes, daß ich es ihm vermelden laſſen kann, und wo ſteht deine Hütte?“

„Meine Hütte, Alter, hat tauſend Fenſter, und ihre Dächer könnten ſo viel Land beſchatten, als jener See dort deckt, aber ſie ſteht weit, weit von hier, und der ſie mir gab, und der mir alles gab, hat ſich ein Grab erſiegt in eurer Erde — dieſe iſt nun mein Vaterland! — O Clariſſa, dieſer unheilvolle Krieg wird enden, muß bald enden, und dann iſt kein Unterſchied mehr zwiſchen ſchwediſch und deutſch, eure Nordlandsbrüder werden euch lieben, und ihr ſie; denn alle ſind ſie Kinder desſelben Namens — ſieh mich an, trag' ich nicht Zeichen und Abbild an meinem Körper, daß ich ein Germane bin, ſo rein vielleicht, wie die, die uns jener Römerheld beſchrieben hat — dein Vaterland wird fortan meines ſein. — Schaue auf dieſen ſchönen, ernſten, ſchweigenden Wald um uns — o wie lieb' ich ihn, wie ergriff er ſchon, da ich ihn zum erſten Male betrat, mein Herz, das noch das dunkle dämmerhafte Bild jener weiten Fichtenhaine in ſich trug, in denen meine Mutter meine erſten Kindertage erzog — und nun mitten in ſeinen Schooßen erblüht mir die ſüße, zaubervolle, märchenhafte Waldblume meines Glückes: du! — — O Clariſſa, warme dunkle Blume, wie neigt ſich dir mein Herz! O, lehre es das Wort ſeiner Liebe ausſprechen, daß es nicht daran verſchmachte."

Er war wieder ihr gegenüber geſeſſen, ſein leuchtendes Antlitz zu ihr emporgewendet, umwallt von dem flüſſigen Gold der Haare, angeſchaut von den zwei vollen Sternen ihrer Liebe. — Sie war mit jener ſchönen Empfindung des Schicklichen, die Frauen ſelbſt in der Glut des Gefühles nicht verläßt, zu Johannen geſeſſen, und war fortwährend mehr ihr, als ihm zugewendet. Bei ſeinem letzten Worte that ſie ihre Lippen auf und ſagte halb zärtlich, halb ſchamvoll: „Ronald, ſchone Johannen.“

„Nur noch einen Augenblick, ſüße Blume, laß mich ſchauen in dein Auge,“ entgegnete er, „nur einen Augenblick noch, daß ich mir mein Glück einpräge, und nur ein Tauſendſtel davon mit forttragen kann — ich weiß nicht, geht von dir dieſer Zauber der Verwandlung aus oder von dem Walde — mir iſt, als wär' ich ein Anderer, als wäre draußen nicht der Sturm und die Verwüſtung, ſondern, wie hier, die ſtille warme Herbſtſonne. Siehe die Steinwand ſchaut feſtlich flimmernd nieder, der Ahorn läßt Zeit um Zeit ein Blatt fallen, dort zirpt die Herbſtheuſchrecke, die ſanfte Luft vermag nicht einmal jene glänzenden Fäden zu zerreißen, und die Wärme des Nachmittages ſinkt zitternd längs dem grauen Geſteine nieder — — mir iſt, als gäbe es gar kein Draußen, gar keine Menſchen als die hier, die ſich lieben, und Unſchuld lernen von der Unſchuld des Waldes — laſſe es mich noch einen Augenblick genießen, wer weiß, ob wieder ein ſolcher kommt; denn der Menſch iſt vergänglich, wie das Blatt des Baumes, ja noch mehr als dieß; denn dasſelbe kann nur der Herbſt abſchütteln, den Menſchen jeder Augenblick."

Bei dieſen Worten ſah ſelbſt Johanna, die liebevoll Wandelbare, mit Freundlichkeit und Theilnahme auf den ſchönen Jüngling, und ſelbſt mit ſchwach aufſteigender Neugier, wo es denn liege, was ihren größten Schatz dieſer Erde, Clariſſa's Herz gewonnen.

„Laß dieſe Wieſe," fuhr er fort, „dieſe ſchöne Wieſe, auf der wir ſitzen, unbedeutende Geſchöpfe vor dem Herrn, wie die andern, die da ſpielen und athmen in den Gräſern und Geſteinen, umweht von den Wäldern Gottes, in denen kein Rang und Stand iſt — laſſe ſie den Verlobungsſaal ſein — und Alles, was uns umringt, ſei Zeuge — reiche mir die Hand, Clariſſa, ſo mir Gott gnädig ſein wolle, bin ich dein für alle Zeiten, in Leid und Freud', und ſollte dieß

Auge unverſehens der Schatten des Todes berühren, ſo weine ein kleines Thränlein als meine Wittwe.“

Ein leichter Schauder ging über Clariſſen: ſie war in höchſter Erſchütterung aufgeſtanden, und, unfähig nur ein einzig Wort zu ſagen, legte ſie ernſt, wie mit kirchlicher Andacht ihre Hand in ſeine. Johanna athmete bange auf, daß ſich ihr Buſen hob und ſenkte, und die angerufenen Zeugen ſtanden todesſtumm herum, nur der Fichtenwald ſtreute ſeinen Harzgeruch als Weihrauch darauf, und die Grillen zirpten leichtſinnig fort.

Der alte Jäger ſtand auf, ſeine Büchſe nach vorn gelehnt, wie ein Standbild, und keine Fiber an ihm verrieth, was in ihm vorgehen könne. Ronald griff mit der linken Hand umher, als ſuche er Johanna's ihre; — dieſe in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, reichte ſie ihm, und drückte ſie lange und feſt, gar nicht loslaſſend, gleichſam eine ſtumme hülfloſe Bitte um Clariſſa's Glück.

Nach einigen Secunden ſprachloſer Gemüthsbewegung löste ſich ſanft die Gruppe, und der ſchöne Schwedenjüngling trat an Clariſſa, neigte ſeinen Mund auf ihre Stirne und küßte ſie ernſt und ruhig, die demüthig, wie eine erglühende Blume unter ſeinem Hauche daſtand. Dann aber trat ſie zu Johannen und nahm ſie wie in den ſchönſten Tagen des vergangenen Schweſterglückes bei der Hand, wohl fühlend, was das unſchuldige Herz neben ihr in dieſem Augenblicke verlor. Zu ihm gewendet aber ſagte ſie beklommen die Worte: „Ronald, wird es gut ſein, was wir thaten — ach, ich dachte nicht an meinen Vater! — ſage, wird es gut ſein, und was wird nun ferner zu thun ſein?“

„Höre mich, mein Herz,“ antwortete er, „was längſt beſchloßne Sache war. Ich gehe fort, und zwar augenblicklich. Mit deinem Herzen bin ich verſtändigt, nun zu deinem Vater. Euer Schloß iſt in Gefahr. Unter Torſtenſohn's Befehlen ſteht die Abtheilung, — die beſtimmt iſt, bei Gelegenheit ſeines Durchzuges Wittinghauſen zu nehmen. Torſtenſohn und ich lieben uns ſeit früher Zeit, und gewiß bringe ich es dahin, daß man euer harmlos Haus ganz unangetaſtet läßt, und daß auf dem hochverehrten Haupte, das mir und dir heilig iſt, kein einzig Härchen gelüftet werde. Ich weiß, daß in dieſer Zeit der Uebergang geſchehen werde, und ſollte doch eine Belagerung ſtattfinden, ſo werde ich dabei ſein, um deine beiden Geliebten zu ſchützen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo naht dieſer Krieg ſchnell ſeinem Ende; in der Zeit lege ich deinem Vater Alles vor, was er über mich zu wiſſen braucht, und wenn ſich die verſöhnten Völker umarmen, und ein Schrei des Jubels durch die Länder geht, dann, Clariſſa, falle unſer kleines Feſt in das große allgemeine — ich ſuche meine Mutter, bringe ſie in euer Land — — und, Clariſſa, hier an dieſer Stelle, auf dieſer heiligen Inſel des Waldes laſſe ich uns ein lieblich Haus bauen, und wohnen wir gleich nicht immer da, ſo beſuchen wir doch die zauberiſche Stelle oft, und ſind wieder, wie jetzt, die einſamen, losgebundenen Kinder des Waldes. — Und nun, du mein klopfend Herz, der Augenblick, daß du dich an dieſer Blume noch erlaben wollteſt, iſt vorüber, rüſte dich — — und, gebe Gott der Herr Gedeihen und ein frohes Wiederſehen, — — noch in dieſer Minute gehe ich. Die Zeit iſt maßlos koſtbar; darum drang ich ſo ſtürmend auf dieſe Unterredung, und führte ſie mit Gewalt herbei. — — — Noch einen Blick in dein Auge! — — — So — ach, es deucht mir gar nicht möglich, daß ich fort gehen ſoll. —“

Thränen umflorten ſeinen Blick, aber ſich ſchnell faſſend, reichte er die Hand an die Mädchen: „Lebe wohl, Clariſſa, Braut! Lebe wohl, Johanna, und du, Gregor, Gott ſchütze dich; hüte dieſe Beiden, wie die Sterne deiner Augen“ — und ſomit wollte er ſich wenden, aber Gregor hielt ihn auf, und ſagte: „Ronald, in Allem, was du ſagteſt, iſt Vernunft, ich lobe dich deßhalb, nur in einem iſt Thorheit, wie du ſie öfter hatteſt; baue an dieſer Stelle kein Haus — du thäteſt dem Walde in ſeinem Herzen damit wehe, und tödteteſt ſein Leben ab — ja ſogar, wenn dieſe Kinder wieder in ihr Schloß gehen, dann zünde jenes hölzerne Haus an, ſtreue Kräuterſamen auf die Stelle daß ſie wieder ſo lieblich und ſchön werde, wie ſie es war ſeit Anbeginn und der Wald über euer Daſein nicht ſeufzen müſſe. — So, jetzt gehe, halte dich von dem Seebache rechts durch die Buchenlehnen, du gewinnſt an Weg — ſteige die Felſenleiter wieder hinauf. Ich ließe dich überführen, aber unſere Leute ſollen nicht wiſſen, daß du da wareſt — ſo gehe einmal, Knabe!“

Dieſer aber blickte wie aus Träumen auf, und noch ein Händedruck — ein ſecundenlang Zögern —

dann nahm' er die Flinte und ſchritt entſchloſſen der Felswand zu.

Die Mädchen ſahen ihn noch lange, wie ſich die graue Geſtalt in dem grauen Geſteine regte, winzig klein, bis nichts mehr ſichtbar war, als die ruhige ſchon im Nachmittagsſchatten ſtehende Wand.

Man ſah ſich wechſelweiſe an. War's ein Traum, daß in der Wildniß nur eben eine andere Stimme erklungen war, als die ihre — die Sonne ſchien, wie immer, die Vögel zwitſcherten und der blaue Waldhimmel ſah hernieder. Gregor's Stimme tönte plötzlich recht ſanft in die Träumerei: „Der Mann muß euch ſehr lieben.“

Ihr Auge ſchlug mit einem ſchönen Blicke auf zu ihm dem väterlich Verehrten, aber Johanna ſagte ſchmerzvoll: „Möge ſich Alles zum Glücke enden!“

Dieſe Worte waren die einzigen, die von der Geſellſchaft über die ſeltſame Verlobung geſprochen wurden, die eben wie ein unheimlich Schattenſpiel auf ihrer Wieſe vorübergeglitten war, nichts zurücklaſſend, als den ſchönen prangenden Boden, auf dem ſie noch ſtanden, und über den ſie drei ſo oft in Lieb' und Eintracht geſchritten. Auch heute ging man an den

Ruhebänken, an den Ahornſtämmen vorüber, und dem Waſſerfaden ihrer Quelle entlang, wie immer, aber mit Gedanken, nicht wie immer.

Die im Hauſe ſahen gegen Abend den Jäger und die Mädchen von ihrem Spaziergange aus dem Ahornwäldchen zurückkehren, und wunderten ſich nur über die eigenſinnige Vorſicht des Alten, daß er ſie Alle zur Bewachung des Hauſes innerhalb der Pflöcke hereingeſperrt habe.

Sie traten von der Waldwieſe in das Haus. — Clariſſa war nicht mehr ruhig — Johanna nicht mehr glücklich.

6

Waldfels.

Und die alte Ruhe war wieder über dem Walde. —— Zuweilen, wenn das ſilberne Schiff, die Wolke einzeln durch die Bläue zieht, ſo geht unten ein Schatten über den Wald, und dann ſteht wieder daſſelbe feſte Licht auf ſeiner ganzen Breite — — oder wenn das Stahlgrau des Spätherbſtes feſt über die ganze Himmelskuppel gegoſſen liegt, ſo tritt ein Sonnenſtrahl heraus, und küſſet aus dem fernen Buchenhange ein goldnes Fleckchen, das gegen den Rand zieht, und von ihm unſichtbar in die Luft tritt, nachher iſt daſſelbe Grau über alle Weiten. Und ſo war es mit den Schweſtern.

Sonnen waren wieder gekommen und waren wieder gegangen, aber ſie wurden immer kürzer und kühler. Gregor traf allerlei Vorkehrungen. Das Thor an den Pflöken ſtand nachgerade wieder offen, weder geſperrt, noch eingeklinkt, und die Mädchen konnten wieder auf ihrer Wieſe weit und breit gehen, und ſie thaten es auch. — Am Hauſe ſammelte ſich gemach eine Schicht Brennholzes nach der andern, von den Knechten aus den Gaben des Waldes geleſen; denn Gregor ließ nicht zu, daß ein friſcher Baum gefällt werde — eine Mooshülle begann man über die Wände zu weben, das Winterkleid des Hauſes. — Der zarte, ſchwerfällige Sohn des Spätjahres hatte ſich bereits eingeſtellt, der Nebel, und oft, wenn die Schweſtern an der noch immer ſonnenwarmen Wand ihrer Felſen ſaßen, die einzelnen Glanzblicke des Tages genießend, ſo wogte und webte er draußen, entweder Spinnenweben über den See und durch die Thäler ziehend, oder ſilberne Inſeln und Waldesſtücke durcheinander wälzend, ein wunderbar Farbengewühl von Weiß und Grau und der rothen Herbſtglut der Wälder; dazu miſchte ſich die Sonne und wob heiße weißgeſchmolzne Blitze und kalte feuchte blaue Schatten hinein, daß ein Schmelz quoll, ſchöner und inniger, als alle Farben des Frühlings und Sommers. Und wenn die Mädchen dann ſo ſchweigend hinausſahen, ſo rieſelte es neben ihnen leiſe, und ein oder zwei blutrothe

Blätter des Waldkirſchbaumes fielen zu ihren Füßen. Sie ſaßen da und ſahen ſelber herbſtlich trauernd dem Schauſpiele zu, ahnend, wie majeſtätiſch der Winter hier ſein müſſe, da ſich ihm ihre Wildniß mit ſolcher Feierlichkeit und Stille entgegenrüſte. Im Hauſe wurden Hauen, Schaufeln, Schneereiſe, Schlitten und andere Geräthe angehäuft, um nicht eingeſchneit zu werden, oder durch Schneemaſſen von der Welt abgeſchnitten.

Seltſam iſt der Menſch und ſeltſamer ſein Herz. Wie einförmig waren vor Ronald's Ankunft die Tage einer um den andern im Walde hingegangen! Täglich dieſelben Farben, dieſelben Stimmen, dieſelbe Feierlichkeit, und auf dem See dieſelbe Windſtille, daß es öfters war, als hätten ſie lange Weile;— nun war eine Fülle, ja ein Schauer von Wonne über Clariſſa's Herz gegangen, ausſtrömend von jenem unbegreiflichen Gefühle, wodurch der Schöpfer die zwei Geſchlechter bindet, daß ſie ſelig ſeinem Zwecke dienen — aber dennoch war ihr nicht, als ſei ſie ſelig, ja ihr war, als ſeien jene einförmigen Tage vorher glücklicher geweſen, als die jetzigen, und als habe ſie ſich damals mehr geachtet und geliebt.— Sie blickte faſt mit

Wehmuth darnach zurück, wie ſie ſo gegangen war durch die Stellen des Waldes mit Gregor, mit Johannen, unſchuldig plaudernd, ſelbſt ſo unſchuldig wie die Schweſter und der Greis, die ſo ſchön an ſie geglaubt hatten, dann Abends koſend und lehrend und einſchlafend mit Johannen, deren einfältigem Herzen ſie Schatz und Reichthum dieſer Erde geweſen — — und jetzt: ein ſchweres ſüßes Gefühl trug ſie im Herzen, hinweggehend von den zwei Geſtalten an ihrer Seite, den ſonſt geliebten, und ſuchend einen Fremden, und ſuchend die Steigerung der eignen Seligkeit. — — O du heiliges Gold des Gewiſſens, wie ſchnell und ſchön ſtraffſt du das Herz, das beginnet, ſelbſtſüchtig zu werden.

Johanna, wie überſchüttend auch die Liebesbeweiſe ihrer Schweſter waren, und vielleicht eben darum, fühlte recht gut, daß ſie etwas verloren — nicht die Liebe der Schweſter, dieſe war ja noch größer und zarter, nicht ihr früher gegenſeitig Thun und Wandeln, das war wie ehedem — was denn nun? Sie wußte es nicht; aber es war da, jenes Fremde und Unzuſtändige, das ſich wie ein Todtes in ihrem Herzen fortſchleppte; — ſie liebte Clariſſen noch heißer, als früher, weil ſie ihr erbarmte, aber oft überkam ihr Herz, wie ein Kind, ein Heimwehgefühl nach der Vergangenheit, und dieß trat dann zuweilen bei den geringfügigſten Dingen hervor, die ſich mit ein paar Fäden zurückſpannen in die Zeit, die einzig ſchön und einfach war. So kamen ſie eines Tages ob dem See über dem Verhau herüber, und traten auf ein Birkenplätzchen hinaus, das ſie im Sommer ſeiner Hitze wegen geflohen hatten; denn es lag in eine Felſenbucht hinein, von der die Sonnenſtrahlen glühend wiederprallten. Jetzt floß, wie ſüße Milch, der laue Nachſommer um die weißen Stämme und um ihre einzelnen goldgelben Blätter; er floß hier wärmer, und ſchmeichelnder als an jeder andern Stelle, und wie ſie vorwärts ſchritten, gewahrten ſie, ordentlich ſonderbar in ſo ſpätem Herbſte, eine ganze Verſammlung jener ſchönen großen Tagesfaltern, die von den vier dunklen, beinahe ſchwarzen Flügeln mit den gelben Randbändern den Namen Trauermantel erhalten haben, theils auf dem weißen Stamme ſitzend, die dürftige Sonne ſuchend, und nach Art dieſer Thiere in derſelben ſpielend, indem ſie die Flügel ſachte auf- und zulegten — oder indem ſie mit den unhörbaren Flügelſchlägen um denſelben Stamm herumflatterten, auf dem die andern ſaßen. Die Mädchen blieben überraſcht ſtehen, und betrachteten das ſeltſame Schauſpiel. Die zarten Mäntel waren von ſo weichem unverletztem Sammte, die Bänder von ſo friſchem dunklem Gelb, daß Johanna augenblicklich ausrief: „O ihr armen betrognen Dinger, ihr ſeid noch Kinder, und alle noch in eurer Kinderſtube verſammelt; die warme Herbſtſonne dieſes Platzes log euch heraus, und nun ſeid ihr da, unheimliche Fremdlinge dieſer Sonne, trägen Flügelſchlages in dieſem Afterfrühlinge, und gewiß ſehr hungrig; denn wo ſind die Blumen und die Lüfte und die ſummende Geſellſchaft, die euch das Herz eures Raupenlebens verſprach, und von denen euer Puppenſchlaf träumte.— Sie werden alle kommen, aber dann ſeid ihr längſt erfroren.“

„Da irret ihr euch, Jungfrau,“ fiel der alte Jäger ein, „es kommt nur darauf an, ob ſie ſich vermählen oder nicht. Dieſe Thierchen ſterben bald nach ihrer Hochzeit, und wie oft habe ich nicht eine Mutter todt an demſelben Zweige hängen gefunden, um den ſie ihre Eier gelegt hatte. Wenn ſie ſich aber nicht vermählen, ſo erſtarren ſie, und ſeht, in einer Felſenritze geduckt, oft in Eis und Schnee gefroren, überdauert dieſes zerbrechliche Weſen den harten Winter des Waldes, und erlebt dann ſeinen verſprochenen Frühling. Habt ihr noch nie ſchon beim erſten Sonnenblicke, wenn noch kaum Halm und Gras hervor iſt, einen Falter fliegen geſehen mit ausgebleichten zerfetzten Flügeln, wie ein vorjährig verwittert Blatt? — Dieß iſt ſo ein Ueberwinterer."

Aber Johanna antwortete nicht; die Rede des Alten fiel ihr wie ein Stein auf das Herz; es wurde ihr faſt ſo weh, daß ſie nichts redete, und der armen Schweſter nachſah, die vorausging und ihre Gedanken längſt ſchon von den Faltern abgewendet hatte.

„Die in unſrem Garten zu Hauſe ſind aber auch viel luſtiger und ſchöner," ſagte ſie endlich zu Gregor, „ſonſt hätte Clariſſa ſchon mehr auf ſie, und auf unſre Rede geachtet."

Aber ein Thränentropfen kam ihr in die Augen.

Gregor ſchwieg und ſchüttelte den Kopf.

Schon früher einmal, da ſie es ſelbſt nicht wußte, hatte er ihr ſchweres Herz bemerkt. Zwei Sperlinge waren die Veranlaſſung geweſen. Als nämlich Johanna einmal nach dem Mittageſſen auf den Söller trat, um den Hühnern die Broſamen hinabzuwerfen, ſo bemerkte ſie unter ihnen zwei dieſer menſchenliebenden Vögel, mit haſtigem Hunger von den Körnern pickend, die für die Hühner dalagen. Sie erſchrack beinahe freudig, denn ſie meinte, ſie können nicht anders als vom Vaterhauſe gekommen ſein, und eine ſolche Wehmuth kam uber ſie, daß ihr faſt ein Weinen ankam!! —

„Gregor, verſcheucht ſie nicht,“ rief ſie hinab, „daß ſie ihr Mittagsbrot verzehren können, ehe ſie ihre weite Reiſe wieder antreten.“

„Sie reiſen nicht,“ antwortete er, „denn ſie ſind ſchon drei Tage hier. Dieſer Vogel ſucht den Menſchen, und findet ihn ſelbſt in der Wildniß, um in ſeinem Hauſe zu wohnen. Wenn wir uber Winter da ſind, dieſe bleiben gewiß auch da.“

Johanna ſchaute zärtlich hinunter, und ließ Broſamen und Thränen fallen, — ſie wußte nicht, warum ihr Herz bedrängt ſei. — — Du ahnungsvolle Unſchuld! — der glänzendweiße Seraph deiner Schweſterliebe fühlt ſich bedrückt durch den, der ſeine dunklen Schwingen im Herzen der Schweſter reget.

Und dennoch ging ſie hinein und zog Clariſſen heraus, um ihr die Sperlinge zu zeigen.

Greger führte „ſeine Kinder“ wie vor und ehe durch die Wälder und zeigte ihnen das allgemache Winterrüſten, das langbärtige Moos der Birken- und Tannenäſte, die fliegenden Waldſamen, unter die dürre Hülle der Gräſer und Blätter ſchlüpfend, das Abfallen der letzten Himbeeren und das Verkümmern der noch nicht gezeitigten; er zeigte ihnen an den Laubzweigen ſchon jetzt die Vorbilder der künftigen Frühlingsknoſpen in ihren braunen Panzern. Die Fichtengeſchlechter ſtanden unverändert in düſtergrüne Mäntel eingehüllt, auf Eis und Schnee harrend, und der Eichbaum hielt ſein raſchelnd Laub feſt in den tauſend zähen Fingern. Ja, Greger malte ihnen ſchon die künftige Winterſchönheit vor: an heiteren Tagen das Glanzen und Klimmern, das Leuchten, Spiegeln hier und dort und oben und unten, ein durchbrochner Eispallaſt der ganze Wald, zart wie Spitzengewebe ihres Kleides, ja tauſendmal zarter hängend von Zweig zu Zweig, dann das Krachen, wenn eine Schnee- oder Eislaſt bricht, und die feſte kalte Luft erſchüttert — oder wenn ſie Nachts bei Lichte in der warmen Stube ſitzen, kein Lüftchen um das Haus, oben aber Thauwind geht, daß die Wälder ſeufzen, und ſie das ferne

Wehen und Sauſen bis in ihr Bette hören, oder das Knarren und Girren der reibenden Stämme, und vom Felſen das Brechen und Fallen der Lawine — oder im Frühlinge, wenn die neugebornen Bäche nächtlich allüberall von den Höhen rauſchen, und ahnungsreich ans Ohr ſchlagen — — — es iſt keine Jahreszeit, in der er nicht die Pracht des Waldes geſehen.

Er dichtete und erzählte auf den Wanderungen wie früher, und ſchwärmte ſich in Fantaſien und Gefühle der Einöde hinein, wie früher, aber der dichteriſchen Rede fehlte jetzt das dichteriſche Ohr; denn er in ſeiner Einfalt wußte nicht, daß Clariſſa viel öfter an Ronald dachte, als er ſelber, und Johanna an Clariſſen. Dafür aber, wenn ſich jetzt ein Ohr für ihn aufthat, ſo fielen ſeine Worte in empfänglichere ſchwülere Herzen, und lockten aus ihnen Blumen empor, größer, dunkler, duftender, als je zuvor.

Vom Vater war ſeit Langem gar keine Botſchaft gekommen, Gregor's Enkel blieb aus, und zu ihrer Unruhe dauerte ſchon die Verſchleierung des Himmels über vierzehn Tage, ſo daß man nicht gegen Wittinghauſen ſehen konnte.

Die Kohlmeiſe wurde nicht mehr gehört, der

Krammetsvogel war fort, und faſt täglich zog ſich durch den grauen Himmel der graue Faden der Wandergänſe, nach Süden ziehend.

Oft, wenn der Nachtnebel über den See ſank, rieſenarmige Schatten durcheinandergriffen, unten am Waſſer geſtaltloſe ſchwarze Dinge ſtanden, und die ſanfte Mondesſcheibe über all den Perlenflor ein trübes, gehauchtes Gelb goß: ſaß das ſchöne Paar in dem bereits geheizten Zimmer, durch deſſen Fenſter ihr Lampenlicht goldne Fäden hinausſpann in die Silbernacht des Nebels, und Clariſſa goß all ihr Lieben und ihr Hoffen in die Harfentöne, und Johanna ſah ſie liebreich und erbarmend an, in ihrem Herzen denkend, o, es iſt nicht gut ſo — mir ahnt, es iſt nicht gut ſo . . .“

„Wie ſchön er iſt, und wie bald er unſre Sprache redet,“ ſagte Clariſſa plötzlich.

„Aber,“ entgegnete Johanna, „eines Tages wird er fortgehen und ein Held werden, wie ſie ſagen, d. h. er wird Menſchenblut vergießen, wie die anderen, ohne um den Grund zu fragen, wenn nur Abenteuer und Gefahr dabei iſt, und da wird er ſich erſt groß und würdig dünken. Klebt auch, wie du ſagſt, noch kein Tröpfkein deutſches Blut an ſeinen Händen, ſo wiſſen wir nicht, ob es nicht in dem Augenblicke der Fall ſein kann, als wir hier reden, oder morgen oder übermorgen — — es iſt ein hartes gewaltthätiges Geſchlecht — o wie haſſe ich ſie, dieſe Männer!"

Clariſſa lächelte ſelig und ſchüttelte ſanft das Haupt.

Endlich war ein Abend gekommen, der ungleich ſeinen grauen Vorgängern ſo rein und kalt, wie eine aus Gold gegoſſ'ne Kuppel über dem Walde ſtand, und auch blieb, ja des Nachts ſich mit einem Uebermaß der Sterne füllte, daß man meinte, ſie hätten nicht Platz und einer berühre den andern.

Eine ſehr kalte Nacht folgte, und als die Sonne aufgegangen, ſtand der ganze Wald in weißem Reiſe da, in lauter weißen Funken brennend und glitzernd, ſo dicht, als wäre Nachts der ganze Sternenhimmel auf ihn herabgeſunken.

Gregor gab nicht zu, daß man im Reiſe und der Morgennäſſe aufbreche, ſondern erſt gegen Mittag, als der ungewöhnlich kalten Nacht eine ungewöhnlich heiße Sonne gefolgt war, traten ſie den Weg auf den erſehnten Blockenfels an.

Sie waren jetzt lange nicht dort geweſen. Wie verändert war der Wald! — Bis ins fernſte Blau zog ſich das Fahlroth und Gelb des Herbſtes, wie ſchwache blutige Streifen durch das Dämmerdunkel der Nadelwälder gehend, und alles war ruhig, gleichſam ergeben harrend, daß es einſchneie. Nur der Himmel, ſo lieb und rein, wie einſt, ohne ein einzig Wölklein, zog über die ſchweigſame Waldestrauer hinaus. Johanna fand durchaus den kleinen blauen Würfel nicht am Waldesrand, wie ſehr ſie ihr Auge auch anſtrengte, und wie klar und faſt weſenlos die Herbſtluft auch war. Clariſſa, wie gewöhnlich, richtete das Rohr — — aber auch ſie fand das Schloß nicht, ſondern rückte und rückte am Waldesſaume entlang, und wieder zurück, ſie ſah wohlbekannte Biegungen und Linien, in deren Nähe das Schloß ſein ſollte, — — endlich erklärte ſich das Räthſel: wenn auch nicht am ganzen Himmel, ſo lag doch an dem fernen Waldſaume ein kleines Wölklein gerade da, wo ſie das Vaterhaus ſehen ſollten. Gregor glaubte, ſie ſollen ein wenig warten, etwa vergehe es bald, wenn es nicht ſei, wie im Herbſte ſo oft, daß der Nebel an einem einzigen kleinen Punkte anzuſchießen beginne, wie ein unbedeutend Wölklein, das hereinhängt, bis er ſich ſchnell vergrößert, und endlich ganze Waldſtrecken einhüllt. Wenn Letzteres der Fall iſt, wird morgen gewiß ſchlechtes Wetter ſein, und dann harren ſie vergebens.

Sie warteten. —

Aber weder vergrößerte ſich das Wölklein ſonderlich, noch auch verzog es ſich, bis ſogar der Greis darauf drang, die Sache für heute ganz aufzugeben, da der Nachmittag jetzt ſo kurz ſei, und ſie doch bei zwei Stunden brauchen könnten, bis ſie in ihr Haus kämen. Morgen ſei gewiß allen Anzeichen nach ein noch ſchönerer Tag, und er werde ſie ſodann ſo früh, als möglich heraufführen. Noch drei- noch viermal ſahen ſie durch das Rohr, aber ohne Erfolg, und ſie trennten ſich endlich ungern und unruhig von dem Platze. — Man langte zu Hauſe an. Dieſelbe goldne wunderſchöne Kuppel, wie geſtern, baute ſich auch heute Abend über die dunklen abendfriſchen Waldhöhen auf, und daſſelbe Wimmeln der Geſtirne folgte, wie geſtern, aber faſt noch dichter, als ſänke der ganze Himmel in einem leiſen lichten Schneeregen nieder, woraus der Alte einen noch klareren Tag prophezeite.

Alles ſuchte die Ruhe. Gregor verbrachte eine ſchwere kummervolle Nacht.

Endlich kam der Morgen. Dieſelbe ſpiegelreine Sonne ſtieg herauf, wie geſtern, und beleuchtete den Reif, der ſchnell ſo Blatt als Gras der Veralterung und dem Verfalle entgegenführte. Die Mädchen drängten den Greis, aber er hieß ſie die reine Mittagsluft erwarten.

Endlich brachen ſie auf, wieder von einer faſt heißen Sonne geleitet. Im Emporſteigen konnten ſie recht die Verwüſtungen des Froſtes betrachten, wie noch rückgebliebene Blätter roſtbraun oder blutroth oder vergelbt am Strauchwerke hingen, und wie die Farrenkräuter, und die Blätter der Beeren und die aufgeſchoſſenen Schafte gleichſam geſotten und ſchlapp herabhingen.

Johanna war die erſte am Gipfel des Felſens, und erhob ein lautes Jubeln; denn in der glasklaren Luft, ſo rein, als wäre ſie gar nicht da, ſtand der geliebte kleine Würfel auf dem Waldesrande von keinem Wölklein mehr verdeckt, ſo deutlich ſtand er da, als müßte ſie mit freiem Auge ſeine Theile unterſcheiden, und der Himmel war von einem ſo ſanftem Glanze, als wäre er aus einem einzigen Edelſteine geſchnitten.

Clariſſa hatte inzwiſchen das Rohr befeſtigt und gerichtet. Auf einmal aber ſah man ſie zurücktreten, und ihre Augen mit ſonderbarem Ausdrucke auf Gregor heften. Sogleich trat Johanna vor das Glas, der Würfel ſtand darinnen, aber ſiehe, er hatte kein Dach, und auf dem Mauerwerke waren fremde ſchwarze Flecken. Auch ſie fuhr zurück — aber als ſei es ein lächerlich Luftbild, das im Augenblicke verſchwunden ſein müſſe, drängte ſie ſogleich ihr Auge wieder vor das Glas, jedoch in derſelben milden Luft ſtand dasſelbe Bild, angeleuchtet von der ſanften Sonne, ruhig ſtarr, zum Entſetzen deutlich — und der glänzende, heiter funkelnde Tag ſtand darüber — nur zitterte es ein wenig in der Luft, wie ſie angeſtrengten Auges hineinſah; dieß war aber daher, weil ihr Herz pochte, und ihr Auge zu wanken begann.

Als ſie ſich nun ohnmächtig zurücklehnte, hörte ſie eben, wie Clariſſa mit ſchneebleichem Antlitze ſagte: „Es iſt geſchehen."

„Es iſt geſchehen," erwiederte Gregor: „mir ahnete geſtern ſchon aus dem ſanften unbeweglichen Wölklein — aber laſſet mich es auch erblicken."

Mit dieſem Worte ſchaute er in das Rohr, aber ob auch ſein Auge durch Uebung vielmal ſchärfer war, als das der Mädchen, ſo ſah er doch auch nichts anders, als ſie: in ſchöner Klarheit einen gewaltigen Thurm von dem Waldrande emporſtehen ohne Dach, und mit den ſchwarzen Brandflecken, nur ſchien es ihm, als ſchwebe noch eine ganz ſchwache blaue Dunſtſchichte über der Ruine. Es war ein unheimlicher Gedanke, daß in dieſem Augenblicke dort vielleicht ein gewaltiges Kriegsgetümmel ſei, und Thaten geſchehen, die ein Menſchenherz zerreißen können; aber in der Größe der Welt und des Waldes war der Thurm ſelbſt nur ein Punkt. Von Kriegsgetümmel ward man gar nichts inne, und nur die lächelnde ſchöne Ruhe ſtand am Himmel und über der ganzen Einöde.

Es ergriff hart das Herz des alten Mannes, daß er mit den Zähnen knirſchte, jedoch er that nicht den geringſten Schmerzenslaut, ſondern vom Rohre wegtretend, ſagte er: „Da haben ſie etwas davon, wenn ſie das alte Dach abbrennen, wo man ohnedieß bald ein neues hätte ſetzen müſſen. — Was er doch für ein erfahrner Kriegsmann iſt, euer Vater; er hat es gerade ſo vorausgeſagt. Tröſtet euch nur, meine Kinder, — Clariſſa, ſchaut nicht ſo ſchreckhaft auf einen Punkt hinaus!“

„Ja," erwiederte ſie langſam, „das Dach iſt verbrannt worden, das ſehen wir, aber was noch geſchehen iſt, das ſehen wir mit dieſem Rohre nicht — — ſagt, warum kommt euer Enkel Raimund nicht, warum keine Botſchaft ſchon ſeit Wochen?"

„Weil nichts entſchieden war," fiel Gregor ein; „geſtern, vorgeſtern kann der Brand erſt ſtattgefunden haben, darum wird und muß morgen oder übermorgen Botſchaft eintreffen, ja wer weiß, ob ſie nicht ſchon unſer im Hauſe harret. Kommt, — es geſchah, was wir voraus wußten. — Daß ein Haus verbrannt von durchziehenden Heerhaufen wurde, iſt nichts abſonderliches, und wird oft in dieſem Kriege geſchehen ſein."

„Aber zwei Menſchen waren in dieſem Hauſe..."

„Und Einer davon," unterbrach er, „war einſt ein großer Krieger, der gewiß für Abzug und Geleite, oder für ehrliche Haft unterhandelt haben wird."

„Und ein Andrer war dabei," fuhr Clariſſa fort, „der ſagte, daß auf dem hochverehrten Haupte kein einzig Härchen ſollte gelüftet werden."

„Und es wurde auch kein einziges gelüftet, wenn Ronald zugegen war . . ."

„Oder?“

„Es iſt auch auf ſeinem Haupte kein einziges mehr lebendig.“

Zwei angſtvolle Geſichter ſahen in maßloſer Beſtürzung auf ihn.

„Macht mich nicht ſelbſt zum Thoren,“ rief er unwillig aus, „und jagt mir nicht kindiſche Angſt ein — ich ſage euch ja, es iſt nichts geſchehen, weil's zu unvernunftig wäre — — darum gebt eure Sorge und euer Herz in Gottes Hand, und harret nach eures Vaters Willen auf die Entſcheidung. Kommt, nehmt weg das Rohr, und laſſet uns den Heimweg ſuchen.“

Aber ſie nahmen das Rohr nicht weg. Clariſſa warf ſich neuerdings vor das Glas, und ſah lange hinein — aber dieſelbe eine Botſchaft war immer darinnen, doppelt ängſtend durch dieſelbe ſtumme Einförmigkeit und Klarheit. Auch Johanna ſah hindurch, um ihn nur gewöhnen zu können, den drohenden unheimlichen Anblick: denn ſobald ſie das Auge wegwendete, und den ſchönen blauen Waldduſt ſah, wie ſonſt, und den lieblich blauen Würfel, wie ſonſt, und den lachenden blauen Himmel gar ſo prangend, ſo war es ihr, als könne es ja ganz und gar nicht möglich ſein — und wenn ſie wieder in das Glas ſah, ſo war's, als ſei ſelbſt das heitre Firmament düſter und ſchreckhaft, und das Walddunkel ein rieſig hinausgehendes ſchwarzes Bahrtuch.

Endlich — Clariſſa faßte ſich zuerſt, und den Gedanken verwerfend, den die erſte Fieberhaftigkeit eingegeben, nämlich alſogleich aufzubrechen, und koſte es, was es wolle, das Vaterhaus zu ſuchen, ſchlug ſie vor, ohne Säumen in das Haus zu gehen, und ſogleich einen der Knechte auf Kundſchaft auszuſenden, und, bis er zurückkehre, oder ein anderer Bote eintreffe, bei vorſichtigſter Bewachung der Zugänge im Hauſe zu verharren. Sogleich nahm ſie auch das Rohr ab, und ſchob es ineinander, ſich ſelbſt und Johannen jeden ferneren Blick ſtrenge verſagend, um nicht länger den unthätigen Schmerz und die vielleicht unnöthige Angſt zu nähren.

Johanna, mit einem Schmerzblick, ließ es geſchehen; aber es loderte in ihr auch Bewunderung Clariſſens auf, die wieder ihre ſchöne ſtarke Schweſter geworden, der ſie ſich ſonſt ſo gerne und ſo liebend unterworfen hatte.

Gregor billigte Alles, nur nicht das Wegſenden eines Knechtes. „Euer Vater," ſagte er, „weiß, daß ihr dieß Rohr habt, und von dem Stande der Dinge unterrichtet ſein müſſet; er wird daher keine Minute ſäumen, euch das Nähere kund zu thun. — Der Knecht könnte in Feindeshand gerathen, und in der Angſt euren Aufenthalt offenbaren."

Die Mädchen ſahen ein, und gaben nach.

Noch einen traurigen Blick thaten ſie über Weite und Breite ihrer herbſtlichen Wildniß, und dann verließen ſie den Gipfel ihres vielgeliebten Felſens mit Gefühlen, ſo ganz anders, als ſie ſonſt immer herabgeſtiegen waren — mit Ahnungsgefühlen, die jede heimlich angſtvoll wälzte, und der andern verbarg und ſie an ihr bekämpfte.

Am See ſtanden die zwei ruhigen dunklen Geſtalten der Knechte, die auf ſie warteten; man beſtieg den Floß und fuhr über. Gregor ließ das Fahrzeug anbinden, und als man durch das Pfahlthor eingegangen war, wurde es eingeklinkt und mit den Riegeln verſchloſſen. Nachts löſeten ſich die Knechte im Wachen ab.

Morgen erſchien und verging, aber kein Bote war gekommen.

Eben ſo übermorgen.

Und ſo verging Tag um Tag, bis ihrer eilf vorüber waren, ohne daß Botſchaft gekommen. Gregor gab nach, und geleitete ſie noch einmal auf den Felſen. Mit derſelben ſtarren Einfachheit ſtand die Ruine am Waldrande, wie des erſten Tages, aber nicht ein Hauch einer andern Nachricht war von ihr herübergekommen. Die Angſt mit breiten ſchwarzen Flügeln ſenkte ſich auf Thal und Wald.

Endlich ſanken die erſten weißen zarten Schneeflocken in den dunklen See — und man hatte nun doch einen Knecht auf Kundſchaft ausgeſendet — —

Aber auch er iſt nicht wieder gekommen.

7

Waldruine.

Auf grünem Weidegrunde ſtand ein gewaltiger viereckiger Thurm, von zerfallendem Außenwerke umgeben. Er hatte kein Dach, und ſeine Ringmauern hatten keine Thore, gerade, wie er noch heutzutage ſteht — aber er trug noch nicht die verwitterte graue Farbe ſeiner bloßgelegten Steinmauern, wie heute; ſondern war noch bekleidet mit Anwurf und Tünche, nur war deren Reinheit beſchmutzt mit häßlichen Brandflecken, aus den Fenſtern ausgehend, und wie Kometenfahnen aufwärts zielend. Auch war in dem äußern Mauerwerke manch tiefe Verwundung erſichtlich. Der Raſen umher war verſchwunden, und glich einer geſtampften Tenne, von tiefen Räderſpuren durchfurcht, und hie und da mit einem verkohlten Baume oder Trümmern unbekannter Geräthe bedeckt. Die größte

Stille und ein reiner Himmel mit freundlicher Novemberſonne ſchaute auf dieſe Todesſtelle nieder. Kein Gedanke eines Feindes war ringsum zu erſchauen, aber auch kein einzig anderes lebendes Weſen ſtundenweit in die Runde; die Hütten waren verbrannt, und der Ort Friedberg lag in Trümmern. Gleichwohl ſtieg ein dünner blauer Rauchfaden aus der Ruine zu dem dunklen Himmel hinauf, als wäre ſie von irgend einem menſchlichen Weſen bewohnt. Ja man ſah ſogar über den Weideboden, der zwar noch nicht beſchneit, aber feſt gefroren war, einen Reiter eilig dem Trümmerwerke zureiten. Er zwang das Pferd durch den weit klaffenden Thorweg über herabgeſtürzte Steintrümmer hinein, band es, nachdem er abgeſtiegen, an die Stange eines eiſernen Fenſtergitters, von deſſen Simſe noch das geſchmolzene Glas wie ſchmutziges Eis herabhing, wandte ſich dann ſchnell weg, und drang durch das halbverſchüttete Thor in das Innere des Thurmes. Hier durch ausgebrannte Thüren und Fenſter glotzten ihn Gänge und Gemächer an, die ihm ſchauerlich fremd vorkamen, und aus ihren Höhlungen wehte eine ungaſtliche Luft. Dennoch entdeckte er bald eine hölzerne Treppe, aus noch friſchen Bäumen gezimmert, und mit gehauenen Pfoſten überdeckt. Er ſtieg ſie hinan, und gelangte in einen Gang und in ein Vorgemach, deſſen Decke nicht eingeſtürzt war. Wie er durch den finſtern Gang ſchritt, ſah er einen alten Mann ſtehen, aber er achtete deſſen nicht, ſondern pochte an das Gemach. Ein weibliches Geſicht wurde durch das geöffnete Schubfach der Thüre ſichtbar.

„Suſanna,“ ſagte der Fremde mit ſanfter Stimme, „darf ich eintreten?“ Die Magd öffnete ſogleich die Thür, führte ihn durch das Gemach, und öffnete ihm gegenüber wieder eine Thür, die in ein weiteres erhaltenes Zimmer führte. Er trat ein.

Eine der zwei darinnen ſitzenden ſchwarzgekleideten Geſtalten erhob ſich ſogleich und trat ihm mit den Worten entgegen:

„Seid uns von ganzem Herzen willkommen, Ritter.“

Er heftete ſein dunkles Auge mit traurigem Glanze auf ihre blaſſen Züge — — ja es war Clariſſa, die vor ihm ſtand, und von deren ſchönen Geſtalt das ſchwarze Trauerkleid herniederwallte. Seitwärts ſaß Johanna — ein Antlitz, weiß wie Alabaſter, ſah aus der ſchwarzen Florhülle zu dem Ritter herüber, und die Tropfen, die auf die Wangen floſſen, jagten ſich ſchneller, ſeit ſie ihn ſah, und ſich nach Sprache bemühte, ihn zu grüßen. Er mit dem düſterſchönen Ausdrucke ſeines Weſens ſtand auch einige Augenblicke ſprachlos, und blickte auf das mit ſchlechtem Papiere verklebte Fenſter, unfähig ein einzig Wort herauszubringen, da auch Clariſſa ſchwieg, und ihr Mund und ihre Wimpern vergeblich zuckten, um die Thränen zurückzuhalten. Sie ſchob ihm einen Stuhl hin, er aber trat zu Johannen, und ergriff ihre Hand, ſie ſanft und feſt in ſeine drückend.

„Weil ihr nur da ſeid," ſagte dieſe endlich ſchluchzend, „weil nur einmal ein Menſch da iſt."

„Zürnet mir nicht," entgegnete er ihr, „es ſind erſt fünf Tage, ſeit ich frei bin, und dieſe bin ich faſt unausgeſetzt geritten, um euch zu ſuchen."

„So waret ihr gefangen?"

„Ich war gefangen, ſonſt wäret ihr nicht ſo lange ohne Hilfe geblieben — nun aber bin ich da, und bitte euch inſtändig, nehmt Alles, was ich bin und habe, zu eurer Hülfe und eurem Dienſte. Meine Burg an der Donau iſt zwar auch verbrannt, und noch mehr zuſammengeſtürzt, als dieſe; — es thut nichts, ich brauche ſie nicht, und baue ſie auch nicht mehr, bis einmal

Friede im Lande iſt. Einige Mittel aber habe ich geborgen, und die wollen wir vorerſt anwenden, um dieſes euer Haus in etwas wohnlicheren Stand zu ſetzen. Hieher wird nicht ſo leicht mehr ein Feind kommen; denn der Uebergang war höchſt ſchwierig, und von unbedeutenden Folgen. Sie ſtehen jetzt Alle in Winterquartieren.“

Mit einem ſchmerzhaft freundlichen Schimmer ihrer aufrichtigen Augen reichte ihm Clariſſa die Hand hin, indem ſie ſagte: „So ſeid ihr wieder der erſte, wie immer, der da kommt zu helfen, ihr, gegen den ich immer ſo undankbar geweſen bin.“

„Laſſet das jetzt, Clariſſa,“ erwiederte er mit trübfunkelnden Augen, „laſſet das, es iſt vorüber, und ich bin nichts, als euer Vetter und Bruder — — wie hätte ich auch ahnen können.— — Wäret ihr von jeher vertrauender gegen Alle geweſen, ſo hätte ich euch nie mit Werbung gequält, und wahrſcheinlich wäre das Letzte auch nicht geſchehen — —.“

„So wiſſet ihr — — ?“

„Ich weiß, Clariſſa, ich weiß — — —.“

„Auch er — iſt es ſo — auch er!?“

„Auch er.“

Clariſſa's Antlitz zuckte jäh hinüber, und haſchte nach Athem; ein maßloſer Schmerz lag darauf, ja ſogar etwas, wie Grimm, als ſie das Auge gegen das Fenſter wandte, wie gegen einen blinden Himmel — und ſecundenlang ſtarrte, weil ſie kämpfte. — —

Noch war es faſt wie Hohnlächeln in ihren Zügen, unheimlich anzuſehen, als ſie das Angeſicht zurückwendete und mit faſt ruhiger Stimme ſagte: „Ritter, wenn ihr etwas Näheres wiſſet, ſo ſagt, ſo erzählt es uns; wir wiſſen nur das Eine — — ſagt, Ritter, woher wißt ihr das Nähere?“

„Ich war dabei.“

„Ihr waret dabei? Bruno,“ ſchrie Johanna aufſpringend, „ihr ſeid dabei geweſen, Bruno,“ rief ſie mit den ſchmerzlichſten Tönen ihrer Seele? — „Um Gotteswillen, o ſo ſaget, wie war es, erzählt — nehmt dieſe furchtbare Laſt von meinem Herzen; mir iſt, als wäre mir leichter, wenn ich Alles wüßte.“

Da er unſchlüſſig zauderte, ſagte Clariſſa: „Ritter, ſeid barmherzig und erzählet.“

„Ein Wald,“ begann er, „war das eigentliche Unglück. — Euer Haus — — kein Finger hätte es angerührt; — weit links davon ſollte der Zug gehen

— aber Gallas hatte Völker geſandt, mich auf eignes Anſuchen mit, um in jenem Walde (er zieht ſich rechts von hier gegen das Moldauthal ab) Schanzen aufzuwerfen, und den Feind zurückzuweiſen. Friedbergs unglückliche Bewohner, die graben mußten, werden zeitlebens an den Schanzwald denken, und den Namen ihren Enkeln und Urenkeln einprägen; denn er war ihr und unſer Unglück. Ich ſah es voraus, wie es kam, und bat euren Vater noch Tags zuvor, er möge die Burg preisgeben, und zu euch flüchten; aber er verwarf den Antrag mit Entrüſtung, weil ein Haufe Kaiſerlicher unter ſeinem Befehle die Burg beſetzt hielt. Harmlos, wie eine Schaar Wallfahrer mit klingenden Liedern ſtiegen die Schweden den ſchönen Wald heran. — — Es war ſchrecklich anzuſehen, wie, da der Rauchwall aus unſern Gewehren ſich verzog, ihre zerfetzten und blutenden Linien zurücktaumelten. Kein neuer Angriff ward mehr gewagt, die Kurzſichtigen unter uns jubelten, aber noch dieſe Nacht ſahen wir den Brand Friedbergs, und des andern Tages, da die Schaaren ſchwollen, ward im furchtbaren Morden die Schanze geſtürmt. Die Unſern zerſtäubten, wie zerbrochenes Glas; ein Theil warf ſich nach Wittinghauſen, ich mit ihnen. O Clariſſa, Alles wäre noch gut geworden. Der erſte ſiegestrotzige Anfall wurde zurückgeſchlagen — eine Woche verging ſchon — und noch eine, — der Feind, bereits abgekühlt und einſehend, wie wenig ihm eigentlich an dem Hauſe gelegen ſein könne, hatte nur den Schein von Ehre zu wahren, und bot willig die Hand zur Unterhandlung. Da, eines ſchönen Morgens, ſahen wir, gleichſam wie einen neuen Befehlshaber einen jungen Mann in prachtvollen Kleidern durch die Reihen der Belagerer reiten, gleichſam wie Anordnungen treffend." — Clariſſa mit halb geöffnetem Munde, athemlos, mit geſpannten dürſtenden Augen horchte hin. — „Wir begriffen nicht, was er wollte; die Anführer alle, Sture an der Spitze, ſtanden ehrfurchtsvoll vor ihm. Es war gerade Waffenſtillſtandstag. Am andern Morgen ritt derſelbe Mann — ach, wie wir glaubten, um zu kundſchaften, ungewöhnlich nahe an die Mauern — und, wie es manchmal der Zufall will, der Helm entfiel ihm — ein ganzer Wall von blonden Locken rollte in dieſem Augenblicke über ſeinen Nacken — — . . ."

„War es nun Verblendung, war es Verhängniß, das ſich erfüllen mußte, wir verſtanden die Zeichen des Jünglings nicht, wie er ſo zuverſichtlich vorritt, ja euer Vater mit allen Merkmalen höchſter Ueberraſchung ſah lange und unverwandt auf ihn hin; — da ſah ich nach und nach ein Roth in ſeine Wangen ſteigen, bis ſie dunkel, wie in Zornesglut brannten. Ohne eine Silbe zu ſagen, ſchleuderte er mit einem Male ſeine Lanze gegen den Reiter, nicht bedenkend, daß ſie auf dieſe Entfernung gar nicht treffen könne — ach, ſie traf auch nicht, die arme ſchwache unſchuldige Lanze — allein ſie wurde das Zeichen zu vielen andern, die Augenblicks von unſern Leuten flogen; auch hörten wir ſogleich das Krachen unſrer Doppelhaken hinter uns. Von den Schweden ſahen wir nur noch, wie viele vorſprengten, um den Reiter in ihre Mitte zu nehmen, wie er ſank — und dann, ehe uns noch kaum Beſinnung wiederkehren konnte — — war ſchon Sturm hier, dort, überall — wüthend von der Schwedenſeite, wie nie — Rauch, daß kein Antlitz auf drei Schritte erkennbar war — — Clariſſa, höret ihr?“

„Weiter, weiter,“ ſagte ſie angſtvoll vorgebogen.

„Es iſt nichts mehr weiter — die Burg brannte, wir mußten ausfallen — — — ich wurde verwundet, beſinnungslos, gefangen — — — — —"

„Und . . . ??" — —

„Clariſſa — Johanna — — Sture ſelbſt ließ beide, ihn und den Knaben, kriegeriſch ehrenvoll unter der Steinplatte vor dem Altare der Thomaskirche begraben, die freilich auch abgebrannt war — ich, verwundet und waffenlos, erhielt Erlaubniß, beizuwohnen."

„Und ich," rief Clariſſa zurückſinkend, „war es, ich, die Vater und Bruder erſchlagen" — und ſie brach, beide Hände vor ihre Augen drückend, in ein wildes Schluchzen aus, daß ihr ganzer Bau darunter erzitterte. Johanna, ſelbſt kaum ihrer Kräfte mächtig, und ſchön, wie ein geſtorbner Engel, ſtand doch ſogleich auf, und drückte Clariſſen an ihren Buſen, das Haupt derſelben an ihr Herz legend, und es ausweinen laſſend, während ſie ihre Hände lieblich zärtlich um daſſelbe legte, und ſelbſt die heißen Thränen auf ſie niederfallen ließ.

Der Ritter wiſchte ſich das Waſſer aus ſeinen ſchönen dunklen Augen und ſtand in tiefem Schmerze da, aber er bereute nicht, daß er den übrigen durch die Erzählung hervorgerufen; denn er wußte wohl, wie herzzerreißend dieſe Thränen auch ſeien, daß ihnen Linderung folgen werde, unſäglich ſüßer und heilſamer, als all ihre frühere dumpfe Ergebung. Auch lös'te ſich bald das erſte krampfhafte Schluchzen, und nur mehr ein leiſes, kaum hörbares Weinen rieſelte durch das todtenſtille verdunkelte Zimmer, und endlich auch dieß nicht mehr. Clariſſa, ohnmächtig ſchmiegſam, lag kindlich an Johannens Herzen, von ihr, wie früher, umſchloſſen — und wie bitter auch die erſten Thränen Beider hervorgepreßt waren, ſo floſſen ſie doch jetzt leicht, reichlich und wie von ſelbſt, ja ſogar linde ſüß, wie das letzte Blut eines getödteten Weichherzes.

Endlich nach langer Stille hob Clariſſa wieder ihr Haupt und Auge müde und verklärt zu dem Ritter empor und ſagte leiſe: „Bruno, ſagt uns nun auch, wo iſt das andere Grab, und wie . . . . . . ?“ Ihre Stimme erſtickte neuerdings.

„Forſchet nicht, Clariſſa; wer enträthſelt das Wirrſal jenes Augenblicks? — — Er hatte eine Kugel in der Bruſt, wahrſcheinlich aus einem unſerer Doppelhaken, ſeinen Körper brachten ſie weg, wohin, —

ich weiß es nicht. Erſt bei den Schweden erfuhr ich, daß er als Vermittler gekommen, daß er vorſchlug und durchſetzte, daß man die kaiſerliche Beſatzung frei abziehen, und euren Vater ungeſtört in ſeinem Hauſe laſſen ſolle. — — Sein Tod war die Loſung des Sturmes — Sture und Alle liebten ihn ſehr.“

„Alle liebten ihn ſehr,“ ſagte ſie vor innigem Schmerze lallend, „Alle liebten ihn ſehr — — — — o du ſchöne, du ſchöne, du unglückliche Waldwieſe!!“ Sie verbarg wieder ihr Haupt an Johanna's Herzen, faſt kindiſch furchtſam die Worte ſagend: „Johanna, du zürneſt — Johanna, ich liebe dich, jetzt nur dich — — o Kind, liebe mich nun auch wieder.“

Dieſe im Unmaß des Schmerzes und der Zärtlichkeit wußte nicht, was ſie thun ſolle; ſie drückte die Schweſter an ſich, ſie umſchlang ſie mit einer Hand, und ſtreichelte mit der andern über die glänzenden Haupthaare derſelben, wie man todtbetrübte Kinder beſchwichtiget; — — ſie ſelbſt, bis zu Tode betrübt, erhielt nur Kraft durch die noch größere Betrübniß der Schweſter, die ſie lindern wollte. Zu dem Ritter aber ſagte ſie leiſe: „Erzählet nichts mehr.“

Dieſer aber beugte ſein Haupt im Schmerze vorwärts, und ſah mit dem verdunkelten von Thränen zitternden Augen auf das ſchöne vor ihm vergehende Geſchöpf, das er ſo lange geliebt, das ſein Herz ſo lange begehrt hatte; es wollte ihm vor Mitleid zerſpringen, und es war ihm, als drehe ſich mit ihm der Fußboden des Gemaches. Sachte wollte er hinausgehen, um den Schweſtern Zeit zu gönnen, aber Clariſſa hörte ſeine Tritte, und ſah plötzlich auf, und ſagte: „Bruno, geht nicht, es iſt hier ſo dunkel, und wir haben Niemand, als einen alten Mann und ſeinen Enkel — — Bruno, laſſet uns ein Fenſter machen."

„Alles, Alles, Clariſſa, werden wir machen laſſen. Sehet, ich werde noch heute um Arbeiter fortſenden, wir werden für den Winter ein Nothdach auf einige Gemächer ſetzen, Fenſter, Thüren, Stiegen, alles anfertigen — eure Harfe werde ich aus dem Waldhauſe holen laſſen — eure Bücher, daß ihr dem Winter getroſt entgegenſehen könnet."

„Wir ſehen jetzt Allem getroſt entgegen," ſagte ſie, indem ſie wieder ihr Antlitz auf Johannens Schultern legte.

Der Ritter ging ſtille hinaus. Er ſprach mit Gregor, Raimund und den Mägden, und nach einiger Zeit ſah man ihn wieder über den grauen gefrornen Boden davonreiten.

Ein Nothdach war geſetzt, Thore, Stiegen, Gemächer wieder eingerichtet, aber immer ſah die Burg wie eine Ruine aus. Jahre kamen und vergingen, und immer ſah die Burg wie eine Ruine aus. Alle Zeichen Ronald's trogen, und der Krieg, ſtatt ein Ende zu nehmen, dauerte noch in die Jahre und Jahre, aber nie mehr erſchien ein Feind vor Wittinghauſen; ein Theil wußte, was ſie für Ronald bedeutete, ein Theil kannte weder Ronald, noch die Feſte.

Die Schweſtern lebten fortan dort, beide unvermählt. Johanna war eine erhabne Jungfrau geworden, rein und ſtreng, und hatte nur eine Leidenſchaft, Liebe für ihre Schweſter. Clariſſa liebte und hegte Ronald fort und fort; in den goldnen Sternen ſah ſie ſeine Haare, in dem blauen Himmel ſein Auge, und als einmal ein Zufall jenes feenhafte Gedicht des brittiſchen Sängers auf ihre Burg herüber wehte, ſo ſah ſie ihn dann oft als den ſchönen elfigen blondgelockten Knaben auf ſeinem Wagen durch die Lüfte ſchwimmen, den Lilienſtängel in der rechten Hand, ihr entgegen, der harrenden Titania. Selbſt, als ſie ſchon achtzig Jahre alt geworden, und längſt ruhig und heiter war, konnte ſie ſich ihn nicht anders denken — ſelbſt wenn ſie ihn noch lebend träumte und einmal kommend — als daß er als ſchöner blondgelockter Jüngling hereintrete und ſie liebevoll anblicke. Wenige Menſchen beſuchten die ſeltſame verwitterte Burg, nur ein einziger Reiter ritt zuweilen ab und zu.

Eines Tages blieb er auch aus — er war geſtorben. Daß die Schweſtern ſehr alt geworden, wußte man bis in die neueſten Zeiten, und der Hirt zeigte die Kammer derſelben, aber kein Menſch kennt ihr Grab; iſt es in der verfallenen Thomaskirche, oder deckt es einer der grauen Steine in der Burg, auf denen jetzt die Ziegen klettern? — Die Burg hatte nach ihnen keinen Bewohner mehr.

Weſtlich liegen und ſchweigen die unermeßlichen Wälder, lieblich wild wie ehedem. Gregor hatte das Waldhaus angezündet, und Waldſamen auf die Stelle geſtreut; die Ahornen, die Buchen, die Fichten und andere, die auf der Waldwieſe ſtanden, hatten zahlreiche Nachkommenſchaft und überwuchſen die ganze Stelle, ſo daß wieder die tiefe jungfräuliche Wildniß entſtand, wie ſonſt, und wie ſie noch heute iſt.

Einen alten Mann, wie einen Schemen, ſah man noch öfter durch den Wald gehen, aber kein Menſch kann eine Zeit ſagen, wo er noch ging, und eine, wo er nicht mehr ging.

Die Narrenburg.

1841

Sieh nur, welch düſtere Geſchichten dieſe Trümmer reden. —

Altes Buch

1.

Die grüne Fichtau.

Hanns von Scharnaſt hatte ein lächerliches Fideicommiß geſtiftet. Seine Burg Rothenſtein ſammt Zugehör an Unterthanen, an Jagd-, Fiſch- und Berggerechtigkeit ſolle ſich in gerader Linie immer auf den älteſten Sohn forterben; iſt kein Sohn da, auf Töchter, und in Ermanglung dieſer auf die älteſte Seitenlinie und ſofort, bis etwa einmal der Fall eintritt, daß weder ein Cognat, noch ein Agnat von benanntem Hauſe übrig iſt, wo ſodann die Burg ſammt Zugehör an den Fiſcus fällt. Bis hieher wäre Alles richtig; aber eine Bedingung fügte er dem Fideicommiſſe bei, welche der ganzen Sache eine andere Wendung gibt. Jeder nämlich dem die Burg als Erbſchaft zufiel, mußte, ehe ſie ihm ausgeantwortet würde, zweierlei Dinge leiſten:

erſtens mußte er ſchwören, daß er getreu und ohne geringſten Abbruch der Wahrheit ſeine Lebensgeſchichte aufſchreiben wolle, und zwar von der Zeit ſeiner erſten Erinnerung an bis zu jener, da er nur noch die Feder zu halten im Stande war. Dieſe Lebensbeſchreibung ſolle er dann Heft für Heft, wie ſie fertig wird, in dem feuerfeſten Gemache hinterlegen, das zu dieſem Zwecke in den rothen Marmorfels gehauen war, der ſich innerhalb der Burg erhebt; — zweitens mußte er ſchwören, daß er ſämmtliche bereits in dem rothen Steine befindlichen Lebensbeſchreibungen leſen wolle, wobei es ihm aber nicht geſtattet iſt, irgend eine von dem Gemache ihrer Aufbewahrung wegzutragen. Wer eine von dieſen Bedingungen nicht erfüllen könne oder wolle, der wird betrachtet, als ſei er im Augenblicke des Anfalles des Fideicommiſſes geſtorben, und daſſelbe geht auf ſeinen fideicommiſſariſchen Nachfolger über. Für jeden minderjährigen Fideicommiſſar müſſe das Erbe ſo lange vormundſchaftlich verwaltet werden, bis er großjährig geworden, und ſich erklären könne, ob er ſchwören wolle, ob nicht. Bei weſſen Tode ſich der Fall ereigne, daß man von ihm gar keine Lebensbeſchreibung in dem rothen Steine finden könne, der wird als gar nicht geboren betrachtet, alſo iſt auch ſeine ganze Nachkommenſchaft nicht geboren, und das Fideicommiß geht an ihnen vorüber den Weg Rechtens weiter.

Der Grund, der Hannſen leitete, eine ſo ſeltſame Klauſel an ſein Fideicommiß zu hängen, war ein zweifacher. Erſtens, obwohl er ein ſehr frommer und tugendhafter Mann war, ſo hatte er doch in ſeinem Leben ſo viele Narrheiten und Uebereilungen begangen, und es war ihm daraus ſo viel Beſchämung und Verdruß zugewachſen, daß er beſchloß, alles haarklein aufzuſchreiben, ja auch ſeinen Nachfolgern die Pflicht aufzulegen, daß ſie ihr Leben beſchreiben, damit ſich Jeder, der nach ihnen käme, daran zu ſpiegeln und zu hüten vermöge.

Der zweite Grund war: daß ſich jeder, der nur die entfernteſte Anwartſchaft auf Rothenſtein hätte, gar wohl von Laſter und Unſitte fern halten würde, damit er nicht dereinſt in die Lage käme, ſie beſchreiben zu müſſen, oder ſie doch halbwegs einzugeſtehen, wenn er den Eid von ſich ſchiebe.

Was nun den erſten Punkt anlangt, ſo hatte Hanns das Unglück, das ſchnurgerade Gegentheil von dem zu erreichen, was er erzielen wollte. Es mußte nämlich von ihrem Ahnherrn her ſo viel tolles Blut, und ſo viel Anſatz zur Narrheit in den Scharnaſts gelegen haben, daß ſie, ſtatt durch die Lebensbeſchreibungen abgeſchreckt zu werden, ſich ordentlich daran ein Exempel nahmen, und ſo viel verrücktes Zeugs thaten, als nur immer in eine Lebensbeſchreibung hineingeht — ja ſelbſt Die, welche bisher ein ſtilles und manierliches Leben geführt hatten, ſchlugen in dem Augenblicke um, als ſie in den Beſitz der verwetterten Burg kamen, und die Sache wurde immer ärger, je mehr Beſitzer bereits geweſen waren, und mit je mehr Wuſt ſich der neue den Kopf anfüllen mußte. Der Stifter würde ſich im Grabe umgekehrt haben, wenn er durch die dicken Felſenwände in ſeine Gruft hineingehört hätte, was die Leute ſagten; nicht anders nämlich, als die „Narrenburg“ nannten ſie den von ihm gerade in dieſer Hinſicht ſo wohl verklauſulirten Rothenſtein.

In Bezug des zweiten Punktes, der Tugend nämlich, war es nicht recht klar, in wie weit der Gründer ſeinen Zweck erreicht habe; man ſagte wohl den Scharnaſts verſchiedenes Böſe nach, allein es kroch immer nur ſo im Dunkel herum: andrerſeits ſtand aber auch die Thatſache feſt, daß man ſich nie einer Zeit erinnern konnte, wo einer von ihnen als ausnahmsweiſes Muſter der Tugend wäre aufgeſtellt worden.

Heutzutage liegt die Burg beinahe in Trümmern, und ſeit der letzte Scharnaſt in Afrika erſchoſſen worden iſt, konnte man auch gar keinen Anwärter mehr auf den Rothenſtein auftreiben, und ein Schalk warf bereits die lächerliche Rechtsfrage auf, ob nun auch der Fiscus ſeine Lebensbeſchreibung werde ſchreiben müſſen.

So ſtanden actengemäß die Sachen, als ſich das zutrug, was wir in den folgenden Blättern erzählen wollen.

Eines ſchönen Sommertages gegen Abend im Jahre 1836 ſchritt ein junger, leidlich ſchmucker Burſche das romantiſche Waldthal der Fichtau an dem Fluſſe Pernitz entlang. Dieſer Mann war trotz des jungen freundlichen Geſichtes lächerlich anzuſehen: denn er war verworren angezogen und mit den ſeltſamſten Dingen bepackt. An einem um die Schulter gehenden Lederriemen hing eine große, flache Seitentaſche, wie ein Ofenſchirm, der ihn am Gehen hinderte; längs der Kante dieſer Taſche war ein Holzfuß geſchnallt, der, auseinandergelegt, das Gerüſte zu einem Feldſeſſel abgab. Auf dem Rücken trug der Mann ein Ränzlein, das ebenfalls wieder ſo breit war, daß es rechts und links an ſeiner Perſon hervorſtand; davon hing ein langſtieliger Hammer, und eine abenteuerliche Hacke herab; oben war ein großer grauer Regen- und Sonnenſchirm, und eine lange Blechbüchſe daran geſchnallt, welche beide wagrecht ſo ſehr über ſeine Schultern hinausragten, daß er von fern anzuſehen war, wie ein wandelndes Kreuz. Die Hand hielt einen Alpenſtock mit mächtiger Eiſenſpitze — des Uebrigen hatte er einen breiten Strohhut auf, eiſenbeſchlagene Stiefel an, und ſein Rock ſchlug bei jedem Schritte ſo pendelmäßig gegen ſeine Füße, als trüge er beide Säcke voll Eiſen oder Geſtein. So hatte man ihn ſchon mehrere Wochen in den Bergen der Fichtau herumgehen und herumſitzen geſehen.

Die Fichtau aber iſt ein ſchönes Bergrevier, voll ſanftblickendem, rothbrüchigem Marmor, friſchem Waldesgrün und eiskalten, abſchießenden Quellen. Die Pernitz lauft unten voll Lärmen und Gepränge durch, bis ſie draußen ein zahmer Fluß wird, Wieſen wäſſert, und Walkmühlen treibt. Die Fichtau iſt ein paar Tagreiſen öſtlich von dem freundlichen Pfarrdorfe Grünberg, und dem ſchönen Markte Pirling, welche beide an demſelben Fluſſe Pernitz liegen. In der ganzen Fichtau iſt kein einziger Ort, aber dafür iſt ſie gleichſam beſäet mit einzeln liegenden Häuſern und Gehöften, und mancher Landmann, wenn er ſeiner Arbeit nachging, ſah obbeſagten Wanderer, wie er ſammt ſeiner Bepackung entweder an einer Felſenwand kletterte, und Steine herabſchlug, mit denen er ſich dann belaſtete, und ſie ſeines Weges mit fortſchleppte — oder man ſah ihn auf ſeinem Feldſeſſel ſitzen; den eiſenſpitzigen Stock hatte er in die Erde gebohrt, den Stiel ſeines Sonnenſchirmes darauf geſchraubt, und im Schatten deſſelben zeichnete er Wälder oder Blöcke ab, auf die ſonſt Keiner geachtet hatte, ob ſie auch ſchon ſein Lebtage in dem Thale gelegen waren — oder man ſah ihn gehen, wie er einen ſchweren Strauß von Blumen und Kräutern in der einen Hand vor ſich her trug, während er in der andern nebſt dem Alpenſtocke noch einige Ruthen und anders Zeugs hinter ſich herſchleifte.

Des Abends nun an jenem ſchönen Tage, deſſen wir oben erwähnten, ging er ſchleuniger, als gewöhnlich neben der Pernitz hin, und machte mit Händen und Armen allerlei Bewegungen, wie einer, der ungeduldig und haſtig iſt, oder mit ſich ſelbſt redet. — Freilich war der Mann ſchon in ſeiner Jugend mit dieſem Uebel der lauten Selbſtgeſpräche behaftet, und was noch ärger iſt, er deutete auch immer mit den Händen dazu, beſonders, wenn er von Eifer oder Ungeduld geſtachelt war, in welche beide er übrigens ſehr leicht gerieth.

Er hatte eine Gruppe Häuſer vor ſich, auf die er zuſteuerte. An einer Stelle nämlich, wo ſich das Thal am meiſten erweiterte, und der Fahrweg ordentlich in eine breite Straße auseinanderging, ſtand das Wirthshaus der Fichtau, zur grünen Fichtau geheißen, zwar nur aus Holz gezimmert, aber mit einer glänzenden Fenſterreihe auf den Straßenplatz herausſehend, der ſo groß und eben war, daß hundert Wagen hätten darauf ſtehen können. — Mit Scheunen und Schoppen, und einem großen Garten ging das Haus in den geräumigen Winkel eines Seitenthales zurück, aus dem ein ſtarker Bach hervorſprudelte. Jenſeits des Baches ſteht eine Sägemühle, dann iſt noch eine Schmiede, und weiter zurück hinter dem Wirthsgarten ſind vier oder fünf Häuſer mit blanken Fenſtern und dem ſchönen flachen Gebirgsdache.

Dieſer Häuſergruppe eilte unſer Wanderer zu, als hätte er noch ſo Wichtiges auf dem Herzen, und immer ſchleuniger ging er, je näher er kam, ſo daß das Gehen faſt in ein halbes Laufen ausartete, da er vor dem Wirthshauſe anlangte.

„Gott grüß euch, Vater Erasmus,“ ſagte er eilig zu dem Wirthe, der mit ſeinem großen Hunde auf der Gaſſe ſtand, und mit dem Schmiede und einem Fuhrmanne plauderte, welcher Fuhrmann eine Art Wochenbote war, und alle Sonnabend bei dem Wirthe zur grünen Fichtau anzukommen pflegte, wo er Alles abgab, was immer für die Fichtauer aus dem Flachlande eingelaufen ſein mochte. Sein Schecke ſtand im Stalle, ſein Wagen im Schoppen, und er ſaß in der Abendſonne auf der langen Gaſſenbank des Wirthshauſes, ſeine Gebirgspfeife rauchend, und Neuigkeiten aus dem Lande draußen auskramend. — „Gott grüß euch, Vater Erasmus,“ ſagte alſo der angekommene Wanderer; „ich werde nur ſchleunig dieſe Sachen auf mein Zimmer hinauftragen, und ſogleich wieder herabkommen, und euch eine Menge ausfragen. Ich habe heute die wundervollſten Ruinen entdeckt, und ſie ſogar gezeichnet.“ Und ſomit ging er die Treppe hinan.

„Nun das geht dem noch ab, daß er das verrückte Schloß gefunden hat,“ ſagte der Wirth zu den zwei Andern, aber der hinauflaufende Mann hatte dieſe Worte mit ſeinem ſcharfen Gehöre vernommen, und wurde dadurch nur noch mehr geſpannt. Nachdem er das Gepäcke abgelegt, und einen gehörigen Hausrock angethan hatte, kam er in dem Augenblicke wieder herunter, ein Papier in der Hand tragend, auf dem ein weitläufiges auf Felſen herumgruppirtes Mauerwerk mit Bleiſtift ſauber ſkizzirt war.

„Das iſt doch ein höchſt merkwürdiges Gebäude,“ ſagte er, „ich bin vollſtändige vier Stunden ſelbſt mit Anlegung meiner Steigeiſen rings um daſſelbe herumgeklettert, und habe durchaus keinen Eingang entdecken können.“

„Ei ſo,“ ſagte der Wirth, und ſah die Andern Zwei pfiffig an.

„Was denn, ei ſo? die Sache iſt haarſcharf, wie ich ſage, und ich begreife nicht, was da ein ſolches „ei ſo“ ſagen will.“

„Ich meine nur,“ antwortete der Wirth, „daß das jeder Menſch in der Fichtau weiß, und daß es wunderbar iſt, daß ihr allein es nicht wiſſet.“

„Ich ſehe nicht ein, woher ich es wiſſen ſollte; ich ſage euch ja, ich habe heute das Schloß gerade erſt ſo friſch gefunden, als hätte ich vor dritthalbhundert Jahren Amerika entdeckt. In eurem Lande unterſtützt man Forſchungen ſo wenig, daß ſie den ſchönſten Marmor unbeachtet liegen laſſen, oder höchſtens Schweintröge daraus machen. Ihr ſelbſt habt eure Miſtjauche hinten mit Stücken des feinſten Kornes eingedämmt.“

„Hab' ich das? ei, ei, Oheim, wenn ihr weiter forſchen werdet, ſo werdet ihr auch Thürſtöcke und Waſſerkufen davon finden, und wenn ihr dort überhaupt forſchen dürftet, ſo fändet ihr in Annens Schlafkammer die feinſten Fenſterſimſe davon gemeißelt, und einen Waſchtiſch und Weihbrunnenkeſſel und ich weiß nicht, was noch, und in der Pernitz liegen noch unzählige Stücke und Blöcke, auf die Niemand achtet, als die Forellen, die darunter aus- und einſchlüpfen.“

„Hab' Alles außer dem Waſchtiſch und Weihbrunnkeſſel ſchon geſehen und beobachtet,“ entgegnete der Wanderer; „aber da habt ihr wohl Thürpfoſten, das iſt gut; allein eines eurer Herdecken iſt auch von rothem Marmor, während das andere von Ziegeln iſt; — aber das iſt Nebenſache. — Ihr ſagt da von

Forellen — haben wir morgen einige? ihr habt ſie uns auf Sonntag verſprochen.“

„Eine Million iſt unten im Fiſchtroge, — eine Million.“

„Ich möchte wohl auch ein Dutzend,“ ſagte der Schmied. „Es kommt morgen mein Schwiegerſohn, der Stadtſchreiber.“

„Sollſt haben, ſchwarzer Ohm,“ ſagte der Wirth, „ſende nur herüber — alſo der Stadtſchreiber kommt, und alſo auch die ſchneeweiße Thrine mit — ſchau, ſchau,—“

Und mit dieſen Worten wiegte er den Kopf hin und her, gleichſam, als dächte er nach, und ſein unmäßig großer, graugetigerter Hund ſaß mit dem Rücken gegen die untergehende Sonne, daß ſeine Rückenhaare wie feurige Spieße glänzten, und ſchaute ſeinem Herrn altklug in's Geſicht. Aber auch der junge Wandersmann ſtand noch immer trotzig mit ſeiner Schloßzeichnung da, und ſchaute ihm auch in's Geſicht und ſagte: „Das mit den Forellen iſt nun gut, Vater Erasmus, — den Stadtſchreiber und die ſchneeweiße Thrine werden wir morgen begrüßen. Ich will ſelber einen ſchönen Rock anthun und mit in die Kirche hinausfahren;

aber nun gebt mir auch ein klein Gehör.— Der Abend iſt ſo ſchön als einer. Wir haben uns Alle bei Tage geplagt; morgen iſt Sonntag, und da dürfen wir heute ſchon noch ein wenig in der Dämmerung plaudern. Laſſet mir den Wein auf den Gaſſentiſch ſtellen, ich ſetze mich zu Boten-Simon auf die Bank, und wenn er euch alle Getreidepreiſe von draußen geſagt, und die Pferde-, und Wein-, und Criminal- und Unglücksgeſchichten erzählt hat: dann ſchaut aber auch auf mein Papier her, und ſagt, was es mit dieſem Schloſſe iſt, das da ſo, ohne daß Jemand etwas davon weiß, mitten in der Fichtau ſteht, mit Abenteuerlichkeit geziert, und ſo gut, als in gar keinem Style gebaut iſt.“

„Das iſt recht ſchön, Oheim, daß die Thrine herauskommt,“ ſagte der Wirth, „aber wenn ſie nur nicht wieder eine Fracht Bücher bringt, und bei Annen abladet — und da müſſen wir ja doch noch vor Sonnenaufgang ſehen, daß wir einige Salblinge fangen, und Nachmittags ein Scheibenſchießen machen — oder ſo etwas — damit ſich Alles recht gut unterhalte — es freut mich — — und was euer Schloß anlangt, junger Ohm, ſo würdet ihr Style genug ſehen.

wenn euch Ruprecht einmal hineinließe, ja ihr würdet Schlöſſer genug drinnen ſehen, eine Sammlung von Schlöſſern, eine halbe Stadt von Schlöſſern, wie ſie da herum auf allerlei rothe Steine angeklebt ſind."

„Wer iſt denn dieſer Ruprecht, und wie macht man es denn, daß er einen hineinläßt?"

„Das wäre ſehr leicht," antwortete Vater Erasmus, „wenn er nur ſelber einmal herauskäme."

„War gleichwohl geſtern in Priglitz," ſagte der Schmied, „und redete mit meinem Schwiegerſohne, dem Stadtſchreiber; ich ſtand ſelber dabei, als ihm der ſagte, daß noch immer Niemand aufgetrieben ſei."

„Ich habe ihn auch geſehen," redete jetzt der Boten-Simon darein, „es iſt wirklich ſo, und ein erſtaunlicher Fall iſt es, daß ein ſo herriſches, verbreitetes Geſchlecht ganz und gar ausgeſtorben ſein ſoll — keine Maus hat ſich gemeldet. Das Schloß, lieber junger Herr, daß euch ſo anliegt, daß ihr es gar auf Papier abgeriſſen habt, das Schloß iſt jetzt zu haben, und Einkünfte genug dazu; es kommt nur darauf an, daß ihr von einer recht närriſchen Familie abſtammet."

„Ich gehöre ſelber unter den Rothenſtein," ſagte der Wirth, „und das ganze rechte Pernitzer Viertel ſammt Zehent und Gebühren, dann das linke Viertel bis in die Hatzleſer Gräben, und ich glaube auch noch die Waldhäuſer bis zum Ottoſtift hinauf, und bis an den Aſang.“

„Der Aſang gehört auch noch dazu,“ ſagte der Schmied; „er iſt nur ſeit dem alten Julian an die Priglitzer verpfändet; mir hat es mein Schwiegerſohn, der Stadtſchreiber, erzählt.“

„Das iſt nicht wahr,“ rief der Boten-Simon; „ich bin von Aſang, ~~und ich~~ und mein Vater und Großvater und wieder deſſen Vater haben immer an die Priglitzer geſteuert, und keinen Hut vor dem Rothenſteine gerückt.“

„Das iſt,“ entgegnete der Schmied, „weil der alte Julian älter iſt, als ihr Alle, dein Scheck dazu gerechnet, und weil ihr eher an Priglitz verpfändet waret, als ihr geboren wurdet. Mein Schwiegerſohn, der Stadtſchreiber, hat mir einmal die Urkunde auf dem Stadthauſe gezeigt, und geſtern hat er geſagt, daß jetzt alles kaiſerlich wird, und dann wird der Pfandſchilling hindangezahlt, und der Aſang wieder an das alte Eiſen angeſchweißt. Der Julian war ſonſt ein entſetzlicher Herr: er hat ſeinen leibeigenen Bruder erſchlagen.“

„Nicht erſchlagen,“ ſagte der Wirth, „ſondern nur um das Erbe der Mutter hat er ihn gebracht, weil er nie genug hatte, obwohl ihm auch der Rothenſtein zugefallen war. In unſrem eigenen Hauſe war es, wo ſie die Zuſammenkunft hatten — mein Großvater war damals noch ein Bube, und er hat es uns wohl hundertmal erzählt — es war das letzte Mal, daß ſich die Brüder geſehen hatten. Sie hießen Julius und Julianus. Julianus war der ältere, und da ihr Vater ſtarb, war Julius in weiten Ländern, und kam auch gar nicht auf den Rothenſtein, ſondern auf unſrer Gaſſe ſahen ſie ſich zum erſtenmale ſeit Jahren wieder, und da hatten ſie ſich zum Willkomm umarmt, daß die Schwerter an ihnen raſſelten, und dann ſind ſie in die grüne Oberſtube hinaufgegangen, und die Pferde blieben auf der Gaſſe ſtehen. Die Kinder, nämlich mein Großvater und ſeine Schweſter, dann auch ihre Mutter ſaßen beängſtigt herunten in der Schenkſtube, weil ihnen gleich nichts Gutes ahnte. Anfangs hörten ſie nichts über ſich, als den ruhigen Schritt der beiden Männer, wie ſie oben taktgemäß auf und nieder gingen; dann war es ſtille, als ſtänden ſie und als ob Einer ſpräche. — Mein Urgroßvater, der damalige

Schenke, kam freideweis zu den Kindern in die Stube, und ſagte, als er oben nur zur Thür hineingeblickt, ob ſie nichts brauchten, ſo hätten ſie ihn gleich angefahren, und der Julius ſtehe an dem Tiſche, und ſchütte entſetzlich viel Wein hinunter. Der Urgroßvater blieb nun auch bei den Kindern herunten, und man horchte lange, lange hinauf, aber es blieb oben alles ſtille — immer ſtille — doch einmal geſchah ein Fußtritt, daß man meinte, alle Tragbalken müßten knacken, und im Augenblicke, aber nur einige Secunden, raſſelten wieder die Schwerter — dann ward's todtſtille. — Sogleich aber rannte Julius die Treppe herunter, ſchwang ſich mit glühenden Augen auf ſeinen ſchwarzen Hengſt, warf ihn herum, und jagte ſo ſchnell dort an der Steinwand hinab, daß mein Großvater meinte, er ſehe ordentlich ohne Unterbrechung die Hintereiſen blitzen, als wolle ſie der Rappe rücklings in die Luft ſchleudern, und Stücke rother Straßenſteine flogen in die Pernitz. Alle aber liefen ungeſäumt in die Oberſtube, um dem gemordeten Julianus beizuſpringen — dieſer aber ſtand lebendig am Tiſche, und ſtrich ſich furchtbar mit der Hand den großen, rothen Schnurbart, den er immer trug — dann aber goß er einen ganzen Krug Wein in ſich hinein, warf ein Stück Geld auf den Tiſch, ging hinab, und ritt gelaſſen auf den Rothenſtein zu. Er war von nun an Herr des Schloſſes, wie es dem Erſtgebornen auch gebührt; allein er war und blieb auch Herr der Schätze und Einkünfte Seitens der früher verſtorbenen Mutter, was von Rechtswegen dem jüngeren Julius gehört hätte. Von dieſem aber iſt ſeit jener Zeit kein Faden ſeines Gewandes mehr in der Fichtau ſichtbar geworden."

„Weil ihn doch der Julianus irgendwo erſchlagen hat," verſetzte der Schmied.

„Dann müßte er ihn tiefer begraben haben, als Regen und Thau bringen können," verſetzte der Wirth, „daß ihn nicht die Pernitz oder unſre Bergwäſſer zu Tage gewaſchen hätten — geht, geht, Ohm, das ſteht nur ſo in den Ritterbüchern eurer Thrine."

„Mein Schwiegerſohn, der Stadtſchreiber," ſagte der Schmied, „meint ſelber — ſeit der letzte Abkömmling des Julian todt iſt, und nun bereits das Schloß mit Lieg- und Fahrniſſen in die Jahre lang allwärts ausgeſchrieben iſt, ſei es ſeltſam, daß ſich keine Klaue, und kein Hufnagel gefunden, der Anſpruch machen könne — alſo iſt der Julius damals erſchlagen worden."

„Das iſt nur ſo, Kinder," ſagte der Boten-Simon, indem er die Pfeife ausklopfte, und wieder anſtopfte, und alles umſtändlich that, und ſeine Rede beim Wiederanzünden durch kräftige „Paff, Paff," häufig unterbrach — „das iſt nur ſo: im Lande draußen erzählte mir vor langen Jahren ein Krämer, daß der Julius in Kriegsdienſte des franzöſiſchen Königs gegangen ſei — aber da widerredete es ein alter Stelzfuß, und ſagte: der Julius habe nicht gar ſo weit von der Fichtau gelebt, eine Bauerndirne geheirathet, und ſeine Tochter wieder an einen niedrigen Mann gegeben, und ſo ſei nach und nach das Geſchlecht im Volke verronnen, wie es ja auch einſt darausentſtanden war."

„So mag es ſein," ſagte der Wirth, „oder es mag auch anders ſein, aber daß er ihn erſchlagen, glaube ich nicht; ſo ſchlecht waren ſie nicht, ſondern bloß alle närriſch."

Der Wandersmann hatte bisher mit ſteigendem Intereſſe zugehört; nun ſtellte er ſeinen Krug zurück, und ſagte: „Ja, wie weiß man denn, daß ſie närriſch waren?"

„Nun Gott ſei Dank," antwortete der Wirth,

„närriſch genug, junger Oheim; habt ihr denn das nicht ſchon an dem Schloſſe erkennen mögen, da es weder Thor noch Eingang hat, und in keinem Style gebaut iſt, wie ihr ſelber ſagt. Oder iſt es etwa vernünftig, wie der letzte Zweig aus dem Stamme des Julian that, oder wie ſein Vater der Vorletzte that? Mit unſrem letzten Herrn war es ſo: Da haben die Franzoſen, um die Unbill gut zu machen, die ſie vordem an unſern Ländern verübt, Kriegsvölker in das Mohrenland geſchickt, um Alles in Bauſch und Bogen chriſtlich zu machen, und da ließ Graf Chriſtoph eines ſchönen Tages das Schloß zumauern, und ritt dann den Berg hinab gerade in das Mohrenland, um die Heiden gegen Chriſtum zu unterſtützen, und da haben ſie ihn denn auch glücklich niedergeſchoſſen; man weiß nicht, die Chriſten oder die Heiden. Sein Vater, Graf Jodok, war noch ärger. Ich habe ihn noch recht gut gekannt; er hat ſich im Alter den Bart wachſen laſſen, wie einer der heiligen drei Könige — und da ſah ich ihn oft, nachdem er das Schloß angezündet hatte, vor ſeinem kleinen Häuschen unten am Berge ſitzen."

„Das Schloß hat er angezündet?"

„Ja, er ſelber hatte es an einem Pfingſtſonntage angezündet, und wehrte allen Denjenigen, die da zu löſchen kamen, weil er ſagte, daß hundert Zentner Pulver in den Gewölben ſeien, und losgehen würden, aber es ging nichts los, und das Gebäude brannte friedlich und faſt lieblich nieder. Er hatte die vielen Jahre vorher ganz ruhig und ordentlich darinnen gewirthſchaftet, nur daß über dem Thore die Aufſchrift ſtand: „Hier wird keinem Bettler etwas gegeben."

„Iſt denn nicht die Herrſchaft ein Fideicommiß? wie durfte er denn das Schloß zerſtören?"

„Freilich iſt ſie eines, aber da hat er innerhalb der Schloßfriedigung abſeits den andern Gebäuden einen ſeltſamen Tempel aufgeführt, mit vielen Säulen, wie man ſie oft als Luſthaus in hochherrſchaftlichen Gärten ſieht, und in dieſem Tempel hat er gewohnt, wie man ſagt, in ungewöhnlicher Pracht und Ueppigkeit, mit ſeiner Frau, einer wunderſchönen Zigeunerin, die er einmal brachte — und dieſes Bauwerk hat er dann angezündet. Es war freilich ſein Eigenthum, aber man erzählt, er habe für dieſe That viel Geld in dem Lehenhofe niederlegen müſſen. Unten am Berge hatte er ſich ſchon vorher ein kleines, ſteinernes Haus mit zwei Zimmern gebaut, und daſelbſt verlebte er die ferneren Tage ſeines Alters, bis er ſtarb. Sein Sohn Chriſtoph war bei Lebzeiten des Vaters nie anweſend; nach ſeinem Tode iſt er gekommen, und hat ſich wieder an einer andern Stelle innerhalb der Schloßmauer ein anderes Gebäude aufgeführt, den Chriſtophbau, aber ein Theil davon iſt bereits vor drei Jahren wieder eingeſtürzt. Und ſo hatten alle einen Sporn im Haupte. Mein Großvater hat uns erzählt, daß der Vater des Julius und Julianus, Graf Prokopus, oft ganze Nächte auf einem hohen Thurme ſaß — der Thurm ſteht noch — dort habe er lange Röhre auf die Sterne gerichtet, oder auf einem Inſtrumente muſicirt, das lange, furchtbare Töne gab, die man Nachts weit im Gebirge hörte, als ſtöhnten alle Wälder.“

„Und Grafen waren die Beſitzer des Rothenſteines?“ fragte der Wandersmann.

„Grafen Scharnaſt ſeit dem Huſſitenkriege, früher waren ſie bloß Barone und Ritter; aber es war ein reiches Geſchlecht, und wäre es noch, wenn der Julian nicht ſo viel verſchleudert hätte.“

„Da muß ich gleich einen Brief in dieſer Geſchichte ſchreiben,“ ſagte der Wandersmann, „und ihr müßt ihn heute noch durch einen eigenen Boten nach Priglitz hinausſchicken.“

Alle, ſelbſt der Boten-Simon, der neben ihm auf der Bank ſaß, ſchauten bei dieſen Worten dem Wanderer ins Geſicht, und hoben an zu lachen — der Wirth aber ſagte: „wenn ihr das Schloß und die Grafen beſchreiben wollt, ſo iſt es freilich mehr der Mühe werth, als wenn ihr unſre Feldſteine und die Pernitz oder gar das Heu beſchreibt, wie bisher; aber da kann euch nur der uralte Ruprecht die beſte Auskunft geben. — — —“

„Ich werde gar nichts davon beſchreiben; aber indeſſen geht doch, und beſorgt mir noch heute einen Boten nach Priglitz.“

„Nichts leichter, als das,“ ſagte der Wirth; „es iſt heute Samſtag, und da müſſen Abends die Holzknechte aus den Bergen kommen; ich erwarte ſie jeden Augenblick, und um Geld und gute Worte geht wohl einer hinaus.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete der Wanderer, „ich habe im Drange der heutigen Dinge auf die Holzknechte gar nicht gedacht; es geht ja ohnedieß mancher des Weges, nicht wahr? oder nicht weit daneben?“

„Allerdings, allerdings," ſagte der Wirth ſchmunzelnd, und gleichſam, als könne er den aufkeimenden Gedanken nicht unterdrücken, hob er nach einer Weile lauernd an: „Wenn ihr alſo die Burg nicht beſchreiben wollt, ſo meint ihr etwa gar . . . . ?"

„Ich meine gar? . . . ."

„Ein Nachkomme des Julius zu ſein," endete der Wirth den Satz, und ſah ſehr verſchmitzt aus.

Ohne aber eine Miene zu verziehen, verſetzte ſein Gegenmann: „Das könnte weit eher der Fall ſein, Vater Erasmus."

Der Wirth, an die ungeheuerſten Ausſprüche ſeines Miethmannes gewöhnt, war gleichwohl durch die trockene Art ein wenig beirrt; allein um ſich im Wortkampfe nicht übertreffen zu laſſen, nahm er ſich gleich die noch größere Freiheit, und ſagte: „Wenn das iſt, dann iſt es freilich nicht mehr wahr, was ich mir eben dachte."

„Nun und was dachtet ihr euch denn eben?"

„Ich dachte mir, wenn der Julius eine Bauerndirne geheirathet hat, ſo könnte uns, weil die Art gewechſelt wurde, wie man es mit dem Samenkorn der Felder thut, daß es wieder friſch anſchlägt —

es könnte uns ſo, was man ſagt .... ein geſetzterer Herr kommen."

Aber wie früher, ohne ſich im Geringſten aus der Faſſung bringen zu laſſen, antwortete der Wandersmann, indem er ſeinen Blick auf den Wirth heftete: „Was werdet ihr aber ſagen, Erasmus, wenn ich mich hinſetze, und zu eurem eigenen Erſtaunen eines lichten Tages geſcheidter bin, als ihr alle und die ganze Fichtau zuſammen — die ausgenommen," fügte er luſtig hinzu, „die dort kommen; denn das ſind die herrlichſten Burſche der Welt."

Er hatte noch das Wort im Munde, als eben Zwei jener maleriſchen Geſtalten, wie wir ſie ſo gerne als Staffage auf Gebirgslandſchaften ſehen, um die Ecke bogen, und fröhlich ihre Siebenſachen, als da ſind: Aexte, Sägen, Alpenſtöcke, Steigeiſen, Kochgeſchirre u. ſ. w. auf die Gaſſe oder auf die lange Bank niederwarfen, und ſich anſchickten, ebenfalls Platz zu nehmen. Die abendliche Scene auf der Gaſſe vor der grünen Fichtau begann ſich nun zu ändern, und jener Lebhaftigkeit zuzuſchreiten, die unſer Wanderer an jedem Samſtage zu erleben gewohnt war, und die er ſo liebte. Er achtete des Wirthes nicht mehr weiter, ſondern ſaß bereits bei den zwei Knechten, und war ſchon im lebhaften Geſpräche mit ihnen begriffen. Sie hatten den grünen Hut mit Federn und Gemsbart abgelegt, den grauen Gebirgsrock zurückgeſchlagen, und zwei verbrannte, luſtige Geſichter ſahen mit dem geſundeſten Durſte dem Wirthe entgegen, der ihnen eben zwei Gläſer voll jenes unerbittlichen Gebirgsweines brachte, den nur ihre harte Arbeit bezwinglich, ja ſogar zum erquickenden Labſale macht.

„Laßt Klöße durch eure Weiber richten,“ rief Einer, — „aber viele; denn der Melchior und die Andern kommen nach — und fett genug laßt ſie machen, daß ſie euren Wein bändigen. — Auch die aus den Laubgräben kommen, und aus der Grahnswieſe; ich ſah ſie drüben den Hochkogel niederſteigen, als wir gegen die Vernitz herausgingen, und hörte ihr Jauchzen. — Dem Gregor iſt ein Lamm geſtürzt, hinten beim ſchwarzen Stock; er hat darum faſt geweint, und trägt es jetzt auf ſeinen Schultern die Rieſe herab.“

D'rum kommt er wieder ſo langſam hervor,“ ſagte der Wirth; „ich höre das Heerdeläuten ſchon eine halbe Stunde.“

„Das wirft nur die Kaiſerwand und der Grahns ſo herüber; er iſt noch weit hinten. Wir gingen im Fichtauergraben bei ihm vorbei, wie eben die Böcke das Gerölle niederſtiegen, und die Rinderglocken noch weit oben längs dem Geſteine läuteten.“

Wieder kam eine Gruppe, während er noch redete, jodelnd und ſingend die Straße an der Berniz heraus, und ſammelte ſich an dem Gaſſentiſche der grünen Fichtau, um einen Labetrunk zu thun, und fröhlichen Wochenſchluß zu feiern, da ihnen der Holzmeiſter Geld gegeben, und ſie ſechs Tage lang nur grüne Bäume und graue oder rothe Steine geſehen hatten.

„Gott zum Gruß! — Gott zum Dank!“ ſcholl es hin und wieder.

„Habt viel Arbeit gethan: die Kaiſerwieſe liegt wie überſchwemmt von Scheitern.“

„Geht an, geht an, über die Hochkogelwand warfen wir noch einige Klafter mehr herunter.“

„Schöne Tage! Wir waren auf dem Grat des Kogels, ich habe ſeit fünfzehn Jahren nicht ſo weit geſehen; die Ebene lag wie ein Bild da, und in der Stadt hätte ich faſt die Fenſter zählen können; euren Rauch ſahen wir aus den Laubgräben ſteigen.“

„Ja wir waren in den Laubgräben, und ſind es nun ſchon ſechs Wochen. Der alte todte Prokopus geht auch wieder um; ich weiß es gewiß; er hat in der Nacht muſicirt, ich hörte es ſelber, und auch heute Nachmittags hörte ich es; denn da ſo um vier Uhr herum ein ſchwacher Wind aufſtand und durch die Föhren ging, da trug er deutlich den ſchweren Ton von dem zerfallenen Schloſſe herüber."

„Hab' auch ſchon davon reden gehört, aber glaub es nicht."

„Der Wein iſt wie Enzian;" rief wieder Einer.

„Trink ihn nur, Gevatter Melchior," ſagte der Wirth, „du trinkſt Geſundheit hinein, wie Stahl und Eiſen."

So ſcherzten und lachten ſie. Mehrere Neue waren gekommen, darunter auch zwei Gebirgsjäger. Ihre Sachen lagen herum, und füllten die Gaſſe: ganze Haufen und Bündel von Steigeiſen, eine Garbe Alpenſtöcke, lederne Ueberröcke, Gebirgshüte, eiſerne Kochſchüſſeln und Anderes, und wieder Anderes — Krüge und Gläſer mußten herbei; die Klöße kamen und wurden verzehrt, und da abgeräumt war, erſchienen zwei Zithern auf dem Tiſche, die zuſammen ſpielten, und die braunen Geſellen mit dem Blicke des Gebirges ſaßen herum, und thaten ſich gütlich — und erzählten von ihren Fahrten und Tageserlebniſſen. Und ein prachtvoll herrlicher Abend war mittlerweile über das Gebirge gekommen. Die Sonne war über die Waldwand hinunter, und warf kühle Schatten auf die Pernitz; im Rücken der Häuſer glühten die Felſen, und wie flüſſiges Gold ſchwamm die Luft über all den grünen Waldhäuptern weg. Alles ſchien ſich zur Wochenruhe und zur Feier des Sonntags zu rüſten.

Die Jäger waren aus dem Gebirge gekommen, die Bergarbeiter waren auf dem Heimwege, und mancher ſprach in der grünen Fichtau ein wenig vor. — Weiber und Mägde und Töchter wuſchen am Bache Fenſter, Schemel und jede Gattung hölzerner Geſchirre; — das Rauſchen der Sägemühle hatte aufgehört, und die Heerde, deren Geläute man ſchon lange einzeln oder harmoniſch aus dem Gebirge herab gehört hatte, war nun endlich auch angekommen; — aus dem Seitenthale ging ſie manierlich hervor, eine Sammlung der unterſchiedlichſten Hausthiere, faſt das geſammte Eigenthum der Fichtau. Vorerſt kam das leichtfüßige und leichtfertige Geſchlecht der Ziegen und Böcke von allen Flecken und Farben, faſt jede eine Glocke um den Hals, ſo daß nun ein mißtönig Geklingel war, was von ferne ſo wunderſchön läutete — dann kamen Schafe, ſchwarz und weiß, und mitten unter ihnen der ſo ſchöne glänzende, ernſthaft kluge Schlag der Gebirgsrinder. Mägde, Knechte, Buben, wie es eben kam, empfingen die Thiere, die hieher gehörten, und ihren Ställen zuſchritten: die andern (Thiere) gingen ihres Weges weiter, oder blieben gelegentlich ſtehen, oder traten gar zu der zechenden Geſellſchaft, ſahen traulich herum und ließen ſich ſchmeicheln, daß die Halsglocke erklang. — Zuletzt erſchien auf der Wirthsgaſſe auch der verwitterte, gebirgsgraue Hirtenhund und ſein Herr, der Hirte Gregor, mit einem Bundel Steigeiſen beladen und einem jungen, todten Lamme, das er auf den Armen trug, gefolgt von dem Mutterſchafe, das wedelnd und blökend zu ihm aufſah. In ſeiner Perſon war der letzte Gaſt gekommen, der Samſtags in der grünen Fichtau zu ſein, und ſein beſcheiden Glas Wein zu trinken pflegte — aber heute war er traurig; denn das geſtürzte Lamm war das ſeinige; er hatte es auf die Bank gelegt, und ſah unverwandt darauf, wie deſſen Mutter davor ſtand, es beleckte und beroch.

„Vertrinkt den Aerger, Gregor," ſagte der Wirth, „heute koſtet euer Wein nichts, und das Lamm kaufe ich euch morgen um gutes Geld ab."

„Es iſt nicht wegen dem," antwortete Gregor, „aber es war ein gar ſo ſchönes, munteres Thier." Und er ſetzte ſich doch nieder und führte das Glas Wein langſam zum Munde.

Und immer feierlicher floß die Abenddämmerung um die dunklen Häupter der Gebirge, immer abendlicher rauſchten die Waſſer der Pernitz, und immer reizender klangen die Zittern.

Der Wanderer ſaß mitten unter dieſen Gebirgsſöhnen. Er hatte ſein Abendmahl verzehrt, und ſprach und ſcherzte bald mit Dieſem, bald mit Jenem. Er freute ſich immer auf dieſe Samſtagabende, und ob man gleich ſein Thun und Treiben für nutzlos und lächerlich hielt, ſo hatten ihn doch Alle lieb, weil er ſo ſehr in ihr Weſen einging und zu Zeiten recht vernünftig ſprach. **Vater Erasmus** war bald hier, bald da, ſprach zu Allen, und trank gemeſſen ſein abgeſondertes Glas guten, alten Gebirgswein. Seine Leute und Mägde hatten das Haus für den Sonntag geſcheuert und geputzt, friſche Fenſtervorhänge eingehangen, und die

Feiertagskleider für morgen herausgelegt. So ging es luſtig fort, ein gut Stück in die Nacht hinein. Aber nach und nach ward es wieder ſtiller und die Geſellſchaft lichtete ſich. Die Arbeit dieſer Bergſöhne macht ſie heiter und mäßig, verſüßet ihnen die Nahrung und dann die Ruhe. Der Erſte, der aufbrach, war der Boten-Simon; er ging in den Stall zu ſeinen ſchnaufenden Schecken, und ſuchte ſein Heulager — gleich darauf ging der Schmied über den Steg — und ſo bald der Eine, bald der Andere, ſein Geräthe aufraffend und den oft langen Weg antretend, den er noch zurückzulegen hatte, ehe er zu den Seinen gelangte — und ehe der Mond, deſſen Silberſchein ſchon lange an den gegenüberliegenden Felſen glitzerte, auch auf die Häuſer hereinſchien, war nur mehr Einer da, der bloß auf den Brief wartete, den der Wanderer in der Oberſtube ſchrieb, daß er noch heute in der Nacht nach Priglitz getragen würde. Aber auch der Brief erſchien, ſein Träger verſchwand in den Schatten der Steinwand, an der der wüthende Julius fortgeritten war, und die vorher ſo belebte Gaſſe der grünen Fichtau war leer und finſter; nur in der Schenkſtube brannte noch ein trübſelig Nachtlicht, bei dem der

Wanderer dem Wirthe ſeine Wochenrechnung auszahlte, die dem Vertrage nach nie auf den Sonntag ſtehen bleiben durfte.

„Und nun gute Nacht, Ohm, und rechnet ein andermal beſſer nach, daß ihr mir nicht wieder zu viel gebt; es iſt frevelhaft, mit dem Gelde und dem Feuer nicht vorſichtig umzugeh'n — gute Nacht! — Geht ihr morgen in die Kirche hinaus?“

„Ja freilich, ich fahre ſogar mit dem einen eurer Füchſe, um die Thrine abzuholen, falls ihr nichts dagegen habt.“

„Gar nichts, und ſomit ſchlaft wohl.“

„Gute Nacht.“

Und nach einer halben Stunde war es finſter und ſtill im ganzen Hauſe der grünen Fichtau, als wär' es im Tode begraben. Gleichwohl entfaltete ſich noch ein anderes Bild in dieſer Nacht, das wir beſchreiben müſſen.

Die Stunden der erſten ſüßen Nachtruhe begannen zu fließen. — Die Nacht rückte immer weiter auf ihrem Wege gen Weſten, und ward immer ſtiller: nur daß die Wäſſer, wo ſie hinter die Felſen rannen, unaufhörlich plätſcherten und rieſelten — aber ihr eintönig Geräuſche war zuletzt auch wie eine andere Stille, und ſo war jene Einfachheit und Pracht der Nacht gekommen, die unſrem Gemüthe ſo feierlich und ruhend iſt.

Der Mond ſtand ſenkrecht über der Häuſergruppe, und legte einen fahlgrauen Schimmer über die Bretterdächer, und blitzende Demanten auf den Staubbach. — In dem Garten ſtand jedes Gräschen und jedes Laubblatt ſtille, und hielt eine Lichtperle, als horchten ſie dem in der Nacht weithin vernehmlichen Rauſchen der Pernitz: da ging den Gartenweg entlang eine weiße Mädchengeſtalt, und hinter ihr der rieſig große Wirthshund, ruhig und fromm, wie ein Lamm, und an Beiden floß das volle, ſtille, klare Mondlicht nieder. Das Mädchen ſchien unſchlüſſig und zaghaft; ſie ging zuſehends langſamer, je weiter ſie kam, und einmal blieb ſie gar ſtehen, und legte die weiche Hand auf das ſtruppige Genick ihres Begleiters, als horche ſie oder zage — — dicht neben ihr in der Laube hielt ſich ein Athem an — aus Seligkeit oder Bangen; — der Hund ſchoß mit einem Satze hinein, und ſprang freundlich wedelnd an dem Erwartenden empor.

„Anna!“ flüſterte eine gedrückte Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bin ein ſchlechtes, unfolgſames Kind!“

„Nein, du biſt das ſüßeſte, geliebteſte Weſen auf der ganzen weiten Erde Gottes — Anna fürchte dich nicht vor mir.“

„Ich fürchte mich auch nicht vor euch. Das weiß ich ja, daß ihr gut ſeid, aber ſchon, daß ich gekommen bin, iſt ſchlecht, und macht mich fürchten.“

„Es iſt nicht ſchlecht, weil es ſo ſelig iſt, es iſt nur anders gut, als dein Vater und deine Mutter meinen.“

„Gut iſt es wohl nicht, allein ich kam, weil ihr ſo ſehr darum batet, und weil ihr ſo ſeid, daß ihr Jemanden brauchet, der euch gut iſt.“

„Und alſo darum biſt du mir gut? — — biſt du, Anna?“

„Ich bin es freilich, obwohl es mir zu Zeiten recht Angſt macht, daß es ſo heimlich iſt — — und ſagt nur, warum muß ich denn jetzt in ſpäter Nacht bei euch in dem Garten ſein?“

„Frage nicht, Anna; ſiehe, daß du frägſt, könnte mich faſt ſchon kränken. Ich habe dir ſehr Wichtiges zu ſagen; aber ich bin aufrichtig, und bekenne es — nicht was ich ſagen werde, ſcheint mir die Seligkeit ſondern eben daß du da biſt; — es iſt ſo lieb, daß ich dich bei der Hand faſſe, und fühle, wie du ſie mir nicht gerne läſſeſt, und ſie mir doch gerne läſſeſt, daß ich dein Kleid ſtreife, daß du neben mir niederſitzeſt — — ſiehe, ſchon daß ich deinen Athem empfinde, dünkt mir lieblich — iſt es dir denn nicht auch ſo? — — iſt es nicht ſo?"

Sie antwortete nicht, aber die Hand, die er ergriffen hatte, ließ ſie ihm; zu dem Sitze ließ ſie ſich niederziehen — und wie das Luftſilber des Mondes durch das Zweiggitter auf ihre beiden Angeſichter hereinſank, ſo ſagte ihm ihr Auge, das nachgebend und zärtlich gegen ſeines blickte, daß es ſo iſt.

Er zog ſie gegen den Sitz nieder, und ſie folgte widerſtrebend, weil faſt kein Raum war; denn Anna hatte ihn einſt ſo klein machen laſſen, da ſie noch nicht wußte, wie ſelig es zu Zweien iſt. Jetzt aber wußte ſie es, und bebend, mehr ſchwankend als ſitzend ſtützte ſie ſich auf das zu kleine Bänkchen — auch der Mann war beklommen; denn in Beiden wallte und zitterte das Gefühl, wodurch der Schöpfer ſeine Menſchheit hält — das ſeltſam unergründliche Gefühl, im Anfange ſo zaghaft, daß es ſich in jede Falte der Seele verkriechen will, und dann ſo rieſenhaft, daß es Vater und Mutter und Alles beſiegt und verläßt, um dem Gatten anzuhangen — es iſt ein Gefühl; das Gott nur an dem Menſchen, an ſeinem vernünftigen Freunde, ſo ſchön gemacht hat, weil er ſeiner zermalmenden Urgewalt ein zartes Gegengewicht angehängt — ein zartes aber unzerreißbares — die Scham. Darum, was das Thier erſt recht thieriſch macht, das hebt den Menſchen zum Engel des Himmels und der Sitte, und die rechten Liebenden ſind heilig im menſchenvollen Saale, und in der Laube, wo bloß die Nachtluft um ſie zittert — ja gerade da ſind ſie es noch mehr, und bei ihnen fällt kein Blättchen zu frühe oder unreif aus der großen Glücksblume, die der Schöpfer ihnen zugemeſſen hatte; es fällt nicht, eben weil es nicht fallen kann. Und ſo ſaßen die Zwei, und hatten noch nicht die Macht gewonnen die Rede zu beginnen. Er ſann auf einen Anfang, und konnte ihn nicht finden; ſie fühlte es ihm an, und dennoch konnte auch ſie das Wort nicht vorbringen, das ihm das ſeine erleichtert hätte. Ihr dritter Geſellſchafter blickte zu ihnen auf, als begriffe er Alles, und es war faſt lächerlich, wie er, obwohl er Beide liebte, doch auf Beide eiferſüchtig war und ſich ſtets bemühte, ſein ungeſchlachtes Haupt zwiſchen ſie zu drängen.

Anna in der Güte ihres Herzens ſah freundlich auf ihn nieder, ja ſie legte ihre Hand auf ſeine Stirne, weil er ſie dauerte, daß ſie ihm nun — ja nicht nur ihm, ſondern auch dem Vater und der Mutter faſt alle Liebe entzog, und einem fremden Manne zuwende. —

Dieſer fremde Mann aber ſagte mit gedämpfter Stimme: „Damit du weißt, Anna, warum ich dir das Brieſchen zuſtellte, und dich gar ſo dringend bat, heute in die Laube zu kommen, ſo wiſſe, es hat ſich etwas ſehr Wichtiges zugetragen, was auf mein und auf dein Schickſal großen Einfluß haben kann; aber vorher muß ich etwas Anderes wiſſen, und ich frage dich darum, ob es denn wirklich, ob es denn möglich iſt, daß du mich ſo ſehr lieben kannſt, wie ich dich? — — du ſchweigſt? — Anna, ſo ſage doch — “

„Wäre ich denn ſonſt gekommen?“

„Du liebe Blüthe — wie bin ich in der Welt ſchon ſo viele Tage unnütz herumgegangen, und da kam ich in dieſes Thal, um Steine und Pflanzen zu ſuchen, und fand dich, die liebliche, die ſeltene Blume der Erde.“

„Redet nicht ſo," antwortete Anna „denn es iſt nicht ſo — jetzt ſagt euch bloß eure Empfindung dieſes vor, aber in der That iſt es doch anders. Draußen in den Städten werden viele herrliche Jungfrauen ſein, gegen die ich nur arm bin, wie ein Grashalm, den ihr in unſerm Thale pflücket, um euch etwa einige Stunden daran zu erfreuen, wie an den andern, die ihr ſammelt.

„Du ahneſt nicht," entgegnete er eifrig — „du Alpenblume, — o wenn du nur wüßteſt, wie hoch du über ihnen ſtehſt, — aber wenn du es wüßteſt, ſo ſtändeſt du ja ſchon nicht mehr ſo hoch — — aber laſſe dieſes, — nur das Eine wiſſe: daß ich dich mehr liebe, als Alles in dieſer Welt, und daß ich dich in alle Ewigkeit lieben werde; — doch das Alles iſt natürlich, und kein Wunder. Du wirſt es ſelbſt begreifen, wenn du die Welt einſt wirſt kennen lernen, aber Eines iſt ein Wunder, und erkläre es mir du, wie kam es denn, daß du mir gut wurdeſt, mir, den ſie hier Alle mißachten, und an dem auch wirklich nichts iſt, als ein unauslöſchlich gutes Herz?"

„Wie ich euch gut wurde? — — —"

„Höre, Anna, nenne mich auch du."

„Nein, laßt mir das, ich kann nicht du ſagen, es iſt mir, als ſchicke es ſich nicht; und ich könnte dann nicht ſo frei und freundlich reden.“

„Nun ſo rede frei und freundlich.“

„Wie ich euch gut wurde? — Seht! ich weiß nicht, wie es kam; als ich es merkte, war es eben da. Ich will euch etwas von meiner Kindheit erzählen, vielleicht, daß ihr es dann herausfindet. Mein Vater ſagte immer, ich ſei ein ſehr ſchönes Kind geweſen, und da ich ſein einziges bin, ſo that er mir immer viel Liebes und Gutes, und ich und Schmieds Katharina bekamen ſchönere Kleider, als die Nachbarskinder und die der ganzen Fichtau; deßhalb wurden ſie uns gram, und wir mußten immer allein gehen, und dieß thaten wir auch gerne, und da ſaßen wir oben auf der grünen Haide jenſeits des Baches, über den der Vater den gedeckten Steg bauen ließ, daß wir nicht hineinfielen — da ſaßen wir, und machten Grübchen in die Erde, oder pflückten Gras und Blumen, redeten mit den Käfern oder horchten den Erzählungen der alten Plumi ….“

„Wer iſt die Plumi?“

„Ei, Appolonia, die alte ſchwäbiſche Amme Chrinens, die ſie bekommen hat, weil ihre Mutter bei ihrer Geburt geſtorben iſt, und die nach ihrer Heirath mit in die Stadt gezogen iſt. Sie erzählte uns von Goldfiſchchen, die gefangen war, und Prinz Heuſchreck, der klein und grasgrün war, und ſieben Jahre durch fremde Länder hüpfen mußte, bis er Beide erlöſte, wo er dann ein ſchöner Prinz ward, und die ſchöne Prinzeſſin Goldfiſchchen heirathete — und von andern Prinzen in Sammt und Seide, in Sammt und rothem Gold, ſo ſchön, wie Milch und Blut — dann von klingenden Wäldern, redenden Karfunkeln — von den ſieben klugen Hähnen — von dem armen Huhn, das auf dem hohen Nußberge erdurſtete — und von tauſend und tauſend andern Dingen, täglich etwas Neues und täglich das Alte. — — Denkt nur, als ihr vor dreizehn Wochen zum erſten Male in unſer Haus tratet, hielt ich euch im erſten Schreck ſelber für einen ſolchen Prinzen — weil ihr ſo jung und mit ſo närriſchem Zeuge beladen waret — — und wie wir größer wurden, bekam ich vom Vater ſchöne Fabelbücher, und oben eine eigene Kammer mit ſchneeweißen Vorhängen und Simſen, und Tiſchen von ſchönem rothem Steine. Er verbot mir in die Schenkſtube zu kommen, und von der

Stadt erſchien eine Frau, die uns die Fabelbücher leſen und ſelber ſchöne Dinge ſchreiben lehrte — nur leider iſt dieſe Frau zu früh geſtorben, und ließ uns nur einige Bücher zurück, die wir dann immer laſen. — ach, da ſtanden euch Dinge darinnen, daß mir oft das Herz zerſpringen mochte vor lauter Schmerz und Sehnſucht — und die alte Plumi kroch auch wieder aus ihrer Hinterſtube hervor, in die ſie ſich ſeit der Ankunft der fremden Frau verſteckt hatte, und erzählte wieder, und ging mit uns in's Gebirge, die einſamen, heißen Steinrieſen empor, Erdbeeren oder Haſelnüſſe ſuchend, oder Blumen, deren oft eine bei dieſem oder jenem Steine ſtand, ſo prachtvoll und wildfremd, daß ihr erſchrocken wäret, ihr habt vielleicht gar keine ſolche in euren großen Blumenbüchern — und wenn wir tief genug in der Grahnswieſe zurückgingen, daß wir weder den Bach noch die Schmiede und Sägemühle hören konnten, und bei dem wilden Schlehenbuſche kauerten, und ſie nun erzählte, und immer tiefer hineinkam, und unter den grauen Haaren hervor die pechſchwarzen Augen in unſre Geſichter bohrte: da fuhr ich euch oft entſetzt zuſammen, wenn ſich von der Wand daneben ein Steinchen lös'te, und zu dem andern

Gerölle niederfiel — und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn die Krüppelföhren zu reden begonnen hätten, und der Fels ſich zu neigen, namentlich wenn gar zuweilen der ſchwache weinende Ton durch die Luft herüberſchnitt, da der alte, todte Graf Prokopus auf dem Sternenthurme muſicirte — — aber was wollte ich euch denn eigentlich erzählen?"

„Wie es kam, daß du mir ſo gut geworden biſt."

„Ach, die arme Thrine mußte den Stadtſchreiber heirathen — ſie that es wohl gerne, und ging gerne mit, und die Plumi auch: aber ich war dann ſo arm, daß ich es euch gar nicht beſchreiben kann — — — und da kamet ihr und habt mich mit ſo guten Augen angeſchaut, und mit ſo ſchönen, und ſeid dann wieder ſo traurig geworden, daß es ordentlich ein Schmerz und eine Seligkeit war — — höret, wenn ihr falſch ſein könntet, das wäre nun recht abſcheulich . . . ."

„Nein, Anna, du unſchuldsvoller Engel, ſei mir gut, ſo lange mir dieſes Leben währt; ich kann mir kein größeres Glück und keine größere Freude denken und wünſchen, als dich. Du biſt viel beſſer als ich — und wenn du mein Weib biſt, und wenn wir immer und immer beiſammen ſein werden, dann will ich ihnen in der Stadt zeigen — — nein, wir gehen gar nicht in eine Stadt, — unter Blumen und Bäumen will ich dich hüten, daß du bleibſt, wie du biſt, du holde, liebe Dichtung ....“

„Laßt dieſe Dinge, und hört nur“ — fiel ſie ihm in die Rede. „Es war faſt närriſch, wie ſehr ich euch gut ward — die Hühner, und die Blumen, und die Tauben halfen doch alles nichts, ich konnte die Thrine nicht vergeſſen, und ſie kam kaum jeden Sonntag heraus. — Der Vater ließ mich faſt nichts arbeiten, und ich that auch nichts im Hauſe, als unnützes Zeug, höchſtens die Küchlein füttern, weil ſie meinten, ich ſei ihre zweite Mutter, und die Blumen begießen, und dieſe Laube zimmern laſſen. — — Und wenn ich dann in meiner Kammer das Abendgebet verrichtet hatte, und der Wind in die Fenſtervorhänge blies, da war ich recht traurig. — Die Bücher, welche mir Thrine immer ſchickte — — ſagt, habt ihr auch ſchon einmal bei einem Buche geweint?“

„Wohl, Anna, wohl.“

„Seht, ich hab' es gleich gedacht, daß ihr das gethan habt — wie ihr ſo die allerlei Steine in unſer Haus truget, und mit ihnen lateiniſch redetet, und wie ihr die Blumen, wie Augen ſo ſchön, in die großen Bücher legen konntet, und ſie oft recht lange anſahet, ſo dachte ich: ſie können ihn doch nicht wieder lieben, weil ſie trotz ihrer Schönheit nur unvernünftige Dinge ſind — und wer weiß, wie weit ſeine Mutter entfernt iſt — und ihr ſahet aus, als müßtet ihr gar ſo unendlich gut ſein, noch beſſer, als Thrine ſelber — und wenn ſie euch ſchalten, daß ihr ſo unnütze Dinge treibt, ſo dachte ich: ich weiß es ſchon, weßhalb er dieſes thut; denn die Leute hier, wiſſet ihr, kennen die Blumen und Steine nicht — und wenn mein Vater auf die Bücher Thrinens ſchmälte, und ſagte, es ſei lauter Narrheit in ihnen, und wenn ich es auch ſchon ſelber zu glauben anhob, ſo war mir doch dazumal — — — aber das iſt zu lächerlich. — —“

„Nun, Anna, nun?“

„Es war mir öfters, als ſeid ihr in einem ſolchen Buche geſtanden, und daraus in unſern Garten getreten — und wenn ihr hinten ſaßet, und das Antlitz ſo wie nachdenkend in eure beiden Hände drücktet, ſo dachte ich, dieß ſei meinetwegen.“

„Es war auch deinetwegen — es war auch deinetwegen.“

„Seht ihr? — und darum war's auch ſo: da ich mir dachte, ich will ihm recht gut werden, war ich es ſchon, mehr war ich es, als es nur ein Menſch ausſprechen kann, und ich dachte, ihr müßtet mich ja auch unausſprechlich lieben, es könne ja gar nicht anders ſein, es ſei ſo gewiß, als wenn ihr es ſchon ſelber geſagt hättet.“

„Und wenn es nun nicht geweſen wäre?“

„Es mußte ja, weil ſonſt alles ein Unding geweſen wäre, das nicht ſein kann — ich weiß nicht, warum der Bach in die Pernitz fließen muß, aber ich weiß, daß er es muß.“

„O, du ahnungsreiches Herz! er muß es, und er iſt ſelig, daß er es muß. Das Ziel und Ende ſeiner Wanderung findet er dort — was weiter ſein wird, iſt ungewiß; nur Eins iſt ſicher, das Beiſammenſein, und dieſes Eine iſt Alles, ob nun gezählte Jahre fließen, oder die ungezählte Ewigkeit, ob die Körper ſich berühren, ob nicht, es bleibt ſo — — Die Leute nennen's ſonſt auch Treue — — Aber ſiehe, der häßliche Fliederſchatten deckt dir deine Stirne, und das ſüße Auge — neige das Haupt — ſo — noch ein wenig, mehr gegen mich — ſo — Ich möchte den

Mond dort an jenes blaue Fleckchen feſt bannen, daß er immer herſchiene und immer deine reine Stirne, und das rührend ſchöne Auge beleuchtete — —.“

Und er nahm ihre Hand, drückte ſie gegen ſein pochendes Herz, gegen ſeine Lippen, gegen ſeine Augen — ihren Mund zu küſſen, wagte er nicht. — Ihr Auge aber voll ſcheuer, unbewußter, heißer Zärtlichkeit blickte auf ihn, und ſie ſagte mit vor Rührung zitternder Stimme: „Da ich euch nun ſo ſchnell, und ſo ſehr liebgewonnen, und es euch geſagt habe, da ich gar in der Nacht herausgekommen bin, weil ihr ſo ſehr batet, ſo dürft ihr nun nicht falſch ſein, ihr dürft es durchaus nicht.“

„Gegen die Natur, geliebtes Herz, kann man nicht falſch ſein, man iſt es nur gegen Wiederfalſches — man verläßt nur den, der uns verließ, noch ehe er uns fand, weil er in uns nur ſeine Freude ſuchte. Du liebſt, wie die Sonne ſcheint; du flehſt mich an, wie ſich das gränzenloſe Himmelblau der Luft ergießt; du kommſt, wie der Bach zum Fluſſe hüpft, und wandelſt, wie der Falter flattert: und gegen den ſchönen Falter, gegen den Bach, die Luft, und gegen das goldne Sonnenlicht bin ich nie falſch geweſen, und gegen dich vermöcht' ich's nicht zu ſein um alle Reiche dieſer Erde — ſiehe, Anna, es iſt ſo : — — aber, Anna, ſage, liebſt du mich denn auch wirklich ſo, ſo unausſprechlich, ſo über alles Maß, wie ich dich liebe? — — ſo ſag' es doch, Anna — — nicht?!"

Aber ſie ſagte nichts, nicht eine Silbe; das naturrohe Herz, das nie gelernt hatte, mit ſeinen Gefühlen zu ſpielen, und ſie zu lenken, war bereits von ihrer Allmacht überwältigt, und ſie konnte nichts thun, als das unſäglich gute Antlitz gegen ihn emporheben, und den Mund empfangen, der ſich gegen ihren drückte — und ſo ſüß war dieſer Kuß, daß ſie mit der einen Hand den ſich ungeſtüm emporaͤrängenden Hund wegſtemmte, während ſie hinübergebeugt emporgehobenen Hauptes die Seligkeit von den Lippen des theuren Mannes ſaugte. Er hielt ſie mit beiden Armen feſt umſchlungen, und fühlte ihren Buſen an ſeinem klopfenden Herzen wallen.

„Heinrich," flüſterte ſie, „ich möchte dich doch du nennen."

„So nenne, mein Herz, nenne."

„Und eine Bitte habe ich — —."

So rede."

„Die Bitte, daß du nie, nie mehr auf dieſer Erde ein anderes Mädchen ſo liebſt, wie mich — — und daß ich — — . .“

„Was, Engel, daß du . . . . ?“

„Nicht wahr, Heinrich, du nimmſt kein anderes Weib, ich müßte mich dann recht ſchämen.“

„Und ich, bei dem lebendigen Gotte, mich noch mehr. Anna, höre mich: jetzt lieben wir uns bloß, das iſt leicht und ſüß, aber es muß mehr werden. Ich werde dich von hier fortführen; du mußt meine Gattin werden, ich dein Gatte — das iſt ſchwer, aber unendlich ſüßer: immer an demſelben Herzen, losgetrennt von Vater und Mutter und von der ganzen Welt, du mußt lieben, was ich liebe, du mußt theilen, was ich theile, du mußt ſein, wo ich bin, ja außer mir muß dir nichts ſein: ich aber werde dich ehren bis ins höchſte Alter, werde dich ſchützen, wie den Schlag meines Herzens, werde dein Geliebtes lieben, werde außer dir nichts haben — — und wenn Eines ſtirbt, muß das Andere Trauer hegen bis zum Grabe. Anna, willſt du das?“

„Ja, ſagt einmal, kann es denn anders ſein?“

„Freilich, wo es recht iſt, kann es ja nicht anders ſein; das andere iſt eben keine Ehe.“

„Und wohin werdet ihr mich denn führen? — — aber ach Gott? wie wird es denn ſein können? Der Vater wird in Ewigkeit nicht einwilligen und die Mutter auch nicht. — — Ihr ſeid ſo gut, ganz lieb und gut — aber ihr thut ja nicht, wie alle andere Männer, die ein Weib nehmen. Sie haben Haus und Hof, oder ſind, wie Thrinens Stadtſchreiber: aber ihr geht in den Bergen herum, ſchlagt Steine herab, bringt Blumen ins Haus. — — —“

„Siehe, das iſt ſo: Wie du in deinen Büchern lieſeſt, ſo bin ich beſtimmt, im Buche Gottes zu leſen und die Steine, und die Blumen, und die Lüfte und die Sterne ſind ſeine Buchſtaben — wenn du einmal mein Weib biſt, wirſt du es begreifen, und ich werde es dich lehren.“

„O, ich begreif' es ſchon, und begriff es immer; das muß wunderbar ſein!“

„O, du unbewußtes Juwel! freilich iſt es wunderbar!! unausſtaunlich wunderbar!! O, ich werde dir noch Vieles, Vieles davon erzählen, wann wir erſt unveränderlich beiſammen ſind — da wirſt du ſtaunen über die Pracht und Schönheit der Dinge, die da auf der ganzen Erde ſind. — Jetzt aber, Anna, werde ich dir etwas Anderes ſagen, merke auf und behalte es in deinem klugen Haupte. Es iſt das, weßhalb ich dich in den Garten bat, und was deinen Vater und deine Mutter betrifft. Da ich vorgeſtern Nachmittags wohl drei Meilen von hier im Schatten ſchöner Ahornen ſaß, und nachdachte, wie nun Alles werden ſolle: da fiel mir ein, daß ich nun hinausgehen, und mir Stand und Amt erwerben müſſe — ich habe Freunde, die mir helfen werden — dann werde ich kommen, und deinem Vater das rechte Wort ſagen, daß er es über ſich vermöge, dich mit mir zu laſſen. Es iſt wohl, aber weit von hier, ein Gärtchen und ein Haus, und kleine Felder — das iſt Alles mein; es nähret mich und die Meinen, die zu Hauſe ſind, die liebe Mutter, und eine Schweſter, die faſt ſo gut iſt, wie du ſelber: aber das Alles würde in den Augen deines Vaters zu geringe ſein — darum, Anna, bat ich dich, daß du in den Garten kommeſt, damit ich dir ſage, daß ich nun fortgehe, aber wieder komme, dich zu holen, — daß du an mich glaubeſt und freundlich auf mich warteſt — — und daß ich dich noch einmal vorher frage, ob du mich denn auch ſo ſehr, wie ich dich, liebſt, und in alle Ewigkeit lieben willſt – das Alles wollte ich thun — — aber ſiehe, da geſchah indeſſen etwas — — nein es iſt zu fabelhaft; ich getraue mir es ſelber nicht zu glauben — — erſchrecke nicht, es iſt nichts Böſes — ich kann es keinem Menſchen anvertrauen, doch dir will ich es ſagen — du, liebe Unſchuld — aber du darfſt es nicht verrathen — —."

„Nein, ſagt es lieber nicht, ich verriethe es vielleicht doch, und ich glaube ja ohnedieß an euch — und ſagt es nur einſt dem Vater, daß es gewiß wird, daß ich euer Weib werde — es iſt ohnedieß ſchon hart genug, daß ich es verſchweigen muß, daß ich euch ſo gut bin. — — Denkt nur, neulich hab' ich es ſogar dem Philax ins Ohr geſagt: ich lieb' ihn von Herzen, von Herzen, von Herzen — — aber der Thrine darf ich es doch morgen ſagen?"

„Wann du mich liebſt . . . ."

„Nein, ich ſage ihr auch nichts. — — Wenn ihr nur nicht zu lange ausbleibt, werd ich es ſchon überdauern."

„O, du ſchönes, naturgetreues Herz, wie werd' ich dich verdienen können?" ſagte er nach einer Weile, in der er ſich geſammelt hatte. Seine Stimme war gerührt, und wenn ſeine Augen nicht im Schatten geweſen wären, ſo hätte ſie ſehen können, wie zwei Thränen in dieſelben getreten waren. Sie aber ſah es nicht, und da ſie wegen ſeines Schweigens meinte, es ſei ein Schmerz in ihm, ſo nahm ſie ſeine Hand in ihre beiden, und hielt ſie feſt und herzlich.

Und wie ſie ſo ſaßen und ſchwiegen, und wie um ſie auch die ganze glänzende Nacht ſchwieg — und Minute nach Minute verging, ohne daß das Herz es wußte : da krähte hell und klar der Hahn, die Trompete des Morgens, der Herold, der da ſagt, daß Mitternacht vorüber und ein neuer Tag anbricht. — — Anna ſprang auf : „Um Gotteswillen, ſeht, der Mond ſteht ſo tief, daß er in den Laubeneingang ſcheint, und die Luft wird heller — ich muß zurück ins Haus — haltet mich nicht auf — und lebt recht wohl.“

Er ſtand auch auf : „Nur noch eine Minute, Anna, noch eine Secunde — nur dieſen Kuß — — ſo — — aber du ſagſt ja ſchon wieder : ihr.“

„Nun : du — ſo lebe wohl, lieber, theurer Mann, und komme doch recht bald, und ſage das Wort zum Vater.“

„Und die Tage, die ich bleibe — kommſt du noch einmal zur Laube, Anna?“

„Nein, Heinrich, es iſt nicht recht; ich will euch unter Tags in dieſer Zeit recht freundlich anblicken, wenn auch der Vater ſcheel ſieht, aber kommen kann ich nicht mehr, es iſt doch nicht recht. — — Sagt nur bald das Wort, dann bin ich ja immer bei euch, Tag und Nacht.“

Noch einmal, auf die Spitzen ihrer Zehen geſtellt, empfing ſie ſeinen Kuß.

„Lebe wohl,“ ſagte er, „du innig ſüßes Herz — gute Nacht.“

„Gute Nacht,“ ſagte ſie, und verſchwand im Schatten des Laubes.

Er war allein.

Friſcher, gleichſam dem Morgen zu, rauſchten die Waſſer der Pernitz, und die Blätter der Zweige begannen, ſich in einem kurzen Nachmitternachtlüftchen zu rühren. Der Wanderer ging aber tiefer in den Garten zurück, ſchwang ſich über die Einfriedigung, und ſchritt über den mondhellen Wieſenhügel dem Walde zu, als ſei es ihm nicht möglich, in dieſem

Augenblicke ſeine Schlafſtelle zu ſuchen. Die glänzende Nachtſtille blieb von nun an ungeſtört, und nichts rührte ſich, als unten die emſig rieſelnden Waſſer, und oben die Spitzen der flimmernden Sterne.

2.

Das graue Schloß.

Es war ein Klingeln und Läuten und ein freudiges Brüllen und Meckern durcheinander, als am andern Tage die Morgenſonne aufging, die Bergthäler rauchten, und die Heerde wieder zu den Triften hinanſtieg. Aber der Hirt Gregor ging nicht mit, ſondern er ſtand in ſteifem Sonntagsputze auf der Gaſſe, und ſonnte ſich; nur der graue Hund in ſeinem ewigen Werktagswamſe und der Hirtenſohn auch in dem ſeinigen begleiteten die Heerde — der eine freudig ſein Halsband ſchüttelnd, der andere rüſtig den Bündel Steigeiſen und das Griesbeil*) ſchulternd, die einzigen zwei Weſen, welche heute arbeiten mußten; denn alles Andere ging der Feier und Ruhe nach. Auch der alte Boten-Simon ſtand ſchon mit einem glänzenden Geſichte, von dem er den zolllangen Wochenbart geſchoren, und mit noch glänzenderer Jacke auf der Gaſſe da, und ſchaute herum, recht behaglich die Wonne des einzigen Ruhetages der Woche fühlend, an dem er ſonſt nirgends hin mußte, als in die Kirche, was er ſehr gerne und immer mit vieler Salbung that. Die Pfeife dampfte bereits, und auf dem Hute hatte er ein ganzes Gebüſche von Gebirgsfedern ſtecken, nebſt dem rieſenhaften Fächer eines Gemsbartes. Die warme Sonntagsſonne ſtand bereits am Himmel und warf eine freudenreiche Strahlenmenge in das Thal. An den Bergen blitzte der Thau, und die Pernitz rollte lauter Gold und Silber durch die Felſen. In allen Häuſern rührte und rüſtete es ſich ſonntäglich, und die Waldhöhen ſtanden in einem wahren Lauffeuer von Singen und Schreien der Vögel.

---

*) Alpenſtock.

Oben im Stockwerke der grünen Fichtau öffnete ſich ein Fenſter, und das Antlitz des Wanderers blickte heraus, die Haare von der freundlichen Stirne zurückſtreifend, und die Augen nach Himmel und Wetter richtend. Beides ward genügend befunden, und er wollte eben wieder zurücktreten, als auch Vater Erasmus aus dem Hauſe ſchritt, zunächſt an ſeinem Leibe ſchon die ſchimmernde Sonntagswäſche und die Sonntagskleider tragend, darüber aber noch die Werktagsjacke geworfen, und die Alltagskappe auf.

„Guten Morgen, Simon," rief er, „guten Morgen! Ein ſchöner Tag das — das ſind Tage zur Flachsblüthe."

„Blüht bereits, wie ein blaues Meer, im Aſang draußen," ſagte Simon.

„Ich habe ihm den handigen Fuchs in die Gabel zu ſpannen befohlen," redete hierauf der Wirth durch die Thüre des Gaſſengärtchens hinein; „denn er iſt gelaſſener, als der andere — aber ich ſage dir, Anna, daß du dich nicht etwa verleiten läſſeſt, wenn er dich einladet, mit ihm zu fahren; der Fabelhans würfe dich ſammt ſich in einen Graben. Fahre mit mir, wer weiß, wie bald ohnehin Einer kommt, der dich auf immer und ewig davonführt."

Anna, die im Gärtchen Roſen und Anderes zum Sonntagsputze ſchnitt, wurde in dieſem Augenblicke unter der Gartenthür ſichtbar, und, die braunen Augen gegen den Vater hebend, ſagte ſie: „Ei, er wird mich nicht einladen, und der Andere wird auch nicht kommen, lieber Vater."

Sie war in ihrem Morgenkleide wieder gar ſo ſchön. Wenn ſie auch öffentlich immer im Landesſchnitte ging, ſo trug ſie doch zu Hauſe Kleider nach eigener fantaſtiſcher Erfindung, und Vater Erasmus, einſt ein Kenner weiblicher Schönheit, und nicht der Letzte, der ſie an ſeiner Tochter anerkannte, wurde nun vollends ſchalkhaft, indem er ſagte: „Nun — nun, du Narre, er wird nicht ausbleiben, aber wenn er kommt — ein ganz auserleſener Bräutigam muß es ſein, ſonſt laſſe ich dich nicht von hinnen — ein ganz ungeheurer Prinz von einem Bräutigame muß es ſein.“

„Wenn ich aber nicht gerne, nicht recht gerne fortgehe,“ erwiederte ſie treuherzig, — „nicht wahr, Vater, ſo ſoll mich keiner aus der ſchönen Fichtau fortbringen?“

Und wie ſie hiebei ſo die bewußtlos ſchönen Augen gegen den Vater richtete, ſo rieſelte es ihm, der ohnedieß närriſch über ſie war, wie von lächerlichem Stolze und von lächerlicher Freude durch die Glieder und er platzte los: „Das ſoll er auch nicht — ja ich ſage dir, wenn du nicht ein Glück machſt, daß du ordentlich darnach zitterſt, ſo darfſt du nicht aus dem Hauſe — ein Glück mußt du machen, daß die ganze Fichtau die Hände zuſammenſchlägt.“

Ueber Anna's Angeſicht floß bei dieſen Worten ein Purpur, ſo tief und ſchön, wie der der Roſen in ihrer Hand; zwei reine zentnerſchwere Augenlieder lagen tief herab geſenkt, und ſie ging augenblicklich in den Garten zurück. Dort trat ſie vor einen Fliederſtrauch, ſchnitt aber nichts ab, ſondern ſtand davor, und blickte ihn bloß an — oben im Gemache ſtand Einer, und drückte ſich die Hand an ſeine Stirne — — nur die zwei argloſen alten Männer ſtanden auf der Gaſſe, und plauderten fort.

„Ihr habt da eine gottloſe hoffärtige Rede gethan, Erasmus,“ ſagte der Boten-Simon; „wenn ihr eurer Tochter ein ſo vermeſſenes Glück erzwingen wollet, daß es über alle Menſchlichkeit hinausgeht, ſo ſeht zu, daß euch Gott nicht mit ihrem Unglücke ſtrafe.“

„Nun es iſt nicht ſo arg gemeint,“ fiel ihm der Fichtauer Wirth in die Rede, „wenn es nur ein tüchtiger Mann iſt, kein ſo Haſelant, wie der Stadtſchreiber, mit dem der Schmied prahlt, ſondern ein franker Biedermann, der ſeine Geſchäfte raſch weg thut, ſchön und jung und freundlich iſt, und die Anna ein wenig hätſchelt, weil ſie's gewohnt iſt. Ein paar Pfennige muß er haben, und dann legt ſie das ihrige dazu;

denn mein einziges Kind geht nicht leer aus der grünen Fichtau — und verdient ſie es denn nicht? ſagt, Simon, iſt ſie nicht ein Ding, daß es ordentlich eine Schande iſt, daß ich ihr Vater bin? — Nur meinen Kopf hat ſie nicht; ſie geht zu viel auf Faſelei und Zeugs — das hat ſie von der Mutter.“

„Ja, ja,“ ſagte Simon, „ſie iſt abſonderlich geworden; ich butze ſie ſchon ſeit einem Jahre nicht mehr, aber ich glaube immer, ihr habt ſie vermeſſen über ihren Stand erzogen.“

„Das ſoll ſie auch,“ erwiederte der Wirth, „ſie ſoll über ihren Stand, darum that ſie noch keinen Schritt in die Schenkſtube, und darf in der Wirthſchaft nichts anrühren — und damit iſt's gut. Ich muß jetzt zu dem Wagen ſchauen. Lebt wohl.“

„Der iſt nunmehro auch ein Narr,“ ſagte der Boten-Simon, indem er dem Abtretenden nachſah, und ſeine Pfeife fortrauchte.

Es hatten ſich mittlerweile mehrere jener Gebirgswagen auf der Gaſſe der grünen Fichtau eingefunden, in denen die wohlhabendere Klaſſe an Sonn- und Feiertagen zur Kirche zu fahren pflegt. Auch von Fußgängern hatte ſich Einiges hingeſellt.

Da die Gebirgsbewohner zerſtreut mit ihren Gehöften in den Bergen ſitzen, da die Gebirgskirchwege oft meilenlang ſind, ſo hat ſich die Sitte gebildet, ein wenig bei der grünen Fichtau anzuhalten, um ſich zu ſehen, zu beſprechen, und etwa ein kleines zweites Frühſtück zu halten.

So war es auch heute. Sowohl auf der Gaſſe als auch in der Stube waren Geſpräche, und Boten-Simon war bald von mehreren Gruppen umſtanden, wo er bald mit Dieſem bald mit Jenem ein Weniges redete.

Das Zimmer des Naturforſchers im oberen Stockwerke erglänzte indeß freundlich von den Strahlen des Morgens, und ſein Schimmer fiel auf die allerlei Stufen und Steine, die umherlagen und traurig funkelten, oder auf Kräuterleichen, deren dürre und ſpröde Gerippe die wohlthuende Helle und Wärme nicht mehr empfanden, die durch die Fenſter herein wallte, und die ihnen einſt auf ihren freien Bergen ſo herrlich war; der Mann aber ging zwiſchen dieſen Sachen auf und nieder, und ſann nach.

Da war er vor wenig Wochen in ein ſchönes Thal voll grüner Pflanzen und freundlichen Geſteins gekommen — auch ein ſchmuckes Mädchen hatte er gefunden

— — und wie war denn nun Alles? Die Tage waren ſo linde, ſo ſchmeichleriſch, und ſo unſchuldig über ſeinem Haupte weggegangen. Keiner brachte etwas neues, in keinem iſt etwas geworden — ſie heiſchte nicht, ſie forderte nicht, ſie hoffte nicht — — und wenn er ſie nun ſo ſtille, ſo ſinnend, ſo brütend ſtehen ſah: da war in ihm ein ſolches Uebermaß von Neigung und Erbarmen, daß er ſich nicht zu helfen wußte. Er hätte ſich alle Adern öffnen laſſen, wenn es nur ihr, nur ihr Linderung und Glück zu bringen vermocht hätte. Er wäre gerne an das Fenſter getreten, um hinabzuſehen, aber er getraute ſich nicht: denn er fürchtete ſich, daß ſie noch immer am Flieder ſtehen und ſinnen möchte.

Nachdenklich blieb er vor ſeinen Pflanzen und Steinen ſtille ſtehen, und dachte: „O du ſüßes, unerforſchtes Mährchen der Natur, wie habe ich dich immer und ſo lange in Steinen und Blumen geſucht, und zuletzt in einem Menſchenherzen gefunden! O du ſchönes, dunkles, unbewußtes Herz, wie will ich dich lieben! Und ihr Blüthen dieſes Herzens, ihr unſchuldigen, beſchämten, hülfloſen Blicke, mit welcher Freude drück' ich euch in meine Seele!“

So dachte er oben; unten aber rief die Stimme des wieder auf die Gaſſe gekommenen Vaters: „Ei, da haſt du ja einen gewaltigen Pack von Blumen und Kraut aus dem Garten geplündert, und trägſt dich damit, wie unſer Pflanzenmann, wenn er das Gras von unſern Bergen ſchleppt."

Der Wanderer trat ans Fenſter.

„Es iſt nur, Vater," ſagte Anna, „weil ich Ihrinen einen recht vollen Strauß mit in die Stadt bringen will, weil ſie in dem großen, widerwärtigen ſteinernen Hauſe keine Blumen haben. Und wie man ſie in einen Strauß ordnet, daß es ſchön ſei, habe ich von unſerm Gaſte gelernt, der mehr von Blumen verſteht, als wir alle zuſammen im ganzen Fichtauer Thale. Es iſt auch ein wunderbares Leben in ihnen, hat er geſagt, und ich glaube es — und gewiß haben ſie noch recht liebe, kleine Seelen dazu. Er weiß ſchon, warum er ſich ſo mit ihnen abgibt."

„Ja, ja, ja, ja, Leben und Seelen und Katzen," erwiederte der Wirth, „ſieh nur zu, daß du einmal mit deinem Kirchenanzuge fertig wirſt; pünktlich nach einer halben Stunde wird abgefahren."

Anna ging ins Haus, und vor dem feinen Ohre

Heinrichs war ihr leichter Tritt auf der Treppe vernehmlich, wie ſie die Blumen auf ihr Zimmer trug.

Nach einer halben Stunde waren wirklich, wie vorausgeſagt, die ſchlanken glänzenden Füchſe des Fichtauer Wirthes jeder an ſeinen Wagen geſpannt, aber auch die Weiber, wie voraus zu ſehen, nicht fertig. Erasmus ging in einem feinen, faſt ſtädtiſchen Sonntagsrocke unruhig hin und her. Boten-Simon hatte nach einem rieſenlangen Stocke gegriffen, um ſeine Kirchenwanderung zu beginnen; denn der Schecke mußte an Sonntagen die herkömmliche Ruhe haben. Auch andere Wagen warteten noch ein wenig, um ſich dem Zuge anzuſchließen. Der Schmied ſaß im lächerlichen Putze da, und hatte eine flammend rothe Decke auf den Wagenſitz gebreitet, und auf das Geſchirre des Pferdes geſteckt, um den Stadtſchreiber würdig zu empfangen. Auch der Wanderer ſtand ſchon in ſeinem ſchönen Gewande da, daß er ordentlich, wie der vernünftigſte Menſch ausſah — — ſiehe, da erſchien endlich auch Anna und die Mutter auf der Gartentreppe herabſchreitend.

Die Mutter, eine ſehr ſchöne Frau mittlerer Jahre, mit Geſichtszügen, deren Ausdruck weit über ihrem

Stande zu ſein ſchien, war in dem gewöhnlichen Sonntagsanzuge der wohlhabenden Gebirgsbewohner, obwohl Alles an ihr von beſſerem Stoffe und feinerem Schnitte war; denn Erasmus liebte es, die Früchte ſeiner guten Wirthſchaft an den Seinigen zu zeigen. Anna war gekleidet, wie die Mädchen des Thales, aber wie man ſie ſo über die Gaſſe ſittſam dem Wagen zuſchreiten ſah, ſo hätte man geſchworen, ſie ſei aus einem ganz anderen Lande, und trage einen Anzug, den ſie ſich erfunden, weil ſie in demſelben am ſchönſten ſei. Ohnedieß ſind die Fichtauer Trachten die maleriſchſten im ganzen Gebirge. Da ſie an Heinrich vorüberkam, überzog ein feines tiefes Roth ihre Wangen, und ihres Verſprechens eingedenk richtete ſie ihre ſchönen Augen voll treuherziger Liebe auf ihn, ſo daß Jeder, nur ihr Vater nicht, hätte erkennen müſſen, was hier walte, wenn ſie überhaupt Augen dafür gehabt hätten.

Der Naturforſcher nöthigte aus Gutherzigkeit den Boten-Simon zu ſich auf den Wagen, welcher aber nur ſehr zögernd und mißtrauiſch folgte und ſichtbar mit dem Plane umging, ſich der Zügel zu bemächtigen, ſobald ſich irgend etwas Verdächtiges ereigne — aber zum Erſtaunen des Wirthes und der Andern fuhr der Wanderer vor ihren Augen ſo geſchickt von der Gaſſe weg, und ſo raſch der Steinwand entlang, daß dem Vater Erasmus das Herz im Leibe lachte, wie er ſeinen Fuchs ſo taktſicher dahin tanzen ſah, und daß er ordentlich eine Hochachtung für ſeinen Gaſt zu faſſen begann. Zunächſt folgte er ſelber mit Annen und der Mutter, dann der Schmied und dann die Andern.

Als man den langen ſchmalen romantiſchen Gebirgsweg neben der Pernitz zurückgelegt hatte, und eben um den letzten Hügelkamm der Fichtau herumbog, wo dem Reiſenden plötzlich ein breites Thal, und der ſchlanke ſpitze Thurm von Priglitz entgegenſteigt, fuhr ein raſcher Wagen an ſie heran, in welchem der Stadtſchreiber mit ſeiner jungen Gattin ſaß, um die Kirchfahrer zu bewillkommen.

„Sei gegrüßt, Heinrich," hatte er geſagt, „du theuerſter aller Vagabunden, ſei gegrüßt!"

„Gott grüße dich, Robert," antwortete der Andere, „das iſt ein köſtliches Thal, dieſe Fichtau!"

„Habe ich es dir nicht geſagt," entgegnete Robert, „habe ich es dir nicht geſagt, als du immer nicht kommen wollteſt?"

Sie hatten ſich aus den Wagen hinüber die Hände gereicht. Indeſſen war aber Thrine von ihrem Sitze hinabgeſprungen und Anna auch von dem ihrigen, und ſie herzten ſich auf offener Straße, als wollten ſie ſich todt drücken, Thrine war in der That eine „ſchneeweiße“ Thrine; denn ihr Kleid trug ganz und gar untadelig dieſe Farbe, und das Frauenhäubchen um das junge ſchöne Angeſicht war dem ſchneeigſten glänzendſten Mittagswölkchen des Hochſommers vergleichbar. Sie drückte Annen von ſich, ſah ſie an, und konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen, daß ſie denn in ſo kurzer Zeit gar ſo ſchön geworden ſei — freilich konnte ſie nicht ahnen, aus welch ſüßem knoſpendem Boden dieſe Schönheit ſo ſchnell aufgeſproßt war. Anna langte den mächtigen Blumenknäuel, den ſie im erſten Schreck weggeworfen hatte, aus dem Wagen, und drang ihn Thrinen auf. „Du mußt ihn zu Hauſe auflöſen,“ ſagte ſie; „denn die armen Stengel ſind von den Fäden faſt wund gedrückt, was ihnen ſehr ſchadet; dann mußt du Alles geordnet in deine Blumenbecher ſtellen.“

„Gott zum Gruße, Herr Schwiegervater,“ hatte Robert dem Schmiede zugerufen; „nach dem Gottesdienſte fahren wir Alle zuſammen in die luſtige Fichtau.“

„Schön Dank, Herr Sohn, ſchön Dank,“ entgegnete der Schmied, und indeſſen hatte ſich wieder Alles zur Weiterfahrt eingerichtet. Anna ſaß wieder bei Vater und Mutter, Thrine bei dem Gatten, und Heinrich fuhr bereits mit Boten-Simon ſo raſch den thalfuhrenden Weg gegen Priglitz ab, daß deſſen Hutfedern flatterten und der Gemsbart ſauſ'te.

Man kam vor Roberts Hauſe an, wo immer die Wagen des Schmiedes und Wirthes warten mußten; man ordnete ſich die Kleider, wechſelte einige Worte, und ging dann in die Kirche.

Nach dem Gottesdienſte war, wie gewöhnlich, bei Robert ein Glas Wein. Thrine und Anna liefen durch alle Zimmer und verweilten hauptſächlich in der hintern Stube bei Thrinens kleinem Kinde. „Wie es gar ſo lieb und ſchön und unvernünftig iſt,“ ſagte Anna, indem ſie die kleinen unbewußten Züge des Kindes ſtreichelte. Der Schmied ſaß indeſſen vorne in der Prunkſtube im Ehrenſtuhle, Anna's Mutter bekam ſüßes Gebäcke, Erasmus machte beim Priglitzer Wirthe drüben ein Geſchäft ab, und die Freunde Heinrich und Robert beredeten ſich angelegentlich einige Minuten in einer Fenſtervertiefung, als ob ſie einen Plan ins Reine brächten. Dann traten ſie zu den Andern. Vater Erasmus kam auch. Lhrine hatte ſich angekleidet, von dem Kinde Abſchied genommen — und nun fuhr Alles der grünen Fichtau zu.

Wir aber müſſen hier von derſelben ſcheiden, ſo gerne unſre Feder noch bei dem klaren, freien, heiteren Fichtauer Leben verweilen möchte. Allein der Zweck der vorliegenden Blätter führt uns aus dieſer harmloſen Gegenwart, die wir mit Vorliebe beſchrieben haben, einer dunklen ſchwermüthigen Vergangenheit entgegen, die uns hie und da von einer zerriſſenen Sage, oder einem ſtummen Mauerſtücke erzählet wird, denen wir es wieder nur eben ſo dunkel und mangelhaft nacherzählen können. Zu Ende verſprechen wir wieder in die Gegenwart einzulenken, und ſo ein dämmerndes, düſteres Bild in einen heitern freundlichen Rahmen geſtellt zur Anſicht zu bringen.

Heinrich hatte nehmlich von Robert das Verſprechen erhalten, daß er ſich bemühen wolle, ihm den Eintritt in den verfallenden Rothenſtein zu verſchaffen, und daß er ihm den Erfolg ſeiner Bemühungen in einem Briefe mittheilen werde, der zugleich Ort und Zeit der Zuſammenkunft feſtſtelle.

Ehe wir ſie nun auf den alten Berg und in das alte Schloß geleiten, iſt es uns noch gegönnt, den letzten Rückblick in das Fichtauer Thal zu thun, und zu ſagen, daß die Forellen des Vater Erasmus ganz vortrefflich waren, daß Thrine, Anna, Robert und der Wanderer beim Schmiede im Garten ſpeiſ'ten, daß nach Tiſche ein ergötzliches Scheibenſchießen war, daß ſich manche heitere und luſtige Gäſte in der grünen Fichtau vorfanden, daß Anna im Laufe des Abends einmal der ſchneeweißen Thrine ohne allen Grund um den Hals fiel, und endlich, daß die Stadtleute erſt nach Hauſe fuhren, da ſchon alle Sterne am Himmel ſtanden. Gleich darauf, da ſchon auch alle Lichter der grünen Fichtau ausgelöſcht waren, trat der Mond heimlich über den Berg herüber, und ſchaute in den Garten, ob er wieder das ſüße, flüſternde, verſtohlene Glück erblicke, wie geſtern — allein es war nicht da; Gebüſch und Garten ſtanden leer, und die ganze Nacht erblickte er nichts anderes, als die glänzenden Lichttropfen der Gräſer, und das ſilberne Rieſeln der Waſſer.

Dem bewegten Sonntage folgte die arbeitsvolle Schleppe der Woche: Simon und der Schecke fuhren landaus, landein, die Sägemühle kreiſchte, die Schmiede toſete; Erasmus handirte und wirthſchaftete, Anna ging hier und dort, oder ſtand und dichtete. Freilich hielt ſie treu ihr Wort in Hinſicht des freundlichen Anſchauens, aber auch in Hinſicht der Weigerung, je wieder mit Heinrich allein beiſammen zu ſein. Er ſah ſie nur von ferne, er ſah ſie gehen und kommen, oder ihr liebes Kleid ſanft ſchimmern zwiſchen den Büſchen des Gartens.

So verging die Zeit. Der Flachs blühte im Afang draußen immer blauer und blauer, die Tage wurden einer ſchöner als der andere, und ſo kam endlich auch wieder der Samſtag, und mit ihm der Schecke, und Simon, und auch der Brief von Robert. Nachdem ihn der Wanderer geleſen, zahlte er an Vater Erasmus die Wochenrechnung, ſagte, daß er heute nicht die Knechte aus den Gebirgen, die Jäger und andere Samſtagsgäſte der grünen Fichtau abwarten könne, ſondern, daß er noch heute nach Priglitz gehen, und bei Robert übernachten wolle — etwa nach ein paar Tagen komme er wieder zurück; ſeine Sachen ſollen indeß auf ſeinem Zimmer verſchloſſen bleiben.

Und ſomit war dieß unſer letzter Blick in die

Fichtau. Heinrich ging erſt ſpät Abends fort, und wie er der Steinwand entlang ging und um ſie herumbog, ſo verſank hinter ihm und auch hinter uns die ganze liebe grüne Fichtau mit allen ihren bereits angezündeten Lichtern, mit ihren fröhlichen Samſtagsgäſten, und dem abendlichen Klingen der Zittern. Nur die rauſchende Pernitz ging mit ihm, und erzählte und plauderte ihm in der Finſterniß vor, bis ſie Beide hinauskamen in das breitere Thal und an die Mauern von Priglitz.

Des andern Tages war wieder ein Sonntag, der nächſte ſeit jenem, wo wir die Geſellſchaft auf ihrer Kirchenfahrt begleitet hatten; aber heute finden wir die zwei Freunde, Robert und Heinrich, allein, wie ſie, ehe noch die Strahlen des ganz heitern Tages heiß zu werden begannen, den verhängnißvollen Berg zu dem Schloſſe Rothenſtein hinanſtiegen. Den ebenen Weg hatten ſie mit einem Wagen zurückgelegt. Am Fuße des Berges nahm ſie eine Allee uralter dichtbehaarter Fichten auf, und leitete ſie empor. Die laue Vormittagsluft ſeufzte ſchwermüthig in den Zweigen, und je höher ſie kamen, wurde es immer einſamer, und das ſonntägliche Schweigen der Fluren wurde immer noch tiefer und noch ſchweigender. Endlich gelangten ſie zu einer grauen, von dichten Fichtenzweigen geſtreichelten eiſenglatten Mauer von ungewöhnlicher Höhe. Dem Fahrwege der Allee gegenüber ſtand der weiße Fleck des zugemauerten Thores, und darüber ſtarrten mißſtimmige Trümmer eines Wappens.

Robert duckte ſich unter das zwiſchen den Fichtenſtämmen wuchernde Haſelgeſträuch, ging etwas neben der Mauer fort, und dann drückte er gegen einen hervorſtehenden eiſernen Knopf, worauf im Innern eine grelle Glockenſtimme antwortete. Allein, nachdem die unaufhörlich wackelnden Töne des Metalles geendet hatten, war es wieder ſtille, wie zuvor, nur daß ſich in der beginnenden Tageswärme ein vielſtimmiges Grillenzirpen auf dem Berge erhob.

Vergeblich rief Robert: „He, Holla! ich bin es, der Sindikus, den du einzulaſſen verſprochen. Es erfolgte keine Antwort. Nur ſah Heinrich, da er zufällig emporblickte, am Mauerrande ein Haupt: Geſicht und Haare ſo grau, wie daneben die uralte Steinmetzarbeit, und die Augen ſtarr auf die beiden Männer geheftet. Nach einer Weile verſchwand es, und kurz darauf hörte man ein ſeltſames Aechzen und Knarren in der

Mauer, und zum Erſtaunen des Wanderers ſchob ſich ein Stück derſelben gleichſam ineinander, und es wurde die dunkle Mündung eines Pförtchens ſichtbar, darinnen, wie in einem Rahmen eine große Geſtalt ſtand, dieſelben ſteingrauen Geſichtszüge tragend, die Heinrich auf der Mauer geſehen hatte, nur ein Lächeln war jetzt auf ihnen, ſo ſeltſam, wie wenn im Spätherbſte ein einſamer Lichtſtrahl über Felſen gleitet. — „Geht nur gleich in den grünen Saal,“ ſagte die Geſtalt.

„Sei gegrüßt, Rupprecht,“ ſagte Robert, „zeig uns den grünen Saal, und Alles andere auch, wenn es dir genehm iſt.“

Ohne alle Antwort wich der Mann zurück. Sie traten ein, und in demſelben Augenblicke ging ein fürchterlicher, ein zärtlich gewaltiger Ton über ihren Häuptern durch die Luft.

„Es iſt nur die Geige des Prokopus,“ ſagte der alte Mann, „ſchreitet herein, Erlaucht, in die Stadt des alten Geſchlechtes.“

Bei dieſen Worten verbeugte er ſich gegen Stellen, wo Niemand ſtand — ; und dann richtete er den Mechanismus der Mauer. Es hob wie eine ablaufende Thurmuhr zu ſchnarren an, ſchwenkte herum, und ſchloß ſich, ſo daß der Ort kaum zu erkennen war, durch den ſie hereingekommen.

Die Freunde ſtanden aber nun innerhalb der Mauer nicht etwa auf einem Schloßplatze oder dergleichen, ſondern wieder im Freien, und vor ihnen ſtieg der Berg ſachte weiter hinan, nur war ſeiner Senkung ein breites, weites räthſelhaftes Vieleck abgewonnen, auf dem ſie ſich eben befanden; es war mit Quaderſteinen gepflaſtert, aber aus den Fugen trieb üppiges Gras hervor, und die heiße Sommerſonne ſchien darauf nieder. Mitten auf dem Platze lagen zwei ſchwarze Sphinxe, mit den ungeheuren ſteinernen Augenkugeln glotzend, und zwiſchen ſich das ausgetrocknete Becken eines Springbrunnens hütend, aber aus dem aufwärtszeigenden Stifte ſprang kein Waſſer mehr; der Wind hatte das Becken halb mit feinem Sande angefüllt; aus den Randſimſen quollen Halme und dürre Blümchen; und um die Buſen der Sphinxe liefen glänzende Eidechſen.

Weiter hinter dieſer Gruppe ſtand ein Obelisk, jedoch ſeine Spitze lag ihm zu Füßen.

„Der Graf Johannes iſt ſchon vor dreihundert oder vierhundert Jahren geſtorben,“ ſagte Rupprecht.

Seitwärts dieſem Platze ſahen die Freunde ein kleines Häuschen ſtehen, wahrſcheinlich die Wohnung des Pförtners; von dem eigentlichen Schloſſe aber war nichts zu erblicken, als graues Dachwerk, über das Grün des Berges hineinſchauend, und von kreiſenden Mauerſchwalben umflogen. Sie ſtiegen ſofort den verwahrloſ'ten ausgewaſchenen Weg hinan. Hie und da war auf der Abdachung des Berges ein Geſchlecht zerſtreuten Mauerwerkes und grünen Wuchergebüſches, worunter ganze Wuchten des verwilderten Weinſtockes, der ſeiner Zucht entronnen, ſich längs des Bodens hinwarf, und ſein junges frühlingsgrünes Blatt gegen das uralte Roth der Marmorblöcke legte, die hie und da hervorſtanden. Mancher kreiſchende Vogel ſchwang ſich aus dieſer grünen Wirrniß empor, wie die Freunde weiter ſchritten, und verſchwand im lächelnden Blau des Himmels.

Auf dem ganzen Wege erblickten ſie kein einziges menſchliches Weſen. Die Seite des Berges, auf der ſie ſtiegen, ſchien ein verkommender Park zu ſein. Es hüpften Haſen empor, und flohen ſeitwärts, alle Arten von Schmetterlingen und Inſekten flogen und ſummten, und eine Lindengruppe, an der die Freunde vorüberkamen, hing voll wimmelnder Bienen. Aber nirgends war ein Menſch. Als ſie auf der Hälfte des Weges waren, kam ihnen ein Hund nach, ein Bulle der größten Art, und ging ruhig hinter Ruprecht her.

„Wir haben alle Dinge bewacht,“ ſagte der alte Mann, „und der Hund iſt mir ſehr beigeſtanden, weil ſie ihn fürchten weit und breit. Im Sixtusbaue, wo die Nonnenzellen ſind, fließt alles von Honig; denn ich nahm ihnen nie einen, und der Wein muß in ſeiner eigenen Haut liegen. Ich habe dem Gerichte, da es alles anſchauen wollte, den Weg nicht gezeigt, der von der Nonnenclauſur hinabführt, darum wiſſen ſie von dem Weine nichts. Gehet aber in den grünen Saal, Erlaucht, da werdet ihr ſehen, wie gut der Mann conterfeit hat.“

Heinrich ſah verwundert auf Robert, dieſer aber ſagte: „Du haſt wieder einen deiner böſeſten Tage, altes Rüſtzeug.“ Dabei heftete er die Augen auf den Mann.

Dieſer aber ſchwieg augenblicklich, ſah den Syndikus betroffen an, und durch die verſteinerten Züge ging ein feines Erröthen, wie wenn er ſich ſchämte. Fortan ſchwieg er.

Man hatte endlich die Kante des Berges erreicht, und Heinrich ſah nun, wie erſt eigentlich gegen die andere Seite hinab in einem ſanftgeſchwungenen Thale die Sammlung der Bauwerke lag. Es war Alles viel großartiger, weiter, und auch verworrener, als er gedacht hatte. Ein ganzes Geſchlecht mußte durch Jahrhunderte hindurch auf dieſem Berge gehauſet, gegraben und gebaut haben. Abgeſonderte Bauwerke, gleichſam ſelber wieder Schlöſſer, ſtanden auf verſchiedenen Punkten, niedere Mauern liefen hin und her, Brüſtungen bauſchten ſich, die Anmuth griechiſcher Säulen blickte ſanft herüber, ein ſpitzer Thurm zeigte von einem rothen Felsgiebel empor, eine Ruine ſtand in einem Eichenwalde, und weit draußen auf einer Landzunge, deren Ränder ſteil abfielen, ſchimmerte das Weiß neueſter Gebäude. Und dieſe ganze weitläufige Miſchung von Bauten, Gärten und Wäldern war umfangen durch dieſelbe klafterdicke hohe graue Eiſenmauer, durch welche ſie hereingelaſſen worden waren, und an welcher Heinrich bei ſeiner Entdeckung des Schloſſes, wovon er nur einen Theil geſehen, herumgekrochen war, um einen Eingang zu finden. Wie ein dunkles Stirnband umzirkelte ſie den weiten Berg, und ſchnitt ſeinen Gipfel von der übrigen Welt heraus.

Da ſtanden ſie nun, und Robert ſuchte zu erklären, was er erklären konnte; denn auch er war mit dem Schloſſe und mit Ruprecht nur äußerſt oberflächlich bekannt, in wiefern es nämlich ſeit dem Tode des letzten Beſitzers ſeine amtlichen Verhältniſſe mit ſich gebracht hatten.

Der griechiſche Bau war der des Grafen Jodok, deſſen der Vater Erasmus erwähnt hatte. Er ſah aus dem Schooße dichten Gebüſches herüber: ein edles Geſchlecht weißer ſchlanker Säulen. — Und um ſie herum war es ſo grün, als zöge ſich ein joniſcher Garten ſanft von ihnen gegen die andern barbariſchen Werke hinan. Weit davon weg ſtand der Thurm des Prokopus, ein ſeltſamer Gegenſatz zu dem Vorigen; denn wie ein verdichteter zuſammengebundener Blitz ſprang er zackig und gothiſch von ſeinem Felſen empor; der Felſen ſelbſt ragte aus einem Fichtenwalde, der, durch den Borkenkäfer abgeſtorben, wie ein weißes Gegitter da ſtand. Hinten auf einer breiten glatten Wieſe lag der ſogenannte Sixtusbau: breit, bleifarben, maſſiv, ohne die geringſte Verzierung, mit noch vollſtändig erhaltenem grünem Kupferdache. Die Fenſter, ohne Simſe und flach, ſtanden ſo glatt in der Quadermauer, wie Glimmertafeln, die im Granite kleben. Die neueſten Gebäude auf der auslaufenden Bergzunge waren die Wohnung Graf Chriſtophs, des letzten Beſitzers, geweſen. Lange Teraſſen und Gartenbauten trennten ſie von den oben genannten, und ein Gartenhaus, allerlei Ruheſitze und Luſthäuschen umgaben es, mit und ohne Geſchmack erbaut, und bereits wieder im Verfalle begriffen. Von hier aus ſah man auch deutlich die Ruine um den Eichenbeſtand herüber blicken, einen Bau voll Balkonen, Giebel und Erker, aber gräßlich zerfallen — es war das Haus des alten Julian geweſen. Ein Gedränge uralter rieſenarmiger Eichen ſchritt von dem Neubau gegen die Ruine hinüber, und man ſah zwiſchen den Stämmen Damhirſche wandeln und graſen.

„Das iſt ja ganz herrlich und närriſch,“ rief Heinrich, „wer hätte gedacht, daß eine ſolche Menge von Gebäuden auf dieſem Berge Platz haben ſollte, und daß noch die ſchönſte Landſchaftsrichtung zwiſchen ihnen und um ſie liege. Mir iſt es, wie in einem uralten Märchen, alles ſo wunderlich, als läge die

Fichtau gar nicht unten, in der ich doch geſtern noch war. Komm, laß uns auf die äußerſte Spitze dieſer Zunge vorgehen, dort muß die ſchönſte Umſicht ſein, und ehe wir in all das Mauerwerk kriechen, wollen wir hinunterſehen auf das Land, ob es denn auch wirklich noch iſt, wie geſtern.“

Und ſie gingen vorwärts auf der Zunge, deren Spitze zugleich der höchſte Punkt des Berges war. Hier ſtürzt die Wand ſchwindelſteil ab, und man ſieht über die Ringmauer wohl hundert Klafter ſenkrecht nieder. Auch auf dieſer äußerſten Spitze war ein Bauwerk, aber nur ein länglich rundes Dach von Säulen getragen, zwiſchen welche man im Winter Glasfenſter ſchieben kann. Im Innern ſind an den Säulen herumlaufende Sitze, von dem rothen Landesmarmor gehauen.

Wohl war das Land noch, wie geſtern : grün und weich und ruhig lag die ganze Fichtau in der Sommervormittagsluft unten, ein ſanftes Hinausſchwellen von Hügeln und Bergen, bis wo der blaue Hauch der Ferne weht, und mitten drinnen der glänzende Faden der Pernitz — alles bekannt und vertraut, eine holde Gegenwart, herumliegend um die unklare Vergangenheit, auf der ſie ſtanden. Von der Häuſergruppe der grünen Fichtau war nichts erſichtlich, nur der Felſengipfel des Grahns blickte röthlich blau und ſchwach durch die dicke Luft herüber, und Heinrichs Auge haftete gerne und mit Rührung auf ihm, als einem Denkzeichen des lieben ſanften Herzens, das an ſeinem Fuße ſchlägt, und vielleicht in dieſer Minute an den fernen theuern Freund denkt.

Die Männer ſprachen nur wenige Worte, indem ſie ihr Vergnügen ausdrückten, und ſich die verſchiedenen Berggeſtalten zeigten und erklärten, während der Alte noch immer ſtumm und unbeweglich hinter ihnen ſtand — nur die auf dieſer Höhe ziehende Mittagsluft regte die dünne, graue Locke ſeiner Schläfe; denn er hatte ſein Barret von Weiden unbemerkt, noch immer in den Händen.

Sie hätten wohl zu andern Zeiten länger das heitere Bild zu ihren Füßen betrachtet, aber heute zog ſie ihre nächſte Umgebung unmittelbar an. Heinrich ſchlug vor, gleich die neuen Gebäude aufſchließen zu laſſen, da ſie einmal in der Nähe ſeien, aber Robert zeigte ihm, daß dieß unmöglich ſei; denn Graf Chriſtoph hatte, da er in den afrikaniſchen Krieg geritten, vorher alle Thore verſiegelt, mit dem Befehle, daß vor ſeiner Zurückkunft nichts berührt werden dürfe, im Falle ſeines Todes aber der neue Beſitzer erſt am Tage ſeines Antrittes die Gebäude öffnen möge. Da hingen nun hinter allen den großen Spiegelfenſtern des Hauſes ruhig und ſchwer die grünſeidnen Vorhänge nieder, und regten keine Falte hinter dem glatten glänzenden Glaſe. An Thüren und Thoren waren die Siegel, ebenfalls grün, ſehr groß, und mit dem Scharnaſt'ſchen Wappen verſehen. Von dem Dache hatte der Wind den einen und andern Ziegel heraus genommen, worauf bald mehrere oder wenigere Nachbarn folgten, ſo daß an manchen Stellen die nackten Sparren und Latten ungaſtlich und lächerlich in die Luft hinausſtarrten. Der alte Mann ſah das Alles mit ruhigen und heitern Blicken an, als wäre es in der ſchönſten Ordnung. Der Kiesplatz vor dem großen Thore war von altem Regen zerwaſchen, keine Spur von Rädern oder Hufen, und überall zwiſchen den Quarzkörnern ſproßte zartes Gras hervor.

„Und wie lange iſt dein letzter Herr ſchon weg?“ fragte Robert.

„Nach der großen Krankheit — — —“ begann langſam, ſchüchtern und mißtrauiſch der alte Mann, indem er ſich näherte — — aber Robert unterbrach ihn und ſagte: „So ſetze doch dein Barett auf.“

„Ja, die Sonne iſt heiß,“ erwiederte Ruprecht, „ſie iſt heiß, ich habe es vergeſſen — und eine Pelzhaube iſt gegen ſie ſo gut, wie gegen den Winter.“

Und wirklich ſahen die Freunde, daß ſein Barett, das er bisher immer in den Händen gehalten hatte, trotz des heißen Sommertages eine Pelzhaube war.

„Nun wie lange,“ ſagte Robert wieder, „iſt dieß Haus da herrenlos?“

„Nach der großen Krankheit,“ fuhr der Greis fort, „die draußen im Lande war — — nein, es war ja vor der Krankheit, und Narciſſa ſtarb an ihr, weil ſie ſich ſo kränkte; aber eigentlich hieß ſie gar nicht Narciſſa, ſondern Tiburtia, aber weil ſie ſo hoch gewachſen war, weil ſie ſo zart und ſchön war, und weil ſie den Kopf ſtets ein klein wenig geſenkt trug, ſo hat er ſie immer Narciſſa genannt — — Der Herr vergebe ihm, er war ſehr ſtürmiſchen Gemüthes, aber er war auch wieder ſo fromm, wie ein Kind; denn ich ſelber habe ihn einmal weinen geſehen, daß man meinte, das Herz werde ihm aus dem Leibe ſpringen

— und dann ließ er die grünen Vorhänge nieder, ſiegelte alle Thore zu, und ritt davon; denn ſeht, er war auch trotzig, wie Graf Julius, der ebenfalls fortging, und nicht wieder gekommen iſt. Er hatte die Tage vorher das Drehthor machen, und das große daneben zumauern laſſen — und alle Diener und Jäger, und die Hunde und die Pferde — Alles flog desſelben Tages davon, und ſagte: „Hüte das Werk, wie den Stern deiner Augen, und halte die Brut ferne, bis ich komme, und ſie als mein Weib erkenne.“ Dann habe ich das Werk gehütet, daß nur die Vögel des Himmels herein zu fliegen vermochten. Eine Stille war euch, Graf Sixtus, eine Stille im Sonnen- und Mondenſcheine — und immer fort ſtill, nur daß die Todtengeige des Prokopus, die er wieder hatte aufziehen laſſen, zuweilen Nachts oder Tags tönte oder läutete. Dann waren fünf, ſechs, acht Jahre, bis die vielen Herren mit dem Pergamente kamen, Alles unterſuchten und zuſiegelten — dieſer Syndikus, der mit euch iſt, war auch dabei — und ſie erzählten, daß man ihn in der heidniſchen Stadt ſo ſchön begraben habe. Die Narciſſa liegt in der Schloßkapelle; der Dechant war ſelbſt herüber gekommen, und hatte geſagt: „Ich will ſie geſegnen.“ Sie konnte nicht mehr warten, weil ihr das Herz ſtehen geblieben war.“

Er hatte dieſe Rede größtentheils an Heinrich gerichtet. Dieſer hörte ihm ſchweigend, und mit Schonung zu. Man war indeſſen durch den Eichenhag bis nahe an die Ruinen des Grafen Julian gekommen, und wie man auf den glänzenden Raſenplatz hinausgetreten war, auf dem die Trümmer liegen, ſo ſprang der große Hund Ruprechts plötzlich gegen den Anger vor, und wedelte und ſcharrte, und bellte gegen die Luft empor — Ruprecht aber ſchrie: „Daß du ſtürzeſt, Pia, fürchterliches Kind, — Pia! Pia! — — ſiehe, mein Herz, komme eilig herunter — — ich habe dir ja geſagt, du ſolleſt bei den Ringelblumen ſitzen bleiben, und ſolleſt zählen, wie oft die Schwalbe zugeflogen kommt — —.“

Und ein feines klingendes Silberſtimmchen ertönte in der Luft: „Sie flog fünfmal und zwanzigmal, und immer — und von den Ringelblumen iſt die erſte gelb, und die zweite gelb — und ſie waren alle gelb. Ich falle nicht, ſiehe nur, ich falle nicht.“

Die Freunde blickten empor, und auf dem höchſten der vielen Balkone des zerfallenden Schloſſes, auf einem Balkone, der ſo in der Luft draußen hing, als klebe er nur an einem einzigen Steine, war ein Kind — ja ſogar nicht einmal auf dem Balkone, ſondern auf dem Steingeländer desſelben war es, halb ſitzend, halb reitend, es ſchien ein Mädchen; denn eine Fülle der ſchönſten gelben Ringellocken wallte um den Nacken und das glühende Geſichtchen, ſie mochte zehn bis eilf Jahre alt ſein, oder auch noch jünger — am äußerſten Geländer ſaß ſie und jauchzte, und ſo wie ihr Ruprecht zugerufen hatte, und wie ihr eignes Stimmchen erklungen, wurde ſie noch fröhlicher, daß er ſie geſehen; ſie ſtand auf, und ſchwebte nun ſtehend auf dem unſichtbar ſchmalen Stege des Geländers, und ging vorwärts und ging rückwärts, und neigte ſich, und beugte ſich über, daß den Männern unten ein Schwindel und Grauen ankam, und daß ihnen die Augen vergingen.

„Und ſie rief dem Hunde zu: Hüon, Hüon: komm herauf.“ Und da dieſer ſich wälzte und plump in die Luft ſprang, und ungeſchickte Freudentöne gab, ſo wußte ſie ſich vor Lachen nicht zu helfen.

„Ich werde mir die Haare ausraufen, wenn mir einmal der Hund ihre zerſchmetterten Glieder nach Hauſe ſchleppen wird; denn er hat ſie lieb, und ſie folgt ihm auch am meiſten." Dieſe Worte hatte der Greis heimlich zu ſich geſagt, aber die zwei Männer hatten ſie gehört.

Indeß warf oben das Kind die Arme empor, und rief; „Ich ſehe hierhin, und dorthin, ich ſehe alle Mauern, alle Bäume und die ganze Welt."

Es ſchien, als hänge ihr lichtes Kleid, wie eine weiße Sommerwolke im Himmelsblau draußen — die Männer ſtanden regungslos, um ſie nicht zu erſchrecken und zu ſtören — endlich verſchwand ſie plötzlich oben, man hatte kaum geſehen, wie ſie von dem Geländer geſtiegen, und durch die Mauer hineingekommen war — und faſt in dem nämlichen Augenblicke wurde ſie unten auf dem Raſen ſichtbar, wie ſie durch eine kleine Breſche neben Himbeergeſträuche heraustrat. Sie blieb ſtehen, als bemerke ſie die Fremden erſt jetzt, zögerte, ſah ſie eine Zeit lang mit wilden ſchwarzen Augen an, dann aber ging ſie zuerſt langſam um die Mauerecke, ſcheu und wild, wie eine junge ſchlanke Pantherkatze, dann fing ſie an, den jenſeitigen Raſenhang hinab zu laufen — der Hund hinter ihr, und die Freunde ſahen noch, wie ſie weiter unten das mächtige Thier mit beiden Armen umſchlang, und ſich mit ihm durch Gras und Gebüſche hinabſchleifte, bis ſie Beide nicht mehr ſichtbar waren, und nur die Büſche wogten.

„Wir werden jenes Loch zumauern, Erlaucht,“ ſagte Ruprecht flüſternd, indem er hinzeigte, und in ſeinen Geſichtsfalten Zorn und Todesbläſſe ſchlotterten, „im Parthenon liegen noch Ziegel, ſie werden ohnedieß nicht gebraucht.“

Dann fuhr er fort, als hätte er ſeine Begleiter vergeſſen: „Die Raben des Grahns werden kommen, über meine Hütte fliegen, und mir Botſchaft bringen, wenn ſie ſchon Tagelang nicht nach Hauſe gekommen iſt — weil ſie auf einem rothen Steine liegt; die gierige Kohlmeiſe wird ihre Aeuglein ausgehackt haben — oder die Waſſer der Pernitz werden um ihre zarten Glieder waſchen, und die Fiſche werden heimlich herumſchießen, wie ſtumme Pfeile, haſtig zupfen, und ſich um das Stückchen balgen, das einer erwiſchte — — ich werde indeß ſuchen, und ſuchen, immer, immer — — und werde dann zum fürchterlichen Himmel heulen, daß die Sterne daran zittern; denn ſie iſt das

Allerſchönſte auf der Erde, das Schönſte zwiſchen Sonnen und Sternen, wie Narciſſa war.“

Einen tiefen furchtſamen Blick warf er gegen Heinrich, und ſagte: „Ich werde öffnen; denn ich halte immer geſperrt.“

Und er drehte große Schlüſſel in dem knarrenden Schloſſe — aber es war lächerlich, zu ſchließen, wo nichts zu verſchließen war; denn alle Mauern klaften, eine breite ſanfte Treppe führte zu Schutt, durch die Fenſter wehte die Luft, kein Getäfel und Holz war mehr zu ſchauen, der Marmor der Gänge und Säle war erblindet, ſteinerne Stiegen hingen in der Luft, Mörtel rollte und rieſelte allſeits, ein buntes Lichterſpiel flimmerte, und hellgrüne Pflanzen taumelten, wo ein Lüftchen zog, oder ein Strahl hinküßte. Ueber eine jener hängenden ſchief geſunknen Stiegen mußte das Mädchen zu dem hohen Balkone gelangt ſein.

Nachdem ſie über Kalkhügel und Steinhaufen gegangen, durch Breſchen und Thürlöcher gekrochen, ohne das mindeſte Merkwürdige getroffen zu haben, verlangten ſie hinaus, und der Greis führte ſie durch ein anderes Thor, das er ebenfalls ſorgſam hinter ſich verſchloß, in den Garten des Hauſes. Es war ein langes Viereck, zu deſſen beiden Seiten Mauerwerk lief, nicht hoch über dem Boden zwei lichte freundliche Säulengänge führend. Von hinten war das Viereck durch einen mächtig großen Marmorfels geſchloſſen.

Wenn ein Wald oder Garten auch eine Ruine ſein könnte, ſo wäre es dieſer geweſen. Eingeſunkne Gartenbeete, blecherne Blumentäfelchen mitten im Graſe, eine fröhliche Wildniß von Unkraut, ein verdorrter Obſtbaum, ein anderer ein bloßer Pflock mit zwei grünen Waſſerſchößlingen, ein dritter mit herrlicher Frucht, eine zweckloſe ſpäte Gabe — die Pfirſichzweige an der Wand, einſt die Liebe und der Stolz des Herrn, hingen ſeitwärts, unangebunden, unfruchtbar, wie ſchlechte Weidenruthen — eine Ulme war emporgeſchoſſen, und ſtreckte ihre Zweige luſtig in den Säulengang hinein. Tauſend Bienen und Käfer ſummten und arbeiteten in den üppigen Blüthen des Unkrautes.

Mitten hindurch aber ging ein breiter ſchöner Weg, als wäre täglich jemand darauf gewandelt, oder als wäre er geſtern erſt gemacht worden. Heinrich hatte auch bemerkt, daß in der Ruine von dem einen Thore bis zum andern über die Schutthügel ordentlich ein getretener Weg laufe. Sie gingen den Garten entlang.

Wie ſie immer näher kamen, ſo ſtieg ihnen der rothe Fels ſtets größer entgegen, und Heinrich bemerkte endlich, daß in denſelben eine hohe Pforte gehauen war, mit einem eiſernen Thore verſchloſſen, daran eiſerne Schlöſſer hingen, mit dem gräflichen und den Gerichtsſiegeln verſiegelt. Es war dieſer Felſen der ſogenannte rothe Stein, in dem die Lebenserzählungen aufbewahrt waren, und deſſen Bedeutung Heinrich von Robert aus den Gerichtspapieren erfahren hatte.

Seitwärts dem rothen Steine war der Kirchhof des Schloſſes. Ein anderes Thor, nicht maſſiv, nicht verſiegelt, ſondern ein hohes breites Eiſengitter, führte hinein. Es war auch ein Garten, aber ſtatt der Blümlein war nur ein dunkler hingehender Raſen, ſtatt des Obelisks ein weißes Crucifix in Mitte von vier Linden, und ſtatt des Gartenhauſes eine Kapelle von den Eichen überſchattet, die draußen in dem Walde des Julian ſtanden.

„Die Bücher, ſo in dem Gewölbe dieſes rothen Steines ſind," ſagte Ruprecht, „reden nur zu Leuten, die aus dem Blute unſrer Grafen ſtammen, und jeder Tropfen iſt aufgeſchrieben, der ſeit ſiebenhundert Jahren aus einem ihrer Herzen rann, und keiner darf die Schriſt leſen, der nicht ein Kind desſelben Geſchlechtes iſt. Ihr ſeht, daß die Thore des Steines verſiegelt ſind, ihr könnt nicht hinein, aber zu dem andern habe ich die Schlüſſel.“

Und er ſchloß das Gitter auf, und führte ſie durch eine hehre Allee von Linden auf den Kirchhof. Es war der ſtillſte Ort, den Heinrich noch auf dem Berge geſehen hatte, faſt zum Frieden und Schlummer labend; denn von drei Seiten war er durch den Eichenwald des Julian umgeben, ſo daß beinahe kein Lüftchen, ja kein Ton von außen zu dieſer Inſel bringen konnte: von der vierten Seite ſtand das alte Schloß und die Lindenallee, grau und grün gemiſcht — und von oben war die tiefe Bläue des Himmels und das niederfließende Gold der Sonne. Auch war jene wimmelnde Bevölkerung von Kreuzen und Zeichen nicht da, womit ſonſt ſo gerne die Erhabenheit eines Todtengartens zerſtört wird, und womit der Menſch ſeine armen Flitter, auch in dieſes ernſte Reich hinüber trägt, ſondern auf dem gleichen Raſen waren nur einige unbedeutende Merkmale, die Ruheſtelle treuer Diener des Hauſes bezeichnend, und in der Mitte ſtand ein hohes Kreuz von weißem Marmor, als Zeichen des allgemeinen Friedens und der allgemeinen Gleichheit. Viele Mitglieder des Geſchlechtes ruhten ohne Grabmerkmal, wie ſie es verordnet, unter der allgemeinen einfachen Decke des Raſens; andere aber lagen mit Wappen, Zeichen, Zierden und Prunk in der weitläufigen Gruft unter der Kapelle. Heinrich und Robert ſtiegen in dieſe Gruft hinunter; Ruprecht, der ſie ihnen aufgeſchloſſen hatte, blieb oben auf einem Marmorwürfel ſitzen, der ausſah, wie ein unfertiger Grabſtein. Die Gruft hatte nichts anderes, als eben Grüfte zu haben pflegen : Särge, Wappen, Vergänglichkeit — alles bedeckt mit Pomp und Moder, nur ein einziger Sarg ſtand da, ganz einfach von Eichenholz gezimmert, ohne das geringſte Zeichen, ja ſogar ohne Namen. Sie ſtiegen nach einiger Betrachtung wieder hinauf, und wie ſie aus dem dunklen Thore der Kapelle ins Freie traten, hörten ſie ein plötzliches Rauſchen, und ſahen noch das Wegflattern des Gewandes, und den Sprung des Hundes. Das wilde, ſcheue Kind, Pia, war in ihrer Abweſenheit bei Ruprecht geweſen und hatte bei ihrer Ankunft die Flucht ergriffen; ſie ſahen nur noch, wie ſie hinter einen Hollunderbuſch, der an der Kirchhofmauer ſtand, verſchwand, aber dort ſtehen blieb, und durch eine Oeffnung ihr ſchönes Geſichtchen herausbog und halb dreiſt, und halb geſchreckt mit dem übernatürlich glänzenden, ſchwarzen Augen die Fremden anſtarrte — aber wie ſich Robert nur regte, ſo zuckte ſie weg, und wurde erſt viel ſpäter wieder geſehen, wie ſie mit Hüon auf einer rothen Felskuppe ſtand. Von da an ſah man ſie bis gegen Abend nicht wieder. Heinrich konnte ſich eines unheimlichen Gedankens nicht erwehren, wenn er ſich dieſe zwei Weſen als die einzigen Bewohner des Berges dachte: den märchenhaft alten, blödſinnigen Mann, und das verwahrloſte zartgliedrige Weſen, das in ſeiner Geſellſchaft zu einem Wüſtenvogel aufwachſen muß, der entſetzt aufflattert, wenn ihm die ſchöne Bildung eines Menſchenantlitzes ſichtbar wird.

„Sie iſt ſtille und gut,“ ſagte Ruprecht, nachdem er die Kirchthüre geſperrt, und den Schlüſſel wieder zu den andern geneſtelt hatte, „ſie ſaß die ganze Zeit, als ihr in dem Gewölbe unten waret, hier auf dem weißen Steine und athmete ihr Laufen aus, und von dem Händchen quoll ein Blutstropfen, weil ihr ſie an den alten Mauern ſo erſchreckt habt, und ſie fragte, wer ihr ſeid, und warum ich euch denn nicht erſchlüge, wie den Wolf, der auch im Winter in die Fichtenallee gekommen iſt, und mit Hüon ſpielen wollte. — — Sie wußte nicht, auf welchem traurigen Steine ſie ſaß, und die Worte von den Menſchen und Wölfen redete. — — Sehet dieſes Ding da ſollte, als er ihren Tod erfuhr, nach dem Vorbilde gemeißelt werden, worunter Chelion liegt; aber als ihr das große Pergament brachtet, Herr Syndikus, und von ſeinem Begräbniſſe erzähltet, da raffte der Werkmeiſter den Hammer und Meißel zuſammen, und ging fort, daß nun der eichene Sarg ohne Namen unten ſtehen muß, und der Grabſtein ohne Bedeutung hier oben liegen. Auch der Conterfeier ging fort, und ließ die ſchönen, grünen, ſeidnen Vorhänge hängen — und ſie hängen noch dort; denn das Grüne hat er ſehr geliebt — — und ihr müſſet ſie Beide züchtigen, Erlaucht, die ungetreuen Knechte. Ach Alles, Alles iſt nicht fertig geworden."

„Laſſe uns um Gotteswillen das andere ſchnell abthun, — mir wird es unheimlich in der Gegenwart dieſes alten Man[illegible]," flüſterte Heinrich ſeinem Begleiter zu.

„Laſſe ihn nur," verſetzte dieſer, „er iſt ja übrigens ganz harmlos."

„Ich werde euch nun zum glatten Hauſe führen," ſagte Ruprecht, „und die Clauſur der Frau Hermenegild aufſchließen; aber es ſind jetzt die Bienen drin — ſie thun nichts, und ſind nicht wild; denn ich habe ihnen nie Honig genommen, ſie tragen viel aus den Linden der Gräber herüber, und der iſt ſüß und duftig — — ich werde euch auch den Wein zeigen — folgt mir nur."

Und er führte ſie durch den Eichenwald dem ſogenannten Sixtusbaue entgegen. Sie betraten ihn von der Hinterſeite, und fanden wirklich hier den ſeltſamſten Haushalt: es lief ein langer ſchmaler Glasgang mit erblindeten regenbogigen Scheiben längs des Gebäudes, und aus einigen zerbrochenen Scheiben desſelben wegte es von Bienen aus und ein, und ſo viel man durch das trübe Glas erkennen mochte, war der Gang, insbeſondere die Niſchen abenteuerlich mit rieſenhaften Waben bebaut, und die allergrößte Thätigkeit herrſchte fort, daß es einem ordentlich im Kopfe wirrte und ſchwirrte, je länger man dem Treiben dieſes Knäuels von Republiken zuſah, an einem zu ſolchem Haushalte ſo unpaſſenden und ungewöhnlichen Orte.

„Die Nonnen hatten ſonſt den Gang zum Luſtwandeln gehabt,“ ſagte Ruprecht, „aber das iſt nun nicht mehr möglich, weil ſie todt ſind, und wir können auch nicht dort gehen, wegen der Bienen; ich werde aber öffnen, wo wir durch die Zellen der heiligen Frauen kommen. — Im Winter gebe ich dem kleinen Geflügel immer Stroh; Graf Chriſtoph nahm ihnen noch Honig, denn er war ihr Herr; aber ich laſſe ſie fortbauen, und es ſind ſchon manche Schwärme in die Fichtau hinausgeflogen, weil ſie meinten, es ſei hier zu enge, oder weil ſie thaten, wie die Jugend überhaupt zu thun pflegt. Da die Frau Gräfin Hermenegild, als ihr Herr, Ubaldus, im heiligen Kriege gefallen war, die Zellen eingerichtet, und die heiligen Frauen zur Anbetung Gottes berufen hat, dachte ſie nicht, daß in den ſchönen Glasgang dieſe Bewohner kommen würden — — ja damals ſind ſie gewandelt, und haben kunſtreiche Arbeiten gemacht, die noch alle im rothen Saale aufbewahrt ſind; aber weil die Zellen nicht von dem heiligen Vater geweiht waren, ſo wurde es nach dem Tode der Frau Gräfin unterſagt, daß ſie weiter beſtehen; und die letzte der Nonnen ſtarb, da mein Urgroßvater ein Kind war. Er iſt auch Caſtellan geweſen."

Noch bei dieſen Worten hatte er eine Thür am Ende des Glasganges geöffnet, und führte ſie nun durch Zellen und Gemächer, durch Refectorium und Sprechſaal — und ſie ſahen all das dumpfe beſtaubte Geräthe, die ſchwarzen Bilder, die blinden Fenſter, und die zerlegten Tapeten der Nonnen.

Gegen Ende dieſer Dinge, wo wieder die andern Gemächer des Hauſes beginnen, war Einiges in Schutt, und allerlei Gänge öffneten ihre Höhlen. Hier ſagte Ruprecht heimlich zu Heinrich, er ſollte mit ihm gehen; denn er müſſe ihm allein etwas zeigen. Heinrich zauderte Anfangs ein wenig, aber durch Anna ermuthigt folgte er dem Alten. Dieſer gab in Mienen und Bewegung alle Zeichen der höchſten Freude zu erkennen, führte ihn Trepp' auf Trepp' ab, ſperrte Thüren auf und zu, machte endlich am Ende eines verfallenen Ganges Licht, und ſtieg mit ihm eine Wendelſtiege hinab. Dort öffnete er ein äußerſt kleines Thürlein, und führte Heinrich hinein; und ſiehe, da lag weithin Faß an Faß, der Greis in höchſter Freude und Befriedigung zeigte darauf, und ſagte: „Ich habe das Alles bewahrt; der große Eingang iſt verſchüttet, und dieſe Treppe wußten ſie nicht, da ſie kamen, Alles zu beſchauen. — Ich allein habe den Wein gepflegt, und pflege ihn noch; ich trinke keinen Tropfen — gebt mir nur ein wenig, wenn ich alt und krank werde — ich zeige dem Andern, der mit euch iſt, nichts; denn ſie wollen unſer Eigenthum verzetteln, und ich hätte ihn auch gar nicht in das Schloß gelaſſen, wenn nicht ihr mit ihm geweſen wäret," und bei dieſen Worten brach er in ein kindiſches Schluchzen aus, und ehe es Heinrich hindern konnte, hatte er ſich niedergebückt und deſſen rechte Hand geküßt, indem er lallend und bittend ſprach: „Seid nur nicht mehr zornig, nun iſt ja Bertha längſt geſtorben — und ſehet, ich habe für Alles und Alles geſorgt und es gehütet, wie mein eigenes Herz. O, ich habe unſäglich viel ausgeſtanden."

Heinrich konnte ſeine äußerſte Erſchütterung nicht bergen, und der Gedanke, der in ſeinem tiefſten Innern lag, die faſt unglaubliche Ahnung, die ihn hieher geführt, die Ahnung, die er nicht einmal ſeinem Freunde zu offenbaren gewagt, ſchien ſich hier an dem Wahnwitze eines alten Mannes zu verkörpern und zu offenbaren

„Wenns iſt,“ dachte er, „wenns iſt — — !“

Er zitterte faſt, nur um ein Haar breit in der verdunkelten Seele des Andern weiter zu forſchen, um ſie nicht noch tiefer zu zerrütten. Die Verrückung jener Geſetze, auf deren Daſein im Haupte jedes Andern man mit Zuverſicht baut, als des Einzigen, was er untrüglich mit uns gemein hat, trägt etwas ſo Grauenhaftes an ſich, daß man ſich nicht getraut, das fremdartige Uhrwerk zu berühren, daß es nicht noch grellere Töne gebe, und uns an dem eigenen irre mache. Auch verlangte der Alte kein Zeichen, weil er ſich ſelbſt Rede und Antwort gab. Mit haushälteriſcher Geſchäftigkeit führte er ihn von Faß zu Faß, zeigte die Neunziger, die Eilfer, den vom Rhein, die Ausländer, die Spanier, die Portugieſen — er zeigte ihm die Vorrichtungen, mit denen er nachfülle, die Fäſſer rein halte, die Luft wechsle — — in Allem dieſen zeigte ſich die bewundernswertheſte Zweckmäßigkeit. Er wurde immer vergnügter und da er die wirklich erſtaunliche Reihe von Fäſſern gezeigt hatte, näherte er ſich vertraulich dem Ohre Heinrichs, und ſagte heimlich: „Das iſt der neue Syndikus der ſchwarzen Stadt; ſagt ihm kein Wort von dem vielen mächtigen Weine; denn ſie verſiegeln Alles, bis Graf Chriſtoph kommt: aber er kommt nicht mehr, und iſt todt, und im Mohrenlande begraben — auch Steuer und Abgaben gehen immer ein, und werden im Rathhauſe der ſchwarzen Stadt aufgehoben. Geht nur gleich, wie ich ſchon geſagt, in die grüne Stube, wo ſie ſchon Alle warten.“

„Wird aber nicht Pia Schaden nehmen, wenn wir ſo lange wegbleiben,“ ſagte Heinrich verſuchsweiſe.

„Wer!?“ entgegnete der Alte mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens, indem er ſeinem jungen Begleiter mit der Laterne ins Geſicht leuchtete. Sein Geiſt hatte in Jahren geſchwebt, wo Pia nicht war, und der Geier, der an ſeinem Gehirne fraß, das Mißtrauen an ſich ſelbſt, ſtand auf, und ſchlug ihm die düſtern Flügel um das Haupt. Er ging haſtig und verſtummt den Gang zurück, löſchte das Licht aus, verbarg mit größtem Scharfſinne die Laterne, führte Heinrich in tiefſter Dunkelheit wieder Trepp auf Trepp ab, Gang aus Gang ein, und ſie ſtanden endlich plötzlich bei Robert, der an einem Fenſter ihrer geharrt hatte. Ruprecht war jetzt wieder ohne ein einziges Wort.

Er ſchritt über einen Vorſaal, ſchloß auf, und öffnete ſich anſtemmend die eingeroſteten Thürflügel zu den Gemächern. Eine Reihe von Zimmern empfing ſie mit ſchwerer verblichener Pracht; alterthümliche, geſchnitzte Geräthe, wunderliche Tapeten, theils noch ganz, theils durch Moder und eigene Schwere zerriſſen, Zeltbetten, Putztiſche, Seſſelreihen, Alles von altväteriſchem Prunke, kunſtreich, und doch feſt gearbeitet, — Alles bedeckt mit Maſſen von Staub und Spinnenweben, und ein trübes Licht fiel durch die blinden Scheiben von dem einſamen, funkelnden Tage draußen herein.

Mit den ſchwermüthigen Gefühlen menſchlicher Nichtigkeit und Vergänglichkeit wandelten die Freunde durch dieſe Stätten verſunkenen Glückes und Elendes, und Heinrichs Herz war tief und ahnungsvoll erregt. Er mußte ſich einige Male die Hand über ſeine Augen legen, um ſich zu ſagen, wo er ſei, und um dem Andern ſein Inneres zu verbergen.

So hatten ſie mehrere Zimmerreihen durchwandelt, einſt zu dem verſchiedenſten Gebrauche beſtimmt, von der Oede des Prunkſaales an bis zur Heimlichkeit des einſtigen Schlafgemaches. Der Alte war ohne viele

Theilnahme hinter ihnen gewandelt, aber da die Zimmer zu Ende waren, und ſie wieder in einen Vorſaal gelangten, bog er plötzlich um eine Ecke, riß mit ſichtlicher Haſt und Freude zwei rieſengroße Flügel auf — und ein zauberiſcher Anblick ſchlug den Freunden entgegen: es war der grüne Saal; mit dem feinſten dunkelſten Serpentine waren die Wände bekleidet, rieſengroße Fenſter von unten gegen oben zum Theile mit grauer Seide gedeckt, riſſen ſich gegen den glänzenden Himmel auf, und ihr Glas war glatt und ſpiegelhaft, als hätte man es in dieſem Augenblicke geſetzt — der Grund aber war, weil es der Alte immer putzte. — — Und in der Lichtflut dieſer Fenſter ſtand, in die dunkle Ebene des Serpentins gerahmt, eine ganze Reihe der herrlichſten Bilder: es waren ſämmtliche Scharnaſt, Männer, Frauen und Kinder, von Haupt- und Seitenlinien — und wie der erſte Blick zeigte, von den beſten Meiſtern gemalt. Man ſah ſelbſt Rubens und Van-Dyks Pinſel, die beſten Deutſchen, und ſogar den Spanier Murillo. Heinrich war erſtaunt, ja er war betäubt über dieſe Herrlichkeit. — Da funkelte die Sonne in wundervollem Schmelze auf jener Rüſtung, jenem Goldgehänge, jenen Vaſen und Geſchirren ſchwer und maſſenhaft, als müßte ihre Wucht von dem Bilde niederbrechen, — auf dem weichen Goldhaare der Frauen, auf jenem Antlitze, in dem lieblichen Auge, auf dem Munde, der eben nur geſprochen haben muß, auf der Hand, die auf dem Marmortiſche ruhte, oder den ſchweren Sammt emporhielt — auf den Geſichtern der Männer, über die, obwohl in tauſend Gedanken und Leidenſchaften zerſplittert, doch dieſelbe Familienähnlichkeit hinlief, — Alles glänzte und funkelte da, von der furchtbaren Körnigkeit jener Menſchen in Stahl und Eiſen angefangen bis zu der Pedanterie und Weichheit derer, die in Treſſen und im ſchwarzen Fracke ſind.

Robert, der auch den Saal noch nicht geſehen hatte, war eben ſo bezaubert, wie Heinrich; — Ruprecht im Uebermaße der Befriedigung und des Stolzes ſtand da, und drückte ſein Gefühl dadurch aus, daß er abenteuerlich und ungeſchickt mit ſeinen Fingern in dem großen Bunde Schlüſſeln, den er trug, ſuchte und arbeitete und neſtelte. Er hatte ſein Barett abgenommen als wäre er in der Kirche.

Nachdem der erſte Eindruck dieſer Einfachheit und Größe (denn ſelbſt die Bilder waren weitaus über

Lebensgröße) in etwas vorüber war, ging man zur Betrachtung der Einzelheiten über. Da hing gleich zu Anfang der alte Hans, ein frommer Herr und Ritter, daneben ſein Eheweib Adelgund, ein echt deutſches Geſicht, wie ſie uns ſo gerne aus den Bildern Albrecht Dürer's anſehen. — Von ihm ab folgte die Reihe eiſerner Männer und ſittiger Frauen: Bruno und Brigitta — Beno und Irmengard — dann Ubaldus, dann Hermenegild, die Nonne — Johannes der Kreuzfahrer — — und andere und wieder andere — eine ganze Reihe. Vorzügliche Gemälde waren alle, obwohl ſie augenſcheinlich viel ſpäter gemalt wurden, als die Urbilder lebten, aber wahrſcheinlich nach vorhandenen, wenn auch ſchlechten Originalen, denn dafür ſprach der in allen Geſichtern der Männer fortgehende Familienzug. Die Namen ſtanden in großen Goldbuchſtaben unter jedem Bilde auf dem dunklen Serpentine. Was Heinrich ganz beſonders wohl that, war, daß die Bilder ziemlich tief herab gingen, und von oben beleuchtet wurden, wie es denn überhaupt hervorging, daß der Gründer dieſer Anſtalt nicht die Bilder des Saales wegen aufgeſtellt, ſondern daß dieſer in ſeiner ungeheuern Größe und einfachen Pracht nur zur Verherrlichung jener dienen ſollte. So war auch im ganzen wüſten Zimmer nicht ein einziges Geräthſtück; bloß an Fenſtervorhängen waren die mannigfaltigſten behutſamſten Vorrichtungen, um theils die verſchiedenſten Lichterſpiele auf die Gemälde wirken laſſen zu können, theils dieſelben vor unmittelbarer Sonne zu ſchützen. Und wie ſehr Ruprecht mit der Sache vertraut war, und ſie liebte, zeigte der Umſtand, daß er oft durch unbedeutende gelegentliche Züge an Schnüren oder Federn ganze entfernte Bilderreihen plötzlich in das zarteſte Licht legte, da ſie vorher in ungünſtiger Dämmerung geſchwebt hatten.

Von den Frauen war keine einzige unſchön, manche voll herrlicher Anmuth, und einige Jungfrauen blendend und untadelig. — Von den Männern war keiner unbedeutend, viele ſchön, einige voll Schwärmerei oder Gewalt des Geiſtes; alle mit einem ſonderbaren Zuge von Ueberſchwenglichkeit, wie mit einem Familienzeichen behaftet: — da war Johannes, der Erbauer der Sphinxe und des Obeliskus — dann Sixtus, der Gründer dieſes Baues, und wahrſcheinlich auch des grünen Saales, dann Ubaldus, der ſtrenge Krieger — und andere. — — Weit unten von denen ſaß ein alter Mann mit einem Blicke, als glühte Dichtkunſt oder Wahnſinn drinnen: es war Prokopus, der Sterndeuter. — Jungfrauen in ſanfter Schönheit prangten neben ihm, ſeine Töchter, und hart daran ein ſeltſames Paar, zwei Männer: der Eine in reichem Goldkleide widrigen Antlitzes mit furchtbarem, rothem Barte, der Andere im armen grünen Jagdkleide, ein ſanftes Bild der größten Jugendſchönheit; es waren die Brüder Julianus und Julius, Söhne des Prokopus — — Heinrich erſchrak; denn wenn es wahr iſt, was ihm ein geſendeter Zufall erſt kürzlich geoffenbaret, wenn er ein ſpäter Sproſſe all dieſer Männer iſt, ſo war es dieſer Jüngling Julius, durch den der Strom in ſein fernes abgelegenes Heimatthal geleitet wurde, daß er ſelbſt nun heute, nach mehr als anderthalb Jahrhunderten, ein verſchlagner, unbeachteter, letzter Tropfen deſſelben, vor der reichen Quelle ſtehe, aus der er kam. — Wie ſeltſam die Schickſale der Menſchen und der Geſchlechter ſind! Was mußte nicht geſchehen, daß er heute hier ſtehe, und auf die zarte Stirne, und die großen freundlich lodernden Augen eines Knaben ſchaue, der vielleicht ſein Ur-Ur-Großvater iſt, jener Mann, von dem er ſo viel reden gehört, der gekommen, ſei, man wußte nicht, woher, der gewaltet, gewirthſchaftet, und gelebt habe, ſo herrlich, wie kein Menſch, und den er ſich nie anders, denn als ſchwachen verkommenen Greis vorſtellen konnte, weil der Großvater erzählt hatte, wie er ſo ſchön im weißen Barte und ſchwarzen Sammtkleide auf dem Paradebette gelegen ſei, als man gekommen, um ihn mit Gepränge zu begraben, weil er heimlich ein vornehmer Herr und Graf geweſen.

Robert ſtand neben dem Freunde — und ahnte nicht, was in demſelben vorgehen mochte. Auch der Greis Ruprecht ſchaute ſo gleichgültig und blöde auf Alles, als verſtände er nichts.

Indeſſen blickte dasſelbe Schwärmerauge des Prokopus aus dem Bilde, dieſelben guten ſanften Blicke der Jungfrauen, und dieſelben ungleichen Mienen der feindlichen Brüder.

Man ging endlich weiter.

Julianus war der letzte im Harniſch geweſen, aber auch dieſer, ein leichtes vergoldetes Ding, war mehr Spielzeug, als Waffe. Nach ihm begannen die kleinen Degen und die Bordenkleider und Reifröcke, und — merkwürdig — war es nun Zufall, oder war es Zeichen jener Zeit, die ſittenloſer, als eine, auch ihren fahlen Fittig über dieſen entlegenen Berg geſchattet hätte — die bisherige Reihe bedeutungsvoller Köpfe brach hier ab, und es folgten einige von vollendeter Nichtigkeit ein Gebäude von Borden und Locken und Angeſichter voll Ceremonie und Leerheit. Erſt gegen das Ende, bevor der ganze Bilderreigen überhaupt abbrach, gleichſam wie der letzte Glanzblitz einer erlöſchenden Flamme, ſaß noch eine Gruppe, welche Auge und Ahnungsvermögen jedes Beſchauers an ſich riß; für unſere Freunde aber durch die aberwitzige Vermittelung des alten Mannes wahrhaft erſchütternd wurde.

Die Zeit der Borden und Zöpfe nämlich hörte plötzlich bei einem Manne auf, der in ganz fremder Kleidung da ſaß, die gar keinem Jahrhunderte der Geſchichte angehörte; einer Gattung weitfaltigen, rabenſchwarzen Mantels mit rother Seide ausgeſchlagen. Ein Kopf voll Schönheit und Bedeutung ſah ernſt, und doch ſanft ſchwärmend daraus nieder: „Jodokus“ ſtand unter dem Bilde. Die Männer ſahen ihn neugierig an, den Menſchen, von dem ſo aberſinnige Gerüchte umgingen, und der doch ſo ruhig und gelaſſen-thatfähig aus dem Bilde ſah, wie man es etwa von einem Epaminondas erwartet haben würde.

Auf einmal, da ſie ſo hinſahen, ertönte hinter ihnen ſchüchtern, da er ſeit langem wieder zum erſten Male das Wort nahm, die Stimme Ruprechts, welcher ſagte: „Er hat ſelbſt den himmelblauen Vorhang im Teſtamente ſo verordnet, wie er iſt, und daß er nur gehoben werde, wenn dringender Grund iſt, das Bild zu ſehen.“

Die Freunde blickten auf, und wirklich bemerkten ſie, was ſie im Augenblicke vorher nicht beachtet hatten, daß das Gemälde neben Jodokus mit blauer Seide verhängt war.

„Nun, es iſt dringender Grund,“ ſagte Robert lächelnd, „enthülle das Ding.“

Aber der Alte achtete nicht auf die Rede dieſes, ſondern mit einem düſtern verzagten Seitenblicke Heinrich ſtreifend, ſagte er: „ja; ja, es iſt dringender Grund — ein dringenderer kann gar nicht ſein; aber ich warne euch — ihr werdet euch entſetzen.“

Einen Augenblick zauderte er noch, dann aber that er einen kurzen Zug an einer ſeidnen Schnur, der Vorhang rollte ſich von ſelber empor, klappte in eine

Feder, blieb ſtehen — und der alte Mann trat weit in den Saal zurück, als wäre er von tiefſter Erſchütterung ergriffen — aber, was ſie ſahen, war nicht zum Entſetzen, es war eher lieblich und ſchön: eine kleine weibliche Figur war auf dem Bilde gemalt, wie ein Kind in ſanfter Trauer, und doch wie ein vermähltes glühendes Weib. Ueber dem ſchwarzen Seidenkleide hielt ſie ein lichtes Antlitz, ſo ſeltſam und ſchön, wie eine Blume über dunklen Blättern. Die kleine weiße Hand lag auf Marmor, und ſpiegelte ſich drinnen. Die Augen ſahen fremd und erſchreckt. Zu ihren Füßen, als friere er, ſchmiegte ſich ein Goldfaſan.

Unten im Serpentine ſtand: „Chelion.“

Die zwei Männer hatten lange und mit größtem Wohlgefallen den Schmelz dieſes Bildes betrachtet, aber wie ſie ſich endlich zum Gehen wegwandten, ſahen ſie zu ihrem Erſtaunen den greiſen Kaſtellan mit äußerſter Verzückung nach dem Gemälde ſtarren. Er hatte ſich nicht im Geringſten geregt, und war weit hinten im Saale geſtanden. Die Freunde richteten bei dieſer Erſcheinung, gleichſam wie durch Verabredung, noch einmal ihren Blick auf das Bild, und als nach einer Weile Heinrich ſagte: „Sie iſt aber eigentlich auch wundervoll ſchön und ſeltſam,“ hörte man den Alten ſchleichenden Trittes herzugehen, und wie er in die Nähe Heinrichs gekommen, ſtreckte er taſtend ſeine Hand gegen ihn, daß der dürre Arm weit aus dem Aermel des alten Rockes vorſtand, und rief mit leiſer heiſerer Stimme: „Ja, das iſt auch entſetzlich, das iſt das Unglück, wie ſie ſchön iſt, wie ſie über alle Beſchreibung ſchön iſt — — ich bitt' euch, wahrt eure Seele, Graf Sixtus! auf den Knieen bitt' ich euch, wahret euch vor Verſuchung; denn die Hölle hängt nur an einem Haare — — Alles iſt gut abgegangen: — er hat ſie lieb gehabt, fort und fort, wie der Adler ſein Junges, aber da war ſie weiß, ehe ſie geſtorben iſt, ſo weiß war ſie, wie die Lilien, die unten im Sumpfe wachſen, und die Häupter auf das ſchwarze Waſſer legen — — und mich hat er oft angeſchaut mit den glänzenden Augen — und da er ſchon den langen, weißen Bart hatte, hat er mich angeſchaut mit den ſchwarzen Augen, wie Nachts die Eule blicket; — aber ich habe die Zähne meines Mundes zuſammengeſchloſſen wie Eiſen, und kein Wort durch ſie herausgelaſſen, — und dann hat er mich auch wieder lieb gehabt, und da er unten am Häuschen ſaß, und die Sonne ſchien, da hat er meine Hand genommen, und ſie geſtreichelt, und geſagt: „lieber Ruprecht, lieber Ruprecht!“ denn ſeht — hiebei neigte ſich der Greis gegen Heinrich's Ohr, und flüſterte mit bedeutſamen Lächeln — er war ſeine letzten Tage blöde und wahnſinnig.“

Die zwei Männer ſchauderte es ins tiefſte Mark der Seele und Heinrich trat einige Schritte weg, aber der wahnwitzige Kaſtellan folgte ihm ſachte mit glänzenden Augen: „Er hätte euch über den Stein hinabgeſtürzt — ihr ſeid aber auch viel ſchöner, als er es je geweſen — ich habe ihn recht gut geſehen, wie er bei Prokopus Thurme ſtand, es war Nacht, und ſein ſchwarzer Mantel war ſo finſter, wie die Wolken, die draußen wehten und Blitze zogen — der Seidenmantel kniſterte — und es war eine ſo heiße Nacht, wißt ihr? und ſie dauerte ſo lange, als wie ſonſt drei, aber endlich wurde es Morgen und klar, ihr waret fort — — es iſt ſehr gut, daß ihr fort waret — — und es kamen ſo ſchwere, ſo ſchwere Zeiten — ich habe euch geſagt, daß ſie wie eine Lilie weiß war, und noch kleiner, als ſonſt immer, und alle ſind geſtorben, die arme Chelion ſtarb, mein Weib Bertha ſtarb, ihr ſtarbet, und wie er das Schloß angezündet hatte, und unten im Häuschen auch todt lag, lange geſtreckt, den weißen Bart, wie ein zerfetztes Banner haltend, da kam ihr Sohn, der arme Chriſtoph — ſeht ihr ihn daneben — aber er iſt auch todt, und Narciſſa — und Alle ſind ſie todt — — . . ."

Unwillkührlich ſahen die Freunde auf das Nebenbild der Chelion, und wirklich ſtand ein junger Mann darauf, ihr vollendetes Abbild — wie ſie, ſo ſeltſam und ſchön, aber mit trüben, ſchwermuthsvollen Blicken. Dieſer war alſo der letzte Beſitzer des Berges geweſen.

Zu einer andern Zeit und in anderer Lage würden ſie lange vor dieſen merkwürdigen Bildern und Naturſpielen geſtanden ſein, aber in dieſem Augenblicke war es ihnen nicht möglich; denn der alte Mann neben ihnen war von einer ſo furchtbaren Erregung gefaßt, daß er bei ſeinen letzten Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, die Hände vor das Geſicht ſchlug, und die überreichlichen Tropfen zwiſchen den dürren, faltigen Fingern hervorquellen ließ, ſo daß ſein ganzer Rieſenbau vor Schmerz zitterte, wie der See ſchwankt, wenn ein ferner Sturm tobt. Das Herz der Freunde that einen Blick in die Schlucht einer verworrenen, vielleicht grauſenhaften That — ſie konnten nicht forſchen, und wollten es nicht; denn bereits funkelte der Wahnſinn, wie ein düſtres Nordlicht, an allen Punkten des unglücklichen Weſens vor ihnen, und ſie mochten ihn nicht ſteigern, daß er nicht etwa überſchlage und dem, wenn auch uralten, Körper Rieſenkräfte gebe, und zu Entſetzlichem treibe — auch hat das Menſchenherz eine natürliche Scheu, den dunklen Spuren eines Andern nachzugehen, auf denen es zu Schuld und Unglück wandelte. Deßhalb ſchwiegen ſie Beide tief und ernſt, ſelbſt gegen einander, und blickten nur noch trübe auf die beiden Bilder: Mutter und Sohn. Chelion war ſchön, wie ein reiner Engel, und Chriſtoph war es, wie ein gefallener. Neben ihm war kein Bild mehr, ſondern die lange Reihe leerer Niſchen für Alle noch Ungebornen, als hätte der Gründer auf eine Ewigkeit ſeines Geſchlechtes gerechnet.

Die Freunde wandten ſich nun zum Fortgehen. Ohnehin war ihnen die Luft dieſes Saales drückend geworden. Sie wollten unbeachtet an Ruprecht vorübergehen, überzeugt, daß er ihnen, ſich ſänftigend, ſtille folgen würde. Aber wie er ihre Abſicht errieth, ließ er plötzlich die Hände von ſeinem Geſichte fallen, und ſtatt der vorigen Erregung ſahen ſie nun das äußerſte Erſtaunen darinnen, ſo, daß ihm ſogar vor Schreck die Thränen ſtocken geblieben, und wie gefrorne Tropfen in dem weißen Reife ſeines Bartes ſtanden: „Aber wie ſeid ihr denn?“ rief er mit heftiger Stimme, „wozu habe ich euch denn hergeführt? wozu ſeid ihr denn zurückgekehrt? Ich habe den ganzen Tag die Geduld mit euch gehabt, ich habe ja die höchſte Geduld gehabt, als ihr immer und immer die andern Dinge des Berges anſchautet, und nicht ginget, wohin ich euch führen wollte, ich habe die Geduld gehabt, um euch endlich auch zu zeigen was ich gethan habe — warum wollt ihr denn nun fortgehen?!“

„So zeige uns nur, alter Mann, was du gethan haſt,“ ſagte Heinrich freundlich, „zeige es nur, wir freuen uns ja darauf.“

„Sehet,“ rief der Greis beſänftigter, „Alle ſind ſie da, Alle, die je lebten und athmeten auf dem rothen Steine — ſie ſind verſammelt in dem grünen Saale; nur einer war verworfen, — ich habe ihn immer ſehr geliebt, und dachte, es ſoll nicht ſo ſein —

ſeht nun: ich war es, der es machte, daß ihr ſchon im Saale ſtandet, als er noch lebte, aber er wußte es nicht, er ging hinüber, und wußte es nicht. — — Wartet nur, ich will zuerſt den blauen Vorhang herablaſſen, weil er nicht offen ſtehen bleiben darf. . . . .“

Dieſe letzten Worte hatte er beſchwichtigend und vertraulich geſagt, und dann lief er gegen Ghelions Bild: „Hüll' dich ein,“ ſagte er murmelnd, „du ſchöne Sünde, hüll' dich ein, du Apfel des Paradieſes“ — — und er zog wieder an der Schnur, und freiwillig, wie hinauf, rollte ſich nun der Vorhang herunter, Stück um Stück den Schimmer des Bildes deckend, bis nichts mehr ſichtbar war, als die unſchuldige Seide, ſtraff geſpannt, und matt erglänzend. Dann zu heller unheimlicher Freude übergehend, ſprang der Greis zu der leeren Niſche neben Chriſtoph, drückte gegen eine Feder, und zum Erſtaunen der Männer ſprang der Serpentin los — und in das Krachen miſchte ſich das triumphirende Kichern und Lachen des Greiſes. Sie ſahen nun, daß der Stein bloß auf eine Kupfertafel gemalt war, daß ſich dieſe völlig umlege, und noch ein Bild entblöße, das ſie vorher gedeckt hatte. Es war ein Männerbild, und im Serpentine unten ſtand: „Sixtus II.“

Allein das Bild war das Heinrichs Zug für Zug, nur in fremden Kleidern.

Der Alte rieb frohlockend und herausfordernd die Hände, als wollte er ſagen: „Nun?! nun?!“

Robert war zum Aeußerſten betroffen. Er hatte bisher die zwei Andern begleitet, wie Einer, der bloß Merkwürdigkeiten anſchaut, nun aber wußte er plötzlich nicht mehr, woran er ſei — — zwar ein Gedanke, blitzſchnell und abenteuerlich, ſchoß durch ſein Gehirn, aber er war zu lächerlich, als daß er ihn nicht ſogleich hätte verwerfen ſollen — nur fragend blickte er gegen den Freund. Dieſer aber, der ebenfalls die Sache zu faſſen begann, war Anfangs todtenblaß, dann allmälich flammend roth geworden; — der ſtummen Frage des Andern aber konnte er eben ſo wenig eine Antwort geben. Bloß der wahnwitzige Greis war der einzige, der völlig klar war; mit einer Freude und Geſchäftigkeit, die man an ihm gar nicht zu ahnen vermocht hätte, ging er ſofort an das Werk der Erklärung, und in dem liſtigen Lächeln ſeines Angeſichtes ſchwamm die gänzliche Beruhigung, die er über ſeine Anſtalten empfand.

„Ich habe euch bloß,“ begann er, „nach dem kleinen runden Bilde machen laſſen, das im Deckel eures feinen Reiſekäſtchens war — wißt ihr? — ich hab' es nach jener Nacht herausgeſtohlen, und aufbewahret. Ein alter, alter Mann hat euch conterfeit, ihr müſſet ihn erſt belohnen; denn er hat euch ſehr geliebt. Des ganzen lieben Tages Länge ſaß er oben im Julianusſchloſſe, über die ſinkende Stiege hinauf, wo ich ihn verſteckt hielt, und wohin ich ihm Eſſen und Trinken brachte. Dort malte er, und viele Tage und Wochen vergingen, ehe ihr ſo herrlich wurdet, wie ihr jetzt ſeid. Der arme Mann! weil er ſo alt war, mußte ich ihn immer beinahe die Treppe hinauftragen, daß ſie unter uns knitterte und einzuſtürzen drohte. „Gott lohne es euch, Ruprecht,“ hatte er geſagt, „Gott lohne es euch, wenn ihr alt werdet.“ Er hat noch keinen Heller für das Bild, ihr müßt ihm einen Lohn geben; denn ſein Alter iſt darbend und verachtet.“

„Ach, der iſt wohl ſchon jenſeits aller Heller und Millionen,“ ſagte Heinrich trübſinnig.

„Und nun,“ fuhr der Kaſtellan begeiſtert fort, „nun muß das falſche Kupfer weg; wir werden euch neben Jodok und Ebelion ſetzen, weil ihr früher ſeid, als Chriſtoph, und dieſer muß auf euren Platz herunter. — Fürchtet euch nicht, Graf Sixtus, der Andere iſt ſchon geſtorben — er iſt alt, ſehr alt geweſen, und hat einen langen weißen Bart gehabt; und, „lieber Ruprecht,“ hat er geſagt, wenn er auf der Bank des kleinen Häuschens ſaß — und Chriſtoph iſt auch todt. — „Narciſſa darf nicht in den grünen Saal, weil ſie noch nicht angetraut war, ihr Bild iſt auch nicht fertig, und es war ein barſcher Mann, der ſie konterfeite, und ging fort, als Chriſtoph todt war — und ihr aber, Erlaucht, kommt nun, und bringet Diener und Leute auf den Berg, daß es wieder lebe und wimmle, und eine Nachkommenſchaft werde, den ganzen Saal zu bemalen, und die ganze Zukunft zu erfüllen, bis zum jüngſten Tage.“

„Laßt ihn in ſeiner Ahnung,“ ſagte Robert, „ich dürfte eher ſein Gehirn zerſprengen, ehe wir ihm begreiflich machen, daß du nicht Sixtus ſeieſt.“

„Bin ich auch nicht Sixtus, „antwortete Heinrich, „ſo bin ich doch einer von Dieſen da — — ich bitte dich, frage jetzt nicht, mir iſt Alles ſonnenklar, nur zittert jeder Nerv in mir. Ich werde dir Alles — Alles enthüllen, frage nur jetzt nicht.“

Und in der ungeheuren Aufregung, in der er war, ging er gegen Ruprecht, und, als glaube er es ſelber, ſagte er zu ihm: „Sei geprieſen, alter Mann, für das, was du gethan haſt — ich danke dir dafür, ich danke dir, und ich werde redlich ſorgen für Alle deine künftigen Tage.“

Dem Greiſe war in ſeiner Schwäche ein kindiſches Weinen über dieſen Dank angekommen, aber es äußerte ſich nur darin, daß ein Zucken und allerlei Bewegungen und Regungen emſig durch die Falten des verfallenen Angeſichtes liefen. Er beugte ſich mehrmal, und beugte ſich tief, und vornehm, wie ein belohnter Diener — es wäre lächerlich geweſen, wäre es nicht ſchauerlich erſchienen. „Ich that nur meine Schuldigkeit,“ ſagte er, „ich that nur meine Schuldigkeit!“ Dann ging er mit allen Zeichen der Befriedigung, und mit einer gewiſſen Würde in ſeiner Geſtalt gegen das Bild, und ſagte: „Zum letzten Male wollen wir es ſchließen, Erlaucht, daß es nach Kurzem offen ſtrahle vor den Augen aller Menſchen, und auf ewige Zeiten. O, ich habe euch gleich gekannt,“ fügte er zufrieden lächelnd hinzu, „da ihr heute Einlaß verlangtet!“ — Mit dieſen letzten faſt heimlich geſagten Worten drehte er den Kupferdeckel wieder herum, und fügte ihn ein, ſo daß keine Spur blieb, wo er ſich früher geöffnet.

„So, jetzt iſt Alles geſchehen, und geſehen,“ ſagte er, und trat zurück. Wirklich waren nun alle folgenden Niſchen in langer Reihe leer, und die Freunde wanderten noch den Reſt entlang, dem Thore zu, das ſie in die andern Gemächer des Baues führte.

Daß ſie dem, was nun folgte, wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, begreift ſich. Sie gingen noch durch mehrere Abtheilungen des Sirtusbaues. An den grünen Saal ſtieß ein rother, gefüllt mit den tauſenderlei Arbeiten der Frauen des Rothenſteines, namentlich mit einer Unzahl Spielereien der Nonnen. Sonſt möchte es nicht ohne Annehmlichkeit ſein, dieſe Zeugen einer vergangenen Abgeſchiedenheit zu betrachten, wie ſie für den einen ein Glück, für den Andern eine Trauer war, — aber die zwei Männer eilten vorüber, um nur ſo ſchnell als möglich Raum und Luft zu gewinnen und ihre Herzen gegenſeitig ausſchütten zu können. Nur ein Gemach, als ſie all die Räume und Zimmer durchwandelt hatten, nahm noch ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch — es war das letzte, nahe an dem großen Thore gegen die Vorderſeite des Baues gelegen, aus dem ſie nun hinaustreten ſollten. Das Gemach war der im Sechseck gebaute Mauerſaal, in welchem die Bilder zum grünen Saale verfertigt zu werden pflegten. Und auf eine ſchaurige Weiſe legte er jetzt den ſpäten Beſuchern dieſe ſeine einſtige Beſtimmung vor Augen; denn Alles lag und ſtand noch ſo, als wäre der Künſtler vor einem Augenblicke hinweggegangen: aber ausgedorrte Farben, Staub und Spinneweben zeigten, daß hier jahrelang keine menſchliche Hand thätig geweſen ſei. Dennoch waren noch alle Fenſtervorhänge niedergelaſſen, bis auf einen, um das Licht auf die Leinwand zu ſammeln. Eine lebensgroße Gliederpuppe ſaß da, und ſchwere, ſchön geordnete grünſeidne Drapperie hing an ihr nieder, um auf das Bild gemalt zu werden: aber die ſcharfen Seidenfalten derſelben lagen voll dichten alten Staubes, und der Glanz des Stoffes war erblindet. Der rothe Sammtſeſſel, auf dem die ſaßen, die abgebildet werden ſollten, ſtand leer; aber daneben auf der Staffelei war auch das unvollendete Bild von der, die zuletzt auf dem Stuhle geſeſſen. Um das Bild war ſchon im Voraus ein breiter Rahmen von künſtlichem Serpentine gemalt, um die Wirkung auf den künftigen Platz berechnen zu können; aber es kam nie auf dieſen künftigen Platz. — Das Haupt war zwar vollendet, die Figur und der Grund aber bloß umriſſen und untermalt, und die Hände waren weiße, verwiſchte Flecken. Heinrich jagte mit ſeinem Tuche den größten Theil des Staubes von dem Bilde, und getrübt durch den noch gebliebenen, ſah ein ſchönes ſchlankes Weib, wie eine Narciſſe, demüthig und ſelig aus der Fülle der ſchönſten blonden Locken heraus.

„Geht vorüber, geht nur eilends vorüber,“ ſagte angſtvoll dringend der Greis, „ich bitt' euch inſtändig, geht vorüber — es iſt nur mein armes Kind — was ſoll ich denn hier ſtehen bleiben? — ich habe ja ohnedieß ſchon um ſie geweint. — — Sie ſollte in den grünen Saal kommen, aber er wurde in dem Lande der Heiden erſchlagen — der Maler ging fort — ſie ſtarb. — — Seht, der Conterfeier iſt hinterliſtig wieder erſchienen, und wollte das Bild und die Sachen fortnehmen, aber ich ſagte zu ihm, daß ich ihn erſtechen werde, wenn er es thäte — da ging er, und kam nimmermehr wieder. Ich bitte euch, laßt ſtehen und gehen — — Alles iſt nicht zu Ende; Alles iſt falſch, ihre Ehre und ihre Erhebung iſt falſch, wie der Stein, den ſie um ihr Bildniß gemalt haben. — — O, Vieles, Vieles iſt fürchterlich geworden, ſeit ihr fort waret: Graf Jodok hat ſeinen Sohn Chriſtoph verflucht, und dieſer iſt nicht gekommen, bis der Vater todt war, und dann kam er, und war wie eine ſcheue Amſel auf dem Berge, und geſellte ſich zur ſchlanken Ammer, die immer erſchrocken das Köpfchen warf. — — Aber ſie Beide waren ſo ſchön, wie gar nichts auf Erden, und lauter Friede und Heimlichkeit war auf dem Berge. — — Laßt ſie ruhen — laßt ſie ruhen! — Hier iſt das Thor; ihr könnt ja gleich in den indiſchen Garten des böſen Jodok kommen. Seht, der Garten iſt ſo ſchön — geht nur hinaus, geht hinaus, ich bitt' euch."

Und haſtig hatte er bei dieſen Worten das Thor der ganzen Breite nach aufgeriſſen. Feines liebes Grün ſah einladend herein. Er zeigte hinaus; er war ſichtlich erleichtert, als die Freunde das Gemach verlaſſen hatten. Dann mit Kraft und Schnelle jagte er die Flügel zu, drehte dreimal den Schlüſſel im großen Schloſſe um, und ſchlug noch mit der Fauſt auf das eiſerne Thor, recht freudig, daß es einmal zu ſei. — Aber auch die Männer waren erleichtert, als der düſtre, ſchwarze Bau gleichſam hinter ihrem Rücken zurückwich, und die helle, grüne Landſchaft glänzend in der Nachmittagsſonne vor ihnen lag, und ſich die Flut des lieben vertrauten Sonnenlichtes wieder um ſie ergoß. Es war ein reicher Garten, durch den ſie gingen, voll der ſanfteſten Sträuche und Bäume nebſt Reſten verkommener, ausländiſcher Gewächſe. Mitten in dem Garten ſtand ein großer, weißer Würfel aus dem feinſten Marmor gehauen, mit der Inſchrift: „Jodokus und Chelion.“ Sie gingen vorüber, dann gelangten ſie in den griechiſchen Säulenbau des Jodok, das ſogenannte Parthenon. Die Säulen ſtanden hoch und prächtig in die Lüfte, und Gemächer und Corridore liefen; aber alle die Keuſchheit des Marmors war häßlich von Rauch und Flamme geſchwärzt und verödet — eine Schicht unreiner Ziegel lag zwiſchen den beſchmutzten Säulen, und ſchändete die edle Leiche des Gebäudes.

Sie weilten auch hier nicht lange — und es war auch nichts zu ſehen, als die leere hohle Hülſe einſtiger Wohnlichkeit, in der nun die Trauer brütete. — Sie gingen hinter dem Gebäude durch einen weitläufigen Obſtgarten nach und nach um die Bergkuppe herum, und ſtiegen dann durch den erſtorbenen Fichtenhain zu dem Thurme des Sterndeuters Prokopus hinan. Der Thurm ſelber war leer, nur daß noch Trümmer von aſtronomiſchen Geräthen, Mappen und Büchern herumlagen.

Aber an der Außenſeite desſelben war gegen Süden eine rieſenhafte Aeolsharfe geſpannt. Ihre Saiten gingen von dem gepflaſterten Steinboden, der rings um den Thurm lief, bis auf die Spitze desſelben empor, und ſie wogten leiſe, tief und zart im Hauche der leichten Luft, als die Freunde eben davor ſtanden, gleichſam als rede ſie jetzt freundlich zu ihnen, während ſie öfter unter Tags einen lauten langen Ruf über die Berge gethan.

Mit dem Thurme des Prokopus war die andere Seite des Schloßberges gewonnen, und ſie begannen nun den Rückweg. Der alte Pfad, der von dem Thurme abwärts lief, wand ſich wieder ſachte um die Wölbung des Berges dem Thore zu, durch das ſie hereingekommen waren, weil es das einzige in der ganzen Ringmauer war. Ehe ſie zu dem Platze der Sphinxe und des Obeliskus gelangten, trafen ſie auf die Wohnung des Caſtellans — es war ein niederes breites Haus an einer heißen Sandlehne gelegen —

und hier ſahen ſie noch einmal das Kind Pia, wie es mitten unter Ringelblumen in verwahrloſter Gartenwildniß ſchlief. Ein ſteinaltes Mütterchen, wahrſcheinlich die Magd Ruprechts, ſaß bei ihr, und wehrte ihr die Fliegen. Auch der Hund ſaß nebenan, und betrachtete klug die Gruppe.

Ruprecht war auf dem Wege von dem Berge herab wie ein Lamm hinter den Männern gegangen. Jetzt, wie ſie ein wenig anhielten, um die Gruppe im Garten zu betrachten, und er an ihnen vorbeikam, ſahen ſie, daß ſeine blaßblauen Augen ganz leer ſtanden, daß er auf die Seinen keinen Blick that, und geradewegs gegen die Ringmauer zuſchritt. Dort angekommen, öffnete er die Pforte, und wies die Männer unter denſelben Verbeugungen hinaus, wie er ſie hereingewieſen hatte. Sie traten durch das ſchmale Drehthor, und hörten hinter ſich die Vorrichtung knarren und den Schlüſſel raſſeln. Nach einigen Schritten, die ſie gebeugt durch das verwachſene Haſelgebüſche gethan hatten, ſtanden ſie wieder in der Fichtenallee vor dem weißen Mauerflecke, wie ſie vor einigen Stunden geſtanden waren, ehe man ſie hinein gelaſſen hatte.

Die Nachmittagsluft ſeufzte wieder eintönig in den langen haarigen Zweigen, wie es die am Vormittage gethan, und die Stille und die Harzdüfte ſanken wieder von den Wipfeln. Das Räthſel des Berges, das Heinrich geſucht, lag nun hinter ihm, und die graue, hohe, ſtumme Mauer ſtand wieder davor.

Da ſie nun allein waren, und da ſie die unbetretene, unbefahrne Straße der düſtern Allee abwärts zu ſchreiten begannen, ſagte Robert zu Heinrich: „Nun aber um Gotteswillen erkläre, was ſoll Alles das bedeuten?“

„Ich will es dir ſagen,“ antwortete Heinrich, aber zuvor erkläre du mir, wie es denn kam, daß du nie von dieſem außerordentlichen Schloſſe und ſeinem wunderlichen Teſtamente zu mir geſprochen haſt, da ich doch ſchon ſo viele Wochen in der grünen Fichtau wohne, und ſo oft mit dir zuſammengekommen bin?“

„Deine Frage iſt noch wunderlicher, als die Sache ſelbſt,“ erwiederte Robert. „Wie konnte mir beikommen, eben weil du ſchon viele Wochen in der Fichtau wareſt, daß du von einem Dinge nichts wiſſeſt, das doch in aller Leute Munde war? und wie ſollte ich freiwillig wieder von etwas beginnen, von dem man eben erſt aufgehört hatte zu reden?“

„Nun, ſo hat mich denn ein Wunder in dieſer Angelegenheit geführt,“ ſagte Heinrich, „ſonſt wäre ſie gerade für den verloren geweſen, den ſie doch am meiſten anging, der mitten im Geſpräche darüber ſaß, und nicht einen Laut davon vernommen hat! — Höre mich an. Du weißt, wie ich dir ſagte; daß ich wunderbare Ruinen gefunden, und daß ich den närriſchen Fichtauer Wirth darüber zu Rede geſtellt; — du weißt, daß du mir dann ſelber das ſonderbare Teſtament dieſer Scharnaſts auseinandergeſetzt haſt : aber das weißt du nicht, daß ein furchtbarer Blitz auf mich von heiterem Himmel gefallen war — daß ein ſolcher Scharnaſt mein Ahnherr geweſen — und daß ich es doch keinem Menſchen dieſer Erde zu entdecken wagte, weil es dennoch unwahr ſein konnte — ach, es ſchwebte mir ja kaum wie ein dunſtiger duftiger Nebelſtreifen vor, der dahin ſein konnte, ehe man ihn erfaßt. — Ich ſchrieb desſelben Abends, als ich mit dem Wirthe und deinem Schwiegervater geſprochen hatte, noch an meine Mutter, und befragte ſie, wie unſer Ahn geheißen, und welche ſeine Verhältniſſe geweſen — und ich ſchickte den Brief noch in der Nacht nach Priglitz auf die Poſt. Darum, Freund, war es auch nicht Neugierde allein, was mich auf dieſen Berg trieb, ſondern ein Inſtinkt, der auf ſeinen Gegenſtand weiſt, wenn er ihn auch noch nicht kennt. Siehe, dir muß der Caſtellan, dir muß meine Aehnlichkeit mit jenem Bilde aberwitzig geweſen ſein, und mir wurde es klar, wie die Sonne des Firmamentes. Ich will dir jetzt auch Alles erzählen, merke wohl auf. Vor hundert und zwanzig Jahren kam ein Mann in unſer Thal, das damals feſter, dichter Wald war, kaum von einigen Hütten und Feldern unterbrochen. Der Mann hatte Niemand als ein wunderſchönes Mädchen mitgebracht, war ſelber alt, trug einen weißen Bart, und dunkle Kleider. Mit Werkleuten und Knechten, die er aufnahm, baute er ein ſchönes weißes Haus auf dem Waldabhange, und erweiterte um daſſelbe den Raum in Gärten und Feldern. Sodann ſoll er Allen, die um ihn wohnten, Gutes gethan haben; er ſoll ſie angeleitet, in tauſend Dingen unterrichtet, und überhaupt weiſe und ruhig gelebt haben. In jener Zeit geſchah es auch, daß mein Urgroßvater, ein wohlhabender gelehrter Mann und Pflanzenkenner, angezogen durch die wilde Schönheit des Waldthales, ſich ebenfalls darin anſiedelte und ein ähnliches Haus baute, wie der eingewanderte Alte. Da nun aber der Urgroßvater noch ſehr jung war, und wie die Familienſage ſpricht, ſehr ſchön, ſo geſchah es wieder, daß ſich er und die Tochter des fremdem Mannes ſehr gefielen und endlich heiratheten. Der weiſe Greis hat noch lange gelebt, und iſt an die hundert Jahre alt geworden. Erſt bei ſeinem Tode kam es zu Tage, daß er ein Graf geweſen, und Scharnaſt und Julius geheißen. Es ſollen — waren es nun Verwandte, oder ſonſt nur Freunde — vornehme Leute zum Begräbniſſe in den Wald gekommen ſein; aber wo ſie hingerathen, oder ob man noch etwas von ihnen gehört, davon wußte man ſpäter nichts mehr. Auch verlor ſich die ganze Sage der Abſtammung in unſrer Familie, wie eine Dämmerung, die vergeht, ſo, daß kaum Einer davon ſprach, die Andern es nicht glaubten. Denke dir nun, wie mir ward, da der Wirth die Namen nannte, die mir in den Ohren klangen, und die ich kaum heraufbeſchwören konnte — denke dir, wie ich in dieſes Schloß trete, und mich der irre Caſtellan als Herrn begrüßt — wie ich auf jenem Bilde in längſt verſchollenen Kleidern ſtehe — wie ich als Genoſſe in den Jugendgeſchichten eines uralten Mannes ſpiele. — — Wenn es nun iſt, denke dir, wenn es iſt: dann iſt jener ſchöne, ſanfte Knabe Julius in Jagdkleidern der weiſe Greis aus unſerm Walde, dann bin ich in die Fichtau gegangen, um Blumen und Steine zu ſammeln, und habe das todte Geſchlecht meiner Väter gefunden. Wie wunderbar! Warum ich aber jenem andern Bilde einer andern Linie, jenem zweiten Sixtus ſo ähnlich ſehe, weiß ich nicht, wenn es nicht eines jener Familienwunder iſt, die ſich zuweilen ereignen, daß nämlich in einem Gliede plötzlich wieder dieſelbe Bildung hervorſpringt, die ſchon einmal da geweſen, um dann wieder in vielleicht ewige Unterbrechung auseinanderzulaufen — oder wenn es nicht ein Fingerzeig des Himmels iſt, daß noch ein entfernter Sprößling dieſes Geſchlechtes lebe, auf den man ſonſt nie gekommen wäre.“

Robert ſchüttelte bei dieſen letzten Worten ſeines Freundes faſt traurig den Kopf und ſagte: „Das iſt ja eine erſtaunliche, überaus merkwürdige Geſchichte, die du da ſo erzählſt, als wäre ſie vollkommen einleuchtend — ich erſtaune faſt vor den Folgen — ich weiß es noch gar nicht, wie ſehr ich mich darüber freuen werde — aber vorerſt bin ich noch beinahe betrübt darüber; denn ſiehe, Heinrich, deine Erinnerungen zählen vor Gerichte nicht, der Name iſt dir dunkel, die Erkennung des Caſtellans folgte bloß aus deiner Aehnlichkeit mit jenem Bilde, die ſelber zufällig iſt — ich ſehe einer endloſen Sache entgegen. — Wird man nicht ſagen, du ſelber habeſt das Bild malen und dort verſtecken laſſen, da die Aehnlichkeit zu lächerlich iſt? oder was beweiſt ſie am Ende? Sage, haſt du außer den Dingen, die du mir erzählteſt, weiter nichts, nicht irgend eine kleinſte Kleinigkeit, woraus Hoffnung entſtände, daß man würde einen Beweis herſtellen können?"

„Ich weiß in der That ſonſt nichts," entgegnete Heinrich, „als daß jener alte Mann Julius Graf Scharnaſt geheißen, d. h. ich meine, daß er ſo geheißen, aber ich habe meiner Mutter geſchrieben, ob er ſo geheißen, und ob nicht Schriften von ihm übrig wären. Ich bin nur darum nicht gleich ſelbſt nach Hauſe gereiſt, damit ich noch eher dieſes Schloß beſuchen, und dann mit dir reden könnte, daß du mir als Rechtserfahrner einen Rath gebeſt. Sobald die Antwort der Mutter da iſt, werde ich ſie dir mittheilen, und dich fragen, was ferner zu thun iſt."

„Es iſt gut ſo," antwortete Robert, „ſage nur keinem Menſchen etwas von der Sache, damit nicht entgegengearbeitet werde. Wenn die Lage ſo iſt, wie ſie ſcheint, dann müſſen beſtimmt und gewiß Documente von jenem Julius Scharnaſt irgendwo liegen; die Kunſt iſt dann nur, ſie klug zu finden und klug zu heben, ehe ſich eine Hand darein miſcht. Sie müſſen vorhanden ſein, wenn er nicht ganz und gar leichtſinnig und ſorglos um ſeine Nachkommenſchaft geweſen iſt. Wenn der Brief deiner Mutter Winke gibt, ſo will ich ſelber mit dir reiſen, und jeden kleinſten Faden ſelber lenken und leiten, damit du nicht zu Schaden und Irrthum kommſt."

„Ich danke dir," ſagte Heinrich, „ich wußte, daß du gut und hülfreich biſt, darum habe ich mich dir allein anvertraut."

„Gut und hülfreich?" erwiederte Robert; „die Sache iſt ja ſo ungeheuer und merkwürdig, daß ich ein wahrer Tiger ſein müßte, wenn ich dir nicht mit Händen und Füßen beiſpränge — und ich begreife nicht, wie du ſo ruhig davon reden kannſt, wie etwa von einem Pachtvertrag, oder einem Pferdekaufe?"

„Siehe, das iſt ſo: ich trage die Sache ſchon acht Tage mit mir herum, wurde ſie gewohnt, und ſie iſt mir indeſſen völlig einleuchtend geworden."

„Ich wollte nur, ſie wäre dem Lehenhofe auch einleuchtend," ſagte Robert, und dann fuhr er ſo wie aufzählend fort: „Es muß ein Taufſchein da ſein, ein Trauſchein, etwa ein Teſtament jenes Greiſes, Correſpondenzen, ein Offizierspatent oder ſo etwas, — wenn ihr nur die Dinge nicht zerriſſen habt. — — Es dürften, ja es müſſen ſogar im Gewölbe des rothen Steines Schriften ſein, die über jenen Julius Auskunft geben — — dann der Vertrag über den Waldkauf und Häuſerbau deines Greiſes — der muß in einem Archive ſein. Euer Thal iſt ja landesherrlich, nicht wahr?"

„Ich bitte dich, ſchone mich jetzt mit dieſen Dingen," ſagte Heinrich; „denn ich weiß ſie nicht; aber wenn wir reiſen, werde ich dich überall hinführen, wo du hin verlangſt, und dir Auskunft verſchaffen, worüber du nur willſt."

„Nun ich hoffe, und wünſche, und will alles Beſte für dich," antwortete Robert; „aber ich habe eine wahre Angſt, eine peinigende Angſt habe ich, wie wir das Ding durchſetzen werden."

„Ich wieder gar keine," ſagte Heinrich; „entweder rollt Alles ſchön und klar wie Perlen heraus, oder ich bin ganz und gar keiner von Jenen. — Nur leid thäte mirs dann, ſehr leid um das ſchöne Schloß, daß ich nicht auf ſeinem Berge arbeiten und ſchaffen dürfte, und daß ich es nicht mit all ſeinen Schätzen und Mälern von dem Heimfalle an Verderbniß und Unheimlichkeit retten könnte."

„Freilich wäre es auch mir ſehr angenehm," erwiederte Robert; „es wäre eine wahre Freude für mich, es wäre die größte meines ganzen Lebens, Thrine und mein Kind ausgenommen, wenn ich dich hier oben wüßte als Herrn und Beſitzer, ein klares und freundliches Leben führend über den Trümmern dieſer verworrenen, vielleicht ſündhaften Vergangenheit. — Du würdeſt Alles ordnen, daß es heiter würde; du wäreſt uns ſo nahe, deine Mutter und Schweſter wären bei dir — — und vielleicht ein gar ſo liebes Weibchen auch? — — Hab' ich dich?"

„Erwähne das nicht," ſagte Heinrich erröthend, „erwähne das jetzt nicht."

„Nun, nun, du brauchſt dich nicht zu ſchämen," entgegnete Robert: „ſie iſt ſchon recht, ſie iſt herrlich und mehr werth, als alle Fürſtinen und Grazien der Welt."

„Freilich iſt ſie mehr werth, freilich," — ſagte Heinrich.

„Nun ſo handle raſch zu," erwiederte Robert, „und laſſe alles Andre gehen, wie es gehen mag."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen waren die Freunde endlich vollends den Berg hinabgelangt, und ſahen unten im dichten Gebüſche das Häuschen des Grafen Jodok ſtehen, und das ſteinerne Bänkchen davor, auf dem er in den letzten Tagen ſeines Lebens geſeſſen war. Dann gingen ſie durch heitere Obſtbaumgruppen dem Dorfe zu, wo ſie ein Mahl beſtellt hatten, und wo ihr Wagen wartete. Es iſt begreiflich, daß ſie während des Eſſens und noch nachher über die Dinge redeten, die ſie geſehen, und über die Zukunft, wie ſie einzurichten iſt. Als es ſchon gegen die Kühle des Abends ging, ſaßen ſie ein, und fuhren den Rückweg gegen Priglitz zu. Oefter, wenn es die Berge zuließen, ſahen ſie noch auf die alte Burg zurück, und ganz ſpät, als ſchon längſt die Sonne untergegangen, und ſie eben um einen Winkel in das Hauptthal der Pernitz einbogen, riſſen noch einmal die grünen Hügel auseinander, und ließen den verlaſſenen Zauberberg durchblicken, wie er fahl, gleich einem Luftbilde in der

Dämmerung draußen hing — ſie dachten ſich noch einmal die Bewohner auf ihm, den blöden Greis, das Kind, das alte Mütterchen und den Hund; ſie dachten ſich die ragenden Bauwerke desſelben, und die Reihe der ſtarren ſchweigenden Bilder — dann ſchob ſich ein ſchwarzer Wald vor, ſie flogen um die Ecke, und das weitere Pernitzthal nahm ſie auf. Fröhlich rollten ſie nun in der Nacht dem bekannten rauſchenden Waſſer entgegen, in die Enge des Thales zurückdringend, um Heinrich an der grünen Fichtau abzuſetzen. Es rückten die alten wohlbekannten Berghäupter immer finſterer und immer größer an dem Wagen vorbei, und die Freunde kamen erſt an der Häuſergruppe an, da wieder der Mond, aber nun ein abnehmender, über derſelben ſtand, und den fahlgrauen Schimmer auf die Dächer legte, da der Staubbach wieder Diamanten warf, und die Gräſer Perlen hielten. Auch in der Pernitz rührte ſich das zerfloſſene Silber, und auf dem Waldlaube ſtand der ruhige feſte Glanz; aber alle Fenſter des ganzen Hauſes waren ſchwarz, die Ruhe der Bewohner zeigend. Zwei davon, die allein in einem matten Glimmer des Mondes ſchillerten, deckten das Gemach, in welchem der ſchlummernde Athem

Anna's ging. Heinrich ſtieg ab, und pochte leiſe mit dem hölzernen Hammer an das Thor, Robert aber ließ ſeinen Wagen umwenden, um noch in der Nacht ſeine Heimath zu gewinnen und die harrende Thrine zu beruhigen.

Der Wagen war an der Steinwand des Julius verſchwunden; auch vernahm man ſein fernes Rollen nicht mehr. Der Knecht der grünen Fichtau, der das leiſe Pochen gehört, und auf Befragen die Stimme Heinrichs erkannt hatte, hatte ihn eingelaſſen, — und ſo war wieder Alles, was der heutige Tag geſehen, die luſtigen Sonntagsgäſte der grünen Fichtau, der närriſche Erasmus, die zwei Wanderer, die Bewohner jenes Berges, und das in ſeiner Liebe befangene Herz, in denſelben weiten, lichtdämmernden, ſchlummerbringenden Mantel der Nacht gehüllt, und ſeinen Träumen überliefert.

Wir aber laſſen ſie ſchlummern und träumen, und ſchwingen uns indeſſen in die glänzende Luft hinauf, um aus ihr auf das ganze Bauwerk der Gebirge niederzuſchauen. Todt liegt es unten weit hinaus, und zeigt die ſchwarzen Spitzen gegen den Glanz hinauf, an denen ſich nicht ein einziges Atom rührt, nur daß an den

Wänden glitzernde Fäden niederrinnen, und auf den naſſen Bergen hie und da ein blitzender Mondfunke harrt. Der Orion iſt ſchon tief geneigt, und löſcht bereits ſeine erſten Sterne an dem ſchwarzen Gebirgsrande aus — ein anderer Stern, ehe er völlig untergeht, blitzt noch ſo lebhaft, als ſollte man in der Stille ſein Kniſtern hören können — der halbe Mond aber ſteht noch hoch am Himmel, und übergießt ihn mit dem Flore ſeines milchigen Lichtes, jedes Sternlein in ſeiner Nähe vertilgend. Alles, was unſer Blick überſchauen kann, von der Kette angefangen die unter dem blitzenden Sterne ihren Schattenriß gegen den Himmel legt, über alle Höhen und Hügel herüber, auf denen jetzt die mattfärbigen Felſen ragen, oder die feuchten Wälder ſtehen. Alles dieſes bis zu den ſchweigenden Zacken draußen, die die letzten das Licht des Mondes auffangen, — Alles, was wir ſo überſehen, ſteht unter den Fittigen jenes Schloſſes, das wir heute mit den zwei Freunden beſucht haben, und alle Weſen, die jetzt da unten ſchlummern und träumen, erwarten von ihm ihr Wohl oder Wehe. Wir aber wünſchen von Herzen, daß ſie ſämmtlich unter die Obhut des ſanften freundlichen Mannes gelangen mögen, der heute in jenem Mauerwerke geweſen, und ſchon ſo lange mit Bewunderung zwiſchen dieſen grünen Bergen herumgegangen iſt. Er iſt einfach und milde, und wird eine leichte und hülfreiche Hand über ihre Häupter ſtrecken. Wir aber verlaſſen nun auch unſere Höhe und laſſen den Reſt der Nacht ungeſehen und unempfunden über die ſtummen Berge hinweggehen, bis ihr letzter Silberſchein weit draußen im Weſten erblaſſet, und die goldene Flamme des Morgens über ihre Häupter hereinſchlägt, alle Stimmen, die jetzt ſchweigen, zu neuen Freudenrufen erweckend, und alle Leben, die jetzt todt ſind, zu neuem Wogen und Wallen geleitend.

Als nun dieſer Morgen angebrochen war, finden wir Heinrich in ſeinem Zimmer bereits aufgeſtanden und angezogen. — Er beſchäftigte ſich, indeſſen draußen die feurigen Goldſtröme um alle Hütten ſpielten, damit, daß er Pflanzen und Mineralien in flache Kiſten packte, und wie eine fertig war, den Deckel anſchraubte, und ihn mit einer Aufſchrift verſah. So that er faſt den ganzen Tag. Und wie oft er indeſſen an das Fenſter gegangen, ja ſelbſt den Garten durchſtreift hatte, ſo hatte er doch Anna nicht zu ſehen bekommen;

es war faſt, als wiche ihm das Mädchen aus. Nur gegen Abend, als man ihn über den Steg und dann die Grahnswieſe emporgehen ſah, lauſchte ihr Angeſicht zwiſchen den weißen Vorhängen ihres Fenſters heraus, und ſah ihm nach, ſo lange er zu erblicken war. In der Dämmerung kam er wieder zurück, und der große Wirthshund ging mit ihm, weil er ihn oben am Hage gefunden hatte, und ihm überhaupt ſehr zugethan war. Die Thiere kennen gute Menſchen, und geſellen ſich zu denen, die ihnen wohlwollen.

So verging auch der andere Tag und der nächſte wieder. Mittwochs aber, da er eben über ſeine Gaſſenſtiege herabgegangen war, um ſpäter ſein Mittagsmahl zu nehmen, lief Anna hochroth aus dem Gaſſengärtchen herbei, und ſagte zu ihm: „Seit Morgen liegt ſchon ein Brief an euch in des Vaters Stube; Thrinens Syndicus hat ihn mit einem eigenen Boten geſendet.“

Heinrich entfärbte ſich bei dieſer Nachricht, und Beide, ohne ſonſt ein einzig Wort zu ſagen, gingen wieder auseinander.

Der Brief aber war von Heinrichs Mutter. Zitternd entfaltete er ihn, und las, wie folgt: „Lieber

Sohn! Du ſchreibſt ohnedem ſo ſelten, und dann wieder ſo kurz, daß wir nicht wiſſen, wie es dir geht, oder was dir fehlt, damit wir es dir ſchicken. Und vonwegen du geſchrieben, ſo läßt dich der Herr Pfarrer grüßen, und dir ſagen, daß es wirklich in der Traumatrikel der Kirche zu Grünberg ſteht, daß dein Urgroßvater Melchior im Jahre Chriſti 1719 mit der tugendhaften Jungfrau Angelica Scharnaſt ehelich copulirt worden iſt, welche die Tochter des Obriſten Julius Scharnaſt geweſen iſt. Der Obriſt aber war gar ein Graf geweſen, ehe er gekommen iſt, aber das ſteht nicht darinnen, ſondern wenn du es wiſſen willſt, wie ſich Alles begeben hat, ſo meint der Herr Pfarrer, dieſes werde im Amte zu Grünberg aufgeſchrieben ſein, und daß du es dir ſollſt aufſchlagen laſſen. Oder wenn es nicht aufgeſchrieben iſt, ſo hat ſchon der vorvorige Syndicus zu deinem Vater geſagt, daß verſchloſſene Schriften von dem Obriſt im Amtsgewölbe liegen, aber es iſt wieder Alles beim Alten geblieben. Wenn es zu deinem Fortkommen dienlich iſt, ſo komme lieber ſelber, und ſehe Alles an. Deine Schweſter iſt wieder ſehr krank geweſen, nun aber ſchon beſſer. Die Kiſte mit den Kräutern haben wir an den Boten abgegeben, aber es wäre uns lieber, wenn du doch etwas Anderes thäteſt, und dich zu etwas Anderm wendeteſt, allein du wirſt es ſchon ſelbſt am beſten verſtehen. Ich grüße dich mit meinem ganzen Mutterherzen, die Schweſter grüßt dich auch, und ſo behüte dich Gott, und ich bleibe deine treue Mutter, Magdalena.“

Heinrich legte den Brief wieder zuſammen, und war er bei deſſen Entfaltung blaß geweſen, ſo wurde er nur nach deſſen Leſung flammend roth. Es waren faſt Thränen der Rührung über die guten einfältigen Worte der Mutter hervorgebrochen — aber er hatte jetzt nicht Zeit, ſondern mit äußerſter Haſt lief er wieder in ſeine Stube, packte noch in Eile Alles zuſammen, was herum lag, und verſah es mit Aufſchriften, daß es der Boten-Simon am künftigen Montage mit ſich fortnehme; den Koffer mit ſeinen Kleidern gab er einem Schubkarrenführer aus der Fichtau, daß er ihn ſogleich zu Robert nach Priglitz bringe, dann verzehrte er einige Biſſen von ſeinem Mittagseſſen, ohne daß ſie ihm ſonderlich ſchmecken wollten. Da Alles dieſes geſchehen, ging er zu Erasmus, der mit den Seinigen am Gartentiſche noch beim Mittagsmahle ſaß, um ſeine Rechnung zu berichtigen und Abſchied zu nehmen. —

Erasmus brachte bald auf einem Täfelchen die Rechnung, ſtrich das erlegte Geld ein, und verſprach, daß jede Kiſte mit dem Boten-Simon pünktlich und am rechten Orte eintreffen ſolle. Heinrich reichte dem Vater und der Mutter die Hand; zu Anna ſagte er bloß die Worte: „Lebt recht wohl, Jungfrau!“ — ſie ſagte auch kein einziges Wort als: „Lebt recht wohl!“ — dann wendete er ſich um, und ging fort.

„Es iſt im Grunde doch ein recht kerngutherziger Menſch,“ ſagte Vater Erasmus, und alle drei aßen ſie faſt traurig an ihrem Mittagsmahle weiter.

Am andern Tage kam durch einen Holzknecht die Nachricht von Priglitz, daß Heinrich und Robert abgereiſet wären, man weiß nicht wohin. Die Sache beſtätigte ſich auch, indem noch deſſelben Tages Thrine ſammt ihrem Kinde zu ihrem Vater, dem Schmiede in die Fichtau auf Beſuch kam, und über eine Woche blieb. Auch ſie wußte nichts über das Ziel der Reiſe. Endlich fuhr ſie wieder nach Hauſe.

Ein Tag um den andern verging, ohne daß die Männer zurückkehrten, eine Woche nach der andern verging. Als aber endlich Robert allein zurückkam, ſo kam mit ihm zugleich eine Nachricht mit, die wie ein

Lauffeuer von Land zu Land lief, von einem Berge der Fichtau zum andern, und die in Anna's verborgenem Herzen einen ganzen Sturm von Freude und einen fürchterlichen Schreck emporjagte.

3.

Der rothe Stein.

Während nicht nur in der Fichtau, ſondern im ganzen Lande noch ein außerordentliches Geſchrei über das Wunder war, ſo ſich begeben; während Arbeitsleute aller Art auf dem Rothenſteine beſchäftigt waren, ſo daß es ſchien, als rühre ſich nun der ganze Berg, der früher ſo vereinſamt geweſen; während das vermauerte Thor nun wieder gaſtlich ſeine Wölbung offen hielt, und auf einem Gerüſte Steinmetzen oder Steinhauer an ſeiner Verzierung arbeiteten; während kein Weg auf dem Berge war, auf dem nicht ein Karren quickte, kein Buſch, hinter dem es ſich nicht rührte, kein Dach, auf dem es nicht ging, kein Zimmer, in dem es nicht ſcheuerte — — während dieſes Alles geſchah, ging Heinrich langſam bei dem großen verfallenen Thore des Julianſchloſſes hinein, in das einzige Bauwerk, in welchem keine Hand ſich regte; er ging den betretenen Pfad über den Schutthügel; er ging bei der entgegengeſetzten Oeffnung wieder hinaus, durchwandelte den verfallenen Garten auch auf dem wohlbetretenen Pfade, und hielt vor dem hohen rothen Felſen ſtille, zu dem die Pfade führten. Hier zog er einen Schlüſſel aus ſeinem Buſen hervor, — denn die Siegel waren ſchon Alle nicht mehr da — drehte ihn dreimal in dem Schloſſe, und öffnete ſanft die hohen, glatten, eiſernen Thorflügel. Da ſah ein weiter, matt dämmernder Gang heraus; weit geſchweifte, flache, halbkreisartige Stufen von blutigrothem Marmor wieſen zu einem zweiten Eiſenthore von wunderſchöner Arbeit, die zwei Schlüſſelmündungen mit gediegenem Golde umlegt. Er trat ein. Hinter ſich ſchloß er die äußern Thore, und ſchritt über das Lichtgezitter, das eine Spiegelvorrichtung von oben herab auf den Eſtrich des Ganges warf, und ihn ſchwach beleuchtete. Nachdem er die Stufen emporgegangen war, nahm er die zwei kleinen ſtählernen Schlüſſel aus einem Sammtfache, das er mit ſich trug, und öffnete die eiſerne, goldbelegte Pforte. Ein großer, ruhiger Felſenſaal that ſich auseinander, auf ſeinem Fußboden daſſelbe Spiegellichterſpiel zeigend, wie der Gang, und damit die im Sechseck geſtellten Wände matt beleuchtend, an denen es wie von Metallen glänzte. Heinrich ging ebenfalls hinein und ſchloß hinter ſich zu. Dann aber ging er den Wänden entlang, drückte an verſchiedenen Stellen, worauf ſich die eiſernen Lehnen von den Fenſtern der Kuppel zurückſchlugen, und ſanfte Lichtbäche von oben herabfallen ließen, die Alles klar machten, aber die ſpielenden Lichtwunder des Fußbodens auslöſchten. Bevor nun Heinrich irgend etwas Anderes that, ſchritt er gegen eine Stelle der Marmorwand, öffnete dort ein kleines ſtählernes Thürchen, auf dem mit goldenen Buchſtaben das Wort: „Henricus II.“ ſtand, und legte ein beſchriebenes Heft, das er aus ſeinem Buſen zog, hinein. Dann ſchloß er langſam das Wandkäſtchen wieder, und trat zurück. Es ſtanden aber noch viele andere ſolche Thürchen herum, und jedes trug in goldenen Buchſtaben einen Namen. Sonſt war aber weder Geräthe noch irgend etwas im Saale, außer einem marmornen Tiſche, der vor einer Art Altar ſtand, und einem hochlehnigen Stuhle aus Erz. Heinrich ging an den vielen Thürchen vorüber; erſt eines der letzten, bevor die unbeſchriebenen kamen, öffnete er und zog die

Schriften aus dem Eiſenſchranke hervor, die drinnen waren. Auf dem hohen Stuhle ſitzend, die Papiere vor ſich auf dem Tiſche, ſchlug er die erſten Blätter um, bis er zu einem eingelegten Zeichen kam, dann ſein Haupt ſachte vorwärts neigend, las er weiter, wie folgt:

„Und darum kann ich euch keinen Dank haben, Ubaldus und Johannes, und Prokopus und Julianus — und wie ihr heißet; denn der Dämon der Thaten ſteht jederzeit in einer neuen Geſtalt vor uns, und wir erkennen ihn nicht, daß er einer ſei, der auch ſchon euch erſchienen war — und eure Schriften ſind mir unnütz. Jedes Leben iſt ein neues, und was der Jüngling fühlt und thut, iſt ihm zum erſten Male auf der Welt: ein entzückend Wunderwerk, das nie war, und nie mehr ſein wird — aber wenn es vorüber iſt, legen es die Söhne zu dem andern Trödel der Jahrtauſende, und es iſt eben nichts als Trödel; denn jeder wirkt ſich das Wunder ſeines Lebens aufs Neue.“

„Was ich hier ſchreibe, bin nicht ich — mich kann ich nicht ſchreiben, ſondern nur, was es durch mich that. Ich habe die Erde und die Sterne verlangt, die Liebe aller Menſchen, auch der vergangenen, und der künftigen, die Liebe Gottes, und aller Engel — ich war der Schlußſtein des millionenjährig biſher Geſchehenen, und der Mittelpunkt des All, wie es auch du einſt ſein wirſt; — — aber da rollt Alles fort — wohin? das wiſſen wir nicht. — Millionenmal Millionen haben mitgearbeitet, daß es rolle, aber ſie wurden weggelöſcht und ausgetilgt, und neue Millionen werden mitarbeiten, und ausgelöſcht werden. Es muß auch ſo ſein: was Bilder, was Denkmale, was Geſchichte, was Kleid und Wohnung des Geſchiedenen — wenn das Ich dahin iſt, das ſüße ſchöne Wunder, das nicht wieder kommt! Helft das Gräschen tilgen, das ſein Fuß betrat, die Sandſpur verwehen, auf der er ging, und die Schwelle umwandeln, auf der er ſaß, daß die Welt wieder jungfräulich ſei, und nicht getrübt von dem nachziehenden Afterleben eines Geſtorbenen. Sein Herz konntet ihr nicht retten, und was er übrig gelaſſen, wird durch die Gleichgültigkeit der Kommenden geſchändet. Gebt es lieber dem reinen, dem goldnen, verzehrenden Feuer, daß nichts bleibe, als die blaue Luft, die er geathmet, die wir athmen, die Billionen vor uns geathmet, und die noch ſo unverwundet und glänzend über dir ſteht, als wäre ſie eben gemacht, und du thäteſt den erſten, friſchen, erquickenden Zug daraus. Wenn du ſeinen Schein vernichtet, dann ſchlage die Hände vor die Augen, weine bitterlich um ihn, ſo viel du willſt — aber dann ſpringe auf, und greife wieder zu an der Speiche, und hilf, daß es rolle — — bis auch du nicht mehr biſt, Andere dich vergaßen, und wieder Andere, und wieder Andere an der Speiche ſind.“

„Wundere dich nicht über dieſen meinen Schmerz, da doch Alles, was ich in den vielen Blättern oben geſchrieben habe, ſo heiter und ſo freundlich war, wundere dich nicht; denn ich gehe dem Engel meiner ſchwerſten That entgegen, und aus den Pergamenten des rothen Felſenſaales kam dieſer Engel zu mir. Dort liegen die Schläfer, von ihrem Ahnherrn verurtheilt, daß ſie nicht ſterben können; eine ſchauderhaft durcheinanderredende Geſellſchaft liegt dort, vor jedem Ankömmling müſſen ſie ihre Thaten wieder neu thun, ſie ſeien groß oder klein; — dieſe Thaten, genug, ſie waren ihr Leben, und verzehrten dieſes Leben. Wenn es dein Gewiſſen zuläßt, ſpäter Enkel, ſo verbrenne die Rollen, und ſprenge den Saal in die Luft. Ich thäte es ſelber, aber mir ſchaudert vor meinem Eide. Kannſt es aber auch du nicht thun, ſo vergiß doch augenblicklich das Geleſene, daß ſich die Geſpenſter all ihres Thuns nicht in dein Leben miſchen und es trüben, ſondern daß du es lieber rein und anfangsfähig aus der Hand deines Schöpfers trinkeſt."

Ich fahre fort.

„Als ich aus Frankreich zurückkehrte, und das Bild des treuen Alfred doch ſchon zu erblaſſen begann — als ich faſt alle Welt durchreiſ'te — als ich jeden Brief der Marquiſe unerbrochen zurückſandte, bis keiner mehr kam — da fiel es mir ein — — — leſe nun das Folgende, weil du zu leſen geſchworen, ſo wie ich es ſchrieb, weil ich es zu ſchreiben geſchworen — : aber wenn du das Eiſenthor des Gewölbes zuſchlägſt, ſo laſſe Alles hinter dir zurück, und ſtreue die Erinnerung in die Winde, damit du keinen Hauch davon, kein trübes Atom zu den Deinen nach Hauſe trägſt, zu deinen armen Kindern, zu deinem ſchönen unſchuldigen Weibe."

„Das Land Indien war es, wo mir der Engel meiner ſchwerſten That erſchien; — unter dunklem Schatten fremder Bäume war es, an einem Fluſſe, der ſo klar floß, als walle nur dichtere Luft längs der glänzenden Kieſel — das Schlechteſte und Verachtetſte, was die Menſchheit hat, war dieſer Engel, die Tochter eines Paria; aber ſchön war ſie, ſchön über jeden Ausdruck, den eine Sprache erſinnen mag, und über jedes Bild, das in Jahrtauſenden einmal in eine wallende Fantaſie kommt. — —“

„In den Pergamentrollen hatte ich gelernt, wie Alles nichtig und eitel ſei, worauf Menſchen ihr Glück ſetzen; denn es war Thorheit, was alle meine Vorfahren thaten. Ich wollte Neues thun. Den Kriegsruhm hatte ich ſchon genoſſen, dieß ekle, blutige Getränke; die Kunſt hatte ich gefragt, aber ſie ſagt nichts, wenn das Herz nichts ſagt; die Wiſſenſchaften waren Rechenpfennige, und die Liebe Sinnlichkeit, und die Freundſchaft Eigennutz. — — Da fiel mir ein, wie ich oben ſagte, ich wolle nach dem Himalaia gehen. Ich wollte die rieſenhaften und unſchuldigen Pflanzen Gottes ſehen, und eher noch wollte ich das große, einfache Meer verſuchen.“

„Ich kam nach dem Himalaia. Dort lernte ich die Hinduſprache, dort ſah ich das Bramanenleben, ein anderes, als unſeres, d. h. anders thöricht — und dort ging auch die Paria zwiſchen Rieſenpalmen nach dem Fluſſe, um Waſſer für den Vater zu ſchöpfen. Sie hat, ſeit ſie lebte, ſonſt nichts gethan, als daß ſie durch die Palmen ging, um Waſſer zu holen, und für den Vater Datteln zu leſen, und Kräuter zu pflücken.“

„Rühre mich nicht an, und rede nicht mit mir,“ hatte ſie zu dem fremden Manne geſagt, „daß du nicht unrein werdeſt,“ — und dann ſtellte ſie den Waſſerkrug auf ihre Schulter neben den glänzenden, unſäglich reinen Nacken, und ging zwiſchen den ſchlanken Stämmen davon.“

„Und ſo ging ſie Tage und Monden — kein Menſch war in dem Walde, als ich; denn ſie würden unheilig durch Rede und Berührung mit ihr geworden ſein. Der Vater ſaß unter Feigenbäumen, und ſah blöde und leer gegen die Welt — und als er eines Tages todt war, und ſie nicht zu dem Fluſſe kam, ſo ging ich zu ihr, und berührte ſie doch; denn ich nahm ihre Hand, um ſie zu tröſten — ich redete mit ihr, daß ſie erſchrak und zitterte, und mich anſah, wie ein Reh.“

„Du mußt dich nun waſchen,“ ſagte ſie, „daß du wieder rein ſeieſt.“

„Ich werde mich nicht waſchen,“ ſagte ich; „ich will ein Paria ſein, wie du. Ich werde zu dir kommen, ich werde dir Früchte und Speiſe bringen, und du reicheſt mir den Krug mit Waſſer.“

„Und ich kam auch, und kam wieder und oft. Ich redete mit ihr, ich erzählte ihr von unſerm Brama, wie er ſanft und gut ſei gegen die Kinder ſeines Volkes, und wie er nicht den Tod des Weibes begehre, wenn der Mann ſtarb, ſondern daß ſie lebe, und ſich des Lichtes wieder freue.“

„Wenn ſie aber freiwillig geht, ſo nimmt er ſie doch mit Wohlgefallen auf?“ fragte ſie, und heftete die Augen der Gazelle auf mich.“

„Er nimmt ſie auf,“ ſagte ich, „weil ſie es gut gemeint hat; aber er bedauert ſie, daß ſie ſich ihr ſchönes Erdenleben geraubt hat, und nicht lieber gewartet, bis der Tod ſelber komme, und ſie zu ihrem Manne führe, der auch ſchon ihrer harrte.“

„Siehſt du, wie du ſelber ſagſt, daß er ſchon harrte,“ antwortete ſie raſch. „Du biſt alſo im Irrthume, und man muß ja zu ihm kommen.“

„Wenn du wieder in dein Land gehſt,“ ſetzte ſie langſamer hinzu, „in deine Heimat, die etwa gar jenſeits dieſer hohen weißen Berge iſt, ſo werde ich traurig ſein, und auch meinen, daß ich dir folgen ſolle.“

„Und willſt du mein Weib werden?“ ſetzte ich plötzlich hinzu.“

„Und hier war es, wo ich zum erſten Male gegen ſie ſchlecht war. Ihr Wort hatte mich entzückt, ich beredete ſie, mein zu werden, und mir zu folgen. Sie kannte kein anderes Glück, als im Walde zu leben, Früchte zu genießen, Blumen zu pflücken, und die Pflanzenſpeiſen zu bereiten, die ihr ſanfter reinlicher Glaube vorſchrieb; ich aber kannte ein anderes Glück, unſer europäiſches, und hielt es damals für eins. — Das weiche Blumenblatt nahm ich mit mir fort, unter einen fremden Himmel, unter eine fremde Sonne. Sie folgte mir willig und gerne — nur ſehr blaß war ſie, als wir über das breite endloſe Salzwaſſer fuhren, und es machte ihr Kummer, wenn ſie ſich mit dem ſchmutzigen Schiffwaſſer waſchen, oder es trinken mußte. Ihre Seele war in mir, und ſie wußte es nicht, darum liebte ich ſie mehr, als eine Zunge ſagen kann. Ich that ihrer Meinung und ihrem Willen nie Gewalt an, ſondern ließ ſie vor mir ſpielen, und ſah zu, wenn ſie mein Herz und ihr Herz, meinen Unterricht und ihren Hinduglauben kindiſch durcheinandermiſchte, und in Bethörung lächelte.“

„Als ſie nach den Geſetzen unſres Landes mein Weib geworden war, führte ich ſie auf meinen Berg. Ich hatte ſchon vor meiner Abreiſe ein Gebäude nach griechiſcher Art angefangen, und dieſes ſtand nun, als wir ankamen, bereits fertig da. Ich taufte es „Parthenon," und richtete es zu unſrer Wohnung ein. Es war ſehr ſchön, und ſein Inneres mußte von jeder Pracht und Herrlichkeit ſtrotzen, damit ich ihr ihr Vaterland vergeſſen machen könne. Auch einen Garten legte ich rund herum an, und hundert Hände mußten täglich arbeiten, daß er bald fertig würde. Ich zog ſchwarze Mauern und Teraſſen, um die Sonnenhitze zu ſammeln; ich warf Wälle auf, um den Winden zu wehren; ich baute ganze Gaſſen von gläſernen Häuſern, um darin Pflanzen zu hegen, dann ließ ich kommen, was ihr theuer und vertraut war: die ſchönſten Blumen ihres Vaterlandes, die weichſten Geſträuche, die lieblichſten Vögel und Thiere — aber ach, den dunkelblauen Himmel und die weißen Häupter des Himalaia konnte ich nicht kommen laſſen, und der Glanz meiner Wohnung war nicht der Glanz ihrer indiſchen Sonne."

„So lebte ſie nun fort. Sie aß kein Fleiſch; an mir duldete ſie bloß, daß ich es thue, und mich mit dem Blute der armen Thiere beflecke. Aber höher hätte ſie mich gewiß geachtet, wenn ich es ebenfalls vermocht hätte, nur ihre Pflanzengerichte, ihre Früchte und ihr Obſt zu genießen. Oft in jenen Tagen, die in den erſten Jahren ſo gleichförmig dahin floßen — oft, wenn ihr Mund an meinem hing, wenn ihre weichen kleinen Arme mich umſchlangen, und wenn ich in ihr großes fremdes Auge blickte, und darinnen ein langſam Schmachten ſah — ſie wußte ſelbſt nicht, an welcher tiefen, ſchweren Krankheit ich leide — oft ſagte mir eine Stimme ganz deutlich in das Ohr: „Gehe wieder mit ihr nach Indien, ſie ſtirbt vor Heimweh;“ — aber mein hartes Herz war in ſeinem Europa befangen, und ahnete nicht, daß es anders ſein ſollte, daß ich der Stärkere hätte opfern ſollen und können, was ſie die Schwächere wirklich opferte, aber nicht konnte. Ich hörte die Stimme nicht, bis es zu ſpät war, und eine That geſchah, die Alles, Alles endete. — — Siehſt du, damals rollte auch der Wagen des Geſchickes, nur daß er über zarte Glieder ging, und ſie zerquetſchte.“

„Ich hatte einen Bruder, Sixtus mit Namen —

einen ſchöneren Jüngling kann man ſich kaum denken — und dabei war er gut und herrlich, und ich liebte ihn, wie ein Theil meines eigenen Herzens. Dieſer Bruder kam von ſeiten weiten Reiſen zurück, und wollte einige Monate bei uns wohnen. Das ſah ich gleich, daß er vor der Schönheit meines Weibes erſchrak, und zurückfuhr, und daß in ſein armes Herz das Fieber der Leidenſchaft gleichſam wie geflogen kam; aber ich kannte ihn als gut, und mißtraute nicht, ja er dauerte mich, und ich ſagte ihr, daß ſie ihm gut ſein möge, wie man einen Bruder liebt. — Ich kam ſeinem Herzen zu Hülfe, ich war noch freundlicher, noch liebreicher, als je, daß es ihn erſchüttere, und er ſich leichter beſiege. Ich mißtraute nicht — und dennoch ſchwirrte es oft mit dunkeln Fittigen um mein Haupt, als laure irgendwo ein Ungeheuer, welches zum Entſetzen hereinbrechen würde. Ich wußte bisher nicht, ob ſie damals von dem eine Ahnung hatte, was wir Treubruch in der Ehe nennen; denn ich war nicht darauf verfallen, ihr dieß zu erklären: jetzt erzählte ich ihr davon, ſie aber ſah mich mit nichtsſagenden Augen an, als verſtände ſie das Ding nicht, oder hielte es eben für unmöglich."

„Noch war nichts geſchehen.“

„Er ſchwärmte wild in den Bergen herum, oder ſaß halbe Nächte an der Aeolsharfe des Prokopus. Seine Abreiſe näherte ſich immer mehr. Ich aber war gedrückt, wie ein Tropenwald, auf dem ſchon die Wucht unſichtbarer Gewittermaterie liegt, wenn die Regenzeit kommen ſoll und die Sonne doch noch in dem heitern, aber dicken Blau des Himmels ſteht.“

„So war es, als ich einmal in der Nacht von einer Reiſe zurück, die ich in einem Streite wegen ſchnöden Mammons thun mußte, gegen den Rothenſtein angeritten kam. Es war eine heiße Julinacht: um den ganzen Berg hing ein düſteres, elektriſches Geheimniß, und ſeine Zinnen trennten ſich an manchen Stellen gar nicht von den ſchwarzen Wolken. Die weißen tröſtlichen Säulen des Parthenon konnte ich gar nicht ſehen, aber um den dunklen Hügelkamm, der ſie mir deckte, ging zuweilen ein ſanftes blauliches Leuchten der Gewitter. Mir war, wenn ich nur einmal dort wäre, dann wäre Alles gut, — aber je mehr ich ritt, deſto mehr war es, als würde der ganze Berg von den Wolken eingetrunken, und ich konnte ihn nicht erreichen, ach, ich konnte ihn nicht erreichen! Auch mein Rappe, ſchien es, theils meine Angſt; denn er war nicht, wie gewöhnlich, wenn er die Heimat witterte, freudig und ungeſtüm, ſondern er ſtöhnte leiſe, und ſein Nacken war feucht. Einmal war mir's, als höre ich auch meinen Diener nicht mehr hinter mir reiten, aber wie ich anhielt, und umblickte, ſo ſtand doch ſeine dunkle Geſtalt dicht hinter mir.“

„Nicht Eiferſucht war es, die mich trieb — nein, nicht Eiferſucht — — aber es war mir immer, Chelion würde in dieſer Nacht ermordet, wenn ich nicht zeitig genug käme.“

„Endlich, da wieder ein ſtummer Blitz durch den Himmel zog, ſtand ganz deutlich der Prokopusthurm darinnen, und mein Weg führte mich auch ſchon bergan. Die Fichtenallee nahm mich auf, und ſtand regungslos, wie eine ſchwarze Doppelmauer. Ruprecht, der junge Sohn meines unlängſt verſtorbenen Caſtellans, öffnete das Thor der Ringmauer, ohne daß ich ein Zeichen zu geben brauchte; es war, als hätte er ſchon meiner geharrt.“

„Nichts Neues?“ fragte ich ihn.“

„Nichts,“ ſagte er.“

„Ich ritt den weiteren Berg hinan. Kein einziger

Gegenſtand desſelben rührte ſich, als wäre Alles in Finſterniß eingemauert. Hinter den Trümmern des Julianhauſes waren die Stallungen; ich warf meinem Knechte die Zügel des Rappen zu, empfahl ihm das treue Thier, und ging durch die Eichen gegen das Parthenon, aber da ich an dem Flugel des alten Sixtusbaues vorbeikam, in dem mein Bruder wohnte, und da ich Licht ſah, ging ich hinein, um ihn zu grüßen. Das Thor des Gebäudes ſtand offen, die Thür zu ſeinen Gemächern war nicht geſperrt, ſein Diener ſchlief auf einem Stuhle im Vorſaale, aber Sixtus war nicht zu Hauſe. Ich ging wieder weiter —, durch die ſchönen Geſträuche Chelions ging ich. — — An den weißen langen Säulen meines Hauſes leckten die immer häufiger werdenden Blitze hinan — da wars, als gleite eine Geſtalt ſchattenhaft längs dem Corridor: „Sixtus,“ ſchrie ich, aber das Weſen ſprang mit einem furchtbarem Satze herab, und ſeitwärts ins Gebüſche. — Mir war, als klapperten mir die Zähne, und ich eilte weiter. Die Lawine hing nun — der feinſte Hauch konnte ſie ſtürzen machen — und er blieb auch nicht aus, dieſer Hauch: von der allzeit fertigen Zunge eines Weibes kam er; Bertha war es, die Braut Ruprechts, die Dienerin meiner Gattin. Sie ſtand unbegreiflicher Weiſe in tiefer Nacht vor dem Thore des Parthenon, und da ſie meiner anſichtig wurde, ſtieß ſie im Todesſchreck heraus, was ſie wahrſcheinlich um den Preis ihres Lebens gerne verſchwiegen hätte: „Graf Sixtus iſt bei eurem Weibe.“

„„Ich ergriff das Geſpenſt bei dem Arme, um zu ſehen, ob es Leben habe. „Es iſt nicht wahr, Satan,“ ſchrie ich, und ſchleuderte das unſelige Geſchöpf mit meiner Hand rücklings in das Geſträuch, daß ſie kreiſchte; ich aber ging durch das bloß eingeklinkte Thor hinein, und ſchloß es hinter mir ab. Das Thor aber ſollte nach meinem Befehle jedesmal bei Einbruch der Nacht geſchloſſen ſein — heute war es offen geſtanden. Sachte, daß kein Fußtritt ſchalle, ging ich durch den Gang langs der Gemächer meiner Diener zu dem zweiten Thore des Gebäudes, um mich zu verſichern, ob es geſperrt ſei, — es war zu. Ich zog den innen ſteckenden Schlüßel ab, und ging dann eben ſo leiſe auf mein Zimmer. Dort ſtand ich mitten auf der Diele des Bodens — und ſtand eine Weile. Dann that ich leere Gange im Zimmer, und unnütze Dinge. — — Es lebte ein alter weiſer Mann, bei dem ich einmal gelernt hatte, als ich noch mein Heil im Wiſſen ſuchte; er war in der Scheidekunſt weiter, als alle ſeine Genoſſen. — Möge nie wieder erfunden werden, was er erfand, und geheim hielt: ein klares, ſchönes, helles Waſſer iſt es. Er erhielt es aus dem Blute der Thiere — aber nur ein Zehntheil eines Tropfens auf die Zunge eines lebenden Weſens gebracht, ja nur ſanft damit die Lippen befeuchtet, macht, daß augenblicklicher, ſüßer, ſeliger Tod die Sinne umnebelt, und das Weſen rettungslos verloren iſt. Wir hatten es einmal an einem Kaninchen verſucht — ich erinnerte mich, wie es damals, als ſein Zünglein damit befeuchtet ward, das Haupt mit allen Zeichen des Wohlbehagens ſeitwärts lehnte und verſchied. In einem ſilbernen Schreine hatte ich ein Theil. Ich nahm das Kriſtallfläſchchen hervor — und hell und klar, wie von einem Bergquelle, und prächtig, wie hundert Diamanten funkelte das Naß im Lichte meiner Lampe."

Um den innerlichen Froſt zu vertreiben, ging ich einige Male in der Stube auf und ab."

„Dann trat ich zu der ſtummen, mit Tuch überzogenen Thür meiner Seitenwand, öffnete ſie, und ging in den Gang, der zu Chelions Zimmern führte. Aus dem letzten Gemache, worin ſie ſchlief, floß mir ein ſanftes Lampenlicht entgegen — alle Thüren ſtanden offen, und durch die hohen Glaswände, die den Gang von dem indiſchen Garten trennten, ſchimmerten zeitweiſe die lautloſen Blitze des Himmels."

„Schläft ſie?"

„Ich ging weiter — durch alle Zimmer ging ich, bis in das letzte. Ich trat näher — ein ſchwaches Rauſchen ſchreckte mich — es war aber nur einer ihrer Goldfaſane, der ſich entweder bei ihr verſpätet hatte und entſchlummerte, oder der bei der ein wenig offenen Gartenthüre hereingekommen war. — Warum blieb ſie offen? warum gerade heute? — Faſt ein Mitleid wollte mich beſchleichen: Alſo ſo unerfahren ſeid ihr Beide im Verbrechen, daß euch nicht beikam, ſelbſt die geringſte Spur deſſelben zu vertilgen?! Der Faſan ſcheute mich, und ſchlüpfte ſachte bei der Spalte hinaus, — — Und da er fort war, wünſchte ich ihn wieder zurück, das ſchöne, heimliche, goldglänzende Thier; denn ich fürchtete mich allein im Zimmer, weil ſo viele Schatten waren. Ich drehte ein wenig den Schirm, daß das Licht gegen das Bett fiel — ſie ſchlief wirklich; — mit ſanftem Schimmer lag das Lampenlicht auf ihrer Geſtalt — wie ein furchtſam Kind in die Kiſſen gedrückt, ſchlief ſie. Ihre Hand, wie ein Blatt der Lotosblume, lag auf der reinen Decke ihres Lagers. Der Mund war leicht geſchloſſen — ich ſah lange die roſenfarbenen Lippen an, und dachte ſie mir bereits feucht — — — alſo darum haſt du das unwiſſende Geſchöpf nach Europa gebracht, darum mußteſt du ſo nach Hauſe eilen, daß du ſelber — — — ich erſchrack bei dem Gedanken, als hätte ihn ein Fremder geſagt; in der That ſah ich auch um, aber es war nichts da, als die gezogenen Schatten, und wie ich wieder gegen ſie ſah, ſo flirrte ihr weißes, ſcharf beleuchtetes Bettzeug, worin ſie lag — — — nein, dachte ich, du ſchönes, du armes, du theures, theures Weib! — Ich ſtand vor ihr, und ein Tröpflein Mitleid träufelte ſich ſo milde in mein Herz — und dann wieder eines, und auch der ſüße Zweifel, ob ſie ſchuldig ſei. Ihren Athem konnte ich nicht hören, aber ich ſah ihn gehen — und lange ſah ich hin, wie er ging. Da kniſterte es wiederholt ganz leiſe hinter mir, wie wenn Broſamen fielen — ich blickte um — der Faſan war es, der durch die Stille im Zimmer getäuſcht wieder herein gekommen war, und nickenden Hauptes vorwärts ſchritt. Ich trat nun näher an das Bett und berührte ſanft ihre Hand — ſie regte ſich, öffnete die Augenlieder, und ſah mich mit den ſchönen heimatloſen Augen an, aber es war kein Bewußtſein darinnen, und ſie ließ die Wimpern gleich wieder ſchlaftrunken darüber ſinken."

„Chelion," ſagte ich ſanft."

„Der Ton iſt dem Herzen näher, als das Bild — ſie fuhr empor: „Jodok, biſt du's?"

„Ich bin's, Chelion," ſagte ich; ſie aber wandte ſich ab und vergrub ihr Haupt in die Kiſſen."

„Mein Weib, mein Kind," ſagte ich noch einmal ſanft; ſie aber kehrte ſich gegen mich, ſah mich verzagt an, und ſagte: „Jodok, du willſt mich tödten."

„Ich dich tödten, Chelion?"

Ja, du biſt ſo furchtbar."

„Nein, nein, ich will nicht furchtbar ſein," rief ich — flehe, ſage mir nur du, Chelion, daß du unſchuldig biſt — ich will dir glauben und wieder glücklich ſein; denn du haſt ja nie gelogen, — — du ſchweigſt? — — Chelion, ſo ſag' es doch."

„Nein, Jodok, ich bin nicht unſchuldig," ſagte ſie furchtſam, „wie du es meinſt, bin ich nicht unſchuldig — — aber ich liebe doch nur dich, nur dich allein — — — ach, ihr Götter in den Wolken meines Landes, ich liebe ja nur ihn allein!“

„Und ſie brach in ein Schluchzen aus, als wollte ſie ihre ganze Seele herausweinen. Dann aber, als ſich dieſes milderte, ſagte ſie: „Siehe, er iſt ſpät Abends herein gekommen, ich weiß nicht wie — er war nie hier, aber ich hielt es nicht für Sünde, und da ſagte er, er wolle Abſchied nehmen, er werde mich nun nie mehr ſehen, und dich auch nicht mehr — und er liebe uns Beide doch ſo unausſprechlich — — und ſein Angeſicht war ſo unglücklich, daß es mich im Herzen dauerte, und ich ihn recht heiß liebte; denn er iſt ja dein armer vertriebener Bruder. — Ich ſtreichelte ihm die Locken aus der Stirne — er weinte, wie ein Kind, wollte aufſtehen — denn er war bisher auf dem Teppiche gekniet — er wollte gehen — — er weinte nicht mehr, aber ſeine Lippen zitterten noch vor Schmerz — er kam mir vor Augen, als wäre er noch ein Knabe, der keine Mutter habe — ich hielt noch einmal meine Hand auf ſeine Locken, wie er ſich gegen mich neigte, und ſeinen Mund reichte, küßte ich ihn — er hielt meine Hand — und wir küßten uns wieder. — — Ach, Jodok, dann küßte ich ihn — nicht mehr, wie deinen Bruder — es wehte ſo heiß im Zimmer, das Fühlen ſeines Mundes war ſüß, das Drücken ſeines Armes ſüß, wie deines — — mir war, als ſeieſt du's — — ach, deine arme, arme Chelion! — Und dann war er fort. Die Lampe brannte im Zimmer, draußen blitzte es, und mein Faſan ſaß auf dem Teppiche und blickte mich mit den ſchwarzen Aeuglein an — — und wie ich ſchlief, träumte ich, du ſtandeſt vor mir, und es ſei ſchwere Sünde, was ich gethan — — und es iſt auch Sünde; denn ſiehe, dein Auge, dein gutes Auge iſt ſo krank, es iſt ſo krank. — Du wirſt mich tödten, Jodok; ich bitte dich aber, tödte mich ſanft, daß ich nicht leide, und dir etwa zürne."

„Da fiel mir ein, es iſt ja ſüßer, ſeliger Tod," und ein furchtbarer Schauer lief durch meine Nerven, aber ich ſagte gebrochenen Herzens zu ihr: „Chelion, ſtehe auf, und folge mir nur hinweg aus dieſem ſchwülen Zimmer — ich thue dir kein Leid."

„Nein, du mußt mir eins thun," antwortete ſie, „ich werde nicht aus dieſem Bette gehen, ſondern auf den weißen Kiſſen liegen bleiben, bis das rothe Blut darüber wegfließt, und ſie purpurroth färbt; dann werden ſie roth ſein, und ich weiß — aber ich werde dann ruhig ſein, nicht gequält, nicht fehlend, ſondern ich werde ſein, wie einer der weißen marmornen Engel in deiner Kirche.“

„Dabei ſuchte ihr Auge furchtſam im Zimmer, wie nach einem Schwerte; das Fläſchchen, das ich auf den Tiſch geſtellt, beachtete ſie nicht.“

„Nicht wahr, Jodok,“ fuhr ſie fort, „du läſſeſt mich noch ein wenig dieſe Luft athmen — das Athmen iſt ſo gut; mir däucht es ängſtlich, nicht mehr zu athmen.“

„Athme, athme,“ rief ich, „athme bis an das Ende aller Tage.“

„Und in Haſt griff ich das Fläſchchen von dem Tiſche, und eilte zur Thüre hinaus in die Glashäuſer ihres indiſchen Gartens. Sie waren größtentheils offen, und eine heißere Luft, als ſonſt immer in ihnen war, ſtrömte heute von außen herein. Die Pflanzen ihres Vaterlandes ſtanden in ſchwarzen Klumpen, und ſahen mich vorwurfsvoll an. Ich gewann das Freie. Im Sixtushauſe ſtanden alle Fenſter ſchwarz und ſtumm; auf dem Berge war Todesſchweigen, nur unten ſchien es, als würden Thore zugeſchlagen, und als tönte es von davonjagenden Hufen — — ich betete inbrünſtig, daß er möchte geſtoben ſein; denn mein Herz knirſchte gegen ihn. Ich ſtieg aus dem Thale des Parthenon empor, und ein zerriſſener Himmel ſtarrte um mich. Es waren ſchwarze Fahnen droben, aus denen feurige Zungen griffen. Ich eilte gegen den Thurm des Prokopus. Dort ſtand ich einen Augenblick, daß die heiße Sommerluft in meinem Mantel ſtockte, den ich abzulegen vergeſſen. Dann aber ſtieg ich noch höher, und haſtig fort, bis die äußerſte Zinne erreicht war. Dort hob ich meinen Arm, als müßte ich Laſten brechen, und ſchleuderte das Fläſchchen in den Abgrund — — es iſt dort unſäglich tief, wo die Bergzunge gegen die Fichtau ausläuft — und wie ich nachhorchte, kam ein zarter Klang herauf, da es an den hervorragenden Steinen zerbrach — — und nun erſt war mir leichter. Ich blieb noch auf dem Gipfel ſtehen und athmete aus dem Meere von Luft, das um mich ſtand und finſter war. In dieſem Augenblicke ſchien es auch, als höbe ſich ein Lüftchen, und rauſche freundlich in den Sträuchen. Und es war auch ſo. Der harte Himmel löſete ſich, und floß in weiche Schleier ineinander und einzelne Tropfen ſchlugen gegen die Baumblätter.“

„Ich lief nun wieder hinab, ging in ihr Zimmer, trat zu dem Bette — ſie lag noch immer darinnen, und richtete die trockenen, brennenden Augen harrend gegen mich — ich aber nahm ſie in die Arme, küßte ſie auf den heißen Mund, und ſagte: „Schlafe nun ruhig und ſchlafe ſüß; ich krümme dir kein Haar; ich werde dich auch lieben fort und fort, wie mein Weib, wie mein eignes einzig Kind — ich will dich noch zarter pflegen, als ſonſt, daß du dieſe Nacht vergeſſen mögeſt. Gute Nacht, liebe Chelion, gute Nacht.“

„Sie hatte dieß Alles geduldet, aber nicht erwiedert. Ich mochte ſie nicht weiter quälen, ſondern ging zum Zimmer hinaus, und hörte noch, wie mir ein leiſes, auflöſendes Schluchzen nachfloß.“

„Des andern Tages kam ein kühler, heiterer Morgen. Ich erfuhr, daß Graf Sixtus in der Nacht abgereiſet war. — Ruprecht, ſein junger Freund, ſein Jagd- und Abenteuergenoſſe, hatte ihn befördert; ich wußte es wohl, denn ſie hatten ſich immer ſehr geliebt — aber ich ſagte nichts, obgleich mich Ruprecht mit der Angſt des böſen Gewiſſens anblickte — mir war es wohl, daß er fort war, mir war es ſehr wohl, daß er geflohen.“

„Als ich zu Chelion kam, kauerte ſie eben auf dem Boden, und drückte eine Taube an ihr Herz. Ich that mir noch einmal den Schwur, ihr die Qual dieſer Nacht durch lebenslange Liebe vergeſſen zu machen, wenn ja das Schreckniß auszutilgen iſt aus dem weißen unbeſchmutzten Blatte ihres Herzens.“ — —

„Aber es war nicht mehr auszutilgen.“

„Sie hatte mich einmal mit dem Mörderauge an dem Bette ſtehen geſehen, und dieß war nicht mehr aus ihrer Seele zu nehmen. Einſt war ich ihr die ſichtbare Gottheit auf Erden geweſen, nun zitterte ſie vor mir. — Wie kann es auch anders ſein? Wer einmal den Arm erhob zum Todtſchlage eines ſeiner Mitgeſchöpfe, wenn er ihn auch wieder zurückzog, dem kann man nicht mehr trauen; er ſteht jenſeits des Geſetzes, dem wir Unverletzlichkeit zutrauen, und er kann das frevle Spiel jeden Augenblick wiederholen.“

„Ich habe jahrelang das Uebermenſchliche verſucht, daß Alles wieder ſei, wie früher, allein es war vergebens: das Einfältige iſt am leichteſten zerſtört, und bleibt aber am feſteſten zerſtört. Sie war hinführo bloß die Demuth mehr, die Ergebung und Aufopferung bis zum Herzblute, aber nur das Eine nicht mehr, was ſtatt Allem geweſen wäre, nicht die Zuverſicht. Sie klagte nie; aber ſie hing in meinen Armen, wie die Taube in denen des Geiers, gefaßt auf Alles — — die kalte Sonne des Nordens ſchien auf ſie, wie mein Auge, beides kein Leben mehr ſpendend. Nie mehr ſeit jener Nacht iſt die Röthe der Geſundheit wieder in ihr Angeſicht gekommen — und ſo ſtarb ſie auch an einem Nachmittage; die brechenden Augen noch auf mich gerichtet, wie das arme Thier den Mörder anſchaut, der ihm die Kugel in das furchtſame Herz gejagt hatte.“

„Ich wurde vor Schmerz wahnſinnig, wie ſie als kalte Leiche lag, und wie ſie begraben war. Ich wußte nicht, ſolle ich Bertha morden, die Beſchützerin, oder Ruprecht, ihren Mann, oder ſoll ich Sixtus ſuchen, und ihm Faſer für Faſer aus dem Leibe reißen — — aber ich that endlich Alles nicht, weil ich die Macht gewann, nicht den Frevel durch einen neuen ſühnen zu wollen. Er, da er ihren Tod vernommen, hatte ſich mit einer Kugel das Gehirn zerſchmettert — in das Haus der andern kam Wuth und Unfriede; Ruprecht warf ſeinem Weibe den Tod des Sixtus vor; ſie war düſter gegen ihren Mann, und ſtarb auch bald an innerem Siechthum. Ich aber ſchloß das Parthenon mit Schlöſſern zu, bis auf ein Gemach, in dem ich wohnte

—die Diener dankte ich ab — die Pflanzen ließ ich verkommen — die Thiere nährte ich, bis ſie eines nach dem andern ſtarben, und dann begrub ich ſie jedes einzeln. — Was von Chelion übrig war, jedes Stückchen Kleid, ihr Spielzeug, den Fußboden und den Teppich, auf dem ſie wandelte, das Tiſchchen, an dem ſie ſaß, das Bett, in welchem ſie in jener Nacht gelegen — — Alles hütete ich, daß es blieb, wie es an dem Tage ihres Todes war. Auf Erden hatte ich keinen Menſchen mehr; — mein Sohn Chriſtoph, das Ebenbild Chelions — hatte er nun erkannt, oder geahnt, was ich ſeiner Mutter gethan — war fort, und nicht wieder gekommen — — und als ich alt geworden war, erbarmte es mich der Ueberreſte in dem Parthenon; ich nahm viel Geld, das ich zuſammengeſpart, hinterlegte es als Erſatz für meine Erben, und zündete das Parthenon an, daß Alles und Alles durch das Feuer verzehret würde, was übrig wäre von ihr und mir. — Es war eine ſchöne, ſchmerzensvolle Lohe! — Ich hatte nie den Berg verlaſſen, habe keine Thaten mehr verrichtet, keine guten und keine böſen. Jetzt wohne ich in dem ſteinernen Häuschen, das ich am Fuße des Berges erbaut, nicht weil ich ein Einſiedler bin und in Schmerzen lebe — nein, weil es lieblich iſt, daß ein Menſch nicht mehr brauche, als was einem Noth thut. — In den Büſchen neben mir ſind die Vögel, die es auch ſo halten, und weiterhin die Strohdächer, die es ſo halten müſſen, es aber thöricht für ein Unglück wähnen — der Berg ſteht hinter mir mit ſeinen Denkmalen und widerſinnigen Vorkehrungen, daß die Beſitzer ſich zerſtören müſſen — — in meinem Teſtamente, Artikel 13, ſteht geſchrieben: „Ein blauſeiden Vorhang über Chelions Bild, der ſich ſelber rolle; dann ein weiß einfach Würfel aus Marmel über unſer gemeinſchaftlich Grab im indiſchen Garten, mit nichts, als den zwei Namen“ — — befolget mir nur genau den Artikel, damit es ja ſo geſchieht. Ich habe jetzt ſchon einen Stoß Papiere wie ein Tiſch hoch geſammelt, und werde die Geſchichte beginnen von den Verkehrtheiten des menſchlichen Geſchlechtes, und die von den Großthaten desſelben — es iſt aber ſeltſam: oft weiß ich nicht, ob eins in dieſe Geſchichte gehöre, oder in jene — — ich muß wohl noch älter werden — — ach, ich ſehne mich nach meinem Sohne . . . . .“

Bei dieſen Worten brach das Manuſcript ab, und keine Zeile ſtand weiter auf dem Pergamente. Nur unten am Rande des letzten Blattes ſtand von fremder Hand: „† (geſtorben) einundzwanzig Tage nach dem Worte: Sohne.“

Ach — und ſo muß ja jede dieſer Rollen enden, die in den eiſernen Käſten noch liegen mögen. Wenn der Mann dachte: „morgen oder übermorgen ſchreibe ich wieder, ſo war er morgen oder übermorgen krank, und die andern Tage darauf todt!“

Heinrich ſtand auf, und wiſchte ſich mit der Hand uber die Stirne. Eine Schrift hat er nun geleſen. Er ſah deutlich nun auch ſchon das Kreuz von fremder Hand auf ſeinem letzten Blatte ſtehen, und dabei: „geſtorben nach dem Worte . . . .“ — welches Wort mag es wohl ſein? etwa „Gattin?“ oder ein anderes, oder eins im Wörterbuche, auf das man jetzt gar nicht denkt?! Er legte das Pergamentheft wieder in ſeinen Kaſten, und ſchloß ihn zu. Dann ließ er alle Fenſterlehnen niederfallen, daß wieder nichts, als das geheimnißvolle Spiegellicht auf dem Eſterich wankte, — dann ging er ins Freie, beide Thore hinter ſich auf die Art und Weiſe ſchließend, wie es vorgeſchrieben iſt.

„Das iſt keine gute Einrichtung unſerer Vorfahren,“ dachte er, als er den von ſo vielen Leſern und

Schreibern betretenen Pfad durch den alten Garten zurückging, und im Schutte die Fußſtapfen drückte, die ſo viele vor ihm gedrückt. Er konnte dem Rathe des Jodok nicht folgen, und das Geleſene in die Winde ſtreuen, ſondern mit beſchwertem Herzen überall die Geſtalt des Jodokus ſehend, der vor Kurzem hier gewandelt, dachte er: „wie viele Geſtalten mögen ſich noch hinzugeſellen, bis der Garten voll Geſpenſter iſt? — Und wenn Alle ähnlich dieſem Jodok ſind, wie wenig verdient ihr Haus den Namen, den ihm die Leute draußen geben — ihre Narrheit iſt ihr Unglück, und ihr Herz. — — Wie fürchte ich ſchon die Geſchichte jenes Prokopus mit dem düſteren, funkelnd dürſtenden Auge, das vielleicht zuletzt aus Verzweiflung nach den Sternen geſchaut — — oder was wird in der von Julianus ſtehen — oder von dem erſten Sixtus — oder von dem verwahrloſten Chriſtoph mit Narciſſa und Pia? — — Was wird von mir ſelber noch ſtehen müſſen?“

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken gelangte er durch den dunklen Eichenhag gegen die freieren Theile des Berges und hier war Alles heiterer. Der verſtändige Baumeiſter trat ihm mit einer Zeichnung entgegen, und bemerkte, welche Veränderungen er für gut hielte, nachdem er die Plätze noch einmal unterſucht und vermeſſen habe. Die Werkleute blieben ehrbar ſtehen, und lüfteten die Mützen, als die Männer vorbeikamen. Die Grundfeſten der alten Glashäuſer des Jodokus waren bei Wegräumungen wieder entdeckt worden, und man hatte darauf weiter gebaut. Da ſie zur Beſichtigung an den Platz gelangten, ſtanden ſchon die luftigen Gerüſte da, nur das Glas mangelte, und der Maueranwurf. Oben blickte der grüne Fichtenwipfel und die luſtigen Bänder. Nicht weit davon, im Parthenon, gingen die Schubkarren, um den Schutt und die Ziegel wegzuführen, und die gereinigten Säulen blickten wieder weiß und ruhig gegen die grüne Wiege ihres Thales. Im Chriſtophhauſe hing der Schieferdecker auf dem Dache, und pfiff ein Liedlein, indeß er Lücke nach Lücke verſtopfte und verſtrich. Die Leitern an der Vordermauer ließ man eben niederſinken, da die Mauer bereits nachgebeſſert und herausgeputzt war. Die Fenſter ſtanden nun ſpiegelnd daran; alle grünen Seidenvorhänge waren aufgezogen, und wo die Flügel offen ſtanden, wehte die Sommerluft freundlich und allgegenwärtig aus und ein. Der Werkmeiſter des Innern kam, als Heinrich und der Baumeiſter eintraten, ihnen aus dem hinterſten Zimmer entgegen, und zeigte, was er in der letzten Zeit gefördert. In manchen Zimmern wurde noch gehämmert und genagelt, und die Geſellen mußten inne halten, während er mit den Herren ſprach; andere waren ſchon ganz fertig; der Werkmeiſter ſchloß ſie auf, indem er ſich vorher ſorgfältig die Schuhe abwiſchte, führte ſie hinein, und zeigte, wie Alles ſpiegele und ſchimmere, und nichts mehr fehle, als die koſtbaren Kleiderſtoffe, die auf den Tiſchen herum liegen, und die Diamanten, die in ihren geöffneten Fächern wie Lichttropfen blicken ſollen. Heinrich ging wieder heraus, und beſuchte noch den großen Saal, der verziert wurde. Den Berghang hinab gegen das große Thor zu ſcharrte die Schaufel, daß die Wege ausgebeſſert wurden, und klang die Axt, daß die dürren Stämme und Aeſte niederfielen. Alles ſollte vorerſt ſchön ſein, und ſich ſittig erweiſen, wenn etwa in Bälde Augen kämen, es zu ſehen; das Nützliche und Nachhaltende war ſchon vielfach beſprochen und entworfen, mußte aber ſeiner Zeit harren, daß es ſich allmälich und dauernd entwickle.

Indeſſen wurde auch in einem andern, viel kleineren Hauſe unten an der Pernitz gearbeitet, daß ganze

Schneeberge von Linnen da lagen, und ſich überall Kleider und Stoffe bauſchten — das andere, der Schmuck, der da glänzen und funkeln ſollte, lag ſchon als Kränzlein von leuchtenden Steinen oben in einem reinen dämmernden Stübchen, deſſen Fenſter marmorrothe Simſe hatten, und von ſchneeweißen Vorhängen verhüllt waren.

Im Lande aber draußen dauerte noch das Geſchrei fort über Heinrich und ſein Glück. Man neidete es ihm, und gönnte es ihm. Man ſagte, er eile jetzt, und könne keine Zeit abwarten, ſondern überwühle bereits den ganzen Berg, um ſeine Macht nur recht zu genießen. Man wählte ihm Heirathen aus den Familien des Landes, zankte darüber, und ſtellte Vermuthungen an, welche ihn nehmen, und welche ihn ausſchlagen würde. Ja es wurde ſogar gemunkelt, er werde, ganz nach Art ſeiner Väter, niemand mehr, und niemand minder, als eben nur eine Wirthstochter heirathen.

Aber die Zeit ging fort und fort, und klärte nichts auf. Heinrich, gerade der Meinung entgegen, die man von ihm hatte, war ſchamhaft in allem ſeinem Thun, und übereilte nichts, bis es war, wie er es wollte, und wie es ſeinem Herzen wohl that — dann aber kam auch der Augenblick, der es Allen offen darlegen ſollte, wie es ſei. In der Kirche zu Priglitz war es Sonntags verkündet worden, nach der Art, wie es alle Pfarrkinder halten, Hohe und Geringe: „Der ehr- und tugendſame Junggeſelle: Heinrich, unſer erlauchter Herr und Graf zu Rothenſtein, und die ehr- und tugendſame Jungfrau Anna, eheleibliche Tochter Erasmus und Margarethas, Beſitzern der Wirthſchaft Nr. 21, zur grünen Fichtau ....“ Erasmus hatte an allen Gliedern gezittert und im Angeſichte geglänzt, — und draußen vor der Kirche prahlte er unverhohlen von ſeinem Kinde und deſſen Glücke, als ſich die Männer um ihn ſchaarten und ihn mit Fragen beſtürmten. Er erlebte die Freude, die er einſt im Uebermuthe vorausgeſagt, daß die ganze Fichtau die Hände zuſammenſchlug über dieſes Ereigniß. Er allein von den Seinen war in die Kirche hinausgefahren, um es recht in ſeine Ohren hinein zu genießen, wenn es geleſen würde. Den Boten-Simon, der mit verwirrten Sinnen da ſtand, lud er zu ſich auf den Wagen, und ſagte beim Einſteigen: „Gelt? Gelt?“

„Aber wir müſſen es in Demuth aufnehmen, Vater Erasmus, und ohne Hoffart genießen!“ ſagte der andere.

„Ich nehme es ja in Demuth auf," entgegnete Erasmus; „aber daß ich voll Freude bin, iſt ja meine väterliche Schuldigkeit, damit es Gott nicht verdrießt, der es ſo gemacht hat."

Von dem Tage der Verkündigung an bis zu dem der Hochzeit war ein groß Gerede, wie ſie ſich nun überheben werde, wie ſie hochmüthig fahren, und wie ſie übermüthig thun werde. Anna aber war nicht ſo: ſie konnte vor Scham kein Auge aufſchlagen. Die ganze Gaſſe der grünen Fichtau ſtand gedrängt voll Menſchen, da die Stunde gekommen, wo er ſie zum Wagen führte, um in die Kirche zu fahren. Ihre Wangen, da ſie an den Leuten vorbeiging, waren ſo purpurroth, daß man meinte, ſie müßten ſie brennen; die Augenlieder ſchatteten darüber, und ſie getraute ſich keines zu rühren, weil ſonſt Thränen fielen. Alle ihre Mitſchweſtern aus der ganzen Fichtau waren gekommen, um zu ſehen, wie ſie gekleidet, und geſchmückt ſei. Aber nur ein einfach weißes Seidenkleid floß um ihre Geſtalt, und in den Haaren war ein ſehr kleines grünes Kränzlein, und eine weiße Roſe aus ihrem Garten. Sie hatte die Steine doch wieder in der Kammer gelaſſen, weil es ihr als Sünde vorkam, ſie an dem heutigen Tage zu tragen. So ging ſie vorüber, und als er mit ihr bis zu dem Wagen gekommen war, ſah man, daß von der Hand, bei der er ſie führte, kaum zwei Finger die ſeine berührten, und daß dieſe Finger zitterten. Auch der Schleier, der zunächſt ihrer linken Wange und dem Nacken hinabging, bebte an ihren ſchlagenden Pulſen, und man ſah es, da ſie vor dem Wagen ein wenig anhielt, um hineinzuſteigen.

„Das iſt eine demüthige Braut,“ ſagte ein Weib aus dem Volke.

„Das iſt die ſchönſte, demüthigſte Braut, die ich je geſehen,“ ſagte eine andere.

Und aus dem Flüſtern und aus dem Gemurmel der Zuſchauer gingen die deutlichſten Zeichen des Beifalles hervor. Anna wurde dadurch nur noch verwirrter, wie er ſie einhob, und ſie ſich zurechtſetzte. Er ſtieg nun auch in denſelben Wagen, in dem bereits eine ſchöne alte Frau ſaß, die niemand kannte. Es war Heinrichs Mutter. Dann beſetzten ſich auch die andern Wagen mit Erasmus, dem Schmiede, mehreren Fichtauern und Fremden. Anna's Mutter mußte eingehoben werden, weil ſie mit ihrem Fuße vor Verwirrung den Wagentritt nicht finden konnte.

Endlich fuhr die ganze Wagenreihe gegen Priglitz ab, wobei ſich viele mit ihren Gebirgswägelchen anſchloſſen. Erſt, da Alle der Steinwand des Julius entlang flogen, löſte ſich die Volks- und Gebirgsluſt, die vorher gefeſſelt war, los, und manche Rufe, und das klingendſte Jauchzen des Gebirges flogen ihnen nach — es flog doppelt freudig, weil einer ihrer Herren eine aus ihrer Mitte gewählet. Auch aus mancher Waldhöhe längs dem Wege krachte ein Pöller empor, der aus einem Holzſtocke gebohrt war, oder es löſte ſich das Schreibengewehr, oder die Jagdbüchſe manches luſtigen Fichtauers.

Auch Anna ſchien von Ehrfurcht überkommen zu ſein; denn dieſelben Augen, die ihn ſonſt, wie er noch mit Pflanzen und Steinen nach Hauſe gekommen, ſo freundlich angeblickt hatten, ſchlugen ſich auch während des Fahrens nicht ein einziges Mal zu ihm auf — ſondern ſie weinten nun faſt unabläſſig fort.

Er redete ihr nicht zu, ſondern er dachte an Ehelion, wie ſie kaum ſo rein, ſo ſchön, ſo ſchuldlos geweſen ſei, als wie die an ſeiner Seite, und er bezähmte ſein Herz, daß es nur nicht breche vor Freude und vor Glück.

Als die Trauung vorüber war und die Wagen wieder zurückkehrten, zeigte ſich ein Bild, das faſt rührend erſchien. Auf der Gaſſe der grünen Fichtau, wo hundert Wagen Platz gehabt hätten, ſtanden nun hundert Tiſche. Der neue Graf hatte keine große Familie, und keine hohen Verbindungen. Seine Gäſte waren daher alle Fichtauer. Sie waren ſeine Unterthanen, alſo ſeine Verwandten. Dieſelben Holzſchläger, mit denen er ſich ſonſt an Samſtags-Abenden unterredet hatte, dieſelben Jäger, die gerne eingeſprochen, und alle Andern ſaßen herum und tranken heute den beſten Wein aus Erasmus Keller, und den noch beſſern aus den Fäſſern des uralten Ruprecht. Daneben ſaß der verſtändige heitere Schlag der Gebirgsbauern, und Heinrich mit Anna mitten unter ihnen. Den Ehrenplatz nahm Erasmus ein, und neben ihm Anna's und Heinrichs Mutter; man ſah ſeinen Stuhl aber häufig leer; denn nach alter Gewohnheit ging er unter den Gäſten herum, als müßte er ſie auch heute bedienen, und fragte und redete, und ordnete an. Sein großer Hund folgte ihm hiebei, und manchmal legte er ſein Haupt vertraulich auf Heinrichs Knie, und ſchaute mit dummen Augen, zu ſeiner Herrin, Anna, hinauf. Neben den Brautleuten ſaßen Robert und Thrine und Heinrichs Schweſter. Der Boten-Simon konnte nicht da ſein, weil es ſein Amt nicht zuließ, aber geladen war er, und er erhielt als Entſchädigung einen Zinsnachlaß ſeines Grundſtückes im Afang. Aber der Hirt Gregor war da, und ſein Sohn und ſein Hund durften heute die Heerde noch lange vor Sonnenuntergang nach Hauſe geleiten, damit ſie den Abend mit genießen könnten. Alle Nachbarsleute des Erasmus ſaßen zunächſt an ihm, und jeder Wanderer, der des Weges kam, war freundlich geladen. An den Gränzen der Geſellſchaft, und hie und da ſelbſt zwiſchen den Tiſchen balgte ſich die Knabenſchaft der Fichtau, und hinter dem Garten gegen den Grabns zu krachten ſchon die Vorübungsſchüſſe zu dem großen Scheibenſchießen, das auf morgen und die folgenden Tage angeordnet war. — Und ſo entſtand vor der grünen Fichtau ein Gebirgsfeſt, deſſen man denken wird, ſo lange ein Berg ſteht.

Heinrich redete mit ſo Vielen, als er nur konnte; er ließ ſich von den Holzknechten noch einmal von ihren Arbeiten und Abenteuern erzählen. Er hörte den kühnen Fahrten der Jäger zu, und fragte manchen Bauer um die Lage ſeines Gutes, deſſen Bewirthſchaftung und Erträgniß. Und ehe noch von den Bergen das kleinſte Stückchen Schatten auf die Geſellſchaft hereinfiel, hatte er ſchon alle Gemüther gewonnen, und Jeder, etwa die ganz Rohen und Mißgünſtigen ausgenommen, gönnte Anna von Herzen ihr Glück.

Ein Abend, wie wir ihn am Eingange dieſer Geſchichte erzählt haben, kam auch heute prachtvoll und herrlich: „die Sonne war über die Waldwand hinunter, und warf kühle Schatten auf die Pernitz — im Rücken der Häuſer glühten die Felſen, und wie flüſſiges Gold ſchwamm die Luft über all den grünen Waldhäuptern weg.

Und immer feierlicher floß die Abenddämmerung, immer abendlicher rauſchten die Waſſer der Pernitz, und immer reizender klangen die Zittern.“

Nur daß heute auch noch die Burſche mit den kühnen Gebirgsaugen die ſanftblickenden, aber gleichwohl feueraugigen Mädchen an manchen Stellen zu den Zittern im Tanze herumdrehten, und daß der Mond ſchon viel länger, als damals, auf die Häuſer hereinſchien, ehe es auf der Gaſſe der grünen Fichtau verſtummte.

Da aber endlich faſt gegen Morgen die letzte Gruppe Abſchied genommen hatte, und es ſtille war, folgte keine Scene im Garten, wie damals, ſondern Heinrich ſchlief ſchon lange auf ſeiner einſtigen Stube neben Robert, ſeinem Gaſte, und Anna war mit Thrinen in ihrem einſtigen Stübchen; aber ſie ſchliefen nicht, ſondern konnten ſich nicht ſättigen von Plaudern und Erzählen.

Des andern Tages, da das Scheibenſchießen begann, führte Heinrich ſein junges Weib in Begleitung der vornehmſten Gäſte mit Prunk auf ſeinen Berg, und geleitete ſie dort in die für ſie eingerichteten fürſtlichen Gemächer des Chriſtophhauſes, ſo wie Jodok einſt die unſchuldige Chelion in das Parthenon geführt hat. Erasmus war ſtolz darauf, daß desſelben Tages noch vor Anbruch des Morgens fünf beladene Wagen mit Annas Gütern und betrunkenen Fuhrleuten auf den Rothenſtein vorausgefahren waren. Er konnte ſagen, daß ſein Kind die reichſte Braut der Fichtau ſei; denn ſelbſt der Haſenmüller im Aſang vermag ſeiner einzigen Tochter nicht fünf ſchwere Wagen zu beladen.

Wir enthalten uns, die Empfangsfeierlichkeiten auf dem Rothenſteine zu beſchreiben, ſondern beſchließen unſere Erzählung mit dieſem heitern Ausgange der trüben Geſchichten des Rothenſteins, und wünſchen dem Paare, daß es ſo glücklich fortlebe, wie ihre Ehe glücklich begonnen.

Ein Anfang dazu iſt ſchon gemacht; denn die einigen Jahre, die ſeit dem, was wir eben erzählten, bis auf heute verfloſſen, ſind ganz glücklich geweſen. Eine Reihe Glashäuſer mit den Pflanzen aller Länder ſteht neben dem Parthenon, dann ſind Säle mit den Heerden ausgeſtopfter Thiere, und dann die mit allen Erzen und Steinen der Welt. Dieſe Leidenſchaft ihres Herrn, meinen die Fichtauer, ſei doch auch eine Narrheit, wie ſie Alle ſeine Ahnen hatten, aber daß er ſonſt auch raſtlos ſchaffe und wirke, gaben ſie zu. In der hohen Frau, die mit zwei blühenden Knaben wandelt, würde Niemand mehr die einſtige Anna aus der grünen Fichtau erkennen; denn ſie wird in Heinrichs Schule faſt ein halbes Wunderwerk — aber ein anderes vollendetes Wunder ſteht neben ihr, ein Mädchen, namenlos ſchön, wie ein Engel, und rein und ſanft blickend wie ein Engel; es iſt Pia, die Tochter Narciſſa's, und des unglücklichen Grafen Chriſtophs, der eher geſtorben, ehe er ſeine Sünde gut machen konnte. Heinrich hatte ſie an Kindesſtatt angenommen, nachdem er ſie und den alten Ruprecht, die ſich bei ſeiner Ankunft in dem Kaſtellanhäuschen verkrochen hatten, an ſich gelockt und an ſein Weſen und Thun gewöhnt hatte. Durch ein ſeltſames Naturſpiel iſt ſie ihrer Großmutter Chelion ähnlich geworden, und zugleich ihrem Großvater Jodok, ſo daß man ſie den Bildern nach für ein Kind dieſer Beiden halten mußte; aber ſie iſt minder dunkel als Chelion, und noch um Vieles ſchöner, als das Bild derſelben, was aber vielleicht nur der Jugend zuzuſchreiben iſt.

Das Bild des zweiten Sixtus ſteht nun im grünen Saale auch offen, daneben Heinrichs und Anna's und Jeder, der den Rothenſtein beſucht, kann ſich von der vollendeten Aehnlichkeit Heinrichs und Sixtus überzeugen.

Der alte Ruprecht lebt noch. Er ſitzt ewig hinten an der Sandlehne in der Sonne, dreht lächelnd ſeinen Stab in den Fingern, und erzählt Geſchichten, die Niemand verſteht; er erzählt ſie auch Niemanden, und meint, er ſei noch immer Kaſtellan, obgleich ſchon ein anderer ein neues Häuschen neben dem Thore der Ringmauer hat.

Viel Beſuch kommt auf den Berg, und viele Augen fallen ſchon auf Pia; aber ſie ſcheut noch jeden Mann ſo, wie ſie einſt die zwei Freunde ſcheute, als ſie dieſelben zum erſten Male in den Juliantrümmern geſehen, wo ſie auf dem Geländer des Balkons geritten war. Der häufigſte und liebſte Beſuch aber iſt der von Robert und Thrine. Heinrichs Mutter und Schweſter leben auf dem Schloſſe.

Draußen in der Fichtau iſt es, wie es immer geweſen, und wie es noch hunderte von Jahren ſein wird.

Während der Schmied ſagt: „Mein Schwiegerſohn, der Herr Stadtſchreiber,“ ſagt Erasmus nie anders, als: „Mein Herr Schwiegerſohn, unſer gnädigſter Herr Graf.“

Boten-Simon und der Schecke fahren Land aus, Land ein, und Beide gewannen bei den letzten Ereigniſſen, da der Afang ſogleich bei der Uebernahme eingelöſet, und Simons Grundzins alldort erniedrigt worden iſt.

Und ſo, du glückliches Paar, lebe wohl! Gott der Herr ſegne dich, und führe noch unzählige glückliche Tage über deinen Berg und die Herzen der Deinen empor.

Wenn von den andern Schriften des rothen Felſenſaales von Julian, Chriſtoph, Prokop, etwas bekannt wird, ſo wird es dereinſt vorgelegt werden.

Studien

von

Adalbert Stifter.

Dritter Band.

Dritte Auflage

Studien

von

Adalbert Stifter,

III Band.

Verlag von Gustav Heckenast,

in

Pesth.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale) *

Studien

von

Adalbert Stifter.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Peſth, 1850.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

ng 35 8 942a

Die

Mappe meines Urgrossvaters.

1841.

Dulce est, inter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria.

Egesippus.

1.

Die Alterthümer.

Mit dem an der Spitze dieſes Buches ſtehenden lateiniſchen Spruche des ſeligen, nunmehr längſt vergeſſenen Egeſippus führe ich die Leſer in das Buch und mit dem Buche in mein altes fern von hier ſtehendes Vaterhaus ein. Der Spruch ſpielte einmal eine Rolle in einer meiner Auszeichnungen in der Schule, und ſchon deßhalb hatte ich ihn mir für alle meine Zukunft gemerkt; allein er fiel mir nachher immer wieder ein, wenn ich ſo in den Räumen meines Vaterhauſes herum ging; denn das Haus ſtak voll von verſchiedenen Dingen unſerer Vorfahren, und ich empfand wirklich, in den Dingen herum gehend, die ſeltſamliche Freude und das Vergnügen, von denen Egeſippus in ſeinem Spruche ſagt. Dieſes Vergnügen beſteht aber nicht etwa bloß in dem Geiſte des Kindes, ſondern es wuchs mit mir auf, der ich noch immer alte Sachen gerne um mich habe und liebe. Ja ich denke oft jetzt ſchon, da ich ſelber alt zu werden beginne, mit einer Gattung Vorfreude auf jene Zeit hinaus, in der mein Enkel oder Urenkel unter meinen Spuren herum gehen wird, die ich jetzt mit ſo vieler Liebe gründe, als müßten ſie für die Ewigkeit dauern, und die dann doch, wenn ſie an den Enkel gerathen ſind, erſtorben und aus der Zeit gekommen ſein werden. Das heftige Drängen des Greiſes, die Stätigkeit auf ſeine Satzungen zu halten, und die Worte auf den Nachfahren zu lenken, ſind doch nur der [illegible] Trieb des alten Herzens, das ſo ſeine Liebe noch über das Grab hinaus zu verlängern. Aber er verlängert es nicht: denn ſo wie er die altväteriſchen geſchmackloſen Dinge ſeiner Vorgänger belächelt und geändert hatte, ſo wird es auch der Enkel thun, nur mit dem traurig ſüßen Gefühle, mit dem man jede vergangene Zeit anſieht, wird er noch die Trümmer eine Weile behalten und beſchauen.

Dieſe Dinge empfindend erſchien es mir nicht zwecklos, den Geruch des Epheuwerks an die Spitze einer

Gedenkbuches zu ſtellen, das von meinem Urgroßvater und ſeiner Mappe handelt.

Ich will die Erzählung von ihm beginnen.

Mein Urgroßvater iſt ein weitberühmter Doctor und Heilkünſtler geweſen, ſonſt auch ein gar eulenſpiegliger Herr, und wie ſie ſagen, in manchen Dingen ein Ketzer. Das alles iſt er auf der hohen Schule zu Prag geworden, von wo er aber, da er kaum den neuen Doctorhut auf hatte, ſeinem eigenen Ausdrucke nach wie ein geſchnellter Pfeil fortſchießen mußte, um ſein Heil in der Welt zu ſuchen. Die Urſache, warum er ſo ſchnell fort gemußt hatte, hat er, der Erzählung meines Großvaters zu Folge, nie dazu geſetzt. Welche ſie auch geweſen iſt, ſo hat ſie ihn doch zu jener Zeit in die ſchöne Waldeinſamkeit ſeiner Heimath geführt, wo er ſofort viele Meilen in der Runde kurirte. Vor wenigen Jahren erzählte von ihm noch manche verhallende Stimme des Thales, ja in meiner Knabenzeit kannte ich noch manchen verſpäteten Greis, der ihn noch gekannt, und mit ſeinen zwei großen Rappen herum fahren geſehen hatte.

Als er uralt und wohlhabend geworden war, ging er endlich auch den Weg von manchem ſeiner einſtigen

Pflegebefohlenen, und hinterließ meinem Großvater Erſparniſſe und Hausrath. Das Erſparte iſt zuerſt fort gekommen, und zwar im Preußenkriege; der Hausrath aber iſt noch ſtehen geblieben. Von der Art und Weiſe des Doctors, die ſehr abweichend von der der andern geweſen ſein ſoll, haben ſich nach ſeinem Tode noch lange die Bruchſtücke im Munde der Leute erhalten; aber die Bruchſtücke ſchmolzen wie Eisſchollen, die im Strome hinab ſchwimmen, zu immer kleineren Stücken, bis endlich der Strom der Ueberlieferungen allein ging, und der Name des Geſchiedenen nicht mehr in ihm war. Die Geräthe und Denkmale ſind auch immer verkommener und trüber geworden. Von dieſen Denkmalen möchte ich ſprechen, da ſie einſt meine ſchauerliche innere Freude waren.

Aber ſeltſam, wenn ich recht weit zurück gehe, ſo iſt es eigentlich Trödel, der gar ſo tief wirkte, nicht Dinge, denen ich heute mein Augenmerk ſchenke. Da iſt tief in dem Nebel der Kindheit zurück eine ſchwarze Weſte, die ſo wunderſam war; ich höre noch heute die Leute ſtaunen und rufen, wie nun gar kein ſo unverwüſtlicher Levantin mehr gemacht werde, und wie man das alte aufbewahren und achten ſoll — dann trieb ſich unter unſern Spielſachen, eine dunkle verwitterte Hutfeder herum, deren Rückgrat geknickt war — aus den Spänen und Splittern der Holzlaube blickte einmal eine geſchundene Deichſel hervor — im Garten wucherte noch unausrottbar die Angelikawurzel; daneben ſtand ein grauer Stamm, deſſen zwei einzige grüne Aeſte noch alljährlich ſchwarze Vogelkirſchen trugen, und im Herbſte blutrothe Blätter fallen ließen; — dann waren zwei himmelblaue Wagenräder, die ich als Knabe einmal ſauber abzuwaſchen ſtrebte, weil ſie von darauf geworfenen Pflügen und Eggen voll Koth geworden waren; — dann beſtand, weil man ſagt, daß der Doctor ein vornehmes Fräulein ſoll geheirathet haben, auf Diele und Scheune noch allerlei den jetzigen Bewohnern unbekannter Kram, der wohl nicht alle von ihm herrühren mochte; aber wenn unter die berechtigten Hausdinge etwas Wunderliches gerieth, das Niemand erklügeln konnte, ſagte man immer: „Das iſt vom Doctor;“ denn obwohl wir ihn als unſern reichſten Vorahn ſehr ehrten, ſo hielten wir doch insgeheim ſämmtlich dafür, daß er ein Narr geweſen ſei.

Es mochte damals noch viel mehr Alterthümliches gegeben haben, wenn wir Kinder den Schauer vor ſo manchem unrichtigen Winkel hätten überwinden können, der noch beſtand, und wohin ſich ſeit Ewigkeit her der Schutt geflüchtet hatte. Da war zum Beiſpiele ein hölzerner dunkler Gang zwiſchen Schüttboden und Dach, in dem eine Menge urälteſter Sachen lag; aber ſchon einige Schritte tief in ihm ſtand auf einem großen Unterſatze eine goldglänzende heilige Margaretha, die allemal einen ſo drohenden Schein gab, ſo oft wir hinein ſahen; — dann waren die unentdeckten allerhinterſten Räume der Wagenlaube, wo ſich verworrene Stangen ſträubten, alternde Strohbünde bauſchten, noch bekannte Federn längſt getödteter Hühner ſtaken, tellergroße ſchwarze Augen aus den Naben alter Räder glotzten, und daneben im Stroh manch tieferes Loch gohr, ſo ſchwarz wie ein Doctorhut. Ja die Scheu ſteigerte ſich, da einmal der Knecht geſagt hatte, daß man durch die Sachen hindurch in die Haberſtelle der Scheune kriechen könne, was wohl beſtaunt, aber nicht gewagt wurde.

In der Finſterniß der Truhe bewahrte auch lieb Mütterlein manche Koſtbarkeiten auf, die keinen andern Zweck hatten, als daß ſie immer liegen blieben, und die wir gelegentlich zu ſehen bekamen, wenn ſie einmal etwas Seltenes ſuchen ging, und wir die Köpfe mit in die Truhe ſteckten. Da war eine Schnur angefaßter raſſelnder ſilberner Gußknöpfe, einen Bündel Schnallen, langſtielige Löffel, eine große ſilberne Schale, von der ſie ſagten, daß der Doctor das Blut der vornehmen Leute in dieſelbe gelaſſen habe, — dann waren zwei hornerne Adlerſchnäbel, einige Bündel von Goldborden, und anderes, was in der Dunkelheit ſo geheimnißvoll leuchtete, und worin wir nie kramen durften, weil die Mutter bei ſolchen Gelegenheiten ſtets nicht Zeit hatte, ſondern zuſperren und fort gehen mußte. Zuweilen aber, wenn die obere Stube, wo die Gaſtbetten ſtanden und die Feſtkleider hingen, einmal gelüftet und abgeſtäubt wurde, und die Mutter eben bei Laune war, zeigte ſie wohl gerne etwa einer Nachbarin und auch uns Kindern, die immer dabei ſtanden, manches von der Ahnentafel bürgerlicher Häuſer, die ich ſo liebe, der Truhe der Brautkleider. Wie Reliquien pflegte man ſonſt derlei Kleider aufzubewahren und bei Gelegenheiten vorzuzeigen; aber dieſe Ehrfurcht nahm in den Zeiten ab, und endlich kam der ſchwarze Frack, in dem wir zur Trauung, zum Beſuche, zum Spaziergange gehen — was ſoll daher an ihm ſein, das der Aufbewahrung würdig wäre? Wenn Mütterlein nun die ſteifen eckigen Dinge herauszog und in der Sonne ſpielen ließ, da ſtanden wir dabei und ſtaunten die verſchoſſene Pracht an. Da kamen ſammetne, ſeidene, goldſtarrende Dinge zum Vorſchein, die da rauſchten und kniſterten und unbekannt waren. Vom Doctor iſt noch der ganze veilchenblaue Sammetanzug übrig, mit den vielen Schleifen und unten Goldblümchen, dann mit den Bandſchuhen, und ſchwarzem Barett. Das aſchgraue Seidengewand ſeiner Braut hatte hinten einen Zipfel als Schleppe hinaus, es war ein goldener Saum da, und aus dem Innern lauſchte das ſchwefelgelbe ſeidene Unterfutter. Inſonderheit war auch der Rock der Großmutter, der meßgewandſtoffig und unbiegſam war, mit den vielen Falten und großen Seidenblumen. Des Vaters langer röthlicher Brautrock, in dem ich ihn oft an Oſter- und Pfingſttagen zur Kirche gehen ſah, hatte ſchon das Schickſal, daß er zerſchnitten wurde; denn als der Vater todt war, und ich in die Abtei ſtudieren ging, da wurde für mich ein neues Röcklein daraus gefertigt, in welcher Geſtalt er aber von meinen Mitſchülern ſtets nur Hohn und Spott erntete, obgleich mir mein kleines

Herz jedesmal um den verſtorbenen Vater ſehr wehe that, wenn ich an Sonntagen das ſo oft verehrte Tuch auf meinen Armen ſah.

Früher mochten noch mehrere Gedenkſachen allgemach den Weg der Zerſtörung und Vergeſſenheit gegangen ſein. Ich denke noch klar eines Wintermorgens, an dem man daran ging, das Ungeheuer eines weichen Schreines mit Aexten zu zerſchlagen, das ſeit Kindesdenken prangend mit dem eingelegten Worte „Zehrgaden“ wie ein Schloß neben der Küche geſtanden hatte, und ich weiß noch heute recht gut, wie ich damals als winziges Kind einen beinahe bitteren Schmerz empfand, als der wunderbare kaffeebraune Berg vor mir in lauter ſchnöde Späne zerfiel, im Innern zu höchſter Ueberraſchung ſo gewöhnlich weiß, wie die Tannenſcheite im Hofe. Lange nachher hatte ich immer ein Gefühl verletzter Ehrfurcht, ſo oft ich die große lichte Stelle an der Mauer ſah, wo er geſtanden hatte.

Und wie Vieles mochte in der vordenklichen Zeit verloren ſein. Wie oft, wenn wir Wallfahrer ſpielten, und ein Fähnlein auf einem langen Stabe trugen, dazu wir einen Lappen aus dem Kehrichte gezogen hatten, mochte der Lappen aus einem ſchmeichelnden Kleide geweſen ſein, das einſt die Glieder eines lieben Weibes bedeckt hat. Oder wir ſaßen im Graſe, ſtreichelten mit den Fingern an den ſchillernden Fäden des hingeſunkenen Fähnleins und ſangen: „Margaretha, Margaretha;“ denn die Mutter hatte uns oft von einer Margaretha erzählt, die eine ſchöne weiche Frau unſerer Vorfahren geweſen ſein ſoll. — Wir ſangen: „Margaretha, Margaretha,“ bis wir ſelber eine Art Furcht vor dem Lappen hatten.

Wie der Menſch doch ſelber arbeitet, daß das vor ihm Geweſene verſinke, und wie er wieder mit ſeltſamer Liebe am Verſinkenden hängt, das nichts anderes iſt, als der Wegwurf vergangener Jahre. Es iſt dies die Dichtung des Plunders, jene traurig ſanfte Dichtung, welche blos die Spuren der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit prägt, aber in dieſen Spuren unſer Herz oft mehr erſchüttert, als in anderen, weil wir auf ihnen am deutlichſten den Schatten der Verblichenen fort gehen ſehen, und unſern eignen mit, der jenem folgt. Darum hat der Großſtädter, der ſtets erneuert, keine Heimath, und der Bauersſohn, ſelbſt wenn er Großſtädter geworden iſt, hegt die heimliche ſanft ſchmerzende Rückliebe an ein altes ſchlechtes Haus, wo die

Bretter, Pfähle und Truhen ſeiner Voreltern ſtanden und ſtehen. Wenn die Gebeine eines Geweſenen ſchon verkommen ſind, oder zerſtreut in einem Winkel und im Graſe des Kirchhofes liegen, ſtehen noch ſeine bleichenden Schreine in der alten Wohnung, ſind zuletzt die beiſeite geſetzten älteſten Dinge, und werden ſo wieder die Geſpielen der jüngſten, der Kinder.

Es iſt etwas Rührendes in dieſen ſtummen unklaren Erzählern der unbekannten Geſchichte eines ſolchen Hauſes. Welches Wehe und welche Freude liegt doch in dieſer ungeleſenen Geſchichte begraben, und bleibt begraben. Das blondgelockte Kind und die neugeborne Fliege, die daneben im Sonnengolde ſpielt, ſind die letzten Glieder einer langen unbekannten Kette, aber auch die erſten einer vielleicht noch längern, noch unbekannteren; und doch iſt dieſe Reihe eine der Verwandtſchaft und Liebe, und wie einſam ſteht der Einzelne mitten in dieſer Reihe! Wenn ihm alſo ein blaſſend Bild, eine Trümmer, ein Stäubchen von denen erzählt, die vor ihm geweſen, dann iſt er um viel weniger einſam. Und wie bedeutungslos iſt dieſe Geſchichte; ſie geht nur zum Großvater oder Urgroßvater zurück, und erzählt oft nichts als Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbniſſe, Verſorgung der Nachkommen — aber welch ein unfaßbares Maß von Liebe und Schmerz liegt in dieſer Bedeutungsloſigkeit! In der andern, großen Geſchichte vermag auch nicht mehr zu liegen, ja ſie iſt ſogar nur das entfärbte Geſammtbild dieſer kleinen, in welchem man die Liebe ausgelaſſen, und das Blutvergießen aufgezeichnet hat. Allein der große goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtauſenden bis zu uns herab geronnen, durch die unzählbaren Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geſchwiſter, Freunde, iſt die Regel, und ſeine Aufmerkung ward vergeſſen; das andere, der Haß, iſt die Ausnahme, und iſt in tauſend Büchern aufgeſchrieben worden.

Da der Vater noch lebte, durfte von des Doctors Habſchaften nichts verrückt werden, da er ihn hoch verehrte und faſt ausſchließlich immer in einem ledernen Handſchriftenbuche deſſelben las, welches Buch aber ſpäter ganz abhanden gekommen war. In jener Zeit ſtand der alte Hausrath noch wie eine eherne Chronik umher; wir Kinder lebten uns hinein, wie in ein verjährtes Bilderbuch, dazu der Großvater die Auslegung wußte, und erzählte, er, der der eigentlichſte lebendigſte Lebensbeſchreiber ſeines Vaters des Doctors war.

Wenn er manchen Abend zwiſchen dieſen Denkmalen niederſaß und in dem Buche ſeiner Jugend nachſann, deſſen Zeichen blos tiefe Stirnrunzeln und weiße Haupthaare waren, und von den Thaten und Abenteuern des Doctors erzählte, von ſeiner Furchtloſigkeit bei Tag und Nacht, in Wald und auf Haiden, wenn er ſo zu ſeinen Kranken fuhr — wie er Scherze und Schnurren trieb — wie er Arzneigläſer hatte, die roth und blau glänzten, wie Karfunkel und Edelſtein — wie er Macht hatte über die Dinge auf der Erde und in der Luft — — und wenn nun das eine und andere Geräthſtück, wie es ja noch leibhaftig vor uns ſtand, anfing in der Geſchichte mit zu ſpielen, bald, weil es in einem bedeutungsvollen Augenblicke in ihm krachte, oder plötzlich ein Glas den Platz wechſelte — bald, weil ein Schwerverwundeter darauf ächzte, wie ihm der Doctor den Körper wieder fügte, den ein Waldbaum gänzlich auseinander geſchlagen hatte — bald, weil ein unergründlich Geheimniß der Heilkunde darinnen verſchloſſen geweſen; ſo ergoß ſich eine unſägliche Bedeutung und Zauberei um die veralteten Geſtalten; wir getrauten uns kaum hinzuſehen, wie alles in hellem Kerzenlichte umher ſtand, und entſchiedene Schatten warf; tief hinten ein Schrank, hoch und dünn, mit Ritterfräulein, die in ein Leibchen gepreßt ſind; es war, als ſtünden Dinge auf ihm, die am Tage gar nicht dort ſtehen — dann der Arzneiſchragen, der gleichſam heimlich immer glänzender wurde — der Ahorntiſch mit dem eingelegten perlenmutternen Oſterlamme — die Uhr mit der Spitzhaube — der lange Lederpolſter auf der Bank mit Bärentatzen, die wie lebendige griffen — endlich am Fenſter, mit bleichen Tropfen des hereinſcheinenden Mondes betupft, das Schreibgerüſte, vielfächrig, gothiſch, mit einem koſtbaren Geländer, auf dem braune Fröſche paßten und gleißten, die Schreibplatte überwölbt mit einem hölzernen Baldachine, wie mit einem Herdmantel, darauf oben ein ausgeſtopfter Balg ſaß, den man nicht mehr kannte, und den wir jedes Abends fürchteten — und wenn der einzige Hort, der Vater, der auf dieſe Erzählungen nichts hielt, in der Ofenecke eingeſchlummert war, und der Mondenglanz der ſcharfen, taghellen Winternacht in den Ecken der gefrierenden Fenſterſcheiben ſtarrte, ſo wehte ein ſolches Geiſterfieber in der Stube, es hatte ſelbſt die Mutter ſo ergriffen, und war über die Mägde hinaus gekommen, die gerne in der Küchenſtube daneben ſaßen und ſpannen, daß, wenn jetzt jemand am äußeren Thore geklopft hätte, es unmöglich geweſen wäre, ſich ein Königreich zu verdienen, blos dadurch, daß eines hinaus gehe, und ſchaue, wer es ſei.

Ich dachte mir damals oft, wie denn ein ſo unſägliches Gewimmel von überirdiſchen Dingen und ganz unerhörten Ereigniſſen in dem Leben eines einzigen Menſchen, dieſes meines Urgroßvaters, geweſen ſein könne, und wie jetzt alles ſo gewöhnlich und entblößt iſt — kein Geiſt läßt ſich mehr ſehen oder hören, und wenn der Vater in der Nacht von etwas aufgehalten wird, ſo ſind es ſchlechte Waldwege geweſen, oder es iſt ein Regen eingefallen.

„Ja wohl,“ pflegte die Großmutter zu ſagen, wenn auf dieſe Dinge die Rede kam, „alles nimmt ab, der Vogel in der Luft und der Fiſch im Waſſer. Wenn ſonſt in den Losnächten oder Samſtag Abends aus den Pfingſtgräben oder der Hammerau deutlich ein Weinen oder Rufen gehört wurde, ſo iſt heute in den Gegenden alles ſtille und ausgeſtorben, ſelten, daß einem noch ein Irrlicht begegnet, oder der Waſſermann am Ufer ſitzt. Die Leute glauben auch heut zu Tage nicht mehr ſo feſt, wie ſonſt, obwohl die Alten, die dies erzählten, ebenfalls keine Thoren waren, ſondern furchtloſe aufgeklärte Männer. Wie gerne will die Jugend alles beſſer wiſſen, und kömmt doch mit den Jahren immer wieder auf die Reden der Alten, und geſteht es ein, daß ſie darauf kömmt.“

So pflegte meine Großmutter zu ſagen, ich aber hörte ihr mit begierig hingerichteten Augen zu, und brauchte gar nicht auf ihre Worte zu kommen; denn ich glaubte ohnehin alles gerne und feſt.

So war es in meiner Kindheit und ſo floſſen die Jahre dahin.

Die Jahre waren damals ſehr, ſehr lange, und es verging ungemein viele Zeit, ehe wir ein wenig größer geworden waren.

Da endlich ich als der Aelteſte ziemlich heran gewachſen war, ſtarb der Vater, und ich mußte bald darauf in die Abtei in die Studien. Später kam ein Stiefvater und eine neue Regierung in das Haus. Es wurden neue ſchöne Geräthe gemacht, und alle die alten Dinge, die früher da geweſen waren, mußten in die braungebeizte Hinterſtube zurück, die gegen den Garten lag und unbewohnt war. Dort blieben ſie in Raichheit hingeſtellt und in Verworrenheit ſtehen. Auch in mein Haupt waren nach und nach andere Gedanken und andere Beſtrebungen gekommen. Aber einmal in den großen Herbſtferien beſuchte ich die alten Sachen wieder. Mir kam bei, daß ich ſie ordnen könnte. Ich that es, richtete die braune Stube mit ihnen ein, und ſtand dabei, wie der ſanfte ſchwermüthige Herbſtglanz der Sonne ſo an ihnen hin ſtreichelte und ſie beleuchtete. Allein ich mußte wieder in die Abtei, und wie die Zeit der dort feſtgeſetzten Studien vergangen war, kam ich gar in die große ferne Stadt.

Nun erſchienen harte Jahre, die Beſtrebungen des Mannes kamen, und verdeckten wie mit Nebel das fernabliegende Land der Kindheit. Viele Dinge wurden erſtrebt und gelitten, und da endlich die Zeit eingetreten war, in der der Menſch die Sehnſucht hat, den ſachte vergehenden Lebensſtrom in holden Kindern wieder aufquellen zu ſehen, mochte es ein liebes Weib mit meinem Herzen wagen, und wir traten vor den Altar der Ehe. Dieſes Ereigniß führte mich wieder in mein Kindheitsland zurück. Da nämlich Mütterlein zu Hauſe ſehr betrübt war, daß ſie wegen Kränklichkeit nicht kommen konnte, die Brautkrone flechten zu helfen, und den heiligen Kirchengang zu ſehen, beſchloſſen wir, um ihr Erſatz zu geben, die erſten Tage unſeres neuen Standes in der Heimath zuzubringen. Wir packten auf, Wälder, Berge gingen an uns vorüber, und eines ſchönen Sommertages kamen wir in dem längſt verlaſſenen Hauſe an.

Mütterlein war ein altes Weib geworden, die neuen ſchönen Geräthe, die zu meiner Studienzeit gekommen waren, waren jetzt auch alt und verſchoſſen; keine Großeltern gingen mehr im Hauſe herum, aber dafür ſpielten die kleinen Kinder der Schweſter, die ſelbſt ein Kind geweſen, da ich fort ging, an der Stelle, wo wir einſt geſpielt hatten — nur die Liebe und Güte iſt jung geblieben. Mit dem gewohnten Sonnenſcheine der Freundlichkeit in den verfallenen Zügen, mit den gewohnten guten Augen nahm die Mutter jetzt die junge blühende Tochter an, verehrte ſie und that ihr Gutes. Es kamen Tage, die einzig unvergeßlich ſind, Tage unter Menſchen deſſelben Herzens, und derſelben unverfälſchten Liebe. Ich führte meine Gattin durch alle Wälder meiner Kindheit, ich führte ſie an rauſchende Bäche und an ragende Klippen, aber ich führte ſie auch durch die ſchönen Wieſen, und durch die wogenden Felder. Hier ging Mütterlein mit, und zeigte der fremden Tochter, was von all den Dingen unſer ſei, und was eben darauf wachſe.

Alles war ſo herrlich und prangend, wie ſonſt, ja es war noch prachtvoller und ernſter, als ich es einſt begreifen konnte. Nur das Haus war kleiner geworden, die Fenſter niedriger und die Stuben gedrückt. Alles, was ſonſt unendlich war, die dunklen Gänge, die gähnenden Winkel, das war nun klar, und was darinnen lag, war Wuſt. In der braunen Stube ſtanden die alten Dinge in der Ordnung, wie ich ſie einſtens hingeſtellt hatte, oder eigentlich, ſie hingen kaum mehr an den Wänden herum. Das einzige Schreibgerüſte ſtand noch dicht und feſt mit allen ſeinen Zierrathengeländern und Fröſchen da, ein wahres Kunſtwerk in uralter Eichenſchnitzerei. Die Mutter gab es mir auf meine Bitte gerne zum Hochzeitsgeſchenke. All das Andere aber waren gewöhnliche Trümmer und Reſte; die Fugen klafften, das Licht ſchien durch ſie, der Holzwurm hatte die Balken angebohrt und der Staub rieſelte heimlich in ſeine Gänge. Als ich weiter durch das Haus wandelte, war hier eine Holztreppe weggenommen, dort eine andere aufgeſtellt — ein Geländer war hier herabgebrochen, dort eines befeſtiget worden — das Brunnenwaſſer rann in eine neue Kufe, die Gartenbeete waren in einer anderen Richtung, verſchiedene Dinge ſtanden darauf, und der graue Baum war gar nicht mehr da — in der Holzlaube war manches anders, aber hinten ſtanden genau noch die alten Stangen und ſtaken die alten Strohbünde: aber ein ſchwermüthig klares Licht der Gegenwart lag auf allen Dingen, und ſie blickten mich an, als hätten ſie die Jahre meiner Kindheit vergeſſen. — So verging Woche um Woche in den neuen erſt wieder bekannt werdenden Räumen. Aber eines Tages, da eben ein grauer ſanfter Landregen die Berge und Wälder verhing, verſchaffte mir das Haus etwas, das ich nicht ſuchte, und das mich ſehr freute, weil es mir gleichſam das ganze verſunkene aufgehobene Märchen darin gab.

Mütterlein, Gattin und Schweſter ſaßen im Hofſtübchen, und verplauderten die Zeit, weil draußen Straße und Garten im Waſſer ſchwammen; ich, gleichſam aus einem alten Zuge der Kindheit, der gerne das ſanfte Pochen des Regens auf Schindeldächern hörte, war faſt bis auf den äußerſten Boden emporgeſtiegen und gerieth auch in den Gang zwiſchen Schüttboden und Dach. Da ſtand noch die goldglänzende heilige Margaretha auf demſelben Platze, auf dem ſie vor ſo vielen Jahren geſtanden war. Eine Menge weggeworfener Sachen lag, wie einſt, um ſie herum. Jetzt fürchtete ich den düſteren Goldſchein nicht mehr, ſondern ich holte die Geſtalt hervor, um ſie zu betrachten. Es war ein ſehr altes gut vergoldetes hölzernes Standbild, halb lebensgroß, aber in dem Laufe der Zeiten war es bereits vielfach abgerieben und zerſchleiſt worden. Ich dachte mir, daß es etwa von einer eingegangenen Feldkapelle unſerer Beſitzungen herrühre, aus Zufall in den Gang gekommen, und hier vergeſſen worden ſei. Aber faſt ſollte man glauben, daß es keinen Zufall gäbe. — Daß das Bildniß hier ſtand, daß es heute regnete, daß ich herauf ſtieg und es wegnahm — das ſind lauter Glieder derſelben Kette, damit das werde, was da ward. Als ich nämlich die Bildſäule wieder auf ihr Untergeſtelle ſetzen wollte, hörte ich, daß dieſes keinen Ton gab, wie ein Block, ſondern wie ein hohler Raum; ich unterſuchte es näher, und fand in der That, daß es eine ſehr alte verſchloſſene Truhe ſei. Ich war neugierig, holte mir in der Wohnung unten

Brechwerkzeuge, ſtieg wieder in den Gang hinauf, befreite zuerſt den Deckel von dem zollhohen Staube, der darauf lag, ſprengte mit dem Eiſen ſeine Bande, und öffnete ihn. Was ſich mir nun zeigte, war ein Knäuel von Papieren, Schriften, Päckchen, Rollen, unterſchiedlichen Handgeräthen, Bindzeugen und anderem Gewirr — aber weit hinaus herrſchten die Papiere vor. Es gibt in jedem Hauſe Dinge, die man nicht weg wirft, weil doch ein Theil unſeres Herzens daran hängt, die man aber gewöhnlich in Fächer legt, auf welche dann nie mehr ein Auge fällt. Daß es hier ſo ſei, begriff ich augenblicklich, und ſogleich im Gange ſitzen bleibend, neben mir den ſchwachen Goldſchimmer der Bildſäule, über mir das leichte Trippeln des Regens, fing ich die Unterſuchung an, und nach einer Stunde ſaß ich ſchon bis auf die Knie in Papieren.

Welch' ſeltſame ſonderbare Dinge! Da waren ganz unnütze Blätter, dann andere, auf denen nur ein paar Worte ſtanden, oder ein Spruch — andere mit ausgeſtochenen Herzen und gemalten Flammen — meine eigenen Schönſchreibbücher, ein papierner Handſpiegel, von dem aber gerade das Spiegelglas herausgebrochen war — Rechnungen, Rezepte, ein vergelbter Prozeß über eine Hutweide — dann unzählige Blätter mit längſt verklungenen Liedern, Briefe mit längſt ausgebrannter Liebe, nur die ſchön gemalten Schäfer ſtanden noch am Rande und ſtellten ſich dar — dann waren Schnitte für Kleider, die jetzt niemand mehr trägt, Rollen Packpapiers, in das nichts mehr gewickelt wird — auch unſere Kinderſchulbücher waren da aufbewahrt, und das Innere der Deckel trug noch die Namen von uns allen Geſchwiſtern; denn eines hatte ſie von dem andern geerbt, und gleichſam als ſei es das letzte und ewige, hatte es den Namen des Vorgängers mit feſter Linie ausgeſtrichen, und den ſeinigen mit der großen Kinderſchrift darunter geſetzt. Daneben ſtanden die Jahreszahlen mit gelber, ſchwarzer und wieder gelber Dinte.

Als ich ſo dieſe Bücher heraus legte, und der Blätter, auf denen viel hundertmal die Kinderhände geruht haben mochten, ſorgſam ſchonte, daß ſie mir nicht auseinander fielen, kam ich auch auf ein anderes Buch, das dieſen gar nicht glich, und von jemanden ganz andern herrühren mußte, als von einem Kinde. Durch Zufall lag es hier unter den Büchern der Kinder, aber es war von einem Greiſe, der längſtens gelebt hatte, und der längſtens ſchon in die Ewigkeit gegangen war. Das Buch beſtand aus Pergament, hatte die Höhe von vier an einander gelegten Schulbüchern, und war eigentlich aus lauter ungebundenen Heften zuſammen gelegt. Ich ſchlug ſie auf, aber nichts war da, als die Seitenzahlen, mit ſtarken Ziffern und rother Dinte hingemerkt, das übrige war weißes Pergament, nur von Außen mit dem gelben Rande des Alters umfloſſen. Im einzigen erſten Hefte war ungefähr die Dicke eines Daumens mit alter, breiter, verworrener Schrift beſetzt, aber auch die Leſung dieſer Worte war gleichſam verwehrt; denn immer je mehrere der ſo beſchriebenen Blätter waren an den Gegenrändern mit einem Meſſer durchſtochen, durch den Schnitt war ein Seidenband gezogen und dann zuſammen geſiegelt. Wohl fünfzehn ſolcher Einſieglungen zeigte der Anfang des Buches. Die letzte leere Seite trug die Zahl achthundert fünfzig, und auf der erſten ſtand der Titel: „Calcaria Doctoris Augustini tom II.“

Mir war das Ding ſehr ſeltſam und räthſelhaft, ich nahm mir vor, nicht nur das Buch in die Wohnung hinab zu tragen, und bei Gelegenheit die Blätter auf zu ſchneiden und zu leſen, ſondern auch von den anderen Schätzen dasjenige, was mir gefiele, zu nehmen und zu behalten; aber ehe ich dieſes thäte, mußte noch etwas anderes ausgeführt werden; denn bei Herausholung dieſer Pergamente war mir augenblicklich das alte Lederbuch eingefallen, in dem der Vater vor mehr als fünfundzwanzig Jahren immer geleſen hatte; ich dachte, daß dieſes offenbar der erſte Theil der Calcaria ſein müßte, und wollte ſehen, ob ich es nicht auch in dieſen Dingen finden könnte. Das andere war aber nicht loſe, ſondern in dunkelrothem Leder gebunden und mit meſſingenen Spangen verſehen geweſen, was uns Kindern immer ſo ſehr gefallen hatte. Ich nahm nun Blatt für Blatt, Bündel für Bündel heraus, löſte alles auf, und durchforſchte es; allein ich gelangte endlich auf den Boden der Truhe, ohne das Geſuchte zu finden. Aber als ich alles wieder hineingelegt hatte, als ich den Knecht rufen wollte, daß er mir die Truhe ſammt den Papieren in mein Zimmer hinabtragen helfe, und als ich ſie zu dieſem Zwecke ein wenig näher an das Licht rückte, hörte ich etwas fallen — und ſiehe, es war das geſuchte Buch, das an der hintern Wand der Truhe gelehnt hatte und von mir nicht bemerkt worden war. Tiefer Staub und Spinnenweben umhüllten es — der Vater, den ich noch ſo deutlich vor mir ſitzen ſehe, als wäre es geſtern geweſen, modert nun ſchon ein Vierteljahrhundert in der Erde — tauſendmal hatte ich die Mutter um das Lederbuch gefragt, ſie wußte es nicht, und ſie hatte vergebens oft das ganze Haus darnach durchforſcht. Wer mag es hieher gelehnt, und auf ewig vergeſſen haben?

Ohne nun die Einſamkeit des Bodens zu verlaſſen, da mich unten niemand vermißte, und gewiß alle in ihre Geſpräche vertieft ſein mochten, nahm ich das Buch vor, reinigte es zuerſt ein wenig von dem ſchändenden Staube, der wohlbekannte rothe Deckel kam zum Vorſcheine, ich drückte an die Federn, mit veraltetem Krachen ſprangen die Spangen, die Deckel legten ſich um und ich ſah hinein. Das ganze Pergament war beſchrieben, die rothen Seitenzahlen liefen durch das Buch, aber hier nur bis auf fünfhundertundzwanzig, es war dieſelbe alte, breite, verworrene Schrift, ſchlecht aus lateiniſchen und deutſchen Buchſtaben gemiſcht, dieſelbe ſeltſame Heftung der Blätter mußte auch hier ſtatt gehabt haben, aber gelöſt worden ſein; denn an allen Rändern war deutlich der geweſene Meſſerſchnitt ſichtbar, und als ich das erſte Blatt umſchlug, ſtand der Titel: Calcaria Doctoris Augustini tom I.“ — Ich blätterte vorne, ich blätterte hinten, ich ſchlug hier auf und dort auf, überall dieſelbe Schrift mit den ſtarken Schattenſtrichen und den in einander fließenden Buchſtaben, und die ganzen großen Pergamentblätter waren von oben bis unten voll geſchrieben. Aber auch etwas anderes kam zum Vorſcheine: ich fand nämlich viele zerſtreute Blätter und Hefte in dem Buche liegen, die ſämmtlich die Handſchrift meines verſtorbenen Vaters trugen. Ich ſah ſie näher an und dachte mir: alſo darum war nichts von ihm in der Truhe zu finden geweſen, weil er alles hieher gelegt hatte und weil alles vergeſſen worden war.

Bevor ich in dem Buche las, wollte ich eher dieſe Dinge des Vaters anſchauen, Blatt nach Blatt ging durch meine Hände, da waren Lieder, ferner Bemerkungen und Abhandlungen — auch ein Märchen war da — Erzählungen aus ſeinem Leben — Worte an uns Kinder — ferner ein morſches zerfallendes Kalenderblatt darauf mit zerfloſſener entfärbter Dinte geſchrieben ſtand: „Heute mit Gottes Segen mein geliebter erſter Sohn geboren.“ — — Ich las in Vielem und es däuchte mir, das Herz, dem ich zwanzig Jahre nachgejagt hatte, ſei gefunden: es iſt das meines Vaters, der vor Langem geſtorben war. Ich nahm mir vor, von dieſen Schriften der Mutter nichts zu ſagen, ſondern ſie in mein Denkbuch zu legen, und ſie mir da auf ewig aufzubewahren.

Ich konnte nun in dem Liederbuche nichts leſen — es klangen mir längſt vergeſſene Worte in den Ohren, von denen mir die Mutter erzählt hat, daß er ſie einſtens geſagt: „ich darf es dem Knaben nicht zeigen, wie ſehr ich ihn liebe.“ Ich ging in den Hof hinab und ſah trotz des Regens, der niederſtrömte, auf jedes Brett, das er einſt befeſtigt, auf jeden Pflock, den er einſt eingeſchlagen, und im Garten auf jedes Bäumchen, das er geſetzt, oder ſonſt mit Vorliebe gehegt hatte. Die Kiſte mit den Büchern des Doctors und mit den anderen Dingen hatte ich in mein Zimmer hinab bringen laſſen.

Als ich wieder in die Wohnung zurückkam, ſaßen die Mutter und die Gattin noch immer in dem Hofſtübchen beiſammen, und redeten. Die Mutter erzählte mir, wie ſo gut meine Gattin ſei, daß ſie nun ſchon ſo lange hier ſitzen und von allem Erdenklichen geplaudert haben, und daß ſie gar nicht geglaubt hätte, wie eine Stadtfrau gar ſo gut, lieb und einfach reden könne, als ſei ſie hier geboren und erzogen worden.

Spät am Abende, da ſich die Wolken zerriſſen hatten, und, wie es gewöhnlich in unſerer Heimath iſt, in dichten weißen Ballen über den Wald hinaus zogen, als ſchon im Weſten hie und da die blaſſen goldenen Inſeln des heitern Himmels ſichtbar wurden, und manche mit einem Sternchen beſetzt waren, ſaßen wir wieder Alle, auch der Stiefvater und der Schwager, die am Morgen weggefahren und nun wieder gekommen waren, in der Wohnſtube an dem großen Tiſche beiſammen, man zündete nach und nach die Lichter an, und ich erzählte ihnen von meinem Funde. Kein Menſch in unſerem Hauſe hatte von der Truhe gewußt. Die Mutter entſann ſich wohl, daß ein ſolches Ding, da wir noch kaum geboren waren, immer auf der Diele geſtanden, und daß alter Kram darin geweſen ſei; aber wie es fortgekommen und was damit geſchehen ſei, könne ſie ſich nicht erinnern, habe auch in ihrem ganzen Leben nicht mehr an die Truhe gedacht. Wer das Lederbuch hinzu gelehnt, ſei ganz unbegreiflich, wenn es nicht etwa der Großvater geweſen, der es in der erſten Verwirrung bei des Vaters Tode, um es den Augen der Mutter zu entziehen, an die Truhe legte und dort vergaß. Auch auf die Bildſäule kam die Rede, und als ich um ihren Urſprung fragte, wußte ihn niemand, ſie ſei eben immer in dem Gange geſtanden, und keiner habe darauf gedacht, warum ſie da ſtehe, und auf welchem Unterſatze ſie ſtehe. Nur könne ſie aus keiner unſrigen Feldkapelle herrühren, weil unſere Felder nie eine Kapelle gehabt hätten.

Während wir ſo ſprachen, ſtanden die winzig kleinen Kinder der Schweſter herum, horchten zu, hielten die trotzigen Engelsköpfchen ganz ſtille, und Manches von ihnen hatte ein altes Blatt aus der Truhe in der Hand, auf dem Blumen oder Altäre abgebildet waren, die einſt ihre Ur-Ur-Großmutter in geheimer Wonne an das Herz gedrückt hatte, oder auf dem Verſe ſtanden, die von Schmerzen und Unthaten ſangen, über die hundert Jahre gegangen waren.

Das Lederbuch lag aufgeſchlagen auf dem Tiſche, und bald das Eine, bald das Andere von uns blätterte darinnen, und ſah neugierig nach. Aber Keinem war es für den Augenblick möglich die Schrift zu entziffern, oder die Gedanken zu reimen, die einzeln herausfielen. Es müſſe des Doctors Leben darin ſein, ſagte die Mutter, denn an manchen Abenden, wo der Vater darinnen geleſen, indeß ſie mit den Kindern und der Hauswirthſchaft zu thun gehabt, habe er ausgerufen: welch ein Mann! Sie ſelber habe das Buch nie zur Hand genommen, weil ſie doch zum Leſen nie Zeit gehabt, und ihr die Kinder mehr Arbeit gegeben haben, als ſie kaum zu verrichten im Stande geweſen ſei. Ich aber dachte mir: wenn nun das Leben des Doctors darinnen iſt, ſo muß ſich ja zeigen, ob es von jenen Geiſtern und überirdiſchen Gewalten beherrſcht war wie die Sage geht, oder ob es der gewöhnliche Kranz aus Blumen und Dornen war, die wir Freuden und Leiden nennen. Meine Gattin bewunderte die ſchönen mit der Kunſt des Pinſels gemalten Anfangsbuchſtaben und die brennend rothen Titel, hinter denen aber allemal die abſcheulichſte Schrift kam. Man wollte, ich ſollte ein wenig vorleſen, allein ich konnte es eben ſo wenig, als die Andern; weil mir aber die Mutter erlaubt hatte, daß ich die Doctorbücher behalte, ſo verſprach ich, daß ich jeden Tag darin ſtudiren und dann des Abends davon erzählen werde, ſo lange ich noch zu Hauſe ſei. Man war damit zufrieden, und einmal durch alte Sachen angeregt, redete man noch vieles in längſt vergangenen Geſchichten, und der Mutter kamen alle Erinnerungen bei, was wir in unſerer erſten Kindheit und Jugend gethan und geſagt, und was ſich Merkwürdiges zugetragen hatte, als ſie mit dem Einen oder dem Andern geſegnet gegangen war.

Sehr ſpät gingen wir in jener Nacht ſchlafen, Jedes ſeine Kammer ſuchend, und ich die ſchweren Pergamentbücher des Doctors im Arme tragend.

Des andern und die folgenden Morgen ſaß ich nun manche Stunde in der braunen Stube, und las und grübelte in dem alten Buche, wie einſt der Vater. Was ich da geleſen hatte und zuſammenſtellen konnte, erzählte ich gerne Abends im Kreiſe unſerer Angehörigen, und ſie wunderten ſich, daß bisher alles ſo gewöhnlich ſei, wie in dem andern Leben der Menſchen. Wir dachten uns hinein, ſo daß wir ſchon immer auf den nächſten Abend neugierig waren, was da wieder geſchehen ſein werde.

Aber wie Alles im menſchlichen Daſein vergeht, und dieſes ſelber dahinflieht, ohne daß wir es ahnen, ſo vergingen auch allmälig die Tage, die uns in meiner Heimath gegönnt geweſen waren, und wie nach und nach der letzte heranrückte, wurden wir allgemach alle ſtiller und trauriger. Schon mehrere Tage vorher war das Schreibgerüſte verpackt und fortgeſendet worden; es waren Kiſten und Kaſten unſers Weges vorausgegangen, weil uns die Mutter Geſchenke und Ausſteuer gegeben hatte, die ſorgfältig verwahrt werden mußten — und endlich ſchlug auch die Stunde des Abſchiedes: es war das erſte Morgengrauen, weil wir einen weiten Weg bis zum erſten Nachtlager zu machen hatten; ich hob die ſchluchzende Gattin in den Wagen und ſtieg nach, mich äußerlich bezwingend, aber im Innern ſo bitterlich weinend, wie einſt, da ich zuerſt von der Mutter in die Fremde gemußt. Dieſe ſtand ſchmerzenvoll, wie dazumal, da, nur daß ſie jetzt auch vom Alter eingebückt war — ſie rang nach chriſtlicher Faſſung und zeichnete den Segen des heiligen Kreuzes auf uns hinein. Es war noch ein Augenblick — die Pferde zogen an, das durch ſo viele Wochen geſehene Antlitz ſchwand an dem Wagenfenſter entlang, und wir ſahen es nicht mehr — vor einer Secunde noch ſtand es da und in der Ewigkeit wohl werden wir es erſt wieder ſehen.

Wir ſaßen ſtumm in dem Wagen, und Zoll um Zoll drehten ſich die Räder in dem morgenfeuchten Staube der Straße. Berge und Hügel legten ſich nach und nach hinter uns, und wenn wir umblickten, ſahen wir nichts mehr, als den immer blauern, dämmernderen zurückſchreitenden Wald, der ſo viele Tage mit ſeiner lieblichen Färbung auf unſere Fenſter und auf uns ſelber niedergeblickt hatte.

Die Gattin redete nichts, ich aber dachte im Herzen: jetzt wird jeder, der da kömmt, an dem Hauſe ändern und bauen, und wenn ich einmal in meinem Alter wieder komme, wird vielleicht ein neues prunkendes Ding da ſein; ich werde als zitternder Greis davor ſtehen, und die erblödenden Augen anſtrengen, um alles zu begreifen.

2.

Das Gelöbniß.

So ſtehe es auf dem erſten Blatte dieſes Buches, wie ich es getreu erfüllen werde:

„Vor Gott und meiner Seele verſpreche ich hier einſam und allein, daß ich nicht falſch ſein will in dieſen Schriften, und Dinge machen, die nicht ſind, ſondern, daß ich es lauter ſchöpfe, wie es geweſen iſt, oder wie es mir mein Sinn, wenn er irrig war, gezeigt hat. Wenn ein Hauptſtück zuſammengekommen, dann ſchneide ich mit einem feinen Meſſer einen Spalt in die Pergamentblätter, oben und unten, und ziehe ich ein blaues oder rothes Seidenbändlein durch, mit ſelbem die Schrift zu ſperren, und ſiegle ich die Enden zuſammen. Wenn aber von dem Tage an drei ganze Jahre vergangen ſind, dann darf ich das Bändlein wieder abſchneiden, und die Worte wie Sparpfennig leſen. Verſtanden, daß es nicht allezeit meine Schuldigkeit iſt, etwas hineinzuſchreiben, aber daß es allezeit meine Schuldigkeit iſt, das Eingetragene drei Jahre aufzubewahren. So wird es ſein bis zu meinem Ende, und gebe mir Gott einen reumüthigen Tod, und eine gnädige Auferſtehung.“

Zum Bemerken. Es iſt eine faſt traurige und ſündhafte Begebenheit, die mir das Gelöbniß und Pergamentbuch eingegeben hat: aber die traurige Begebenheit wird in Heil ausgehen, wie ſchon das Pergamentbuch der Anfang des Heiles ſein muß.

Man ſagt, daß der Wagen der Welt auf goldenen Rädern einhergeht. Wenn dadurch Menſchen zerdrückt werden, ſo ſagen wir, das ſei ein Unglück; aber Gott ſchaut gelaſſen zu, er bleibt in ſeinem Mantel gehüllt und hebt deinen Leib nicht weg, weil du es zuletzt ſelbſt biſt, der ihn hingelegt hat; denn er zeigte dir vom Anfange her die Räder, und du achteteſt ſie nicht. Deßwegen zerlegt auch der Tod das Kunſtwerk des Lebens, weil alles nur Haus iſt, und ein Reichthum herrſcht an ſolchen Dingen. — Und groß und ſchreckhaft herrlich muß das Ziel ſein, weil dein unausſprechbar Wehe, dein unerſättlich großer Schmerz nichts darinnen iſt, gar nichts — oder ein winzig Schrittlein vorwärts in der Vollendung der Dinge. Das merke dir, Auguſtinus, und denke an das Leben des Obriſt.

Gedenke daran.

Noch trag ich ein, was ich ſo bitter überlegt habe: Weil es von heute an gewiß iſt, daß ich mir kein Weib antrauen werde und keine Kinder haben werde, ſo dachte ich, da ſie mir das gebundene Buch brachten, wie ich es angeordnet, und da ich die vielen Seiten mit rother Dinte einnummerirt hatte, wer wird es denn nun finden, wenn ich geſtorben bin? wie werden die irdiſchen Dinge gegangen ſein, wenn Einer die Scheere nimmt, das Seidenbändlein abzuſchneiden, das ich nicht mehr gekonnt, weil ich eher fort gemußt? es iſt ein ungewiſſes Ding, ob damals viele Jahre vergangen ſind, oder ob ſchon morgen Einer die Blätter auf dem Markte herumträgt, die ich heute ſo liebe und für ſo viele Zukunft heimlich in die Lade thue.

Wer weiß es und wer kann es wiſſen — ich aber werde ſie doch hineinthun.

Deine Vorſicht, Herr, erfülle ſich, ſie mag ſein, wie ſie will. Verzeihe nur die Sünde, die ich begehen gewollt, und gebe mir in Zukunft die Gnade, daß ich weiſe und ſtärker bin, als ich vorhin thöricht und ſchwach geweſen.

Geſchrieben zu Thal ob Birling am Medarditag, das iſt, am achten des Brachmonats Anno 1739.

Morgen vor Chriſt.

3.

Der ſanftmüthige Obriſt.

Ich ſaß nämlich vor drei Tagen bei meinem Weibe, das noch jung und unvermählt iſt, und redete viele Stunden zu ihrem Sinne, daß ſie ihn ändere. Als ich ſie nicht abzubringen vermochte, lief ich in den Wald, an welcher Stelle eine Birke ſteht, und wollte mich daran erhängen. Ich werde es ſpäter ſchreiben, wie ich ſo übermüthig mein Heil an das Weib gebunden habe, daß ich meinte, ohne ihr nicht ſein zu können, aber ſie ſollte es nur ſehen, daß ich alles zerreiße und daß ich ſie ſtrafe, das falſche, wankelmüthige Herz: — vorher aber muß ich nur das von dem Obriſt eintragen. Ich lief von ihr in mein Haus, riß ein buntes Tuch von dem Tiſche, lief durch den Garten, ſprang über den Zaun, und ſchnitt dann den Weg ab, indem ich über Allerbs Hofmark und durch die Wieſen der Beringer ging. Dann traf ich auf den Fußſteig, der an den Ritterwegfeldern geht — dort eilte ich eine Weile fort. Ich hatte aus dem Tuche eine Schlinge gemacht, und trug es in dem Buſen verſteckt. Dann beugte ich wieder links von dem Wege ab, ſtrebte unter den dünnen Stämmen des ausgebrannten Waldes der Dürrſchnäbel hinauf, drang durch den Saum des Kirmwaldes, ſtreifte an dem Stangenholze, an den Tannenbüſchen, an den Felsblöcken vorbei und ſprang auf den Platz hinaus, wo die vielen Birken ſtehen und der grüne Raſen dahingeht. — — Als ich nun da war, harrte ich gleichwohl noch ein wenig, und alle Bäume ſahen mich fragend an. Es war auch ein breiter grauer Fels da, der nicht weit davon viele Klaftern hoch emporſtand, und von dem die Sonnenſtrahlen ohne Geräuſch wegprallten, daß alle Steinchen funkelten und glänzten. Auch war eine wolkenleere finſterblaue Luft bis in die Baumzweige herunter. — Ich ſchaute nicht um, gleichſam als ſtünde Einer hinter mir. — — Dann dachte ich: da hat vor wenig Augenblicken eine Feldgrille gezirpt, ich wolle noch ſo lange warten, bis ich ſie wieder höre.

Aber ich hörte ſie nicht.

Das Himmelblau rückte immer tiefer in die Wipfel.

Von dem Baume ging der ſtarke Aſt ſeitwärts, auf den ich gedacht hatte, und ließ dann das Moos wie einen grünen Bart hängen, derlei dieſe Bäume gerne haben, und weiter draußen gingen die dünnen Zweige nieder, die mit den vielen kleinen Blättern beſetzt waren.

Die Grille zirpte nicht.

Aber der Obriſt war mir nachgelaufen, als er mich hatte in den Wald herauf gehen geſehen, und griff mir jetzt, den ich gar nicht herzutreten gehört hatte, ganz leiſe an die Schulter. Ich erſchrak ſehr, ſprang um den Baum herum und ſchaute zurück. Da ſah ich den alten Mann ſtehen, mit den weißen Haaren auf ſeinem Kinne und Scheitel.

Er redete zuerſt und ſagte: „Warum erſchreckt ihr denn ſo ſehr?“

Ich aber antwortete: „Ich erſchrecke nicht, und was wollt ihr denn von mir, Obriſt?“

Er wußte Anfangs nicht, was er ſagen ſollte — aber dann fing er langſam an, und erwiederte: „Nun — — ich habe euch heraufgehen geſehen, und da meinte ich, daß ich euch auch nachgehen könnte, weil ihr dieſe Stelle ganz beſonders zu lieben ſcheint, — und daß wir da vielleicht mit einander redeten — —

ich hätte euch etwas zu ſagen — — aber wenn ihr wollt, ſo können wir es auf ein andermal laſſen.“

„Nein, nein, redet gleich, ſagte ich, redet ſo lange ihr wollt, ich will euch geduldig anhören, und nicht zornig werden. Aber wenn ihr geendet habt, dann müßt ihr mich laſſen, weil ich dahier noch ein Geſchäft habe.“

„O nein, Doctor,“ antwortete er, „ich will euch nicht ſtören, wenn ihr ein Geſchäft habt — mein Ding kann warten — — ich habe nur gemeint, wenn es ſich ſo zufällig ergäbe — — ich laſſe euch ſchon. — Es thut nichts; weil ich einmal da bin, ſo kann ich gleich in den Reutbühl hinübergehen; der Knecht ſagt ohnedem, daß ſie mir Holz ſtehlen. Wenn ihr mich ein andermal anhören wollt, ſo werde ich ſchon fragen laſſen, wann ihr zu Hauſe ſeid, — wollet ihr aber gar freundlich ſein, ſo beſuchet lieber ihr mich einmal, weil ich in meiner Stube leichter reden würde, als in einer fremden. Aber nicht, daß ihr das für eine Unartigkeit aufnehmet, ich kann auch gerne zu euch kommen, laſſet es mir nur in dieſen Tagen ſagen, wie es euch beſſer gefällt. Thut nur euer Geſchäft — thut es im Namen Gottes und denkt nur immer, daß ich euer Freund geweſen bin, der euch ſtets Gutes gewollt hat. — —

Ich habe faſt gemeint, daß ihr hier oben an dieſer Stelle wieder leſen werdet, wie ihr ſonſt gerne thatet; aber ich ſehe, daß es nicht ſo iſt. — — Noch Eins muß ich ſagen: habt ihr denn nicht auch im Heraufgehen geſehen, Doctor, wie heuer das liebe Korn gar ſo ſchön ſtehet; es legt ſich auf dieſe Jahreszeit ſchon ſo hoch und dunkel, daß es ein Wunder iſt. Ich will von dem Reutbühl durch die Mitterwegfelder gehen, und dort den Neubruch betrachten, wo heuer zum erſten Male Weizen ſteht. Dann gehe ich wieder nach Hauſe. — Lebt jetzt wohl, und beſuchet mich bald."

Dieſe oder ähnliche Worte hat er geſagt; denn ich habe ſie mir nicht genau merken können. — Dann zauderte er noch ein wenig — dann that er aber höflich ſein Barett ab, wie er es gewohnt iſt, und ging davon. Er ſcheint auf keine Antwort gewartet zu haben, und ich habe auch keine geben gewollt. Ich ſchaute ihm nach, und ſah, wie er immer weiter hinter die Baumſtämme zurückkam, bis es wieder war, als wenn gar Niemand da geweſen wäre.

Ich wartete noch ein wenig, dann nahm ich das Tuch aus meinem Buſen, und warf es mit Ingrimm weit von mir weg in die Büſche. — —

Dann aber blieb ich noch auf der Stelle ſtehen, und getraute mir nicht aus dem Walde zu gehen. Ich ſchaute die Dinge an und bemerkte, daß es ſchon unterdeſſen ſehr Nachmittag geworden war. Die Baumblätter regten ſich ſchwach, die weißen Birkenſtämme ſtanden einer hinter dem andern, und zwiſchen ihnen kam die tiefe Sonne herein und umzirkelte ſie, daß ſie vergleichbar waren dem matten Scheine ſilberner Gefäße.

Ich blieb noch recht lange in dem Walde.

Es war endlich die Zeit des Abendgebetes gekommen, und manche Tannenäſte wurden roth. — Siehe, da klang auf einmal hell und klar, wie ein Glöcklein, die Stimme der Grille, und klopfte mit einem ſilbernen Stäblein an mein Herz — gleichſam mit einem feinen, ſilbernen Stäblein klopfte das mißachtete Thier an mein Herz, als ſagte es mir deutliche menſchliche Worte. Beinahe hätte ich mich gefürchtet.

Und wie ich dann von der Stätte fortging, klang auch das Abendlied der Ammer, es klang ſo dünne und dicht neben mir, als flöge das Vöglein heimlich mit, und zöge ein zitternd Goldfädlein von Zweig zu Zweig. — Und wie ich weiter gegen die Felder hinaus kam, lichtete und lohete der Wald immer mehr und mehr —

die Augen des Himmels ſahen herein, und die dünnen Stämme waren wie feurige Stäbe. Und wie ich nun gänzlich hinauskam, lag die ruhige Saat des Kornes da, welches der Obriſt angeſchaut hatte — weithin lag ſie dunkelgrün und kühl da, nur die Spitzen waren ganz ein wenig roth geſtreift von dem Widerſcheine des Himmels. Die Wieſen drüben waren ſchon dunkel und wie mit grauem Reife bedeckt, und hinter dem Walde draußen war die Sonne untergegangen.

Als ich zu Thal gekommen und an mein Haus getreten war, führte der Knecht meine zwei ſchwarzen Pferde aus der Schwemme heim, und grüßte mich; ich aber ging in die Stube, wo die Bücher ſind, und aß des Abends keinen Biſſen mehr.

Des andern Tages war ein Sonntag, es war der vorgeſtrige Tag, und ich fuhr um fünf Uhr früh zu dem Erlebauer hinaus, weil es ſich am Tage zuvor mit ihm ſo verſchlimmert hatte; aber er war beſſer, und ich ließ ihm wieder von dem Tranke zurück. Die Inwohnerin des alten Klum war beſſer, eben ſo die junge Mechtild mit dem Gallenfieber. Um neun Uhr war ich ſchon bei Allen geweſen, und ging dann in die Kirche zu dem ſonntäglichen Gottesdienſte. Nachmittag weinte ich ſehr.

Da ſendete ich noch in der Nacht zu dem Obriſt, und ließ ihm melden, daß ich morgen kommen würde, wenn es ihm genehm wäre. Ich wolle zuerſt die Kranken verſorgen, und dann würde ich hinauf gehen, wenn er zu Hauſe ſei, das iſt gegen zehn Uhr, oder um weniges ſpäter. Er ſolle mir zurückſagen laſſen, wenn er da nicht könne und es anders wolle. Aber der Obriſt vermeldete mir durch meinen Knecht, daß er mit vieler Freude auf mich warten werde, und daß ich keinen Kranken übereilen ſolle. Er werde den ganzen Tag in ſeinem Hauſe oder in ſeinem Garten herum ſein, daß ich ihn leicht finde.

Dann legte ich mich nieder, und gab vorher dem Knechte noch, in Anbetracht, daß heute Sonntag war und er den Gang gethan hatte, ein Glas Wein. — Ach Gott — der Keller war ſchon fertig, und ich wollte ein großes Haus darauf bauen — und ich weiß nun nicht, für wen ich es baue. Ein recht großes, ſchönes Haus wollte ich bauen, weil mich Gott ſo geſegnet hat, und weil mein Vater doch nur ein Kleinhäusler geweſen iſt, mit einer Hütte und Steinen darauf, wie ſie noch überall auf den Waldhöhen herum ſtehen. Nur der Obriſt iſt gekommen und hat ein Haus mit ſteinernen Mauern gebaut, das nun das Vorbild weit hin gegen die Fichten leuchtet. Dann las ich noch bis Mitternacht in Hochheimbs Buche.

Am andern Morgen, da ich ſchon lange nicht mehr ſchlafen konnte, ſtand ich ſehr früh auf, und fuhr, als noch der Thau lag, durch den Wald an dem Bache hinunter, daß ich meine Kranken beſuche. Das Waſſer rollte kühl über ſeine Steine und an den Gräſern dahin. Es ging bald die Sonne auf, und brachte einen recht ſchönen, lieblichen Vormittag. Dieſer trocknete die Näſſe von den Nadeln und von allen den vielen Kräutern, die nichts anderes zu thun hatten, als recht eilends in dieſer Frühlingswärme zu wachſen. Als ich wieder nach Hauſe gekommen, und die Pferde in den Stall gebracht waren, legte ich einen beſſeren Rock an, und begab mich auf den Weg zu dem Obriſt. Da ich um die Ecke des Holzes bog, und an den Gerſtenfeldern des Maierbacher ging, die er heuer ſo ſchön hat, ſah ich ſchon das Haus, wohin ich wollte, freundlich und weiß herabſchimmern — es ſchimmerte ſo lange, als ich an dem Abhange dahin ging, und wie ich den weichen Grashügel emporſtieg, wo die vielen Eſchen ſtehen, kamen die zwei Wolfshunde herabgelaufen, tanzten um mich und heulten freudig, weil ſie mich ſchon ſo lange nicht geſehen hatten. Der Obriſt ſelber war in dem Garten, und ich ſah ihn durch die Stäbe der Umzäunung. Er hatte den grünen ſammtenen Rock an, den er ſo liebt, und die goldene Kette um, von der glänzende Funken weggingen. Als wir die Barette abgethan hatten, ging er mir entgegen und verneigte ſich. Ich verneigte mich auch. Dann geleitete er mich durch den Garten an den vielen grünen Büſchen hin, die er zieht, und führte mich in das Haus hinein. Wir kamen im Gange an der Thür vorüber, die in Margaritas Zimmer führt. Die feine gelbe Rohrmatte lag auf der Schwelle.

Als wir in ſeiner Stube angelangt waren, ſah ich, daß er ſeine grünſeidenen Vorhänge über die Fenſterbretter abgelaſſen hatte, wodurch eine unliebe Todtendämmerung um alle Dinge floß. Er ſchritt gegen die Fenſter, zog die Vorhänge empor, ließ ſie dann wieder nieder, und zog ſie doch endlich empor. Sodann nahm er mir die Handſchuhe und das Barett, legte beides auf ſein Bette, und ſtand dann da, und hatte die weißen Haare ſo genau und reinlich zurückgekämmt wie immer. Er hatte noch nichts geredet, ich auch nicht.

Endlich nahm er das Wort und ſagte. „Das iſt ein ſchöner Tag, Herr Doctor.“

„Ja, ein ſehr ſchöner,“ antwortete ich.

„Iſt die alte Sara ſchon beſſer, und was macht der Erlebauer?“

„Die Sara iſt ja ſchon ſeit drei Wochen nicht mehr krank, und der Erlebauer wird auch ſchon beſſer.“

„Das iſt gut; es wäre Schade um den Mann geweſen, er iſt ſehr thätig und hat fünf lebende Kinder.“

„Geſtern hat er die Kriſis überſtanden, und die nützliche Luſt wird ihn bald heilen.“

„Habt ihr noch viele Kranke?“

„Nicht ſehr viele.“

„Der Meilbauer hat ja auch einen Fuß gebrochen.“

„Freilich, weil er ſich nicht wahrt; eine Buche hat ihn geſtreift.“

„Im Thaugrunde war's?“

„Im Thaugrunde.“

„Ihr kommt ja jetzt öfter in den Haslung hinunter, iſt es wahr, daß ſie das Gehäng reuten?“

„Lauter Felder, ſeit ſie ſich los gekauft haben.“

„Und in den drübigen Hofmarken mähen ſie ſchon Heu?“

„Es iſt kein Halm mehr auf den Wieſen.“

„Das iſt ein geſegnetes, ſchönes Jahr. Wenn uns der Herr noch weiter hinaus behütet, und das Verheißene gut einbringen läßt, dann kann ſich mancher helfen. — Wollt ihr euch denn nicht ein wenig auf das Sitzbette niederlaſſen, Doctor?“

Nach dieſen Worten nöthigte er mich auf das Sitzbette, das er vor dem Tiſche hat, und ſetzte ſich zu mir. Nachdem er die Falten an dem Teppiche gleich geſtrichen, und die Broſamen herabgeſtreift hatte, ſagte er plötzlich: „Das iſt recht ſchön, Doctor, daß ihr gekommen ſeid, und wieder dahier ſitzet, wie ſo oft; darum ſagt mir auch geradeweg, ob ihr denn auch auf mich zürnet?“

„Nein, Obriſt;“ antwortete ich; „nein, ich weiß es ſchon, daß ihr mir nichts gethan habt. Ihr ſeid ja ein freundlicher Mann gegen jedes Geſchöpf. Ihr habt allen Leuten im Walde herum wohl gethan, und wenn einer undankbar war, ſo ſeid ihr hingegangen und habt ihm eine neue Güte erwieſen. Wie ſollte ich euch zürnen! nein, eher muß ich euch jetzt ſagen, was ich noch nie geſagt habe: ihr ſeid der beſte und ſanfteſte Menſch, den ich auf der Welt kennen gelernt habe.“

„Bin ich das," erwiederte er, „ſo macht mir die Freude, Doctor, und thut euch kein Leid an."

Mir rollten die Thränen hervor, und ich ſagte, daß ich es nun nicht mehr thun wolle.

„Ich bin vorgeſtern," ſagte er, „mit großer Angſt durch die Reutbühl gegangen; denn der Menſch vermag hierin nichts zu ändern, und ich ließ euch in Gottes Hand zurück. Als die Sonne untergegangen war, ſtand ich an dem Fenſter und betete — und da ſah ich eure Geſtalt am Saume des Kornes nach Hauſe gehen, wie manches Mal an andern Tagen, wenn ihr mit einem Buche unter den Birken geweſen ſeid — und es kam eine recht ruhige freundliche Nacht in mein Haus. — Seht, da ich damals von euch fort gegangen war, bin ich im Reutbühl auch an unſere Föhrenpflanzung gekommen, die ihr im vorigen Frühlinge mit mir angelegt habt, und habe geſehen, daß kaum ein einziges Pflänzchen ausgegangen iſt; manche ſind ſchon ſehr hoch und halten mit ihren Wurzeln das Steingerölle. — Am andern Tage bin ich von der Stube in den Stall gegangen, von dem Stalle in den Garten, und von da wieder herein — und habe über die kleinen Felderhügel geſchaut, und über die Spitzen der Wälder, in denen ihr vielleicht fahren werdet, oder ſonſt etwas thun. Da kam in der Nacht euer Knecht, und brachte mir große Freude. — Ich hatte es ja nun in der Hand, ich kannte euch, ihr ſeid ſo oft zu mir gekommen, und ich wußte es ja, daß ihr euch herausreißen würdet."

Ich konnte den Mann nicht anſchauen, und ſagte, weil ich ſchon ſo viel eingeſtanden hatte, daß ich ſo zerdrückt ſei, und die Tage her keinen Menſchen, nicht dem Knechte, nicht der Magd und keinem Taglöhner in die Augen ſehen könne.

„Das iſt Unrecht," antwortete er, „und es wird ſich ändern. Thut ihnen Gutes, ſeid ein rechter Arzt, und ihr werdet wieder ihres Gleichen. Auch wiſſen ſie ja nichts."

„Aber ich weiß es."

„Ihr werdet es vergeſſen."

„Und mit einer ſolchen Schwermuth fahre ich an den Fichten und Tannen vorüber, daß an meinen Augen ſtets das Weinen iſt. Ich bin gleich recht gerne zu meinen Kranken gegangen, auch zu denen, die ſchon beſſer ſind, — auch zu dem alten Kraum bin ich gegangen, der ſterben muß, weil er das Zehrfieber hat, und habe ihn ein wenig getröſtet."

„Das iſt immer ſo," antwortete der Obriſt, „daß aus dem harten Steine Zorn der weiche Funken Wehmuth kömmt. So fängt Gott die Heilung an."

„Schont mich vor der Welt, Obriſt."

„Redet nicht ſo. Nur der Herr im Himmel und ich habe es geſehen, und beide ſchweigen. Laſſet nun die Zeit fließen und es werden Hüllen nach Hüllen darauf kommen. Die Seele hat einen Schreck erhalten, und wird ſich ermannen. Es iſt nun alles gut, laſſen wir es gehen, und reden von andern Dingen. — Sagt mir, Doctor, habt ihr denn den Thomas abgedankt, daß geſtern ein anderer Knecht zu mir gekommen iſt?"

„Nein, aber er iſt jetzt blos bei den Pferden. Den andern habe ich zu den Geſchäften im Hauſe und zum Botengehen genommen. Er iſt der Sohn des Innbachsbauer."

„Ich kenne ihn, er hat die Füllen des Gregortubs gehütet. Ihr müſſet ja jetzt viele Leute in eurem Hauſe haben?"

„Nur noch zwei Mägde."

„So habt ihr das Bauen einſtweilen eingeſtellt?"

„Nein, ich habe es für das heurige Frühjahr nur noch nicht begonnen. Wir waren erſt ein wenig an dem großen Brunnen, aber ſeit der Bernſteiner im Steinbühel den Keller gräbt, habe ich ihm alle meine Leute hinüber gehen laſſen. Er will bis zu dem Schützenfeſte fertig ſein.“

„Ich war ſchon lange nicht in Pirling, und wußte nicht, daß er graben läßt. Im Steinbühel muß er wohl ſtark in die Felſen ſprengen.“

„Sie ſchießen ja ſchon drei Wochen, und alle Leute, die ich ſonſt hatte, ſind dabei beſchäftiget.“

„Ich möchte auch manches in meinem Hauſe ändern, und wenn der Grunner zu empfehlen iſt, ſo müßt ihr ihn mir einmal herauf ſchicken. Mit dem ganzen Hinterecke möchte ich gegen den Eichenhag hinaus fahren, auch möchte ich eine neue Stiege und einen neuen Kellereingang machen laſſen.“

„Meinen Brunnen wenigſtens, hat der Grunner vortrefflich herausgebaut.“

„O Doctor, ihr habt eine ſchöne Lage in der Biegung des Thales, ihr ſeid noch jung, und wenn ihr euch beſtrebet, ſo kann es ein ſchönes Beſitzthum werden, das ſeinen Herrn und ſeine Frau erfreut, wenn einmal eine einzieht. Meine Tage ſind ſchon wenige, ich gehe dem Grabe entgegen, und wenn Margarita einmal fortzieht, wer weiß, in welche Hände dies Gebäude kommt, das ich ſo eifrig aufgeführt habe. — — „Lieber Doctor, ich möchte noch recht gerne von etwas Längerem und Ausführlicherem mit euch reden.“

„So redet.“.

„Ihr werdet jetzt vielleicht ſeltener zu mir kommen, und da denke ich, iſt es billig, daß ihr auch meine Fehler wiſſet, denn ihr habt mich bisher zu viel geachtet — auch könnte euch die Sache vielleicht nützlich ſein. Ich möchte euch nämlich von meinem früheren Leben erzählen, und wenn ich geendet habe, möchte ich noch gerne eine Frage und eine Bitte an euch thun — vorausgeſetzt, wenn ihr nämlich Zeit habt, mich anzuhören.“

„Ich muß nur Abends noch zur Kaiblis hinaus, und vor dem Schlafengehen noch den Erlebauer ſehen, ſonſt habe ich heute nichts mehr zu thun. Sprecht alſo nur, Obriſt, wie ihr es für gut haltet, und fragt dann und bittet, was ihr wollt.“

„Wißt ihr noch, ich habe vorgeſtern im Birkenſtande zu euch geſagt, daß ich etwas mit euch zu reden hätte — das war aber damals unwahr; ſondern, da ich euch von hier forteilen, nach Hauſe gehen, und dann über den Zaun und die Wieſen gegen den Wald ſchreiten ſah, ahnte mir Böſes; ich lief euch nach, um ein Unglück zu verhüten; aber, da ihr mich oben von dem Platze fortdrängtet, wußte ich mir nicht zu helfen, und ſagte nur die Worte — allein ſeitdem habe ich es mir ſo ausgebildet, daß ich mit euch von meiner Vergangenheit reden möchte, die geweſen iſt, ehe ich in dieſes Thal gekommen bin. Nehmet es nur nicht übel, daß ich alt bin, und etwa weitſchweifig in meinen Worten.“

„Nein, Obriſt,“ ſagte ich, „ſind wir nicht manchen Abend in dem Walde gegangen, und habe ich nicht gezeigt, daß mir eure Worte lieb und angenehm waren?“

„Ja, das iſt wahr, das habt ihr gethan; darum mag ich auch jetzt gerne zu euch reden. Ihr habt mich vor einer Weile den ſanfteſten Menſchen geheißen, den ihr auf Erden gekannt habt — ich muß euch bekennen, daß es mir wohl that, daß ihr das geſagt habt. Ihr ſeid der zweite Menſch auf dieſer Erde, der es ſagte; der erſte hat vor vielen Jahren gelebt, und ich werde euch ſpäter von ihm erzählen. Ihr werdet dann einſehen, daß mir dieſe gute Meinung von euch beiden lieber iſt, als von allen andern Menſchen auf der Welt. — Nun zur Sache. Habt ihr nie von einem Grafen Uhldom gehört?“

„Meint ihr den berüchtigten Caſimir Uhldom?“

„Dieſer berüchtigte Caſimir Uhldom bin ich.“

„Ihr!“

„Ja, ich. Spieler, Raufer, Verſchwender — und jetzt das, was ihr ſeit einigen Jahren kennt.“

„Nein, das iſt nicht möglich — als ich noch auf der Schule war, gingen zwar unbeſtimmte, aber unheimliche Gerüchte von dem Grafen.“

„Sie ſind vielleicht wahr; ich bin nicht gut geweſen. Manches war ich im beſſeren Sinne, als es die Leute wußten, das Schlimme kannten ſie zu genau, manch Gutes, wie ein Schlimmes, und das Beſte gar nicht — — und das bin ich faſt durch Kummer geworden. Höret mich ein wenig an. Als mein Vater ſtarb, war ich ſechzehn Jahre alt, mein Bruder zwanzig. Die ganze Zeit war er immer der beſſere geweſen, ich der ſchlimmere. Als nun die Leute beiſammen waren, und das Teſtament geöffnet wurde, war er auch der Erbe, ich enterbt. Ich habe damals noch nicht gewußt, ob er gefehlt habe oder nicht; aber ich hieß ihn einen Schurken, und nahm mir vor, in die weite Welt zu gehen. Es erſchien mir dazumal ein Leichtes, Befehlshaber zu werden und ein großer Feldhauptmann, wie der Waldſtein und die andern im dreißigjährigen Kriege. Ich ging mit dem wenigen Gelde, das von Rechtswegen meine gehörte, vom Hauſe fort, und bot dem Brandeburger meine Dienſte an, ich bot ſie dem Churfürſten von Baiern an, und dem Pfalzgrafen, aber es war überall nichts; ſie wollten mich entweder in das Volk ſtecken, oder in eine Soldatenſchule thun, und beides litt ich nicht. Daher ging ich weiter — und eines Tages, als jede Welle des ſchönen Rheines im Sonnenſcheine blitzte und glänzte, kam ich nach Frankreich hinüber. Ich gedachte, dem Könige Ludwig meinen hoffnungsreichen Degen zu Füßen zu legen. Viele Tage wanderte ich durch das fremde Land und durch die fremde Sprache, bis ich eines Abends, da eben ein ſtiller Regen von dem grauen Himmel fiel, in die finſtere Stadt Paris einzog. Ich glaubte damals noch gar nicht, daß es mir fehlſchlagen könnte. Ich verſtand die Sprache wenig, kannte keinen Menſchen in der Stadt, aber dennoch drang ich vor, und wurde zu dem Könige geführt. Er fragte mich, was ich zuerſt lernen würde, und ich antwortete: die Sprache. Er lächelte und ſagte, daß er meiner gedenken wolle. Ich fing nun an, die Sprache zu lernen und auf die Antwort des Königs zu warten. Als mir das Geld ausging, und ich nur noch ein einziges Goldſtück hatte, dachte ich mir, daß ich nun in ein Spielhaus gehen müſſe, um eines zu gewinnen. Ich wußte ein ſolches Haus; es ſtand in einer langen, des Abends immer ſehr ſchön erleuchteten Gaſſe, und ich hatte es bisher nur von Außen gekannt. Als es wieder Abend war, ging ich in die Gaſſe und ſchaute es wieder von Außen an. Da fuhr ein Wagen quer an mir vorüber in das Haus hinein, und beſpritzte mich mit dem Kothe der Straße. Unter dem Thorwege hielt er an, der Schlag wurde aufgeriſſen, ein ſchön gekleideter Mann ſtieg aus, ging die Treppe hinauf und ein Diener trug ihm ein Käſtchen nach. Ich ging nun auch durch die Pforte des Hauſes, ging über die Treppe hinauf, wo Bildſäulen ſtanden, kam in den Saal, wo Menſchen liefen, und ſchaute eine Weile zu. Dann ging ich hinzu, legte mein Goldſtück auf eine Karte, wie ich die andern hatte thun geſehen, und nach einer Zeit ſchoben ſie mir mehrere Goldmünzen hin. Ich war nicht ſtark überraſcht und ſetzte wieder. Das Spiel kannte ich nicht; es wurden nur immer Karten herabgelegt, immer die nämlichen zwei ruhigen Worte geſagt, wie der Perpendikel einer Thurmuhr, und die Leute ſchoben ſich Goldſtücke hin und her. Als endlich der Mann am obern Ende des Tiſches ſein Käſtchen zuſchloß, hatte ich mehrere Hände voll Goldſtücke in der Taſche. Es war indeſſen nach Mitternacht geworden, ich ging nach Hauſe und ſchüttete mein Geld in mein Barett, das ich auf einen Stuhl geworfen hatte. Am andern Tage lechzte ich darnach, daß es Abend würde. Als man die Kerzen anzündete, ging ich ſchon in dem Saale auf und nieder, und es trat ein fremder Herr zu mir, und ſagte, daß er auf mich wetten werde. Ich verſtand dies damals nicht, und ließ alles geſchehen. Wieder gewann ich an dem Tage, wie vorher, und am andern Tage wieder. Ich lernte bald das Spiel verſtehen, und verſuchte nach und nach, es zu leiten und zu beherrſchen. Mehrere Männer ſchloſſen ſich an mich an, und ſuchten das Glück in ihrem Kreis zu bannen. Ich gewann, verlor unbedeutend, und mein Wohlſtand begann ſich zu heben. Ich ging nun in ſchönen Kleidern und Federhut durch die Straßen, das ſchönſte Pferd in Paris war mein, und drei faſt gleich ſchöne ſtanden noch in dem Stalle. Der Mantel war wie der eines Herzoges, und der kleine Degen hatte Diamanten im Knopfe. Damals hätte ich auch falſch geſpielt, wenn ich verſtanden hätte, es zu machen. Meine Freunde und Spielgeſellen führten mich zu den Leuten, die in den groſsen Palläſten wohnten, welche ich ſonſt nur von Außen hatte anſehen dürfen, man ſagte mir ſchöne Dinge; die Mädchen wollten mir wohl; ich liebte die Pracht und lernte die dortige Art und Sitte. Wenn Männer beiſammen waren, ſuchte ich Händel zu erregen, und ermuthete mich dann im Zweikampfe; denn außer bei den Karten brachte ich die meiſten Stunden auf dem Fechtboden zu. — So wär es mit meinem Spiele. — — Da ſagte einmal ein langer blaſſer Mann, den ich immer geſcheut, und daß ich aufrichtig bekenne, den ich gefürchtet hatte, daß ich doch nur ein Lumpe ſei, der vom Pariſer Strolchengolde lebe. Er hatte die Worte zu mir ſelber geſagt; ich antwortete ihm nichts darauf, aber ging nach zwei Tagen zu dem Herrn Armand Pelton, dem derzeitigen Vorſteher des Armenweſens, und übergab ihm an Gold und Schmuck und Kleidern, wie auch an Pferden und Reitgeräthen Alles, was ich hatte. Nur hundert Ludwigsſtücke hielt ich zurück und einen grauen ſchlechten Klepper, den ich mir am Tage vorher gekauft hatte. Seht, Doctor, ich habe noch die Scheine von jener Begebenheit, und werde euch dieſelben zeigen.“

Als der Obriſt dieſe Worte geſagt hatte, ſtand er auf und ſuchte in den Laden ſeines Schreines. Er ſammelte auf demſelben mehrere Schriften, trat wieder zu mir und breitete ſie auf dem Tiſche aus. Es waren richtig lauter Empfangsbriefe über verſchiedene Summen und Stücke, welche der Graf Caſimir Uhldom, Spieles wegen, der Armenſache übergeben hatte, und welche durch die Namen der Väter beſtätiget wurden, in deren Hände das Gut niedergelegt worden war. Als er mit dem Finger auf Alles gewieſen hatte, und der Punkt abgethan war, ſchob er die Papiere auf dem Tiſche zurück und ſperrte ſie nicht wieder ein.

Dann fuhr er fort: „Ich lud am Nachmittage den langen blaſſen Mann zum Zweikampfe, und ſagte ihm keine Urſache; aber da ich ihn durch die Schulter geſtochen hatte, hielt ich ihm dieſe Schriften vor die brechenden Augen und ſchrie ihm zu, wer ich ſei. Ich hielt ihn damals für ſterbend und war damit zufrieden. Aber er ſtarb nicht, ich lernte ihn viele Jahre darnach von neuem kennen, achtete ihn damals ſehr hoch, und ich glaube, er mich auch. Als ich von dem Kampfplatze fort ging, ſpießte ich eine andere Schrift, die mir von dem Könige war zugeſchickt worden, und mir einen ſchlechten Platz in dem Heere anwies, auf meinen Degen, und warf ſie weg. Ich haßte nun den König, und begriff, daß ich unter die deutſche Reichsarmee gehöre. Als am andern Morgen die Sonne aufging, war ich ſchon weit von Paris; ſie ſchien mir in das Angeſicht, und ich ritt auf dem grauen Klepper Deutſchland zu. Ich hatte ein ſchlechtes Lederkoller an und die hundert Ludwigſtücke darin. Am ſiebenten Tage ging ich wieder über den Rhein. Damals ſagten ſie, daß ich ein arger Verſchwender geweſen ſein müſſe, der vom Reichthume auf ſolch ſchlechtes Zeug gekommen; ich aber lachte, ſchaute in die dunkelgrünen Wogen des Rheins, und glaubte auch da noch nicht, daß es mir fehlſchlagen könne. Ich erkannte, daß ich auf einem Irrwege geweſen ſei, und daß ich nur einen andern betreten müſſe. Daher beſchloß ich, wie der Herzog von Friedland ein Kriegsheer aufzurufen, und mit demſelben die Länder wieder zu erobern, die uns der König früher entriſſen hatte. Ich gedachte hierbei des Zufalls, daß, wenn ich als Feldherr in Paris einzöge, etwa bei demſelben Fenſter ein Mägdlein herab ſchaue, bei dem ich ſonſt mit ihr geſtanden, und ſo vergnügt geweſen war, wenn ſie mich ihren lieben kleinen Grafen genannt hatte. Ich ſchämte mich recht jener kindiſchen Zeit und ihrer Beſtrebungen. — Als aber nach zwei Jahren die neuen Entwürfe auch noch nicht in Erfüllung gegangen waren, fing ich an, in unſerem Heere von unten auf zu dienen. Jetzt rückte die Zeit langſamer, und die Mühe belohnte ſich nur um Haarbreite nach Haarbreite; aber aus Ehrſucht, weil mir ſchon nichts anders gelaſſen war, that ich auch das Jetzige gut, daß ich den andern zuvorkomme, und die übermeiſterte, die neben mir waren. — So wurde ich nach und nach ſechs und zwanzig Jahre alt und bekannter unter den Vorſtehern des Heeres. Da geſchah es, daß ein Oheim ſtarb, der letzte unſerer Verwandten, und mir ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Zu gleicher Zeit verliebte ich mich auch. Ach Gott, lieber Doctor, es ſind jetzt viele, viele Jahre vergangen — und verzeiht mir die Worte, die ich ſagen werde — ich war gerade ſo ſchwärmend wie ihr, ich war ausſchweifend in Haß und Freundesliebe, ich war eben ſo ſtrebend und vom Grunde aus gutherzig wie ihr. Seht nur, oft habe ich gemeint, ich müſſe alle Sterne an mich herunter ziehen, und alle Welttheile auf dem Finger tragen. Daher that ich mein Herz weit auf, ließ das Gefühl eingehen, und hatte meine Ergötzung daran. Ehe ich aber zur Beſinnung gelangte, war ich betrogen. Ein Freund und Vertrauter, den ich auf Freiwerbung ſandte, führte ſie ſelber zum Altare. Ich wollte ihm auf das Gut, wohin er ſie geführt hatte, nachreiſen, um ihn zu erſtechen, aber ich that es dann nicht, und nahm mir vor, mich ſelber zu tödten. In unſerem Hauſe war ein langer ſchmaler Gang, wie ſie in Soldatenhäuſern gewöhnlich ſind, und zwiſchen den Fenſtern waren ſtarke Pfeiler. Als es Nacht geworden war und die Kameraden ſchliefen, nahm ich eine Büchſe, die ich Abends geladen hatte, ging auf den Gang und ſtellte mich in den Pfeilerſchatten, weil doch zuweilen Mannſchaft vorbei ging, daß ſie mich nicht ſehen könnten. Als ſich nach einer Weile nichts mehr rührte, ſtellte ich die Mündung nach meiner Kehle und griff mit der Zehe um das Zünglein. Aber ich mußte es übel gemacht haben; denn es knackte etwas, und das Eiſen ſchürfte an meinem Hemdknopfe; da ſprang plötzlich ein gemeiner Mann unſerer Rotte, der mich ausgekundſchaftet hatte, und aus Furcht im Mauerſchatten näher gekrochen war, empor, ſtieß mir das Rohr von der Kehle, und flüſterte: „Herr Graf, ich ſchweige, aber das müßt ihr nicht mehr thun.“ Ich wollte vor dem Manne auf die Knie niederfallen, ſo erſchrocken war ich und ſo verworren. Ich ſagte, daß ich ihn recht lieb habe, und daß ich ihm eine Menge Geld geben wolle. Er nahm am andern Tage das Geld, und hat niemals einem Menſchen etwas geſagt. — Ich ließ nun dieſe Gedanken fahren und verſchlug auf's Gegentheil, das heißt, ich fragte nach nichts mehr, und ließ kein Uebel auf mich eine Wirkung thun. Auch ſetzte ich mir vor, die gemachte Erbſchaft zu verſchleudern. Wir ſaßen nun manche Nacht beiſammen, viele Freunde und luſtige Geſellen — es ſtrahlten die Kerzen, es klangen die Geſpräche, und es verrauſchte das Gut. Nach ſechs Jahren war ich wieder ſo arm, wie vor dem Tode meines Oheims. — — Damals fing endlich der Krieg an, und was bisher in einem

Hauſe, in einer Stadt beiſammen geweſen war, kam auseinander und wurde oft länderweit getrennt. Ich war in den Jahren über dreißig, und die Sachen begannen eine Wendung zu nehmen. Das Feldleben war manchmal recht ernſthaft, und ich war manche Nacht, wenn die öde Luft durch den Himmel ſtrich, traurig über die Welt und traurig über alle Dinge. Es ſollte noch erſt alles kommen, was mein Leben mir verſprochen hatte, und es war doch ſchon der größte Theil deſſelben dahin. Zuweilen fiel mir meine Mutter ein, die längſtens geſtorben war, und ihre ſchönen blauen Augen — zuweilen der Bach auf unſerer Wieſe, an dem die ſchönen Weiden geſtanden waren. — — So zog die Zeit dahin; wir machten keine großen Eroberungen, und der Feind, der jenſeits ſtand, machte auch keine. — In Weſtphalen war es endlich, wo ich dazumal ein Mittel für mein Heil gebrauchen lernte, das ich zuerſt aus Scherz angefangen, und dann aus Ernſt bis auf den heutigen Tag nicht mehr aufgegeben habe. Ich würde euch gerne rathen, Doctor, daß ihr es auch anwendetet; denn ich glaube, daß ich ſchier alles, was ich geworden, durch dieſes Mittel geworden bin. Es beſteht darin, daß einer ſein gegenwärtiges Leben, das iſt, alle Gedanken und Begebniſſe, wie ſie eben kommen, aufſchreibt, dann aber einen Umſchlag darum ſiegelt und das Gelöbniß macht, die Schrift erſt in drei bis vier Jahren aufzubrechen und zu leſen. Ein alter Kriegsmann rieth es in meiner Gegenwart lachend einer Jungfrau an, die gerade in Liebeskummer befangen war, und ſagte, daß es in dieſen Fällen eine gute Wirkung thue. Ich lachte mit und dachte gleich in meinem Innern, daß ich das Ding auch verſuchen würde, — und wie oft habe ich ſeitdem den todten Mann geſegnet, daß er es ſagte, und den Zufall, der es ihn im rechten Augenblicke ſagen ließ. Ich ging ſehr eifrig darüber und habe gleich alle freie Zeit, die uns gegeben war, verwendet, um aufzuſchreiben, was ich mir nur immer dachte, und was ich für die Zukunft beſchloſſen hatte. Ich machte die Dinge ſehr ſchön, faltete alle Papiere gleich groß und ſchrieb von Außen den Tag ihrer Verfertigung darauf. In den Feldlagern, wo ſie mir oft recht unbequem waren, ſchleppte ich die verſiegelten Päcke mit mir herum. — Als ich den erſten öffnete — es geſchah nicht nach drei, ſondern erſt nach fünf Jahren, weil ich eine Weile von meinen Sachen getrennt geweſen war — ich lag eben verwundet darnieder, von allem Nöthigen entblößt, keinen Freund und Theilnehmer an der Seite — nach Mitternacht hatte ich mir den Pack hingeben laſſen — und als ich ihn nun öffnete und las, ſo lachte und weinte ich faſt in einem Athem durcheinander: denn Alles war anders geworden, als ich einſt gedacht hatte; Vieles beſſer, Manches ſchlechter — aber Jedes irdiſcher und wahrer, als es ſich einmal vorgeſpiegelt hatte; meine Anſichten waren gewachſen und gereift, und ich hatte die heftigſte Begierde ſie gleich wieder in einem neuen Packe nieder zu ſchreiben. Ich ließ mir Papier und Schwarzſtift aus dem Lederſacke ſuchen, der unter dem Bette lag, und ſchrieb auf dem Kopfkiſſen neben meinem Angeſichte die ganze Nacht. Ach, ich wußte damals noch nicht, weil es das erſte Päckchen war, das ich geöffnet hatte, daß es mir bei jedem ſo ergehen würde, auch bei dem, das ich jetzt ſo eilig und inbrünſtig niederſchrieb. — — Es iſt merkwürdig, Doctor, daß ich ſo alt geworden bin, und daß ich mir erſt durch dieſe angerathene Beſchäftigung eine Denkweiſe, eine Rede- und Handelsweiſe zugebildet habe; denn aus Schriften und Büchern zu lernen, iſt mir erſt im ſpäten Alter zu Theil geworden;

damals hatte ich kaum Zeit, das Nothdürftigſte nieder zu ſchreiben — oft ſchrieb ich auf meinen Knieen, oft auf einer Trommel oder auf einem Baumſtamme. Ich habe nachher ſchwere Schlachten geſehen, ich habe das menſchliche Blut wie Waſſer vergeuden geſehen, ich zeichnete mich aus, wie ſie ſagten, das heißt: ich half mit in dieſen Dingen; aber ein Päckchen erzählte mir ſpäter meine damaligen Gefühle, die um viel beſſer waren, als die Auszeichnung und die ich hatte zurückdrängen müſſen, um meine Pflicht zu thun. Ich lernte nach und nach das Gute von dem Geprieſenen unterſcheiden, und das Heißerſtrebte von dem Gewordenen. Manches Päckchen ſegnete, manches verurtheilte mich, und ſo wurde ich widerſtreitender Weiſe mitten im Kriege und Blutvergießen ein ſanfterer Menſch. Ich weiß es nicht, wäre ich es auch ohnedem geworden, weil die Jahre wuchſen, oder iſt es mir erſt durch die Schriften eindringlicher ins Herz gekommen. Ich fing mit der Zeit auch an, im Leben auszuüben, was ich im Geiſte denken gelernt hatte. Seht, Doctor, dieſe Kette, die ich heute umgethan habe, weil ich die Unterredung mit euch für einen Feſttag halte, iſt ſelber ein Zeuge davon. Ich habe einmal mit Ausſetzung meines Lebens dasjenige von tauſend Feinden gerettet, die man im Begriffe war zuſammen zu hauen. Ich habe die Rettung begonnen, weil ich nicht leiden konnte, daß ſo viele Menſchen, die an nichts ſchuld ſind, wie blöde Thiere getödtet würden, die uns zwar auch nicht beleidigen, deren Leben wir aber zu unſerer Nahrung bedürfen. Zwiſchen den Kugeln beider Theile habe ich die Unterwerfung verhandelt, und den Ergebungsbrief gegen die gezückten Säbel unſerer Rotten reitend zu unſerm Führer gebracht. Sie wurden dann blos gefangen, und ihr König wechſelte ſie ſpäter aus. Wenige Jahre vorher hätte ich noch ſelber den Befehl gegeben, luſtig einzuhauen, und hätte es für eine Heldenthat gehalten. Die tauſend Männer ſandten mir nach vielen Jahren den erleſenen Waffenſchmuck, den ihr oben in meinem Eichenſchreine geſehen habt, ihr König that ſelber den Degenknopf dazu, der ſo ſchön in Silber gefaßt iſt, und der Kaiſer, da ihm die Nachricht von der Begebenheit zu Ohren gebracht worden war, verlieh mir die Kette, die ich hier um habe."

Nach dieſen Worten hielt der Obriſt eine Weile inne. Er ſtand auf und ging in den Raum des Zimmers vor. Die Schriften, die noch immer auf dem

Tiſche gelegen waren, nahm er weg, und ſperrte ſie wieder ein. Zuletzt ließ er noch die grünen Fenſterverhänge herab, die er früher aufgezogen hatte. Ich glaubte, daß er es darum thue, weil doch die Sonne zu uns herüber zu rücken ſchien. Dann ſetzte er ſich wieder zu mir und ſagte: „Ich will euch nun auch das Ende von meinem Lebenslaufe erzählen. Die Jahre ſind wieder vergangen, aber immer eines ſchneller, als das andere, und ich bin nach und nach Obriſt geworden. Da ich wieder verwundet wurde, erhielt ich einen Ruhegehalt, und durfte hingehen, wo ich wollte. Ich habe einmal auf meinen Kriegszügen ein ſchönes Thal geſehen, das zwiſchen hohen Bergen lag; in dieſes ſchaffte ich meinen Körper und meine Habe, um an dem Orte zu verbleiben. Ich fing dort an, die Bücher zu ſammeln, die jetzt da ſind, und die Gemälde, deren Art ich in den Niederlanden kennen und lieb gewinnen gelernt hatte. Manches iſt theuer gekommen, ihr würdet es kaum denken, und es reute mich ſchon oft, daß ich auf meine Freude ſo viel verwendete, das nach meinem Tode andern zu Gute kommen ſollte: — aber ſei es nun, wie es ſei. — In dem Thale bekamen meine Bächlein immer mehr Gleichmäßigkeit, bis im Aleines, wie das andere, wurde. Ich richtete mich häuslich ein, und legte rückwärts hinaus den Garten an, in welchem mir meine Pflanzen wachsen, die ich liebe, weil ſie unſchuldig den Willen Gottes thun.“

Hier ſetzte der Obriſt wieder aus, dann fuhr er fort: „Ich habe früher von einem Menſchen geredet, der der erſte war, der geſagt hat, daß ich ein gutes Herz habe, wie ihr heute der zweite, und ich habe verſprochen, daß ich euch von ihm erzählen werde, damit ihr ſehet, wie ſehr es mich von beiden freute. Der Menſch hat mit mir in dem Thale gelebt, es war ein Weib — mein eigenes Weib iſt es geweſen — und von ihm möchte ich euch noch etwas ſagen, wenn ihr nämlich nicht müde werdet, mich anzuhören. Ich weiß es nicht, war ſie beſſer oder ſchlechter, als tauſend andere ihres Geſchlechtes — ich habe die andern zu wenig gekannt — aber einen Vorzug hatte ſie vor allen, die da leben, und dieſer war, daß ich ſie ſehr geliebt habe. Oft war es mir, als ſei ihr Leib meiner, als ſei ihr Herz und ihr Blut das meinige, und als ſei ſie mir ſtatt aller Weſen in der Welt. Ich hatte ſie am Rheine kennen gelernt, wo ſie von Verwandten hart gehalten wurde. Da ich eingerichtet war, holte ich ſie herüber.

Sie hatte mich nicht geliebt, aber ſie war mit gegangen. Da ſie am Vermählungstage unter ihren Angehörigen als verzagende Braut ſtand, ſah ſie nach meinen Augen, als wenn ſie darin Treuherzigkeit ſuchte. Ich habe ſie in mein Haus geführt, und habe ſie auf der Schwelle deſſelben geküßt, was ſie nicht erwiederte. Da ich ſie in der Stube auf meinem Stuhle ſitzen ſah, noch den Hut auf dem Haupte, und die Oberkleider an: nahm ich mir vor, daß ich ſie ehren und ſchonen werde, wie es mein Herz vermag. Ich rührte nun ihre Hand nicht an, ich ließ ſie in dem Hauſe gehen, und lebte wie ein Bruder neben ihr. Da ſie allgemach ſah, daß ſie hier walten dürfe, daß ſie ſtellen dürfe wie ſie wolle, und daß Niemand etwas dagegen ſage, da ſie, wenn ich von der Jagd nach Hauſe kam — denn ich ging damals noch zuweilen — fragte, wie dieſes und jenes ſtehe, und wie ſie es machen ſolle: ſah ich, daß die Pflanze des Vertrauens wuchs, — und daneben auch noch eine andere; — denn ihre Augen glänzten von Zufriedenheit — und ſo ging ihr die Seele verloren, bis ſie ſonſt nirgends war, als in mir. Es iſt nur ein verachtet Weib geweſen, das die Worte geſagt hat: „Wie dank ich Gott, daß du ſo gut, ſo gar ſo gut biſt," — und kein Lob meiner Obern, keine Freude des Sieges iſt früher ſo in mein Herz gegangen, als die Worte des verachteten Weibes. Und als nach dieſem ſchon viele Jahre vergangen waren, als ihr ſchon Muth und Vertrauen gewachſen war, als ſie in meiner ſichern Gattenliebe und Ehrbezeugung ruhen konnte: war ſie noch demüthig wie eine Braut und aufmerkſam wie eine Magd — es war eben ihr Weſen ſo — und deßhalb mußte geſchehen, was geſchah. — — Es ragten in der Gegend viele Schneeberge und blaue Spitzen, hinter unſerem Hauſe rauſchten Bergeswäſſer, und ſtanden Wälder, in denen oft Monate lang Niemand ging. Alles dieſes zu durchforſchen, lockte mich die Luſt, und einmal that ich die Bitte, ſie möge mich doch zuweilen begleiten, wann ich etwa ſeltne Alpenblumen ſuchen ginge, oder einen Baum, ein Waſſer, einen Felſen zeichnete, wie ich es damals zu lernen anfing, und häufig ausübte. Nach ihrer Art ſagte ſie es bereitwillig zu — und nun ging ſie oft zwiſchen thurmhohen Tannen, an brauſenden Bächen, oder über harte Felſen mit mir, und ſie war noch ſchöner und blühender neben den Bergen, als ſie es zu Hauſe war. Wenn ich dann zeichnete, ſaß ſie hinter mir, ſchlug

Nüſſe auf, oder ordnete die geſammelten Waldblumen zu einem Strauße, oder plauderte mit ihrem Hündchen, das ebenfalls unſer ſteter Begleiter war, und von ihr an ſchwierigen Stellen ſogar getragen wurde, oder ſie legte aus meinem Wanderſacke unſer Nachmittagbrod zurechte; — oft ſaß ſie neben mir und fragte, wie dieſer und jener Stein heiße und warum dieſe und jene Blume nur immer im Schatten wachſe. So wurde in den Wochen, was Anfangs nur Gefälligkeit gegen mich war, ihre Luſt und ihre Freude — ſie wurde ſogar ſtärker; denn wie die Sonne des Waldes die Blumen, Beeren und die Früchte reift, that ſie es auch mit ihr, daß ihr die Lippen und Wangen glühten, wie an einem Kinde, und daß ſie mir mit den ſchweren Alpenſchuhen, die ich ihr hatte machen laſſen, auf hohe Berge folgen konnte, bis an den Rand des Eiſes gelangte und mit Entzücken in die Länder hinaus ſah, wo die Menſchen ihre Werke treiben, davon kein Merkmal zu uns herauf kam. Ich hatte meine hohe Freude daran — und ſie hatte ihre Freude daran. Es mußte wohl ſo ſein, damit ſich alles erfüllte. — — Kennt ihr das, was man in hohen Bergen eine Holzrieſe nennt? Ihr werdet es kaum kennen, da man ſie hier nicht braucht, weil nur breite ſanfte Waldbiegungen ſind. Es iſt eine aus Bäumen gezimmerte Rinne, in der man das geſchlagene Holz oft mit Waſſer, oft trokken fort leitet. Zuweilen gehen ſie an der Erde befeſtigt über die Berge ab, zuweilen ſind ſie wie Brücken über Thäler und Spalten geſpannt und man kann ſie nach Gefallen mit dem rieſelnden Schneewaſſer anfüllen, daß die Blöcke weiter geſchoben werden. — An einem ſehr ſchönen Septembertage bat mich mein Weib, ich möchte ſie doch auch wieder mit auf die Berge nehmen; denn ſie hatte mir endlich ein Kind geboren, ein Töchterlein, und war drei Jahre bei demſelben zu Hauſe geblieben. Ich gewährte ihr freudig den Wunſch, ſie rüſtete ſich, und wir waren desſelben Tages ſo hoch geweſen, daß ſie mir einige Stämmchen Edelweis pflücken und auf den Hut ſtecken konnte. Im Nachhauſegehen verirrten wir uns ein wenig; denn die Aehnlichkeit der Wände und Spalten hatte uns getäuſcht. Wir ſtiegen in dem Gerölle eines ganz fremden Sandſtromes nieder, ob er uns etwa in das Thal abführe, oder ob er jäh an einer Wand aufhöre und uns ſtehen laſſe. Das Letztere geſchah auch; denn als wir um einen Felſen herum wendeten, ſahen wir es plötzlich vor unſern Augen luſtig blauen; der Weg riß ab, und gegenüber glänzte matt röthlich eine Kalkwand, auf welche die Strahlen der ſchon tief ſtehenden Sonne gerichtet waren: — aber auch eine ſolche Rieſe, wie ich früher ſagte, ging von unſerm Stande gegen die Wand hinüber. Ich erſchrak ein wenig und ſah nach meiner Begleiterin um: aber dieſe war ſehr fröhlich über die geſundene Verbindung, und wir gingen daran zu unterſuchen, ob die Rieſe in einem guten Stande ſei, und zwei Menſchen zu tragen vermöge. Daß ſie erſt kürzlich gebraucht wurde, zeigten da, wo ſie an den Felſen angeſchlachtet war, deutliche Spuren geſchlagenen und abgeleiteten Holzes; denn ihre Höhlung war friſch wund gerieben, auch lagen noch die Blöcke und Stangen umher, womit man die Stämme zuzuwälzen gewohnt iſt, und die Fußtritte, die uns eigentlich in dem Bette des Gerölles nieder gelockt hatten, ſchienen von derſelben Handlung her zu rühren. In dem Augenblicke des Ueberlegens hörten wir es aus einem Seitengraben, deſſen Daſein wir früher gar nicht bemerkt hatten, kniſtern und brechen, als ob es Tritte wären, — und wirklich kam nach einigen Sekunden ein Mann heraus, den der erſte Anblick ſogleich für einen Holzarbeiter erkennen ließ, wie ſie im Gebirge ihr mühſames Werk treiben. Er trug einen ledernen Sack und eine eiſerne Kochſchüſſel; in der Hand hatte er die abgethanen Steigeiſen und den Gebirgsſtock, der langſchaftig iſt und vorne eine eiſerne Spitze und einen Widerhaken hat. Er erſchrak, da er uns ſah, weil er hier keine Menſchen zu finden gehofft hatte. Ich aber ſagte ihm, daß wir uns verirrt hätten, und daß wir ſehr gerne wiſſen möchten, ob die Rieſe gangbar wäre und zweien Menſchen als Steg dienen könnte. — „Freilich kann ſie dienen, antwortete er, vor einem Augenblicke ſind alle meine Kameraden hinüber gegangen, fünf an der Zahl; ich mußte nur umkehren, weil ich die Schüſſel am Feuerplatze vergeſſen hatte. Sie warten an der Wand auf mich. Ihr werdet es gleich hören.“ — Nach dieſen Worten that er einen Ruf mit der hohen Stimme des Gebirgjauchzens, daß es in allen Spalten klang: von drüben antworteten ſie, daß es ebenfalls klang. Es war faſt ſchön, da auch der Abend rings um uns herum war. Ich ſchlug nun vor, daß jetzt alle drei mit einander über die Rieſe gehen könnten. Er willigte ein, und ſagte, daß wir die Frau in die Mitte nehmen ſollten. Er richtete den Alpenſtock ſo, daß ich ihn vorne und er hinten nahm, damit ſich die Frau daran wie an einem Geländer halte. Das Hündchen hatte ſie ſich nicht nehmen laſſen ſelber zu tragen. So gingen wir auf die Brücke, die in der Abenddämmerung wie eine gezogene Linie war. Ich hörte, da wir auf dem Holze gingen, nur ſeine Tritte mit den ſchwerbeſchlagenen Schuhen, die ihrigen aber nicht. Als wir noch ein Kleines von dem Ende der Rieſe waren, ſagte der Holzknecht leiſe: „Sitzt nieder," — auch empfand ich, daß der Stock in meiner Hand leichter werde, — ich ſchaute plötzlich um — und denkt euch: ich ſah nur ihn allein. Es kam mir ein ſchrecklicher Gedanke, aber ich wußte nichts weiter, meine Füße hörten in dem Augenblicke auf, den Boden zu empfinden, die Tannen wogten wie Kerzen an einem Hängeleuchter auf und nieder — dann wußte ich nichts mehr."

Hier hörte der Obriſt zu reden auf, und ſchwieg eine Weile. Ich dachte Anfangs, daß er ſich nur ſammeln wolle, aber als ich genauer hin ſchaute, ſah ich in der Dämmerung, daß ihm ſchnelle Thränen, eine nach der andern über den weißen Bart herab träufelten, und daß er ſich ſehr ſtille hielt, damit ich es nicht bemerke. Ich konnte vor gebrochenem Herzen auch nichts reden, und begriff nun, warum er die Fenſtervorhänge herab gelaſſen hatte. Ich wollte die Schamhaftigkeit des alten Mannes nicht ſtören, und ſah nicht hin. Nach einer Zeit wiſchte er mit ſeinem Aermel über Bart und Antlitz, und ſetzte dann gefaßt ſeine Rede fort: „Sie lag unten zerſchmettert. Still ſich opfernd, wie es ihre Gewohnheit war, ohne einen Laut, um mich nicht in Gefahr zu bringen, war ſie hinab geſtürzt. Nicht einmal der Holzknecht hatte ihren Zuſtand errathen, bis ſie das Geländer ausließ, das wir ihr gemacht hatten, und mit der Hand in der Luft zu greifen anfing. Da rief er ihr zu, ſie ſolle ſich ſetzen — aber es war zu ſpät. Wie ein weißes Tuch, ſagte er, war es an ſeinen Augen vorüber gegangen, und dann habe er nur mich allein geſehen. Ich wankte auch vor ſeinen Blicken, und wäre gleicherweiſe hinab gefallen, wenn er mir nicht einen Stoß gegeben hätte, durch den ich die noch wenigen Schritte vorwärts taumelte, die von der Rieſe übrig waren, und an ihrem Ende unter dem vielen Holze nieder ſtürzte, das dort lag, und das man an dem Tage herüber geleitet hatte. — Als ich aus meiner Ohnmacht wieder erwachte, verlangte ich heftig, in den Abgrund nieder zu ſteigen: denn ich konnte ſie mir nicht todt denken, und dachte: wer weiß — etwa iſt ihr das Bewußtſein wieder gekommen, ſie liegt unten und beginnt jetzt erſt zu ſterben. Allein es war indeſſen ſchon ganz Nacht geworden, ich fand mich an einem großen Feuer liegen, und einige Holzknechte ſtanden und ſaßen umher. Andere waren auch fort gegangen. Durch mein Flehen und meine Verſprechungen, noch mehr aber, weil ich allein in der Finſterniß hinab zu klettern anhob, ließen ſie ſich bewegen, einen Verſuch zu machen, ob man über die Wand hinab gelangen könne. Es waren auch von andern Orten Holzarbeiter herbei gekommen, weil die Stelle ein Zuſammenkunftsplatz war, und ſie ſaßen an dem Feuer, wärmten ſich, und hörten an, was geſchehen war. Der eine erinnerte ſich dieſes, der andere eines andern Weges, auf dem es möglich ſein müſſe — aber es war immer umſonſt, und die ganze Nacht verging unter fruchtloſen Bemühungen. Endlich, da ich tauſend Mal zu dem Himmel geſchaut hatte, erblaßten die fürchterlichen Sterne, und das ſchwache Grau des Morgens war in der Luft. Nun, da wir beſſer ſahen, gelang es wirklich mit Hilfe von Stricken und Stangen bis auf den Grund hinab zu kommen. Allein wir fanden die Gegend nicht, und erſt, als die Sonne ſchon faſt hoch in das Thal herein ſchien, entdeckten wir ſie. Es lag ein Häufchen weißer Kleider neben einem Wachholderſtrauche, und darunter die zerſchmetterten Glieder. — Es war nicht möglich: von dieſer Höhe kann kein Menſch herunter fallen, und nur einen Hauch des Lebens behalten. Kaum ſo dünne, wie ein Strohhalm anzuſehen, ſchwebte die Rieſe weit über uns. — Wir gingen näher, und denkt euch — auf den Kleidern ſaß das Hündlein, und war lebend und faſt unverſehrt. Das Weib hatte es vielleicht während des Falles empor gehalten, und ſo gerettet. Aber es mußte über die Nacht wahnſinnig geworden ſein; denn es ſchaute mit angſtvollen Augen umher, und biß gegen mich, da ich zu den Kleidern wollte. Weil ich ſchnell mein Weib haben mußte, gab ich zu, obwohl ich mir das Thierchen hatte aufſparen wollen, daß es einer der Knechte mit der Büchſe, die ſie zuweilen tragen, erſchieße. Er hielt ſchräge hin, damit er die Leiche nicht treffe — und das Hündchen fiel herab, kaum daß es ein Füßlein rührte. — Ich beugte mich nun nieder, und riß das weiße Mieder auf, das ſie an hatte: aber die Schulter war ſchon kalt, und die Bruſt war ſo kalt, wie Eis. — — O Herr! das könnt ihr nicht ermeſſen — nein ihr wiſſet es jetzt noch nicht, wie es iſt, wenn der Leib, der ſo lange das Eigenthum eures guten Herzens geweſen iſt, noch die Kleider an hat, die ihr am Morgen ſelber darreichen halfet, und jetzt todt iſt, und nichts mehr kann, als in Unſchuld bitten, daß ihr ihn begrabet.“

Hier hielt der Obriſt wieder inne: dann aber fuhr er fort: „So iſt es auch geſchehen. Wo der Bach ſeinen ſchmalen Ausgang hat, ließ ich ſie aus dem Thale bringen, und kam gegen Mittag in mein Haus. Der Ruf hatte das Unglück ſchon ausgebreitet. Mehrere Menſchen ſtanden auf meiner Gaſſe, und gute Freunde wollten mich in einen Wagen thun und fort führen, bis alles vorüber wäre. Ich aber meinte, daß dieſes gegen die eheliche Treue ſei, und blieb bei ihr. Blos da die Frauen kamen, ſie zu waſchen und umzukleiden, ging ich an der Geſindeſtube vorbei zurück in das Stüblein gegen den Garten, wo mein Kind war. Ich nahm das Mädchen bei der Hand, führte es durch den hintern Gang auf die Gaſſe, that es in den Wagen, den die Freunde herbei geſchafft hatten, und ließ es zu einer entfernten Bekannten führen, damit das Kind nicht ſähe, was hier geſchieht, und ſich einmal daran erinnere. Als ſie mich riefen, ging ich wieder hinvor in das Zimmer, wo die Menſchen waren, und ſetzte mich nieder. Sie lag in dem weißen Gewande, das ſie ſonſt hatte, auf ihrem Bette, und der Schreiner legte ſeinen ſchwarzen Zollſtab zuſammen, und ging hinaus. Gegen Abend kam der Sarg, der ſonderbarer Weiſe in dem rechten Maße ſchon fertig geweſen war, und man legte ſie hinein, wo ſie lang und ſchmal ruhen blieb. Als nach und nach die Neugierigen und die andern fort gegangen waren, und ich faſt allein blieb, ging ich hin, faltete ihr die Hände anders, als es die Frauen gethan hatten, und gab ihr ein Kreuz. Ich legte auch noch von ihren Blumen, die noch da ſtanden, etwas um das reine unbewegliche Haupt. Dann ſetzte ich mich nieder und blieb ſitzen, wie Stund an Stund verging. Damals dachte ich oft an das alte Volk der Egypter, daß ſie ihre Todten einbalſamirten, und warum ſie es gethan. Ich habe in ihrem Zimmer keine Wachslichter anzünden und keine ſchwarzen Tücher ſpannen laſſen, ſondern ich hatte die Fenſter geöffnet, daß die freie Luft herein ſah. An dem erſten Abende waren an dem Himmel draußen viele rothe Lämmerwolken geweſen, daß im Zimmer lauter rothe ſanfte Roſen ſchienen; und

Nachts, wenn die Lampe brannte, waren weiße auf ihren Geräthen, und auf ihren Kleidern — — und wenn ſie in dem Nebenzimmer draußen ſtille waren und beteten, weil ſie die Leiche fürchteten, rückte ich ihr das Hauptkiſſen, weil das Angeſicht ſchief zu ſinken begann. — Am zweiten Morgen wurde ſie begraben. Es kamen die Träger, und ich ging mit ihnen. Auf dem Kirchhofe ſtanden viele Leute, und der Pfarrer hielt eine Rede. Dann thaten ſie ſie in die Erde, und warfen die Schollen auf ſie. Als alles vorüber war, und drüben jenſeits der Häuſer die alten Wälder ſtanden, und eine fremde leere Luft über ſie floß, verſuchte ich nach Hauſe zu gehen. Auf den Feldern gegen die Haſelbeſtände hinauf ackerten ſie, und ſäeten das Wintergetreide in die Erde. Ich ging durch den Garten, wo die Herbſtblätter abfielen, in das ſehr ſtille Haus. In der Stube ſtanden noch die Seſſel in derſelben Ordnung, wie ſie den Sarg getragen hatten, aber ſie war nicht darauf. Ich ſetzte mich in einer Ecke nieder und blieb ſitzen. An dem Fenſter ſtand noch ihr Arbeitstiſchchen, und die Laden unſerer Käſten machte ich nicht auf. Wie viele Afterdinge, dachte ich, wird die Welt nun noch auf meine Augen laden, nur ſie allein, ſie allein nicht mehr. — Und wie es lange, lange ſo ſtille war, und die Dienſtboten aus Ehrfurcht draußen nur flüſterten, that ſich ungeſchickt die Thür auf, und mein Töchterlein ging herein, das ſchon vor einer Stunde zurück gekommen war, und ſich nicht aus ihrem Stüblein getraut hatte. Auf ihrem Munde war die Knospe der Roſe, die ſie eben begraben hatten, und in dem Haupte trug ſie die Augen der Mutter. Und wie ſie ſchüchtern vorwärts ging, und mich ſo ſitzen ſah, fragte ſie: „Wo iſt Mutter?“ Ich ſagte, die Mutter ſei heute früh zu ihrem Vater gegangen, und werde recht lange, lange nicht zurück kommen. Da ſie ſich auf das Wort beherrſchen wollte, wie ſie gewöhnt worden war, und ſich aber doch auf dem Geſichtchen die ſchwachen Linien des Weinens zuſammen zogen, da riß ich ſie an mich, und weinte mich ſelber recht zu Tode. — Dann ſchien die Sonne, wie alle Tage, es wuchs das Getreide, das ſie im Herbſte angebaut hatten, die Bäche rannen durch die Thäler hinaus — — nur daß ſie allein dahin war, wie der Verluſt einer goldenen Mücke. — Und wie ich in jener Zeit mit Gott haderte, hatte ich gar nichts, als daß ich mir feſt dachte, ich wolle ſo gut werden, wie ſie, und wolle thun, wie ſie thäte, wenn ſie noch lebte.

Seht, Doctor, ich habe mir damals eingebildet, Gott brauche einen Engel im Himmel und einen guten Menſchen auf Erden: deßhalb mußte ſie ſterben. — Ich ließ einen weißen Marmorſtein auf ihr Grab ſetzen, auf dem ihr Name, der Tag ihrer Geburt und ihr Alter ſtand. Dann blieb ich noch eine Zeit lang in der Gegend: aber als die Berge nicht zu mir reden wollten, und die Pfade um die Wieſenanhöhen ſo leer waren, ſo nahm ich mein Kind, und ging mit ihm fort in die Welt. Ich ging an verſchiedene Orte, und ſuchte an jedem, daß mein Töchterlein nach und nach lerne, was ihm gut thun möchte. — Ich habe vergeſſen, euch zu ſagen, daß mir mein Bruder ſchon früher geſchrieben hatte, daß ich zu ihm kommen möchte, weil er ſo krank ſei, daß er die Reiſe zu mir nicht machen könne, und er habe dennoch ſehr Nothwendiges und Wichtiges mit mir zu reden. Ich ging, da ich mein Haus hinter dem Rücken ließ, zu ihm — und zum erſten Male ſeit dem Tode unſers Vaters ſah ich wieder die Anhöhen um das Schloß und die Weiden an dem Bache. Er geſtand mir, daß er damals einen Betrug geſtiftet habe, und daß er jetzt recht gerne mit dem vergelten und gut machen werde, was noch da ſei. Ich rächte mich nicht —

er ſtand in dem Saale vor mir, ein dem Tode verfallener Mann, ich machte ihm gar keine Vorwürfe, ſondern nahm von den Trümmern des Vermögens, deſſen Bücher er mir aufſchlug, das wenigſte, was meine Pflicht gegen mein Töchterlein noch zuließ, damit ich es nicht ſeinem armen Sohne entzöge, den ihm ſein Weib geboren hatte, das noch bei ihm auf dem Schloſſe war — und dann fuhr ich in einem Bauerfuhrwerke mit meiner Tochter wieder über die Brücke des Schloßgrabens hinaus, und hörte zum letzten Male die Uhr auf dem Thurme, die die vierte Nachmittagsſtunde ſchlug. — Es iſt weiter in meinem Leben nichts mehr geſchehen. — Ich bin endlich nach einer Zeit in dieſes Thal gekommen, das mir ſehr gefallen hat, und ich blieb hier, weil ſo ſchöner urſprünglicher Wald da iſt, in dem man viel ſchaffen und richten kann, und weil eine Natur, die man zu Freundlicherem zügeln und zähmen kann, das Schönſte iſt, das es auf Erden gibt."

Der Obriſt hörte mit dieſen Worten zu reden auf, und blieb eine bedeutend lange Zeit neben mir ſitzen und ſchwieg. Ich ſchwieg auch.

Endlich nahm er wieder das Wort und ſagte: „Ich habe nichts, als Margarita, ſie gleicht ihrer verſtorbenen Mutter im Angeſichte und in der ganzen Art ſo ſehr, wie man es kaum glauben ſollte, — — Doctor, thut mir nicht weh in meinem Kinde.“

„Nein Obriſt, das thue ich nicht — — ich reiche euch die Hand, daß ich es nicht thue.“

Bei dieſen Worten reichte ich ihm meine Hand, er gab die ſeine auch, und wir ſchüttelten ſie uns gegenſeitig zum Zeichen des Bundes.

Dann blieben wir noch eine Weile ſitzen, ohne zu ſprechen. Endlich ſtand er auf, ging ein wenig in dem Zimmer herum, und trat ſodann an das Fenſter, deſſen grünſeidenen Vorhang er aufzog. Es war keine Sonne mehr an den Gläſern, aber eine ganze Fluth von Frühlingshelle ſchlug durch ſie in das Zimmer herein.

„Seht, wir werden heute ein Gewitter bekommen, ſagte der Obriſt, der an dem Fenſter ſtehen geblieben war und hinaus ſchaute, es geht ein dichter dunſtiger Himmel über den Kirnwald herüber, und am Rande des Reutbühls ziehn ſich dieſe milchigen Streifen, was alle Mal ein Anzeichen von einem Gewitter iſt.“

Ich ſtand auch auf und trat zu ihm. Die friedliche ſchöne, in ſanfte Gewitterſchwüle gehüllte Gegend ſchaute zu uns herein, und grüßte huldvoll an das Herz.

Wir ſtanden und genoſſen der freien Luft, die bei dem Fenſter herein ſtrömte, das er nun auch geöffnet hatte.

Ueber eine Weile ſagte er wieder: „Ich möchte euch gerne zu Margarita führen — ihr müſſet mit einander reden — redet gut mit einander, daß ſich alles einfach löſe. Ich habe gewußt, daß es ſo ſein wird, wie es jetzt iſt. Ihr habt beide gefehlt. Margarita that auch nicht recht, aber ſie konnte nach ihrer Art nicht anders, ſo wie ihr nicht anders konntet. Geht hinüber zu ihr, ſucht ſie nicht zu bewegen, tröſtet ſie eher — aber ſprecht nur mit einander, ich meine, daß es gut iſt. Nicht wahr, Doctor, ihr thut das?“

Wir blieben nach dieſer Rede beide noch eine Zeit lang ſtehen, ich hatte keine rechte Antwort und ſchwieg daher verlegen, er drang auch nicht in mich.

„Nun? ſoll ich euch zu ihr führen?“ fragte er endlich recht ſanft.

„Ja,“ ſagte ich.

Und nach dieſen Worten nahm er mich unter den Arm, und führte mich hinaus. Wir gingen über den Gang, und dann über die feine gelbe Rohrmatte ihrer Schwelle hinein. Sie war in dem erſten Zimmer nicht.

„Wartet hier ein wenig," ſagte er, „ich werde hinein gehen, und ſie euch ſenden. Vielleicht könnte ſie nicht in der Lage ſein, euch zu empfangen. Wenn ſie aber erſcheint, werde ich ſelber nicht wieder heraus kommen, ſondern mit dem Schlüſſel das Bücherzimmer öffnen und durch daſſelbe in meine Wohnung zurückkehren."

Er ging durch die halbgeöffnete Thür in das anſtoßende Zimmer, und wahrſcheinlich auch in das fernere.

Ich blieb heraußen ſtehen, und es war ſehr ſtille. Endlich, da ich eine Weile gewartet hatte, bewegte ſich ſchwach der halbe etwas offen ſtehende Thürflügel — und ſie trat heraus.

Ihre Augen waren auf mich gewendet — —

— Morgen Margarita. —

4.

Margarita.

Ehe ich weiter gehe und eintrage, was geſchehen iſt, will ich noch des Obriſts gedenken, und mir ſeine Seele vor die Augen halten — ich muß den Mann hoch ehren, und will es in dieſem Buche nieder ſchreiben, wie er iſt. Was der Obriſt ſagte und that, habe ich bisher nicht nach meinem Gedächtniſſe allein aufgeſchrieben, ſondern nach der Handſchrift, die er mir gelaſſen, und die er über dieſe Dinge aus ſeinen verſiegelten Päcken genommen hat, wie ich ihn ja ſelber in dieſem meinem Buche nachzuahmen verſuche. Was ich weiter ſage und eintrage, weiß ich ja ſchon längſt, aber es iſt mir nie ſo klar und deutlich vor die Augen gekommen, als an dieſen Tagen. Wie gut er iſt nicht nur gegen mich, ſondern auch gegen alle andern, wie einfach und ſchön er iſt, zeigt ſich ja viel deutlicher in dem, was er thut, als es mit allen andern Worten je geſagt werden könnte.

Da hat er oberhalb des Eichenhages die Senkung gereutet, die er ſich gekauft hatte, und in der nur ſaures Moos, geflecktes Gras, und die einzelne herbe rothe Moosbeere zwiſchen den dünnen Föhrenſtämmen wuchs, die auch in der Näſſe nicht fortkommen wollten, und hat dann Gräben ſchlagen laſſen, hat unverſumpfbares Erlenholz hinein geworfen, und ſie wieder überwölbt, hat Abzugskanäle und Auslaufgräben mauern laſſen, hat das Ganze mit Pflügen umgeriſſen, durch mehrere Jahre Sämereien hinein gebaut, und hat jetzt eine Wieſe daraus, die rechts oben an der Ecke des Meierbacher Weizenſtückes beginnt, hinter den Eichen hinüber geht, und wenn man von den Sillerhöhen herab kömmt, weithin mit ihrem ſchönen dunklen Grüne leuchtet, wo ehedem nur kaum das Grau der kleinen Föhrenbäumchen zu ſchauen geweſen war, und jetzt oft ſchon das gelblich rothe Eichenlaub abfällt, wenn daneben noch die ſchöne grüne Tafel ſchimmert. Weil aber die Wieſe von dem Hauſe des Obriſt aus nicht ſichtbar iſt, und überhaupt eine ſanft geſchwungene Wiege bildet, in der man Menſchen und Thiere nicht ſehen kann, außer wenn man von den Höhen der Siller herab kömmt, ſo haben ſich die Buben, welche in unſern Gegenden gewohnt ſind auf Rainen, Gemeindeplätzen und Stoppeln einige oder die andern Stücke Rinder herum zu hüten, die Wieſe auserſehen, um ihre Thiere beſſer und ſchneller zu nähren, als es ſonſt irgendwo der Fall geweſen wäre. Das fette Gras und die Geborgenheit mochte manchen verleitet haben, ſeine Pfleglinge hinein zu laſſen und dem friſchen Weiden derſelben zuzuſchauen. Als man dem Obriſten dieſe Sache hinterbracht hatte, wurde er ſehr zornig und ſagte, er ſehe nicht ein, warum er ſich ſo geplagt habe, um aus dem ſchlechten Grunde ein ſchönes, gezähmtes menſchliches Erdenſtück zu machen, wenn es jetzt ſo mißbraucht, und heimlich herab gewürdigt werde. Er wolle bei Gelegenheit ſelber hinauf gehen, und ſich Recht verſchaffen. — Dem zu Folge ging er eines frühen Morgens, als ſich wieder Verdacht zeigte, es möchte an ſeiner Wieſe Frevel begangen werden, durch die Eichen, die hinter ſeinem Hauſe einen ſo ſchönen Hag bildeten, hinauf, und da er aus den letzten Bäumen ins Freie heraus getreten war, ſah er auf ſeiner Wieſe vier ſchöne dunkelrothbraune Rinder weiden, und einen in Grau gekleideten Buben nicht weit davon ſtehen. Die Näſſe that den Füßen des Obriſts von jeher nicht gut, aber dennoch ging er mit den Lederſtiefeln ſachte in den ſehr ſtarken Frühthau, der auf den Gräſern der Wieſe lag, hinein, um den Buben zu haſchen, der mit dem Rücken gegen ihn ſtand. Er ſetzte die Füße in dem hohen Graſe, in welchem Waſſer und Spinnenfäden hingen, vorwärts, bis er nur noch einen Büchſenſchuß weit von dem Buben entfernt war. Da fiel ihm ein, derſelbe möchte zu ſehr erſchrecken und etwa krank werden, wenn er ihn plötzlich ergriffe. Darum machte er ein kleines Geräuſch, daß er es höre und davon laufen könne. Der Hirtenknabe hatte ſcharf gehört, er wendete ſein Angeſicht bei dem Geräuſche, und da er den ehrwürdigen Obriſt bis auf die Kniee im Graſe wandeln ſah, warf er ſich herum und ergriff die Flucht. Er rannte, wie ein leichtfüßiges Reh, durch die Wieſe, ſchwang ſich über den Graben, lief immer fort, gegen die Siller hinüber, verſchwand unter den Geſträuchen, die ſich da gegen die Tiefe und die Felder hinab ziehen, und der Obriſt ſtand mit dem ſchönen Gewande im Graſe. Er trieb nun die vier Rinder aus der Wieſe hinaus, er trieb ſie gegen das

Gereute hinan, wo Weidegrund iſt, und leitete ſie zwiſchen den zerſtreuten Haſelbüſchen, die dort ſtehen, auf die Weide, bis er überzeugt war, daß ſie nun nicht mehr auf die Wieſe zurückkehren, und auch Niemanden anderm auf ein Grundſtück gehen könnten. Dort verließ er ſie und ging nach Hauſe. Weil er den Rückweg auf einem ſtaubigen Weg machte, und außer den Stiefeln auch manche Kleiderzipfel naß waren, kam er ſehr beſchmutzt nach Hauſe. Dem Knechte ſagte er nichts über den Erfolg ſeines Feldzuges.

Die Sache breitete ſich aber aus, und wenn jetzt ein Bube ſich verleiten ließ, hinter dem Walde in die ſchöne Wieſe mit einem Rinde hinein zu kommen, ſo ſtand er immer ſo, daß er das Angeſicht gegen den Eichenhang wendete, wo der Obriſt heraus zu kommen drohte.

Wirklich kam der Obriſt einmal eines ſehr frühen Morgens aus den Eichen heraus, da eben ein Knabe zwei Kühe auf der Wieſe hütete. Der Knabe ſah den Obriſt kommen, konnte die Kühe nicht ſchnell genug wegſchaffen, und ergriff, ſie im Stiche laſſend, die Flucht. Dießmal trieb der Obriſt die Kühe nicht auf die Haſelweide ins Gereut hinauf, ſondern als Pfand in ſein eigenes Haus, wo er ſie in dem Stalle anhängen ließ. Gegen Mittag kam ein Weib, eine Wittwe, aus dem Sillerwalde gebürtig, zu ihm in das Haghaus herauf und ſagte, daß ihr die Kühe gehören, die er gepfändet habe, daß ſie ihr einziges Gut ſeien, daß ſie den Buben ſchon geſtraft habe, weil er in fremdes Eigenthum gegangen ſei, daß er es nicht mehr thun werde, und daß ſie bitte, der Obriſt möchte ihr die Kühe ausliefern laſſen, weil ſie und ihr Knabe davon leben. Der Obriſt ließ ihr die Kühe, die gut gefüttert worden waren, herausgeben, und gab ihr auch, wenn ſie etwa als ein Weib mit dem Zuhauſetreiben nicht zurecht kommen könnte, einen Knecht mit, der ihr helfen mußte. Weil aber ſpäter die Gerichte von dieſer Sache Umgang nahmen, und, obwohl der Obriſt erklärte, daß er auf allen Schadenerſatz verzichte, und der Wittwe alles ſchenke, doch von derſelben mit Auslaſſung des Schadenerſatzes den Wieſenfrevelbetrag, der von den Geſetzen auf ſolche Fälle geſetzt iſt, unabwendbar verlangten, ſo blieb dem Obriſten nichts über, als der Wittwe die Summe zu ſchicken, daß ſie dieſelbe den Gerichten erlege.

Weil er auf dieſe Weiſe nicht immer in das Gras

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

gehen, Rinder nach Hauſe treiben und den Leuten den Grundfrevelbetrag geben wollte, und weil er auch dem Altknechte, der ſagte, man ſolle nur die Sache ihm überlaſſen, ſie doch nicht überließ, weil er ſie nicht recht machen könnte, ſo fing er im Winter, ehe die Erde fror, einen Zaun um die Wieſe zu ziehen an, fuhr im nächſten Frühjahre damit fort, bis, ehe die Blümchen weiß und gelb die ganze Wieſe überzogen, dieſelbe von allen Seiten mit einem ſtarken ſtattlichen hohen Gehege umgeben war. Er hatte die Pfähle aus Eichen gemacht und unten anbrennen laſſen, daß ſie doch eine gute Zahl von Jahren hielten. Die Spelten zu den Mittelſtücken waren Tanne, ſchlank geſpalten, und gut in einander geflochten — eine Art, wie man bei uns bis dahin die Zäune nicht gemacht hatte, und wie ſie ihm in andern Ländern, die er früher beſucht hatte, vorgekommen waren. Zur Einfahrt der Wägen in die Wieſe hatte er eine Holzgitterthür machen laſſen, die mit einem eiſernen Schloſſe verſchloſſen war. Schlüſſel dazu wurden ſieben verfertigt, die an einem ſchnell in die Augen fallenden Pfoſten der Scheune hingen, damit Niemand mit dem Aufſperren in Verlegenheit komme, wenn etwa einer, der ſchon einen Schlüſſel in der

Taſche habe, in den Feldern damit herum gehe. Wie er überhaupt gerne baute, hatte er auch kurz darauf, als er den Zaun angefangen hatte, ſchon ſeine Freude daran, er nahm mehr Arbeitsleute, ging täglich mehrere Male hinaus, ordnete alles an, ſah zu, daß es recht gemacht werde, und legte nicht ſelten Hand an, um den Leuten zu zeigen, was ſie nicht wußten. Ich ſtand öfter bei ihm auf der Wieſe, wenn ich ihn zu beſuchen hinauf kam; die verſchiedenen Feuer rauchten, an denen die Pfähle angebrannt wurden, und wir ſprachen von mannigfaltigen Dingen. Als der Zaun fertig war, ging er freudig herum, rieb nach ſeiner Art die Hände, und ſagte: „Jetzt wird keiner mehr hereintreiben. Ich hatte ſehr Unrecht mit der Wieſe. Da ſieht man gleich, wenn man nicht das rechte Mittel wählt; da iſt man genöthigt in die ſchiefen Folgen einzugehen, und wird in lächerliche Handlungen verwickelt. Nun iſt alles gut.“

Auch die Wieſe liebte er jetzt mehr, als früher, da er ſich ſo lange mit ihr beſchäftigt hatte, und ſie ſah in den folgenden Jahren noch ſchöner und noch grüner aus, als in allen vorangegangenen.

Seine Leute ſagten, er werde durch ſolche Dinge ſein Anſehen einbüßen, wenn er ſo ſchwach ſei, wenn er ſich mißbrauchen laſſe, und wenn er nicht ein Mal ein Beiſpiel der Strenge aufſtelle; aber er büßte es nicht, und wurde vielmehr von jedermann in der Gegend geehrt und geliebt. Seine Hausgenoſſen ſelber, wenn er lächelnd einen Fehler verwies, und mit Gründen in denſelben einging, nahmen ſich in Acht, daß ſie in Zukunft dieſen Fehler nicht mehr machten. Freilich machten ſie dafür einen andern. Er war aber auch zuweilen in Fällen, wo es ſein mußte, unbeweglich, und gab nicht nach, wenn man auch mehrere Jahre an ihm Verſuche machte. So war es der Fall mit der Sillerbrücke. Kein Menſch kann eigentlich, wie es Niemand ſo weiß, wie ich, der ich zu meinen Kranken auf allen Wegen herum muß, an dem Sillerbruche, wo ſie auch aus Nachläſſigkeit den Waldſturz mit den ſo vielen Blöcken und Steinen in das Thal niedergehen ließen, über den reißenden Bach gelangen, der von dem oberen Walde herabgeht, Steine, Gerölle mit führt, Holz und Schlamm wälzt, da ich ihn nach Regen wild und gelb niederhadern ſah, als wollte er alles zerreißen und zerſchleudern — kein Menſch kann eigentlich hinüber gelangen, wenn nicht in heißen Sommern die Steine meiſtens trocken liegen und das Waldwäſſerlein zahm und dunkel zwiſchen ihnen auf dem ſchwarzen Moosſammt, den es ſelber macht, dahin geht — und dann ſind auch noch ſolche Ausbrüche, Vertiefungen, Löcher, Knollen, daß kein Rad durchſteigen und ſich heraus heben kann. Die vom Gehäng, von Haslung, von Sillerau, von dem oberen Aſtung, der Meierbacher, die Erlehöfe, der Obriſt und ich ſelber — wir alle nehmen das Holz von dem obern Puſter, und wir nehmen es gerne, weil er unerſchöpflich iſt, weil dort die ſchönſte Weißbuche ſteht, und in der Wildniß ſich der Brennſtoff recht kräftigt und ſtärkt — endlich kömmt es auch ein Sechſtheil billiger. Aber wir müſſen an dem Sillerbruche damit vorbei fahren und müſſen über den Bach kommen. War es nicht in dem Sommer vor drei Jahren eine Qual, wo weithin jenſeits die Hölzer geſchichtet lagen, manches mühſelig durchgeſchleppt, manches an bequemern Orten ſogar geworfen werden mußte? der Graf draußen, weil er zur Herſtellung der Brücke, die vorlängſt zu Grunde gegangen war, ſeinen Theil durch Herkommen beitragen mußte, bewies den Umwohnern zwei Jahre lang, daß eine Brücke an jener Stelle gar nicht nöthig ſei, und die Leute glaubten es faſt — ſie durften ja dann das Wenige, was ihnen zum Baue auflag, auch nicht entrichten: aber der Obriſt bewies ein Jahr entgegen, daß es ein ſchreiendes Uebel ſei, was da beſtehe, daß die Leute bei den mühevollen Plagen, mit denen ſie größtentheils ſelber ihr Holz an jener Stelle weiter ſchaffen, ihre Zeit und ihre Geſundheit verlieren, und daß es eine Schande für die menſchliche Vernunft iſt, zu ſagen, es ſei etwas zweckmäßig, was jedem Zwecke Hohn ſpricht — er fuhr unabläſſig zu dem Amte, wir, er und ich ſtanden zuſammen, bis wir es zuletzt durchgeſetzt hatten. Der Bau wurde aufgetragen, und die Schuldigkeiten waren nach und nach endlich auch alle entrichtet. Da ging der Obriſt her und gab von ſeinem Gelde ſo viel, daß man von beiden Seiten Anläufe aufmauern und die Brücke hoch über dem Bache von Stein aufführen konnte. Er läßt jährlich nachſchauen, und ausbeſſern, wenn etwas beſchädigt iſt, und erklärt jährlich dazu, daß es ſeine Schuldigkeit nicht iſt, damit es ſich nicht verjähre und auf ſeinem Haghauſe als Dienſtbarkeit ſitzen bleibe.

Da ich von Prag zu Fuße fort ging, weil ich meine Lernzeit, die ich der Heilwiſſenſchaft widmen mußte, zu Ende gebracht hatte, und ein Pergament in dem Ränzlein trug, das mich zum Doctor der hohen Kunſt ernannte, und mich der Zunft der Heilmänner einverleibte; als ich viele Tage lang ſachte durch das ſchöne Land der Böhmen gegen Mittag ging, von wo mir die Bläue des Waldes immer deutlicher und näher entgegen ſchimmerte — als ich endlich dieſen Wald und die Gegend meiner Heimath erreicht hatte, um mich dort bleibend anzuſiedeln, und den Menſchen Gutes zu thun: da war ich der einzige in dem Walde, der etwas anderes geſehen hatte, als eben den Wald — die andern waren da aufgewachſen, und ſahen, was ſie alle ihre Jugendzeit geſehen hatten. Wer einmal Berge, auf denen die geſelligen Bäume wachſen, dann lange dahin ziehende Rücken, dann das bläuliche und dunkle Dämmern der Wände und das Funkeln der Luft darüber lieb gewonnen hat, der geht alle Mal wieder gerne in das Gebirge und in die Wälder. Ich kam nicht in die Gegend meiner Heimath zurück, um mich da zu bereichern, ſondern um in all dieſen Thälern, wo die Bäche rinnen, und auf den Höhen, wo die Tannenzacken gegen die weiße Wolke ragen, zu wirken, und denen, die da leben, Wohlthaten zu erweiſen. Ich war ſehr jung. In dem Lande weit herum war kein eigentlicher Arzt, ſondern manche Frau, die in verſchiedenen Dingen erfahren war, rieth Mittel, und gab ſie den Leuten — mancher Bürger oder Bauer war in den Ruf gekommen und half in verſchiedenen Schäden — mancher Krämer kam mit einer Tragbahre und hatte Fläſchchen mit Dingen und Säften, die die Leute kauften und in ihren Hausſchrank ſtellten als Mittel für allerlei Fälle, die in den Jahren hinum vorkommen konnten. Mancher, der in eine tiefe und heftige Krankheit verfiel, ſtarb auch in der Einöde der Wälder dahin, wo ihn ein Mann, der Erfahrung hatte, hätte retten können. Als ich zu der grauen Hütte meines Vaters kam, die nicht dort ſtand, wo mein jetziges Haus ſich befindet, das ich zum Schutze gegen die Winde und das Wetter in die ſanfte Niederung herabgeſtellt habe, ſondern hoch oben auf dem Hügel, der jetzt hinter dem Garten, den ich anlege, empor ſteigt, wie es alle die Waldhäuſer gewöhnlich ſind, die man auf den Hügel hinbaute, wo man zu reuten angefangen hatte, daß ſich um ſie herum Wieſen und Felder ausbreiten, und ſie dann mit den vielen kleinen Fenſtern, die in das Holz der Wand geſetzt ſind, in dem Sonnenſcheine des

Waldes weithin leuchten — — als ich in der grauen Hütte angelangt war, auf deren flachem Dache, wie auf den andern, die vielen Steine liegen, ſagte ich gleich: „Gott grüße euch, Vater, ſeid willkommen, Schweſtern, ich werde jetzt immer bei euch bleiben, ihr müſſet mir da das Seitenkämmerlein ausräumen, deſſen zwei helle Fenſter auf den hohen fernen Wald hinausſchauen, da will ich die Sachen hineinthun, die in Kiſten von Prag kommen, will die Fläſchchen aufſtellen, werde darin wohnen und die Leute, die krank werden, heilen.“

Der Vater ſtand ſeitwärts, und getraute ſich nicht, weil er nur ein Kleinhäusler war, der ein Geſpann Kühe und etwas Wieſen und Felder hatte, davon er lebte, den Sohn zu begrüßen, der ein Gelehrter geworden war und da heilen wollte, wo niemals ein Doctor oder ein Arzt geſehen worden war. Der Sohn hatte aber einſtweilen das Ränzchen abgeworfen, hatte das Barett und den Knotenſtock auf die Bank gelegt, und nahm den Vater an der Hand, legte den Arm um den groben Rock ſeiner Schulter und küßte ihn auf die Wange, aus der die Spitzen des weißen Bartes ſtachen, und an der das ſchlichte weiße Haupthaar niederhing.

Der Vater weinte und der Sohn that es ſchier auch. Dann nahm er die Schweſtern, eine nach der andern, und ſagte: „Sei mir gegrüßt, Lucia, ſei gegrüßt, Katharina, wir bleiben alle beiſammen und werden gut leben.“

Dann ging es ſogleich an das Ausräumen. Die Schweſtern fingen an, die Schreine zu leeren, die da ſtanden, der Vater trug ſelber manches Frauenkleiderſtück, das ihm in die Hände kam, hinaus, der Hirtenbube Thomas, der jetzt mein Pferdeknecht iſt, und den der Vater damals hatte, daß er als Bube in der kleinen Wirthſchaft helfe, kam auch gegen Abend nach Hauſe und half mit. Es wurde der große Schrein, der immer ſeit Menſchengedenken in dem Gemache geſtanden war, und den größten Theil deſſelben eingenommen hatte, mit dem Beiſtande des Thomas, des Vaters, der Schweſtern und mit meiner eigenen Hülfe hinausgebracht, der Tiſch, der in dem größeren Zimmer ſtand, wurde hereingeſtellt, daß ich darauf ſchreiben könnte, der Vater wollte ſich derweil, bis ein neuer verfertigt würde, mit einem anderen zum Eſſen behelfen, der bisher immer in dem Vorhauſe geſtanden war und zuſammen zu fallen drohte — ein Käſtchen, das in der großen Stube bisher gedient hatte, daß Nägel, Bohrer und dergleichen darin lagen, wurde in das Gemach geſtellt, damit ich meine Fläſchchen mit den Arzneien, wenn ſie ankämen, hinein thun könnte — Lucia hatte unterdeſſen auch ein Weib aus dem unteren Häuſern herauf geholt, und man fing an, den Fußboden zu waſchen und zu ſcheuern. — — Mitten unter dieſem Getreibe wurde ich zu meinem erſten Kranken gerufen. Der Knecht des Meilbauer lag ſchon mehrere Tage darnieder, und alles, was ihm die Hausleute und die Bekannten riethen, hatte nicht helfen wollen. Man hatte gehört, daß ich heute Nachmittag gekommen ſei, und ſchickte einen Boten herauf, daß ich kommen und helfen möchte. Ich machte mich auf, und ging den Weg, der gar nicht kurz iſt, durch den Wald, durch den Thaugrund, durch die Weidebrüche und die ebenen Felder hinunter. Es brannten ſchon die Lichter, als ich anlangte. Der Mann, der im Bette lag, hatte ein Fieber, das er durch ſtarke Verkühlungen ſich zugezogen hatte. Ich konnte nicht wirkſam eingehen, weil ich meine Nothwendigkeiten, die mir dienen ſollten, noch nicht hatte, aber ich that mit Waſſer, mit Umſchlägen, mit Wärme- und Kälteverhältniſſen und mit

Vorſchrift für die Nahrung alles, was ich thun konnte. Die Menſchen ſtanden alle herum und ſchauten mich an, weil ſie noch nie einen Arzt geſehen hatten. Da der helle Sternenſchein an dem Himmel ſtand und ganz leichte Nebel um die Gründe woben, ging ich nach Hauſe. Ueber die friſchen Höhen hin ſtand die feuchte Nachtluft des Waldes, die ich ſchon wieder entwöhnt war, weil in der Stadt eine trockene und ſtaubige geherrſcht hatte. Sonſt war es aber warm genug; denn die Zeit ging noch kaum gegen Anfang des Herbſtes.

Da ich wieder in unſere Hütte kam, brannte ebenfalls auf der Leuchte ein luſtiges Feuer, welches die ganze große Stube taghell erleuchtete. Als ich eintrat, wurde eine Kerze angezündet. Katharina führte mich, da ſie dieſelbe trug, in mein Zimmer und zeigte mir deſſen Einrichtung. Wo der große Kaſten geſtanden war, war jetzt viel Raum, und das Zimmer ſchien ſelber viel größer, als es ſonſt geweſen war. Auf der Stelle des Kaſtens ſtand jetzt ein Bett — ſchneeweiße Tücher waren über daſſelbe geſpannt, und es harrte auf mich, um in der Nacht meine ermüdeten Glieder aufzunehmen. Der Tiſch, den man mir gegeben, war ebenfalls ſchneeweiß geſcheuert, und auf dem Fußboden kniſterte der Sand, den man in der Feuchte einſtweilen aufgeſtreut hatte. Die beiden Fenſter waren offen, in dem großen Ofen brannte ein Feuer, damit das ganze Gemach lüfte und trockne. Ich dankte Katharina, ſagte, es ſei recht ſchön, und ging wieder in die größere Stube hinaus. Der Vater fragte mich, weil bei uns alle Leute ſich kennen und Antheil an einander nehmen, wie es dem Knechte des Meilhauer gehe. Ich ſagte, daß das Fieber entzündlich ſei, daß ich jetzt noch nicht viel ſagen könne, daß ich morgen ſchon ſehen werde, und daß ich hoffe, ihn bald heraus zu bringen.

„Thue das, Sohn," antwortete der Vater, „thue das."

Den gebrechlichen Tiſch, der in dem Vorhauſe war, hatte man in die Stube herein gebracht, und er ſtand mit weißen Tüchern aufgedeckt, und mit Tellern und Eßbeſtecken beladen da. Daß er nicht breche, hatte man an den einen Fuß, der der ſchlechteſte war, einen Stab angebunden, der die Tafel ſtützte. Nun wurde das Abendmahl aufgetragen und wir ſetzten uns alle dazu. Es war ſogar eine Flaſche Wein da, die der Vater neulich, da er wohl meine Ankunft, aber nicht den Tag wußte, zur Feier derſelben nach Hauſe gebracht hatte, da er auf dem Lande draußen geweſen war. Als das Mahl verzehrt und der Wein getrunken war, begaben wir uns alle zur Ruhe. Die Schweſtern hatten rückwärts ein Kämmerlein, das gegen den Garten hinausging, und in dem die zwei Betten ſtanden und ein Kaſten, in den ſie ihren Putz oder etwa andere Schätze thaten, die ſie gelegentlich bekamen. Der Bube Thomas ging in das Heu, und der Vater legte ſich in das Ehebette, das in der großen Stube ſtand, und aus dem ihm die Gattin ſchon längſtens, daß ich mich ihrer kaum mehr entſinne, weggeſtorben war. Ich ſchloß meine zwei Fenſter, ſchürte im Ofen die noch übrige Glut auseinander, daß es nicht zu warm werde, und bat Gott, da ich mich zum erſten Male in mein Bett niederlegte, daß er mein hieſiges Wirken ſegnen wolle.

Am andern Morgen frühe ging ich zu dem Knechte des Meilhauer hinab. Als ich wieder zurückkam, waren an meinen Fenſtern zwei ſehr ſchöne weiße Vorhänge, die geſtern noch nicht geweſen waren, und die Katharina aus irgend einem ſchönen Linnen gemacht hatte. Ich freute mich darüber und dankte ihr ſehr.

Es warteten bereits wieder viele Leute, die in verſchiedenen Dingen meinen Rath und meine Hülfe verlangten. Ich redete recht freundlich mit ihnen, und nahm die kleine Gabe, die ſie darboten, an. Ich hatte jedes einzeln in mein Gemach kommen laſſen, auf deſſen Tiſche noch nicht einmal ein einziges Blatt Papier lag, ſondern nur mein Stock und mein Barett. Der Vater hatte viele Freude und ging mit einem ſonnenſcheinhellen Geſichte in dem Hauſe herum. Bei den Schweſtern ſchien es auch, als hätten ſie ſchönere Gewänder an, als ich es ſonſt an ihnen zu ſehen gewohnt war. Nachmittag beſtellte ich bei dem Schreiner, der nicht weit von uns wohnte, einen Tiſch, das erſte, was ich aus meinem Erwerbe anſchaffen und aufbauen laſſen wollte; dann ging ich zu jenen Kranken, die Vormittag nicht zu mir hatten kommen können, ſondern nur die Bitte geſchickt hatten, daß ich ſie beſuchen möchte.

So ging es nun fort. Nach einigen Tagen kamen die Kiſten, die ich in Prag mit Dingen meines Berufes gefüllt und einem Fuhrmanne empfohlen hatte. Ich packte ſie aus und richtete mein Zimmer damit ein. Es war recht ſchön; die Fläſchchen ſtanden in dem Käſtchen, und auch außer demſelben auf dem Tiſche herum — die anderen Sachen kamen im Laden des Kaſtens oder des Tiſches, bis der Arzneiſchrein fertig wäre, den ich mir wollte machen laſſen, und zu dem ich ſchon die Zeichnungen angefangen hatte. Die Bücher wurden außen auf dem Kaſten aufgeſtellt, und auf den Tiſch wurde Papier zum Schreiben gethan und Dinte und Federn, daß ich mir aufzeichnen konnte, was ich jedem Kranken gegeben habe und wie ich bisher mit ihm verfahren ſei, daß ich nicht irre und Unheil anrichte. Nachmittag ſchien die Sonne recht freundlich in das Gemach, ich zog die Vorhänge zu, wenn ich nach Hauſe kam, und dann war es dämmerig und lieb um alle Dinge, weil weiße Vorhänge das Licht nicht brechen, ſondern blos milder machen; nur daß doch hie und da ein Sonnenſtrahl hereinbrach und einen Blitz auf den weißen Boden legte. Die Zimmerwände waren zwar nur von Holz, aber ſie waren nach innen ſehr gut gefügt, und an einigen Stellen mit Schnitzwerk verſehen. Gegen hinten zu war eine Bank, die an der Wand und an dem Ofen hin lief, und alles war recht reinlich und klar. Auch die äußere Stube und die andern Räume der Hütte hielten die Schweſtern viel reiner, als das alles ſonſt geweſen war. Das

Holz um die Hütte herum, das ſchon im Sommer für das Bedürfniß des Winters nach und nach geſammelt wurde, war immer ſehr genau geſchlichtet, und die Gaſſe war alle Tage gekehrt. Lucia, die eine gute Köchin zu ſein vermeinte, brachte beſſere Gerichte auf den Tiſch, zu denen ich auch bereits einen Theil beizutragen im Stande war.

Der Knecht des Meilhauerbauers iſt in zwei Wochen geſund geworden, er iſt an einem Sonntage zu mir herabgekommen, und hat mir von ſeinem Lohne ein wenig Geld geben wollen, ich habe es aber nicht angenommen, in Anbetracht, daß er ein Knecht iſt.

Damals war es in der Gegend nicht ſo, wie es jetzt iſt, obwohl nur wenige Jahre vergangen ſind. Die Veränderungen ſind dennoch bedeutend geweſen. Es mochte ſich einſt ein großer undurchdringlicher Wald über alle die Berge und Thäler ausgebreitet haben, die jetzt meine Heimath ſind. Nach und nach hat ſich die eine und andere Stelle gelichtet, je nachdem entweder ein mächtiger Kriegsfürſt oder anderer Herr große Stücke Eigenthum in dem Walde erhalten, und Leute hin geſchickt hat, daß ſie an Stellen, die ſehr bequem lagen, Holz fällen und aufſchlichten ſollen, damit er aus ſeinem Beſitze Nutzen ziehe — oder ein armer Mann um weniges Geld in der Wildniß ſich einen Platz gekauft hat, den er reutete, auf dem er ſich anbaute, und von dem er lebte, — oder ein Theerbrenner, ein Pechhändler die Erlaubniß erhielt, an abgelegenen Orten, die ſich kaum durch Jagd oder ſonſt etwas nutzbar machen konnten, ſeine Beſchäftigung zu treiben, wo er ſich dann anbaute und verblieb, — oder einem Wildſchützen, einem Wanderer, einem Vertriebenen ein Plätzchen gefiel, an dem er ſich anſiedelte, und von dem aus er wirkte. Es ſoll auch einen Mann gegeben haben, der eine Wünſchelruthe beſaß, mit der er Metalle und Waſſer in der Erde entdecken konnte; er iſt aber ſehr arm geblieben, und nachdem ſie ihn draußen hatten ſteinigen wollen, iſt er in die fernſte Tiefe des Waldes entflohen. Von ihm ſoll ſich der Anfang der oberen Brentenhäuſer herſchreiben. Alle dieſe, die ſich an vereinzelten Stellen des Waldes befanden, oder wenigſtens viele von ihnen hatten Nachkommen, die ſich nicht weit von den Eltern anſäſſig machten, und ſo mag es gekommen ſein, daß die verſchiedenen Häuſer, oder Orte, die an den einzelnen Hügeln des Waldes zerſtreut liegen, entſtanden ſind. Es wird wohl ein jeder, der ſich eine Hütte baute, die tieferen Orte des Waldes, die feucht und dumpfig ſind, gemieden, und ſich einen höhern luſtigen ausgeſucht haben. Dort lichtete er den Wald um die Hütte, legte ſich eine Wieſe an, davon er ein paar Rinder nährte, ließ ſeine Ziegen und Lämmer in das Geſträuche des Waldes gehen, und machte ſich wohl auch ein Feld und ein Gärtchen, das er bearbeitete. Daher kam es, daß jetzt ſo gerne die Waldhäuſer, ſchier jedes allein, auf einem Hügel liegen, und von Hügel zu Hügel, von grünem Abhange zu Abhange auf einander hinüber grüßen. Sie ſind alle aus Holz gebaut, und haben flache Bretterdächer, auf denen die großen grauen Steine liegen. Wenn man auf einem Berge ſteht, ſieht man die Fenſter dieſer Häuſer glänzen, und wenn man tief in den Wald zurückgeht, und auf einen Kamm ſteigt, von dem man die Häuſer nicht mehr ſehen kann, ſo ſteigen von verſchiedenen Stellen aus der Dämmerfarbe des Waldes Rauchſäulen auf, die ihre Lage bezeichnen. So eine Hütte war auch die meines Vaters, ſie lag ziemlich weit von dem Dunkel der Tannen, gute Wieſen gingen gegen ſie her, und von ihr ſtreckte ſich ein grüner Hang hinab, der ſehr feucht war, aber mit einem Grün prangte, das den Schein des Smaragdſteines erreichte. Hinter der Hütte war ein Garten, in welchem Gemüſe wuchſen, und ſogar einige Blumen gezogen wurden. Während ich in Prag war, hatte der Vater auch auf dem trockenen Grunde ein Feld bereitet, das der Bube Thomas mit Hülfe der Schweſtern beſorgte.

So war es genau noch, als ich nach der Beendigung meiner Wiſſenſchaften in meine Heimath zurückkehrte. Von dem hinteren hohen Walde, der noch in der urſprünglichen Schönheit und Unentworrenheit prangte, ging ein angenehmer Waldwinkel herum, es blickte ſchon hie und da ein hellgrüner Fleck, und wenn Erndte war, ein goldener aus der finſtern Farbe des Waldes hervor, die Flecke wurden immer mehr, je weiter man gegen das Land hinaus kam, bis endlich, wo es ebener wurde, wallende Felder gingen, mancher Kirchthurm ſchimmerte und glänzte, und ſich nur ſchmale Streifen vom Gehölze dahin zogen. In dem Waldwinkel, weil er ſich ſehr günſtig bog und ſich gegen die Sonne lehnte, war es im Sommer ſehr warm, ja oft heißer, als man es ſich denken kann, aber im Winter auch ſehr kalt, es war hoher Schnee und ein

Geſtöber, wie man es ſich ebenfalls nicht zu denken vermag. In jedem Thale und in jeder Krümme des Waldlandes zog und rauſchte ein Bächlein, und floß zwiſchen den Gebüſchen, die in dem Thalgrunde und in den Rinnen ſtanden, wie warme feuchte Waldluft, bis draußen, wo die Getreide begannen, breite Bäche floſſen, ein Fluß wandelte, und eine trockne Luft über die Felder und die Häuſer der Menſchen ging. Die Waldbewohner nannten jenen fruchtbaren Strich nur immer das „Land draußen.“

Da ich, um mein Amt auszuüben, nach Hauſe kam, hatte ſich der Anbau der Felder ſchon viel näher und unterbrechender in die Wälder hereingezogen, allein in der Gegend, wo das Haus meines Vaters lag, breitete ſich noch immer viel weiter das Dunkel und Dämmer des Waldes aus, als der Schimmer und der Glanz des Getreides.

Aber etwas anderes hatte ſich verbeſſert, deſſen Nutzen ich ſehr bald, als ich mich in der Gegend aufhielt, empfinden lernte. Es waren, da ich als Knabe fortzog, ſchier keine anderen Wege, als nur Fußwege durch die Gehölze und auf den Höhen herum. Wo man fahren konnte, hatte ſich der Weg nur durch Gewohnheit gebildet, indem man nämlich die Gründe, wo ein Wagen gehen konnte, benützte, und ſich ſo die Gleiſe bildeten, auf denen dann in der Zukunft die Wägen ſich folgten. Aber da der Boden der Gleiſe ungleich dicht war, entſtanden Gruben und Vertiefungen, welche das Fahren zu einer ſchweren Arbeit machten, wenn man Holz oder etwas anderes nach Hauſe zu ſchaffen hatte. Daß man ſich auf einen Wagen ſetzen, und ſich auf demſelben fortfahren laſſen könne, blos zu dem Behufe, daß man nicht gehen dürfe, davon hatten die Waldbewohner keinen Begriff. Es wäre auch beſchwerlicher und viel langſamer geweſen, als das Gehen; ſie ſetzten ſich nur auf einen Wagen, wenn derſelbe zufällig leer war, um etwas fuhr, und hauptſächlich auf einem ſchmalen von Geſtrüpp begrenzten und moraſtigen Wege ging, daß man nicht an ſeiner Seite her gehen konnte. Dann ſaß derjenige, der das Geſpann lenkte, faſt ſtehend auf dem oberſten Rande der Leiter oder des Brettes, das den Wagen ſchloß, und ließ ſich hin und her wiegen, wenn die Räder in Gruben nieder gingen, oder aus denſelben empor ſtiegen. Die Bewohner der Ebene aber hatten in der Zeit durch das Beiſpiel und die Belehrungen eines Mannes angeregt, der unter ihnen groſſe Beſitzungen hatte, angefangen, ganz ordentliche Straſſen zu bauen, wie man ſie immer in den Ländern ſieht, wo die Fuhrleute fahren und die Waaren gehen. Sie bauten dieſe Straſſen nicht etwa blos von Ort zu Ort, ſondern, da ſie den Nutzen derſelben einſehen lernten, ſelbſt in die Felder und wo überhaupt öfter ein beladener Wagen zu gehen hat. Die Schönheit dieſes Dinges lenkte die Augen auf ſich. Die Waldleute, da ſie öfter hinaus kamen, und ſahen wie die Wägen auf den breiten feſten und faſt gewölbten Fahrbahnen dahin rollten, als ob die Thiere ledig gingen, freuten ſich darüber, und bauten zwar im Gebirge keine Straſſen, weil ſie ſagten, das geht bei uns nicht, aber ſie warfen doch in die Gruben ihrer Wege Steine, ebneten die Oberfläche, räumten manches Geſtrüppe weg, daß neben den Gleiſen ein Fußweg wurde, und konnten den Moraſt auf ihren Wegen nicht mehr leiden, oder daß ſich irgend ein Bach eine Strecke des Weges zum Rinnſale erkor. Da ſie bald ſahen, welche groſſe Beſchwerde im Fahren ſie dadurch beſeitigten, und welche Mühſal nun aufgehört habe, da ſie auch bald merkten, welche Erſparung an Zeit, Zugvieh und Wagengeſchirr eingetreten war: blieben ſie bei der einmal angefangenen Weiſe, und beſſerten immer auch die kleinſte ſchadhafte Stelle, die ſich zeigte, ſogleich wieder aus. Ich hatte eine große Freude, wenn ich ſo meines Weges zu einem Menſchen ging, der ſehnſüchtig nach mir verlangte, und mir ein Landmann begegnete, der einige Steine auf ſeinem leeren Wagen hatte, mit dem er von dem Felde nach Hauſe fuhr, welche Steine er auf dem Felde oder auf dem ſteinichten Raine deſſelben aufgeladen hatte, damit er ſie in irgend eine Vertiefung werfe, die er auf dem Wege bemerkt hatte. Ich ſah auch ſchon den langſtieligen Hammer, den er mit führte, daß er die größeren, die ſich nicht fügen wollten, zerſchlage, und damit der kleineren Unebenheiten verquicke. Durch dieſe Reinlichkeit in ihren Wegen, und durch den ſtrengeren Sinn, der ſich nunmehr dafür kund gab, wurden ſie aber auch weiter geführt. Mancher fing an ſein Haus und deſſen Umgebungen reiner zu halten, als ſonſt, hie und da entſtand eine ſteinerne weißgetünchte Wand ſtatt der früheren hölzernen, an Sonntagen zeigten ſich manche nettere und ſchmuckere Gewänder, und wenn die Zither klang, ſo wurden zwar keine neuen Weiſen, denn dieſe blieben in

Jahrhunderten fort immer dieſelben, aber die alten wurden lieblicher und freundlicher geſpielt.

In dieſem Zuſtande fand ich die Dinge, als ich in meiner Heimath ankam, um meine Thätigkeit zu beginnen. Es kamen immer mehr Leute, die von mir Rath und Hülfe verlangten. Ich ſprach mit allen ſehr freundlich, und wenn ich auf meinen vielen Gängen vor manchem Hauſe oder mancher Hütte vorbei kam, wo ich bekannt war, entweder noch von meiner Kinderzeit her, oder weil ich ihnen jetzt ſchon einen Dienſt zu leiſten im Stande geweſen war, ging ich hinein und redete mit ihnen entweder von ihren eigenen Angelegenheiten, oder von andern verſchiedenen Dingen. Oftmal ſaß ich in der Abendſonne auf der Bank vor einem Hauſe, und ſprach oder ſpielte mit den Kindern, und ging dann, wenn der Himmel recht ſchön golden war, von den vielen Bäumen begrüßt, und von dem langſamen Sauſen der Föhrennadeln begleitet durch den Kirmwald nach Hauſe. Die Gebirgsbewohner ſind ſehr verſtändig und meiſtens ſind ſie auch heitere umgangswürdige Leute. Ich war wohl noch ſehr jung, faſt bei weitem zu jung für einen Arzt: aber ſie hatten als zu einem Landeskinde Zutrauen zu mir, und fragten mich zuweilen auch bei anderen Dingen als bei Krankheiten um Rath.

Ich gewann die Gegend allgemach immer lieber, und wie ich mich früher manchmal aus der Stadt in den Wald geſehnt hatte, ſo war es auch jetzt wieder gut, wenn ich von Pirling, was doch nicht gar weit iſt, oder von Gurfeld, von Rohren, von Tanberg, wohin ich öfter gerufen wurde, nach Hauſe fuhr, und das Grün der Tannen wieder von den Höhen herab grüßte, manches Bächlein, das zwiſchen den Waldklemmen ging, mir rauſchend entgegen ſprang, mancher Birkenſtamm von den Bergen leuchtete, mancher dorrende Holzklotz am Wege lag, weil man hier nicht beſonders darauf zu achten hat, und manche Baumverſammlung ſich immer dichter folgend an dem Wege ſtand, die wehenden Aeſte oberhalb hinüber ſtreckend und unten an einem Stamme irgend ein Bildchen enthaltend. Wenn ich von den ſchönen faſt gerade laufenden Straßen der Ebene hereinkam, war es mir, wie ein gutes Heimathgefühl, und that mir beinahe wohl, wenn ſie abbrachen, und unſere ſchmalen, krummen, hin und hergehenden Wege anfingen, auf denen man langſamer fahren mußte.

Weil ich gleich in dem erſten Herbſte zu ſehr vielen Leuten gerufen wurde, die weit auseinander lagen, daß ich es mit Gehen nicht erzwingen konnte, und weil die Fuhrwerke in den Bergen nicht zu haben ſind, oder ſelber auf den Feldern zu thun haben, oder zu meinem Zwecke nicht taugten, kaufte ich mir ſelber ein Pferd, ließ in Pirling ein Wägelchen machen und gedachte, mich in Zukunft dieſer Dinge zu bedienen. Ich hatte noch im ſpäten Herbſte, da die Erde ſchon gefroren war, angefangen, an unſere Hütte noch einen ſchönen Stall aus guter doppelter Bretterverſchalung bauen zu laſſen, deren Zwiſchenraum ich zuerſt mit Moos ausfüllte. Hinten wurde auch noch ein kleines Hüttchen aufgeführt, darin das Wägelchen ſtand, und noch ein ſchmaler Schlitten Platz hatte, den ich ebenfalls zu bauen im Begriffe war. Der Wirth am Rothberge hatte einen Goldfuchs. — Wie gerne war ich oft dort geſeſſen, wo der röthliche Stein aus der Erde hervorgeht, der Bach mit lebendigem Lärmen zwiſchen den Bergen heraus rauſcht, und drüben das Haus mit den vielen Fenſtern herüber ſchaut, wenn ich müde von dem vielen Herumgehen in den Krümmungen der Waldgräben herauskam, den Stock und das

Barett neben mir an den Stein legte, um mich auf einen erſehnten Trunk abzukühlen, und mir die ſtattliche und behagliche Wirthſchaft zu betrachten. Die Bretterſäge kreiſchte hinten in dem Thale, der Bach ſprudelte ſchneeweiß zwiſchen den ſchwarzen Waldſteinen hervor, der Platz vor dem Wirthshauſe war ſo geräumig, mehrere Bänke liefen an der Wand hin, und Leute gingen in dem Hauſe aus und ein, um Geſchäfte zu thun. Wie oft lag der glänzendſte Sonnenſchein auf der Wirthsgaſſe, an der der ſchönſte Fahrweg des Waldes vorbei ging, und beleuchtete die vielen Fenſter, die auf den Weg hinaus ſchauten. Wie oft aber ſtand auch die Sonne ſchon tief, machte die Holzverzierungen an dem Wirthshauſe, die Bänke und die Ranken, die an der Wand hinauf gingen, roth, und legten ſich ſchief gegen den Waldrücken hinüber, daß er einen langen Schatten auf den Rothberg warf, an dem ſich die Waldhäuſer, wie graue Punkte, hinunter zogen. Dann ging ich, wenn ich mir alles betrachtet hatte, wenn die Hitze des Körpers vergangen war, und wenn die müden Füße ein wenig erquickt waren, über den Steg, trat auf die Gaſſe des Wirthshauſes, und trank mein Glas, das man mir heraus gebracht hatte; denn gewöhnlich ſah man mich auf meinem Stein ſchon ſitzen, und richtete das, was ich brauchte, zurecht. Dann redete ich ein wenig mit Martin, dem Wirthe, wenn er nicht etwa zufällig abweſend war, oder mit einem Gaſte, oder mit ſonſt jemanden aus dem Hauſe. Wenn Sonntag war und die Nachmittagsgäſte die Gaſſe füllten, ſaß Joſepha, die Tochter des Wirthes gerne auf dem Wieſenhange hinten, wo ein kleines Hügelchen iſt, auf dem ein Apfelbaum ſteht, und ein Hüttchen, Tiſchchen und Bänklein iſt, und ſpielte die Zither. Sie ſpielte ſehr gut. Gewöhnlich ſtanden ein paar Mädchen aus der Nachbarſchaft bei ihr, und es trödelten ein paar Kinder zu ihren Füßen. Des Abends, manchmal auch in ganz finſterer Nacht, manchmal im Nachmittage, wenn es noch heiß war, ging ich dann an dem Buchenbeſtande durch das Thal des Haidgrabens zum Waldhange hinauf, wo unſer Häuschen ſtand. — Wir redeten öfter, nämlich Martin und ich, daß es auf die Länge der Zeit nicht ſo dauern könne, wenn ich auf allen Wegen, die mich zu meinen Kranken führen, zu Fuße gehen ſollte, daß die Mühſal endlich zu groß werde, ja daß ſie immer wachſe, wenn meine Arbeit ſich ausdehne, und Leute in allen Richtungen um Beiſtand verlangen. Es iſt auch eine ſtrenge Pflicht, daß man ihnen den Beiſtand leiſte, und wenn man zu Fuße geht, kann man nicht ſo viel des Tages verrichten, als etwa noth thäte, und wenn die Hülfe ſchleunig geleiſtet werden ſolle, kann man leicht ſpäter kommen, als ſie noch fruchtet. Er ſagte öfter, ich ſolle mir ein Wägelchen und ein Pferd anſchaffen, und in den Wegen, wo es leicht gehe, fahren; es blieben noch genug Pfade übrig, die ich doch zuletzt zu Fuße wandeln oder erklimmen müſſe. Ich antwortete ihm darauf, daß ich in unſerer Hütte noch keinen Platz habe, um ein Pferd und ein Wägelchen unterbringen zu können, und daß ich daher noch eine Weile warten müſſe. Aber mit der Zeit, ſetzte ich hinzu, wenn mich Gott ſegnet, und die Leute mir vertrauen, werde ich es ſchon thun, und es iſt meine Schuldigkeit, daß ich es thue, damit ich in größerer Entfernung und ſchleuniger wirken könne.

„Ach unſer Doctor," ſagte der Joſikrämer, der einmal zufällig bei einem ſolchen Geſpräche zugegen war, „geht ſchon noch eine Weile, er iſt jung und gerüſtet. Wenn ich mit meinem Packe auf allen Wegen bin, ſo ſehe ich ihn auch, wie er durch den Wald, oder in den Feldern geht, und ſeinen Stock in den Sand ſtößt."

„Ja, das Gehen durch Wald und Feld iſt ſchön,“ antwortete ich, „man kann nicht begreifen, wenn man in einer Stadt iſt, daß es dort Leute gibt, die immer in der Stube ſitzen, oder durch ihren Beruf in einem Laden oder Gewölbe gehalten werden, und nun des Abends unter ein paar ſchlechte Bäume gehen, und ſagen, daß ſie ſich da erholen und Luft genießen. Aber wenn man von der Haſt getrieben wird, wie etwa ein Mittel, das man gab, gewirkt haben mag, wenn man nicht weiß, wie viel ſchlechter der wird, der einen rufen ließ, derweil man durch Wald und Feld geht, und wenn noch einer wartet, der weit drüben, jenſeits der entgegengeſetzt liegenden Höhen wohnt, und wenn man nach Hauſe kömmt, einen weglaſſen mußte, der doch auch vielleicht heute gehofft hatte, daß man komme, und wenn man denkt: haſt du auch alles recht gemacht, du mußt gleich in den Büchern nachſehen; dann iſt das Gehen zuweilen doch ſauer, und ein ermüdeter Körper iſt auch nicht ſo verſtändig, als ein ausgeruhter und rüſtiger. Aber es thut nichts, es thut nichts, es geht ſchon noch eine Weile, wie ihr geſagt habt, ich werde nicht müde — und oft iſt ja ein Stein, ein umgeſtürzter Baumſtrunk, ein Blick über alle die blauen Wälder in Weite und Breite — und dann geht es ſchon wieder. Wißt ihr, Joſt, wie wir ſelber einmal bei einander geſeſſen ſind, ihr mit eurem Packe, und wie ihr mir erzählt habt? Auch iſt ja der Drang nicht immer gleich ſtark. Vor zwei Wochen war die Geſundheit ſo geſegnet, daß ich eine Freude hatte, es blühte alles rund herum, daß ich Zeit hatte, an Dingen, die ich machen laſſen wollte, zu zeichnen, daß ich, wo ſie ſchon etwas arbeiteten, dabei ſtehen und zuſchauen konnte, ferner, daß ich an Geben ſo Noth litt, daß ich mehrere Stunden lang ſpazieren ging, am öfterſten hinauf in das Eichenhag, wißt ihr, wo die gar ſo ſchönen Stämme ſtehen, ich glaube, die ſchönſten in unſerer ganzen Gegend. — Am Rande des Hages wäre ein Platz zu einer Anſiedlung, der ausgezeichnetſte Platz, wenn man die Fenſter gegen die Felder hinab richtete, wo jetzt der Meierbacher reuten läßt, und gegen den Waldhang, wo unſer Haus iſt, und weiter weg gegen die Felder, die jenſeits unſeres Hauſes am Mitterwege gegen die Dürrſchnäbel und den Kirmwald hinauf gehen."

So ſprach ich damals im Allgemeinen, und die Männer gaben mir ungefähr Recht.

Den Goldfuchs, welchen der Rothberger Wirth hatte, kannte ich ſehr wohl. Ich war in der erſten Zeit einige Male mit ihm gefahren, und ſpäter, da ſich meine Thätigkeit ausbreitete, und wenn mich größere Entfernungen verlangten, hatte ich den Buben Thomas hinabſchicken müſſen, daß der Vetter Martin den Fuchs in Bereitſchaft hielte. Wir nannten ihn immer Vetter, weil er wohl ein Verwandter von uns war, aber in ſolcher Entfernung, daß dieſelbe Niemand mehr angeben konnte. Mein Vater war immer erfreut, wenn ihn der Wirth Vetter nannte, und jetzt ſchien es mir, daß der Wirth es nicht ungern ſehe, wenn ich ihn mit Vetter anredete.

Als der kleine Stall fertig war, den ich im Herbſte zu bauen angefangen hatte, ging ich zu Vetter Martin hinab, und redete mit ihm, ob er mir den Goldfuchs zu kaufen überlaſſen wolle. Da er gerade nichts dagegen hatte und wir über den Preis einig geworden waren, wurde der Fuchs ſammt allem Geſchirre, das zu ihm gehörte, von einem Knechte ſogleich in den Waldhang in den neuen Stall hinauf geführt. In kurzer Friſt darauf kam auch das Wägelchen aus Pirling in die Hütte, die dafür an unſer Häuschen angebaut worden war, und ſo hatte ich nun Wagen und Pferd, mit denen ich jetzt ſelber und ganz allein in den Gebirgswegen herum fuhr, deren Verbeſſerung ich erſt jetzt recht erkannte. Den Wagen richtete ich ſo ein, daß ich meine Bücher, meine Werkzeuge und ſelbſt andere Dinge, die ich etwa brauchte, darin unterbringen konnte. Mitten darin ſaß ich und fuhr. Da der Schnee erſchien und ſich in den Wegen hielt, wurde der Schlitten hergerichtet. Wie oft, wenn ich in dem erſten Winter nach Hauſe kam, wenn ein rechtes Geſtöber war, und den Schnee, hoch wie Häuſer, in den Waldlehnen zuſammenjagte, oder wenn eine große Kälte war, und die Sterne ſo ſcharf am Himmel ſtanden, als wäre ihr Glanz ſelber feſt zuſammen gefroren, ſtand ſchon der Bube Thomas, wenn er meine Schellen hörte, vor der Thür der Hütte, und nahm mir das Pferd ab, den guten Fuchs, um es erſt ein wenig um die Hütte herum zu führen, und dann in den Stall zu thun. Die Schweſter Katharina nahm mir, wenn ich in die Stube trat, in der der hellſte Glanz von der lodernden Leuchte her herrſchte, und die ſanfteſte Wärme von dem Ofen ging, den Pelz ab, in dem Eis oder Schnee hing, zündete Kerzen an und führte mich in mein Zimmer, in deſſen Ofen auch die Tannenſcheite krachten, oder ein nachgelegter Buchenſtock langſam in wärmeverbreitende Glut zerfiel. Ich hatte nämlich in den Ofen von innen eine große Thür brechen laſſen, und damit ich das Feuer ſähe, das ich ſo liebe, dieſelbe mit einem feinen Metallgitter zu ſchließen eingerichtet. Lucia kochte, und der Vater ging in dem knarrenden Schnee um die Hütte herum in die Wagenlaube, und brachte die Sachen herein, die in den Schlitten gepackt geweſen waren. Ich that die Kleider ab, legte ein bequemes Hausgewand an, und ſaß unter den Meinen.

Meine Wirkſamkeit breitete ſich immer mehr und mehr aus. Ich nahm die kleinen Gaben, welche die Leute geben konnten, an; von den Armen nahm ich gar nichts, außer es war irgend ein Kleines, von dem ich wußte, daß es ihnen nicht abgehe, und daß die Zurückweiſung ſie kränken würde. Von den Reichen forderte ich mehr: und wie unbemerkt die Dinge floſſen, ſo war doch Gottes Segen dabei, und die Wohlhabenheit mehrte ſich immer mehr.

Im Frühlinge konnte ich ſchon von Allerb ein gutes Stück Grund und Feld kaufen, das unter unſerer Hütte lag, und wenn man von dem Hange hinab kömmt, recht ſchön eben fort läuft. Weil es dort unten viel wärmer und von Winden geſicherter iſt, weil der Boden nach eben ſich hin breitet, und lieblich hie und da manche Bäume ſtehen, wollte ich ein Haus dahin bauen, in welchem ich alle meine Lebenszeit zu wohnen beſchloß. Ich hatte den ganzen Winter daran gezeichnet, um mein Vorhaben recht klar und reinlich darzuſtellen, und es dem Baumeiſter begreiflich machen zu können. Ich konnte ebenfalls im Frühjahre den Bau ſchon ein wenig beginnen, in ſo ferne die Räume beſtimmt, und Baubedürfniſſe herbei geſchafft wurden. Ich wollte dem Vater und den Schweſtern mehrere recht ſchöne Stübchen herrichten laſſen.

Der Gregordubs hatte zwei Füllen, welche im Alter nur um wenige Tage verſchieden waren, und welche ſo gleichmäßig ſchwarz waren, daß keines auch nicht ein einziges weißes Härchen beſaß. Freilich war die Farbe in der noch etwas vorherrſchenden Wolle noch nicht anders, als dunkel graubraun, aber ſie zeigten, daß ſie glänzend ſchwarze Pferde werden würden. Ich kaufte ihm die Füllen ab, und wollte ſie mir recht vorzüglich für meine Zukunft erziehen. Ich nahm außer dem Buben Thomas noch einen Gehülfen für ihn auf, und beide mußten mir auf die Füllen ſehen, aber die Ernährung und das ſonſtige Verfahren mit ihnen befahl ich ſelber an. Für den Sommer wurde noch ein Nothſtall für ſie erbaut, und für den Winter würde ich ſchon ſehen, was zu thun ſei.

Der Bau konnte im Sommer ſchon ſehr gefördert werden. Ich wollte im Zuſammenhange mit dem ganzen Plane doch zuerſt eine Stube für mich vollſtändig fertig haben, daß ich noch im Winter darin wohnen könnte, dann einen Stall, worin zuerſt die drei Pferde in Sicherheit wären, eine Hütte für Wagen und Schlitten, und dann jene Räume, die zu dieſen Dingen noch nothwendig wären.

Dieſe Einrichtung war im Herbſte ſchon fertig. Aber ehe der Winter einbrach, ſtarb der Vater und ſtarben die zwei Schweſtern. Ich hatte ihnen nicht helfen können, wie ſehr ich gewollt. Die gute Katharina war die letzte geweſen.

Die Hütte ſtand nun allein. Ich konnte ſie nicht anſehen, und die Schwelle nicht überſchreiten.

Obwohl ich wußte, daß die Mauern noch feucht waren, und obwohl ich wußte, daß die feuchten Mauern ſchädlich ſein können, ließ ich doch alle meine

Sachen von der Hütte in die fertige Stube herab bringen, um da zu wohnen. Ich ließ drei Pferde in den neugebauten Stall führen, der Knecht Thomas mußte mit herab, der andere blieb in der Hütte, um die Kühe zu verſorgen, die noch da waren, und das Kalb, welches wir aufzuziehen angefangen hatten. Ich hätte ſie verkaufen ſollen, man redete mich darum an, aber ich konnte ſie nicht weg thun. Ein Weib, welches uns kochen ſollte, wurde aufgenommen, und ſchlief in einem Kämmerlein neben der Nothküche. Bei Tage, wenn ich aus war, ließ ich in allen Oefen, die ſchon zu benützen waren, heizen, und dazu die Thüren und Fenſter öffnen. Des Nachts ſtellte ich überall, wo jemand ſchlief, auch in den Stall, ein weites Gefäß, in welchem Pottaſche war, die wir gerade vorher glühend gemacht und wieder abgekühlt hatten, damit ſie die feuchten Dünſte, die aus der Mauer kamen, einſaugen möchte.

Es iſt ein trauriger Winter geweſen. Die Leute in der ganzen Gegend waren recht freundlich und gütig gegen mich, weil ich allein war — und wenn ich nach Hauſe kam, zündete ich die Kerzen an, und ſaß in meiner Stube, und ſchaute in die Bücher, oder ſchrieb ein, was heute nothwendig geworden war.

Im Frühjahre fand ich eine Quelle, von der ich dachte, daß ſie heilſam ſein müſſe. Sie enthält Salze, ich verſuchte das Waſſer und fand, daß Dinge darin ſeien, welche in den Quellen ſind, die man als heilſam bekannt gemacht hatte.

Das Bauen wurde im Frühlinge auch wieder begonnen, da die Fröſte die Erde verlaſſen hatten, und nicht zu befürchten war, daß wieder welche kommen könnten. Im Herbſte war wieder viel mehr fertig, als in dem vorigen, und das bereits früher Fertige konnte beſſer eingerichtet werden. Es war das Haus, wenn gleich Theile fehlten, welche in meiner Zeichnung auf dem Papiere ſtanden, daß ſie nach und nach dazu gefügt werden ſollten, doch für unkundige Augen ſo, als wäre es fertig. Wir führten die drei Kühe — denn das Kalb war unterdeſſen auch eine geworden — von der Hütte herab, und nahmen Geräthe, die nothwendig oder im brauchbaren Zuſtande waren, mit. Der Knecht, der das Jahr oben gewohnt hatte, kam auch in das Haus herunter.

Da dieſes geſchehen war, ließ ich die Hütte abbrechen. Von dem Schnitzwerke, das in meiner Kammer geweſen war, ließ ich vieles in meinen Stuben, namentlich in meinem Schreibgemache anbringen; das andere hob ich ſo auf. Auch manche weitere Dinge, welche mir gefielen, und welche dem Gedächtniſſe meiner kindlichen Jahre merkwürdig waren, ließ ich nicht zerbrechen, ſondern in mein Haus tragen und an verſchiedenen Orten aufſtellen. Da die Kälte des Herbſtes kam und die Wieſen von dem weißen ſchönen Reife ſtarrten, ſah man die Hütte nicht mehr; das Auge ging über den Platz frei weg bis zu dem Walde, der weiter oben anfängt, und den weißen Abhang mit ſeiner ſchwarzen Farbe ſchneidet. Nur wer näher gegangen wäre, würde an den Fußtritten, die von denen herrührten, die die Hütte abgetragen hatten, dann an den Verletzungen des Raſens, die er durch das vielfältige Hinwerfen von Balken und Brettern erlitt, und endlich an dem ſchwarzen Erdflecke, der ſich hinbreitete, die Stelle erkannt haben, wo die Hütte geſtanden war. Ich hatte die Erde auflockern laſſen und warf Grasſamen hinein, daß er im künftigen Frühlinge zum Vorſchein komme. Die Steine, welche auf dem Dache gelegen waren, und diejenigen, welche den Feuerheerd der Küche und der Oefen bildeten, ließ ich zu mir hinab bringen, um ſie im nächſten Jahre in meine

Gartenmauer einſetzen zu laſſen, daß ich ſie alle Zukunft vor Augen hätte.

So war alſo jetzt ein ganz anderer Stand der Dinge, als ich gedacht und ſo lieb gehofft hatte.

An demſelben Herbſte bekam ich auch Urſache, mit dem Waſſer, welches ich gefunden hatte, zufrieden zu ſein. Es kam im Monate Julius der Inbuchsbauer aus der oberen Aſtung zu mir herunter; er hatte ſeinen Buben bei ſich, der früher die Füllen des Gregordubs gehütet hatte, und bat mich, ich möchte den Buben an zwei Tagen in der Woche etwas zu Mittag zu eſſen geben, die andern Tage hätte er ſchon bei guten Leuten gefunden, und der untere Beringer habe erlaubt, daß er in ſeinem Heu ſchlafen dürfe. Die Keum Anna ſei recht ſchlecht geweſen, ihr Fuß habe ſich verſchlimmert, und große Schmerzen gebracht. Da habe ſie aus dem Heilwaſſer, welches im Grundbühel hervorfließe, getrunken, und habe in demſelben Waſſer, das ſie ihr beim Klum gewärmt hätten, den Fuß gebadet, und ſei jetzt ganz geſund. Deßwegen habe er auch gemeint, daß er den Gottlieb herab führen müſſe, daß er herunten bleibe, von dem Waſſer trinke, und ſich in demſelben bade, ob es ihn etwa auch herſtellen könne. Ich ſah den Buben an, und es war ſchier kein menſchlicher Anblick, welche häßliche Wunden an ſeinem Halſe und an ſeinem Genicke hervorgebrochen waren. Ich kannte den Fall mit der Keum Anna ſehr wohl, und ſagte, wie es ganz natürlich war, daß ich dem Buben ſchon die zwei Tage zu Mittage und aber auch zu Abend zu eſſen geben werde, und daß ich mich auch ſchon noch weiter um ihn umſchauen wolle. Der Inbuchsbauer iſt ſehr arm. Er iſt nur dem Namen nach ein Bauer, der That nach ein armer Waldhäusler in der größten Wirrniß des obern Aſtungs ohne Weib und andere Angehörige. Als er ſah, daß ſein Bube herunten bleiben konnte, ging er mit Troſt nach Hauſe. Ich nahm den jungen Menſchen in meine Stube, fragte ihn aus und unterſuchte ſeinen Körper. Der Ekel iſt ein ſeltſames Ding, und er darf nicht gelten und gilt auch nicht, wo wir einem Menſchen helfen können, der auch eine Vernunft hat, und ſeinen Schöpfer verehren kann. Ich wuſch mir meine Hände, nahm andere Kleider, und ging an der Siller hinunter ſpazieren. Durch die Bäume klangen recht heiter die Meißelſchläge herein, mit denen die Pfoſten zu meinen Thüren gehauen wurden. Der Bube nahm das Waſſer, wie ich es ihm vorgeſchrieben hatte. Nach einer Weile ſagte ich: „Was wirſt du denn zu den verſchiedenen Leuten eſſen gehen, und wer weiß, was ſie dir auch geben, daß das Waſſer und meine Arzeneien wieder zu Grunde richtet. Komme alle Tage zu mir, und eſſe bei mir.“

Der Bube dankte recht ſchön, und kam alle Tage zu mir. Er bekam in einem Kämmerlein, das hinter der Küche lag, und das wir beſtimmt hatten, wenn einmal noch ein weiblicher Dienſtbote mehr in das Haus käme, daß er dort wohne, ein weiches Tiſchchen, das der Zimmermann zuſammengenagelt hatte, einen weichen Stuhl, und dasjenige zu eſſen, was ich meinen Leuten vorgeſchrieben hatte, daß er bekommen ſolle. Er beſſerte ſich nun ſehr. Gegen den Herbſt ſagte ich zu ihm: „Es möchte nun bald in dem Heu zu ſchlafen zu kalt werden, komme ganz zu mir, ich werde dich ſchon unterbringen.“

Wir hatten Räume genug, die nach und nach fertig geworden waren, und die wir nicht brauchten, weil wir unſer ſo wenige waren. Ich ſuchte eine Kammer aus, die ſchon im vorigen Jahre getüncht war. Sie lag, wenn man von dem Thore links über den Hof ging, allein, weil die Stube, die daneben entſtehen ſollte, die gegen den Garten hinausging, und die ich vor hatte, mit ſchönen Tragebalken und anderer Schnitzerei zu verzieren, noch nicht fertig war, und Blöcke und Bretter und Erdhaufen in derſelben herum lagen. Die Haushälterin, die alte Maria, richtete einen Strohſack zurechte, gab anderes Bettzeug, das wir nicht brauchten, dazu, und brachte eine Lagerſtätte zu Stande, die recht war. Das Geſtelle war aus Brettern, die wir hatten, zuſammen geſchlagen worden. Seinen Stuhl und Tiſch bekam er aus dem Kämmerlein, in dem er bis jetzt gegeſſen hatte, hinüber. In dieſer Stube ſaß er nun, wenn er nicht in der Gegend, wie ich ihm vorgeſchrieben hatte, herum ging. Gegen Michaelis, wo es kalt wurde, ſagte ich zu ihm, jetzt müſſe er mit dem Gebrauche des Waſſers aufhören, auch ſonſt werden wir bis zum Frühjahre nichts anwenden. Er war, wie ich meinte, vollkommen hergeſtellt. Die Verletzungen am Halſe und am Genicke waren geſchloſſen, ohne eine Spur zurück zu laſſen, und die Augen waren heiterer und glänzender und die Wangen rötheten ſich. Sein Vater war zweimal herunten geweſen. Spät im Herbſte, da ſie meine väterliche Hütte abtrugen, war er wieder da, und wollte den Buben nach Hauſe nehmen. Ich aber ſagte ihm, droben im Aſtung würde ſein Sohn wieder allerlei eſſen, was ihm ſchädlich ſein könnte, er ſolle auch im Winter bei mir bleiben, wir wollen ſchon ſorgen, er ſolle von den vielen Spänen und Splittern, die im Sommer hindurch von den Bäumen, die meine Zimmerleute bearbeitet hatten, abgefallen ſind, ſich ſo viel ſammeln und aufſchlichten, als er wolle, damit er ſich in dem grünen Oefelein, das in ſeiner Kammer ſtehe, einheizen könne. Der Vater nahm es an. Es iſt unglaublich, wie ſehr mir beide dankten — und oft, wenn ich in ſpäterer Zeit von meinen Geſchäften nach Hauſe kehrte, ſah ich den Buben, wie er ſich die Späne an der Mauer ſeiner Stube und hauptſächlich dort aufrichtete, von woher im Winter der Wind und das Geſtöber kommen würden. Ich gab ihm ſpäter auch noch eine Truhe in ſeine Kammer, damit er ſich die neuen Hemden und die Kleider, die ich ihm hatte machen laſſen, aufbewahren könne.

Ich bekam jetzt wieder mehr Leute in mein Haus. Der Bube Thomas pflegte die Pferde, den Fuchs und die zwei jungen Thiere, die wirklich ſo ſchön und glänzend ſchwarz geworden waren, wie Agat, und die, weil ſie nicht gerne in dem Stalle blieben, polterten, empor ſtiegen, und Dinge herunter biſſen. Die wenigen Stunden, die ſie auch im Winter täglich herum geführt wurden, reichten ihnen doch nicht hin, weil ſie im Sommer ſchier die meiſte Zeit im Freien zugebracht hatten. Außer ſeiner Beſchäftigung mit den Pferden arbeitete Thomas noch mancherlei in dem Hauſe herum. Dann war der Knecht, welcher im vorigen Jahre die Kühe gepflegt hatte. Er grub den ganzen Garten um, der erſt hergerichtet wurde, er beſorgte mein Holz, nagelte manches an, wenn es irgend wo herunter brach, und that auch noch andere ſchwere Arbeit. Die Kühe pflegte er ebenfalls fort. Dann war die Haushälterin Maria, welche die Speiſen, die Wäſche, die Kleider, die Zimmerreinigung und dergleichen beſorgte, und endlich zwei Mägde, und darunter eine, der ich im vorigen Jahre auch in einer Todeskrankheit geholfen hatte.

Wir mußten einen ſchweren Winter überſtehen. So weit die älteſten Menſchen zurück denken, war nicht ſo viel Schnee. Vier Wochen waren wir einmal ganz eingehüllt in ein fortdauerndes graues Geſtöber, das oft Wind hatte, oft ein ruhiges aber dichtes Niederſchütten von Flocken war. Die ganze Zeit ſahen wir nicht aus. Wenn ich in meinem Zimmer ſaß, und die Kerzen brannten, hörte ich das unabläſſige Rieſeln an den Fenſtern, und wenn es licht wurde, und die Tageshelle eintrat, ſah ich durch meine Fenſter nicht auf den Wald hin, der hinter der Hütte ſtand, die ich hatte abbrechen laſſen, ſondern es hing die graue lichte aber undurchdringliche Schleierwand herab; in meinem Hofe und in der Nähe des Hauſes ſah ich nur auf die unmittelbarſten Dinge hinab, wenn etwa ein Balken empor ſtand, der eine Schneehaube hatte, und unendlich kurz geworden war, oder wenn ein langer weißer wolliger Wall erzeigte, wo meine im Sommer ausgehauenen Bäume lagen, die ich zum weitern Baue verwenden wollte. Als alles vorüber war, und wieder der blaue und klare Winterhimmel über der Menge von Weiß ſtand, hörten wir oft in der Todtenſtille, die jetzt eintrat, wenn wir an den Gängen hinunter fahren, in dem Hochwalde oben ein Krachen, wie die Bäume unter ihrer Laſt gebrochen und umſtürzten. Leute, welche von dem jenſeitigen Lande über die Schneide herüber kamen, ſagten, daß in den Berggründen, wo ſonſt die kleinen klaren Wäſſer gehen, ſo viel Schnee lag, daß die Tannen von fünfzig Ellen und darüber nur mit den Wipfeln heraus ſchauten. Wir konnten nur den leichteren Schlitten brauchen — ich hatte nämlich noch einen machen laſſen — der etwas länger aber ſchmäler war, als der andere. Er fiel wohl öfter um, aber konnte auch leichter durch die Schluchten, welche die Schneewehen bildeten, durchdringen. Ich konnte jetzt nicht mehr allein zur Beſorgung meiner Geſchäfte herum fahren, weil ich mir mit allen meinen Kräften in vielen Fällen allein nicht helfen konnte. Und es waren mehr Kranke, als es in allen ſonſtigen Zeiten gegeben hatte. Deßwegen fuhr jetzt der Thomas immer mit mir, daß wir uns gegenſeitig beiſtünden, wenn der Weg nicht mehr zu finden war, wenn wir den Fuchs aus dem Schnee, in den er ſich verfiel, auslöſen mußten, oder wenn einer, da es beinahe ganz unmöglich war durch zu dringen, bei dem Pferde bleiben, und der andere zurück gehen, und Leute holen mußte, damit ſie uns helfen. Es wurde nach dem großen Schneefalle auch ſo kalt, wie man es je kaum erlebt hatte. Auf einer Seite war es gut, denn der tiefe Schnee fror ſo feſt, daß man über Stelden und über Schlünde gehen konnte, wo es ſonſt unmöglich geweſen wäre; aber auf der andern Seite war es auch ſchlimm; denn die Menſchen, welche viel gingen, ermüdet wurden und unwiſſend waren, ſetzten ſich nieder, gaben der ſüßen Ruhe nach, und wurden dann erfroren gefunden, wie ſie noch ſaßen, wie ſie ſich nieder geſetzt hatten. Vögel fielen von den Bäumen, und wenn man es ſah, und ſogleich einen in die Hand nahm, war er feſt, wie eine Kugel, die man werfen konnte. Wenn meine jungen Rappen ausgeführt wurden, und von einem Baume oder ſonſt wo eine Schneeflocke auf ihren Rücken fiel, ſo ſchmolz dieſelbe nicht, wenn ſie nach Hauſe kamen, wie lebendig, und tüchtig, und voll von Feuer die Thiere auch waren. Erſt im Stalle verlor ſich das Weiß und Grau von den Rücken. Wenn ſie ausgeführt wurden, ſah ich manchmal den jungen Gottlieb mit gehen, und hinter den Thieren her bleiben, wenn ſie auf verſchiedenen Wegen herum geführt wurden, aber es thut nichts, die Kälte wird ihm nichts anhaben, und er iſt ja in den guten Pelz gehüllt, den ich ihm aus meinem alten habe machen laſſen. Ich ging oft in die Zimmer der Meinigen hinab, und ſah, ob alles in der Ordnung ſei, ob ſie gehörig Holz zum Heizen haben, ob die Wohnung überall gut geborgen ſei, daß nicht auf einen, wenn er vielleicht im Bette ſei, der Strom einer kalten Luft gehe, und er erkranke; ich ſah auch nach der Speiſe; denn bei ſolcher Kälte iſt es nicht einerlei, ob man das oder jenes eſſe. Dem Gottlieb, der nur mit Spänen heizte, ließ ich von den dichten Buchenſtöcken hinüber legen. Im Eichenhage oben ſoll ein Knall geſchehen ſein, der ſeines Gleichen gar nicht hat. Der Knecht des Beringer ſagte, daß einer der ſchönſten Stämme durch die Kälte von unten bis oben geſpalten worden ſei, er habe ihn ſelber geſehen. Der Thomas und ich waren in Pelze und Dinge eingehüllt, daß wir zwei Bündeln, kaum aber Menſchen gleich ſahen. Dieſer Winter, von dem wir dachten, daß er uns viel Waſſer bringen würde, endigte endlich mit einer Begebenheit, die wunderbar war, und uns leicht die äußerſte Gefahr hätte bringen können, wenn ſie nicht eben gerade ſo abgelaufen wäre, wie ſie ablief. Nach dem vielen Schneefalle und während der Kälte war es immer ſchön, es war immer blauer Himmel, Morgens rauchte es beim Sonnenaufgange von Glanz und Schnee, und Nachts war der Himmel dunkel, wie ſonſt nie, und es ſtanden viel mehr Sterne in ihm, als zu allen Zeiten. Dies dauerte lange — aber einmal fiel gegen Mittag die Kälte ſo ſchnell ab, daß man die Luft bald warm nennen konnte, die reine Bläue des Himmels trübte ſich, von der Mittagſeite des Waldes kamen an dem Himmel Wolkenballen, gedunſen und fahlblau, in einem milchigen Nebel ſchwimmend, wie im Sommer, wenn ein Gewitter kommen ſoll — ein leichtes Windchen hatte ſich ſchon früher gehoben, daß die Fichten ſeufzten und Ströme Waſſers von ihren Aeſten niederfloſſen. Gegen Abend ſtanden die Wälder, die bisher immer bereift und wie in Zucker eingemacht geweſen waren, bereits ganz ſchwarz in den Mengen des bleichen und wäſſerigen Schnees da. Wir hatten bange Gefühle, und ich ſagte dem Thomas, daß ſie abwechſelnd nachſchauen, daß ſie die hinteren Thore im Augenmerk halten ſollen, und daß er mich wecke, wenn das Waſſer zu viel werden ſollte. Ich wurde nicht geweckt, und als ich des Morgens die Augen öffnete, war alles anders, als ich es erwartet hatte. Das Windchen hatte aufgehört, es war ſo ſtille, daß ſich von der Tanne, die ich keine Büchſenſchußlänge von meinem Fenſter an meinem Sommerbänkchen ſtehen ſah, keine einzige Nadel rührte; die blauen und mitunter bleifarbigen Wolkenballen waren nicht mehr an dem Himmel, der dafür in einem ſtillen Grau unbeweglich ſtand, welches Grau an keinem Theile der großen Wölbung mehr oder weniger grau war, und an der dunkeln Oeffnung der offen ſtehenden Thür des Heubodens bemerkte ich, daß feiner, aber dichter Regen niederfalle; allein wie ich auf allen Gegenſtänden das ſchillerige Glänzen ſah, war es nicht das Lockern und Sickern des Schnees, der in dem Regen zerfällt, ſondern das blaſſe Glänzen eines Ueberzuges, der ſich über alle die Hügel des Schnees gelegt hatte. Als ich mich angekleidet und meine Suppe gegeſſen hatte, ging ich in den Hof hinab, wo der Thomas den Schlitten zurecht richtete. Da bemerkte ich, daß bei uns hierunten an der Oberfläche des Schnees während der Nacht wieder Kälte eingefallen ſei, während es oben in den höheren Theilen des Himmels warm geblieben war; denn der Regen floß fein und dicht hernieder, aber nicht in der Geſtalt von Eiskörnern, ſondern als reines fließendes Waſſer, das erſt an der Oberfläche der Erde gefror und die Dinge mit einem dünnen Schmelze überzog, derlei man in das Innere der Geſchirre zu thun pflegt, damit ſich die Flüſſigkeiten nicht in den Thon ziehen können. Im Hofe zerbrach der Ueberzug bei den Tritten noch in die feinſten Scherben, es mußte alſo erſt vor Anbruch des Tages zu regnen angefangen haben. Ich that die Dinge, die ich mitnehmen wollte, in ihre Fächer, die in dem Schlitten angebracht waren, und ſagte dem Thomas, er ſolle doch, ehe wir zum Fortfahren kämen, noch den Fuchs zu dem untern Schmied hinüber führen, und nachſchauen laſſen, ob er ſcharf genug ſei, weil wir heute im Eiſe fahren müßten. Es war uns ſo recht, wie es war, und viel lieber, als wenn der unermeßliche Schnee ſchnell und plötzlich in Waſſer verwandelt worden wäre. Dann ging ich wieder in die Stube hinauf, die ſie mir viel zu viel geheizt hatten, ſchrieb einiges auf, und dachte nach, wie ich mir heute die Ordnung einzurichten hätte. Da ſah ich auch, wie der Thomas den Fuchs zum untern Schmied hinüber führte. Nach einer Weile, da wir fertig waren, richteten wir uns zum Fortfahren. Ich that den Regenmantel um, und ſetzte meine breite Filzkappe auf, davon der Regen abrinnen konnte. So machte ich mich in dem Schlitten zurechte, und zog das Leder ſehr weit herauf. Der Thomas hatte ſeinen gelben Mantel um die Schultern, und ſaß vor mir in dem Schlitten. Wir fuhren zuerſt durch den Thaugrund, und es war an dem Himmel und auf der Erde ſo ſtille und einfach grau, wie des Morgens, ſo daß wir, als wir einmal ſtille hielten, den Regen durch die Nadeln fallen hören konnten. Der Fuchs hatte die Schellen an dem Schlittengeſchirre nicht recht ertragen können, und ſich öfter daran geſchreckt, deßhalb that ich ſie ſchon, als ich nur ein paar Mal mit ihm gefahren war, weg. Sie ſind auch ein närriſches Klingeln, und mir war es viel lieber, wenn ich ſo fuhr, manchen Schrei eines Vogels, manchen Waldton zu hören, oder mich meinen Gedanken zu überlaſſen, als daß ich immer das Tönen in den Ohren hatte, das für die Kinder iſt. Heute war es freilich nicht ſo ruhig, wie manchmal; das ſtumme Fahren des Schlittens im feinen Schnee war, wie im Sande, wo auch die Hufe des Pferdes nicht wahrgenommen werden konnten; denn das Zerbrechen des zarten Eiſes, wenn das Thier darauf trat, machte ein immerwährendes Geräuſch, daher aber das Schweigen, als wir halten mußten, weil der Thomas in dem Riemzeug etwas zurecht zu richten hatte, deſto auffallender war. Und der Regen, deſſen Rieſeln durch die Nadeln man hören konnte, ſtörte die Stille kaum, ja er vermehrte ſie. Noch etwas anders hörten wir ſpäter, da wir wieder hielten, was faſt lieblich für die Ohren war. Die kleinen Stücke Eiſes, die ſich an die dünnſten Zweige und an das langhaarige Moos der Bäume angehängt hatten, brachen herab, und wir gewahrten hinter uns in dem Walde an verſchiedenen Stellen, die bald dort und bald da waren, das zarte Klingen und ein zitterndes Brechen, das gleich wieder ſtille war. Dann kamen wir aus dem Walde hinaus, und fuhren durch die Gegend hin, in der die Felder liegen. Der gelbe Mantel des Thomas glänzte, als wenn er mit Oel übertüncht worden wäre; von der rauhen Decke des Pferdes hingen Silberfranzen hernieder; wie ich zufällig einmal nach meiner Filzkappe griff, weil ich ſie unbequem auf dem Haupte empfand, war ſie feſt, und ich hatte ſie, wie eine Kriegshaube auf; und der Boden des Weges, der hier breiter, und weil mehr gefahren wurde, feſter war, war ſchon ſo mit Eiſe belegt, weil das geſtrige Waſſer, das in den Gleiſen geſtanden war, auch gefroren war, daß die Hufe des Fuchſes die Decke nicht mehr durchſchlagen konnten, und wir unter hallenden Schlägen der Hufeiſen, und unter Schleudern unſeres kleinen Schlittens. wenn die Fläche des Weges ein wenig ſchief war, fortfahren mußten.

Wir kamen zuerſt zu dem Karbauer, der ein krankes Kind hatte. Von dem Hausdache hing ringsum, gleichſam ein Orgelwerk bildend, die Verzierung ſtarrender Zapfen, die lang waren, theils herabbrachen, theils an der Spitze ein Waſſertröpfchen hielten, das ſie wieder länger, und wieder zum Herabbrechen geneigter machte. Als ich ausſtieg, bemerkte ich, daß das Ueberdach meines Regenmantels, das ich gewöhnlich ſo über mich und den Schlitten breite, daß ich mich und die Arme darunter rühren könne, in der That ein Dach geworden war, das feſt um mich ſtand und beim Ausſteigen ein Klingelwerk fallender Zapfen in allen Theilen des Schlittens verurſachte. Der Hut des Thomas war feſt, ſein Mantel krachte, da er abſtieg, auseinander, und jede Stange, jedes Holz, jede Schnalle, jedes Theilchen des ganzen Schlittens, wie wir ihn jetzt ſo anſahen, war in Eis, wie in durchſichtigen flüſſigen Zucker gehüllt, ſelbſt in den Mähnen, wie tauſend bleiche Perlen, hingen die gefrornen Tropfen des Waſſers, und zuletzt war es um die Hufhaare des Fuchſes wie ſilberne Borden geheftet.

Ich ging in das Haus. Der Mantel wurde auf den Schragen gehängt, und wie ich die Filzkappe auf den Tiſch des Vorhauſes legte, war ſie wie ein ſchimmerndes Becken anzuſchauen.

Als wir wieder fortfahren wollten, zerſchlugen wir das Eis auf unſern Hüten, auf unſern Kleidern, an dem Leder und den Theilen des Schlittens, an dem Riemzeug des Geſchirres, und zerrieben es an den Haaren der Mähne und der Hufe des Fuchſes. Die Leute des Karbauers halfen uns hiebei. Das Kind war ſchon ſchier ganz geſund. Unter dem Obſtbaumwalde des Karhauſes, den der Bauer ſehr liebt und ſchätzt, und der hinter dem Hauſe anhebt, lagen unzählige kleine ſchwarze Zweige auf dem weißen Schnee, und jeder ſchwarze Zweig war mit einer durchſichtigen Rinde von Eis umhüllt, und zeigte neben dem Glanze des Eiſes die kleine friſchgelbe Holzwunde des Herabbruchs. Die braunen Knöſplein der Zweige, die im künftigen Frühlinge Blüthen- und Blätterbüſchlein werden ſollten, blickten durch das Eis hindurch. Wir ſetzten uns in den Schlitten. Der Regen, die graue Stille und die Einöde des Himmels dauerten fort.

Da wir in der Dubs hinüber fuhren, an der oberen Stelle, wo links das Gehänge iſt, und an der Schneide der lange Wald hin geht, ſahen wir den Wald nicht mehr ſchwarz, ſondern er war gleichſam bereift, wie im Winter, wenn der Schnee in die Nadeln geſtreut iſt und lange Kälte herrſcht; aber der Reif war heute nicht ſo weiß, wie Zucker, dergleichen er ſonſt ähnlich zu ſein pflegt, ſondern es war das dumpfe Glänzen und das gleichmäßige Schimmern an allen Orten, wenn es bei trübem Himmel überall naß iſt; aber heute war es nicht von der Näſſe, ſondern von dem unendlichen Eiſe, das in den Aeſten hing. Wir konnten, wenn wir etwas aufwärts und daher langſamer fuhren, das Kniſtern der brechenden Zweige ſogar bis zu uns herab hören, und der Wald erſchien, als ſei er lebendig geworden. Das blaſſe Leuchten des Eiſes auf allen Hügeln des Schnees war rings um uns herum, das Grau des Himmels war beinahe ſehr licht, und der Regen dauerte ſtille fort, gleichmäßig fein und gleichmäßig dicht.

Wir hatten in den letzten Häuſern der Dubs etwas zu thun, ich machte die Gänge, da die Orte nicht weit auseinander lagen, zu Fuße, und der Fuchs wurde in den Stall gethan, nachdem er wieder von dem Eiſe, das an ihm raſſelte, befreit worden war. Der Schlitten und die Kleider des Thomas mußten ebenfalls ausgelöſet werden; die meinigen aber, nämlich der Mantel und die Filzkappe, wurden nur von dem, was bei oberflächlichem Klopfen und Rütteln herabhing, erleichtert, das andere aber daran gelaſſen, da ich doch wieder damit in den Regen herum gehen mußte, und neue Laſten auf mich lud. Ich hatte mehr Kranke, als ſie ſonſt in dieſer Jahreszeit zu ſein pflegen. Sie waren aber alle ziemlich in der Nähe beiſammen und ich ging von dem einen zu dem andern. An den Zäunen, an den Strunken von Obſtbäumen, und an den Rändern der Dächer hing unſägliches Eis. An mehreren Planken waren die Zwiſchenräume verquollen, als wäre das Ganze in eine Menge eines zähen Stoffes eingehüllt worden, der dann erſtarrte. Mancher Buſch ſah aus, wie viele in einander gewundene Kerzen, oder wie lichte wäſſerig glänzende Korallen.

Ich hatte dieſes Ding nie ſo geſehen, wie heute.

Die Leute ſchlugen manche der bis ins Unglaubliche herabgewachſenen Zapfen von den Dächern, weil ſie ſonſt, wenn ſie gar groß geworden waren, im Herabbrechen Stücke der Schindeln oder Rinnen mit ſich auf die Erde nahmen. Da ich in der Dubs herum ging, wo mehrere Häuſer um den ſchönen Platz herum ſtehen, den ſie bilden, ſah ich, wie zwei Mägde das Waſſer, welches im Tragen hin und her geſchwemmt haben würde, in einem Schlitten nach Hauſe zogen. Zu dem Brunnen, der in der Mitte des Platzes ſteht, und um deſſen Holzgeſchlacht herum ſchon im Winter der Schnee einen Berg gebildet hatte, mußten ſie ſich mit der Axt Stufen hinein hauen. Sonſt gingen die Leute gar nicht aus den Häuſern, und wo man doch einen ſah, duckte er oben mit dem Haupte von dem Regen in ſein Gewand, und unten griff er mit den Füßen vorſichtig vorwärts, um in der unſäglichen Glätte nicht zu fallen.

Wir mußten wieder fort. Wir fuhren mit dem Fuchs, den wir wieder hatten ſcharf machen laſſen, durch die ebenen Felder hinüber gegen das Eckſtück, welches die Stiller am höher ſtehenden Walde einfaßt, und wo mehrere Holzhäuſer ſtehen. Wir hörten, da wir über die Felder fuhren, einen dumpfen Fall; wußten aber nicht recht, was es war. Auf dem Raine ſahen wir einen Weidenbaum gleißend ſtehen, und ſeine zähen ſilbernen Aeſte hingen herab, wie mit einem Kamme nieder gekämmt. Den Waldring, dem wir entgegen fuhren, ſahen wir bereift, aber er warf glänzende Funken und ſtand wie geglättete Metallſtellen von dem lichten ruhigen matten Grau des Himmels ab.

Von den Holzhäuſern mußten wir wieder zurück über die Felder, aber ſchief auf dem Wege gegen das Eidun. Die Hufe unſeres Pferdes hallten auf der Decke, wie ſtarke Steine, die gegen Metallſchilde geworfen werden. Wir aßen bei dem Wirthe etwas, weil wir zu ſpät nach Hauſe gekommen ſein würden, dann, nachdem wir den Schlitten, das Pferd und unſere Kleider wieder frei gemacht hatten, fuhren wir wieder ab, auf dem Wege, der nach meinem Hauſe führte. Ich hatte nur noch in den letzteren Eidunhäuſern etwas zu thun, und dann konnten wir auf dem Wege hinüber fahren, wo im Sommer die Eidunwieſen ſind, im Winter aber alle die fahren und gehen, die im Waldhange und oberem Hage Geſchäfte haben. Von da konnten wir gegen den Fahrweg einlenken, der durch den Thaugrund und nach Hauſe führt. Da wir uns auf den Wieſen befanden, über deren Ebene wir jetzt freilich klafterhoch erhoben fuhren, hörten wir wieder denſelben dumpfen Fall, wie heute ſchon einmal, aber wir erkannten ihn wieder nicht, und wußten auch nicht einmal ganz genau, woher wir ihn gehört hatten. Wir waren ſehr froh, einmal nach Hauſe zu kommen; denn der Regen und das Feuchte, das in unſerm ganzen Körper ſteckte, that uns recht unwohl, auch war die Glätte unangenehm, die allenthalben unnatürlich über Flur und Feld gebreitet war, und den Fuß, wenn man ausſtieg, zwang, recht vorſichtig auf die Erde zu greifen, woher man, wenn man auch nicht gar viel und gar weit ging, unglaublich ermüdet wurde.

Da wir endlich gegen den Thaugrund kamen und der Wald, der von der Höhe herüber zieht, anfing, gegen unſern Weg herüber zu langen, hörten wir plötzlich in dem Schwarzholze, das auf dem ſchön emporragenden Felſen ſteht, ein Geräuſch, das ſehr ſeltſam war, und das keiner von uns je vernommen hatte — es war, als ob viele Tauſende oder gar Millionen von Glasſtangen durcheinander raſſelten, und in dieſem Gewirre fort in die Entfernung zögen. Das Schwarzholz war doch zu weit zu unſerer Rechten entfernt, als daß wir den Schall recht klar hätten erkennen können, und in der Stille, die in dem Himmel und auf der Gegend war, iſt er uns recht ſonderbar erſchienen. Wir fuhren noch eine Strecke fort, ehe wir den Fuchs aufhalten konnten, der im Nachhauſekommen begriffen war, und auch ſchon trachten mochte, aus dieſem Tage in den Stall zu kommen. Wir hielten endlich und hörten in den Lüften gleichſam ein unbeſtimmtes Rauſchen, ſonſt aber nichts. Das Rauſchen hatte jedoch keine Aehnlichkeit mit dem fernen Getöſe, das wir eben durch die Hufſchläge unſers Pferdes hindurch gehört hatten. Wir fuhren wieder fort und näherten uns dem Walde des Thaugrundes immer mehr, und ſahen endlich ſchon die dunkle Oeffnung, wo der Weg in das Gehölze hinein geht. Wenn es auch noch früh am Nachmittage war, wenn auch der graue Himmel ſo licht ſchien, daß es war, als müßte man den Schimmer der Sonne durchſinken ſehen, ſo war es doch ein Winternachmittag, und es war ſo trübe, daß ſich ſchon die weißen Gefilde vor uns zu entfärben begannen, und in dem Holze Dämmerung zu herrſchen ſchien. Es mußte aber doch nur ſcheinbar ſein, indem der Glanz des Schnees gegen das Dunkel der hinter einander ſtehenden Stämme abſtach.

Als wir an die Stelle kamen, wo wir unter die Wölbung des Waldes hinein fahren ſollten, blieb der Thomas ſtehen. Wir ſahen vor uns eine ſehr ſchlanke Fichte zu einem Reiſe gekrümmt ſtehen, und einen Bogen über unſere Straße bildend, wie man ſie einziehenden Kaiſern zu machen pflegt. Es war unſäglich, welche Pracht und Laſt des Eiſes von den Bäumen hing. Wie Leuchter, von denen unzählige umgekehrte Kerzen in unerhörten Größen ragten, ſtanden die Nadelbäume. Die Kerzen ſchimmerten alle von Silber, die Leuchter waren ſelber ſilbern, und ſtanden nicht überall gerade, ſondern manche waren nach verſchiedenen Richtungen geneigt. Das Rauſchen, welches wir früher in den Lüften gehört hatten, war uns jetzt bekannt; es war nicht in den Lüften, jetzt war es bei uns. In der ganzen Tiefe des Waldes herrſchte es ununterbrochen fort, wie die Zweige und Aeſte krachten und auf die Erde fielen. Es war um ſo fürchterlicher, da alles unbeweglich ſtand; von dem ganzen Geglitzer und Geglänze rührte ſich kein Zweig und keine Nadel, außer wenn man nach einer Weile wieder auf einen gebogenem Baum ſah, daß er von den ziehenden Zapfen niederer ſtand. Wir harreten und ſchauten hin — man weiß nicht, war es Bewunderung oder war es Furcht in das Ding hinein zu fahren. Unſer Pferd mochte die Empfindungen in einer Aehnlichkeit theilen, denn das arme Thier ſchob, die Füße ſachte anziehend, den Schlitten in mehreren Rucken etwas zurück.

Wie wir noch da ſtanden und ſchauten — wir hatten noch kein Wort geredet — hörten wir wieder den Fall, den wir heute ſchon zweimal vernommen hatten. Jetzt war er uns aber völlig bekannt. Ein helles Krachen, gleichſam wie ein Schrei, ging vorher, dann folgte ein kurzes Wehen, Sauſen, oder Streifen, und dann der dumpfe, dröhnende Fall, mit dem ein mächtiger Stamm auf der Erde lag. Der Knall ging wie ein Brauſen durch den Wald, und durch die Dichte der dämpfenden Zweige; es war auch noch ein Klingeln und Geſchimmer, als ob unendliches Glas durcheinander geſchoben und gerüttelt würde — dann war es wieder wie vorher, die Stämme ſtanden und ragten durch einander, nichts regte ſich, und das ſtill ſtehende Rauſchen dauerte fort. Es war merkwürdig, wenn ganz in unſerer Nähe ein Aſt oder Zweig oder ein

Stück Eis fiel; man ſah nicht, woher es kam, man ſah nur ſchnell das Herniederblitzen, hörte etwa das Aufſchlagen, hatte nicht das Emporſchnellen des verlaſſenen und erleichterten Zweiges geſehen, und das Starren, wie früher, dauerte fort.

Es wurde uns begreiflich, daß wir in den Wald nicht hinein fahren konnten. Es mochte irgendwo ſchon über den Weg ein Baum mit all ſeinem Geäſte liegen, über den wir nicht hinüber konnten, und der nicht zu umgehen war, weil die Bäume dicht ſtehen, ihre Nadeln vermiſchen, und der Schnee bis in das Geäſte und Geflechte des Niederſatzes ragte. Wenn wir dann umkehrten, und auf dem Wege, auf dem wir gekommen waren, zurück wollten, und da ſich etwa auch unterdeſſen ein Baum herüber gelegt hätte, ſo wären wir mitten darinnen geweſen. Der Regen dauerte unabläſſig fort, wir ſelber waren ſchon wieder eingehüllt, daß wir uns nicht regen konnten, ohne die Decke zu zerbrechen, der Schlitten war ſchwerfällig und verglaſet, und der Fuchs trug ſeine Laſten — wenn irgend etwas in den Bäumen um eine Unze an Gewicht gewann, ſo mochte es fallen, ja die Stämme ſelber mochten brechen, die Spitzen der Zapfen, wie Keile, mochten niederfahren, wir ſahen ohnedem auf unſerm Wege, der vor uns lag, viele zerſtreut, und während wir ſtanden, waren in der Ferne wieder dumpfe Schläge zu vernehmen geweſen. Wie wir umſchauten, woher wir gekommen, war auf den ganzen Feldern und in der Gegend kein Menſch und kein lebendiges Weſen zu ſehen. Nur ich mit dem Thomas und mit dem Fuchſe waren allein in der freien Natur.

Ich ſagte dem Thomas, daß wir umkehren müßten. Wir ſtiegen aus, ſchüttelten unſere Kleider ab, ſo gut es möglich war, und befreiten die Haare des Fuchſes von dem anhängenden Eiſe, von dem es uns vorkam, als wachſe es jetzt viel ſchneller an, als am Vormittage; war es nun, daß wir damals die Erſcheinung beobachteten, und im Hinſchauen darauf ihr Fortgang uns langſamer vorkam, als Nachmittags, wo wir andere Dinge zu thun hatten, und nach einer Weile erſt ſahen, wie das Eis ſich wieder gehäuft hatte — oder war es kälter und der Regen dichter geworden. Wir wußten es nicht. Der Fuchs und der Schlitten wurde ſodann von dem Thomas umgekehrt, und wir fuhren ſo ſchnell wir konnten, gegen die uns zunächſt gerichteten Eibenhäuſer zurück. Es war damals am oberen

Ende, wo der Bühl ſacht beginnt, noch das Wirthshaus — der Burmann hat es heuer gekauft und treibt blos Feldwirthſchaft — dorthin fuhren wir über den Schnee, der jetzt trug, ohne Weg, in der geradeſten Richtung, die wir einſchlagen konnten. Ich bat den Wirth, daß er mir eine Stelle in ſeinem Stalle für meinen Fuchs zurecht räumen möchte. Er that es, obwohl er ein Rind hinüber auf einen Platz ſeines Stalles hängen mußte, wo ſonſt nur Stroh und einſtweil Futter lag, das man an dem Tage gebrauchen wollte. Den Schlitten thaten wir in die Wagenlaube. Als wir das untergebracht, und uns wieder von der angewachſenen Laſt befreit hatten, nahm ich einiges aus dem Schlitten, was ich brauchte, und ſagte, ich werde nun zu Fuße den Weg nach Hauſe antreten; denn ich müſſe in der Nacht in meinem Hauſe ſein, weil manches zu bereiten iſt, das ich morgen bedürfe, und weil ich morgen einen andern Weg einzuſchlagen hätte, da ich die Kranken in dem oberen Lande beſuchen müßte, die mich heute nicht geſehen hatten. — Den Thaugrund könne ich umgehen, ich wolle durch das Gebühl, dann durch die Wieſen des Meierbaches links hinauf, ſodann durch die kleinen Erlenbüſche, die gefahrlos ſind, hinüber gegen die Hagweiden und von dort gegen mein Haus hinunter, das in dem Thale ſteht.

Als ich das ſo geſagt hatte, wollte mein Knecht Thomas nicht zugeben, daß ich allein gehe; denn der Weg, den ich beſchrieben hatte, wäre hüglig und ging an Höhen von Wieſen hinauf, wo gewiß überhängende Schneelehnen ſind, und wo in dem glatten Eiſe das Klimmen und Steigen von großer Gefahr ſein möchte. Er ſagte, er wolle mit mir gehen, daß wir einander an den Meierbacher Wieſen emporhelfen, daß wir einander beiſtehen, und uns durch das Geerle hinüberziehen möchten. Unſere Fahrgelegenheit könnten wir bei dem Wirthe da laſſen, er würde ihm ſchon ſagen, wie der Fuchs zu füttern und zu pflegen ſei. Morgen, wenn ſich das Wetter geändert hätte, würde er um den Fuchs herüber gehen, und zu meiner Fahrt, wenn ich zeitlich fort wollte, könnte ich die Pferde des Rothbergerwirthes nehmen, um die ich den Gottlieb oder jemanden hinab ſchicken möge, wenn ja ſonſt Gott einen Tag ſende, an dem ein Menſch unter den freien Himmel heraus zu gehen ſich wage.

Ich ſah das alles ein, was mein Knecht Thomas ſagte, und da ich mich auch nicht ganz genau erinnerte

— man ſchaut das nicht ſo genau an — ob denn wirklich überall da, wo ich zu gehen vor hatte, keine Bäume ſtünden, oder ob ich nicht einen viel weiteren Umweg zu machen oder gar wieder zurück zu gehen hätte, wenn ich nicht vordringen könnte; ſo geſtattete ich ihm, daß er mit gehe, damit wir unſer zwei ſind, und die Sache mit mehr Kräften beherrſchten.

Ich habe in meinem Schlitten immer Steigeiſen eingepackt, weil ich oft ausſteigen, und über manche Hügel hinauf, die in unſerem Lande ſind und ſteile Hänge haben, zu Kranken gehen muß, wo ich, wenn Glatteis herrſcht, gar nicht oder mit Gefahr und Mühe auf den Wegen, die Niemand pflegt, oder die verſchneit und vereiſet ſind, hinauf kommen könnte. Weil es aber auch leicht möglich iſt, daß etwas bricht, ſo führe ich immer zwei Paar mit, daß ich in keine Ungelegenheit komme. Heute hatte ich ſie nicht gebraucht, weil ich immer an ebenen Stellen zu gehen hatte, und weil ich die Füße nicht an immer dauernde Unterſtützung gewöhnen will. Ich ſuchte die Steigeiſen aus dem Schlitten heraus und gab dem Thomas ein Paar. Dann ſteckte ich aus den Fächern des Schlittens die Dinge und Verrichtungen zu mir, die ich morgen brauchen ſollte. An dem Geſtelle des Schlittens oberhalb der Kufe dem Korbe entlang ſind Bergſtöcke angeſchnallt, die eine ſehr ſtarke Eiſenſpitze haben und weiter aufwärts einen eiſernen Haken, um ſich damit einzuhaken und anzuhängen. Am oberſten Ende des Holzes ſind ſie mit einem Knaufe verſehen, daß ſie nicht ſo leicht durch die Hand gleiten. Weil ich aus Vorſicht auch immer zwei ſolche Stöcke bei mir habe, ſo gab ich dem Thomas einen, nachdem er ſie abgeſchnallt hatte, und einen behielt ich mir. So gingen wir dann, ohne uns noch aufzuhalten, ſogleich fort, weil an ſolchen Wintertagen die Nacht ſchnell einbricht, und dann ſehr finſter iſt. Der Thomas hatte darum auch die Blendlaterne aus dem Schlitten genommen, und hatte ſich mit Feuerzeug verſehen.

Auf dem offenen Felde, ehe wir wieder in die Nähe des Thaugrundes kamen, gingen wir ohne Steigeiſen blos mit Hülfe der Stöcke fort, was ſehr beſchwerlich war. Als wir in die Nähe des Waſſers kamen, und uns das fürchterliche Rauſchen wieder empfing, beugten wir links ab gegen die Wieſen des Meierbacher hin, die eine Lichtung durch den Wald bilden, und die uns den Weg darſtellen ſollten, auf dem wir nach Hauſe gelangen könnten. Wir erreichten die Wieſen, das will ſagen, wir erkannten, daß wir uns auf dem Schnee über ihrer Grenze befanden, weil die Rinde nun ſanft abwärts zu gehen begann, wo unten der Bach ſein ſollte, über dem aber zwei Klafter hoher Schnee, oder noch höherer, ſtand. Wir wagten, da der Grund nicht zerriſſen iſt, und die Decke mit ihrem Glänzen ein gleichmäßiges Abgehen zeigte, das Hinabfahren mit unſeren Bergſtöcken. Es gelang gut. Wir hätten wohl mittelſt der Steigeiſen lange gebraucht, hinab zu kommen, aber ſo gelangten wir in einem Augenblicke hinunter, daß die Luft an unſeren Angeſichtern und durch unſere Haare ſauſte. Wirklich glaubten wir, da wir wieder aufgeſtanden waren, es habe ſich ein kleines Windchen gehoben, aber es war nur unſere Bewegung geweſen, und rings um war es ſo ruhig, wie den ganzen Tag. Wir legten nun in dem Grunde unſere Steigeiſen an, um über die Höhe und den bedeutenden Bühel empor zu kommen, in denen ſich die Wieſe hinüber gegen die Erlengebüſche legt, auf die wir hinaus gelangen wollten. Es iſt gut, daß ich aus Vorſicht die Spitzen der Steigeiſen immer zuſchleifen und ſchärfen laſſe; denn wir gingen über den Bühel, der wie eine ungeheure gläſerne Spiegelwalze vor uns lag, ſo gerade hinauf, als würden wir mit jedem Tritte an die Glätte angeheftet. Als wir oben waren und an dem Rande des Gerrles ſtanden, wo man ziemlich weit herum ſieht, meinten wir, es dämmere bereits; denn der Eisglanz hatte da hinab, wo wir herauf gekommen waren, eine Farbe, wie Zinn, und wo die Schneewehen ſich überwölbten, und Rinnen und Löcher bildeten, ſah es, wie grauliche Schatten darinnen; aber die Urſache, daß wir ſo trüb ſahen, mußte der Tag ſein, der durch die weißliche feſte Decke des Himmels dieſes ſeltſame dämmerige Licht warf. Wir ſahen auf mehrere Wälder, die jenſeits dieſer Höhe herum ziehen: ſie waren grau und ſchwarz gegen den Himmel und den Schnee, und die Lebendigkeit in ihnen, das gedämpfte Rauſchen, war faſt hörbar — aber deutlich zu vernehmen war mancher Fall, und dann das Brauſen, das darauf durch die Glieder der Bergzüge ging.

Wir hielten uns nicht lange an dieſem Platze auf, ſondern ſuchten in die Büſche der Erlen einzudringen und durch ſie hindurch zu kommen. Die Steigeiſen hatten wir weggethan und trugen ſie über unſern Rücken herab hängend. Es war ſchwer durch die

Zweige, die dicht aus dem Schnee nach allen Richtungen ragten, zu kommen. Sie hielten uns die ſtarren Ausläufe wie unzählige ſtählerne Stangen und Spieße entgegen, die in unſere Gewänder und Füße bohrten, und uns verletzt haben würden. Aber wir gebrauchten unſere Bergſtöcke dazu, daß wir mit ihnen vor uns in das Gezweige ſchlugen, und Eis und Holz ſo weit zerſchlugen und weich machten, daß wir mit Arbeit und gegenſeitiger Hülfe durch gelangen konnten. Es dauerte aber lange.

Da wir endlich heraus waren, und an den Hagweiden ſtanden, wo wir hinunter in das Thal ſahen, in dem mein Haus iſt, dämmerte es wirklich, aber wir waren ſchon nahe genug, und beſorgten nichts mehr. Durch die allgemeine dicke weißgraue Luft ſahen wir mein Haus, und ein gerader bläulicher Rauch ſtieg aus demſelben empor, wahrſcheinlich von dem Feuer kommend, an dem Maria, die Haushälterin, unſer Mahl in Bereitſchaft richtete. Wir legten hier wieder die Steigeiſen an, und gingen langſam hinunter, bis wir auf ebenem Boden waren, wo wir ſie wieder weg thaten.

Von den Thüren der Häuſer, die in der Nähe des meinigen ſind, ſtanden Gruppen von Menſchen, und ſchauten den Himmel an.

„Ach, Herr Doctor,“ riefen ſie, „ach, Herr Doctor, wo kommt ihr denn an dieſem fürchterlichen Tage her?“

„Ich komme von der Dubs und von den Eidunhäuſern,“ ſagte ich, „mein Pferd und den Schlitten ließ ich zurück, und bin über die Meierbacher Wieſen und die Hagweiden gekommen, weil ich nicht mehr durch den Wald konnte.“

Ich blieb ein wenig bei den Leuten ſtehen. Wirklich war der Tag ein furchtbarer. Das Rauſchen der Wälder war von ringsum bereits bis hierher zu hören, dazwiſchen tönte der Fall von Bäumen, und folgte immer dichter auf einander; ja ſogar von dem hohen obern Walde her, wo man gar nicht wegen der Dicke des Nebels hin ſehen konnte, konnte man das Krachen und Stürzen vernehmen. Der Himmel war immer weißlich, wie den ganzen Tag, ja ſein Schimmer ſchien jetzt gegen Abend noch lichter zu werden; die Luft ſtand gänzlich unbewegt und der feine Regen fiel gerade herunter.

„Gott gnade dem Menſchen, der jetzt im Freien iſt, oder gar im Walde," ſagte einer aus den Umſtehenden.

„Er wird ſich wohl gerettet haben, ſagte ein anderer; denn heute bleibt Niemand auf einem Wege."

Ich und der Thomas trugen ſtarke Laſten, die ſchier nicht mehr zu erhalten waren, deßwegen nahmen wir Abſchied von den Leuten, und gingen unſerm Hauſe zu. Jeder Baum hatte einen ſchwarzen Fleck um ſich, weil eine Menge Zweige herab geriſſen war, als hätte ſie ein ſtarker Hagelſchlag getroffen. Mein hölzernes Gitter, mit dem ich den Hof von dem Garten, der noch nicht fertig war, abſchließe, ſtand ſilbern da, wie vor dem Altare einer Kirche; ein Pflaumenbaum daneben, der noch von dem alten Allerb herrührte, war geknickt. Die Fichte, bei welcher mein Sommerbänklein ſteht, hatten ſie dadurch vor Schaden zu verwahren geſucht, daß ſie mit Stangen, ſo weit ſie reichen konnten, das Eis herabſchlugen — und wie der Wipfel ſich gar ſchier zu neigen ſchien, iſt der andere Knecht, Kajetan, hinauf geſtiegen, hat vorſichtig oberhalb ſich herab geſchlagen und hat dann an die oberſten Aeſte zwei Wiesbaumſeile gebunden, die er herabhängen ließ, und an denen er von Zeit zu Zeit rütteilte. Sie wußten, daß mir der Baum lieb war, und er iſt auch ſehr ſchön, und mit ſeinen grünen Zweigen ſo bebuſcht, daß ſich eine ungeheure Laſt von Eis daran gehängt, und ihn zerſpellt oder ſeine Aeſte zerriſſen hätte. Ich ging in meine Stube, die gut gewärmt war, legte alle Dinge, die ich aus dem Schlitten zu mir geſteckt hatte, auf den Tiſch, und that dann die Kleider weg, von denen ſie unten das Eis herab ſchlugen, und ſie dann in die Küchenſtube aufhängen mußten; denn ſie waren ſehr feucht.

Als ich mich anders angekleidet hatte, erfuhr ich, daß der Gottlieb zu dem Walde des Thaugrundes hinab gegangen und noch immer nicht zurückgekehrt ſei, weil er wiſſe, daß ich durch den Thaugrund mit meinem Schlitten daher kommen müſſe. Ich ſagte dem Kajetan, daß er ihn holen ſolle, daß er ſich noch jemand mitnehme, wenn er einen finden könne, der ihn begleite, daß ſie eine Laterne und Eiſen an die Füße und Stöcke in die Hand nehmen ſollen. Sie brachten ihn ſpäter daher und er war ſchier mit Panzerringen verſehen, weil er nicht überall das Eis von ſich hatte abwehren können.

Ich aß ein Weniges von meinem aufgehobenen

Mahle. Die Dämmerung war ſchon weit vorgerückt und die Nacht bereits herein gebrochen. Ich konnte jetzt das verworrene Getöſe ſogar in meine Stube herein hören, und meine Leute gingen voll Angſt unten in dem Hauſe herum.

Nach einer Weile kam der Thomas, der ebenfalls gegeſſen und andere Kleider angethan hatte, zu mir herein, und ſagte, daß ſich die Leute der Nachbarhäuſer verſammeln und in großer Beſtürzung ſeien. Ich that einen ſtarken Rock um und ging mittelſt eines Stockes über das Eis zu den Häuſern hinüber. Es war bereits ganz finſter geworden, nur das Eis auf der Erde gab einen zweifelhaften Schein und ein Schneelicht von ſich. Den Regen konnte man an dem Angeſichte ſpüren, um das es feucht war, und ich ſpürte ihn auch an der Hand, mit welcher ich den Bergſtock einſetzte. Das Getöſe hatte ſich in der Finſterniß vermehrt, es war rings herum an Orten, wo jetzt kein Auge hindringen konnte, wie das Rauſchen entfernter Waſſerfälle, — das Brechen wurde auch immer deutlicher, als ob ein ſtarkes Heer oder eine geſchreiloſe Schlacht im Anzuge wäre. Ich ſah die Leute, als ich näher gegen die Häuſer kam, ſtehen, aber ich ſah die ſchwarzen Gruppen derſelben von den Häuſern entfernt mitten im Schnee, nicht etwa vor den Thüren oder an der Wand.

„Ach Doctor helft, ach Doctor helft,“ riefen einige, da ſie mich kommen ſahen, und mich an meinem Gange erkannten.

„Ich kann euch nicht helfen, Gott iſt überall groß und wunderbar, er wird helfen und retten,“ ſagte ich, indem ich zu ihnen hinzu trat.

Wir ſtanden eine Weile bei einander, und horchten auf die Töne. Später vernahm ich aus ihren Geſprächen, daß ſie ſich fürchteten, daß bei der Nacht die Häuſer eingedrückt werden könnten. Ich ſagte ihnen, daß ſich in den Bäumen, insbeſondere bei uns, wo die Nadelbäume ſo vorherrſchend ſind, in jedem Zweige, zwiſchen den kleinſten Reiſern und Nadeln das unſäglich herunter rinnende Waſſer ſammle, in dem ſeltſamen Froſte, der herrſche, gefriere, und durch ſtetes nachhaltendes Wachſen an den Aeſten ziehe, Nadeln, Reiſer, Zweige, Aeſte mit herab nehme, und endlich Bäume biege und breche; aber von dem Dache, auf welchem die glatte Schneedecke liege, rinne das Waſſer faſt alles ab, um ſo mehr, da die Rinde des Eiſes glatt ſei, und das Rinnen befördere. Sie möchten nur durch

Haken Stücke des Eiſes herab reißen, und da würden ſie ſehen, zu welch geringer Dicke die Rinde auf der ſchiefen Fläche anzuwachſen im Stande geweſen ſei. An den Bäumen ziehen unendlich viele Hände gleichſam bei unendlich vielen Haaren und Armen hernieder; bei den Häuſern ſchiebe alles gegen den Rand, wo es in Zapfen niederhänge, die ohnmächtig ſind, oder losbrechen, oder herab geſchlagen werden könnten. Ich tröſtete ſie hiedurch, und ſie begriffen die Sache, die ſie nur verwirrt hatte, weil nie dergleichen oder nicht in ſolcher Gewalt und Stärke erlebt worden war.

Ich ging dann wieder nach Hauſe. Ich ſelber war nicht ſo ruhig, ich zitterte innerlich; denn was ſollte das werden, wenn der Regen noch immer ſo fort dauerte, und das Donnern der armen Gewächſe in ſo raſcher Folge zunahm; wie es jetzt, wo ſchier alles am Aeußerſten war, geſchah. Die Laſten hatten ſich zuſammengelegt; ein Loth, ein Quentchen, ein Tropfen konnte den hundertjährigen Baum ſtürzen. Ich zündete in meiner Stube Lichter an, und wollte nicht ſchlafen. Der Bube Gottlieb hatte durch das lange Stehen und Warten an dem Thaugrunde ein leichtes

Fieber bekommen. Ich hatte ihn unterſucht, und ſchickte ihm etwas hinunter.

Nach einer Stunde kam der Thomas und ſagte, daß die Leute zuſammen gekommen ſeien und beten; das Getöſe ſei furchtbar. Ich erwiederte ihm, es müſſe ſich bald ändern, und er entfernte ſich wieder.

Ich ging in dem Zimmer, in das der Lärmen, wie toſende Meereswogen, drang, auf und nieder, und da ich mich ſpäter auf das lederne Sitzbette, das da ſtand, ein wenig nieder gelegt hatte, ſchlief ich aus Müdigkeit doch ein.

Als ich wieder erwachte, hörte ich ein Sauſen oberhalb meinem Dache, das ich mir nicht gleich zu erklären vermochte. Als ich aber aufſtand, mich ermannte, an das Fenſter trat und einen Flügel öffnete, erkannte ich, daß es Wind ſei, ja, daß ein Sturm durch die Lüfte dahin gehe. Ich wollte mich überzeugen, ob es noch regne, und ob der Wind ein kalter oder warmer ſei. Ich nahm einen Mantel um, und da ich durch das vordere Zimmer ging, ſah ich ſeitwärts Licht durch die Thür des Gemaches herausfallen, in welchem Thomas ſchläft. Er iſt nämlich in meiner Nähe, damit ich ihn mit der Glocke rufen könne, wenn ich etwas brauche, oder falls mir etwas zuſtieße. Ich ging in das Gemach hinein, und ſah, daß er an dem Tiſche ſitze. Er hatte ſich gar nicht nieder gelegt, weil er ſich, wie er mir geſtand, zu ſehr fürchtete. Ich ſagte ihm, daß ich hinunter gehe, um das Wetter zu prüfen. Er ſtand gleich auf, nahm ſeine Lampe, und ging hinter mir die Treppe hinab. Als wir unten im Vorhauſe angekommen waren, ſtellte ich mein Licht in die Niſche der Stiege und er ſeine Lampe dazu. Dann ſperrte ich die Thür auf, die in den Hof hinaus führt, und als wir aus den kalten Gängen hinaus traten, ſchlug uns draußen eine warme, weiche Luft entgegen. Der ungewöhnliche Stand der Dinge, der den ganzen Tag gedauert hatte, hatte ſich gelöſet. Die Wärme, welche von der Mittagſeite her kam, und bis jetzt nur in den oberen Theilen geherrſcht hatte, war nun auch, wie es meiſt geſchieht, in die untern herab geſunken, und der Luftzug, der gewiß oben ſchon geweſen war, hatte ſich herabgedrückt, und war in völligen Sturm übergegangen. Auch am Himmel war es, ſo viel ich ſehen konnte, anders geworden. Die einzelne graue Farbe war unterbrochen; denn ich ſah dunkle und ſchwarze Stücke hie und da zerſtreut. Der Regen war nicht mehr ſo dicht, ſchlug aber in weiter zerſtreuten und ſtärkeren Tropfen an unſer Geſicht. Als ich ſo ſtand, näherten ſich mir einige Menſchen, die in der Nähe meines Hauſes geweſen ſein mußten. Mein Hof iſt nämlich nicht ſo, wie es gewöhnlich zu ſein pflegt, und damals war er noch weniger verwahrt, als jetzt. Das Mauerwerk meines Hauſes iſt nämlich von zwei Seiten ins Rechteck geſtellt, und das ſind die zwei Seiten des Hofes. Die Dritte war damals mit einer Planke verſehen, hinter der der Garten werden ſollte, in den man durch ein hölzernes Gitter hinein ging. Die vierte war die Einfahrt, damals auch Planke, nicht einmal gut gefügt, und mit einem hölzernen Gitterthore verſehen, das meiſtens offen ſtand. In der Mitte des Hofes ſollte ein Brunnen werden, der aber damals noch gar nicht angefangen war. Es kam daher leicht an, daß Menſchen zu mir in meinem Hofe herzu treten konnten. Sie waren im Freien geſtanden, und hatten in großer Angſt den Zuſtand der Dinge betrachten wollen. Als ſie das Licht in den Fenſtern meiner Stube verſchwinden ſahen, und gleich darauf bemerkten, daß es an den Fenſtern des Stiegenhauſes herunter gehe, dachten ſie, daß ich in den Hof kommen würde, und gingen näher herzu. Sie fürchteten ſich ſehr vor Verheerungen und entſetzlichem Schaden, da, wenn der Sturm auch noch lange gekommen ſei. Ich ſagte ihnen aber, daß dies gut iſt, und daß nun das Aergſte bereits hinter uns liege. Es war zu erwarten, daß die Kälte, wie wir waren, nicht aber eben war, bald verſchwinden würde. Es kann ſein, da der Wind ſo warm ſei, kein neues Eis mehr entſtehen, ja das alte weich weniger werden. Der Wind, wie ſie meinten und fürchteten, könne auch nicht mehr Bäume bringen, als in der Windſtille gefallen ſeien, denn, als er ſich hob, ſei er gewiß nicht ſo ſtark geweſen, daß er zu der Wucht, mit der manchen Stämmen ſchon belaſtet geweſen war, ſo viel hinzu gegeben hätte, daß der Stamm gebrochen wäre, wohl aber ſei er gewiß ſchon ſtark genug geweſen, um das Waſſer, das ſich in den Aeſten geſammelt hatte, und die Eiszapfen, die nur mit einem ſchwachen Halt befeſtigt geweſen waren, herab zu ſchütteln. Der nächſte, Chriſtian Stauch habe ſchon einen erſchütterten Baum geſehen und habe ihn noch mehr erſchüttert. So ſei die Windſtille, in der ſich alles heimlich ſammeln und aufladen konnte, das Furchtbare, und der Sturm, der das Zuſammenſchlagen erlöſte tete, die Erlöſung geweſen. Und wenn auch mancher Baum durch den Wind zum Falle gebracht wurde, ſo wurden doch gewiß weit mehrere durch ihn gerettet und der ſchon im Aeußerſten ſtehende Stamm wäre auch in der Windſtille, nur um eine kleine Zeit ſpäter, gefallen. Und nicht blos ſtark geſchüttelt habe der Wind das Eis, ſondern er habe es auch durch ſeinen warmen Hauch zuerſt in den zarteren Gewächſen, dann in den ſtärkeren geſchwächt, und habe das dadurch entſtandene und auch das vom Himmel gefallene Waſſer nicht in den Zweigen gelaſſen, wie es eine blos warme, aber ſtille Luft gethan hätte. Und in der That obwohl wir durch das Sauſen des Sturmes hindurch das frühere Rauſchen der Wälder nicht hören konnten, ſo waren doch die dumpfen Fälle, die wir allerdings noch vernahmen, viel ſeltener geworden.

Nach einer Weile, in welcher der Wind immer heftiger, und wie wir meinten, auch immer wärmer geworden war, wünſchten wir uns eine gute Nacht, und gingen nach Hauſe. Ich begab mich auf meine Stube, entkleidete mich, legte mich in das Bett, und ſchlief recht feſt bis an den Morgen, wo ſchon der helle Tag an dem Himmel ſtand.

Als ich erwacht war, ſtand ich auf, legte die Kleider an, die ich am Morgen gerne habe, und ging an die Fenſter. Der Sturm hatte ſich noch geſteigert. Ein weißer Schaum jagte an dem Himmel dahin. Der blaue Rauch, der aus der Hütte des Klum herausging, zerflatterte, wie ein zerriſſener Schleier. Wo ſich ein Stück einer ſchwarzen Wolke hinter einem Walde hervorragend ſehen ließ, wälzte es ſich am Himmel hin, und war gleich wieder nicht ſichtbar. Es ſchien, als ſollte jeder Dunſt verjagt werden und ſogleich das reine Blau zum Vorſchein kommen; allein es quoll der weiße Qualm immer wieder heraus, als würde er in der Tiefe des Himmels erzeugt; und bräunliche, und graue und röthliche Stücke jagten in ihm dahin. Die Dächer der Nachbarhütten ſchimmerten naß; in den Mulden des Eiſes, das über dem Schnee lag, ſtand Waſſer, und wurde gekräuſelt, und in ſeinen Tropfen in die Lüfte zerſpritzt; das andere naſſe Eis glänzte ſchimmernd, als wäre die Weiße des Himmels darauf geworfen; die Wälder ragten finſterer und die ſchwarze Farbe des Sturmes gewinnend gegen den Himmel, und wo ein näherer Baum ſeine Aeſte im Winde wiegte, ſtand oft augenblicklich ein langer

Blitz da und verſchwand, und ſelbſt über die ferneren Wände der Wälder lief es noch zu Zeiten, wie verlorenes Geſchimmer und Geglänze. In meinem Hofe war es naß, und die einzelnen aber großen Tropfen ſchlugen gegen die andere Wand meines Hauſes und gegen ihre Fenſter; denn die meinigen waren dem Winde nicht zugekehrt und ſchauten gegen Sonnenaufgang. Bei der Fichte, an der mein Sommerbänklein ſteht, das aber jetzt wegen der großen Ueberhüllung des Schnees nicht zu erblicken war, ſah ich, wie ſie Leitern anlegten, und der Kajetan hinauf kletterte, um die zwei Wiesbaumſeile los zu löſen.

Die Gefahr, in welcher wir ſchwebten, war nun eine andere und größere, als geſtern, wo nur für die Wälder und Gärten ein großer Schaden zu fürchten geweſen war. Wenn das Waſſer von dem außerordentlich vielen Schnee, der in dem Winter gefallen war, auf einmal los gebunden wird, ſo kann es unſere Felder, unſere Wieſen und unſere Häuſer zerſtören. Der Wind war noch wärmer, als in der vergangenen Nacht; denn ich öffnete die Fenſter des Ganges, um ihn zu empfinden. Wenn einmal die dichte Eisdecke, die ſich geſtern wie zum Schutze auf die Erde gelegt hatte, durchfreſſen iſt, dann wird der Schnee, das lockere Gewirre von lauter dünnen Eisnadeln, ſchnell in Tropfen zerfallen, die wilden Ungeheuer der Waldbäche werden aus den Thälern herausſtürzen, und donnernd die Felder, die Wieſen, die Flächen mit Waſſer füllen; von allen Bergen werden ſchäumende Bänder niedergehen; das beweglich gewordene Waſſer wird, wo Felſen und jähe Abhänge empor ragen, die Lawinen, welche Steine, Schnee und Bäume ballen, die Bäche dämmen und vor ſich ein Meer von Waſſer erzeugen.

Ich legte meine Kleider an, aß ſchnell mein Frühmahl und bereitete mich zu dem heutigen Tagewerke. Ich ging zu dem Knaben Gottlieb hinab, um nachzuſchauen; aber er war ganz geſund und ſah ſehr gut aus. Ich ſendete zu dem Vetter Martin, dem Wirth am Rothberge, hinunter, daß er mir heute ein Fuhrwerk leihe, denn durch den Thaugrund war der Weg durch geſtürzte Bäume verlegt, und konnte ſo bald nicht befreit werden, obwohl nun keine Gefahr mehr unter den Bäumen herrſchte. Von dem Rothberge herauf war aber alles frei geblieben; denn die Buchen mit ihren zähen Aeſten hatten die belaſteten Zweige zwar bis auf die Erde hängen laſſen, waren aber doch dem Zerbrechen widerſtanden. Auf dem Wege, auf welchem wir geſtern gekommen waren, konnte der Thomas nicht in das Eidun und zu dem Fuchſe hinüber gelangen, weil das Eis nicht mehr trug; und ein tiefes gefährliches Verſinken in den wäſſerigen Schnee hätte erfolgen müſſen. Er ſagte, er wolle es gegen Mittag verſuchen, bei den geſtürzten Bäumen vorbei zu klettern, und ſo in das Eidun zu kommen. Von den Rothberghäuſern war zeitlich früh ſchon ein Bote herauf gekommen, der mir Nachricht von einem Kranken zu bringen hatte, und dieſer hatte mir auch geſagt, daß es durch den Haidgraben und an dem Buchengehäng von dem Rothberge herauf frei geblieben war.

Während ich auf den Knecht wartete, den mir der Wirth am Rothberge mit einem Fuhrwerke ſenden ſollte, unterſuchte ich die Eisrinde des Schnees. Sie war noch nicht zerſtört, aber an vielen Stellen in der Nähe meines Hauſes ſo dünn, daß ich ſie mit meiner Hand zerbrechen konnte. In muldenförmigen Gräben rann das Waſſer auf der glatten Unterlage bereits ſehr emſig dahin. Der Regen hatte ganz aufgehört, höchſtens daß noch mancher einzelne Tropfen von dem

Winde geſchleudert wurde. Der Wind aber dauerte fort, er glättete das Eis, auf dem er das dünne Waſſer dahin jagte, zu dem feinſten Schliffe, und löſete durch ſeine Weichheit unabläſſig alles Starre und Waſſergebende auf.

Der Knecht des Wirthes am Rothberge kam, ich nahm mein Gewand gegen den Wind zuſammen, und ſetzte mich in den Schlitten. Ich habe an dieſem Tage viele Dinge geſehen. Statt daß es geſtern auf den Höhen und in den Wäldern gerauſcht hatte, rauſchte es heute in allen Thälern, ſtatt daß es geſtern an den Haaren des Fuchſes nieder gezogen hatte, flatterten ſie an dem heutigen Pferde in allen Winden. Wenn wir um eine Schneewehe herum biegen wollten, ſprang uns aus ihr ein Guß Waſſer entgegen, es raiſchelte in allen Gräben, und in den kleinſten unbedeutendſten Rinnen rieſelte und brodelte es. Die Siller, ſonſt das ſchöne freundliche Waſſer, brauſte aus dem Walde heraus, hatte die fremdartig milchig ſchäumenden Wogen des Schneewaſſers, und ſtach gegen die dunkle Höhle des Waldes ab, aus der ſie hervor kam, und in der noch die geſtürzten Bäume über einander und über das Waſſer lagen, wie ſie geſtern von dem Eiſe gefällt worden waren. Wir konnten nicht durch den Wald fahren, und mußten durch die Hagweiden den Feldweg einſchlagen, der heuer zufällig befahren war, weil die Bewohner von Haslung ihr Holz von dem Sillerbruche wegen des vielen Schnees nicht durch den Wald, ſondern auf dieſem Umwege nach Hauſe bringen mußten. Wir fuhren durch den geweichten Schnee, wir fuhren durch Waſſer, daß der Schlitten beinahe ſchwamm, und einmal mußte das Thier von dem Knechte mit größter Vorſicht geführt werden, und ich mußte bis auf die Bruſt durch das Schneewaſſer gehen.

Gegen den Abend wurde es kühler, und der Wind hatte ſich beinahe gelegt.

Als ich mich zu Hauſe in andere Kleider gehüllt hatte, und um den Thomas fragte, kam er herauf zu mir, und ſagte, daß er mit dem Fuchſe noch glücklich nach Hauſe gekommen ſei. Er habe die geſtürzten Bäume überklettert, man ſei mit Sägen mit ihm gegangen, um wenigſtens die größeren Stücke von dem Wege zu bringen, und da er zurück gekommen war, ſei es ſchon ziemlich frei geweſen. Ueber die kleineren Stämme und über die Aeſte habe er den Schlitten hinüber geleitet. Aber der Bach, der im Thalgrunde fließt, hätte ihm bald Hinderniſſe gemacht. Es iſt zwar nicht der Bach da, aber an der Stelle, wo unter dem Schnee der Bach fließen ſollte, oder eigentlich gefroren ſein mag, rann vieles Waſſer in einer breiten Rinne hin. Als er den Fuchs hinein leitete, wäre derſelbe im Schnee verſunken, der in dem Grunde des Waſſers iſt, daher er ihn wieder zurück zog, und ſelber durch Hineinwaten ſo lange verſuchte, bis er den feſten Boden des heurigen Schlittenweges fand, auf welchem er dann den Fuchs und den Schlitten durchgeführt habe. Später wäre es nicht mehr möglich geweſen; denn jetzt ſtehe ein ganzer See von Waſſer in den Niederungen des Thaugrundes.

Aehnliche Nachrichten kamen aus verſchiedenen Theilen meiner Nachbarſchaft; von der Ferne konnte ich keine bekommen, weil ſich Niemand getraute, unter dieſen Umſtänden einen weiteren Weg zu gehen. Selbſt zwei Boten, die mir von entfernten Kranken Nachricht bringen ſollten, ſind ausgeblieben.

So brach die Nacht herein, und hüllte uns die Kenntniß aller Dinge zu, außer dem Winde, den wir über die weiße, waſſergetränkte, gefahrdrohende Gegend hinſauſen hörten.

Am andern Tage war blauer Himmel, nur daß einzelne Wölklein nicht ſchnell, ſondern gemach durch das gereinigte Blau dahin ſegelten. Der Wind hatte faſt gänzlich aufgehört, und zog auch nicht mehr aus Mittag, ſondern ganz ſchwach aus Untergang. Auch war es kälter geworden, zwar nicht ſo kalt, daß es gefroren hätte, doch ſo, daß ſich kein neues Waſſer mehr erzeugte. Ich konnte auf meinen Wegen faſt überall durchdringen, außer an zwei Stellen, wo das Waſſer in einer ſolchen Tiefe von aufgelöſetem und durchweichtem Schnee dahin rollte, daß es nicht möglich war durch zu gehen oder zu fahren. An einem andern Platze, wo es zwar ruhig, aber breit und tief in der Abſenkung des Thales ſtand, banden ſie Bäume zuſammen, und zogen mich gleichſam auf einem Floße zu einem gefährlichen Kranken hinüber. Ich hätte die andern zwar auch gerne geſehen, aber es war doch nicht ſo nothwendig, und morgen hoffte ich ſchon zu ihnen gelangen zu können.

Am nächſten Tage war es wieder ſchön. Es war in der Nacht ſo kalt geweſen, daß ſich die ſtehenden Wäſſer mit einer Eisdecke überzogen hatten. Dieſe ſchmolz am Tage nicht weg, wohl aber zerbrach ſie, indem die Wäſſer in die unterhalb befindliche Grundlage des Schnees ſchnell einſanken, und verſiegender wurden. Es war doch geſtern gut geweſen, daß ich zu dem Kumberger Franz auf dem Floße hinüber gefahren bin; denn das Mittel, welches ich ihm da gelaſſen hatte, hatte ſo gut gewirkt, daß er heute viel beſſer war, und faſt die Gefahr ſchon überſtanden hatte. Auch zu den andern zweien konnte ich ſchon gelangen. Man konnte zwar nicht fahren, weil es unter dem Waſſer zu ungleich war, aber mit einer Stange und meinem Bergſtocke, den Ich daran band, konnte ich durchgehen. Die naſſen Kleider wurden, nachdem ich die zweiten, die ich mit führte, im Gollwirthshauſe angelegt hatte, in den Schlitten gepackt.

Am nächſten Tage konnte ich auch ſchon wieder durch den Thaugrund in das Eidun und in die Dubs hinüber gelangen.

Es kamen nun lauter ſchöne Tage. Eine ſtetige ſchwache Luft ging aus Sonnenaufgang. Nachts fror es immer, und bei Tage thauete es wieder. Die Wäſſer, welche ſich in jenem Sturme geſammelt hatten, waren nach und nach ſo verſiegt und verſunken, daß man keine Spur von ihnen entdecken konnte, und daß man auf allen Wegen, die ſonſt im Winter gangbar ſind, wieder zu gehen, und Anfangs mit Schlitten und ſpäter mit Wägen zu fahren vermochte. Eben ſo hatte ſich die unermeßliche Menge Schnee, die wir ſo gefürchtet hatten, ſo allmählig verloren, daß wir nicht wußten, wo er hin gekommen iſt, als hie und da offene Stellen zum Vorſcheine kamen, und endlich nur mehr in Tiefen und in Schluchten, und in den höheren Wäldern die weißen Flecke lagen.

In den erſten Tagen nach jenem Ereigniſſe mit dem Eiſe, als die Leute ſich allgemach wieder auf entferntere Wege wagten, konnte man die Zerſtörungen erſt recht ermeſſen. An manchen Orten, wo die Bäume dicht ſtanden, und wegen Mangel an Luftzug und Licht die Stämme dünner, ſchlanker und ſchwächer waren, dann an Gebirgshängen, wo ſie mageren Boden hatten, oder durch Einwirkung herrſchender Winde ſchon früher ſchief ſtanden, war die Verwüſtung furchtbar. Oft lagen die Stämme wie gemähte Halme durcheinander, und von denen, die ſtehen geblieben waren, hatten die fallenden Aeſte herab geſchlagen, ſie geſpalten, oder die Rinde von ihnen geſtreift und geſchunden. Am meiſten hatte das Nadelholz gelitten, weil es zuerſt ſchon, namentlich, wo es dicht ſteht, ſchlankere zerbrechlichere Schafte hat, dann weil die Zweige auch im Winter dicht bebuſcht ſind, und dem Eiſe um viel mehr Anhaltsſtellen gewähren, als die der anderen Bäume. Am wenigſten wurde die Buche mitgenommen, dann die Weide und Birke. Die Letztere hatte nur die feinſten herabhängenden Zweige verloren, die wie Streu herum lagen; — wo ein Stamm dünne genug war, hatte er ſich zu einem Reife gebogen, derlei Reifen man dann im Frühlinge viele herum ſtehen ſehen konnte; ja noch im Sommer und ſelbſt nach mehreren Jahren waren manche zu ſehen. Allein, wie groß auch die Zerſtörung war, wie bedeutend auch der Schaden war, der in den Wäldern angerichtet wurde, ſo war dieſes in unſerer Gegend weniger empfindlich, als es in andern geweſen wäre; denn da wir Holz genug hatten, ja, da eher ein Ueberfluß, als ein Mangel daran herrſchte, ſo konnten wir das, was wirklich zu Grunde gegangen war, leicht verſchmerzen, auch mochten wir zu dem nächſten Bedürfniſſe nehmen, was gefallen war, wenn man nämlich dazu gelangen konnte, und es nicht in Schluchten lag, oder an unzugänglichen Felſen hing. Größer aber und eindringlicher noch mochte der Schaden an Obſtbäumen ſein, wo die Aeſte von ihnen gebrochen waren, und wo ſie ſelber geſpalten und geknickt wurden; denn Obſtbäume ſind ohnedem in der Gegend ſeltener, als ſonſt wo, und ſie brauchen auch mehr Pflege und Sorgfalt, und gedeihen langſamer, als es ſelbſt nur wenige Stunden von uns der Fall iſt, in der ebeneren Lage draußen, in Tunberg, in Rohren, in Gurfeld, und ſelbſt in Pirling, das näher an uns iſt, und an unſeren Waldverhältniſſen ſchon Theil nimmt.

Von den Gruppen von Bäumen, die in meiner Wieſe und in der Nachbarſchaft herum ſtehen, und die ich ſo liebe, haben mehrere gelitten. Einige ſind geknickt, haben ihre Aeſte verloren, und drei Eſchen ſind ganz und gar umgeworfen worden.

Im Thurwalde, der vielleicht der höchſte iſt, den man vom Hage und vom Hange ſehen kann, iſt eine Lawine herabgegangen, und hat das Holz genommen, daß man jetzt noch den Streifen mit freiem Auge erblicken kann.

Als einige Zeit vergangen war, und die Wege an den Orten wieder frei wurden, hörte man auch von den Unglücksfällen, die ſich ereignet hatten, und von wunderbaren Rettungen, die vorgekommen waren. Ein Jäger auf der jenſeitigen Linie, der ſich nicht hatte abhalten laſſen, an dem Tage des Eiſes in ſein Revier hinauf zu gehen, wurde von einer Menge ſtürzender Zapfen erſchlagen, die ſich am oberen Rande einer Felswand los gelöſt und die weiter unten befindlichen mitgenommen hatten. Man fand ihn mitten unter dieſen Eisſäulen liegen, da man ſich am andern Tag troß des Sturmes und der Schneeweiche den Weg hinauf zu ihm gebahnt hatte; denn der Jägerjung wußte, wohin ſein Herr gegangen war, er nahm die Hunde mit und dieſe zeigten durch ihr Anſchlagen die Stelle, wo er lag. Zwei Bauern, welche von dem Rothberge, wo ſie übernachtet hatten, durch die Waldhäuſer in die Olle hinüber gehen wollten, wurden von fallenden Bäumen erſchlagen. Im untern Aſtung ertrank ein Knabe, der nur zum Nachbar gehen wollte. Er verſank in dem weichen Schnee, welcher in der Höhlung des Grundes ſtand, und konnte nicht mehr heraus kommen. Wahrſcheinlich wollte er, wie man erzählte, nur ein klein wenig von dem Wege abweichen, weil derſelbe ſchief und mit glattem Eiſe belegt war, und gerieth dadurch in den Schnee, der über einer weiten Grube lag, und unter den am ganzen Tage das Waſſer hinein gerieſelt war, und ihn trügeriſch unterhöhlt hatte. Ein Knecht aus den Waldhäuſern des Rothbergerhanges, der im Walde war, und das beginnende Rauſchen und Niederfallen der Zweige nicht beachtet hatte, konnte ſich, als er nicht mehr zu entrinnen wußte, nur dadurch retten, daß er ſich in die Höhlung, welche zwei im Kreuze auf einander geſtürzte Bäume unter ſich machten, hinein legte, wodurch er vor weiteren auf die Stelle ſtürzenden Bäumen geſichert war, und von fallendem Eiſe nichts zu fürchten hatte, da es auf dem Rund der großen Stämme zerſchellte oder abgeſchleudert wurde. Allein das wußte er nicht, wenn ein neuer ſtarker Stamm auf die zwei ſchon daliegenden fiele, ob ſie nicht aus ihrer erſten Lage weichen, tiefer nieder ſinken und ihn dann zerdrücken würden. In dieſer Lage brachte er einen halben Tag und die ganze Nacht zu, indem er naſſe Kleider, und nichts bei ſich hatte, womit er ſich erquicken und den Hunger ſtillen konnte. Erſt mit Anbruch des Tages, wo der Wind ſauſte und er von fallendem Eiſe und Holze nichts mehr vernehmen konnte, wagte er ſich hervor, und ging, theilweiſe die

Eisrinde ſchon durchbrechend und tief in den Schnee einſinkend, zum nächſten Wege, von dem er nicht weit ab war, und gelangte auf demſelben nach Hauſe.

Auch den Joſikrämer hielt man für verunglückt. Er war im Haslung am Morgen des Eistages fortgegangen, um durch den Duſterwald in die Klaus hinüber zu gehen. Allein in der Klaus iſt er nicht angekommen, auch iſt er in keinem der umliegenden Orte, nachdem er vom Haslung bereits drei Tage weg war, erſchienen. Man meinte, in dem hohen Duſterwalde, deſſen Gangweg ohnedem ſehr gefährlich iſt, wird er um das Leben gekommen ſein. Er war aber von den letzten Höhen, die von Haslung aus noch ſichtbar ſind, hinabgegangen, wo das Thal gegen die wilden Wände und die vielen Felſen des Duſterwaldes hinüber läuft und ſich dort an der Wildniß empor zieht, dann iſt er ſchräg gegen die Wand geſtiegen, die mit dem vielen Geſteine und den dünne ſtehenden Bäumen gegen Mittag ſchaut, und wo unten im Sommer der Bach rauſcht, der aber jetzt überfroren und mit einer unergründlichen Menge von Schnee bedeckt war. Weil der Weg längs des Hanges immer fort geht, und über ihn von der Höhe bald Steine rollen, bald Schnee in die Tiefe abgleitet, ſo hatte der Krämer ſeine Steigeiſen angelegt; denn wenn ſich auch auf der Stelle nicht viel Schnee halten kann, vor dem Verſinken alſo keine große Gefahr war, ſo kannte er doch den Regen, der da nieder fiel und gefror, ſehr gut, und fürchtete an mancher Schiefe des Weges auszugleiten und in den Abgrund zu fallen. Da er, ehe es Mittag wurde, bei dem Kreuzbilde vorbei ging, das vor Zeiten der fromme Söllibauer aus dem Gehänge hatte ſetzen laſſen, hörte er bereits das Raſſeln und das immer ſtärkere Fallen des Eiſes. Da er weiter ging, die Sache immer ärger wurde, und zuletzt Bedenklichkeit gewann, kroch er in eine trockene Steinhöhle, die nicht weit von dem Wege war, die er wußte, und in der er ſich ſchon manchmal vor einem Regen verborgen hatte, um auch heute das Gefahrdrohendſte vorüber gehen zu laſſen. Weil er ſolche eisbildende Regen kannte, daß ihnen gewöhnlich weiches Wetter zu folgen pflegt, und weil er mit Brod und anderen Lebensmitteln verſehen war, indem er gar oft ſein Mittagsmahl in irgend einem Walde hielt, ſo machte er ſich aus dem Dinge nicht viel daraus. Als er am anderen Morgen erwachte, ging ein Waſſerfall über ſeine Steinhöhle.

Der Wind, welcher von Mittag kam, hatte ſich an der Wand, die ihm entgegen ſchaute, recht fangen können, und da die Bäume wegen dem Gefelſe dünner ſtanden, ſo konnte er ſich auch recht auf den Schnee hinein legen, und ihn mit ſeinem Hauche ſchnell und fürchterlich auflöſen. Der Krämer ſah, wenn er ſeitwärts ſeines Waſſers am Eingange der Höhle hinüber blickte, daß allenthalben an den Gehängen weiße ſchäumende ſpringende Bänder nieder flatterten. Hören konnte er nichts wegen dem Toſen des eigenen Waſſers, das alles übertäubte. Auch ſah er unten manchen Schneeſtaub aufſchlagen von den unaufhörlich an allen Orten niedergehenden Lawinen: denn am oberen Rande der Wand geht ſchief eine Mulde empor, in welcher im Winter ein unendlicher Schnee zu liegen pflegt, der erſtens aus dem Himmel ſelbſt darauf fällt, und dann von der noch höher liegenden ſchiefen glatten Wand darauf herab rollt. Aus dieſem Schnee entwickelte ſich nun unſägliches Waſſer, das alles über den Hang, an dem der Weg des Krämers dahin ging, nieder rann und zu der Tiefe zielte, in der ſonſt der Wildbach fließt, jetzt aber ein unbekannt tiefes Gebräu von Schnee und Waſſer ſtand. An den Bäumen zerſtäubte manches

Stück Schnee, das eben auf dem naſſen Boden ſachte vorgerückt war und ſich los gelöſt hatte. Der Krämer blieb außer dem erſten Tage noch die zwei folgenden in der Höhle. Er hatte, um ſich gegen die Kälte wehren zu können, die ihn bei ſeiner langen Ruhe überfiel, aus ſeinem Packe ein Stück grobes Tuch heraus ſuchen und ſich daraus ein Lager und eine Decke machen müſſen. In der Klaus iſt er aber dann auch nicht angekommen, ſondern man ſah ihn am vierten Tage nach dem Eisſturze Nachmittags mit ſeinem Packe an dem Hage vorüber gehen. Er ging nach Gurfeld hinaus, um ſich ſein Tuch, das er gebraucht hatte, wieder zurichten zu laſſen.

Spät im Sommer fand ich einmal auch die zuſammengedorrten Ueberreſte eines Rehes, das von einem Baume erſchlagen worden war.

Ich werde die Herrlichkeit und Größe jenes Schauſpieles niemals vergeſſen. Ich konnte es vielleicht nur allein ganz ermeſſen, weil ich immer im Freien war und es ſah, während die andern in den Häuſern waren, und, wenn ſie auch durch einen Zufall hinein geriethen, ſich blos davor fürchteten.

Ich werde es auch ſchon darum nicht vergeſſen, weil ſich im Frühlinge darauf etwas angefangen hat, was mir auf ewig in dem Herzen bleiben wird. — — Ach du guter, du heiliger Gott! das werde ich gewiß nie, nie, nie vergeſſen können!

Es verging der Schnee ſo gemach, daß alles offen und grüner wurde, als ſonſt, und daß in den tiefſten Tiefen ſchon die Bäche zu einer Zeit nieder rauſchten, wo wir ſonſt noch manche weiße Inſeln auf den Feldern ſahen. Es wurde bald warm, und die Wäſſer des Schnees, die wir ſo gefürchtet hatten, waren nicht vorhanden. Sie waren entweder in die Erde eingeſickert, oder rannen jetzt in den ſchönen plätſchernden Bächen durch alle Thäler dahin. Die Bäume belaubten ſich ſehr bald, und wunderbar war es, daß es ſchien, als hätte ihnen die Verwundung des Winters eher Nutzen als Schaden gebracht. Sie trieben fröhliche junge Schoſſen, und wo einer recht verletzt war, und ſeine Aeſte gebrochen ragten, und wo mehrere beiſammen ſtanden, die ſehr kahl geſchlagen waren, kam eine Menge feiner Zweige, und es verdichtete ſich immer mehr das grüne Netz, aus dem die beſten fetteſten Blätter hervor ſproßten. Auch die Obſtbäume blieben nicht zurück. Aus den ſtehen gebliebenen Zweigen kamen die dichten Büſchel großer Blüthen hervor; ja wo die feineren Zweige fehlten, ſaßen in den Augen der dicken, ſelbſt der Stämme, Büſchel von Blüthen, waren ſehr groß und hielten ſich feſt, da ſie doch ſonſt in anderen Jahren, wenn ſie auch kamen, klein blieben, und wieder abfielen.

Als der erſte Schnee weg ging, und der ſpätere, den mancher Apriltag noch nieder werfen wollte, ſich nicht mehr halten konnte, als die Erde ſchon gelockert und gegraben werden konnte, kam der Obriſt in unſere Gegend. Er hatte ſich ſchier das ganze obere Hag eigenthümlich gekauft, und begann an dem Eichenhage die Grundfeſten eines Hauſes aufwerfen zu laſſen. Es war beinahe genau die Stelle, von der ich ſchon früher zuweilen gedacht hatte, daß hier eine Wohnung ſehr gut ſtehen, und recht lieblich auf die Wälder herum blicken könnte. Ich kannte den Obriſt nicht. Ich wußte nur — und ich hatte es bei dem Wirthe im Rothberge gehört, — daß ein fremder reicher Mann in Unterhandlung um das obere Hag ſei, und daß er ſich anſäßig machen wolle. Später ſagte man, daß der Handel geſchloſſen ſei, und man nannte auch die Summe. Ich hielt nicht viel darauf, weil ich ſolche

Gerüchte kannte, daß ſie bei wahren Veranlaſſungen gewöhnlich ſehr gerne über die Wahrheit hinaus gehen, und ich hatte auch keine Zeit, mich an der wahren Stelle um den Sachverhalt zu erkundigen, weil jener Winter gerade viel mehr Kranke brachte, als jeder andere. Im Frühlinge hieß es, daß ſchon gebaut werde, daß Wägen mit Steinen fahren, daß man im Sillerwalde das Bauholz behaue, welches der Zimmermann in Sillerau ſchon am vorigen Herbſte hatte fällen laſſen, und daß man bereits die Grundfeſten grabe. Ich ging eines Nachmittages, da ich Zeit hatte, hinauf, weil es von meinem Hauſe nicht weit iſt, und weil ich ohnedem gern dort hinübergehe, wenn ich zum Spazieren eine kleine Zeit habe. Es war wahr, ich fand eine Menge Menſchen mit Ausgrabungen an dem Platze beſchäftigt, wo man das Haus bauen wollte. Die meiſten kannten mich und lüfteten den Hut oder grüßten auf andere Weiſe. Viele von ihnen hatten bei mir gearbeitet, als ich in dem nämlichen Zuſtande mit meinem neuen Hauſe war. Hier aber wurde mit viel mehr Händen und mit viel mehr Mitteln zugleich angefangen, als wollte man in ſehr kurzer Zeit fertig werden. Ich ſah auch ſchon eine Menge Bauſtoff herbei geſchafft, und in einer hölzernen Hütte wurde vielfach an den künftigen Thür- und Fenſterſtöcken gemeißelt. Sogar der Garten, der neben dem künftigen Hauſe ſein ſollte, wurde ſchon ſeitwärts des Eichenhages abgeſteckt. Ich ſah den Baueigenthümer nirgends, und als ich fragte, antwortete man mir, er ſei jetzt ſelten gegenwärtig, er ſei nur einmal gekommen, habe alles beſichtigt, und habe dann den weitern Verlauf des Werkes dem Baumeiſter aufgetragen. Wenn es aber wärmer werde, dann werde er ganz hieher kommen, werde in einem hölzernen Hauſe wohnen, das er ſich neben dem Eichenhage errichten laſſe, und werde im Herbſte ſchon ein paar Stuben des neuen Hauſes beziehen, die zuerſt fertig ſein und bis dahin gehörig austrocknen werden.

Ich ſah mir die Sache, wie ſie hier begonnen wurde, ſorgfältig an, und der Plan, wie ihn mir der Werkführer auseinanderſetzte, gefiel mir ſehr wohl.

Ich fragte gelegentlich auch um den Bauherrn und erfuhr, daß es ein alter Obriſt ſei. Weiter wußten die Leute ſelber nichts von ihm.

Dann ging ich wieder in meine Wohnung hinunter.

Ich baute ſelber in dieſem Frühjahre wieder weiter. Da wir bereits genug Steine im Vorrathe zuſammengeführt hatten, wurde die Gartenmauer angefangen. Die lieben ſchönen Obſtbäumchen, die ich hatte bringen laſſen, ſchlugen in dem allgemeinen warmen feuchten Frühlinge ſehr gut an; die Blätter waren auf ihre Art faſt zu groß und zu dunkel, und die Zweige waren ſtrotzig und breiteten ſich in kurzer Zeit ſehr breit um die Stämmchen aus. Auch die Gemüſebeete, die erſten, die ich hatte, dehnten ſich ſchön grün in den Strahlen der Sonne hin. Die Blumen, die Roſenſträuche nämlich, die Flieder und andere — alles, alles begann ſich zu rühren. Wegen der Tulpen, wegen der Zucht der Hiacinthen durch Samen und wegen der Nelken und anderer mußte ich mich erſt mit dem Kaufherrn in Gurfeld bereden; denn alles konnte nicht auf einmal ſein. Die Stuben im oberen Stocke ſollten dieſen Sommer alle hergerichtet, mit Oefen verſehen und fertig ſein, daß ich daran gehen könnte, ſie mit Geräthen zu ſchmücken. Ich wollte alle Stuben des Stockwerkes zu meiner Wohnung beſtimmen, das will ſagen: die Eckſtube, zu der man aus der rothen Gartenthür, zu der ich immer den Schlüſſel führe, hinauf kann, ſollte mein Schlafgemach ſein, wie ſie es jetzt ſchon iſt, nur mußten alle Geräthe noch anders werden. Außer dem Bette mußten allerlei Gerüſte zu Schreibereien und Büchern darin ſein, damit ich gleich meine Geſchäfte in Ruhe verſehen könne. Daran ſoll das wahre Schreibgemach und auch Wohngemach ſtoßen. Es werden wohl noch viele Jahre vergehen, ehe ich mir werde das Schreibgerüſte ſchnitzen laſſen können, auf das ich ſinne, an dem ich ſchon mehrere Jahre zeichnete und es änderte, und zu dem jetzt immer noch nicht angefangen worden iſt. Aber es wird kommen, und die Käſten werde ich mir ſelber zeichnen und machen laſſen. Dann ſollen die anderen Zimmer hergerichtet und geordnet werden, daß man von einem in das andere gehen könne. Die achteckige Kammer, die ich am Anſchluſſe der zweiten Seiten des Hauſes eigens habe machen laſſen, iſt wie eine Kapelle, und könnte, wenn man wollte, zu einer dienen. Wo man ſpeiſen ſoll, wenn ich allein bin, oder wenn Leute bei mir als Gäſte ſind, dieſe Stube ſoll zur Erde ſein, links, wo die vorzüglichſte Treppe von dem Hofe hinauf führt, und wo rechts der Gang iſt, in dem man zur Küche und zur Speiſekammer gelangen kann. An der andern Thür, die weiter hinten in dem Hofe iſt, und von welcher auch eine Stiege in das Haus hinauf führt, neben dem Thomas vorbei, der nahe an meinem Gemache ſchläft — an dieſer Thür ſoll hinterwärts der Kammer, wo jetzt Gottlieb iſt, gegen den Garten hin eine Stube gemacht werden, in der ich Getäfel und alle Schnitzerei anbringen laſſen werde, die ich liebe. Vielleicht, dachte ich, wenn Gott mein Wirken ſegnet, laſſe ich mir mehrere Zimmer täfeln, weil es ſo ſchön iſt. Neben dem Cajetan, und an der Scheuer und Wagenlaube ſollte erweitert werden, weil ich wieder einen Acker an mich gekauft hatte.

Ach! alles im ganzen erſten Stockwerke ſollte deſſelben Sommers fertig ſein, und jetzt, da ich dieſes ſchreibe und ſchon der dritte Sommer iſt, ſind kaum die weißen Fenſtervorhänge da, welche mir Maria, die alte Haushälterin, heraufbrachte, und welche ich, weil ſie mich ſehr darum bat, gutwillig annahm.

Wann werden die Dinge fertig ſein, an denen ich ſo viele Freude hatte, — ich muß es ſagen, bei denen mir das Herz vor Freude hüpfte?!

Der ſchönſte Frühling kam, alles drängte, blühte und ſchauerte von Fülle. Alle Hügel waren grün, die

Felder wogten; auch die neuen, die man erſt heuer an dem Mitterwege hinauf, wohin die Fenſter des Hauſes des Obriſts recht ſchön werden ſchauen können, angelegt hatte, wallten in der ſchönen blaugrauen Farbe des Kornes. Die ſchöne Fichte an meinem Sommerbänkchen war bedeckt mit den kleinen gelben wohlriechenden Blüthenzäpfchen; alles Laubholz ſchwankte in den neuen, lichteren, grüneren Kronen; ſelbſt die ferneren Nadelwälder ſtanden nicht ſo ſchwarz da, ſondern gewannen durch die neuen Anſätze, die ſie im Beginne der wärmeren Jahreszeit treiben, das ſanftere Dämmern und das weichere Ferngrün, in dem ſie im Frühlinge ſtehen; und wenn man in ihnen ging, ſo war überall ein friſches Harzduften, und ſie rührten ſich gleichſam in allen Zweigen und Aeſten von dem Schreien und Singen und Lärmen der Vögel. Wir hatten unſere jungen Rappen heraus gethan, und übten ſie ſchon theilweiſe im Fahren, aber nur ſehr wenig, daß ſie nur lernten, daß ſie ſich zuſammen gewöhnten, ſich im Sommer und Winter über einübten, und im künftigen Jahre abwechſelnd gebraucht werden konnten. Der leichte Wagen, den ich für ſie beſtellt hatte, und in dem ich alle die Fächer und Einrichtungen, wie ich ſie brauche, ſelber angegeben hatte, ſollte noch im Anfange des Sommers fertig werden, und es war in der Wagenlaube ſchon der Platz beſtimmt, auf dem er ſtehen ſollte. Wir hatten viele Leute, die im Hauſe arbeiteten, daß es in der Vollendung weiter ſchreite; alles regte ſich, wenn ich nach Hauſe kam und zuſah. Und wenn dann das Abendbrod vorüber war, und ſich alle entfernten, ſchaute ich oft wie ſchön, wie freudig und wie ſchmerzlich in die helle rothe Glut der Abendwolken, wie ſie hinter dem ſchwarzgezackten Rande des entfernten Waldes hinauszogen, ehe ich dann ein Licht anzündete, die Vorhänge herab that, und auf dem Papiere anzeigte, was ich heute erfahren habe, und was ich morgen unternehmen ſollte.

In dem Knaben Gottlieb hatte ich mich nicht getäuſcht. Wie gleich meine Meinung geweſen war, daß er wieder geſund werden würde, ſo hat es ſich beſtätigt. Er war eigentlich von der Natur aus geſund, und nur durch ſchlechte Nahrungsmittel war er ſo herab gekommen geweſen. Er ſah jetzt aus, wie eine Roſe, war heiter, und wenn er ſo bleibt, dachte ich, werde ich ihn im Sommer das Heilwaſſer gar nicht mehr trinſen laſſen. Ich bin ihm darauf gekommen, daß er ſich immer ſehr gerne etwas bei den Füllen zu thun machte; er liebte die Thiere, das mag daher kommen, weil er ſie früher nebſt anderen bei Gregordubs gehütet hatte. Er hätte gerne die Rappen überhaupt auf ſich genommen, aber das taugte nicht für ihn. Ich nahm einen Mann, der täglich zu uns kommen mußte, daß er ihn unterrichte, und ich ließ ihm von meinen Kleidern einen neuen Anzug machen. Ich gebe ihn ſchon nicht mehr weg. Die Pferde habe ich alle und im Ganzen dem Thomas anvertraut, weil er den Fuchs bisher ſo geliebt, und ihn ſo geſchickt behandelt hat.

In jenen Tagen kam die Nachricht, daß der Obriſt mit ſeiner Tochter in ſeiner neuen Heimath angelangt iſt. Sie haben ſich eine hölzerne Hütte recht bequem gebaut. Dieſelbe hat drei Zimmer, eine ſchöne Küche und eine große Stube für die Mägde. Ein Diener, der mit dem Obriſt gekommen iſt, hat einen Verſchlag neben der Stube ſeines Herrn, in dem er ſchläft. So wollen ſie ſich behelfen, bis einige Zimmer des neuen Hauſes zu bewohnen ſind, in welche ſie dann einziehen werden. Dieſe Dinge habe ich gehört, und habe nicht weiter darauf geachtet. Ich hatte wohl früher ſchon die Hütte ſelber aufſchlagen geſehen, und hatte bemerkt, daß der Bau des Hauſes aus der Erde hervor gerückt ſei; aber da ich länger nicht zu der Stelle hinauf gekommen war, wußte ich nicht, wie weit die Sache jetzt ſei, und kam auch ferner nicht hinauf.

An einem Sonntage in der Kirche ſah ich ſie zum erſten Male, den Vater und die Tochter. Ich fahre gerne, wenn ich Zeit habe, zum Hauptgottesdienſte hinaus, ſonſt muß ich mit dem Frühgottesdienſte vorlieb nehmen, den ich im Sommer, wo ich zeitlich ausfahre, oft ſchon weit von meinem Hauſe entfernt, in einer Ortskirche anhöre. Der ſehr alte Pfarrer von Sillerau, der eben, als ich aus meinem Wagen ſtieg, von dem Pfarrhauſe in die Kirche hinüber ging, ſagte zu mir: „Seid ihr mit eurem neuen Nachbar herüber gefahren, Doctor?“

„Nein,“ antwortete ich, „ich kenne ihn noch gar nicht.“

„So iſt er allein heraus gekommen,“ ſagte der Pfarrer; „denn da ſteht ja ſchon ſein Wagen, er kömmt jeden Sonntag, und da ich euch heute auch hier ſehe, meinte ich, ihr ſeid gleich hinter einander heraus gefahren.“

„Ich habe freilich dieſe Sonntage her nicht kommen können,“ antwortete ich, „weil es zu viele Hülfsbedürftige gab, und ich war genöthigt, mein göttliches Wort bald in dieſer Kirche zu ſuchen, bald in jener; in der Dubs, im Haslung, und einmal war ich gar ſchon in Pirling drauſſen.“

„So iſt es, ſo iſt es,“ ſagte der alte Pfarrer, „ihr habt viel zu thun, und müſſet an manchen Orten helfen. Der Kirchen gibt es ja auch andere. So ſind die Kranken wieder mehr geworden?“

„Nein,“ antwortete ich, „ſie ſind um viele weniger, als in der vorigen Woche; der Frühling hilft mir, und in dieſer guten Luft werden alle geſund, daß ich eine große Freude habe. Darum konnte ich ja heute mit Ruhe zu euch heraus fahren.“

„Das iſt ſchön, das iſt ſchön. Nun ſo werdet ihr euren neuen Nachbar in der Kirche ſehen. Er iſt ein ſehr vorzüglicher Mann, und gar nicht ſtolz, wenn auch alle Leute ſagen, daß er ſehr reich und vornehm ſei. — Ich wünſche euch einen ſehr geſegneten Morgen, Doctor.“

Mit dieſen Worten verbeugte ſich der Pfarrer, und ging, das ſchneeweiße Haupt ein wenig vorgebeugt, über den ſchönen Raſenplatz, der vor der Kirche iſt, dem kleinen Pförtlein zu, das in die Sakriſtei führt.

Ich hatte ihm ſehr ehrfurchtsvoll gedankt, und blieb noch ein wenig, um den Wagen des Obriſts anzuſchauen. Es waren braune Pferde vorgeſpannt, nicht mehr gar jung, aber ſchön gehalten, und ſehr friſch. Der Wagen war wohl gebaut, und gut. Der Knecht ſagte mir, daß er ſpäter ausſpannen und in die Kirche gehen werde, wie es mein Thomas auch immer thut. Die Pferde ſtehen in dem trocknen und reinen Stalle des Wirthes gut genug. Die vielen und mancherlei Wägelchen der Bauern, die von der Ferne zur Kirche gefahren kommen, bleiben angeſpannt auf der Gaſſe, die Thiere werde angebunden, und einige Leute des Wirthes ſind auch ſchon angewieſen, auf ſie die Aufſicht zu führen.

In der Kirche ſah ich den Obriſt. Ich erkannte ihn ſogleich vor den andern. Er ſaß mit ſeiner Tochter vorne in dem Querſtuhle. Mein Sitz iſt in der Mittelreihe neben den Bewohnern des Hanges. Ich habe ihn mir erſt recht ſpät nach dem Tode meines Vaters beſtellen können. Der Obriſt hatte einen ſchwarzen Rock von Sammet an, darauf ſein weißer Bart, den er geſtutzt trug, mit ſanftem Scheine niederfiel. Sein Haupthaar ſah ich mit Freude an: es war länger, als man es gewöhnlich trägt, war glänzend weiß und fiel ſehr reinlich gekämmt gegen den Nacken zurück. Daraus ſah das Angeſicht mit den vielen feinen Falten und den weißen Augenwimpern heraus. Seine Tochter war auch in Sammet, aber in dunkelgrünen gekleidet. Ihre braunen Haare waren über der Stirne abgetheilt. Ich kann die beſtaubten Perücken, die man aufſetzt, nicht gerne anſchauen, darum gefiel es mir, daß beide ſo gekleidet waren.

Als ich aus der Kirche kam, mich in meinen Wagen geſetzt hatte, und nach Hauſe fuhr, ſah ich ſie, da ich einmal umſchaute, hinter mir in einiger Entfernung nachfahren. Allein, da mein Thomas auf die Vortrefflichkeit unſeres Fuchſes ſtolz iſt, und wahrſcheinlich wußte, daß die Braunen hinter uns liefen, holten ſie uns nicht ein. Wo der Weg dann abwärts lenkt gegen Thal ob Pirling, fuhren ſie ſeitwärts hinüber gegen das Hag, wo ihr Haus ſteht. Die Braunen liefen gut, wie wir es ſehen konnten, ſie hielten die ſchöne Richtung, und es flog unter ihnen der Staub des Feldweges auf.

Man hat den Ort, wo mein Haus ſteht, immer den Hang oder auch Waldhang genannt. Dies war noch ſo, als mein Vater ſeine Hütte bewohnte, auch noch ſo, als ich nach Prag ging: aber wie die Häuſer mehrere wurden, und Zahlen erhielten, nannten ſie uns Thal ob Pirling. Dieſes erſcheint darum ſo, weil wir, obwohl wir in einem Thale ſind, viel höher liegen, als Pirling, zu dem unſere Wäſſer hinab fließen. Ich kann mich an eines nicht gewöhnen, und ſage und ſchreibe, wie das Volk, bald das eine, bald das andere: Hang oder Thal ob Pirling.

Da die Kranken immer weniger wurden, gleichſam, als wollte der Frühling alles gut machen, was der Winter, namentlich ſein Ende, übles gethan hatte, das ſo viele Krankheiten, wenn auch wenig Tod geſendet hatte — ſo gewann ich Zeit, nicht blos bei der Arbeit in meinem Hauſe nachzuſchauen, ſondern auch manchmal in der Gegend herum zu gehen, wie ja das Gehen meine Gewohnheit iſt, und wie ich, wenn die Kranken weniger ſind, in den Wäldern herum gehen muß, Pflanzen anſchauen und nach Hauſe nehmen, oder unter einem Baume liegen, etwas lesen, etwas einmal auf ein Papier aufschreiben, oder gar nur auf die Thäler und Waldrücken hinaus schauen, die so schön sind, und auf denen das liebe Blau liegt, und aus deren Schooße manchmal ein dünner, lichter, bläulicher Rauchfaden aufsteigt. So kam ich einmal durch das Eichenhag, das ich sehr liebe, herum, und wollte den Bau des Hauses ein wenig anschauen. Da ich im Grase stand, kam der Obrist über ein Brett zu mir herüber, lüftete sein Barett, grüßte mich, und sagte: „Ihr seid der junge Arzt, von dem in der ganzen Gegend so viel Gutes gesagt wird."

„Ich bin der Arzt," sagte ich, „jung bin ich auch, und wenn die Gegend Gutes sagt, so verdient sie gewiß dem zu danken, von dem alles Gelingen kommt; ich kann nichts thun, als das Gehörige anzuwenden. Wenn ich Dank verdiene, so könnte es eher sein, weil ich auch zuweilen außer meinem ärztlichen Berufe mich befleiße, den Leuten einiges Gute zu thun."

„Weil ich euch hier bei meinem angefangenen Werke sehe," fuhr der Obrist fort, „so erlaubt, daß ich auch eine Bitte vortrage. Ich will Euch, in dieser weitläufigen Gegend, um Rath [illegible] [illegible].

Darum möchte ich mit einigen Nachbarn, mit denen ich in Beziehungen [illegible] wäre, und die ich auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mag, in [illegible] Bekanntſchaft und [illegible] Umgang kommen. Er-laubt mir daher, daß ich euch in dieſen Tagen in einem Hauſe einen Beſuch abſtatte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] Nachbarſchaft geben möge. Meine Tochter möchte Sie entſchuldigen. Ich werde ſie nicht mitbringen, wenn Sie [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß ich ſie auch in das Haus führe. Sagt mir, wann ich euch in einem Weilchen am wenigſten ſtöre?“

„Ich werde es mir zur Ehre rechnen, einen Beſuch zu empfangen,“ antwortete ich, „und weil Sie ſo gut ſind, auch nach meiner Zeit richten zu wollen, ſo wählen Sie Nachmittagszeit von zwei Uhr, drei Uhr, oder vier Uhr; Vormittags bin ich nie zu Hauſe, weil ich zu [illegible] [illegible], [illegible] auf [illegible] [illegible].“

„Ich werde zu dieſer Zeit kommen,“ antwortete er. „Sie kennen ja auch,“ ſagte er dann, „da Sie alle an dieſer Sache Antheil nehmen, ſo [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] zum Theile entnehmen können, wie und [illegible] werden wird. Ich möchte Sie mich und die Meinigen für dieſen Herbſt ſchon ein Plätzchen fertig haben, darin ich den Winter nothdürftig zubringen könnte. Denn jetzt, ich habe den Entſchluß, daß ich nicht wieder fort gehen und mein angefangenes Werk allein ſtehen laſſen mag. Im nächſten Sommer wird dann weiter gearbeitet. Unter Dach und Fach aber möchte ich bis Mitte dieſes Sommers ſein.“

Er begleitete mich, da ich nach dieſen Worten in den Bau hinein ging, ſelber in denſelben, und ſetzte mir, da wir darin herum gingen, den allgemeinen Plan auseinander. Da wir noch Verſchiedenes, aber hauptſächlich über das Bauen geſprochen hatten, beurlaubte ich mich, und nahm meinen Weg nach Hauſe. Er begleitete mich bis an die Grenze ſeines Beſitzthumes, die durch abgeſteckte, weit auseinander ſtehende Pfähle angezeigt war.

Das war alſo der Anfang dieſer Bekanntſchaft.

Ich erkannte im Hinabgehen zum Hauſe gleich, daß er viel geſchickter, ineinandergreifender und auch viel ſchneller baue, als ich. Er mußte in dem Dinge bedeutend mehr Erfahrung beſitzen.

Als ich zu Hauſe angelangt war, beſuchte ich noch meine Leute, dieſe grüßten mich freundlich, und arbeitete luſtig fort, während die warme Luft durch die leeren Räume meiner Zimmer ſtrich, und ſchöne weiße Frühlingswolken über den Wald her bei den Fenſtern herein ſchauten. Kajetan trieb die Rinder bei dem Gitterthore herein, die Mägde trugen Waſſer, weil der Brunnen, der mitten in meinem Hofe ſein ſollte, immer noch nicht angefangen war, und den Thomas hörte ich aus dem Stalle, wo er mit den Pferden beſchäftigt war, bis in meine Stube herauf ſingen.

Nach zwei Tagen kam der Obriſt zu mir zum Beſuche. Er war vom Hage herab gegangen. Er hatte wieder einen dunkeln Rock, dazu die weißen Haare gut ſtanden; auf dem Haupte hatte er aber kein Barett, ſondern einen Hut, wie ſie bei den Soldaten in der Armee gebräuchlich waren, und in der Hand trug er ein Rohr mit einem ſchönen Knopfe.

Ich führte ihn in meine Stube hinauf; denn ich hatte ihn kommen geſehen und war ihm entgegen gegangen. Wir ſetzten uns nieder und redeten eine Weile. Er fragte mich um meine Wirkſamkeit, und ich ſetzte ihm dieſelbe aus einander. Dann ſprachen wir über die Leute, wie ſie ſo in dem Walde vorkommen, und wie ſie fügſam oder unfügſam ſind. Wir ſprachen von den Pflichten der Kirche und Schule, und von denen der Bürger und Unterthanen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß er ſein Beſitzthum ſo erkauft habe, daß es ganz frei iſt, ohne Hörigkeit und Laſten, die er ſchuldig ſei. Als er aufſtand, zeigte ich ihm mein Haus, wie er mir das ſeinige gezeigt hatte, und ſagte ihm, was ich für Pläne hatte. Er lobte alles und ſagte doch hie und da etwas, aus dem ich lernen konnte. Ich zeigte ihm auch meine jungen Pferde, die ihm ſehr gefallen hatten. Er mußte viel mit Pferden umgegangen ſein. Die Rinderzucht des Kajetan lobte er auch, und bat mich, wenn ich überhaupt Kälber aus dieſem Schlage weggebe, daß ich ihm einige zukommen laſſen möchte, er würde ſich aus dieſer Zucht einen Anfang zu der ſeinigen wählen. Ich verſprach es ihm gerne.

Da er fort ging, begleitete ich ihn ebenfalls, wie er mich begleitet hatte. Ich ging mit ihm bis über die Stelle hinauf, wo die Hütte meines Vaters geſtanden war. Dort ſagte ich ihm, daß hier die Grenze meiner Beſitzung ſei, und daß ich mich hier beurlauben werde. Als wir Abſchied nahmen, als er mir die Hand reichte, als wir ſo beiſammen ſtanden, er der alte Mann, und ich der ganz junge — als ich ihm dann, da er fort war, ein wenig nachſchaute, und darauf wieder gegen mein Haus hinab ging, dachte ich: es iſt gut, daß dieſer Mann gekommen ſei, daß ich mit ihm reden könne, daß ich mit ihm umgehe und von ihm etwas lerne.

Nach zwei Tagen, ebenfalls Nachmittag, wo ich wieder ganz frei war, erwiederte ich ſeinen Beſuch. Ich habe nämlich nicht dafür gehalten, daß mein zufälliges Zuſammentreffen mit ihm bei ſeinem Baue für einen Beſuch zu rechnen ſei. Ein alter Diener, den ich fragte, führte mich in das hölzerne Haus hinein. Der Hauptgang des Hauſes, der an der Küche vorüber führte, hatte zwei Thüren gegenüber, die eine rechts, die andere links. Der Diener führte mich durch die Thüre rechts zu dem Obriſten hinein. Er ſaß auf einem niederen Holzſtuhle und fütterte ſelber die zwei ſchönen Wolfshunde, die ich dazumal zum erſten Male ſah, und die mich jetzt ſo lieben. Die Hunde knurrten auf mich, weßhalb er einige Worte zu ihnen ſagte, auf die ſie ſich ſogleich, wie im Verſtändniſſe, beruhigten. Das Zimmer war ſehr leicht, nur aus genagelten Brettern aufgeführt, einige Koffer ſtanden da, Papiere und Bücher lagen herum, und die wenigen Geräthe waren aus weichem Holze zuſammen geſchlagen.

Der Obriſt ſtand auf, als er mich herein gehen ſah, legte die Dinge, die er in der Hand hatte, weg, und ſagte: „Seid gegrüßt, Doctor, ich muß die eingebildeten Narren manchmal ſelber füttern, ſie meinen, was ſie nicht Gutes bekommen, wenn ich ihnen etwas hinein ſchneide. Wir ſind ein wenig weit ſpazieren geweſen. Wir waren durch das ganze Eichenhag hindurch und gar oben auf den Weiden. Da habe ich ſelber erſt ſpät mein Mittagsmahl gehalten, und dann meinen zwei Begleitern das ihrige gegeben. Ich wollte euch zum Sitzen einladen, wenn hier etwas wäre, darauf man mit gutem Fuge ſitzen könnte.“

Ich legte mein Barett ab, und ſaß auf einen hölzernen Stuhl neben dem tannenen Tiſche nieder, an dem er ſtand. Der Obriſt gab den zudringenden Hunden noch ſchnell den Reſt, den er bei meinem Eintritte weggelegt hatte, rückte ſich dann einen zweiten Stuhl an den Tiſch, und ſetzte ſich zu mir nieder.

Wir ſprachen wieder von verſchiedenen Dingen, wie es bei einem ſolchen Beſuche der Fall zu ſein pflegt. Dann ſagte er, er wolle mir ſeinen Bau zeigen, wie ich ihm den meinigen gezeigt hätte. Wir gingen in das Haus, ſahen herunten alles an, und ſtiegen dann auf die Gerüſte und betrachteten den bisherigen Fortgang. Er führte mich auch in die Hütte, wo die Steinmetzarbeiten gemacht wurden, und zu dem Platze, wo man mit Kalkbrennen und mit Löſchen deſſelben beſchäftiget war. Ich ſah, wenn der Mann in dieſem Sommer mit dem Hauſe fertig werden wolle, daß dies auf die Weiſe kaum gehe, wie es bisher betrieben worden war. Und in den Herbſt und Winter hinein konnte er ja doch nicht in den Bretterſtuben wohnen bleiben, wenn die Gemächer, die er im neuen Hauſe beziehen wollte, nicht gehörig ausgetrocknet wären. Ich trug ihm daher an, ich wolle ihm für dieſen Sommer alle meine Leute, welche bei der Förderung meines Hauſes arbeiteten, überlaſſen, da er ſonſt doch keine andern bekäme. Bei mir wäre es einerlei, ob ich ſie habe oder nicht. In meinen Stuben, die einmal zu unſerer Unterkunft eingerichtet wären, könnten wir fort wohnen ſie bedürfen keiner weitern Vorrichtung, und die andern Gemächer könnten heuer ſo gut leer bleiben und unvorgerichtet, wie ſie es im vorigen Jahre geweſen ſind. Im nächſten Sommer würde ich ſie dann ſchon machen laſſen, und er und ich, wir könnten uns dann in die Leute theilen, wie wir es für zweckmäßig fänden.

Der Obriſt ſah ein, daß dieſer Verſchlag gut ſei, und nahm ihn ſehr gerne an.

Da er mir noch die ganze Bretterhütte gezeigt hatte, wie ſie eingerichtet ſei, freilich ſchlecht und nur zu dem augenblicklichen und ſommerlichen Bedürfniſſe auslangend, da wir auch in dem Behältniſſe geweſen waren, in dem derweilen die Braunen ſtanden, und der Wagen aufbewahrt wurde, gingen wir wieder in ſein Gemach, wo ich ihn zuerſt mit den Hunden angetroffen hatte. Als wir uns in dem Gange befanden, aus dem man durch die Thür rechts in ſein Gemach kömmt, öffnete er die Thür links, die gegenüber war, und rief hinein: „Margarita, komme dann auf einen Augenblick zu mir herüber.“

Nach einem kleinen Weilchen, da wir wieder an dem tannenen Tiſche ſaßen, ging ſie bei der Thür herein. Sie war heute in ganz weißen Kleidern, und dieſe Kleider hüllten ſich recht gut um ihren Körper. Da ſie näher trat, war ſie in dem ganzen Angeſichte ſehr erröthet. Der Obriſt ſtand auf, ich auch ſogleich, er nahm ſie bei der Hand, ſtellte ſie vor mich, und ſagte: „Margarita, das iſt der Arzt, der unten im Hange wohnt. Er iſt ein ſehr rechtſchaffener Mann. Wenn wir ihn auch noch nicht näher kennen, ſo ſpricht doch der allgemeine Ruf nur lauter Gutes von ihm. Du wirſt in ihm, wie ich mir zu hoffen getraue, in Zukunft unſern guten Nachbar und unſern Freund verehren."

Dann ſagte er, indem er ſich zu mir wendete: „Dieſe iſt meine Tochter Margarita, ſie hat nur mich allein, und wohnt jetzt mit mir in dieſer Bretterhütte, und wird dann mit mir in dem Hauſe wohnen, wenn es einmal fertig geworden iſt."

Sie hat zu dieſen Worten nichts geſagt, ſondern nur die Augen nieder geſchlagen, und ſich verneigt.

„Du kannſt nun ſchon wieder hinüber gehen in dein Zimmerchen, mein Kind," ſagte er.

Worauf ſie ſich noch einmal verneigte, und fort ging.

Wir blieben noch eine Weile bei einander ſitzen, und dann nahm ich Abſchied und ging nach Hauſe.

Am andern Tage ſagte ich meinen Arbeitern, was ich für ein Abkommen mit dem Obriſt getroffen habe, und daß ſie nun fürder bei ihm arbeiten werden, der ihnen in Anbetracht der Nöthigkeit des Dinges einen etwas größeren Lohn geben wolle, als ich, wenn ſie in den neuen Vertrag willigen wollten. Wir hätten es, nämlich er und ich, ſo ausgemacht. Sie willigten alle ein, und zogen dieſes Tages mit ihren Werkzeugen und Verrichtungen von mir fort, und ſtanden am nächſten Tage bei ihm ein.

Nachdem wir dieſe zwei Anfangsbeſuche gemacht hatten, wobei wir beide in unſern ſchönſten Kleidern waren, ging die Sache ſchon in einem leichteren Geleiſe. Die Krankheiten des Winters hatten ſich ſo glücklich gehoben und der Geſundheitszuſtand des ſchönen Sommers war ſo vorzüglich geworden, daß ich viele Zeit frei hatte und zu meinem Belieben verwenden konnte. Das Bauen hatte für mich eine ſolche Annehmlichkeit gewonnen, und meine Zimmer und mein Haus erſchienen mir ſo leer, ſeit ich die Leute zu dem Obriſt hatte hinauf gehen laſſen, daß ich öfter ſelber in das Hag hinauf ging, um dem Bauen zuſchauen zu können. Die Sache ging jetzt wirklich ſichtbar raſcher, ſeit er die mehreren Hände gewonnen hatte, als früher, obwohl es da auch, wie ich ſchon geſagt habe, viel ſchneller von ſtatten ging, als einſtens bei mir. Der Obriſt kam auch häufig zu mir, und wir ſahen ſehr bald ſchon nicht mehr darauf, wer dem andern einen Beſuch aus Höflichkeit ſchuldig ſei, oder nicht, ſondern wie es einem anmuthete, daß er zu dem andern gehen ſollte, nahm er ſein Barett und ging. Es iſt eine wahre Freude für mich geworden, die Geſpräche dieſes Mannes anhören zu können, und es that mir auch wohl, von dem, was ich dachte, was ich erforſchte und was ich für die Zukunft vor hatte, zu ihm reden zu können. Ich war jetzt gewöhnlich vor meinem Mittagsmahle ſchon mit meinen Tagesgeſchäften fertig, und ging Nachmittags, wenn die Sommerſonne wie ein glänzendes Schild zu den Abendwäldern ſachte hinüber ging, gerne zu ihm hinauf, um die Zeit bis zu dem lauen Abende mit ihm zubringen zu können, worauf ich wieder heim ging, um mich bei meinen Forſchungen und bei meinen Vorbereitungen für den folgenden Tag zu beſchäftigen. Wenn ich eines Tages länger aufgehalten war, und vielleicht nach dem Eſſen etwas mehreres anzuordnen hatte, als gewöhnlich, weil da die Boten warteten, die ich mit Mitteln zu den verſchiedenen entfernten Kranken ſchicken mußte, von denen ſie gekommen waren: ſo kam er ſchon herunter und ſagte, er wolle ſehen, ob ich krank ſei, oder ob ich ſo viel zu thun hätte, daß ich nicht zu ihm hinauf kommen könnte. Wenn er dann ſah, daß ich nur ſo viel zu ſchaffen gehabt hatte, daß ich nicht zu ihm kam, war es ihm ſchon recht.

Seine Tochter Margarita war ſehr ſchön. Ich habe einmal eine in Prag gekannt, Chriſtine, die Tochter eines Kaufherrn, die ſehr ſchön geweſen iſt, aber Margarita war viel ſchöner.

Das einzige, was in meinen Sachen dieſes Sommers gefördert wurde, war der Wagen, welchen ich für die zwei jungen Pferde beſtellt hatte und welcher ankam. Wir verſuchten die Thiere darin, und der Obriſt war herunten, und gab uns in vielen Kleinigkeiten hiebei ſeinen Rath, der uns außerordentlich zum Vortheile war. Er nahm einmal ſogar ſelber die ſchlanken Rappen in die Leitriemen zuſammen, und fuhr mit ihnen ſo geſchickt den Weg entlang, als wären ſie ſeine Wolfshunde, die ihm ſehr folgen. Der Wagen war ſchön, leicht, und war in ſeinen Einrichtungen und in ſeiner Geſtalt zu meiner Zufriedenheit ausgefallen. Der Obriſt zeigte dem Thomas mehrere Anſtalten, wie er die jungen Pferde behandeln ſolle, damit ſie im beſten Gedeihen fort lebten.

Mehrere Tage nach der Sonnenwende wurde das Dach auf das Haus des Obriſts geſetzt. Es war der

Richter der oberen Häuſer, worunter das Hag gehört, zugegen, es war der alte Pfarrer von Sillerau mit dem Wagen des Obriſts abgeholt worden, es war der Gutsherr von Tunberg mit ſeiner Frau und ſeinen Töchtern herein gekommen, es war der Vetter, der Wirth vom Rothberge zugegen, und es waren mehrere Bauern und Nachbarn, die in den Waldhäuſern herum wohnen, eingeladen worden. Als die letzte Sparre aufgerichtet worden war, an welcher der Fichtenwipfel befeſtiget war, an dem die bunten Bänder wallten, vorzüglich roth- und blauſeidene — ich wußte damals noch nicht, warum dieſe Farben — als man unten die erſte Latte angenagelt hatte, dann ſogleich an ihr die nächſt obere, und als es mit den vielen Händen, die beſchäftigt waren, im Taktſchlage raſch aufwärts ging, bis endlich die oberſte und letzte am Firſt befeſtigt war, und die drei Daraufſchläge als Zeichen, daß es nun vollendet ſei, nach den rollenden Axtſchlägen noch einzeln erſchollen waren: da erhob ſich ein Zimmergeſelle neben dem Fichtenwipfel in ſeinem Sonntagsſtaate, von deſſen Hute zwei lange rothe und blaue ſeidene Bänderenden herunter hingen, am Rande des Brettes ſtehend, das man über die oberſten Querbalken der Sparren gelegt hatte, und ſagte den Zimmermannsſpruch auf uns herunter, die wir im Graſe ſtanden und hinauf ſchauten. Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Kriſtallflaſche, die hinter ihm auf dem Brette geſtanden war, ſchenkte ſich aus der Flaſche einen Wein, der in derſelben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt, und trank den Wein auf uns herunter grüßend aus. Dann warf er das leere Glas hoch in einem Bogen in das Eichenhag hinüber, daß es in den Aeſten zerſchellte. Hierauf reichte er die Flaſche dem zunächſt hinter ihm auf dem Brette ſtehenden, welcher ſich auch in ein Glas ſchenkte, austrank, und das leere Glas in das Eichenhag warf. Und ſo thaten alle hinter einander auf dem Brette ſtehenden Gewerksgeſellen, bis es auf den letzten kam. Dieſer nahm die Flaſche, die bei ihm leer geworden war, zu ſich, alle gingen ſie auf den Querbalken ſeitwärts, kletterten an den Latten zum Rande des Daches herunter, kamen auf die Gerüſte, und gingen aus der letzten Stufe zu uns auf den Anger heraus. Die leere Flaſche wurde dem Bauherrn übergeben, weil in ſie Dinge verſchiedener Art gethan, ſie dann verſchmolzen und in den Grundſtein vergraben werden ſollte, wenn man ſein Feſt feiern würde. Als dieſes geſchehen war, wurde auf mehreren Tiſchen, die aus rohen Brettern in verſchiedenen Geſtalten zuſammen geſchlagen worden waren, ein Imbiß aufgeſetzt. Alle, welche aus der Gegend helfen gekommen waren, ſtanden an einem Tiſche. Es iſt nämlich die Sitte, wenn an einem neuen Hauſe gelattet wird, daß alle aus der Gegend, denen es gefällig iſt, zuſammen kommen und helfen. Es iſt da eine Auszeichnung, wenn man mit den Aexten, mit deren umgekehrten Häuptern die Lattennägel eingetrieben werden, einen ſchnell rollenden Taktſchlag machen konnte, und wenn man ſich dann in der Nachbarſchaft zu rühmen vermochte, daß man ein Dach von ſo und ſo viel Geviertklaftern in ſo und ſo kurzer Zeit eingelattet habe. Am zweiten Tiſche ſtand der Zimmermeiſter mit ſeinen Gewerken und that auch einen Spruch, als alle ihre Gläſer gefüllt hatten, und ſie eben an den Mund ſetzen wollten. Am dritten Tiſche ſtanden wir, die Geladenen, nebſt dem Obriſt, und an die andern Tiſche konnte gehen, wer da immer aus der Umgegend kam, namentlich die Armen, und ſich Wein zum Trinken einſchenken und einen Biſſen vom Tiſche zum Eſſen nehmen wollte. Als der Spruch des Zimmermeiſters aus war, und als man die erſten Trinkhöflichkeiten herum gebracht hatte, durften wir auch zu dem Tiſche der Gewerke gehen, es durften die andern herüber kommen, und alle unter einander gehen und mit einander ſprechen. Als der Imbiß aus war, und als man insbeſondere den ärmeren gekommenen Gäſten Zeit gelaſſen hatte, alles, was auf ihren Tiſchen war, zu verzehren, ging man auseinander, und von den Werkleuten wurden die Tiſche eben ſo ſchnell auseinander geſchlagen, als ſie geſtern auf dem grünen Raſen, wo früher keine Spur geweſen war, entſtanden waren.

Am darauf folgenden Tage begann man die Dekkung des Daches, und es wurden die Stuben, die der Obriſt im Winter zu bewohnen gedachte, und welche bereits eingedielt waren, im Innern vorgenommen, daß ſie heraus geputzt würden, daß man die Kamine verziere, die Fenſter ſetze, und wenn die Mauern gehörig ausgetrocknet wären, ſie mit einer ſanften Farbe übertünche.

Der Sommer war aber auch ſo überaus günſtig, wie ſelten einer über unſere ſchönen Wälder herabgekommen iſt. Es war oft eine Reihe von Tagen hinter einander, einer ſchöner, als der andere, und wenn auch Wolken erſchienen, ſo dienten ſie blos zur Verzierung des Himmels, indem ſie am Tage in Silber und Edelſteinen ſchimmerten, und Abends in rothbrennenden Bändern und Schleiern über die Bäume, über die Berge, und über die Saaten hinaus ſtanden. Und weil der viele Winterſchnee ſo langſam geſchmolzen iſt, ſo war troz der langen Regenloſigkeit keine Dürre, ſondern die tiefe innere Feuchtigkeit der Erde machte ein Grün auf unſern Wäldern und Feldern, daß einem das Herz lachte, und die Quellen und Bäche der Thäler hüpften und ſprangen ohne Abgang des Waſſers, als würden ſie heimlich immer wieder von Geiſtern oder Engeln genährt.

Als das Haus des Obriſts eingedeckt war, als alle Dielen und Fußböden gelegt waren, als man von außen die Mauern herab geputzt und die Fenſter eingeſetzt hatte, ſah es, noch ehe die heißen Tage des Erndtemonats vorüber gegangen waren, von außen aus, als ob es ſchon vollkommen fertig wäre. Die Gerüſte und alle die Balken und rohe Werkzeuge des Baues waren entfernt, und das Haus blickte, von dem dunklen Eichenhage ſich abhebend, ſo ſchön auf die

Waldſtreifen und auf die Mitterwegfelder hinaus, wie ich es vorher geſehen hatte, daß es ſein würde. Es ward fortan nur mehr im Innern fortgebaut, und gereinigt und verziert. Selbſt der Garten ward ſofort umgegraben und mit einem Gitter eingehegt, weil der Obriſt noch im Herbſte allerlei Knollen, Pflanzen und Bäume ſetzen wollte, daß er ſich in dem nächſten Frühlinge darüber freuen könnte. Er ſchien zu eilen, weil er ſich alt fühlte, und doch die wenigen Stunden ſeines Abends in ſeinem fertigen und herausgeputzten Hauſe zubringen wollte.

Als die goldgelben Wagen des Kornes und der Gerſte in die Scheuern gingen, kamen eines Tages auch andere Wagen, die mit Truhen und Verſchlägen bepackt waren. Sie enthielten Sachen des Obriſts, mit denen er in die fertigen Gemächer ſeines Hauſes einziehen wollte. Als die Dinge abgepackt, heraus genommen, und nach ein paar Tagen geſtellt waren, führte er mich in die Zimmer hinein. Das Haus des Obriſts hat kein Stockwerk, wie das meinige, ſondern die Wohnungen ſind an der Erde und nur um einige Stufen gehoben, weil unter ihnen Vorrathskammern, Obſtlagen und andere derlei kühle Behältniſſe angebracht waren, deren kleine vergitterte Fenſter nur wenig oberhalb des Sandes des Gartenweges heraus ſchauten. Das Innere des Hauſes enthält einen Gang, deſſen eine Seite durch ſehr große Glasfenſter geſchloſſen iſt, außer denen ein gläſernes Haus iſt, in welchem Gewächſe ſtehen. Die andere Seite enthält die Thüren zu den Wohnungen; eine zu zwei Zimmern des Obriſts, eine andere zu denen Margaritas. Zwiſchen beiden iſt das Bücherzimmer; man kann aber durch daſſelbe von dem Obriſt zu Margarita kommen. Das eine Ende des Ganges, gleich neben Margaritas Thür, iſt durch ein großes Zimmer geſchloſſen, das viele und große Fenſter hat, weil das Zimmer ebenfalls beſtimmt iſt, im Winter Blumen und Gewächſe zu enthalten. Das andere Ende führt in drei Zimmer, die noch nicht fertig ſind. Zu beiden Enden des Ganges ſtehen ſehr ſchief hinüber auf einer Seite die Gemächer der Diener, die Küche und anderes, auf der anderen der Pferdeſtall und das Wagenbehältniß. Die Scheuer iſt weiter zurück gegen das Eichenhag, und neben ihr werden Ställe für andere Thiere gebaut. Als mir der Obriſt ſeine zwei Zimmer gezeigt hatte, führte er mich auch zu Margarita hinüber. Hier verkündete ſich die

Reinlichkeit ſchon von außen; auf der breiten Schwelle, die zwiſchen dem Thürfutter der ſehr dicken Mauer iſt, lag eine feine gelbe Matte aus Rohr, die genau in den Raum paßte, und diente, daß man ſich die Sohlen abwiſche. Der Obriſt klopfte an, und es tönte ein Herein. Wir gingen hinein und fanden ſie mitten in dem erſten Zimmer ſtehen, und wahrſcheinlich im Begriffe, zu ſehen, wie all die Sachen ſtünden, und ob nichts abgeändert werden müſſe. Eine Dienerin ging eben von ihr und hatte verſchiedene Dinge auf dem Arme. Das Zimmer war ganz rein gefegt, es war kein Stäubchen, und die Dinge ſtanden in der vollkommenen Ordnung. Die braunen Haare Margaritas legten ſich ſo ſchön an das Haupt, und die braunen Augen blickten ſo klar, wie das Zimmer. Das Mädchen iſt ſo geſund, daß man nicht denken kann, wie es eine Krankheit beginnen ſollte, hier Eingang zu finden. Sie zeigte uns die Sachen, wie ſie geſtellt ſeien, und fragte uns, ob es ſo bleiben könnte. Als wir beide ſagten, daß es ſehr gut ſei, antwortete ſie, daß ſie die Dinge alle Tage anſchauen werde, und da müſſe ſich ſchon zeigen, ob man es ändern ſolle. Wir gingen auch in das zweite Zimmer. Da ſtand hinter hohen geſchloſſenen Vorhängen ihr Bettlein. Auf einem kleinen Tiſchlein war ein Crucifix von ſehr guter Arbeit. Gegenüber war ein Kaſten, in dem nette Bücher ſtanden, und daneben war ein Tiſchlein, wo ſie leſen konnte und ihre kleinen Aufſätze ſchreiben. Der Obriſt führte mich durch das Bücherzimmer in ſeine Wohnung zurück. Es waren aber noch keine Bücher in dem Zimmer, ſondern die Wände ſtanden ganz leer.

In dieſem Sommer trockneten die Mauerwerke ſo ſchnell, daß man es kaum glauben ſollte; deßohngeachtet ſchliefen der Obriſt und Margarita immer in der hölzernen Hütte, und waren nur am Tage, wo alle Fenſter offen ſtanden, in ihrer Wohnung. Alles, ſagte der Obriſt, ſollte ſo trocken ſein, als es nur immer möglich iſt, und dann würden ſie erſt im ſpäten Herbſte, wenn es in der Bretterhütte bereits zu kalt würde, ganz und gar in ihre Wohnung hinüber gehen. Auf gleiche Weiſe hielt er es mit den Dienſtbotenzimmern und dem Stalle, die auch ſchon fertig und zu beziehen waren.

Als die Arbeit an dem Hauſe und deßhalb auch die Aufſicht immer weniger wurde, gingen wir an den Nachmittagen, weil die Hitze ſich milderte, und die ſanfteren Tage des Herbſtes heran rückten, ſehr viel in der Gegend herum. Wir gingen täglich ſpazieren. Ich führte den Obriſt an manche Stellen der Wälder, wo der Eistag des Winters große Zerſtörungen angerichtet hatte, und die dorrenden Bäume noch über einander lagen; denn ich kannte viele Stellen ſehr gut, und fand ſie, wenn ich auf meinen Gängen die Wälder in verſchiedenen Richtungen durchſchnitt, oder oft ohne allen Weg über einen Bühel oder eine Waldſchneide gerade herüber ging. Wir waren auch in der Höhle im Duſterwalde geweſen, in welcher der Joſikrämer drei Tage und Nächte des Winters hatte zubringen müſſen. Margarita war meiſtens mit uns. Wir gingen öfter durch das ganze Eichenhag hinaus, wir gingen über die Weidebrüche, in die entfernteren Ortſchaften, auf einen Berggipfel, ſo zwar, daß ſchon manchmal die Sterne flimmerten, und oberhalb uns das leiſe nächtliche Laub raſchelte, wenn wir auf einem Waldwege zurück nach dem Hauſe des Obriſts gingen.

Zuweilen beſuchten ſie mich auch in meinem Hauſe. Als Margarita zum erſten Male herunten geweſen war, zeigte ich ihr meine ſchwarzen Pferde, ich zeigte ihr auch meinen Hühnerhof, wo die Geflügel zwiſchen einer großen Einzäunung herum gehen können, und ich zeigte ihr dann den Vorrath der Scheuer, und die ſchönen Kühe, welche Kajetan und die Magd pflegen und zu meiner Zufriedenheit ſo rein halten. Als ſie die Kälber ſah, ſagte ſie, wenn ich ſchon dem Vater eines geben wolle, wie es im Vornehmen ſei, ſo ſollte ich ihm doch dieſes geben. Sie hatte eines ausgeſucht mit ſehr ſchönem weißen Kopfe, mit weißer Fahne und dunkelbraunen Lenden. Sie gehen nicht häufig mit einer ſolchen Zeichnung in unſern Waldweiden herum. Ich ſagte ihr, daß ich wohl ſelber gedacht habe, dieſes würde ich hinauf ſenden, und ſobald der Stall im Hage oben im bewohnlichen Zuſtande wäre, ſo würde das Kalb geſchickt werden und mit ihm ein anderes, das faſt eben ſo ausſähe, nur in dem Augenblicke nicht hier ſei, damit ein Anfang gemacht würde zu ſchönen, glänzenden, zuthulichen Rindern.

Als der Winter hereinbrach, war er ſo milde, wie ich mich nicht erinnere, je einen ſolchen in unſerem Lande erlebt zu haben. Der Obriſt und Margarita zogen im ſpäten Herbſte, da ſonſt lange ſchon Reife und Fröſte auf unſeren Wieſen geweſen waren, heuer aber noch immer eine milde Spätſonne herunter lächelte, in ihre Wohnung. Sie wendeten auf meinen Rath ebenfalls das Mittel der ausgeglühten Pottaſche an; aber dieſelbe zeigte, wenn ſie eine Zeit in der Wohnung geſtanden war, ſo wenig Zuwachs an Waſſer, daß die äußeren Dicken der Mauern gewiß als vollkommen trocken angeſehen werden konnten. Der Obriſt ließ im Winter immer in ſeinen noch nicht fertigen Räumen ein wenig fortarbeiten.

Weil ſich mit dem Eintritte der naſſeren und trüberen Jahreszeit, wie immer, die Uebel der Menſchen vermehrten, ſo minderte ſich meine freie Zeit, und ich konnte weniger in der Geſellſchaft meiner Nachbarn ſein. Einmal, da ich in der tiefen Nacht von dem Wege der Weiden herab ging, weil ich in dem Gehänge geweſen war, und da ich links von mir in dem dichten herabrieſelnden Winterregen das Eichenhag nur undeutlich, wie einen ſchwarzen Dunſt ſehen konnte, daneben aber deutlich und klar ein Licht glänzte, glaubte ich, es ſei das von dem Zimmer des Obriſts wo er etwa mit Margarita ſitze und leſe oder ſonſt etwas Aehnliches thue. Deßhalb beſchloß ich, auf das Licht zuzugehen und ein wenig bei dem Obriſt zu bleiben. Allein ich kam, da ich doch auf bekanntem Boden ging, in die Wieſen des Meierbacher, und dann gar in ein Geſumpfe, das nach meiner Meinung eigentlich nicht da ſein ſollte. Als ich mit jedem neuen Schritte immer mehr hinein gekommen wäre, kehrte ich um, damit ich den feſten Boden wieder gewinne, den ich verlaſſen hatte. Ich begriff nun, daß ich von einem Irrlichte getäuſcht worden war, und daß ich mich gar nicht da befinden müſſe, wo ich glaubte. Solche Lichter entſtanden manchmal in der Senkung, wie ſie früher war, ehe ſie der Obriſt hatte reuten laſſen, und ſie wurden zu verſchiedenen Zeiten geſehen. Sie wanderten da gleichſam bald an dieſen Ort, bald an jenen, oder ſie entſtanden vom Urſprunge an bald hier, bald da. Plötzlich wenn man auf eins recht hin ſchaute, war es gar nicht da, dann ging es an dem Gehege hinunter, wie eine Laterne, kam aber am Ende des Geheges nicht heraus, und konnte überhaupt nicht geſehen werden. Auf eimal ſtand es weit unten an den Eſchen, als wartete es. Ich kenne derlei Lichter ſehr wohl, weil ich oft in der Nacht herum gehen muß, wie die hieſigen Menſchen nicht thun, ſondern in ihren Häuſern bleiben — in mancher feuchten Nacht des erſten Winters, des ſpäten Herbſtes, des ſchädlichen Märzen, oder nach Mitternacht im Sommer, wenn die weißen ſanften Streifen ſich an den Wieſen ziehen. Als ich auf den Platz zurückgekommen war, an dem ich von meinem Wege weg auf die Wieſe gegangen war, war es gleichwohl nicht derſelbe Platz — es ſtanden wohl die drei Föhren da, die früher da geſtanden waren, aber es war nicht, als ob es dieſelben drei Föhren wären, auch konnte ich mich nicht entſinnen, daß ich meines Weges genau geachtet hätte, da ich auf eine Kranke dachte, die mir ſehr an dem Herzen lag. Ich hatte von meinem Großvater gelernt, dem es auch wieder ein alter Schwede ſagte, der nach dem Kriege als erſter Anſiedler in das Haslung gekommen war, daß man, wenn einem ein bekannter Weg anfange, wirrig und entfremdet zu ſein, ſogleich umkehren und zurück gehen ſolle, bis alles wieder ein Anſehen gewinne, das man vollſtändig kenne; dann ſoll man ein wenig ſtehen bleiben, und dann den gewünſchten Weg aufs Neue einſchlagen. Ich ging alſo von den drei Föhren an, noch weiter zurück. Die dunklen Büſche, die ſich in dem Regen duckten, und an einander kauerten, gingen an mir vorüber, dann ſtanden zerſtreute Fichten, welche in ſchmalem Buſchwerke von unten bis oben bewachſen ſind, und ein ſchwarzer Zaun ging neben mir. Ich kannte alles nicht. Als ich an die Stelle zurück gekommen war, wo ſich das Geleiſe von dem Wege trennen und gegen den Sillerwald hinüber gehen ſolle, war das Geleiſe gar nicht da. Ich ging alſo noch weiter zurück, und zu meiner Verwunderung führte es aufwärts. Plötzlich ſtand ich ganz oben auf der Schneide des Abhanges, und plötzlich erkannte ich, daß ich mich ja noch gar nicht unterhalb des Eichenhages befinde, wo man auf das Haus des Obriſts hinüber ſehen könne, ſondern daß ich noch weit oberhalb deſſelben war, und zwar auf der Schneide des Gehänges der Weidebrüche, ich erkannte auch, daß das Irrlicht in der Senkung geſtanden war, und daß ich in das Sumpfwaſſer derſelben hinein gegangen ſei. Das Irrlicht war aber während meines ganzen Rückweges, auf dem ich mich öfter umgeſchaut hatte, nicht mehr ſichtbar geweſen, ſondern überall lag die gleichförmige ſchwarze Finſterniß. Als ich noch auf dem Abhange ſtand und herum ſchaute, erzeugte ſich ein etwas lichter Streifen an dem Himmel, und ich ſah, daß das nicht das Hag geweſen ſei, was ich dafür gehalten habe, ſondern daß eine Herbſtwolke an dem entfernten Dürrwalde gehangen, und ihn wie einen näheren Waldklumpen gezaubert hatte. Als ich noch immer ſchaute, ſtand plötzlich mein Irrlicht wieder weit von mir entfernt drüben — es ſtand in derſelben Richtung, aber auf einem andern Grunde, nicht auf der Stelle, wo ich es früher geſehen hatte. Ich ſtarrte recht deutlich in das Licht hinein. Und wie die lange ſchlanke weiße ruhige Flamme drüben ſtand, oder auch wie ein feuriger Engel, der ein weißes Kleid an hat, und wie der hohe finſtere Wald dahinter ſtand, und wie die Nacht ſo leiſe fort regnete, und immer ſchwieg und finſter war, und wie ſich überall rings herum Niemand befand, als ich allein: war es faſt ſchön anzuſehen, wie es war. Weil ich nun das bekannte Anſehen der Gegend hatte, das mein Großvater und der Schwede verlangen, trat ich meinen gewünſchten Weg wieder an. Ich ging den Pfad, der neben dem ſchwarzen Zaune lag, hinunter — jetzt kannte ich ihn recht wohl — die dunklen Büſche, die ſich früher verſtellt hatten, waren mir auch ſehr bekannt, und ich hatte ſie früher oft geſehen. Ich ging des Weges nach einander dahin. Und wie ich neben den Schlehenbüſchen war, die wie ein ſchwarzer kriechender Zug fort wanderten, und wie die Erlen, die von meinem Wege links ſtanden, durch das Licht gingen, ich aber an das Fieber der Maria Hartens dachte, das mir ſtets in dem Sinne und in dem Herzen war: duckte das Lichtlein einmal ganz leicht nieder, und war verſchwunden. Es kam auch gar nicht wieder zum Vorſcheine. Ich ging des Weges vollends hinab, und wie ſich das wirkliche Eichenhag, das ich nun ſah, um mich hinüber ſchob, kamen erſt die wahren Lichter von dem Hauſe des Obriſts zur Erſcheinung — ſie ſtanden in einer Reihe recht klar, recht vernehmlich und recht freundlich da. Ich ging aber nicht mehr hinüber, weil ich auch ſehr beſchmutzt war, ſondern ich ging ſofort in mein Haus hinunter, und las in derſelben Nacht noch recht lange in vielen meiner Bücher wegen der armen Maria.

So hatte ich oft verſchiedene Zufälle auf meinen Wanderungen.

Als der Winter weiter vorrückte, und der Schnee ſchon eingefallen war, ging ich öfter, wenn ich erſt ſpät nach Hauſe kam, wie es bei der Jahreszeit faſt täglich der Fall war, noch im Abende, oder in der Dunkelheit der Nacht in das Haghaus hinauf. Der

Obriſt hatte in das Bücherzimmer eine ſehr große Heize machen laſſen, darin man die Scheite, welche hinein gethan wurden, durch ein feines Gitter hindurch lodern ſehen konnte. Auch hat er Geräthe, von denen, welche angekommen waren, hinein geſtellt, daß man auf ihnen herum ſitzen, und den Schein des Feuers auf dem Fußboden anſchauen konnte. Wenn dann die große Lampe kam, die auf den Tiſch geſtellt, das ganze Gemach mit Licht erfüllte, ſahen wir Schriften an, wovon der Obriſt manche aus verſchiedenen alten und merkwürdigen Zeiten hat, oder Bücher, in denen etwas geleſen wurde, oder wir ſaßen blos vergnügt in der ſo freundlichen Stube und redeten von den verſchiedenſten Dingen der Welt. Und wenn ich dann nach Hauſe ging, und ein Geſtöber war, oder die weiche Schneefläche vor mir lag, die in der trübſten Nacht einen feinen Schimmer gab, begleiteten mich gerne die zwei Wolfshunde, ſie gingen oft bis an den Hügel mit, auf welchem die Eſchen ſtehen, und liefen dann zurück, daß es im Schnee ſtäubte, und ich, wie ich nach meinem Hauſe hinunter ging, noch manchen einzelnen Laut von ihrem Jauchzen vernehmen konnte.

Im Winter kamen auch Verſchläge an, in denen

Bilder waren, welche der Obriſt in verſchiedenen Zeiten ſeines früheren Lebens erworben hatte. Wenn ich dann an einem ſchönen klaren Wintertage hinauf kam, zeigte er mir ſie, lehrte ſie mich kennen, und ihre Vollkommenheiten empfinden. Einige ſehr ſchöne hing Margarita in ihren Zimmern auf, die anderen wurden in den Zimmern des Obriſts an verſchiedenen Stellen, die er recht ſorgfältig auswählte und prüfte, aufgemacht. Ich habe nie ſo ſchöne Dinge geſehen, oder ich habe ſie in den früheren Zeiten meines Lebens nicht erkannt.

Als der Frühling kam, der heuer ſo früh eintrat, wie ihn Niemand vermuthete, fing der Obriſt, da nur erſt der Schnee weg war, und die Erde weich wurde, ſogleich alle ſeine Arbeiten wieder an. Er ließ das Eichenhag, in ſo weit es ſein Eigenthum war, reinigen, das dichtere unnützere Geſtrippe mußte weg, der Boden wurde von den häßlichen Abfällen befreit, und daß er ſchönes Gras treibe, mit eiſernen Rechen gerechet. Die dürren Bäume wurden umgehauen, und wo einer auch nur einen verdorrten Aſt zeigte, wurde derſelbe an ihm, wie man es kaum an einem Obſtbaume thun könnte, mit der größten Sorgfalt weg geſagt. Die Senkung, wie ich es ſchon am Eingange dieſer Schrift geſagt habe, ein lichtbraunes faules Moor, darauf nur die kleinen Sumpfföhren, und die rothen Moosbeeren wuchſen, und ein gelbes Gras war, deſſen Spitzen braun wurden, hatte er an ſich gekauft, und fing an, es, wie ich ſchon oben aufgeſchrieben habe, zu einer Wieſe umzugeſtalten. Auch ſeine Felder, die er zugleich mit dem Hausplatze gekauft hatte, wurden in Arbeit genommen und zur Saat vorbereitet. Er hatte deshalb Knechte genommen und Zugthiere gekauft, und ihnen die vorgerichteten Wohnungen, die in dem heiteren Winter gut austrocknen konnten, in ſeinem Hauſe eingeräumt. Er wollte den Anbau des Weizens in dieſer Gegend empor bringen, den höchſtens nur einige, gleichſam wie zum Verſuche im Kleinen, begonnen hatten. Deßwegen hatte er Sommerweizen aus anderen harten und winterlichen Berggegenden kommen laſſen, um ihn zu verſuchen, wie er hier anſchlage. Die Winterſaat hatte er im Herbſte ſo gut gemacht, wie man es in dieſen Wäldern eigentlich nicht zu ſehen gewohnt iſt. Auch der Garten, um den das Holzgitter gemacht worden war, wurde bearbeitet, und die Glasdecken, unter denen die Frühgemüſe und andere

Dinge wachſen ſollten, über ihre mit Dünger ummauerten Gruben gelegt.

Um dieſe Zeit kamen auch die Bücher an. Mehrere große Truhen von weichem Holze wurden abgeladen, in denen ſie waren. Sodann wurden ſie ausgepackt. Der Obriſt hatte die traulichen Geräthe, unter denen wir den Winter zugebracht hatten, aus der Stube fortgeſchafft, und Haufen von Büchern lagen herum. Die mehreren Schreine, in welche ſie kommen ſollten, waren fertig geworden und wurden an den Wänden an ihren Stellen aufgeſtellt. Wenn der Obriſt nicht Zeit hatte, weil ihn die verſchiedenen Arbeiten bald hierhin bald dorthin riefen, und bei ſich behielten, half ich ſelber die Bücher ordnen und an ihre gehörigen Plätze ſtellen. Eine ſolche Bücherei wäre eigentlich meine rechte Freude. Oft ſtand ich auf der Doppelleiter, die man hatte machen laſſen und deren Füße mit Tuch überzogen waren, daß ſie den Boden nicht beſchädigen, und ſtellte die Bücher, eines nach dem andern, auf verſchiedene Plätze, wie es mir tauglich ſchien und wie ſie ſich der Natur zu Folge reihen ſollten. Margarita ſtand unten, und reichte ſie mir dar. Dann ſchrieben wir auf, wie wir ſie geſtellt haden, daß man ſie wieder finden könne, und daß aus dieſen Zetteln eine allgemeine Ueberſicht zu verfaſſen ſei, daran man zugleich den Stand und Ort jedes Buches erſehen möge, wenn man es ſuche. Später ſollten wieder, wie der Obriſt vor hatte, wenn nur einmal die Bücher in Ordnung wären, recht vertrauliche und liebliche Geräthe in die Stube kommen, insbeſondere mehrere gute und weiche Sitze, der große Lampentiſch und andere Dinge, die uns ſchon einfallen würden, damit wir den kommenden Winter wieder in dieſer Stube unter den Büchern und bei dem Scheine der großen Heize recht freundlich zubringen könnten.

Margarita hatte jetzt noch mehrere Bilder in ihre Zimmer bringen und dort aufhängen laſſen. Sie führte mich zu manchen hin und zeigte mir, wie ihr dieſes daran gefalle, und dann dieſes, und dieſes.

Da die warmen Tage heran rückten, und das weiche grüne Gras die Hügel bedeckte, obwohl der harte Obſtbaum noch keine Knoſpe trieb, und nur erſt das niedere Geſträuch an den Bächen, dann die Hollunder, die Weiden ſich mit kleinen Blättern und grauen Kätzchen bedeckten, wurde das Feſt der Grundſteinlegung des Hauſes gefeiert. Es waren ungefähr die nämlichen Menſchen gegangen, wie damals, da der Zimmermannsſpruch bei der Aufſtellung des Dachſtuhles abgehalten wurde. Man öffnete die Marmorplatte des Steines, der unter dem Haupteingange des Hauſes lag, welcher Eingang durch ein Vorgemach in den Blumenſaal führte, aus dem man dann in den Gang kam, an dem die Wohnzimmer des Obriſten und Margaritens gewesen. Unter der gehobenen Marmorplatte kam ein hohler Würfel, ebenfalls aus Marmor, zum Vorſcheine, der durch eine ſehr ſtarke Glasplatte geſchloſſen war. Als man auch dieſe Platte gehoben hatte, zeigte ſich der hohle Raum, der beſtimmt war, die Gedenkſachen, die man hinein thun wollte, aufzunehmen. Der Raum war ganz mit Glas, welches nämlich gar keiner Art Fäulniß unterliegt, gefüttert. Man ſtellte die Flaſche, aus welcher der Zimmermann bei ſeinem Dachſtuhlſpruche Wein eingeſchenkt hatte, in den hohlen Raum. In der Flaſche waren alle Silber- und Goldmünzen enthalten, welche jetzt gangbar ſind, und ihr Gepräge war von dem letzten Jahre, dann war ein viereckiges Goldſtück dabei, eigens zu dem Zwecke gemacht, daß darein der Jahrestag der Grundſteinlegung geſchnitten wurde, dann lag noch ein Pergament in der Kiste, auf welchem die merkwürdigen Dinge mit Gegenwart aufgeschrieben waren. Die Kiste ist am Marmor ihres Halses mit einem Glasstücke zugeschlagen worden. Da dieses Denkmal hineingestellt worden war, legten viele der Anwesenden auch noch Dinge dazu, wie sie entweder schon vorläufig mitgebracht hatten, oder die ihnen erst jetzt einfielen. Ein Buch, einen kleinen Ring, eine Muschelschale von Porzellan, einen Uhrschlüssel, beschriebene Blätter, einer warf eine Rose hinein, die er aus einem Gewächshause mit hieher gebracht hatte, und die Mädchen und Frauen thaten Bänder hinein, daß man einst wisse, was dazumal in diesen Dingen für eine Mode geherrscht habe. Als dieses vorbei war, legten die Gewerke die Glasplatte wieder auf die Oeffnung, daß sie sehr gut gefügt war, dann wurde die Fügung, die rings um das Glas lief, mit einem dichten Kitte verstrichen, der erhärtet und dann keine Luft, keinen Regen und keinen Dunst durch sich hindurch läßt. Ueber der Glasplatte wurde der Deckel aus Marmor in seinen Falz gethan, und derselbe ebenfalls mit dem Kitte verklebt, worauf über der Platte der gewöhnliche Stein gelegt wurde, mit denen der ganze Gang und rings ein Gesimse des

Gebet geſchloſſen iſt, weil man nicht mehr unterſcheiden konnte, unter welcher Decke die Dinge ruhten, die man eben unter die Erde gethan hatte. Darauf begaben ſich alle Menſchen, die herum geſtanden waren, in das große Wohnungszimmer, das man zu einem Begräbnißmahle hatte eingerichtet hatte. Es waren von den Gewächſen, welche der Obriſt ſelbſt in kleinen Töpfen über in dem Zimmer gehabt hatte, einige grüne Geſchirre [illegible] wurden ſie mit ſolchen Zweigen bedeckt, welche ſchon die erſten und zarten grünen Frühlingsblätter zeigten. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch, auf welchem ſich Wein und einige Speiſen befanden. Der alte Pfarrer von Sillerau ſprach ein Gebet um Segen für die Speiſen, worauf er dann die Aufforderung machte, weſſhalb man zu dieſen Speiſen verſammelt ſei, und Gott auch um Segen für Haus und alle, die es zu bewohnen, anflehte. Sodann ſchloß er dann mit einer Rede an die Verſammelten, und bat ſie mit einigen Worten, daß ſie immer ſo friedlich, ſo einig und ſo nachbarlich geſinnt bleiben möchten, wie ſie es heute ſeien, wo ſie ſich zu dieſer gemeinſchaftlichen kirchlichen Angelegenheit vollzählig eingefunden hätten.

Hierauf wurde von dem Imbiß unter verſchiedenen Geſprächen etwas verzehrt, und dann entfernten ſich die Gäſte, einer früher, der andere ſpäter, bis der letzte von dem Obriſt Abſchied genommen hatte, und er wieder mit ſeinen Leuten allein war, die daran gingen, das Blumenzimmer in den Stand zu ſetzen, in dem es vor der Feierlichkeit geweſen war. Ich bin gleich nach dem Gebete des Pfarrers fortgefahren, weil ich noch zu viel zu thun hatte, und der Schluß des Ganzen iſt mir nachher von Margarita und dem Obriſt erzählt worden. Die Armen ſind dieſes Mal auf eine andere Weiſe und gewiß auf eine für ſie weit beſſere bedacht worden. Der Obriſt hatte unter ſie, in Anbetracht, daß der Winter zu Ende ging, und die Vorräthe des vergangenen Jahres leicht nicht denen des künftigen die Hand reichen könnten, heimlich verſchiedene Nothwendigkeiten gebracht, und ſie denen gegeben, die ihrer am bedürftigſten zu ſein ſchienen.

Der Obriſt, däucht mir, hat ſolche Feſte, wie die zwei, die er jetzt gegeben hatte, nur darum veranſtaltet, daß die Nachbarſchaft zuſammen kam, daß er ſich mit ihnen in ein Verhältniß ſetze, und zeige, wie er freundliche Geſinnungen pflegen wolle, und freundliche

Geſinnung gegen ſich erwecken. Nach dieſem Feſte war es bei ihm wieder ſo ſtille, wie vorher, und blieb fortan ſtille.

Nur die Arbeiter hatte er im Hauſe, die zu den Dingen nothwendig waren, die noch hergerichtet werden mußten, daß das Haus gleichſam als fertiges betrachtet werden konnte. Dann hatte er noch am Geſinde im Hauſe, was er zur Bearbeitung und Herrichtung der Grundſtücke und zur Verſehung der Hausarbeit brauchte. Ich hatte ihm auch heuer an Leuten wieder überlaſſen, was ihm nöthig ſein mochte, ohne daß er um die Abtretung etwas wußte. Ich förderte in meinem Hauſe ſo viel wie gar nichts, ich bin noch jung und kann alles nachholen, er aber iſt alt, hat an dem, was er hier angefangen hatte, Freude, und ſoll ſie noch ſo viel genießen, als es in dem Ueberreſte des Lebens möglich iſt, den er noch hat.

Es war von Beſuchen und Leuten, die kommen ſollten, bei ihm nun gar nichts vorhanden: nur ich allein, wie der Frühling mit aller Pracht und Herrlichkeit herein brach, und mir, wie gewöhnlich, eine große Verminderung meiner Berufsgeſchäfte brachte, ging beinahe täglich zu ihm hinauf — und ich glaube, daß ich ſehr gerne geſehen worden war; denn wenn ich doch eines Tages verhindert wurde, weil etwas Unverſehenes ausbrach, daß ich bis tief in die Nacht zu fahren oder gehen hatte; oder wenn ich wegen einer Angelegenheit, die mir ſchwer denken machte, bei den Büchern, oder in eigenem Nachdenken ſitzen mußte, daß ich nichts verfehle; ſo ſandte er gleich jemanden herab, um fragen zu laſſen, ob ich wohl ſei, oder ob ſonſt etwas Wichtiges eingetreten wäre, daß ich nicht gekommen ſei. Ich ließ ihm immer die Urſache genau zurück ſagen. Nur eins fiel mir ein, das mir großes Denken verurſachte: er kam jetzt ſchier gar nicht mehr zu mir herab, während er doch früher öfter mit Margarita bei mir geweſen war, und alle meine Anſtalten angeſchaut hatte — ja ſie waren ſogar manchmal bei dem großen Behältniſſe der Arzeneien geſtanden und hatten gefragt, was dieſes und jenes ſei, wie es zuſammenhänge, was es wirke, und welche Tugenden in ihm eingeſchloſſen ſeien; was ich immer gerne und mit Freuden beantwortete; und von manchem Kranken mußte ich mit ihnen reden, wie er jetzt ſei, und wie ich vor habe, mit ihm im Weiteren zu verfahren. Der Obriſt ließ ſich ſogar zuweilen das Buch zeigen, in dem die Krankheit ſtand, und las mit Aufmerkſamkeit darinnen. — Mit der Aufrichtigkeit, die ihm eigen iſt, ſagte er mir einmal ſelber die Urſache, warum er nicht mehr herab komme, daß es nämlich nicht dem ähnlich ſähe, daß er ſeine Tochter gleichſam wie eine angetragene Braut zu mir herab führe, und die Leute ſolches redeten. Als ich meinte, weil ich täglich zu ihm hinauf gehe, könnten ſie eben ſo gut ſagen, ich gehe als Bräutigam zu Margarita, antwortete er, das könnten ſie thun, daran ſei nichts Uebles.

Ich ging alſo täglich in das Haghaus hinauf, wie es meine Berufsgeſchäfte geſtatteten, und wie meine Zeit aus war, die ich an dieſem Tage zu meinen Pflichten anwenden mußte. Eine liebliche, eine ſchier unausſprechlich ſchöne Zeit war auf uns herabgekommen, meine Felder ſtanden in wirklicher Pracht, die des Obriſten auch, und wir hatten unſere Freude darüber. Ich zeigte Margarita einmal meine Rappen, weil ich ſchon zuweilen mit ihnen fuhr, und ſie liebte die ſchönen, ſchlanken und herrlichen Thiere, die ſo luſtig und jugendlich, und fromm und folgſam waren. Wir gingen weit und breit in den Feldern und Wäldern herum. Ich nannte Margariten die kleinen Blümchen, die oft da waren, die kleinſten, die ein Aeuglein aufmachen, das man im winzigen Grün nicht ſieht; und ſie wunderte ſich darüber, daß ich das Ding nennen könnte; worauf ich ſagte, daß alles ſeinen Namen habe, dieſe kleinſten unſcheinbaren Dinge ſo gut und oft einen ſo ſchönen, wie die großen und prächtigen, die wir in unſerem Garten haben. Da ſie ſagte, ich möchte ihr alle Namen ſagen, und möchte ihr die Blümchen und Kräuter zeigen, ſo that ich es: ich nannte ihr die einzelnen, wie ſie in unſerer Gegend ſind, und zeigte ihr ſie, wenn die Gelegenheit der Blüthe gekommen war; dann wies ich ihr die Geſchlechter, in denen ſie nach gemeinſamen Kennzeichen zuſammen gehören, und ſagte ihr, wie ſie in ſchönen Ordnungen auf unſerer Erde ſtünden. Wir pflückten Sträuße, trugen ſie nach Hauſe, bewahrten manches auf, ich nannte es, erzählte ſein Leben, das es gerne führe, die Geſellſchaft, in der es ſein will, und anderes, das die Menſchen wiſſen. Sie merkte auf, wiederholte es, und lernte die Eigenſchaften kennen und erzählen. Dann meinte ſie, wie oft das kleine Ding jetzt, das in dem Graſe der Berge ſtehe, das ſie ſonſt nicht angeſchaut und faſt verachtet hatte, eigentlich ſchöner ſei, als andere große in dem Garten, die oft nur eine ſchöne Farbe haben, und nur groß ſind. — Ich nannte ihr aber nicht blos die Gewächſe, die wir ſahen, ſondern auch die Steine, manche Erden, und die kleinen Flimmer, die hie und da auf unſerem Wege lagen; denn ich hatte dieſe Dinge nicht nur einſtens ſehr gerne gelernt, und aus meinen Büchern ſehr oft wiederholt, ſondern ich trieb ſie auch fort, da ich in meine Heimath gekommen war, und unter ihnen herum ging. Ich liebte ſie, wie meine Geſellſchaft, die ich bei meinem Berufe um mich habe. Margarita hatte ein flaches ſchwarzes Täfelchen bei einem ihrer Fenſter im erſten Zimmer machen laſſen, darauf lagen nun viele Steinchen, glänzende Stückchen, und andere ſolche Dinge, und ſie legte Zettelchen, darauf ſie die Namen geſchrieben hatte, dazu.

Da der Obriſt nirgends etwas Zweckloſes oder gar Zweckwidriges leiden kann, ohne daß er den Verſuch machte, es ſeinem Zwecke, zu dem er es da zu ſein erachtete, wieder zuzuwenden: ſo machte er mir auch in dieſem Frühlinge einen Vorſchlag, den ich zuerſt ſeltſam nannte, und der mir dann ſehr gefiel. Es liegt abſeit des Reutbühls, gleich dort, wo man zu ihm aus dem Kirmwalde hinüber kömmt, eine ſteinige Stelle, die ziemlich weit hin geht, wo etwas Lehm, magerer Grund, und ſehr klein geklüfteter Fels, faſt Gerölle, iſt. Die Leute nennen den Fleck das Steingewände, obwohl er eben, und keine Wand iſt; aber es iſt in der Gegend gebräuchlich, jeden ſolchen Fleck ein Steingewände zu nennen. Dieſes Steingewände nun ſchlug mir der Obriſt vor mit ihm gemeinſchaftlich zu kaufen, da es jetzt leicht und billig zu haben ſei. Auf meine Frage, was wir denn mit dem unfruchtbaren Grunde thun würden, antwortete er, der Grund ſei nicht mehr unfruchtbar, die unendlich feine Zerklüftung zeige, daß die Verwitterung in ihrem Fortgange beginne, und daß der Grund vielleicht zu einer Föhrenpflanzung ſehr tauglich ſei. Als ich wieder fragte, was wir denn mit einer Föhrenpflanzung thäten, da überall herum ohnedem ſo viele Wälder ſtänden, die bereits viel beſſeres Holz hätten, als Föhren zu liefern vermöchten, ſagte er: „Die Föhrenpflanzung wird noch ſtehen, wenn viele andere Wälder, daraus wir jetzt Holz nehmen, verſchwunden ſind, und in Felder und Wieſen verwandelt wurden. Die Föhrenpflanzung wird ſtehen, weil ſie dann noch nicht zu einem Feld- und Wieſengrunde wird tauglich ſein, aber Holz werden die Menſchen aus ihr nehmen, wenn Holz ſchon koſtbarer geworden iſt, als jetzt. Und wenn die Föhren ihre Nadeln fallen laſſen, und unter ſich die Feuchte und den Regen erhalten, wird ſich der Grund verbeſſern und lockern, und in tauſend Jahren kann vielleicht auch die Föhrenpflanzung in Feld verwandelt werden, wenn alsdann die Menſchen dichter wohnen, und ihnen das Erträgniß des Feldes werthvoller erſcheint, als das Holz, das die Föhren liefern.“

Ich willigte freudig ein, als er dieſes geſagt hatte, und ſchämte mich, einen ſo kleinen Zweck gehabt zu haben.

Wir erſtanden recht leicht und um ein billiges Geld das Steingewände, und mancher Nachbar, der davon hörte, hielt die Sache für eben ſo unklug, als ich ſie ſelber Anfangs dafür gehalten hatte. Der Obriſt ſchickte einen Mann hinaus, der in den Abſtänden, in denen die Pflänzchen zu ſtehen kommen ſollten, kleine Vertiefungen in die Steine machen, und ſie unten lockern mußte. In dieſe Vertiefungen wurde dann Erde gethan, aber eine nur um ein kleines beſſere, als ſonſt in den Riſſen des Steingewändes war, damit die Pflänzlein, wenn ſie die erſten Wurzeln in dem Guten geſchlagen und daſſelbe gewöhnt hätten, nicht dann ſtürben, wenn ſie ihre Faſern in den Fels treiben müßten. Der Obriſt wählte den Samen dann von Föhren, die oberhalb des Gehänges in noch ſteinigerem Grunde ſtanden, als der unſere war, damit ihm der beſſere Grund wohlthue, und er in demſelben gut anſchlagen möge. An einem Tage legten wir mit Hülfe mehrerer Leute den Samen in die mit Erde gefüllten Vertiefungen, und deckten ihn wohl zu. Margarita hatte vorher die ſchönſten Körner ausgeſucht.

Der Obriſt hatte auch noch einen andern Plan, der ihm aber viel ſchwerer auszuführen ſchien, woran er aber demohngeachtet nicht verzagte, wie es ja ſchon ſeine Natur war. Er wollte die Leute der Gegend vermögen, aus den obwohl gut erhaltenen Wegen doch noch beſſere, nämlich gleich Straßen zu machen. Er ſagte, er hoffe auf die Zeit. Vorerſt aber legte er als Beiſpiel ein Stück einer ſolchen Straße auf ſeinem Grunde an, wo nämlich der Weg von Sillerau durch ihn nach Haslung führt, auf welchem Wege doch ſo manche Menſchen Gelegenheit hatten zu gehen und zu fahren, und das neue Ding in Augenſchein zu nehmen.

Aus dem Frühlinge war endlich der Sommer geworden. Der Baum des Waldes, der Strauch des Hages, das Obſt der Gärten, das Gras der Wieſen, und die Frucht der Felder, alles ſtand recht ſchön. Ich hatte, wenn ich um drei Uhr oder auch um vier Uhr des Morgens aufbrach, bis gegen Mittag alle meine Dinge abgethan, und brachte den Nachmittag im Haghauſe zu. Wenn ich hinauf ging, und die Hunde mir nicht entgegen ſprangen, wußte ich, daß der Obriſt nicht zu Hauſe, ſondern mit ihnen auf irgend einer Stelle ſeiner Felder ſei. Wenn dann unter dem Geſinde, das ſich rührte, oder unter den Knechten, die die Arbeit thaten, Margarita mit ihrem feinen Strohhute ſtand, gingen wir mit einander, den Vater zu ſuchen, oder wir gingen auch in dem Felde, oder in dem Walde dahin und redeten von verſchiedenen Dingen. Ich legte ihren Arm ſanft auf den meinigen.

Eines Tages gingen wir auf dem Wege des Lidenholzes. Sie war in dem aſchgrauen, geglänzten Gewande, das ſo ſchön iſt. Sie trägt nicht die Kleider, wie es jetzt die Frauen ſo anfangen, daß ſie von den Hüften weg ſtehen, ſondern ſanft hinab gehend, daß die junge Geſtalt freundlich ausgedrückt iſt. Das Lidenholz wurde vor vielen Jahren an vielen Stellen ausgehauen, daß man überall die Durchſicht hat, und an vielen Plätzen auf freien mit Stöcken und hohem Graſe beſetzten Flächen dahin geht. In den Holzſchlägen wachſen verſchiedene Blumen gemiſcht, und oft ſeltenere und gewiß ſchönere, als man ſie auf gewöhnlichen Wieſen zu finden vermöchte. — — Da fragte ich Margarita, ob ſie mich recht liebe. — — Wir ſtanden vor einer Grasſtelle, wo die hohen äußerſt dünnen Schäftchen aus derſelben empor ſtanden und oben ein Flinſelwerk trugen, grau oder ſilbern, in welchem die Käfer ſummten, oder Fliegen und Schmetterlinge ſpielten. Aus dem Holzſchlage ragte mancher einzelne Baum hervor, der wieder empor gewachſen war; und jenſeits, von ferne herüber, ſchaute der blaue Duft des Kirmwaldes, der ganz ruhig war. So ſtille war es, daß man zu Zeiten durch die blaue heitere Luft, wie ein ſehr ſchwaches entferntes Donnern, gar das Schießen von Pirling herüber hören konnte, womit der untere Wirth von Pirling, der alte Bernſteiner, einen Keller in die Felſen des Steinbühel ſprengt. — — Margarita, als ſie meine Frage vernommen hatte, ſchlug die Augenlider über die ſehr ſchönen braunen Augen herab, ſah in die Schäſtchen nieder, wurde ganz roth im Angeſichte, und ſchüttelte leiſe das Haupt. — — Ich ſagte kein Wort, und wir gingen auf dem Wege wieder dahin. Wir ſammelten aus den Blumen, die wir der Mühe werth hielten, einen Strauß. Margarita nannte die Namen derſelben, und wo ſie einen nicht wußte, nannte ich ihn. Wir kehrten auf dem Wege bald wieder um, und gingen nach Hauſe. Sie hatte den Arm, den ich am Ausgange des Waldes, da wir auf die Wieſe kamen, wie ſonſt in den meinigen gethan hatte, auf demſelben ſanft ruhen laſſen.

Als wir in das Haus kamen, fanden wir den Obriſt in dem Bücherzimmer. Er ſaß vor dem Tiſche, hatte etwas Wein vor ſich, und von den runden weißen Broden, die er ſo gerne ißt. Er ſagte, daß er auf dem Felde ſich ſehr viel Hunger geſammelt habe, und daß er hier ſein Nachmittagbrod halte. Margarita ſetzte ſich neben ihm auf einen Stuhl, redete einige Worte, ſchwieg dann, und ſann. Ich blieb auch nicht lange, ſondern, als er mit ſeiner Erquickung fertig war und in den Garten ging, nahm ich Abſchied und begab mich auf den Heimweg.

Als ich über den Hügel, wo die Eichen ſtehen, hinab wandelte, ging die Sonne, wie ein prachtvolles goldenes Schild zwiſchen mehreren Bergen von Wolken unter, die ſogleich zu brennen anhoben. Durch den ganzen Himmel war Herrlichkeit, und auf die ganze Erde war Herrlichkeit gebreitet. Ich war in meinem Innern ſo ſelig, wie ich es gar nicht auszudrücken vermochte.

Da ich in meinen Hof hinein ging, kam mir der Bube Gottlieb entgegen, und zeigte mir ſein Buch, in das er ſchreibt, und wie er ſchon große Fortſchritte gemacht habe. Ich erzählte ihm, was ich eigentlich hatte verſchweigen wollen, daß ich ihm ſchon ein Stück Wieſe gekauft habe, das er einſt bekommen wird, und daß ich ſchon für ihn ſorgen werde, wenn er gut lernt und ein ordentlicher braver Mann wird, der ſich eines Geſchäftes annimmt. — Dann ging ich in meine Stube.

Es kam jetzt eine ſchöne Zeit. Ich liebte meine Kranken, es that mir das Herz jetzt oft viel weher, wenn ich ein Kindlein in dem Bette liegen ſah, die armen Augen auf mich geheftet, und wenn ich nicht im Stande war, die Krankheit zu beſchleunigen, daß das unſchuldige Weſen bald befreit werde — oder wenn ich einen Jüngling ſah, deſſen roſige Wangen durch das Fieber noch röther und dunkler und von harter Farbe wurden, und er mich bat, ich möchte ihm nur etwas geben, daß die Hitze aufhöre; denn dann ſei er ſchon ganz geſund; ich aber einſah, daß durch dieſe Hitze, die er ſo leicht weg zu bringen vermeinte, leichtlich ſeine ganze heitere roſenfarbene Zukunft abgeſchnitten werden möchte — oder wenn ich zu einem alten Mütterlein kam, das Niemanden mehr hatte, dem alle weggeſtorben waren, das in Ergebung auf den Tod wartete, und dennoch, wenn ich fort gehen wollte, den Blick auf mein Auge heftete, ob ſie darin Hoffnung leſen könnte. Ich gab manchmal dem Kranken die Arznei und ein Stück Geld dazu, daß er ſich eine Suppe verſchaffen konnte.

Als ich am andern Tage, da ich die Frage an Margarita gethan hatte, wieder in das Haghaus hinauf gekommen war, ging ſie mir entgegen, nahm mich bei der Hand und führte mich in ihr Zimmer hinein. Sie führte mich an das Tiſchchen, auf welchem die Steine lagen, daneben heute die Zettel umgekehrt waren, und ſagte die Namen aller Steine her, ohne einen einzigen zu fehlen. Dann führte ſie mich gegen ihren Bücherſchrein, wo auf dem Tiſche die Pflanzen lagen, die wir geſtern gebracht hatten. Sie ſagte auch die Namen aller, ohne ebenfalls einen zu fehlen. Dann gingen wir mit dem Obriſt auf ſeine Niederwieſe hinüber und ſahen zu, wie Heu gemacht wurde, und wie man eben das gut getrocknete nach Hauſe führte.

Sie zeigte mir auch ihre Hühner und das andere Geflügel, und führte mich in den Stall, und zeigte mir die zwei Kälber, wie ſie ſchön ſeien und wie ſie ſich jetzt ſchon völlig ausgewachſen hätten. Wenn ſie groß würden, und wieder Nachkommen hätten, dann würde das andere Vieh nach und nach weg gethan, und nur das von ihnen gekommen, aufbehalten.

Ich brachte ihr, wenn ich in Thunberg oder in Pirling draußen geweſen war, bald eine Blume mit, bald ein Steinchen, das ſie noch nicht hatte, oder ein Band, oder ſonſt etwas, zum Beiſpiele, ein Ding wo hinein ſie ihre Nadeln und Scheren legen konnte. Sie fing auf einem ſeidenen Tuche Blumen zu ſticken an, und ſagte, das würde über die große Taſche geſpannt werden, in welcher ich immer meine Papiere hätte; dann machte ſie mit Gold und Seide ein Ding auf mehrere Bänder, und erklärte mir, das müſſe auf die Halsgeſchirre der Rappen gethan werden, wenn ich einmal im Winter im Putze mit ihnen ausführe.

Wir fuhren an allen Sonn- und Feſttagen in die Kirche nach Sillerau. Da ſahen alle Menſchen nach ihrer Schönheit hinüber, wenn ſie in dem Querſtuhle vorn neben ihrem Vater ſaß. Er hatte an allen großen Feſttagen die goldene Kette um, die ihm der Kaiſer einmal gegeben hatte, und ſie hatte alsdann ein ſeidenes Gewand mit einem kleinen Zipfel als Schleppe. Mir war ſie aber immer lieber, wenn ſie in ihrem Hausgewande neben uns in dem Bücherzimmer war, oder in Feld und Wald, und ſich nicht ſo ſehr darauf Acht zu geben hatte, als auf das ſeidene.

Gegen Ende des Sommers kletterte ich einmal um eine ſeltene Blume auf die Schneide des Duſterwaldes, weil ich wußte, daß ſie dort um dieſe Zeit blühe, und brachte ſie ihr. Sie hatte eine ſehr große Freude darüber.

So ging der Sommer dahin. Wir wandelten wieder, wie im vorigen, in allen Wäldern, Wieſen und Feldern herum, nur daß wir heuer oft noch viel weiter waren, als im vorigen Jahre, und manchen beſchwerlichen Weg machten, um irgend einen Platz zu beſuchen, von dem man Pracht und Schönheit der Wälder überblicken konnte, oder wo die ſchauerliche Majeſtät war, da ſich Felſen thürmten, Waſſer herab ſtürzten, und erhabene Bäume ſtanden.

Ich hatte den ganzen Sommer hindurch nicht mehr gefragt, ob ſie mich liebe. Einmal aber, im ſpäten Herbſte, da wir im Eichenhage draußen bei der großen Eiche ihres Vaters ſtanden, alle Geſträuche ſchon die gelben Blätter fallen ließen, nur die Eichen noch ihren roſtbraunen Schmuck recht feſt in den Zweigen hielten, fragte ich ſie wieder: „Margarita, habt ihr mich wohl lieb?“

„Ich liebe euch ſehr,“ antwortete ſie, „ich hab' euch über alles lieb. Nach meinem Vater ſeid ihr mir der liebſte Mann auf der Welt.“

Sie hatte dieſes Mal die Augen nicht nieder geſchlagen, ſondern ſie ſah mich an, aber auf die Wangen ging doch ein recht ſchönes ſanftes Roth, als ſie dieſes ſagte.

„Ich liebe euch auch recht innig,“ antwortete ich, „ich liebe euch mehr, als alle andern Menſchen dieſer Erde, und da mir alle Angehörigen geſtorben ſind, ſo ſeid ihr auf dieſer Welt das Höchſte, das ich liebe. Ich werde euch auch in alle Ewigkeit lieben, euch ganz allein, — hier auf dieſer Welt, ſo lange ich lebe, und im Jenſeits wieder.“

Sie reichte mir ihre Hand. Ich faßte ſie, und wir drückten uns die Hände. — Wir ließen dann dieſelben nicht los, ſondern hielten uns an ihnen. Wir blieben noch länger ſtehen, ſchwiegen, und ſahen in das verdorrte Gras nieder. Einzelne gelbe Blätter lagen von den Geſträuchen, die unter den Eichen wuchſen, und die ſchwach wärmenden Sonnenſtrahlen der ſpäten Jahreszeit ſpielten zwiſchen den Stämmen und den Zweigen röthlich herein.

Dann gingen wir in das Haghaus, und ſie mußte dem Vater an dem Tage noch lange vorleſen. Ich hörte zu, und ging in der Nacht nach Hauſe.

Ach — es war jetzt ſo ſchön auf der Erde, — ſo mit Worten unausſprechlich ſchön. Ich kniete einmal auf den Schemel, der in meiner Stube vor dem Fenſter iſt, nieder, da draußen Nacht war, und unendlich viele Herbſtſterne an dem Himmel glänzten, und dankte Gott für mein Glück.

Seit meine Angehörigen geſtorben waren, war keine ſo ſchöne Zeit geweſen.

Ich ging jeden Tag in das Haghaus hinauf. Selbſt als der Winter gekommen war, und als ich nicht nur den Vormittag, wie ſonſt, ſondern meiſtens auch den Nachmittag in meinen Geſchäften zubringen mußte — denn erſtens konnte ich wegen der großen Finſterniß nicht früh genug ausfahren, und zweitens hatten ſich die Krankheiten vermehrt — ging ich doch noch immer, wenn nur die Nacht nicht zu weit vorgerückt war, in das Haus hinauf, und ſah die letzten Scheite in der großen Heize in dem Büchergemache verglimmen. Wenn ich zuweilen ganz durchnäßt nach Hauſe kam, weil es nicht ſelten von dem Wagen oder Schlitten weg noch durch wilde Schneehaufen oder Wäſſer zu einer Hütte, in der ein Kranker lag, zu klettern war: kleidete ich mich um, daß ich wieder alles an dem Körper trocken hatte, und trat meinen Weg an dem verſchneiten Felde des Meierbacher und über den Eſchenhügel hinauf an.

Wenn das Gedränge der Rathholenden geringer war, und ich geſagt hatte, daß ich morgen ſchon am Nachmittage bei ſcheinender Sonne kommen würde, ſo ſtand ſie unter der Thür des Hauſes, machte wegen des Glanzes der Wolken und des Schnees, der auf den Höhen lag, mit ihrer Hand einen Schirm über die Augen, und ſah der Fläche nach hinab. — Sie ſagte mir nachher, daß ſie nach mir ausgeſchaut hatte.

So floß der Winter nach und nach vorwärts. Wir laſen etwas aus den Büchern oder aus den ſeltenen Schriften des Obriſts, deren er eine ganze Sammlung hat, oder wir ſprachen von verſchiedenen Dingen. Der Obriſt fragte um alle möglichen Verhältniſſe der Menſchen des Waldes, und wenn ich ihm ſagte, was mir bekannt war, ſah ich, daß er alles ohnehin ſchon am richtigſten wußte. Oft war wohl auch ein Mann aus der Umgegend da, der Obriſt ſetzte ihm ein Glas Wein und Brod vor, und ehe die Nacht weit vorwärts rückte, machte ſich der Beſuchende wieder auf, und begab ſich nach Hauſe.

Wenn ſolche lichte Nachmittage waren, wie ich oben ſagte, ſahen Margarita und ich ſehr gerne die Bilder an, die da waren. Sie zeigte mir vieles und erklärte mir vieles; denn hier wußte ſie mehr als ich, weil ſie ſeit ihrer Kindheit immer die Bilder um ſich gehabt und von dem Vater die Einſicht in dieſelben bekommen hatte — es iſt unglaublich, welch Wunderbares und Schönes in dieſen Bildern liegt. Manchmal gingen wir dann hinaus, und ſahen die Wolken und andere Dinge an, und erkannten und freuten uns, daß ſie auf den Bildern ſo gemacht waren, wie ſie ſind. Ein anderes Mal ſagte ſie mir wieder alles vor, was ſie von mir gelernt hatte, und fragte mich, ob es ſo recht ſei.

Zu verſchiedenen Zeiten that der Obriſt Entwürfe und Zeichnungen auf den Tiſch, wie er dieſes und jenes ändern, dieſes und jenes verzieren, dieſes und jenes neu anlegen wolle. Wir ſchauten die Sachen an, ſie waren ſehr ſchön, und immer ſo reinlich gezeichnet, als hätte ſich ein junger Menſch mit großem Eifer und großer Freude dazu geſetzt. Ich bekam bei dieſen Dingen mehr Einſicht, als ich früher hatte, und änderte den Riß, den ich zu verſchiedenen Zeiten zu meinem Schreibgerüſte gemacht hatte, daß es in feſtem Eichenholze geſchnitzt würde, wieder ganz und gar ab. Ich nahm mir vor, den Riß, ehe die Arbeit in Holz angefangen würde, dem Obriſt zu zeigen.

Ein paar Mal war er mit Margarita auch ſogar bei mir herunten, und das letzte Mal ließ ich ſeine

Braunen heimlich in das Haghaus zurück gehen und führte ihn dann mit Margarita mit meinen Rappen hinauf, da ſie zum erſten Mal die ſchönen Bänder, die ihnen von Margarita gemacht worden waren, auf ſich hatten.

Manchmal, wenn wir ſo an ſpäten Abenden bei einander ſaßen, draußen ſtrenge Kälte herrſchte, und herinnen in der Heize die großen Blöcke glommen, ihren rothen Schein mit dem weißen der Lampe im Raume des Zimmers miſchten, der Obriſt an ſeinem ſchönen weißen Barte von der Glut roſenfarben angeleuchtet in dem Armſeſſel ſaß, und ich und Margarita neben einander ihm gegenüber: ſo legte ſie gerne ihre Hand auf die meine, wir faßten unſere Hände, und hielten uns längere Zeit dabei, während von ganz fremden Dingen der Welt draußen, oder von anderen, die uns ſchon näher angingen die Rede war. Der Obriſt hat dieſes geſehen, er hat aber nie etwas darüber geſagt. Wenn andere eine Neigung zu einander haben, ſuchen ſie dieſelbe zu verheimlichen, wir aber thaten dieſes nicht, ſagten aber auch nichts, und lebten ſo mit einander fort. Wir haben auch zu uns ſelber nichts mehr von unſerer Zuneigung geſagt, ſeit jenem

Abende, wo wir im Eichenhage einander vertrauten, daß wir uns ſehr lieben. Ich hatte nicht den Muth, ſie von dem Obriſten zu meinem Weibe zu begehren — es kam mir auch vor, daß es noch nicht Zeit ſei. Er, obwohl er es wußte, redete nie von Dingen, die hieher einen Bezug haben könnten, ſondern war immer freundlich und heiter, und ſprach von allem, das in dem Reiche ſeiner Betrachtungen war, oder dem er zu einer Handlung oder irgend einer Geſtaltung, wie ſie ihm geläufig war, eine Zuverſicht abzugewinnen vermochte.

So war der Winter endlich dahin, und wieder der Frühling gekommen, die liebliche Freude unſerer Wälder. Da geſchah etwas, das alles änderte.

Zwar der Obriſt iſt nicht geändert worden. Wenn ihm ſogar etwas Böſes angethan wird, ſo erkennt er es für einen Irrthum, hat Mitleid und trägt nicht nach. Iſt nicht die ſchöne Unterredung, die er mit mir hatte, ſelber ein Beweis davon? —

Ich habe mich ſo gerne bei der Zeit meiner Ankunft verweilt, ich habe mich gerne bei der Zeit verweilt, in der ich zu bauen und zu wirthſchaften angefangen habe; es war eine einfache ſchuldloſe Zeit — ich weilte gerne dabei, wie der Obriſt gekommen iſt, mit ihr, der Lieben, der Guten; es war eine glückſelige Zeit — — alles iſt aus — — und ſie, gerade ſie hat mir ſo große Schmerzen gemacht; aber es iſt nicht ſie, ich erkenne es jetzt wohl, ſondern ich, ich allein. — Es liegt die lange ſchwere Zeit vor mir, und viele Jahre wird es brauchen, bis ich mich in ſie hinein lebe.

Ich will alles eintragen.

Als die Tage der Blüthen gekommen waren — mein Vogelkirſchbaum, der liebe große kronenreiche Baum, den ich noch von Allerb auf mich gebracht hatte, war mit einem ganzen weißen Meere von Blüthen bedeckt; in den Wäldern, wo man noch durch das dünnbelaubte Zweiggitter den Himmel ſah, fuhr ich doch oft ſchon durch eine Wolke von Duft und Blumenſtaub, der durch die Räume ging — Alles — Alles war ſo ſchön — und ſiehe, dacht' ich, welch ein Sommer wird erſt auf dieſe Weiſe herein rücken — — und nun ſag' ich, welcher wird kommen! — —

Als, wie ich oben anfing, die Zeit der Blüthen über uns war, fand ſich in dem Haghauſe ein Beſuch ein, auf den alle nicht vorbereitet waren. Es kam Rudolph, der Brudersſohn des Obriſts. Einen ſchöneren

Jüngling würde man ſich wohl kaum denken können. Es gingen von dem roſenfarbenen Angeſichte die dunklen ſchwarzen Haare zurück, und die großen Augen blickten ſehr wohlgebildet aus dem Angeſichte. Sein Vater und ſeine Mutter waren ſchon vor längerer Zeit geſtorben. Er war gekommen, um eine große Summe, die in Vorſchein gekommen, und verloren geglaubte Schuldgelder, die eingegangen waren, mit dem Oheime zu theilen, dem einſtens Unrecht geſchehen war. Der Obriſt nahm ihn mit vielen Freuden auf, zeigte ihm große Liebe und gab ihm viele Geſchenke, die er als Denkmale ſeines Aufenthaltes bei ſeinem Verwandten auf ſein Schloß mitnehmen und aufheben ſollte. Von der Summe aber nahm er nicht den Theil, den ihm der Jüngling geben wollte, ſondern, wie in früherer Zeit, wieder das Wenigſte, das ſich noch mit ſeinen Pflichten gegen Margarita vertrug. Rudolph lebte mit einem Manne, einem Amtmanne ſeines Vaters, den er ſehr liebte und ehrte, ganz allein auf dem Schloſſe, und bewirthſchaftete ſein Vermögen. Mir wurde er, da ich in jenen Tagen hinauf kam, vorgeſtellt, und er war immer ſehr beſcheiden und ehrfurchtsvoll gegen mich. Da man ihn ſehr bat, blieb er viel länger bei dem Oheime, als er ſich eigentlich vorgenommen hatte.

Als ich einmal in dem Lidenholze heimlich auf die Wulſt der Felſen, die ſich da in der Nähe des Holzſchlages überneigen, geklettert war, weil ich dort mehrere ſehr ſeltene Steinbrechen wußte, die in Blüthe gehen ſollten, und die ich Margarita bringen wollte: ſah ich plötzlich auf dem Wege durch das Lidenholz unter mir Margarita und Rudolph heraus gehen. Ein ſchöneres Paar iſt gar nicht auf der Erde. Er war um eine halbe Hauptlänge höher, als ſie, war ſo ſchlank, wie ſie, das feine Gewand war ſo anſpruchslos an ihm und die ſchwarzen Augen blickten ſanft und milde: ſie ſchimmerte neben ihm ſo klar, wie immer, hatte das weiße Gewand an, und wurde durch ihn faſt ſchöner, als gewöhnlich. Mir ſtürzten die bitteren Thränen aus den Augen — — wer bin ich denn — was bin ich denn? — — ich bin nichts — gar nichts. — — Ich wäre hinab geklettert, ich hätte die Felſen umſchritten, und wäre zu ihnen hingegangen — aber ich konnte es jetzt noch nicht. — Sie wandelten neben den Blumen hin, die in dem hohen Graſe des Holzſchlages ſtanden, ſie wandelten neben dem zarten

Geſträuche und Geſtrüppe, das ſich manchmal an den Weg heran drängt — er ſprach zu ihr, ſie ſprach zu ihm — er hatte ihren Arm in dem ſeinigen, ſie legte ihre Hand auf die ſeine, drückte ſie, und ſtreichelte dieſelbe ſanft.

Ich wollte nun gar nicht zu ihnen hinab gehen, ſondern ich nahm meinen Stock, den ich in die Gräſer nieder gelegt hatte, und zerſchlug mit demſelben alle Steinbrechen, die in der That noch nicht blühten, daß der Ort wild und wüſt war. Dann ſtieg ich rückwärts an dem Felſen wieder hinab, wo ich hinaufgekommen war — denn an anderen Stellen iſt die Wulſt kaum zugänglich — ich ſtieg ſo ſchnell hinab, daß ich mir die Hände blutig riß. Dann ging ich nicht nach Hauſe, obgleich das Mittageſſen auf mich wartete. Ich war gerade darum recht bald zu meinen Kranken gefahren, und war bald zurück gekommen, damit ich zu den Steinbrechen gehen, und ihr die Blumen, wenn ich einige fand, noch vor dem Eſſen bringen könnte. Jetzt waren keine Blumen nothwendig, und jetzt war es nicht nothwendig, daß ich nach Hauſe zu meinem Eſſen ging. Ich ſtieg vielmehr von dem Lidholze immer mehr nieder gegen die Thalrinne, in der das Lidwaſſer geht, das kaum jemand beſucht, weil es ſo enge zwiſchen den Waldwänden hin geht, ein ſeichtes Waſſer iſt, und überall wilde Steine liegen, daß kein Weg in der Länge der Thalrinne möglich iſt. Vorwärts gegen die grauen Felſen, die manchmal aus dem Schwarz und Grün der Wand hinaus ſteigen, ſchaut das Gedämmer und die Ruhe des Kirmwaldes herein, der ſich aber auch immer drehte und hin und her rührte, wie ich abwärts ſtieg, bis er verſchwand, und an den hohen Strebniſſen des Graſes, des Nachwuchſes, der dürren Stämme, der Steine nichts nieder ſchaute, als der einzige ſchwermüthige Himmel. Ich ging ganz tief bis in den Keſſel zurück, wo das Waſſer ruhig im Grunde ſteht und ſeine ſtahlblauen Flecke zwiſchen den grünen Inſeln, die auf ihm ſchwimmen, hervor leuchten — daneben ſteht der feuchte Stamm der Tanne, und der graubraune Fels, von dem das Waſſer beſtändig, wie ein Firniß, nieder glitzert. Auf dem Wege dahin hatten mich die blauen Scheine unſeres Waldenzianes gegrüßt und die breiten grünen Augen des Huflattigs, wo mein Fuß in den weichen brodigen Waldboden einſank. Ich beachtete ſie nicht.

Ach, ich bin ja ſonſt nicht ſo zornig — es iſt meine Art nicht ſo. Ein Rückfall in meine Kindheit mußte es ſein, wo mich, wie der Vater ſagte, meine früh verſtorbene Mutter verweichlichte, daß ich oft, wenn mir ein Hinderniß entgegen kam, mich zu Boden warf und tobte. — —

Ich ſtieg von dem Lidkeſſel durch das Sandgerölle empor, indem ich die Hand wieder in die Geſträuche ſchlug, daß ſie blutete, und mich an den hervorſtehenden ſcharfen Steinen hielt, daß ich nicht nieder rollte. — Ich kam an dem Rotheck heraus, wo ſich die Okerſteine am Gipfel des Berges in die Luft drängen, und der Blick in die jenſeitigen Länder geht; wo ſich die lange Linie des Rothberges hin zieht, und die dortigen Waldbühel blau an blau hinaus gehen. Das Haus des Vetters Martin war nicht ſichtbar, an dem Himmel ſtreckten ſich weiße ſtehende Wolken hin und auf meinem Boden war der Sand ſo roth gefärbt, daß ich mir die Schuhe beſchmutzte, wie ich darüber hin ging, und gegen meine Linke abneigend wieder in die finſtere Geſellſchaft der Tannen einbog.

Ich hatte mir nun alles feſt geſetzt, wie ich thun ſolle. — Ich ging in der großen Krümmung des Waldes herum, daß ich faſt gegen Abend oberhalb des Eichenhages heraus kam, durch das ich in das Haus des Obriſts ging. — Er ſelber war nicht zu Hauſe. Margarita, ſagten ſie, ſei in dem Garten. Ich ſchritt durch das Hofthor in den Garten, ſah ſie aber dort nicht, und vermuthete ſogleich, daß ſie in das angrenzende Feld hinaus gegangen ſein möge, weil das Hintergitter des Gartens offen ſtand. Ich ſah ſie wirklich, da ich das Gitter erreicht hatte und den Blick in das Freie that, an dem breiten Wieſenſaume, der neben dem Korne lief, wandeln, wie ſie in der lauen ſchönen Abendſonne den langen Schatten über das Getreide warf. Sie war allein — es war dieſes nichts Wunderbares — aber ich verwunderte mich darüber. Nur die zwei ſchönen Wolfshunde ihres Vaters gingen ruhig neben ihr, ſie lieben das Mädchen ſehr, gehen ihm immer zu, und ſind viel ruhiger, wenn Margarita in unſerer Geſellſchaft iſt. Als ich in der Oeffnung des Gartengitters erſchien und ſie mich erblickten, ſprangen und tanzten ſie luſtig gegen mich zu, und auch Margarita ging etwas ſchneller mir entgegen, da ſie merkte, daß ich auf ſie zueile. Sie hatte das weiße Kleid an, war ſo ſchlank und ſchön, wie am Vormittage, und trug das reine Angeſicht meinen Augen entgegen, ſo ſchimmernd und ſanft, wie er am Vormittage geweſen war.

Sie nahm zuerſt das Wort und ſagte: „Ach — ihr ſeid nun da — wir waren ſchon in Sorge, daß euch etwas zugeſtoßen ſein könnte; denn der Vetter Rudolph iſt fort, und iſt am Nachmittage noch bei euch geweſen, um Abſchied zu nehmen — da ſagten eure Leute, daß ihr wohl mit den Pferden ſchon nach Hauſe gekommen, aber wieder fort gegangen, und dann nicht einmal zum Mittagseſſen zurückgekehrt ſeid. Der Vater meinte, ihr würdet wohl zu einem Hülfsbedürftigen gemußt haben, und es ſei alles an der Sache nicht auffallend. Er hat den Vetter Rudolph bis zu dem Wirthshauſe am Rothberge begleitet, wohin die Reiſepferde beſtellt ſind, dann wird er mit unſeren Pferden wieder heim kommen.“

„Margarita, ihr liebt mich gar nicht!“ antwortete ich.

Sie richtete ihre Augen auf mich, und ſagte: „Wie kömmt denn dieſe Rede zu euch? — ich liebe euch ja mehr, als ihr ahnen könnt: ich bin ſo freudig, wenn ihr herauf kommt, es thut mir leid, wenn ihr fort geht, und ich denke an euch, wenn ihr fern ſeid.“

„Ihr liebt mich nicht, ſagte ich wieder, und ſie mochte bemerken, wie es in meinem Angeſichte vor Schmerz zuckte.

„Was iſt euch denn, ſagte ſie, — ihr könnt ja eigentlich nicht ſo reden. — Seid ihr krank? Ihr müßt wohl einen weiten Weg gemacht haben, ich ſehe es an euren Kleidern. Habt ihr ſchon etwas gegeſſen?“

„Nein, ich habe noch nichts gegeſſen,“ antwortete ich.

„Nun ſo kommt nur ſchnell in das Haus herein,“ erwiederte ſie, „ich werde euch etwas geben, es ſind noch Dinge genug da, ihr müſſet gleich etwas eſſen?“

„Ich eſſe nichts,“ antwortete ich.

„So wollt ihr etwa mit dem Vater reden,“ ſagte ſie, „kommt, wir wollen uns auf die Gartenbank ſetzen, wo man den Weg weit überſieht, auf dem er kommen wird.“

„Ich will nicht mit dem Vater reden,“ antwortete ich, „aber euch habe ich etwas zu ſagen, daß ihr nämlich den Vetter Rudolph viel, viel mehr liebt, als mich.“

„Ich liebe den Vetter Rudolph,“ ſagte ſie, „weil es ſich gebührt, aber ich liebe euch mehr — ihn liebe ich anders — und ihr müßt ſelber ſagen, ob er es nicht werth iſt, da er ſich ſo ſchön gegen uns, ſeine Verwandten gezeigt hat?“

„Ja, ja, er iſt es werth und ihr werdet ihn immer mehr und mehr, und endlich ſehr lieben,“ erwiederte ich.

„Ich werde ihn auch ſehr lieben,“ entgegnete ſie, „wenn er noch öfter wird zu uns gekommen ſein, wie er es geſagt hat.“

„Nun, ſo iſt es gut, und wir ſind in Ordnung,“ antwortete ich.

Jetzt gingen wir eine Weile ſchweigend neben einander her, bis wir zu dem Gartengitter gekommen waren, wo die Roſen ſtehen, deren Reiſer wir mit einander eingelegt hatten. Dort blieb ſie ſtehen, wendete ihr Angeſicht und ihre Augen auf mich und ſagte: „Ich bitte euch, lieber, theurer Freund, ſehr ich bitte euch aus der innerſten Inſtändigkeit meines Gemüthes, laſſet dieſe Dinge und dieſe Worte aus eurem Herzen fahren.“

„Ich laſſe ja die Dinge alle,“ antwortete ich, „ihr liebt mich nicht, und ich laſſe die Dinge aus meinem Herzen fahren.“

„Ich habe im Eichenhage zu euch geſagt," erwiederte ſie, „daß ich euch außer meinem Vater mehr liebe, als alle andern Menſchen auf der Erde."

„Ja ihr habt es geſagt," antwortete ich — „ob es aber auch wahr iſt??"

Auf dieſe Rede erwiederte ſie gar nichts. Sie ſagte kein Wort mehr. Sie ging durch das Gartengitter hinein, und ich auch. Sie zog einen Schlüſſel aus der Taſche ihres Kleides, machte das Gitter zu und ſperrte mit dem Schlüſſel das Schloß. Dann ging ſie auf dem geraden Wege durch den Garten, der gegen das zweite Gitter führt, durch das man in den Hof des Hauſes gelangt, — ich ging immer neben ihr, und es war mir, als ob ſie ſchon von mir weg wiche. Da wir das Gitter erreicht hatten, ging ſie durch daſſelbe in den Hof, that es hinter ſich zu, aber ſperrte es nicht ab, weil es nie abgeſperrt wird. Im Hofe redete ſie wieder das erſte Wort, indem ſie ſagte: „Wenn ihr auf den Vater warten wollt, ſo will ich mich zu euch auf die Bank ſetzen, und ſo lange warten, bis er da iſt."

„Ihr könnt ihm in meinem Namen eine gute Nacht ſagen," antwortete ich, „ich gehe nach Hauſe."

„So werde ich es thun," ſagte ſie, indem ſie ſitzen blieb.

Ich wendete mich von ihr, ging neben dem Blumenſtaude durch das große Thor hinaus, und ſchritt auf dem Wege nach meinem Hauſe hinunter.

Am andern Tage hatte ich nur zu dem Goldſchmiede zu ſehen, der einen bedeutenden Auftrag war, dann zur Werkſtelle, die ein Goldarbeiter hatte, und dann noch zu einigen andern von geringer Bedeutung. Ich ſtehe ſehr frühe des Morgens auf, damit ich bis zu Mittag mit allen meinen Arbeiten, und mit dem Schreiben, das nothwendig geworden war, fertig wäre.

Als ich die Suppe, die ich als einziges Gericht an dieſem Mittage zu mir nehmen, gegeſſen hatte, ging ich in das Gaſthaus hinauf.

Ich ging zuerſt zu dem Oheim, der in einem Buche las. Er ſtand auf, grüßte mich, wie ſonſt, und war um gar nichts anders, als er ſich ſonſt gegen mich benommen hatte. Er ſagte mir nach einigen gewöhnlichen Worten, daß geſtern ſein Vetter [illegible] da geweſen ſei, daß er mich noch grüße, aber nicht getroffen habe, und mir daher durch ihn die ſchönſten Grüße zum Abſchiede ſagen laſſe. Er ſagte dann noch lange daß der junge Mann ein vortrefflicher Mensch sei, daß er sich sorge, daß [illegible] der [illegible] in der [illegible] ein [illegible] habe, und daß, wenn der Jüngling in seiner Entfernung so fort lebe, aus ihm ein einfacher, großherziger, und starker Mann hervorgehen könne. Ich erzählte dem Obristen [illegible], wie sie auch in der That ganz der Wahrheit gemäß waren.

Von andern [illegible] Dingen sprach der Obrist kein Wort.

Nach einer Weile der Unterredung sagte ich, daß ich zu Margarita hinüber gehen wolle. Er stand auf, [illegible] ich [illegible] mich. Es war mir so [illegible] gewesen, allein zu Margarita hinüber zu gehen, [illegible] der Obrist hatte es mir so eingerichtet, daß [illegible] werden.

Ich ging durch den Garten zu [illegible]. [illegible] die Thüre geöffnet hatte, sah ich sie an ihrem Tische sitzen, [illegible] sie [illegible] nicht [illegible] zu haben. Sie war [illegible], [illegible] sie wußte, daß ich zu ihrem Vater hinüber gegangen sei, und [illegible]; [illegible] war das nicht der Fall gewesen. Sie war sehr [illegible], aber [illegible] war ein [illegible], als gestern. Auf dem [illegible] neben der Thüre lag noch der welke Strauß Feldblumen, den sie gestern gepflückt hatte, und seine Stengel waren noch mit demselben Feldgrase gebunden, das sie gestern genommen hatte. Ich erkannte, daß er einige Blumen enthielt, die in unserem Kräuterbuche noch nicht waren, oder die wir ſchlecht gemacht hatten.

Da ich bis zu ihr vorwärts gekommen war, und gegen ihre Augen geblickt hatte, sagte sie: „Ich habe euch heute erwartet, und da muß ich euch die Worte sagen, die ich mir in der Nacht gemacht habe, und die euch zu wiſſen nothwendig sind. Ich habe recht gerne eure Gattin werden gewollt, der Vater hat euch auch in ſeinem Grabe lieb, — aber da nun alles anders geworden iſt, muß ich euch ſagen, daß es nicht mehr geſchehen kann.“

Ich ſah ſie an. Da ich in das Haupthaus hinauf ging, wußte ich noch nicht, was ich ſagen werde, nur die Empfindung war mir klar, daß ich heute recht habe, ſo habe ich unmöglich hinauf gehen müſſen, aber als Margarita die einzigen Worte geſagt hatte, erkannt' ich es. Ich nahm ſie bei der Hand, wie ſie mir gerne ließ, und führte ſie gegen das Fenſter vorwärts. Sie legte ſich auf das gemauerte Geſimſe, und in der Fenſter-

[illegible] ſtand, nieder, weil ſie dachte, daß ich mit ihr reden wolle. Ich ſetzte mich auf das andere Bänklein, ihr gegenüber, und redete zu ihr. Ich redete ſehr lange — aber was ich ſagte, weiß ich nicht mehr, und kann es nicht in dieſes Buch einſchreiben. Was ſie antwortete, weiß ich auch nicht mehr, aber das weiß ich, daß es nicht ſo war, wie ich wollte, und daß ſie ihren Entſchluß nicht änderte. Dann ſchwieg ſie ganz, und wie ich eifriger und heftiger fort redete, verſtummte ſie immer mehr, und als ich endlich ſehr heftig und dringend wurde, ſagte ſie plötzlich die Worte: „Da muß ich den Vater um Hilfe rufen.“

Auf dieſe Worte ſprang ich auf, und ſagte: „Nein, das dürfet ihr nicht thun, das ſollt ihr nicht nöthig haben — es iſt ſchon alles gut, gut, gut.“

Wie da war es, wo eine ſolche Vergeſſenheit aller Dinge des Himmels und der Erde über mich kam!! — — Ich wendete mich um, ging zur Thür hinaus, gewann raſch das Thor des Hauſes, und eilte nach meinem Hauſe hinunter. — —

Es war mir alles gleich. Ich wollte die Dinge der Welt zerreißen, zermalmen, ſtoßen. — — —

Ich habe es im Anfange dieſes Buches eingeſchrieben, wie ich in den Kienwald zu einer Birke hinaufgeſtiegen bin, die mir in den Gedanken gekommen war, und wie mir der Obriſt an jene Stelle nach gegangen war, und mit mir in dem Walde geredet. — — —

Es iſt eine ſehr laſterhafte That geweſen, die ich habe begehen gewollt, und ſie hat meine Seele tief erſchreckt. — Ich habe ſonſt meine Geſchäfte ruhig gethan, und weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, daß ein ſolcher Gedanke in meinem Haupte entſtehen konnte. — Ich weiß es heute noch nicht. — — —

Ich muß mein Amt mit noch größerem Eifer verwalten, ich muß in die tiefſten Dinge desſelben niederſteigen, und muß die größten Schwierigkeiten und die läſtigſten Pflichten desſelben thun, damit wieder alles ausgeglichen werde.

Ich habe dieſe Sache darum auch gleich am Anfange dieſes Buches eingeſchrieben, weil ſie mich ſo erſchreckt hat, daß nur eine Möglichkeit geweſen iſt, daß ein ſolches Beginnen in meinen Sinn und in meine Denkweiſe kommen konnte!!

Ich bin ſehr traurig geweſen. Am Abende bin ich nach Hauſe gegangen, und habe mich in das Bett gelegt — nicht zum Schlafen. Den andern Tag habe ich mit mir allein zugebracht. Am folgenden bin ich zu dem Obriſt hinauf gegangen. Er hat mir ſeine Lebensgeſchichte erzählt, und hat mich ſehr erſchüttert. Dann hat er mich gefragt, ob ich zu Margarita hinüber gehen wollte, um mit ihr gütig zu reden; und da ich eingewilligt hatte, führte er mich durch den Gang und über die gelbe Rohrmatte in ihr erſtes Zimmer hinein. Als ſie in demſelben nicht war, ſagte er, ich ſolle hier warten, er werde ſie holen — dann werde er ſelber nicht mehr heraus kommen, ſondern durch das Bücherzimmer in ſeine Stube zurück gehen. Er kam auch nicht mehr heraus — es öffnete ſich ſchwach der halbe Thürflügel, den der Obriſt hinter ſich offen gelaſſen hatte, und Margarita trat heraus. Ihre Augen waren auf mich gerichtet. Sie war ſo einfach ſchön, wie das Ding, wovon ſie den Namen hat; denn Margarita heißt ja in der alten Römerſprache die Perle. Der Obriſt hatte nichts von dem geſagt, was ich hatte thun wollen, ich erkannte es wohl; denn ſie hätte mich nicht mehr angeſehen. Sie ging bis in die Mitte des Zimmers hervor, wo ich ſtand, ich reichte ihr die Hand, wie wir es gewöhnlich thaten, wenn wir in früheren

Zeiten zuſammen gekommen waren, ſie nahm die Hand an, und dann ließen wir ſie wieder los.

„Margarita," ſagte ich, „euer Vater hat bei euch fürgeſprochen, daß ich zu euch herüber kommen, und mit euch reden dürfe. Wir werden nun nicht mehr ſo oft zuſammen kommen, und werden nicht ſo oft mit einander durch die Felder und Wälder gehen wie bisher — — ich werde weniger in das Haghaus herauf gehen können, als es in den vergangenen Zeiten der Fall geweſen iſt — — — fürchtet euch nicht, ich werde heute nicht ſo reden, wie vorgeſtern, ſondern gut und ruhig — ich werde euch um nichts bitten." — —

Sie hatte während dieſer Worte nicht geantwortet, obwohl ſie in Zwiſchenräumen gefragt worden waren, ſondern nur vor mir geſtanden, und hatte ihre Arme an ihrem Kleide niederhängen laſſen.

„Margarita", ſagte ich dann wieder, „verzeihet mir."

„Ich habe euch nichts zu verzeihen," antwortete ſie, „ihr habt mir nichts gethan."

Während wir dieſe Worte ſprachen, kam der Obriſt wieder durch das Bücherzimmer zu uns herüber, und trug etwas in der Hand. Da er bis zu uns gelangt war, legte er es auf den Tiſch nieder und ſagte: „Hier ſind einige getrocknete Stämmchen Edelweiß. Sie ſind die Hälfte von denen, welche mir meine Gattin gepflückt und auf den Hut geſteckt hat, als ſie an ihrem letzten Tage mit mir auf dem hohen Gebirge geweſen war. Ihr werdet beide dieſe Pflanze nicht kennen, da ſie hier nicht wächſt, und werdet ſie daher auch nicht in euren Kräuterbüchern haben. Ich gebe euch dieſe mehreren Stämmchen, theilt ſie unter einander, und bewahret euch dieſelben auf.“

Als er dieſes geſagt hatte, wendete er ſich um und begab ſich wieder durch das Bücherzimmer in ſeine Stube. Ich ging an den Tiſch und ſah das Edelweiß an. Es waren zwölf Stämmchen. Ich legte ſechs auf dieſe Seite, und ſechs auf jene Seite, und ſagte: „Margarita, ich habe die Pflanzen aus einander getheilt; dieſe hier ſind die eurigen, dieſe die meinigen. Iſt es ſo recht?“

„Ja,“ ſagte ſie.

Hierauf ſchwiegen wir wieder eine Weile — dann ſagte ich: „Ich werde jetzt mein Amt recht eifrig erfüllen, und allen Hülfsbedürftigen, nah und ferne, den willfährigſten Beiſtand leiſten.“

„Ja, thut das, thut das,“ ſprach ſie lebhaft.

Dann fuhr ich fort: „Denkt zuweilen an mich, Margarita, und wenn auch alles anders würde, laſſet doch mein Bild in mancher Zeit vor eure Augen treten.“

„Ich habe geglaubt, daß ihr ſehr gut und ſehr ſanft ſeid,“ antwortete ſie.

„Ich bin es,“ ſagte ich, „ich bin es, Margarita, nur könnt ihr es jetzt noch nicht ſehen, und könnt es jetzt noch nicht glauben. Drum lebet wohl, Margarita, lebet recht wohl.“

„Wartet noch ein wenig,“ ſagte ſie.

Dann trat ſie an den Tiſch, nahm jene Abtheilung des Edelweißes, die ich als die ihrige bezeichnet hatte, legte ſie auf meine Seite und ſagte: „Nehmet dieſes.“

Ich ſah auf ſie, konnte aber ihr Angeſicht nicht ſehen, weil ſie ſich abgewendet hatte.

„Margarita,“ ſagte ich, „lebet recht wohl.“

Ich konnte nicht hören, daß ſie etwas antwortete, ſah aber, daß ſie mit der Hand winkte.

Es war nun alles vorüber. Ich nahm das Edelweiß, das ſie mir gegeben hatte, von dem Tiſche, that es in das Buch, das ich immer bei mir trage, und ging zur Thür hinaus. Ich ſchritt zum letzten Male über die gelbe Rohrmatte, ich ging durch die große Blumenſtube, in welcher manche fremdartige Gewächſe ſtanden, und trat aus derſelben auf den Grundſtein hinaus, den wir mit ſo vieler Freude und Fröhlichkeit gelegt hatten. Dann kam ich durch den Thorbogen in das Freie. Ich wollte den Obriſt nicht mehr beſuchen, ſondern langſam meine Wege gehen. Aber ich ſah ihn, da ich heraus gekommen war, in dem feinen Graſe des Raſens ſtehen, der ſich vor den Fenſtern ſeines Hauſes hin breitet. Wir gingen auf einander zu. Anfangs ſagten wir gar nichts, dann aber ſprach er: „Wir werden euch ein wenig begleiten."

Es waren nämlich auch ſeine zwei Hunde bei ihm. Er ging ein Stück des Weges, den ich eingeſchlagen hatte, mit mir, dann ſagte er: „Laſſet eine Zeit verfließen. Wie ich euch ſchon in meiner Stube geſagt habe, ſo wiederhole ich es auch hier, ihr habt beide gefehlt. Denkt an meine Gattin: ſie ſtürzte ohne den leiſeſten Angſtruf in den Abgrund, damit ſie mich nicht erſchrecke. Margarita gleicht ihr ſehr. Sogar darin iſt ſie ihr ähnlich, daß ſie eine ſolche Vorliebe für weiße Kleider hat, obwohl ihr Niemand erzählt hat, daß es bei ihrer Mutter auch ſo geweſen iſt. Sie iſt eben ſo ſtark und eben ſo demüthig und zurückweichend vor dem harten Felſen der Gewaltthat."

Ich antwortete im Augenblicke nicht auf dieſe Rede. Es war heute das erſte Mal geweſen, daß der Obriſt von dem Stande der Dinge zwiſchen mir und Margarita geſprochen hatte. Wir gingen noch eine Weile neben einander, bis ein Weg ſeitwärts gegen ſeine Wieſe hinein ging. Dort beurlaubte er ſich, und wandelte auf dem Wege, der ihn gegen die Wieſe führte, mit ſeinem Hunden dahin.

Der Pfad aber, den ich eingeſchlagen hatte, war nicht der zu meinem Hauſe hinunter, ſondern der, welcher von dem Haghauſe weg durch die Felder empor geht, und dann in die Weidebrüche einlenkt, wo man im Sommer die Rinder hütet. Ich ſchlug den Pfad darum ein, weil ich noch zur Haidelis gehen mußte, die krank iſt, und weil der Weg durch die Weidebrüche zu ihr führt. Ich ging nicht zum Eſſen nach Hauſe; denn ich dachte, ich könnte ja in das Gaſtwirthshaus gehen, wenn mein Leib etwas verlangte, oder ſonſt irgend wohin, wo mein Weg mich vorbei bringt.

Als ich zwiſchen die Haſelſtauden der Weiden hinauf gekommen war, und nicht geſehen werden konnte, blieb ich ein wenig ſtehen. Ich richtete mir das Barett zurechte, welches ſchief geſunken war, und ſagte mir gleichſam ſelber die Worte: „Wenn dir nun in Zukunft noch ein Widerſtand in den Weg kommt, Auguſtinus, den du nicht überwinden zu können meinſt, ſo denke an den Obriſt und an ſeine ſtandhafte Tochter.“

Dann ging ich wieder zwiſchen den Haſelbüſchen weiter.

Ich hatte jetzt Niemanden mehr, als meine Kranken, und es ſchien mir in dem Augenblicke, als warteten ſie alle auf mich.

Ich ſollte zwar erſt gegen den Abend zur Haidelis hinaus, und hatte mir vorgenommen zu fahren; aber da es doch etwas weit iſt, ſo dachte ich, werde ich bei langſamem Gehen, wenn auch der Tag noch hoch ſteht, doch erſt gegen den Abend hin kommen. Ich mochte von dem Obriſt nicht nach Hauſe gehen, und meine Pferde holen. Ich ging langſam — langſam und denkend durch die Wälder dahin. — Auch war ich ein wenig bei dem hinteren Wirthe in dem Schlagholze, und aß etwas von der Koſt, die an ſeinem Mittagstiſche übrig geblieben war.

Als ich von der Haidelis weg durch andere Wälder nach Hauſe ging und die Sonne ſchon ziemlich nahe gegen ihren Untergang neigte, ſchien es ſich erfüllen zu wollen, was der Obriſt heute gegen Mittag vorausgeſagt hatte; denn von der Scheide des Hochwaldes herüber, von woher im Winter die Wolken mit dem Regen gekommen waren, der den ſchrecklichen Eisſturz gebracht hatte, zog es ſich wie Gewitterbildung zuſammen, und die Sonne mußte ſich auch im Abend durch zerſtückte und an ihren Enden anbrennende Wolken hinunter arbeiten. Ich betrachtete mir ſo, da ich in das Freie gekommen war, das Zurechtrichten und die Vorbereitungen an dem Himmel.

Zu meinem Hauſe ging ich nur hinzu, um den Fuchs anſpannen zu laſſen, damit ich noch zu dem Erlebauer hinaus führe, zu dem ich vor Abends mußte, und wieder zurück käme, bevor das Gewitter ausbräche.

Als ich mit dem Thomas durch die letzten Bäume des Thaugrundes zurück fuhr, leuchteten ſchon die Blitze durch die Zweige herein, und zogen manchmal über den fernen Wald ihre geſchlungenen Geißellinien. Auch an dem Abendhimmel war es nun anders. Wo die Sonne zwiſchen roth ſchimmernden Wolken und blaßgelb leuchtenden Stücken heiteren Himmels untergegangen war, war nun alles zuſammen gefloſſen, und aus der dunkeln Lagerung der Wolken brach zu Zeiten Feuer hervor. Ich habe darum den Fuchs zu dieſer Fahrt genommen, weil er das himmliſche Feuer nicht ſcheut. Die jungen Rappen entſetzten ſich davor.

Als ich von dem Wege ablenkte, und durch mein Gitter in meinen Hof hinein fahren wollte, ſprengte in der Dämmerung, in der die ruhigen Bäume ſtanden und die Blitze zuckten, ein Mann herbei, und rief mich an, ich möchte Augenblicks kommen, ich ſei bei dem untern Aſchacher ſehr nothwendig. Sie tragen ihn eben von dem Schwarzholze herein, wo ihn ein fallender Baum fürchterlich verwundet habe. Er, der dieſes ſage, ſei ſelber dabei geweſen, ſei voraus gelaufen, habe ein Pferd genommen und ſei her geritten, um den Doctor in größter Schnelle zu holen. Ich befahl dem Thomas umzulenken, und wir fuhren hinter dem Boten, der vor uns her ritt, zu dem wohlbekannten Hauſe des untern Aſchacher hinab, wohin es nicht weit war. Als wir ankamen, hatten ſie ihn ſchon da, er lag auf dem Bette, und ſie hatten ihm die Kleider von dem verwundeten Fuße geſchnitten. Es war durch die Tanne, die ſie umſchnitten und die dann fiel, nur die Haut von dem Fuße geſtreift worden, aber nie habe ich ſo furchtbar und gräßlich menſchliches lebendiges Fleiſch entblößt geſehen. Der Mann wäre geſtorben, wenn ich damals in dem Kirmwalde meine That verübt hätte! Sie hätten ihm Pflaſter auf die Verwundung gethan und den Brand gelockt. — Ich befahl Waſſer von dem Brunnen zu holen, und ließ ihm von dem Eiſe zukommen, das ich immer in der Grube unter meinem Hauſe aufbewahrt halte.

Das Gewitter iſt nicht herein gebrochen. Als ich mit dem Thomas auf dem ſchlechten Feldwege zurückfuhr, zogen ſeine regenloſen ſchwarzen Stücke über den Lidwald hinaus, man hörte ſchier keinen Donner, und nur die zeitweiſen Blitze zielten gegen die ferneren Länder hinaus, die von uns gegen Morgen liegen.

Es verging eine ängſtliche, unruhige Nacht. Ich war ſehr düſter!

5.

Thal ob Pirling.

Es war am folgenden Tage, da der untere Aſchacher ſich ſo ſchwer verwundet hatte, wieder ganz heiter. Nicht ein einziger Tropfen war in der Nacht gefallen. Ich ging um fünf Uhr früh den näheren Weg durch die Felder zu ihm hinunter. Sie hatten die ganze Zeit gethan, wie ich geſagt hatte, und ich befahl wieder, daß ſie ſtets, wenn das Eis ausgeht, ein neues Theil von mir holen ſollten. Es war die Verwundung gerade in dem Stande, wie ich es an dem vorhergegangenen Abende voraus geſehen hatte, und ich konnte den Jammernden die Verſicherung geben, daß er ganz gewiß geſund werden würde.

Als ich herauf ging, ſtand die Sonne wie ein klares, blühendes Rund über der Dunkelheit der Wälder, und die Gräſer und die Geſträuche glänzten in farbigen Punkten an meinem Wege.

Da ich über die Stiege zu meiner Schlafſtube hinauf ſtieg, in welche mir die alte Maria immer mein Frühmahl ſtellt, fand ich in dem Vorgemach ein Weib, welches meiner harrte. Ich kannte ſie, es war Suſanna, die Einwohnerin des Klum. Als ich ſie in meine Stube hinein geführt hatte, that ſie ihr blaues Tuch auseinander, das ſie ſonſt gewöhnlich um die Schultern hatte, und in dem ſie heute etwas eingewickelt trug, und ſagte, ſie ſei geſtern in dem Birkengehege im Kirmwalde geweſen, und habe ſich etwas dürres Holz und Reiſig gebrochen, um es ſich nach Hauſe zu tragen. Da habe ſie in einer Hecke dieſes Tuch gefunden, und Hanna, meine Magd, habe ihr geſagt, daß es das meinige ſei. Sie bringe es daher, und habe es in ihr Schultertuch eingewickelt, daß es nicht ſchmutzig werde.

Ich hatte nur ein wenig hin geſchaut, und erkannte, daß es mein buntes Tuch ſei, daß ich auf dem Birkenplatze im Kirmwalde weggeworfen hatte.

Ich gab dem Weibe ein kleines Geſchenk, weil ſie arm iſt — das Tuch aber ließ ich ihr auch. —

Dann, als ich alles hergerichtet hatte, was zu dem heutigem Tage nothwendig war, wurden die Rappen eingeſpannt, und die Rundfahrt zu den Kranken angetreten.

Ich dachte über mein Amt, das mir die Gottheit gegeben hatte, nach. Es kann nicht recht ſein, daß man dasjenige, was andere gethan und gefunden haben, in mehrere Bücher zuſammen trägt, daſſelbe ſich ſehr gut in das Gedächtniß prägt, und es dann in der gleichen Geſtalt immer ausübt — es kann nicht recht ſein. Man muß die Gebote der Naturdinge lernen, was ſie verlangen und was ſie verweigern, man muß in der ſteten Anſchauung der kleinſten Sachen erkennen, wie ſie ſind, und ihnen zu Willen ſein. Dann wird man das Wachſen und Entſtehen erleichtern. Es wiſſen auch die großen Bücher, welche ich auf meinen Tiſch und auf mein jetziges Schreibgerüſte lege, und in denen ich leſe, nicht viel. Wer erkennt es genau, ob die Arcana, und die Sympathien und die Zeitverbindungen die Hilfe bringen, die in ihnen liegt? Und es iſt nicht klar abzumerken, daß Gott in die großen Zuſammenſetzungen der Stoffe unſer Heil gelegt hat, weil wir es nicht finden würden, wenn wir die Zuſammenſetzungen noch nicht kennten. Es liegt gewiß irgend wo ſehr nahe bei uns. Womit würde ſich denn der Hirſch heilen, und der Hund, und die Schlange des Waldes, wenn die Arznei, die ihnen hilft, in meinem Schragen ſtünde, weil ſie ja nie zu ihm kommen? Es wird ein Ding in dem kühlenden fließenden Waſſer ſein, es wird eins in der wehenden Luft ſein, und es werden Zuſtimmungen zu unſerem Körper aus der Eintracht aller Dinge jede Stunde, jede Minute in unſer Weſen zittern und es erhalten. — — Ich will ſehr eifrig in den Büchern leſen, und das lernen, was ſie enthalten — und ich will hinter dem Hirſche, hinter dem Hunde her gehen, und zuſehen, wie ſie es machen, daß ſie geneſen. Die Kräuter der Berge kenne ich; jetzt will ich auch die anderen Dinge anſehen, und will die Krankheiten betrachten, was ſie ſprechen, was ſie zu uns ſagen und was ſie heiſchen. — —

So dachte ich und ſo hatte ich vor.

Als ich mit meinem Wagen zurück gekommen war, ging ich noch einmal zu dem untern Aſchacher hinab. Sein Uebel, wie es ihn auch ergriff, war doch in ſehr gutem Stande. Ich ging von nun an täglich zweimal zu ihm.

Nach einiger Zeit kam dieſes Buch, wie ich es in

Tunberg beſtellt hatte. Große Blätter von Pergament, in Corduanleder gebunden, und mit guten meſſingenen Spangen zu verſchließen. Ich wollte es auch ſo machen wie der Obriſt, wie er es in Weſtphalen von einem alten Krieger gelernt hatte. Aber ich nahm mir vor, das Geſchriebene nicht in Päcke einzuſiegeln, wie er, weil ich nicht immer herum reiſen muß, und das große Buch recht gut in ſeiner Truhe und ſchönem ſchwarzen Holze ruhen kann. Aber die Blätter mit dem Eingetragenen wollte ich doch vor dem Leſen verſperren. Ich thue mit den guten Meſſern, die ſie in Rohren verfertigen, einen Schnitt in dieſelben, ziehe ſeidene Bänder durch, und ſiegle dieſelben zuſammen. Zu den ſeidenen Bändern habe ich die roſenrothe und blaue Farbe gewählt, weil Margarita, wenn ſie an Feſttagen oder an Sonntagen in großem, vorzüglich in ſeidenem Putze war, und die weiten bauſchigen Falten des Schoßes recht ſchön an ihr niedergingen, vorzüglich dieſe Farben an den Schmuckbändern des Kleides liebte. Ich ſah das Buch an, als es mir gebracht wurde, und es gefiel mir wohl. Ich verſuchte die Spangen, und ſie flogen bei dem Drucke gut auf, und zeigten das reinliche Weiß des Pergamentes. Ich zeichnete mit meiner rothen Dinte die Zahlen der Seiten ein bis auf die letzte. Dann ſchrieb ich nach und nach dasjenige ein, was ich in den erſten Tagen, weil ich nicht warten konnte, unterdeſſen auf Papier aufgeſchrieben hatte. Ich verwendete alle jene Zeit zum Schreiben, in der ich ſonſt in den Feldern gegangen bin, die Gewächſe, die Bäume, das Gras angeſchaut und betrachtet habe — und dann in das Haghaus hinauf gegangen bin. Es blieb mir, außer daß ich viel lernte und beobachtete, nun doch noch viele Zeit übrig. Wenn ich von dem Schreiben aufſtand, ging ich noch in meinen Garten, der immer ſchöner wurde, ſah die Blumen an, und die Gemüſe, und die anderen Kräuter, die zu meinem Amte gehören, und die Obſtbäume, welche ich entweder ſchon ſelbſt gepflanzt habe, oder welche mir von den früheren Beſitzern des Grundes geblieben waren. Indeſſen thaten meine Leute ihre Geſchäfte, die ſie in dem Hauſe hatten, und ſahen mich recht freundlich an, wenn ich gelegentlich an ihnen vorüber kam. Oefter ging ich auch, wenn die Dunkelheit ſchon aus den Gründen der Erde ſtieg, noch in dem Walde herum, und ſah, wie die Nadeln ſchwarz wurden, und die Dämmerung gleichſam durch die feinen Zweige und

Haare der Tannen rieſelte, oder um die ſtarken Aeſte der Buchen, der Ahornen, der Eſchen war.

Nach einer Woche, ſeit ich zum letzten Male in dem Haghauſe geweſen bin, kam der Obriſt zu mir herunter, und erzählte mir, daß er habe Margarita fort reiſen laſſen. Es ſeien nun vier Tage, daß ſie frühe am Morgen fort gefahren ſei. Er habe ſie eine Tagreiſe weit begleitet, und ſei vorgeſtern zurück gekehrt. Sie werde einige Zeit bei einer weitläufigen Verwandten, einer lieben alten und kinderloſen Frau, wo ſie wie eine Tochter werde gehalten werden, verweilen, und dann wieder nach Hauſe zurückkehren.

Ich ſagte auf dieſe Mittheilung nichts — ich fragte auch nicht, wie lange Margarita ausbleiben würde. Wer weiß, wie lange es iſt — wer weiß, was ſich ergibt, dachte ich, — und wer weiß, ob ſie nicht etwa aufhören wird, eine Bewohnerin des Haghauſes zu ſein. — —

Ich zeigte dem Obriſten mein rothes in Leder gebundenes Buch, ſagte, daß ich ſeine Einſchreibungen nachahme, und erklärte ihm, wie ich es mache. Er billigte es und erkannte die roth- und blauſeidenen Bändlein gar wohl.

Dann gingen wir zum Aſchacher hinunter, und er tröſtete den leidenden Mann. Hierauf ſchlug er den Weg in das Haghaus hinauf ein und ich begleitete ihn die größte Strecke deſſelben. Als wir Abſchied genommen und uns die Verſicherung gegeben hatten, daß wir in der Zukunft einander oft beſuchen wollen, kehrte ich um, und ging wieder zu meinem Hauſe hinunter.

So will ich denn nun Thal ob Pirling, dachte ich, über dem der traurige Himmel iſt, ausbauen, und verſchönern, hier will ich machen, was meinem Herzen wohl thut, hier will ich machen, was meinen Augen gefällt — die Dinge, die ich herſtelle, ſollen mich gleichſam lieben; ich werde mich mit dem umringen, was mir Freude macht, ich werde hier immer bleiben, und werde die Menſchen lieben, die in meinem Hauſe ſind, und werde die Thiere lieben, die mir dienen, oder die ſonſt bei mir erzogen werden. Dann ſollen diejenigen, die, wenn ſie den Namen Thal ob Pirling ausſprechen, nur immer mein Haus allein dabei im Auge haben, nicht aber die Gruppe von Hütten, die früher dieſen Namen trugen, noch mehr Recht bekommen, wenn ſie nur das Haus ſo benennen.

Der Brunnen, den der Grunner im Frühlinge herausgemauert hatte, iſt ohnehin nun fertig. Ein Strahl des klarſten Waſſers ſchießt in die Granitſchale, wenn man an dem Metallknopfe des Geſtänders zieht. Ein anderer ſilberglänzender lebendiger Strahl ſoll noch immer in dem Garten fließen, dazu ſie die Steinkufe im Schwarzholze hauen; denn Quellen giebt es ja in der Gegend genug. Die Bäume, Balken, Pfoſten, die noch überall von dem Baue herumliegen, ſollen weg, daß der Hof rein und gefegt ſei, und der Saum des Steinpflaſters um denſelben ſich klar ins Geſicht ſtelle.

Weil ich aus Güte die meiſten meiner Leute, ſo wie einſtens zu dem Obriſt, ſo jezt zu dem Wirthe Bernſteiner nach Pirling gehen gelaſſen hatte, der in die Felſen des Steinbühels einen Keller ſprengt, und denſelben vor ſeinem Schützenfeſte, das er den nächſten Sommer übers Jahr gibt, fertig haben möchte, ſo befand ich mich jezt ſelber im Mangel. Aber ich will an allen anderen Orten nach Arbeitern ſuchen; und von ihm auch noch diejenigen, die er entbehren kann, zu mir herüber ziehen.

Ich werde unterweilt die lieblichen Schnitzereien, mit denen ich die Hinterſtube gegen den Garten zur Freundlichkeit und Annehmlichkeit meines Gemüthes verzieren laſſen will, ins Werk geben; ich werde das Schreibgerüſte, daran ich ſchon ſo lange denke, anfangen, werde die Riſſe zu den ſchwerſten Arbeiten dem Künſtler und Holzſchneider Pirger nach Prag ſchicken, daß er ſich darnach forme, und werde endlich die Geräthe und die Herausputze und die Einrichtungen des inneren Hauſes zu verfertigen und zu vollenden beginnen. — —

So habe ich in jenen Tagen gedacht, und ſo habe ich es gleich in Thätigkeit geſetzt.

Ich kaufte deſſelben Sommers für den Buben Gottlieb auch noch ein kleines Grundſtück, damit ich es ihm dereinſt, wenn es ihm nützlich iſt, geben könnte. Ich habe beſchloſſen, den Buben nicht mehr von mir zu thun, und für ihn, wie es ihm frommt, zu ſorgen. Es iſt unglaublich, wie er dankbar iſt, und wie er arbeiten möchte. Er hat eine Freude, wenn er für mich einen Gang thun kann, daher ich ihm auch, daß er ſich freue, oft einen Botengang auftrage, den er mit Genauigkeit vollbringt. Sein alter Vater, wenn er zuweilen herunter kömmt, zeigt großen Dank und große Zufriedenheit, daß es ſo iſt. Wenn der Bube Luſt und Geiſtesvermögen hat, laſſe ich ihn vielleicht künftig unterrichten, und er mag mein Amt antreten und wirken und ſorgen.

Ich kam, da die ſchönen langen Sommertage dauerten, oft zu dem Obriſt hinauf, und er oft zu mir herunter. Er ſah alle Dinge, die bei mir in der Arbeit waren, wir redeten von den verſchiedenſten Sachen, ſaßen manchmal auf meinem Sommerbänklein unter der ſchönen Fichte beiſammen, oder gingen in dem Walde herum, oder waren bei ihm in dem Garten, oder in der Stube, in der er die Bücher hat.

Von Margarita ſagte er nie ein Wort. Ich fragte auch nicht.

So verging endlich der Sommer, ſo verging der Winter, und es kam der nächſte Sommer.

Wie wunderbar, wie reizend doch die Natur iſt. In jenen Tagen, da die Wärme ſich recht lieblich neu aufſchloß, was alle Jahre geſchieht und was uns alle Jahre wie ein Wunder wohl thut, ſtand ich vor dem Vogelkirſchbaume, der mit einer unermeßlichen Anzahl der reinſten und weißeſten Blüthen beladen war — ſo weiß, wie ſonſt gar nichts in der Welt, außer etwa der Schnee, oder öfter der Ränderglanz der fernen beleuchteten Sommerwolken, wenn ſie hinter dem dunkeln Walde hervorſtechen — ich ſtand, und hatte zum erſten Male den Gedanken, den ich eigentlich ſchon längſt hätte haben ſollen; wie der Baum erſtlich der Blüthen wegen da iſt, und wie zweitens aus dieſen weißen Blümlein dann die ſchwarzen Kirſchen entſtehen, die wieder ſo ſchwarz ſind, wie die Blüthen weiß, nämlich ſo ſchwarz, wie nichts anders in der Welt. Wie die Natur dieſe ſtarke Gegenſtellung macht, und ſie allzeit verbindet durch die ſanften grünen Blätter. Wenn die Frucht vorüber iſt, werden die Blätter roth und gelb und braun, und bekommen allerlei andere glänzende Farben.

Da ich dann von dem Garten in den Hof ging, ſchauten mich die Herdſteine, die Dachſteine, und andere, die ich von der Hütte meines Vaters hatte nehmen laſſen, und die in die Gartenmauer eingefügt waren, recht freundlich an, wenn auch mancher verwittert, und mancher faſt dunkelſchwarz war. Ich habe nämlich die Gartenmauer nicht tünchen laſſen, damit nicht immer der unliebe weiße Strich in den grünen Farben des Thales ſtehe.

In dem Sommer habe ich auch, was mir ſchon früher einmal in den Sinn gekommen iſt, das achteckige Zimmer meines Hauſes wie zu einer Hauskapelle einzurichten begonnen. Ich bekam den Gedanken, daß das Bildniß der heiligen Margarita als Schutzherrin darinnen ſtehen müſſe, dann werden jedes Sommers am dreizehnten Julius Abends zwei große Wachskerzen brennen. Ueber die Fenſter ſollte doppelte mattweiße Seide geſpannt werden, daß in der Hauskirche ſo ſanfte Dämmerung ſei, wie in der großen. — —

Auch mit den Menſchen iſt es mir anders geworden. Es ſind mir die Augen aufgegangen, daß viele um mich wohnen, die ich zu beachten habe. Ich bin mit dieſem und jenem zuſammen gekommen, ich habe dieſes und jenes geredet, habe Rath gegeben und empfangen, und habe von den Schickſalen der Welt erfahren: wie ſie hier leben, wie ſie dort leben, wie ſie hier Freude haben und dort leiden und hoffen. Und überall, wie ſich die Fluren hindehnen, ſchlagen allerlei Herzen von Menſchen und Thieren, und blicken allerlei Augen — aber alle haben ſie an einem kleinen Orte der Fluren einen Wohnplatz, wie ich, über deſſen Rand ſie kaum hinausblicken auf die andern, die überall leben. — —

So verging mir ein Tag wie der andere, ſo verging eine Jahreszeit nach der andern — und ſo wandelte die ganze Zeit. —

Es waren endlich drei Jahre dahin, ſeit der Obriſt allein in dem Haghauſe wohnt. — — —

O Vater, o Mutter, daß ihr nicht mehr lebt, um zu ſehen, wie ſich eure Hütte verändert hat — und auch ihr, Schweſtern, daß ihr nicht mehr ſeid, um es zu ſchauen! Das Haus ſteht nunmehr fertig, und die Sonne ſcheint auf ſein glänzend Dach hernieder — der Garten ſchreitet in die Weite, und die Fruchtbäume, einſt das Eigenthum der Nachbarn, ſtehen ſchön beiſammen, und jetzt beſſer gepflegt, laſſen ſie wie in Dankbarkeit die Laſt ihrer Aeſte bis zu meinen Fenſtern herüber ſchimmern. Ich ſchreite von Gemach zu Gemach; aber einſam — nur eine heilige Margarita ſteht jetzt ſchon auf dem Hausaltare, und grüßt mich, wenn ich eintrete, mit dem goldenen Schimmer. — Die Luft des Abends weht in den weißen Fenſtervorhängen, und umfließt mich Wandelnden, während ſie von dem Hofe herein die Hufſchläge meines jungen Pferdes trägt, die der Knecht von der Abendſchwemme zurück bringt. — Manch rother Pfeil der Abendſonne ſchießt durch die Zimmer, und zeigt mir ihre Größe und Leere. Das Schreibgerüſte iſt fertig, und auf ſeinem hölzernen Himmel ſitzt nun allein der ausgeſtopfte Luchs, den man erlegt und mir zum Geſchenke gebracht hat.

Und dann nehme ich an Nachmittagen ein Buch, gehe durch den Hof, wo Hühner und Geflügel ſind, durch den Garten voll Sperlingsgeſchrei, die meine Kirſchen ſtehlen, hinaus in die Felder, wo meine Erndte reift — ein viel zu großes Feld für mich Einzelnen — bis ich in den Wald gelange, bei deſſen Birken ich jetzt wieder gerne bin, und der mir die Gedanken leicht und ſtille aus dem Buche leſen läßt und mir neue gibt.

So ſteht und gedeiht alles. Meine Kranken geneſen. Der untere Aſchacher, deſſen Fuß ſo fürchterlich geſchält war, geht wieder luſtig und krückenfrei herum. Ich vermag in die fernſten Gegenden zu wirken — und es wird das finſtre Wort immer weniger wahr, das ich einmal niedergeſchrieben habe: „Einſam, wie der vom Taue geriſſene Anker im Meere, liegt mir das Herz in der Bruſt."

Ich habe das Wort nicht in dieſes Buch eingetragen, weil ich mich ſchäme.

Das Wort wird immer weniger wahr, und das Herz fliegt nicht mehr ſo. Wenn einige gute Kräfte thätig ſind, ſchaut das Herz zu, und es kann nicht anders, es muß ja vergnügt darüber ſein.

Auch kleine Dinge erſcheinen, die mich freuen. Morgen kommt der geſchnitzte lange Schrein, der in das Schreibgemach geſtellt wird — der Kreuzenzian, den ich in dem Garten verſuchte, gedeiht recht gut, und die Mägde müſſen ihn morgen jäten — und ſo iſt noch Anderes und Anderes — manches Liebliche und manches Heitere.

6.

Das Scheibenſchießen in Pirling.

Ich bin mehrere Tage zitternd, bebend, zu Gott betend geweſen. Wenn ich auf und nieder ging, legte ich die Hände auf die Bruſt, daß ſie ruhig ſei. Wie ernſt und ſchwer oft Fälle des menſchlichen Lebens ſind! Es ward ein ſchöner ſtarker Jüngling zu mir gebracht und lag in meinem Hauſe. Sie hatten ihm auf eine kleine Wunde, die er ſich durch Zufall in die Bruſt geſchlagen hatte, Pflaſter von Pech und andern Klebedingen gelegt, und ihn an den Rand des Grabes gebracht. Als ihnen die Sorge ſtieg, brachten ſie ihn von weit jenſeits des Hochwaldes, wo ich noch nie geweſen war, zu mir herüber. Ich legte ihn in das grüne Zimmer, weil es meiner Stube am nächſten iſt. Ich entfernte alle Afterdinge, Unglücksbildungen und bereits begonnene Zerſtörungen, bis es mich ſelbſt ſchauerte — ich hatte Vater und Mutter nicht zugelaſſen, damit ſie durch Schreien oder Gejammer nicht die Ruhe zerſtörten, — das Meſſer ward durch die Wiſſenſchaft immer weiter geführt — — ich empfahl meine Seele Gott — und thats. Als ich fertig war, war ſehr vieles, und an einer Stelle ſchier alles weg, ſo daß ich an dieſer Stelle durch das einzige innerlich gebliebene Häutchen die Lunge wallen ſehen konnte. Ich ſagte nichts, ging hinaus, und ſendete Vater und Mutter heim. Dann ging ich wieder hinein, und führte die Sache weiter. Ich war ganz allein, und hatte Niemanden, der mir helfen konnte. Ich gab dem Kranken nur das Wenigſte zu eſſen, daß er nicht verhungere, damit die Glut der Entzündung nicht komme und zerſtöre. Er lag geduldig da, und wenn ſeine ruhigen und unſchuldigen Augen, da ich an ihm vorbeiging, auf meinem Angeſichte hafteten, wußte ich, wie viel meine Miene werth ſei, und bat Gott, daß er ſie gelaſſen zeige. Kein einziger Menſch wußte, wie es ſei. Nur den Obriſten führte ich einmal hinein und zeigte ihm die Sache. Er ſah mich ſehr ernſt an. Weil der Jüngling ſtark und wohlgebildet war, erſchienen nach wenigen Tagen ſchon die erſten Spuren der Geneſung, und in Kurzem war ſie im vollen Gange. Da das war, dann hatte ich die Bäume, die Wälder, das Firmament und die äußere Welt wieder. Vor der Feſtigkeit der Pflichte, wie ſinkt jedes andere Ding der Erde zu Schanden nieder! — Nach gar nicht langer Zeit war er völlig geneſen, und ich konnte ihn zu ſeinen Eltern über den Wald hinüber ſenden. — — —

Bald darauf hat ſich etwas recht Liebes und Schönes zugetragen.

Die Halme unſeres Kornes hatten ſich zur Reife geneigt, die heißeſte Waldſonne, welche alle Jahre um dieſe Zeit über unſern Häuſern zu ſtehen pflegt, war ſchon eine etwas kühlere geworden — die Gerſte, die in unſerer Gegend ganz beſonders gedeiht, lag ſchon gefällt auf den Aeckern in den gewöhnlichen Mahden wie in gelben Zeilen dahin — der Weizen, der auf das Beiſpiel des Obriſts hin nun öffentlich mehr und faſt mit Vorliebe gebaut wurde, war ſchon in die Scheuern gebracht, ich fuhr zu meinen Kranken, die ſehr unbedeutend waren, herum, — der Obriſt kam öfter zu mir herab, ich zu ihm hinauf — die Zeit näherte ſich allmälig dem milderen Herbſte: da geſchah es, daß ich einmal mit dem Obriſt im Thongrunde an dem Wege stand. Er zeigte mir, wie auf sein Verheiß die Leute schon an den Wegen die Verbesserungen in dem Sinne machen, daß sie Straßen werden — so ging namentlich durch den Thaugrund schon ein schönes gewölbtes Stück mit Gräben an beiden Seiten durch, wo vor zehn Jahren noch der morastige fürchterliche Weg gewesen war — und dann fragte er noch gelegentlich, ob ich dem bevorstehenden Schießgerichte in Pirling beiwohnen werde, er würde zugegen sein. Ich erwiederte, daß ich auch kommen würde, wenn sie mich einladen; nur, bemerkte ich, könne ich einige Tage vor dem Schießgerichte nicht zu Ihm hinauf kommen, weil sie mich zu einem sehr entfernten Kranken zur Berathung gerufen haben, wo ich wohl ein paar Tage abwesend sein werde. — —

O Pirling, du freundlichster Ort, ich bin dir immer gewogen gewesen; aber wer hätte gedacht, daß du mir so theuer werden würdest. Wie erfreut sich mein Herz, wenn es deine Schönheit gewahrt: wie du so lieblich einsam auf deinem sommergrünen Hügel liegst, wenn deine weißen Häuser auf den Bach herab sehen, der seinen Saum bespült, und der so ruhig durch deine Hutweide zieht, auf welcher das rothe Thierchen

Seite, das das Bildniß des heiligen Johannes enthielt — ſei mir von heute an geſegnet, und ſei mir in Ewigkeit gegrüßt.

Ich will aber in dieſem Buch weiterſchreiben.

Die Stiller iſt bei uns noch ein Bach, dann wird ſie größer und wallt über geglättete Kieſel dahin. Dann geht ſie hinaus in die ſchönen Länder, wo die grünen Wieſen ſind, und die anmuthigen Geſellſchaften der Laubbäumengruppen ſtehen. Im Grunde wandelt ſie um eine Waldecke herum, iſt ſchon gelaſſener, und geht dann in einer Biege zwiſchen zwei Armen von breiten Waldrücken gegen Pirling hinaus. Dort ſchaut der Saum der grünen Wieſenhügel, auf denen der Ort ſteht, in ihre Waſſer, dort iſt die ſehr große Brücke über ſie geſchlagen, und von dort geht ſie mächtig mit großen Schlangen in die noch weitern, noch ſchönern Länder hinaus, während alle Bäche, die aus den Waldthälern, aus den Hügelrinnen heraus kommen, beeiferten ihren Zoll zu ihr hinzu zu tragen.

Auf den ſchönen Wieſengründen, die hinab an der Stiller liegen, und von den Schachern und angeſchloſſen ſich gegen Sonnenaufgang breiten, ſteigt ein ſchlichtes Feld empor. Es ſteht ohne Durchſchneidung geraume Weiten und vom Gehöfte empor. An seinen Seiten ist mancher Baum und Strauch, aber auf dem Gipfel trägt er eine große Versammlung von Felsen, Blöcken, Platten und anderen Steinen. Wenn man hinauf steigt, so sieht man, daß der Fels nicht [illegible] ist, wie man vom Weiten [illegible] sollte, sondern daß er sich nach allen Richtungen dehnt, daß man auf seinem Haupte unter den Blöcken herum wandeln, daß man sich auf manchen Stein, auf manchen hervorragenden [illegible] und auf manchen [illegible] niederlassen kann. Wegen der von den Blöcken [illegible] Gestalten hat er auch [illegible], eigentlich [illegible], wie einem großen [illegible] in der [illegible] [illegible]. Der Fels heißt der [illegible]. Man hat eine sehr schöne und geräumige [illegible] auf ihm erbaut, die eigentlich nur ein kleiner Saal ist, aus dem man [illegible] die Gegend [illegible] kann. Man hat auch Ruhebänke, Tischchen, [illegible] und dergleichen angebracht. Der untere [illegible] [illegible] der Seite an einer Stelle, welche ihm von der Gemeinde und dem [illegible] [illegible] wurde, einen Keller in den Stein sprengen lassen, der im vorigen Sommer fertig geworden war. Es ist auch ein [illegible] auf dem Felsen, und weil sich gegen Sonnenaufgang von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] war, sondern nur mehr ein leichtes [illegible] seiner [illegible] mit der [illegible]: war ich fast traurig. — Ich legte das Buch, in welchem ich gerne zu lesen pflege, in dem Wagen beiseite, lehnte mich auf dem Sitze zurück, kreuzte die Arme, und ließ so [illegible]. Der herrliche Himmel [illegible] heiter, lag ganz [illegible] glänzend über den Wäldern, und [illegible] ruhig und [illegible] die Blumen des [illegible] — mein Thomas saß unbeweglich vor mir, mit dem Rücken und dem großen Hut gewendet, und nur von Zeit zu Zeit ein Flügel [illegible] regen, [illegible] meine jungen Rappen trottig, in der heitern [illegible] [illegible] ließ ich [illegible] in stillem Sonnenschein glänzten. Ich ward gut, ward warm, ward [illegible] — so fiel ein Strahl auch das [illegible] auf meine Stirn, und mich so recht [illegible] [illegible]. — — So reiste ich fort. — — Die [illegible] Sonne wich zu meinem linken [illegible] zurück und [illegible], sie waren zum Theile gesunken, zum Theile in Gewölk; aber es war kein Wunsch auf ihnen — es war still, [illegible] und [illegible] von den Bäumen zu [illegible], konnte ich nicht mehr vernehmen — die Waldwege lag hell vor mir und in ihre [illegible] — — [illegible]

Wir waren unterdessen in die Waldwege gekommen, und schritten in ihrem Schatten. [illegible] welche Rautschen und Gitterzaun ganz gehabt hatten, und von auch nur die Thongruben, dann wir noch abhatten. — Endlich rollte der Wagen, als wir diesen Wald erreicht hatten, auf der schlechtesten von dem Orte verwahrlosten Straße in die Ebene, und als sich die letzten Bäume vorübergehend hinter mir zurückgezogen hatten, lag das weiße Haus meines Vaters vor mir und als ich sah immer über das Stallgebäude, dessen Name mich gleichsam anmahnte, daß ich nachsähe, wie es stehe, und ob keinem ein Leid geschehen sei. Die Pferde liefen rasch und frisch, und in wenig Augenblicken stand der Wagen rasch vor dem meines Vaters. Ich sprang ab, klopfte die Pferde auf ihren Nacken und lobte sie. Die Wagenthüre wurden von Hausleuten mit den Kindern, als sie erschienen sie es — und sie erschraken es noch. Dann mußten sie die Wagen zum Abholen fertig machen, weil sie endlich anderswo hin, und auch einsamer zum Mittagsmahle gehen wollten. Ich aber ging in das Haus, und sah in dem Speisezimmer bereits den Tisch gedeckt: eine Flasche, ein Glas, und ein Gedeck. Auf demselben lag ein großer gesiegelter Brief zu dem Schreibtischchen, der in meiner Abwesenheit gekommen war.

Nachmittag ging ich zu Einigen, wo zwar keine Hilfe nothwendig war, aber Troſt.

Am andern Tage fuhr ich ſehr früh aus, damit ich meine Pflicht gethan hätte, und nicht gar zu ſpät zu dem Eſchenwäldchen käme, wie die Einladung gelautet hätte. Auch dachte ich daran, daß ich dem Obriſten meine Geſellſchaft verſprochen hatte. Es war nichts Wichtiges vorgefallen, ich that alles ab, und um zwei Uhr Nachmittags ließ ich meine weißen Thiere langſam auf den Feldern, wo man von dem Grunde herab kömmt, gegen Pirling hinein gehen. Als ich durch die obere Gaſſe vorwärts gekommen war, bogen die Thiere wieder von dem Wirthshauſe zu dem neuen Schlößchen ab. Ich hatte eigentlich durch den Ort durch, und auf dem Feldwege bis zu dem Rode auf Kirlan fahren wollen, aber die Zutraulichkeit der Thiere, mit welcher ſie hier, wo ihr gewöhnlicher Nachgang war, gelangen, und ihre Gewohnheit, wo ſie ſich ein ganzes Vormittag geſammelt hatten, weckten mich, und ich ſagte dem Thomas, er ſolle nur vollends auf das Wirthshaus hineinfahren. Er that es, aber kein Menſch und keine Wirthin kamen auf die Gaſſe, und zu bewillkommen, die ganze Wohnung war verödet.

und nicht einmal ein Hund bellte, denn alle waren ſie in den Steinbühel hinaus. Ich half alſo ſelber dem Thomas die Pferde ausſpannen und in den Stall bringen, wo ich ihnen eine eigene Kammer halte, in die nie andere Pferde kommen, damit ſie mir geſund bleiben. Ich empfahl die Thiere der Obhut des Thomas, ſagte, wenn er ebenfalls auf den Steinbühel hinaus ginge, ſolle er zuſperren und den Schlüſſel zu ſich ſtecken; dann nahm ich meinen Stock und ein Buch aus dem Wagen, ſchloß die anderen Behältniſſe ab, und machte mich auf den Weg zu dem Feſtlichen, das heute alles vereiniget hatte. Mir fiel die Oede des Ortes auf. Außer der gewöhnlichen ſonntäglichen Ruhe war heute noch eine ungewöhnliche. Nur auf manchem Hof vor einem Hauſe ſaß ein Greis, und es thaten ihm die Strahlen der auf ihn ſcheinenden Herbſtſonne ſicherlich wohler, als ihm die Freude auf dem Steinbühel zuzuſehen gethan hätte. Obwohl heute nicht ein Krankentag für Pirling war, ſo beſuchte ich doch, weil ich einmal da war, einige von ihnen. Auch bei denſelben waren nur ganz alte Mütterlein zu Hauſe geblieben.

Als ich das abgethan hatte, und am anderen Ende des Ortes in das Freie getreten war, ſchaute der für heute ſo merkwürdige Feſt ſchon aus den Feldern herüber, und ich erkannte mit meinen ziemlich guten Augen ſehr bald, daß man ein Gezelt zwiſchen den Bäumen geſpannt haben müſſe, denn es ſchimmerte deutlich und ſchräglich weiß zwiſchen dem dunklen Föhrengrün herüber. Ich ging durch die Felder dahin. Sie waren meiſtens ſchon nur mehr mit Stoppeln bedeckt, bloß der Haber ſtand noch vom Getreide da, aber er neigte auch ſchon das Gold, und hatte ſeine Körner an den leichten Fäden neben mir hängen. Da ich dem Feſte näher gekommen war, ſah ich auch, wie hoch über den Gipfeln ſeiner Bäume das Schießſtättfähnlein wehte, eine lange wallende Zunge, roth und weiß, welche Farben ſich leicht von der tiefen Bläue des Himmels abhoben. Auch manches bläulich geringelte eine weiße Rauchwölkchen zwar zuweilen über den Laubkronen ſchweben, und man konnte ſchon die einzelnen Schüſſe vernehmen.

Da ich endlich an dem Saume des Feſtes angekommen war, wandelte ich langſam auf ſeinem gefälligen Wege umher, den ich als Knabe, wenn ich mit den Meinigen zuweilen hatte gehen dürfen, war als junger Student, wenn ich die Herbstferientage zu Hause zubrachte, niemals einschlug, sondern gerade aufwärts kletternd durchschnitt.

Als ich bis zu dem Schießstande empor gekommen war, trat ich ein. Es mußte eben ein guter Schuß gethan worden sein, wie ich aus dem Krachen des Zielmörsers, den man aufgestellt hatte, und aus dem Jauchzen des Schützenvolkes vernahm. Der Stand hatte das gewöhnliche Aussehen, wie es an solchen Tagen ist. Zwei lagen vorne mit ihren Büchsen am Schießbaume und zielten und warteten — andere standen hinter ihnen in Bereitschaft, wenn sie abgeschossen hätten und weggegangen wären, einzutreten — wieder andere waren noch weiter zurück, und arbeiteten an ihren Büchsen, um sie gerecht zu richten — der alte Büchsenspanner wischte sein schlechtes Gewehr, und [illegible] die schwarzen [illegible] [illegible]. Wenn man es mir auch nicht gesagt hätte, daß er heute den besten Schuß gethan habe, so hätte ich es doch aus seinem freudigen Gesichte ersehen. Auch den [illegible] [illegible] sah ich, den Forstmeister, den Marktrichter und viele andere Bekannte.

Es stellten sich mir mehrere Leute vor, und wie es bei uns gebräuchlich iſt, manches Glas zum Gruße entgegen. Ich dankte nach den verſchiedenen Seiten und that Beſcheid. Und als ich die Einladung, daß ich doch heute noch mit ſchießen möge, mit den Worten abgelehnt hatte, daß ich nicht mehr ſo ſchießen könne, wie in meinen Schuljahren, und daß mir meine Geſchäfte auch keine Uebung erlaubten: ſchaute ich die Anſtalten an. Die hölzernen Säulen des Standes waren mit Blättern umwunden. Auf dem Giebel des Gebäudes hing die ſchwere große Schützenfahne nieder, zum Unterſchiede der ſchmalen langen, die über dem Baumwipfeln des Felſens flatterte. Alle Kräfte und Finger der Pirlinger Mädchen hatten daran gearbeitet, und hatten heute feurige Blicke dazu gegeben. Die Hinterwand des Standes war mit verblichenen Scheiben der Vergangenheit bedeckt. Ich erkannte beinahe mit Herzklopfen manche darunter aus meiner Kindheit, und andere, in denen auch die Löcher meiner eigenen einſtigen Kugeln waren. Unter den Scheiben ſaßen ſolche, die da oben und draußen, lauter Männer, denn die Frauen und Mädchen durften während des Schießens nicht herein. Auf einem lichtgrün angeſtrichenen Geräthe, das beſonders des Schützenſchreibertiſchchens war, stand, von einem Geländer umfangen, daß er nicht herab könne, der blüthenweiße langhaarige Bock des ebenen Wirthes. Die Spitzen seiner Hörner waren vergoldet, und zwischen denselben trug er einen großen aufrechten Kranz aus Blumen und Bändern eingeflochten, in welchem Kranze wieder schöne einzelne leuchtende Thaler zu sehen waren. Von dem Kopfe des Thieres hingen überdieß noch Bänder und Fransen herab, und in die schöne gekämmte Wolle und in den Bart waren zudem noch seidene rosenrothe Schleifen geknüpft. Hinter dem Bocke, auf einem Pfeiler des Kranzes gesteckt, war der zweite Preis: zwei himmelblaue Seidentüchelein mit eingewirkten Goldblüthen. Dann war ein Blumenstrauß, aus lauter kleinen Silberzwanzigern zusammen gelegt. Er stand in einem Gefäße auf einem Tischlein. Zuletzt war ein mit Gold und Perlmutter eingelegtes Horn, zum Aufbewahren des Pulvers. Dasselbe hing mit einem zierlichen Bande gebunden an einem Baumaste. Außerhalb des Schießstandes, weil sie ebenfalls nicht Preise werden, standen nicht geringer die Pfeilinger Weiber, und schauten, wie einstens ich selber, den Bock, die Schützen und die anderen Sachen an. Ein wenig weiter weg war in die Zweige mehrerer neben einander stehender Föhren ein Gerüſte gebaut worden, auf welchem, in dem Wald der Nadeln eingehüllt, die Hornbläſer ſaßen, und die eingelernten Stücke von Zeit zu Zeit vernehmen ließen. In dem Schießhauſe waren auch Trompeten, die auf jeden glücklichen Schuß in luſtiger Weiſe bliesen.

Als ich alles eine Weile angeſchaut hatte, trat ich wieder unter die Bäume hinaus. Ich hatte mir vorgenommen, ehe ich in das Gewühl ginge, und nach dem Obriſten forſchte, den Gipfel des Felſens zu beſuchen, von dem eine ſo weite und klare Ausſicht liegt. Ich hatte ſie ſchon lange nicht geſehen, und wollte ſie ein wenig anſchauen. Ich trat unter die Bäume hinaus, und es wehte mich eine bekannte Waldluft an, die gegen den Pulverrauch recht angenehm wirkte. Ich ging an mehreren ſehr jungen Mädchen vorüber, die eine hölzerne, an einer Schnur hängende Taube nach einem Ziele fliegen ließen — ich ging dann an einer Raſenbank vorbei, auf welcher zwei Frauen ſaßen, die ich nicht kannte, ſie mochten Fremde ſein — das Gewühl und die hölzerne Hütte hatte ich links liegen laſſen — dann kam ich auch an mehreren herumwogenden Geſellſchaften vorüber, die Bäume und Geſträuche hörten auf, ich ging über den Raſen und gelangte auf den freien Gipfel empor. Es war kein einziger Menſch auf demſelben, weil ſie alle unterhalb in dem Gebüſche und in den Wäldchen waren, wo ſie ſich der Luſtbarkeit ergaben.

Die Sonne war ſchon tiefer geſunken, faſt in die Mitte des letzten Viertheiles ihrer Bahn. Es lagen unter mir die vielfarbigen [illegible] Gegenden der abgemähten Getreidefelder — jenſeits derſelben ſtand der dünne Kirchthurm und die Häuſer des verlaſſenen Dorfes, und weiter zurück der blaue, duftige Wald, in welchem das [illegible] und meine Heimath iſt. In dem Thale konnte man die [illegible] erblicken, auf welchen die ſchief ſtehende Sonne [illegible], geſchlängeltes Silber machte.

Als ich mich umſchaute, war der Oswald zu mir herauf gekommen. Er war hinter mir auf dem gewöhnlichen Wege gekommen, und ich bemerkte ihn erſt, als ich ſeine Tritte hörte. Ich wendete mich um und grüßte ihn recht freundlich. Er ging noch die wenigen Schritte zu mir herauf, ſtellte ſich neben mich, dankte dann meinem Gruße und ſprach: „Ich wußte es ſchon, daß Sie hier ſind, und habe euch geſucht. Ich habe euch er-

und Nothwendiges zu sagen. Ich konnte es euch nicht früher sagen, denn drei Tage seid ihr abwesend gewesen, und da ich gestern Nachmittags zu euch hinab gegangen bin, habe ich euch nicht zu Hause gefunden. Margarita ist angekommen. Ich habe ihr geschrieben, daß sie kommen solle, ich habe die Anstalten zu der Reise gemacht, aber ich habe den Tag ihrer Ankunft nicht gewußt. Da kam sie, als ich es euch nicht melden konnte. Sie ist unten in dem Gehöfte bei den anderen Frauen und Mädchen, denen sie erzählen muß. Ich aber habe mir gedacht, daß ich euch suchen und euch die Sache anzeigen werde."

„Ich danke euch," antwortete ich ihm, „und ich muß euch sagen, daß mein Herz eine große Freude hat, daß sie da ist. Ich habe immer an sie gedacht."

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich weiß es, ich weiß es. — — Doctor, theurer junger Freund! [illegible] um sie. Wißt ihr noch, wie ich einmal sagte: lasset nur eine Zeit verfließen, es wird alles gut werden? — Es ist gut geworden. Ich habe euch beide sehr lieb, ihr werdet es wohl wissen. Ich habe euch vorhin ein Opfer dargebracht. Ich habe Margarita mit Absicht fort gegeben. Ich hoffte, daß ich mit der Zeit gegen euch, weil ich alt bin, nach drei Jahren meiner Braute hingegeben. Ich that es, um zu ſehen, wie alles werden würde. Es iſt gerade ſo geworden, wie ich es vorher geſehen habe. Margarita iſt ſo gut zurück gekehrt, wie ſie fort gegangen iſt — oder eigentlich zu ſagen, ſie iſt noch beſſer geworden. Sie hat ſogleich nach euch gefragt. Sie war ſehr freudig, daß ſie mich wieder habe, und ſie hat gebeten, daß ich ſie nicht mehr fort ſchicken ſolle. Wir ſind in den Tagen, da Ihr auf der Reiſe zu dem fernen Kranken waret, auf allen jenen Wegen geweſen, wo ſie ſonſt mit euch geweſen iſt — ja, daß ich euch alles ſage, wir waren ſogar bei euch. Heute waren wir bei euch. „Ich habe ihm ſehr weh gethan," hat ſie geſagt, „ich muß ihm freundliche Worte ſagen." Da ich euch geſtern Nachmittags nicht antraf, gab ich einem Knaben gar keine Botſchaft in der Sache auf, ſondern wir beſchloſſen nur das, euch heute früh zu beſuchen, ehe Ihr fort fahret, um euch einen freundlichen guten Morgen zu wünſchen. Wir ließen unſeren Wagen, in dem wir gleich nach Pirling fahren wollten, langſam gegen den Thaugrund vorausfahren, und giengen in eure Stube. Aber Ihr waret ebenfalls ſchon fort. Wir kehrten alſo um, und Margarita bemerkte die Veilchenſtraugen, die seit ihrer Abwesenheit geschehen waren, besser als ich. Wir gingen durch alle unsre Zimmer — nur die Hauskapelle zeigte ich ihr nicht. Die alte Maria führte uns herum. Es muß die letzten Tage Niemand vom Eschhause zu euch hinab gekommen sein; denn die Maria wußte noch nichts von der Ankunft meiner Tochter, und hatte große Freude, als sie dieselbe sah. Obwohl noch sehr starker Thau lag, so ging doch Margarita auch einige Schritte in den Garten hinein, um zu sehen, welche Blumen ich halte, und wie alles geordnet und eingetheilt ist. Dann wendeten wir uns wieder um, gingen durch einen Hof hinaus, und wandelten dann langsam auf der schönen Straße durch den Thaugrund hinüber, an dessen Rande, wo die Fichtenwälder beginnen, der Wagen auf uns wartete. — Lieber Doctor, ich bin nicht traurig über das letzte Wort eueres Briefes. Ich hatte sie vielleicht zu [illegible], aber es ist ein Naturspiel da, das [illegible] ist. Ich habe auch schon gedacht, daß ich am [illegible] meines [illegible] hatte, [illegible] auf dem [illegible] der [illegible] Margarita die [illegible] sie [illegible] haben, [illegible] ihrer Mutter [illegible]. Nach und nach ist sie ihr immer ähnlichen geworden, und weil ſie ſanft war, wurde ſie ihre vollkommene Geſpielin. Als wir dieſer Tage her durch die Wieſen und Wälder wanderten, bemerkte ich, daß ſie den Gang ihrer Mutter habe, daß ſie dieſelben Worte ſage, und daß ſie bei Gelegenheit den Arm ſo hebe, und läßt ſie herab, gerade wie ſie. Ich mußte meine verwelkten Hände anſchauen, um nicht zu glauben, ich ſei jung, und es gehe mein junges Weib neben mir, und ſammle mir Blumen, und pflücke Nüſſe, wie einſt in jenem Walde. Darum liebe ich ſie gar ſo ſehr. — Als wir heute durch eure Zimmer gingen, und ſie eure Geräthe und ländliche Anordnung ſah, erblickte ich auf ihrem Angeſichte deutlichen gewinnenden Schimmer, wie ehedem an meiner Gattin, da ſie in meinem Hauſe ſchalten und walten und fühlen durfte, wie ſie wollte. Ich erkannte hieraus auch, daß Margarita in dem Augenblicke das Ähnliche empfunden, wie damals ihre Mutter. — — Sieh, ſo iſt es mit Margarita. — Ich weiß auch, wie es mit euch iſt, und wußte es immer. Ich erkannte es, weil ihr übrigens — ich kenne das männliche Verſchließen in der Bruſt, anſtatt zu klagen — und das weibliche Erhellen ſeines Herzens. Ich wußte es, wenn ich auch bei mir ſtille ſchwieg.

Ich muß euch, weil ich jetzt erſt, meine ganze Schwäche ſagen. Da ich einmal von euch fort ging, kamen mir bitterliche Thränen in die Augen, weil ich geſehen habe, daß ihr eine heilige Margarita, deren Standbild ich gar wohl kenne, auf einem Hausaltar geſtellt habt, um euer Herz zu tröſten. — Wißt ihr noch, wie ich einmal an dem traurigen Tage, da ich euch meine Lebensgeſchichte erzählte, geſagt habe, ihr hättet eine ſchöne Lage in der Biegung des Thales, ihr wäret noch jung, und wenn ihr euch beſtrebet, könnt ihr ein ſchönes Beſitzthum machen, daß ſeinem Herrn und ſeiner Frau erfreut, wenn einmal eine einzieht. Wißt ihr es noch? Wie hätte ich es jetzt, daß Margarita einzöge, wie ihr immer ſo gerne gewollt habt? — — Ich muß euch, lieber Doctor, weil die Sache einmal ſo iſt, und wir deutlich reden, auch das noch ſagen: Margarita iſt nicht reich, denn ich bin in meinem ganzen Leben arm geweſen, aber ſie kömmt auch nicht ohne Mittel in euer Haus. Ich habe in meinen letzten Tagen geſpart, wie ich in meinen erſten verſchwendet habe, und das Wenige, welches mir ſo von meinem Vaterhauſe herkommen, habe ich zuſammen gehalten. Sie bekömmt einmal das Landhaus mit dem, was dazu gehört, ſo beſchämend die Wälder, die Bäche, und dann alles das andere, was noch da iſt; denn ich habe ja Niemand weiter, als euch hier." — —

„Aber mein Obriſt," rief ich, indem ich ihm ſeine Hand drückte, „redet nicht von dieſen Dingen — wie kann ich euch denn für eure Liebe danken, und wie kann ich es denn begreifen, daß ihr ſo gut und groß ſeid."

„Nein, ich bin nicht gut," antwortete er, „ich ſuche in euch nur meine Freude. Wir bleiben nun alle beiſammen. Ihr werdet in dem oberen Hauſe wohnen, eben auch in dem unteren, ehe es mit Margarita, wie es das Natürlichſte iſt, bei euch ſein, und ich allein in meinem Hauſe. Ihr werdet oft bei mir ſein, ich oft bei euch, und es wird ſich ein Umgang ſpinnen, der euch freundlicher iſt, als bisher. Ich kann euch nun ſagen: Ihr erhaltet in Margarita ein ſehr gutes Weib, das ihr ehren müßt, und ſie wird in eurem Hauſe ſo glücklich ſein, wie es meine Gattin in dem meinigen geweſen iſt, gebe ihr nur Gott wirklich einen heiteren und einfacheren Tod, als ihrer Mutter. — Aber jetzt Doctor, müſſen wir zu den anderen Zimmern gehen. Sie wiſſen ſchon, daß ihr da ſeid, ihr müßt ihnen auch eine kleine Zeit gönnen, da ihr ebenfalls immer durch [illegible] entgegenhalten sehe, was zu solchen Dingen gewöhnlich erst spät kommen können."

„Warte noch einen Augenblick, Obrist," sagte ich, „ihr wißt wohl, wie ich euch [illegible] und geliebt habe, aber ihr thut mir noch immer mehr Gutes, als ich [illegible] und [illegible] kann. Ich muß euch hier meinen großen Dank dafür sagen, und muß euch sagen, seit ihr in der Gegend seid, ist es mir, als hätte ich wieder einen Vater, und wäre nicht mehr, wie früher, allein."

„Ihr habt es ja verdient, ich bin es auch, ich bin euer Vater," antwortete er, „und werde es in der Zukunft noch mehr sein. — Aber jetzt kommt, laßt uns hinunter gehen, die anderen werden schon [illegible] es übel nehmen, wenn gerade wir zwei nicht an dem [illegible] Theil nehmen."

Nach diesen Worten [illegible] wir zwei [illegible] dem [illegible] und [illegible], und [illegible] auf dem Wege, [illegible] kamen. Wir hatten aber von dem allgemeinen [illegible] nicht viel vernommen. [illegible] und [illegible] manchmal ein [illegible] gekommen sein, [illegible] nicht [illegible] ten. Da wir aber hinab gingen, näherten ſich uns allmählich wieder die Schiffe, die Töne der Waldhörner, die Rufe der Knaben und Mädchen, und das ruhige Geſumme des allgemeinen Durcheinanderſprechens der Menſchen. Wir ſchlugen weiter unten einen andern Weg ein, als den ich heraufgegangen war, und näherten uns den hölzernen Hütten, [illegible] und überhaupt dem Platze, wo die Menſchen mehr zu ihrem Feſt zuſammen gedrängt waren.

Wir kamen wieder zu menſchlichen Gruppen, und zu ſchreienden Kindern. Auf einem grünen Platze unter den Bäumen war ein Zelt aufgeſchlagen, wo man [illegible] verkaufte, und nicht weit davon war einer, der [illegible] der [illegible] [illegible], und ſeine Sachen zum Verkaufe ausgelegt hatte. Er hatte gerade diejenigen gewählt, welche für den heutigen Tag die paſſendſten waren. Weil ich nun [illegible] die [illegible] waren, die in der Gegend aus weiter Ferne kommen, und auf ihren Wanderungen ſich [illegible] [illegible], ging ich zu ihm hinzu und kaufte mehrere Waren von ihm. Das [illegible] [illegible] mit den Kindern und gab ihnen Geſchenke, wovon er in der [illegible] [illegible] [illegible] voll hatte.

Endlich kamen wir zu dem [illegible]. Er war nicht ein von allen Seiten geſchloſſenes, ſondern man hatte über einen großen Tiſch, an welchem die vorzüglicheren Bewohner der Gegend ſaßen, gleichſam einen weiten Baldachin in die Baumäſte geknüpft, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, aber es war darnach, wie ein einzig ferner bezogener Saal, weil gerade um den Platz die ſchönſten und die höchſten Fichten und Buchen ſtanden. Als wir durch den Eingang eingetreten waren, ſahen von dem oberen Ende des Tiſches zwei dunkle Augen auf mich herüber — ach Gott! ich erkannte ſie gleich — es waren Margarita's Augen. — ſie blickten mit dem ſchönen freundlichen Lichte, das einſt meine Freude und mein Vergnügen geweſen war. Wir gingen an den Menſchen, die an dem Tiſche ſaßen, nach einander hinauf, wovon ich ſie begrüßte und kannte, wir, der Obriſt und ich, die Sitzplätze einnahmen, die man an ihrer Seite für uns leer gelaſſen hatte. Da ich bis zu ihr gekommen war, ſagte ich: „Seid mir herzlich ſchön gegrüßt, Margarita, ich bin allzulange geweſen, da ich angekommen bin, ſonſt hätte ich meinen Willkommensgruß ſchon in das Haus hinauf gebracht. Euer Vater hat es mir erſt vor wenigen [illegible] gelegt, daß ihr auf dem [illegible] seid. Seid mir recht, recht schön gegrüßt."

Sie war aufgestanden, als ich zu ihr getreten war, und zog den Handschuh aus, um mir die Hand zu reichen. Sie war errötet und die Hand, wie sie mir reichte, zitterte sehr.

„Seid mir auch gegrüßt," antwortete sie. „Ich war schon drei Tage zu Hause, während ihr fort waret, und hätte morgen [illegible] bei euch gewesen, um euch selber meine Ankunft zu sagen, aber ihr seid sehr [illegible] ausgeblieben, und waret schon lange fort, da wir kamen. Seid mir vielmal gegrüßt."

Wir [illegible] uns bei den [illegible] hergerichteten [illegible], und redeten und redeten recht freundlich.

Sie zog dann den Handschuh wieder an, und legte sich [illegible]. Obwohl sie zu Hause immer im [illegible] [illegible] ist, und und auch so auf weiten [illegible] [illegible] [illegible] der Blumen [illegible] hatte, so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß sie [illegible] [illegible] [illegible], wie [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] war [illegible] [illegible] auch in einem [illegible] [illegible] [illegible]. Er [illegible] auf dem [illegible] zu ihrer [illegible], und ich legte mich auf den, der [illegible] war, und den man mir aufgehoben hatte. Ich ſetzte mich ein wenig weiter weg, und gab Acht, daß ich an ihrem Gewande nicht ſtreifte.

Ich wußte jetzt eigentlich nicht, was ich ſagen ſollte.

Es waren viele Menſchen zugegen, welche ich kannte. Es ſaß der Kaufherr von Pirling mit ſeinen Töchtern gleich neben dem Obriſt, es waren Bürger von Thunberg da; Frauen und Männer von Pirling; es war der ſehr alte ehrwürdige Pfarrer von Sillerau zugegen, und ſaß neben ſeinem Amtsbruder aus Pirling; es waren Frauen und Töchter von Amtsherren da, deren Männer und Väter oder in dem Schreibhauſe ſelber waren; es waren geachtete Familien da, der Gildmeiſter mit ſeinen Töchtern, der Vetter Martin, der Ulrich am Rothberge mit ſeiner Tochter Joſepha; dann einige aus Haslung, und von Pirna und andern. Ich kannte beinahe alle. Sie grüßten mich, als ich einmal geſeſſen war, und einige machten mir den Vorwurf, warum ich denn ſo ſpät gekommen ſei. Ich antwortete, daß meine Geſchäfte von dem Zufalle abhängen, daß ich ſie nicht auf eine gewiſſe Stunde ſetzen aber mit unerbittlicher Strenge, und daß ich weiter erſt zu erſcheinen vermöge, wenn ſie abgethan ſind, und mich entlaſſen.

Die obere Wirthin vom Pirling kam mit einer ſehr ſchönen gleichſam in Kryſtallen geſchliffenen Flaſche, in der Wein war, nebſt einem Glaſe mit meinem Namen, das ſie mir einmal hergerichtet hatten, und aus dem ich immer trinke, wenn ich in Pirling bin, zu mir her, und ſagte: „Herr Doctor ſein Sie, wie jedesmal bei ſolchen Gelegenheiten, zu ſpät gekommen. Dieſen Wein gibt euch die Schützengeſellſchaft als Ehrentrunk, er iſt der beſte, der zu haben iſt, er iſt aus dem Keller meines Mannes, des Schützenmeiſters, und iſt heute für andere geehrte Gäſte heraus gebracht worden. Es ſteht unten in mehreren Flaſchen in Eiswaſſer, und muß ſehr kühl ſein. Die Speiſen, die Ihr bekommen werdet, ſind von dem unteren Wirthe, Berndheimer, dem der Keller zur Gerechtſame gehört, und bei dem der Schützenzug ſein wird. Er wird ſie euch auch im Namen der Schützengeſellſchaft bringen."

Als ſie noch kaum ausgeredet hatte, kam die Tochter des alten Berndheimer nebſt zwei Mägden, welche Kuchen, allerlei kalte Speiſen, Käſe verziert, und angemachten gewürzten Kohl vor mich hin ſtellten.

Ich dankte für die Aufmerkſamkeiten, und ſagte, daß ich von den Dingen ſchon nehmen werde. Auch ſtanden auf der Tafel Flaſchen vor denen, die da ſaßen, ländliche Kuchen, die Schauſtücke eines geſchickten Backers. Die Männer hatten Wein, die Frauen und Mädchen Kuchen, Obſt und dergleichen, und an manchem Stocke ſtand auch ein Becher ſüßen Weines für manche ältliche Frau.

Der Obriſt redete mit dem Kaufherrn und mit dem Hochmeiſter, der von dem Schießſtande herüber gekommen, und hinter ihre Stühle getreten war. Sie unterredeten alle Verhältniſſe, die eben an der Zeit waren, und für die Gegend größere oder kleinere Dringlichkeit hatten. Ich ſprach einige Worte zu den Bauern von Gilberſee, und zu anderen, die in meiner Nähe waren. Einige fragten mich um verſchiedene Kranke, wie es ihnen gehe und ob Hoffnung zur Beſſerung ſei. Ich hatte die Freude, ihnen ſagen zu können, daß ich gar keinen ſchweren Erkrankten habe, und daß alle, die jetzt liegen, bald aufſtehen würden.

Die Mädchen und Frauen hatten ihre ſonntäglichen Kleider an und manche waren ſehr geputzt. Viele erglänzten Bänder und ſogar goldene Verzierungen auf den Blättern und Zweigen. Margarita ſaß recht einfach neben mir auf ihrem Stuhle. Sie hatte ein graues geſtreiftes Kleid an, welches ſie nach den weißen am meiſten liebt. Auf dem ganzen Gewande war keine andere Zierde, als eine kleine veilchenblaue Schleife am Halſe, wo das Gewand geſchloſſen war. Den kleinen Strohhut, den ſie im Sommer gerne trägt, hatte man ihr von dem Haupte genommen, und ihn an den Aſt einer Birke gehängt. Obwohl ſie nicht ihren ſonntäglichen oder gar feſttäglichen feinſten Putz an hatte, in dem ſie mir immer gleichſam etwas fremd vorkam, ſo hielt ich doch dafür, daß ſie unter denen, die hier verſammelt waren, die ſchönſte ſei, noch ſchöner, als die Töchter des Obriſten.

Wir konnten nicht viel reden, und ſagten nur gewöhnliche Dinge. Ihre Antworten waren recht lieb und gut und hold und freundlich. Ich weiß nicht, ob die Leute wußten, in welcher Beziehung ich zu Margarita geſtanden war; aber Niemand ſagte ein Wörtlein, das darauf abzielte, oder eine Andeutung auf die Sache ahnen ließ, ſelbſt dann nicht, als ich aufgeſtanden war und längſt des Tiſches hinab ging, um mit allen, die ich näher kannte, ein freundliches Wort zu reden. Sie hatten aber zu viele Achtung für mich, als daß ſie es thaten.

Nachdem dieſe Unterredung aus war, und nachdem ich noch manchen andern, die herum ſtanden oder ein und aus gingen, auf ihre Fragen eine Antwort ertheilt hatte, ging ich wieder zu meinem verlaſſenen Sitze zurück. Da ſaß ich an der Seite des Obriſts und Margarita's, wo man Platz gemacht hatte, zwei fremde vornehmgekleidete Frauen; es waren die nämlichen, welche ich, als ich auf den Gipfel des [illegible] ging, auf einer Ruhebank hatte ſitzen geſehen. Der Obriſt ſtellte mich ihnen vor, und ſagte, daß ſie die Wittwe, bei der Margarita die Zeit her geweſen iſt, und die andere ſei die Geſellſchafterin derſelben, auch eine um nur etwas Weniges entferntere Wittwe. Die beiden Frauen hätten ihm die Freude gemacht, die Rückreiſe Margarita's zu begleiten, um ihn, wie er ſie öfters eingeladen habe, zu beſuchen. Sie hätten ſich eben die Zimmer und die Einrichtung des Obriſtenhauſes beſehen, und ſeien ganz vergnügt darüber. „Nun iſt es einmal Gewohnheitsrecht,“ ſagte er dann, „wir haben das Mahl geſehen, und machen es allemal auf gleiche Weiſe.“

Die Frauen waren beide alt, freundlich und einfach. Man hatte [illegible] nach ihrer Entfernung ihre Sitze besetzt, und räumte sie ihnen jetzt wieder ein. Sie sprachen zu mir und fragten mich um einige Dinge, wie das bei ersten Bekanntschaften der Fall zu sein pflegt. Sie sprachen auch von [illegible], die [illegible], der [illegible], und der [illegible] mit ihnen, wie man Fremde auf höfliche Weise in einer Umgebung einheimisch zu machen sucht. Indessen hatte sich auch [illegible] um andere [illegible] versammelt, welche in ihrem [illegible] [illegible] [illegible] hatten, und jetzt hier im Gefolge bei ihren Frauen, Schwestern oder anderen Angehörigen waren, und sich vergnügten.

Als die Gespräche so dauerten, kam der Kutscher und Diener [illegible], ging zu seinem Herrn, und sagte ihm, daß der Wagen heute gar nicht gemacht werden könne, weil der Schmied nicht eine einzige Kohle zu Hause habe, und weil er seine am [illegible] von dem Walde, wo sie liegen, heute bringen würde, und weil auch der Wagner zu Hause sei, wenn das alles habe [illegible] alle Geschäfte und Schmiedearbeit gehabt.

„Ich habe es wohl ſo erwartet,“ antwortete der Obriſt.

Auf meine Frage, was es ſei, ſagte er, es ſei ihnen ein Radreifen an dem Wagen geſprungen, es habe nicht ſo viel auf ſich, aber es ſei doch nicht ſo gefährlich zu fahren.

„Freilich nicht,“ antwortete ich, „die Räder könnten geſchleift, und dann könnte leicht Roß und Fuhrwerk auf die Straße geſtürzt. Bleibet nun mit dem Wagen und die Pferde, Obriſt, und laßt ihn morgen in Pirling, daß er morgen gemacht werde.“

Als er ſich darauf weigerte, und ſagte, es wäre ſchon genug, wenn ich ihm nur den Wagen gäbe, er könne ſeine eigenen Pferde vorſpannen, ſtand ich auf, ging zu ihm hin, da er mit dem Kutſcher abſeits an die Wand gelehnt war, und ſagte: „Herr Obriſt, nehmet auch die Pferde — laßt mir die Braunen, daß ſie meinen Wagen zurückbringen, ich weiß er iſt ſchon wo tragen. Ich nehme ein offenes Wägelchen in Pirling, ſpanne eure Pferde vor, und fahre mit meinem Kutſcher heute noch nach. Ihr könnt dann morgen, wenn der Wagen geſchmiedet iſt, das Wägelchen nach Pirling ſchicken, und mit den Pferden euren heiligen Wagen zurückholen.“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

Studien

von

Adalbert Stifter.

Vierter Band.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Studien

von

Adalbert Stifter.

Vierter Band.

[illegible] Auflage.

Pesth, [illegible].
Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt des ersten Bandes

Seite

[illegible] . . . . [illegible]

[illegible] . . . . [illegible]

[illegible] . . . . [illegible]

[illegible]

[illegible]

I.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und funkelte und war hell und ſtrahlenreich. Das größte Kleinod Arons außer dem Weibe Eſther war ihr Sohn, ein Knabe, der auf dem Teppiche ſpielte, ein Knabe mit ſchwarzen rollenden Augenkugeln und mit der ganzen morgenländiſchen Schönheit ſeines Stammes ausgerüſtet. Dieſer Knabe war Abdias, der Jude, von dem ich erzählen wollte, jetzt eine weiche Blume, aus Eſthers Buſen hervorgeblüht. Aron war der reichſte in der alten Römerſtadt. Dies wußten die andern, die noch mit ihm da wohnten, ſehr gut, da ſie oft Genoſſen ſeiner Freude waren, ſo wie er von ihnen auch alles wußte: aber nie iſt ein Beiſpiel erhört worden, daß es der vorüber jagende Beduine erfuhr, oder der träge Bei im Harem: ſondern über der todten Stadt hing ſchweigend das düſtere Geheimniß, als würde nie ein anderer Ton in ihr gehört, als das Wehen des Windes, der ſie mit Sand füllte, oder der kurze heiße Schrei des Raubthieres, wenn die glühende Mondesſcheibe über ihr ſtand, und auf ſie nieder ſchien. Die Juden handelten unter den Stämmen herum, man ließ ſie und fragte nicht viel um ihren Wohnort — und wenn einer ihrer andern Mitbewohner, ein Schakal, hinaus kam, ſo ward er erſchlagen und in einen Graben geworfen. Auf ſeine zwei höchſten Güter häufte Aron alles, wovon er meinte, daß es ihnen gut ſein könnte. — Und wenn er draußen geweſen war, wenn er geſchlagen und von Wohnort zu Wohnort geſtoßen worden war, und wenn er nun heim kam, und genoß, was die alten Könige des Volkes, vornämlich jener Salomo, als die Freude des Lebens hielten, ſo empfand er eine recht ſchauerliche Wolluſt. — Und wenn ihm auch zuweilen war, als gäbe es noch andere Seligkeiten, die im Herzen ſind, ſo meinte er, es ſei ein Schmerz, den man fliehen müſſe, und er floh ihn auch, nur daß er dachte, er wolle den Knaben Abdias eines Tages auf ein Kameel ſetzen und ihn nach Kahira zu einem Arzte bringen, daß er weiſe würde, wie es die alten Propheten und Führer ſeines Geſchlechtes geweſen. Aber auch aus dem iſt wieder nichts geworden, weil es in Vergeſſenheit gerathen war. Der Knabe hatte alſo gar nichts, als daß er oft oben auf dem Schutte ſtand, und den weiten ungeheuren Himmel, den er ſah, für den Mantelſaum Jehovas hielt, der einſtens ſogar auf der Welt geweſen war, um ſie zu erſchaffen, und ſich ein Volk zu wählen, mit dem er aß und mit dem er umging zur Freude ſeines Herzens. Aber Eſther rief ihn wieder hinab, und legte ihm ein braunes Kleidchen an, dann ein gelbes, und wieder ein braunes. Sie legte ihm auch einen Schmuck an, und ließ die Schönheit der Perle um ſeine dunkle feine Haut dämmern, oder das Feuer des Demanten daneben funkeln — ſie legte ein Band um ſeine Stirne, ſtreichelte ſeine Haare, oder rieb die Gliedlein und das Angeſicht mit weichen, feinen, wollenen Lappen — öfters kleideten ſie ihn als Mädchen an, oder die Mutter ſalbte ſeine Augenbrauen, daß ſie recht feine ſchwarze Linien über den glänzenden Augen waren, und hielt ihm den ſilbernen gefaßten Spiegel vor, daß er ſich ſähe. —

Nachdem die Jahre, eines nach dem andern vergangen waren, führte ihn der Vater Aron eines Tages hinaus in die vordere Stube, legte ihm einen zerriſſenen Kaftan an, und ſagte: „Sohn, Abdias, gehe nun in die Welt, und da der Menſch auf der Welt nichts hat, als was er ſich erwirbt, und was er ſich in jedem Augenblicke wieder erwerben kann, und da uns nichts ſicher macht, als dieſe Fähigkeit des Erwerbens: ſo gehe hin und lerne es. Hier gebe ich dir ein Kameel und eine Goldmünze, und bis du nicht ſelber ſo viel erworben haſt, davon ein einzelner Menſch ſein Leben hinbringen kann, gebe ich dir nichts mehr, und wenn du ein untauglicher Mann wirſt, ſo gebe ich dir auch nach meinem Tode nichts. Wenn du es thun willſt, und nicht zu weit entfernt biſt, ſo kannſt du mich und deine Mutter in Zeiten beſuchen — und wenn du ſo viel haſt, davon ein Menſch leben kann, ſo komme zurück, ich gebe dir dazu, daß ein zweiter und mehrere andere auch zu leben vermögen, du kannſt ein Weib bringen, und wir ſuchen euch in unſerer Höhle noch einen Raum zu machen, darinnen zu wohnen und zu genießen was euch Jehova ſendet. Jetzt, Sohn Abdias, ſei geſegnet, gehe hin und verrathe nichts von dem Neſte, in dem du aufgeäzet worden biſt."

So hatte Aron geſprochen, und den Sohn hinaus geführt zu den Palmen, wo das Kameel lag. Dann ſegnete er ihn, und taſtete mit ſeinen Händen auf dem lockigen Scheitel ſeines Hauptes. Eſther lag drinnen auf dem Teppiche, ſchluchzte, und ſchlug mit den Händen den Boden. Abdias aber, da nun der Segen vorüber war, ſetzte ſich auf das vor ihm liegende Kameel, das ſich, ſobald es ſeine Laſt ſpürte, aufrichtete, und den Jüngling in die Höhe hob, und wie dieſer das

Fächeln der fremden wie aus der Ferne kommenden Luft empfand, ſo ſah er noch einmal den Vater an, und ritt dann gehorſam von dannen.

Von nun an ertrug Abdias das Peitſchen des Regens und Hagels in ſeinem Angeſichte — er zog Land aus, Land ein, über Wäſſer und Ströme, aus einer Zeit in die andere — er kannte keine Sprache, und lernte ſie alle, er hatte kein Geld, und erwarb ſich daſſelbe, um es in Klüften, die er wieder fand, zu verſtecken, er hatte keine Wiſſenſchaft, und konnte nichts, als, wenn er auf ſeinem hageren Kameele ſaß, die feurigen Augen in die große ungeheure Leere um ſich richten und ſinnen, er lebte ſehr dürftig, daß er oft nichts anders hatte, als eine Hand voll trockner Datteln, und doch war er ſo ſchön, wie einer jener himmliſchen Boten geweſen iſt, die einſtens ſo oft in ſeinem Volke erſchienen ſind. So hat auch einmal jener Mohamed, wenn er Tage lang, Wochen lang allein war blos mit ſeinem Thiere in dem weiten Sande, die Gedanken geſonnen, die dann eine Flamme wurden und über den Erdkreis fegten. Sonſt war Abdias ein Ding, das der blödeſte Türke mit dem Fuße ſtoßen zu dürfen glaubte, und ſtieß. Er war hart und unerbittlich wo es ſeinen Vortheil galt, er war hämiſch gegen die Moslims und Chriſten — und wenn er des Nachts ſich mitten in der Karawane auf den gelben Sand ſtreckte, ſo legte er recht ſanft ſein Haupt auf den Hals ſeines Kameeles, und wenn er im Schlummer und Traume ſein Schnaufen hörte, ſo war es ihm gut und freundlich, und wenn es irgendwo wund gedrückt wurde, verſagte er ſich das liebliche Waſſer, wuſch damit die kranke Stelle, und beſtrich ſie mit Balſam.

Ueber die Stätte war er gewandelt, wo die alte Handelskönigin Carthago geſtanden war, den Nil hatte er geſehen, über den Euphrat und Tigris war er gegangen, aus dem Ganges hatte er getrunken — er hatte gedarbt und gewuchert, zuſammen gerafft und gehütet — er hatte ſeine Eltern nicht ein einziges Mal beſucht, weil er immer ſo weit weg geweſen war — — und nachdem fünfzehn Jahre vergangen waren, kam er wieder zum erſten Male in die verſchollene Römerſtadt. Er kam in der Nacht, er kam zu Fuße, weil man ihm ſein Kameel geraubt hatte, er war in ganz zerriſſene Kleider gehüllt, und trug Stücke eines Pferdeaaſes in der Hand, um davon den Schakalen zuzuwerfen, daß er ſie von ſeinem Leibe hielte. Auf dieſe

Weiſe gelangte er zu dem römiſchen Triumphbogen und zu den zwei alten Palmenſtämmen, die noch immer da ſtanden, und in der Nacht ſchwarze Linien in den Himmel zogen. Er pochte an die aus Rohr geflochtene Thür, die dreifach vor dem Mauerloche war, das den Eingang bildete, er rief und nannte ſeinen Namen und den ſeines Vaters — und er mußte lange warten, bis ihn jemand hörte und den alten Juden weckte. Es ſtanden alle in dem Hauſe auf, als ſie hörten, wer gekommen ſei, und Aron, als er durch die Thür mit ihm zuerſt geredet hatte, öffnete dieſelbe und ließ ihn ein. Abdias bat den Vater, daß er ihn in den Keller führe, und als er dort die Rohrthür hinter ſich verſchloſſen hatte, zählte er ihm goldene Münzen aller Länder auf, die er ſich erworben hatte, eine große Summe, die man kaum erwarten konnte. Aron ſah ihm ſchweigend zu, bis er fertig war, dann ſchob er die Goldſtücke auf dem Steine zuſammen, und that ſie wieder handvollweiſe in den ledernen Sack, in dem ſie Abdias gebracht hatte, und legte den Sack ſeitwärts in ein Loch, das zwiſchen Marmorfriſen war. — — Dann, als bräche die Rinde plötzlich entzwei, oder als hätte er mit der Vaterfreude warten müſſen, bis erſt das Geſchäft aus war, ſtürzte er gegen den Sohn, umarmte ihn, drückte ihn an ſich, heulte, ſegnete, murmelte, betaſtete ihn, und benetzte ſein Angeſicht mit Thränen.

Abdias aber ging, da dies vorüber war, wieder in die Vorſtube hinauf, warf ſich auf einen Haufen Matten, die da lagen, und ließ den Quell ſeiner Augen rinnen — er rann ſo linde und ſüß; denn ſein Leib war ermüdet bis zum Tode.

Der Vater aber ließ ihn von ſeinen Lumpen entkleiden, man legte ſeinen Körper in ein linderndes reinigendes Bad, rieb dann die Glieder mit köſtlichen und heilſamen Salben, und kleidete ihn in ein Feierkleid. Dann wurde er in die inneren Zimmer gebracht, wo Eſther auf den Polſtern ſaß und geduldig wartete, bis ihn der Vater herein führen würde. Sie ſtand auf, da der Angekommene unter dem Vorhange des Zimmers herein ging — aber es war nicht mehr der ſüße weiche ſchöne Knabe, den ſie einſt ſo geliebt hatte, und deſſen Wangen das ſo ſanfte Kiſſen für ihre Lippen geweſen waren; ſondern er war ſehr dunkel geworden, das Antlitz härter und höher und die Augen viel feuriger —: aber auch er ſah die Mutter an — ſie war nicht minder eine andere geworden, und das unheimliche Spiel der Jahre zeigte ſich in ihrem Angeſichte. Sie nahm ihn, da er bis an ihre Seite vorwärts gekommen war, an ihr Herz, zog ihn gegen ſich auf die Kiſſen, und drückte ihren Mund auf ſeine Wangen, ſeine Stirne, ſeinen Scheitel, auf ſeine Augen und auf ſeine Ohren.

Der alte Aron ſtand ſeitwärts mit gebücktem Haupte, und die Zofen ſaßen in dem Gemache daneben hinter gelbſeidenen Vorhängen und flüſterten.

Die andern aber, die noch zu dem Hauſe gehörten, gingen draußen an ein anderes Geſchäft, das ihnen anbefohlen worden war. Obgleich die Nacht von ihrer Mitte bereits gegen Morgen neigte, und die bekannten Bilder der Sterne, die am Abende von Egypten herüber gekommen waren, ſchon jenſeits der Häupter ſtanden und gegen die Wüſte hinab zogen, mußte noch die Ankunft nach der Sitte gefeiert werden. Man ſchlachtete bei Kerzenſchein ein Lamm, briet es in der Küche, und ſetzte es auf den Tiſch. Sie gingen alle hinzu, aßen alle davon, und man gab auch dem Geſinde zu eſſen. Hierauf begaben ſie ſich zur Ruhe und ſchlummerten lange bis an den andern Tag, da die Wüſtenſonne ſchon auf die Trümmer niederſchien, wie ein großer runder Diamant, der täglich ganz allein am leeren Himmel funkelte.

Von da an waren Freudenfeſte durch drei Tage. Es wurden die Nachbarn herbeigerufen, das Kameel, der Eſel und der Hund des Hauſes waren nicht vergeſſen, und für die Thiere der Wüſte wurde ein Theil in die entfernten Gegenden der Trümmer hinaus gelegt; denn es reichten die Mauerſtücke weit in der Ebene fort, und was die Menſchen von ihnen übergelaſſen hatten, dazu kamen die Thiere, um Schutz zu ſuchen.

Als die Feſte vorüber gegangen waren, und noch eine Zeit verfloſſen war, nahm Abdias aufs Neue Abſchied von den Eltern; denn er reiſete nach Balbek, um die ſchönäugige Deborah zu holen, die er dort geſehen, die er ſich gemerkt hatte, und die mit all den Ihrigen zu ſeinem Stamme gehörte. Er reiſete als Bettler, und kam nach zwei Monaten dort an. Zurück ging er als bewaffneter Türke mitten in einer großen Karawane; denn das Gut, das er mit ſich führte, konnte er nicht in Klüften verſtecken, und, konnte es, wenn es verloren ginge, nicht wieder erwerben. Damals war in allen Karawanſereis die Rede von der Schönheit des reiſenden Moslim und der noch größern ſeiner Sklavin; — aber die Rede, wie ein glänzender Strom gegen die Wüſte, verlor ſich allgemach, und nach einer Zeit dachte keiner mehr daran, wo die beiden hin gekommen wären, und es redete keiner mehr davon. Sie aber waren in der Wohnung des alten Aron, es wurden in den Gewölben unter dem Schutte Zimmer eingerichtet, die Vorhänge gezogen, und die Polſter und Teppiche für Deborah gelegt.

Aron theilte mit dem Sohne ſein Gut, wie er es verſprochen hatte, und Abdias ging nun in die Länder hinaus, um Handel zu treiben.

Wie er einſt gehorſam geweſen war, ſo trug er jetzt aus allen Orten zuſammen, was nach ſeiner Meinung den Sinnen der Eltern wohl thun könnte, er demüthigte ſich vor den eigenſinnigen Grillen des Vaters und litt das vernunftloſe Scheltwort der Mutter. — Als Aron alt und blöde geworden war, ging Abdias in ſchönen Kleidern, mit ſchimmernden und gut bereiteten Waffen, und er machte mit ſeinen Kaufgenoſſen draußen Einrichtungen, wie es die großen Handelsleute in Europa thun. Da die Eltern unmündige Kinder geworden waren, ſtarben ſie eines nach dem andern, und Abdias begrub ſie unter den Steinen, die neben einem alten Römerknauſe lagen.

Von jetzt an war er allein in den Gewölben, die unter dem hochgethürmten Schutte neben dem Triumphbogen und den zwei Stämmen der verdorrten Palmen ſind.

Nun reiſete er immer weiter und weiter, Deborah ſaß mit ihren Mägden zu Hauſe und harrte ſeiner, er wurde draußen bekannter unter den Leuten, und zog die ſchimmernde Straße des Reichthums immer näher gegen die Wüſte.

2.

Deborah.

Als nach dem Tode Arons und Eſthers einige Jahre vergangen waren, bereitete es ſich allgemach vor, daß es nun anders werden ſollte in dem Hauſe neben den Palmen. Das Glück und der Reichthum häuften ſich immer mehr. Abdias war eifrig in ſeinem Werke, dehnte es immer weiter aus, und that den Thieren, den Sklaven und den Nachbarn Gutes. Aber ſie haßten ihn dafür. Das Weib ſeines Herzens, welches er ſich gewählt hatte, überſchüttete er mit Gütern der Welt, und brachte ihr, obwohl ſie unfruchtbar war, aus den Ländern die verſchiedenſten Dinge nach Hauſe. Da er aber einmal in Odeſſa krank geworden war, und die böſe Seuche der Pocken geerbt hatte, die ihn ungeſtaltet und häßlich machten, verabſcheute ihn Deborah, als er heim kam, und wandte ſich auf immer von ihm ab; denn nur die Stimme, die ſie gekannt hatte, hatte er nach Hauſe gebracht, nicht aber die Geſtalt, — — und wenn ſie auch oft auf den gewohnten Klang plötzlich hin ſah — ſo kehrte ſie ſich doch ſtets wieder um, und ging aus dem Hauſe; ſie hatte nur leibliche Augen empfangen um die Schönheit des Körpers zu ſehen, nicht geiſtige, die des Herzens. Abdias hatte das einſt nicht gewußt; denn als er ſie in Balbek erblickte, ſah er auch nichts, als ihre große Schönheit, und da er fort war, trug er nichts mit, als die Erinnerung dieſer Schönheit. Darum war für Deborah jetzt alles dahin. — Er aber, der da ſah, wie es geworden war, ging in ſeine einſame Kammer, und ſchrieb dort den Scheidebrief, damit er fertig ſei, wenn ſie ihn begehre, die nun von ihm gehen würde, nachdem ſie ſo viele Jahre bei ihm geweſen war. Allein ſie begehrte ihn nicht, ſondern lebte fort neben ihm, war ihm gehorſam, und blieb traurig, wenn die Sonne kam, und traurig, wenn die Sonne ging. Die Nachbarn aber belachten ſein Angeſicht, und ſagten, das ſei der Ausſatzengel Jehovas, der über ihn gekommen wäre, und ihm ſein Merkmal eingeprägt habe.

Er ſagte nichts und die Zeit ſchleifte ſo hin.

Er reiſete fort, wie früher, kam wieder heim, und reiſete wieder fort. Den Reichthum ſuchte er auf allen Wegen, er trotzte ihn bald in glühendem Geize zuſammen, bald verſchwendete er ihn, und wenn er draußen unter den Menſchen war, lud er alle Wollüſte auf ſeinen Leib. — Dann kam er nach Hauſe und ſaß an manchem Nachmittage hinter dem hochgethürmten Schutte ſeines Hauſes, den er gerne beſuchte, neben der zerriſſenen Aloe, und hielt ſein bereits grau werdendes Haupt in beiden Händen. Er dachte, er ſehne ſich nach dem kalten feuchten Welttheile Europa, es wäre gut, wenn er wüßte, was dort die Weiſen wiſſen, und wenn er lebte, wie dort die Edlen leben. — — Dann heftete er die Augen auf den Sand, der vor ihm dorrte und glitzerte — und blickte ſeitwärts, wenn der Schatten der traurigen Deborah um die Ecke einer Mauertrümmer ging, und ſie ihn nicht fragte, was er ſinne. — Aber es waren nur flatternde Gedanken, wie einem, der auf Alles wandert, dem eine Schneeflocke vor dem Geſichte ſinkt, die er nicht haſchen kann.

Wenn Abdias nur erſt wieder hoch auf dem Kameele ſaß, mitten in einem Troſſe, befehlend und herrſchend: dann war er ein anderer und es funkelten in Luſt die Narbenlinien ſeines Angeſichtes, die ſo unſäglich häßlich waren, und daneben glänzten in Schönheit die früheren Augen, die er behalten hatte, — ja ſie wurden in ſolchen Zeiten noch ſchöner, wenn es um ihn von der Wucht der Menſchen, Thiere und Sachen ſchütterte — wenn ſich die Größe und Kühnheit der Züge entfaltete, und er mit ihnen ziehen konnte, gleichſam wie ein König der Karawanen; denn in der Ferne wurde ihm zu Theil, was man ihm zu Hauſe entzog: Hochachtung, Anſehen, Oberherrſchaft. Er ſagte ſich dieſes vor und übte es recht oft, damit er es ſähe — und je mehr er befahl und forderte, um ſo mehr thaten die andern, was er wollte, als wäre es eben ſo, und als hätte er ein Recht. Obwohl er faſt ahnete, daß es hier das Geld ſei, welches ihm dieſe Gewalt gebe, ſo hielt er ſie doch feſt und ergötzte ſich in ihr. Da er einmal den reichgekleideten Herrn, Melek-Ben-Aamar, den Abgeſandten des Bei, den dieſer zu ihm in die Stadt Bona geſchickt hatte, um ein Anleihen zu erzwingen, recht lange hatte warten und recht inſtändig hatte bitten laſſen, bis er ihm willfahrte, ſo war er faſt in ſeinem Herzen geſättigt. Als er von da eine Reiſe durch Libien machte, koſtete er auch das Glück der Schlachten. Es waren Kaufleute, Pilger, Krieger, Geſindel und Leute aller Art, die ſich zu einer großen Karawane zuſammen gethan hatten, um durch die Wüſte zu ziehen. Abdias war in ſeidenen Kleidern und glänzenden Waffen unter ihnen; denn ſeit er häßlich war, liebte er den Glanz noch mehr. Am ſiebenten Tage des Zuges, da ſchwarze Felſen um ſie waren, und die Kameele mit den Fußſohlen die Hügel weichen Sandes griffen, flog eine Wolke Beduinen heran. Ehe die in der Mitte, wo das große Gepäck war, fragen konnten, was es ſei, knallten ſchon am Saume der Karawane die langen Röhre, und zeigten ſich Sonnenblitze von Klingen. Sogleich wurde von denen in der Mitte ein Geſchrei und ein Jammern erhoben, viele wußten nicht, was zu thun ſei, viele ſtiegen ab und warfen ſich auf die Knie um zu beten. Da erhob ſich der hagere Jude, der gleichfalls in der Mitte bei den großen Waarenballen geritten war, auf ſeinem Thiere, und ſchrie Schlachtbefehle, die ihm einkamen. Er ritt gegen das Gefecht hinvor, und zog ſeine krumme Klinge: da waren die weißen

Geſtalten mit den eingemummten Köpfen, und mehrere der Karawane mit ihnen im Kampfe. Einer wandte ſich ſogleich gegen ihn, mit der Klinge über den Hals des Kameeles nach ſeinem Kopfe holend, aber Abdias wußte in dem Augenblicke, was zu thun ſei: er duckte ſich ſeitwärts an den Hals des Kameeles, ſtieß ſein Thier dicht an den Feind, und ſtach ihn, daß ein Blutbach über das weiße Gewand ſtrömte, von dem Sattel. Auf die nächſten feuerte er ſeine Piſtolen. Dann rief er Befehle, die ſeine Nachbarn einſahen und befolgten — und wie die andern ſahen, wie es gehe, wuchs ihnen der Muth, immer mehrere kamen herbei, und wie nur erſt der zweite und der dritte von den Feinden fiel, da flog eine wilde Luſt heran, der Teufel des Mordens jauchzte, und die ganze Karawane drängte vor. Abdias ſelber wurde empor geriſſen, er hatte ſein ſchwarzes Angeſicht hoch gehoben, ſeine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunkeln Antlitze weiße Sterne, der Mund rief weit tönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Bruſt gleichſam in Säbelhitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen dürren Arm, von dem der weite Seidenärmel zurück gefallen war, von ſich geſtreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet. Im dünnen Schatten des Rauches, der ſich bald verzogen, weil keiner mehr Zeit zum Laden hatte, und in dem Blitzen der fürchterlichen Wüſtenſonne, die oben ſtand, änderte ſich nun ſchnell das Bild der Dinge: die früher angegriffen hatten, waren jetzt die Bedrängten und Mitleidswürdigen. Sie ſahen nach Rettung. Einer drückte zuerſt das lange Gewehr ſachte an ſeine Geſtalt, beugte ſich vor, und ſchoß in Flucht aus dem Kreiſe — ein anderer warf die Waffen weg, die Zügel auf den Nacken vorwärts, und ließ ſein Heil dem edlen Pferde, das mit Windesflug in die Wüſte trieb — wieder andere, in Vergeſſenheit der Flucht, wurzelten in dem Boden und flehten Gnade. Aber alles war vergeblich. Abdias, der befohlen hatte, konnte nicht mehr lenken, die Fluth ſchwoll über, und die früher gebetet hatten, tobten jetzt, und ſtießen denen, die auf den Knieen lagen und baten, das Meſſer in das Herz. — — Abdias hielt, da endlich alles aus war, und die Sieger die Todten und Verwundeten und die Satteltaſchen an ihren Thieren plünderten, auf ſeinem Kameele, und warf den blutigen Säbel von ſich weg. Ein Türke, der in der Nähe kauerte, mißverſtand die

Bewegung, und ſah ſie für einen Befehl an: er wiſchte die Klinge an ſeinem eigenen Kaftan ab, und reichte ſie dem tapfern Emir wieder.

Als man nach dem Gefechte weiter zog, und alle Tage das einſame Bild der Wüſte war, dachte Abdias: wenn er nun den Bei tödtete, wenn er ſelber Bei würde, wenn er Sultan würde, wenn er die ganze Erde eroberte und unterwürfe — was es dann wäre? es waren unbekannte Dinge und ſtanden mit düſterm Winken in der Zukunft. — — Allein er wurde nicht Bei, ſondern, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, auf jener ganzen Reiſe, die noch weit herum ging, ſchwebte ſchon ein trauriger dunkler Engel über ihm. Man war wieder in die blühenden Länder der Menſchen gekommen, er hatte in vielen Richtungen zu gehen, er ſchloß ſich bald an dieſe, bald an jene Karawane an, und öfters — wie es nun Menſchen manchmal iſt — wenn er ſo in der Ferne zog, fiel ihm plötzlich ein: wenn nur zu Hauſe kein Unglück geſchehen iſt — aber er ſtrafte dieſe Gedanken immer wieder ſelber, indem er ſagte: „Was kann denn zu Hauſe geſchehen? zu Hauſe iſt ja gar kein Unglück möglich.“ — — Und er zog hierauf noch Oede aus Oede ein, hatte Geſchäfte abzuthun und that ſie mit Glück, ſah manche Gegenden und Städte, und es waren mehrere Monate vergangen, bis er nach all den Kreislinien wieder einmal das Blau der Atlasberge ſchimmern ſah, und hinter ihnen ſeine Heimath ahnete. Er zog ihr zu. Er ließ ſeine ſchönen Kleider in einem Dorfe, wo in einer Grotte eine Synagoge war, und in einer ſchönen heitern Sternennacht löſete er ſich von der letzten Karawane, mit der er gezogen war ab, und wandte ſich ſeitwärts gegen die Ebene, über die man zu den Bergen, und jenſeits derſelben zu der alten Römerſtadt gelangen konnte. Da ſchwang ſich der Engel von ſeinem Haupte; denn es war geſchehen, was da ſollte. Da Abdias nämlich als zerlumpter Mann auf dem Kameele reiſend ganz allein im Sande ritt, und ſich bereits dem Ziele ſeiner Wanderung näherte, ſah er eine ſchwache blaue Dunſtſchichte über der Geiſterſtadt ſtehen, gleichſam einen brütenden Wolkenſchleier, wie ſie oft ihr Phantom auf die Wüſte werfen — allein er achtete nicht darauf, da auch der andere Himmel ſich milchig zu beziehen anfing, und die heiße Sonne wie ein rothes trübes Auge oben ſtand, was in dieſen Gegenden immer das Herannahen der Regenzeit bedeutet. Aber da er endlich zu den wohlbekannten Trümmern gelangte, und in die bewohnten Theile derſelben einritt, ſah er, daß man die zerſtörte Stadt noch einmal zerſtört hatte; denn die wenigen elenden Balken, die einſt von weiten Landen herbei geſchleppt und aufgerichtet worden waren, lagen herum geſtreut, und rauchten — ſchmutzige Aſche von Palmenblättern, den Dächern der Hütten, lag zwiſchen ſchwarzen von Feuer genäßten Steinen — er ritt ſchneller — und wie er zu dem Triumphbogen und den zwei verdorrten Palmenſtämmen gekommen war, ſo ſah er fremde Männer, welche Dinge aus ſeinem Hauſe trugen — ihre Maulthiere waren ſchon ſehr bepackt, und aus dem Schlechten, was ſie in den Händen hatten, erkannte er, daß es das letzte ſei, was ſie trugen. An den Palmenſtämmen aber hielt Melek-Ben-Amar hoch zu Roſſe und mehrere Männer waren um ihn. Als Abdias ſchnell ſein Thier zum Niederknien gezwungen hatte, abſtieg, gleichſam wie zu retten herbeilief und den Menſchen erkannte, grinſete dieſer mit dem Angeſichte auf ihn herab und lächelte — Abdias mit dem unbeſchreiblichſten inbrünſtigſten Hohne und Haſſe fletſchte ihm auch die Zähne entgegen — aber er hatte jetzt nicht Zeit, ſondern ſprang an ihm vorbei in die vordere Stube, wo die alten Kleider lagen, um zu ſehen — — aber hier waren etliche Nachbarn, die aus Schadengier herbeigelaufen waren, um ſich zu weiden — — und wie dieſe jetzt den unvermuthet herbei gekommenen Abdias gewahr wurden, jubelten ſie laut und ſchreiend, ergriffen ihn ſogleich, ſchlugen ihn, ſpieen ihm ins Angeſicht und riefen: „Da biſt du nun — du biſt es, du, du!! — — du haſt dein eigen Neſt beſchmutzt, du haſt dein eigen Neſt verrathen und den Geiern gezeigt. Weil du in ihren eitlen Kleidern gegangen biſt, haben ſie's geargwohnt, der Grimm des Herrn hat dich gefunden und zermalmt, und uns mit dir. Du mußt erſetzen, was genommen ward, du mußt alles erſetzen, du mußt es zehnfach erſetzen, und mehr."

Abdias, gegen ſo viele Hände unmächtig, ließ gewähren, und ſagte kein Wort. Sie zerrten ihn wieder gegen die Thür, und wollten neuerdings ſchreien und ihn mißhandeln. Da kam der Abgeſandte des Bei mit mehreren Soldaten herein und rief unter die Juden: „Laßt den Kaufmann fahren, ſonſt wird jeder von euch an einen Spieß geſteckt, ſo wie er hier ſteht. Was geht es euch an, daß er ein Hund iſt; denn ihr ſeid es auch. — Wollt ihr fahren laſſen, ſag ich?"

Darauf wichen ſie zurück. Die Söldner Meleks durchſuchten nun Abdias Kleider, und nahmen ihm alles, was ihnen gefiel — er litt es ſehr geduldig — dann ſagte Melek zu ihm: „Du haſt ſehr übel gethan, Abdias-Ben-Aron, daß du in dieſem Verſtecke da Habe und Abgaben unterſchlagen haſt, wir könnten dich ſtrafen, aber wir thun es nicht. Lebe wohl, edler Kaufmann, wenn du einmal des Weges in unſere Stadt biſt, ſo beſuche uns, wir werden dir die Pfänder deiner Schuldforderung zeigen, und dir die Zinſen bezahlen. — Jetzt gebt ihn frei, daß er wieder anſchwelle und Früchte trage."

Und mit Lachen und mit Schreien ließen ſie von ihm ab — er litt es auch ſehr geduldig, und hatte ſich nicht gerührt, nur daß er bei dem Hohne die Augen ſcheu ſeitwärts drehte, wie ein ohnmächtiger Tiger, der geneckt wird. — — Aber wie ſie draußen waren, aufſtiegen und über den Hügel Sandes davon reiten wollten, ſprang er eines Satzes nach, riß die Piſtolen aus dem Halſter ſeines Kameeles, wo man ſie, als man die anderen Packſäcke abgeſchnitten, auf dem magern verachteten Thiere vergeſſen hatte, und feuerte beide auf Melek ab. Allein er hatte ihn nicht getroffen. Da kehrten mehrere Soldaten um, ſchlugen ihn mit ihren Spießen über den Rücken und die Lenden, und ließen ihn für todt liegen. Dann ging der Zug wieder durch die Trümmer fort gegen jene Seite der Ebene hinaus, die mit kurzem ſchlechten Graſe bewachſen iſt und den nächſten Weg zu den bewohnten Ländern hat. Abdias blieb auf dem Sande liegen und regte ſich nicht. Da man aber keinen einzigen Laut von dem Schreien der Fortreitenden mehr hören konnte, zog er ſich von dem Boden empor, und ſchüttelte die Glieder. Er ging wieder zu dem Kameele, das noch auf den Knieen lag, nahm von den tiefer gelegenen Stellen des ſehr geflickten Halfters zwei kleine Piſtolen heraus, die dort verborgen waren, und begab ſich damit in ſeine Wohnung. Dort ſtanden ſowohl an den Palmen, als auch in der Stube noch mehrere ſeines Stammes, die zuſammengelaufen waren, und harrten, was jetzt zu thun ſei. Er ging ſachte durch die Thür hinein, drückte ſich an die Wand, und rief mit heiſerer Stimme: „Wer von euch nur noch einen Athemzug lang hier verweilet, ja wer nur mit dem Fuße zuckt, als wollte er der letzte ſein, der fort geht, den ſchieße ich mit dieſer Waffe nieder, und ſeinen Nachbar mit der andern — denn kann geſchehen, was da wolle — geprieſen ſei der Herr!“

Er war während dieſer Worte bis in die Tiefe der Stube zurückgeſchlichen, und hatte die Sterne des Sehens auf ſie gerichtet. Sein häßlich Antlitz funkelte in maßloſer Entſchloſſenheit, die Augen ſtrahlten, und einige behaupteten nachher, ſie hätten in jenem Augenblicke auch ganz deutlich einen unnatürlichen Schein um ſein Haupt geſehen, von dem die Haare einzeln und gerade empor geſtanden wären, wie feine Spieße.

Sie zauderten noch ein wenig, und gingen dann einzeln zur Thür hinaus. Er ſchaute ihnen nach und knatterte mit den Zähnen, wie eine Hyäne der Berge. Als endlich der Letzte ſeinen Fuß über die Schwelle gezogen hatte, und unſichtbar wurde, murmelte er: „da gehen ſie, ſie gehen — warte, es wird eine Zeit kommen, Melek, daß ich mit dir auch noch rechne.“

Draußen mochten ſie überlegen: „wenn er der Mann ſei, der ſie ins Verderben gebracht, ſo könne er ihnen auch wieder emporhelfen, er muß erſetzen, ſie wollen ihn ſparen und in der Zukunft zwingen.“ Er hörte ihre Worte herein und horchte mit den Ohren darauf hin. Aber ſie wurden immer weniger, und endlich ließ ſich gar nichts mehr vernehmen, ein Zeichen, daß ſie alle fortgegangen ſein mochten.

Abdias ſtand noch eine Weile und athmete lange und tief. Dann wollte er nach Deborah ſehen, die ihn jetzt wieder dauerte. Er ſteckte die Piſtolen in ſeinen Kaftan, ſtieg über den Haufen Gewandes, das ſonſt vor dem Eingange zu den innern Zimmer gehangen war, jetzt aber auf der Erde lag, griff ſich durch den Gang, in welchem die Lampe herabgeworfen worden war, und trat in die Gemächer hinein. Da fiel das Licht durch die Fenſter oben, die mit Mirthen umrankt waren, auf den Eſtrich des Bodens herab: allein es waren nun keine Teppiche und Matten mehr da, ſondern die an allen Stellen nach Schätzen aufgewühlte Erde und die nackten Steine der tauſendjährigen Mauern ſahen ihn wie eine Mördergrube an. Er fand wirklich Deborah in dem größeren Gemache, wo ſie ſonſt gerne geweſen war, und — ſiehe, wie ſeltſam die Wege und Schickungen der Dinge ſind: ſie hatte ihm gerade in dieſer Nacht ein Mägdlein geboren —

aus Schreck der Mutter war es zu früh gekommen, und ſie hielt ihm nun daſſelbe von dem Haufen lockerer Erde, auf dem ſie lag, entgegen. Er aber ſtand in dem Augenblicke, wie einer, der von einem furchtbaren Schlage geſchüttelt wird, da. Nichts als die einzigen Worte ſagte er: „Soll ich denn nun nicht nach reiten, und das Kind in die Spieße der Soldaten ſchleudern?“

Nach einem kleinen Weilchen Harrens aber ging er näher, hob es auf, und ſah es an. Dann ohne es weg zu thun, begab er ſich in das anſtoßende Gemach, und ſah lange und ſcharf gegen einen Winkel und die dort gefügten Steine, dann kam er heraus und ſagte: „Ich habe es gedacht, ihr Thoren, ich habe euch alſo genug hieraußen gelaſſen — o ihr ſiebenfachen Thoren!“

Dann fiel er auf die Knie nieder und betete: „Jehova, Lob, Preis und Ehre von nun an bis in Ewigkeit!“

Sodann ging er wieder zu Deborah, und legte das Kind zu ihr. Er griff mit dem Finger in ein Waſſer, das in einem Näpfchen nicht weit von ihr ſtand, und netzte ihr die Lippen, weil kein einziger Menſch, keine

Wehmutter, kein Diener und keine Magd in der ganzen Wohnung war. Und als er dies gethan hatte, ſah er noch genauer auf ſie hin, und ſtreichelte, neben ihrem Haupte kauernd, ihre kranken, bereits alternden Züge — ſie aber lächelte ihn ſeit fünf Jahren wieder zum erſten Male mit dem düſteren traurigen Antlitze an, als ſei die alte Liebe neu zurückgekehrt — indeß ſah wieder der häßliche Kopf eines Nachbars, der vielleicht die Gierde am wenigſten zähmen konnte, ſogar bei dieſer innern halbzerbrochenen Thür herein, aber er zog ſich wieder zurück — Abdias achtete nicht darauf, es fiel ihm von den Augen herunter, wie dichte Schuppendecken, die darüber gelegen waren — es war ihm mitten in der Zerſtörung nicht anders, als ſei ihm das größte Glück auf Erden widerfahren — und wie er neben der Mutter auf dem nackten Boden ſaß, und wie er den kleinen wimmernden Wurm mit den Händen berührte, ſo wurde ihm in ſeinem Herzen, als fühle er drinnen bereits den Anfang des Heiles, das nie gekommen war, und von dem er nie gewußt hatte, wo er es denn ſuchen ſollte — es war nun da, und um Unendliches ſüßer und linder als er ſich es je gedacht. Deborah hielt ſeine Hand, und drückte ſie und liebkoſte ſie — er ſah ſie zärtlich an — ſie ſagte zu ihm: „Abdias, du biſt jetzt nicht mehr ſo häßlich, wie früher, ſondern viel ſchöner.“

Und ihm zitterte das Herz im Leibe.

„Deborah,“ ſagte er, „es iſt kein Menſch da, der dir etwas reichen könnte, haſt du nicht vielleicht Hunger?“

„Nein, Hunger habe ich nicht,“ antwortete ſie, „aber Mattigkeit.“

„Warte, ich will dir etwas bringen,“ ſagte er, „das dich ſtärket, und ich will dir auch Nahrung reichen, die dir vielleicht doch abgeht, und ich will dir dein Lager beſſer bereiten.“

Dann ſtand er auf, und mußte ſich erſt ein wenig dehnen, ehe er fort gehen konnte; denn die Schmerzen waren während der kurzen Nacht recht ſtark gekommen. Dann ging er hinaus und brachte von den ſchlechten Kleidern, die draußen lagen, einen Arm voll herein, und bereitete neben ihr ein beſſeres Lager, auf das er ſie hinüberhob, dann deckte er noch ſein von ſeinem Leibe warmes Oberkleid auf ſie, weil er meinte, es friere ſie; denn ſie war ſo bleich. Sodann ging er zu dem Platze, wo die Zündſachen lagen, die dienten um Feuer anzufachen. Sie lagen unberührt dort, weil ſie ſchlechte Dinge waren. Er zündete ein Kerzlein an, that es in die Hornlaterne, und ſtieg draußen über eine Treppe unter die Erde hinab, wo der Wein zu liegen pflegte. Er war aber alle herausgelaſſen und verſchüttet. Aus einer kleinen Lacke, die auf der Erde ſtehen geblieben war, brachte er ein wenig in ein Gefäß. Dann holte er Waſſer aus der Ziſterne. Denn das in dem Näpſchen war ſchon ſehr warm und auch etwas ſtinkend geworden, und mit dem Gemiſche von Wein und friſchem Waſſer benetzte er ihre Lippen und ſagte, ſie ſolle mit der Zunge das Naß nur wegnehmen und hinunter ſchlucken, es würde ihr für den Augenblick ſchon helfen. Als ſie dies gethan, und mehreremale wiederholt hatte, ſtellte er die Gefäße mit Wein und Waſſer wieder hin, und ſagte, er wolle ihr nun auch Nahrung bereiten. Er ſuchte aus ſeinen herumgeſtreuten Reiſeſachen eine Büchſe hervor, in der er ſtets den verdichteten Stoff einer guten Brühe mit ſich führte. Dann ging er in die Küche hinaus, um etwa nach einem Blechgefäße zu ſchauen, das ihm dienen könnte. Und als er ein ſolches gefunden hatte, kam er wieder herein, that Waſſer und den Stoff in daſſelbe, zündete eine Weingeiſtflamme an, und ſtellte es auf einem Geſtelle darüber. Er blieb bei dem Gefäße ſtehen, um zu merken, wie ſich das Ganze auflöſen würde. Deborah mußte jetzt viel wohler und ruhiger ſein; denn wenn er hinblickte, ſah er, daß ſie über die Augen, mit welchen ſie ihm zuſchaute, öfter die Lider herabfallen ließ, als wollte ſie ſchlummern. In dem ganzen Hauſe war es ſehr ſtille, weil alle Zofen und Diener fortgelaufen waren. Als ſich ſein Brühſtoff in dem warmen Waſſer vollends aufgelöſt hatte, nahm er das Gefäß wieder weg, um alles ein wenig abkühlen zu laſſen. Er kniete neben ihrem Angeſichte nieder und ſaß nach Art der Morgenländer auf ſeine Füße.

„Deborah, biſt du ſchläfrig?“ ſagte er.

„Ja ſehr ſchläfrig,“ antwortete ſie.

Er hielt das Gefäß noch ein wenig zwiſchen den Händen, und da es gehörig lau geworden war, reichte er ihr den Trank, und ſagte, ſie ſolle ſchlürfen. Sie ſchlürfte. Es mußte ihr auch wohlgethan haben, denn ſie ſah noch einmal mit den ſchlaftrunkenen Augen gegen ſein Angeſicht, wie er ſo neben ihr ſaß, empor, und entſchlummerte dann wirklich ſanft und ſüß. Er blieb noch eine Weile ſitzen und ſchaute hin. Das Kindlein mit den weiten Aermeln des Kaftans zugedeckt, ſchlummerte gut. Dann ſtand er auf und ſtellte das Gefäß bei Seite.

Die Zeit dieſes Schlafes wollte er benützen, um zu ſehen, was denn noch in der Wohnung liegen könne, daß man es zu einer Einrichtung gebrauche, die in der erſten Zeit fort helfe — auch wollte er, wenn es anginge, draußen kurz umſehen, ob er keines ſeiner Diener oder Dienerinnen erblicken könne, daß ſie eine Weile wachten, indeß er fort gehe, und um Nahrung wenigſtens für die nächſten Augenblicke ſorge. Er ging durch die Zimmer, kam wieder heraus zu Deborah, und wie er herum ſuchte, und immer auf das Schloß der Thür hin ſah, wie er es denn machen ſolle daß er ſchließen könne, wenn er fort gehe — denn alles hing halb zerriſſen und zerbrochen herab — kroch ſein abeſſiniſcher Sklave Uram herbei. Er zog ſich an der Erde fort, und richtete die Augen feſt auf Abdias, weil er eine furchtbare Züchtigung erwartete, da er, als die Plünderer kamen, mit den andern fort gelaufen war. Aber Abdias hatte ihm eher Lohn als Strafe zugedacht, indem er der erſte war, der wieder gekommen.

„Uram," ſagte er, „wo ſind denn die andern?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Sklave, indem er im Näherkriechen inne hielt.

„Seid ihr denn nicht mit einander fortgelaufen?"

„Ja, aber es haben ſich alle zerſtreut. Und wie ich gehört habe, daß du zurück gekehrt biſt, bin ich wieder gekommen, und habe gemeint, die andern werden auch ſchon da ſein, weil du uns ſchützen wirſt."

„Nein, ſie ſind nicht da," ſagte Abdias, „kein einziger iſt da. — — Knabe Uram," fuhr er dann ſehr ſanft fort, „komme näher und höre, was ich dir ſagen werde."

Der Jüngling ſprang empor, und ſtarrte Abdias an. Dieſer aber ſprach: „Ich werde dir einen ſehr ſchönen rothen Bund geben mit einem weißen Reigerbuſche darauf, ich werde dich zum Aufſeher über alle anderen machen, wenn du genau ausführſt, was ich dir ſage. Du mußt, ſo lange ich fort bin — denn ich werde ein wenig weggehen — deine kranke Herrin und dieſes Kind bewachen. Setze dich hieher auf dieſen Erdhaufen — ſo — hier haſt du ein Gewehr, es iſt eine Piſtole — ſo mußt du ſie halten — —"

„Das weiß ich ſchon," ſagte der Knabe.

„Gut," fuhr Abdias fort, „wenn nun einer herein kömmt, und die ſchlummernde Frau und das Kind anrühren will, ſo ſag ihm, er ſolle gehen, ſonſt wirſt du ihn tödten. Geht er nicht, ſo halte die Oeffnung gegen ihn, drücke an der eiſernen Zunge und ſchieße ihn todt. Verſtehſt du alles?"

Uram nickte und ſetzte ſich in der verlangten Stellung auf den Boden.

Abdias ſah ihn noch ein Weilchen an, und ging dann den Griff der andern Piſtole mit ſeiner Hand im Kaftane haltend durch den Gang in die äußere Stube hinaus. Es lag alles ſo herumgeſtreut wie er es verlaſſen hatte, und kein Menſch war in der weitläufigen Höhle. Da er ſich überall umgeſehen hatte, beſchloß er vollends hinaus zu gehen. Er mußte ſich wegen der vielen Schmerzen in den Lenden noch einmal dehnen, und ſtieg dann über die Schwelle der Thür zu den Palmen hinaus. Es war hier wirklich ganz öde, wie er es voraus gedacht hatte; denn die Nachbarn mochten in ihre entfernten Behauſungen, oder wohin es ihnen ſonſt gefallen hat, gegangen ſein. Als er zu dem Sandhaufen kam, wo er mit den Lanzen geſchlagen worden war, war das Kameel nicht mehr da — ſie hatten es ſammt den Lumpen als Erſatz mitgenommen. Er bog um den Triumphbogen und abgelegene Trümmer herum, und als er auf den hohen Schutthaufen, der über ſeinem Hauſe lag, gekommen war, ſtieg er auf den noch höheren hinan, der ſich hinter demſelben befand, wo Sand und weitgedehnte Blöcke lagen, und eine große Umſicht auf alle Dinge und auf das Dämmerrund der Wüſte ſich eröffnete. Dort hob er einen Stein auf, und zog einen goldenen Ring unter demſelben hervor. Dann ſtand er, und ſah ein wenig herum. Die Sonne, welche früher ein trüber rother Gluthpunkt geweſen war, war nun gar nicht mehr ſichtbar, ſondern ein verſchleierter grauer heißer Himmel ſtand über der Gegend. Wir würden in unſern Ländern eine ſolche Luft ſehr heiß nennen, aber dort war ſie im Vergleiche mit Tagen, wo die Sonne unausgeſetzt nieder ſcheint bedeutend kühler geworden. Abdias athmete ſie wie eine Labung, und ſtrich ſich mit der flachen Hand ein paarmal über die Seiten ſeines Körpers herab. Er ſchaute durch das ſchweigende Getrümmer, das unter ihm lag, und ſtieg dann hinab. Als er bei der zerriſſenen Aloe war, begannen kleine Tropfen zu fallen, und was in dieſem Erdſtriche eine Seltenheit iſt, ein grauer ſanfter Landregen hing nach und nach über der ganzen ruhigen Ebene; denn auch das iſt ſelten, daß die Regenzeit ſo ſtille, und ohne den heftigen Stürmen herannaht.

Abdias ſtieg auf der entgegengeſetzten Seite, als er heraufgegangen war, hinab, wanderte durch allerlei wohlbekannte Irrgänge und Windungen der Trümmer und hatte ziemlich weit zu gehen, bis er das Ziel, wohin er wollte, erreichte, nämlich die Wohnung des vorzüglichſten ſeiner Nachbarn, wo er glaubte, daß er auch einige andere antreffen würde. Wirklich waren mehrere da, und als ſich das Gerücht verbreitete, er ſei über die Schwelle des Gaal hineingegangen, kamen noch immer mehrere herbei.

Er ſagte zu ihnen: „Wenn ich durch die ſchöneren Kleider, die ich trug, und durch den größeren Handel, den ich trieb, unſern Aufenthalt verrathen, die Plünderer hergelockt, und euch Schaden verurſacht habe, ſo will ich auch denſelben erſetzen, ſo gut ich kann. Ihr werdet nicht alles verloren haben; denn ihr ſeid weiſe, und habt Kleinodien geborgen. Bringet ein Papier oder Pergament und Dinte herbei. Ich habe manche Schuldforderungen draußen ausſtehen, die mir meine Freunde bezahlen müſſen ſo bald die Zeit um iſt. Ich werde ſie euch hier aufſchreiben, und werde die Erlaubniß dazu ſchreiben, daß ihr das Geld als euer Eigenthum einnehmen dürfet.

„Wer weiß, ob es wahr iſt, daß er etwas zu fordern hat,“ ſagte einer der Anweſenden.

„Wenn es nicht wahr iſt,“ antwortete Abdias, „ſo habt ihr mich immer hier, und könnt mich ſteinigen, oder ſonſt mit mir thun, was euch gefällt.“

„Das iſt richtig, laßt ihn nur ſchreiben,“ riefen andere, während das herbeigebrachte Pergament und die Dinte hingeſchoben wurden.

„Er iſt ſo weiſe, wie Salomo,“ ſagten diejenigen, welche ihn heute am meiſten verſchimpft und verſpottet hatten.

Und als er auf dem Pergamente eine lange Reihe aufgeſchrieben, ſie ihnen dargereicht, und ſie alle geſagt hatten, daß ſie einſtweilen zufrieden ſein wollten, bis er ſich erholt habe und auch das Andere erſetzen kann, zog er den Ring aus ſeinem Kaftan hervor, und ſagte: „Du haſt eine Milcheſelin, Gaal, wenn du mir dieſelbe ablaſſen willſt, ſo bin ich geneigt, dir dieſen Ring dafür zu geben, der einen großen Werth hat.“

„Den Ring biſt du als Erſatz ſchuldig, wir werden ihn dir nehmen,“ riefen ſogleich mehrere.

„Wenn ihr mir den Ring nehmt,“ antwortete er, „ſo werde ich den Mund zuſchließen, und euch in Zukunft niemals mehr ſagen, wo ich Geld habe, wer mir etwas ſchuldig iſt, wo ich im Handel etwas erworben habe, und ihr werdet nie mehr etwas von mir bekommen, das euch eueren Schaden vermindern könnte.“

„Das iſt wahr,“ ſagte einer, „laßt ihm den Ring, und, Gaal, gib ihm die Eſelin dafür.“

Den Ring hatten ſie unterdeſſen angeſchaut, und da ſie erkannt hatten, daß er viel koſtbarer ſei, als der Preis der Eſelin beträgt, ſagte Gaal, er werde ihm die Eſelin geben, wenn er zu dem Ringe noch ein Stück Geld hinzu legen könne.

„Ich kann nichts mehr hinzu legen,“ antwortete Abdias, „denn ſie haben mir alles genommen, wie ihr ſelber geſehen habt. Gib mir den Ring, ich werde ohne die Eſelin fort gehen.“

„Laſſe den Ring,“ ſagte Gaal, „ich werde dir die Eſelin ſenden.“

„Nein," antwortete Abdias, „du darfſt ſie mir nicht ſenden, ſondern du mußt mir einen Riemen geben, an welchem ich ſie fortführen werde. Oder gib den Ring."

„Ich werde den Riemen und die Eſelin geben," ſagte Gaal.

„Sogleich," ſagte Abdias.

„Sogleich," antwortete Gaal. „Geh hinaus, Jephrem, und führe ſie aus der Grube herauf, in welcher ſie ſteht."

Während der Diener ging, um die Eſelin zu holen, fragte Abdias die Leute, ob ſie keinen ſeiner Diener oder keine der Zofen ſeines Weibes geſehen haben; „denn," ſagte er, „ſie ſind alle fort gegangen."

„Sind alle deine Diener fort?" fragte man, „nein, wir haben ſie nicht geſehen."

„Iſt vielleicht eines davon bei dir, Gad, oder bei dir, Simon, oder bei einem andern?"

„Nein, nein, wir ſind ſelber alle fortgelaufen, und haben nichts von ihnen geſehen."

Indeſſen war Jephrem mit der Eſelin gekommen, Abdias trat aus der Schwelle der Höhle Gaals heraus, man gab ihm den Riemen in die Hand, und er führt die Eſelin über den Schutt davon. Aus den Fenſtern ſteckten ſich die Köpfe, und ſchauten ihm nach.

Er ging durch die Wege der Trümmer, und gedachte eine Stelle aufzuſuchen, die abgelegen war, die er recht wohl kannte, und die öfter als Zufluchtsort gedient hatte, ob er denn nicht eins oder das andere ſeiner Diener dort finden könnte, wohin ſie ſich vielleicht geflüchtet haben möchten. Der Regen hatte unterdeſſen überhand genommen, und war zwar fein geblieben, aber ganz allgemein geworden. Er ging durch den Brei des Sandes, oder an den Schlinggewächſen vorbei, die aus verſchiedenen Spalten hervorkamen, und die liegenden Bauſtücke überwuchſen, er ging neben nickenden Aloeblüthen und an triefenden Mirthen vorüber. Kein Menſch begegnete ihm auf dem Wege und es war kein Menſch ringsum zu ſehen. Als er an die Stelle kam, die er ſich gedacht hatte, ging er durch die niedrige, flache Pforte, die bis auf ihre Mitte im Sande ſtand, hinein, und zog die Eſelin hinter ſich her. Er ging durch alle Räume des verſteckten Gewölbes: aber er fand es ganz leer. Dann ging er wieder heraus, und ſtieg noch auf ein Mauerſtück, um ſich um zu ſehen, ob er vielleicht eines erblicken könnte — aber es war nichts zu ſehen, als überall daſſelbe Bild uralter Trümmer, über welche allſeitig und emſig das feine hier ſo koſtbare Waſſer rieſelte, daß ſie wie in einem düſterem Firniſſe glänzten; er ſah keinen einzigen Menſchen darin, auch hörte er nichts, als das ſanfte Rieſeln der rinnenden Gewäſſer. Er wollte ſeine Stimme nicht erheben, um zu rufen; denn wollte ihm eins eine Antwort geben, das ihn höre, ſo konnte es ja auch den Weg in ſeine Behauſung finden, und dort ſeine Anordnungen erwarten. Sie werden gewiß bei einem der Leute verſteckt ſein der ſie nicht verrathen will. Er dachte ſich, ſie mögen ihn nun für einen Bettler halten und ihn fliehen — und erkannte dies Benehmen als natürlich. Er ſtieg wieder von dem Mauerſtücke herab, nahm den Riemen der Eſelin, den er unterdeſſen um einen Knauf gewunden hatte, und trat den Weg zu dem Triumphbogen an. Obwohl er, da er das Oberkleid abgelegt hatte, um es auf Deborah zu breiten, ganz durchnäßt war, ſo achtete er nicht darauf, und zog das Thier hinter ſich her. Als er zu Hauſe angekommen war, ging er durch die Thür in die Vorderſtube, führte die Eſelin mit und band ſie dort an. Er hatte in der Stube Niemanden gefunden. Im Hineingehen durch den ſchmalen Gang dachte er, wenn drinnen auch noch Niemand ſei, ſo werde er ſelber Deborahs Diener ſein, und ſie pflegen, ſo weit er es in ſeiner jetzigen Lage könne.

Aber ſie hatte einer Pflege nicht mehr noth; denn da er außer Hauſe war, hatte ſie nicht geſchlummert, ſondern ſie war geſtorben. Das unerfahrene Weib hatte ſich, wie ein hilfloſes Thier verblutet. Sie wußte es ſelber nicht, daß ſie ſterbe, ſondern da ihr Abdias die ſtärkende Brühe gegeben hatte, that ſie, wie eines, das recht ermüdet iſt und ſanft einſchläft. Sie ſchlief auch ein, nur daß ſie nicht mehr erwachte.

Als Abdias eintrat, war das Gemach noch immer einſam, es war auch hieher noch Niemand zurückgekehrt. Uram, wie ein Bild aus dunklem Erze gegoſſen, ſaß an Deborahs Lager und wachte noch immer, Augen und Piſtole gegen die Thür gerichtet; ſie aber lag, wie ein Bild von Wachs, bleich und ſchön und ſtarr hinter ihm — und das Kind lag an ihrer Seite, ſchlummerte ſüß, und regte im Traume die kleinen Lippen, als ſauge es. — — Abdias that einen furchtſamen Blick hin und ſchlich näher; — mit eins wurde ihm die Gefahr klar, und er dachte an das, worauf er früher vergeſſen hatte — er ſtieß aus Ueberraſchung einen ſchwachen Schrei aus -- dann aber nahm er das Oberkleid, das er früher auf ſie gebreitet hatte, und andere Lappen, die da lagen, weg, um zu ſehen: es war deutlich, auf was er nicht geachtet, und was ſie gar nicht gewußt hatte. Er zupfte aus einem Kleide eine Faſer heraus, die ſo fein und leichter war, als es eine Flaumfeder ſein konnte, und hielt ſie vor ihren Mund: — aber ſie rührte ſich nicht. Er legte die Hand auf ihr Herz; er fühlte es nicht. Er griff ihre nackten Arme an: ſie begannen ſchon kühler zu werden. Er hatte bei Karawanen, in Wüſten, und im Hoſpitale Menſchen ſterben geſehen, und erkannte das Angeſicht. Er ſtand auf und ging in den naſſen Kleidern, die an ſeinem Körper klebten, in der Stube herum. Der Knabe Uram blieb in gleicher Stellung auf dem Boden ſitzen, und ließ die Augen den Bewegungen ſeines Herrn folgen. Dieſer ging endlich in die Zimmer daneben, warf die naſſen Kleider von ſeinem Leibe auf einen Haufen, und ſuchte ſich aus den Dingen, die herum waren, einen Anzug zuſammen. Dann ging er in die Vorderſtube hinaus nahm von der Eſelin etwas Milch in eine Schaale, trug die Milch herein, wickelte einen kleinen Lappen zuſammen, that ihn in die Milch, daß er ſich anſauge, und brachte ihn dann an den Mund des Kindes. Dieſes ſaugte daran, wie es am Buſen einer Mutter gethan hätte. Als es die Lippen immer ſchwächer regte, aufhörte, und wieder fortſchlief, legte er es weg von der Seite der Mutter in ein Bettlein, das er aus Kleidern in eine Mauerniſche gemacht hatte. Dann ſetzte er ſich auf eine Bank nieder, welche von Steinen gebildet wurde, die zufällig aus der Mauerecke hervorſtanden. Wie er ſaß, floſſen aus ſeinen Augen Thränen, wie geſchmolzenes Erz. Es ſtand nämlich Deborah vor ihm, wie er ſie zuerſt in Balbek geſehen hatte, da er zufällig an ihrem Hauſe vorüber ging, und das Gold des Abends nicht nur um die Zinnen ihres Hauſes, ſondern auch um die aller übrigen floß. Von einem weißen Mauerſtücke flog ein Paradiesvogel auf, und tauchte ſein Gefieder in die gelbe Glut. Wie er ſie dann abgeholt hatte, wie ſie von den Ihrigen über die Terraſſe herabbegleitet, geſegnet worden war, und wie er ſie dann von allen Angehörigen weggenommen, und auf ſein Kameel gehoben hatte. — Jetzt wird ſie bei ihrem verſtorbenen Vater ſein, und ihm erzählen, wie es bei Abdias geweſen iſt.

Er blieb immerfort auf den Steinen ſitzen, auf die er ſich niedergelaſſen hatte. Es war in dem ſtillen Gemache Niemand bei ihm als Uram, der ihm zuſchaute.

Da endlich dieſer Tag zur Neige ging und es in der Höhle allgemach ſo dunkel geworden war, daß man kaum etwas mehr ſehen konnte, ſtand er auf und ſagte: „Uram, lieber Knabe, lege dieſe Waffe weg, es iſt hier Niemand zu bewachen, ſondern zünde die Hornlaterne an, gehe zu den Nachbarinnen und Klageweibern, ſage ihnen, daß deine Herrin geſtorben iſt, und daß ſie kommen ſollen, um ſie zu waſchen, und mit andern Kleidern anzukleiden. Sage ihnen, daß ich noch zwei Goldſtücke habe, die ich ihnen geben werde.

Der Knabe legte die Piſtole auf die lockere Erde, ſtand auf, ſuchte die Zündſachen auf dem ihm wohlbekannten Platze, zündete die Laterne an, die Abdias, als er aus dem Keller gekommen war, hingeſtellt hatte, und ging hinaus. Der Lichtſtreifen der mitgenommenen Laterne zog ſich durch den Gang davon, und es war hierinnen jetzt finſterer, als es früher geweſen iſt, weil das Licht den Gegenſatz erzeugt hatte. Abdias zündete ſich nichts an, ſondern ſuchte nach der Wange des Weibes, kniete nieder, und küßte ſie zum Abſchiede. Aber ſie war jetzt ſchon kalt. Dann ging er zu dem Zündplatze, wo ein Stück einer Wachskerze lag, fachte dieſelbe an, und leuchtete gegen das Weib. Das Angeſicht war das nämliche, mit dem ſie ihn angeſehen hatte, als er ihr Labung gereicht, und mit dem ſie dann eingeſchlafen war. Er meinte, wenn er nur genauer hinſchaute, ſo müßte er ſehen, wie es ſich regte, und die Bruſt ſich im Athmen hebe. Aber es athmete nichts, und das Starren der todten Glieder dauerte fort. Auch das Kind regte ſich nicht, als ſei es gleichfalls geſtorben. Er ging zu demſelben hin, um darnach zu ſehen. Aber es lag in tiefem Schlafe und ſehr viele kleine Tröpflein ſtanden auf der Stirne desſelben. Er hatte es nämlich aus Uebervorſicht zu ſtark mit Tüchern bedeckt. Daher nahm er etwas davon weg, um die Hülle leichter zu machen. Während er dieſes that, fiel ſein langer Schatten von ſeinem Rücken weg über die Leiche des todten Weibes. Vielleicht ſchaute er auf das kleine Angeſichtchen, ob er in demſelben nicht Spuren von Zügen der Verſtorbenen entdecken könnte. Aber er entdeckte ſie nicht, denn das Kind war noch zu klein.

Der Sklave Uram kehrte ſehr lange nicht zurück, gleichſam als fürchtete er ſich und wolle nicht mehr kommen, aber da ſchon das Stück Wachskerze faſt zu Ende gebrannt war, und Abdias bereits ein anderes angezündet hatte, näherte ſich der Thür ein verworrenes Murmeln und Rufen, und Uram trat an der Spitze eines Menſchenhaufens in das Zimmer. Er beſtand größtentheils aus Weibern. Einige davon waren gekommen, um zu klagen und zu jammern, wie es ihr Geſchäft war, andere, ſich an dem Unglücke zu erregen; und wieder andere, um es anzuſchauen. Unter den Angekommenen war auch Mirta, die Leibdienerin Deborahs, die ſie immer am meiſten geliebt hatte, und der ſie vollends alle ihre Neigung zuwendete, da ſie dieſelbe ihrem Manne abgewendet hatte. Sie war ebenfalls aus Furcht davon gerannt, wie die andern, als die Plünderer hereingebrochen waren, und war dann aus Haß gegen Abdias nicht mehr zurückgekehrt. Als ſie aber am Abende gehört hatte, daß ihre Herrin ein Kind geboren habe, und dann geſtorben ſei, ſchloß ſie ſich an den Menſchenhaufen an, den man neben einer Laterne auf den regendurchweichten Wegen durch die dichten Trümmer gegen die Behauſung des Abdias hin gehen ſah. Sie wollte ſehen, ob beide Dinge wahr ſeien. Als ſie in dem Gemache angekommen war, und den Gebieter ihrer Herrin ſtehen ſah, drang ſie ſchreiend und weinend aus dem Haufen hervor, warf ſich vor ihm nieder, umſchlang ſeine Füße und verlangte Beſtrafung von ihm. Er aber ſagte nichts, als die Worte: „Stehe auf, und achte nur auf Deborahs Kind, und beſchütze es; da daſſelbe dort liegt und gar Niemanden zur Pflege hat.“

Als ſie ſich auch von der Leiche der Herrin aufgerichtet, und ſich ein wenig beruhigt hatte, nahm er ſie an der Hand und führte ſie zu dem Kinde hin. Sie, die Augen immer auf ihn gerichtet, ſetzte ſich neben demſelben nieder, um es zu beſchützen, und ſie deckte ſein Angeſicht mit einem Tuche zu, damit es keine bezaubernden Augen anſchauen könnten.

Die andern Leute, die herbei gekommen waren, riefen durcheinander: „Ach der Jammer, — ach das Elend — ach das Unglück!“

Abdias aber ſchrie ihnen zu: „Laßt ſie ruhen, die ſie nichts angeht; — ihr aber, deren Beſchäftigung dieſe Sache iſt, klaget um ſie, badet ſie, ſalbet ſie, und gebt ihr ihren Schmuck. — Aber ſie hat keinen Schmuck mehr — nehmt nur von dem, was da herum liegt das Beſte, und kleidet ſie an, wie ſie begraben werden ſoll.“

Diejenigen, die ſich über ſie gebeugt hatten, und ſie an allen Stellen betaſten wollten, gingen auseinander — aber die andern legten Hand an ſie, um ihre Pflicht zu thun, derentwillen ſie hergekommen waren. Abdias ſetzte ſich in dem Schatten nieder, den der Menſchenknäuel in die hintere Ecke warf; denn man hatte zwei alte Lampen angezündet, um zu Allem beſſer ſehen zu können, was man zu thun hatte.

„Das iſt ein verſtockter Mann,“ murmelten einige unter einander.

Die Todtenweiber hatten indeſſen die oberflächlichſten Kleider von der Leiche gethan, hoben ſie dann auf, und trugen ſie in das Gemach neben an, um ſie vollends entkleiden zu können. Dann holten ſie Waſſer aus den von dem heutigen Regen angefüllten Ziſternen, machten in der Küche Feuer, um es zu wärmen, thaten es dann in eine Wanne, und badeten und wuſchen mit demſelben den Leichnam, der noch nicht ſtarr war, und namentlich in der Wärme des Waſſers die Glieder aufgelöſet hernieder hängen ließ. Als er rein war, legten ſie ihn auf ein Tuch, und ſalbten ihn überall mit Salben, die ſie zu dieſem Zwecke mit ſich herbeigebracht hatten. Dann riſſen ſie aus den offenen Schreinen und laſen von dem Boden auf, was da geblieben war, und kleideten die Leiche vollſtändig an. Was nach dieſem Geſchäfte von Hüllen noch übrig geblieben war, packten ſie zuſammen und trugen es nach Hauſe.

Die Leiche war wieder in das Gemach, in dem ſie früher geweſen war, herausgetragen, und auf die Erde niedergelegt worden. Deborah lag nun da, angekleidet wie das Weib eines armen Mannes. Es bildeten ſich Gruppen, um in der Nacht zu wachen, die Todtenweiber waren auch wieder zurückgekehrt, manche Menſchen gingen in den nächtlichen Trümmerwegen zu Abdias Höhle ab und zu, und in dem Vorgemache, das nach Auswärts führte, klagten und heulten die Weiber, die um Lohn herbeigekommen waren.

Am andern Tage begrub Abdias ſein Weib in dem ſteinernen Grabe, und zahlte die zwei verſprochenen Goldſtücke.

Sie hatte wenig Glück in dieſer Ehe gehabt, und als es angefangen hätte, mußte ſie ſterben.

Die Nachbarn ſegneten ſie mit ihren Lippen in das Grab hinein, als daſſelbe mit den nämlichen Steinen geſchloſſen wurde, unter denen Aron und Eſther ſchliefen, und ſagten, Abdias ſei es eigentlich geweſen, der ſie um das Leben gebracht habe.

3.

Ditha.

Als Deborah begraben worden war und ſich der letzte Stein über ihrem Leibe zu dem Nachbarſteine gefügt hatte, gleichſam als lägen ſie zufällig da, und bergen nicht ſo koſtbare Dinge, wie die Körper verſtorbener Angehöriger, und da ſie auch ſo ſchwer befunden worden waren und ſo feſt auf einander laſtend, daß keine etwa begierig ſchweifende Hyäne die Glieder auszuſcharren vermochte: ging Abdias nach Hauſe, und ſtand vor dem kleinen Kinde. Mirta hatte in einem anderen Gemache eine beſſere und tiefere Mauerniſche ausgefunden. Sie war einſtens mit Seide ausgefüttert, und mit ſeidenen Polſtern bedeckt geweſen. Eſther hatte gerne das ſchöne Kind Abdias darauf gelegt.

damit ſich ſein ſüßes Lächeln recht heiter von der ſchönen dunklen grünen Seide hervorhebe. Jetzt waren aber keine ſolchen Dinge in der Niſche vorhanden; denn die Vorhänge und Ueberzüge aus Seide waren herabgeriſſen, und auf Saumthieren verpackt worden, die Kiſſen lagen allein da und waren zerſetzt, ſo daß das, womit ſie gefüllt waren, ein zartes dünnes Gras, gleichſam das Haar der Wüſte, heraus quoll, wie das Innere eines menſchlichen Körpers. Mirta zog dieſes feine Gefüllſel gar heraus, lockerte es mit ihren Fingern auf, und polſterte damit den nackten von ſpitzigen Steinen unterbrochenen Boden der Niſche. Dann ſuchte ſie unter den herumliegenden Lumpen etwas zuſammen, was ſie darauf breitete, um das Kind auf dieſes Bettlein legen zu können. Von Linnen war überhaupt wenig in der Wüſte und das Beſte dieſes Wenigen hatten die Reiter mitgenommen. Daher machte ſie aus Wolle, aus andern Stoffen, ja aus ſeidenen Lappen, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war, Windeln, und legte ſie auf einen Haufen neben die Niſche. Da das neugeborne Mädchen auf dieſem Bettlein ſchlief, war es, daß Abdias von dem Begräbniſſe heim kam, und ſich vor daſſelbe hin ſtellte.

„Es iſt ſo gut," ſagte er, „Mirta, wir müſſen nun weiter ſorgen."

Er ging hinaus und führte die Eſelin, die er gekauft hatte, und die noch immer in dem Gemache angebunden war, in dem er ſie gelaſſen hatte, herein. Er ſtellte ſie, damit ſie recht gut verwahrt ſei, in das Gewölbe, welches ſonſt das Prunkgemach Eſthers geweſen war, und in das von oben herab durch das vergitterte Fenſter das Licht fiel. Dort band er ſie ſorgſam an, und richtete den hölzernen Riegel, mit welchem die Thür inwendig verſehen war, wieder her, daß man ihn Nachts, da man hierinnen ſchlief, immer vorſchieben könne. Von dem Vorrathe dürren Wüſtenheues, mit dem er ſonſt immer ſeine Kameele gefüttert hatte, war genug vorhanden, indem das Heu nicht in ſeiner Behauſung, deren Aeußeres, in ſo ferne es brennbar war, von den Soldaten abgebrannt worden war, ſondern in einer nicht weit davon befindlichen trockenen Höhle der Trümmer aufbewahrt worden war. Die Plünderer hatten es wohl gefunden, hatten auch verſucht es anzuzünden, aber wegen Mangel an Luftzug, und weil es ſo dicht gepackt war, hatte es nicht in Flammen gerathen können. Sie riſſen daher ſo viel heraus, als ihnen der Uebermuth eingab, nahmen mit, was ſie für die nächſten Augenblicke brauchten, und auf ihren Thieren unterbringen konnten, und ließen das Uebrige zerſtreut liegen. Als ſich Abdias des Heues und ſeiner Brauchbarkeit verſichert hatte, ging er wieder in ſeine Wohnung zurück, und ſuchte dort ſehr lange unter all dem vielen Plunder die reinſten und wo möglich aus Linnen verfertigten Lappen heraus, damit ſie dem Kinde zum Saugen dienten, wenn man ihm die friſche, warm aus dem Körper der Eſelin kommende Milch zur Nahrung gab. Dieſe Lappen legte er alle auf einem Stein zuſammen, der ſich in dem Gemache des Kindes befand. Sodann ſah er nach den Ziſternen. Er hatte in früherer Zeit hinter dem hohen Schutte, der auf ſeiner Wohnung lag, dort, wo ein ſehr großes Fries und darauf liegende Felſenſtücke immerwährenden Schatten gaben, zwei Ziſternen graben laſſen. Gewöhnlich aber war nur in einer derſelben Waſſer, die andere war leer. Dies rührte daher, weil die Ziſterne mittelſt eines Schlauches, den man abſperren konnte, mit einer Waſſergrube im Keller, die künſtlich eingeſäumt und dicht gepflaſtert war, in Verbindung ſtand, in welche Grube Abdias immer größere

Waſſertheile, wenn ſie ſich oben ſammelten, abließ, damit das Waſſer im Keller friſcher werde, und keine ſo große Menge durch Verdünſtung verliere, als wenn es oben in der warmen Luft geſtanden wäre, der es noch dazu eine größere Oberfläche darbot, als im Keller. Beide Ziſternen fand Abdias nach dem geſtrigen Regen ganz voll und er ließ die eine, wie gewöhnlich unter die Erde ablaufen.

Das dürre, ſchlechte Kameel, auf welchem er geſtern gekommen war, das er auf dem Sande vor ſeinem Hauſe gelaſſen hatte, hatte er ganz vergeſſen. Er erinnerte ſich jetzt deſſelben und wollte darnach ſehen. Es war zwar nicht mehr auf der Stelle, auf welcher es noch kniete, da Abdias die Piſtolen herausgeriſſen hatte, aber es war doch ſchon in dem Stalle. Der Knabe Uram hatte es dem Manne, der es geſtern, gleichſam um ſich für ſeinen Verluſt ein wenig zu entſchädigen, fort geführt hatte, wieder genommen, er hatte es durch die Mauertrümmer fortgeführt, hatte es zu einer gelben Lache, die er recht wohl wußte und die er Niemanden andern gönnte, geführt, ließ es die ganze Lache austrinken, damit das Waſſer nicht, wenn wieder die heiße Sonne käme, verloren ginge, dann hatte er es in den Stall gebracht, nachdem er ihm noch zuvor das Geſchirr und Riemenzeug, welches noch auf ihm war, herabgenommen hatte. In dem Stalle fand es Abdias ſtehen. Es war das einzige, wo noch vor Kurzem mehrere und weit edlere und beſſere geſtanden waren. Es hatte ein wenig von dem durch die Plünderer herum geſtreuten, halb verſengten Heue vor ſich, und fraß begierig von demſelben. Abdias ließ etwas Mais, davon auch ein Vorrath da geblieben war, hinzugeben, und von der Höhle friſcheres Heu holen. Dann ſagte er zu Uram, den er in dem Stalle getroffen, und durch den er dieſe letzteren Dinge hatte beſorgen laſſen: „Uram, gehe noch heute, ſo lange die Sonne ſcheint, hinaus über den Sandkamm, und ſuche die Heerde, ſie muß dort herum wo ſein — und wenn du ſie gefunden haſt, ſo zeige dich dem Hirtenrichter und ſage, daß er dir von dem Antheile des Einwohners Abdias einen mit deſſen Namen gezeichneten Hammel gebe. Dieſen nimm an den Strick, und führe ihn noch vor Abend hieher, daß wir ihn ſchlachten, etwas braten, und etwas durch Meerſalz aufbewahren, damit wir ſo lange durchkommen, bis die Karawane, die morgen fort gehen wird, wieder zurückkehrt, und ſo viel mitbringt, daß wir das gewöhnliche Leben zum Theil wieder anfangen können. Wenn du die Heerde nicht bald findeſt, ſo ſuche nicht ſehr lange, ſondern kehre um und komme noch bei Tage nach Hauſe, daß wir um etwas anderes umſehen können. Hörſt du? Haſt du alles wohl verſtanden?"

„Ja," ſagte der Knabe, „ich werde die Heerde ſchon finden."

„Haſt du aber auch etwas zu eſſen?" fragte Abdias.

„Ja, ich habe in der obern Stadt ein Täſchchen voll Weizen genommen," antwortete der Knabe.

„Nun gut," ſagte Abdias.

Nach dieſen Worten langte Uram einen Strick von einem Haken des Stalles herunter, wo er gewöhnlich zu dem Behufe des aufgetragenen Geſchäftes hing, nahm noch einen langen Stab von ſehr ſchwerem Holze und lief über das Trümmerwerk davon, das in großen Haufen von dem Stalle des Abdias gegen die Wüſte hinaus ging.

Abdias ſah ihm ein Weilchen nach, bis er die hüpfende Geſtalt nicht mehr erblicken konnte. Dann wendete er ſich um und begab ſich wieder in ſeine

Wohnung. Zum Mittagmahle nahm er ein paar Hände voll Maiskörner und trank von dem warmen Waſſer der oberen Ziſterne. Mirta ließ er eine Schaale voll Milch von der Eſelin nehmen, und gab ihr von dem dürren Brote, das da war; denn das beſſere war zum Theil weggenommen, zum Theil verſchleppt und verſchleudert worden, auch konnte wegen dem zu ſtarken Austrocknen in der heißen Wüſte niemals ein großer Vorrath auf einmal gebacken werden.

Den ganzen Nachmittag brachte Abdias damit zu, die Wohnung in einen ſolchen Stand zu ſetzen, daß ſie von Außen vor jedem nicht gar zu gewaltigem Angriffe geſichert war. Er ſchleppte die Lappen und was von guten Dingen zerriſſen herum lag in zwei Gemächer zuſammen, die jetzt zur Wohnung beſtimmt waren, das andere verrammelte er zum Theil, zum Theil band er es mit vorgefundenen Stricken zuſammen, ſo daß es hielt und die Eingänge, die etwa zu den Gemächern ſein konnten, verwahrt waren. Theilweiſe hatte er auch ganz neue Riegel angebracht, er hatte die Klammern und Arben mit guten Nägeln angenagelt. Als er fertig war, ſaß er auf der Steinbank und ruhte ein kleines Weilchen.

Die Schmerzen, welche von der geſtrigen Mißhandlung durch die Soldaten herrührten, waren heute viel heftiger geworden, als ſie geſtern in der erſten Aufregung waren, und hatten den Körper weit ungelenker gemacht. Er war einige Male in den Keller gegangen, hatte von dem koſtbaren kalten Waſſer eine Schaale voll genommen, hatte ein Tuch eingetaucht, und ſich mit demſelben die Lenden und andere ſchmerzenden Stellen befeuchtet.

Gegen Abend kam ein Bote, welcher von den Dienern und Dienerinnen, die ſonſt in Abdias Hauſe waren, abgeſandt war. Uram und Mirta waren die einzigen, die ſich wieder eingefunden hatten und bei Abdias den Tag über geblieben waren. Der Bote forderte im Namen der Leute, deren Kennzeichen er mitbrachte, den rückſtändigen Lohn, den ſie trotzig begehrten, weil ſie meinten, er ſei nunmehr ein Bettler. Abdias ſah die Forderungen an, und gab dann dem Boten das Geld, das er in lauter ſehr kleinen Münzen aus dem ſchlechten Kaftane zog, den er nun an hatte. Er ſagte, daß er die Nachbarn grüßen laſſe, und daß er, wenn ſie wollten, noch einige ſchlechte ſeidene Dinge um ſehr billiges Geld zu verkaufen hätte, ſie möchten morgen kommen, wenn es ihnen genehm wäre, etwas davon zu erſtehen.

Der Bote nahm das Geld, ließ die Papiere, welche von Seiten der Diener den Empfang beſtätigten, in Abdias Hand, und ging fort.

Als ſchon die in jenen Ländern ſehr kurze Dämmerung eingebrochen war, und als Abdias, welcher recht gut wußte, wie ſchnell eine ſehr finſtere Nacht auf ſie folge, bereits mehrere Male über die Trümmer nach Uram ausgeſchaut hatte, deſſen Verirren in der gegenſtandloſen Wüſte er fürchtete, kam der Knabe, als noch die letzten ſchwachen Strahlen leuchteten, hinter den dunkeln Mauerſtücken, durch herabhängendes Buſchwerk noch dunkler gemacht, hervor, den Hammel, welcher Widerſtand leiſtete, mehr hinter ſich herzerrend, als ihn führend. Abdias gewahrte ihn bald, trat zu ihm hinzu und geleitete ihn zu dem Eingange des äußeren Gemaches, das in ſeine Wohnung führte. Dort ward der Hammel angebunden, und nachdem Uram belobt worden war, wurde ihm ferner aufgetragen, daß er wieder die Hornlaterne anzünden, und nach einem Manne, etwa dem Fleiſcher Aſſer, ſuchen möchte, welcher gegen Geld den Hammel ſchlachte und theile. Abdias war nämlich wegen der vielen Schmerzen, die er in ſeinem Leibe hatte, und die denſelben immer ungefügiger machten, gleichſam als rieben ſich die Muskeln, die er bewegen wollte, ſchmerzhaft aneinander, oder als ſtrotzten ſie, nicht leicht im Stande, bei der Sache zu helfen, noch weniger aber, ſie ſelber zu verrichten, wie er wohl ſonſt öfter gethan hatte. Der Knabe zündete die Laterne an, und eilte fort. Nach nicht gar langer Zeit kam er wieder zurück und führte den Fleiſcher Aſſer neben ſich. Dieſer trat zu Abdias ein, und als man nach einigem Handeln einig geworden war, erklärte er ſich, daß er den Hammel ſchlachten, ausziehen, und nach der geſetzmäßigen Art theilen wolle. Abdias nahm die Laterne, leuchtete gegen den Hammel hin, um deſſen Zeichen zu ſehen, und ſich zu verſichern, daß er der ſeine ſei, und er nicht etwa einen fremden ſchlachte. Nachdem er über dieſen Punkt in Richtigkeit war, ſagte er, das Geſchäft möge beginnen. Der Fleiſcher band ſich das Thier, wie er es brauchte, legte es gegen eine Grube, in die das Blut abfließen konnte, und tödtete es. Dann zog er die Haut ab, und theilte das Fleiſch in Theile, wie es bedungen worden war, und wie es bei den Bewohnern der verwüſteten Stadt in Gebrauch gekommen. Der Knabe mußte ihm mit einer Kerze, die angezündet worden war, leuchten. Nachdem all das verrichtet war, und der Fleiſcher, wie man ausgemacht hatte, die Eingeweide genommen und ſeinen Lohn erhalten hatte, mußte ihn Uram wieder mit der Hornlaterne in ſeine Wohnung zurück geleiten. Als er von dieſem Gange abermals nach Hauſe gekommen war, verſcharrten er und Abdias die blutige Grube mit Erde, thaten dann Waſſer, Reis und ein Stück Fleiſch nebſt Salz und Kräutern in einen Topf, machten Feuer, und kochten das Ganze bei Kameelmiſt, und einigen Reſten von Mirthenreiſigbündeln, welche nicht verbrannt worden waren. Als dieſe Speiſe bereitet war, aßen Abdias und der Knabe davon, und trugen auch Mirta, welche immer innen bei dem Kinde ſitzen geblieben war, einen Theil hinein. Zum Trinken bekamen ſie Waſſer aus der oberen Ziſterne; denn das in dem Keller wurde geſpart. Nachdem alles dieſes vorüber war, ging Abdias zu dem äußern Eingange der Wohnung und verwahrte und verſchloß ihn von innen, und nachdem er mit dem Knaben noch die Reſte des Fleiſches theils eingeſalzen, theils friſch, zum morgigen Gebrauche, in die tief unter die Erde gegrabene Grube gebracht hatte, die zur Aufbewahrung von derlei Gegenſtänden da war, verſchloß und verband er auch alle übrigen Thüren, die in der Behauſung waren, von innen, und die Bewohner dieſer Gemächer begaben ſich zur Ruhe. Wo ſonſt beinahe ein Gewühl von Dienern und Leuten geweſen war, ſchliefen nun ſtatt vieler Menſchen Abdias, der Knabe Uram, die Magd Mirta und das kleine Kind Ditha. Judith war es nach Eſthers Mutter genannt worden; Mirta hatte es aber den ganzen Tag über mit der Verkleinerung Ditha angeredet. Abdias hatte ſich auf dem Boden des Gemaches gebettet, in dem das Kind war, Mirta ſchlief neben der Niſche, in der Ditha lag, eine Lampe brannte in dem Zimmer, und im Nebengemache war die eingekaufte Eſelin. Uram lag draußen im Vorgemache in trockenen Palmenblättern.

Als am andern Tage die Sonne aufgegangen war, kamen viele Nachbarn, und wollten von Abdias die ſeidenen Sachen, von denen er ihnen hatte Meldung thun laſſen, kaufen. Er lag von den vielen Schmerzen ſeines Körpers halb zurückgelehnt in einem Haufen Wüſtenſtroh. Uram hatte alle die Lappen, die ihm

Abdias bezeichnet hatte, herbeigetragen, und hatte ſie auſeinander geſchichtet. Es waren theils alte Kleider, welche von noch älteren völlig unbrauchbaren heraus geſucht worden waren, theils waren es Ueberreſte in größeren und kleineren Stücken Stoffes, mit dem er ſonſt gehandelt hatte, theils endlich waren es Fetzen ſeiner eigenen Geräthe und Matten, welche von den Plünderern zerriſſen und wegen ihrer Unbedeutendheit ſo wie die Stoffreſte hingeworfen worden waren. Die Nachbarn handelten um alle Dinge, ſelbſt die unbedeutendſten, und kauften alle Flecke, die ihnen Abdias vorlegte, ein. Als nach vielem Handeln und Herabdrücken der Preiſe alle Sachen verkauft und die dafür ausgedungenen Preiſe gezahlt waren, nahmen die Käufer ihr Erſtandenes zuſammen und gingen fort. Der übrige Theil des Tages verging wie der geſtrige, unter Verrichtungen zur Verbeſſerung der Lage. Abdias ſtand zu Mittage wieder auf, ging zu dem Landesflecke neben ſeiner Wohnung hinaus, wo er ſonſt ſeine Gemüſe ſtehen hatte, und ſah nach. Es war manches da, manches war wegen Nichtbeachtung zu Grunde gegangen. Was am beſten den Himmelsſtrich vertragen konnte, wollte er ſtehen laſſen und beſorgen. Er kargte ſich ein wenig Waſſer von der oberen Ziſterne ab, und befeuchtete die am meiſten bedürftigen damit. Er glaubte es um ſo eher thun zu können, weil die Regenzeit bevorſtand, und wieder Waſſer bringen würde. Die Eſelin verſorgte er ſelber mit Heu, welches er aus der Mitte des Stockes heraus nahm, wo es am wenigſten von dem Brandgeruche des Hauſes eingeſaugt hatte. Er gab ihr Waſſer, worunter ſogar ein Theil des kühlen aus dem Keller gemiſcht wurde; er ließ ſie durch Uram Abends hinaus in die Luft führen, und während er ſelber dabei ſtand, von den verſchiedenen Gräſern, Diſteln und Geſträuchen freſſen, die in dem Sande, dem Lehme und dem Schutte des Trümmerwerks wuchſen. Das ſchlechte Kameel, welches allein in dem Stalle ſtand, verſorgte Uram. Draußen in der Heerde, welche gemeinſchaftlich in der Wüſte gehalten wurde, waren noch einige, aber wenige Thiere ſein, diejenigen, welche in den Wohnungen der Trümmer waren, waren von den Plünderern fortgetrieben worden.

Nach wenigen Tagen kam ein Theil der fortgegangenen Karawane zurück, und brachte ſolche Dinge und Sachen mit, welche zu dem täglichen Verkehre gehörten, und dazu dienten, daß ſie das Leben, wie es vor dem Einbruche der Plünderer geherrſcht hatte, wieder nach und nach anfangen konnten. Abdias kaufte in den darauf folgenden Tagen allgemach ein, was er brauchte, und in kurzer Zeit ſtellte ſich das tägliche Hin- und Herhandeln wieder ein, welches unter Menſchen in einer Gemeinde nothwendig iſt, daß ſie geſellig leben, und ihren Zuſtand, er ſei noch ſo niedrig, wie er will, einrichten können. Die Nachbarn wunderten ſich nicht, daß Abdias Geld habe, und zwar mehr, als er durch den Verkauf der Waaren gelöſet haben könnte; denn ſie ſelber hatten ja auch eins, das ſie im Sande vergraben gehalten.

So verging gemach eine Zeit nach der andern. Abdias lebte ſtill fort, an jedem Tage ſo wie an dem vorhergegangenen. Den Nachbarn fiel es auf, und ſie dachten er warte nur auf ſeine Zeit, welche den Augenblick bringen würde, an dem er ſich für alle vergangenen Unbilden rächen könnte. Er aber ſtand in ſeiner Wohnung und betrachtete das kleine Kind. Es hatte winzige Fingerchen, die es noch nicht zu regen verſtand, es hatte kleine unkennbare Züge in dem unentwickelten Angeſichtchen, das ſich noch kaum zu entfalten begann, und in dieſem Angeſichtchen hatte es blaue Augen. Dieſe Augen ſtanden in der ſehr ſchönen Bläue offen, aber regten ſich noch nicht, weil ſie noch das Sehen nicht verſtanden, ſondern die Außenwelt lag gewaltig, gleichſam wie ein todtgeborner Rieſe darauf. Die blauen Augen waren Ditha allein eigenthümlich, da weder Abdias noch Deborah blaue Augen hatten, ſondern tief ſchwarze, wie es ihrem Stamme und jenem Lande, in dem ſie lebten, eigen zu ſein pflegt. Er hatte nie vorher beſonders Kinder betrachtet. Dieſes aber betrachtete er. Er reiſete auch nicht fort, wie er ſonſt gethan hatte, um Handel zu treiben und zu erwerben, ſondern blieb immer da. Er dankte oft Jehova, daß er einen ſolchen Strom ſanften Fühlens in das Herz des Menſchen zu leiten vermöge. Wenn es Nacht war, ſaß er zuweilen wieder, wie er es früher auch gethan, auf dem hochgethürmten Schutte ſeines Hauſes, dort, wo die zerriſſene Aloe ſtand, und betrachtete die Geſtirne, die tiefen funkelnden Augen des Südens, die hier täglich zahllos und feurig hernieder ſehen. Abdias wußte aus ſeinen unzähligen Wanderungen ſehr gut, daß im fortlaufenden Jahre immer andere Sterne am Himmel prangen, der einzige Schmuck, der in der

Wüſte, wo keine Jahreszeiten ſind, in dem einen Jahre hinum ſich erneuert.

Endlich, nach ſehr langer Zeit, kam auch der zweite Ueberreſt der gleich nach der Zerſtörung in die Welt hinausgeſchickten Karawane. Die verbrannten und zerlumpten Leute derſelben brachten alle Dinge, die man noch vollends brauchte, ſie brachten Waaren und Kleinode, um wieder damit zu handeln, und endlich brachten ſie an die Eigenthümer jenen Theil der von Abdias abgetretenen Summe, der eben zur Zeit des Karawanenzuges fällig geweſen war. Die Nachbarn waren nun zufrieden, ſie achteten ihren Genoſſen Abdias, und dachten, wie er wieder hinaus ginge, und Handel treibe, ſo würde er bald wieder ſo reich ſein, daß er ihnen allen Schaden erſetzen könnte, den ſie erlitten hatten, und den er ihnen doch eigentlich nur allein durch ſein unvorſichtiges und kühnes Leben zugefügt hatte. Sie rüſteten bald wieder einen Zug, und gaben ihm alles mit, was zur Einrichtung eines Handels und Tauſches, wie ſie ihn vor der Plünderung zu führen gewohnt waren, nöthig war. Abdias hatte an dem Unternehmen keinen Theil genommen. Es ſchien, als ſchütze er nur das kleine Weſen, welches noch kein Menſch, ja noch nicht einmal ein Thier war.

Die Regenzeit hatte ſich indeſſen eingeſtellt, und wie es alljährlich bei derſelben der Brauch war, verkroch ſich alles in ſeine Häuſer und Höhlen, was nicht unmittelbar von dem Looſe getroffen war, hinaus in die Ferne zu müſſen, um die Geſchäfte zu beſorgen. Die Zeit des Regens, wußten ſie, ſo vortheilhaft ſie ihren wenigen Gemüſeſtellen, dann den Geſträuchen und den Weideplätzen der Wüſte iſt, ſo nachtheilig iſt ſie den Menſchen, und erzeugt die in ihrer Lage und ihrem Wohnorte ohnedem ſo gerne hereinbrechenden Krankheiten. Auch Abdias mit ſeinen wenigen Untergebenen hielt ſich ſo gut als möglich verſchloſſen.

Die Ziſternen füllten ſich und gingen über, die einzige Quelle, welche in der Stadt in einem tiefen Brunnen floß, und zu der alle Bewohner ihre Zuflucht nahmen, wenn die lange Dürre herrſchte und jede Ziſterne verſiegt war, rauſchte, und füllte faſt den Brunnen bis oben; die Geſträucher und Gräſer und Palmen troffen, und wenn wieder die einzelnen unſäglich heißen Blicke der Sonne kamen, freuten ſich die Gewächſe, wuchſen in einer Nacht ins Unglaubliche, und ſie ſchauerten und zitterten gleichſam in Wonne, wenn das furchtbare Krachen des Himmels über ihnen rollte, und ſich faſt täglich und ſtündlich in mehreren abwechſelnden Stärken wiederholte. Der Schutt der Trümmer wurde zu Brei, die Felſenmauern wurden abgewaſchen, oder ſie, ſo wie die kahlen und ſandigen Hügel, überzogen ſich mit Grün, daß ſie nicht mehr zu erkennen waren.

Nach einer Zeit hörten dieſe Erſcheinungen allmählich wieder auf. Sie hörten in dieſem Trümmerwerke um ſo eher auf, weil daſſelbe in der Wüſte gelegen war, in welcher ſonſt der viele ringsherumliegende Sand aus den Strahlen der Sonne eine ſolche Wärme brütete, daß ſie jede Wolke, wenn ſie nicht übermäßig dicht und waſſerreich war, aufſaugte, und in unſichtbaren Dunſt löſete. Die dichten, hängenden, grauen Maſſen, aus welchen nur zu Zeiten weiße, wäſſerige, ſchimmernde Stellen leuchteten, und die die geſchlagenen furchtbaren Blitze jenes Himmelsſtriches brachten, wurden nach und nach höher, trennten ſich, daß einzelne Ballen am Himmel ſtanden, die ſich dunkler und blauer färbten, weiße ſchimmernde Ränder hatten, und den klaren Aether und die ſcheinende Sonne in immer längeren Zeiträumen herabblicken ließen, — endlich war ſchon über dem Trümmerwerke und der Wüſte ganz heiterer Himmel, nur daß am Rande draußen noch durch ein paar Wochen aus Dunkelblau und Weiß gemiſchte Ballen und Maſſen zogen, aus denen Blitze leuchteten; bis auch dieſes allgemach aufhörte und der beginnende und nun fortdauernde reine Himmel und die reine Sonne leer und gefegt über dem funkelnden Geſchmeide des regendurchnäßten Landes ſtand.

Die Scheibe der Sonne und die ewigen Sterne löſeten ſich nun täglich ab. An der Oberfläche des Bodens waren die Wirkungen des Regens bald verſchwunden, er war dürr und ſtaubig, daß die Bewohner an den Regen wie an ein Märchen zurückdachten; nur die tiefer gelegenen Wurzeln und Brunnen empfanden noch die Güte der unendlichen, zu einem aufzubewahrenden Schatze hineingeſunkenen Menge des Waſſers. Aber auch das minderte ſich immer mehr und mehr, die kurzlebenden grünen Hügel wurden röthlich, und an vielen Stellen blickte Weiß aus ihnen hervor, was den täglich heiteren Himmel immer dunkler und blauer, und die Sonne immer geſchnittener und feuriger machte.

Abdias lebte zu dieſer Zeit in ſeinem Hauſe immer fort, wie ſeither. Der Augenblick zur Rache ſchien noch nicht gekommen zu ſein.

Als aber ſeit dem Regen ſchon eine lange Zeit vergangen, als die flachen Hügel Sandes auch nicht mehr roth, ſondern weiß waren, als die Hitze gleichſam blendend über den Sand ſtand, trüber röthlicher Schein an dem Geſichtskreiſe ſchwebte, jedes Lüftchen draußen, wenn das Auge in die Ferne dringen wollte, den ſanften undurchdringlichen Höhenrauch des Staubes führte, als die Trümmer, die Mirthen und Palmen grau waren, die Luft täglich heiter, als ſollte das ewig währen, und die Erde trocken, als ſei Waſſer ein in dieſem Lande unbekanntes Gut — da das Mädchen Ditha recht geſund und ſtark war: ging Abdias einmal hinter ſein Haus um die verdorrten Palmen und den Triumphbogen herum zu einer Stelle, die neben ſchwarzen, gleichſam verſengten Steinen lag, und grub in der Abgelegenheit der Felſen, wo er wenig erblickt werden konnte, mit einer Handkelle im Sande und in der Erde. Es kamen, da er geſchickt arbeitete, mehrere Goldſtücke zum Vorſcheine, und dann wieder mehrere. Er zählte ſie. Dann grub er wieder, und fand noch manche. Als er ſie, auf ſeinen Füßen ſitzend, endlich noch einmal alle gezählt hatte, und wahrſcheinlich genügend fand, hörte er zu graben auf, und wühlte den trockenen Sand wieder über die flachen einzelnen nicht gar großen Steine, unter denen eigentlich das Geld gelegen war, bis die Stelle ausſah, als wäre nur jemand zufällig hier geweſen und hätte zufällig den Sand mit ſeinen Füßen in Unruhe gebracht. Er trat noch auf der Stelle mit ſeinen Sohlen hin und her, wie wenn jemand geſtanden wäre, ſich umgekehrt und nach verſchiedenen Richtungen hinaus geſchaut hätte. Dann ging er fort, und ging ziemlich weit von hier zu einer anderen Stelle, auf welcher er es eben ſo machte. Zu Mittag ging er nach Hauſe um etwas zu eſſen. Dann ging er ſogleich wieder hinaus, ſuchte noch mehrere ſolche Plätze, und that an jedem, wie an dem erſten. Wo ihm der Sand, von dem Winde angeregt, große Hügel über den Schatz gelagert hatte, grub er immer fort, wie viel Zeit auch dabei vergehen mochte, er häufte Berge Schutt neben ſich an, kniete tief in demſelben und ſah nach — und überall kam ihm das edle, von keinem Roſte angegriffene Geld entgegen, wie er es zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Gegen Abend kam er rückwärts um den hochgethürmten Schutt auf ſeinem Hauſe, von dem wir öfter geſprochen haben, herum. Er ſchien mit ſeiner Arbeit fertig zu ſein. Er ſtieg auf den Gipfel hinauf, und ſah herum — und nachdem er die unendliche Leere, gleichſam als müßte er von einem Paradieſe ſcheiden, lange angeſchaut hatte, ſtieg er nieder, ging in ſeine Gewölbe und begab ſich bald zur Nachtruhe.

Am andern Tage, als das Licht anbrach, ſagte er zu Uram: „Lieber Knabe, gehe hinaus in die Wüſte, ob du nicht die Heerde finden kannſt, zähle die Hammel und die andern Thiere, die mein gehören, und komme dann und ſage, wie viele ich noch habe.“

Der Knabe richtete ſich, und ging fort.

Abdias aber, als er den Knaben nicht mehr ſah, begab ſich in das Gemach, in welchem Deborah geſtorben war, und in welchem ſie ihm die kleine Ditha geboren hatte. Dort ſperrte er ſich ein, ſo gut er konnte, daß Mirta nicht herein käme, und auch kein Nachbar ihn etwa zufällig beſuchte. Als er ſich ſo verſichert hatte, ging er in die anſtoßende Höhle — denn das Gewölbe war eigentlich ein Doppelgemach — zog kleine, ſpitzige eiſerne Brechwerkzeuge aus ſeinem

Buſen heraus, näherte ſich einer Ecke der Mauer und begann dort einen der Steine aus ſeinen Fugen zu löſen. Als ihm dieſes gelungen war, zeigte ſich hinter dem herausgenommenen Steine in dem dicken Mauerwerke eine Höhlung, in welcher ein flaches Käſtchen aus Kupfer ſtand, ganz mit Grünſpan überzogen. Er nahm das Käſtchen heraus und öffnete den Deckel. Im Innern lagen, in Seide und Wolle eingewickelt, einige Papiere. Er nahm ſie heraus, ſetzte ſich nieder, und zählte ſie einzeln auf ſeinem Kaftan. Sodann legte er ſie zuſammen auf eine Stelle hin, zog eine hölzerne Büchſe aus ſeiner Taſche, in welcher der Staub eines geſchmeidigen ſeifenförmigen Steines war, und rieb mit dem Staube jedes Papier ſo lange, bis es nicht mehr rauſchte. Dann that er ſie einzeln jedes in ein flaches Täſchchen von feiner waſſerdichter Wachsſeide und nähete die Täſchchen an verſchiedenen Stellen ſeines Kaftans ein, der mit vielen und allerlei Flecken bedeckt war. Als er dieſes Geſchäft zu Ende gebracht hatte, legte er das leere Käſtchen, die Brechwerkzeuge, und die Büchſe, in der der geſchmeidige Staub geweſen war, in die Höhlung der Mauer, und fügte den herausgenommenen Stein mit ſeinen Händen wieder ein.

Die Fugen verklebte er mit einer eigenen Art von Mörtel, der ſehr ſchnell trocknete, die Farbe der Mauer hatte, und machte, daß man die beſtrichene Stelle von jeder andern nicht unterſcheiden konnte.

Da dieſe Dinge vollendet waren, machte er die Thüren wieder auf und ging hinaus. Die Zeit neigte ſich bereits gegen Mittag. Er aß ein wenig und gab auch Mirta zu eſſen. Hierauf begab er ſich in das Gemach, in welchem die Eſelin ſtand, und ſchirrte dieſelbe vollſtändig zu einer Reiſe an. Er erklärte dann Mirta, daß er fort ziehen wolle, um einen andern Wohnplatz zu ſuchen, ſie möchte ſich richten, und zu der Reiſe in Bereitſchaft ſein. Das Mädchen willigte ein und begann ſogleich, weil er ſagte, daß es ſein müſſe, ſich und das Kind zu dem Zuge ſo zu richten, wie ſie es am zweckdienlichſten erachtete. Das hagere Kameel hatte Abdias ſchon mehrere Tage vorher verkauft, damit ſeine Nachbarn nicht glaubten, daß er Geld habe. Er zog alſo nach einer Stunde die Eſelin hervor, hob Mirta, die ſich vollſtändig ausgerüſtet hatte, auf dieſelbe hinauf, gab ihr das Kind, und führte ſie fort. Sie zogen durch verſchiedene Theile der Trümmerſtadt, die nicht bewohnt waren, hin und her, an hohen

Klumpen vorüber, von denen Kräuter und dürre Stängel herabſchauten, bis ſie endlich an dem Rande der Stadt ankamen. Dort führte ſie Abdias über graue Raſen und Steppen, dann über Flächen und endlich in einer geraden Linie in das ebene Land, in welchem kein Gras war, und unendlich viele kleine Steinchen am Boden lagen. Hier ging er darüber und bald hatte ſie die rothe goldene Sandluft der Wüſte eingeſchlungen, daß ſie von der Trümmerſtadt nicht mehr hätten geſehen werden können, ſo wie ſie den grauen Streifen der Stadt nicht mehr ſahen.

Abdias hatte ſich Sohlen auf die Füße gebunden und leitete die Eſelin an dem ledernen Riemen hinter ſich her. Für ſich und Mirta hatte er die Büchſe mit dem verdichteten Brühſtoffe eingeſteckt, nebſt Weingeiſt und Geſchirre, um zu kochen; das Thier trug Waſſer und ſein Futter. Den urſprünglich weißen Arabermantel, der aber jetzt vom Schmutze völlig vergelbt war, nahm er ſelber auf ſeine Schultern, eben ſo trug er einen Bündel gedörrter Früchte, damit die Eſelin nicht zu ſehr überladen wäre. Seitens Mirtas, auf der Gegenſeite, damit das Gleichgewicht des Sattels hergeſtellt ſei, war ein Körbchen angebracht, darin ein Bettlein war, daß man das Kind, wenn es für Mirta zu ſchwer würde, und derſelben die Arme weh thäten, hinein legen könne. Ueber das Körbchen war ein Schirmtuch zu ſpannen.

Die Eſelin ging geduldig und gehorſam in dem Sande, der ihre Hufe röſtete. Abdias reichte ihr mehrmals Waſſer, auch mußte ſie einmal, da die mitgenommene Milch in der Hitze des Tages ſich zu ſäuern begann, für Ditha gemolken werden.

So zog man fort. Die Sonne ſenkte ſich nach und nach dem Rande der Erde zu. Mirta redete nichts, da ſie den Mann Abdias haßte, weil er ſein Weib umgebracht hatte. Er ſchwieg auch beſtändig und ging vor der Eſelin her, daß ihm die Haut von den wunden Füßen hing. Zuweilen ſah er nur in das Körbchen hinein, in welchem das Kind ſchlief, und ſah, ob noch der Schatten auf dem Geſichtchen deſſelben wäre.

Als es Abend wurde und die Sonne als eine rieſengroße blutrothe Scheibe an dem Rande der Erde lag, die ſich gleichfalls als ein vollkommenes flaches Rund aus dem Himmel ſchnitt, wurde Halt gemacht, um die Nachtruhe zu genießen. Abdias breitete ein großes Tuch aus, welches unter dem Sattel auf dem

Rücken der Eſelin lag, ließ ſich Mirta auf das Tuch ſetzen, ſtellte das Körbchen mit dem Kinde daneben, und gab den weißen Mantel her, daß ſich beide damit zudecken könnten, wenn die Nacht gekommen wäre, und ſie ſchlafen würden. Dann tränkte er die Eſelin und legte ihr Heu vor, auch einige Händevoll Reis hielt er in Bereitſchaft, um ſie ihr ſpäter zu geben. Hierauf packte er ſeine Kochvorrichtungen aus, das heißt eine Weingeiſtlampe, eine Waſſerkanne und den Brüheſtoff. Als er angezündet, Waſſer gehitzt und die Suppe bereitet hatte, gab er Mirta zu eſſen, aß ſelber, trank von dem ſchlechten lauen Waſſer des Schlauches und gab Mirta zu trinken. Zum Nachtiſche wurden einige der getrockneten Früchte aus dem Sacke genommen. Da alles dieſes geſchehen war, legte ſich Mirta zur Ruhe, beſchwichtigte das im ganzen heutigen Tage erſt jetzt zum erſten Male weinende Kind, und in Kurzem ſchliefen beide feſt und gut. Abdias benützte, als er gegeſſen hatte, den noch kleinen Ueberreſt der Tageshelle, um einige von den Goldſtücken, welche er geſtern aus dem Sande gegraben hatte, in die Piſtolenhalfter und in den Sattel, der einige kleine Höhlungen in dem Holze hatte, zu thun und zu-

zunähen. Er that die Münzen in gehöhlte Stellen, wo ſie ſich nicht rühren und nicht klappern konnten und heftete alte Lederflecke darauf, oder er trennte hie und da das ſchon vorhandene Flickwerk, und ſchob die Geldſtücke hinein, worauf er das Getrennte wieder herſtellte. Als bei dieſem Geſchäfte die Nacht hereinbrach, und ſchnell ihre in jenen Ländern ſo tiefe Dunkelheit auf die Erde breitete, legte er alles ſeitwärts, und rüſtete ſich zur Ruhe. Er breitete vorerſt noch ganz einhüllend den Mantel über Ditha und Mirta, daß ſie vor den giftigen Dünſten der Wüſte beſchützt würden. Sodann legte er ſich ſelber auf den bloßen Sand nieder, den Kaftan, den er ausgezogen, und mit dem er ſich zugedeckt hatte, über ſein Geſicht ziehend. Um den einen Arm hatte er den Riemen der Eſelin geſchlungen, welche müde war, und ſich gleichfalls ſchon in dem Sande niedergelegt hatte. An dem andern lagen handrecht zwei Piſtolen, jede vierläufig, die unter Tags in dem Halfter geſteckt waren, und die er auf alle Fälle zu ſich nahm, obwohl in dieſem weiten Sande weder Thiere und kaum auch Menſchen zu fürchten waren.

Die Nacht verging ruhig, und mit Anbruch des nächſten Tages wurde die Reiſe fortgeſetzt. Abdias war, als ſich der erſte Saum des leeren Himmels in Oſten anzündete, aufgeſtanden, hatte das Heu und die Lappen, die er auf das Riemenwerk gebreitet hatte, daß es ſich nicht näſſe und dann in der Hitze leide, weggeräumt und geſammelt, worauf er dann Kola die Eſelin ſattelte, und alle die andern Dinge an ihren Platz that. Nachdem er und Mirta gegeſſen hatten, und Ditha mit der Milch des Thieres getränkt worden war, brach man auf.

Ehe noch ein kleiner Theil dieſes ihres zweiten Reiſetages vergangen war, ſtanden ſchon die blauen Berge, Abdias nächſtes Ziel, ſehr groß und deutlich an dem Rande der Wüſte, aber ſie ſtanden ſtundenlang ſo klar und deutlich da, ohne daß es ſchien, daß man ſich ihnen nur zollbreit genähert hätte. Abdias hatte für ſeinen Zweck mit Abſicht einen Weg eingeſchlagen, der zwar ein bedeutend längerer war, als jeder andere, aber den Vortheil hatte, daß er kürzere Zeit in der Wüſte führte, indem er nur eine Bucht derſelben durchſchnitt, und gegen die benannten blauen Gebirge zulief. Abdias hatte dieſes gethan, um die Wüſtenluft zu vermeiden, die Mirta und Ditha noch nie geathmet hatten. Aber nicht blos durch einige Stunden ſtanden die wunderſchönen blauen lockenden Berge aufrecht vor ihnen am Rande der Ebene, gleichſam zum Greifen nahe, ſondern ſie ſtanden den ganzen Tag ſo, obwohl man ſich ihnen in gerader Richtung näherte, und änderten weder ihre Farbe noch ihre Größe. Erſt da das kurze Abenddämmern jenes Himmelsſtriches kam, erreichte man zwar nicht ſie ſelber, wohl aber ein grünes Eiland, gleichſam ein Vorland derſelben, auf welchem für Kola, die Eſelin, friſche Pflanzen, für alle drei aber eine klare Quelle war. Als man ſich auf die Inſel begeben, und dort, was ſie bot, namentlich das kühle Waſſer, genoſſen hatte, zog Abdias die Reiſegeſellſchaft wieder zurück gegen die Wüſte, und ließ ſie auf einem Platze zum Nachtlager ſtille halten, auf welchem Sand war und Diſteln und Cactuspflanzen in großen Zwiſchenräumen zerſtreut ſtanden. Er that dieſes des Thaues willen, der auf Wüſteninſeln in ſehr großer Menge zu fallen pflegt, und für diejenigen, die dort unter freiem Himmel ſchlafen, ungeſund iſt. Er machte genau die nämlichen Vorbereitungen, wie in der vergangenen Nacht, und verbarg den noch übrig gebliebenen Reſt der

Goldſtücke in jene Stellen des Sattels, der Gurten und des andern Geſchirres der Eſelin, welche zu dieſem Zwecke noch da waren. Einen Theil des Goldes aber ſteckte er zu ſich in verſchiedene Fächer ſeiner Kleider, daß, wenn Räuber über ihn kämen, ſie daſſelbe fänden, und in der Meinung, daß es ſein geſammtes Geld ſei, nicht weiter ſuchten. Wie in der vergangenen Nacht, legte er ſich wieder auf den bloßen Sand und ſchlief.

Da der Morgen dämmerte, wurde er, der heute viel beſſer geſchlafen hatte als geſtern, durch ſeltſame Töne geweckt. Es war ihm, als träumte er ſich um dreißig Jahre zurück, als läge er mit ſeinem Haupte wieder an dem Halſe ſeines Kameeles, und höre das Schnaufen deſſelben mitten in der ringsum ruhenden Karawane liegend. Er rieb ſich ſeine von dem feinen Wüſtenſande ſchmerzenden Augen, und da er ſie öffnete, ſah er wirklich ein Kameel vor ſich ſtehen, das der Morgenglut der Wüſte entgegen ſchnaufte, und ſeinen kleinen Kopf hoch gehoben hatte. Auch einen Mann erblickte er, einen Schlafgenoſſen, den ſie in der Nacht bekommen haben mußten. Derſelbe lag auf dem Boden im tiefſten Schlafe begraben, und den

Riemen des Kameeles um ſeinen Arm geſchlungen, wie es Abdias gerne machte. Abdias ſprang empor, ging näher gegen die Gruppe der zwei Weſen, die in einer kleinen Entfernung von ihm war, und da er hinzu gekommen, traute er ſeinen Augen kaum — es war der furchtbar abgehetzte Knabe Uram, der da vor dem Kameele auf dem Boden lag. Derſelbe ſchlief auf dem Rücken liegend, und das Antlitz gerade gegen den Himmel empor zeigend. Dieſes Antlitz, das ſonſt ſo jugendlich heiter und friſch war, war aber jetzt ſo entſtellt, als ſei der Knabe in dieſen zwei Tagen um zehn Jahre älter geworden. Als ihn Abdias aufgeweckt hatte, und die inzwiſchen aufgeſtandene Mirta auch herzu gekommen war, erfuhr man den Zuſammenhang der Sache. Da der Knabe die Heerde gefunden, und unter den vielen Thieren, die den Bewohnern der Trümmerſtadt gehörten, die des Juden Abdias gezählt, und um keine Irrung zu begehen, noch einmal gezählt hatte, ging er wieder nach Hauſe, indem er auf dem Wege das Brod und die Datteln aß, die er ſich als Mittagsmahl mitgenommen hatte, und die herausbekommene Zahl, damit er ſie nicht vergäße, immer wiederholte. Zu Hauſe, wo er Nachmittag angekommen war, habe er ſeinen Herrn Abdias geſucht — er ſuchte ihn in allen Gewölben, in dem Stalle, bei dem Heue, bei den Ciſternen, an der Aloe — und fand ihn nicht; erſt, als er auch bemerkte, daß Mirta und Ditha ebenfalls fehlen, und die Eſelin auch nicht da ſei, ſei ihm Abdias Auswanderung klar geworden. Er habe nun dem Juden Gad ein Kameel geſtohlen und ſei nachgejagt. Zuerſt hat er die Spuren der Eſelin geſucht, und dieſelben wirklich in den Thälern zwiſchen den Trümmern gefunden, wie ſie in Umwegen gegen die Wüſte hinausgingen. Dann erſt hat er das Kameel genommen, iſt darauf geſtiegen, und zu dem Punkte in aller Schnelligkeit hin geritten, wo die Spur in die Wüſte mündete. Allein ſo deutlich die Tritte des Hufes, deſſen kleine Geſtalt er recht gut kannte, in dem Trümmerwerke und vorzüglich auf lockerem Grasboden waren, ſo ſehr waren ſie in dem weichen Sande der Wüſte verſchwunden. Er ſah gar nichts mehr, das einem Tritte ähnlich war, ſondern nur die feinen Schneiden des gewehten Sandes, und da mußte er gegen die muthmaßliche Richtung zu beiden Seiten immer hin und her jagen, ob er auf der fahlen Fläche, die da ſchimmerte und noch unzählig viele andere Sternchen und Flimmerchen hatte, die glänzten, nicht einen ſchwarzen Punkt ſähe, der die Hinziehenden vorſtelle, oder etwa zufällig die Reiſeſpuren wieder fände. Dann ſei er ſo durſtig geworden und ſo erhitzt, daß er nichts mehr ſehen konnte, weil der Boden vor ſeinen Augen zu wallen angefangen habe. Hierauf habe er ſich mit beiden Händen an dem Kameele gehalten, weil es doch viel ſtärker geweſen ſei, als er — und dieſes ſei heute Nachts gerades Weges hieher gerannt. Es muß die Reiſenden oder die Quelle gewittert haben; denn es hat, ehe ſich beide zur Ruhe begeben, eine ungeheure Menge Waſſer aus der Quelle getrunken.

Abdias ſtreichelte die Haare und das Angeſicht des Jünglings und ſagte, er dürfe nun ſchon bei ihm bleiben. Dann bereitete er die Suppe und gab ihm zu eſſen. Auch von den Früchten reichte er ihm ein kleines Theil, und ſagte, er ſolle wenig eſſen, daß es ihm nicht ſchade; denn nach ſeiner Rechnung mußte der Knabe an fünfzig Stunden nichts genoſſen haben. Dann ließ Abdias die beiden Thiere, das Kameel und die Eſelin, von dem friſchen Futter, welches auf der Inſel war, ſo viel freſſen, als er glaubte, daß ihnen zuträglich ſei, die eigentlich mehr an das trockene Futter gewöhnt waren. Von dieſem trockenen Futter bekamen ſie dann noch einen geringen Reſt; denn es mußte jetzt geſchont werden, weil Uram gar keinen Vorrath mit ſich genommen hatte, und das Land und die Gebirge noch ferne waren, wo man wieder einen bekommen konnte.

„Haſt du denn nicht daran gedacht, daß das Kameel matt werden, und dich nicht mehr weiter tragen könnte, ehe du uns fändeſt?“ fragte Abdias.

„Freilich habe ich daran gedacht,“ antwortete der Knabe, „deßhalb habe ich es ſo lange trinken laſſen, als es nur wollte, ehe ich fort ritt, auch habe ich ihm von den Körnern zu freſſen gegeben, die in unſerer Wohnung lagen, und wovon du einen Theil ausgeſchüttet haſt.“

„Haſt du einem unſerer Nachbarn geſagt, daß du die Meinung gefaßt haſt, daß ich fortgezogen ſei?“ fragte Abdias weiter.

„Nein, ich habe keinem Menſchen ein Wort geſagt, daß ſie uns nicht nachfolgen, und uns etwa finden,“ ſagte der Knabe.

Universitäts-Bibliothek Halle (Saale)

„Gut," antwortete Abdias, indem er an der Aufzäumung der Eſelin weiter arbeitete.

Uram hatte indeſſen die elende Ausrüſtung, die das Kameel hatte, in den Stand geſetzt, deſſen ſie fähig war. Man traf die Verabredung, daß Abdias und der Knabe, je nachdem einer oder der andere von ihnen müder würde, in der Benützung des Kameeles abwechſeln ſollten. Mirta und Ditha wurden auf der Eſelin untergebracht, wie gewöhnlich. Als alles in Ordnung war, brachen ſie auf.

So zog nun die auf dieſe Weiſe vergrößerte Reiſegeſellſchaft weiter, und wie die erſten zwei Tage geweſen waren, waren alle folgenden. Nachdem man von der Inſel weg noch drei volle Tage gezogen war, kam man erſt in fruchtbares Land und in das gegen ſie heranſchreitende Gebirge. Abdias hatte hier in ein einziges ſchlechtes Dorf abgelenkt, um ſich dort mit allem Nöthigen zu verſehen, was man brauchte, und was auszugehen drohte. Dann bog er wieder gegen die Einöden ab, die hier ganz anders waren, als in der Wüſte, aber gewiß nicht minder ſchön, erhaben und furchtbar. Die Menſchen, Hütten und Dörfer meidend zog man weiter, entweder durch Schluchten, oder auf einſamen Bergrücken, oder gegen ſachte ſteigendes mit würzigem Graſe verſehenes Staffelland. Die Vorſichten, welche man im Weiterziehen und hauptſächlich beim Nachtlager anwendete, waren jetzt weit mehr, als in der Wüſte. Abdias hatte auch den Knaben bewaffnet; denn er hatte in dem Rüſtzeuge der Eſelin weit mehr Waffen in Fächern angebracht, als die zwei vierläufigen Piſtolen, die er bisher in der Wüſte bei ſeinem Nachtlager immer an ſeiner Seite gehabt hatte. Er trug jetzt bei Tage vier Piſtolen in ſeinem Gürtel und hatte einen ſchuhlangen Dolch in der Gürtelſcheide ſtecken. Dem Knaben gab er drei Piſtolen, und ebenfalls einen Dolch. Jeden Morgen wurden die Ladungen neu unterſucht und neu gemacht. Bei der Nachtruhe lagen die Piſtolen bei den Schlafenden; die Kleider blieben, wie natürlich iſt, auf dem Leibe. Auch wurde jetzt alle Nacht zur Verſcheuchung der Löwen und anderer Thiere ein Feuer gemacht, wozu die Brennſtoffe mühſelig unter Tag geſammelt, und auf dem Kameele weiter befördert wurden. Zur Unterhaltung des Feuers und zur Wache mußten Abdias und der Knabe abwechſeln, und immer einer aufrecht an dem Feuer ſitzen und herumſchauen.

Aber es traf keine der gefürchteten Gefahren ein. Die Nächte vergingen ſtill und lautlos, mit den feurigen ſcharfen Sternen aus dem dunkelblauen Himmel jenes Landes hernieder ſchauend; die Tage waren ſchimmernd und heiter, und jeder ſo ſchön und wolkenlos, oder ſcheinbar noch ſchöner und klarer, als ſein Vorgänger. Die Glieder der Geſellſchaft waren wohl, die kleine Ditha war geſund, und die freie Luft, welche immer unter dem Tüchelchen ihres Körbchens ſtrich, röthete ihre Wänglein, wie an einem zarten Apfel. Man hatte auf dem Zuge weder Menſchen noch Thiere geſehen, manchen einſamen Adler ausgenommen, der zuweilen, wie ſie weiter gingen, hoch über ihnen in den leeren Lüften hing. Es hatte ſie ein ſchönes Glück geleitet, gleichſam als zöge ein glänzender Engel über ihren Häuptern mit.

Am frühen Morgen des neun und zwanzigſten Tages ihres Zuges, da ſie über eine ſtrauchloſe ſachte anſteigende Fläche zogen, riß plötzlich die Farbe des Landes, die lieblich dämmernde, die ſie nun ſo viele Wochen geſehen hatten, ab, und am perlenlichten Morgenhimmel draußen lag ein unbekanntes Ungeheuer. Uram riß die Augen auf. Es war ein dunkelblauer, faſt ſchwarzer Streifen, in furchtbar gerader langer Linie ſich aus der Luft ſchneidend, nicht wie die gerade Linie der Wüſte, die in ſanfter Schönheit, oft in faſt roſenfarbner Dämmerung unerkennbar in den Himmel lag; ſondern es war wie ein Strom, und ſeine Breite ſtand ſo gerade empor, als müßte er augenblicklich über die Berge herein ſchlagen.

„Das iſt das Mittelmeer,“ ſagte Abdias, „jenſeits deſſen das Land Europa liegt, in welches wir ziehen.“

Seine zwei Gefährten ſtaunten das neue Wunderwerk an, und je weiter ſie kamen, deſto mehr entfaltete ſich der vorher ſchmal ſcheinende Strom, Farben und Lichterſpiele waren auf ihm, und am Mittage deſſelben Tages, als ſie an dem Rande des Tafellandes angekommen waren, riß die feſte Erde jäh ab, ſie ſtürzte vor ihnen hinunter, und legte in der Tiefe die Fläche des Meeres vor ihre Füße. Ein dunkler waldreicher Streifen der afrikaniſchen Küſte lief an dem naſſen Saume hin, eine weiße Stadt blickte aus ihm auf, und unzählige weiße Punkte von Landhäuſern waren in dem Grün zu ſehen, gleichſam Segel, die aus dem Grün eben ſo, wie die andern aus dem ſchreckhaft dunkeln Blau des Meeres leuchteten.

So ſchön iſt der Scheidegruß, den das traurige Sandland ſeinem Sohne nachruft, der es verläßt, um die feuchten Küſten Europas aufzuſuchen.

Abdias ſtieg mit den Seinigen in die Stadt hinunter, aber nicht in der eigentlichen Stadt hielt er ſich auf, ſondern weiter draußen, wo ein weißer Damm in die blauen Wogen lief, viele Schiffe ſtanden, und ihr Stangenwerk, wie die Aeſte eines dürren Waldes, in die Lüfte hoben. Hier miethete er ſich in ein Häuschen ein, um zu warten, bis ein Schiff reiſefertig wäre, nach Europa zu gehen und ihn mitzunehmen. Er ging faſt gar nicht aus, außer wenn er ſich in dem Hafen erkundigte, und Uram blieb immer bei ihm. Das Kameel hatten ſie verkauft, weil es ihnen fortan unnütz war, die Eſelin aber mußte in dem Häuschen untergebracht werden. So lebten ſie ſehr abgeſchieden drei Wochen, bis eines Tages ein Schiff ausgerüſtet war, und im Begriffe ſtand, nach Europa abzugehen und zwar nach dem Punkte, wohin Abdias am meiſten zielte. Er hatte mit dem Herrn deſſelben eine Uebereinkunft getroffen, und in Folge derſelben ſchiffte er ſich mit dem Kinde, mit Uram, und mit der Eſelin auf das Fahrzeug ein. Mirta hatte ihn einer Liebe halber, die ſie in der weißen Stadt gefunden hatte, verlaſſen, und war nicht zu bewegen geweſen, ihm zu folgen. Auch eine andere Wärterin hatte er nicht bekommen; denn wie große Anbote er auch machte, die er in Europa zahlen wolle, ſobald ſie angekommen ſein würden, mochte doch keine einzige mit ihm gehen, weil ſie ihm nicht traute. Selbſt auf das Schiff, wo er dann Geld zu zahlen verſprach, folgte ihm keine, und auf dem Lande Geld zu zeigen, hielt er ſelber nicht für gut; auch wußte er recht wohl, daß es nur dazu gedient hätte, daß ihn dann nur ein ſolches Weib verrathen hätte, ohne doch mit zu gehen, weil er dieſe Leute kannte, daß ſie an ihrem Flecke Aufenthaltes, wie ſchlecht er ſei, haften, und in keinen andern, am wenigſten in das verdächtige und gehaßte Europa gehen, wo die Ungläubigen wohnen. Alſo ſtieg er allein mit Uram zu Schiffe.

Als endlich der Zeitpunkt der Abfahrt gekommen war, und als ſie beide auf dem ſchwimmenden Hauſe ſtanden, wurden nun die großen eiſernen Anker aus dem Waſſer hervorgezogen, die Waldesküſte begann vor ihnen zu ſchwanken und zurück zu ſinken. Wie ſie immer mehr hinaus rückten, kam weiter unten noch ein Küſtenſtrich zum Vorſcheine, aus welchem das weiße Haus Meleks leuchtete. Abdias ſchaute darauf hin, aber wie der Streifen der Küſte immer weiter und weiter zurückwich, das Land endlich, gleichſam wie ein thörichtes Märchen, eingeſunken war, und um das ganze Schiff ſich nichts regte, als die Wellen, wie unzählige glänzende Silberſchuppen: ſaß er nieder und verſenkte die Augen in die Züge ſeines Kindes.

Das Schiff ging nun fort und fort — und er ſaß und hielt das Kind in ſeinen Armen. So oft diejenigen, die noch mit reiſeten, hin blickten, ſahen ſie daſſelbe Bild des Mannes, wie er ſaß, und das Kind auf ſeinen Armen hielt. Er ſtand blos dann auf und ging abſeits, wenn er es nährte, oder reinigte, oder den Lappen, in die es eingewickelt war, eine andere Lage gab, daß es leichter liege. Uram lag zwiſchen hingeworfenem hölzernen Geräthen und neben einem gerungenen kreisförmigen Haufen von Tauen.

Es gibt Menſchen, die vielerlei lieben und ihre Liebe theilen — ſie werden von vielen Dingen ſanft gezogen: andere haben nur eines, und müſſen das Gefühl dafür ſteigern, daß ſie die übrigen tauſend linden Seidenfäden des Wohles entbehren lernen, womit das Herz der erſtern täglich ſüß umhüllet und abgezogen wird.

Abdias und Uram waren immer auf dem Verdecke. Die Fahrt war ſehr ſchön, der Himmel ſtets heiter, und ein ſanfter Zug ſpielte in den Segeln. Wenn ein Wölklein an dem Himmel erſchien, ſahen die Reiſenden darauf hin, ob es nicht einen Sturm bringen werde — aber es brachte keinen, das Wölklein verſchwand immer wieder, ein Tag war ſo ruhig wie der andere, die Wellen waren klein als dienten ſie blos, die Fläche, die ſonſt eben wäre, zu unterbrechen, und heiter zu beleben — — und ſo lag eines Nachmittags die ſchimmernde freundliche Küſte Europas auf dem blauen Waſſer — die Küſte Europas, nach welchem Lande Abdias ſich einſt geſehnet hatte. Mit ſchmeichelnden Wogen trug der Ocean das Schiff, während die Sonne gemach nach Weſten ſank, dem nördlichen Lande immer näher und näher — ein glänzender Punkt nach dem andern hob ſich aus der dunkeln Fläche, leuchtende Streifen ſtanden endlich aufwärts, und als die Sonne zuletzt hinter den Weſtrand geſunken war, lag ein ganzer Gürtel von Paläſten um die ſchwarze Bucht geſchlungen.

Das Schiff mußte nun vor ſeinen Ankern liegend harren, und ſeine Menſchen und ſeine Sachen behalten, bis die Zeit um wäre, in der es ſich zeigen ſollte, daß es keine böſe Seuche gebracht habe.

Als nun dieſe Zeit vergangen war, und die Menſchen und die Waaren gelandet wurden, wunderten ſich einige, und andere lachten, als ein hagerer häßlicher Jude über das Bret des Bootes ſchritt, ſtatt Päcken von Waaren ein kleines Kind an ſeinem Buſen tragend, und wie hinter ihm ein faſt nackter gelenker Knabe, gleichſam ein ſchönes dunkles Erzbild folgte, eine halb verhungerte Eſelin nach ſich ziehend: — auf allen dreien lag daſſelbe Grau der Wüſte und der Ferne, wie auf den Thieren der Wildniß eine fremde verwitterte Farbe zu liegen pflegt. — Einen Augenblick ſtaunten die Vielen, die da ſtanden und zuſchauten die Fremdlinge an — im nächſten waren dieſelben von dem Strome des menſchenwimmelnden Welttheiles verſchlungen und in ſeinen Wogen fortgeführt. Das Bild zeigte wieder ſonſt nichts, als was es den ganzen Tag zeigt: eine unruhige durcheinander gehende Menge, die nach ihrem Vortheil, nach ihrer Luſt oder nach andern Dingen rennt, umſtanden von den ruhigen, großen, glänzenden, oft prachtvoll gebauten Häuſern.

Wir aber wollen den fremden Ankömmlingen einen Augenblick voraus eilen, um die Stelle anzuzeigen, wo wir ſie wieder finden werden.

Es liegt ein ſehr vereinſamtes Thal in einem fernen und abgelegenen Theile unſers ſchönen Vaterlandes. Sehr viele werden das Thal nicht kennen, da es eigentlich nicht einmal einen Namen hat, und, wie wir ſagten, ſo ſehr vereinſamt iſt. Es führt keine Straße durch, auf der Wägen und Wanderer kämen, es hat keinen Strom, auf dem Schiffe erſchienen, es hat keine Reichthümer und Schönheiten, um die Reiſeluſt zu locken, und ſo mag es oft Jahrzehente da liegen, ohne daß irgend ein irrender Wanderer über ſeinen Raſen ginge. Aber ein ſanfter Reiz der Oede und Stille liegt darüber ausgegoſſen, ein freundlich Spinnen der Sonnenſtrahlen längs der grünen Fläche, als ſchienen ſie mit vorzugsweiſer Liebe und Milde auf dieſen Ort, da er gegen Mitternacht durch einen ſtarken und breiten Landrücken geſchützt iſt, und ſo die Strahlen günſtig aufnimmt. Zur Zeit, da ſich das zutrug, was wir hier erzählt haben, war das Thal ganz und gar unbewohnt: jetzt ſteht ein nettes weißes Haus auf ſeinem Weidegrunde, und einige Hütten rings herum, ſonſt iſt es noch faſt öde wie vorher. Einſt war nur der weiche Raſengrund, beinahe ganz ohne Bäume, nur hie und da von einem grauen Steinblocke unterbrochen. Der Raſengrund ſchwingt ſich zu einer ſanften Wiege herum, die, wie wir ſagten, gegen Mitternacht durch einen anſteigenden Landrücken geſchloſſen iſt, auf deſſen Höhe ein Föhrenwald, wie ein mattes Band am Himmel hinzieht; im Mittage aber hat es eine Ausſicht, die durch das hereinſchauende Blau entfernter Berge umſchlungen iſt. Sonſt bietet die Wiege auf ihrem Grunde nichts dar, als das Grün des Bodens und das Grau der Steine; denn die ſchmale Schlange des Baches, der in ihrer Tiefe fließt, iſt dem betrachtenden Auge von mäßiger Entfernung aus nicht mehr ſichtbar.

An der Mitternachtſeite dieſes Thales, jenſeits des Föhrenwaldes, beginnen wieder die von Menſchen gepflegten Gegenden, namentlich ſtehen die Felder gerne in großen Strichen hin mit der blauen Blume des Flachſes bepflanzt. Auch gegen Mittag in nicht gar großer Entfernung ſind wieder bebaute Fluren. Nur die Thalwiege, wie das oft bei Landbebauern geſchieht, weil ſie in der That dem Anbauer größere Hinderniſſe entgegenſetzte, ſtand im Rufe der gänzlichen Unfruchtbarkeit. Es ward nie ein Verſuch gemacht, zu ergründen, ob ſich dieſer Ruf beſtätige, ſondern man nahm ihn von vorne herein als wahr an, und ſo lag die Wiege Jahrhunderte hindurch unbenützt da. Es ging nur ein ſehr ſchmaler, an den meiſten Stellen blos durch das niedergetretene Gras erkennbarer Pfad durch das Thal, auf welchem Pfade regelmäßig im Frühlinge und Herbſte einzelne Bewohner eines ziemlich entfernten Bergdorfes zu einer weit jenſeits des Thales liegenden Gnadenkirche pilgerten, weil zur Kirche durch das unfruchtbare Thal der nächſte Weg ging.

Als Abdias in ſehr vielen Ländern Europas herumgewandert war, um eine Stelle zu finden, an der er ſich niederlaſſen könnte, und zufällig auch in das oben beſchriebene Thal kam, beſchloß er ſogleich, hier zu bleiben. Was die Meiſten abgeſchreckt hatte, das Thal zur Wohnung zu nehmen, die Oede und Unfruchtbarkeit: das zog ihn vielmehr an, weil es eine Aehnlichkeit mit der Lieblichkeit der Wüſte hatte. Vorzugleich erinnerte ihn unſere beſchriebene Wiege an einen Thalbogen, der im Graſe Moſſuls ſeitwärts jener Stelle herum ging, an der der Sage nach die uralte Stadt Ninive geſtanden haben ſoll. Der Thalbogen hatte ebenfalls wie unſere Wiege nur Gras ohne Bäume, nur daß in dem Thalbogen Moſſuls auch nicht einmal graue Steine aus dem Graſe heraus ragten und die einzige dämmernde Farbe deſſelben unterbrachen, und daß auch kein ſo ſchönes Bergesblau hereinblickte, wie in unſere Wiege.

Abdias hatte ſich von mehreren Fürſten und Herren Briefe verſchafft, welche ihm erlaubten, in ihren Ländern zu reiſen und ſich in denſelben aufzuhalten. Er hatte auch einen Handelsfreund, den er bisher nicht von Angeſicht, ſondern nur durch Briefe gekannt hatte. Er ſuchte denſelben auf, und verabredete mit ihm den Plan, daß, wenn er ſich gerne einen Fleck Landes erwürbe, auf dem er ſeine künftige Wohnung gründen möchte, der Handelsfreund dazu den Namen geben würde, als hätte er ſelber das Land gekauft, als bebaute er es ſelber, als führe er eine Wohnung auf, und als ließe er nur gegen Entgelt den Juden im Genuſſe aller dieſer Dinge. Um den noch möglichen

Mißbrauch des Kauf- und Eintragbriefes zu vermeiden, würde Abdias seinen Freund durch eine ausgeſtellte Gegenforderung gleichen Werthes binden, die er gegen denſelben geltend machen könnte. Als er in das öde Thal gekommen war, beſchloß er, da zu bleiben, ſich ein Haus zu bauen, etwas Felder anzulegen und ſich einzurichten. Er nahm ſich deßhalb vor, den noch übrigen Reſt der Goldſtücke aus dem Riemenzeuge der Eſelin zu löſen, und die engliſchen Papiere, welche ſo gut in den waſſerdichten Wachsſeidentäſchchen verborgen waren, aus ſeinem Kaftan zu ſchneiden. Er wollte alles recht wohl herrichten und in Gang bringen, damit, wenn er nach Afrika reiſte, um Melek ein Meſſer in das Herz zu rennen — und wenn er etwa dabei erwiſcht und umgebracht würde, Ditha verſorgt ſei. Er mußte ſie vorher auch ein Bischen erziehen, daß ſie groß genug wäre, und ſich ſchon ſelber forthelfen könne, wenn er nicht mehr erſchiene.

Es wunderten ſich die Bewohner des entfernten Bergdorfes, als einmal einer durch das unfruchtbare Thal zu der Gnadenkirche wallfahrten ging, und die Nachricht zurück brachte, daß an einem Platze des Thales das Land aufgeriſſen ſei, und Balken und

Steine, und Vorrichtungen herum lägen, als würde hier zu einem Häuſerbaue geſchritten. Und wie wieder einmal ein anderer zu der Kirche ging, ſtand ſchon Mauerwerk und es arbeiteten Leute daran. Ein fernerer brachte Nachricht von dem weitern Fortſchreiten des Baues, manche gingen nur dieſer neuen Sache wegen in die Kirche, da ſie ſonſt vielleicht zu einer andern Zeit gegangen ſein würden — man redete davon, bis endlich ein blankes weißes Haus von mäßiger Größe aus dem Grün des Bodens ſchimmerte, und daneben der Anfang eines Gartens gelegt wurde. Auf die Fragen, wie und was das ſei, kam immer die Antwort, ein fremder, abſonderlich und ſeltſam ausſehender Mann laſſe das alles bauen und habe den Grund daneben gekauft.

Als das weiße Haus einmal länger ſtand, als der Garten fertig war, und die hohen feſten Planken um denſelben herum liefen, gewöhnten ſich die ſeltenen Vorübergehenden daran, als an ein Ding, das einmal ſo ſei, insbeſondere da der Beſitzer nie zu ihnen hinauskam, und mit ihnen redete, ſie alſo auch nichts von ihm zu reden hatten — und ſie ſahen die Dinge ſo an, wie die Steine, die hie und da aus dem Graſe hervorſtanden, oder wie die Gegenſtände, die zufällig an dem Wege lagen.

Abdias ging nun daran, da das Mauerwerk fertig, und nach dem Rathe ſeines Bauherrn vollſtändig ausgetrocknet war, das Innere des Hauſes einzurichten. Er ließ doppelte Riegel hinter alle Thüren machen, er ließ ſtarke Eiſengitter vor die Fenſter ſtellen, und er ließ ſtatt der früheren Planken ſogar noch eine hohe feſte Mauer um den Garten führen. Dann kamen Geräthe, wie ſie in Europa gebräuchlich waren, und darunter miſchte er Einrichtungen, wie er ſie in Afrika gehabt hatte; er legte nämlich überall Teppiche nicht blos auf den Boden, ſondern auch auf ſolche Geräthe, die für keine verfertigt waren, er machte aus Teppichen und weichen Fellen, die er kaufte, Betten zum Ruhen, und daß man darauf in der Kühle der Zimmer ſitzen könne. Um dieſe Kühle zu erzeugen, ließ er, wie er es ebenfalls in Afrika gelernt hatte, Gemächer mit ſehr dicken Mauern verfertigen, in den Gemächern hatte er nur in großen Zwiſchenräumen ein paar kleine Fenſter, die doppelte gegliederte Fenſterbalken der Art hatten, daß ihre Dächelchen über einander gelegt, oder zur Hereinlaſſung von mehrerem

Lichte wagrecht geſtellt werden konnten. Er hatte dieſe Balken in Europa kennen gelernt, und wendete ſie ſtatt der Mirthen an, welche in der Wüſtenſtadt ſein oben gelegenes Fenſter umrankt und überwuchert hatten, daß die brennenden Strahlen der dortigen Sonne nicht eindringen konnten. Die kleinen Fenſter der Gemächer aber gingen nicht unmittelbar in die freie Luft, ſondern in einen andern Raum, der ebenfalls eine Art Gemach oder Vorhaus bildete, und durch dicke Thüren und ebenfalls durch gegliederte Fenſterbalken zu ſchließen war, damit die Strahlen der Sonne und der Durchzug der äußeren heißen Luft abgehalten würden. Lauter Anſtalten, die er in Europa nicht nöthig hatte. Was ihn ſchier am meiſten freute, war ein Brunnen, den ihm ein Meiſter an einem ſtets ſchattigen Theile ſeines eigenen Hofes gemacht hatte, wo man nur an einem Metallknopfe hin und her zu ziehen brauchte, daß kriſtallhelles eiskaltes Waſſer in das ſteinerne Becken heraus floß. Anfangs wollte er das häufige Ziehen nicht zulaſſen und den großen Verbrauch des Waſſers hindern, daß es nicht vielleicht zu ſchnell zu Ende gehe, aber da das Waſſer durch zwei Jahre unvermindert und gleich friſch dem Zuge des Metallknopfes folgte, erkannte er, daß hier ein Schatz ſei, den man nicht leeren, den ſie hier nicht ſchätzen können, und den man in der Wüſtenſtadt für das höchſte Gut gehalten hätte. Ueberhaupt waren er und Uram in der erſten Zeit ihres Wanderns in Europa über die prächtigen Quellen, die es hat, entzückt, wunderten ſich, wie die Leute, die da leben, ſich nichts daraus machten, und tranken oft, vorzüglich wenn ſie im Gebirge waren, und ein recht glasklarer Strahl aus Steinen hervor ſchoß, mit Luſt und dem Waſſer zu Ehren, ſelbſt wenn ſie nicht durſtig waren. Sie prieſen die Wäſſer des Gebirges vor denen der Ebene, wenn ihnen auch das Gebirge ſelber nicht beſonders gefiel, da es ſie beengte und ihnen die Weite und Unendlichkeit benahm, an die ſie gewohnt waren. Im Garten, den er bereits mit einer hohen Mauer umfangen hatte, war aber noch nichts als Gras; allein auf künftigen Schatten bedacht, ließ er Bäume pflanzen, und nahm ſich vor, ſie ſelber zu pflegen und zu betreuen, daß ſie ſchnell wüchſen, und doch in wenigen Jahren ſchon Schatten auf den Raſen und auf die weiße Mauer des Hauſes würfen. Für eine Abtheilung, wo Gemüſe und andere nützliche Dinge wüchſen, würde er in der

Zukunft ſchon ſorgen, jetzt müſſe er, dachte er, nur das Nothwendigſte zuerſt in den vollkommenen Stand ſetzen.

Die inneren Gemächer waren nun alle eingerichtet, das Haus war fertig, und von Außen gegen Angriffe geſchützt. Diener und Dienerinnen hatte er von dem Volke ſeines Glaubens bekommen.

Als der ganze Bau in wohnlichem Zuſtande war, wozu er beinahe drei ganze Jahre gebraucht hatte, ging er daran, ihn zu beziehen. Er nahm Ditha aus dem hölzernen Häuschen, welches mit doppelten Holzwänden für das Kind und ihn als Nothwohnung errichtet worden war, heraus, und ließ es in die ſteinerne Wohnung in das für daſſelbe eigens eingerichtete Gemach tragen. Er folgte, indem er die ganz wenigen Dinge, die er in dem Holzhäuschen gehabt hatte, mit ſich nahm. Das Häuschen wurde nun ſofort abgeriſſen.

Ein Ziel, welches er in dem Lande Europa angeſtrebt hatte, hatte er nun erreicht, nämlich einen Wohnplatz. In dieſem ſaß er nun mit Ditha ganz allein; denn Uram war ſchon im Verlaufe des erſten Jahres ihrer europäiſchen Wanderung, obwohl er vermöge ſeiner Jugend alles, was ihm aufgeſtoßen war, mit Neugierde und oft mit Entzücken betrachtet hatte, an dem fremden Klima verſchmachtet. Abdias ſaß mit Ditha allein. Dieſer wollte er nun alle Aufmerkſamkeit zuwenden, daß ſie, wie er ſich vorgenommen hatte, ein wenig erzogen würde, indem er biſher, da er eine Wohnung für ſie baute, nicht viel Zeit gehabt hatte, ſich nach ihr umzuſehen, und auch die Diener, die ihr beigegeben worden waren, ſie blos nährten, pflegten und ſchützten, und im Andern ſie liegen ließen, wie ſie nur wollte. Sie war aber übrigens in ihrem Körperchen geſund und blühend. Und ſo lag ſie nun vor ihm da, ein ehrwürdig Räthſel, aus ſeinem Weſen hervorgegangen, und einer unbekannten Enthüllung harrend.

Abdias ging nun mit demſelben Eifer, mit dem er biſher alles betrieben hatte, daran, ſich mit Ditha zu beſchäftigen, obwohl er eigentlich nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, ſie zu entfalten und vorwärts zu bringen. Er hielt ſich ſchier immer in ihrem Zimmer auf. Er berührte ſie, er redete mit ihr, er ſetzte ſie in ihrem Bettchen auf, er ſetzte ſie auf den Teppich des Fußbodens, er ſtellte ſie auf ihre Füße, er verſuchte, ob ſie gehen könne, er wollte ſehen, ob ſie nicht eine kleine Strecke laufe, wenn er ihr einen lockenden Gegenſtand vorhalte, und ſehr viele Dinge dergleichen Art: aber ſehr bald ſah er, daß das Mädchen nicht ſei, wie es ſein ſollte. Er gab die Schuld auf die zwei Dienerinnen, die er in Europa blos zu dem einzigen Dienſte für Ditha genommen hatte, und welche nur für ihren Körper geſorgt hatten, daß er geſund ſei und gedeihe, für die ſonſtige Entwickelung aber nichts gethan zu haben ſchienen.

Das Kind war jetzt ſchon um vier Jahre herum alt, aber es hatte nicht die Art und Weiſe eines vierjährigen Kindes. Sein Angeſichtchen war unſäglich lieb und ſchön, und es entfaltete ſich täglich mehr als das reizende Ebenbild des Vaters, wie er ausſah, da er noch jung und ſchön geweſen war; nur war die Kraft des Vaters durch leiſe Züge der Mutter gemildert, die in der Bildung des Angeſichtes zum Vorſcheine kamen. Der Körper war faſt der eines vierjährigen Kindes, nur ſchien er viel zarter und nicht ſo ſtark zu den Bewegungen zu ſein, welche Kinder in dieſem Alter ſchon zu machen pflegen. Aber es lagen auch dieſe Bewegungen nicht in ihren Gliedern, der Vater wußte nicht, wegen bisheriger Vernachläſſigung derſelben, oder weil ſie überhaupt noch nicht da waren. Sie konnte noch nicht gehen, und zeigte auch keinen Drang dazu, wie er ſich doch ſonſt ſchon in viel jüngeren Kindern äußert, wenn ſie nach Gegenſtänden ihres Wohlgefallens hin ſtreben. Ja ſogar ſie kroch auch nicht einmal, wie doch die unentwickeltſten Kinder verſuchen, ſobald ſie ſich nur ſitzend zu erhalten vermögen. Wenn man ſie auf den Boden niederſetzte, ſo blieb ſie auf demſelben Platze ſitzen, man mochte noch ſo reizende Gegenſtände oder Naſchwerk, das ſie ſehr lieb hatte, in ihre Nähe legen. Stehen konnte ſie ſchon, aber wenn man ſie auf die Füße ſtellte, blieb ſie unbeweglich ſtehen, klammerte ſich an die ſie haltende Hand, und wenn man dieſe weg zog, ſtand ſie einſam in der Luft da, ſtrebte nach keiner Richtung weiter, ihre Füßchen zitterten, und in den Mienen ſprach ſich Angſt und die Bitte um Hülfe aus. Wenn man ihr dann die Hand gab, und damit einen ihrer Finger berührte, ſo hielt ſie ſich ſchnell daran, faßte mit beiden Händchen darnach, und zeigte Neigung, nieder zu ſitzen. Wenn man ihr aber das verweigerte, ſo blieb ſie ſtehen, ſich an der dargereichten Hand feſthaltend, und nichts weiter verſuchend. Am vergnügteſten ſchien ſie zu ſein, wenn ſie in ihrem Bettchen lag. Da fühlte ſie den meiſten Halt um ſich, war, wie es ſonſt auch ihre Weiſe war, ſehr fromm, faſt nie weinend, langte nach nichts, ſondern hielt gerne eine Hand in der andern, und taſtete und ſpielte mit den Fingern der einen in denen der andern. Auch das Angeſichtchen zeigte noch nicht die Erregtheit, die ſonſt Kinder haben, wenn ſie durch die erſten und vermöge ihres hülfloſen Körperchens ſehr heftigen Verlangungen bewegt werden. Nicht einmal, wenn der Vater, den ſie recht gut kannte, mit ihr redete, ſie liebkoſte, oder ſtreichelte, zeigte ſie die Belebung, die ſonſt die kleinſten Kinder haben. Die Züge des unausſprechlich ſchönen Angeſichtes blieben immer ruhig, die Augen mit dem lieblichſten von Abdias oft ſo bewunderten Blau ſtanden offen, gingen nicht hin und her, und waren leer und leblos. Die Seele ſchien noch nicht auf den ſchönen Körper herunter gekommen zu ſein. Ihre Zunge redete auch noch nicht, ſondern wenn es ſehr gut ging, lallte ſie ſeltſame Töne, die keiner der menſchlichen Sprachen ähnlich waren, und von denen man auch nicht wußte, was ſie bedeuteten.

Abdias konnte ſich nicht helfen, er mußte denken, daß Ditha blödſinnig ſei.

Nun war er eigentlich ganz allein in ſeinem Hauſe; denn Ditha war noch Niemand, und Uram war geſtorben. Er hatte Ditha nach Europa gebracht, um ſie zu bergen. Sie war eine Lüge — ewig mit derſelben regloſen Miene und mit den ruhigen Augen. Er dachte ſich, er werde viele Jahre ſo bei ihr ſitzen, dann werde er ſterben, ihre Züge werden ſich auch nicht regen, denn ſie wird nicht wiſſen, daß jemand geſtorben iſt — und wenn ſein Antlitz ſtarr geworden, dann wird erſt recht der alte todte Vater der jungen ſchönen Tochter gleichen, ſo wie ſie jetzt ſchon ferne der ſanften vor Jahren geſtorbenen Mutter gleicht.

Er wollte wenigſtens aus dem blödſinnigen Körper ſo viel entwickeln, als aus ihm zu entwickeln wäre. Er dachte, wenn er den Körper recht geſund und recht ſtark machte, wenn er ihn zu außerordentlichen Thätigkeiten reize — vielleicht könnte er eine Art Seele hervorlocken, wie jetzt ja gar keine vorhanden ſei.

Er brachte Ditha in eine andere Räumlichkeit;

denn ſie war bisher in einem jener kühlen Gemächer geweſen, wie wir ſie oben beſchrieben haben. Die neue Wohnung war luftig und licht, ſie beſtand aus zwei Zimmern, deren Fenſter geradezu in das Freie gingen, und deren Thüren ſich auf Gänge öffneten, die viele Fenſter hatten. Er ließ nun oft ganze Ströme Luft herein, ließ ſie durch die Zimmer ſtreichen und ſetzte Ditha darein, daß alle Theile ihres Körpers dieſe labende Flüſſigkeit genießen könnten. Er reichte ihr ihre Nahrung ſelber, und beſtimmte immer, worin ſie zu beſtehen hätte. Er wollte ſie nämlich recht leicht und nährend haben, und ſie mußte in einer ganz beſtimmten Ordnung fertig werden. Die Kleider, die ſie anhaben ſollte, gab er ebenfalls ſelbſt an, ſie ſollten keinen Theil des Körpers drücken, ſollten nicht zu heiß und nicht zu kühl ſein, und den Zutritt der Luft und der Sonne nicht zu ſtark hemmen. So oft es nur wegen des in dieſen Ländern ſo ungleichen Wetters anging, mußte ſie ins Freie gebracht werden, und oft ganze Tage darin zubringen. Er nahm ſie an der Hand, er führte ſie herum, und hörte nicht eher auf, als bis er an ihrer immer mehr und immer ſchwerer anziehenden Hand merkte, daß ſie ſchon ſehr müde geworden ſei, und nur mehr den Körper armſelig ſchleppe. Wenn die Strahlen der Mittagsſonne zwar nicht ſteilrecht, wie es in ſeinem Vaterlande jährlich einmal beinahe genau der Fall geweſen war, aber doch ſehr warm hernieder ſchien, wurde ſie leicht bedeckt in das Gras des Gartens unter den Schein der heißen Sonne geſetzt, und lange da gelaſſen, daß auf dem Angeſichte, auf der Stirne und auf dem Nacken große Tropfen ſtanden, und das feine Linnen, das gerne ihren Körper bedeckte, anzukleben begann. Dann ward ſie anders angekleidet, in die Zimmer gebracht, und dort ging er mit ihr, ſie an der Hand haltend herum, ſie auch öfter in den langen Gang hinaus führend, und dort auf- und abziehend. Die Füßchen — das ſah er bald — wurden zunehmend ſtärker. Ihr Angeſicht mußte täglich mit Seife und friſchem Waſſer gewaſchen werden, die ſchönen blauen Augen bekamen jeden Morgen ein Bad von reinem Brunnenwaſſer, und die Haare, ſo gelb und klar wie goldener Flachs, mußten gekämmt, gebürſtet und gewaſchen werden, daß auf dem Boden des Hauptes nicht ein Stäubchen und nicht ein Faſerchen von Unrath lag, ſondern die Haut ſo rein und eben glänzte, wie auf dem Buge des ſanft hinab gehenden Nackens. Wenn er oft im Garten oder ſonſt wo vor ihr auf den Knieen knieend ſich heiſer rief: „Ditha komme her — Ditha komme her!“ ſo ward ſie dann in ein kaltes Bad gethan, deſſen Waſſer man im Augenblicke erſt aus dem Brunnen geſchöpft hatte. Ihre entkleideten Glieder wurden von der reinen Fluth, die in einem marmornen ſehr großen Becken ſpielte, umfloſſen, naſſe Tücher rieben den Körper, und in den hinaufgebundenen gelben Haaren hingen die klaren Tropfen wie Diamanten. Wenn es ihr manchmal zu kalt geworden war, oder wenn man ſie zu ſtark gebürſtet hatte, da ſie heraus geſtellt worden war; ſo zitterten ihre Glieder, und das Angeſichtchen verzog ſich ſanft zum Weinen.

So verging eine Zeit, Abdias war faſt unabläſſig bei ihr und beobachtete die Aeußerungen ihres Körpers.

Die meiſte Regung einer Seele, ja eigentlich die einzige, glaubte er, gebe ſie gegen Klänge; denn er redete recht oft und Mannigfaltiges zu ihr. Er hatte ein feines Silberglöckchen — dieſes brachte er herbei, und ließ es leiſe vor ihren Ohren tönen. Sie merkte darauf hin, das ſah man deutlich. Und wie man den Klang die Tage fort öfter vor ihren Ohren wiederholte, lächelte ſie — und immer deutlicher und immer ſüßer wurde dieſes Lächeln, je öfter man den ſchmeichelnden Klang vor ſie brachte. Ja ſpäter begehrte ſie ihn ſogar ſelber; denn ſie ward unruhig, und ſprach ihre unbekannten Worte, bis er begann. Dann ward ſie ſtille, und ein Ding wie Freude, ja ſogar wie ein ſehr verſtandesvolles Mienenſpiel ſchimmerte in ihren Zügen.

Abdias kam bei dieſer Entdeckung auf einen Gedanken, der ſich wie ein Blitz, wie eine leuchtende Lufterſcheinung durch ſein Haupt jagte: er dachte, das arme, gemarterte Kind könne blos blind ſein.

Sogleich begann er, als ihm dieſer Gedanke gekommen war, Verſuche, um zu prüfen, ob es wahr ſei oder nicht. Er ließ das Mädchen leicht gekleidet auf ſein Bettchen legen. Dann holte er eine lange ſehr ſpitzige Nadel, und mit derſelben ſtach er ſie in die Hand. Die Hand zuckte zurück. Er ſtach wieder, und ſie zuckte wieder. Dann berührte er blos die Hand mit der Spitze der Nadel, und ſiehe, ſie zog ſich auch zurück. Das Kind mußte, wenn es ſah, nun die Nadel kennen, und mußte wiſſen, daß die feine Spitze derſelben das Schmerzende ſei. Er näherte nun die Nadelſpitze dem ſchönen großen, blauen Augapfel — immer mehr —

immer mehr faſt bis zur Berührung: es erfolgte keine Regung, in ruhigem Vertrauen ſtand das Auge offen. Er holte nun noch aus der Küche eine glühende Kohle, nahm ſie in eine Zange und näherte ſie dem Auge — er ſchwang ſie ſtille aber dicht vor dem Antlitze in Kreiſen, daß ſie flammende Linien zog: aber es erfolgte ebenfalls keine Bewegung in dem Angeſichte, welche zeigte, daß das Kind die feurigen Kreiſe geſehen hatte. In derſelben ſprachloſen Ruhe blieb das ſchöne Auge. Er verſuchte noch eins: er ſchlug mit ſeinen Fingerſpitzen ſehr ſchnell aber lautlos nahe oberhalb der Wimpern durch die Luft, bei welchem Verfahren faſt alle Menſchen und um ſo viel mehr die Kinder blinzen müſſen: aber Ditha wußte nichts, daß dieſe Bewegungen ſo nahe an ihren Augenlidern vor ſich gingen.

Es war für ihn nun richtig, und alle bisherigen Erſcheinungen an dem Mädchen waren ihm klar. Es war blind. In der andauernden Nacht war die junge, verkannte, über das Weſen der Welt ahnungsloſe Seele blos hülflos gebunden geweſen, und hatte nicht gewußt, was ſie entbehre.

Noch in demſelben Augenblicke, als Abdias dieſe Entdeckung gemacht hatte, wurde in die entfernte

Stadt um den Arzt geſchickt. Er kam erſt am nächſten Tage, und beſtätigte mit ſeinen Kenntniſſen, was Abdias vermuthet hatte. Sofort wurde nun wieder ein ganz anderes Verfahren mit dem Kinde eingeſchlagen. Es wurde wieder in ein Zimmer verbannt, es wurde ihm ein kleiner Seſſel gemacht, auf deſſen Lehne es das Haupt zurücklegen konnte, daß die Augen, die ſchönen aber unnützen Augen, aufwärts gerichtet wären, daß der Arzt und der Vater in dieſelben hinein ſchauen konnten. Abdias ſchaute oft hinein, aber nicht das Geringſte, nicht die kleinſte Kleinigkeit war zu entdecken, wodurch ſich dieſe Augen von andern gewöhnlichen Menſchenaugen unterſchieden, außer, daß ſie ſchöner waren, als andere, daß ſie klar und mild waren, wie man ſelten menſchliche Augen finden würde.

Es begannen nun, obwohl der Arzt geſagt hatte, daß er wenig Hoffnung geben könnte, mehrere Verſuche, die Augen zu heilen, und wurden lange Zeit fortgeſetzt. Abdias that alles pünktlich, was der Arzt vorſchrieb und Ditha litt ſchier alles geduldig, obwohl das Kind keine Ahnung haben konnte, was man mit ihm vor hatte, und welche Kleinode man ihm zu geben bemüht war. Als endlich der Arzt erklärte, daß ſeine

Mittel erſchöpft ſeien, und er das wiederholen müßte, was er gleich Anfangs geſagt habe, daß nämlich das Kind wahrſcheinlich nie würde hergeſtellt werden, ſondern die Zeit ſeines Lebens blind bleiben müßte: belohnte Abdias den Arzt für ſeine bisher gehabten Bemühungen, und nahm einen andern. Allein auch dieſer that nach einiger Zeit dieſelbe Erklärung — und ſo kam ein dritter, ein vierter, und mehrere. Da alle übereinſtimmten, dem Kinde ſie das Licht der Augen nicht zu geben, da die Rathſchläge der verſchiedenſten Menſchen, die von dem Uebel hörten, und ſich herzu drängten, vergebens angewendet wurden, da Abdias bei jedem neuen fehlgeſchlagenen Verſuche ſeine Hoffnung auf eine tiefere Stufe herabſtimmte: gab er den Reſt derſelben endlich ganz auf, insbeſondere da keine Aerzte mehr waren, die man fragen konnte, und ſelten ein Menſch kam, der einen Rathſchlag ertheilte, oder wenn es geſchah, derſelbe ſchon von vorne herein alle Spuren der Unvernunft an der Stirne trug. Er gewöhnte ſich daran, und nahm den Gedanken in ſein Eigenthum auf, daß er ein blindes Kind habe, und daß daſſelbe blind bleiben müſſe.

Statt nun eine Erziehung zu beginnen, die ſo viel an Geiſt und Leben entwickelt hätte, als nur immer zu entwickeln war, verfiel Abdias auf einen ganz andern Gedanken, nämlich einen ungeheuren Reichthum auf das Kind zu laden, damit es ſich durch denſelben einſtens, wenn er ſtürbe, Hände kaufen könnte, die es pflegen, und Herzen, die es lieben würden. Einen großen Reichthum wollte er auf das Kind häufen, daß es ſich dereinſt mit jedem Genuſſe ſeiner andern Sinne umringen könnte, wenn es ſchon den des einen entbehren müßte.

In Folge dieſes Entſchluſſes wurde nun Abdias geizig. Er entließ alle Diener bis auf eine Magd, eine Wärterin Ditha's, und einen Wächter des Hauſes. Er ſelbſt verſagte ſich alles und jedes, er ging in ſchlechten Kleidern, nährte ſich ſchlecht, ja wie einſt in ſeiner fünfzehnjährigen Lehrzeit fing er jetzt bei grauen Haaren an zu lernen, wie man wieder Geld und Gut erringen könne, er fing an zu jagen und zu rennen, um Gewinn und Zinſen zu ſammeln, er fing an, zu wuchern, namentlich mit der Zeit, und dies alles um ſo mehr, gleichſam mit der Angſt eines Raubthieres, da ihn der Gedanke an ſein Alter und an ſeinen nahen Tod verfolgte. Er ließ ſich daher keine Ruhe —

das Geſchäft, welches er kannte, und welches ihm in Afrika Reichthümer eingetragen hatte, nahm er wieder vor, nämlich den Handel, er trieb ihn ſo, wie er ihn in Afrika getrieben hatte — und wenn es in mancher Nacht ſtürmte und toſete, daß der Hund in ſeine Hütte kroch und der Iltis in ſeinen Bau, daß kein Menſch auf der Straße war; ging der gebeugte ſchwarze Schatten des Juden über die Felder, oder er klopfte, wenn er ſich verirrt hatte, an ein kleines Fenſter, um ein Nachtlager bittend, das man ihm oft widerwillig gab, öfter verweigerte; denn, da er jetzt viel unter die Menſchen kam, lernte man ihn kennen, und er iſt ein Gegenſtand des Haſſes und des Abſcheues geworden. Das Unglück, in welchem ſein Mädchen gefangen war, ſchrieb man dem gerechten Urtheile Gottes zu, der den maßloſen Geiz des Vaters ſtrafen wollte. Die Diener, welche er aus ſeinem Volke genommen hatte, hielten es nicht für gefehlt, wenn ſie ihn betrogen, und ſie hätten dieſes, wenn er nur nicht ſo ſcharfſichtig geweſen wäre, gerne in noch größerem Maßſtabe gethan.

Wenn er zu Hauſe war, ſaß er immer in Ditha's Zimmer, ſobald er nur ſeine Rechnungen und ſeine Geſchäfte abgethan hatte. Der kleine Seſſel mit der

Hinterlehne für ihr ſchönes Haupt war ihr lieb geworden, ſie ſaß jetzt gerne darinnen, obwohl er für die aufblühenden und empor ſtrebenden Glieder zu klein geworden war. Da kauerte der Jude auf einem kleinen Schemel neben ihr, und ſprach immerwährend zu ihr. Er lehrte ſie Worte ſagen, deren Bedeutung ſie nicht hatte — ſie ſagte die Worte nach und erfand andere, welche aus ihrem innern Zuſtande genommen waren, die er nicht verſtand, und die er wieder lernte. So ſprachen ſie Stunden lange mit einander, und jedes wußte, was das andere wollte. Sie ſtreichelte öfter mit ihren kunſtreichen Händen, nachdem ſie ein wenig in der Luft geſucht hatte, ſeine harten Wangen, und ſeine ſchlichten dünner werdenden Haare. Zuweilen legte er Geſchenke in ihre Hand, ein Stückchen Stoff zu einem Kleide, deſſen Feinheit ſie greifen konnte, und verſtand; namentlich Linnen, das ſie ſehr liebte, deſſen Glätte, Weiche und Reinheit ſie beſonders zu beurtheilen verſtand, und das, weil ſie nie unter Menſchen kam und Putz brauchte, nicht nur das ihrem Körper zunächſtliegende, ſondern meiſtens auch einzige Kleidungsſtück war. Wenn ſie ihr linnenes Ueberkleid über das untere gethan hatte, um damit im Hauſe zu ſein, legte ſie ſeine Falten ſo ſchön, und machte vorne die Spange zu, daß Sehende geglaubt haben würden, ſie hätte das Werk vor dem Spiegel gemacht. Und dann ſtrich ſie mit der Hand längs des Stoffes hinab, und faßte ihn zwiſchen Daumen und Zeigefinger, und ſagte: „Vater, das iſt noch weicher, als das andere.“

Die Füßchen, an denen Schuhe waren, ſtellte ſie nebeneinander auf dem Schemel, und griff die Weichheit deſſelben. Manchmal gab er ihr Eßwaaren, die er gebracht, Früchte und dergleichen — und wenn ſie den Kern oder anderes, das weg zu legen war, zwiſchen den Fingern hielt, ſuchte ſie nach der daneben ſtehenden Taſſe, damit ja nichts beſchmutzt würde.

Ihr Gliederbau bildete ſich allgemach höher, und wenn ſie in dem Graſe des Gartens ging, oder die weiße Geſtalt neben der weißen Mauer deſſelben, ſo gab ſie das Bild eines erwachſenen Mädchens. Unter den ſehenden Weſen war Aſu der Hund, von dem Abdias am meiſten geliebt wurde. Er hatte ihn einſtens, weil man ſeine Mutter erſchlagen hatte, und er noch blind war, aufgeleſen und erzogen. Dieſer Hund, da er erwachſen war, begleitete Abdias überall, und wenn er halbe Tage lang bei Ditha in dem Zimmer, oder manchmal auch in dem Graſe des Gartens ſaß; ſo ſaß der Hund immer dabei, wendete kein Auge von den beiden, als verſtünde er, was ſie ſagten, und als liebte er ſie beide. Wenn Abdias Nachts in ſein Zimmer ging, um zu ſchlafen, legte er dem Hunde unter dem Tiſche ſeinen Teppich zurecht, und richtete ihn, daß er weich ſei.

Mit dieſem Hunde hatte Abdias ein Unglück, als wenn es mit dem Manne immer hätte ſo ſein müſſen, daß ſich die Dinge zu den ſeltenſten Widerwärtigkeiten verketten.

Es war zu einer Zeit, da ſich eben in vielen Theilen der Gegend Fälle von Hundswuth ergeben hatten, daß Abdias eine Reiſe nach Hauſe machte, und zwar auf einem Maulthiere reitend, und wie gewöhnlich von Aſu begleitet. In einem Walde, der nur mehr einige Meilen von ſeinem Hauſe entfernt war, und der Länge nach gegen jenen Föhrenwald mündete, von dem wir oben geſprochen haben, merkte er an dem Thiere eine beſondere Unruhe, die ſich ihm aufdrang, weil er ſonſt nicht viel hingeſchaut hatte. Der Hund gab unwillige Töne, er lief dem Maulthiere vor, bäumte ſich, und wenn Abdias hielt, ſo kehrte er plötzlich um, und ſchoß des Weges fort, woher ſie gekommen waren. Ritt Abdias nun wieder weiter, ſo kam das Thier in einigen Sekunden wieder neuerdings vorwärts und trieb das alte Spiel. Dabei glänzten ſeine Augen ſo widerwärtig, wie Abdias es nie geſehen hatte, ſo daß ihm ängſtliche Beſorgniſſe aufzuſteigen begannen. Ueber eine Weile kamen ſie zu einem kleinen flachen Wäſſerlein, durch welches man hindurch reiten mußte. Hier wollte der Hund nun gar nicht hinein. An ſeinen Lippen zeigte ſich ein leichter Schaum, er ſtellte ſich vor, und mit heiſerem Schluchzen ſchnappte er nach den Füßen des Maulthieres, da es dieſelben ins Waſſer ſetzen wollte. Abdias nahm eine ſeiner berberiſchen Piſtolen aus dem Halfter, hielt das Maulthier einen Augenblick zurück, und drückte das Gewehr gegen den Hund ab. Er ſah durch den Rauch, wie das Thier taumelte und blutete. Dann ritt er in der Verwirrung durch das Waſſer und jenſeits weiter. Nachdem er eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatte, bemerkte er plötzlich, daß er einen Gürtel mit Silbermünze, den er zu dieſem Zwecke immer um hatte, nicht mehr habe — und er erkannte den ungeheuren Irrthum in Hinſicht des Hundes. Er hatte den Gürtel an einer Waldſtelle, an welcher er ſich eine Weile aufgehalten hatte, hingelegt, und ſah nun, daß er ihn dort vergeſſen habe. Sogleich jagte er zurück. In Schnelligkeit war das Wäſſerlein erreicht, aber Aſu war nicht dort, er lag nicht an der Stelle, auf welcher er erſchoſſen worden war, ſondern es zeigten ſich nur Blutſpuren da. Abdias jagte weiter zurück, und auf dem Wege ſah er überall Blut. Endlich kam er an die Waldſtelle, er fand dort den Gürtel — und den ſterbenden Hund vor demſelben liegend. Das Thier machte vor Freude unbeholfene Verſuche zu wedeln, und richtete das gläſerne Auge auf Abdias. Da dieſer auf den Hund niederſtürzte, ihm Liebkoſungen ſagte, und die Wunde unterſuchte, wollte das Thier mit matter Zunge ſeine Hand lecken — aber es war nicht mehr möglich und nach einigen Augenblicken war es todt. Abdias ſprang nun auf, und wollte ſich die weißen Haare ausraufen — er heulte — er ſtieß ungeheure Verwünſchungen aus — er lief gegen das Maulthier hin und riß die zweite Piſtole aus dem Halfter, und krampfte ſeine Finger darum. Nach einer Weile warf er ſie in das Gras des Waldes. Den Gürtel nahm er zehnmal auf, warf ihn zehnmal hin, und ſtampfte ihn mit den Füßen. Endlich als ſchon beinahe die Nacht hereingebrochen war, da er doch den Hund kaum in der Hälfte des Nachmittages erſchoſſen hatte, nahm er den Gürtel mit Ditha's Gelde wieder auf und band ihn um. Er ſuchte die hingeworfene Piſtole in dem Graſe, und ſteckte ſie in das Halſter. Dann beſtieg er das Maulthier, und ſchlug wieder den Weg nach Hauſe ein. Da ſchon das Morgengrauen auf das öde Thal nieder ſchien, kam er an ſeinem Hauſe an, alle Kleider mit dem Blute des ermordeten Thieres beſudelt; denn er hatte es beinahe in ſeinen Schoos gelegt, als er die Wunde unterſuchte. Er hatte wohl wenig Glauben an die Rettung gehabt, da er wußte, wie gut er in der Wüſte ſchießen gelernt hatte. Den Tag, als er angekommen war, gönnte er ſich Ruhe. Am andern aber miethete er ſich zwei Männer, reiſete mit ihnen zu der Waldesſtelle, und ſie mußten den Hund vor ſeinen Augen in die Erde verſcharren.

Dann kam er zurück und betrieb ſeine Geſchäfte fort, wie er ſie vordem betrieben hatte.

Einige Zeit nach dieſem Ereigniſſe verfiel er in eine Krankheit. Man weiß nicht, war es die Erregung, die er von dieſer Thatſache hatte, oder war es der ihn ungewohnte feindſelige Landſtrich, was ihn darnieder warf: genug, die Krankheit war gefährlich, und er konnte ſehr lange nicht von derſelben geneſen.

Aber gerade in dieſer Krankheit, wo man meinte daß Alles in einfacher Ruhe nun fortgehen werde, geſchah es auch wieder, daß eine jener Wendungen in dem Geſchicke dieſes Mannes eintrat, wie wir ſchon öfter Gelegenheit hatten ſie in ſeinem Leben zu bemerken. Es geſchah eine wundervolle Begebenheit — eine Begebenheit, die ſo lange wundervoll bleiben wird, bis man nicht jene großen verbreiteten Kräfte der Natur wird ergründet haben, in denen unſer Leben ſchwimmt, und bis man nicht das Liebesband zwiſchen dieſen Kräften und unſerm Leben wird freundlich binden und löſen können. Bisher ſind ſie uns kaum noch mehr als blos wunderlich, und ihr Weſen iſt uns faſt noch nicht einmal in Ahnungen bekannt

Ditha war beinahe völlig herangewachſen — ein ſchlankes Mädchen mit blühenden Gliedern, die ſich auszubilden verſprachen, und eine große Schönheit zu hoffen berechtigten. Abdias war während ſeiner Krankheit nicht zu ihr in ihr Zimmer gekommen: aber auch ſie war in dieſer Zeit nicht geſund geweſen: ein ſeltſames Zittern war in ihren Gliedern, das öfter verſchwand, öfter kam und anhielt, zu verſchiedenen Zeiten erſchien, und namentlich, wenn heiße dunſtige Tage waren. Der Arzt konnte es nicht recht erkennen, und ſagte, es ſei von dem Wachſen, weil ſie in letzter Zeit ganz vorzüglich in die Höhe gegangen ſei, und ſich die Glieder wider Vermögen gedehnt hätten. Bis ſie ſich voller rundeten, würden die Erſcheinungen verſchwinden. Abdias war in den Tagen der Wiedergeneſung, wo man ſchon in den Zimmern und in den Grenzen des Hauſes herum gehen kann, aber noch nicht weiter fort, und ſeinen Beſchäftigungen nicht nachzukommen vermag. Als er in dieſem Zuſtande eines Tages auf ſeiner Stube ſaß, und mit Rechnungen und Entwürfen beſchäftiget war, insbeſondere darüber nachdachte, wie er es beginnen müſſe, um die Zeit, die er jetzt krank war, herein zu bringen, daß ſie im ganzen Verlaufe nicht zum Nachtheile wäre: geſchah es, daß ein Gewitter heraufzog. Er achtete nicht weiter darauf, da die Gewitter, die er hier erlebt hatte, ſich nicht von Ferne an Heftigkeit und Stärke mit denen vergleichen ließen, die er in der Wüſtenſtadt und ſonſt in Afrika geſehen hatte. Aber mit einem Male, wie er wieder ſo rechnete, und da der Regen noch kaum leiſe auf die Dächer niederträufelte, geſchah ein ſchmetternder Schlag, von Feuer begleitet, das das ganze Haus in einem blendenden Schein ſetzte. Abdias erkannte augenblicklich, daß der Blitz in ſein Haus gefahren ſei. Sein erſter Gedanke war Ditha. Obgleich in den Gliedern noch ermüdet, eilte er ſogleich in ihr Zimmer. Der Blitz war durch daſſelbe gegangen, er hatte die Decke und den Boden durchgeſchlagen, daß dicker Staub in der Stube war, er hatte die eiſernen Drähte des Käfigs, in dem das Schwarzkehlchen war, deſſen Singen Ditha ſo erfreute, niedergeſchmolzen, ohne den Vogel zu verletzen; denn derſelbe ſaß geſund auf ſeinen Sproſſen — auch Ditha war unbeſchädigt; denn ſie ſaß aufrecht in ihrem Bette, in das ſie ſich gelegt hatte, weil ſie heute ganz beſonders mit dem Zittern behaftet geweſen war. Abdias der gewitterkundige Wüſtenbewohner ſah das Alles mit einem Blicke, er ſtieß nun ſchnell ein Fenſter auf, um den heftigen widrigen Phosphorgeruch zu verſcheuchen, dann ſah er gegen Ditha — und wie er genau hinblickte, bemerkte er, daß eine fürchterliche Erregung auf ihrem Antlitze lag, wie Entſetzen, wie Todesſchreck. Als er näher ging, um zu ſehen wie es ſei, kreiſchte ſie, als drohte ſich ein Ungeheuer über ſie zu legen, und ſie regte die Hände wie abwehrend entgegen — es war das erſte Mal, daß ſie die Hände nach etwas geradezu ausſtreckte. — — Eine wahnſinnige Vermuthung ſtieg in Abdias auf: er rannte nach dem Herde, auf welchem man eben ein Feuer hatte, riß einen glühenden Stumpf heraus, lief in Ditha's Zimmer und ſchwang ihn vor ihren Augen. Sie aber that wieder einen Schrei, arbeitete dann heftig mit den Geſichtszügen, als wollte ſie etwas beginnen, was ſie nicht konnte — endlich, als hätte ſie es plötzlich gefunden, regten ſich mit einmal ihre Augen im Haupte, indem ſie den funkelnden Kreiſen des Feuerbrandes folgten. Der Arzt war nicht anweſend. Abdias rannte nach dem Hauswächter, und ſagte, er gebe ihm hundert Goldſtücke, wenn er reite, was ein Pferd zu rennen vermöge, und den Arzt bringe. Der Wächter zog ein Pferd aus dem Stalle, ſattelte es in Schnelligkeit, und ritt davon. Abdias ſah ihm von einem Fenſter aus, das er ſchnell aufgeriſſen hatte, zu. Indeſſen der Mann das Pferd ſattelte, hatte Abdias die Eingebung gehabt, alle Fenſterbalken in Ditha's Zimmer zu zumachen, und noch dazu die Vorhänge herab zu laſſen, damit die Augen vorerſt in der ihnen holden Finſterniß blieben, und von dem plötzlich eindringenden Lichte nicht verletzt würden. Als er dieſes gethan hatte, wobei Ditha immer ſtille geweſen war, hatte er, wie wir oben ſagten, das Fenſter des Ganges aufgeriſſen, um dem abreitenden Boten zuzuſehen, dann ging er leiſe wieder in ihr Zimmer zu ihrem Bette, ſetzte ſich zu ihr, und fing über eine Weile zu reden an. Die Stimme war das Gewiſſeſte was ſie an ihm kannte, und ſie übte nach und nach ihren gewöhnlichen Einfluß aus. Das geſchreckte Kind beruhigte ſich nach einiger Zeit — und in der Finſterniß vergaß es gemach den furchtbar herrlichen Sturm des erſten Sehens. Nach mehreren Augenblicken fing es ſogar ſelber zu reden an, und erzählte ihm von fernen bohrenden Klängen, die da geweſen, von ſchneidenden, ſtummen, aufrechten Tönen, die in dem Zimmer geſtanden ſeien. Er antwortete ihr auf Alles, und ſagte recht freundliche Worte der Liebe. Bisweilen, wenn ein kurzer Stillſtand des Geſpräches war, ſtand er auf, rang in der Finſterniß die Hände über ſeinem Haupte, oder er krampfte ſie in einander, wie man in Holz oder Eiſen knirrſcht, um die innere

Erregung abzuleiten. — Dann ſetzte er ſich doch wieder zu dem Bette, und blieb längere Zeit ſitzen, indem er ſich mehr und mehr beruhigen lernte. Ditha, welche zu der Stimme noch ein anderes Merkmal hinzu geben wollte, faßte nach ſeinen Händen, und als ſie dieſelben hatte, ſtreichelte ſie darüber hin, um ſich zu überzeugen, daß er es wirklich ſei, den ſie habe. Er blieb nun ganz bei ihr ſitzen, und ſie fing nach und nach an, die gewöhnlichen Dinge, wie ſie bei ihr alle Tage vorkamen, zu reden. Sie ſchien hiebei immer müder zu werden, insbeſondere, da ſie ihm auf ſein Befragen erzählte, daß das Zittern ganz aufgehört habe, was recht gut ſei. Nach einer Weile ſagte ſie gar nichts mehr, nachdem ſie noch einige zutrauliche unzuſammenhängende Worte geredet hatte, richtete ihr Köpfchen auf dem Kiſſen zu rechte, und es ſchloſſen ſich im Schlafe die Augenlider über die neuen gerade erſt bekommenen und von ihr noch nicht gekannten Juwelen. Abdias löſete, als ſie ruhig ſchlief, ſachte ſeine Hand aus der ihrigen, und ging in den Garten hinaus, um zu ſchauen, wie denn jetzt der Tag draußen beſchaffen wäre. Es war Abend. Daſſelbe Gewitter, welches Ditha ſehend gemacht hatte, hatte ihm mit

Hagel das Hausdach und ſeinem Nachbarn die Ernte zerſchlagen — er aber hatte davon nichts gemerkt. Jetzt, da er im naſſen Graſe ſtand, war alles vorüber. Die Gegend war ſehr ſtille, die Sonne ging eben im tiefen Abend unter, und ſpannte im Morgen, wohin eben das Gewitter hinaus zog, einen weiten ſchimmernden Regenbogen über den ganzen dunkeln Grund deſſelben.

Nach Mitternacht kam endlich der erſehnte Arzt. Er hielt es aber nicht für gut, das ſanft ſchlummernde Mädchen zu wecken, ſondern ordnete an, daß die Unterſuchung erſt bei Tageslichte zu geſchehen habe. Er billigte übrigens, was Abdias gethan hatte.

Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, wurde Ditha's Zimmer nur in ſo weit gelichtet, daß man den Verſuch mit ihr anſtelle, ob ſie ſehe, oder nicht; denn ihr das volle Licht zu geben, hielt man für ſchädlich. Der Verſuch war kurz und der Arzt erklärte, daß ſie ſehe. Man beſchloß nun, daß das Zimmer, das ſie nicht verlaſſen durfte, nur allmälig gelichtet werde, damit ſie ſich an die Gegenſtände, die nach und nach hervortauchten, gewöhne, und das Auge durch allzugroßen und ungewohnten Lichtreiz nicht erkranke. Man ſagte ihr, ſie ſei unwohl und müſſe das Zimmer hüten, aber die Krankheit würde bald vorüber gehen, und dann würde ſie mit ihren Augen ſehen. Sie wußte nicht, was Sehen ſei, aber ſie blieb geduldig auf ihrem kleinen Seſſel ſitzen, lehnte das Haupt auf die Lehne deſſelben zurück, und hatte einen grünen Schirm über den Augen, den ſie blos griff. Eine Verhüllung nach der andern wurde von den Fenſtern zurück gethan, ein Raum kam nach und nach um ſie zum Vorſcheine, ſie wußte aber nicht, was es ſei — die Fenſterbalken wurden allgemach gelichtet — endlich wurden die letzten Vorhänge der Fenſter empor gezogen — — und die ganze große Erde und der ungeheure Himmel ſchlug in das winzig kleine Auge hinein — —. Sie aber wußte nicht, daß das alles nicht ſie ſei, ſondern ein Anderes, außer ihr Befindliches, das ſie zum Theile bisher gegriffen habe, und das ſie auch ganz greifen könnte, wenn ſie nur durch die Räume in unendlich vielen Tagen dahin zu gelangen vermöchte.

Abdias fing nun an, Ditha ſehen zu lehren. Er nahm ſie bei der Hand, daß ſie fühle, daß das dieſelbe Hand ſei, die ſie ſo oft an der ihrigen im Zimmer oder im Garten herum geführt hatte Er hob ſie von dem kleinen Seſſel empor. Der Arzt und die drei Diener des Hauſes ſtanden dabei. Er führte ſie einen Schritt von dem Seſſel weg, dann ließ er ſie die Lehne greifen, die ihr ſo lieb geworden war, dann die Seitenarme des Stuhles, die Füße und anderes — und ſagte, das ſei ihr Seſſel, auf dem ſie immer gerne geſeſſen ſei. Dann hob er den Schemel empor, und ließ ſie ihn fühlen, und ſagte, hierauf habe ſie die Füße gehabt. Dann ließ er ſie ihre eigene Hand, ihren Arm, die Spitze ihres Fußes ſehen — er gab ihr den Stab, deſſen ſie ſich gerne zum Fühlen bedient hatte, ließ ſie ihn nehmen, und die Finger ſichtbar um ihn herum ſchlingen — er ließ ſie ſein Gewand greifen, gab ihr ein Stückchen Leinwand, führte ihre Hand darüber hin, und ſagte, das ſei das Linnen, welches ſie ſo liebe und gerne befühlt habe. Dann ſetzte er ſie wieder in den Seſſel zurück, kauerte vor ſie hin, zeigte mit den zwei Zeigefingern ſeiner Hände auf ſeine Augen, und ſagte, das ſeien die Dinge, mit denen ſie nun alles, was um ſie herum ſei, ſehe, wenn auch hundert Arme aneinander gefügt zu kurz ſeien, es zu greifen. Er ließ ſie die Augenlider ſchließen, und mit ihren Fingern die durch ſie verhüllten Aepfel greifen. Sie kannte

— that aber die Finger ſchnell weg und öffnete die Lider wieder. Er wieß ihr nun, da ſie ſaß, alle Dinge des Zimmers, die ſie ſehr gut kannte, und ſagte ihr, wie ſie dieſelben gebraucht habe. Um ihr dann den Raum zu weiſen, führte er das widerſtrebende Mädchen, weil es anzuſtoßen fürchtete, durch das Zimmer zu den verſchiedenen Gegenſtänden, von einem zu den andern, und zeigte, wie man Zeit brauche, um zu jedem zu gelangen, obgleich ſie alle auf einmal in dem Auge ſeien. Er blieb den ganzen Tag bei ihr in dem Zimmer. Die äußeren Gegenſtände des Gartens und der Fluren wollte er ihr noch nicht zeigen, damit ſie nicht mit zu viel auf einmal überladen werde, und es ihr ſchade. Beim Eſſen zeigte er ihr die Speiſen, nannte ihr den Löffel; denn Meſſer und Gabel hatte ſie bisher nie gehandhabt, und ſie fuhr eben ſo ungeſchickt zum Munde, wie ſie es gethan, da ſie noch blind geweſen war.

Am Abende dieſes Tages hatte das Kind ein bedeutend heftiges Fieber. Man brachte es zu Bette.

Als es immer dunkler geworden, und endlich die Nacht hereingebrochen war, meinte das Kind, es ſei wieder blind geworden, und ſagte es dem Vater. Dieter aber antwortete ihm, daß ſei die Nacht, wo, wie ſie es wiſſen müſſe, ſich bisher immer alle zu Bette gelegt hatten, um zu ſchlafen, weil das Tageslicht, bei dem allein die Augen ſehen, vergangen ſei, und erſt nach einiger Zeit wieder kommen würde, während welcher ſich die Augen ſchließen, und die Menſchen ſchlummern. Daß ſie aber nicht blind ſei, könne er ihr gleich zeigen. Er zündete eine große Lampe an, und ſtellte ſie auf den Tiſch. Sofort zeigten ſich wieder alle Gegenſtände, aber anders als bei Tage: grell hervortretend und von tiefen und breiten Schatten unterbrochen. Die Flamme der Lampe erinnerte Ditha an den Blitz, und ſie ſagte, ein ſolcher Hauch ſei bei ihr geweſen, als es geſtern ſo gekracht habe, und der Vater dann zu ihrem Bette hereingeſtürzt ſei. Abdias löſchte die Lampe wieder aus, ſetzte ſich zu ihrem Bette, nahm ſie bei der Hand, wie in den Tagen der Blindheit und redete mit ihr, bis ſie, wie gewöhnlich entſchlummerte.

Als ſie am andern Tage ruhig und geſtärkt erwachte, und die Dinge im Zimmer ſchon mit viel mehr Faſſung betrachtete, als geſtern, ließ er ſie ankleiden, und da gegen die Hälfte des Vormittags hin der Thau auf den Gräſern vergangen war, führte er ſie in den Garten, und nicht nur in den Garten, ſondern auch in das Freie hinaus, in das Thal. Er zeigte ihr hier den Himmel, das unendliche tiefe Blau, in dem die ſilbernen Länder, die Wolken ſchwammen, und ſagte ihr, das ſei blau, das weiß. Dann zeigte er auf die Erde, wie die ſanfte weiche Wiege des Thales ſo von ihnen hinaus ging, und ſagte, das ſei das Land, auf dem ſie wandeln, das Weiche unter ihren Füßen ſei das grüne Gras, das Blendende, das ihre Augen nicht vertragen, und das noch einſchneidender ſei, als geſtern die Lampe, ſei die Sonne, die Lampe des Tages, die nach dem Schlummer immer komme, den Tag mache, und den Augen die Kraft gebe, alles ſehen zu können. Dann führte er ſie in den Hof zu dem Brunnen, zog vor ihren Augen an dem Metallknopfe, daß der Strahl hervor ſchoß, und zeigte ihr das ihm ſo merkwürdige Waſſer, und ließ ſie von der hellen, kriſtallenen, friſchen Fluth einen Trunk thun, den er mit einem Glaſe ſchöpfte. Er zeigte ihr am Tage hinüber die Bäume, die Blumen, er erklärte ihr die Farben, was namentlich ein ganz Neues für ſie war, und was ſie beim Nachſagen nicht nur durcheinander warf, ſondern auch ganz unrichtig anwendete, insbeſondere wenn Farben und Klänge zugleich ſich in ihrem Haupte drängten. Zwiſchen den Gräſern waren oft Thierchen, die er ihr zeigte, und wenn ein Vogel durch die Luft ſtrich, ſuchte er ihre Augen auf ihn hinzulenken. Auch das Gehen mußte er ihr erſt beibringen und angewöhnen, wenn ſie ſo von dem Garten weg auf den Anger des öden Thales hinauswandelten; denn ſie griff den Boden gleichſam mit den Fühlfäden ihrer Füße, und getraute ſich nicht die Spitze ſchnell und ſicher vor ſich in das Gras zu ſetzen, weil ſie nicht wußte, wie groß oder klein der Abgrund zwiſchen dieſem und dem nächſten Tritte ſei, wodurch es kam, daß ſie jetzt im Sehen weit unſicherer ging, als früher in der Blindheit; denn da hatte ſie den Fuß jederzeit im Bewußtſein des feſten Bodens, den ſie bisher immer gegriffen, vorwärts geſtellt, und hatte nicht gewußt, welche ungeheure Menge von Gegenſtänden auf dem nächſten Schritte liege. Ditha hatte an allem, was ſie ſah, Freude, ſchaute immer herum, und bewunderte insbeſondere das Haus, in dem ſie wohnten, das einzige merkwürdigſte Ding dieſer Art, daß ſie auf dem öden Grunde des Graſes erblickte. Sie wollte beinahe nicht in die Stube gehen, daß ſie das Blau des Himmels das ihr beſonders gefiel, und das lange immer fortgehende Grün des Grundes nicht verliere. Sie ſchaute in Einem fort, und begriff nicht, wie ihr ein Baum, ein Stück Mauer des Gartens, oder ein flatternder Zipfel des Gewandes ihres Vaters gleich einen ſo großen Theil der Welt nehmen könne, und wie ſie mit der kleinen Hand, wenn ſie ſie unter die Stirne lege, gleich alles, alles bedecke.

Der Abend kam, wie am vorigen Tage, mit Erſchöpfung in ſeinem Geleite, und der Vater ſchläferte die Tochter wie geſtern ein, um morgen in dem begonnenen Geſchäfte fortzufahren.

Abdias gab nun den Handel, den er die Zeit her ſo eifrig getrieben hatte, auf, und beſchäftigte ſich blos mit Ditha, ſie in dem neuen Reiche des Sehens fort zu führen.

Was den andern Eltern weit auseinandergerückt, gleichſam in Millionen Augenblicke verdünnt erſcheint, das wurde ihm jetzt gewiſſer Maßen auf einmal zugetheilt. Eilf Jahre waren Ditha's Augen zugehüllt geweſen, eilf Jahre war ſie auf der Welt geweſen, und hatte auf das Sehen warten müſſen, nachdem ihr dieſe Welt ſchon auf einer andern Seite, auf der Seite des engen, dunkeln, einſamen Taſtens war zugetheilt geweſen: aber wie man von jener fabelhaften Blume erzählt, die viele Jahre braucht, um im öden grauen Kraute zu wachſen, dann aber in wenigen Tagen einen ſchlanken Schaft emportreibt, und gleichſam mit Knallen in einem prächtigen Thurm von Blumen aufbricht —: ſo ſchien es mit Ditha; ſeit die zwei Blumen ihres Hauptes aufgegangen waren, ſchoß ein ganz anderer Frühling rings um ſie her mit Blitzesſchnelle empor; aber nicht allein die äußere Welt war ihr gegeben, ſondern auch ihre Seele begann ſich zu heben. Gleichſam wie die Falterflügel wachſen, daß man ſie ſieht, wenn der junge Vogel noch an der Stelle ſitzt, an welcher er aus der Puppe gekommen war, die die Fittige ſo lange eingefaltet gehalten hatte: ſo dehnte das junge Innere Ditha's die neuen eben erſt erhaltenen Schwingen — denn die Sekunden flogen mit Kleinodien herbei, auf den Augenblicken lagen Welttheile, und jeder Tag endete mit einer Laſt, die er ihr auflud. So wunderbar iſt das Licht, daß auch ihr Körper in ſehr kurzer Zeit ein anderer ward; die Wangen wurden roth; die Lippen blüheten, und nach wenigen Wochen war ſie in ihren Gliedern voller und ſtärker. Abdias hatte lauter weiße Haare, ſein Geſicht war ſchwarz, von gekreuzten Narben durchzogen, und in den Zügen war Verfall eingegraben. So ging er neben der Tochter, die jetzt ſchon ſchlank und ſicher wandelte; denn ſie waren ſchier immer im Freien, das Ditha ſo liebte, und er nicht minder.

Aber nicht nur ſchöner ward das Antlitz des Mädchens, ſondern es begann auch zu leben, und ſichtlich immer mehr des Schönſten zu zeigen, was der Menſch vermag, das Herz.

Wie Abdias vor mehreren Jahren angefangen hatte, plötzlich geizig zu werden, ſo wußte man jetzt nicht mehr, iſt er es noch, oder nicht. Er ging immer neben dem Mädchen. Alle, die den Juden haßten, ſahen mit ſichtbarlichem Wohlgefallen in das unſchuldige Angeſicht ſeiner Tochter.

Auch die Augen, die einſt ſo ſtarren unheimlichen Bilder, wurden nun menſchlich lieb und traulich; denn ſie fingen zu reden an, wie Menſchenaugen reden — und Fröhlichkeit oder Neugierde oder Staunen malte ſich darinnen — auch Liebe malte ſich, wenn ſie plaudernd und ſchmeichelnd auf Abdias Züge ſchaute, die nur ihr allein nicht häßlich erſchienen; denn was die

Außenwelt für ihre Augen war, das war er für ihr Herz — ja er war ihr noch mehr als die Außenwelt; denn ſie glaubte immer, er ſei es, der ihr dieſe ganze äußere Welt gegeben habe.

So verging der Sommer, ſo der für das Mädchen ſehr traurige Winter, und wieder ein Sommer und ein Winter. Ditha gedieh immer mehr, und blühte immer ſchöner.

In zwei Dingen war ſie eigenthümlich und von den gewöhnlichen Menſchen abweichend.

Das erſte betraf ein Naturwunder, das wohl zuweilen, aber ſelten vorkommt. Abdias hatte es in jüngeren Jahren auch gehabt, aber mit dem Alter hatte es ſich allmälig verloren. Man bemerkte nämlich an Ditha ſeit dem Tage, an welchem der Blitz in ihr Zimmer geſchlagen, und ihre Nerven umgeſtimmt hatte, daß ſie an Gewittertagen, oder auch nur an ſolchen, wo Gewitter drohten, und an dem entfernten Geſichtskreiſe hinauszogen, ganz beſonders lebhaft, ſogar heiter und freudig geſtimmt ſei, unähnlich den andern Mädchen und Frauen, welche Gewitter gewöhnlich fürchten. Sie liebte dieſelben, und wenn eines wo immer am Himmel ſtand, ging ſie hinaus, um zu ſehen, ob es komme. Einmal in der Dämmerung einer ſehr gewitterſchwülen Nacht, da ſie eben an dem offenen Fenſter ſtand und dem entfernten Blitzen zuſah, bemerkte Abdias, der hinter ihr in einem Stuhle ſaß, daß ein leichter, ſchwacher, blaſſer Lichtſchein um ihr Haupt zu ſchweben beginne, und daß die Enden der Seidenbändchen, womit ihr Haar gebunden war, ſich ſträuben und gerade emporſtänden. Er erſchrak nicht; denn gerade dieſes war auch die Erſcheinung geweſen, die bei ihm in der Jugend öfters ohne Veranlaſſung und in ſpätern männlichen Jahren bei ſtarker Erregung wahrgenommen, und ihm von ſeiner Mutter mehr als einmal erzählt worden war. Er iſt gewöhnlich, wie die Mutter ſagte, zu ſolchen Zeiten ſehr heiter geweſen, oder iſt ſehr ſtark gewachſen. Einen Nachtheil aber hatte die Erſcheinung für ſeinen Körper nie gehabt. Abdias blieb ganz ſtille hinter Ditha in dem Stuhle ſitzen, und ſagte ihr nichts von dem, was er an ihr ſehe. Er hatte ohnedem gleich nach dem Tage, an welchem der Blitz in Ditha's Zimmer gefahren war, ihre Schlafſtelle in ein anderes Gemach verlegt, jetzt, da er dieſe Erſcheinung wahrgenommen hatte, ließ er auch ſogleich Blitzableiter auf das Haus ſetzen, wie er ſie an mehreren Orten Europa's geſehen hatte. Er erinnerte ſich jetzt auch, daß ihm einmal im Morgenlande erzählt worden war, daß wenn es Nachts an dem Himmel blitze und ein Gewitter nicht auszubrechen vermöge, die Blumen unten manchmal eine leichte Flamme aus ihren Kelchen entlaſſen, oder daß gar ein feſter ruhiger Schein darüber ſteht, der nicht weicht und doch nicht die Blätter und die zarten Fäden verbrennt. Ja dieſe Blumen ſind dann gar die ſchönſten.

Abdias beobachtete nun Ditha genauer, und ſah die Erſcheinung in dieſem Sommer noch zweimal an ihr. Im Winter war nichts zu bemerken.

Das zweite, was Ditha eigenthümlich und von andern Menſchen abweichend hatte, war wohl nur eine natürliche Folge ihrer Verhältniſſe, die von allem verſchieden waren, was Menſchen gewöhnlich begegnen kann, es war die Folge ihres früheren Zuſtandes und ihrer einſamen Entwicklung. Wie nämlich bei andern Menſchen das Tag- und Traumleben geſondert iſt, war es bei ihr vermiſcht. Bei andern iſt der Tag die Regel, die Nacht die Ausnahme: bei ihr war der Tag vielmehr das Ausgenommene. Ihre vergangene, lange, vertraute Nacht reichte nun in ihren Tag herüber, und jene willkürlichen von andern Menſchen nicht verſtandenen Bilder ihrer innern Welt, die ſie ſich damals gemacht hatte, miſchten ſich nun unter ihre äußeren, und ſo entſtand ein träumendes ſinnendes Weſen, nur zuweilen von einem ſchnell handelnden unterbrochen, wie es eigentlich Abdias Natur war; es entſtand eine Denk- und Redeweiſe, die den andern, welche ſie gar nicht kannten, ſo fremd war, wie wenn etwa eine redende Blume vor ihnen ſtände. Sonſt einſam in ihrer Nacht ſitzend, war ſie auch jetzt gerne allein, oder mit ihrem Vater, der ſie ſehr gut verſtand. Aus jener langen Nacht mochte es auch herkommen, daß ſie nicht die brennenden, ſondern die kühlen und dämmernden Farben vorzugsweiſe liebte, und darunter wieder das Blau. Als ſie einmal etwas weit von ihrem Hauſe waren, durch den Föhrenwald gingen, von dem wir oben geredet haben, und jenſeits deſſelben an einem großen blühenden Flachsfelde ſtanden, rief ſie aus: „Vater, ſieh nur, wie der ganze Himmel auf den Spitzen dieſer grünen ſtehenden Fäden klingt!“

Sie verlangte hierauf, daß ein Stück davon nach Hauſe genommen würde. Er aber führte ſie näher, zog einige Fäden aus, zeigte ihr die feinen kleinen

Blumen und machte ihr ſo klar, daß man nicht gleich ein ganzes Stück von dieſem Blau wegnehmen könne. Dafür verſprach er ihr, daß ſie bald zu Hauſe ein ſolches blaues Feld haben werde.

So ſprach ſie auch von violetten Klängen, und ſagte, daß ſie ihr lieber ſeien, als die, welche aufrecht ſtehen und widerwärtig ſeien, wie glühende Stäbe. Ihre Stimme, die ſie in der letzten Zeit ihrer Blindheit immer lieber zum Singen, als zum Sprechen erhoben hatte, wendete ſich frühzeitig einem ſanften klaren Alte zu. So lebte ſie eine Welt aus Sehen und Blindheit, und ſo war ja auch das Blau ihrer Augen, ſo wie das unſers Himmels, aus Licht und Nacht gewoben.

Als ſie den Gebrauch ihrer Augen bekommen hatte, und Abdias, wie wir ſchon oben bemerkten, aufgehört hatte, ſeine Zeit dem Handel und dem Herumreiſen zuzuwenden, fing er etwas Anderes an. Er hatte zugleich mit dem Platze, auf welchem das Haus und der Garten ſtand, einen nicht gar kleinen Landtheil des unfruchtbaren Thales erworben. Er hatte dieſen Theil bisher unbenützt liegen laſſen, und nur wenn er mit ſeinen Füßen darüber wandelte, gedacht: dies gehört mir. Jetzt fing er an, dieſen Theil zu bebauen, und wollte ihn nach und nach in Felder umwandeln, wie er hinter den verdorrten Palmen in der Wüſtenſtadt auch ein Feld gehabt hatte, auf dem ihm etwas Gemüſe und dünn ſtehender niedriger Mais wuchs. Er dingte Knechte, kaufte die gehörigen Geräthſchaften, und fing an. Zum erſten Umgraben und zur Klärung der Erde, daß ſie eine Saat annehme, hatte er eine groſe Zahl Taglöhner aus entfernten Gegenden kommen laſſen. Zugleich fing er den Bau der Scheuern und anderer Gebäude an, welche beſtimmt waren, die Ernte aufzunehmen. Da alles in zureichendem Stande war, entließ er die fremden Arbeiter, und führte die Sache durch ſeine Knechte fort. In dem Garten hatte er wohl ſchon bei ſeiner Ankunft des Schattens wegen Bäume geſetzt, nun aber gab er noch allerlei Geſträuche hinzu, er lockerte einen Theil des Bodens, der früher blos mit Gras bewachſen geweſen war, auf, und legte Blumenbeete an. Auf einer andern Seite des Hauſes wurde Erde für Gemüſe aufgegraben.

Schon in dem erſten Frühlinge, an welchem Ditha ſah, wogte ein ſchöner grüner Kornwald an einer Stelle, an welcher früher nur kurzes fahlgrünes Gras geweſen war, und graue Steine aus dem Boden hervor geſehen hatten. Als die Halme gelb geworden waren, ſtanden gleichſam für Ditha die blauen Cyanen darin. Abdias ging unter all dem herum, und oft wenn der mäßige Vormittagswind die reifenden Aehren zu ſilbernen Wogen miſchte, ſtand ſeine Geſtalt aus dem Rohrfelde hervorragend da, wie er den weißen Turban um ſeine ſchwarze Stirne geſchlungen hatte, der dunkle Kaftan im Winde ſich regte, und der große Bart, der vom Antlitze nieder hing, noch weißer war, als der Turban.

Gleich im erſten Sommer wurde ein Stück Feld hergerichtet, und mit Flachs beſät. Als er blühte, wurde Ditha hinaus geführt, und Abdias ſagte ihr, der ganze Himmel, der da auf den Spitzen dieſer grünen ſtehenden Fäden klinge, gehöre ihr. Ditha ſtand nun recht oft vor dem blauen Tuche des Feldes und ſah es an. Auf dem Heimwege pflückte ſie ſich einen Strauß von Cyanen, die im Korne ſtanden.

Gegen die Mitte dieſes Sommers ging ein mit dem gelben Getreide des Abdias hoch beladener Wagen in die neugebaute Scheuer und widerlegte den Wahn der in der Entfernung wohnenden Nachbarn, daß das grüne mit Steinen beſäte Wiegenthal unfruchtbar ſei. Dieſem Wagen folgte bald ein zweiter, ein dritter und er wurde ſo lange beladen, bis alles Ausgeſäete als Ernte zu Hauſe war. An einem andern Platze wurde ſchon wieder zur Vergrößerung der Felder für das nächſte Jahr gereutet.

So lebte Abdias wieder in einer andern ihm vollkommen neuen Thätigkeit, und er betrieb ſie immer weiter. Nachdem mehrere Jahre vergangen waren, hatte er ſchon alles Land, welches ihm eigen gehörte, umgegraben, und er ſann bereits darüber nach, an ſeinen Handelsfreund zu ſchreiben, daß er durch deſſen Vermittlung wieder ein neues Stück dazu bekomme, welches er bearbeiten wollte. Seinen Garten hatte er erweitert, und die Mauer um das Stück ziehen laſſen. Die Gebäude, die er zum Wirthſchaftsbetriebe aufgeführt hatte, wurden zu klein, und er baute immer an der Erweiterung. Auch ſann er über neue Dinge, die er unternehmen, und über Anlagen und Baulichkeiten, die er erſinnen wollte.

Er hatte wieder mehrere Diener und Mägde genommen. Das Innere des Hauſes richtete er faſt ſo her, wie die Wohnung der Wüſtenſtadt zur Zeit der

Gſtber geweſen war. Er legte weiche Teppiche, er baute durch Bretter und ſeidne Ueberzüge Niſchen, ließ Ruhebetten in dieſelben ſtellen, und gelbſeidene Vorhänge vor ſie niederhängen, die man auseinander ziehen konnte. In mehrere Fächer that er Dinge, daß ſie einſt Ditha, wenn er todt wäre, und ſie die Schlüſſel bekäme, finden möge. Im Hofraume, und draußen im Thale pflanzte er Bäumchen, die ihr Schatten geben, wenn ſie eine Matrone ſein würde. Wenn er nach Art des Alters nicht ſchlafen konnte, oder wenn ihm die lange europäiſche Dämmerung zu lange wurde, ſtand er auf, und ging zu ihrem Bette, in dem ſie meiſtens roth und geſund, wie eine Roſe ſchlummerte. Dann ſah man ihn in dem Garten herum gehen, und dies und jenes anſchauen und befeſtigen.

Aus Büchern leſen, oder ſonſt etwas lernen hatte er Ditha nicht laſſen; es war ihm nicht eingefallen. Von fremden Menſchen kam nie einer in das Haus des Abdias herein, und wenn ein Wanderer in das Thal kam, ſo ſah man ihn höchſtens mit der hohlen Hand aus dem Bache trinken, und dann weiter gehen. Die Knechte des Abdias bearbeiteten ſeine Felder, thaten wie er anordnete, führten das Getreide auf den

Markt, und brachten das beſtimmte Geld heim, das Abdias immer voraus wußte, wie viel es ſein mußte, weil er die Marktpreiſe kannte. Sonſt waren ſie meiſtens unter ſich und in dem Geſindehauſe, das am andern Ende des Gartens ſtand; denn obwohl ſie hier aus dem Volke ſeines Glaubens genommen worden waren, hatten ſie doch eine Scheu vor ihm und ſeinem abenteuerlichen Weſen. So waren auch die andern Diener. Die Zofe Ditha's ſaß ſchier immer in der Stube, weil man ſie hatte aus der Stadt kommen laſſen, ſie nähete Kleider oder las; denn ſie haßte die Luft und die Sonne. Abdias und Ditha waren immer draußen. Als er Bäume gepflanzt hatte, damit ſie Schatten geben, hatte er den Himmel Europa's nicht gekannt, oder nicht auf ihn gedacht; denn ſie brauchten hier kaum einen Schatten. Wenn eine heiße Sonne ſchien, daß jedes Weſen ermattet war und Wohnung oder Kühle ſuchte, ſaß Ditha gerne auf dem Sandwege des Gartens unter abgefallner Bohnenblüthe, und ließ die Mittagsſtrahlen auf ſich niederregnen, indem ſie leiſe eine Weiſe ſang, die ſie ſelber erfunden hatte. Abdias aber, in dem weiten Talare, mit den funkelnden Augen, weißem Haupte und Barte ſaß auf dem Bänkchen an dem Hauſe, und glänzte im Mittagsſcheine. So wuchs Ditha auf, gleichſam neben Erlen, Wachholder und anderm Geſträuche der ſchlanke Schaft einer Wüſtenaloe — ſo waren ſie allein, und auf dem Thale lag gleichſam eine öde afrikaniſche Sonne.

Er hatte nach Europa verlangt, er war nun da. In Europa wurde er nicht mehr geſchlagen, ſein Eigenthum wurde ihm nicht genommen; allein er hatte den afrikaniſchen Geiſt und die Natur der Einſamkeit nach Europa gebracht.

Oefter ſaß Ditha oben an dem Getreideabhange, bis wohin Abdias ganz nahe an dem Föhrenwalde ſeine Anlagen ausgedehnt hatte, und betrachtete die Halme des Getreides, oder der Gräſer, die darin wuchſen, oder die Wolken, die an dem Himmel zogen, oder ſie ließ Gräſerſamen über die graue Seide ihres Kleides rieſeln und ſah zu, wie er rieſelte. Abdias kleidete ſie nämlich gerne reich, und wenn ſie nicht in dem von ihr noch immer ſehr geliebten Linnen ging, ſo ging ſie in dunkelfarbiger Seide: entweder blau, oder grau, oder violett, oder ſchwach braun — aber niemals ſchwarz. Der Schnitt ihres Kleides war wohl von Ferne dem europäiſchen ähnlich, da die Kleider von ihrer Zofe gemacht wurden, aber er mußte immer ſo ſein, daß die Kleider weit und faltig um ſie hingen, da ſie von ihrer Heimath her an keinen Druck gewöhnt war, und keinen litt. Oefter ſtand ſie auf, wenn ſie lange an dem Rande des Kornes geſeſſen war, und wandelte allein an dem Saume des Getreides dahin, daß ihre Geſtalt weit in dem Thale geſehen wurde, wie ſie entweder in Linnen leuchtete, oder ſchwach und unbeſtimmt in Seide glänzte. Abdias holte ſie dann gewöhnlich ab, und ſie gingen mit einander nach Hauſe. Er dachte, er müſſe mit ihr verſtändig reden, daß ſie ſelber verſtändig würde, und fortleben könnte, wenn er todt ſei. Und wenn ſie ſo gingen redete er mit ihr: er erzählte ihr arabiſche Wüſtenmärchen, dichtete ihr ſüdliche Bilder, und warf ſeine Beduinengedanken gleichſam wie Geier des Atlaſſes an ihr Herz. Er bediente ſich hiezu meiſtens der arabiſchen Sprache, welche die ſeines Vaters war. Er hatte wohl, wie er es in ſeinen jugendlichen Wanderjahren ſich angewöhnt hatte, ſehr ſchnell die Sprache des Landes gelernt, und hatte ſie mit denen, mit welchen er früher im Handel umgegangen war, geredet, und redete ſie mit denen, die er jetzt im Dienſte hatte; aber mit Ditha ſprach er am liebſten arabiſch. Da er aber auch zuweilen eine andere Sprache des Morgenlandes gegen ſie gebrauchte, da ſie auch ſowohl von ſeinem Munde als auch von dem der Dienſtleute die Landesſprache lernte: ſo kannte ſie eigentlich ein Gemiſch von allem, drückte ſich darin aus, und hatte eine Gedankenweiſe, die dieſer Sprache angemeſſen war.

Wenn Abdias nun ſo voraus dachte, wie alles werden würde; wenn er an einen künftigen Bräutigam dachte, ſo fiel ihm die ſchöne, dunkle, freundliche Geſtalt Urams ein, dem er ſie gegeben hätte — aber da Uram todt war, konnte er ſich nichts anders denken, als daß Ditha immer ſchöner und blühender werden und ſo fort leben würde.

Und in der That ſchien es, daß dieſer Wunſch in Erfüllung gehen ſollte. Sie war in der letzten Zeit bedeutend vollkommener geworden. Ihr Körper war ſtärker, das Auge ward ſchöner, dunkler, ſehnſüchtiger, die Lippe reifer, und ihr Weſen kräftiger, wie ſie denn überhaupt in ihrer Art das Traumhafte ihrer Mutter mit dem Feurigen ihres Vaters verband. Sie liebte dieſen Vater unſäglich, und wenn ſie oft gedrängt war von der wilden ungebändigten Liebe, dann nahm ſie ſeine alte Hand, und drückte deren Finger gegen ihre Augen, ihre Stirne, ihr Herz — den Kuß kannte ſie nicht, weil ſie keine Mutter hatte — er aber gab nie einen, da er häßlich war.

Weil Ditha während ihrer Blindheit faſt immer geſeſſen hatte, oder ihre Füße nur ſchwach in Bewegung hatte ſetzen können, wenn ſie ging, — ja weil ſie einen bei weitem größeren Theil ihrer Zeit in dem Bette zubrachte, als außerhalb deſſelben, ſo war ihre Entwicklung ſehr langſam gegangen, und obwohl ſie, da ihr das Licht der Augen zu Theil geworden war, ſchneller als früher, fortſchritt, ſo kam doch die Zeit der Reife bei ihr ſpäter, als ſie ſonſt zu kommen pflegt. Sie war ſchon ſechzehn Jahre alt, als ſie an jenem Zeitpunkte angelangt zu ſein ſchien. Ihr früheres drängendes Weſen ſtillte ſich, das Auge wurde milder und ſchmachtender, und die Glieder waren ſchlank und freudig, wie bei jedem vollkommenen Weſen dieſer Erde.

Abdias that ſich abſichtlich einen Schmerz an, oder er opferte etwas Liebes, damit nicht das Schickſal ein Größeres begehre.

Wie bei allen Mädchen in dieſer Zeit große Veränderungen vor ſich gehen, wie namentlich in Ditha's

Stamme eine ruhige Schlankheit des Leibes und ein zartes Schenen des Blickes das Hereintreten des Jungfrauenalters anzeigen, ſo war dieſes bei Ditha ganz beſonders der Fall. Ihr körperliches Weſen ſchien in der That in einer Art Spannung zu ſein, und obwohl ſie freudig und heiter und faſt ſo kühn war, wie früher, ſo war es doch, als ſei ein Ausdruck ſüßen Leidens über ſie ausgegoſſen.

Es war eben Sommer und die Zeit der Ernte.

Ditha ging zu dieſer Zeit an einem Nachmittage, der den andern Leuten recht heiß vorkam, über den Hügelſaum eines Kornfeldes empor, das der Vater am Tage vorher hatte abmähen laſſen. Sie ging ſo lange, bis ſie an dem oberen Rande angekommen war; denn ſie hatte dort ein Feld mit Flachs, den ſie ſpät geſäet hatte, zu dem ſie ſonſt, da das Korn ſtand, immer mit Umwegen hatte gelangen müſſen, und der jetzt alle Tage in Blüthe zu brechen verſprach. Sie war ganz allein durch die Stoppeln emporgegangen, und ſtand ganz allein, die höchſte Geſtalt, auf dem Saume der Anhöhe, wenn man den weiter draußen ſtehenden Föhrenwald ausnimmt, deſſen Wipfel noch näher an dem Himmel hinzuziehen ſchienen: Auf dem

Kornfelde hatten ſie die Knechte des Abdias hinauf gehen geſehen, die eben über daſſelbe Kornfeld nach Hauſe kehrten, weil ſie ein Gewitter fürchteten. Sie kümmerten ſich aber nicht weiter um ſie. Nur einer, da er ein wenig ſpäter den Vater ſah, der Ditha zu ſuchen ſchien, ſagte, wenn er ſeine Tochter ſuche, ſie ſei oben auf dem Bühel. Wirklich hatte ſie Abdias geſucht: denn die zarte Wolkenwand war dichter geworden und ſchob ſich über den Himmel empor, obgleich an dem größeren Theile deſſelben noch das reine Blau herrſchte, und die Sonne noch heißer nieder ſchien, als früher. Er ſtieg alſo, da er von dem Knechte die Nachricht erhalten hatte, über daſſelbe Kornfeld, das wir erwähnten, empor, ſah Ditha am Rande des Flachſes ſtehen, und ging ganz zu ihr hinzu. Das Feld war über und über in blauer Blüthe, und auf den kleinen zitternden Blättchen, über die kein Lüftchen ging, war eine große Anzahl von Thierchen.

„Was thuſt du denn hier, Ditha?“ fragte Abdias.

„Ich ſchaue meinen Flachs an, antwortete das Mädchen, ſiehe, geſtern war keine einzige Blume offen, und heute ſind ſie alle da. Ich glaube, die Stille und die Wärme haben ſie hervorgetrieben.“

„Siehſt du nicht die Wolken am Himmel,“ ſagte Abdias, „ſie kommen herauf, und wir müſſen nach Hauſe gehen, ſonſt wirſt du naß und krank.“

„Ich ſehe die Wolken, antwortete Ditha, aber ſie kommen noch nicht ſo bald, wir können ſchon noch hinunter gehen. Wenn ſie aber auch eher kommen, als ſie verſprechen, ſo werde ich doch nicht naß, denn ich will in ein ſolches Haus, wie ſie hier aus Garben gemacht haben, hinein gehen, will dort nieder ſitzen, und zuſehen, wie die ſilbernen Regenkugeln in die Halme niederſchießen, davon von jedem nur ein abgemähtes Stückchen empor ſteht. Bei mir drinnen aber wird es warm und trocken ſein.“

Abdias ſchaute gegen den Abendhimmel, und in der That ſchien die Vermuthung des Kindes wahr zu werden, daß die Wolken eher kommen würden, als ſie verſprachen; denn die gleiche und ſchwachfärbige Wand, die noch vor Kurzem an dem Abendhimmel ſtand, hatte ſich gelöſet, und in Ballen geſondert, die mit weißen Rändern umhingen, und alle Augenblicke die Farbe änderten. Gegen unten, am Geſichtskreiſe hin, war röthliches Grau.

Abdias erkannte, daß ſie vor dem Regen kaum mehr das Haus erreichen würden, und daß vielleicht der Rath Ditha's der beſte wäre. Da er aber der Leichtigkeit des Garbenhauſes nicht traute, wenn etwa ein Wind käme, ſo fing er an, mit eignen Händen noch mehr Garben herbei zu tragen. Als Ditha ſeine Abſicht begriff, half ſie ihm, bis ein ſolcher Vorrath beiſammen war, daß er die Wetterſeite mit einer dichten Garbenmauer beſetzen, und dem Ganzen eine ſolche Feſtigkeit geben konnte, daß es nicht leicht vom Winde zu zerreißen war. Gegen Morgen hin ließ er die Oeffnung frei, daß ſie auf das Spiel des Regens hinausſehen, und eine Ueberſicht auf den Abzug des Gewitters haben könnten. Das Obdach wurde endlich fertig, aber es rührte ſich noch immer kein Lüftchen, und es fiel kein Tropfen. Die gelben Stoppeln lagen vor ihnen, die zarten von dem Schirme der weggenommenen Halme entblößten Gräschen regten ſich nicht, und über dem blauen Felde des Flachſes hoch in der Luft ſang eine Lerche, von dem fernen tiefen Donner zuweilen unterbrochen.

Ditha hatte ihre Gewitterfreudigkeit, ſie wendete ſich gegen Abend, und ſagte: „Wie es ſo herrlich iſt, wie es ſo unſäglich herrlich iſt. Weil du nun auch da biſt, o Vater, ſo iſt es mir noch lieber.“

Sie ſtanden vor ihrer aus Garben aufgebauten Behauſung, ſchauten die Wolken an, und waren in jedem Augenblicke bereit, wenn der Regen beginne, ſich in die Hütte hinein zu ſetzen. In den oberen Theilen des Himmels mußte ſchon der Wind herrſchen; denn die grauen Schleier, welche dem Gewitter vorher zu gehen pflegen, liefen ſichtlich dahin, ſie hatten ſchon die Sonne überholt, ſtanden bereits über den Häuptern der Zuſchauenden und eilten gegen Morgen.

Abdias hatte im Innern des gebauten Obdaches mehrere Garben zu einem Sitze zurecht gelegt, und ſetzte ſich hinein. Ditha, mit der den Kindern eigenthümlichen Liebe zur Heimlichkeit ſetzte ſich in dem kleinen gelben Häuschen zu ihm. Der vor ihnen gegen Morgen offen gelaſſene Raum nützte gerade ſo viel, daß ſie zu ihren Füßen ein Theilchen Stoppelfeld ſahen, dann ein Stückchen Flachs, und oben die grauen luftigen Schleier, die am Himmel hin zogen, auch konnten ſie die Lerche hören, die oberhalb des Flachſes ſang. Die Donner waren noch immer ferne, obgleich die Wolken ſchon den ganzen Himmel angefüllt hatten, und nicht nur über ihre Häupter, ſondern auch ſchon weit gegen Morgen hinausgegangen waren.

In dieſem Verſtecke ſaßen ſie und ſprachen mit einander.

„Glaubſt du nicht auch,“ ſagte Ditha, „daß die Wolken gar nicht dicht ſind, und daß ſie gewiß nicht große und gar ſchwere Tropfen werden fallen laſſen? Es wäre mir leid, wenn ſie die feinen ſchönen Linnenblüthen herabſchlügen, die heute erſt aufgebrochen ſind.“

„Ich denke, daß ſogar ſchwere Tropfen die blauen Blätter nicht abzuſchlagen vermögen, weil ſie erſt heute aufgeblüht ſind, und noch ſtrenge haften,“ ſagte Abdias.“

„Ich liebe die Flachspflanzen ſehr,“ fing nach einer Weile Schweigens Ditha wieder an, „es hat mir Sara auf mein Befragen vor langer Zeit, da noch das traurige ſchwarze Tuch in meinem Haupte war, vieles von dem Flachſe erzählt, aber ich habe es damals nicht verſtanden. Jetzt aber verſtehe ich es und habe es ſelbſt beobachtet. Sie iſt ein Freund des Menſchen, dieſe Pflanze, hat Sara geſagt, ſie hat den Menſchen lieb. Ich weiß es jetzt, daß es ſo iſt. Zuerſt hat ſie die ſchöne Blüthe auf den grünen Säulchen, dann, wenn ſie todt iſt, und durch die Luft und das Waſſer zubereitet wird, gibt ſie uns die weichen ſilbergrauen Faſern, aus denen die Menſchen das Gewebe machen welches, wie ſchon Sara ſagte, ihre eigentlichſte Wohnung iſt, von der Wiege bis zum Grabe. Siehſt du, das iſt auch wahr: — wie ſie nur ſo wunderbar, dieſe Pflanze, zu dem weißen lichten Schnee zu bleichen iſt — dann legt man die Kinder, wenn ſie recht klein ſind, wie ich war, hinein, und hüllt die Glieder zu — ihrer Tochter hat Sara viel Linnen mit gegeben, da ſie fort zog, um den fremden Mann zu heirathen, der ſie wollte; ſie war eine Braut, und je größere Berge dieſes Schnee's man einer Braut mitgeben kann, deſto reicher iſt ſie — unſere Knechte tragen die weißen Linnenärmel auf den bloßen Armen — und wenn wir todt ſind, hüllen ſie die weißen Tücher um uns, weißt du — —."

Sie ſchwieg plötzlich. Ihm war es, als hätte er ſeitwärts an der Garbe einen ſanften Schein lodern geſehen. Er dachte, ſie habe wieder ihren Schimmer; denn er hatte ſchon früher alle Spitzen von Bändchen und Haaren an ihr aufwärts ſtehen geſehen. — Aber ſie hatte ihren Schimmer nicht gehabt. Da er hinblickte, war ſchon alles vorüber. Es war auf den Schein ein kurzes heißeres Krachen gefolgt, und Ditha lehnte gegen eine Garbe zurück, und war todt.

Kein Tropfen Regen fiel, nur die dünnen Wolken rieſelten, wie ſchnell gezogene Schleier, über den Himmel.

Der Greis gab nicht einen Laut von ſich, ſondern er ſtarrte das Weſen vor ſich an, und glaubte es nicht, daß dies Ding ſeine Tochter ſei. Ihre Augen waren geſchloſſen und der redende Mund ſtand ſtille.

Er ſchüttelte ſie, und redete ihr zu — — aber ſie ſank aus ſeiner Hand und war todt.

Er ſelber hatte nicht die geringſte Erſchütterung empfunden. Draußen war es, als ſei auch noch kein Gewitter an die Stelle gekommen. Die folgenden Donner waren wieder ferne, es ging kein Lüftchen, und zeitweiſe ſang noch die Lerche.

Dann ſtand der Mann auf, lud das todte Mädchen mechaniſch auf ſeine Sulter und trug ſie nach Hauſe.

Zwei Hirten, die ihm begegneten, entſetzten ſich, wie ſie ihn ſo im Winde, der mittlerweile aufgeſtanden war, ſchreiten ſahen, und wie das Haupt und der Arm des Kindes rückwärts ſeiner Schulter herabhing.

Das neue Wunder und Strafgericht, wie ſie es nannten, flog ſogleich durch das Land. Am dritten

Tage nach dem Unglücke kamen Brüder ſeines Volkes, und legten die Lilie in die Erde.

Das Gewitter, welches dem Kinde mit ſeiner weichen Flamme das Leben von dem Haupte geküßt hatte, ſchüttete an dem Tage noch auf alle Weſen reichlichen Segen herab, und hatte, wie jenes, das ihr das Augenlicht gegeben, mit einem ſchönen Regenbogen im weiten Morgen geſchloſſen.

Abdias ſaß nach dieſem Ereigniſſe auf dem Bänkchen vor ſeinem Hauſe, und ſagte nichts, ſondern er ſchaute die Sonne an. Er ſaß viele Jahre, die Knechte beſorgten auf Anordnung des Handelsfreundes, von dem wir öfter geredet haben, die Felder — aus Ditha's Gliedern ſproßten Blumen und Gras — eine Sonne nach der andern verging, ein Sommer nach dem andern — und er wußte nicht, wie lange er geſeſſen war; denn nach glaublichen Ausſagen war er wahnſinnig geweſen.

Auf einmal erwachte er wieder, und wollte jetzt nach Afrika reiſen, um Melek ein Meſſer in das Herz zu ſtoßen; aber er konnte nicht mehr; denn ſeine Diener mußten ihn am Morgen aus dem Hauſe bringen, und Mittags und Abends wieder hinein.

Dreißig Jahre nach dem Tode Ditha's lebte Abdias noch. Wie lange nachher, weiß man nicht. In hohem Alter hatte er die ſchwarze Farbe verloren, und war wieder gebleicht worden, wie er in ſeiner Jugend geweſen war. Viele Menſchen haben ihn auf der Bank ſeines Hauſes ſitzen geſehen.

Eines Tages ſaß er nicht mehr dort, die Sonne ſchien auf den leeren Platz, und auf ſeinen friſchen Grabhügel, aus dem bereits Spitzen von Gräſern hervor ſahen.

Wie alt er geworden war, wußte man nicht. Manche ſagten, es ſeien weit über hundert Jahre geweſen.

Das öde Thal iſt ſeit der Zeit ein fruchtbares, das weiße Haus ſteht noch, ja es iſt nach der Zeit noch verſchönert und vergrößert worden, und das Ganze iſt das Eigenthum der Söhne des Handelsfreundes des Abdias.

So endete das Leben und die Laufbahn des Juden Abdias.

Das alte Siegel.

1843.

1.

Die Berghalde.

Veit Hugo Evariſtus Almot war der einzige Sohn eines uralten noch aus den Zeiten Laudons und Eugens ſtammenden Kriegers, der ebenfalls den Namen Veit Hugo führte, und welcher Krieger, nachdem er glücklich den Schwertern und Spießen der Türken entgangen war, zuletzt noch in bedeutend vorgerückten Jahren in die Gefangenſchaft eines ſchönen Mädchens gerieth, welcher er nicht entging; daher er das Mädchen zur Frau nahm, dieſelbe auf ſeinen Landſitz ins Hochgebirge führte, und mit ihr ſein Söhnlein Veit Hugo erzielte. Er lebte darnach noch eine Reihe von Jahren in die Zeit hinein, ſo daß ihm ſogar ſein liebes Weiblein, obgleich es viel jünger war, als er, in die Ewigkeit vorausging, ſo wie ihm bereits alle Kameraden und Freunde voraus gegangen waren.

Ungleich vielen Kriegern ſeiner Zeit hatte er ſich ſo viele wiſſenſchaftliche und Staatsbildung eigen gemacht, als damals möglich war, und da er ſeinen Sohn ſelber unterrichtete und erzog, weil er meinte, daß es Niemand ſo gut zu thun vermöchte, als er, ſo trug er alles, was er wußte, auf dieſen über. Freilich wäre bei dem indeſſen vorgerückten Stande der Wiſſenſchaften mancher Andere geweſen, der den Unterricht weit beſſer hätte führen können, als er; allein neben dem Unterrichte gab er ſeinem Sohne unverſehens auch ein anderes Kleinod mit, welches ein Fremder nicht hätte geben können, nämlich ſein eigenes einfältiges, metallſtarkes, goldreines Männerherz, welches Hugo unſäglich liebte, und unbemerkt in ſich ſog, ſo daß er ſchon als Knabe etwas Eiſenfeſtes und Altkluges an ſich hatte, wie ein Obriſt des vorigen Jahrhunderts, aber auch noch als Mann von zwanzig Jahren etwas ſo einſam Unſchuldiges, wie es heut zu Tage ſelbſt tief auf dem Lande kaum vierzehnjährige Knaben beſitzen. Das Herz und ſeine Leidenſchaften waren bei dem Vater ſchon entſchlummert, daher blieben ſie bei dem Sohne ungeweckt und ungebraucht in der Bruſt liegen, und er hatte von dem Vater ſonſt nichts geerbt, als den Tag für Tag gleichen Frohſinn und die Freude an der Welt. Von der Mutter hatte er die ungewöhnliche Schönheit des Körpers und Antlitzes bekommen, die ſie einſt in ihrem Leben ausgezeichnet hatte, und dieſe Schönheit entwickelte ſich an ihm, da er empor wuchs, ſo, daß die Blicke aller Menſchen mit Wohlgefallen an dem Knaben hafteten, und daß er als Jüngling, obgleich er ſelbſt noch nichts anderes liebte, als den Vater und die ganze Welt, doch an manchen Stellen, wohin der Himmel ſeines Auges leuchtete, bereits die heißeſte Liebe entzündet hatte, davon er ſelber nie etwas wußte.

Als er auf dieſe Weiſe ein und zwanzig Jahre alt geworden war, gab ihm der Vater ein Päckchen mit Goldſtücken, einen Empfehlungsbrief, mehrere gute Lehren, und ſagte, daß er mit allem dieſem jetzt in die Hauptſtadt gehen müſſe.

„Veit," ſagte er, „du haſt nun von mir genug gelernt, ich weiß nichts mehr weiter. Du mußt nun in die Welt gehen und auch das Deine thun. Gieb dieſen Brief da dem alten Feldobriſten, auf den er lautet, er wird dir, wenn er noch lebt, an die Hand gehen; ſchau auf das Geld, wir haben nicht viel, aber was ein ehrlicher Mann braucht, werde ich dir immer ſenden; ſieh zu, daß du noch etwas lerneſt, das dir gut thut, denn jetzt braucht man viel mehr, als ehedem, weil die Welt aufgeklärter geworden iſt; dann, wenn du ausgelernt haſt, mußt du auch, wie ich dir immer geſagt habe, auf der Erde etwas wirken — es ſei, was es wolle, ich rede dir da nichts ein, aber gut muß es ſein, und ſo viel, daß es einer Rede werth iſt, wenn man einmal Abends bei ſeinem eigenen Ofenfeuer beiſammen ſitzt, hörſt du, Veit! — Dann kannſt du in dein Haus zurückkommen, es trägt ſchon ſo viel, daß davon ein ſtrenger Mann leben kann, und ſein Weib auch, und eine Handvoll Kinder auch noch, und mancher Gaſt dazu, der zu dir übers Gebirge ſteigt. So — jetzt geh und laſſe den geſattelten Rappen nicht zu lange warten, ich konnte das nie leiden, mein Bruder, der Franz, dein Oheim, hat es immer gethan, darum haben ſie ihn auch bei Karlowitz nieder geſchoſſen, weil er wieder zu ſpät aufgebrochen iſt, wie ſonſt. Schreib' oft, Veit, wenigſtens jeden Monat einmal, vergiß mich nicht, und ſei kein Narr, wenn du einmal hörſt, daß ich geſtorben bin."

Nach dieſen Worten ſtand der Knabe, der ſchon wußte, daß er jetzt fort ziehen werde, und bereits dazu vollkommen ausgerüſtet war, auf, und ging an der Hand des Vaters, der ihn führte, aus dem Hauſe hinaus. Sie gingen rückwärts durch den Garten und an den Blumenbeeten entlang. Der Rappe ſtand am Gitter, von dem traurigen Knechte gehalten. Der alte Krieger wollte grimmig darein ſchauen, um ſich ſelber zu Hülfe zu kommen; aber wie er dem Sohne, der bisher ſtumm und ſtandhaft den Schmerz nieder gekämpft hatte, die Hand gab, und nun ſah, daß deſſen gute, junge und unſchuldige Augen plötzlich voll Waſſer anliefen, ſo kam auch in die ſtarren, eiſengrauen Züge des alten Mannes ein ſo plötzliches Zucken, daß er es nicht mehr zurück halten konnte. Er ſagte nur die ganz verſtümmelten Worte „dummer Haſenfuß,“ und kehrte ſich um, indem er heftig mit den Armen ſchlagend in den Garten zurück ging. Hugo ſah es nicht mehr, wie der verlaſſene Mann, um ſich ſeinem Anblicke zu entziehen in die allererſte Laube hinein ging, und dort die Hände über dem Haupte zuſammen ſchlug: ſondern er ließ ſich von dem Knechte den Steigbügel halten, ſchwang ſich auf, und ritt mit feſter Haltung den Berg hinab, weil er meinte, der Vater ſehe ihm nach; aber als er unten angekommen war, und die Haſelgeſträuche ihn deckten, ließ er dem Herzen Luft, und wollte ſich halb todt weinen vor ausgelaſſenem Schmerze. Er hörte noch das Dorfglöcklein klingen, wie es in die Frühmeſſe läutete, und neben ihm rauſchte das grüne klare Waſſer des Gebirgsbaches. Das Glöcklein klang, wie es ihm zwanzig Jahre geklungen, der Bach rauſchte, wie er zwanzig Jahre gerauſcht — und beide Klänge goſſen erſt recht das heiße Waſſer in ſeine Augen.

„Ob es denn," ſagte er gleichſam halblaut zu ſich, „in der ganzen Welt einen ſo lieben Ort und einen ſo lieben Klang geben könne, und ob ich denn nur noch einmal in meinem Leben dieſen Klang wieder hören werde!"

Das Glöcklein hörte endlich auf, nur der Bach hüpfte neben ihm her, und rauſchte und plauderte fort.

„Grüße mir den Vater, und das Grab der Mutter," ſagte er, „du liebes Waſſer."

Aber er bedachte nicht, daß ja die Wellen nicht zurückfloſſen, ſondern mit ihm denſelben Weg hinaus in die Länder der Menſchen gingen. — —

Fuhrleute mit krachenden Wägen begegneten ihm auf der Straße, der graue Gebirgsjäger mit dem Gemsbarte ging über den Weg, Heerdenglocken klangen, der Thau glänzte auf den Bergen — Hugo ritt langſam aus einem Thale in das andere, und aus jedem derſelben kam ihm ein Bächlein nach, und alle vereinten ſich, und zogen als größerer Bach mit ihm des Weges weiter — der Himmel wurde immer blauer, die Sonne immer kräftiger, und das Herz des Reiſenden mit. Nachmittags, als ihm die ſtraffe Gebirgsluft ſchon längſt die letzte Thräne vor dem Auge getrocknet hatte, und ſeine Gedanken ſchon weit und breit wieder ihre Wege gingen, dauerte doch noch eine gewiſſe Weichheit und Sehnſucht fort, die ihm ſonſt fremd geweſen waren. Er ſuchte daher, als er ſeine erſte Nachtherberge erreicht hatte, ſogleich ſein Lager, und entſchlummerte todtmüde, während in ſeinen Ohren Heimathglocken klangen, und Heimathsbäche rauſchten. In der ganzen Nacht hing das Bild des abweſenden Vaters vor den zugemachten Augen.

Deßohngeachtet erwachte er am andern Morgen geſtärkter und ruhiger, und jeder Tag, der da folgte, legte ſein Körnlein dazu, bis er am Abende des ſechſten wohlgemuth und ſtaunend in die Herrlichkeit der Hauptſtadt einritt.

Hier wußte er nun nicht, was er gleich beginnen ſollte. Der einzige Empfehlungsbrief, den er mit bekommen hatte, nämlich der an den alten Feldobriſten, war ihm unnütz; denn der Feldobriſt war ſchon längſtens geſtorben, und ſo war er alſo mit ſich allein. Das erſte, was er vornehmen wollte, beſtand darin, daß er ſich irgend wo ein Stübchen miethe, in dem er lebe, und die Dinge anſähe, wie ſie hier ſind, damit er erfahre, was er dann weiter zu erringen habe.

Mit dem Pferde, welches er mit gebracht hatte, war er gleich Anfangs in eine große Verlegenheit gekommen. Es war zur Zeit, als er von Hauſe ging, nicht mehr Sitte, zu Pferde zu reiſen, ſondern der Reitpferde bediente man ſich nur im Heere zum Dienſte, und außer demſelben, vorzüglich in der Stadt, blos zu dem einen oder dem andern Spazierritte. Er war daher häufig angeſchaut worden, wenn er ſo auf ſeinem Rappen die Straße dahin zog, und als er in die Hauptſtadt gekommen war, waren alle Reitpferde ſchöner, waren alle ganz anders geſattelt und gezäumt, als das ſeine, und überall wo er um ein Zimmer für ſich fragte, war kein Stall, in welchen er ſeinen Rappen hätte thun können. Er gab daher denſelben, der noch immer in dem Gaſthofe, in welchem er abgeſtiegen war, weil er ihm von den Fuhrleuten ſeiner Gegend, die alle dort einkehren, empfohlen wurde, geſtanden war, einem Fuhrmanne mit, der in das Thal ſeines Vaters zurückkehrte, und trug ihm auf, daß er den Rappen hinten an ſeinen Wagen anhängen, ſehr gut auf ihn ſchauen, und ihn von dem Wirthshauſe des letzten Dorfes aus nach dem Hauſe der Gebirgshalde ſenden möge, wo der Vater iſt. Der Fuhrmann verſprach alles, und Hugo nahm Abſchied von dem Thiere.

In der erſten Woche ſeines Aufenthaltes in der großen Stadt hatte er eine Stube gefunden, wie er ſie wünſchte. Sie war zum Studiren abgelegen, und ihre zwei Fenſter ſahen doch auf ein paar grüne Bäume, wie er ſie liebte, obgleich jenſeits derſelben ſogleich wieder Mauern anfingen, die ihm zuwider waren. In dieſe Stube brachte er ſeine Sachen, und richtete ſich ein. Hier wollte er nun eine Thätigkeit anfangen, von der er wußte, daß ſie ſeinem Vater eine große Freude machen könnte. Die Sache war ſo: Als ſie, nämlich er und ſein Vater, zu lernen angefangen hatten, und Hugo bereits ſchon bedeutende Fortſchritte machte, brach die franzöſiſche Revolution aus. Es bereiteten ſich gemach die erſchütternden Begebenheiten vor, die dann auf ein Vierteljahrhundert hinaus den Frieden der Welt zerſtören ſollten. Der alte Veit lebte gleichſam wieder jugendlich auf, und ließ ſich alle nur denkbaren Zeitungen auf das alte Gebirgshaus bringen. Der Knabe mußte ſie ihm vorleſen, ſie lebten Jahr nach Jahr dieſe Bewegungen durch, und als ſie auf jene Zeit kamen, in welcher der fremde Eroberer unſer Vaterland in Feſſeln ſchlug, und Hugo bereits zu einem Jünglinge aufzublühen begann — da entſtand in beiden derſelbe Gedanke, daß nämlich eines Tages die geſammte deutſche Jugend aufſtehen werde, wie ein Mann, um die deutſche Erde gänzlich zu befreien.

„Dieſes Geſchlecht,“ ſagte der alte Veit, „hat den Krieg noch nicht geſehen, es weiß alſo jetzt, da er da iſt, nichts mit ihm anzufangen. Wenn ich nur nicht ſo alt wäre. Sie merken die große Schande nicht, daß ſie immer geſchlagen werden, und der Feind, der auch lange keinen Krieg gehabt hat, iſt ebenfalls ſo thöricht, dieſe Schande immer zu mehren, und mit Worten größer zu machen, weil er ſie für einen Triumph hält. Aber es kann nicht lange ſo dauern; wenn das Kraut fort wachſen wird, dann wird er ſich über die Blume wundern, die ganz oben ſtehen wird. Sie muß Ingrimm heißen, dieſe Blume, und alle alten Sünden müſſen getilgt werden, wenn es mit rechten Dingen zugehen ſoll. Wenn auch die Sünder ſelber nicht mehr leben, um auszubeſſern, ſo wird es die nachwachſende Jugend thun. — Wie wir damals mit dem alten und ſchon ſchwachen Eugenius an den Rhein rückten, unſer ſechzig, unſer ſiebenzig Tauſend, lauter blutjunge Burſche! — hätten ſie uns damals von Seite des heiligen römiſchen Reiches nicht ſo im Stiche gelaſſen — der alte Eugenius hat ohnehin mit uns Wunder gewirkt. Ich glaube, wenn ſolche ſechzig, oder ſiebenzig Tauſend im Felde ſtünden, ſie würden den Feind über die Grenze zurück werfen. Macht er es in ſeinem Uebermuthe nur immer ſo fort, ſo werden ſchon mehrere aufſtehen, man wird nicht wiſſen, woher ſie gekommen ſind, es werden ihrer mehr, als ſechzig oder ſiebenzig Tauſend ſein, dieſe werden Thaten thun — es wird eine Zeit ſein, du kannſt ſie noch erleben, ich ſchwerlich — ſie werden es nicht mehr ertragen können, und der jetzt an der Zeche ſitzt, der wird ſehr bald und ſehr fürchterlich dafür bezahlen müſſen. Merke dir das, daß ich es geſagt habe, wenn es geſchieht, und ich vielleicht ſchon im Grabe liege."

Durch ſolche und ähnliche Worte entzündete er das arme Herz des Knaben, daß es ſich in heimlicher und einſamer Glut abarbeitete, und dies um ſo mehr, da es ſich von den Dingen der Wirklichkeit auch keine entfernt ähnliche Vorſtellung zu machen verſtand. Als nach ein paar Jahren darauf der Krieg über ganz Deutſchland fluthete, obwohl man auf der Berghalde nie einen Feind geſehen hatte, und das alte Haus wie manch andere Stelle im Gebirge gleichſam als eine Inſel aus der Fluth heraus ragte: faßte Hugo den Entſchluß, wenn der Zeitpunkt gekommen wäre, daß ſich Deutſchlands Jugend gegen den Feind erhebe, auch hinaus zu gehen, und ſich in die Reihe der Krieger zu ſtellen. Er ſagte zu ſeinem Vater nichts von dieſem Gedanken. Denn wie die andern mit den kleinen Laſtern und Begierden ihres Herzens, ſo war Hugo verſchämt mit der Schönheit des ſeinigen. Jede Zeile die er lernte, jeden veralteten Handgriff, den ihm ſein Vater beibrachte, berechnete er ſchon auf jene Zeit. Als er nun von dem Hauſe Abſchied nahm, in die Stadt reiſte, und die von ihm gemiethete abgelegene Stube bezog, nahm er ſich vor, in derſelben alle kriegeriſchen Wiſſenſchaften zu betreiben, nebſtbei die Bekanntſchaft von Männern aus dem Kriegerſtande zu ſuchen, daß ſie ihm an die Hand gingen, daß er ſich nicht nur aus den Büchern wiſſenſchaftlich, ſondern durch Erlernung aller Handgriffe und Uebungen auch thatſächlich unterrichte — und wenn dann der Zeitpunkt der Erhebung gekommen wäre, von dem er eben ſo feſt überzeugt war, daß er kommen müſſe, wie ſein Vater, würde er demſelben ſchreiben, daß er ſich ſeither für den Kriegerſtand gebildet habe, und daß er ſich nun dem Aufſtande anſchließe. Wenn dann die That der Befreiung, dachte er, von den vielen hunderttauſend deutſchen Jünglingen verſucht worden, und gelungen wäre, dann wolle er nach Hauſe gehen, und wolle dem alten Vater alles auseinander ſetzen, was er gelernt habe, wie er ſich vorbereitet habe, wie er eingetreten ſei, was er gethan habe, — und dann wolle er ihn fragen, ob dieſes der Rede werth ſei, wenn man Abends einmal bei dem Ofenfeuer beiſammen ſitze — oder ob er noch hinaus gehen müſſe, und noch etwas thun.

So wie Hugo mußten ſich damals viele vereinzelte Jünglingsherzen, wenn auch nicht thatſächlich, wie er, doch durch Erwägung der Frage die zu jener Zeit noch ein Unding ſchien, vorbereitet haben, weil, da gleichwohl die Löſung derſelben eintrat, die Flamme nicht ein Herz nach dem andern ergriff, ſondern von allen, als hätte ſie ſchon lange darinnen geglimmt, auf einmal und mit einer einzigen Lohe emporſchlug.

Seinem Entſchluſſe gemäß, begann nun Hugo in der gemietheten Stube ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Gleich in den erſten Tagen, in denen er ſehr oft herum ging, und öffentliche Orte beſuchte, um etwa einen Bekannten zu erwerben, wie er ihn wünſchte, machte er wirklich die Bekanntſchaft eines Kriegers, die ihm von großem Vortheile war; denn derſelbe gab Hugo nicht nur die Werke an, nach denen er ſeine Bildung beginnen ſolle, ſondern er vermittelte auch bei ſeinen Obern und Vorgeſetzten, daß Hugo nicht nur allen kriegeriſchen Uebungen beiwohnen, ſondern auch dieſelben, wo es anging, perſönlich mitmachen konnte. Hierdurch kam er in die Bekanntſchaft faſt aller höhern in der Hauptſtadt befindlichen Krieger. Er ſagte keinem von ihnen ſeinen eigentlichen Plan, ſondern theilte nur das Allgemeine deſſelben mit, daß er ſich nämlich zum Kriege gegen den Landesfeind vorbereite. Ob es einzelne gab, die ihn erriethen, oder ob mehrere aus ihnen ſchon ſelber an eine Entſcheidung der Art dachten, wie ſie erſt nach mehreren Jahren wirklich eintrat, können wir nicht ſagen, weil er trotz des Umganges mit dieſen Männern ſo einſam war, als ſäße er beſtändig und ausſchließlich in ſeinem Stübchen, daher ihm der Aufenthalt in der Hauptſtadt auch nicht im Geringſten anzuſehen war, als wäre er erſt geſtern Abend von der Gebirgshalde gekommen.

Das erkannte er gleich, daß er hier noch ſehr vieles lernen müſſe, und ſchrieb es auch dem Vater. Er ſchrieb ihm dazu, daß er die Kriegswiſſenſchaften betriebe und ſich auf dieſem Felde auch thatſächlich übe, wenn er dieſe Dinge heute oder morgen etwa einmal brauchen könnte. Der Vater antwortete in einem Schreiben, daß er über das, was der Sohn treibe, kein Urtheil abgebe, daß er ſchon geſagt habe, er hätte Freiheit zu thun, wie er wolle, nur gut müſſe es ſein, und einer Abendrede werth. Was ihm ſonſt Veit ſchriebe, wie man die Kriegsdinge jetzt anders betreibe, ſo ſehe er wohl ein, daß die Wiſſenſchaft des

Krieges fortgeſchritten ſei, und jetzt vieles beſſer ins Werk geſtellt werden würde, als zu ſeiner Zeit, aber die Manneszucht und die Tapferkeit ſei heute nicht mehr ſo, wie in ſeinen Tagen, das könne er durchaus nicht glauben.

Hugo richtete ſich ſeine Stube zu ſeinen Zwecken ein. Das Vorſtübchen war ganz leer, lag über dem Schwibbogen eines Thores und war daher zu den Fechtübungen ſehr tauglich, die er ſehr häufig mit ſeinem Meiſter, und oft auch mit einem Kameraden anſtellte. In der Stube ſelber hingen ſeine Scheibengewehre, ſeine andern Waffen, und, wo noch Platz war, die Landkarten. Auf den vielen Tiſchen lagen die Bücher, die Pläne, Karten und andern Papiere. Bald, als er den Rappen nach Hauſe geſchickt hatte, kaufte er ſich ein anderes Pferd, weil ihm die Uebungen in der Reitſchule auf den Pferden des Bereiters nicht genügten, ſondern weil er ſie auf einem edlen, kräftigen, feurigen Pferde, das ihm eigen wäre, ſelber machen wollte, und weil er einen Reſt ſeiner Zeit in die Pflege eines ſolch edlen Pferdes theilen wollte. Er miethete einen Stall dafür, und obwohl es ſein Diener in der Obhut hatte, ging er doch täglich hin und leitete die Wartung desſelben. Der früheſte Morgen — denn Hugo ſtand ſchon wenige Stunden nach Mitternacht auf — war den Studien gewidmet. Seine Zeit war ſtrenge eingetheilt, dies hatte er von dem Vater gelernt, und nur im Laufe des Vormittags und des Abends war eine Stunde oder etwas darüber zum Spazierengehen, und zur Erholung beſtimmt.

So lebte Hugo ein und ein halbes Jahr fort. Er dachte, er könne mit ſeinen Erwerbungen auf dem betretenen Felde zufrieden ſein, als ein Brief kam, und ihm den Tod ſeines Vaters meldete. Derſelbe hatte alſo nicht mehr erlebt, daß ihm der Sohn die Freude mache, den geliebten Gedanken, den er im hohen Alter noch mit Jugendfeuer ausdachte, aus freiem Antriebe verwirklichen zu helfen, und wenn der Sohn in die Zukunft dachte, und ſich ſelber ſeine Pläne entwickelte, ſo war oft der Gedanke da, was der Vater dazu ſagen werde, aber daß der Tod dieſes Vaters eintreten könnte, das war nie in Rechnung gebracht. Hugo konnte alſo jetzt nichts thun, als auf der eingeſchlagenen Bahn fort zu gehen, und wenn die That gethan ſei, und ſein Herz noch unter den Lebendigen ſchlage, auf das Grab des Vaters zu gehen, dort die Waffen nieder zu legen, und zu fragen, ob die That einer Abendrede werth ſei — ſchlägt aber das Herz nicht mehr unter den Lebendigen, dann, hoffe er, würde er doch auch an einen Ort kommen, wo er dem Vater ſelber ſagen könnte, was er gethan.

Er hatte das alte Haus geerbt mit den Erträgniſſen der dazu gehörigen Felder, Wieſen und Wälder. Das Haus trug er dem noch lebenden Altknechte ſeines Vaters zur Verwaltung auf, bis er ſelber kommen werde. In der Stube hingen mehrere verroſtete Waffen, die er befahl, daß man ſie unberührt und unvermiſcht hängen laſſen ſolle. Mit dem Briefe, der ihm den Tod des Vaters angezeigt hatte, war zugleich in einem Futterale ein altes Siegel angekommen, über das der Vater verordnet hatte, daß man es ſogleich nach ſeinem Tode dem Sohne einhändigen ſolle. Er hatte zu Lebzeiten das Siegel immer bei allen ſeinen Briefen und bei allen andern Papieren und Urkunden, die eines Petſchaftes bedurften, geführt. In dem Fache des Siegels lag ein Blättchen Papier mit der eigenen Handſchrift des Vaters beſchrieben. Das Feld des Siegels, deſſen Stiel von kunſtreicher Arbeit in Stahl war, trug mit ſehr ſchönen klaren Buchſtaben im

Halbkreiſe herum die Worte: „Servandus tantummodo honos," unterhalb des Bogens der Buchſtaben war ein ganz blankes Schild, um die Reinheit der Ehre anzuzeigen. Denn die Familie Almot war nicht von Adel und hatte kein Wappen. Auf dem dem Siegel beigelegten Papiere ſtand, daß ihm der Vater hier das Siegel übergebe, das man immer in der Familie geführt habe, und daß er ihm die Worte, die darauf ſtünden, auf das Beſte empfehle; denn ſo lange der Sinnſpruch deſſelben befolgt werde, iſt nichts verloren, und man ſteht vor ſich ſelber und andern gerechtfertigt und untadellich da.

„Ja," dachte Hugo, „das will ich unabänderlich befolgen: ſo lange ich lebe, ſoll keine Makel an mein Herz und meine Ehre kommen, es ſoll kein Einziger ſein, der etwas Schimpfliches über mich zu ſagen wüßte, und vor allen Andern ſoll ich ſelber nicht der Einzige ſein, der eine geheime Schuld hätte, und ſich dieſelbe erzählen könnte. Ich will eine große und nützliche That thun helfen, und erſt dann, wenn ich mein eigenes Gewiſſen befragt habe, ob es genug ſei, und wenn mein eigenes Gewiſſen geantwortet hat: wenn der Vater lebte, würde er es einer Rede des Abends für werth halten — dann werde ich nach Hauſe gehen, das alte Haus in meine Obſorge nehmen, und alle die behüten, die mir untergeben ſind, und ein Recht haben auf meinen Schutz und meine Verwaltung.“

Mit dem großen Schmerze in dem Herzen ging er an die Fortſetzung ſeiner Arbeiten und Beſtrebungen. Sie zeigten ihm bald eine neue Seite. Waren ſie ihm früher nur Beruf und Mittel zum Ziele geweſen, ſo wurden ſie ihm nun eine Art Troſt, gleichſam ein unſichtbares Band mit dem Verſtorbenen, der auch dieſem Stande angehört hatte, und den Kreis dieſer Dinge bald ganz, bald zum Theil gleichſam mit hinüber in die Ewigkeit gezogen hat. Er arbeitete ſehr fleißig, und erſt jetzt ſetzte er ſeine Studien mit der wahren und rechten Begeiſterung fort.

Faſt zwei Jahre waren ſeit dem Tode des Vaters wieder verfloſſen. Hugo blieb in der Stadt rein und ſtark, wie eine Jungfrau; denn in deſſen Buſen ein Gott iſt, der wird von den Niedrigkeiten, die die Welt hat, nicht berührt. Obwohl er nun ſchon im vierten Jahre in der großen Stadt war, lag ihm das Herz noch ſo einſam in ſeiner Bruſt, wie einſt auf der Gebirgshalde — nur daß es ihn zuweilen, wenn er auf den Höhen um die große Stadt herum ſchweifte, wie Heimweh überkam, oder wie eine traurige Sehnſucht. Er hielt es für Thatendurſt; in Wahrheit aber war es, wenn er ſo die Landſchaft überſah, ein ſanftes Anpochen ſeines Herzens, das da fragte: „Wo in dieſer großen Weite haſt du denn die Sache, die du lieben kannſt?“ — — Aber die Sache hatte er nicht, der Mahnung achtete er nicht, und ſo ſchleiften die Stunden hin, höchſtens, daß er in ſolchen Augenblicken nieder ſaß und an ſeinem Tagebuche ſchrieb, das ſonderbar genug, in lauter Briefen an den todten Vater beſtand. Anders wußte ſich ſeine Liebe nicht zu helfen; wie hold Mutterliebe ſei, hatte er nie erfahren, und wie ſüß die andere, davon ahnete ihm noch nichts, oder, wenn man es ſo nimmt, die Briefe an den Vater ſind mißgekannte Verſuche derſelben.

Zu der Zeit, von der wir reden, übrigte er ſich täglich auch ein paar Stunden ab, in denen er die ſchönen Wiſſenſchaften trieb und Dichter und Geſchichtſchreiber las. Er las aber nur lauter heidniſche Alte. Er hatte einen Mann kennen gelernt, der ein inniger Freund des mit Hugo gleiche Wege gehenden Körner war, von dem ihm damals nicht ahnete, daß er ihn ſo bald durch den Tod verlieren würde. Dieſer Mann war ein ſchwärmender Verehrer der Sprache der Griechen und Römer und führte Hugo in die Gebiete derſelben ein und unterrichtete ihn ſogar zum Theile darinnen. Hugos feſte Einfalt, die er auf der Gebirgshalde bekommen hatte, ſtimmte vortrefflich mit der der Alten, er pries dieſelben unſäglich, und ſagte, er wolle nun vorerſt in dem Reiche derſelben verbleiben, bis er es erſchöpft und in ſein Blut aufgenommen habe. Dann wolle er in das der Neueren übergehen, und ſehen, was denn dieſe auf demſelben Felde hervorgebracht hätten.

2.

Die Kirche von Sanct Peter.

Hugo ſaß eines Tages, wie gewöhnlich, in ſeiner Stube. Es war eben zwölf Uhr. Er war von dem Spaziergange, den er gerne um zehn Uhr Vormittags machte, zurückgekehrt, und wollte die anderthalb Stunden, die noch bis zu ſeinem Mittagseſſen übrig waren, wie er es alle Tage that, mit Rechnen verbringen. Die zwölfte Stunde war in der Stadt die, in welcher man die eingelaufenen Briefe auszutragen beginnt. An Hugos Thür ward gepocht, der bekannte Briefträger trat ein und brachte ein Schreiben. Als der kleine Betrag dafür entrichtet war, ging er wieder fort. Hugo ſah gleich, daß der Brief nicht von dem Altknechte ſeines Vaters ſei, dem einzigen Menſchen, von dem er Briefe zu empfangen pflegte. Das Schreiben war auf nicht gar feinem, nicht gar weißem Papiere, und der Umſchlag trug eine nicht gar ſchöne Schrift. Hugo erbrach das

Siegel, und las folgenden Inhalt: „Wenn ihr der junge Mann ſeid, der ſo wunderſam ſchöne blonde Haare hat, und ſie nicht gar zu kurz aber auch nicht gar zu lange auf ſeinen Nacken niedergehend trägt, ſo erfüllet einem alten Manne die Bitte, und ſeid morgen zwiſchen zehn und eilf Uhr in der Kirche von Sanct Peter.“

Der Brief hatte keine Unterſchrift, und Hugo hielt ihn verblüfft in ſeinen Händen. Die Schrift war augenſcheinlich die eines Mannes, und zwar eines alten Mannes, wie die feſten, ſtarken, aber zitternden Züge verriethen. Allein was der Mann von Hugo wollte, und warum er nicht lieber gleich zu ihm in die Stube gekommen ſei, war nicht zu enträthſeln.

„Wer weiß, ob ich auch der Mann mit den wunderſamen ſchönen blonden Locken bin, oder ob es nicht einen andern gibt, der noch wunderſamere, ſchönere und blondere hat,“ ſagte Hugo lächelnd zu ſich, und wäre bald verſucht geweſen in den Spiegel zu ſchauen. Aber der Name, auf den der Brief lautete, war der ſeine. Und in der That, die Locken, die an den Seiten ſeiner Stirne nieder gingen, waren wunderſam genug. Wenn blonde Locken kräftig ſind, und den milden Metallglanz haben, ſo kann man ſich an jungen Menſchen kaum etwas Schöneres denken. Hugo hatte darunter eine reine Stirne, von zwei geiſtvollen klaren Augenbogen geſchnitten, feines ſtarkes Wangenroth, und die Lippen friſch und kräftig, die noch von keinem Menſchen dieſer Erde, nicht einmal von einem Kinde geküßt worden ſind. Die Augen hatte er von der Mutter, groß und blau. Sie waren ſo gut, daß, hätten ſie ſich nicht eben jetzt ins Männliche hinüber verändert, man geſagt haben würde, er hätte ſie von einer edlen ſchönen Frau empfangen. Ueberhaupt ſah er viel jünger aus, als ſeine Jahre waren, und er hatte von manchem aus dem Kriegerſtande, die er bei ſeinen Uebungen kennen gelernt hatte, und die ihn gelegentlich beſuchten, einigen Hohn und Scherz zu erfahren, da ſie ihn ſpottweiſe nur immer den heiligen Aloiſius nannten.

Eben, da er ſo ſtand, ließen ſich klirrende Tritte durch ſein Vorſtübchen gegen ſein Gemach vernehmen. Er riß den Brief, der auf dem Tiſche lag, an ſich, verbarg ihn in der Taſche, und ward ſo roth, als hätte er eine Schandthat begangen. Es geſchahen ein paar nachläſſige Schläge an ſeine Thür, und ohne Umſtände trat der Beſuch herein. Es war eben ſo ein junger

Mann kriegeriſchen Anſehens, wie wir oben von ihnen geredet haben. An den Stiefeln tönten die Sporen. Unter einem rauhen „guten Tag, Freund“ legte er den Hut hin, warf ſich in den Armſeſſel, und begann ein Geſpräch, das er über den Dienſt, über lange Weile, über Theater, Mädchen und Pferde führte. Hugo hörte ihn an, und erwiederte manchmal etwas auf höfliche Weiſe. Als er endlich fragte, ob ſich denn gar nichts Neues zugetragen habe, das nur einige Abwechslung in die Zeit bringe, ſagte ihm Hugo von dem Briefe nichts, ſondern erwiederte, daß ſich wahrſcheinlich nichts zugetragen habe, was man ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit werth halten und ihm anvertrauen möchte.

Da Hugo's Bekannte ſchon wußten, daß er ſich in ſeiner gewohnten Eintheilung der Zeit nicht irre machen ließ, ſo trat er auch jetzt an den Tiſch, und fing auf ſeinen großen ſchwarzen Schiefertafeln aus einem Buche zu rechnen an. Der Mann der zum Beſuche da war, nahm ſeine Pfeife heraus, rauchte, blätterte in einem Buche, und begleitete endlich Hugo aus dem Hauſe, da dieſer den Griffel weglegte, und erklärte, daß er jetzt zu ſeinem Mittagseſſen gehen werde. An der Schwelle des Gaſthauſes, in dem Hugo gewöhnlich aß, trennten ſie ſich.

Am andern Tage, genau als die Uhr von Sanct Peter zehn ſchlug, trat Hugo durch das große Thor in die Kirche. Er hatte wohl flüchtig daran gedacht daß die Beſtellung etwa ein Scherz eines ſeiner Kameraden ſein könnte; aber zum Theil ſtand er mit keinem ſo, daß dieſer Scherz leicht denkbar geweſen wäre, zum andern Theil hatte er ſich nichts vergeben, wenn er kam, ſelbſt wenn ein Scherz ſtatt gefunden haben ſollte.

Es wurde am Hauptaltare in der Kirche eben eine Meſſe geleſen, die zu dieſer Stunde angeſetzt iſt. An einem der Seitenaltäre trat gleichfalls ein Prieſter über. In den Stühlen ſaßen allerlei Menſchen herum, andere ſtanden außen auf dem Pflaſter, wieder andere knieten theils in den Stühlen, theils in den breiten Gängen der Kirche. Hoch oben durch die Fenſter wallte ein Sonnenſtrom herein, und ſetzte den ruhig erhabenen Raum in warmes Feuer. Hugo war vor ſich ſelber in einiger Verlegenheit, da ihm ſein Gefühl ſagte, daß er heute nicht aus Andacht in die Kirche gekommen ſei; aber da er entſchloſſen war. den Vorfall nur zum

Guten zu benutzen, ſo beruhigte er ſich bald wieder. Er ſtellte ſich in die äußerſte Ecke zurück, und es war faſt noch die Hälfte ſeines Körpers durch die Schnörkel eines hölzernen Beichtſtuhles verborgen, wie ſie gerne in der Tiefe katholiſcher Kirchen zu ſtehen pflegen. So ſtand er einige Minuten und es war ihm, als müßten ſogleich alle Augen auf ihn ſchauen; aber nicht ein einziges that es, und kein Menſch nahm von ſeiner Anweſenheit beſondere Kenntniß. Die Orgel ging ihren regelmäßigen Gang, und die Melodie des Kirchengeſanges wallte ſanft durch die Bogen. Es trat ein Kirchendiener zu ihm heran und hielt ihm den Klingelbeutel vor, er warf eine kleine Münze hinein, der Diener dankte, ging zu dem Nachbar, dann zu dem Nachbar des Nachbars, und ſo weiter — und alles war wieder, wie vorher. Hugo blickte nun auf mehrere Perſonen — aber alle waren in ſich ſelber vertieft. In der Kirche ließ ſich nicht das mindeſte Zeichen verſpüren, daß heute etwas anderes geſchehen ſolle, als ſonſt. Wie es in großen Städten zu geſchehen pflegt, traten wohl auch während des Gottesdienſtes immer Menſchen herein und hinaus; aber ſie thaten, wie ſie alle Tage thun: der eine blieb da, der andere ſchlug ein

Kreuz, that ein kurzes Gebet, und ging wieder. Oeſter waren es Mädchen der dienenden Klaſſe, die einen kurzen Augenblick benutzten. Sie ſetzten den Korb nieder, manche that ein leichtfertiges Gebet, manche ein brünſtiges — dann nahm ſie wieder ihre Laſt an den Arm und ging. Auch Frauen kamen — mancher ward von einem Diener das Gebetbuch nachgetragen — ſie ſetzten ſich in einen Stuhl und verſenkten ſich in ihre Andacht.

Indeſſen war die Meſſe aus geworden, und es kam der Segen. Die ſchöne Weiſe des Dreimal heilig miſchte ſich mit dem Weihrauch, der nun empor ſtieg, ſich oben mit den Sonnenſtrahlen vermählte, und von ihnen vergoldet ward. Der Prieſter wendete ſich, ſegnete mit dem Allerheiligſten, und alle klopften andächtig an die Bruſt. Es kam noch ein kurzer Geſang, und dann war der Gottesdienſt aus. An den Seitenaltären war auch kein Prieſter mehr, man löſchte nach und nach die Kerzen, und die Menge wendete ſich zum Gehen, einer nach dem andern. Viele gingen an der Seitenthür hinaus, die meiſten bei dem Hauptthore, und manche mußten an Hugo vorüber, ohne ihn aber zu betrachten. Nur manches ſchöne Weiberauge, wenn es zufällig auf ſeine Züge fiel, war betroffen, und ihm gab es jedesmal einen Stich in das Herz. Die Kirche entvölkerte ſich endlich ganz, und nur mehr ein paar unſcheinbare Perſonen knieten in den Stühlen, wie überhaupt in einer großen Stadt eine Kirche in keinem Augenblicke des ganzen Tages vollkommen leer zu ſein pflegt. Es war ſo ſtille geworden, daß er deutlich von außen herein die drei Glockenſchläge vernehmen konnte, welche ihm verkündeten, daß bereits drei Viertheile der ihm anberaumten Zeit abgefloſſen ſeien. Hugo wußte nicht, ſolle er den Reſt noch abwarten, oder ſolle er fort gehen; aber, ſeinem Willen getreu, wollte er bis eilf Uhr harren.

Es war ſo ſtille geworden, daß man das Rauſchen der draußen fahrenden Wagen herein hören konnte.

In dieſem Augenblicke vernahm Hugo neben ſich Tritte, es ging ein Mann zu ihm hinzu und ſagte: „Ich danke euch recht ſchön, Herr, daß ihr die vermeſſene Bitte eines alten Mannes erhört habt, und gekommen ſeid.“

Der Mann war in der That alt, weiße Haare waren auf ſeinem Haupte, und viele Runzeln im Angeſichte. Sonſt war er einfach und anſtändig gekleidet, und hatte nichts weiter Auffallendes an ſich.

Hugo war etwas unbeſtimmt über ſein von dem nächſten Augenblicke gebotenes Benehmen, und ſchaute den Alten eine kleine Zeit lang an dann ſagte er: „Ich weiß nicht, wenn ich etwa irre, ſo verzeiht mir — ich habe für den Fall, daß es nöthig ſein ſollte, eine Kleinigkeit zu mir geſteckt — —“

„Ich bedarf kein Almoſen und bin keines Almoſens wegen hieher gekommen,“ ſagte der Alte.

Hugo wurde mit einer brennenden Röthe übergoſſen, und ſagte: „Ihr wollt alſo mit mir ſprechen — ſo ſprecht. Aber wäre es nicht beſſer geweſen, wenn wir nicht die Kirche dazu gewählt hätten — wollt ihr etwa mit mir in meine Wohnung kommen?“

Der Fremde ſah Hugo an und ſagte: „Ihr ſeid ſo gut, als ihr ſchön ſeid, Herr, ich habe mich in euch nicht geirrt. Aber ich bedarf auch keines Geſpräches, mit euch, ſo wie ich keines Almoſens bedarf. Ihr habt mir eine große Wohlthat erwieſen, bloß daß ihr gekommen ſeid. Ihr werdet das nicht verſtehen, aber es iſt doch wahr, daß ihr mir eine ſehr große Wohlthat erwieſen habt. Ich kann euch jetzt gar nicht ſagen, warum es ſo iſt, und kann euch nur bitten, wenn ihr ſo gut ſein wolltet, ſofern es eure Zeit zuläßt, auch in Zukunft noch manchmal um dieſe Stunde hieher zu kommen.“

„Das iſt ſeltſam, ſagte Hugo, und was haben denn meine blonden Haare dabei zu thun, daß ihr eigens auf dieſelben aufmerkſam gemacht habt?“

„Ich habe euch nur daran erkannt, erwiederte der Mann, und ſie ſollten bedeuten, ob der, der über dem Schwibbogen wohnt, der nämliche ſei, den ich gemeint habe. Sie ſind auch ſehr ſchön, und ich habe dieſe Haare immer geliebt. — Nun, Herr, ſagt mir, ob ihr wohl wieder einmal kommen werdet?“

„Aber könnt ihr mir denn nicht erklären, wie das alles zuſammenhängt?“ fragte Hugo.

„Nein das kann ich nicht, antwortete der Mann, und wenn ihr nicht freiwillig kommt, ſo muß ich ſchon darauf verzichten.“

„Nein, nein, ich komme ſchon,“ ſagte Hugo. „Wenn es wahr iſt, daß ich euch durch mein bloßes Kommen eine Wohlthat erweiſe, warum ſollte ich es nicht thun? Ich verſpreche euch alſo, daß ich ſchon wieder einmal um dieſe Zeit hieher kommen werde.“

„Ich danke euch recht ſchön, Herr, ich danke euch. Ich habe mich gar nicht geirrt, ich habe gewußt, daß ihr ſehr gut ſeid. Ich will eure Zeit nicht mehr rauben, und will mich jetzt entfernen. Lebt recht wohl, Herr, lebt wohl.“

„Lebt wohl,“ ſagte Hugo.

Der Alte verbeugte ſich, wendete ſich um, und ging durch das ſehr nahe gelegene große Thor der Kirche hinaus. Hugo ſah ihm nach und blieb dann noch eine Weile in dem Raume zurück. Die Sonnenſtrahlen, die früher durch die Fenſter der Kirche herein gekommen waren, waren verſchwunden, nur an den Fenſterſtäben draußen ſpann es ſich, wie weißglitzerndes Silber ſenkrecht nieder, wodurch die ſchwarzen Bilder und die trübe Vergoldung der Kirche noch ernſter und düſterer wurden. Einzelne Menſchen ſaßen oder knieten, wie gewöhnlich als Beter herum. Hugo wendete ſich nun auch, und ſchritt zum Thore hinaus. Draußen war er von der warmen Mittagsluft des Frühlings, der eben auf allen Ländern jenes Erdtheils lag, von blendender Helle, und von dem Lärmen des Tages empfangen.

Seit dieſem Kirchenbeſuche war eine geraume Zeit vergangen, als Hugo wieder einmal zufällig in die Nähe des Gotteshauſes von Sanct Peter gerieth. Es war gegen zehn Uhr, welches gerade die Zeit war, die, wie wir oben ſagten, Hugo gewöhnlich zu ſeinem Vormittagsſpaziergange verwendete. Es fiel ihm ein, daß er jetzt ſein Verſprechen löſen könnte. Er dachte, der Mann, der ihn ſo ſonderbar beſtellt habe, ſei wahrſcheinlich irrſinnig, aber, dachte er hinzu, das könne doch keinen Grund abgeben, daß man ihm ſein Wort nicht halten dürfe. Wenn die Freude, Hugo in der Kirche zu ſehen, eine eingebildete iſt, ſo ſind es zuletzt alle unſere Freuden auch — und wer weiß, welch glühende, welch ſchmerzliche oder ſüße Bilder ſeiner Vergangenheit gerade die blonden Haare aus ſeinem Innern hervor heben mögen, weil er ſie ſo eigenthümlich in ſeinem Briefe bezeichnet hat.

Unter dieſen Gedanken trat Hugo in die Kirche hinein. Der ruhige Orgelton, und der fromme Kirchengeſang wallten ihm auch heute wieder gedämpft entgegen. Da er drinnen war, war es eben auch gerade ſo, wie das erſte Mal. Der Prieſter las am Hochaltare die Meſſe, die andächtige Menge aus allen Ständen und Altern ſaß zerſtreut in den Stühlen herum, und ſang dieſelbe ſchöne Kirchenweiſe. Der Diener kam mit dem Klingelbeutel, das Dreimal heilig tönte endlich, der Weihrauch ſtieg, der Gottesdienſt wurde aus, und wieder, wie damals, zerſtreute ſich die Menge. Aber der alte Mann den Hugo damals geſehen, und mit dem er geſprochen hatte, war heute nicht zugegen geweſen. Hugo wartete, bis die Kirchenuhr von draußen herein eilf Uhr ſchlug, und als er eine geraume Weile darnach den alten Mann auch noch nirgends ſah, ging er wieder aus der Kirche fort, und hatte das Gefühl mit ſich genommen, als hätte er eine gute That gethan. Und es war auch eine, wenn ſie gleich die beabſichtigte Frucht nicht getragen hatte.

Hugo war ſpäter noch einige Male um zehn Uhr in der Kirche von Sanct Peter geweſen. Zum zweiten Male hatte er den Greis wieder geſehen. Er war auf ihn zugegangen, und hatte mit ſehr viel Freude in ſeinen Zügen geſagt: „Ich danke euch, ich danke euch recht ſchön.“

Nach dieſen Worten war er wieder hinweg gegangen, und hatte wahrſcheinlich die Kirche verlaſſen.

War Hugo das erſte Mal nicht gerade aus Beruf in die Kirche gegangen, um einem Gottesdienſte beizuwohnen, ſo wirkte doch nachher die Ruhe der kirchlichen Feier auf ſein Herz, und die Freundlichkeit dieſes Tempels gefiel ihm ſo, daß er ſpäter noch mehrere Male freiwillig hin ging, und andächtig da ſtand, ja andächtiger, als viele andere, die zur Feier des Gottesdienſtes gekommen waren. Den Greis aber hatte er nicht mehr geſehen.

Da er nach langer Zeit wieder ein paar Mal hinter einander in der Kirche geweſen war, und den alten Mann nicht geſehen hatte, würde ſich wahrſcheinlich die Gewohnheit, gerade zu dieſer Zeit in dieſe Kirche zu gehen, wieder verloren haben, wenn ſich nicht etwas zugetragen hätte, das der Sache eine andere Geſtalt gab.

Es geſchah eines Tages, daß man an dem Kirchenpflaſter des Hauptſchiffes etwas ausbeſſerte, und deßhalb einen Querbalken über den Hauptgang zwiſchen den Stühlen gezogen hatte. Hiedurch wurde eine alte ſchwarz gekleidete Frau, die Hugo ſchon öfter bemerkt hatte, daß ſie immer vorne am Platze gegen den Hochaltar kniete, verſchleiert war und faſt beſtändig die letzte, von einem graugekleideten Mädchen begleitet, die Kirche verließ, genöthigt, in dem Seitengange der Kirche faſt an der Wand derſelben zum Thore zurück zu gehen. Hiebei kam ſie an Hugo vorüber. Sie hatte heute den Schleier nicht über das Geſicht herab gelaſſen, und da ſie näher kam, bemerkte er, daß aus den alten und altmodiſch geſchnittenen ſchwarzen Kleidern, die ſich überall ungeſchickt bauſchten, ein ganz junges Angeſicht mit ſchönen großen Augen blicke. Er war betroffen und ſah ſie an. Sie ſah ihn auch einen Augenblick an, dann zog ſie den Schleier herab, und ging hinaus. Das grau gekleidete Mädchen ging hinter ihr her. Daſſelbe hatte die gewöhnlichen Züge einer Magd.

Hugo blieb noch eine Weile in der Kirche ſtehen. Wie gewöhnlich zu dieſer Zeit verlor ſich oben an den Fenſtern das Sonnenlicht, und die Kirche wurde viel dunkler, als ſie während des ganzen Gottesdienſtes geweſen war. Das Gerüſte der rohen Balken, die quer zwiſchen den Stühlen geſpannt waren, machten das Ganze noch unwirthlicher. Nach einer Zeit ſchleppte ſich neben Hugo ein Bettler herein, und ließ ſich von ſeinen Krücken in einen Stuhl ſinken, um zu beten. Hugo reichte dem verkrüppelten Manne eine Gabe und ſchritt dann durch das große Thor zur Kirche hinaus.

Dies war die Urſache, daß Hugo am andern Tage wieder zur Kirche von Sanct Peter ging. Es ſchien ihm aber, daß der Zweck, deſſentwillen er gekommen war, nicht mehr ſo gut ſei, wie bisher; darum ging er nicht in die Kirche hinein, ſondern blieb vor dem Thore ſtehen, und wartete, bis die ſchwarz verſchleierte Geſtalt heraus käme. Er meinte, daß er den Ort entheiligen würde, wenn er drinnen wartete; drum blieb er hieraußen. Die kirchliche Feier wurde aus, die Menſchen gingen Anfangs dicht, dann immer ſeltener heraus, und zuletzt, wie immer, kam die ſchwarze Geſtalt in Kleidern, welche die einer uralten Frau waren. Das Haupt hüllte der Schleier ein. Das grau gekleidete Mädchen folgte, aber es trug nur ein Gebetbuch, nämlich das ihrige; die Gebieterin trug ihr eigenes ſelber.

Von nun an ging er jeden Tag, ſtatt um zehn Uhr, wie er es ein paar Jahre her gehalten hatte, einen Morgenſpaziergang zu thun, um dieſe Zeit zur Kirche von Sanct Peter, und wartete, bis die ſchwarz gekleidete Geſtalt heraus kam. Sie kam auch jedesmal, war jedesmal genau die letzte, und wurde jedesmal von dem grau gekleideten Mädchen begleitet. Ihr Anzug war immer daſſelbe altmodiſche Kleid, und das Haupt war mit dem Schleier verhüllt. Hugo ſah ſie alle Mal an.

So verging eine geraume Zeit, und der Frühling neigte ſchon gegen den Sommer.

Ob ſie ihn auch beobachtete, wußte man nicht; aber wenn ſie an ſeiner Stelle vorüber ging, ſchien es, als wäre es innerhalb der ſchwarzen Wolke unruhig.

Bisher war er nur an dem Thore der Kirche geſtanden, und wenn nach der Meſſe, die täglich um zehn Uhr gehalten wurde, die letzte Beterin, die ſchwarze Geſtalt mit ihrem grauen Mädchen heraus gekommen und vorüber war, ging er wieder nach Hauſe zu ſeinen Arbeiten. — Einmal aber, da ſie langſam in gerader Richtung von dem Thore weg durch das andere Volk fort ging, ging er in ſehr großer Entfernung hinter ihr her. Sie wandelte auf den großen ſehr belebten Platz hinaus, ging durch das bunte Gewühl, ihren Weg verfolgend, hindurch, wendete ſich in die noch belebtere Gaſſe, in welche der Platz ſeitwärts mündete, ging in derſelben eine Strecke fort, und bog dann in eine zwar ſchöne und breite aber ſehr lebloſe Gaſſe ein, in welcher viele Palläſte und große Häuſer ſtehen, die aber ſchon anfingen, ſehr entvölkert zu ſein, weil ihre Bewohner bereits das Landleben ſuchten. Die meiſten Fenſter waren zu, und hinter dem Glaſe hingen die ruhigen grauleinenen Vorhänge herab. Faſt bis gegen die Mitte dieſer Gaſſe folgte ihr Hugo, dann aber wendete er ſich um, und ging nach Hauſe.

So wie er an dieſem Tage gethan hatte, ſo that er nun an jedem der kommenden. Weit hinter ihr gehend folgte er ihr, wenn ſie die Kirche verlaſſen hatte, und ſah die ſchwarze Geſtalt durch das Gewimmel des Platzes gehen, ſah ſie durch einen Theil der belebten Gaſſe ſchreiten, ſah ſie in die einſame einbiegen, folgte ihr beinahe bis in die Hälfte derſelben, wendete ſich dann um, und ging nach Hauſe.

Eines Tages, da ſie in der einſamen Gaſſe ging, ſah er, daß ihr ein weißes Blättchen entflatterte. Es war wie ein Bildchen, derlei man gerne in Gebetbücher zu legen pflegt. Weil in der Gaſſe ſchier keine Leute gingen, ſo blieb das von dem nachfolgenden Mädchen nicht bemerkte Blatt liegen, bis es Hugo erreichte, der ſeine Schritte darnach verdoppelte. Er hob es auf. Es war wirklich ein ſolches Bildchen. Er ging ihr nun ſchneller nach, bis er ſie erreichte. Dann ging er ihr vor, zog ſeinen Hut, und ſagte: „Mir ſcheint, Sie haben etwas verloren.“

Bei dieſen Worten reichte er ihr das Blättchen hin.

Als ſich aus den weiten ſchwarzen Falten die junge Hand hervor arbeitete, um das Blättchen zu empfangen, ſah er, daß ſie zitterte. Sie ſagte noch die Worte: „Ich danke.“

Dann wendete ſie ſich zum Fortgehen, und Hugo kehrte um.

Er ging an den Häuſern der vereinſamten Gaſſe zurück der oben beſchriebenen lebhaften zu. Weit draußen raſſelten die Wagen, als wären ſie in großer Ferne.

Hugo ging nach Hauſe, und wie er in ſeiner Stube ſaß, war ihm, als ſei heute der Inbegriff aller Dinge geſchehen, und als ſei er zu den größten Erwartungen dieſes Lebens berechtigt.

Am andern Tage ſtand er wieder an dem Thore der Kirche von Sanct Peter. Die Meſſe war aus, die ſchwarze altfrauenhafte Geſtalt ging heraus, und er ſah ſie an. Sie ging wieder ihres Weges, und Hugo folgte wieder von großer Ferne, und wendete wieder in der erſten Hälfte der einſamen Gaſſe um. So dauerte es längere Zeit.

Einmal aber nahm er ſich den Muth — er ging ſchneller hinter ihr, ging ihr in der einſamen Gaſſe vor, und grüßte ſie, indem er den Hut abnahm. Er ſah, wie ſie den Schleier ein wenig ſeitwärts zog und ihm dankte.

Dieſes geſchah nun öfter, und endlich alle Tage. Wenn Hugo in die einſame Gaſſe einbog, ſah er deutlich, wie ſie die geliebten Schritte hinter ſich ſchallen hörte, daß ſie zögere — und wenn er ſie eingeholt und ſcheu gegrüßt hatte, ſo zog ſie den Schleier empor, und ein ſehr ſüßes Lächeln ging in ihrem Antlitze auf.

Eines Tages, da ſie ſich wieder grüßten, trat er verſuchend etwas näher. Es ſchien ihr nicht zu mißfallen, ſie verzögerte ihren Schritt, und das begleitende Mädchen blieb auch hinter ihr ſtehen. Er ſprach einige Worte, er wußte nicht was — ſie antwortete, man verſtand es auch nicht: aber beide hatten ſie ein neues Gut erworben, den Klang ihrer Stimmen, und dieſes Gut trugen ſie ſich nach Hauſe.

Der ganze lange leere Tag war nun übrig.

Wie es das letzte Mal geweſen iſt, wurde es nun alle künftigen Male. Eine verſchleierte ſchwarzgekleidete alte Frau ging jeden Tages gegen eilf Uhr Vormittags aus der Kirche von Sanct Peter, ſie ging über die belebten Plätze, ſie bog in die einſame breite Straße der Palläſte ein, und dort trat ein ſchöner

Jüngling auf ſie zu. Ihr Schleier legte ſich zurück, und ein wunderhaft ſchönes Mädchenantlitz löſte ſich aus ſeinen Falten, um zu grüßen. Dann blieben ſie bei einander ſtehen und redeten mit einander. Sie redeten von verſchiedenen Dingen, meiſtens waren es die gewöhnlichen des Tages, von denen alle anderen Menſchen auch reden. Dann grüßten ſie noch einmal, und gingen auseinander.

Für Hugo war es eine neue Zeit. Ein Vorhang hatte ſich entzwei geriſſen, aber er ſah noch nicht, was dahinter ſtand. Das blinde Leben hatte auf einmal ein ſchönes Auge aufgeſchlagen — aber er verſtand den Blick noch nicht.

Er arbeitete in ſeiner Stube. Der Tag hatte einen einzigen Augenblick: das Andere war die Vorbereitung dazu, und das Nachgefühl davon.

In dieſer Zeit geſchah es, daß ſich dasjenige in Europa allgemach zu nähern begann, was vor wenig Jahren noch von vielen für eine Unmöglichkeit gehalten worden wäre, und woran manche Herzen doch glaubten, und ſich darauf vorbereiteten. Die Anzeichen, daß ein Umſchwung der Dinge bevorſtehe, mehrten ſich immer mehr und mehr. Die Stimmen, dieſe Vorboten der

Thaten, änderten ihre Worte in Bezug auf das, was bisher immer geweſen iſt, und wenn ein neuer Krieg, deſſen Anzeichen immer deutlicher wurden, ausbrechen ſollte, ſo war nicht zu verkennen, daß ſeine Natur eine ganz andere werden würde, als ſie bisher immer gegenüber dem gefürchteten, allmächtigen und halb bewunderten Feinde war. Der Haß war ſachte und allſeitig heran geblüht, und die geſchmähte Gottheit der Selbſtſtändigkeit und des eigenen Werthes hob allgemach das ſtarke Haupt empor. Es war damals eine große, eine ungeheuere Gemüthsbewegung in der Welt, eine einzige, in der alle anderen kleineren unterſanken.

Als die Tage des Sommers vorrückten, löſete ſich einmal bei einer der gewöhnlichen Begegnungen Hugo's Herz und Zunge. Da die ſchwarzgekleidete Unbekannte ihren Schleier zurück geſchlagen hatte und grüßte, da man einige der gewöhnlichen Worte geredet hatte, ſagte Hugo, daß er jetzt ſehr wahrſcheinlich nicht mehr lange in der Stadt bleiben werde; denn wenn, wie es den Anſchein gewinne, ein neuer Krieg gegen den Landesfeind erklärt werden würde, ſo werde er in die Reihe der Krieger gegen denſelben treten, und weil ſich wahrſcheinlich viele tauſend Jünglinge insgeheim zu dieſem Ziele vorbereitet haben würden, ſo ſei es vielleicht möglich, daß man den Feind aus den Grenzen werfen, und das Vaterland für immer befreien könne. Zu dieſer That habe er ſein Herz und ſein Leben aufgeſpart. Er frage ſie, ob ſie ihm ſo gut ſein könne, als er ihr es ſei — ſie möchte ſich ihm doch einmal, einmal nennen, wer ſie ſei — — nein das brauche er nicht — ſie möchte ihm nur ſagen, ob ſie unabhängig ſei, ob ſie, wenn ſie ihn einmal näher kennen gelernt haben würde, ihm folgen und ſein Loos mit ihm theilen möge — er werde ihr alles darlegen, wer er ſei und woher er ſtamme — nur die That der Vaterlandsbefreiung habe er noch mit zu thun, ſie könne ja ſo lange nicht dauern, weil viele hundert Tauſende dazu beihelfen würden — er habe einen traulichen Sitz im fernen Gebirge, dorthin würden ſie dann gehen. Oder wenn ſie abhängig ſei, wäre es denn nicht möglich, daß er zu ihrem Vater, zu ihren Angehörigen käme, ſich bei ihnen auswieſe, von ihnen kennen gelernt würde, und dann um ſie bäte. Sei ſie aber frei und ihre eigene Herrin, wäre er denn nicht würdig, ihr Haus zu betreten? Er meine es treu und gut; ſo lange er lebe, ſei keine Faſer an ihm gegen irgend einen Menſchen falſch geweſen. Sie möchte nun, da er geredet habe, auch reden.

Dieſe Worte hatte er eilig geſagt, und ſie heftete die ſanften Augen auf ihn.

Dann aber ſagte ſie: „Was das Schickſal will, das muß geſchehen. Sucht mich eine Woche lang nicht in dieſer Gaſſe, auch nicht vor der Kirche; ihr werdet mich anderswo ſehen. Kommt über acht Tage, genau am heutigen Tage, um zehn Uhr vor das Kirchenthor, dort werdet ihr Nachricht von mir erhalten."

Nach dieſen Worten ſagte ſie, halb zu ihrer Begleiterin gewendet: „Dionis wird es machen."

Dann ſprach ſie wieder zu Hugo: „Vergeßt nicht, was ich geſagt habe, kommt meinen Worten getreu nach, und lebt jetzt recht wohl!"

Sie wollte den Schleier umnehmen und fortgehen, aber Hugo rief: „Jetzt nicht, nur einen Augenblick noch nicht — — den Namen, nur eine Silbe des Namens!"

„Cöleſte," ſagte ſie leiſe.

„Und die Hand, daß wir uns ſehen, die Hand, Cöleſte!"

Und ſie ſuchte eilig die Hand aus der Kleiderhülle, und reichte ſie ihm hin. Er faßte ſie, und ſie hielten ſich einen Augenblick.

Dann ließen ſie los, ſie zog den Schleier herab, er grüßte noch einmal, und beide gingen ſie dann ihre verſchiedenen Wege auseinander, wie ſie ſie bisher immer gegangen waren.

3.

Das Lindenhäuschen.

Es geht die Sage, daß wenn in der Schweiz ein thauiger ſonnenheller lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge ſteht, und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Maulthier ſchnauft, oder ein Bröſelein fällt — ſich ein zartes Flöckchen von der Schneehülle löſet, und um einen Zoll tiefer rieſelt. Der weiche naſſe Flaum, den es unterwegs küſſet, legt ſich um daſſelbe an, es wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder, als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft einige Handbreit weiter auf der Dachſenkung des Berges hinab. Ehe man dreimal die Augen ſchließen und öffnen kann, ſpringt ſchon ein rieſenhaftes Haupt über die Bergesſtufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es ſchleudert, und wieder zu ſpringenden Häuptern macht. Dann ſchießt's in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig, und dröhnt. Das Krachen, welches man ſodann herauf hört, als ob viele tauſend Späne zerbrechen würden, iſt der zerſchmetterte Wald, das leiſe Aechzen ſind die geſchobenen Felſen — dann kommt ein webendes Sauſen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — dann Todtenſtille — nur daß ein feiner weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelblau empor zieht, ein kühles Lüftchen vom Thal aus gegen die Wange des Wanderers ſchlägt, der hoch oben auf dem Saumwege zieht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann iſt es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber ſchlägt ein Kreuz und denkt ſchauernd an das Geheimniß, das jetzt tief unten in dem Thale begraben iſt.

So wie die Sage das Beginnen des Schneeſturzes erzählt, iſt es oft mit den Anfängen eines ganzen Geſchickes der Menſchen.

Als Hugo der ſonderbaren Bitte des alten Mannes folgte, und in die Kir[illegible] von Sanct Peter ging, als er mit dem Manne geredet hatte, und ſich dann auf dem Heimwege befand, hielt er das Geſchehene für das unbedeutendſte Ereigniß ſeines Lebens, ja er hielt es für gar kein Ereigniß, und hatte gewiß nicht gedacht, daß das Ding der Anfangspunkt eines Geſchickes ſei, das beſtimmt war, ſeinem Leben eine ganz andere Geſtalt zu geben, als es ſonſt wahrſcheinlich gehabt haben würde.

Jetzt, da er dachte, daß er vielleicht mit ſeiner Unbekannten in eine nähere Verbindung kommen würde, erkannte er ſchon die Wichtigkeit, die jener Zufall auf ſein künftiges Leben ausüben könnte.

Die acht Tage, welche ſie ſich bedungen hatte, waren vorüber gegangen, und es war der Tag gekommen, an welchem er vor dem Kirchthore harren ſollte. Als die Glocke zehn Uhr ſchlug, ſtand er ſchon an dem Thore. Kurz darauf begannen drinnen die frommen Orgeltöne, und es miſchte ſich der ruhige Geſang der Kirche unter ſie. Ein Glöcklein klang etwas ſpäter — es klang, wie jenes Morgenglöcklein, da er vom Vaterhauſe ſcheiden mußte. Als nach dem Ende der Meſſe der Geſang des Dreimal heilig anfing, erinnerte er ſich an den Geſang der Gemeinde, der an Sonntagsnachmittagen gerne in der Kirche im Gebirge ertönte, zu welcher das Haus ſeines Vaters gehörte, und zu welcher ſie immer gingen, ihre Andacht zu verrichten.

Der Geſang wurde endlich aus, und in der Kirche geſchah der Segen. Aber ehe nach Beendigung des Gottesdienſtes der erſte Menſch aus dem Thore heraustrat, fuhr ein Wagen raſch vor daſſelbe vor, und hielt. Hugo ſchaute hin, und ſah, daß jenes grau gekleidete Mädchen, welches der ſchwarzen Geſtalt immer aus der Kirche gefolgt war, ganz allein darinnen ſaß, und ihm winkte, hinzu zu kommen. Er ging zu dem Fenſter des Wagens hinzu, welches von dem Mädchen herabgelaſſen worden war, und das Mädchen ſagte ihm, daß ihn ihre Gebieterin bitten laſſe, in dieſen Wagen einzuſteigen. Hugo that es, und als er auf dem Kiſſen Platz genommen hatte, fuhr der Wagen fort. Das Mädchen zog nun aus dem Beutel, den es am Arme hängen hatte, einen Brief hervor, und ſagte, dieſen hätte ihr ihre Gebieterin gegeben, damit ſie ihm denſelben einhändige, und er ihn während des Fahrens leſen möge. Hugo riß ſchnell das Siegel auf, entfaltete das Papier, und eine ſehr ſchöne fließende Frauenhandſchrift trat ſeinen Augen entgegen. Die Worte aber, welche dieſe Frauenhandſchrift enthielt, lauteten folgendermaaßen. „Ich laſſe Sie recht gerne in mein Haus eintreten, wie Sie gebeten haben, ſo wie ich recht gerne Ihren Gruß und Ihre ſanften Aufmerkſamkeiten vor der Kirche und in jener Gaſſe angenommen habe. Aber eine Bitte muß ich thun, ehe Sie mein Haus betreten, welche Sie gewiß erfüllen werden, da Sie ſo ſind, wie ich Sie mir gleich, da ich Sie das erſte Mal ſah, vorgeſtellt habe. Es walten über meinem Schickſale einige Schwierigkeiten, deren Herr ich nicht bin, wenigſtens jetzt noch nicht bin, fragen Sie mich daher nicht, wer ich bin, woher ich gekommen ſei, und in welchen Verhältniſſen ich lebe. Prüfen Sie in meinen Geſprächen und in meinem Umgange meine Seele und mein Weſen, ob dieſe für ſich genug thun oder nicht. Darnach richten Sie Ihren Entſchluß für die Zukunft. Ich werde mich nicht verſtellen — man könnte es auch nicht; denn wenn man auch die Seele durch die Lüge einer großen Thatſache verfälſchte, ſo blickt ſie doch aus tauſend kleinen, die vor dem Beobachter vorfallen, heraus, und zeigt ſich, wie ſie iſt. Wenn Sie mir die Freude machen, in meine Wohnung zu treten, ſo ſehe ich das als ein Zeichen an, daß Sie meine Bitte zu erfüllen geſonnen ſind. Sollten

Sie aber Ihren Grundſätzen zu Folge dieſe Bitte nicht erfüllen können, ſo machen Sie mir lieber den Schmerz, daß ich Sie heute nicht, und in alle Zukunft nicht mehr ſehe; denn aus Ihrem Fragen würde ſehr viel Kummer und ſehr viele Traurigkeit hervor gehen. Dann lebe ich fort, wie ich bisher gelebt habe. Ich werde Ihnen, wenn Sie kommen, einſtens ſchon alles enthüllen, wie es meine Pflicht und meine Verbindlichkeit iſt. Ich ſende Ihnen viele ſehr ſchöne Grüße. Cöleſte."

Hugo faltete das Papier wieder zuſammen, zog ſeine Brieftaſche hervor und legte das Schreiben hinein.

Das Mädchen, welches mit ihm fuhr, beobachtete ihn eine Weile, dann ſagte es: „Haben Sie den Brief geleſen?"

„Ja," antwortete Hugo.

„Dann hat mir meine Gebieterin aufgetragen, Sie zu fragen, ob wir zu ihr fahren ſollen, oder ob Sie an irgend einer andern Stelle aus dieſem Wagen zu ſteigen wünſchen."

„Wir fahren zu ihr," antwortete Hugo.

„Dann braucht der Kutſcher keine weitere Weiſung," ſagte das Mädchen. „er weiß ſchon, wohin er lenken ſoll."

Mit dieſen Worten lehnte ſie ſich wieder in den Wagen zurück, und die beiden Miteinanderfahrenden redeten von nun an keine Sylbe mehr zu einander.

Der Wagen rollte indeſſen ſehr raſch dahin, und war bereits, wie Hugo bemerkte, in der Hauptſtraße einer der Vorſtädte, ziemlich weit von der Stadt entfernt.

Endlich ſchwangen ſich die Pferde von der Straße ab, und fuhren durch das Thor eines Gartens hinein, wie ſie in den entfernten Theilen der Vorſtädte noch häufig zwiſchen den Häuſern liegen. In dem Garten ging ein breiter langer Sandweg zurück, auf dem man die Räder nicht rollen hörte, und führte einem weißen ſchönen Häuschen zu, welches zu beiden Seiten und rückwärts mit großen dichten Linden umgeben war, und nur mit der Stirne über die andern niedern Gebüſche des Gartens auf die Straße der Vorſtadt hinaus ſah. Vor dem Thore dieſes Hauſes hielt der Wagen. Das Mädchen ſtieg aus, Hugo folgte, und der Wagen fuhr wieder davon. Das Mädchen führte nun Hugo eine kurze breite Treppe hinauf, ſchloß zwei

Thüren auf, und geleitete ihn in die einzige Wohnung, welche das Häuschen im erſten Geſchoſſe enthielt: Es waren vier Zimmer in der Reihe, und ihre Thüren waren durch und durch offen. Im zweiten derſelben ſtand ſie, die ihn erwartete, — es ſchien, als hätte ſie ihm entgegen gehen wollen, von hier aus aber nicht weiter den Muth gehabt — ſie ſtand an einem marmornen Spiegeltiſche, der an einem Pfeiler war, und hielt ſich daran mit der einen Hand. Hugo hatte ſie nur immer in dem alten ſchwarzen Kleide geſehen, heute aber war ſie leicht und mit den Kleidern der Jugend angethan: er erſchrak ein wenig; denn ſo ſchön und ſo ſchlank und ſo groß hatte er ſie nicht gedacht. Von dem grauen Seidenkleide, das ſie umfloß, blickten die weißen Hände und das lichte Antlitz ſanft hervor. In den dunkelbraunen Haaren, welche beſonders reich waren, trug ſie gar nichts; aber dieſe Haare waren ſelber ein Schmuck, ſie waren unbeſchreiblich rein und glänzend, und die feinen Züge, und die großen Augen ſahen darunter wie ein ſüßer Himmel heraus. Sie war ſehr roth geworden, als er eintrat.

Hugo hielt ſeinen Hut in der Hand, verbeugte ſich vor ihr, und ſagte gar nichts. Sie ſprach auch nicht — und ſo ſtanden ſie einige Augenblicke. Dann fragte ſie ihn, ob er nicht in ihr Arbeitszimmer mit ihr gehen wolle. Er ging mit ihr. In dem Zimmer ſtand ein Stickrahmen am Fenſter, in der Ecke war ein Schreibtiſch, dann waren die anderen Geräthe, die gewöhnlich in ſolchen Zimmern zu ſein pflegen, kleine Tiſchchen, Schemel und dergleichen, an der Rückwand ſtand ein Sopha mit den dazu gehörigen Seſſeln, und davor ein großer Tiſch. Der Boden war mit ſchönen Teppichen belegt. Draußen wiegten ſich die grünen Baumzweige der Linden, es ſpielten Sonnenſtrahlen herein, daß geſprenkelter Schatten auf den Teppichen war. Sie ſetzte ſich auf das Sopha, und lud ihn zum Niederſitzen ein. Er legte ſeinen Hut auf eines der Tiſchchen, und ſetzte ſich auf einen Seſſel vor den Tiſch.

Sie ſprachen nun von gewöhnlichen Dingen. Hugo ſagte, daß ſehr viele Menſchen auf dem Wege ſeien, um das Freie zu gewinnen, um dort einen Theil des Tages zuzubringen, der gar ſo ſchön ſei. Sie lobte die Linden, die vor ihren Fenſtern ſtanden, und ſagte, daß ſie an ſo heitern Sommertagen, wie der heutige, einen äußerſt angenehmen Geruch herein duften.

Wenn aber große Hitze herrſche, dann zeigen ſie erſt ihre Trefflichkeit, weil ſie Schatten und beinahe möchte man ſagen, ein kühles erquickendes Lüftchen herein ſenden.

Nachdem ſie eine Weile ſo geſeſſen waren, ſtand Hugo auf, um ſich zu empfehlen. Sie begleitete ihn durch die zwei Zimmer — denn das Arbeitszimmer war das dritte — und als ſie in das letzte Zimmer hinaus gekommen waren, fragte er ſie, ob er die Freude haben könne, ſie wieder einmal beſuchen zu dürfen. Sie ſagte, daß er jeden dritten Tag um die vierte Nachmittagsſtunde kommen dürfe, und daß ſie ſich freuen werde, wenn er komme; nur möchte er jetzt nicht mehr vor der Kirche oder in jener Gaſſe mit ihr zuſammen treffen, wo er ſie bisher geſehen, und auch ein paar Male mit ihr geſprochen habe. Hugo ſagte, daß er ihre Worte befolgen werde, verbeugte ſich und ging fort. In den Vorzimmern, welche ihm das Mädchen aufgeſchloſſen hatte, das er ſonſt immer in grauen Kleidern der Gebieterin aus der Kirche folgen geſehen hatte, ſaß an einer Arbeit daſſelbe Mädchen, war aber heute nicht grau, ſondern in die gewöhnlichen bunten Kleider ihrer Gattung gekleidet. Es ſtand auf, da

Hugo das Zimmer betrat, öffnete wieder die Schlöſſer, um ihn hinaus zu geleiten. Unten im Erdgeſchoſſe ſah Hugo neben dem Ausgangsthore ein Stübchen, deſſen Thür zur oberen Hälfte aus Glas beſtand. Daraus ſah das Geſicht eines Thürſtehers heraus, und dieſer machte, da Hugo heraus ging, demſelben eine Verbeugung, und lüftete den Hut. Hugo hatte beim Hereingehen auf jene Stelle nicht hin geſehen.

Draußen ſtanden die Häuſer in zwei Reihen dahin und bildeten die Straße. Staub wogte in ihnen, und die beinahe ſteilrecht hereinfallenden Mittagsſtrahlen der Sonne beſchienen ihn. Die Menſchen wandelten in der Straße hin und zurück, wie ſie von ihren Geſchäften gezogen wurden. Hugo ging nach Hauſe und ſaß in ſeinem Zimmer nieder. Da die Stunde ſchlug, in welcher er gewöhnlich zu ſeinem Mittageſſen zu gehen pflegte, ſtand er auf, und ging in das Gaſthaus, wie er es bisher alle Tage gethan hatte. Nachmittag ſaß er bei ſeinen Arbeiten und am Abende ging er auf den Anhöhen um die Stadt ſpazieren, wie er bisher auch immer gethan hatte.

Als die drei Tage vorüber waren, ging er am letzten derſelben, da eben die vierte Nachmittagsſtunde ſchlug, in der wohlbekannten Vorſtadtſtraße dahin. Er kam zu dem Garten, und das weiße Häuschen ſchimmerte ihm aus den Linden, wie ein ſchönes Geheimniß entgegen. Er öffnete das Gartengitter, das heute eingeklinkt, nicht wie damals, wie er hereinfuhr, geöffnet war, that es hinter ſich zu und ging den bekannten Sandweg entlang. Der Garten hatte nur Grasplätze und Zierbäume, keine Blumen oder Obſt tragende Bäume oder Geſträuche. In dem Stübchen unter dem Thorwege ſah er denſelben Thürſteher aus dem obern Theile der Glasthür heraus ſehen. Er war ein ſchon ſehr betagter Mann. Hugo ging die Treppe hinan, klingelte an der äußern Thür der Wohnung, und daſſelbe Mädchen, welches ſonſt immer da war, öffnete ihm auch heute, und geleitete ihn zu der Gebieterin hinein. Dieſe war ihm bis in das äußerſte Zimmer entgegen gekommen, und führte ihn dann, wie das erſte Mal, in ihr Arbeitsgemach zurück. Sie war heute wieder nicht in ihr Schwarz, in dem er ſie kennen gelernt hatte, gekleidet, ſondern, wie das erſte Mal mit grauer Seide, war ſie heute mit dunkelgrüner angethan. Jedes der Kleider war ſehr einfach, aber ſehr edel gehalten. Im Stoffe reich, ſpannten ſie um die Hüften, und floſſen dann in ruhigen Falten hinab. So wie das vorige Mal hatte ſie auch heute gar keinen Schmuck an ſich, nicht einmal einen Ring an einem Finger — das Kleid ſchloß an dem Halſe, dann war das Haupt mit den geſcheitelten braunen Haaren, und den glanzvollen großen Augen, mit denen ſie ihn anſah, als er hereingetreten war. Hugo war nun in dem Zimmer — heute hatte er ſchon mehr Macht gehabt, die andern Zimmer, durch die er gekommen war, zu betrachten. Sie waren ohne Prunk, faſt möchte man ſagen, zu dünne, aber ſehr vornehm eingerichtet. Er legte ſeinen Hut ab, und ſetzte ſich auf denſelben Seſſel, wie das erſte Mal. Sie ſaß in den Kiſſen des Sophas, und ſah auf ihn hin. Sie fragte ihn, ob er, ſeit ſie ſich nicht geſehen haben, immer wohl geweſen ſei, und ob er ihrer gedacht habe. Er antwortete, daß er wohl ſei, und daß er nicht nur ihrer gedacht, ſondern daß er faſt ſonſt nichts gedacht habe, als an ſie. Sie war bei ſeinem Eintreten wie das erſte Mal erröthet, und bei dieſen Worten erröthete ſie noch mehr.

Sie hatte ihn das vorige Mal gar nicht um ſeinen Namen oder etwa um andere Verhältniſſe gefragt, ſie that es auch heute nicht. Er aber erzählte ihr freiwillig, daß er ein fernes Haus auf ſehr ſchöner grüner Halde habe, um die hohe Berge mit ehrwürdigen Häuptern ſtehen — er erzählte ihr von ſeiner Jugend, die er ſo vereinſamt verlebt habe, und in der er ſo glücklich geweſen ſei, er erzählte ihr von ſeinem Vater, der ihn unterrichtet und mehr geliebt habe, als er verdiente, er erzählte ihr von dem Abſchiede von dieſem Vater, von dem Tode deſſelben, und von dem Schmerze, dem er ſich über dieſen Tod hingegeben habe. Von der Mutter könne er ihr wenig erzählen, er habe ſie kaum gekannt, aber der Vater habe öfter von ihr geſagt, wie ſie gut geweſen, und wie ſie für ſein Glück viel zu frühe geſtorben ſei — aus dieſen Reden habe er ſie auch lieben gelernt, und ſei manchmal, nicht blos mit dem Vater, ſondern auch allein zu dem Hügel Erde hin gegangen, unter dem ihre Glieder ruhten. Er erzählte ihr dann ferner, wie er in dieſe Stadt gekommen ſei, wie er ſich hier eingerichtet habe, womit er ſich beſchäftige, und was ſeine Abſichten für die Zukunft ſeien. Von der Veranlaſſung, durch die er ſie kennen gelernt, ſo wie überhaupt von dem, was darauf gefolgt iſt, ſagte er kein Wort.

Sie hörte ihm aufmerkſam zu, hatte die Augen auf ſeine redenden Lippen geheftet, und in dem Angeſichte war etwas, wie Rührung, oder beinahe, wie Wehmuth gezeichnet. Sie ſagte ihm, ſie könne ihn aus ihrem Herzen verſichern, daß ſie eben ſo einſam, vielleicht noch viel einſamer auf dieſer Erde ſei, als er. Sie habe bisher Niemanden gehabt, der eine anhängende Neigung gegen ſie bewieſen habe, außer Dienſtboten, die ihr gut geweſen ſeien, ihm war ein Vater zur Seite geſtanden, an den, wenn er ihn auch verloren habe, er ſich erinnern könne. Sie habe nie jemanden gehabt. Jetzt kenne ſie nur ihn. Sie habe ihn beim erſten Sehen gleich als gut erkannt, und als verſchieden von allen andern. Und wie ſie bemerkt habe, daß er auf ſie ſchaue — und wie er vor der Kirchenthür geſtanden ſei, und wie ſie erkannt habe, daß er nur darum da ſtehe, daß er einen Blick auf ſie thun könne, ſo ſei die außerordentlichſte Freude in ihr Herz gekommen. Sie habe ſchwere, ſchwere Schickſale erlitten.

Beim Abſchiede bat ſie Hugo, ſie möchte ihm ihre Hand reichen. Sie hatte ſchon damals, als er ihr in der einſamen Gaſſe das verlorne Blättchen darreichte, keine Handſchuhe gehabt, ſpäter, da ſie ihm aus dem ſchwarzen Aermel hervor zum erſten Male die Hand gab, hatte ſie auch keine, und eben ſo hatte ſie die beiden Male keine, da er ſie beſuchte. Sie reichte ihm die Hand, und wie er dieſelbe in ſeine beiden faßte, herzlich drückte, und zum Kuſſe an ſeine Lippen führte, rannen reichliche Thränen über ihre Wangen herab.

Wie das erſte Mal führte ihn das Mädchen durch die Vorzimmer hinaus, er ging die Treppe hinab, ſah den alten Thürſteher, ging über den Sandweg des Gartens hinvor, und ſchritt durch das Eiſengitter auf die Straße hinaus. Der Gegenſatz des Alltäglichen mit dem, was er ſo eben erlebt hatte, drängte ſich ihm auch heute auf. Sie war wieder ſehr ſchön geweſen, und in dem ſchlanken zarten dunkelgrünen ſeidenen Kleide, das die kleinen Fältchen auf dem Buſen hatte, ſehr edel. Es war ihm, wie ein Räthſel, daß ſich die Pracht dieſer Glieder aus der unheimlichen Kleiderwolke gelöſet habe, und daß ſie vielleicht ſein werden könne.

Er kam, wie es verabredet worden war, am dritten Tage nach dieſem Beſuche wieder. Es war, wie die beiden Male. Das Eiſengitter war eingeklinkt, er öffnete es, ging über den Sandweg, ſah den Pförtner ſitzen, ging über die Treppe empor, fand das gewöhnliche Mädchen in den Vorzimmern, trat von dieſen in die Wohnung ein, und fand dort ſie. Sie empfing ihn jedes Mal, wie zu Anfang mit derſelben Befangenheit. Ihre Kleider, wie ſie auch wechſelten, waren immer ſehr rein, ſehr ſchön und ſehr einfach. Vorzüglich liebte ſie Seide. Jedes Kleid ſchloß ſich am Halſe. Dann war, wie wir oben ſagten, das Haupt mit den großen glänzenden Augen. Ihr Sinn für Reinheit erſtreckte ſich auch auf den Körper; denn das Haar, das ſie einfach geordnet als einzige Zierde um das Antlitz trug, war ſo gänzlich rein gehalten, wie man es ſehr ſelten finden wird. Auch die Hände und das Stückchen Arm, das etwa ſichtbar wurde, waren rein und klar. Sie trug nie Handſchuhe, an keinem Finger einen Ring, an dem ſchönen Arme, der ſich, wenn die Aermel weit waren, am Knöchel zeigte, kein Armband, und auf dem ganzen Körper kein Stückchen Schmuck. Unter dem langen Schoße des Kleides, wie ſie häufig die vornehmeren Stände haben, ſah die Spitze eines ſehr kleinen Fußes hervor.

Sie ſaßen, wenn Hugo kam, beiſammen und ſprachen. Sie lernten ſich immer mehr kennen — und ſie, die auf der Gaſſe eigentlich ſchon viel bekannter geweſen waren, waren im Zimmer viel ſchüchterner, viel fremder, und mußten das Geſchäft gegenſeitigen Erkennens beginnen. Wenn er fort ging, ſtanden ſie wohl im zweiten Zimmer, wo er ſie zum erſten Mal hier geſehen hatte, und wo der Marmortiſch iſt, eine Weile bei einander ſtille, hielten ſich an den Händen, und wünſchten ſich dann eine recht freundliche gute Nacht.

Sie ſprachen von verſchiedenen Ereigniſſen des Tages. Am liebſten fragte ſie ihn, was er in der Zeit, als ſie ihn nicht geſehen, gethan habe. Er erzählte ihr mit der Unbefangenheit, die die Natur ſeines Wandels ihm eingab, wie er gelebt habe, wohin er gegangen ſei, und was er in ſeiner Stube an ſeinen Arbeiten vollbracht habe. Sie horchte ihm bei dieſen Schilderungen recht gerne, weil er vielleicht bei ihnen am reinſten und klarſten erſchien. Einmal ſagte ſie ihm, ſie habe ihn auf ſeinem Pferde geſehen, wie er durch die Stadt gegen das Freie hinaus geritten ſei. Er erröthete heftig bei dieſer Eröffnung; denn obwohl er ſie in der Kirche und in jener einſamen Gaſſe geſehen, und auch geſprochen hatte, hatte er dieſes faſt vergeſſen, und konnte ſich ſie nur in dem Lindenhäuschen, nicht in der Stadt vorſtellen, wie ſie etwa gehe, oder fahre. Wenn ſie ſo von ſeinen Arbeiten oder, wie man ſie beſſer nennt, von ſeinen Vorübungen ſprachen, geriethen ſie nicht ſelten auf die Begebenheiten, die eben in jener Zeit vorfielen. Sie fragte ihn um ſeine Meinung, er ſetzte ſie auseinander, und ſie ſtimmten immer in ihren Anſichten überein. Vorzüglich hegte ſie den Glauben und den Wunſch, daß die deutſchen Waffen einmal ſich vereinen, ſich mit andern verſtärken, ſchnell den Sieg und die Entſcheidung erringen, und den goldenen ſehnlich erwarteten Frieden herbei bringen möchten. Er ſagte dann, daß er nicht blos den Wunſch habe, ſondern, daß das ein Ereigniß ſei, welches ganz gewiß eintreten müſſe, daher er ſeine Lebensrichtung auf daſſelbe allein genommen habe. Was ſie ſonſt über die Dinge der Welt und der Menſchen, über die Natur und ihre Schönheit ſprachen, lautete bei beiden gleich oder ähnlich.

Obwohl er, ſeinem Verſprechen getreu, nie um ihre Verhältniſſe fragen zu wollen, ſich auch die Frage nicht erlaubte, ob er denn nicht öfter, als nur jeden dritten Tag kommen dürfe, weil er dieſe Frage für eine verlarvte andere hielt, die das Weſen ihrer Verhältniſſe berührte: ſo konnte er es ſich doch nicht verſagen, als ſie wieder einmal Abſchied nehmend bei einander ſtanden, ſich an den Händen hielten und ſie ihn bat: „Kommen Sie doch nach drei Tagen wieder" — die Worte auszuſprechen, daß es ihm eine ſehr große Freude, ein Glück ſein würde, wenn er nicht blos in drei Tagen, ſondern öfter, ja täglich ihr Angeſicht ſehen und ihre Worte hören könnte.

„So kommen Sie alle Tage," ſagte ſie mit eben ſo ſichtlicher Freude, mit der er es anhörte, „ach, es iſt ja mir auch ein Glück, daß ich Sie ſehe und Ihre Worte höre. Aber kommen Sie täglich erſt um vier Uhr, richten Sie Ihre Beſchäftigungen ſo ein, wenn es nämlich geht, daß es ſein kann."

„Es kann ſein," ſagte Hugo, „ich komme gerne, recht gerne."

Und er kam nun täglich. So wie der vierte Glockenſchlag Nachmittags von den Thürmen fiel, ging er in der Straße der Vorſtadt, öffnete das Gitter, und das weiße Häuschen ſchaute freundlich grüßend aus den dunklen Linden herüber.

Ihr Umgang wurde immer inniger und traulicher.

Was ſich ihre Angeſichter verſprochen hatten, da ſie ſich noch vor der Kirche und dann in jener einſamen breiten Gaſſe angeſchaut hatten, das war in Erfüllung gegangen. Aus beiden Herzen brach die Liebe hervor. Sie ſagten es einander unverholen, waren freudig, als wenn eine Laſt von ihnen genommen wäre, und waren ſelig in dieſem Gefühle und in ſeinen kleinen unbedeutenden Aeußerungen.

Es breitete ſich von nun an eine heitere Freude, ein inneres Glück über ſie aus, und beide folgten recht gerne dem ſanften Zuge dieſer Tage.

Dennoch war es zuweilen, wenn Hugo fröhlich von ſeiner Zukunft ſprach, und offen ſein unbefangenes Herz hinlegte, daß ſie traurig wurde, daß ſie wehmüthig drein ſah, und mehr als ein Mal von ihm mit Thränen in den Augen angetroffen wurde. Er ſchrieb dieſes der Unklarheit ihres Verhältniſſes zu, und forſchte nicht. Sie hatte alles, was ſich nur immer in ſeinem Leben zugetragen hatte, von ihm erfahren, er aber wußte von ihr nichts. In ſolchen Tagen gab er ihr nur treuere innigere Beweiſe ſeiner Liebe, wodurch ſie gewöhnlich nur noch mehr erſchüttert wurde.

Er hielt auch ſein Verſprechen, daß er nie um ihre Schickſale fragen wolle, getreulich. Er entließ kein Wort und keine Anſpielung auf dieſe Dinge. Er hätte wohl irgend wo in der Stadt fragen können, wem das Häuschen gehöre, das in dieſer und jener Vorſtadt in dem Garten, wo die vielen Linden ſind, ſtehe, er hätte dann den Eigenthümer aufſuchen und ihn fragen können, wer das weibliche Weſen ſei, das ſein Haus bewohne, oder wenigſtens in welchen Verhältniſſen ſie hier ſtehe — er hätte durch ihre Leute oder andere hinter die Sache zu kommen ſuchen können, ſie hat ihn in jenem Briefe nicht gebeten, es nicht zu thun; ſie hat es ihm nicht zugetraut, und darum that er es auch nicht. So wie es nicht in ihrem Karakter lag, auf dieſen Fall zu denken, ſo lag es nicht in dem ſeinen, ihn zu benutzen, wenn er auch darauf dachte. Unter ſeinen Bekannten ſagte er auch keinem einzigen etwas von ſeinen Beſuchen in dem weißen Häuschen, er erfuhr daher von dieſer Seite ebenfalls nichts, und ſo war er an dem letzten Tage, nachdem er ſchon bedeutend lange zu ihr gekommen war, über ihre äußeren Verhältniſſe eben ſo unwiſſend, wie er es an dem erſten Tage geweſen war.

Aber ihre inneren kannte er beſſer. Wie ſie es einſtens verſprochen hatte, ſo geſchah es. Ihre Seele lag in den vielen Geſprächen, die ſie hielten, ohne Rückhalt und meiſtens unwillkürlich vor ihm — und dieſe Seele war ſeinem Sinne ganz recht. Er kam ſehr gerne zu ihr, ward ſehr gerne empfangen und blieb täglich länger. Beide wurden ſie nach und nach immer ſeliger gegen einander gezogen. Sie neigte ihr ſüßes Angeſicht zu ihm, und es zitterte Freude darin, ſo wie Freude in ihm zitterte. Wenn er durch die zarte Seide ihre Glieder fühlte, die er ſich ſonſt kaum anzuſehen getraut hatte, ſo floß es wie ein Wunder durch ſein Leben.

Er fragte jetzt, da ſie in dieſer Lage mit einander waren, nicht, wie einſtens in der einſamen Gaſſe, ob ſie ſeine Gattin werden wolle, weil er ſeines Verſprechens eingedenk war, und weil er dachte, ſie werde ſchon einmal alles, alles enthüllen, wie ſie es ja verſprochen habe.

Das Einzige, was ſie äußerte, beſtand darin, daß ſie ſchon ein paar Mal geſagt hatte, er dürfe ſie nie, unter gar keiner Bedingung verlaſſen, worauf er immer geantwortet hatte, was ihr denn beikomme, das werde nie, nie geſchehen. Solches ſei ihm fremder, als ſich nur immer Feuer und Waſſer fliehen können.

Einmal, da ſie wieder, während große Zärtlichkeit in ihrem Angeſichte ſchimmerte, daſſelbe verlangt hatte, ſagte er: „Eine Bedingung gibt es doch.“

„Welche?“ fragte ſie.

„Dieſe kann ja nie eintreten,“ ſagte er gütig.

„Ich möchte ſie doch wiſſen,“ fragte ſie.

„Wenn ich Untreue erführe,“ antwortete er.

„Nein, dieſe wird nicht eintreten,“ ſagte ſie. — —

Oft, wie die Zeit ſo dahin floß, war es Hugo, als müſſe nun ein Gutes, Frommes, Seliges kommen — — aber es kam nicht. Ein trauriges Herz Cöleſtens lag oft vor ſeiner Seele, und eine Unheimlichkeit dauerte fort, obgleich ſie ihm mit ihrem ganzen Weſen ergeben war, und er ihr ganzes Weſen in ſein tiefſtes Herz aufgenommen hatte.

Auch andere Dinge fing er an zu bemerken. Wenn ihn in der Nacht die Unſtätigkeit trieb, und er an ihrem Hauſe vorüberging, ſah er nie ein Licht in den Fenſtern. Wenn er ſie beſuchte, ſah er, daß in ihrer Wohnung immer alles auf dem alten Platze liege, und daß die Stickerei am Rahmen nicht vorrücke. Oft war eine

Luft in den Zimmern, nicht wie die der Wohnlichkeit, ſondern wie in verſchloſſenen Räumen. Wenn er im Laufe des Tages, etwa Vormittags, da er nicht arbeiten konnte, vorbei ging oder ritt, ſah er nie Rauch aus dem Schornſteine ſteigen, ſo wie er ſich nicht erinnern konnte, je Küchenfeuer geſehen oder bemerkt zu haben. Daß er immer nur das Mädchen, welches ſonſt in grauer Kleidung der Gebieterin aus der Kirche gefolgt war, und im Stübchen unter dem Thorwege nur den alten Mann geſehen habe, war ihm ſchon früher aufgefallen, allein er dachte damals, die andern Leute und die andern zur Häuslichkeit gehörenden Räume werden ſchon in einem andern Theile der Wohnung ſein. Jetzt fiel ihm dieſes wieder ein.

Eines Abends, da er zu lange geblieben war, und ſpät in der Nacht unter einem gewitterzerriſſenen Himmel nach Hauſe ging — ſchrie es in ihm auf: „Das iſt die Liebe nicht, das iſt nicht ihr reiner, goldner, ſeliger Strahl, wie er immer vorgeſchwebt, daß er aus einem Engelsherzen brechen werde, und das andere verklären — — nein — nein, das iſt er nicht.“

Er hörte in einem der nächtlichen Häuſer einen

Finken ſchlagen. Das Thier mußte eingeſperrt, vielleicht geblendet ſein, und daher die Nacht, weil es ſehr ſtille und gewitterwarm war, nicht kennen. Hugo mußte bei dieſen Tönen an das alte Haus auf der Bergeshalde denken, wo dieſe Vögel am Glanze des Tages freudig auf freien Bäumen geſchlagen hatten — und vor dem alten Hauſe mußte er ſich den grauen unſchuldigen Vater ſtehend denken. — Er ging ſchneller in den Gaſſen, daß ſeine Tritte hallten. Obwohl es ſchon tief im Herbſte war, ſo richtete ſich doch ein ſeltſames verſpätetes Gewitter am Himmel zuſammen. Seine ſtillen ſchwarzen Wolken hingen ſo tief, daß ſie ſich faſt in die Thürme der Stadt drückten. In den Häuſern waren keine Lichter, kein Wanderer ging, und von den Uhren der Kirchen fielen einzelne Glockenſchläge, die die Stunde ſchlugen.

Als Hugo nach Hauſe gekommen war, ſaß er an dem Tiſche nieder und ein Strom von Thränen floß aus ſeinen Augen.

Viele Wochen waren bis jetzt vergangen geweſen, ſeit denen er täglich, das außerordentliche ſchöne Weib in dem weißen Häuschen beſucht hatte, das ihm unſchuldig, treu, willenlos, wie ein liebliches Kind hingegeben war. An dem Tage aber, als das Gewitter in der Nacht ſeinen Regen über die Stadt geſchüttet hatte, und nun eine kühle reinliche Luft an dem Himmel ſtand, ging er zum erſten Mal nicht zu ihr, obgleich ſie ihn erwarten mußte.

Am zweiten und dritten Tage ging er auch nicht.

Am vierten, da die gewöhnliche Stunde ſchlug, ging er doch gegen das Gitterthor zu. Es war, wie ſonſt, nur eingeklinkt, er ging hindurch, ging über den Sandweg, und kam zu dem Hauſe. Aber der erſte Blick zeigte ihm, daß alles geändert ſei. Das Hausthor war gewöhnlich geſchloſſen, und nur ein in daſſelbe geſchnittener kleinerer Flügel war zum Oeffnen geweſen — heute ſtand das ganze Thor offen. Die Fenſter des Stübchens, in welchem immer der Thürſteher geſeſſen war, ſtanden ebenfalls offen, und das Stübchen war leer. Hugo ging nun über die Treppe hinauf, die Flügel der Thüren in die Vorzimmer waren offen, und durch die, die in die Wohnung führten, kam er leicht hindurch, weil ſie dem erſten Drucke nachgaben — aber in den Vorzimmern war keine Dienerin, noch irgend ein Geräthe geweſen — und die Wohnung ſtand leer. Auf der Treppe hatte er Staub und Kehricht gefunden, durch die Zimmer, in denen er jetzt ſtand, wehte die Luft des Himmels; denn die Fenſter waren offen, und die Wände, an denen ſonſt die Geräthe, der Marmortiſch, der Spiegel und anderes geweſen waren, ſtanden nackt. — Hugo meinte, er müſſe ſich einen Augenblick die Augen zuhalten, bis dieſes Blendwerk vorüber ſei. Aber es dauerte fort, und die Wohnung ſah ihn immer mit derſelben Unwirthlichkeit an. Er ging durch alle Räume, er ſah jetzt auch die Küche und die anderen zum Hausweſen gehörenden Fächer. Aber die Küche war leer, der Heerd kalt, und in den Fächern ſtanden kaum einige der gewöhnlichen Geſtelle. Er lief nun die Treppe hinab, um in dem Erdgeſchoſſe nachzuſehen: aber hier war es auch wie oben. In dem ganzen leeren Hauſe war nicht ein einziger Menſch. Hugo ging nun in den Garten. Auf den Wegen lag das von dem Winde des letzten Gewitters herabgeſchüttelte ſich ſchon herbſtlich färbende Laub, und daneben ſtanden die bereits gelb und röthlich ſchillernden Geſträuche — aber es war auch im Garten kein einziger Menſch. — Hugo blieb nun nichts übrig, als auf dem breiten bekannten Sandwege, in welchem er heute

Räderſpuren ſah, zurück zu gehen, und durch das Eiſengitter hindurch das Freie zu ſuchen.

Er that es auch und fragte noch in mehreren Nebenhäuſern rechts und links, ob ſie nichts von dem Sachverhalte des weißen Häuschens wüßten. Allein ſie wußten nichts. Nur den Namen und die Wohnung des Eigenthümers des Häuschens konnten ſie ihm angeben. Er gedachte nun wohl ſeines Verſprechens, nicht nach den Verhältniſſen Cöleſtens forſchen zu wollen, aber unter den gegebenen Umſtänden hielt er Forſchen für erlaubt, ja vielleicht für geboten, da er ihr ſelber durch ſein Ausbleiben den Weg der Eröffnung abgeſchnitten hatte. Er nahm ſofort einen Wagen, fuhr zu dem Eigenthümer des Häuschens, und legte ihm Fragen über das weibliche Weſen vor, das in ſeinem Hauſe gewohnt habe.

Der Mann ſagte, er wiſſe wohl, daß eine Dame ſein Gartenhaus bewohnt habe, aber geſtern ſeien von dem Haushofmeiſter derſelben, den man Dionis genannt habe, die Geräthſchaften fortgebracht worden. Heute habe er die Fenſter und Thüren öffnen laſſen, damit die Wohnung auslüfte, dann denke er ſie wieder zu vermiethen. Sonſt wiſſe er nichts, Dionis habe geſtern den Reſt der Miethe bezahlt.

„Seit wann iſt das Häuschen an die Dame vermiethet geweſen?“ fragte Hugo.

„Seit dem Frühlinge“ antwortete der Eigenthümer.

Hugo fuhr nach dieſen Erkundigungen nach Hauſe, und verbrachte den Reſt des Tages in ſeiner Stube. Am andern Morgen um zehn Uhr ging er in die Kirche von Sanct Peter. Aber die ſchwarze Geſtalt kniete nicht, wie gewöhnlich, an dem Altare. Die Meſſe wurde aus; alle gingen fort — ſie war nicht da geweſen. Den nächſten Tag ging er wieder in die Kirche, er wartete nach der Meſſe in der einſamen breiten Gaſſe — aber er ſah ſie nicht. Dies that er nun mehrere Wochen hindurch, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Er war unterdeſſen auch wieder einmal in dem Garten geweſen, in welchem das Lindenhäuschen ſtand — aber es wohnten jetzt bereits fremde Leute darinnen. Unter allen ſeinen Bekannten und unter andern Leuten forſchte er herum, allein er hatte ſein Geheimniß ſo gut bewahrt, und von der andern Seite war es ſo gut bewahrt worden, daß Niemand auch nicht die entfernteſte Ahnung von der Bedeutung des Häuschens hatte.

Hugo meinte, es könne gar nicht anders möglich ſein, er müſſe das ſchöne, geliebte, durch ſo lange Zeit her täglich geſchaute Angeſicht wo ſehen!

Aber er ſah es nicht.

Nachdem ſchon das Forſchen Monate gedauert hatte, nachdem ſchon der Winter ſeine Flocken und ſeine Eisdecke auf die Stadt herabgeworfen hatte, gab er ſeine Bemühungen auf. Er ſaß in ſeinem Zimmer, und hielt das ſchöne müde Haupt in ſeinen beiden Händen.

4.

Das Eichenſchloß.

Wie ein warmer Tag des Herbſtes die ganze Haide mit den unſichtbaren Fäden des Nachſommers überſpinnt, der Morgen nach der Nacht aber, die ihre Thauperlen darauf fallen ließ, das ganze Gewebe weithin ſichtbar macht, grau, feucht, blitzend, über alle Gräſer geſpannt: ſo hatte ſich ein Schleier gewoben durch das ganze deutſche Land, an jedem Jünglingsherzen war ein Faden angeknüpft — und längs dieſes Fadens lief die Begeiſterung. Wohl ahneten und wußten einzelne Herzen um den Schleier, aber es fehlte nur noch die Sonne, die da aufgehen, das Geſchmeide plötzlich darlegen, und allen weithin ſichtbar machen ſollte, daß es da ſei — gleichſam ein Kleinod für das Vaterland, und ein verderbliches Todtenhemd für den Feind. Das Morgengrauen für dieſe Sonne war gekommen, man hatte nicht gewußt wie — und die Sonne ſtand endlich auch da, man hatte ſie nicht aufgehen geſehen. Es kam eine ſehr ernſte Zeit. Alle Gefühle und Beſtrebungen, die ſonſt gegolten hatten, waren jetzt klein und nichtsbedeutend. Je mehr die entſchloſſenen Herzen Opfer bringen, hier Vater und Mutter, dort Weib und Kind, oder Schweſter und Braut verlaſſen und von ſich ablöſen mußten; deſto ernſter und heiliger wurde die Zeit — und deſto ernſter und heiliger wurden auch die Herzen. Eines derſelben ſchlug auch in Luſt und Bangigkeit in Hugo's Bruſt dem Augenblicke entgegen — in Luſt und Bangigkeit — aber nicht mehr ſo rein. In trüber Trunkenheit war es befangen, und er hatte einſt geglaubt, daß er den Tag ganz anders empfangen werde, als er ihn empfing. Wohl wurde auch ihm ſein Kummer, den er in dem Gemüthe trug, gegenüber von den Ereigniſſen, die ſich vor ihm aufrichteten, klein und faſt kindiſch, aber ganz tilgen konnte er ihn nicht, und in völliger ungetrübter Freude und Entſchloſſenheit ſeinem Ziele entgegengehen konnte er nicht. Wohl war ihm die Nothwendigkeit der Thaten wie ein helfender Gott gekommen, und hatte ihn auf ſeine Füße geſtellt, aber einen Reſt von ſeiner Vergangenheit und von ſeinen Schmerzen nahm er doch in die Thaten mit.

Es war endlich der Krieg ausgebrochen, und wie ſich bald zeigte, er war einer des Volkes, nicht blos der Mächte, und ſo wie Hugo, hatten Viele gefühlt und traten freiwillig gegen den Feind auf. Er ließ eines Morgens durch ſeinen Diener, der ein Soldat in mittleren Jahren war, alle nicht unmittelbar nothwendigen Sachen in einen Koffer packen, und übergab den Koffer einem Freunde zur Aufbewahrung. Das Andere, insbeſonders Bücher und Karten wurden in einen Mantelſack geſchnallt, die Pferde wurden geſattelt und gezäumt, die kleineren Waffen, Piſtolen und dergleichen, was leicht unterzubringen war, mitgenommen, und ſo ritten die zwei Männer aus der Stadt hinaus, in welcher Hugo jetzt ſo lange geweſen war, um den nächſten Platz zu gewinnen, an dem ſie ſich dem handelnden Heere zur Verfügung ſtellen konnten.

Es liegt nicht in unſerem Zwecke, die einzelnen Thaten, die Hugo nun verrichtete, zu verfolgen, oder gar die Kriegsereigniſſe jener Zeiten zu beſchreiben, ſondern wir beſchränken uns darauf, die fernere Entwicklung ſeines Lebens anzudeuten, und dann das zu erzählen, was mit dem, was wir oben geſchildert haben, wieder in weſentlicheren Zuſammenhang tritt.

Was von Hugo's Vater und von vielen Andern vorausgeſehen worden war, iſt eingetroffen. Es hatte ſich lange her vorbereitet. Gegen den einen Mann, der Europa's leuchtendſter Kriegsſtern, und deſſen größte Geißel geworden war, hatte ſich nun faſt dieſes ganze Europa erhoben — und Hugo ſtand mit dem glühenden Haſſe gegen alles Unrecht, der ihm eigen war, unter der Zahl ſeiner Feinde.

Es waren große Schlachten vorgefallen, es waren Wunder des wechſelnden Glückes geſchehen — es hatten ſich jene Großthaten ereignet, die das menſchliche Herz zerreißen, und es waren düſtere Schattenſeiten des menſchlichen Geſchlechtes vorübergegangen. Hugo hatte oft mitten in dem einen und dem andern geſchwebt. Dinge von ganz anderer Art und Weſenheit, als er je gedacht und geahnet, waren über ſein Herz gegangen. Hatte er gleich nicht jene großen Thaten zu thun vermocht, welche ihm einſt ſeine Kindeseinbildung vorgefabelt hatte, ſo war er doch ein wirkſam Körnlein von dem Gebirge geweſen, das den Mann, der zu ſtark und gefürchtet geworden war; endlich erdrückte. Hatte ſein Vater ein Recht gehabt, ſeine Waffen als Zeichen der Ehre in der alten Halle aufzubewahren, ſo hatte der Sohn ein noch größeres. Denn er hatte mehr gethan, und war bei größeren Ereigniſſen ein wirkender Theil. Waren die Kriege durch Vervollſtändigung der Mittel leichter zu führen geworden, ſo iſt ihr Kreis doch wieder durch den Geiſt des letzten Meiſters ſo erweitert worden, daß der alte Vater, wenn er noch gelebt hätte, bei den Erzählungen Hugo's geſtaunt haben würde, wie man denn dieſes oder jenes habe ausführen können, ohne in das Aeußerſte zu gerathen.

Unter den ſchweren Entwicklungen jener Zeit war Hugo ein Mann geworden — und jenes finſtere Blatt Weltgeſchichte, das damals abgehandelt wurde, hatte ſein Herz geſtählt, daß es jetzt in verhältnißmäßig viel jüngern Jahren feſter, ernſter und kälter gemacht worden war, als das des greiſen Kriegers geweſen iſt, der ihm als Lehrer und zu allen Zeiten als Muſter gedient hatte. Sein einſt ſo ſchönes, gutmüthiges Angeſicht hatte einen leiſen Zug von Härte bekommen, und ſein Auge war ſtrenge geworden. Aber dennoch wurde ſein hartes Antlitz und ſein ſtrenges Auge von den Untergebenen faſt abgöttiſch geliebt, weil er immer gerecht war, und von ſeinen Obern und ſeines Gleichen hochgeachtet und gefürchtet, weil er immer auf Ehre hielt.

So waren die Jahre, die zu Hugo's Thaten beſtimmt geweſen waren, vorüber gegangen, die große Begebenheit jener Zeiten war aus, der Feind war beſiegt, Europa hatte den Frieden, und unſere Heere waren auf dem Rückzuge aus Frankreich begriffen. Hugo hatte nun kein anderes Ziel mehr vor Augen, als, wenn der deutſche Boden erreicht, und die Heere in ihre alten Standpunkte eingerückt wären, den Dienſt zu verlaſſen, in das alte Haus auf der Berghalde zurück zu kehren, dort ſein Eigenthum zu bewirthſchaften, und die zu beſchützen und zu belehren, die ihm dort als Angehörige anvertraut waren. Sich zu vermählen, war er nicht geſonnen; theils hatte er in den Kriegslagern und in den ſtetigen Bewegungen jener Jahre nicht Zeit gehabt, irgend ein Mädchen kennen zu lernen, um ſie zu wählen, theils hatte er eine gewiſſe Abneigung gegen das weibliche Geſchlecht. Er war auf dem Rückwege aus Frankreich, und ſein Diener, derſelbe Soldat, den er in den Krieg mitgenommen hatte, war beſchäftigt, die Sammlung alter und ſchönen Waffen, die Hugo auf ſeinen Zügen erworben hatte, in Ordnung zu bringen, um ſie ohne Schaden und Verluſt in die Heimath zu ſchaffen.

In einer kleinen Stadt Frankreichs, deren Namen wir nicht näher anzugeben vermögen, aber ſie liegt ſchon ſehr nahe an unſerer deutſchen Grenze, war es einmal im ſpäten Herbſte, daß Hugo mit mehreren Kriegsleuten höheren Ranges auf dem Balkone eines Hauſes ſtand, in dem man ihnen ein unaufrichtiges Feſt gegeben hatte. Sie ſtanden, wie es nach einem Mahle gebräuchlich iſt, müßig, und ergötzten ſich mit Herumſchauen und Sprechen. Da fuhr unten ein Wagen vorbei, deſſen ſchöne braune Pferde bewundert wurden. Hugo aber ſah in dem Wagen jenen Greis ſitzen, der ihn einſtens in die Kirche von Sanct Peter zu gehen gebeten hatte. Er hatte den Mann längſt vergeſſen gehabt, aber wie er ihn hier fahren ſah, erkannte er ihn augenblicklich wieder. Er fragte die Umſtehenden, und mehrere aus dem Hauſe, wem der Wagen gehöre, und wer der Mann ſei, der darinnen geſeſſen iſt. Die einen wußten es nicht, und die andern hatten keinen Wagen vorbei fahren geſehen.

Hugo achtete nicht weiter darauf; denn im Kriege war er an ganz andere und wunderlichere Zufälle gewöhnt worden, als daß er einem Dinge Bedeutung zugeſchrieben hätte, das ihn nur in ſeiner Jugend angelockt hatte, eben weil er jung war.

Als man von dem Geſpräche auf dem Balkone auseinander gegangen war, wo man noch die Nachricht empfangen hatte, daß in drei Tagen eine erwartete Abtheilung eintreffen und man dann vereint den Marſch weiter fortſetzen werde — und als Hugo hierauf in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, fand er dort einen Diener mit einem Briefe auf ſich warten. Der Menſch ſagte, er müſſe eine Antwort mit ſich fort nehmen. Hugo öffnete das Blatt und erkannte die Schriftzüge Cöleſtens. Sie war zwar nicht unterſchrieben, aber in den Worten: „wenn er noch an ein Häuschen denke, um welches viele Linden geſtanden ſeien" erkannte er ſie, wenn er auch an der Schrift noch gezweifelt hätte. Das Blatt enthielt die Bitte, er möchte, ſobald es ihm möglich ſei, zu dem Schreiber dieſer Zeilen auf das Schloß Pre zum Beſuch kommen, wenn es auch nur kurz ſei, er werde ſehnlichſt erwartet.

Hugo ſchrieb auf ein Blatt, er werde morgen um drei Uhr Nachmittags, wo ihn der Dienſt entlaſſe, von hier nach Schloß Pre hinüber reiten. Er ſiegelte das Blatt und gab es dem Diener.

Obgleich im tieferen Frankreich in der Abtheilung, bei der Hugo ſtand, ſchon zwei Mal der Fall vorgekommen war, daß deutſche Krieger auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden waren, weßhalb jedes einſame Ausgehen oder Ausreiten verboten war: ſo ritt er doch, da es drei Uhr des andern Tages Nachmittags ſchlug, zum Thore des Städtchens hinaus. Er kannte Furcht als Beweggrund nicht. Er ritt ſogar ganz allein, und hatte auch vorher Niemanden geſagt, wohin er ſich begebe, damit er den Ruf des weiblichen Weſens, von dem er den Brief habe, nicht gefährde.

Außer dem Städtchen dehnte ſich eine ziemlich breite Haide, über welche er ſprengte, was nur ſein Rappe auszugreifen vermochte. Hierauf kam er über die ſanfte Wölbung eines baumloſen Rückens, jenſeits deſſen man ihm Schloß Pre bezeichnet hatte. Die Gegend war ſehr öde, und weit und breit war kein Haus. Als er die Schneide des Rückens erreicht hatte, ſah er in eine ſchöne Thalwieſe hinab, auf welcher viele Eichen ſtanden und unter ihnen das Schloß. Es war ein wenig düſter, und mit veralteter ſchwerer Baupracht der Lebenszeiten blickte es auf die öde Landſchaft hinaus. Hugo ließ ſein Pferd den Abhang hinab gehen, und kam an dem Schloſſe an.

Unter einem leichten Schauer der Erwartung ritt er durch das ſchwarze Thor ein, das hinter ihm das Gitter fallen ließ, weil man ſich noch immer vor ſtreifendem Geſindel fürchtete. Er dachte, da er an dem Mauerwerke des Hofes empor ſchaute, ob nicht hinter jenen Fenſtern oben eben ſo ein Herz poche, wie hier unten das ſeine. Derſelbe Diener, der ihm den Brief gebracht hatte, nahm ihm das Pferd ab, zwei andere riſſen die Thüren auf, dahinter erwartete ihn ein feingekleideter Mann, der ihn die ſchönen Treppen hinauf geleitete, durch prachtvolle Gemächer führte, und endlich auf eine Thür wies, durch die er eintreten möge.

Er trat ein. Ein leiſes „Ach“ entglitt unwillkürlich ſeinen Lippen; denn es waren die vier Zimmer des Lindenhäuschens, in denen er ſich befand — ſie waren bis in die kleinſte Kleinigkeit dieſelben, nur daß ſtatt der Linden ungeheure Eichen vor den Fenſtern ſtanden. Er ging durch das erſte Zimmer — er ging durch das zweite — — im dritten ſtand eine Frau in grauer Seidenkleidung an dem Marmortiſche des Spiegels wie einſt — ſie war etwas ſtärker geworden — bei dem Geräuſche ſeiner Tritte wendete ſie ſich — ſie war todtenblaß — ein Schrei — „Hugo!“ „Cöleſte!“ — und ſie lagen ſich in den Armen — alles war dahin: das ganze eherne Rad des Krieges war von ſeinem Herzen, und lange, lange Jahre von dem ihren. Die reinſte, wärmſte, ſüßeſte Flamme des Kuſſes wurde gefühlt, der holde Druck des Armes wurde empfunden, wie ſie die ihren um ſeinen Nacken, er die ſeinen um den ihrigen geſchlungen hatte. Es war zuerſt gar kein Laut — dann ein Stammeln, ein leiſes Seufzen zur Erleichterung der Freudenlaſt — Herz an Herz, Mund an Mund, ſo gepreßt, als ſollten ſie nie mehr von einander laſſen. In dieſem Augenblicke fühlte Hugo, daß er lange, lange nicht gelebt habe.

Da ſie ſich ſanft ſeinem Arme entwandt, rief ſie in dem ſchönen klingenden Deutſch, das ſie ſonſt immer geredet hatte: „Hugo, Hugo, wo biſt du geweſen — drei ganze lange Tage biſt du nicht gekommen — dann hab' ich dich eilf Jahre — eilf völlige Jahre nicht geſehen! Ich habe dich geſucht, faſt durch unſern ganzen Welttheil habe ich dich geſucht, mitten in Kriegen und Schlachten habe ich dich geſucht, und hier, hier, wo alles, was du rund umher erblicken kannſt, mein und dein iſt, hier mußte ich dich finden. Dionis, der dich heimlich von Paris her begleitete, ſchrieb mir erſt vor fünf Tagen, daß ihr in unſer Städtchen kommen und hier einige Zeit verweilen werdet. Ich habe den geſtrigen Tag, da ihr Morgens kamt, kaum erwarten können.“

Mit dieſen Worten führte ſie ihn zu dem Sopha, über dem er ein altes Bild, einen Ritter in wallenden blonden Locken darſtellend, hängen ſah.

„Blicke nicht hinauf, ſagte ſie, ich werde dir alles ſagen. O du theurer, du heiß geliebter Mann! alles, alles hat ſich gelöſet. Komme ſitze neben mir, wie einſt — — o Hugo, ich bin jetzt gut; ſeit jene Laſt von mir genommen iſt, ich bin ſo fromm, wie einſtens du. — — Aber du haſt dich geändert, unterbrach ſie ſich, du biſt ſo ernſt geworden.“

Und ſie ſah ihn, da ſie ſich niedergeſetzt hatten, mit den Augen ſo gut und ſo treu an, wie ſie es ſonſt faſt nie gethan hatte.

„Bin ich ernſter geworden, ſagte er, ſo ſind auch harte Jahre an mir vorüber gegangen. Cöleſte, ſei gegrüßt, ſei viele tauſend Male gegrüßt!“

Bei dieſen Worten hatte er zuerſt ihre Hände gefaßt, und dann drückten ſie ſich wieder in die Arme. Hugo that es etwas zurückhaltender und mit noch feinerer Hochachtung, als ſonſt. Dieſe Scheu zierte den Mann nun unendlich ſchöner, als ſie einſtens den Jüngling geziert hatte.

Mit ſehr weicher Stimme ſagte Cöleſte: „Ich bitte dich Hugo, jetzt höre mich an, ich kann es gar nicht erwarten, daß du alles wiſſeſt, was du einſt ſo großmüthig nicht gefragt haſt — jetzt darf ich alles ſagen — — aber du wirſt nicht viel Zeit haben.“

„Morgen um fünf Uhr beginnt mein Dienſt wieder, von dem ich mich noch nicht verabſchiedet habe,“ antwortete Hugo.

„Ich gebe dir Leute mit, ſagte Cöleſte, die dich beſchützen, wenn du in der Nacht in das Städtchen zurückreiten mußt. Ach in dieſer Novemberzeit wird es ja kaum ſpäter, als in einer Stunde ſchon Nacht werden.“

„Ich beſchütze mich ſelber, antwortete Hugo, laſſe dieſe Dinge mich machen, Cöleſte, und verkümmere uns mit ihnen nicht die Minute des Beiſammenſeins.“

„So höre Hugo, aber ich bitte dich, höre mich bis zu Ende, ſage nichts, kein Wort, bis alles aus iſt, dann rede. Ich bin aus einem, wie ſie hier ſagen, vornehmen Hauſe Lothringens. Meine Mutterſprache war deutſch; aber nur ſie kannte ich, nicht Vater und Mutter, beide waren geſtorben, ehe ich denken konnte. Mit fünfzehn Jahren befahl mein Vormund, daß ich vermählt würde, da ſich eine Gelegenheit ergebe, daß ein großes Vermögen zuſammenkäme und ein glänzendes Haus entſtünde. Mein zukünftiger Gatte war fünfzig Jahre alt, und ich, die damals gar nicht wußte, was Liebe und Ehe ſei, gehorchte dem Vormunde. — Hugo, höre mich ruhig. — Das glänzende Haus entſtand aber nicht. Schon am erſten Tage unſerer Ehe, weil damals in Frankreich eben die ſchweren traurigen Zeiten waren, mußte er ſich flüchten, und ich wurde ſpäter zu ihm über eure Grenze geliefert. Seine Güter und auch die meinigen waren in den Händen ſeiner Gegner. Er war über dieſe Dinge ſehr erbittert. Die große Summe, die er gerettet und mit ſich genommen hatte, däuchte ihm nichts, und ſein Groll wuchs täglich. Er verachtete ſeine Gegner unglaublich, und war der Meinung, daß eine Herrſchaft dieſer Art nur kurz dauern könne, und die alte Ordnung der Dinge ſich wieder herſtellen werde. Darum ſagte er oft, wenn ihn ſeine Lage peinigte: „Das alles muß wieder kommen!“ — Aber über eines war er troſtlos und verzweifelnd: ich blieb nämlich kinderlos — — ach, Hugo, daſſelbe Weib, das dein Entzücken und deine Wonne war, mußte körperliche Mißhandlung dulden. — — Ich lag oft auf den Knieen vor der gebenedeiten Jungfrau, ich, ein wehrloſes unſchuldiges Opfer, das nie etwas anderes gekannt hatte, als die Mauern meines Erziehungshauſes und die ſtarren Mienen meines Gatten, ich lag auf den Knieen und bat um die Erfüllung ſeines Wunſches — umſonſt — da that ich das Gelübde, meine Schönheit, auf die ich ſonſt ſo eitel geweſen war, zu vertilgen: ich verſprach der heiligen Jungfrau, daß ich täglich in den Kleidern einer Matrone, und mit dichtem herabgelaſſenen Schleier zu Fuße in die Meſſe gehen und vor dem Altare knieen wolle, bis kein Menſch mehr in der Kirche ſei, damit der Himmel den Fluch von mir nehme. — Das that ich mehrere Jahre — allein der Fluch wurde nicht von mir genommen. Mein Gatte wurde immer härter — ach, Hugo, als ich dein großes ſchönes Herz kennen lernte, wußte ich erſt, welch ein Tirann er geweſen war — aber früher litt ich alles, weil ich nicht anders wußte, als daß er mein Gemahl ſei, und daß ich ihm gehorſamen müſſe. Er wurde krank, langſam fiel er dem Grabe entgegen — und ſeine Ungeduld und ſein Grimm wuchſen immer mehr. Zwei Dinge waren es, die vorzüglich an ſeinem Herzen fraßen: zuerſt, daß in Frankreich die alte Ordnung immer nicht zurückkehren wollte — und zweitens, daß er mich aufs Tiefſte verachtete.“

„In jener Zeit geſchah es, daß er eines Entwurfes willen, in den er ſich eingelaſſen hatte, heimlich nach Frankreich reiſen mußte. Er ſchnürte ſeine Sachen, beſtieg den Wagen, und ließ mich in eurer Stadt zurück. Damals trat nun der Verſucher an mich. — —“

„Ach Hugo, ich will dir alles, alles ſagen — aber an dem, was Dionis vorſchlug, war ich ſo wahrhaftig unſchuldig, ſo wahrhaftig es eine ewige Seligkeit im Himmel gibt. — Dionis war der Haushofmeiſter meines Vaters geweſen, er wurde nach dem Tode deſſelben der meinige, und war mein Rathgeber und Freund. Wenn ich ſagen ſollte, daß er mir bis dahin je das geringſte Unrecht vorgeſchlagen habe, würde es eine Lüge ſein: aber der inbrünſtige Haß gegen meinen Gatten, und die große Liebe gegen mich mußten den alten Mann verblendet haben. Da ich durch die Entfernung meines Gemahles allein in ſeiner Obhut zurückgelaſſen war, erzählte er mir eines Tages eine Geſchichte von einer Frau, die an einen harten greiſen Mann geſchmiedet geweſen war, und vieles Unglück erduldet habe. Da ſei ihr ein ſchöner Jüngling erſchienen, ſie habe ſchöne Kinder gehabt, und habe das künftige Wohl des Hauſes gegründet. Viel ſpäter ſagte er einmal, daß er einen jungen blonden Mann kenne — weil mein Gatte auch blond war — der ſo ſchön und ſo unſchuldig ſei; wenn mich dieſer einmal erblickte, ſo würde er gewiß in heißer innerſter Liebe gegen mich entbrennen. — Da er aber ſah, daß ich die Rede nicht verſtand, und befremdet war, ſchwieg er von da an ſtille, und ich bemerkte, daß er ſich nun von mir zurück zog. — — O Hugo! ſeine Worte mochten eine Vorbedeutung geweſen ſein!"

Dem zuhörenden Manne öffneten ſich ſeine innern Augen, er ſah auf das erzählende Weib, unterbrach es aber nicht.

Sie fuhr fort: „Wenige Wochen nach dieſem Geſpräche, das ich doch nicht ganz vergeſſen konnte, ſah ich dich! Ich habe in jenem Morgen ernſtlich geglaubt, daß Niemand mehr in dem Gotteshauſe ſei, und ging mit gehobenem Schleier, weil es unter demſelben ſchwül war, gegen die Pforte zurück — da ſtandeſt du im hinteren Theile des Chores — wir ſahen uns — ich bemerkte gleich, daß du mich anblickteſt, und ließ den Schleier über das Geſicht fallen. — Damals dachte ich mir innerlich oft, wie ſüß, wie unendlich ſüß die Liebe ſein müſſe, und wie lohnend für alles Weh der Erde. Dann ſah ich dein Annähern — — Hugo, ich habe in jener Gaſſe nicht abſichtlich das Blatt fallen gelaſſen, daß du mir es bringeſt — oft hat mich der Gedanke gequält, daß du dieſes glauben könnteſt — — aber, da du es brachteſt, war mir die Handlung hold — — und es iſt im Ernſte wahr, wenn du grüßteſt, ſchwindelten mir die Häuſer der Straße vor dem Blicke. Als du mit mir endlich in der einſamen Gaſſe geredet hatteſt, entdeckte ich mich außer meinem Mädchen, das längſt mein Inneres kannte, noch Dionis, und fragte ihn um Rath. Der alte Mann zeigte viele Freude, er miethete das Gartenhäuschen, er borgte Geräthe und richtete es ein. Ich wohnte nicht dort, Hugo; jeden Vormittag ging ich meinem Gelübde nach in die Kirche, aber es war nicht mehr die von Sanct Peter, in der du mich zum erſten Male geſehen haſt; ſondern eine andere; im Nachmittage war ich in dem Häuschen, und du warſt bei mir. Mein Herz, das mir ſo viel verſprochen hatte, belog mich nicht. Ach! — warum mußteſt du denn mehrere Tage nicht kommen?! In der Nacht des dritten, an dem ich dich nicht geſehen hatte, mußte ich fort. Mein Gatte war in Genf todtkrank geworden, er ſandte einen Freund, mich augenblicklich zu holen; dieſer kam in der Nacht, wechſelte die Pferde, ließ mir ſo viel Zeit, daß das Nöthigſte gepackt wurde, und nahm mich fort. Ich konnte blos auswirken, daß mir Dionis erſt am nächſten Tage folgen dürfe, damit er dir alles ſage, und damit er mit dem Eigenthümer des Häuschens ins Reine käme. Das Letzte that er, aber ach, das erſte nicht, damit du nicht etwa auf die Spur kämeſt, wer ich wäre. Wenn ſich die Sache wie immer wendete, ſagte er, da er mich eingeholt hatte, ſo kämen wir entweder bald in deine Stadt zurück, oder könnten dir auf eine geſchickte Weiſe Nachricht geben. Der alte Mann fürchtete in der ſchwebenden Lage für meine Erbſchaft. Die Sache wendete ſich auch bald. Ich kam nach Genf, mein Gatte ſtarb, und machte mich zur Erbin ſeines und meines Vermögens. Ich weinte bitterlich an ſeinem Grabe; denn er war ein ſehr armer, armer Mann geweſen. — Als ſich meine Lebensgeiſter wieder geſammmelt hatten, richtete ich ſogleich alles in Ordnung, und wollte wieder zurück reiſen. Allein es war indeſſen der Krieg ausgebrochen, und hatte ſich beinahe mit den Flügeln des Windes über alle Länder ausgebreitet. Ich konnte nicht durch. Mit vieler Mühe und nach langer Zeit verſchaffte ich mir Päſſe aller Art — die Reiſe war ſehr langſam, da oft keine Pferde waren, oft die Leute ſie verläugneten — — Endlich kam ich an, aber du wareſt fort. Wie ich dachte, hatteſt du dich in die Reihe der Krieger geſtellt. — Nun forſchten wir Jahr nach Jahr, wir wußten nicht, bei welcher Macht, und in welcher Abtheilung du ſtündeſt — — die Kriege wälzten ſich hierhin und dorthin — — Hugo, viele lange Jahre haben wir geforſcht — endlich fanden wir dich — — du biſt da — —"

Das Weib hatte das Letzte faſt mit Angſt geſagt, und dann hauchte ſie beinahe nur noch die Worte hinzu: Nun, Hugo, rede."

„Wie ſieht denn Dionis aus? fragte er.

„Es iſt ein ſehr alter hagerer Mann mit weißen Haaren und blauen Augen, antwortete ſie.

„Ein wenig vorgebeugt?“

„Ein wenig vorgebeugt.“

„Traue ihm nicht mehr, ſagte Hugo, er war falſch gegen uns beide.“

„Laſſe jetzt Dionis, antwortete ſie, und rede — —“

Aber er redete nicht, ſeine Augen waren zu Boden geheftet — ſie ſchwieg auch und wartete.

Endlich ſagte er: „Heißeſt du auch wirklich Cöleſte?“

„Ja, ich heiße Cöleſte,“ antwortete ſie.

„Siehe, Cöleſte, das haſt du nicht gut gemacht, nicht gegen deinen Gatten und gegen mich. Ich kann dir nicht mehr trauen?“

„O meine Ahnung, kreiſchte das Weib, indem ſie ihr Angeſicht in die Kiſſen des Sophas verbarg, — eilf Jahre habe ich ihn gefürchtet, dieſen Augenblick.“

Eine Zeit lang hielt ſie die Glut des Antlitzes gegen die bergenden Kiſſen gedrückt. Dann hob ſie das Haupt wieder, um in ſeine Züge zu ſchauen. Er war aufgeſtanden, ſein Angeſicht war entfärbt, aber ſie konnte nicht erkennen, was in ihm vorgehe.

„Hugo, Hugo, rief ſie, blicke nicht ſo,“ — und halb knieend flehte ſie zu ihm: „Lerne mich nun auch als rein kennen, ich bin es — ich werde es ſein — o rechtfertige mich vor mir, und lerne mich kennen, daß ich gut bin — —“

Hugo wurde noch bläſſer, und ſagte: „Ich habe gedacht, ein anderes Leben führen zu wollen, als der Gatte einer Wittwe zu ſein, von dem ſie ſagen, daß er ſchon vor dem Tode ihres Mannes mit ihr im Einverſtändniſſe geweſen ſei.“

„Sie werden es nicht ſagen, Hugo, antwortete ſie, denn kein Menſch weiß es.“

„Ich ſelber würde es ſagen,“ erwiederte er.

„Du wirſt es nicht ſagen: denn du biſt unſchuldig, antwortete ſie; weißt du? du hatteſt nie eine Ahnung, daß du jemand andern liebeſt, als ein Mädchen.“

„Dann biſt du deſto ſchuldiger, ſagte er. Siehe, Cöleſte, hätteſt du mir geſagt, daß du ein vermähltes Weib biſt — ich wäre dir ferne geſtanden, ich hätte nie eine andere geliebt, und wenn der Himmel unſere Verbindung möglich gemacht hätte, ohne daß wir ſchuldig waren, wären wir frei eingegangen vor Gott und der Welt.“

„Ich hatte Angſt, dich zu verlieren," ſagte ſie ſchüchtern. — — „Wenn du verzieheſt."

„Das verſtehſt du nicht, Cöleſte," antwortete er. Ich verzeihe dir von Herzen, und beklage uns. Wäreſt du die niedrigſte Magd, wäreſt du die Tochter einer Stalldirne: auf dieſen Händen trüg' ich dich — — aber wie könnte ich jetzt vor dir ſtehen, der ich nie mit Wiſſen ein Unrecht an mir litt, wie könnt' ich vor den andern ſtehen, die mich ſcheuten und verehrten, und die mir nie die kleinſte Mackel ſagen durften?!"

„Alſo könnteſt du der ſogenannten Ehre das warme, ewige, klare Leben opfern?" fragte ſie.

Hugo antwortete nicht, ſondern er preßte die Hände an einander, und in dem ganzen Baue ſeines Körpers war eine Erſchütterung, wie wenn Thränen ausbrechen ſollten.

Sie ſah ihn einige Augenblicke mit den großen Augen an — dann aber ſagte ſie ſehr ernſt: „Ich habe dich nicht umſonſt gefürchtet — gehe — möge dir Gott im Himmel dieſe harte Tugend lohnen, aber mein Herz verflucht ſie; denn es wird gebrochen. — Ja, ich war eine Sünderin, aber die Sünde wurde mir nicht leicht; du haſt nur ihre holde Frucht geſehen, ihre Kämpfe trug ich allein. Meine Sünde iſt menſchlicher, als deine Tugend — geh' — ſo lange die Erde ſteht, wurde Niemand abgöttiſcher geliebt, als du. — — Nun gehe, Mann, gehe!"

„Wir ſind beide zu erregt," ſagte Hugo, „wir ſehen uns wieder, und ich werde dir die Sache auseinander ſetzen."

„Setze nichts mehr auseinander," ſagte ſie, es iſt ja deutlich. Gehe nur."

Und wie Hugo in Verwirrung ſich gegen die Stelle hin wendete, wo ſein kriegeriſcher Hut lag, trat über die Thürſchwelle ein Kind, ein wundervoll blond gelocktes Mädchen herein, und rief mit kindlich klarer Stimme: „Mutter!" — Aber wie ſie dieſe in Aufregung ſah, und den fremden Mann vor ihr ſtehen, ſchwieg ſie betroffen. Cöleſte warf ſich, als wäre jetzt erſt der fürchterlichſte Schlag gefallen, plötzlich mit einem lauten und ausſchweifenden Schluchzen in die Kiſſen des Sophas, als müßte ihr das Herz zerſtoßen werden. — Hugo betrachtete das Kind einen Augenblick, dann ging er auf daſſelbe zu, und legte unter unendlichen Thränen, die aus ſeinen Augen floſſen, den Arm um den dichten, ſeidenweichen Lockenwald deſſelben, beugte ſich, und küßte es heftig auf den Scheitel.

Das erſchreckte Kind hatte es gelitten — auf dem Sopha hatte das Weinen aufgehört, Cöleſtie hatte das Haupt empor gehoben, und lauſchte hin; aber wie er den Arm von des Kindes Locken löſete, ſeinen Hut nahm, und ſanft hinaus ging — da fiel ſie mit dem verzweiflungsvollen Schrei zurück: „Er kennt ſie nicht, er kennt ſie nicht.“

Hugo hatte kein Wort mehr geſagt, kein einziges; es iſt unbekannt, ob er nicht konnte, oder ob er nicht wollte. Unten ließ er ſich ſein Pferd vorführen, beſtieg es, und ritt zu dem Thore hinaus. Es war bereits ſchon dunkel geworden, und ein harter Novemberwind ging durch ſeine noch immer ſchönen blonden Locken, die ſein ganzes Schickſal eingeleitet hatten. Als er auf die Anhöhe gekommen war, von der aus man das Schloß erblickt, und hinter welcher die Haide anfängt, hielt er ein wenig ſtille — die Thränen, welche während der Beſteigung des Pferdes und während dem Anfange des Rittes verſiegt waren, floſſen wieder, und er ſagte gleichſam laut zu ſich: „Wo in dieſer weiten, in dieſer großen Welt mag das herrliche, das reine

Herz ſchlagen, das mich beglückt hätte, und das ich beglücken hätte können!? — —“

Aber draußen lagen die kaltblauen, ſchweren Wolken, unter denen er die Landſchaft, namentlich den gehauchten blaſſen Streifen des Ardennerwaldes, den er im Herreiten geſehen hatte, nicht mehr erblicken konnte, und neben ihm ſäuſelte das dürre herbſtliche Gras.

Mit den Worten: „Verzeihe dir Gott, du armer, verblendeter Greis, daß du in deiner Leidenſchaft zwei Menſchen unglücklich gemacht haſt, wie ich dir verzeihe, ſie erfahre nie, was du eingeleitet haſt,“ ſetzte er ſeinem Pferde die Sporen ein, und ritt langſam den ſanften Hang hinunter. In dem nächſten Augenblicke darauf konnte man die hallenden Hufſchläge vernehmen, wie er auf der feſten Straße der Haide davon ritt, und in die ihn umgebende Nacht hinein jagte.

Er kam ſpät zu Hauſe an, legte ſich aber nicht nieder, ſondern ſchrieb bis zu dem Morgen an einem Briefe an Cöleſte. Was er ihr in demſelben ſchrieb, wie ſanfte, gute oder ſtarke Worte er in demſelben an ſie richtete, iſt nie bekannt geworden. Als er mit dem Schreiben fertig war, und das Papier gefaltet und geſiegelt hatte, blickte er auf die Buchſtaben des Siegels, die in dem zweifelhaften Scheine des Morgens und ſeiner Kerze düſter da ſtanden, und in dem feinen rothen Wachſe die Worte bildeten: „Servandus tantummodo bonos.“ Dann löſchte er die Kerze aus, da der Tag immer klarer hereinbrach, rief ſeinen Diener, und ſagte ihm, daß er dieſen Brief ſogleich nach Schloß Pre bringen möchte, dann ſoll er ſich im Zurückreiten ſputen, damit er einpacken könne. Denn er ſelber wolle ſich indeſſen bemühen, daß ſie die Erlaubniß bekämen, ihrer Heeresabtheilung vorausreiſen zu dürfen.

Der Diener brachte den Brief nach Schloß Pre, kam zurück, packte ein, da Hugo die angeſuchte Erlaubniß erhalten hatte, und in einer Stunde darauf reiſeten ſie ab.

Zwei Tage nachher folgte ihnen ihre Heeresabtheilung, und da dieſe fort war, wurde es wieder ſo einſam und öde um Schloß Pre, wie es zuvor geweſen war.

Aber auch einſam und öde war es in dem alten Hauſe, das auf der Gebirgshalde ſtand.

Hugo war aus dem Kriegsdienſte getreten, da in der ganzen Welt der erſehnte Friede heran gekommen war, er hatte ſich auf ſein Beſitzthum begeben, und verwaltete es nun. Er blieb, wie ein Jahr nach dem andern verging, auf demſelben allein, und vermählte ſich nicht. Er verſammelte ſeine Knechte und Leute um ſich, gab ihnen Befehle, verbeſſerte ſein Anweſen, und that den Leuten, die in der Gegend wohnten, Gutes. — Später rang er mit Gewiſſensbiſſen, und da er alt geworden, da ſich die Härte des Krieges verloren hatte, und da er weichherzig geworden war, hat er oft bitterlich geweint, und geſagt: „Wie ſie iſt doch keine — wie ſie iſt doch keine.“

Einmal, da ſeine Haare ſchon ſo weiß waren, wie einſtens die ſeines Vaters, ging er durch die Gerölle gegen den Morigletſcher hinan, den er ſonſt in der Jugend gerne beſucht hatte und warf das alte Siegel in eine unzugängliche Schlucht. Als er todt war, kam das Erbe kraft ſeines Teſtamentes in den Beſitz fremder Menſchen, die außer Deutſchland wohnten. Es erſchien, um den Beſitz der Liegenſchaften auf ſich ſchreiben zu laſſen, eine äußerſt ſchöne, junge, blonde Frau auf der Gebirgshalde. Man hatte ihr Hugos Grab zeigen müſſen, und ſie war lange und mit vielen Thränen vor demſelben geſtanden. Später kam ſie noch zweimal in zwei verſchiedenen Sommern mit ihrem Gemahle und zwei Kindern, und wohnte einige Wochen auf der Halde. Nachher aber erſchien ſie nie mehr, das Haus kam unter die Hände von Miethlingen und begann zu verfallen.

Das Frühglöcklein tönt noch, wie ſonſt, der Bach rauſcht, wie ſonſt — aber auf dem alten Hauſe iſt es heut zu Tage ein trauriger betrübter Anblick unter den Trümmern der verkommenden Reſte.

Nur die Berge ſtehen noch in alter Pracht und Herrlichkeit — ihre Häupter werden glänzen, wenn wir und andere Geſchlechter dahin ſind, ſo wie ſie geglänzt haben, als der Römer durch ihre Thäler ging, und dann der Allemanne, dann der Hunne und dann andere und wieder andere. — — Wie viele werden noch nach uns kommen, denen ſie Freude und ſanfte Trauer in das betrachtende Herz ſenken, bis auch ſie dahin ſind, und vielleicht auch die ſchöne freundliche Erde, die uns doch jetzt ſo feſt gegründet, und für Ewigkeiten gebaut ſcheint.

Brigitta.

1843.

I.

Steppenwanderung.

Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menſchlichen Leben, die uns nicht ſogleich klar ſind, und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervor zu ziehen vermögen. Sie wirken dann meiſtens mit einem gewiſſen ſchönen und ſanften Reize des Geheimnißvollen auf unſere Seele. In dem Angeſichte eines Häßlichen iſt für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von ſeinem Werthe herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines andern kalt und leer ſind, von denen alle ſagen, daß ſie die größte Schönheit beſitzen. Eben ſo fühlen wir uns manchmal zu einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefallen uns ſeine Bewegungen, es gefällt uns ſeine Art, wir trauern, wenn er uns verlaſſen hat, und haben eine gewiſſe Sehnſucht, ja eine Liebe zu ihm, wenn wir oft noch in ſpäteren Jahren ſeiner gedenken: während wir mit einem Andern, deſſen Werth in vielen Thaten vor uns liegt, nicht ins Reine kommen können, wenn wir auch Jahre lang mit ihm umgegangen ſind. Daß zuletzt ſittliche Gründe vorhanden ſind, die das Herz heraus fühlt, iſt kein Zweifel, allein wir können ſie nicht immer mit der Wage des Bewußtſeins und der Rechnung hervor heben, und anſchauen. Die Seelenkunde hat manches beleuchtet und erklärt, aber vieles iſt ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zu viel iſt, wenn wir ſagen, es ſei für uns noch ein heiterer unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geiſter wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überſteigt ihn oft, die Dichtkunſt in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen; aber die Wiſſenſchaft mit ihrem Hammer und Richtſcheite ſteht häufig erſt an dem Rande, und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben.

Zu dieſen Bemerkungen bin ich durch eine Begebenheit veranlaßt worden, die ich einmal in ſehr jungen Jahren auf dem Gute eines alten Majors erlebte, da ich noch eine ſehr große Wanderluſt hatte, die mich bald hier bald dort ein Stück in die Welt hinein trieb, weil ich noch weiß Gott was zu erleben und zu erforſchen verhoffte.

Ich habe den Major auf einer Reiſe kennen gelernt, und ſchon damals lud er mich wiederholt ein, ihn einmal in ſeiner Heimath zu beſuchen. Allein ich hielt dies für eine bloße Redeformel und Artigkeit, wie Reiſende wohl oft zu wechſeln pflegen, und hätte der Sache wahrſcheinlich keine weitere Folge gegeben, wenn nicht im zweiten Jahre unſerer Trennung ein Brief von ihm gekommen wäre, in welchem er ſich angelegentlich um mein Befinden erkundigte, und zuletzt wieder die alte Bitte hinzu fügte, doch einmal zu ihm zu kommen, und einen Sommer, ein Jahr, oder fünf oder zehn Jahre bei ihm zuzubringen, wie es mir gefällig wäre; denn er ſei jetzt endlich geſonnen, auf einem einzigen winzigen Punkte dieſer Erdkugel kleben zu bleiben, und kein anderes Stäubchen mehr auf ſeinen Fuß gelangen zu laſſen, als das der Heimath, in welcher er nunmehr ein Ziel gefunden habe, daß er ſonſt vergeblich auf der ganzen Welt geſucht hatte.

Da es nun eben Frühling war, da ich neugierig war, ſein Ziel kennen zu lernen, da ich eben nicht wußte, wo ich hin reiſen ſollte; beſchloß ich, ſeiner Bitte nachzugeben und ſeiner Einladung zu folgen.

Er hatte ſein Gut im öſtlichen Ungarn — zwei Tage ſchlug ich mich mit Plänen herum, wie ich die Reiſe am geſchickteſten machen ſollte, am dritten Tage ſaß ich im Poſtwagen, und rollte nach Oſten, während ich mich, da ich das Land nie geſehen hatte, bereits mit Bildern von Haiden und Wäldern trug — und am achten wandelte ich bereits auf einer Pußta, ſo prachtvoll und öde, als ſie nur immer Ungarn aufzuweiſen haben mag.

Anfangs war meine ganze Seele von der Größe des Bildes gefaßt: wie die endloſe Luft um mich ſchmeichelte, wie die Steppe duftete, und ein Glanz der Einſamkeit überall und allüberall hinaus webte; — aber wie das morgen wieder ſo wurde, übermorgen wieder — immer gar nichts, als der feine Ring, in dem ſich Himmel und Erde küßten, gewöhnte ſich der Geiſt daran, das Auge begann zu erliegen, und von dem Nichts ſo überſättigt zu werden, als hätte es Maſſen von Stoff auf ſich geladen — es kehrte in ſich zurück, und wie die Sonnenſtrahlen ſpielten, die Gräſer glänzten, zogen verſchiedene einſame Gedanken durch die Seele. alte Erinnerungen kamen wimmelnd über die Haide, und darunter war auch das Bild des Mannes, zu dem ich eben auf der Wanderung war — ich griff es gerne auf, und in der Oede hatte ich Zeit genug, alle Züge, die ich von ihm erfahren hatte, in meinem Gedächtniſſe zuſammen zu ſuchen, und ihnen neue Friſche zu geben.

In Unteritalien beinahe in einer eben ſo feierlichen Oede, wie die war, durch die ich heute wandelte, hatte ich ihn zum erſten Male geſehen. Er war damals in allen Geſellſchaften gefeiert, und obwohl ſchon faſt fünfzig Jahre alt, doch noch das Ziel von manchen ſchönen Augen; denn nie hat man einen Mann geſehen, deſſen Bau und Antlitz ſchöner genannt werden konnte, noch einen, der dieſes Aeußere edler zu tragen verſtand. Ich möchte ſagen, es war eine ſanfte Hoheit die um alle ſeine Bewegungen floß, ſo einfach und ſiegend, daß er mehr als einmal auch Männer bethörte. Auf Frauenherzen aber, ging die Sage, ſoll er einſt wahrhaft ſinnverwirrend gewirkt haben. Man trug ſich mit Geſchichten von Siegen und Eroberungen, die er gemacht haben ſoll, und die wunderbar genug waren. Aber ein Fehler, ſagte man, hänge ihm an, der ihn erſt recht gefährlich mache; nämlich, es ſei noch Niemanden, ſelbſt der größten Schönheit, die dieſe Erde trage, nicht gelungen, ihn länger zu feſſeln, als es ihm eben beliebte. Mit aller Lieblichkeit, die ihm jedes Herz gewann, und das der Erkornen mit ſiegreicher Wonne füllte, benahm er ſich bis zu Ende, dann nahm er Abſchied, machte eine Reiſe, und kam nicht wieder. — Aber dieſer Fehler, ſtatt ſie abzuſchrecken, gewann ihm die Weiber nur noch mehr, und manche raſche Südländerin mochte glühen, ihr Herz und ihr Glück, ſobald als nur immer möglich, an ſeine Bruſt zu werfen. Auch reizte es ſehr, daß man nicht wußte, woher er ſei, und welche Stellung er unter den Menſchen einnehme. Obwohl ſie ſagten, daß die Grazien um ſeinen Mund ſpielen, ſetzten ſie doch hinzu, daß auf ſeiner Stirne eine Art Trauer wohne, die der Zeiger einer bedeutenden Vergangenheit ſei — aber das war am Ende das Lockendſte, daß Niemand dieſe Vergangenheit wußte. Er ſoll in Staatsbegebenheiten verwickelt geweſen ſein, er ſoll ſich unglücklich vermählt, er ſoll ſeinen Bruder erſchoſſen haben — und was dieſer Dinge mehr waren. Das aber wußten alle, daß er ſich jetzt ſehr ſtark mit Wiſſenſchaften beſchäftigte.

Ich hatte ſchon ſehr viel von ihm gehört, und erkannte ihn augenblicklich, als ich ihn einmal auf dem Veſuve Steine herab ſchlagen, und dann zu dem neuen Krater hinzu gehen, und freundlich auf das blaue Ringeln des Rauches ſchauen ſah, der noch ſparſam aus der Oeffnung und aus den Ritzen quoll. Ich ging über die gelb glänzenden Knollen zu ihm hin und redete ihn an. Er antwortete gerne, und ein Wort gab das andere. Wirklich war damals eine furchtbar zerworfene dunkle Oede um uns, die ſo ſchroffer wurde, als der unſäglich anmuthige tiefblaue Südhimmel gerade über ihr ſtand, zu dem die Rauchwölkchen traulich ſeitwärts zogen. Wir ſprachen damals lange mit einander, gingen dann aber jeder allein von dem Berge.

Später fand ſich wieder Gelegenheit, daß wir zuſammen kamen, wir beſuchten uns dann öfter, und waren endlich bis zu meiner Heimreiſe faſt unzertrennt bei einander. Ich fand, daß er an den Wirkungen, die ſein Aeußeres machen ſollte, ziemlich unſchuldig war. Aus ſeinem Innern brach oft ſo etwas Urſprüngliches und Anfangsmäßiges, gleichſam als hätte er ſich, obwohl er ſchon gegen die fünfzig Jahre ging, ſeine

Seele bis jetzt aufgehoben, weil ſie das Rechte nicht hatte finden können. Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß dieſe Seele das Glühendſte und Dichteriſchſte ſei, was mir bis dahin vorgekommen iſt, daher es auch kommen mochte, daß ſie das Kindliche, Unbewußte, Einfache, Einſame, ja oft Einfältige an ſich hatte Er war ſich dieſer Gaben nicht bewußt, und ſagte in Natürlichkeit die ſchönſten Worte, die ich je aus einem Munde gehört habe, und nie in meinem Leben, ſelbſt ſpäter nicht, als ich Gelegenheit hatte, mit Dichtern und Künſtlern umzugehen, habe ich einen ſo empfindlichen Schönheitsſinn angetroffen, der durch Ungeſtalt und Rohheit bis zur Ungeduld gereizt werden konnte, als an ihm. Dieſe unbewußten Gaben mochten es auch ſein, die ihm alle Herzen des andern Geſchlechtes zufliegen machten, weil dieſes Spielen und Glänzen an Männern in vorgerückten Jahren gar ſo ſelten iſt. Eben daher mochte es auch kommen, daß er mit mir als einem ganz jungen Menſchen ſo gerne umging, ſo wie ich meinerſeits in jenen Zeiten eigentlich auch noch nicht recht dieſe Dinge zu würdigen vermochte, und mir dieſelben erſt recht einleuchtend wurden, da ich älter war, und daran ging, die Erzählung ſeines Lebens zuſammen zu ſtellen. Wie weit es mit ſeinem ſagenhaften Glücke bei Weibern ging, habe ich nie erfahren können, da er niemals über dieſe Dinge ſprach, und ſich auch nie Gelegenheit zu Beobachtungen vorfand. Von jener Trauer, die auf ſeiner Stirne ſitzen ſollte, konnte ich ebenfalls nichts wahrnehmen, ſo wie ich auch von ſeinen früheren Schickſalen damals nichts erfuhr, als daß er einſt beſtändige Reiſen gemacht habe, jetzt aber ſchon Jahre lang in Neapel ſei, und Lava und Alterthümer ſammle. Daß er in Ungarn Beſitzungen habe, erzählte er mir ſelber, und lud mich, wie ich oben ſagte, wiederholt dahin ein.

Wir lebten ziemlich lange neben einander, und trennten uns zuletzt, da ich fort ging, nicht ohne Theilnahme. Aber mancherlei Geſtalten von Ländern und Menſchen drangen nachher noch durch mein Gedächtniß, ſo daß es mir endlich nicht im Traume beigekommen wäre, daß ich einmal auf einer ungariſchen Haide zu dieſem Manne unterwegs ſein würde, wie ich es nun wirklich war. Ich malte mir ſein Bild in Gedanken immer mehr aus, und ſenkte mich ſo hinein, daß ich oft Mühe hatte, nicht zu glauben, ich ſei in Italien; denn ſo heiß, ſo ſchweigſam war es auf der

Ebene, auf der ich wandelte, wie dort, und die blaue Dunſtſchichte der Ferne ſpiegelte ſich mir zum Trugbilde der pomptiniſchen Sümpfe.

Ich ging aber doch nicht in gerader Richtung auf das mir in dem Briefe bezeichnete Gut des Majors los, ſondern ich machte mehrere Kreuz- und Querzüge, um mir das Land zu beſehen. So wie mir das Bild deſſelben früher immer meines Freundes wegen mit Italien zuſammen gefloſſen war, ſo webte es ſich nun immer mehr und immer eigenthümlicher als Selbſtſtändiges und Ganzes heraus. Ich war über hundert Bächlein, Bäche und Flüſſe gegangen, ich hatte oft bei Hirten und ihren zottigen Hunden geſchlafen, ich hatte aus jenen einſamen Haidebrunnen getrunken, die mit dem furchtbar hohem Stangenwinkel zum Himmel ſehen, und ich hatte unter manchem tief herabgehenden Rohrdache gegeſſen — dort lehnte der Sackpfeifer, dort flog der ſchnelle Fuhrmann über die Haide, dort glänzte der weiße Mantel des Roßhirten — — oft dachte ich mir, wie denn mein Freund in dieſem Lande ausſehen werde; denn ich hatte ihn nur in Geſellſchaft geſehen, und in dem Getriebe, wo ſich alle Menſchen, wie die Bachkieſel gleichen. Dort war er im Aeußern der glatte ſeine Mann geweſen — hier aber war alles anders, und oft, wenn ich ganze Tage nichts ſah, als das ferne röthlich blaue Dämmern der Steppe und die tauſend kleinen weißen Punkte darinnen, die Rinder des Landes, wenn zu meinen Füßen die tiefſchwarze Erde war, und ſo viel Wildheit, ſo viel Ueppigkeit, troz der uralten Geſchichte ſo viel Anfang und Urſprünglichkeit dachte ich, wie wird er ſich denn hier benehmen. Ich ging in dem Lande herum, ich lebte mich immer mehr in ſeine Art und Weiſe und in ſeine Eigenthümlichkeiten hinein, und es war mir, als hörte ich den Hammer ſchallen, womit die Zukunft dieſes Volkes geſchmiedet wird. Jedes in dem Lande zeigt auf kommende Zeiten, alles Vergehende iſt müde, alles Werdende feurig, darum ſah ich recht gerne ſeine endloſen Dörfer, ſah ſeine Weinhügel aufſtreben, ſah ſeine Sümpfe und Röhrichte, und weit draußen ſeine ſanft blauen Berge ziehen.

Nach monatlangem Herumwandern glaubte ich endlich eines Tages, ich müſſe mich nun in ſehr großer Nähe bei dem Gute meines Freundes befinden, und des vielen Schauens doch etwas müde, beſchloß ich dem Pilgern ein Ziel zu ſetzen, und gerade auf die Beſitzung meines künftigen Beherbergers zuzulenken. Ich war den ganzen Nachmittag durch ein heißes Steinfeld gegangen; links ſtiegen fernblaue Berghäupter am Himmel auf — ich hielt ſie für die Karpathen — rechts ſtand zerriſſenes Land mit jener eigenthümlich röthlichen Färbung, wie ſie ſo oft der Hauch der Steppe gibt: beide aber vereinigten ſich nicht, und zwiſchen beiden ging das endloſe Bild der Ebenen fort. Endlich, wie ich eben aus einer Mulde, in der das Bette eines ausgetrockneten Baches lief, empor ſtieg, ſprang rechts ein Kaſtanienwald und ein weißes Haus herüber — eine Sandwehe hatte mir beides bisher gedeckt. — Drei Meilen, drei Meilen — ſo hatte ich faſt den ganzen Nachmittag gehört, wenn ich nach Uwar fragte — ſo hieß das Schloß des Majors — drei Meilen: aber da ich die ungariſchen Meilen aus Erfahrung kannte, ſo war ich gewiß ihrer fünfe gegangen, und wünſchte daher ſehnlich, das Haus möchte Uwar heißen. In nicht großer Ferne ſtiegen Felder gegen einen Erddamm empor, auf denen ich Menſchen ſah. Dieſe wollte ich fragen, und durchſchritt zu dem Zwecke einen Flügel des Kaſtanienwaldes. Hier ſah ich nun, was ich durch die vielen Geſichtstäuſchungen dieſes Landes belehrt, ſogleich geahnet hatte, nämlich daß das Haus nicht an dem Walde liege, ſondern erſt hinter einer Ebene, die von den Kaſtanien weg lief, und daß es ein ſehr großes Gebäude ſein müſſe. Ueber die Ebene aber ſah ich eine Geſtalt herüber ſprengen, gerade auf jene Felder zu, auf denen die Leute arbeiteten. Auch ſammelten ſich alle Arbeiter um die Geſtalt, da ſie bei ihnen angekommen war, wie um einen Herrn — aber meinem Major ſah das Weſen ganz und gar nicht ähnlich. Ich ging langſam gegen die Erdlehne empor, die auch weiter entfernt war, als ich dachte, und kam eben an, als bereits die ganze Glut der Abendröthe um die dunkeln wogenden Maisfelder und die Gruppen bärtiger Knechte, und um den Reiter loderte. Dieſer aber war nichts anderes, als ein Weib, etwa vierzig Jahre alt, welches ſonderbar genug die weiten landesmäßigen Beinkleider an hatte, und auch wie ein Mann zu Pferde ſaß. Da die Knechte ſchon auseinander gingen und ſie faſt allein auf dem Flecke war, richtete ich mein Anliegen an ſie. Meinen Wanderſtab unter das Ränzlein ſtützend, zu ihr empor ſchauend, und mir gleichſam die Strahlen der Abendröthe, die ſchief herein kamen, aus dem Geſichte ſtreiſend, ſagte ich deutſch zu ihr: „Guten Abend, Mutter.“

„Guten Abend,“ antwortete ſie in derſelben Sprache.

„Gewährt mir eine Bitte, und ſagt: heißt jenes Gebäude Uwar?“

„Jenes Gebäude heißt nicht Uwar. Seid ihr nach Uwar beſtellt?“

„Allerdings. Ich habe dort meinen Reiſefreund, den Major, zu beſuchen, der mich dahin eingeladen hat.“

„So geht nur ein wenig neben meinem Roſſe her.“

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ihr Pferd in Schritt und ritt langſam, damit ich ihr folgen konnte, zwiſchen den hohen grünen Maisbüſcheln den Abhang hinan. Ich ging hinter ihr her und hatte Gelegenheit, meine Blicke auf die Umgebung richten zu können — und in der That, ich bekam immer mehr Urſache, mich zu verwundern. Wie wir höher kamen, öffnete ſich zuſehends das Thal hinter uns, ein ganzer ungeheurer Gartenwald lief von dem Schloſſe in die Berge hinein, die hinter ihm begannen, Alleen ſtreckten ſich gegen die Felder, ein Wirthſchaftsſtück nach dem andern legte ſich blos, und ſchien in trefflichem Stande. Ich habe nie dieſes lange, fette, friſche Blatt des Maiſes geſehen, und nicht ein Gräschen war zwiſchen ſeinen Stengeln. Der Weinberg, an deſſen Rande wir eben ankamen, erinnerte mich an die des Rheins, nur habe ich am Rheine nicht dieſes derbe Trotzen und Strotzen von Blatt und Reben geſehen, wie hier. Die Ebene zwiſchen den Kaſtanien und dem Schloſſe war eine Wieſe, ſo rein und ſanft, als wäre Sammt gebreitet, ſie war mit eingehegten Wegen durchſchnitten, in denen die weißen Rinder des Landes wandelten, aber glatt und ſchlank, wie Hirſche. Das Ganze hob ſich wunderbar von dem Steinfelde ab, das ich heute durchwandelt hatte, und das jetzt in der Abendluft draußen lag und in den röthlich ſpinnenden Strahlen heiß und trocken herein ſah zu dieſer kühlen grünen Friſche.

Indeſſen waren wir zu einem jener weißen Häuschen gelangt, wie ich mehrere im Grün der Rebengelände zerſtreut wahrgenommen hatte, und das Weib ſagte zu einem jungen Manne, der trotz des heißen Juniabends in ſeinem zottigen Pelze ſtack, und vor der Thür des Häuschens allerlei hantirte: „Miloſch, der Herr will heute noch nach Uwar, wenn du etwa die zwei Weidebraunen nähmeſt, ihm einen gäbeſt, und ihn bis zum Galgen geleiteteſt."

„Ja," erwiederte der Burſche, und ſtand auf.

„Jetzt geht nur mit ihm, er wird euch ſchon richtig führen," ſagte das Weib, und wendete ihr Pferd um des Weges zurück zu reiten, den ſie mit mir gekommen war.

Ich hielt ſie für eine Art Schaffnerin und wollte ihr ein namhaftes Geldſtück für den Dienſt geben, den ſie mir ſo eben geleiſtet hatte. Sie aber lachte nur und zeigte hiebei eine Reihe ſehr ſchöner Zähne. Durch den Weinberg ritt ſie langſam hinab, dann hörten wir aber bald darauf die ſchnellen Hufſchläge ihres Pferdes, wie ſie über die Ebene flog.

Ich ſteckte mein Geld wieder ein, und wendete mich zu Miloſch. Dieſer hatte einſtweilen zu ſeinem Pelze einen breiten Hut aufgeſetzt und führte mich um eine Strecke in den Weinpflanzungen fort, bis wir in eine Thalkrümme ſtiegen und auf Wirthſchaftsgebäude ſtießen, aus denen er zwei jener kleinen Roſſe zog, wie man ſie auf den Haiden dieſes Landes antrifft. Meines ſattelte er, ſeines beſtieg er, wie es war, und ſofort ritten wir in die Abenddämmerung hinein dem dunkeln

Oſthimmel entgegen. Es mochte ein ſonderbarer Anblick geweſen ſein: der deutſche Wandersmann ſammt Ränzlein, Knotenſtock und Kappe zu Pferde ſitzend, neben ihm der ſchlanke Ungar mit rundem Hute, Schnurbart, Zottelpelz und flatternden weißen Beinkleidern — beide in Nacht und Wüſte reitend. In der That war es eine Wüſte, in die wir jenſeits der Weinberge geriethen, und die Anſiedlung war wie eine Fabel darinnen. Eigentlich war die Wüſte wieder mein altes Steinfeld, und zwar ſich ſelber ſo gleich geblieben, daß ich wähnte, wir reiten denſelben Weg zurück, den ich gekommen bin, wenn mich nicht das ſchmutzige Roth, das noch hinter meinem Rücken am Himmel glühte, belehrt hätte, daß wir wirklich gegen Morgen reiten.

„Wie weit iſt noch nach Uwar?“ fragte ich.

„Es ſind noch anderthalb Meilen,“ antwortete Miloſch.

Ich fügte mich in die Antwort und ritt hinter ihm her, ſo gut ich konnte. Wir ritten an denſelben unzähligen grauen Steinen vorbei, wie ich ſie heute den ganzen Tag zu Tauſenden gezählt habe. Sie glitten mit falſchem Lichte auf dem dunkeln Boden hinter mich, und weil wir eigentlich auf trocknem ſehr feſten Moore ritten, hörte ich keinen Hufſchlag unſerer Pferde, außer wenn zufällig das Eiſen auf einen der Steine ſchlug, die ſonſt dieſe Thiere, an derlei Wege gewöhnt, ſehr gut zu vermeiden wiſſen. Der Boden war immer eben, nur daß wir wieder zwei oder drei Mulden hinab und hinan geſtiegen waren, in deren jeder ein ſtarrer Strom von Kieſelgerölle lag.

„Wem gehört denn das Anweſen, das wir verlaſſen haben?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Maroshely“ antwortete er.

Ich wußte nicht, weil er die Worte ſchnell vor mir reitend geſprochen hatte, ob dies der Name des Beſitzers ſei, oder ob ich überhaupt recht verſtanden habe; denn die Bewegung erſchwerte das Sprechen und Hören.

Endlich ging ein blutrothes Stück Mond auf, und in ſeinem ſchwachen Lichte ſtand auch ſchon das ſchlanke Gerüſte auf der Haide, das ich für das Ziel meiner Begleitung hielt.

„Hier iſt der Galgen,“ ſagte Miloſch, „dort unten, wo es glänzt, rinnt ein Bach, daneben iſt ein ſchwarzer Haufen, auf den geht zu, es iſt eine Eiche, auf der ſonſt die Uebelthäter aufgehängt worden ſind. Jetzt darf das nicht mehr ſein, weil ein Galgen iſt. Von der Eiche beginnt ein gemachter Weg, an welchem junge Bäume zu beiden Seiten ſtehen. Auf dem Wege geht etwas weniger als eine Stunde fort, dann zieht an der Glockenſtange des Gitters. Hört, wenn auch nicht zugeſperrt iſt, geht doch nicht hinein; es iſt wegen der Hunde. Zieht nur an der Glockenſtange. So, jetzt ſteigt ab, und macht den Rock beſſer zu, daß ihr nicht das Fieber bekommt."

Ich ſtieg ab, und obwohl ich mit meiner Belohnung bei der Schaffnerin nicht gut angekommen war, bot ich Miloſch doch auch wieder eine. Er nahm ſie an und ſteckte ſie in den Pelz. Dann haſchte er nach dem Zügel meines Pferdes, wandte ſich, und flog eilends davon, ehe ich nur ſagen konnte, er möge dem Herrn der Pferde meinen Dank melden, daß ich ſo unbedingt auf einem in der Nacht fort reiten durfte. Offenbar hatte er von dem Orte weg getrachtet. Ich blickte hin. Es ſtanden zwei Säulen, und darauf war ein Querbalken. So ragte es in das gelbe Mondlicht empor. Oben lag etwas, wie ein Kopf. In der That aber mochte es irgend eine Erhöhung ſein. Ich ging weiter, gleichſam als ob das Gras der Haide hinter mir liſpelte, und ſich etwas am Fuße des Galgens rührte. Von Miloſch war nicht mehr das Geringſte zu vernehmen, als ſei er gar nie da geweſen. Ich kam ſogleich zu der Todeseiche. Der Bach ſchillerte und glänzte und ringelte ſich um Binſen, wie eine todte Schlange. Daneben war der ſchwarze Bau des Baumes. Ich ging um ihn herum und jenſeits war ein gerader weißer Weg, von dem Monde beſchienen. Der Weg war geſtampft und hatte Gräben und eine Allee junger Pappeln. Es that mir wohl, daß ich wieder meine Schritte ſchallen hörte, wie es daheim in unſerem Lande auf den Wegen der Fall iſt.

Ich ging langſam dahin. Der Mond hob ſich mehr und mehr und ſtand endlich klar an dem warmen Sommerhimmel. Die Haide lief wie eine fahle Scheibe unter ihm weg. Endlich, da eine gute Stunde vergangen ſein mochte, hoben ſich vor mir ſchwarze Klumpen, wie ein Wald oder ein Garten, und in kurzer Friſt ſtieß der Weg an ein Gitter, das in einer Mauer ſtand, die außer dem Walde hinlief, und hinter ſich rieſengroße Wipfel hatte, die todtesſtille in dem Silber der Nachtluft empor ſtanden. An dem Gitter war ein Glockengriff, ich zog, und es ſchellte von Innen. Gleich darauf ertönte nicht etwa ein Bellen, ſondern zwei Stöße jenes tiefen, entſchloſſenen und neugierigen Schnaufens edler Hunde — ein dumpfer Sprung — und der größte ſchönſte Hund, den ich in meinem Leben geſehen habe, ſtand von Innen an dem Gitter. Er ſtellte ſich auf die Hinterfüße, faßte mit den vorderen die eiſernen Stangen, und ſah auf mich heraus, ohne nur den geringſten Laut zu geben, wie es die ernſte Art dieſer Thiere gewohnt iſt. Bald kamen murrend und jagend noch zwei kleinere und jüngere derſelben Gattung, glatte Bulldoggen, und alle ſchauten unverwandt auf mich. Nach einer Weile hörte ich auch nahende Menſchentritte, und ein Mann im zottigen Pelze kam und fragte um mein Begehren. Ich entgegnete, ob ich in Uwar ſei, und nannte meinen Namen. Er mußte Weiſung haben; denn ſofort beſchwichtigte er mit ungariſchen Worten die Hunde, und öffnete dann das Gitter.

„Der Herr hat Briefe von euch und erwartet euch ſchon lange," ſagte der Mann als wir weiter gingen.

„Ich habe ihm ja geſchrieben, daß ich mir euer Land anſehen wolle," antwortete ich.

„Und das habt ihr lange angeſehen," ſagte er.

„Freilich,“ antwortete ich. „Iſt der Herr Major noch wach?“

„Er iſt gar nicht zu Hauſe, ſondern in der Sitzung, Morgen früh wird er herüber reiten. Für euch hat er drei Zimmer einrichten laſſen, und geſagt, daß wir euch hinein führen ſollen, wenn ihr in ſeiner Abweſenheit kämet.“

„Nun ſo führt mich hinein.“

„Wohl.“

Dieſe Worte waren die einzigen, die wir auf dem langen Wege wechſelten, den wir meiner Meinung nach eher durch einen Urwald, als durch einen Garten machten. Rieſige Tannen ſtreckten ſich gegen den Himmel, und mannsdicke Eichenäſte griffen herum. Der größere Hund ging ruhig neben uns, die andern ſchnoberten an meinen Kleidern, und jagten ſich dann gelegentlich. Als wir ſo den Hain durchſchritten hatten, kamen wir zu einer baumloſen Erhöhung, auf welcher das Schloß ſtand — ſo viel ich jetzt erkennen konnte — ein großes viereckiges Gebäude. Aber die Erhöhung führte eine breite Steintreppe empor, auf der das ſchönſte Mondlicht ſtarrte. Hinter der Treppe war ein etwas ebener Platz, und dann ein großes Gitter, das ſtatt des Thores des Hauſes diente. Als wir an dem Gitter angekommen waren, ſprach mein Begleiter einige Worte zu den Hunden, worauf ſie in den Garten zurück ſchoſſen. Nun ſchloß er das Gitter auf und führte mich in das Gebäude.

Auf der Treppe brannte noch Licht und beglänzte hohe ſeltſame Steinbilder mit weißen Stiefeln und ſchleppenden Gewändern. Es mochten ungariſche Könige ſein. Dann empfing uns im erſten Geſchoſſe ein langer mit Rohrmatten belegter Gang. Wir gingen ihn entlang, und ſtiegen noch eine Treppe hoch. Hier war wieder ein ſolcher Gang, und einen der Thürflügel, die in demſelben waren, öffnend, ſagte mein Begleiter, hier ſeien meine Zimmer. Wir gingen hinein. Nachdem er in jedem mehre Kerzen angezündet hatte, wünſchte er mir gute Nacht und ging fort. In einer Weile wurde von einem anderen Wein, Brod und kalter Braten gebracht, worauf mir von ihm, wie von ſeinem Vorgänger gute Nacht geboten wurde. Ich erkannte hieraus und aus der völligen Einrichtung der Zimmer, daß ich nun allein bleiben würde, und ging daher an die Thüren, und ſchloß mich ab.

Hierauf aß ich, und muſterte dabei meine Wohnung. Das erſte Zimmer, in welchem die Speiſen auf einen großen Tiſch geſtellt wurden, war ſehr geräumig. Die Kerzen ſtrahlten hell und beleuchteten alles. Die Geräthe waren anders, als ſie bei uns gebräuchlich ſind. In der Mitte ſtand eine lange Tafel, an deren einem Ende ich aß. Um die Tafel waren Bänke von Eichenholz geſtellt, nicht eigentlich wohnlich ausſehend, ſondern wie zu Sitzungen beſtimmt. Sonſt war nur noch hie und da ein Stuhl zu ſehen. An den Wänden hingen Waffen aus verſchiedenen Zeiten der Geſchichte. Sie mochten einſt der ungariſchen angehören. Es waren noch viele Bogen und Pfeile darunter. Außer den Waffen hingen auch Kleider da, ungariſche, die man aus früheren Zeiten aufgehoben hatte, und dann jene ſchlotternden ſeidenen, die entweder Türken oder gar Tartaren angehört haben mochten.

Als ich mit meinem Nachtmahle fertig war, ging ich in die zwei Nebenzimmer, die auf dieſen Saal folgten. Sie waren kleiner, und wie ich gleich bei dem erſten Blicke, da ich eingeführt wurde, bemerkt hatte, wohnlicher eingerichtet, als der Saal. Es waren Stühle, Tiſche, Schränke, Waſchgeräthe, Schreibzeug und alles da, was ein einſamer Wanderer in ſeiner Wohnung nur immer wünſchen kann. Selbſt Bücher lagen auf dem Nachttiſche, und ſie waren ſämmtlich in deutſcher Sprache. In jedem der zwei Zimmer ſtand ein Bett, aber ſtatt der Decke war auf ein jedes das weite volksthümliche Kleidungsſtück gebreitet, welches ſie Bunda heißen. Es iſt dies gewöhnlich ein Mantel aus Fellen, wobei die rauhe Seite nach Innen, die glatte weiße nach Außen gekehrt iſt. Letztere hat häufig allerlei farbiges Riemzeug, und iſt mit aufgenähten farbigen Zeichnungen von Leder verziert.

Ehe ich mich ſchlafen legte, ging ich noch, wie es immer an fremden Orten meine Gewohnheit iſt, an das Fenſter um zu ſchauen, wie es draußen ausſähe. Es war nicht viel zu ſehen. Das aber erkannte ich im Mondlichte, daß die Landſchaft nicht deutſch ſei. Wie eine andere, nur rieſengroße Bunda lag der dunkle Fleck des Waldes oder Gartens unten auf der Steppe gebreitet — draußen ſchillerte das Grau der Haide — dann waren allerlei Streifen, ich wußte nicht, waren es Gegenſtände dieſer Erde, oder Schichten von Wolken.

Nachdem ich meine Augen eine Weile über dieſe Dinge hatte gehen laſſen, wendete ich mich wieder ab, ſchloß die Fenſter, entkleidete mich, ging zu dem nächſt beſten Bette und legte mich nieder.

Als ich das weiche Pelzwerk der Bunda über meine ermüdeten Glieder zog, und als ich ſchon faſt die Augen zuthat, dachte ich noch: „So bin ich nun begierig, was ich in dieſer Wohnung Freundliches oder Häßliches erleben werde.“

Dann entſchlummerte ich, und alles war todt, was ſchon in meinem Leben geweſen iſt, und was ich ſehnlichſt wünſchte, daß noch in daſſelbe eintreten möchte.

2.

Steppenhaus.

Wie lange ich geſchlafen habe, weiß ich nicht, aber daß es nicht feſt und gut war, das wußte ich. Es mußte die allzu große Müdigkeit daran Schuld ſein. Die ganze Nacht ging ich auf dem Veſuve herum, und ſah den Major bald in einem Pilgeranzuge in Pompeji ſitzen, bald im Fracke zwiſchen den Schlacken ſtehen und Steine ſuchen. In meinen Morgentraum tönte Pferdegewieher und Hundegebell, dann ſchlief ich einige Zeit feſt, und als ich erwachte, war heller Tag in dem Zimmer, und ich ſah hinaus in den Saal, in dem die Waffen und Kleider von der Sonne beſchienen hingen. Unten erbrauſte der dunkle Park von dem Lärmen der Vögel, und als ich aufgeſtanden und an eines der Fenſter getreten war, funkelte die Haide draußen in einem Netze von Sonnenſtrahlen. Da ich noch kaum angekleidet war, klopfte es an meine Thür, ich öffnete und es trat mein Reiſefreund herein. Ich war immer die Tage her begierig geweſen, wie er ausſehen möge, und er ſah nicht anders aus, als er eben ausſehen konnte, nämlich ſo zu der ganzen Umgebung ſtimmend, daß es ſchien, ich hätte ihn immer ſo geſehen. Auf der Oberlippe hatte er den gebräuchlichen Bart, der die Augen noch funkelnder machte, das Haupt deckte ein breiter runder Hut und von den Lenden fiel das weite weiße Beinkleid hinab. Es war ganz natürlich, daß er ſo ſein mußte, ich konnte plötzlich nicht mehr denken, wie ihm der Frack ſtehe, ſeine Tracht ſchien mir reizend, daß mir mein deutſcher Flaus, der beſtaubt und herab geſchunden auf einer Bank unter dem verſchoſſenen Seidenkleide eines Tartaren lag, faſt erbärmlich vorkam. Sein Rock war kürzer, als ſie gewöhnlich in Deutſchland ſind, ſtand aber ſehr gut zu dem Ganzen. Mein Freund ſchien zwar gealtert; denn ſeine Haare miſchten ſich mit Grau, und ſein Antlitz war voll von jenen feinen und kurzen Linien, die bei wohlgebildeten Menſchen, die ſich lange erhalten, doch endlich die wachſende Zahl der Jahre anzeigen: aber er erſchien mir ſo angenehm und einnehmend, wie immer.

Er grüßte mich ſehr freundlich, ſehr herzlich, ja faſt innig — und als wir eine halbe Stunde geplaudert hatten, waren wir ſchon wieder ſo bekannt, wie zuvor. Es ſchien, als hätten wir uns ſeit unſerer italieniſchen Reiſe gar nicht getrennt. Da ich mich ankleidete und dazu bemerkte, daß ein Koffer mit meinen anderen Sachen ankommen werde, ſchlug er vor, ich möchte bis dahin, oder wenn ich wollte, in der Zeit meines ganzen Hierſeins ungariſche Kleider anziehen. Ich ging in die Sache ein und die nöthigen Beſtandſtücke waren bald herbeigeſchafft, wobei er bemerkte, daß er in den nächſten Tagen ſchon für Abwechslung ſorgen werde. Wie wir nun ſo in den Hof hinunter kamen zu den mit uns gleich gekleideten Knechten, und wie dieſe aus den finſtern Schnurbärten und den buſchigen Augenbrauen ſo beifällig auf uns blickten, und uns die Pferde zu einem Morgenritte zuführten, war etwas ſo Edles und beruhigendes in dem Schauſpiele, daß ich mich innerlichſt recht davon erquickt fühlte.

Wir ritten von der großen ſanften Dogge begleitet in den Beſitzungen des Majors herum. Er zeigte mir alles und gab gelegentlich Befehle und Lobſprüche. Der Park, durch den wir zuerſt ritten, war eine freundliche Wildniß, ſehr gut gehegt, rein gehalten, und von Wegen durchſchnitten. Als wir hinaus auf die Felder kamen, wogten ſie im dunkelſten Grün. Nur in England habe ich ein gleiches geſehen; aber dort, ſchien es mir, war es zarter und weichlicher, während dieſes hier kräftiger und ſonnedurchdrungener erſchien. Wir ritten hinter dem Parke ſachte bergan, und an dem Kamme dieſer ſanften Höhe, die gegen die Haide ging, zogen ſich die Weinpflanzungen dahin. Ueberall war ein dunkles breites Blatt, die Pflanzungen nahmen einen großen Strich ein, an allen Stellen waren Pfirſichbäume eingeſtreut, und von den gehörigen Orten blickten, wie in Maroshely, die weißen leuchtenden Punkte der Wächterhäuschen herüber. Auf die Haide gekommen ſahen wir ſeine Rinder, eine große, zerſtreute, faſt unüberſehliche Heerde. Eine Stunde Reitens führte uns dann zu den Geſtüten und Schäfereien. Da wir über die Haide kamen, zeigte er auf einen ſchmalen ſchwarzen Streifen, der ſehr weit im Weſten das hingehende Grau der Steppe ſchnitt und ſagte: „Das ſind die Weinberge von Maroshely, von wo ihr geſtern die Pferde hattet.

Den Rückweg nahmen wir auf einer andern Seite.

und hier zeigte er mir ſeine Gärten, ſeine Obſtanlagen und ſeine Glashäuſer. Ehe wir dazu kamen, ritten wir an einem ſehr unanſehnlichen Landſtriche vorbei auf dem bedeutend viele Menſchen beſchäftigt waren. Auf meine Frage ſagte er, dies ſeien Bettler, Herumſtreicher, ſelbſt Geſindel, die er durch pünktliche Bezahlung gewonnen habe, daß ſie ihm arbeiten. Sie trockneten eben einen ſumpfigen Strich, und legten eine Straße an.

Zu Mittage, da wir nach Hauſe gekommen waren, aßen wir mit allen Knechten und Mägden in einer Art Vorhalle, oder vielmehr unter einem ungeheuren Vordache, an dem ein rieſiger Nußbaum ſtand. An dem hölzernen Brunnengerüſte muſicirten eben durchziehende Zigeuner. — Es war zu Tiſche auch ein Fremder gekommen, ein Jüngling in früheſten Jahren. Er fiel mir durch ſeine außerordentliche Schönheit auf. Er hatte Briefe aus der Nachbarſchaft gebracht, und war nach dem Eſſen wieder fortgeritten. Von dem Major war er ſehr achtungsvoll, faſt zärtlich behandelt worden.

Den heißen Nachmittag verbrachten wir in den kühlen Zimmern. Abends zeigte mir mein Gaſtfreund das Abendroth der Haide. Wir ritten eigens zu dem Zwecke hinaus, nachdem er mir gerathen hatte, ſo wie er gegen die Fieberluft der Ebene einen Pelz um zu thun, wenn ihn auch die noch warme Luft entbehrlich zu machen ſcheint. Wir warteten, da wir hinaus gekommen waren, an dem von ihm angegebenen Punkte, bis die Sonne untergegangen war. Und in der That, es war ein prachtvoller Anblick, der nun folgte: auf der ganzen ſchwarzen Scheibe der Haide war die Rieſenglocke des brennend gelben, flammenden Himmels geſtellt, ſo ſehr in die Augen wogend und ſie beherrſchend, daß jedes Ding der Erde ſchwarz und fremd wird. Ein Grashalm der Haide ſteht wie ein Balken gegen die Glut, ein gelegentlich vorüber gehendes Thier zeichnet ein ſchwarzes Ungeheuer auf den Goldgrund, und arme Wachholder und Schlehenbüſche malen ferne Dome und Palläſte. Im Oſten fängt dann nach wenigen Augenblicken das feuchte kalte Blau der Nacht herauf zu ſteigen an, und ſchneidet mit trübem undurchſichtigem Dunſte den eigentlichen Glanz der Kuppel des Himmels.

Dieſe Erſcheinung dauert vorzüglich in den Junitagen, wo die Sonne hoch ſteht, ſehr lange. Als wir ſchon zu Hauſe waren, als wir ſchon das Abendmahl eingenommen und einige Zeit mit einander verplaudert hatten, als ich dann in meinem Schlafzimmer war, an dem Fenſter ſtand, und bereits faſt die Mitternacht heran kam, ſtand noch ein trüb gelbes Stückchen Licht im Weſten, während ſchon im blauen Oſten die rothe Scheibe des Halbmondes glühte.

Ich nahm mir an dieſem Abende vor, morgen, oder übermorgen, oder wenn ſich immer in den nächſtfolgenden Tagen eine Gelegenheit ergäbe, den Major um das Ziel zu fragen, von dem er mir geſchrieben hatte, daß er es endlich gefunden habe, und daß es ihn auf immerwährende Zeiten an die Heimath binde.

Des andern Morgens weckte er mich vor Sonnenaufgang und fragte, ob ich den Tag für mich zubringen, oder ob ich ihn mit ihm theilen wolle. Beides ſtehe mir auch in der Zukunft frei. Wenn ich an den Geſchäften und Beſtrebungen des Hauſes Theil nehmen wollte, ſo dürfe ich nur an dem Tage, an dem ich Solches im Sinne habe, beim Klange der Hofglocke, die jeden Morgen geläutet werde, aufſtehen und mich zu dem gemeinſchaftlichen Frühmahle einfinden. Hätte ich aber an einem Tage abgeſonderte Pläne, ſo ſeien ſchon ſeine Leute, falls er ſelber nicht da wäre, angewieſen, mir mit Pferden, mit Begleitung oder mit anderm Nöthigen an der Hand zu ſein. Lieb wäre es ihm, wenn ich ihn von ſolchen Dingen, vorzüglich, wenn ſie weitere Entfernungen von Hauſe beträfen, immer vorher in Kenntniß ſetzte, damit er mich vor Umwegen, Schwierigkeiten, und vielleicht auch vor kleinen Gefahren, die eintreten könnten, bewahre. Ich war ihm für ſeine Bereitwilligkeit dankbar, und erklärte, daß ich heute und morgen und überhaupt ſo lange, bis es mir anders einfiele, ſeine Zeit theilen wolle.

Ich ſtand daher auf, kleidete mich an, und begab mich unter das Vordach zu dem Frühmahle. Die Leute waren ſchon faſt fertig, und trennten ſich, um zu ihren verſchiedenen Arbeiten zu gehen. Der Major hatte meiner geharrt, und wartete, bis ich mit der Einnahme meines Frühſtückes fertig war. Dann wurden die geſattelten Pferde vorgeführt. Ich fragte nicht, was er thun werde, ſondern folgte ihm, wohin er ritt.

Wir ritten heute nicht mehr ſo im Allgemeinen herum, daß er mir überhaupt ſeine Beſitzungen und Beſchäftigungen zeige, ſondern er ſagte, er wolle das, was der heutige Tag von ihm fordere, thun, und ich möge ihm zuſehen, falls es mir nicht lange Weile mache.

Wir kamen zu gedehntem Wieſenlande, auf dem Heu gemacht wurde. Der ſchöne ungariſche Braune, den der Major ritt, trug ihn tanzend auf dem ſchönen, weichen, geſchorenen Raſengrün hin. Er ſtieg ab, während ein Knecht das Pferd hielt, und beſah an verſchiedenen Schobern das Heu. Es wurde von dem Knechte bemerkt, daß es auf den Nachmittag zum Einführen beſtimmt ſei. Der Major ordnete, ſo lange die Wieſe geſchoren ſei, das Schlagen mehrerer Gräben an, damit überflüſſiges Waſſer abgebe, und an andern Stellen, damit es geſammelt werde. Von der Wieſe ſchlug er den Weg zu den Gewächshäuſern ein, die nicht wie es ſonſt gewöhnlich iſt, in der Nähe des Wohnhauſes waren, ſondern auf einem geeigneten Platze, wo ein ſanfter Erdhang ſeine Dachung gegen Aufgang und Mittag zeigte. Es war an dieſen Häuſern ein kleiner reiner Stall angebracht, wohin der Major und ſeine Begleitung, wenn zufällig eine da war, ihre Pferde thun konnten; denn es war nicht ſelten der Fall, daß er ſich hier lange aufhalten mußte, und wenn Beſuch da war, der die Gewächsanlagen beſehen wollte, geſchah es wohl auch, daß mehrere Stunden darüber hin gingen. Wir thaten unſere Pferde geſattelt in den Stall, und er ging zuerſt daran, mehrere Gewächsſtücke und Pflanzen, die auf Begehren zu Verſendungen geordnet wurden, zu beſichtigen, dann ging er in die Gärtnerſtube, wo Schreibereien lagen, und brachte ziemlich lange Zeit an dem Tiſche bei denſelben zu. Ich ſah indeſſen die Dinge um mich an, von denen ich aber gerade ſo viel und ſo wenig verſtand, als ein unaufhörlich Reiſender, welcher unzählige Gewächshäuſer beſah, verſtehen kann. Als ich aber ſpäter in ſeinem Bücherzimmer die Werke und Abbildungen über dieſen Zweig ein wenig durchging, erkannte ich, wie wenig ich eigentlich von dem Kerne dieſer Sache wußte.

„Wenn man von dieſen reizenden Dingen, ſagte der Major zu einer andern Zeit einmal, die ſo gerne vom Hundertſten ins Tauſendſte führen, wirklich Früchte haben ſoll, ſo muß man ſie vom Grunde aus betreiben, und die Andern, die darin arbeiten, bedeutend zu übertreffen ſuchen.“

Von der Gärtnerſtube heraus kommend ſah er eine Weile mehreren Weibern zu, die mit Abſtauben und Reinigen der grünen Camellienblätter beſchäftiget waren. Dieſe Pflanze war damals noch ſelten und theuer. Er unterſuchte auch die gereinigten und machte ſeine

Bemerkungen. Von da kamen wir an den vielen reinen weißen Sandbeeten der Glashäuſer vorüber, in denen die ganz jungen Pflänzchen ſtanden, dann an all den Blumen und Gewächſen, deren Zucht er ſich zur Aufgabe gemacht hatte. An dem entgegengeſetzten Ausgange der Anlagen warteten unſere Pferde, die ein Gärtnerburſche indeſſen hinten herum geführt hatte. Hier waren die Stellen zur Bereitung und Miſchung der Erden, die von Eſeln in Körben aus verſchiedenen Gegenden und oft von weit entfernten Nadelwaldungen das ganze Jahr hindurch herbeigebracht werden. Selbſt zum Brennen der Erde waren beſtimmte Orte, und in der Nähe war das Eichenholz aufgeſchichtet, das im Winter zur Erwärmung dient.

Da, wie ich ſchon geſtern bemerkt hatte, von den Gewächsanlagen nicht weit auf die Haide war, ſo ritten wir nun auf dieſelbe hinaus. Der gute Lauf unſerer ſchlanken Pferde trug uns bald ſo weit auf die einförmige morgenduftige Ebene hinaus, daß wir das Schloß und den Park nur mehr als einen dunklen Fleck in der Ferne liegen ſahen. Hier ſtießen wir zu ſeinen Hirten. Einige Stangen, ſo mager, daß von ihnen als Schutzwerken gar keine Rede ſein kann, bildeten eine Hütte, oder vielleicht gar nur ein Zeichen, welches in der Steppe leicht geſehen und gefunden werden kann. Unter dieſen Stangen brannte oder glimmte vielmehr ein Feuer, das von den zähen Aeſten oder den Wurzeln der Wachholder- und Schlehen- und anderer Krüppelſträuche unterhalten wurde. Hier bereiteten die Hirten, die um eilf Uhr ſchon Mittag hielten, ihr Mahl. Braune Geſtalten, deren Pelze auf der Erde umher lagen, ſtanden in ſchmutzig weißen Beinkleidern und Hemdärmeln um den Major herum, und antworteten auf ſeine Fragen. Andere, da ſie ſeine Ankunft auf der weithin gedehnten Fläche wahrgenommen hatten, jagten auf kleinen unſcheinbaren Roſſen herbei, die weder Sattel noch Decke, und ſtatt Zügel und Halfter oft nur einen Strick hatten. Sie ſtiegen ab, hielten ihre Thiere an der Hand und umringten den Major, der ebenfalls abgeſtiegen war, und ſein Pferd zu halten gab. Sie ſprachen nicht blos von ihrer Beſchäftigung mit ihm, ſondern auch von andern Dingen, und er kannte ſie faſt alle mit Namen. Er war ſo leutſelig mit ihnen, als wäre er einer aus ihrer Mitte, und dies, wie ich glaubte, erweckte eine Art Begeiſterung unter den Menſchen. Wie bei uns in den Bergen, ſo waren auch hier die Thiere den ganzen Sommer über im Freien. Es waren jene weißen langgehörnten Rinder, welche in dem Lande vorkommen, und ſich von den Kräutern der Steppe nähren, die eine Würze und einen Blumengeruch haben, die wir Alpenländler ihnen kaum zutrauen ſollten. Bei dieſen Thieren bleiben die Menſchen, die ihnen zugegeben ſind, ebenfalls im Freien, und haben oft gar nichts über ſich als den Himmel und die Sterne der Haide, oft nur, wie wir eben geſehen hatten, einige Stangen, oder eine gegrabene Hütte von Erde. Sie ſtanden vor dem Major, dem Grundherrn, wie ſie ihn hier hießen, und hörten ſeinen Anordnungen zu. Als er wieder aufſtieg, hielt ihm einer, der blitzende Augen aus dem Schwarz ſeines Geſichtes und ſeiner Brauen herauszeigte, das Pferd, während ſich ein anderer mit langen Haaren und dichtem Schnurbarte bückte, und ihm die Steigbügel hielt.

„Lebt wohl, Kinder, ſagte er beim Fortreiten, ich werde euch bald wieder beſuchen, und wenn die Nachbarn herüber kommen, werden wir einen Nachmittag auf der Haide liegen und bei euch eſſen."

Er hatte dieſe Worte auf ungariſch geſagt; und ſie mir auf meine Bitte verdeutſcht.

Im Fortreiten ſagte er zu mir: „Wenn es euch ergötzt, dieſe Haidewirthſchaft einmal im Einzelnen genau anzuſchauen, und ihr etwa einmal allein heraus kommen wolltet, um mit dieſen Leuten gleichſam zu leben, müßt ihr auf die Hunde achten, die ſie haben. Sie ſind nicht immer ſo zahm und geduldig, wie ihr ſie heute geſehen habt, ſondern ſie würden euch ſtrenge mit fahren. Ihr müßt es mir vorher ſagen, daß ich euch hin geleite, oder wenn ich nicht kann, daß ich euch einen bekannten Hirten mit gebe, der euch führe, und den die Hunde lieben.“

Ich hatte in der That, da wir bei dem Hirtenfeuer waren, die ungemein großen, ſchlanken, zottigen Hunde bewundert, derlei ich auf meiner ganzen Wanderung nicht angetroffen habe, und die ſo ſittſam neben und unter uns am Feuer herum ſaßen, als verſtünden ſie etwas von der Verhandlung und nähmen daran Theil.

Wir wendeten uns, da wir fort ritten, dem Schloſſe wieder zu, da bereits die Zeit zum Mittageſſen heran rückte. Als wir, ſo wie geſtern, in der Nähe der Strecke vorüber kamen, auf der die Leute arbeiteten, um den Sumpf zu trocknen, und die Grundriſſe einer Straße zu ziehen, ſagte er, indem er auf ein Waitzenfeld zeigte, an dem wir ziemlich nahe vorbei ritten, und auf welchem die Frucht außerordentlich ſchön ſtand: „Dieſe guten Schollen, wenn ſie ihre Schuldigkeit thun, müſſen uns das Geld herbeiſchaffen, daß wir auch an anderen Stellen etwas verrichten können. Die Leute arbeiten da drüben in der Oede das ganze Jahr. Sie haben ihren Taglohn und kochen gleich neben ihren Geſchäften im Freien. Zum Schlafen gehen ſie in jene hölzernen Hütten, die ihr ſeht. Im Winter, wenn ſich Eis bildet, gehen wir den tiefern Stellen zu, denen wir jetzt wegen zu großer Weiche des Bodens nicht beikommen, und füllen Gerölle der Haide und Steine, die wir von den Weinpflanzungen nehmen, hinein.

Wirklich erblickte ich, da ich auf die eigenthümliche Anlage hinüber ſchaute, die hölzernen Hütten, von denen er geſprochen hatte, und ſah an verſchiedenen Stellen des Haiderückens ſchwachen Rauch aufgehen, der die kunſtloſen Herde anzeigen mochte, auf denen die Leute ihr Mittagseſſen kochten.

Als wir in den Park einritten, umſprungen von den großen und kleinen Doggen, läutete in dem Herrenhauſe eben die Glocke, die uns und die anderen Leute zum Mahle rief.

Ich fragte an dem Abende dieſes Tages meinen Reiſefreund nicht um ſein Ziel, wie ich mir Tags vorher beim Schlafengehen ſo feſt vorgenommen hatte.

Der Nachmittag verging wie gewöhnlich, zu Hauſe, nur daß der Major gegen fünf Uhr auf dem gebahnten Wege in der Pappelallee, auf dem ich in der Nacht gekommen war, ich weiß nicht wohin fuhr, während ich die Bücher muſterte, die er mir in immer größerer Anzahl aus ſeinem Bücherzimmer auf meine Stube bringen ließ.

Des folgenden Tages hatte der Major viel zu ſchreiben, und ich brachte ſchier den ganzen Tag damit zu, ſeine Pferde, die er zu Hauſe hatte, zu beſehen, und mit ſeinen Leuten Bekanntſchaft zu machen.

An dem Tage, der nachher folgte, war ich mit ihm in der Schäferei, die zwei Stunden Reitens entfernt iſt, und in welcher wir den ganzen Tag zubrachten. Er hat einige Leute dort, die bedeutende Bildung verrathen, und mit ihm in das Weſen der Sache, die ſie lieben, einzugehen ſcheinen. Hier ſah ich auch, daß alle Zweige ſeiner Thätigkeit ihre eigene Geldverwaltung haben, indem er den Schäfereien eine Summe vorſtreckte, die aus einem andern Bereiche genommen war. Die Sache wurde ſehr genau und richtig in die Papiere aufgenommen und verbrieft. Die Anlagen ſind ſehr weitſchichtig, und die Zuchten nach ihrem Bedürfniſſe geordnet.

Ein anderes Mal ſah ich die Geſtüte, und wir waren auf der Weide, auf welcher ſeine Füllen und die jüngeren Pferde gewöhnlichen Schlages unter Hirten ſtehen, wie anderswo die Rinder.

Auf dieſe Weiſe lernte ich nach und nach den ganzen Kreis ſeiner Thätigkeit kennen, welcher wahrhaftig nicht geringfügig war. Ich wunderte mich, daß er dieſen Sachen eine ſolche Aufmerkſamkeit und Umſicht zuwendete, da ich ihn doch früher mehr als träumend und in Wiſſenſchaften herum dichtend und forſchend gekannt habe.

„Ich glaube, ſagte er einmal, daß man es ſo mit dem Boden eines Landes beginnen müſſe. Unſere Verfaſſung, unſere Geſchichte iſt ſehr alt, aber noch vieles iſt zu thun; wir ſind in ihr, gleichſam wie eine Blume in einem Gedenkbuche aufgehoben worden. Dieſes weite Land iſt ein größeres Kleinod, als man denken mag, aber es muß noch immer mehr gefaßt werden. Die ganze Welt kömmt in ein Ringen ſich nutzbar zu machen, und wir müſſen mit. Welcher Blüthe und Schönheit iſt vorerſt noch der Körper dieſes Landes fähig, und beide müſſen hervorgezogen werden. Ihr müßt es ja geſehen haben, da ihr zu mir kamt. Dieſe Haiden ſind der feinſte ſchwarze Ackergrund, in dieſen Anhöhen voll glitzernden Geſteins bis zu jenen blauen Bergen hin, die ihr im Norden ſehet, ſchläft der feurige Fluß des Weines, und dämmert von Erde umflort der Glanzblick des Metalles. Zwei ſehr edle Ströme ziehen durch unſer Land, über ihnen iſt ſo zu ſagen, die Luft noch todt, und harret, daß unzählige bunte Wimpel in ihr flattern. Vielerlei Volk iſt in dem Lande, manches iſt ein Kind, dem man vormachen muß, was es beginnen ſoll. Seit ich in der Mitte meiner Leute lebe, über die ich eigentlich mehr Rechte habe, als ihr euch denket, ſeit ich mit ihnen in ihrer Kleidung gehe, ihre Sitten theile, und mir ihre Achtung erworben habe, iſt es mir eigentlich, als hätte ich dieſes und jenes Glück errungen, das ich ſonſt immer in der einen oder der andern Entfernung geſucht habe.“

Ich fragte den Mann nun gar nicht mehr um ſein Ziel, deſſen er in ſeinem Briefe an mich erwähnt hatte.

Vorzugsweiſe waren es die Getreidearten, denen er ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. Und ſie ſtanden aber auch in einer Fülle und Schönheit, daß ich ſchon neugierig war, wenn ſich dieſe Aehren der Reife zuwenden, und wenn wir ſie heimführen würden.

Die Einſamkeit und Kraft dieſer Beſchäftigungen erinnerte mich häufig an die alten ſtarken Römer, die den Landbau auch ſo ſehr geliebt hatten, und die wenigſtens in ihrer früheren Zeit auch gerne einſam und kräftig waren.

„Wie ſchön und urſprünglich," dachte ich, „iſt die Beſtimmung des Landmannes, wenn er ſie verſteht und veredelt. In ihrer Einfalt und Mannigfaltigkeit, in dem erſten Zuſammenleben mit der Natur, die leidenſchaftlos iſt, gränzt ſie zunächſt an die Sage von dem Paradieſe."

Da ich einmal längere Zeit auf der Beſitzung des Majors war, da ich die Theile derſelben überſah und verſtehen lernte, da die Dinge vor mir wuchſen und ich an dem Gedeihen derſelben Antheil nahm: hatte mich das gleichförmig ſanfte Abfließen dieſer Tage und Geſchäfte ſo eingeſponnen, daß ich mich wohl und ebenmäßig angeregt fühlte, und auch unſere Städte vergaß, gleichſam als wäre das ein Kleines, was in ihnen bewegt wird.

Da wir wieder einmal unter den Pferden geweſen waren, die auf der Haide ſind, und da ſich zu den Hirten derſelben auch die geſellt hatten, die das Geſchäft der Rinder über ſich haben, ſo daß zufällig eine größere Menge dieſer Menſchen auf der Haide beiſammen und bei uns waren, ſagte der Major im Nachhauſefahren zu mir — denn dieſes Mal hatte er ein ſchönes Haidegeſpann mit Riemengeſchirr vor einem Wagen geſpannt, der mit großer Spurweite ſicher auf dem Graſe der Haide dahin rollte: „Dieſe würde ich ſogar zum Blutvergießen führen können, ſobald ich mich nur an ihre Spitze ſtellte. Sie ſind mir unbedingt zugethan. Auch die andern, die Knechte und die Arbeiter, die ich zu Hauſe habe, würden ſich eher ihre Glieder zerſchlagen laſſen, ehe einer zugäbe, daß mir ein Haar gekrümmt würde. Wenn ich nun die dazu rechne, die mir wegen dem Verhältniſſe der Grundherrlichkeit unterthan ſind, und die mir, wie ich bei vielen Gelegenheiten erfahren konnte, vom Grunde des Herzens zugethan ſind, ſo würde ich, wie ich glaube, eine ziemlich große Zahl von Menſchen zuſammen bringen, die mich lieben. — — Seht nur und ich bin erſt zu ihnen gekommen, als mein Haupt ſchon grau geworden war, und als ich ſelbſt viele Jahre ſie vergeſſen hatte. Wie müßte es ſein, ſo Hunderttauſende zu leiten, und ſie zum Guten zu führen; denn meiſtens, wenn ſie vertrauen, ſind ſie wie Kinder, und folgen zum Guten, wie zum Böſen."

„Einmal," fuhr er nach einer Weile fort, „habe ich geglaubt, ich werde ein Künſtler oder Gelehrter werden. Ich habe aber eingeſehen, daß dieſe ein tiefes ernſtes Wort zu der Menſchheit ſagen müſſen, das ſie begeiſtert und edler und größer macht — oder daß wenigſtens der Gelehrte Dinge zu Tage ſchaffe und erfinde, welche die Menſchen in dem irdiſchen Gute, in den Mitteln fördern und weiter bringen. In beiden Fällen aber iſt es nothwendig, daß ein ſolcher Mann zuerſt ſelber ein einfaches und großes Herz habe. Aber da ich dies nicht beſitze, ſo ließ ich alles wieder fahren, und es iſt nun vorbei."

Mir war es, da er dieſe Worte ſagte, als ginge ein ſanfter Schatten über ſein Auge, und als blicke es in dieſem Augenblicke noch immer mit jener Schwärmerei in die Luft hinaus, wie einſtens, wenn wir manchmal müßig auf dem Epomeo ſaßen, ein ganzes Meer von Himmelsbläue um uns feierte, unten die See glänzte und er von allerlei Wünſchen und Träumen junger Herzen redete. Darum kam mir auch plötzlich der Gedanke, ob etwa das Glück, von dem er mir ſagte, daß er es gefunden habe, doch noch nicht ganz da ſei.

Das war das einzige Mal geweſen, daß er ſeit unſerer Bekanntſchaft auf ſeine Vergangenheit angeſpielt hatte, vorher in unſerem ganzen Umgange nie. Ich habe auch nie gefragt, ſo wie ich ſpäter nicht fragte. Wer viel reiſet, lernt ſchon die Menſchen ſchonen, und läßt ſie in dem inneren Haushalte ihres Lebens gewähren, der ſich nicht aufſchließt, wenn es nicht freiwillig iſt. Ich war nun ſchon ziemlich lange auf Uwar, und war gerne da, weil ich an den Beſchäftigungen des Ortes mit Aufmerkſamkeit, und öfter auch mit wirklicher Thätigkeit Antheil nahm, und weil ich zu andern Zeiten an dem Tagebuche meiner Reiſen und Erfahrungen weiter ſchrieb: aber das glaubte ich zu erkennen, daß in dem reinen beſchäftigten Leben des Majors irgend ein Bodenſatz liege, der es nicht zur völligen Abklärung kommen ließ, und mir war, als ſei doch irgend eine Art Trauer da, die ſich natürlich bei einem Manne nur durch Ruhe und Ernſt ausdrückt.

Sonſt war er in ſeinem Leben und in ſeinem Umgange mit mir ſehr einfach, und von einer Zurückhaltung oder Verſtellung war nicht im Geringſten die Rede. So ſtand auf dem Tiſche ſeines Schreibzimmers, in das ich ſehr oft kam, und in dem wir an heißen Nachmittagen oder Abends bei der Kerze, wenn wir noch nicht ſchlafen gingen, von verſchiedenen Dingen plauderten, ein Bild — es war in ſchönem Goldrahmen das verkleinerte Bild eines Mädchens von vielleicht zwanzig — zwei und zwanzig Jahren — aber ſonderbar war es, wie auch der Maler die Sache verſchleiert haben mochte, es war nicht das Bild eines ſchönen, ſondern eines häßlichen Mädchens — die dunkle Farbe des Angeſichtes und der Bau der Stirne waren ſeltſam, aber es lag etwas, wie Stärke und Kraft darinnen, und der Blick war wild, wie bei einem entſchloſſenen Weſen. Daß dieſes Mädchen etwa in ſeinem früheren Leben eine Rolle geſpielt habe, wurde mir klar, und mir fiel der Gedanke ein, warum ſich denn dieſer Menſch nicht vermählt habe, ſo wie mir dieſer Gedanke auch ſchon bei unſerer italieniſchen Bekanntſchaft gekommen war; aber nach meinen Grundſätzen hatte ich damals nicht gefragt, und fragte auch jetzt nicht. Er durfte freilich das Bild ruhig auf dem Tiſche ſtehen laſſen; denn es kam Niemand von ſeinen Leuten in das Schreibgemach, ſondern ſie mußten im Vorzimmer, wo ein Glöcklein beim Eintritte läutete, ſtehen bleiben, wenn ihm einer etwas zu ſagen hatte. Auch von ſeinen Bekannten und von Beſuchenden kam Niemand in das Zimmer, da er ſie immer in ſeiner anderen Wohnung empfing. Es war alſo ſchon ein Grad Vertraulichkeit, daß ich da hinein durfte, und alles beſehen konnte, was da ſtand und lag. Dieſe Vertraulichkeit mochte ich wohl dem Umſtande zu verdanken haben, daß ich nie forſchte und grübelte.

Mittlerweile war die Erndte gekommen, und nie werde ich jener heitern vergnüglichen Zeit vergeſſen.

Der Major mußte unterdeſſen auch einige Male kleine Reiſen in die Nachbarſchaft machen, und lud mich dazu ein. In keinem Lande ſind die Entfernungen zwiſchen den bewohnten Punkten oft ſo groß, wie hier, aber mit den ſchnellen Roſſen legt man ſie reitend, oder mit den leichten Wagen über die Halde fahrend, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurück. Einmal hatte der Major das enganliegende ungariſche Volkskleid an, er war in großem Schmucke, mit dem Säbel an der Seite. Es ſtand ihm ſehr wohl. Er hielt in einer Verſammlung ſeiner Geſpannſchaft über gemeinſame Angelegenheiten eine ungariſche Rede. Da es von jeher meine Gewohnheit war, in jedem Lande, in das ich kam, ſchnell ſo viel von der Sprache zu lernen, als mir nur immer möglich war, ſo hatte ich auch bereits von den Leuten des Majors, und allen, die mich umgaben, etwas ungariſch gelernt, daher verſtand ich manches von der Rede, die bei einem Theile heftige Bewunderung, bei dem andern heftigen Tadel hervor rief; im Nachhauſefahren überſetzte er ſie mir vollſtändig ins Deutſche. Nachmittag bei Tiſche ſah ich ihn in jenem Tage im Fracke, wie einſtens in Italien, ſo wie die meiſten der Anweſenden ihre Volkskleidung abgelegt hatten, und in dem gemeinſchaftlichen europäiſchen Fracke waren.

Auch zu anderen Beſuchen, die er in der Nachbarſchaft machte, hatte ich ihn begleitet. Hier erfuhr ich nun, daß vier ſolcher Sitze beſtehen, wie der Major einen hatte. Man hatte vor einigen Jahren einen Bund geſchloſſen, den Landbau und die Hervorrufung der urſprünglichen Erzeugniſſe dadurch zu heben, daß man dies zuerſt in dem beſten Maßſtabe auf den eigenen Beſitzungen thue, und ſo den andern mit einem Beiſpiele voran gehe, namentlich wenn ſie ſehen, daß Wohlhabenheit und beſſeres Leben ſich aus dem Dinge entwickle. Der Bund hatte auch ſeine Geſetze, und die Beigetretenen hielten landwirthſchaftliche Verſammlungen. Außer dieſen vier großen Muſterhöfen, die eigentlich bis jetzt erſt nur die einzigen Mitglieder des Bundes waren, hatten ſchon einige kleinere Beſitzer angefangen, das Verfahren ihrer größeren Nachbarn nachzuahmen, ohne daß ſie deßwegen eigentlich Glieder des Bundes waren. Zur Sitzung, aber nur als Zuhörer, oder gelegentlich als Rathfrager, durften alle Landwirthe und andere Menſchen kommen, wenn ſie ſich vorher nur angemeldet hatten. Und ſie nahmen nicht ſparſam Theil, wie ich aus einer Verſammlung abnahm, die vier Stunden Reitens von Uwar entfernt bei dem Mitgliede Gömör abgehalten wurde, wo von Mitgliedern nur der Major und Gömör, aber von Zuhörern eine ziemliche Menge war.

Ich bin nach der Hand noch zweimal ganz allein bei Gömör geweſen, und habe das letzte Mal ſogar mehrere Tage bei ihm zugebracht.

Da die Erndte ſich zu ihrem Ende neigte, und die Arbeiten etwas weniger wurden, ſagte der Major eines Tages zu mir: „Weil wir jetzt ein wenig Muße bekommen werden, werden wir in der nächſten Woche zu meiner Nachbarin Brigitta Marosheli hinüber reiten, und ihr einen Beſuch machen. Sie werden in meiner Nachbarin Marosheli das herrlichſte Weib auf dieſer Erde kennen lernen."

Zwei Tage nach dieſem Ausſpruche ſtellte er mir Brigitta's Sohn vor, der zufällig herüber gekommen war. Es war dies derſelbe junge Mann, der am erſten Tage meines Aufenthaltes in Uwar mit uns zu Mittag geſpeiſt hatte, und der mir wegen ſeiner außerordentlichen Schönheit damals aufgefallen war. Er blieb ſchier den ganzen Tag bei uns, und war mit uns auf verſchiedenen Punkten der Beſitzungen. Er war, wie ich ſchon das erſte Mal bemerkte, in den früheſten Jahren des Jünglings, kaum bei dem Uebergange vom Knaben zum Jünglinge, und er gefiel mir ſehr wohl. Sein dunkles ſanftes Auge ſprach ſo ſchön zu mir, und wenn er zu Pferde ſaß, ſo kraftvoll und ſo demüthig: neigte ſich mein ganzes Weſen zu ihm. Ich hatte einen Freund, der ſo war, und in den früheſten Jahten ſeiner Jugend in das kalte Grab mußte. Guſtav, ſo hieß der Sohn Brigitta's, erinnerte mich lebhaft an ihn.

Seit der Major den Ausſpruch über Brigitta gethan hatte, und ſeit ich ihren Sohn kannte, war ich ſehr neugierig, ſie nun auch perſönlich zu ſehen.

Ueber die Vergangenheit meines Gaſtfreundes, des Majors, hatte ich ein Weniges von Gömör, als ich bei ihm war, erfahren. Gömör iſt, wie mancher ſeiner Freunde, die ich bei ihm kennen gelernt hatte, von offener freundlicher Zunge, und ſagte mir unaufgefordert, was er wußte. Der Major ſei nicht in der Gegend geboren. Er ſtamme von einer ſehr reichen Familie. Er ſei ſeit ſeiner Jugend faſt immer auf Reiſen geweſen, man wiſſe eigentlich nicht recht, wo, ſo wie man auch nicht wiſſe, in welchen Dienſten er ſich den Majorsrang verdient habe. Auf ſeiner Beſitzung Uwar iſt er in ſeinem ganzen früheren Leben nicht geweſen. Vor einigen Jahren kam er, machte ſich in Uwar anſäſſig und ſchloß ſich dem Bunde der Landwirthſchaftsfreunde an. Damals waren nur erſt zwei Glieder des Bundes: er, Gömör, ſelber, und Brigitta Marosheli. Eigentlich war es kein Bund; denn die Zuſammenkünſte und die Geſetze kamen erſt ſpäter auf, ſondern die zwei Nachbarn, er und Brigitta, haben einſtimmig die beſſere Bewirthſchaftung ihrer Güter in dieſer öden Gegend begonnen. Im Grunde ſei es Brigitta geweſen, welche den Anfang gemacht habe. Weil ſie eher unſchön als angenehm zu nennen ſei, ſo habe ſie ihr Gatte, ein junger, leichtſinniger Menſch, dem ſie in ihren jüngeren Jahren angetraut worden war, verlaſſen, und ſei nicht wieder gekommen. Damals erſchien ſie mit ihrem Kinde auf ihrem Sitze Maroshely, habe wie ein Mann umzuändern und zu wirthſchaften begonnen, und ſei bis jetzt noch gekleidet und reite, wie ein Mann. Sie halte ihre Dienerſchaft zuſammen, ſei thätig, und wirthſchafte vom Morgen bis in die Nacht. Man könne hier ſehen, was unausgeſetzte Arbeit vermöge; denn ſie habe auf dem Steinfelde faſt Wunder gewirkt. Er ſei, als er ſie kennen gelernt habe, ihr Nachahmer geworden, und habe ihre Art und Weiſe auf ſeiner Beſitzung eingeführt. Bis jetzt habe er es nicht bereut. Der Major ſei Anfangs, da er ſich in Uwar niedergelaſſen hatte, mehrere Jahre nicht zu ihr hinüber gekommen. Dann ſei ſie einmal todtkrank geworden: da ſei er zu ihr über die Haide geritten, und habe ſie geſund gemacht. Von der Zeit an kam er dann immer zu ihr. Die Leute ſagten damals, er habe die Heilkräfte des Magnetiſmus angewendet, deren er theilhaftig ſei, aber Niemand weiß eigentlich in der Sache etwas Rechtes zu ſagen. Es hatte ſich ein ungewöhnlich inniges und freundſchaftliches Band entwickelt — der höchſten Freundſchaft ſei das Weib auch würdig — aber ob die Leidenſchaft, die der Major zu der häßlichen und bereits auch alternden Brigitta gefaßt habe, natürlich ſei, das ſei eine andere Frage — Leidenſchaft ſei es ganz gewiß, das erkenne ein jeder, der hinüber komme. Der Major würde gewiß Brigitta heirathen, wenn er könnte — er gräme ſich offenbar tief, daß er es nicht könne; aber weil man von ihrem angetrauten Manne nichts wiſſe, ſo könne kein Todtenſchein und kein Trennungsſchein herbei gebracht werden. Es ſpreche dieſe Thatſache recht ſehr zu Gunſten Brigitta's, und verurtheile ihren Gemahl, der einſt ſo leichtſinnig von ihr gegangen ſei, während nun ein ſo ernſter Mann ſich ſehne, ſie zu beſitzen.

Dieſe Dinge hatte mir Gömör über den Major und Brigitta geſagt, und ich kam noch ein paar Male mit Guſtav, ihrem Sohne, bei Gelegenheit eines Beſuches, den wir bei Nachbarn machten, zuſammen, ehe der Tag erſchien, der beſtimmt war, daß wir zu ſeiner Mutter hinüber reiten ſollten.

Am Vorabende dieſes Tages, da ſchon das tauſendſtimmige Zirpen der abendlichen Haidegrillen in meine ſchlaftrunkenen Ohren fiel, dachte ich noch an ſie. Dann träumte mir allerlei von ihr, vorzüglich kam ich von dem Traume nicht los, daß ich auf der Haide vor der Reiterin ſtehe, die mir damals die Pferde mitgegeben hatte, daß ſie mich mit ſchönen Augen banne, daß ich immer ſtehen müſſe, daß ich keinen Fuß heben könne, und daß ich alle Tage meines Lebens nicht mehr von dem Flecke der Haide weg zu kommen vermöge. Dann ſchlief ich feſt ein, erwachte des andern Tages friſch und geſtärkt, die Pferde wurden vorgeführt, und ich freute mich, nun die auch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, die heute ſo vielfach im Traume bei mir geweſen war.

3.

Steppenvergangenheit.

Ehe ich entwickle, wie wir nach Marosheli geritten ſind, wie ich Brigitta kennen gelernt habe, und wie ich noch recht oft auf ihrem Gute geweſen bin, iſt es nöthig, daß ich einen Theil ihres früheren Lebens erzähle, ohne dem das Folgende nicht verſtändlich wäre. Wie ich zu ſo tief gehender Kenntniß der Zuſtände, die hier geſchildert werden, gelangen konnte, wird ſich aus meinen Verhältniſſen zu dem Major und zu Brigitta ergeben, und am Ende dieſer Geſchichte von ſelbſt klar werden, ohne daß ich nöthig hätte, vor der Zeit zu enthüllen, was ich auch nicht vor der Zeit, ſondern durch die natürliche Entwicklung der Dinge erfuhr.

Es liegt im menſchlichen Geſchlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Wir alle ſind gezogen von der Süßigkeit der Erſcheinung, und können nicht immer ſagen, wo das Holde liegt. Es iſt im Weltall, es iſt in einem Auge, dann iſt es wieder nicht in Zügen, die nach jeder Regel der Verſtändigen gebildet ſind. Oft wird die Schönheit nicht geſehen, weil ſie in der Wüſte iſt, oder weil das rechte Auge nicht gekommen iſt — oft wird ſie angebetet und vergöttert, und iſt nicht da: aber fehlen darf ſie nirgends, wo ein Herz in Inbrunſt und Entzücken ſchlägt, oder wo zwei Seelen an einander glühen; denn ſonſt ſteht das Herz ſtille, und die Liebe der Seelen iſt todt. Aus welchem Boden aber dieſe Blume bricht, iſt in tauſend Fällen tauſendmal anders; wenn ſie aber da iſt, darf man ihr jede Stelle des Keimens nehmen, und ſie bricht doch an einer andern hervor, wo man es gar nicht geahnet hatte. Es iſt nur dem Menſchen eigen, und adelt nur den Menſchen, daß er vor ihr kniet — und alles, was ſich in dem Leben lohnt und preiſet, gießt ſie allein in das zitternde beſeligte Herz. Es iſt traurig für einen, der ſie nicht hat, oder nicht kennt, oder an dem ſie kein fremdes Auge finden kann. Selbſt das Herz der Mutter wendet ſich von dem Kinde ab, wenn ſie nicht mehr, ob auch nur einen einzigen Schimmer dieſes Strahles an ihm zu entdecken vermag.

So war es mit dem Kinde Brigitta geſchehen. Als es geboren ward, zeigte es ſich nicht als der ſchöne Engel, als der das Kind gewöhnlich der Mutter erſcheint. Später lag es in dem ſchönen goldenen Prunkbettchen in den ſchneeweißen Linnen mit einem nicht angenehmen verdüſterten Geſichtchen, gleichſam als hätte es ein Dämon angehaucht. Die Mutter wandte, von ſich ſelber unbemerkt das Auge ab, und heftete es auf zwei kleine ſchöne Engel, die auf dem reichen Teppiche des Bodens ſpielten. Wenn fremde Leute kamen, tadelten ſie das Kind nicht, lobten es nicht, und fragten nach den Schweſtern. So wurde es immer größer. Der Vater ging öfter durch das Zimmer nach ſeinen Geſchäften, und wenn die Mutter wohl manchmal gleichſam aus verzweiflungsvoller Brünſtigkeit die andern Kinder herzte, ſah ſie nicht das ſtarre ſchwarze Auge Brigitta's, das ſich hin heftete, als verſtünde das winzige Kind ſchon die Kränkung. Wenn ſie weinte, half man ihrem Bedürfniſſe ab; weinte ſie nicht, ließ man ſie ruhig liegen, alle hatten für ſich zu thun, und ſie richtete die großen Augen auf die Vergoldung des

Bettchens, oder auf die Schnörkel der Wandtapeten. Da die Glieder ſtark geworden waren, und ihre Wohnung nicht mehr in dem engen Bettchen beſtand, ſaß ſie in einem Winkel, ſpielte mit Steinchen, und ſagte Laute, die ſie von Niemandem gehört hatte. Als ſie in ihren Spielen vorrückte und behender ward, verdrehte ſie oft die großen wilden Augen, wie Knaben thun, die innerlich bereits dunkle Thaten ſpielen. Auf die Schweſtern ſchlug ſie, wenn ſie ſich in ihre Spiele einmiſchen wollten — und wenn jetzt die Mutter in einer Anwandlung verſpäteter Liebe und Barmherzigkeit das kleine Weſen in die Arme ſchloß, und mit Thränen benetzte, ſo zeigte daſſelbe keineswegs Freude, ſondern weinte, und wand ſich aus den umfaſſenden Händen. Die Mutter aber wurde dadurch noch mehr zugleich liebend und erbittert, weil ſie nicht wußte, daß die kleinen Würzlein, als ſie einſt den warmen Boden der Mutterliebe ſuchten und nicht fanden, in den Fels des eigenen Herzens ſchlagen mußten, und da trotzen.

So ward die Wüſte immer größer.

Als die Kinder empor wuchſen und ſchöne Kinder ins Haus kamen, waren jene Brigitta's immer recht, die der Schweſtern wurden mannigfach geändert, bis ſie paßten. Die andern bekamen Verhaltungsregeln und Lob, ſie nicht einmal Tadel, wenn ſie auch ihr Kleidchen beſchmutzt oder zerdrückt hatte Da das Lernen kam, und die Stunden des Vormittags ausgefüllt waren, ſaß ſie unten an, und ſtarrte mit dem einzigen Schönen, das ſie hatte, mit den in der That ſchönen düſtern Augen auf die Ecke des fernen Buches, oder der Landkarte; und wenn der Lehrer eine ſeltene raſche Frage an ſie that, erſchrak ſie, und wußte keine Antwort. Aber an langen Abenden, oder ſonſt, wenn man im Geſellſchaftszimmer ſaß und ſie nicht vermißte, lag ſie auf der Erde über durcheinander geworfenen Büchern oder über Bildern und zerriſſenen Karten, die die andern nicht mehr brauchten. Sie mochte eine fanatiſche verſtümmelte Welt in ihr Herz hinein brüten. Sie hatte von den Büchern ihres Vaters, da der Schlüſſel immer ſtak, beinahe die Hälfte geleſen, ohne daß man es ahnte. Darunter waren die meiſten, die ſie nicht verſtehen konnte. In der Wohnung fand man oft Papiere, auf denen ſeltſame wilde Dinge gezeichnet waren, die von ihr ſein mußten.

Als die Mädchen in das Jungfrauenalter getreten waren, ſtand ſie wie eine fremde Pflanze unter ihnen.

Die Schweſtern waren weich und ſchön geworden, ſie blos ſchlank und ſtark. In ihrem Körper war faſt Manneskraft, was ſich dadurch erwies, daß ſie eine Schweſter, wenn ſie ihr Tändeleien ſagen oder ſie liebkoſen wollte, mit dem ſchlanken Arme blos ruhig weg bog, oder daß ſie, wie ſie gerne that, Hand an knechtliche Arbeit legte, bis ihr die Tropfen auf der Stirne ſtanden. Muſik machen lernte ſie nicht, aber ſie ritt gut und kühn, wie ein Mann, lag oft mit dem ſchönſten Kleide auf den Raſen des Gartens, und that halbe Reden und Ausrufungen in das Laub der Büſche. Nun kam es auch, daß der Vater begann, ihr Ermahnungen über ihr ſtörriges und ſtummes Weſen zu geben. Dann, wenn ſie auch eben redete, hörte ſie plötzlich auf, wurde noch ſtummer und noch ſtörriger. Es half nichts, daß ihr die Mutter Zeichen gab, und zur Kundgebung ihres Unmuthes in bittrer Rathloſigkeit die Hände rang. Das Mädchen redete nicht. Als ſich der Vater einmal ſo weit vergaß, daß er ſie, die Erwachſene, weil ſie durchaus nicht in das Geſellſchaftszimmer gehen wollte, körperlich ſtrafte, ſah ſie ihn blos mit den heißen trockenen Augen an, und ging doch nicht hinüber, er hätte ihr thun können, was er wollte.

Wenn nur einer geweſen wäre, für die verhüllte Seele ein Auge zu haben, und ihre Schönheit zu ſehen, daß ſie ſich nicht verachte. — Aber es war keiner: die andern konnten es nicht, und ſie konnte es auch nicht.

Ihr Vater lebte in der Hauptſtadt, wie es überhaupt ſeine Gewohnheit war, und gab ſich einem glänzenden Wohlleben hin. Als ſeine Mädchen herangewachſen waren, verbreitete ſich der Ruf ihrer Schönheit durch das Land, viele kamen herbei, ſie zu ſehen, und die Verſammlungen und Geſellſchaften in dem Hauſe wurden noch zahlreicher und belebter, als ſie es bisher geweſen waren. Manches Herz ſchlug heftig und trachtete nach dem Beſitze der Kleinode, welche dieſes Haus beherbergte — aber die Kleinode achteten nicht darauf, oder ſie waren noch zu jung, ſolche Huldigungen zu verſtehen. Deſto mehr gaben ſie ſich den Vergnügungen hin, die ſolche Geſellſchaften mit ſich führten, und ein Putzkleid oder die Anordnung eines Feſtes konnte ſie Tage lang auf das Ergreifendſte und Innigſte beſchäftigen. Brigitta, als die Jüngſte, wurde nicht gefragt, als verſtünde ſie die Sache nicht. Sie war manchmal in den Verſammlungen gegenwärtig, und dann trug ſie immer ein weites, ſchwarzſeidenes

Kleid, das ſie ſich ſelber zuſammen gemacht hatte — oder ſie mied dieſelben, ſaß indeſſen auf ihrem Zimmer, und man wußte nicht, was ſie dort that.

So gingen ein paar Jahre hin.

Gegen Ende derſelben erſchien ein Mann in der Hauptſtadt, der in den verſchiedenen Kreiſen derſelben Aufſehen erregte. Er hieß Stephan Murai. Sein Vater hatte ihn auf dem Lande auferzogen, um ihn für das Leben vorzubereiten. Als ſeine Erziehung vollendet war, mußte er zuerſt Reiſen machen, und dann ſollte er die gewählte Geſellſchaft ſeines Vaterlandes kennen lernen. Dies war die Urſache, daß er in die Hauptſtadt kam. Hier wurde er bald der faſt einzige Gegenſtand der Geſpräche. Einige rühmten ſeinen Verſtand, andere ſein Benehmen und ſeine Beſcheidenheit, wieder andere ſagten, daß ſie nie etwas ſo ſchönes geſehen hätten, als dieſen Mann. Mehrere behaupteten, er ſei ein Genie, und wie es an Verläumdungen und Nachreden auch nicht fehlte, ſagten Manche, daß er etwas Wildes und Scheues an ſich habe, und daß man es ihm anſehe, daß er in dem Walde auferzogen worden ſei. Einige meinten auch, er beſitze Stolz, und wenn es darauf ankomme, gewiß auch Falſchheit.

Manches Mädchenherz war im Mindeſten doch neugierig, ihn einmal erblicken zu können. Brigitta's Vater kannte die Familie des neuen Ankömmlings ſehr gut, er war in früheren Jahren, da er noch Ausflüge machte, öfter auf ihre Beſitzungen gekommen, und war nur ſpäter, da er immer in der Hauptſtadt lebte und ſie nie, mit ihr außer Berührung gerathen. Da er ſich um den Stand der Güter, der einſt ein vortrefflicher geweſen war, erkundigte, und erfuhr, daß derſelbe jetzt noch bedeutend beſſer ſei, und bei der einfachen Lebensweiſe der Familie ſich noch immer verbeſſere: dachte er, wenn der Mann ſonſt auch noch in ſeinem Weſen nach ſeinem Sinne wäre, ſo könnte er einen erwünſchten Bräutigam für eine ſeiner Töchter abgeben. Da aber daſſelbe mehrere Väter und Mütter dachten, ſo beeilte ſich Brigitta's Vater, ihnen den Vorſprung abzugewinnen. Er lud den jungen Mann in ſein Haus, dieſer ſagte zu, und war ſchon mehrere Male in einer Abendgeſellſchaft deſſelben geweſen. Brigitta hatte ihn nicht geſehen, weil ſie gerade in jener Zeit ſchon ſeit länger her nicht in das Geſellſchaftszimmer gekommen war.

Einmal ging ſie zu ihrem Oheime, der eine Art Feſt veranſtaltet und ſie dazu geladen hatte. Sie war auch ſchon in früheren Zeiten manchmal nicht ungern zu der Familie des Oheims gegangen. An jenem Abende ſaß ſie in ihrem gewöhnlichen ſchwarzſeidenen Kleide da. Um das Haupt hatte ſie einen Kopfputz, den ſie ſelber gemacht hatte, und den ihre Schweſtern häßlich nannten. Wenigſtens war es in der ganzen Stadt nicht Sitte, einen ſolchen zu tragen, aber er ſtand zu ihrer dunklen Farbe ſehr gut.

Es waren viele Menſchen zugegen, und da ſie einmal durch eine Gruppe derſelben hindurch blickte, ſah ſie zwei dunkle ſanfte Jünglingsaugen auf ſie geheftet. Sie blickte gleich wieder weg. Da ſie ſpäter noch einmal hin ſchaute, ſah ſie, daß die Augen wieder gegen ſie gerichtet geweſen ſeien. Es war Stephan Murai, der ſie angeblickt hatte.

Ungefähr acht Tage darnach wurde bei ihrem Vater getanzt. Murai war auch geladen, und kam, da ſchon die meiſten zugegen waren, und der Tanz bereits begonnen hatte. Er ſchaute zu, und da man ſich zum zweiten Tanze zuſammengeſtellt hatte, ging er gegen Brigitta hin, und bat ſie mit beſcheidener Stimme um einen Tanz. Sie ſagte, daß ſie nie tanzen gelernt habe. Er verbeugte ſich und miſchte ſich wieder unter die Zuſchauer. Später ſah man ihn tanzen. Brigitta ſetzte ſich hinter einem Tiſche auf ein Sopha und ſah dem Treiben zu. Murai ſprach mit verſchiedenen Mädchen, tanzte und ſcherzte mit ihnen. Er war an dieſem Abende beſonders lieb und verbindlich geweſen. Endlich war die Unterhaltung aus, man zerſtreute ſich nach allen Richtungen, um ſeine Behauſung zu ſuchen. Als Brigitta in ihr Schlafgemach gekommen war, das ſie mit vielen Bitten und Trotzen ihren Eltern abgerungen hatte, daß ſie es allein bewohnen durfte, und als ſie ſich dort entkleidete, ſchoß ſie im Vorbeiſtreifen einen Blick in den Spiegel, und ſah die braune Stirne durch denſelben gleiten, und die rabenſchwarze Locke, die ſich um die Stirne ſchlang. Dann ging ſie, da ſie weder beim Anziehen noch beim Ausziehen ein Dienſtmädchen um ſich litt, gegen ihr Bett, deckte es ſelber ab, ſchlug die ſchneeweißen Linnen von ihrem Lager, daß ſie ſich immer ſehr hart machen ließ, zurück, legte ſich darauf, that den ſchlanken Arm unter ihr Haupt, und ſchaute mit den ſchlafloſen Augen gegen die Decke des Zimmers.

Als nun in der Folge öfters Geſellſchaften waren, und Brigitta denſelben beiwohnte, wurde ſie wieder von Murai bemerkt, ſie wurde von ihm ſehr ehrfurchtsvoll gegrüßt, und wenn ſie ging, brachte er ihr das Tuch, und wenn ſie fort war, hörte man auch gleich darauf ſeinen Wagen unten rollen, der ihn nach Hauſe führte.

Dies dauerte längere Zeit.

Einmal war ſie wieder bei dem Oheime, und da ſie in der großen Hitze, die in dem Saale herrſchte, auf den Balkon, deſſen Thüren immer offen ſtanden, hinaus getreten war, und dichte Nacht um ſie lag: vernahm ſie ſeinen Tritt zu ihr, und ſah dann auch in der Dunkelheit, daß er ſich neben ſie ſtellte. Er ſprach nichts, als gewöhnliche Dinge, aber wenn man auf ſeine Stimme horchte, ſo war es, als ſei etwas Furchtſames in derſelben. Er lobte die Nacht, und ſagte, daß man ihr Unrecht thue, wenn man ſie ſchelte, da ſie doch ſo ſchön und milde ſei, ſie allein umhülle, ſänftige und beruhige das Herz. Dann ſchwieg er, und ſie ſchwieg auch. Als ſie wieder in das Zimmer getreten war, ging er auch hinein, und ſtand lange an einem Fenſter.

Da Brigitta in dieſer Nacht zu Hauſe angelangt war, da ſie ſich in ihr Zimmer begeben hatte, und den

Putzflitter Stück um Stück von dem Leibe nahm, trat ſie im Nachtgewande vor den Spiegel, und ſah lange, lange hinein. Es kamen ihr Thränen in die Augen, die nicht verſiechten, ſondern mehreren Platz machten, die hervor drangen und herab rannen. Es waren die erſten Seelenthränen in ihrem ganzen Leben geweſen. Sie weinte immer mehr und immer heftiger, es war, als müßte ſie das ganze verſäumte Leben nachholen, und als müßte ihr um vieles leichter werden, wenn ſie das Herz heraus geweint hätte. Sie war auf die Knie geſunken, wie ſie es öfters zu thun gewohnt war, und ſaß auf ihren eigenen Füßen. Auf dem Boden neben ihr lag zufällig ein Bildchen, es war ein Kinderbildchen, auf dem dargeſtellt war, wie ſich ein Bruder für den andern opfere. Dieſes Bildchen drückte ſie an ihre Lippen, daß es zerknittert und naß wurde.

Da endlich die Quellen nachgelaſſen hatten, und die Kerzen herab gebrannt waren, ſaß ſie noch auf der Erde vor dem Spiegeltiſche, gleichſam wie ein ausgeweintes Kind und ſann. Es lagen die Hände in dem Schooße, die Schleifen und Krauſen des Nachtgewandes waren feucht, und hingen ohne Schönheit um den keuſchen Buſen. Sie ward ſtiller und unbeweglicher. Endlich ſchöpfte ſie ein paar Mal friſchen Athem, fuhr mit der flachen Hand über die Augenwimpern und ging zu Bette. Als ſie lag, und die Nachtlampe, die ſie nach ausgelöſchten Kerzen hinter einen kleinen Schirm geſtellt hatte, düſter brannte, ſagte ſie noch die Worte: „Es iſt ja nicht möglich, es iſt ja nicht möglich!“

Dann entſchlummerte ſie.

Als ſie in der Zukunft wieder mit Murai zuſammenkam, war es, wie früher: er zeichnete ſie nur noch mehr aus, aber ſonſt war ſein Benehmen ſcheu, faſt zaghaft. Er redete beinahe nichts mit ihr. Sie ſelber that ihm keinen einzigen, auch nicht den kleinſten Schritt entgegen.

Als ſich nach einiger Zeit wieder einmal eine Gelegenheit ergab, mit ihr allein zu ſprechen, deren manche früher ſchon ungenützt vorüber gegangen waren, nahm er ſich den Muth, er redete ſie an und ſagte, daß ihm erſcheine, daß ſie ihm abgeneigt ſei — und wenn dies ſo wäre, ſo habe er die einzige Bitte, ſie möchte ihn doch kennen lernen, vielleicht ſei er doch ihrer Aufmerkſamkeit nicht ganz unwerth, vielleicht habe er Eigenſchaften, oder könne ſich dieſelben erwerben, die ihm ihre Hochachtung gewännen, wenn auch nichts, das er noch heiliger wünſchte.

„Nicht abgeneigt, Murai," antwortete ſie, „o nein, nicht abgeneigt; aber ich habe auch eine Bitte an Sie: thun Sie es nicht, thun Sie es nicht, werben Sie nicht um mich, Sie würden es bereuen."

„Warum denn Brigitta, warum denn?"

„Weil ich," antwortete ſie leiſe, „keine andere Liebe fordern kann, als die allerhöchſte. Ich weiß, daß ich häßlich bin, darum würde ich eine höhere Liebe fordern, als das ſchönſte Mädchen dieſer Erde. Ich weiß es nicht, wie hoch, aber mir iſt, als ſollte ſie ohne Maß und Ende ſein. Seh'n Sie — da nun dies unmöglich iſt, ſo werben Sie nicht um mich. Sie ſind der Einzige, der darnach fragte, ob ich auch ein Herz habe, gegen Sie kann ich nicht falſch ſein."

Sie hätte vielleicht noch mehr geſagt, wenn nicht Leute herzu gekommen wären; aber ihre Lippe bebte vor Schmerz.

Daß Murai's Herz durch dieſe Worte nicht beſchwichtigt, ſondern nur noch mehr entflammt wurde, begreift ſich. Wie einen Engel des Lichtes verehrte er ſie, er blieb zurückgezogen, ſein Auge ging an den größten Schönheiten, die ihn umringten, vorüber, das ihre mit ſanfter Bitte zu ſuchen. So war es unabänderlich fort. Auch an ihr begann nun die dunkle Macht und die Größe des Gefühles in der verarmten Seele zu zittern. An beiden erſchien es offen. Die Umgebungen begannen das Unglaubliche zu ahnen, und man erſtaunte unverholen. Murai legte ſeine Seele entſchieden vor dem Angeſichte aller Welt dar. Eines Tages, in einem einſamen Zimmer, da die Muſik, zu deren Anhörung man zuſammen gekommen war, von ferne her erſcholl, da er vor ihr ſtand und nichts redete, da er ihre Hand faßte, ſie ſanft gegen ſich ziehend, widerſtand ſie nicht, und da er ſein Angeſicht immer mehr gegen ſie neigte, und ſie ſeine Lippen plötzlich auf den ihrigen empfand, drückte ſie ſüß entgegen. Sie hatte noch nie einen Kuß gefühlt, da ſie ſelbſt von ihrer Mutter und ihren Schweſtern nie geküßt worden war — und Murai hat nach vielen Jahren einmal geſagt, daß er nie mehr eine ſolche reine Freude erlebt habe, als damals, da er zum erſten Male dieſe vereinſamten unberührten Lippen auf ſeinem Munde empfand.

Der Vorhang zwiſchen den Beiden war nun zerriſſen, und das Schickſal ging ſeine Wege. In wenigen

Tagen war Brigitta die erklärte Braut des gefeierten Mannes, die Eltern beider Theile hatten eingewilligt. Es wurde nun ein freundlicher Umgang. Aus dem tiefen Herzen des bisher unbekannten Mädchens ging ein warmes Daſein hervor, Anfangs unſcheinbar und unbedeutend, dann in reicher heiterer Entwickelung. Der Inſtinkt, der den Mann an dieſes Weib gezogen, hatte ihn nicht getäuſcht. Sie war ſtark und keuſch, wie kein anderes Weib. Weil ſie ihr Herz nicht durch Liebesgedanken und Liebesbilder vor der Zeit entkräftet hatte, wehte der Odem eines ungeſchwächten Lebens in ſeine Seele. Auch ihr Umgang war reizend. Weil ſie ſtets allein geweſen war, hatte ſie auch allein ihre Welt gebaut, und er wurde in ein neues, merkwürdiges, nur ihr angehörendes Reich eingeführt. Wie ſich dann ihr Weſen vor ihm entfaltete, erkannte er zu allem dem noch ihr inniges und heißes Lieben, das wie ein goldner Strom in vollen Ufern quoll, in vollen, aber auch in einſamen; denn wie das Herz der andern Menſchen zwiſchen eine halbe Welt getheilt iſt, war das ihre beiſammen geblieben, und da es nur ein Einziger erkannt hat, war es nun auch Eigenthum dieſes Einzigen. Er lebte ſo in Freude und Gehobenheit die Tage des Brautſtandes durch.

Es ging die Zeit mit roſenfarbnen Flügeln, und in ihr das Geſchick mit ſeinen dunkeln Schwingen.

Der Vermählungstag war endlich gekommen. Murai hatte ſeine ſchweigende Braut, da die heilige Handlung vorüber war, auf der Schwelle der Kirche in die Arme geſchloſſen, ſie dann in ſeinen Wagen gehoben, und in ſeine Wohnung geführt, die er, da die jungen Leute beſchloſſen hatten, in der Stadt zu bleiben, aus dem Reichthume ſeines Vaters, der ihm alles Erſparte zur Verfügung ſtellte, auf das Schönſte und Glänzendſte hatte einrichten laſſen. Murai's Vater war zur Vermählung von ſeinem Landſitze, den er zum bleibenden Aufenthaltsorte gewählt hatte, herein gekommen. Seine Mutter konnte leider die Freude nicht theilen; denn ſie war ſchon längſt geſtorben. Von Seite der Braut waren Vater und Mutter, dann die Schweſtern, der Oheim und mehrere nahe Verwandte zugegen. Murai, ſo wie Brigitta's Vater, hatte gewollt, daß der Tag öffentlich und mit großem Glanze gefeiert werde, und ſo war es auch vorüber gegangen.

Als ſich endlich die letzten Gäſte entfernt hatten, führte Murai ſeine Gattin durch eine Reihe beleuchteter

Zimmer, da ſie ſich bisher immer mit einem hatte begnügen müſſen, bis in das Wohngemach zurück. Dort ſaßen ſie noch, und er ſagte die Worte: „Wie gut und herrlich iſt alles abgegangen, und wie ſchön hat es ſich erfüllt. Brigitta! Ich habe dich erkannt. Da ich dich das erſte Mal ſah, wußte ich ſchon, daß mir dieſes Weib nicht gleichgültig bleiben werde; aber ich erkannte noch nicht, werde ich dich unendlich lieben oder unendlich haſſen müſſen. Wie glücklich iſt es gekommen, daß es die Liebe ward!“

Brigitta ſagte nichts, ſie hielt ihn an der Hand, und ließ die glänzenden Augen in ſanfter Ruhe durch das Zimmer blicken.

Dann befahlen ſie, daß die Reſte des Feſtes weggeräumt würden, daß die Menge der überflüſſigen Lichter ausgethan, und die Feſtgemächer eine gewöhnliche Wohnung würden. Dies geſchah, die Diener begaben ſich in ihre Zimmer, und auf die neue Wohnung und auf die neue Familie, die aus zweien beſtand, und erſt einige Stunden alt war, ſenkte ſich die erſte Nacht hernieder.

Von nun an lebten ſie in ihrer Wohnung fort. So wie ſie, da ſie ſich kennen gelernt hatten, nur in Geſellſchaften zuſammen getroffen waren, und ſo wie ſie im Brautſtande nur immer öffentlich erſchienen waren: ſo blieben ſie nun immer zu Hauſe. Sie dachten nicht, daß etwas Aeußerliches zu ihrem Glücke erforderlich ſei. Obgleich die Wohnung im Allgemeinen mit allem verſehen war, was ihr nur immer noth that, ſo blieb doch im Einzelnen noch ſo vieles zu verbeſſern und zu verſchönern übrig. Sie klügelten dieſes heraus, ſie überlegten, was man dort und da noch anbringen könnte, gingen einander mit Rath und That an die Hand, daß ſich der Raum immer mehr und mehr und reiner ordnete, und die Eintretenden mit klarer Wohnlichkeit und einfacher Schönheit empfing.

Ueber Jahresfriſt gebar ſie ihm einen Sohn, und dieſes neue Wunder hielt ſie wieder und noch mehr zu Hauſe. Brigitta pflegte ihr Kind, Murai verſah ſeine Geſchäfte; denn der Vater hatte ihm einen Theil der Güter abgetreten, und dieſe verwaltete er von der Stadt aus. Dies machte manche Umwege nöthig, und häufte manche Dinge, die ſonſt entrathen geweſen wären.

Als der Knabe ſo weit entwickelt war, daß unmittelbare Pflege nicht gar ſo ſehr mehr noth that, als

Murai ſeine Geſchäfte ſchon geordnet und in einen gleichen Gang gebracht hatte, fing er an, ſeine Gattin häufiger auf öffentliche Plätze, in Geſellſchaften, auf Spaziergänge, in das Schauſpiel zu führen, als er es ſonſt zu thun gewohnt war. Hiebei bemerkte ſie, daß er ſie vor Leuten noch zarter und noch aufmerkſamer behandle, als ſelber zu Hauſe.

Sie dachte: „Jetzt weiß er, was mir fehlt,“ und hielt das erſtickende Herz an ſich.

Im nächſten Frühlinge nahm er ſie und ſein Kind auf eine Reiſe mit, und da ſie gegen den Herbſt zurückkamen, ſchlug er vor, lieber für beſtändig auf dem Lande, auf einem ſeiner Güter zu wohnen; denn auf dem Lande ſei es doch viel ſchöner und viel annehmlicher, als in der Stadt.

Brigitta folgte ihm auf das Landgut.

Hier fing er an zu wirthſchaften und umzuändern, und den Reſt der Zeit, der ihm übrig war, zum Jagen zu verwenden. Und hier führte ihm das Schickſal ein ganz anderes Weib entgegen, als er es immer zu ſehen gewohnt war. Auf einer der einſamen Jagden, die er jetzt häufig that, wo er nämlich mit ſeiner Büchſe allein durch die Gegend ging oder ritt, hatte er ſie erblickt.

Als er einmal ſein Pferd langſam durch einen Weidebruch ein wenig abwärts leitete, hatte er plötzlich durch das dichte Gebüſch her zwei Augen gegenüber, erſchrocken und ſchön, wie die einer fremdländiſchen Gazelle, und neben den grünen Blättern hatte das ſüßeſte Morgenroth der Wangen geglüht. Es war nur ein Augenblick; denn ehe er recht hinſehen konnte, hatte das Weſen, das ebenfalls zu Pferde war, und in dem Gebüſche ſtand, das Pferd gewendet und flog über die Ebene zwiſchen den leichten Büſchen davon.

Es war Gabriele geweſen, die Tochter eines greiſen Grafen, der in der Nachbarſchaft wohnte, ein wildes Geſchöpf, das ihr Vater auf dem Lande erzog, wo er ihr alle und jede Freiheit ließ, weil er meinte, daß ſie ſich nur ſo am naturgemäßeſten entfalte, und nicht zu einer Puppe gerathe, wie er ſie nicht leiden konnte. Die Schönheit dieſer Gabriele war ſchon weithin berühmt geworden, nur zu Murai's Ohren war der Ruf noch nicht gedrungen, weil er bisher nie auf dieſem ſeinem Landgute geweſen war, und in letzter Zeit ſich auf ſeiner großen Reiſe befunden hatte.

Nach mehreren Tagen trafen die Beiden ſchier auf derſelben Stelle wieder zuſammen, und dann öfter und öfter. Sie fragten nicht, wer und woher ſie ſeien, ſondern das Mädchen, gleichſam ein Abgrund von Unbefangenheit, ſcherzte, lachte, neckte ihn, und trieb ihn meiſtens zu kühnen übermüthigen Wettreiten an, wo ſie, wie ein himmliſches tolles, glühendes Räthſel neben ihm her flog. Er ſcherzte mit, und ließ ſie meiſtens ſiegen. Eines Tages aber, als ſie vor Erſchöpfung athemlos, nur durch wiederholtes Haſchen nach ſeinem Zügel andeuten konnte, daß ſie wolle, daß er halten ſolle, und als ſie beim Herabheben vom Pferde ſchmachtend geflüſtert hatte, ſie ſei beſiegt — damals, nachdem er ihren Steigbügelriemen, an dem etwas gebrochen war, wieder hergeſtellt hatte, und ſie nun verglühend an einem Baumſtamme ſtehen ſah — riß er ſie plötzlich an ſich, preßte ſie an ſein Herz, und ehe er ſehen konnte, ob ſie zürne oder frohlocke, ſprang er auf ſein Pferd und jagte davon. — Es war Uebermuth geweſen, aber ein Taumel unbeſchreiblichen Entzückens war in jenem Augenblicke in ihm, und vor ſeiner Seele, wie er heim ritt, hing das Bild der ſanften Wange, des ſüßen Athems, und der ſpiegelnden Augen.

Sie hatten ſich von da an nicht mehr geſucht, aber da ſie ſich einmal zufällig auf einen Augenblick in dem Saale eines Nachbars ſahen, wurden beider Wangen von einem tiefen Scharlache übergoſſen.

Murai ging dann auf eine ſeiner ferneren Beſitzungen, und änderte dort alle Verhältniſſe um, die er vorfand.

Brigitta's Herz aber war zu Ende. Es war ein Weltball von Scham in ihrem Buſen empor gewachſen, wie ſie ſo ſchwieg, und wie eine ſchattende Wolke in den Räumen des Hauſes herum ging. Aber endlich nahm ſie das aufgequollne ſchreiende Herz gleichſam in ihre Hand, und zerdrückte es.

Als er von ſeinen Umänderungen auf dem entfernten Landgute zurück kam, ging ſie in ſein Zimmer, und trug ihm mit ſanften Worten die Scheidung an. Da er heftig erſchrak, da er ſie bat, da er ihr Vorſtellungen machte, ſie aber immer dieſelben Worte ſagte: „Ich habe es dir geſagt, daß es dich reuen wird, ich habe es dir geſagt, daß es dich reuen wird," — ſprang er auf, nahm ſie bei der Hand, und ſagte mit inniger Stimme: „Weib, ich haſſe dich unausſprechlich, ich haſſe dich unausſprechlich!"

Sie ſagte kein Wort, ſondern ſah ihn blos mit den trockenen, entzündeten Augen an — aber als er nach drei Tagen ſeine Reiſekoffer gepackt und fortgeſchickt hatte — als er nun ſelber in Reiſekleidern gegen Abend fortgeritten war: ſo lag ſie, wie einſt, da ſie die Dichtungen ihres Herzens den Büſchen des Gartens zugerufen hatte, auch jetzt vor Schmerz auf dem Teppiche ihres Zimmerbodens, und ſo heiße Tropfen rannen aus ihren Augen, als müſſen ſie ihr Gewand, den Teppich und das Getäfel des Bodens durchbrennen — es waren die letzten, die ſie dem noch immer heißgeliebten nach ſandte, dann keine mehr. Er ritt indeſſen auf der finſtern Ebene, und hatte hundertmal im Sinne, ſich mit der Sattelpiſtole das ſiedende Gehirn zu zerſchmettern. Er war bei ſeinem Ritte, da es noch Tag war, an Gabrielen vorüber gekommen, ſie ſtand auf dem Balkon ihres Schloſſes, aber er hatte nicht hinauf geſehen und war weiter geritten.

Nach einem halben Jahre ſandte er die Einwilligung zur Scheidung, und trat ihr auch den Knaben ab, war es nun, daß er ihn in ihren Händen beſſer aufgehoben meinte, war es noch die alte Liebe, die ihr nicht alles rauben wollte, ihr, die nun ganz allein ſei, während ihm die weite Welt vor Augen lag. In Bezug auf das Vermögen hatte er für ſie und den Knaben am günſtigſten geſorgt, wie es nur immer möglich war. Er ſandte die Papiere, die dieſe Sache enthielten, mit. Dies war das erſte und letzte Zeichen, das Murai von ſeinem Daſein gegeben hatte, nachher kam keines mehr, und er erſchien auch nicht wieder. Die Summen, die er brauchte, waren an ein Antwerpner Haus angewieſen. Dies ſagte ſpäter ſein Verwalter, mehr wußte der auch nicht.

Um dieſe Zeit waren kurz nacheinander Brigitta's Vater, ihre Mutter und die beiden Schweſtern geſtorben. Murai's Vater, der ohnedem ſchon ſehr alt war, ſtarb auch in kurzer Zeit darnach.

So war Brigitta im ſtrengen Sinne des Wortes ganz allein mit ihrem Kinde.

Sie hatte ſehr weit von der Hauptſtadt ein Haus auf einer öden Haide, wo ſie Niemand kannte. Das Gut hieß Marosheli, woher auch der Name der Familie ſtammte. Nach der Scheidung nahm ſie ihren urſprünglichen Namen Marosheli wieder an, und begab ſich in das Haidehaus, um ſich dort zu verbergen.

So wie ſie einſtens, wenn man ihr wohl aus

Mitleiden eine ſchöne Puppe gegeben hatte, dieſelbe nach kurzer Freude wieder weg warf, und ſchlechte Dinge in ihr Bettchen trug, als Steine, Hölzchen und dergleichen: ſo nahm ſie jetzt auch ihr größtes Gut, das ſie hatte, nach Marosheli mit, ihren Sohn, pflegte und hütete ihn, und ihr Auge hing einzig und allein über dem Bettchen deſſelben.

Wie er größer wurde, und ſein kleines Auge und ſein Herz ſich erweiterte, that es auch das ihre mit: ſie begann die Haide um ſich zu ſehen, und ihr Geiſt fing an, die Oede rings um ſich zu bearbeiten. Sie nahm Männerkleider, ſtieg wieder, wie einſt in ihrer Jugend, zu Pferde, und erſchien unter ihrem Geſinde. Wie der Knabe ſich nur auf einem Pferde halten konnte, war er überall mit, und die thätige, ſchaffende, heiſchende Seele ſeiner Mutter floß allgemach in ihn. Dieſe Seele griff immer weiter um ſich, der Himmel des Erſchaffens ſenkte ſich in ſie: grüne Hügel ſchwellten ſich, Quellen rannen, Reben flüſterten, und in das öde Steinfeld war ein kraftvoll weiterſchreitend Heldenlied gedichtet. Und die Dichtung trug, wie ſie thut, auch ihren Segen. Manche ahmten nach, es erhob ſich der Verein, Entferntere wurden begeiſtert, und hie und da auf der öden blinden Haide ſchlug ſich ein menſchlich freies Walten, wie ein ſchönes Auge auf.

Nach fünfzehn Jahren, während welchen Brigitta auf Maroſheli hauſte, kam der Major, indem er ſeinen Landſitz Uwar, wo er ſonſt nie geweſen war, bezog. Von dieſem Weibe lernte er, wie er mir ſelber ſagte, Thätigkeit und Wirken — und zu dieſem Weibe faßte er jene tiefe und verſpätete Neigung, von der wir oben erzählt haben.

Nachdem nun, wie am Eingange des Abſchnittes erwähnt wurde, dieſer Theil aus Brigitta's früherem Leben erzählt iſt, gehen wir wieder in der Entwicklung der Zuſtände weiter, wo wir ſie gelaſſen.

4.

Steppengegenwart.

Wir ritten nach Morasheli. Brigitta iſt wirklich jenes reitende Weib geweſen, das mir die Pferde mitgegeben hatte. Sie erinnerte ſich mit freundlichem Lächeln an unſere alte Bekanntſchaft. Meine Wangen wurden roth, weil ich auf das Trinkgeld dachte. Es war Niemand anderer zum Beſuche da, als der Major und ich. Er ſtellte mich als einen Reiſebekannten vor, mit dem er einmal viel zuſammen geweſen ſei, und von dem er ſich ſchmeichle, daß er nun von einem Bekannten in einen Freund über zu gehen im Begriffe ſei. Ich erlebte die Freude — und es war mir wirklich keine unbedeutende — daß ſie faſt alle Dinge wußte, die ſich auf mein früheres Zuſammenſein mit ihm bezogen, daß er ihr alſo viel von mir erzählt haben mußte, daß er noch mit Vorliebe bei jenen Tagen verweile, und daß ſie es der Mühe werth hielt, ſich dieſe Sachen zu merken.

Sie ſagte, ſie wolle mich nicht in ihrem Schloſſe und in ihren Feldern herumführen, ich werde das gelegentlich ſehen, wenn wir ſpazieren gehen, und wenn ich oft genug von Uwar werde herüber gekommen ſein, wozu ſie mich höflich einlade.

Dem Major machte ſie einen Vorwurf, warum er denn ſo lange nicht herüber gekommen ſei. Er entſchuldigte ſich mit den vielen Geſchäften, und hauptſächlich damit, daß er ohne mich nicht herüber reiten wollte, und daß er doch vorher erſt ſehen wollte, wie ſehr oder wie wenig ich zu ſeiner Freundin paſſe.

Wir gingen in einen großen Saal, in dem wir ein wenig ausruhten. Der Major zog eine Schreibtafel hervor und fragte ſie um mehrere Dinge, die ſie klar und einfach beantwortete, und von denen er ſich manche aufzeichnete. Auch ſie fragte dann um Verſchiedenes, was ſich auf manchen Nachbar, auf die Geſchäfte des Augenblickes, oder auf den künftigen Landtag bezog. Ich ſah bei dieſer Gelegenheit, mit welch tiefem Ernſte ſie die Dinge behandelten, und welche Aufmerkſamkeit der Major auf ihre Meinungen legte. Wo ſie in etwas unſicher war, geſtand ſie ihre Unwiſſenheit und bat den Major um Berichtigung.

Als wir ausgeruht hatten, und der Major die Schreibtafel einſteckte, ſtanden wir auf, um in den Beſitzungen einen Spaziergang zu machen. Hier redete man häufig von den Veränderungen, die erſt jüngſt in ihrem Hauſe entſtanden waren. Wenn ſie hiebei auf Dinge ſeines Hauſes kam, war es mir, als läge eine Art Zärtlichkeit darinnen, wie ſie ſich um dieſelben bekümmerte. Sie zeigte ihm den neuen hölzernen Säulengang am Gartengeſchoſſe des Hauſes, und fragte, ob ſie Reben hinanziehen ſolle: an ſeinen Hoffenſtern, meinte ſie, ließe ſich auch ſo ein Ding anbringen, wo es ſich in der Spätherbſtſonne recht angenehm ſitze. Sie führte uns in den Park, der vor zehn Jahren ein wüſter Eichenwald geweſen war: jetzt gingen Wege durch, floſſen eingehegte Quellen, und wandelten Rehe. Sie hatte durch unſägliche Ausdauer um den ungeheuren Umfang deſſelben eine hohe Mauer gegen die Wölfe aufführen laſſen. Das Geld hiezu zog ſie langſam aus ihrem Viehſtande, und aus den Maisfeldern, deren Pflege ſie ſehr empor gebracht hatte. Als die Einhegung fertig war, ging man in einem geſchloſſenen Jagen Schritt für Schritt durch jede Stelle des Parkes, um zu ſehen, ob man nicht etwa einen Wolf zu künftiger Brut mit eingemauert habe. Aber es war keiner zugegen. Dann erſt wurden Rehe in die Einhegung geſetzt, und für Anderes Vorkehrungen gemacht. Die Rehe, ſchien es, wußten das alles und dankten ihr dafür; denn, wenn wir manches bei unſerem Gange ſahen, war es nicht ſcheu und blickte mit den dunkeln, glänzenden Augen gegen uns herüber. Brigitta führte ihre Gäſte und Freunde recht gerne durch den Park, weil ſie ihn liebte. Wir kamen oben auch zur Anlage der Faſanen. Wie wir ſo durch die Wege gingen, und weiße Wolken durch die Eichengipfel herein ſchauten, gewann ich Gelegenheit, Brigitta zu betrachten. Ihre Augen, ſchien es mir, waren noch ſchwärzer und glänzender, als die der Rehe, und mochten heute beſonders hell ſtrahlen, weil der Mann an ihrer Seite ging, der ihr Wirken und Schaffen zu würdigen verſtand. Ihre Zähne waren ſchneeweiß, und der für ihre Jahre noch geſchmeidige Wuchs zeigte von unverwüſtlicher Kraft. Da ſie den Major erwartet hatte, war ſie in Frauenkleidern und hatte ihre Geſchäfte bei Seite geſetzt, weil ſie den Tag für uns widmete.

Unter Geſprächen der verſchiedenſten Art, von der Zukunft des Landes, von Hebung und Verbeſſerung des gemeinen Mannes, von Bearbeitung und Benützung des Bodens, von Ordnung und Einſchränkung des Donauſtromes, von ausgezeichneten Perſönlichkeiten der Vaterlandsfreunde, kamen wir durch den größten Theil des Parkes, da ſie uns, wie ich ſchon oben ſagte, nicht durch ihre Beſitzungen herumführen, ſondern uns nur Geſellſchaft leiſten wollte. Da wir zu dem Hauſe zurück kehrten, war es Eſſenszeit. Zum Mahle kam auch Guſtav, der Sohn Brigitta's, mit ziemlich verbrannten Wangen, ein lieblich ſchlanker Jüngling, eine Blume von Geſundheit. Er hatte heute an der Stelle der Mutter die Felder beſucht, und die Arbeiten eingetheilt, und berichtete ihr jetzt manches mit kurzen Worten. Bei Tiſche ſaß er horchend und beſcheiden unten an; in ſeinen ſchönen Augen lag Begeiſterung für die Zukunft und unendliche Güte für die Gegenwart. Da auch, wie bei dem Major, das Geſinde mit an dem Tiſche ſaß, ſo bemerkte ich meinen Freund Miloſch, der mich zum Zeichen alter Bekanntſchaft grüßte.

Der größte Theil des Nachmittages verging mit Beſichtigung mehrerer Veränderungen, die dem Major nen waren, mit einer Runde im Garten, und mit einem Gange durch den Weinberg.

Gegen Abend nahmen wir Abſchied. Da wir unſere Kleider zuſammen ſuchten, machte Brigitta dem Major einen Vorwurf, daß er neulich in der Nachtluft von Gömör weg in leichten Kleidern nach Hauſe geritten ſei — ob er denn nicht wiſſe, wie tückiſch die Thauluft dieſer Ebenen ſei, daß er ſich ſo ausſetze?! Er vertheidigte ſich nicht, und ſagte, er werde in Zukunft ſchon vorſichtiger ſein. Ich aber wußte recht gut, daß er damals ſeine Bunda Guſtav aufgenöthigt hatte, der ohne eine gekommen war, und dem er vorgelogen hatte, daß er noch eine andere im Stalle liegen habe. Dieſes Mal aber ſchieden wir mit allem hinlänglich verſorgt, und verwahrt. Brigitta ſelbſt bekümmerte ſich um jedes und ging erſt in das Haus zurück, als wir ſchon in unſern dichten Oberkleidern zu Pferde ſaßen, und der Mond aufging. Sie hatte dem Major noch ein paar Aufträge gegeben, und beurlaubte ſich dann mit einfacher edler Freundlichkeit.

Die Geſpräche der zwei Menſchen waren den ganzen Tag über ruhig und heiter geweſen, aber mir ſchien es, als zitterte eine heimliche Innigkeit durch, der ſich beide ſchämten Raum zu geben, wahrſcheinlich, weil ſie ſich für zu alt hielten. Auf dem Rückwege aber ſagte der Major zu mir, als ich mich einiger wahrhafter aufrichtiger Lobesworte auf dieſe Frau nicht enthalten konnte: „Freund! ich bin oft in meinem Leben heiß begehrt worden, ob auch ſo geliebt, weiß ich nicht: aber die Geſellſchaft und die Achtung dieſer Frau iſt mir ein größeres Glück auf dieſer Welt geworden, als jedes andere in meinem Leben, das ich für eines gehalten habe.“

Er hatte dieſe Worte ohne alle Leidenſchaft geſagt, aber mit einer ſolchen Ruhe der Gewißheit, daß ich in meinem Herzen von der Wahrheit derſelben vollſtändig überzeugt war. Mir geſchah es in dieſem Augenblicke beinahe, was ſonſt nicht meine Art iſt, daß ich den Major um dieſe Freundſchaft, und um ſein häusliches Wirken beneidete; denn ich hatte damals recht auf der ganzen Welt nichts Feſtes, um mich daran zu halten, als etwa meinen Wanderſtab, den ich wohl in Bewegung ſetzte, dieſes und jenes Land zu ſehen, der aber doch nicht recht nachhalten wollte.

Als wir nach Hauſe kamen, trug mir der Major an, daß ich noch den Sommer und Winter bei ihm zubringen möchte. Er hatte begonnen, mich mit größerer Vertraulichkeit zu behandeln, und mich tiefer in ſein Leben und ſein Herz blicken zu laſſen, daß ich eine großſe Liebe und Neigung zu dem Manne faßte. Ich ſagte alſo zu. Und da ich dieſes nun einmal gethan hätte, ſagte er, ſo wolle er mir auch ſogleich einen Geſchäftszweig ſeines Hauſes auftragen, den ich ſtändig beſorgen ſollte — es würde mich nicht reuen, ſagte er, und würde mir gewiß in der Zukunft von Nutzen ſein. Ich willigte ebenfalls ein, und in der That, es war mir von Nutzen. Daß ich nun einen Hausſtand habe, daß ich eine liebe Gattin habe, für die ich wirke, daß ich nun Gut um Gut, That um That in unſern Kreis herein ziehe, verdanke ich dem Major. Als ich einmal ein Theil jenes einträchtigen Wirkens war, das er entfaltete, wollte ich doch die Sache ſo gut machen, als ich konnte, und da ich mich übte, machte ich ſie immer beſſer, ich war nütze und achtete mich — und da ich die Süßigkeit des Schaffens kennen lernte, erkannte ich auch, um wie viel mehr werth ſei, was ein gegenwärtig Gutes ſetzt, als das bisherige Hinſchleudern, das ich Erfahrungen ſammeln nannte, und ich gewöhnte mich an Thätigkeit.

So ging die Zeit nach und nach hin, und ich war unendlich gerne in Uwar und ſeiner Umgebung.

Ich kam in dieſen Verhältniſſen öfter nach Marosheli. Man achtete mich und ich war faſt wie ein Glied der Familien, und lernte die Sachlage immer beſſer kennen. Von einer unheimlichen Leidenſchaft, von einem fieberhaften Begehren, oder gar von Magnetismus, wie ich gehört hatte, war keine Spur. Dagegen war das Verhältniß zwiſchen dem Major und Brigitta von ganz merkwürdiger Art, daß ich nie ein ähnliches erlebt habe. Es war ohne Widerrede das, was wir zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes Liebe nennen würden, aber es erſchien nicht als ſolches. Mit einer Zartheit, mit einer Verehrung, die wie an die Hinneigung zu einem höheren Weſen erinnerte, behandelte der Major das alternde Weib: ſie war mit ſichtlicher innerlicher Freude darüber erfüllt, und dieſe Freude, wie eine ſpäte Blume, blühte auf ihrem Antlitze, und legte einen Hauch von Schönheit darüber, wie man es kaum glauben ſollte, aber auch die feſte Roſe der Heiterkeit und Geſundheit. Sie gab dem Freunde dieſelbe Achtung und Verehrung zurück, nur daß ſich zuweilen ein Zug von Beſorgniß um ſeine

Geſundheit, um ſeine kleinen Lebensbedürfniſſe und dergleichen einmiſchte, der doch wieder dem Weibe und der Liebe angehörte. Ueber dieſes hinaus ging das Benehmen beider nicht um ein Haar — und ſo lebten ſie neben einander fort.

Der Major ſagte einmal zu mir, daß ſie in einer Stunde, wo ſie, wie es ſelten zwiſchen Menſchen geſchieht, mit einander inniger über ſich ſelbſt ſprachen, feſtgeſetzt haben, daß Freundſchaft der ſchönſten Art, daß Aufrichtigkeit, daß gleiches Streben und Mittheilen zwiſchen ihnen herrſchen ſollte, aber weiter nichts: an dieſem ſittlich feſten Altare wollen ſie ſtehen bleiben, vielleicht glücklich bis zum Lebensende — ſie wollen keine Frage weiter an das Schickſal thun, daß es keinen Stachel habe, und nicht wieder tückiſch ſein möge. Dies ſei nun ſchon mehrere Jahre ſo, und werde ſo bleiben.

Das hatte der Major zu mir geſagt — allein in einiger Zeit darauf that das ungefragte Schickſal von ſelber eine Antwort, die alles ſchnell und auf unerwartete Art löſete.

Es war ſchon ſehr ſpät im Herbſte, man könnte ſagen, zu Anfang Winters, ein dichter Nebel lag eines

Tages auf der bereits feſt gefrornen Halde, und ich ritt eben mit dem Major auf jenem neugebauten Wege mit der jungen Pappelallee, wir hatten vor, vielleicht ein wenig zu jagen, — als wir plötzlich durch den Nebel herüber zwei dumpfe Schüſſe fallen hörten.

„Das ſind meine Piſtolen, und keine andern," rief der Major.

Ehe ich etwas begreifen und fragen konnte, ſprengte er ſchon die Allee entlang, ſo furchtbar, wie ich nie ein Pferd habe laufen geſehen, ich folgte ihm nach, weil ich ein Unglück ahnete, und als ich wieder zu ihm kam, traf ich auf ein Schauſpiel, ſo gräßlich und ſo herrlich, daß noch jetzt meine Seele ſchaudert und jauchzt: an der Stelle, wo der Galgen ſteht, und der Binſenbach ſchillert, hatte der Major den Knaben Guſtav gefunden, der ſich nur noch matt gegen ein Rudel Wölfe wehrte. Zwei hatte er erſchoſſen, einen, der vorne an ſein Pferd geſprungen war, wehrte er mit ſeinem Eiſen, die andern bannte er für den Augenblick mit der Wuth ſeiner vor Angſt und Wildheit leuchtenden Augen, die er auf ſie bohrte: aber harrend und lechzend umſtanden ſie ihn, daß eine Wendung, ein Augenzucken, ein Nichts Grund werden könne, mit eins auf ihn zu fallen — da, im Augenblicke der höchſten Noth, erſchien der Major. Als ich ankam, war er ſchon wie ein verderblich Wunder, wie ein Meteor, mitten unter ihnen — der Mann war faſt entſetzlich anzuſchauen, ohne Rückſicht auf ſich, faſt ſelber wie ein Raubthier warf er ſich ihnen entgegen. Wie er von dem Pferde gekommen war, hatte ich nicht geſehen, da ich ſpäter ankam; den Knall ſeiner Doppelpiſtolen hatte ich gehört, und wie ich auf dem Schauplatze erſchien, glänzte ſein Hirſchfänger gegen die Wölfe, und er war zu Fuß. Drei — vier Sekunden mochte es gedauert haben, ich hatte blos Zeit, mein Jagdgewehr unter ſie abzudrücken, und die unheimlichen Thiere waren in den Nebel zerſtoben, als wären ſie von ihm eingetrunken worden.

„Ladet,“ ſchrie der Major, „ſie werden gleich wieder hier ſein.“

Er hatte die weggeſchleuderten Piſtolen aufgerafft, und ſtieß die Patronen hinein. Wir luden auch, und in dem Augenblicke, da wir ein wenig ſtill waren, vernahmen wir den unheimlichen Trab um die Galgeneiche herum. Es war klar, die hungrigen geängſteten Thiere umkreiſten uns, bis ihnen wieder etwa der

Muth zum Angriffe gewachſen ſein würde. Eigentlich ſind dieſe Thiere, wenn ſie nicht von dem Hunger geſpornt werden, feig. Wir waren zu einer Wolfsjagd nicht gerüſtet, der unſelige Nebel lag dicht vor unſern Augen, daher ſchlugen wir den Weg zu dem Schloſſe ein. Die Pferde ſchoſſen in Todesangſt dahin, und da wir ſo ritten, ſah ich es mehr als ein Mal wie einen jagenden Schatten neben mir, grau in grauem Nebel. In unſäglicher Geduld eilte die Heerde neben uns. Wir mußten in ſteter Bereitſchaft ſein. Von dem Major fiel einmal links ein Schuß, aber wir erkannten nichts, zum Reden war keine Zeit, und ſo langten wir an dem Parkgitter an, und wie wir hinein drangen, brachen die edlen, ſchönen, dahinter harrenden Doggen neben uns heraus, und in demſelben Augenblicke ſcholl auch ſchon aus dem Nebel ihr wüthendes Heulen, hinter den Wölfen haidewärts ſchweifend.

„Sitzt alle auf,“ rief der Major den entgegen eilenden Knechten zu, „laßt alle Wolfshunde los, daß meine armen Doggen nichts leiden. Bietet die Nachbarn auf, und jagt, ſo viel Tage ihr wollt. Ich gebe für jeden todten Wolf das doppelte Schußgeld, die ausgenommen, die an der Galgeneiche liegen; denn die haben wir ſelbſt getödtet. An der Eiche liegt vielleicht auch eine der Piſtolen, die ich voriges Jahr an Guſtav geſchenkt habe, denn ich ſehe nur eine in ſeiner Hand, und das Sattelſack der andern iſt leer; ſeht zu, ob es ſo iſt.“

„Seit fünf Jahren,“ ſagte er zu mir gewendet, da wir im Parke weiter ritten, hat ſich kein Wolf ſo nahe zu uns gewagt, und es war ſonſt ganz ſicher hier. Es muß einen harten Winter geben, und er muß in den nördlichen Ländern ſchon begonnen haben, daß ſie ſich bereits ſo weit herab drücken.“

Die Knechte hatten den Befehl des Herrn vernommen und in weniger Zeit, als es mir glaublich ſchien, war ein Haufen Jäger ausgerüſtet, und das Geſchlecht jener ſchönen zottigen Hunde war neben ihnen, das den ungariſchen Haiden eigen und für ſie ſo unentbehrlich iſt. Man beredete ſich, wie man die Nachbarn abholen wolle, und dann gingen ſie fort, um eine Jagd einzuleiten, von der ſie erſt in acht, vierzehn, oder noch mehreren Tagen zurückkehren würden.

Wir hatten alle drei, ohne von den Pferden zu ſteigen, dem größten Theil dieſer Anſtalten zugeſchaut. Als wir uns aber von den Wirthſchaftsgebäuden dem

Schloſſe zuwendeten, ſahen wir, daß Guſtav doch verwundet ſei. Als wir nämlich unter dem Thorbogen anlangten, von wo wir in unſere Zimmer wollten, wandelte ihn eine Uebelkeit an, und er drohte von dem Pferde zu ſinken. Einer von den Leuten fing ihn auf und hob ihn herunter, da ſahen wir, daß die Lenden des Thieres von Blut gefärbt waren. Wir brachten ihn in eine Wohnung des Erdgeſchoſſes, die gegen den Garten hinaus ging, der Major befahl ſogleich Feuer in den Kamin zu machen, und das Bett zu bereiten. Als indeſſen die ſchmerzende Stelle entblößt worden war, unterſuchte er ſelber die Wunde. Es war ein leichter Biß im Schenkel, ohne Gefahr, nur der Blutverluſt und die vorhergegangene Aufregung ließ jetzt den Jüngling mit Ohnmachten kämpfen. Er ward in das Bett gebracht, und ſofort ein Bote an den Arzt und einer an Brigitta abgefertigt. Der Major blieb bei dem Bette und ſorgte, daß keine der Ohnmachten überhand nehmen könne. Als der Arzt kam, gab er ein ſtärkendes Mittel, erklärte die Sache für durchaus ungefährlich, und ſagte, daß der Blutverluſt ſelber ein Heilmittel geweſen ſei, da er die Heftigkeit der Entzündung mindere, die ſonſt ſolchen Bißwunden gerne folge. Das einzige Krankheitsübel ſei die Gewalt der Gemüthsbewegung, und ein paar Tage Ruhe werde das Fieber und die Abſpannung gänzlich heben. Man war beruhigt und erfreut, und der Arzt ſchied unter den Dankſagungen aller; denn es war keiner, der den Knaben nicht liebte. Gegen Abend erſchien Brigitta, und nach ihrer entſchloſſenen Art ruhte ſie nicht eher, als bis ſie den Körper ihres Sohnes Glied um Glied geprüft und ſich überzeugt hatte, daß außer der Bißwunde nichts vorhanden ſei, daß ein Uebel drohen könnte. Als die Unterſuchung vorüber war, blieb ſie doch noch an dem Bette ſitzen, und reichte nach der Vorſchrift des Arztes die Arznei. Für die Nacht mußte ihr ein ſchnell zuſammengerafftes Bette im Krankenzimmer gemacht werden. Am andern Morgen ſaß ſie wieder neben dem Jünglinge, und horchte auf ſeinen Athem, da er ſchlief und ſo ſüß und erquickend ſchlief, als wolle er nie wieder erwachen. — Da geſchah ein herzerſchütternder Auftritt. Ich ſehe den Tag noch vor Augen. Ich war hinab gegangen, um mich nach dem Befinden Guſtavs zu erkundigen, und trat in das Zimmer, das neben dem Krankengemach befindlich war, ein. Ich habe ſchon geſagt, daß die Fenſter gegen den Garten hinaus gingen: die Nebel hatten ſich gehoben, und eine rothe Winterſonne ſchaute durch die entlaubten Zweige in das Zimmer herein. Der Major war ſchon zugegen, er ſtand an dem Fenſter, das Angeſicht gegen das Glas gekehrt, als ſähe er hinaus. Im Krankengemache, durch deſſen Thür ich hinein ſchaute, und deſſen Fenſter durch ganz leichte Vorhänge etwas verdunkelt waren, ſaß Brigitta und ſah auf ihren Sohn. Plötzlich entrang ſich ihren Lippen ein freudiger Seufzer, ich blickte genauer hin, und ſah, daß ihr Auge mit Süßigkeit an dem Antlitze des Knaben hänge, der die ſeinigen offen hatte; denn er war nach langem Schlafe aufgewacht, und ſchaute heiter um ſich. Aber auch auf der Stelle, wo der Major geſtanden war, hatte ich ein leichtes Geräuſch vernommen, und wie ich hin blickte, ſah ich, daß er ſich halb umgewendet hatte, und daß an ſeinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn, und fragte, ihn, was ihm ſei. Er antwortete leiſe: „Ich habe kein Kind.“

Brigitta mußte mit ihrem ſcharfen Gehöre die Worte vernommen haben; denn ſie erſchien in dieſem Augenblicke unter der Thür des Zimmers, ſah ſehr ſcheu auf meinen Freund, und mit einem Blicke, den ich nicht beſchreiben kann, und der ſich gleichſam in der zaghaften Angſt nicht getraute, eine Bitte auszuſprechen, ſagte ſie nichts, als das einzige Wort: „Stephan!“

Der Major wendete ſich vollends herum — beide ſtarrten ſich eine Sekunde an — nur eine Sekunde — dann aber vorwärts tretend lag er eines Sturzes in ihren Armen, die ſich mit maßloſer Heftigkeit um ihn ſchloſſen. Ich hörte nichts, als das tiefe leiſe Schluchzen des Mannes, wobei das Weib ihn immer feſter umſchlang, und immer feſter an ſich drückte.

„Nun keine Trennung mehr, Brigitta, für hier und die Ewigkeit.“

„Keine, mein theurer Freund!“

Ich war in höchſter Verlegenheit und wollte ſtille hinaus gehen; aber ſie hob ihr Haupt und ſagte: „Bleiben Sie, bleiben Sie.“

Das Weib, das ich immer ernſt und ſtrenge geſehen hatte, hatte an ſeinem Halſe geweint. Nun hob ſie, noch in Thränen ſchimmernd, die Augen — und ſo herrlich iſt das Schönſte, was der arme, fehlende Menſch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit ſtrahlten und mein Gemüth in tiefer Rührung ſchwamm.

„Arme, arme Gattin,“ ſagte er beklommen, „fünfzehn Jahre mußte ich dich entbehren und fünfzehn Jahre warſt du geopfert.“

Sie aber faltete die Hände, und ſagte bittend in ſein Antlitz blickend: „Ich habe gefehlt, verzeihe mir, Stephan, die Sünde des Stolzes — ich habe nicht geahnt, wie gut du ſeiſt — es war ja blos natürlich, es iſt ein ſanftes Geſetz der Schönheit, das uns ziehet“ — —

Er hielt ihr den Mund zu, und ſagte: „Wie kannſt du nur ſo reden, Brigitta — ja, es zieht uns das Geſetz der Schönheit, aber ich mußte die ganze Welt durchziehen, bis ich lernte, daß ſie im Herzen liegt, und daß ich ſie daheim gelaſſen in einem Herzen, das es einzig gut mit mir gemeint hat, das feſt und treu iſt, das ich verloren glaubte, und das doch durch alle Jahre und Länder mit mir gezogen. — O Brigitta, Mutter meines Kindes! du ſtandeſt Tag und Nacht vor meinen Augen.“

„Ich war dir nicht verloren,“ antwortete ſie, „ich habe traurige reuevolle Jahre verlebt! — Wie biſt du gut geworden, jetzt kenne ich dich, wie biſt du gut geworden, Stephan!“

Und wieder ſtürzten ſie ſich in die Arme, als könnten ſie ſich nicht erſättigen, als könnten ſie an das gewonnene Glück nicht glauben. Sie waren wie zwei Menſchen, von denen eine große Laſt genommen iſt. Die Welt ſtand wieder offen. Eine Freude, wie man ſie nur an Kindern findet, war an ihnen — in dem Augenblicke waren ſie auch unſchuldig, wie die Kinder; denn die reinigendſte, die allerſchönſte Blume der Liebe, aber nur der höchſten Liebe, iſt das Verzeihen, darum wird es auch immer an Gott gefunden und an Müttern. Schöne Herzen thun es öfter — ſchlechte nie.

Die zwei Gatten hatten mich wieder vergeſſen und wandten ſich in das Krankenzimmer, wo Guſtav, der das Ganze dunkel ahnte, wie eine glühende, blühende Roſe lag, und ihnen athemlos entgegen harrte.

„Guſtav, Guſtav, er iſt dein Vater, und du haſt es nicht gewußt,“ rief Brigitta, als ſie über die Schwelle in das verdunkelte Zimmer traten.

Ich aber ging in den Garten hinaus, und dachte: „O wie heilig, o wie heilig, muß die Gattenliebe ſein, und wie arm biſt du, der du von ihr bisher nichts erkannteſt, und das Herz nur höchſtens von der trüben Lohe der Leidenſchaft ergreifen ließeſt." — —

Erſt ſpät ging ich in das Schloß zurück, und fand alles gelöſet und gelüftet. Geſchäftige Freude, wie heiterer Sonnenſchein, wehte durch alle Zimmer. Man empfing mich mit offenen Armen als Zeugen des ſchönſten Auftrittes. Man hatte mich ſchon allenthalben ſuchen laſſen, da ich ihnen, als ſie zu ſehr mit ſich beſchäftigt waren, aus den Augen gekommen war. Sie erzählten mir theils gleich in abgebrochenen Sätzen, theils die folgenden Tage im Zuſammenhange alles, was ſich zugetragen hatte, und was ich oben angemerkt habe.

Mein Reiſefreund war alſo Stephan Murai geweſen. Er war unter dem Namen Bathori, der einem ſeiner weiblichen Vorfahren gehörte, gereiſet. So hatte ich ihn auch gekannt, aber er ließ ſich immer Major nennen, welchen Rang er in Spanien erworben hatte, und alle Welt nannte ihn auch den Major. Da er in der ganzen Welt geweſen war, ging er, von ſeinem Innern gezogen unter demſelben Namen nach dem wüſten Sitze Uwar, wo er nie geweſen war, wo ihn

Niemand kannte, und wo er, wie er recht gut wußte, der Nachbar ſeines getrennten Weibes werden würde. Gleichwohl kam er nicht zu ihr hinüber, die ſchon ſo ſchön auf Marosheli waltete, bis der Ruf die Kunde ihrer Todeskrankheit zu ihm trug. Da machte er ſich auf, ritt hinüber, trat zu ihr, die ihn vor Fieber nicht kannte, blieb Tag und Nacht bei ihrem Bette, wachte über ſie, und pflegte ſie, bis ſie genas. Damals durch den gegenſeitigen Anblick gerührt, und von leiſer Liebe getrieben, aber dennoch ängſtlich vor der Zukunft, weil ſie ſich nicht kannten, und weil ſich wieder etwas Fürchterliches zutragen könnte, ſchloſſen ſie jenen ſeltſamen Vertrag der bloßen Freundſchaft, den ſie Jahre lang hielten, und den bisher keines zuerſt anzurühren wagte, bis ihn das Geſchick durch einen ſcharfen Schnitt, den es in beider Herzen that, trennte, und zu dem ſchöneren natürlicherem Bunde wieder zuſammen fügte.

Alles war nun gut.

Nach vierzehn Tagen wurde es in der Gegend kund gethan, und die läſtigen Glückwünſcher kamen von nahe und von ferne.

Ich aber blieb noch den ganzen Winter bei den Leuten und zwar auf Marosheli, wo vorläufig alles wohnte, und von wo der Major im Sinne hatte, Brigitta nie fort zu ziehen, weil ſie da in Mitte ihrer Schöpfung ſei. Am freudigſten war ſchier Guſtav, der immer ſo an dem Major gehangen war, der ihn immer leidenſchaftlich und einſeitig den herrlichſten Mann dieſer Erde nannte, und der ihn nun als Vater verehren durfte, ihn, an dem ſein Auge, wie an einer Gottheit hing.

Ich habe jenes Winters zwei Herzen kennen gelernt, die ſich nun erſt recht zu einer vollen, wenn auch verſpäteten Blume des Glückes aufſchloſſen.

Ich werde dieſe Herzen nie, nie vergeſſen! — —

Im Frühjahre nahm ich wieder mein deutſches Gewand, meinen deutſchen Stab, und wanderte dem deutſchen Vaterlande zu. Ich ſah auf dem Rückwege Gabrielens Grabmal, die ſchon vor zwölf Jahren im Gipfel ihrer jugendlichen Schönheit geſtorben war. Auf dem Marmor ſtanden zwei große weiße Lilien.

Mit trüben, ſanften Gedanken zog ich weiter, bis die Leitha überſchritten war, und die lieblichen blauen Berge des Vaterlandes vor meinen Augen dämmerten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

12407

Studien

von

Adalbert Stifter,

V. Band

Verlag von Gustav Heckenast,

[illegible]

Studien

von

Adalbert Stifter.

Fünfter Band.

ulSpruk

Pehſt, 1850. Dr. Gerhard Nieder
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig bei Georg Wigand.

LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Erg 9816
L 39,

Der Hageſtolz.

(1844.)

1.

Gegenbild.

Auf einem ſchönen grünen Plaze, der bergan ſteigt, wo Bäume ſtehen und Nachtigallen ſchlagen, gingen mehrere Jünglinge in dem Brauſen und Schäumen ihres jungen kaum erſt beginnenden Lebens. Eine glänzende Landſchaft war rings um ſie geworfen. Wolkenſchatten flogen, und unten in der Ebene blickten die Thürme und Häuſerlaſten einer großen Stadt.

Einer von ihnen rief die Worte: „Es iſt nun für alle Ewigkeit ganz gewiß, daß ich nie heirathen werde.“

Es war ein ſchlanker Jüngling mit ſanften ſchmachtenden Augen, der dieſes geſagt hatte. Die andern achteten nicht ſonderlich darauf, mehrere lachten, knikten Zweige, bewarfen ſich und ſchritten weiter.

„Ha, wer wird denn heirathen,“ ſagte einer, „die lächerlichen Bande eines Weibes tragen und wie der Vogel auf den Stangen eines Käfiches ſizen?“

„Ja, du Narr, aber tanzen, verliebt ſein, ſich ſchämen, roth werden, gelt?“ rief ein Dritter, und es erſchallte wieder Gelächter.

„Dich nähme ohnehin keine.“

„Dich auch nicht.“

„Was liegt daran?“

Die nächſten Worte waren nicht mehr verſtändlich. Es kam noch durch die Stämme der Bäume ein luſtiges Rufen zurück und dann nichts mehr; denn die Jünglinge gingen bereits auf der ſchiefen Fläche, die ſich von dem Plaze weg zieht, empor und ſezten die Gebüſche der Fläche in Bewegung. Rüſtig ſchritten ſie in der funkelnden Sonne hinan, rings um ſind grünende Zweige, und auf ihren Wangen und in ihren Augen leuchtet die ganze unerſchütterliche Zuverſicht in die Welt. Um ſie herum liegt der Frühling, der eben ſo unerfahren und zuverſichtlich iſt, wie ſie.

Der Jüngling, aus deſſen Munde der Entſchluß der Nichtvermählung hervor gegangen war, hatte in der Sache nichts mehr geſprochen und ſie war vergeſſen.

Ein neues Geplauder und ein fröhliches Sprechen tanzte von den beweglichen Zungen. Sie redeten zuerſt von allem und oft alle zugleich. Dann reden ſie von dem Höchſten, dann von dem Tiefſten und haben beides ſchnell erſchöpft. Dann kömmt der Staat. Es wird in ihm die unendlichſte Freiheit vorgeſchlagen, die größte Gerechtigkeit und unbeſchränkteſte Duldſamkeit. Wer gegen dieſes iſt, wird niedergeworfen und beſiegt. Der Landesfeind muß zerſchmettert werden, und von dem Haupte der Helden leuchtet dann der Ruhm. Während ſie ſo, wie ſie meinten, von dem Großen redeten, geſchieht um ſie her, wie ſie ebenfalls meinten, nur das Kleine: es grünen weithin die Büſche, es keimt die brütende Erde und beginnt mit ihren erſten Frühlingsthierchen, wie mit Juwelen zu ſpielen.

Hierauf ſingen ſie ein Lied, dann jagen ſie ſich, ſtoßen ſich gegenſeitig in den Hohlweg oder ins Gebüſch, ſchneiden Ruthen und Stäbe, und kommen dabei immer höher auf den Berg und über die Wohnungen der Menſchen.

Wir müſſen hier bemerken: welch ein räthſelhaftes, unbeſchreibliches, geheimnißreiches, lokendes Ding iſt die Zukunft, wenn wir noch nicht in ihr ſind — wie ſchnell und unbegriffen rauſcht ſie als Gegenwart davon — und wie klar, verbraucht und weſenlos liegt ſie dann als Vergangenheit da! Alle dieſe Jünglinge ſtürmen ſchon in ſie hinein, als könnten ſie dieſelbe gar nicht erwarten. Der eine prahlt mit Dingen und Genüſſen, die über ſeine Jahre gehen, der andere thut langweilig, als hätte er ſchon alles erſchöpft, und der dritte redet Worte, die er bei ſeinem Vater Männer und Greiſe hatte reden gehört. Dann haſchen ſie nach einem vorüberflatternden Schmetterlinge und finden auf dem Wege einen bunten Stein.

Immer höher ſtreben ſie hinauf. Oben an dem Waldesrande ſchauen ſie auf die Stadt zurück. Sie ſehen allerlei Häuſer und Gebäude, und wetten, ob ſie es ſind oder nicht. Dann dringen ſie in die Schatten der Buchen hinein.

Der Wald geht faſt mit ebenem Boden dahin. Jenſeits desſelben aber ſteigen glänzende Wieſen mit einzelnen Fruchtbäumen beſezt in ein Thal hinab, das ſtill und heimlich um die Bergeswölbungen läuft, und von dieſen Bergen zwei ſpiegelhelle dahinſchießende Bäche empfängt. Die Waſſer rieſeln luſtig über die geglätteten Kieſel, an dichten Obſtwäldern, Gartenplanken und Häuſern vorbei, und von dort wieder in die Weinberge hinaus. Alles dieſes iſt ſo ſtille, daß man in mancher klaren Nachmittagsluſt weithin den Hahn krähen hört, oder den einzelnen Glockenſchlag vernimmt, der von dem Thurme der Kirche fällt. Selten beſucht ein Städter das Thal, und noch keiner hat in demſelben ſeine Sommerwohnung aufgeſchlagen.

Unſere Freunde aber laufen mehr, als ſie gehen, über die Wieſe in die ſanft geſchwungene Wiege hinab. Lärmend kommen ſie an den Gartengehegen herunter, ſchreiten über den erſten Steg, über den zweiten, gehen dem Waſſer entlang, und dringen endlich in einen Garten hinein, der von Flieder, Nußbäumen und Linden ſtrozt. Es iſt der Garten eines Gaſthauſes. Hier umringen ſie einen der Tiſche, wie ſie mit den Füßen in dem Graſe ſteken, aufgenagelte Platten haben und auf den Platten eingeſchnittene

Herzen und Namen von denen zeigen, die vorlängſt an dem Tiſche geſeſſen waren. Sie beſtellten ſich ein Mittagseſſen, und zwar ein jeder dasjenige, was er wollte. Als ſie es verzehrt hatten, ſpielten ſie eine Weile mit einem Pudel, der ſich in dem Garten vorfand, zahlten und gingen dann fort. Sie gingen durch die Mündung des Thales in ein anderes breiteres hinaus, in welchem ein Strom fließt. An dem Strome nahmen ſie ein angebundenes Schiffchen und fuhren an einer bekannt gefährlichen Stelle über, ohne daß ſie es wußten. Zufällig vorübergehende Frauen erſchraken ſehr, als ſie die jungen Leute da fahren ſahen. Jenſeits des Stromes dingten ſie einen Mann, der den Kahn wieder zurückführen und an der Stelle anbinden ſollte, wo ſie ihn genommen hatten.

Dann drangen ſie durch Röhrichte und Auen vor, bis ſie zu einem Damme gelangten, auf dem eine Straße lief und ein Wirthshaus ſtand. Bei dem Wirthe mietheten ſie einen offenen Wagen, um nun jenſeits des Stromes in die Stadt zurück zu fahren. Sie flogen an Auen, Gebüſchen, Feldern, Anlagen, Gärten und Häuſern vorbei, bis ſie die erſten Gebäude der Vorſtädte erreichten und abſtiegen. Als ſie ankamen, lag die Sonne, die ſie heute ſo freundlich den ganzen Tag begleitet hatte, weit draußen am Himmel als glühende erlöſchende Kugel. Da ſie untergeſunken war, ſahen die Freunde die Berge, auf welchen ſie heute ihre Wegesfreuden genoſſen hatten, als einfaches blaues Band gegen den gelben Abendhimmel empor ſtehen.

Sie gingen nun gegen die Stadt und deren ſtaubige bereits dämmernde Gaſſen. An einem beſtimmten Plaze trennten ſie ſich, und riefen einander fröhlichen Abſchied zu.

„Lebe wohl," ſagte der eine.

„Lebe wohl," antwortete der andere.

„Gute Nacht, grüſſe mir Roſina."

„Gute Nacht, grüſſe morgen den Auguſt und Theobald."

„Und du den Karl und Lothar."

Es kamen noch mehrere Namen; denn die Jugend hat viele Freunde, und es werden ſich täglich neue an. Sie gingen auseinander. Zwei derſelben ſchlugen den nehmlichen Weg ein, und es ſagte der eine zu dem andern: „Nun Victor, kannſt du die Nacht bei mir bleiben, und morgen gehſt du hinaus, ſobald du nur willſt. Iſt es auch wirklich wahr, daß du gar nicht heirathen willſt?“

„Ich muß dir nur ſagen,“ antwortete der Angeredete, „daß ich wirklich ganz und gar nicht heirathen werde, und daß ich ſehr unglücklich bin.“

Aber die Augen waren ſo klar, da er dieſes ſagte, und die Lippen ſo friſch, da der Hauch der Worte über ſie ging.

Die zwei Freunde ſchritten noch eine Streke in der Gaſſe entlang, dann traten ſie in ein wohlbekanntes Haus und gingen über zwei Treppen hinauf an Zimmern vorbei, die mit Menſchen und Lichtern angefüllt waren. Sie gelangten in eine einſame Stube.

„So, Victor,“ ſagte der eine, „da habe ich dir neben dem meinen ein Bett herrichten laſſen, daß du eine gute Nacht haſt, die Schweſter Roſina wird uns Speiſen herauf ſchiken, wir bleiben hier und ſind fröhlich. Das war ein himmliſcher Tag, und ich mag ſein Ende gar nicht mehr unten bei den Leuten zubringen. Ich habe es der Mutter ſchon geſagt; iſt es nicht ſo, recht, Victor?“

„Freilich,“ entgegnete dieſer, es iſt bei dem Tiſche deines Vaters ſo langweilig, wenn zwiſchen den Speiſen ſo viele Zeit vergeht und er dabei ſo viele Lehren gibt. Aber morgen, Ferdinand, iſt es nicht anders, ich muß mit Tagesanbruch fort.“

„Du kannſt, ſobald du willſt,“ antwortete Ferdinand, „du weißt, daß der Hausſchlüſſel innen in der Thorniſche liegt.“

Während dieſes Geſpräches begannen ſie ſich zu entkleiden und ſich der läſtigen, ſtaubigen Stiefel zu entledigen. Ein Stük der Kleider ward hierhin, das andere dorthin gelegt. Ein Diener brachte Lichter, und eine Magd ein Speiſebrett mit reichlicher Nahrung verſehen. Sie aßen ſchnell und ohne Auswahl. Dann ſchauten ſie bald bei dem einen bald bei dem andern Fenſter hinaus, gingen in dem Zimmer herum, beſahen die Geſchenke, die Ferdinand erſt geſtern bekommen hatte, zählten die rothen Abendwolken, kleideten ſich vollends aus und legten ſich auf ihre Betten. In denſelben redeten ſie noch fort; aber ehe einige Minuten vergingen, war keiner mehr mächtig weder zu reden noch zu denken; denn ſie lagen beide in tiefem Schlafe.

Das Nehmliche mochte auch mit den andern ſein, welchen dieſelbe Luſt mit ihnen heute zu Theile geworden war. — —

Während die Jünglinge dieſen Tag ſo gefeiert hatten, war auf einer anderen Stelle etwas anderes geweſen: Ein Greis hatte den Tag damit zugebracht, daß er im Sonnenſcheine auf der Bank vor ſeinem Hauſe geſeſſen war. Weit von dem grünen Baumplaze, wo die Nachtigallen geſchlagen und die Jünglinge ſo fröhlich gelacht hatten, lag hinter den glänzenden blauen Bergen, die die Ausſicht des Plazes beſäumten, eine Inſel mit dem Hauſe. Der Greis ſaß an dem Hauſe und zitterte vor dem Sterben. Man hätte ihn vorher ſchon viele Jahre können ſizen ſehen, wenn er überhaupt gerne Augen zugelaſſen hätte, ihn zu ſehen. Weil er kein Weib gehabt hatte, ſaß an dem Tage keine alte Gefährtin neben ihm auf der Bank, ſo wie an allen Orten, wo er vor der Erwerbung des Inſelhauſes geweſen ſein mag, nie eine Gattin bei ihm war. Er hatte nie Kinder gehabt und nie eine Qual oder Freude an Kindern erlebt, es trat daher keines in den Schatten, den er von der Bank auf den Sand warf. In dem Hauſe war es ſehr ſchweigſam, und wenn er zufällig hinein ging ſchloß er die Thür ſelbſt, und wenn er herausging, öffnete er ſie wieder ſelbſt. Während die Jünglinge auf ihrem Berge emporgeſtrebt waren, und ein wimmelndes Leben und dichte Freude ſie umgab, war er auf ſeiner Inſel geſeſſen, hatte nach den an Stäben gebundenen Frühlingsblumen geſchaut, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenſchein hatten um ihn geſpielt. Als die Jünglinge nach Vollbringung des Tages auf ihr Lager geſunken und in Schlummer verfallen waren, lag er auch in ſeinem Bette, das in einer wohlverwahrten Stube ſtand, und drückte die Augen zu, damit er ſchlafe. —

Die nehmliche Nacht ging mit dem kühlen Mantel aller ihrer Sterne gleichgültig herauf, ob junge Herzen ſich des entſchwundenen Tages gefreut und nie an einen Tod gedacht hatten, als wenn es keinen gäbe — oder ob ein altes ſich vor gewaltthätiger Verkürzung ſeines Lebens fürchtete und doch ſchon wieder dem Ende desſelben um einen Tag näher war.

2.

Eintracht.

Als das erſte blaſſe Licht des andern Tages leuchtete, ging Victor ſchon in den noch öden Gaſſen der Stadt dahin, daß ſeine Tritte hallten. Es war anfänglich noch kein Menſch zu erbliken; dann begegnete ihm manche verdrießliche, verſchlafene Geſtalt, die zu früher Arbeit mußte; und ein beginnendes fernes Wagenraſſeln zeigte, daß man ſchon anfange, Lebensmittel in die große bedürfende Stadt zu führen. Er ſtrebte dem Stadtthore zu. Außer demſelben wurde er von dem kühlen, feuchten Grün der Felder empfangen. Der erſte Sonnenrand zeigte ſich am Erdſaume, und die Spizen der naſſen Gräſer hatten rothes und grünes Feuer. Die Lerchen wirbelten freudig in der

Luft, während die nahe Stadt, die doch ſonſt ſo lärmte, faſt noch völlig ſtumm war.

Als er ſich außer den Mauern fühlte, ſchlug er ſogleich einen Weg durch die Felder gegen jenen grünen Baumplaz ein, von welchem wir ſagten, daß geſtern dort die Nachtigallen geſchlagen und die Jünglinge geſcherzt hatten. Er erreichte ihn nach einer nicht ganz zweiſtündigen Wanderung. Von da machte er den nehmlichen Weg, wie geſtern mit den Freunden. Er ſtieg die ſchiefe Berglehne mit den Gebüſchen hinan, er kam an den Rand des Waldes, ſah ſich da nicht um, drang unter die Bäume ein, eilte fort, und ſtieg dann über die Wieſe mit den Fruchtbäumen in das Thal hinab, von dem wir ſagten, daß es ſo ſtille iſt, und daß in demſelben die zwei ſpiegelnden Bäche rinnen.

Als er in dem Grunde des Thales angekommen war, ging er über den erſten Steg, nur daß er heute, gleichſam wie zu einer Begrüßung, ein wenig auf die glänzenden Kieſel hinab ſah, über welche das Waſſer dahin rollte. Dann ging er über den zweiten Steg, und ging an dem Waſſer dahin. Aber er ging heute nicht bis zu dem Gaſthausgarten, in welchem ſie geſtern gegeſſen hatten, ſondern viel früher bog er an einer Stelle, wo ein großer Fliederbuſch ſtand, der ſeine Aeſte und Wurzeln mit dem Waſſer ſpielen ließ, von dem Wege ab, und ging in den Flieder und das Gebüſche hinein. Dort war eine aſchgraue Gartenplanke, die ihre Farbe von den unzähligen Regen und Sonnenſtrahlen erhalten hatte, und in der Planke war ein kleines Thürchen. Das Thürchen öffnete Victor und ging hinein. Es war wie ein Gartenplaz hier, und etwas ferner auf dem Plaze blikte die lange weiße Wand eines niederen Hauſes, ſich ſanft von Hollundergeſträuchen und Obſtbäumen abhebend, herüber. Das Haus hatte glänzende Fenſter, und hinter denſelben hingen ruhige weiße Vorhänge nieder.

Victor ging an dem Gebüſchrande gegen die Wohnung zu. Als er auf den freien Sandplaz vor dem Hauſe gekommen war, auf dem der Brunnen ſtand und ein bejahrter Apfelbaum war, an den ſich wieder Stangen und allerlei andere Dinge lehnten, wurde er von einem alten Spiz angewedelt und begrüßt. Die Hühner, ebenfalls freundliche Umwohner des Hauſes, ſcharrten unter dem Apfelbaume unbeirrt fort. Er ging in das Haus hinein, und über den kniſternden Flurſand in die Stube, aus welcher ein reiner gebohnter Fußboden heraus ſah.

In der Stube war blos eine alte Frau, die gerade ein Fenſter geöffnet hatte, und damit beſchäftigt war, von den weißgeſcheuerten Tiſchen, Stühlen und Schreinen den Staub abzuwiſchen, und die Dinge, die ſich etwa geſtern Abends verſchoben hatten, wieder zu recht zu ſtellen. Durch das Geräuſch des Hereintretenden von ihrer Arbeit abgelenkt, wendete ſie ihr Antliz gegen ihn. Es war eines jener ſchönen alten Frauenantlize, die ſo ſelten ſind. Ruhige ſanfte Farben waren auf ihm, und jedes der unzähligen kleinen Fältchen war eine Güte und eine Freundlichkeit. Um alle dieſe Fältchen waren hier noch die unendlich vielen andern einer ſchneeweißen gekrauſeten Haube. Auf jeder der Wangen ſaß ein kleines, feines Fleckchen Roth.

„Schau, biſt du ſchon da, Victor," ſagte ſie, „ich habe auf die Milch wieder vergeſſen, daß ich ſie warm gehalten hätte. Es ſteht wohl alles an dem Feuer, aber daſſelbe wird ausgegangen ſein. Warte, ich will es wieder anblaſen."

„Ich bin nicht hungrig, Mutter," ſagte Victor;

„denn ich habe bei Ferdinand, ehe ich fortging, zwei Schnitten Kaltes von dem geſtrigen Abendmale, das noch da ſtand, gegeſſen."

„Du mußt aber hungrig ſein," antwortete die Frau, „weil du ſchon bei vier Stunden in der Morgenluft und dann durch den feuchten Wald gegangen biſt."

„So weit iſt es ja nicht über die Thurnwieſe herüber."

„Ja weil du immer läufſt und meinſt, die Füſſe dauern ewig — aber ſie dauern nicht ewig — und im Gehen merkſt du auch die Müdigkeit nicht, aber wenn du eine Weile ſitzeſt, dann ſchmerzen die Füſſe."

Sie ſagte nichts weiter und ging in die Küche hinaus. Victor ſetzte ſich indeſſen auf einen Stuhl nieder.

Als ſie wieder hereingekommen war, ſagte ſie: „Biſt du müde?"

„Nein," antwortete er.

„Du wirſt wohl müde ſein — freilich müde — warte nur, warte ein wenig, es wird gleich alles warm ſein."

Victor antwortete nicht darauf, ſondern tief niedergebückt gegen den Spiz, der mit ihm hereingegangen war, ſtrich er mit der flachen Hand über die weichen langen Haare desſelben, der ſich ebenfalls liebkoſend an dem Jünglinge aufgerichtet hatte und beſtändig in ſeine Augen ſchaute — er ſtrich immer an der nehmlichen Stelle, und blickte auch immer auf dieſe nehmliche Stelle, als wäre eine recht ſchwere tiefe Bewegung in ſeinem Herzen.

Die alte Mutter ſetzte indeſſen ihr Geſchäft fort. Sie war ſehr fleißig. Wenn ſie den Staub nicht erreichen konnte, ſo ſtellte ſie ſich auf die Spizen ihrer Zehen, um den unſauberen Gaſt fort zu bringen. Hiebei ſchonte und liebte ſie die älteſten unbrauchbarſten Dinge. Da lag auf einem Schreine ein altes Kinderſpielzeug, das ſchon lange nicht gebraucht worden war, und vielleicht nie mehr gebraucht werden wird — es war ein Pfeifchen mit einer hohlen Kugel, in der klappernde Dinge waren — ſie wiſchte es rings um ſauber ab, und legte es wieder hin.

„Aber warum erzählſt du denn nichts?“ ſagte ſie plötzlich, da ſie das rings um herrſchende Schweigen zu bemerken ſchien.

„Weil mich ſchon gar nichts mehr freut,“ antwortete Victor.

Die Frau ſagte kein Wort, kein einzig Wörtlein, auf dieſe Rede, ſondern ſie ſezte ihr Abwiſchen fort, und ihr ſtetes Ausſchwingen des Tuches beim offenen Fenſter.

Nach einer Weile ſagte ſie: „Ich habe dir eben den Koffer und die Kiſten ſchon hergerichtet. Da du geſtern aus wareſt, habe ich den ganzen Tag damit verbracht. Die Kleider habe ich zuſammengelegt, wie ſie in den Koffer gethan werden müſſen. Auch die Wäſche, welche ausgebeſſert iſt, liegt dabei. Die Bücher mußt du ſchon ſelber beſorgen, und eben ſo das, was du in das Ränzlein zu thun gedenkſt. Ich habe dir einen weichen feinen Lederkoffer gekauft, wie du einmal geſagt haſt, daß ſie dir ſo gefallen. — Aber wo willſt du denn hin, Victor?"

„Einpaken."

„Mein Gott, Kind, du haſt ja noch nicht gegeſſen. Warte nur ein Weilchen. Jezt wird es wohl ſchon warm ſein."

Victor wartete. Sie ging hinaus und brachte zwei Töpſchen, eine Schale, eine Taſſe und ein Stük Milchbrod auf einem runden, reinen meſſingberänderten Brette herein. Sie ſtellte alles nieder, ſchenkte ein, koſtete, ob es gut und gehörig warm ſei, und ſchob dann das Ganze vor den Jüngling hin, es dem Dufte der Dinge überlaſſend, ob er ihn anloken werde oder nicht. Und in der That: ihre Erfahrung täuſchte ſie nicht; denn der Jüngling, der Anfangs nur ein wenig zu koſten begann, ſezte ſich endlich wieder nieder, und aß mit all dem guten Behagen und Gedeihen, das ſo ſehr der Jugend eigen iſt.

Sie war indeſſen allgemach fertig geworden, und ihre Abwiſchtücher zuſammenlegend, ſchaute ſie zu Zeiten freundlich und lächelnd auf ihn hin. Als er endlich alles Hereingebrachte verzehrt hatte, gab ſie dem Spiz noch die kleinen Ueberreſte, die da waren, und trug dann das Geſchirr wieder in die Küche hinaus, daß es von der Magd gereinigt werde, wenn ſie nach Hauſe komme; denn dieſelbe war auf den Kirchenplaz des Thales hinaus gegangen, um manche Bedürfniſſe für den heutigen Tag einzukaufen.

Als ſie wieder von der Küche herein gekommen war, ſtellte ſich die Frau vor Victor hin, und ſagte: „Jezt haſt du dich erquikt, und nun höre mich an. Wenn ich wirklich deine Mutter wäre, wie du mich immer nennſt, ſo würde ich recht böſe auf dich werden, Victor; denn ſiehe ich muß dir ſagen, daß dein Wort groß Unrecht iſt, welches du erſt ſagteſt, daß dich nichts mehr freue. Du verſtehſt es jetzt nur noch nicht, wie unrecht es iſt. Wenn es ſelbſt etwas Trauriges wäre, das auf dich harrt, ſo ſollteſt du ein ſolches Wort nicht ſagen. Sieh mich an, Ritter, ich bin jetzt halb ſiebenzig Jahre alt, und ſage noch nicht, daß mich nichts mehr freue, weil einen alles, alles freuen muß, da die Welt ſo ſchön iſt und noch immer ſchöner wird, je länger man lebt. Ich muß dir nur geſtehen — und du wirſt ſelber auf meine Erfahrung kommen, wenn du älter wirſt — als ich achtzehn Jahre alt war, ſagte ich auch alle Augenblicke, mich freut nichts mehr — ich ſagte es nehmlich, wenn mir diejenige Freude verſagt wurde, die ich mir gerade einbildete. Dann wünſchte ich alle Zeit weg, welche mich noch von einer künftigen Freude trennte, und bedachte nicht, welch ein koſtbares Gut die Zeit iſt. Wenn man älter wird, lernt man die Dinge und Weile, welche auch noch immer kürzer wird, erſt recht ſchätzen. Alles, was Gott ſendet, iſt ſchön, wenn man es auch nicht begreift — und wenn man nur recht nachdenkt, ſo ſieht man, daß es blos lauter Freude iſt, was er gibt; das Leid legen wir nur ſelber dazu. Haſt du im Hereingehen nicht geſehen, wie der Sallat an der Holzplanke, von dem noch geſtern kaum eine Spur war, heute ſchon aller hervor iſt?"

„Nein, ich habe es nicht geſehen," antwortete Victor.

„Ich habe ihn vor Sonnenaufgang angeſchaut, und mich darüber gefreut," ſagte die Frau. „Ich werde es mir von nun an ſogar ſo einrichten, daß kein Menſch von mir mehr ſagen kann, er habe mich eine Thräne aus Schmerz weinen geſehen, wenn auch ein Schmerz käme, der doch wieder nur eine andere Art Freude iſt. In meiner Jugend habe ich große, große, und heiße Schmerzen gehabt; aber ſie ſind alle zu meinem Wohle und zu meiner Beſſerung — oft ſogar zu irdiſchem Glüke ausgefallen. Ich ſage das alles, Victor, weil du bald fort gehſt. Du ſollteſt Gott ſehr danken, mein Kind, daß du die jungen Glieder und den geſunden Körper haſt, um hinaus gehen und alle die Freuden und Wonnen aufſuchen zu können, die nicht zu uns herein kommen. — — Siehe, du haſt kein Vermögen — dein Vater hat von dem Mißgeſchicke, das ihn hienieden traf, vieles ſelbſt verſchuldet, jenſeits wird er wohl die ewige Seligkeit haben;

denn er war ein guter Mann und hat immer ein weiches Herz gehabt, wie du. Als ſie dich nach der Verordnung des Teſtamentes deines verſtorbenen Vaters zu mir brachten, damit du bei mir lebeſt, und auf dem Dorfe für dich lerneſt, um was ſie dich dann immer in der Stadt fragen würden, hatteſt du ſo viel als nichts. Aber du biſt herangewachſen, und nun haſt du ſogar das Amt erhalten, um welches ſo viele geworben haben, und um welches ſie dich beneiden. Daß du jetzt fort mußt, iſt nichts, und liegt in der Natur begründet; denn alle die Männer müſſen von der Mutter, und müſſen wirken. Du haſt daher lauter Gutes erfahren. Du ſollſt deßhalb zu Gott dein Gebet verrichten, daß er dir alles gegeben hat, und du ſollſt demüthig ſein, daß du die Gaben haſt, es zu verdienen. — — Siehſt du, Victor, alles das zuſammengefaßt, würde ich über deine Rede böſe ſein, wenn ich deine Mutter wäre, weil du Gott den Herrn nicht erkennſt: aber weil ich deine Mutter nicht bin, ſo weiß ich nicht, ob ich dir ſo viel Liebes und Gutes gethan habe, daß ich mich ſonſt auch erzürnen darf, und zu dir ſagen: Kind, das iſt nicht recht von dir, und es iſt ganz und gar nicht gut."

„Mutter, ich habe es auch in dem Sinne nicht gemeint, wie ihr es nehmt,“ ſagte Victor.

„Ich weiß, mein Kind, und betrübe dich auch nicht zu ſehr über meine Rede,“ erwiederte die Mutter. „Ich muß dir nun auch ſagen, Victor, daß du jezt gar nicht ſo arm biſt, als du vielleicht denken magſt. Ich habe dir oft geſagt, wie ich erſchroken bin — das heißt, aus Freude bin ich erſchroken — als ich erfahren habe, dein Vater hätte in ſein Teſtament geſezt, daß du bei mir erzogen werden ſolleſt. Er hat mich ſchon recht gut gekannt und hat das Vertrauen zu mir gehabt. Ich glaube, es wird nicht getäuſcht worden ſein. Victor, mein liebes, mein theures Kind, ich werde dir jezt ſagen, was du haſt. Du haſt an Linnen — das iſt der auserleſenſte Theil unſerer Kleider, weil er am nächſten an dem Körper iſt, und ihn ſchüzt und geſund erhält — ſo viel, daß du täglich wechſeln kannſt, wie du es bei mir gelernt haſt. Wir haben alles ausgebeſſert, daß kein Faden davon ſchadhaft iſt. Für die Zukunft wirſt du immer noch erhalten, was du brauchſt. Hanna bleicht draußen Stüke, wovon die Hälfte ſchon für dich gerechnet iſt — und Striken, Nähen, Ausbeſſern werden wir beſorgen. Im andern Gewande biſt du anſtändig; du kannſt dich dreimal anders anziehen, das nicht gerechnet, was du eben am Leibe haſt. Es iſt jezt alles feiner hergerichtet worden, als du es bisher gehabt haſt; denn ein Mann, Victor, der ſein erſtes Amt antritt, iſt wie ein Bräutigam, der ausgeſtattet wird — und er ſoll auch im Stande der Gnade ſein, wie ein Bräutigam. Das Geld, welches ſie mir alle Jahre für deinen Unterhalt geben mußten, habe ich angelegt, und habe immer die Zinſen wieder dazu gethan. Das haſt du nun alles. Der Vormund weiß es nicht und braucht es auch nicht zu wiſſen; denn du mußt ja auch etwas für dich haben, daß du es ausgeben kannſt, wenn ſich andere ſehen laſſen, damit dir das Herz nicht zu wehe thut. Wenn dir dein Oheim das kleine Gütchen entreißt, welches noch da iſt, ſo betrübe dich nicht, Victor; denn es ſind ſo viele Schulden darauf, daß kaum mehr ein einziger Dachziegel dazu gehört. Ich bin in dem Amte geweſen, und habe mir es für dich aufſchlagen laſſen, damit ich es weiß. Manches Mal einen Nothpfennig bekommſt du ſchon von mir auch noch. So iſt alles gut. — Zu deinem Oheime mußt du nun ſchon die Reiſe machen, ehe du in das Amt eintrittſt, weil er es ſo wünſcht. Wer weiß, wozu es gut iſt — du verſtehſt das noch nicht. Der Vormund erkennt auch die Nothwendigkeit, daß du dich dem Wunſche einer Fußwanderung zu dem Oheime fügeſt. Haſt du geſtern Roſina geſehen?"

„Nein, Mutter; wir ſind ſpät Abends zurück gekommen, haben in dem Zimmer Ferdinands geſpeiſet, und heute bin ich mit Tagesanbruch fort gegangen, weil ſo viel zu thun iſt. Der Vormund hat geſagt, daß ich meine Fußreiſe über die Stadt antreten und bei dieſer Gelegenheit von ihnen allen Abſchied nehmen ſoll."

„Siehſt du, Victor, Roſina könnteſt du einmal zu deiner Frau bekommen, wenn du in deinem Berufe recht thätig biſt. Sie iſt ſehr ſchön, und denke, wie ihr Vater mächtig iſt. Er hat die läſtige Vormundſchaft über dich ſehr redlich und fleißig verwaltet, und iſt dir nicht abgeneigt; denn er hatte immer viele Freude, wenn du deine Prüfungen gut gemacht hatteſt. Aber laſſen wir das, zu dieſer Heirath iſt es noch weit hin. — — Dein Vater könnte jetzt auch ſo hoch ſein, oder noch höher; denn er hat einen gewaltigen Geiſt gehabt, den ſie nur nicht kannten. Deine eigene leibliche Mutter hat ihn nicht einmal gekannt. Und gut iſt er geweſen, ſo ſehr gut, daß ich jezt noch manchmal daran denke, wie er gar ſo gut geweſen iſt. Deine Mutter iſt auch recht lieb und fromm geweſen, nur iſt ſie viel zu frühe für dich geſtorben. — — Sei nicht traurig, Victor — gehe nun hinauf in deine Stube, und bringe alles in Ordnung. Die Kleider mußt du nicht auseinander reißen, ſie liegen ſchon ſo, wie ſie in den Koffer paſſen. Sei bei dem Hineinlegen ſorgſam, daß nichts zu ſehr verknittert wird. — So. — — Ehe du hinauf gehſt, Victor, höre noch eine Bitte von deiner Ziehmutter: wenn du heute oder morgen noch mit Hanna zuſammen triffſt, ſo ſage ihr ein gutes Wort; es iſt nicht recht geweſen, daß ihr euch nicht immer gut vertragen habt! — So, Victor, gehe nun; denn ein Tag iſt gar nicht ſo lange."

Der Jüngling ſagte gar nichts auf dieſe Rede, ſondern er ſtand auf, und ging hinaus, wie einer, dem das Herz in Wehmuth ſchwimmt. Und wie man oft bei innerer Bewegung in der äußern ungeſchikt iſt, geſchah es ihm auch, daß er die Schulter an die

Faſſung der Thür anſtieß. Der Spiz ging mit ihm hinauf.

Oben in ſeiner Stube, in der er nun ſo viele Jahre gewohnt hatte, war es erſt recht traurig; denn nichts ſtand ſo, wie es in den Tagen der ruhig dauernden Gewohnheit geſtanden war. Nur eines war noch ſo: der große Hollunderbuſch, auf den ſeine Fenſter hinaus ſahen, und das rieſelnde Waſſer unten, das einen feinen zitternden Lichtſchein auf die Deke ſeines Zimmers herauf ſandte; die Berge waren noch, die ſonnenhell ſchweigend und hüthend das Thal umſtehen; und der Obſtwald war noch, der im Grunde des Thales in Fülle und Dichte das Dorf umhüllt, und recht fruchtbar und ſegenbringend in der warmen Luft ruht, die zwiſchen die Berge geklemmt iſt. Alles andere war anders. Die Laden und Fächer der Käſten waren heraus geriſſen und leer, und ihr Inhalt lag außen auf ihnen herum: die blüthenweiße Linnenwäſche, nach Stüken geordnet — dann die Kleider, rein zuſammen gelegt und in gehörige Stöße abgetheilt — andere Dinge, die theils in den Koffer gepakt werden ſollten, theils in das Wanderränzchen gehörten, das ſchon geöffnet auf einem

Seſſel lag und wartete — auf dem Bette waren fremde Sachen, auf dem Boden ſtand der Koffer mit gelöſtem Riemzeug und lagen zerriſſene Papiere: nur die Taſchenuhr, auf ihrem gewöhnlichen Plaze hängend, pikte, wie ſonſt, und nur die Bücher ſtanden in den Schreinen, wie ſonſt, und harrten auf ihren Gebrauch.

Victor ſah das alles an, aber er that nichts. Statt einzupaken, ſezte er ſich auf einen Stuhl, der in der Eke des Zimmers ſtand, und drükte den Spiz an ſein Herz. Dann blieb er ſizen.

Die Klänge der Thurmuhr kamen durch die offenen Fenſter herein, wie ſie die Stunde ausſchlug, aber Victor wußte nicht, die wie vielte es ſei — die Magd, welche zurük gekommen war, hörte man aus dem Garten herauf ſingen — auf den fernen Bergen glizzerte es zuweilen, als wenn ein blankes Silberſtük oder ein Glastäfelchen dort läge — das Lichtzittern auf der Stubendeke hatte aufgehört, weil die Sonne ſchon zu hoch hinüber gegangen war — das Horn des Hirten war zu vernehmen, der auf den Bergen ſeine Thiere trieb — die Uhr ſchlug wieder: aber der Jünglig ſaß immer auf dem Stuhle und der Hund ſaß vor ihm und ſchaute ihn unbeweglich an.

Endlich als er die Tritte ſeiner Mutter über die Treppe herauf hörte, ſprang er plözlich auf und ſtürzte an ſein Geſchäft. Er riß die Flügel des Bücherkaſtens auseinander und begann ſchnell die Bücher ſtoßweiſe auf den Boden heraus zu legen. Die Frau aber ſtekte blos ein wenig den Kopf bei der gelüfteten Thür herein, und da ſie ihn ſo beſchäftigt ſah, zog ſie ſich wieder zurük und ging auf den Zehen davon. Er aber, da er ſich einmal in Thätigkeit geſezt hatte, blieb auch dabei und arbeitete feuereifrig fort.

Alle Bücher wurden aus den zwei Bücherkäſten heraus gethan, bis ſie leer waren und die ledigen Fächer in das Zimmer ſtarrten. Dann band er die Bücher in Stöße und legte ſie in eine bereit ſtehende Kiſte, deren Dekel er, als die Bücher untergebracht waren, feſt ſchraubte und mit einer Aufſchrift verſah. Hierauf ging er an ſeine Papiere. Alle Fächer des Schreibtiſches und der zwei andern Tiſche wurden heraus gezogen, und alle Schriften, die darin waren, Stük für Stük unterſucht. Einiges wurde blos angeſchaut und an beſtimmten Stellen zum ſofortigen

Einpaken zuſammen gelegt, anderes wurde geleſen, manches zerriſſen und auf die Erde geworfen, und manches in die Rok- oder Brieftaſche gelegt. Endlich, da auch alle Tiſchfächer leer waren und auf ihren Boden nichts zeigten, als den traurigen Staub, der die langen Jahre her hinein gerieſelt war, und die Spalten, die ſich unterdeſſen in dem Holze gebildet hatten, band er auch die hingelegten Schriften in Bündel, und legte ſie in den Koffer. Nun ging er an die Kleider und an das Kofferpaken. Manches Gedenkſtük früherer Tage, als ein kleines ſilbernes Handleuchterchen, ein Futteral mit einer Goldkette, ein Fernrohr, zwei kleine Piſtolen und endlich ſeine geliebte Flöte wurden unter die weiche, ſchonende Wäſche untergebracht. Als alles beendet war, wurde der Dekel geſchloſſen, das Riemzeug verſchnallt, das Schloß geſperrt, und oben eine Aufſchrift aufgeklebt. Der Koffer und die Kiſte mußten fort geſendet werden, das Ränzchen aber, welches noch auf dem Stuhle lag, ſollte die Dinge enthalten, welche er auf ſeine Fußwanderung mitnehmen würde. Er pakte es ſchnell voll und ſchnallte es dann mit ſeinem Riemzeug zuſammen.

Als er nun mit allem fertig war ſchaute er noch einmal in dem Zimmer und an den Wänden herum, ob nichts liege oder hänge, was noch eingepakt werden müſſe: aber es war nichts mehr da, und die Stube blikte ihn verwüſtet an. Unter dem Gewirre der fremden Dinge und der ebenfalls gleichſam fremdgewordenen Geräthe ſtand das einzige Bett noch, wie bisher; aber auch auf ihm lag verunreinigender Staub, oder lagen Stüke zerriſſenen Papieres. So ſtand er eine Weile. Der Spiz, der bisher dem Treiben mit Verdacht ſchöpfenden Augen zugeſchaut hatte und keinen einzigen Handgriff außer Acht laſſend bald rechts bald links ausgewichen war, je nachdem er den Jüngling hinderte, ſtand nun auch ruhig vor ihm, und blikte empor, gleichſam fragend: „Was nun?“

Victor aber wiſchte ſich mit der flachen Hand und mit dem Tuche den Schweis von der Stirne, nahm eine Bürſte, die da lag, fegte damit den Staub von ſeinen Kleidern und ſtieg dann die Treppe hinab.

Es war indeſſen viele Zeit vergangen, und die Dinge hatten ſich unten geändert. In der Stube war niemand. Die Morgenſonne, welche ſo freundlich hereingeſchienen und die Fenſtervorhänge ſo ſchimmerweiß gemacht hatte, als er heute früh aus der Stadt gekommen war, iſt nun eine Mittagsſonne geworden, und ſtand gerade über dem Dache, ihr blendend Licht und ihren warmen Strom auf das graue Holz desſelben nieder ſenkend. Die Obſtbäume ſtanden ruhig, ihre am Morgen ſo naſſen und funkelnden Blätter ſind troken geworden, glänzen nur mehr matt, regen ſich nicht, und die Vögel in den Zweigen piken ihr Futter. Die Fenſtervorhänge ſind zurük geſchlagen, die Fenſter offen, und die heiße Landſchaft ſchaut herein. In der Küche lodert ein glänzendes rauchloſes Feuer, die kochende Magd ſteht dabei. — Alles iſt in jener tiefen Stille, von der die Helden einſt ſagten: „Pan ſchläft.“

Victor ging in die Küche, und fragte, wo die Mutter ſei.

„In dem Garten, oder ſonſt wo herum,“ antwortete die Magd.

„Und wo iſt Hanna?“ fragte Victor wieder.

„Sie iſt vor wenigen Augenbliken hier geweſen,“ erwiederte die Magd, „ich weiß nicht, wo ſie hingegangen iſt.“

Victor ging in den Garten hinaus und ging zwiſchen reinlichen Beten dahin, die er ſo lange gekannt hatte, und auf denen die verſchiedenen Dinge knospeten und grünten. Der Gartenknecht ſezte Pflanzen und ſein Söhnlein pumpte Waſſer, wie es ſonſt oft geweſen war. Victor fragte um die Mutter: man hatte ſie in dem Garten nicht geſehen. Er ging weiter an Johannisbeeren, Stachelbeeren, an Obſtbäumen und Heken vorüber. Zwiſchen den Stämmen ſtand das hohe Gras und in den Einfaſſungen blühten manche Blümlein. Von der Gegend des Glashauſes, deſſen Fenſter in der Wärme offen ſtanden, tönte eine Stimme herbei: „Victor, Victor!“

Der Gerufene, welcher durch ſeine feurige Arbeit in ſeiner Stube oben einen Theil der Bekümmerniß zerſtreut hatte, die wegen der nahen Fortreiſe über ihn gekommen war, wendete bei dieſem Rufe ſein erheitertes Antliz gegen die Glashäuſer. Es ſtand ein ſchönes, ſchlankes Mädchen dort, welches ihm winkte. Er ſchritt den nächſten Weg durch das Gartengras zu ihr hinüber.

„Victor,“ ſagte ſie, als er bei ihr angelangt war, „biſt du denn ſchon da, ich habe ja gar nichts davon gewußt, wann biſt du denn gekommen?“

„Ja ſehr früh Morgens, Hanna!“

„Ich bin mit der Magd einkaufen geweſen, darum habe ich dich nicht ankommen geſehen. Und wo biſt du denn dann darauf geweſen?“

„Ich habe in meiner Stube meine Sachen eingepakt.“

„Die Mutter hat mir auch gar nicht geſagt, daß du ſchon da ſeieſt, und ſo habe ich gemeint, du würdeſt etwa lange geſchlafen haben und erſt Nachmittags aus der Stadt herüber kommen.“

„Das war eine thörichte Meinung, Hanna. Werde ich denn bis in den Tag ſchlafen, oder bin ich denn ein Schwächling, der einen Spaziergang vom Tage vorher durch Ruhe verwenden muß, oder iſt es etwa weit herüber, oder ſoll ich die Mittagshitze wählen?“

„Warum haſt du denn geſtern gar nicht auf unſere Fenſter herüber geſchaut, Victor, da ihr vorbei ginget?“

„Weil wir Ferdinand's Geburtstag feierten, und nach Einverſtändniß der Eltern den ganzen Tag für uns beſaßen. Deßwegen hatten wir keinen Vater, keine Mutter, noch ſonſt jemanden, der uns etwas befehlen durfte. Darum war auch unſer Dorf blos der Ort, wo wir zu Mittag eſſen wollten, weil es ſo ſchön iſt, weiter nichts. Verſtehſt du es?"

„Nein; denn ich hätte doch herüber geſchaut."

„Weil du alles vermengſt, weil du neugierig biſt und dich nicht beherrſchen kannſt. Wo iſt denn die Mutter? ich habe ihr etwas Nothwendiges zu ſagen: erſt war ich nur nicht gleich gefaßt, da ſie mit mir redete, jezt weiß ich aber ſchon, was ich antworten ſoll."

„Sie iſt auf der Bleiche."

„Da muß ich alſo hinüber gehen."

„So gehe, Victor," ſagte das Mädchen, indem es ſich um die Eke des Glashauſes hinum wendete.

Victor ging ſofort, ohne ſonderlich auf ſie zu achten, gegen die ihm wohlbekannte Bleiche.

Es iſt hinter dem Garten ein Plaz mit kurzem ſamtenen Graſe, auf welchem weithin in langen Streifen die Leinwand aufgeſpannt lag. Dort ſtand die Mutter und betrachtete den wirthlichen Schnee zu ihren Füſſen. Zuweilen prüfte ſie die Stellen, ob ſie ſchon troken ſeien, zuweilen befeſtigte ſie eine Schlupfe an dem Haken, mit dem das Linnen an den

Boden geſpannt war, zuweilen hielt ſie die flache Hand wie ein Dächlein über die Augen und ſchaute in der Gegend herum.

Victor trat zu ihr.

„Biſt du ſchon fertig,“ ſagte ſie, „oder haſt du dir etwas auf Nachmittag gelaſſen? Nicht wahr, es iſt viel, wie wenig es auch ausſieht. Du biſt heute weit gegangen, thue den Reſt nach dem Eſſen, oder morgen. Ich hätte geſtern alles ſelber paken können, und wollte es auch thun; aber da dachte ich: er muß ſelber daran gehen, daß er es lernt.“

„Nein, Mutter,“ antwortete er, „ich habe nichts übrig gelaſſen, ich bin ſchon ganz fertig.“

„So?“ ſagte die Mutter, „laß ſehen.“

Bei dieſen Worten griff ſie gegen ſeine Stirne. Er neigte ſich ein wenig gegen ſie, ſie ſtreifte ihm eine Loke, die ſich bei der Arbeit nieder geſenkt hatte weg, und ſagte: „du haſt dich recht erhizt.“

„Es iſt ſchon der Tag ſo warm,“ antwortete er.

„Nein, nein, es iſt auch vom Arbeiten. Und wenn du alles gethan haſt, ſo mußt du heute und morgen ſchon in deinen Reiſekleidern bleiben, und was wirſt du denn da immer thun?“

„Ich gehe an dem Bache hinauf, an dem Buchengewände und ſo herum. Die Kleider behalte ich an. — — Aber ich bin wegen etwas anderem heraus gekommen, Mutter, und möchte gerne etwas ſagen, aber es wird euch erzürnen.“

„So erſchreke mich nicht, Kind, und rede. Willſt du noch etwas? Geht noch irgend ein Ding ab?“

„Nein, es geht keines ab, eher iſt um eines zu viel. Ihr habt heute eine Rede gethan, Mutter, die mir gleich damals nicht zu Sinne wollte, und die ich nun doch nicht wieder aus demſelben bringe.“

„Welche Rede meinſt du denn, Victor?“

„Ihr habt geſagt, daß euch zu meinem Unterhalte ein Geld angewieſen worden ſei, das Ihr alle Jahre empfangen ſolltet. — Ihr habt geſagt, daß Ihr das Geld empfangen habt — und ferner habt Ihr geſagt, daß Ihr das Geld für mich auf Zinſen angelegt, und allemal auch die Zinſen dazu gethan habt.“

„Ja, das habe ich geſagt, und das habe ich gethan.“

„Nun ſeht, Mutter, da ſagt mir mein Gewiſſen, daß es nicht recht ſei, wenn ich das Geld von Euch annehme, weil es mir nicht gebührt — und da bin ich gekommen, um es Euch vorher lieber im Guten zu ſagen, als daß ich nachher das Geld ausſchlüge und Euch erzürnte. — Seid Ihr böſe?“

„Nein, ich bin nicht böſe,“ ſagte ſie, indem ſie ihn mit freudeſtrahlenden Augen anſah — — „aber ſei kein thörichtes Kind, Victor! Du ſiehſt wohl ein, daß ich dich nicht des Gewinnes wegen in mein Haus aufgenommen habe — um des Gewinnes willen hätte ich nie ein Kind genommen — daher iſt ja das, was von dem Gelde jährlich übrig geblieben iſt, von rechtswegen dein. Höre mich an, ich werde es dir erklären. Die Kleider hat der Vormund herbei geſchafft, für Speiſen haſt du keine Auslagen verurſacht — du aßeſt ja kaum, wie ein Vogel, und das Gemüſe und das Obſt und das andere, wovon du genoſſeſt, das hatten wir ja alles ſelbſt. Siehſt du nun?—Und daß ich dich ſo lieb gewonnen habe, das hat mir dein Vater nicht aufgetragen, das ſtand auch in keinem Teſtamente, und dafür kannſt du nichts. Begreifſt du nun alles?“

„Nein, ich begreife es nicht, und es iſt auch nicht ſo. Ihr ſeid nur wieder zu gut, daß Ihr nichts als

Scham auf mein Herz ladet. Wenn nach Abzug der Koſten wirklich in jedem Jahre etwas übrig geblieben wäre, und Ihr hättet das für mich aufbewahrt, ſo wäre es ſchon nur eine Liebe und Güte geweſen; und nun ſagt Ihr, daß alles übrig geblieben iſt, — was man faſt nur mit Schmerzen anhören kann. — Ihr habt ohnedies gethan, was kaum zu verantworten iſt: Ihr habt mir nicht nur eine ſchöne Stube gegeben, ſondern habt auch gerade das hinein geſtellt, was mir lieb und werth war; Ihr habt mir Speiſe und Trank verſchafft und Euch nur Arbeit. Das ganze Reiſegeräthe habt Ihr jetzt wieder gekauft; von Euren Feldern und Gärten habt Ihr das Nöthige abgekargt, daß ſchöne Linnen und anderes in meiner Lade liegen — — und wenn ich in früheren Zeiten alles hatte, was ich bedurfte, ſo ginget Ihr hin, und gabet mir noch etwas — und wenn ich auch das hatte, ſo ſtektet Ihr mir jeden Tag noch heimlich zu, was Euch däuchte, daß es mich freuen wird. — Ihr habt mich lieber gehabt als Hanna!"

Nein, mein Victor, da thuſt du mir Unrecht. Du verſtehſt das Gefühl noch nicht. Was nicht vom Herzen geht, geht nicht wieder zu Herzen. Hanna iſt meine leibliche Tochter — ich habe ſie im Schoße unter dem eigenen Herzen getragen, das ihrer Ankunft entgegen ſchlug — ich habe ſie dann geboren: in ſpätem Alter iſt mir das Glük zu Theil geworden, als ich ſchon hätte ihre Großmutter ſein können — mitten unter dem Schmerze über den Tod ihres Vaters habe ich ſie doch mit Freuden geboren — dann habe ich ſie erzogen — — und ſie iſt mir daher auch lieber. Ich habe aber auch dich ſehr geliebt, Victor. Seit du in dieſes Haus gekommen und aufgewachſen biſt, liebte ich dich ſehr. Oft war es mir, als hätte ich dich wirklich unter dem Herzen getragen — — und ich hätte dich ja eigentlich unter dieſem Herzen tragen ſollen; es war Gottes Wille, wenn es auch nachher anders geworden iſt — ich werde dir das erzählen, wenn du älter geworden biſt. Und zulezt, daß ich es ſage, um Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, ihr werdet mir wohl beide gleich lieb ſein. — — Mit dem Gelde machen wir es ſo, Victor: man muß keinem Menſchen in ſeinem Gewiſſen Gewalt anthun, und ich dringe daher nicht mehr in dich; laſſen wir das Geld anliegen bleiben, wo es jezt liegt, ich werde eine Schrift verfertigen, daß es dir und Hanna ausgefolgt werde, wenn ihr großjährig ſeid; dann könnt ihr es theilen, oder ſonſt darüber verfügen, wie ihr wollt. Iſt es dir ſo recht, Victor?“

„Ja, dann kann ich ihr alles geben.“

„Laſſe das nur jezt ruhen. Wenn die Zeit kömmt, wird ſich ſchon finden, was mit dem Gelde zu machen ſei. Ich will dir noch auf das andere antworten, was du geſagt haſt, Victor. Wenn ich dir heimlich Gutes that, ſo that ich es auch Hanna. Die Mütter machen es ſchon ſo. Seit du in unſer Haus gekommen biſt, iſt es beinahe, als wäre ein größerer Segen gekommen. Ich konnte für Hanna jährlich mehr erſparen, als ſonſt. Die Sorge für zwei iſt geſchiktere und geübtere Sorge, und wo Gott für zwei zu ſegnen hat, ſegnet er oft für drei. — — O Victor! die Zeit iſt recht ſchnell vergangen, ſeit du da biſt. Wenn ich ſo zurük denke in meine einſtige Jugend, ſo iſt es mir : wo ſind denn die Jahre hingekommen, und wie bin ich denn ſo alt geworden? Da iſt noch alles ſo ſchön, wie geſtern — die Berge ſtehen noch, die Sonne ſtrahlt auf ſie herunter, und die Jahre ſind dahin, als wie ein Tag. — Wenn du nachmittag, wie du ſagſt, oder etwa morgen noch einmal in den Wald hinauf gehſt, ſo ſuche eine Stelle auf — man könnte ſie von hier beinahe ſehen — ſiehſt du, dort oben in der Bergrinne, wo das Licht gleichſam über die grünen Buchen herab rieſelt. — Die Stelle iſt für dich bedeutſam. Es quillt ein Brünnlein hervor und fließt in der Bergrinne nieder, über das Brünnlein legt ſich ein breiter flacher Stein, und eine ſehr alte Buche ſteht dabei, welche unten einen langen Aſt ausſtrekt, auf den man Tücher legen, oder einen Frauenhut aufhängen kann.“

„Ich kenne die Stelle nicht, Mutter, aber wenn Ihr wollt, werde ich hinauf gehen und ſie aufſuchen.“

„Nein, Victor, dir iſt ſie doch nicht ſo nahe, wie mir — auch wirſt du andere wiſſen, die in deinen Augen ſchöner ſind. Laſſen wir das. Sei über alles ruhig, denke nicht mehr an das Geld und ſei nicht traurig. Ich weiß es, der Schmerz über die Scheidung iſt ſchon in dir, und da nimmſt du alles tiefer auf, als es iſt. — — Du ſagteſt, daß du heute noch an dem Buchengewände hinauf gehen willſt: haſt du aber auch geſehen, wie ſich kein Zweiglein in dem Garten rührt, und die Baumwipfel gleichſam in den Lüften ſtoken; ich denke, es könnte ein Gewitter kommen, du mußt nicht zu weit gehen.“

„Ich gehe nicht zu weit, und ich kenne ſchon die Gewitterzeichen; wenn ſich einige zeigen, gehe ich nach Hauſe.“

„Ja, Victor, halte es ſo, und es iſt gut. Willſt du nach einem Weilchen mit mir in die Stube hinein gehen — es iſt ſchon bald Mittag — oder willſt du noch lieber hier herum ſein, bis es Zeit zum Eſſen wird?“

„Ich will noch ein wenig in dem Garten bleiben.“

„So bleibe in dem Garten. Ich werde hier noch die Schlupfen befeſtigen und nachſehen, ob mir das Geflügel nicht wieder die Leinwand verunreinigt hat.

Er blieb noch eine Zeit bei ihr ſtehen und ſah ihr zu. Dann ging er in den Garten und ſie blikte ihm nach.

Hierauf befeſtigte ſie die eine Schlupfe, und dann die andere, bis keine mehr fehlte. Sie wiſchte das Stükchen Erde weg, das ein Gänſefuß oder ein anderer auf das Linnen gebracht hatte. Sie lüftete jezt dieſe und jezt jene Stelle, daß ſie nicht zu ſehr an dem Graſe klebe. — — Und ſo oft ſie aufſah, ſah ſie ſich nach Victor um, und erblikte ihn vor dem einen oder dem andern Buſche des Gartens ſtehend, oder herum gehend, oder über die Planke hinaus nach der Gegend ſchauend. Dies dauerte ſo lange, bis plözlich in der ſtillen, heißen Luft das klare Mittagsglöklein klang, — für die Gemeinde das Zeichen zum Gebete, und für dieſes Haus nach ſtettiger Gewohnheit zugleich das Zeichen, daß man ſich zum Mittagseſſen verſammeln ſolle. Die Mutter ſah noch, wie ſich Victor auf den Schall des Glökleins umwandte und dem Hauſe zuſchritt. Dann folgte ſie ihm.

Als der Jüngling in das Haus trat, ſah er, daß unterdeſſen Gäſte gekommen waren, nehmlich der Vormund und ſeine Familie. Man hatte, wie es bei ſolchen Gelegenheiten oft geſchieht, Victor eine Ueberraſchung machen und nebſtbei einen Tag auf dem Lande zubringen wollen.

„Du ſiehſt, mein lieber Mündel,“ ſagte der Vormund zu dem erſtaunten Jünglinge, „daß wir artig ſind. Wir wollen dich heute noch einmal ſehen und ein Abſchiedsfeſt feiern. Du kannſt dann übermorgen, oder wann deine Reiſeanſtalten fertig ſind, deines geraden Weges über die Berge wandern, ohne, wie wir verabredet haben, noch einmal die Stadt zu berühren, um von uns Abſchied zu nehmen. Genieße dann nur recht deine wenigen noch übrigen Tage der Freiheit, bis du in das Joch der harten Arbeit mußt."

„Sei mir gegrüßt, mein Sohn," ſagte die Gattin des Vormunds, und küßte Victor, der ſich auf ihre Hand niederbeugen wollte, auf die Stirne.

„Nicht wahr, das iſt ſchön geworden, wie es jezt iſt?" ſagte Ferdinand, der Sohn, indem er dem Freunde die Hand ſchüttelte.

Roſina, die Tochter, welche ein wirklich recht ſchönes zwölfjähriges Mädchen war, ſtand ſeitwärts, ſah freundlich um ſich, und ſagte nichts.

Victors Ziehmutter mußte um den bevorſtehenden Beſuch gewußt haben; denn der Tiſch war gerade für ſo viele Menſchen gedekt, als da waren. Sie grüßte alle ſehr freundlich, als ſie herein kam, ordnete an, in welcher Reihe man an dem Tiſche ſizen ſollte, und ſagte: Siehſt du, Victor, wie dich alle doch lieb haben."

Die Speiſen kamen und das Mahl begann.

Der Vormund und ſeine Gattin ſaßen oben an, neben Roſinen wurde Hanna, die Ziehſchweſter Victors, geſezt, den Mädchen gegenüber waren die Jünglinge, und ganz unten hatte ſich als Wirthin die Mutter hingeſezt, die häufig aus und ein zu gehen und zu ſorgen hatte.

Man genoß die ländlichen Gerichte.

Der Vormund erzählte Reiſeabentheuer, die er ſelbſt erlebt hatte, da er noch in den Schulen war, er gab Regeln, wie man mit mäßigem Frohſinne die Welt genießen ſolle, und unterwies Victor, wie er ſich nun zunächſt zu benehmen habe. Die Gattin des Vormunds ſpielte auf eine künftige Braut an, und Ferdinand ſagte, er würde den Freund ſehr bald beſuchen, wenn derſelbe nur einmal in ſeinen Standort würde eingerükt ſein. Victor redete wenig, und verſprach alles genau zu befolgen, was ihm der Vormund anrieth und einprägte. Den Brief, den er ihm an den Oheim mit gab, zu welchem Victor nun unmittelbar und zwar auf die ausdrükliche ſonderbare und etwas eigenſinnige Forderung des Oheims ſelbſt zu Fuſſe zum Beſuche kommen mußte, verſprach er recht gut aufzubewahren, und ſogleich bei der Ankunft abzugeben.

Als es gegen Abend ging, machten ſich die Stadtbewohner auf den Heimweg. Sie ließen ihren Wagen, der in dem Gaſthauſe gehalten hatte, in dem engeren Thale bis zu ſeiner Mündung in das weitere vorausgehen, und wurden von ihrer Wirthin und Victor und Hanna begleitet.

„Lebt wohl, Frau Ludmilla,“ ſagte der Vormund, als er in den Wagen ſtieg, „lebe wohl, Victor, und befolge alles, was ich dir geſagt habe.“

Als er in den Wagen geſtiegen war, als Victor noch einmal gedankt und man ſich allſeitig empfohlen hatte, flogen die Pferde davon.

Es war heute ſchon zu ſpät, daß Victor noch weit in den Wald hinauf gegangen wäre. Er blieb zu Hauſe, ſah verſchiedene Dinge in dem Garten an, und unterſuchte noch einmal alle Habe, die er in ſein Ränzchen gepakt hatte.

3.

Abſchied.

Der andere Tag, der letzte, den Victor in dieſem Hauſe zuzubringen hatte, brachte nichts Ungewöhnliches. Man pakte noch manches, man ordnete das ſchon Geordnete noch einmal, man that, wie es in ſolchen Fällen ſehr gewöhnlich iſt, gegen einander, als ſollte gar nichts vorfallen, und ſo war der Vormittag bald vorüber.

Nach dem Mittagseſſen, als man kaum aufgeſtanden war, ging Victor ſchon an dem Bache durch die Gegend hinauf, und wandelte für ſich allein dem Buchengewände und deſſen Steinhängen zu.

„Laß ihn gehen, laß ihn gehen,“ ſagte die alte Frau für ſich, „das Herz wird ihm ſchwer ſein.“

„Mutter, wo iſt denn Victor?“ fragte Hanna einmal im Laufe des Nachmittages.

„Er iſt Abſchied nehmen gegangen,“ antwortete dieſe, „von der Gegend iſt er Abſchied nehmen gegangen. Mein Gott! er hat ja nichts anders. Der Vormund, ein ſo vortrefflicher und vorſorglicher Mann er iſt, iſt ihm doch ferne, und ſo ſind es auch die Angehörigen des Vormundes.“

Hanna erwiederte auf dieſe Worte nichts — — gar nicht den leiſeſten Laut erwiederte ſie darauf, und ging zwiſchen das Gebüſche der kleinen Pflaumenbäume hinein.

Der Reſt des Nachmittages verging in dieſem Hauſe, wie gewöhnlich. Die Menſchen verbrachten ihn mit den Arbeiten, die ihnen zukamen, die Vögel in ihren Bäumen verzwitſcherten ihn, die Hühner gingen in dem Hofe herum, die Gräſer und Pflanzen gediehen ein wenig weiter, und die Berge ſchmükten ſich mit Abendgold.

Als die Sonne ſchon von dem Himmel verſchwunden war, und nur mehr die goldblaſſe, ahnungsreiche Kuppel über dem Thale ſtand — darum ahnungsreich, weil ſie morgen als eben ſo goldblaſſe Frühkuppel über dem Thale ſtehen, und denjenigen auf immer fortführen wird, den hier alle ſo lieben — als dieſe Kuppel über dem Thale glänzte, kam Victor von ſeinem Gange, auf den er ſich ſo eilig nach dem Eſſen begeben hatte, zurük. Er ging längs der Gartenplanke, um das Pförtchen zu gewinnen, das von der Leinwandbleiche hineinführt. Die weißen Linnenſtreifen waren nicht mehr da, nur das grünere und naſſere Gras wies die Stellen, wo ſie unter Tags gelegen waren — manche Fenſter waren über die Gartenbeete gedekt, weil der blanke Himmel eine kühle Nacht verſprach — von dem Hauſe ſtieg ein dünnes Rauchſäulchen auf, weil die Mutter ſchon vielleicht für das Abendeſſen ſorgte. Victor hatte ſein Angeſicht dem Abendhimmel zugewendet, es wurde von demſelben ſanft beleuchtet, die kühlere Luft floß durch ſeine Haare, und der Himmel ſpiegelte ſich in dem trauernden Auge.

Hanna hatte ihn beinahe dicht an ſich vorüber gehen geſehen, da ſie an der inneren Wand der Gartenplanke ſtand, aber ſie hatte nicht den Muth gehabt, ihn anzureden. Das Mädchen war beſchäftigt von einem ſtruppigen geſchornen Buſche Stüke eines

Seidenſtoffes herab zu leſen, die in einem getrennten Kleide beſtanden, gefärbt worden waren, und unter Tags zum Troknen ſich auf dem Buſche befunden hatten. Stük nach Stük nahm ſie herab, und legte ſie auf ein Häufchen zuſammen. Da ſie nach einer Weile umblikte, ſah ſie Victor im Garten bei der großen Roſenheke ſtehen.

Später ſah ſie ihn wieder bei der Heke des blauen Hollunders ſtehen, der ſchon Knospen hatte. Der Hollunder aber war viel näher gegen ſie her, als die Roſenheke. Dann ging er wieder ein wenig weiter, und endlich kam er zu ihr herzu, und ſagte: „Ich will dir etwas hinein tragen helfen, Hanna.“

„Ach nein, Victor, ich danke dir,“ antwortete ſie, „es ſind ja nur ein par leichte Läppchen, die ich färbte und hier troknen ließ.“

„Hat ſie dir die Sonne denn nicht ſehr ausgezogen?“

„Nein; dieſes Blau muß man in die Sonne legen, vorzüglich in die Frühlingsſonne, da wird es immer ſchöner.“

„Nun, und iſt es ſchön geworden?“

„Sieh her.“

„Ach ich verſtehe es doch nicht.“

„Es iſt nicht ſo ſchön geworden, wie die Bänder im vorigen Jahre, aber doch ſchön genug.“

„Es iſt ſehr feine Seide.“

„Sehr fein.“

„Gibt es noch feinere?“

„Ja, es gibt noch viel feinere.“

„Und möchteſt du recht viele ſchöne ſeidene Kleider haben?“

„Nein; ſie ſind zum Feſttagsgewande ſehr vorzüglich; aber da man nicht viel Feſtgewand braucht, ſo wünſche ich nicht viel Seide. Die andern Kleider ſind auch ſchön, und Seide iſt immer ein ſtolzes Tragen.“

„Iſt der Seidenwurm nicht ein recht armes Ding?“

„Warum, Victor?“

„Weil man ihn tödten muß, um ſein Gewebe zu bekommen.“

„Thut man das?“

„Ja, man ſiedet ſein Geſpinnſt im Waſſerdunſt, oder räuchert es in Schwefel, damit das Thier drinnen ſtirbt; denn ſonſt frißt es die Fäden durch, und kömmt als Schmetterling heraus.“

„Armes Thier!“

„Ja — und in unſern Zeiten trennt man ihn auch von ſeinem armen Vaterlande — ſiehſt du, Hanna — wo er auf ſonnigen Maulbeerbäumen herum kriechen könnte, und füttert ihn in unſern Stuben mit Blättern, die draußen wachſen und auch nicht ſo heiter ſind, wie in ihrem Vaterlande. — — Und die Schwalben, und die Störche und die andern Zugvögel gehen im Herbſte von uns fort, vielleicht weit, weit in die Fremde; aber ſie kommen im Frühlinge wieder. — — Es muß die Welt doch eine ungeheure, ungeheure Größe haben.“

„Mein armer Victor, rede nicht ſolche Dinge.“

„Ich möchte dich um etwas fragen, Hanna.“

„So frage mich, Victor.“

„Ich muß dir noch vielmal danken, Hanna, daß du mir die ſchöne Geldbörſe gemacht haſt. Das Gewebe iſt ſo fein und weich, und die Farben ſind recht ſchön. Ich habe ſie mir aufbewahrt, und werde kein Geld hinein thun.“

„Ach, Victor, das iſt ja ſchon lange her, daß ich dir die Börſe gab, und es iſt nicht der Mühe werth, daß du mir dankſt. Thue du nur dein Geld hinein ich werde dir eine neue machen, wenn dieſe ſchlecht wird, und ſo immer fort, daß du nie einen Mangel haben ſollſt. Ich habe dir zu deiner jezigen Abreiſe noch etwas gemacht, das viel ſchöner iſt, als die Börſe, aber die Mutter wollte, daß ich es dir erſt heute Abends oder morgen früh geben ſollte.“

„Das freut mich, Hanna, das freut mich ſehr.“

„Wo biſt du denn den ganzen Nachmittag geweſen, Victor?“

„Ich bin an dem Bache hinaufgegangen, weil ich ſo lange Weile hatte. Ich habe in das Waſſer geſchaut, wie es ſo eilig und emſig unſerm Dorfe zurieſelt, wie es ſo dunkel und wieder helle iſt, wie es um die Steine und um den Sand herum trachtet, um nur bald in das Dorf zu kommen, in welchem es dann doch nicht bleibt. Ich habe das Steinübergehänge angeſchaut, das da ſteht und unaufhörlich in die Wellen blikt. Zulezt bin ich in den Buchenwald hinauf gegangen, wo die Stämme ſchön ſein werden, wenn ein oder zwei oder gar zehn Jahre verfloſſen ſind. Die Mutter hat mir von einem Plaze erzählt, wo ein flacher Stein über ein Brünnlein liegt, und eine alte Buche mit einem tiefen langen Aſte ſteht. Ich konnte den Plaz nicht finden.“

„Das iſt das Buchenbrünnlein im Hirſchkar. Es wachſen gute Brombeeren herum, ich weiß den Plaz recht gut, und werde ihn dir morgen zeigen, wenn du willſt.“

„Morgen bin ich ja nicht mehr da, Hanna.“

„Ach ſo, morgen biſt du nicht mehr da. Ich meine immer, daß du ſtets da ſein ſollſt.“

„Ach nein. — — Liebe Hanna, theile dieſe ſeidenen Fleke ab, ich will ſie dir doch hinein tragen helfen.“

„Ich weiß nicht, wie du heute biſt, Victor: die Dinge da ſind ja ſo leicht, daß ein Kind das Zehnfache davon zu tragen vermöchte.“

„Es iſt auch nicht wegen der Schwere, ſondern ich möchte ſie dir nur tragen.“

„Nun ſo trage einen Theil, ich werde ſie gleich ordnen. Willſt du ſchon in das Haus hinein gehen, ſo raffen wir ſchnell zuſammen, was noch da iſt, und gehen.“

„Nein, nein, ich will nicht hinein gehen — es iſt ja nicht ſo ſpät, ich möchte noch in dem Garten bleiben. — — Und das von der Börſe iſt es auch nicht allein, was ich dir zu ſagen habe.“

„So ſprich, Victor, was iſt es denn?“

„Die vier Tauben, die ich bisher ernährt habe — ſie ſind freilich nicht ſo ſchön, aber ſie erbarmen mir doch, wenn ſie nun niemand pflegt.“

„Ich will ſorgen, Victor, ich will ihnen den Schlag am Morgen öffnen und am Abende ſchließen; ich will Sand ſtreuen und ihnen Futter geben.“

„Dann muß ich dir noch für die viele Leinwand danken, die ich mit bekomme.“

„Um Gottes willen, ich habe ſie dir ja nicht gegeben, ſondern die Mutter — auch haben wir ja noch genug in unſern Schreinen, daß wir ihren Abgang nicht empfinden.“

„Das kleine ſilberne Käſtchen von meiner verſtorbenen Mutter, weißt du, das wie ein Trühelchen ausſieht, mit der durchbrochenen Arbeit und dem kleinen Schlüſſelchen, das dir immer ſo gefallen hat — das habe ich gar nicht eingepakt, weil ich es dir zum Geſchenke da laſſe.“

„Nein, das iſt zu ſchön, das nehme ich nicht.“

„Ich bitte dich, nimm es, Hanna, du thuſt mir einen ſehr großen Gefallen, wenn du es nimmſt."

„Wenn ich dir einen großen Gefallen thue ſo will ich es nehmen, und es dir aufheben, bis du kommſt, und es dir ſorgfältig bewahren."

„Und die Nelken pflege, die armen Dinge an der Planke — hörſt du — und vergiß den Spiz nicht; er iſt zwar ſchon alt, aber ein treues Thier."

„Nein, Victor, ich vergeſſe ihn nicht."

„Aber ach, das iſt es ja alles nicht, was ich eigentlich zu ſagen habe — — ich muß etwas anderes ſagen."

„Nun ſo rede, Victor!"

„Die Mutter hat geſagt, ich möchte heute noch ein freundliches Wort zu dir ſagen, weil wir öfter mit einander gezankt haben — ich möchte noch gut reden, ehe ich auf immer fort gehe — — und da bin ich gekommen, Hanna, um dich zu bitten, daß du nicht auf mich böſe ſeieſt."

„Wie redeſt du nur, ich bin ja in meinem ganzen Leben nicht böſe auf dich geweſen."

„O ich weiß es jezt recht gut, du biſt immer die Gequälte und Geduldige geweſen."

„Victor, ängſtige mich nicht, das iſt dir nur heute ſo."

„Nein, du warſt immer gut, ich dachte es nur nicht ſo. Höre mich an, Hanna, dir will ich mein ganzes Herz ausſchütten: ich bin ein unbeſchreiblich unglüklicher Menſch."

„Heiliger Gott! Victor, mein lieber Victor! was iſt dir denn ſo ſchwer?"

„Siehſt du, den ganzen Tag hängen mir die niederziehenden Thränen in dem Haupte, ich muß ſie zurük halten, daß ſie mir nicht aus den Augen fallen. Als ich nach dem Mittageſſen an dem traurigen Waſſer und an dem Buchengewände hinauf ging, war es nicht eigentlich lange Weile, ſondern, daß mich nur keine Augen anſchauen möchten — — und da dachte ich mir: ich habe doch gar niemand auf der ganzen großen weiten Erde, keinen Vater, keine Mutter, keine Schweſter. Mein Oheim bedroht mir meine wenigen Habſeligkeiten, weil ihm mein Vater ſchuldig war, und die Einzigen, die mir Gutes thun, muß ich verlaſſen."

„O Victor, lieber Victor, kränke dich nicht zu ſehr. Dein Vater und deine Mutter ſind freilich geſtorben; aber das iſt ſchon lange her, daß du ſie kaum gekannt haſt. Dafür haſt du eine andere Mutter gefunden, die dich ſo liebt, wie eine wahre — und du haſt ja zeither keine Klage wegen der Verſtorbenen gethan. Daß wir jezt ſcheiden müſſen, iſt ſehr, ſehr traurig; aber verſündige dich nicht an Gott, Victor, der uns die Prüfung auferlegt hat. Trage ſie ohne Murren — ich trug ſie auch ſchon den ganzen Tag her, und murrte nicht; ich hätte ſie auch getragen, wenn du gar nicht mehr zu mir gekommen wäreſt, um mit mir zu reden."

„O Hanna, Hanna!"

„Und wenn du auch fort biſt, werden wir ſorgen, was wir dir ſchiken ſollen, wir werden für dich bethen und ich werde alle Tage in den Garten gehen, und auf die Berge ſchauen, über die du fort gegangen biſt."

„Nein, thue es nicht; ſonſt wäre es gar zu kläglich."

„Warum denn?"

„Weil doch alles nicht hilft — und weil es nicht das allein iſt, daß ich ſcheiden muß und daß wir uns trennen müſſen."

„Was iſt denn?“

„Daß alles vorüber iſt, und daß ich der einſamſte Menſch auf Erden bin.“

„Aber Victor, Victor.“

„Ich werde nie heirathen — es kann nicht ſein — — es wird nicht möglich werden. Du ſiehſt alſo, ich werde keine Heimath haben, ich gehöre niemanden an; die Andern werden mich vergeſſen — und es iſt gut. — Begreifſt du es? — — Ich habe es nie gewußt, aber jezt iſt es ganz klar — ganz klar. Siehſt du es nicht? — — Warum ſchweigſt du denn plözlich, Hanna?“

„Victor!“

„Was, Hanna?“

„Dachteſt du ſchon?“

„Ich dachte.“

„Nun?“

„Nun — nun — es iſt ja alles vergeblich, alles umſonſt.“

„Bleibe ihr treu, Victor!“

„Ewig, ewig; aber es iſt umſonſt.“

„Warum denn?“

„Ich ſagte dir ja, daß mir mein Oheim das Gut, das einzige, was übrig blieb, nimmt. Sie iſt wohlhabend, ich bin arm, und kann noch lange, lange Zeit kein Weib ernähren. Da wird einer um ſie werben kommen, der ſie ernähren, ihr ſchöne Kleider und Geſchenke geben kann, und den wird ſie nehmen."

„Nein, nein, nein, Victor, das thut ſie nicht — das thut ſie ewig nicht. Sie wird dich ihr ganzes Leben lang ſo lieben, wie du ſie, und wird dich nicht verlaſſen, wie du ſie nicht verläßſt."

„O liebe, liebe Hanna!"

„Lieber Victor!"

„Und es wird gewiß eine Zeit kommen, wo ich wieder zurück komme — da werde ich nie ungeduldig werden, und wir werden leben, wie zwei Geſchwiſter, die ſich über alles, alles lieben, was nur immer dieſe Erde tragen kann, und die ſich ewig, ewig treu bleiben werden."

„Ewig, ewig," ſagte ſie, indem ſie raſch ſeine dargebothenen Hände ergriff.

Sie brachen in bitterliche Thränen aus.

Victor zog ſie ſanft gegen ſich her, und ſie folgte. Sie lehnte das Haupt und das Angeſicht an das Tuch ſeines Rokes, und gleichſam als wären jezt bei ihr alle

Schleifen recht geöffnet werden, weinte und ſchluchzte ſie ſo ſehr, als drükte es ihr das Herz ab, weil ſie ihn verlieren müſſe. Er legte den Arm um ſie, wie beſchüzend und beſchwichtigend, und drükte ſie an ſein Herz. Er drükte ſie immer feſter, wie ein hilfloſes Weſen. Sie ſchmiegte ſich an ihn, wie an einen Bruder, der jezt gar ſo, gar ſo gut iſt. Er ſtreichelte mit der einen Hand über ihre Loken, die ſie geſcheitelt auf dem Haupte trug, dann beugte er ſich nieder und küßte ihre Haare — aber ſie hob ihr Angeſicht zu ihm empor und küßte ihn ſo heiß auf ſeine Lippen, ſo heiß, wie ſie nie gedacht habe, daß ſie etwas küſſen könne.

Dann ſtanden ſie noch eine Weile und ſprachen nichts.

Da kam der Gärtnerknabe und ſagte, daß ihn die Mutter ſchike und ihnen ſagen laſſe, daß ſie zu dem Abendeſſen kommen möchten.

Die ſeidenen Fleke, welche das Geſpräch eingeleitet hatten, hielten ſie noch immer in den Händen, aber ſie waren verknittert, und manche waren von den Thränen Hannas naß. Sie nahmen daher dieſelben zuſammen, wie es ſich eben fügen wollte und gingen Hand in Hand auf dem Gartenwege gegen das Haus. Als ſie die Mutter kommen ſah, und die rothgeweinten Augen ihrer Kinder erblikte, lächelte ſie und ließ dieſelben in die Stube treten.

Hier wurden die Gerüchte aufgetragen, die Mutter legte jedem von den beiden vor, wie ſie glaubte, daß es ihnen am liebſten ſei, ſie fragte nicht, was ſie geſprochen haben, und ſo aßen die drei, wie ſie an jedem Abende in aller bisher vergangenen Zeit gegeſſen hatten.

Hanna hatte ſehr große braune Augen, die ſich während dem Eſſen jeden Augenblik ohne Anlaß mit Thränen füllen wollten.

Als man fertig war, und ehe man ſich zum Schlafengehen anſchikte, mußte noch Hannas Geſchenk herbei gebracht werden. Es war eine Brieftaſche, die mit ſchneeweißer Seide gefüttert war und ſchon das Reiſegeld enthielt, das die Mutter hinein gelegt hatte.

„Das Geld thue ich heraus,“ ſagte Victor, „und hebe mir die Brieftaſche auf.“

„Nein, nein,“ ſagte die Mutter, „das Geld laſſe drinnen; ſiehſt du, wie ſchön die gedrukten feinen Papiere in der weißen Seide ruhen. Nebſt andern Dingen muß dich Hanna auch immer mit Brieftaſchen verſehen."

„Ich werde ſehr darauf Acht haben," antwortete Victor.

Die Mutter ſchloß nun mit dem winzig kleinen Schlüſſelchen das Fach der Brieftaſche zu, in welchem das Geld war, und zeigte ihm, wie man das Schlüſſelchen berge.

Hierauf trieb ſie zum Schlafengehen.

„Laſſe das, laſſe das," ſagte ſie, als ſie Victor anmerkte, daß er für das Reiſegeld danken wolle, „gehet nun zu Bette. Um fünf Uhr des Morgens mußt du ſchon auf den Bergen ſein, Victor. Ich habe geſorgt, daß uns der Knecht bei rechter Zeit weke, wenn ich mich etwa ſelber verſchlafen ſollte. Du mußt noch ein recht gutes Frühmal einnehmen, ehe du fort gehſt. — So, Kinder, gute Nacht, ſchlafet wohl."

Sie hatte während dieſer Worte, wie ſie es jeden Abend that, zwei Kerzen für die Kinder angezündet, jedes nahm die ſeine von dem Tiſche, wünſchte der Mutter eine ehrerbietige gute Nacht, und begab ſich auf ſeine Stube.

Victor konnte noch nicht ſein Lager ſuchen. Die vielen unordentlichen Schatten, die die herumſtehenden Dinge warfen, machten das Zimmer unwirthlich. Er ging an ein Fenſter und ſah hinaus. Der Hollunderſtrauch war ein ſchwarzer Klumpen geworden, und das Waſſer war gar nicht mehr ſichtbar; eine lichtloſe Tafel war an der Stelle, wo es fließen ſollte — nur ein von Zeit zu Zeit aufzukender Funke zeigte, daß es da war und ſich bewege. Als alle Stimmen des Hauſes und des Dorfes verſtummt waren, zeigte auch ein leiſes, leiſes Rieſeln, das bei dem offenen Fenſter hereinkam, von dem Freunde, der ſo viele Jahre an dem Lager des Jünglings vorbei geronnen war. Viele tauſend Sterne brannten an dem Himmel, aber es erglomm nicht ein einziger, nicht der ſchmalſte Sichelſtreifen des Mondes.

Victor legte ſich endlich auf das Bett, um die lezte Nacht hier zu verſchlafen, und den Morgen zu erwarten, der ihn vielleicht auf immer fortführen ſollte, wo er, ſeit er denken konnte, ſein Leben zugebracht hatte.

Dieſer Morgen kam ſehr bald! Als Victor noch kaum geglaubt hatte, die erſten erquikenden Athemzüge des Schlafes gethan zu haben, klopfte es leiſe an ſeine Thüre, und die Stimme der Mutter, die keinen Knecht zum Aufweken bedurft hatte, ließ ſich vernehmen: „Vier Uhr iſt es, Victor, kleide dich an, vergiß nichts, und komme dann hinunter. Hörſt du es?“

„Ich höre es, Mutter.“

Sie ging wieder die Treppe hinab; er aber ſprang von ſeinem Lager empor. In der doppelten Beklemmung, der des Schmerzes und der der Reiſeerwartung kleidete er ſich an, und ging in das Speiſezimmer hinunter. Im Morgengrauen ſtand ſchon ein Frühmal auf dem Tiſche — man hatte nie ein ſo frühes verzehrt. Schweigend aß man davon. Die Mutter ſah faſt unverwandt Victor an; Hanna getraute ſich nicht ihre Augen auf irgend etwas empor zu heben. Victor hörte bald zu eſſen auf. Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, und nahm ſich zuſammen. Er ging ein par Male in dem Zimmer herum, und dann ſagte er: „Mutter, es wird gerade Zeit ſein; ich gehe.“

Er nahm das Ränzchen über die Schultern, und zog die Riemen feſt, daß es gut ſaß. Dann nahm er den Hut, griff an die Bruſt, ob er die Brieftaſche habe, und unterſuchte, ob er überhaupt nichts vergeſſe. Da dieſes vorüber war, ging er gegen die

Mutter, die mit Hanna aufgeſtanden war, und ſagte: „Ich danke euch für alles, liebe Mutter — —“

Mehr konnte er kaum über die Lippen bringen, und ſie ließ ihn auch nicht reden. Sie führte ihn zu dem Weihwaſſer an die Thür, beſprizte ihn mit ein paar Tropfen, machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Bruſt, und ſagte: „So, mein Kind, gehe jezt ruhig fort. Sei gut, wie du bisher gut geweſen biſt, und behalte das weiche, ſanfte Herz. Schreibe oft, und verſchweige nicht, wenn du etwas brauchſt. Gott wird deine Wege ſchon ſegnen, die du gehſt, weil du ſtets ſo folgſam geweſen biſt.“

Bei dieſen Worten träufelten ihr die Thränen hervor, und ſie rührte nur mehr die Lippen und konnte nichts ſagen.

Nach einem Weilchen ermannte ſie ſich wieder und ſprach: „Die Kiſten, welche noch eben ſind, und den Koffer wirſt du ſchon gut an dem Beſtimmungsorte deines Amtes vorfinden, wenn du dort eintriffſt. Halte Vorſicht auf das Geld und auf die Empfehlungsbriefe, welche dir der Vormund gab, erhize dich nicht und trinke nicht kalt. Es wird alles gut werden. Das Fortgehen iſt auch nicht ſo böſe, und du findeſt überall gute Leute, die dir geneigt ſein werden. Wenn ich nicht ſo lange an unſere Berge und an den Apfelbaum gewohnt wäre, ſo ginge ich mit Freuden in die Fremde. Und ſo lebe wohl, mein Victor, lebe wohl."

Sie hatte ihn bei dieſen Worten auf die Wangen geküßt. Ganz ſtumm reichte er die Hand an die vor Thränen vergehende Hanna, und ging hinaus. Vor der Thür ſtanden noch die Dienſtleute und der Gärtner. Ohne zu ſprechen gab er rechts und links die Hand — ſie gingen aus einander, und er ſchlug den ſchmalen Gartenweg gegen das Pförtchen ein.

„Wie er ſchön iſt," brach die Mutter faſt laut weinend aus, da ſie ihm mit Hanna nach ſah, „wie er ſchön iſt, die braunen Haare, der ſchöne Gang, die liebliche, die unbeſchützte Jugend. Ach mein Gott!"

Und die Thränen rannen ihr an den naſſen Händen herunter, die ſie vor das Angeſicht und vor die Augen hielt.

„Du haſt einmal zu mir und Victor geſagt," ſprach Hanna, „daß dich niemand mehr aus Schmerz weinen ſehen wird — und nun weinſt du doch aus Schmerz, Mutter."

„Nein, mein Kind," antwortete die Mutter, „das ſind Freudenthränen, daß er ſo geworden iſt, wie er iſt. Es iſt doch ſonderbar: er hat ſeinen Vater gar nicht gekannt, und wie er da hinaus ging, hatte er das Haupt, den Gang und die Haltung ſeines Vaters. Er wird ſchon gut werden, und meine Thränen, mein Kind, ſind Freudenthränen."

„Ach die meinen nicht, die meinen nicht," ſagte Hanna indem ſie ihr Tuch neuerdings vor die unerſättlich ſchmerzlichen Augen hielt.

Victor war unterdeſſen durch das Pförtchen hinaus gegangen. Er ging an dem großen Fliederbuſch vorbei, er ging über die beiden Stege, an den vielen durch ſo lange Jahre bekannten Obſtbäumen vorüber, und ſtieg gegen die Wieſen und gegen die Felder hinan. Auf dieſer Höhe blieb er ein wenig ſtehen, und da er unter den ſchwachen undeutlichen Tönen des Dorfes auch das wüthende Heulen des Spizes vernahm, den man hatte fangen und anbinden müſſen, damit er nicht mit gehe: ſo brachen auf einmal die ſiedenden Thränen hervor, und er rief faſt laut in die Lüfte: „Wo werde ich denn wieder eine ſolche Mutter finden und ſolche Geſchöpfe, die mich ſo lieben? — — Vorgeſtern eilte ich ſo ſehr aus der Stadt heraus, um noch einige Stunden in dem Thale zuzubringen, und heute gehe ich fort, um alle, alle Zeit anders wo zu ſein.“

Da er endlich an eine Stelle gekommen war, die nicht mehr weit von der höchſten Schneide des Berges entfernt war, ſchaute er noch einmal, das leztemal, zurük. Das Haus konnte er noch erkennen, eben ſo den Garten und die Planke. Im Grünen ſah er etwas, das ſo roth war, wie Hannas Tuch. Aber es war nur das Dächelchen eines Schornſteins.

Dann ging er noch die Streke bis zu der Bergſchneide empor — er blikte doch wieder um — ein glänzend ſchöner Tag lag über dem ganzen Thale. — — Hierauf ging er die wenigen Schritte um die Kuppe herum, und alles war hinter ihm verſchwunden, und ein neues Thal und eine neue Luft war vor ſeinen Augen. Die Sonne war indeſſen ſchon ziemlich weit herauf gekommen, troknete die Gräſer und ſeine Thränen, und ſenkte ihre wärmeren Strahlen auf die Länder. Er ging ſchief an dem Berghange fort, und da er nach einer Weile ſeine Uhr hervorgezogen hatte, zeigte ſie halb acht.

„Jezt wird das Bettgeſtelle ſchon leer da ſtehen," dachte er, „das lezte Geräthe, das mir blieb. Die Linnen werden heraus genommen ſein, und das ungaſtliche Holz wird hervor bliken. Oder vielleicht arbeiten die Mägde ſchon in meinem Gemache, um ihm eine ganz andere Geſtalt zu geben."

Und dann wandelte er weiter.

Er kam immer höher empor, der Raum legte ſich zwiſchen ihn und das Haus, das er verlaſſen hatte, und die Zeit legte ſich zwiſchen ſeine jezigen Gedanken und die lezten Worte, die er in dem Hauſe geredet hatte. Sein Weg führte ihn ſtets an Berghängen hin, über die nie er gegangen war — bald kam er aufwärts, bald abwärts, im Ganzen aber immer höher. Es war ihm lieb, daß er nicht mehr in die Stadt hatte gehen müſſen, um ſich zu beurlauben, weil er die Bekannten heute nicht gerne geſehen hätte. Die Meierhöfe und Wohnungen, die ihm aufſtießen, lagen bald rechts, bald links von ſeinem Wege — hie und da ging ein Menſch und achtete ſeiner nicht.

Der Mitag zog herauf und er wandelte fort und fort.

Die Welt wurde immer größer, wurde glänzender und wurde ringeum weiter, da er vorwärts ſchritt — und überall, wo er ging, waren tauſend und tauſend jubelnde Weſen.

4.

Wanderung.

Und noch größer und noch glänzender wurde die Welt, die tauſend jubelnden Weſen waren überall, und Victor ſchritt von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, den großen kindiſchen Schmerz im Herzen und die friſchen ſtaunenden Augen im Haupte tragend. Jeder Tag, den er ferne von der Heimath zubrachte, machte ihn feſter und tüchtiger. Die unermeßliche Oede der Luft ſtrich durch ſeine braunen Loken; die weißen wie Schnee glänzenden Wolken bauten ſich hier auf, wie ſie ſich in ſeinem mütterlichen Thale aufgebaut hatten; ſeine ſchönen Wangen waren bereits dunkler gefärbt, das Ränzlein trug er auf ſeinem Rüken und den Reiſeſtab in der Hand. Das einzige Weſen, das ihn an die Heimath band, war der alte

Spiz, der furchtbar abgemagert neben ihm her lief. Am dritten Tage nach der Abreiſe war er ihm nehmlich unvermuthet und unbegreiflich nachgekommen. Victor ging eben in ſehr früher Morgenſtunde auf einem kühlen, breiten, feuchten Landwege durch einen Wald empor, als er umſchauend, wie er es öfter zu thun pflegte, um ſich an den Blizen der naſſen Tannen zu ergözen, ein Ding gewahrte, das ſich eilfertig gegen ihn heran bewegte. Aber wie ſtaunte er, als die dunkle Kugel näher gekommen an ihm empor ſprang und ſich als den alten ehrlichen Spiz ſeiner Ziehmutter auswies. Aber in welchem Zuſtande war er: die ſchönen Haare hatten ſich durch Koth verklebt und waren bis zur Haut hinein mit weißem Straßenſtaube angefüllt, die Augen waren roth und entzündet; da er raſche Freudentöne ausſtoßen wollte, konnte er nicht; denn ſeine Stimme war heiſer geworden, und da er auch Freudenſprünge verſuchte, fiel er mit dem Hintergeſtelle in den Graben.

„Du armer lieber Spiz,“ ſagte Victor, indem er ſich zu ihm nieder kauerte; „ſiehſt du nun, du altes thörichtes Haus, was du da für Unſinn unternommen haſt?“

Aber der Spiz wedelte auf dieſe Worte, als hätte er das größte Lob empfangen.

Das erſte, was der Jüngling that, war, daß er ihn mit einem Tuche etwas abwiſchte, damit er doch beſſer ausſähe. Dann nahm er zwei Brode heraus, die er heute früh zu ſich geſtekt hatte, wenn ihm etwa ein Bettelmann begegnete, ſezte ſich auf einen Stein und begann ſie dem Spize ſtükweiſe vorzuwerfen, der ſie heißhungrig und eilig verſchlang, und zulezt noch immer auf die Hände des Jünglings ſchaute, als dieſe ſchon längſtens leer waren.

„Jezt habe ich nichts mehr,“ ſagte Victor, „aber wenn wir zu dem erſten Bauernhauſe kommen, kaufen wir eine Schüſſel Milch, die du ganz allein ausfreſſen darfſt.“

Der Spiz ſchien beruhigt, als hätte er die Worte verſtanden.

Einige Schritte weiter weg, wo von einem moſſigen Felſen ein dünnes Waſſerfädlein herab rann, fing Victor in ſeinem ledernen Reiſebecher, den ihm die Mutter gegeben hatte, ſo viel Waſſer auf, bis er voll war, und wollte dem Spiz zu trinken geben. Allein dieſer koſtete nur ein wenig und ſchaute dann den Geber erwartend an; denn er war nicht durſtig und mochte wohl aus allen den hundert Gräben und Bächen getrunken haben, über die er gekommen war.

Dann gingen ſie mit einander weiter, und in dem erſten Wirthshauſe ſchrieb Victor einen Brief an die Mutter zurük, daß der Spiz bei ihm ſei, und daß ſie ſich nicht kränken möge.

In Hinſicht der Milch hatte Victor redlich Wort gehalten. Auch ſonſt bekam der Spiz von nun an ſo viel, als er nur unterzubringen vermochte; allein, obgleich er auf dieſem Wege in einem Tage mehr verzehrte, als zu Hauſe kaum in dreien, ſo verfiel er doch durch die Nachwirkung der ungewohnten Anſtrengung, die weiß Gott wie furchtbar geweſen ſein mag, ſo ſehr, daß er gleichſam nur mehr in ſeiner eigenen Haut hängend neben dem Jünglinge hertrabte.

„Es wird ſich ſchon beſſern, es wird ſich ſchon beſſern,“ dachte dieſer, und ſie ſchritten weiter.

Grübelig blieb es Victor immer, warum ihm denn das Thier gerade dieſes eine Mal nachgekommen ſei, da es doch ſonſt, wenn er auch Tage lang fort war, auf einen einfachen Befehl zu Hauſe geblieben ſei und auf ihn gewartet habe. Aber dann ſchloß er nicht unrecht, daß der Spiz, deſſen ganze Lebensaufgabe es war, das Thun und Laſſen ſeines höheren Freundes, des Knaben, zu beobachten, ganz wohl gewußt habe, daß dieſer nun auf immer fort gehe, und daß er darum das Aeußerſte unternommen habe, um ihm zu folgen.

Und ſo ſchritten ſie nun mit einander fort; über Hügel zu Hügeln, über Felder zu Feldern — und oft konnte man den Jüngling ſehen, wie er an einem Wieſenbache den Hund wuſch und ihn mit Gräſern und Laubwerk troknete — oft, wie ſie ruhig neben einander gingen — und oft, wie der Hund neben ſeinem Herrn ſtand und die Augen zu ihm empor richtete, wenn dieſer auf einer Anhöhe ſtille hielt und weit und breit über die Auen ſchaute, über die langen Streifen der Felder, über die dunkeln Fleken der Wäldchen und über die weißen Kirchthürme der Dörfer.

An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Kornes, das jemanden gehören mußte, Zäune umgaben es, die jemand gezogen haben mußte, und Vögel flogen nach dieſen und jenen Richtungen, wie nach verſchiedenen Heimathen. Victor hatte ſeit

Tagen mit keinem Menſchen geſprochen, als wenn ihn etwa ein Fuhrmann oder ein Wanderer grüßte, oder der Wirth zum Abſchiede das Käppchen lüftete und ſagte: „Glükliche Reiſe — auf Wiederſehen.“

Am achten Tage, nachdem er die Mutter und ſein Thal verlaſſen hatte, kam er in eine Gegend, die ungleich mancher unwirthlichen, über die er bisher gewandert war, reinlich und wohlthätig über ſanften Hügeln dahin lag, wieder den Wechſel der Obſtwälder zeigte, wie zu Hauſe in ſeinem Thale, mit wohlhabenden Häuſern geziert war, und kein handgroßes Stüklein aufwies, das nicht benüzt war, und auf dem nicht etwas wuchs. In dem weiten Grün dahin war der Silberblik eines Stromes, und ferne war ein gar ſo ſanftes, faſt ſehnſuchtreiches Blau der Berge. Dieſe Berge hatte er ſchon lange an ſeiner Linken hinziehend gehabt, nun aber ſchwangen ſie ſich in einem Bogen näher gegen die Straße, und zeigten ſchon die mattfärbigen Lichter und Spalten in ihren Wänden.

„Wie weit iſt es denn noch bis Attmaning?“ frug er einen Mann, der in der Gartenlaube eines Dorfwirthshauſes ſaß, und einen kühlen Trunk that.

„Wenn ihr heute noch ein gutes Stük geht, ſo könnt ihr es morgen bei rechter Zeit erreichen,“ erwiederte dieſer, „aber da müßt ihr den Steig nehmen und euch ſchon ob der Aſel gegen das Gebirge ſchlagen.“

„Ich will eigentlich in die Hul.“

„In die Hul? — Da werdet ihr ſchlechte Aufnahme finden. Aber wenn ihr noch über die Griſel ſteigen wollt, rechts am See, da kommt ihr zu einem luſtigen Hammerſchmiede, den ich euch empfehlen kann, wo es ſchon ein anderes Geſchike hat.“

„Ich muß aber in die Hul.“

„Nun da habt ihr von Attmaning noch drei ſchwache Stunden hinein.“

Victor hatte ſich während des Geſpräches zu dem Manne nieder geſezt, und ſich und den Hund gelabt. Nachdem er mit ſeinem Nachbar noch einiges hin und her geredet hatte, machte er ſich wieder auf, und ging an dieſem Tage nach dem Rathe ſeines neuen Gönners noch ein gutes Stük, bis er zu der Aſel kam, die ein blaues klar fließendes Waſſer war. Am andern Tage, als kaum die erſte Dämmerung leuchtete, ſah man ihn ſchon auf dem von ſeinem Rathgeber angezeigten und von ihm näher erfragten Fußwege von der Straße ab gegen das Gebirge wandeln. Die rieſigen hohen Laſten ſchritten immer näher gegen ihn, und zeigten im Laufe des Vormittages mannigfaltige, freundliche, ſchönfärbige Zeichnungen. Rauſchende Wäſſer begegneten ihm, Kohlbauern fuhren; manchmal ging ſchon ein Mann mit ſpizem Hute und Gemsbarte — und ehe es zwölf Uhr war, ſaß Victor bereits unter dem Ueberdache des Gaſthauſes zu Attmaning, wo er wieder zu der Straße gekommen war, und ſah gegen die Gebirgsöffnung hinein, wo alles in blauen Lichtern flimmerte, und ein ſchmaler Waſſerſtreifen, wie ein Senſenbliz leuchtete.

Attmaning iſt der lezte Ort des Hügellandes, wo es an das Hochgebirge ſtößt. Seine hellgrünen Bäume, die nahen Gebirge, ſein ſpizer Kirchthurm und die ſonnige Lage machen es zu dem lieblichſten Orte, den es nur immer auf unſerer Erde geben kann.

Victor blieb bis gegen vier Uhr an ſeinem Gaſſentiſchchen — welcher Gebrauch ihn ſehr freute — ſizen und ergözte ſich an dem Anblike dieſer hohen

Berge, an ihrer ſchönen blauen Farbe und an den duſtigen wechſelnden Lichtern darinnen. Dergleichen hatte er nie in ſeinem Leben geſehen. Was iſt der größte mächtigſte Berg ſeiner Heimath dagegen? Als es vier Uhr ſchlug, und die blauen Schatten allgemach längs ganzer Wände nieder ſanken, und ihm die früher geſchäzten Fernen derſelben wunderlich verrükten, fragte er endlich, wohinaus die Hul liege.

„Da oben am See," ſagte der Wirth, indem er auf die Oeffnung zeigte, auf welche Victor am Nachmittage ſo oft hingeſehen hatte.

„Wollt ihr denn heute noch in die Hul?" fragte er nach einer Weile.

„Ja," ſagte Victor, „und ich will die jezige kühle Abendzeit dazu benüzen."

„Da müßt ihr nicht ſäumen," erwiederte der Wirth, „und wenn ihr niemanden andern habt, ſo will ich euch meinen Buben durch das Holz geben, daß er euch dann weiter weiſe."

Victor meinte zwar keines Führers zu bedürfen; denn die Bergmündung ſtand ja ſo freundlich und nahe drüben: aber er ließ es dennoch geſchehen, und richtete indeſſen ſeine hingelegten Reiſeſachen in Ordnung.

Seltſam war es ihm auch, daß die Leute, wenn ſie von der Hul ſprachen, immer „oben“ ſagten, während für ſeine Augen die Berge dort ſo duftſchön zuſammen gingen, daß er den Waſſerſchein tief unten liegend erachtete; obwohl er anderſeits auch ſah, daß die Aſel gerade von jener Gegend ſpringend und ſchäumend gegen Attmaning daher kam.

„Geh, Rudi, führe den Herrn da auf den Hals hinauf, und zeige ihm dann in die Hul hinunter,“ rief der Wirth in das Haus hinein.

„Ja,“ tönte eine kindliche Stimme heraus.

Alsbald kam auch ein blondhariger, rothbakiger Bube zum Vorſcheine, ſah Victor mit freundlichen blauen Glozaugen an, und ſagte: „So gehe, Herr.“

Victor hatte ſeine Rechnung berichtigt, und war zum Aufbruche fertig. Gleich von der Wirthsgaſſe aus verließ der Knabe mit ihm die Straße, und führte ihn ſeitwärts auf einem ſteinigen Wege zwiſchen dichte, rieſig große Eichen und Ahornen hinein. Der Weg ging bald bergan, und Victor konnte manchmal durch die Wipfel der nach abwärts ſtehenden Bäume auf die Bergeslaſten hinaus ſehen, die immer ernſter zuſammen rükten, und deſto dunkler wurden, je tiefer die Sonne ſtand, und die auch ein deſto ſchöneres Blau gewannen, je glänzender und ſchimmeriger der Strahl des Abends das grüne Laub der Bäume an ſeiner Seite färbte. Endlich wurde der Wald ganz dicht, das Laubholz verlor ſich, und die zwei Wanderer gingen in ſtruppigem, undurchſichtigem Nadelwalde hin, der nur zuweilen durch herabgehende erſtarrte Steinſtröme unterbrochen war. Victor hatte von Attmaning aus den Wald gar nicht geſehen, und hätte nie geglaubt, daß eine ſolche Wildniß zwiſchen ihm und dem ſchönen Waſſerbliz liegen könne, der ſo nahe heraus gegrüßt hatte. Immer gingen ſie fort. Stets glaubte Victor, jezt werde man bergab ſteigen, aber der Weg wikelte ſich längs eines Hanges fort, der ſich immer ſelber gebar, als rükte der Wald hinaus und ſchöbe auch den See vor ſich her. Der Knabe lief barfuß auf dem ſpizigen Steingerölle neben ihm. Endlich, da faſt zwei Stunden vergangen waren, blieb der kleine Führer ſtehen und ſagte: „Da iſt der Hals. Wenn du jezt dieſen Weg da, nicht den andern, hinunter gehſt, nehmlich an dem Bilde des gemarterten Gilbert vorbei, und um das Seeek herum, wo die vielen Steine herab gefallen ſind, da wirſt du Häuſer ſehen, die ſind die Hul. Schaue nur immer durch die Zweige hinaus, daß du das Waſſer ſiehſt, weil auch ein Weg in den Aſelſchlag geht, der wäre gefehlt."

Dieſe Worte ſagte der Knabe, und nachdem er von Victor einen Lohn empfangen hatte, lief er desſelben Weges zurük, den er den Jüngling heran geführt hatte.

Der Plaz aber, von dem der Knabe ſo unbeachtend weg lief, als wäre er eben nichts, war für Victor von der unerwartetſten Wirkung. Die Gebirgsleute nennen häufig einen „Hals" einen mäßigen Bergrüken der quer zwiſchen höheren läuft und ſie verbindet. Da er immer auch zwei Thäler ſcheidet, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß, wenn man von dem einen langſam hinan ſteigt, man plözlich ohne Erwartung den überraſchendſten Ueberblik in das andere hat. So war es auch hier. Der Wald hatte ſich auseinander geriſſen, der See lag dem Jünglinge zu Füßen, und alle Berge, die er von dem flachen Lande und Attmaning aus ſchon geſehen hatte, ſtanden nun um das Waſſer herum, ſo ſtille, klar und nahe, daß er darnach langen zu können vermeinte — aber dennoch waren ihre Wände nicht grau, ſondern ihre Schluchten und Spalten waren von einem luſtigen Blau umhüllt, und die Bäume ſtanden wie kleine Hölzlein darauf, oder waren an andern gar nicht ſichtbar, die ſchier mit einem ganz geglätteten Rande an dem Himmel hin ſtrichen.

Nicht ein Häuschen, nicht einen Menſchen, nicht ein einziges Thier ſah Victor. Der See, den er von Attmaning aus als weiße Linie geſehen hatte, war hier weit und dunkel, nicht einen einzigen Lichtfunken, ſondern nur das Dämmern der Schleiermauern, die ihn umſtanden, gebend; und an den fernen Ufern lagen lichte Dinge, die er nicht kannte, und die ſich blos in den ruhigen Waſſern ſpiegelten.

Eine Weile ſtand Victor und betrachtete das Ding. Er empfand den Harzduft, und hörte aber nicht das Wehen des Nadelwaldes. Von Regung war gar nichts zu verſpüren, man müßte nur das Weiterrüken des ſpäten Lichtes rechnen, das an dem Schwunge der Wände hinüber ging und ſich die farbenkühlen Schatten folgen ließ.

Faſt Furcht vor dieſer Größe, die ihn hier umgab, im Herzen tragend, machte ſich Victor daran, ſeinen Weg weiter zu verfolgen. Er ging den Pfad, den ihm der Knabe gezeigt hatte, hinunter. Die Berge ſanken allgemach in den Wald, die Bäume nahmen ihn wieder auf, und wie es ſchon auf dem Halſe geweſen war, daß der flache See gleichſam die Berge, die er ſäumte, hinaus zu rüken ſchien, damit das Auge das zarte Duſtbild ſchauen könne, das ſich von dem Grün der Tannennadeln hinaus warf, ſo blikte auch hier immer das dämmerige Gewebe von Berg und Waſſer links durch die Baumäſte herauf. So wie er beim Hinaufgehen gemeint hatte, der Berg nehme kein Ende, ſo ging er nun auch wieder unaufhörlich und ſachte hinunter. Stets hatte er den See zur Linken, als ſollte er die Hand eintauchen können, und ſtets konnte er ihn nicht erreichen. Endlich wich der lezte Baum hinter ihm zurük, und er ſtand wieder unten an der Afel, wo ſie eben den See verließ und durch ſteilrechtes Geklippe fort eilte, nicht einmal einen handbreiten Saum laſſend, daß man einen Pfad für wandelnde Menſchen anlegen könnte. Victor meinte hundert Meilen von Attmaning entfernt zu ſein, ſo einſam war es hier. Nichts war da, als er und das flache Waſſer, das ſich unaufhörlich und brauſend in die Afel hinaus leerte. Hinter ihm ſtand der grüne ſtumme Wald, vor ihm war die ſchwanke Fläche, geſchloſſen durch eine blaue Wand, die ſich tief ins Naß zu erſtreken ſchien. Das einzige Werk von Menſchenhand ſah er in dem Stege, der über die Afel lag, und in einem Waſſerbeſchlage, durch den ſie hindurch mußte. Langſam ging er über den Steg, und der Spiz mäuschenſtille und zitternd hinter ihm her. Jenſeits gingen ſie auf Raſengrund neben Felſen. Bald war auch der Plaz zu erkennen, von dem der Knabe geſprochen hatte: eine Menge durcheinander geworfener Steine lag herum und erſtrekte ſich in den See hinaus, daß man leicht erkennen konnte, hier mochte ein Bergſturz ſtattgefunden haben. Victor bog um eine ſcharfe Bergeke, und ſogleich lag auch die Hul vor ihm: fünf oder ſechs graue Hütten, die nicht weit entfernt auf dem Seeufer hin ſtanden, und von hohen grünen Bäumen umgeben waren. Auch der See, den ihm die vorſpringende Eke früher verdekt hatte, erweiterte ſich hier, und manche Berge- und

Wände, die ſich ihm entzogen hatten, ſtanden wieder da.

Als Victor zu den Häuſern gekommen war, ſah er, daß jedes mit einem Schoppen in den See hinaus ging, unter welchem angebundene Kähne lagen. Eine Kirche ſah er nicht, aber auf einer der Hütten war ein Thürmchen aus vier roth angeſtrichenen Pfählen, zwiſchen denen eine Gloke hing.

„Iſt hier nicht ein Ort, der Klauſe heißt?“ fragte er einen Greis, den er gleich an der erſten Hütte unter der Thür ſizen fand.

„Ja,“ erwiederte der Greis, „auf der Inſel iſt die Klauſe.“

„Könnt ihr mir nicht ſagen, wer mich dahin überführen möchte?“

„Jeder Menſch in der Hul könnte euch hinüber führen.“

„Alſo könntet ihr es auch thun?“

„Ja — aber ihr werdet nicht aufgenommen.“

„Ich bin in die Klauſe beſtellt, und werde erwartet.“

„Wenn ihr Geſchäfte dort habt, und beſtellt ſeid, da iſt es anders. Fahrt ihr gleich wieder zurük?“

„Nein.“

„So wartet hier ein wenig.“

Nach dieſen Worten ging der Alte in die Hütte hinein, von der er aber bald wieder in Begleitung eines jungen, ſtarken, rothwangigen Mädchens zurük kam, das ſich daran machte, mit ihren entblößten Armen einen Kahn weiter in das Waſſer hinaus zu ſchieben, während der Alte ſeinen Rok anzog und zwei Ruder herbei trug. Man hatte für Victor einen hölzernen Lehnſiz auf dem Kahne befeſtigt, auf den er ſich niederließ, ſein Ränzlein neben ſich legend und den Kopf des Spizes haltend, der ſich gegen ſeinen Schoß ſchmiegte. Der Alte hatte verkehrt ſizend am Schiffsſchnabel Plaz genommen, und das Mädchen ſtand im Hintertheile, das Ruder in der Hand haltend. Gleichzeitig von beiden geſchah der erſte Schlag ins Waſſer, der Kahn that einen Stoß, glitt in die weichen Fluthen hinaus, und ſchnitt bei jedem Ruderſchlage rukweiſe weiter in die dunkler werdende ſäuſelnde Fläche. Victor war nie auf einem ſo großen Waſſer gefahren. Das Dorf zog ſich zurük und die Wände um den See begannen ſehr langſam zu wandern. Nach einer Weile ſtrekte ſich eine buſchige Landzunge hervor, und wuchs immer mehr in das Waſſer. Endlich riß dieſelbe gar von dem Lande ab, und zeigte ſich als eine Inſel. Gegen dieſe Inſel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, deſto deutlicher hob ſie ſich empor und deſto breiter wurde der Raum, der ſie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedekt. Man unterſchied endlich ſehr große Bäume auf ihr, Anfangs ſo, als wuchſen ſie gerade aus dem Waſſer empor, dann aber auf bedeutend hohen Felſenufer prangend, das fallrecht mit ſcharfen Klippen in die Fluth nieder ging. Hinter dem Grün dieſer Bäume wanderte ein ſanfter Berg, der von dem Abende lieblich geröthet war.

„Das iſt die Griſel am jenſeitigen Seeufer," ſagte der Alte auf Victors Frage, „ein bedeutender Berg, der aber doch nicht gar ſo beſchwerlich iſt. Es geht ein Pfad über ihn hinüber in die Bluman und ins Geſcheid, wo die Hammerſchmiede ſind."

Victor blikte den ſchönen Berg an, der ſo wandelte und in das Grün der Bäume ſank, wie ſie näher kamen.

Man war endlich in den grünen Widerſchein gelangt, den die Baumlaſten der Inſel in das Waſſer des Sees ſenkten, und fuhr in dem Raume desſelben dahin. Da tönte von der Hul herüber das Glöklein, das zwiſchen den vier Pfählen hing, und forderte zum Abendgebete auf. Die zwei Schiffenden zogen ſogleich ihre Ruder ein, und beteten ſtill ihren Abendſegen, während der Kahn im Zuge gleichſam von ſelbſt längs der grauen Felſen hin ging, die von der Inſel in den See nieder ſtanden. Auf den Bergen herum war hie und da ein irrendes Licht. Der See hatte ſogar Streifen bekommen, deren einige glänzten, und ſelbſt Funken empor warfen, obwohl die Sonne ſchon ſeit längerer Zeit untergegangen war. Ueber alles das kamen die fortwährenden emſigen Klänge des Glökleins herüber, gleichſam von unſichtbaren Händen tönend; denn die Hul war nicht zu ſehen, und rings um den See war kein Fleklein, das nur entfernt einem menſchlichen Aufenthalte ähnlich geſehen hätte.

„Im Kloſter der Klauſe muß auch noch eine Gloke ſein. Ich glaube, eine ſchöne Avegloke,“ ſagte der Alte, nachdem er ſeine Müze wieder aufgeſezt und das Ruder ergriffen hatte, „aber man läutet ſie nie; ich wenigſtens habe den Ton derſelben nie gehört. Auch nicht einmal eine Uhr hört man ſchlagen. Mein Großvater hat geſagt, daß es ſehr ſchön war, wenn in den vergangenen Tagen das ganze Geläute auf dem See lag — denn damals waren noch die Mönche — und wenn es in dem lichten Morgennebel daher tönte, ohne daß man wußte, woher es komme; denn ihr werdet geſehen haben, daß wir den Berg umfahren haben, und daß man von der Hul aus die Inſel nicht ſehen kann. Es iſt der hohe Orla, dieſer Berg, und zwei Mönche haben ihn einmal bei klafterhohem Schnee überſtiegen, da der See gefroren war, aber nicht trug, und da ſie keine Lebensmittel mehr hatten. Sie hieben mit den Knechten, die ſie in dem Schiffe hatten, eine Straße in das Eis, daß der Kahn gehen konnte, und als ſie an dem Berge waren, ſtiegen ſie über den Gipfel in die Hul; denn zwiſchen dem Berge und dem See iſt kein Fußweg möglich. Es ſind ſeitdem wohl über hundert Jahre vergangen, und ſelten geſchieht es, daß der See überall mit einer Deke von Eis überzogen iſt."

„Sind alſo einmal Mönche auf der Inſel geweſen?" fragte Victor.

„Ja," antwortete der Greis. „In ſehr alter,

alter Zeit ſind fremde Mönche hieher gekommen, da noch gar kein Haus an dem ganzen See ſtand, und da noch nichts in ihm ſchwamm, als ein Baum, der von dem Felſen in ihm herab gefallen war. Sie ſind auf Flöſſen von Tannenäſten nach der Inſel über gefahren und haben zuerſt die Klauſe gebaut, aus der nach und nach das Kloſter entſtanden iſt, und in ſpäteren Jahren auch die Hul, wo chriſtliche Leute fiſchten und zur Klauſe in die Meſſe fuhren; denn damals waren die Landesherren draußen noch ganz und gar Heiden, und ſie ſchlugen mit ihren Knappen, die grauſam und wild waren, die Prieſter todt, welche aus dem Schottenlande mit dem Kreuze herüber kamen, um zu bekehren. Auf der Inſel, die ſie ſich ſuchten, fanden die Väter Schuz; denn ihr werdet es ſchon erkennen, daß dieſe Steine, die da nieder ſteigen, wie eine Feſtung ſind. Es iſt hier ein Schaum, wenn nur ein wenig Wind geht, daß er jedes Schiff in ſich begraben kann. Nur an einer einzigen Stelle kann man landen, wo nehmlich die Felſen zurük weichen, und eine Oeffnung laſſen, in der das Waſſer gegen guten Sand ausläuft. Es ſind daher die Väter geſchüzt geweſen, ſo wie der alte Mann geſchüzt iſt, der ſich die Inſel zur Wohnung auserkohren hat. Aus dieſer Urſache fiſcht man auch hier nur an ganz ſchönen und ſtillen Tagen, wie der heutige einer iſt.“

Während dieſer Rede war man nach und nach eine geraume Streke an dem Ufer der Inſel hin gefahren, und hatte ſich dem Orte genähert, wo die Felſen niederer ſind, und eine ſanfte ſandige Bucht bilden, die in abdachendes Waldland hinauf ſteigt. So wie die Ruderer dieſe Stelle gewannen, lenkten ſie ſogleich die Spize des Kahnes hinein, und ließen dieſelbe gegen den Sand laufen. Der Alte ſtieg aus, zog das Schiffchen an der Kette des Schnabels noch weiter gegen das Land, damit Victor trokenen Fußes ausſteigen konnte. Dieſer ſchritt über den Schiffſchnabel hinaus, und der Spiz ſprang ihm nach.

„Wenn ihr nun dieſen Pfad, der ſich da gleich zeigen wird, fort geht,“ ſagte der Greis, „ſo werdet ihr in die Klauſe kommen. Es iſt zwar auch ein ſehr ſtarkes Bohlenhaus auf der Griſelſeite, das die Mönche einmal in den abſteigenden Felſen zur Aufnahme ihrer Schiffe gebaut haben, aber man kann dort nicht einfahren, weil die Bohlen immer geſchloſſen ſind. Gott behüte euch nun, junger Herr — und wenn ihr euch nicht zu lange aufhaltet, und wenn der Eigenthümer der Klauſe euch zur Ueberfahrt keinen Kahn gibt, ſo laßt mir nur durch den alten Chriſtoph Nachricht zukommen, und ich werde euch an dieſem Plaze wieder abholen. In der Klauſe haben ſie nicht allemal Zeit, ein Schiff abzuſenden."

Victor hatte indeſſen das bedungene Ueberfahrtsgeld aus ſeiner kleinen Börſe hervor geſucht, und es dem Manne gereicht. Hierauf ſagte er zu ihm: „Lebt wohl, alter Freund, und wenn ihr es erlaubt, ſo werde ich bei der Rükfahrt ein wenig in eurem Hauſe einſprechen, und ihr werdet mir vielleicht noch etwas von euren alten Geſchichten erzählen."

Zu dem Mädchen, das unbeweglich in dem Hintertheile ſtehen geblieben war, getraute er ſich nicht etwas zu ſagen.

Der Greis aber antwortete: „Ei, wie werden denn meine Geſchichten einem ſo jungen und gelehrten Herrn gefallen können?"

„Vielleicht mehr, als ihr euch denkt, und mehr, als die, die aus den Büchern heraus zu leſen ſind," ſagte Victor.

Der alte Mann lächelte, weil ihm die Antwort gefiel, aber er ſagte nichts darauf, ſondern bükte ſich nieder, rollte die kurze Kette in den Schiffſchnabel zurük und machte Anſtalt zum Abfahren.

„Nun in Gottes Namen, junger Herr,“ ſagte er noch, gab dem Schiffe mit dem Fuße einen Stoß, ſprang ſchnell in dasſelbe ein, und das getroffene Fahrzeug ſchwankte in das Waſſer zurük. Nach wenigen Augenbliken ſah Victor ſchon die beiden Ruder taktmäßig ſteigen und fallen, und das Schiff ſchob ſich in den Waſſerſpiegel hinaus.

Er ſtieg mit einigen Schritten das Ufer vollends hinan, bis er von dem oberen Rande weit über den See ſchauen konnte. Er blikte den Abfahrenden nach, und ſagte zu ſeinem Begleiter, gleichſam als wäre er vernünftig und könnte die Worte verſtehen: „Gott ſei gedankt, da wären wir an dem Ziele unſerer Wanderung. Der Herr hat uns gut und wohlbehalten geführt, das andere mag ſich fügen, wie es will.“

Er that noch einen Blik in die weite, ſchöne, von dem Abende andunkelnde Fläche des Seees hinaus, dann wendete er ſich um und ging dem Pfade nach, der vor ihm lag, in die Büſche hinein.

Der Weg ging Anfangs noch immer bergan zwiſchen Gebüſch und Laubbäumen hindurch — dann aber führte er eben hin. Das Geſtrippe hatte aufgehört, und nur mehr ungemein ſtarke Ahorne ſtanden auf einer dunkeln Wieſe faſt nach einer gewiſſen Ordnung und Regel umher. Es war unverkennbar, daß hier einmal eine gute Fahrſtraße gegangen war, aber ſie war verkümmert, und überall von wucherndem Krüppelgeſträuche eingeengt. Victor ging durch den ſeltſamen Ahorngarten hindurch. Hierauf gelangte er durch neuerdings beginnendes Buſchwerk an einen ſonderbaren Ort. Er war wie eine Wieſe, auf der kleine und zum Theile verkommene Obſtbäume ſtanden. Aber mitten unter dieſen Bäumen war in dem Graſe eine runde ſteinerne Brunneneinfaſſung, und allenthalben zwiſchen den Baumſtämmen ſtanden graue ſteinerne Zwerge, welche Dudelſäke, Leiern, Klarinetten und überhaupt muſikaliſche Geräthſchaften in den Händen hielten. Manche davon waren verſtümmelt, und es ging auch kein Weg oder gebahnter Plaz von einem zum andern, ſondern ſie ſtanden lediglich in dem hohen emporſtrebenden Graſe. Victor ſchaute dieſe ſeltſame Welt eine Weile an, dann ſtrebte er weiter. Sein Weg ging von dieſem Garten über eine alte Steintreppe in einen Graben hinab, und jenſeits wieder hinauf. Wie überall Gebüſche war, ſo war es auch hier, aber hinter dem Gebüſche ſah Victor eine hohe fenſterloſe Mauer, in welcher ein Eiſengitter ſtand, an dem der Weg endete.

Victor ſchloß nicht mit Unrecht, daß hier der Eingang in die Klauſe ſein müſſe, und er näherte ſich deßhalb dem Gitter. Als er angekommen war, fand er es verſchloſſen, und es war keine Gloke und kein Klöppel daran. Daß hier der Eingang in das Haus ſei, zeigte ſich nun deutlich. Hinter dem Eiſengitter war ein geebneter, ſandiger Plaz, auf welchem Blumen ſtanden. An dem Plaze war ein Haus, von dem aber nur der Vordertheil ſichtbar war, der Hintertheil ſich hinter Gebüſche verlief. Unmittelbar von dem Sandplaze ging eine hölzerne Treppe in das erſte Geſchoß des Hauſes hinauf. Jenſeits des Plazes, der abermals mit Gebüſchen geſäumt war, mußte wieder der See beginnen; denn es war hinter dem Grün der feine ſanfte Dunſt, der gerne über Bergwäſſern iſt, und es ſtiegen die röthlich ſchimmernden Wände der Grieſel hinan.

Während Victor ſo durch die Eiſenſtäbe hinein

LANDESBIBL. HALLE (SAALE)

ſchaute, und an ihnen allerlei Verſuche machte, ob er nicht eine Vorrichtung fände, durch die das Gitter aufgehe, trat ein alter Mann aus dem Gebüſche, und ſah nach Victor hin.

„Habt die Freundſchaft," ſagte dieſer, „öffnet mir das Thor und führt mich zu dem Herrn des Hauſes, wenn nehmlich dieſes Gebäude die Klauſe heißt."

Der Mann ſagte auf die Worte nichts, ſondern ging näher, ſchaute Victor eine Weile an, und fragte dann: „Biſt du zu Fuſſe gekommen?"

„Bis zu der Hul bin ich zu Fuſſe gegangen," antwortete Victor.

„Iſt es aber auch wahr?"

Victor wurde glühend roth im Angeſichte; denn er hatte nie gelogen.

„Wenn es nicht ſo wäre," antwortete er, „ſo würde ich es nicht ſagen. Wenn ihr mein Oheim ſeid, wie es faſt ſcheint, ſo habe ich hier einen Brief von meinem Vormunde, der euch darthun wird, wer ich bin, und daß ich nur auf euer ausdrükliches Verlangen die Fußreiſe hieher angetreten habe."

Mit dieſen Worten zog der Jüngling das reinlich erhaltene Schreiben, wie es ihm ſeine Ziehmutter anbefohlen hatte, hervor, und reichte es zwiſchen den Eiſenſtäben hinein.

Der alte Mann nahm das Schreiben und ſtekte es ungeleſen ein.

„Dein Vormund iſt ein Narr, und ein beſchränkter Menſch;“ ſagte er, „ich ſehe, daß du deinem Vater ganz und gar gleich ſiehſt, da er anhob, die Streiche zu machen. Ich habe dich ſchon über den See fahren geſehen.“

Victor, der in ſeinem Leben keine rükſichtsloſen Worte gehört hatte, war ſtumm, und wartete nur, daß der andere das Gitter öffnen werde.

Dieſer aber ſagte: „Nimm eine Schnur mit einem Steine, und ertränke dieſen Hund in dem See, dann komme wieder hieher, ich werde derweilen öffnen.“

„Wen ſoll ich ertränken?“ fragte Victor.

„Nun den Hund, den du da mitgezogen.“

„Und wenn ich es nicht thue?“

„So öffne ich dir dieſe Pforte nicht.“

„So komme, Spiz,“ ſagte Victor.

Er kehrte ſich bei dieſen Worten um, lief über die Treppe in den Graben, ſtieg jenſeits empor, lief durch den Zwerggarten, durch die Ahornanlage, durch das folgende Geſtrippe, und langte an der Seebucht an, mit allen Kräften, deren ſein Körper fähig war, hinaus rufend: „Schiffer! — alter Schiffer!“

Aber es war unmöglich, daß ihn dieſer hören konnte. Den Knall eines Scheibengewehres hätte man in dieſer Entfernung nicht mehr vernommen. Wie eine ſchwarze Fliege ſtand das Schiffchen neben der dunkeln Fußſpize des Orlaberges, die weit in den Abendglanz des Seees hinaus ſtach. Victor nahm ſein Saktuch hervor, knüpfte es an ſeinen Stab, und that allerlei Schwenkungen in die Luft, damit er geſehen würde. Allein man ſah ihn nicht, und zulezt, wie er noch immer ſchwenkte, war auch die ſchwarze Fliege um die Bergſpize verſchwunden. Der See war ganz leer und nur die leiſe ſchäumende Brandung ſah Victor im Abendwinde, der ſich indeſſen gehoben hatte, längs den Felſen der Inſel ſpielen.

„Es thut nichts — es thut auch nichts,“ ſagte er, „komme, Spiz, wir werden uns da am Ufer ins Gebüſche ſezen, und die Nacht über ſizen bleiben. Morgen zeigt ſich wohl ein Kahn, den wir herzu winken werden.“

Was er ſagte, that er auch. Er ſuchte eine Stelle, wo das Gras des Raſens kurz und troken war, und wo die Büſche dicht überhingen, ohne ihm die Ausſicht auf den See zu benehmen.

„Siehſt du,“ ſagte er, „wie es gut iſt, wenn man täglich früh Morgens etwas zu ſich ſtekt. Du erprobeſt es auf dieſer Reiſe ſchon zum zweiten Male.“

Bei dieſen Worten zog er die zwei Brode heraus, die er heute früh in dem Aſelwirthshauſe mitgenommen hatte, und begann theils ſelber davon zu eſſen, theils den Hund damit zu füttern. Da dieſes Geſchäft vollendet war, ſaß der Wanderer, der das Ziel ſeiner Reiſe erreicht zu haben glaubte, heute zum erſten Male in der einfachen Herberge des freien Himmels, und ſchaute die Gegenſtände um ſich herum an. Die Berge, die ſchönen Berge, die ihm, da er gegen ſie heran kam, gar ſo ſehr gefallen hatten, wurden immer ſchwärzer, und legten drohende dunkle und zerſplitterte Fleke auf den See, auf welchem noch das Blaßgold des Abendhimmels lag, das ſelbſt in den dunklen Bergſpieglungen zuweilen aufzukte. Und immer ſonderbarer, in die Schatten der Nacht ſich hüllend, wurden die Gegenſtände um ihn herum. Die

Schlaken und das ſchwache Gold des Seees rührten ſich und floßen öfters durcheinander, zum Zeichen, daß ein ſanfter Luftzug dort herrſchen müſſe. Victors Auge, freilich nur an die ſchönen heiteren Eindrüke des Tages gewöhnt, konnte ſich doch auch nicht wegwenden von dieſem allmäligen Verfärben der Dinge und von dem Einhüllen zur Ruhe der Nacht. Die große Ermüdung ſeiner Glieder ließ ihm das Sizen auf dem weichen Graſe und geſchüzt von den dekenden Geſträuchen recht angenehm erſcheinen. Er ſaß mit dem Spize an ſeiner Seite ſo lange, bis endlich das Dunkel mit immer größerer Schnelligkeit ſich über See, Gebirge und Himmel webte. Dann beſchloß er, ſich nieder zu legen. Er machte alle Knöpfe ſeines Rokes zu, wie es ihn die Ziehmutter gelehrt hatte, daß er ſich nicht verkühle — er band das Halstuch, das er unter Tags abgethan hatte, wieder um — er that ſein Regenmäntelchen aus Wachstaffet heraus, und nahm es über — dann richtete er ſich das Ränzchen als Kiſſen, und legte das Haupt darauf, da die Finſterniß ſchon wie eine Mauer um ihn ſtand. Das Begehren nach Schlummer zog ſich, da er lag, bald durch alle ſeine ermüdeten Glieder. Die Geſträuche flüſterten, da ſich das Lüſtchen von dem See bis hieher gezogen hatte, und die Brandung murmelte deutlich von Wand zu Wand.

In dieſe Eindrüke, deren Wirkungen immer ſchwächer wurden, verſanken ſeine Sinne, und das Bewußtſein wollte eben verſchwinden, als er durch ein leiſes Knurren ſeines Hundes gewekt wurde. Er ſchlug die Augen auf — da ſtand einige Schritte vor ihm dicht am Landungsplaze eine menſchliche Geſtalt ſich dunkel gegen das ſchillernde Waſſer des Sees werfend. Victor ſtrengte ſeine Augen an, mehr von der Geſtalt zu erkennen, aber die Umriſſe zeigten nur, daß ſie ein Mann ſei, und es ließ ſich nicht ermitteln, ob jung oder alt. Die Geſtalt ſtand ganz ruhig, und ſchien unverwandt auf das Waſſer hinaus zu ſchauen. Victor richtete ſich zu ſizender Stellung empor, und blieb ebenfalls ruhig. Auf ein neues ſtärkeres Knurren des Hundes drehte ſich die Geſtalt plözlich um und rief: „Seid ihr da, junger Herr?"

„Ein junger Wandersmann mit ſeinem Hunde iſt da," ſagte Victor, „was wollt ihr?"

„Daß ihr zum Abendeſſen kommt, denn die Stunde iſt faſt ſchon vorüber."

„Zum Abendeſſen? — zu weſſen Abendeſſen? — und wer iſt es, den ihr ſuchet?“

„Ich ſuche unſern Neffen; denn der Oheim wartet ſchon eine Viertelſtunde.“

„Seid ihr ſein Geſellſchafter, oder ſein Freund?“

„Ich bin ſein Diener, Namens Chriſtoph.“

„Des Herrn der Klauſe, meines Oheims?“

„Des nehmlichen. Er hat die Anzeige eurer Herreiſe erhalten.“

„Nun ſo ſagt ihm,“ ſprach Victor, „daß ich hier die ganze Nacht ſitzen will, und daß ich mir eher einen Stein um den Hals hängen und mich in den See werfen laſſe, als daß ich den Hund ertränke, der mit mir iſt.“

„Ich werde es ihm ſagen.“

Mit dieſen Worten kehrte ſich der Mann um, und wollte fortgehen.

Victor rief ihm noch ein Mal nach: „Chriſtoph, Chriſtoph.“

„Was wollt ihr, junger Herr?“

„Iſt kein anderes Haus, oder eine Hütte, oder ſonſt ein Ding auf der Inſel, in welchem man übernachten könnte?“

„Nein, es iſt nichts da," antwortete der Diener, „das alte Kloſter iſt zugeſperrt, die Kirche auch, die Speicher ſind mit altem Geräthe vollgepfropft, ebenfalls verſchloſſen, und ſonſt iſt nichts da."

„Es iſt auch gut," ſprach Victor, „das Haus meines Oheims beſuche ich durchaus nicht — von dieſem Hauſe verlange ich keinen Schuz. — — Mir däucht, der alte Schiffmann, der mich herüber geführt hat, hat euren Namen genannt, und hat geſagt, daß ihr manchmal in die Hul hinaus kämet."

„Ich hole unſere Lebensmittel und andere Dinge herüber."

„So hört mich an, ich will euch euren Fährlohn reichlich zahlen, wenn ihr mich heute noch in die Hul hinüber ſchifft."

„Und wenn ihr noch mehr zahltet, als ich verlangen wollte, ſo wäre es dreimal unmöglich. Erſtens ſtehen alle Kähne in dem Bohlenverſchluße, das Thor iſt geſperrt, und jeder Kahn liegt noch mit einem Schloſſe an ſeinem Balken angeſchloſſen, wovon ich keinen Schlüſſel habe. Zweitens, wenn auch ein Kahn wäre, ſo wäre kein Fährmann. Ich werde es euch erklären. Seht ihr dort gegen den Orla zu die weiſſen Fleke, die auf dem See ſind. Das ſind Nebelfleken, die gleichſam auf den Steinen des Orlaufers ſizen. Wir heiſſen ſie die Gänſe. Und wenn die Gänſe einmal in einer Reihe da ſizen, dann kömmt Nebel. Wenn die Abendwehe, das iſt der Wind, der nach jedem Sonnenuntergange aus den Schluchten auf den See heraus geht, aufhört, dann iſt in einer halben Stunde der See mit Nebel angefüllt, und da kann man nicht wiſſen, wohin ein Kahn zu leiten iſt. Unter dem Waſſer laufen die Gebirgsgrate hin, die oft nur ein wenig bedekt ſind. Wenn man zu einem ſolchen Grate geriethe, und ein Lek in das Schiff ſtieſſe, da müßte man ausſteigen und in dem Waſſer ſtehen bleiben, bis man am Tage von jemanden geſehen würde. Aber man würde von niemanden geſehen, weil die Fiſcher niemals zu den Gebirgsgraten hinzufahren. Begreifet ihr das, junger Herr?"

„Ja, ich begreiſe es," antwortete Victor.

„Und zum Dritten kann ich euch nicht überführen, weil ich ſonſt ein ungetreuer Diener wäre. Der Herr hat mir keinen Auftrag gegeben, euch in die Hul zu führen, und wenn er dies nicht thut, ſo führe ich euch nicht über."

„Gut,“ antwortete Victor, „ſo bleibe ich hier ſo lange ſizen, bis morgen ein Fahrzeug ſo nahe kömmt, daß ich es herzu zu winken vermag.“

„Es kömmt aber kein Fahrzeug ſo nahe,“ erwiederte der Diener; „es iſt über unſeren See kein Warenzug, weil der einzige Weg, der vom andern Ufer weiter führt, nur ein Fußweg über die Griſel iſt, und die Wanderer zu dieſem Fußwege an dem unſerer Inſel entgegengeſezten Seeufer hinfahren. Dann iſt die Brandung an den Geſtaden der Inſel ſo groß, daß ſich wenige Fiſche da aufhalten, und ſelten Fiſcherbote ſo nahe kommen. Es könnten acht oder mehr Tage vergehen, ehe ihr eines ſeht.“

„So muß mich morgen mein Oheim in die Hul zurük führen laſſen, weil ich auf ſein Verlangen hieher gekommen bin, und weil ich nicht mehr länger da bleiben will,“ ſagte Victor.

„Es kann ſein, daß er es thut,“ antwortete der Diener, „ich weiß das nicht; aber jezt wartet er mit dem Abendeſſen auf euch.“

„Wie kann er warten,“ ſagte Victor, „da er gemeint hat, ich ſolle meinen Spiz ertränken, da er geſagt hat, daß er nicht öffnen wolle, wenn ich es nicht thue, und da er mich hierauf fortgehen ſah, und mich nicht zurük gerufen hat."

„Das weiß ich alles nicht," erwiederte Chriſtoph „aber eure Ankunft iſt in der Klauſe bekannt, und es war auf dem Tiſche für euch gedekt. Der Herr hat mir aufgetragen, euch zu rufen, weil ihr die Eßſtunde nicht wißt, ſonſt hat er nichts geſagt. Weil ich es aber geſehen habe, wie ihr von dem Eiſengitter fortgelaufen ſeid, ſo dachte ich gleich, als er mir den Auftrag gab, euch zum Eſſen zu rufen, ich müſſe an dieſen Ort gehen, ich würde euch hier finden. Anfangs, da ich euch nicht ſah, meinte ich gar, ihr ſeid gleich wieder über das Waſſer davongefahren, aber es war ja nicht möglich, der Mann der euch gebracht hat, muß ja ſchon um die Orlaſpize zurük geweſen ſein, als ihr hieher wieder zurük kamet."

Als Victor hierauf nichts erwiederte, ſtand der Mann noch ein Weilchen, dann ſagte er wieder: „Der Herr wird gewiß bereits zu eſſen begonnen haben; denn er hat ſeine feſtgeſezten Stunden und geht davon nicht ab."

„Das iſt mir eine gleichgültige Sache," antwortete Victor, „er mag eſſen und ſich ſättigen, von ſeinem

Male verlange ich nichts; denn ich und mein Spiz haben unſere Brode, die ich mir aufgehoben habe, ſchon verzehrt.“

„Nun ſo muß ich alſo gehen, und ihm das melden,“ ſprach der Diener weiter, — „aber das müßt ihr bedenken, daß ihr, wie ihr vorher ſelber ſagtet, gekommen ſeid, weil es der Oheim begehrt hat, daß er alſo mit euch zu ſprechen wünſcht, und daß ihr das ſelber unmöglich macht, wenn ihr in dem Gebiethe ſeines Hauſes unter freiem Himmel ſizen bleibt.“

„Ich wollte zu ihm gehen,“ erwiederte Victor, „ich wollte mit ihm ſprechen, und ihn ehrerbiethig grüßen, die Mutter hat mir auch geſagt, daß es gut ſei, und der Vormund hat es auch befohlen — aber ehe ich dem Thiere, das mich mit Lebensgefahr aufgeſucht und begleitet hat, etwas zu Leide thun laſſe, will ich ſelber eher Verwundung und Tod ertragen.“

„Es wird dem Thiere nichts geſchehen,“ ſagte Chriſtoph, „der Herr hat euch nur einen guten Rath gegeben; wenn ihr ihn nicht befolgt, ſo kümmert es ihn nicht. Er denkt gewiß nicht mehr darauf; denn ſonſt hätte er mich ja nicht geſchikt, euch zum Eſſen zu holen.“

„Wenn ihr mir verbürgen könnt, daß dem Hunde nichts geſchieht, ſo will ich mit euch gehen,“ ſagte Victor.

„Das kann ich euch verbürgen,“ antwortete der Diener, „der Herr vergaß der Geringfügigkeit eines Hundes, und wird ihm nichts anhaben.“

„So komme, lieber Spiz,“ ſagte Victor, indem er aufſtand.

Er ſuchte gleichſam mit zitternden Händen eine Schnur aus ſeinem Ränzlein hervor, dergleichen er immer zu verſchiedenen Dingen im Vorrathe mit zu führen pflegte, und befeſtigte dieſelbe an dem Ringe des Halsbandes, das der Spiz trug. Hierauf nahm er das Ränzlein auf die Schulter, hob ſeinen Reiſeſtab vom Boden auf, und folgte dem alten Chriſtoph, der ihn den nehmlichen Weg führte, den er in der Abenddämmerung gegangen, und dann wieder zurük gelaufen war. Er wäre in der Nacht ſchwer zu finden geweſen, wenn nicht der alte Chriſtoph voran gegangen wäre. Sie gingen durch das Geſtrippe, durch die Ahorne, durch den Zwerggarten, durch den breiten Graben, und kamen zu dem eiſernen Gitter. Chriſtoph zog hier ein kleines Ding aus ſeiner Taſche, das Victor für einen Schlüſſel hielt; aber es war ein Pfeifchen und der Diener that damit einen gellenden Pfiff. Sogleich öffnete ſich das Thor von unſichtbaren Händen — Victor begriff es gar nicht — und ſchlug ſich hinter ihnen wieder krachend zu. Victor blikte von dem Sandplaze, auf dem ſie nun waren, ſogleich auf das Haus. An der ganzen Vorderſeite deſſelben waren nur drei Fenſter erleuchtet, zwei im oberen, und eines im Erdgeſchoße, alles andere war in Finſterniß. Chriſtoph führte den Jüngling über die Holztreppe, welche gut gedekt war, von dem Sandplaze in das erſte Geſchoß hinauf. Sie kamen in einen Gang und von demſelben in das Zimmer, dem die zwei erleuchteten Fenſter angehörten. In dem Zimmer ließ Chriſtoph den Jüngling, ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſtehen, und ging wieder rükwärts hinaus. An dem Tiſche dieſes Zimmers ſaß der Oheim Victors ganz allein und aß. Er hatte Abends, da ihn Victor zum erſten Male ſah, einen weiten grautuchenen Rok angehabt, jezt hatte er dieſen abgelegt und ſtak in einem weiten großblumigen Schlafroke, und hatte ein rothes, goldgerändertes Käppchen auf.

„Ich bin nun ſchon an den Krebſen,“ ſprach er zu dem eintretenden Jünglinge, „du biſt zu lange nicht gekommen, ich habe meine feſtgeſetzte Stunde, wie es die Geſundheit fordert, und gehe von derſelben nicht ab. Man wird dir gleich etwas auftragen. Seze dich auf den Stuhl, der mir gegenüber ſteht.“

„Die Mutter und der Vormund laſſen euch viele Grüße ſagen,“ hob Victor an, indem er mit dem Ränzlein auf dem Rüken ſtehen blieb, und zuerſt die Aufträge ſeiner Angehörigen, dann ſeine eigene Ehrerbietung und Begrüßung darbringen wollte.

Der Oheim aber that mit beiden Händen, in deren jeder er ein Stük eines zerbrochenen Krebſen hielt, einen Zug durch die Luft und ſagte: „Ich kenne dich ja ſchon an dem Angeſichte — ſo fange an hier zu ſein, wohin ich dich beſchieden habe, und wo ich dich als den Beſchiedenen erkenne. Wir ſind jezt bei dem Eſſen, daher ſeze dich nieder und iß. Was ſonſt alles zu thun iſt, wird ſchon geſchehen.“

Victor legte alſo ſein Ränzlein auf einen Stuhl, den Wanderſtab lehnte er in einen Winkel, und dann ging er gegen den angewieſenen Stuhl, den Spiz an der Schnur hinter ſich her zerrend. Der alte Mann, dem er gegenüber ſaß, hielt ſein mageres Angeſicht gegen den Teller nieder, und das Angeſicht röthete ſich während dem Eſſen. Er riß mit den Händen die Krebſe ſehr geſchikt auseinander, löſete das Fleiſch aus, und ſaugte den Saft aus dem Korbe des Oberleibes und dem Geflechte der Füſſe. Dem Jünglinge war das wohlwollende Herz, das er hieher hatte bringen wollen, erſtikt, und er ſaß ſtumm dem Verwandten gegenüber, der ebenfalls ſtumm in dem Geſchäfte ſeines Eſſens fort fuhr. Es ſtanden mehrere verſchieden geſtaltete und verſchiedenfärbige lange Flaſchen auf dem Tiſche, in denen verſchiedene Weine ſein mußten, und aus denen der Oheim wahrſcheinlich ſchon getrunken hatte; denn bei jeder Flaſche ſtand ein eigenthümliches Glas mit einem Reſtchen Wein am Boden. Nur eine Flaſche ſtand noch neben dem Teller, und aus derſelben ſchenkte der alte Mann von Zeit zu Zeit ein Schlükchen in ein kleines grünbauchiges Stengelglas. Für Victor war indeſſen eine Suppe gebracht worden, von welcher er mit ſeiner rechten Hand aß, während er mit der Linken das Haupt des unten ſizenden Spizes an ſein Knie drükte. In der Zeit, in welcher er ſeine Suppe aß, waren von einem alten

Weibe nach und nach ſo viele Speiſen für ihn herbei getragen werden, daß er in Verwunderung gerieth. Er aß davon, bis er ſatt war, dann ließ er das Uebrige ſtehen. Der Oheim hatte ihm von den Weinen nichts angetragen, Victor verabſcheute auch noch den Wein, ſondern ſchenkte ſich von dem Waſſer, das in einer kriſtallſchönen Flaſche von derſelben alten Frau, die aufwartete, alle Augenblike erneuert wurde, ein, und erkannte, daß er nie ein ſo vortreffliches, friſches, pralles und ſtarkes Waſſer getrunken habe. Wärend er ſich ſättigte, aß der Oheim noch ein Stükchen Käſe, dann allerlei Früchte und Zukerwerk. Hierauf trug der alte Mann die verſchiedenen Teller, auf denen Glasgloken über den Dingen des Nachtiſches ſtanden, eigenhändig in Schreine, die in die Mauern gefügt waren, und ſperrte ſie ein. Dann that er die Reſtchen Wein jedes in ſeine Flaſche und ſchloß die Flaſchen in ähnliche Schreine ein.

Auf der Stelle des Zimmers, auf welcher der Oheim während dem Eſſen geſeſſen war, war ein dichter Teppich gebreitet, und auf dem Teppiche lagen drei alte fette Hunde, denen der Greis von Zeit zu Zeit bald eine Krebsſchere, bald eine Mandel, bald ein Stükchen Zukerwerk hinab gereicht hatte. Schon als Victor mit dem Spiz eingetreten war, hatten alle drei geknurrt, und während dem Eſſen, wenn er dem armen Spiz ein Stükchen hinab reichte, grinſten ſie wieder und ließen ein ſchwaches Murren hören.

So lange der Oheim bei ſeinem Nachtmale beſchäftigt geweſen war, hatte er zu Victor nicht geſprochen, gleichſam, als wäre zu keinem andern Dinge Zeit; jezt aber ſagte er: „Haſt du das Gerippe doch wieder mit geſchleppt. Wer ein Thier hat, muß es auch ernähren können. Ich habe dir den Rath gegeben, daß du es in den See würfeſt, aber du haſt ihn nicht befolgt. Die Hunde der Studenten habe ich nie leiden können; ſie ſind, wie traurige Geſpenſter. Und gerade dieſes Volk will immer Hunde haben. Wo haſt du ihn denn mit genommen, und brachteſt ihn zu mir, ohne ihm unter Weges etwas zu freſſen zu geben?“

„Es iſt der Hund meiner Ziehmutter, Oheim,“ ſagte Victor, „ich habe ihn nirgends mit genommen, weder gekauft noch ertauſcht; ſondern am dritten Tage nach meiner Abreiſe iſt er mir nach gekommen. Er muß ſtark gerannt ſein, was er in ſeinem frühe ren Leben nicht gewohnt war; er muß auch große Angſt ausgeſtanden haben, wozu er ebenfalls bei der Ziehmutter nie Urſache gehabt hatte — und deßhalb iſt er in den darauf folgenden Tagen ſo mager geworden, wie er nie geweſen iſt, obwohl ich ihm gegeben habe, was er nur immer verlangte. Erlaubt daher, daß ich ihn in eurem Hauſe bei mir behalte, damit ich ihn der Ziehmutter wieder übergeben kann, ſonſt müßte ich ſogleich zurük reiſen und ihn ihr überbringen.“

„Und da haſt du ihn immer ſo Tag und Nacht bei dir gehabt?“

„Freilich.“

„Daß er dir einmal die Kehle abfrißt.“

„Das thut er ja nie. Wie fiele ihm denn das ein? Er iſt bei meinen Füßen gelegen, wenn ich raſtete oder ſchlief, er hat ſein Haupt auf dieſelben gelegt, und er würde eher erhungern, ehe er mich verließe oder mir ein Leid thäte.“

„So gib ihm zu eſſen, und denke auf das Waſſer, daß er nicht wüthend wird.“

Das alte Weib hatte, als das Abendmal aus war, nach und nach die Schüſſeln, Teller und andere

Reſte desſelben fort getragen; jezt kam auch Chriſtoph, den Victor, ſeit er mit ihm hieher gekommen war, nicht mehr geſehen hatte.

Der Oheim ſagte zu dem hereintretenden Diener: „Sperre ihnen die Stallthür gut zu, daß keiner heraus komme, laſſe ſie aber vorher auf dem Sande unten ein wenig herum gehen.“

Auf dieſe Worte erhoben ſich die drei Hunde, wie auf ein bekanntes Zeichen. Zwei folgten Chriſtoph von ſelber, den dritten nahm er bei dem Balge und ſchleppte ihn hinaus.

„Ich werde dir deine Schlafkammer ſelber zeigen,“ ſagte der Oheim zu Victor.

Er ging bei dieſen Worten in die Tiefe des Zimmers, wo es bedeutend dunkel war, weil nur ein Licht auf dem Tiſche brannte. Dort nahm er von einem Geſtelle, oder ſonſt von etwas, das man nicht erkennen konnte, einen Handleuchter, kam wieder hervor, zündete die Kerze des Handleuchters an, und ſagte: „Jezt folge mir.“

Victor nahm ſein Ränzlein mit dem einen Riemen in den Arm, faßte ſeinen Stab, zog den Spiz an der Schnur, und ging hinter dem Oheime her.

Dieſer führte ihn bei der Thür hinaus in einen Gang, in welchem der Reihe nach uralte Käſten ſtanden, dann rechtwinklich in einen andern, und endlich eben ſo in einen dritten, der durch ein eiſernes Gitter verſchloſſen war. Der Oheim öffnete das Gitter, führte Victor noch einige Schritte vorwärts, öffnete dann eine Thür und ſagte: „Hier ſind deine zwei Zimmer.“

Victor trat in zwei Gemächer, wovon das erſte größer, das zweite kleiner war.

„Du kannſt den Hund in die Nebenkammer einſperren, daß er dir nichts thut,“ ſagte der Oheim, „und die Fenſter verſchließe wegen der Nachtluft.“

Mit dieſen Worten zündete er die auf dem Tiſche des erſten Zimmers ſtehende Kerze an, und ging ohne Weiters fort. Victor hörte, daß er das Gitter des Ganges zuſperre, dann verklang der ſchleifende Tritt der Pantoffeln, und es war die Ruhe der Todten im Hauſe. Um ſich zu überzeugen, daß er hinſichtlich des Gitters recht gehört habe, ging Victor auf den Gang hinaus, um nach zu ſehen. Es war in der That ſo: das eiſerne Gitter war mit ſeinen Schlöſſern verſchloſſen.

„Du armer Mann,“ dachte Victor, „fürchteſt du dich etwa vor mir?“

Dann ſtellte er die Kerze, die er auf den Gang mit hinaus genommen hatte, wieder auf den Tiſch neben das zinnene, verbogene Waſchbeken, und ſchritt gegen das große vergitterte Fenſter vor. Es waren zwei hart nebeneinander in ſteinene Simſe gefügte Fenſter. Victor ſah, da das Glas geöffnet ſtand, durch das eiſerne Gitter in die Nacht hinaus, und der Druk, der gleichſam auf ſeiner Seele lag, begann ſich zu löſen. Es war ein blaſſer mit wenigen Sternen beſezter Nachthimmel, der zu ihm herein blikte. Es mochte ein kleiner Ranft des wachſenden Mondes hinter dem Hauſe ſtehen; denn Victor ſah das ſchwache Licht desſelben auf den Blättern eines Baumes glänzen, der vor dem Hauſe war — aber die Berge, die gegenüber ſtanden, zeigten ſich völlig lichtlos. Die im Laufe dieſes lezten Tages vielfach genannte Griſel erkannte er gleich. Sie ſtand wie ein flacher, ſchwarzer Schattenriß auf dem Silber des Himmels, bog ſich niedergehend ein wenig aus, und an dem Buge ſtand ein Stern, wie ein niederhängendes irdiſches Ordensſternlein.

Victor ſchaute lange hinaus.

„Nach welcher Gegend hin,“ dachte er, „wird das Thal meiner Mutter ſein, und wird das liebe ſchimmernde Häuschen zwiſchen den dunkeln Büſchen ſtehen?“

Er hatte nehmlich durch die vielfachen Windungen des Weges an der Aſel herein, und durch die Kreuzgänge des Hauſes die Richtung der Weltgegenden verloren.

„Jezt werden dort auch die Sterne nieder ſcheinen, der Hollunder wird ſtille ſein, und die Waſſer werden rieſeln. Mutter und Hanna werden ſchlummern, oder ſie ſizen noch an dem Tiſche, wo ſie das Abendmal verzehrt haben, mit ihrer Arbeit, und denken an mich, oder reden wohl gar von mir.“

Vor ſeinen jezigen Fenſtern war wohl auch ein Waſſer, ein viel größeres, als der Bach in ſeinem Mutterthale, aber er konnte es nicht ſehen; denn ein ruhiger weißer Nebel lag darauf, der oben durch eine wagrechte gleichſam feſte Linie abgeſchnitten war.

„Von der Stube, in welcher ich ſchlief, ſchaut jezt niemand nieder, um die Funken in dem regſamen Bache zu ſehen, um die Bäume zu ſehen, die herum ſtehen, oder auch die Berge, auf welche ſich die Felder empor ziehen.“

Es kam, während er ſo hinaus ſchaute, nach und nach eine kalte, ſehr feuchte Nachtluft durch die Fenſter herein. Victor ſchloß ſie alſo zu, und beſah, ehe er ſich nieder legte, auch das zweite Gemach. Es war, wie das erſte, nur daß es kein Bett hatte. Ein rußiges Bild ſah von einer Niſche nieder, darauf ein Mönch abgemalt war. Victor ſchloß auch hier das ſchmale Fenſter und ging zu ſeiner Lagerſtätte hinaus. Den Spiz hatte er unwillkührlich immer an der Schnur mit ſich geführt; nun aber löſete er den Knoten an dem Ringe, nahm ihm das Halsband ab und ſagte: „Lege dich hin, wo du willſt, Spiz, wir werden uns wechſelweiſe nicht abſperren.“

Der Hund ſah ihn an, als wollte er deutlich ſagen, daß ihm alles befremdend vorkomme, und daß er nicht wiſſe, wo er ſei.

Victor ſchloß nun auch ſeinerſeits das Schloß ſeines Zimmers zu und entkleidete ſich. Es fiel ihm während dieſer Handlung auf, daß er heute Abends in dem ganzen Hauſe nur drei Menſchen geſehen habe — und daß dieſe lauter alte geweſen ſind.

Als er ſein Nachtgebet, das er gewiſſenhaft ſeit den erſten Tagen ſeiner Kindheit immer verrichtete, geſprochen hatte, legte er ſich in das Bett. Er ließ eine Weile noch das Licht auf ſeinem Betttiſchchen brennen, bis ihm die Augenlieder zu ſchwer wurden und die Sinne zu ſchwinden begannen. Dann löſchte er die Kerze aus, und drehte ſich gegen die Wand.

Der Spiz lagerte ſich, wie gewöhnlich, zu den Füſſen ſeines Bettes, that ihm nichts Leides, und beiden ermüdeten Weſen war die Nacht wie ein Augenblik.

5.

Aufenthalt.

Als Victor des andern Morgens erwachte, erſchrak er über die Pracht, die ſich ihm darſtellte. Die Griſel ſtand drüben in allen ihren Spalten funkelnd und leuchtend, und obwohl ſie in der Nacht der höchſte Berg geſchienen hatte, ſo ſtanden doch nun höhere neben ihr, die er in der Nacht nicht geſehen hatte, und die nun ſanft blau nieder ſchienen, und an vielen Stellen Schneefleken zeigten, die ſich wie weiße Schwäne in die Spalten duckten. Alles glänzte und flimmerte durcheinander, hohe Bäume ſtanden vor dem Hauſe in einer ſolchen Näſſe, wie er ſie nie geſehen hatte, die Gräſer troffen, überall gingen breite Schatten nieder, und das Ganze erſchien noch einmal in dem See, der von jeder Floke Nebel rein gefegt, wie der zarteſte Spiegel dahin lag. Victor hatte ſeine Fenſter aufgeriſſen und ſtekte das blühende Angeſicht zwiſchen den Eiſenſtäben hinaus. Sein Erſtaunen war außerordentlich. Mit alle dem Getümmel an Lichtern und Farben herum bildete das todähnliche Schweigen mit dem dieſe ungeheuren Bergeslaſten herum ſtanden, den ſchärfſten Gegenſaz. Kein Menſch war zu ſehen — auch vor dem Hauſe nicht — nur einige Vögel zwitſcherten zeitweilig in den Ahornen. Welch ein Morgenlärm mochte nicht in all dieſen Höhen ſein, aber er war nicht zu vernehmen, weil ſie zu ferne ſtanden. Victor ſtrekte den Kopf, ſo weit er konnte, hinaus, um herum ſchauen zu können. Er ſah einen ziemlichen Theil des Sees. Ueberall ſchritten Wände an demſelben hin, und der Jüngling konnte durchaus nicht errathen, wo er herein gekommen war. Auch die Sonne war an einem ganz andern Orte aufgegangen, als er erwartet hatte, nehmlich hinter dem Hauſe, und ſeine Fenſter waren noch im Schatten, was eben das Licht der gegenüber liegenden Wände noch erhöhte. Mit dem Monde, den er geſtern ſeiner Lichtwirkung nach höchſtens für eine ſchmale

Sichel gehalten hatte, war er ebenfalls im Irrthume: denn er ſtand nun als Halbmond noch am Himmel, gegen die Zaken der Gebirge ſich nieder neigend. Victor kannte die Wirkung der Lichter in den Bergen noch nicht. Welche Fluth hätte auf die fernen Wände fallen müſſen, daß ſie ſo erleuchtet dageſtanden wären, wie der Kirchthurm ſeines Dorfes, der im Mondſcheine immer ſo ſchimmernd weiß und ſcharf in die dunkelblaue Nachtluft empor geſtanden war. Obwohl die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, ſo war doch die Luft, die zu ſeinen Fenſtern herein ſtrömte, noch ſo kalt und naß, wie er ſie zu Hauſe nicht gewohnt war; allein ſie beläſtigte ihn nicht, ſondern ſie war zugleich ſo feſt und hart, daß ſie alle ſeine Lebensgeiſter anregte.

Er trat endlich von dem Fenſter zurük, und fing an ſein Ränzlein auszupaken, um ſich anders anzukleiden, als er auf der Reiſe geweſen war; denn heute, dachte er, wird der Oheim zu ihm ſprechen, und wird ihm erklären, warum er ihn zu ſich auf dieſe vereinſamte Inſel habe kommen laſſen. Er legte reine Wäſche heraus, er bürſtete den Staub von dem zweiten Anzuge, den er außer dem Reiſekleide noch mit ſich führte, er benüzte reichlich das ſpiegelklare in dem zinnenen Kruge vorhandene Waſſer, um den Reiſeſtaub von ſich zu waſchen, und zog ſich dann ſo zuſammen ſtimmend und paſſend an, wie er es in dem überreinlichen Hauſe ſeiner Ziehmutter gelernt hatte. Selbſt den Spiz, der ein ſo unwillkommener Gaſt in dieſem Hauſe war, hatte er vorher noch gekämmt und gebürſtet. Dann legte er ihm wieder das Halsband um, und knüpfte ſeine Schnur an den Ring desſelben. Als ſie beide ganz und gar fertig waren, ſchloß er ſeine Thüre auf, und wollte in das Zimmer gehen, wo ſie geſtern Abends gegeſſen hatten, um den Oheim zu ſuchen. Als er aber auf dem Gange war, fiel ihm ein, daß er heute zum erſten Male ſein Morgengebet vergeſſen habe. Es mußte in der Wirkung der großen nie gekannten Eindrüke des heutigen Morgens geſchehen ſein. Er ging daher noch einmal in das Zimmer zurük, ſtellte ſich wieder an das Fenſter, und ſagte die einfachen Worte, die er ſich einſt heimlich und ohne daß jemand etwas davon wußte, zu dieſem Zweke zuſammen gedacht hatte. Dann trat er zum zweiten Male den Weg zu dem Oheime an.

Das eiſerne Gitter am Gange war nicht mehr verſperrt, er trat durch dasſelbe hindurch und fand leicht den Gang, aus welchem er geſtern in das Speiſezimmer war geführt worden — aber der Gang hatte gar keine Thür, die in ein Gemach hätte leiten können, ſondern es ſtanden in demſelben lauter alte Käſten, die er ſchon geſtern beim Schlafengehen im Kerzenſcheine geſehen hatte. Die Gangfenſter waren von unten gegen oben mit Brettern verſchlagen, nur eine kleine Oeffnung war oben frei, daß durch das Glas das Licht herein fallen konnte, gleichſam als ſcheute man die Freiheit und Klarheit des Lichtes und liebte die Finſterniß in dieſen Gängen. Da Victor ſo ſuchte, trat aus einem der Käſten die alte Frau heraus, die geſtern zum Abendeſſen die Speiſen gebracht hatte. Sie trug Taſſen und Schalen, und ging wieder in einen ſolchen Kaſten hinein. Da Victor an dem, wo ſie heraus gekommen war, näher ſchaute, entdekte er, daß derſelbe ein verlarvtes Thürfutter ſei, und zur Hinterwand die Thür habe, durch die er geſtern zu dem Oheime hinein gegangen war, wie er an dem Ringe und Klöppel erkannte, die er geſtern beim Lichte bemerkt hatte. Er klopfte leicht mit dem Klöppel, und auf einen Laut drinnen, der wie „herein" klang, öffnete er und ging hinein. Er gelangte wirklich in das geſtrige Speiſezimmer und traf den Oheim.

Die vielen gleichen Käſten, die ſich etwa in dem Gebäude vorgefunden hatten, ſchienen nur darum in den Gang geſtellt worden zu ſein, daß jemand, der in unredlicher Abſicht durch eine Thür hinein gehen wollte, dieſe Abſicht nicht leicht erreiche, weil er die koſtbarſte Zeit durch Unterſuchung der wahren und falſchen Thierkäſten vergeuden mußte. Zu demſelben Zweke größerer Sicherheit ſchienen auch die Gänge verfinſtert worden zu ſein.

Der Oheim hatte heute den grauen weiten Rok an, in dem ihn Victor geſtern an dem Eiſengitter hatte ſtehen geſehen. Er ſtand jezt im Zimmer auf einem Schemel, und hatte einen ausgeſtopften Vogel in der Hand, von dem er mit einem Pinſel den Staub abbürſtete.

„Ich werde dir heute die Stundeneintheilung meines Hauſes geben, die durch Chriſtoph aufgeſchrieben iſt, daß du dich darnach richten kannſt; denn ich habe mein Frühſtük ſchon nehmen müſſen, weil die Zeit da war," ſagte er zu dem hereingekommenen

Victor ohne weiteren Morgengruß oder ſonſtiger Bewillkommung.

„Ich wünſche euch einen ſehr guten Morgen, Oheim,“ ſagte Victor, „und bitte um Verzeihung, daß ich die Frühmalſtunde verſäumt habe, ich wußte ſie nicht.“

„Freilich konnteſt du ſie nicht wiſſen, Narr, und es verlangte niemand, daß du ſie einhalteſt. Gieße dem Hunde in jenen hölzernen Trog ein Waſſer.“

Mit dieſen Worten ſtieg er von dem Schemel herunter, ging zu einer Leiter, beſtieg ſie, und ſezte den Vogel in das obere Fach eines Glasſchreines. Für den hineingeſtellten nahm er einen andern heraus, und fing daſſelbe Bürſten mit ihm an.

Victor konnte jezt bei Tage erſt ſehen, wie ungemein hager und verfallen der Mann ſei. Die Züge drükten kein Wohlwollen und keinen Antheil aus, ſondern waren in ſich geſchloſſen, wie von einem, der ſich wehrt, und der ſich ſelber unzählige Jahre geliebt hat. Der Rok ſchlotterte an den Armen, und von dem Kragen deſſelben ging der röthliche, runzlige Hals empor. Die Schläfe waren eingeſunken und das zwar noch nicht völlig ergraute aber aus vielen mißhelligen

Farben gemiſchte Haar war ſtruppig um dieſelben herum, niemals, ſeit es wuchs, von einer liebenden Hand geſtreichelt. Die Augen, die unter den herabgeſunkenen Brauen hervor gingen, hafteten auf dem kleinen Umkreiſe des todten Vogels. Der Rokkragen war an ſeinem oberen Rande ſehr ſchmuzig, und an dem Aermel ſah ein gebauſchtes Stük Hemd hervor, das ebenfalls ſchmuziger war, als es Victor je bei ſeiner Ziehmutter geſehen hatte. Und überall waren lebloſe oder verdorbene Dinge um den Mann herum. Es befanden ſich in dem Zimmer eine Menge Geſtelle, Fächer, Nägel, Hirſchgeweihe und dergleichen, an welchen allen etwas hing und auf welchen allen etwas ſtand. Es wurde aber mit ſolcher Beharrung gehütet, daß überall der Staub darauf lag, und daß ſich vieles ſchon Jahre lang nicht von dem Plaze gerührt hatte. In den Halsbändern der Hunde, wovon ein ganzer Bündel da hing, war innerlich der Staub; die Falten der Tabaksbeutel waren erſtarrt und undenklich lange ſchon nicht geändert worden; die Röhre der Pfeifenſammlung klaſten, und die Papiere unter den unzähligen Schwerſteinen waren gelb. Das Zimmer, welches ſtatt der Deke ein bedeutend ſpizes

Gewölbe hatte, war urſprünglich bemalt geweſen, aber die Farbe in ihren Lichtern und Schatten war in ein gleichmäßiges uraltes Dunkel übergangen. Auf dem Fußboden lag ein ausgebleichter Teppich, und nur dort, wo der Mann während des Speiſens zu ſizen pflegte, war ein neuerer kleinerer mit blühenden Farben gelegt. Jezt wälzten ſich eben die drei Hunde auf ihm. — Es war ein ſehr ſtarker Gegenſaz, wie Victor in dem Zimmer dieſes alten Mannes ſtand. Sein ſchönes Angeſicht blühte in faſt mädchenhafter Unſchuld, es war voll Lebensluſt und Kraft, die einfärbigen dunkeln Haare lagen gut geordnet um dasſelbe, und in ſeinem Anzuge war er ſo rein, als wäre derſelbe in dieſem Augenblike von liebreichen Mutterhänden beſorgt worden.

Er blieb, wie er in das Zimmer getreten war, ſtehen, und ſah dem Oheime zu. Dieſer aber fuhr in ſeinem Geſchäfte fort, als wenn gar niemand zugegen wäre. Er mußte es ſchon ſehr lange nicht verrichtet haben, und heute bei Anbruch des Tages daran gegangen ſein; denn es war bereits eine ziemliche Zahl Vögel gepuzt, und die andern ſtanden noch ganz grau vom Staube hinter ihren Gläſern. Die alte Frau, welche vorhin an Victor vorüber gegangen war ohne ihn anzureden, brachte jezt auf einem Brette ein Frühſtük herein und ſezte es ebenfalls ſchweigend auf den Tiſch. Victor ſchloß, daß es für ihn ſei, da es eben bei ſeinem Erſcheinen gebracht worden war. Er ſezte ſich daher dazu, und verzehrte davon ſo viel, als er Morgens zu eſſen gewohnt war; denn es ſtand auf dem Brette weit mehr, als er bedurfte. Es war ein Frühmal, wie es in England gebräuchlich iſt, von Thee und Kaffeh angefangen bis zu Eiern, Käſe, Schinken und kalten Rindebraten. Der Spiz hatte es hiebei am beſten; denn Victor gab ihm ſo viel, als er vielleicht niemals zu ſeinem Morgenmale bekommen hatte.

„Haſt du ſchon Waſſer in den Trog gegoſſen?“ fragte der Oheim.

„Nein,“ entgegnete Victor, „ich vergaß es in dem Augenblike, aber ich thue es gleich.“

Wirklich hatte der Jüngling im Anſchauen ſeines Oheims auf den Wunſch desſelben vergeſſen. Er nahm daher den großen gläſernen Krug, der mit demſelben herrlichen Quellwaſſer wie geſtern auf dem Tiſche ſtand, und goß davon einen Theil in einen kleinen hölzernen wohlgebohnten Trog, der an der Wand neben der Thür ſtand. Nachdem der Spiz getrunken hatte, ging der Oheim von ſeinem Geſchäfte weg und rief ſeine Hunde zu dem Waſſer; da aber keiner Luſt bezeigte, weil ſie wahrſcheinlich ohnehin ſchon getränkt waren, ſo drükte der Oheim an einem Stabe, der von der Wand des Troges empor ſtand, nieder, worauf ſich im Boden des Gefäßes eine metallene Platte öffnete und die Flüſſigkeit abrinnen ließ. Victor lächelte faſt über dieſe Einrichtung; denn zu Hauſe bei ihm war das alles einfacher und freundlicher: der Spiz war in freier Luft, er trank am Bache und verzehrte ſein Eſſen unter dem Apfelbaume.

„Ich zeige dir vielleicht einmal das Bildniß deines Vaters," ſagte der Oheim, „daß du ſiehſt, wie ich dich gleich erkannte."

Nach dieſen Worten ſtieg der alte Mann wieder auf die Leiter, und nahm einen neuen Vogel heraus. Victor ſtand immer in dem Zimmer und wartete, daß der Oheim mit ihm über die Angelegenheit ſeiner Herreiſe zu ſprechen beginnen werde. Aber dieſer that es nicht, und puzte ſtets an ſeinen Vögeln fort. Nach einer Weile ſagte er: „das Mittagmal iſt genau um zwei Uhr. Stelle deine Uhr nach dieſer dort, und komme darnach.“

Victor erſtaunte und fragte: „Ihr werdet mich alſo vor dieſer Zeit gar nicht mehr zu ſprechen verlangen?“

„Nein,“ antwortete der Oheim.

„So will ich hinaus gehen, um euch in eurer Zeitverwendung nicht zu ſtören, und will den See, die Berge und die Inſel betrachten.“

„Thue, was dir immer gefällt,“ ſagte der Oheim.

Victor ging eilig hinaus, allein er fand die Thür der hölzernen Treppe verſchloſſen. Daher ging er wieder zu dem Oheime zurük, und bath, daß er möchte öffnen laſſen.

„Ich werde dir ſelber aufmachen,“ ſagte dieſer. Er ſtellte ſeinen Vogel hin, ging mit Victor hinaus, zog einen Schlüſſel aus ſeinem grauen Roke, und ſchloß damit die Thür der Holztreppe auf, die er hinter dem Jünglinge ſogleich wieder verſperrte.

Dieſer lief die Treppe auf den Sandplaz hinab. Da hier die Fluth des Lichtes ſeinen erfreuten Augen entgegen ſchlug, wendete er ſich ein wenig um, um das Haus von außen zu betrachten. Es war ein feſtes dunkles Gebäude mit dem einzigen Geſchoße, in welchem er die heutige Nacht geſchlafen hatte. An den offenen Fenſtern erkannte er ſeine Zimmer. Denn alle andern waren zu, und prangten vielfach mit den ſchönen Farben der Verwitterung. Sie ſtanden ſämmtlich hinter feſten ſtarken Eiſengittern. Das Hauptthor war verrammelt, und die hölzerne überdekte Treppe zu dem Sandplaze herab ſchien der einzige Eingang zu ſein. Wie war das anders, als zu Hauſe, wo Fenſter an Fenſter offen ſtand, weiße ſanfte Vorhänge wehten, und man von dem Garten aus das luſtige Küchenfeuer flakern ſehen konnte.

Victor wendete ſeine Augen nun gegen den freien Plaz, der von dem düſteren Hauſe weg ging. Er war das Freundlichſte dieſer Umgebung. Hinten an den Seiten des Hauſes hatte er hohe Bäume, dann war er mit Sand beſtreut, hatte hie und da ein Bänklein, mehrere Blumenſtellen, und lief gegen den See in einen wirklichen Blumengarten und dann in Gebüſch aus. Zu beiden Seiten waren Bäume und Geſträuche. Victor ging auf dieſem Plaze herum, und Luſt und Sonnenſchein thaten ihm ſehr wohl.

Dann aber ſtrebte er weiter, um die Dinge hier zu ſehen. Eine uralte Lindenallee war ihm aufgefallen, die von dem Gebäude des Oheims weiter führte. Die Bäume waren ſo hoch und dicht, daß der Boden unter ihnen feucht war, und das Gras ſich mit dem ſchönſten, zarteſten Grün färbte. Victor ging in der Mitte dieſer Allee fort. Er gelangte zu einem andern Gebäude, deſſen hohes breites Thor verſchloſſen und eingeroſtet war. Ueber dem Bogen des Thores ſtanden die ſteinernen Zeichen geiſtlicher Hoheit, Stab und Inſul, nebſt den andern Wappenzeichen des Ortes. Am Fuße des Bogens und des ganzen Holzthores war weiches dichtes Gras, zum Zeichen, daß hier lange kein menſchlicher Tritt gewandelt war. Victor ſah, daß er durch dieſe Pforte nicht in das Gebäude kommen konnte, er ging daher an demſelben außen entlang und betrachtete es. Das Mauerwerk war ein aſchgraues Viereck mit faſt ſchwarzem Ziegeldache. Die überwuchernden Bäume der Inſel waren hoch darüber hinaus gewachſen. Die Fenſter hatten Gitter, aber hinter den meiſten derſelben ſtanden ſtatt des Glaſes graue vom Regen ausgewaſchene Bretter. Es war wohl noch ein Pförtchen in dieſes Haus, aber dasſelbe war wie der Haupteingang verrammelt. Weiter zurük war eine hohe Mauer, welche wahrſcheinlich den ganzen Zuſammenhang von Gebäuden und Gärten umſchloß, und als Eingang das Eiſengitter des Oheims hatte. In einem ausſpringenden Winkel dieſer Mauer lag der Kloſtergarten, von dem aus Victor die zwei diken aber ungewöhnlich kurzen Thürme der Kirche erblikte. Die Obſtbäume waren ſehr verwildert und hingen häufig zerriſſen darnieder. Einen Gegenſaz mit dieſer trauernden Vergangenheit machte die herumſtehende blühende ewig junge Gegenwart. Die hohen Bergwände ſchauten mit der heitern Dämmerfarbe auf die grünende mit Pflanzenleben bedekte Inſel herein, und ſo groß und ſo überwiegend war ihre Ruhe, daß die Trümmer der Gebäude, dieſer Fußtritt einer unbekannten menſchlichen Vergangenheit, nur ein graues Pünktlein waren, das nicht beachtet wird in dieſem weithin knospenden und drängenden Leben. Dunkle Baumwipfel ſchatteten ſchon darüber, die Schlingpflanze kletterte mauerwärts und nikte hinein, unten blizte der See, und die Sonnenſtrahlen feierten auf allen Höhen ein Feſt in Gold- und Silbergeſchmeide.

Victor hätte recht gerne die ganze Inſel durchgewandert, die nicht groß ſein mußte, und die er gerne erkundſchaftet hätte, aber er überzeugte ſich ſchon, daß wirklich, wie er vermuthet hatte, das ehemalige Kloſter ſammt allen Nebengebäuden und Gartenanlagen von einer Mauer umfangen war, wenn auch oft blühende Gebüſche die Steine derſelben verdekten. Er ging wieder auf den Sandplaz zurük. Hier ſtand er eine gute Weile vor dem Gitterthore, ſah die Stäbe an und verſuchte an dem Schloſſe. Doch zu dem Oheime hinauf gehen, und ihn bitten, daß er öffnen laſſe — das vermochte er nicht, er hatte einen Widerwillen davor. Außer den zwei alten Dienern, dem betagten Chriſtoph und der alten Frau, war es wie ausgeſtorben in dem ganzen Gebäude. Er ließ daher von dem Gitter ab, und wandelte auf dem offenen Plaze vorwärts gegen den See, um von dem Felſenufer, wenn hier auch eines wäre, in das Waſſer hinab zu ſchauen. Es war ein Felſenufer, und zwar, da er am äußerſten Rande draußen ſtand, ein häuſerhohes. Unten ſäumte das Waſſer ſanft den Strand; gegenüber ſtand die Griſel mit freundlichem Bergfuße, der ſeine weißen Steine und ſeine ſchimmernden Dinge im Waſſer ſpiegelte. Und wenn er auf die Bergmauern ringsum ſchaute, an denen das Waſſer dunkel, reglos und faltenlos lag, ſo war ihm, wie in einem Gefängniſſe, und als ſollte es ihm hier beinahe ängſtlich werden. Er verſuchte, ob nicht eine Stelle zum Hinunterklettern an das Waſſer zu finden wäre, aber die von Regen und Sturm gepeitſchte Wand war glatt, wie Eiſen, ja ſie ging ſogar gegen das Waſſer zu einwärts und überwölbte ſich. Wie groß müſſen erſt die Wände der Griſel ſein, dachte Victor, die ſchon von hier aus geſehen wie Paläſte empor ſteigen, während das Felſenufer der Inſel, da wir herfuhren, nur wie ein weißer Sandſtreifen erſchienen war.

Als er hier wieder eine Weile geſtanden war, ging er längs des Saumes dahin, bis er an die Einfangungsmauer an der Seite des Kloſters käme. Er kam dahin, und die Mauer ſtieg mit glattem Rande fallrecht in das Waſſer nieder. Dann wendete er um, und wandelte wieder an dem Saume fort bis er neuerdings an die Mauer an der dem Kloſter entgegenliegenden Seite käme. Aber ehe er dahin gelangte, traf er etwas anderes. Es ſtand eine gemauerte Höhlung da, wie die Thür eines Kellers, die hinter ſich abwärts gehende Stufen zeigte. Victor meinte, dies könnte eine Treppe ſein, die zum See hinab führe, um etwa Waſſer herauf zu holen. Sogleich ſchlug er den Weg hinab ein, der in der That wie eine überwölbte Kellerſtiege war, und auf unzähligen Stufen nieder führte. Er gelangte wirklich an das Waſſer, aber wie erſtaunte er, als er ſtatt eines armen Schöpfungsplazes, wie etwa zum Begießen der Pflanzen nöthig wäre, einen wahrhaften Waſſerſaal erblikte. Da er aus dem Dunkel der Treppe heraus kam, ſah er zwei Seitenwände aus großen Quadern in den See hinaus laufen, ſteinerne Simſe an ihren Seiten führend, daß man auf ihnen neben dem Waſſerſpiegel, der den Fußboden der Halle bildete, hin gehen konnte. Oben war ein feſtes Dach, die Mauern hatten keine Fenſter, und alles Licht kam durch die gegen den See gerichtete Wand herein, die ein Gitter aus ſehr ſtarken Eichenbohlen war. Die vierte, nehmlich die Rükwand, bildete der Fels der Inſel. Viele Pflöke waren in den Grund getrieben und an manchen derſelben hing mittelſt eines Eiſenſchloſſes ein Kahn. Der Raum war ſehr groß und mußte einſt viele ſolche Kähne in ſich liegen gehabt haben, wie das vielfach abgeſchleiſte Anſehen der Eiſenringe der Pflöke zeigte; aber jezt waren nur mehr vier da, die ziemlich neu waren, ſehr gut gebaut, und mit Ketten und verſperrten Schlöſſern in den Ringen hingen. Das Bohlenwerk hatte mehrere Thüren zum Hinausfahren in den See, aber ſie waren alle verſchloſſen, und die Balken gingen unerſichtlich tief in das Waſſer hinab.

Victor blieb ſtehen und ſah in die grünblinkenden Lichter des Seees, die zwiſchen den ſchwarzen Balken des Eichenholzes herein ſchienen. Er ſezte ſich dann nach einer Weile auf den Rand eines Kahnes, um mit der Hand die Wärme des Seewaſſers zu prüfen. Es war nicht ſo kalt, als er es wegen ſeiner durchſichtigen Klarheit geſchäzt hatte. Seit ſeiner Kindheit war das Schwimmen eines ſeiner liebſten Vergnügen geweſen. Als er daher gehört hatte, das Haus ſeines Oheims liege auf einer Inſel, nahm er ſein Schwimmkleid in dem Ränzlein mit, um dieſer Uebung recht oft nach zu gehen. Dies fiel ihm hier in dem Waſſerſaale augenblicklich ein, und er begann die Stellen wegen künftigen Schimmübungen mit den Augen zu prüfen, aber er erkannte gleich die Unmöglichkeit; denn, wo die Kähne hingen, war es zu ſeicht, und wo es tiefer wurde, gingen gleich die Bohlen in das Waſſer nieder. Zum Durchkommen durch die Bohlen war ebenfalls keine Ausſicht vorhanden; denn ſie waren ſo enge an einander, daß ſich nicht der ſchlankſte Körper hätte hinaus zwängen können. Es blieb daher nichts übrig, als ſich dieſes Waſſerhaus für die Zukunft zum bloßen Badeplaze zu beſtimmen.

Zum Theile erfüllte er dieſe Abſicht gleich auf der Stelle. Er legte ſo viel von ſeinen Kleidungsſtüken ab, als nöthig war, einige Körpertheile, namentlich Schultern, Bruſt, Arme und Füſſe zu waſchen. Den Spiz badete er ebenfalls. Hierauf legte er ſeine Kleider wieder an, und ſtieg die Stufen zurük empor, die er herabgegangen war. Als er ſodann an dem Ufer fort ging, traf er an das andere Ende der Einſchlußmauer. Es ging wie das erſte fallrecht in den See nieder, und war ſo aus dem Felſen heraus gebaut, daß kaum ein Kaninchen um den Mauerrand hätte herum ſchlüpfen können. Victor blieb eine Weile läſſig an dieſer Stelle ſtehen — dann war, ſo zu ſagen, ſein Tagwerk aus. Er ging auf den Sandplaz zurück, und ſezte ſich dort auf eine Bank, um von dem Bade auszuruhen und den Spiz zu troknen. Das Haus des Oheims, welches er nun gegenüber hatte, war, wie es am Morgen geweſen war. Nur die Fenſter des Zimmers, in welchem er geſchlafen hatte, ſtanden offen, weil er ſie ſelbſt geöffnet hatte, alles andere war zu. Niemand ging heraus, niemand ging hinein. Die Schatten wendeten ſich nach und nach, und die Sonne, die Morgens hinter dem Hauſe geſtanden war, beleuchtete nun die vordere Seite desſelben. Victor war es, wie er ſo da ſaß und auf die dunkeln Mauern ſchaute, als ſei er ſchon ein Jahr von ſeiner Heimath entfernt. Endlich wies der Zeiger ſeiner Uhr auf zwei. Er hob ſich daher, ging die Holztreppe empor, der Oheim öffnete ihm auf ſein Klopfen mit dem Klöppel die Stiegenthür, ließ ihn hinter ſich in das Speiſezimmer gehen, und ſofort ſezten ſich beide zu Tiſche.

Das Mittagmal unterſchied ſich von dem geſtrigen Abendmale nur darin, daß beide, Oheim und Neffe, zuſammen aßen. Sonſt war es wie geſtern. Der Oheim ſprach wenig, oder eigentlich ſo viel, wie nichts; die Speiſen aber waren mannigfaltig und gut. Es ſtanden wieder mehrere Weine auf dem Tiſche, und der Oheim trug Victor ſogar davon an, wenn er nehmlich ſchon Wein trinke; dieſer aber ſchlug das Anerbieten aus, indem er ſagte, daß er bisher immer Waſſer getrunken habe, und dabei bleiben wolle. Der Oheim ſprach auch heute nichts von dem Reiſezweke, ſondern da das Eſſen aus war, ſtand er auf und beſchäftigte ſich mit allerlei Dingen, die in dem Gemache waren, und kramte in denſelben herum. Victor begriff ſogleich, daß er entlaſſen ſei, und begab ſich ſeiner Neigung zu Folge ins Freie.

Nachmittags, da die Hize in dieſem Thalbeken, ſo wie Morgens die Kühle, ſehr groß war, ſah Victor, da er über den Blumenplaz ging, den Oheim auf einer Bank mitten in den Sonnenſtrahlen ſizen. Derſelbe rief ihn aber nicht hinzu und Victor ging auch nicht hinzu.

So war der erſte Tag aus. Das Abendeſſen, wozu Victor um neun Uhr beſchieden war, endete für ihn, wie geſtern. Der Oheim führte ihn in ſeine Zimmer und ſperrte das Eiſengitter des Ganges ab.

Den alten Chriſtoph hatte Victor den ganzen Tag nicht geſehen, nur die alte Frau allein wartete bei Tiſche auf — wenn man nehmlich das „aufwarten“ nennen kann, daß ſie die Speiſen brachte und forttrug. Alles andere hatte der Oheim ſelber gethan; auch die Käſe und Weine hatte er wieder eingeſperrt.

Als man des andern Morgens vom Frühſtüke aufgeſtanden war, ſagte er zu Victor: „Komme ein wenig herein da.“

Mit dieſen Worten ſchloß er eine kaum erkennbare Tapetenthür des Speiſezimmers auf, und ſchritt in ein anſtoßendes Gemach, wohin ihm Victor folgte. Das Gemach war wüſte eingerichtet, und enthielt mehr als hundert Feuergewehre, die nach Gattungen und Zeiten in Glasſchreinen waren. Hüfthörner, Weidtaſchen, Pulvergefäße, Jagdſtöke und noch tauſenderlei dieſer Dinge lagen herum. Sie gingen durch dieſes Zimmer hindurch, dann durch das anſtoßende, das wieder leer war, bis ſie in ein drittes kamen, in dem einige alte Geräthe ſtanden. An der Wand hing ein einziges Bild. Es war rund, wie die Schilde, worauf man die Wappen zu malen pflegt, und war von einem breiten ausgeflammten und durchbrochenen Goldrahmen hohen Alters umſchloſſen.

„Das iſt das Bild deines Vaters, dem du ſehr gleich ſiehſt,“ ſagte der Oheim.

Ein blühend ſchöner Jüngling, faſt eher noch ein Knabe zu nennen, war in einem bauſchigen braunen mit Goldtreſſen beſezten Kleide auf dem runden Schilde abgebildet. Die Malerei, obwohl kein Meiſterſtük erſten Ranges, war doch mit jener Genauigkeit und Tiefe der Behandlung begabt, wie wir ſie noch recht oft auf den Familienbildern des vorigen Jahrhunderts ſehen. Jezt nimmt Oberflächlichkeit und Rohheit der Farbe überhand. Beſonders rein waren die Goldborden ausgeführt, die noch jezt mit düſterem Lichte funkelten, und von den ſchneeweiß eingeſtaubten Loken und dem lieblichen Angeſichtchen, deſſen Schatten ganz beſonders rein und durchſichtig waren, ſich gut abheben.

„Es iſt in der adeligen Schule die närriſche Sitte geweſen,“ ſagte der Oheim, „daß alle Zöglinge zum Andenken abgebildet, und in ſolchen runden Schildern mannigfaltig bald in Gängen, bald in Verſälen, und gar in Zimmern aufgehängt wurden. Die Rahmen kauften ſie ſich ſelber dazu. Dein Vater iſt immer eitel geweſen und ließ ſich malen. Ich war viel ſchöner, als er, und ſaß nicht. Als die Schule einging, kaufte ich das Bild hieher.“

Victor, der ſich ſeines Vaters ſo wie ſeiner Mutter gar nicht mehr erinnern konnte, da ſie ihm beide, zuerſt die Mutter und ſehr bald darauf der Vater in früheſter Kindheit weggeſtorben waren, ſtand nun vor dem Bilde deſſen, dem er das Leben verdankte. In das weiche Herz des Jünglings kam nach und nach das Gefühl, das Waiſen oft haben mögen, wenn ſie, während andere ihre Eltern in Leib und Leben vor ſich haben, blos vor den gemalten Bildern derſelben ſtehen. Es iſt ein von einer tiefen Wehmuth reiches, und doch einen traurig ſüßen Troſt gebendes Gefühl. Das Bild wies in eine weite längſt vergangene Zeit zurük, wo der Abgebildete noch glüklich, jung und hoffnungsreich geweſen war, ſo wie der Betrachter jezt noch jung und voll der unerſchöpflichſten Hoffnungen für dieſe Welt iſt. Victor konnte ſich nicht vorſtellen, wie vielleicht derſelbe Mann ſpäter in dunklem einfachen Roke und mit dem eingefallenen ſorgenvollen Angeſichte vor ſeiner Wiege geſtanden ſein mag. Noch weniger konnte er ſich vorſtellen, wie er dann auf dem Krankenbette gelegen iſt, und wie man ihn, da er todt und erblaßt war, in einen ſchmalen Sarg gethan und in das Grab geſenkt habe.

Das alles iſt in eine ſehr frühe Zeit gefallen, wo Victor die Eindrüke der äußeren Welt noch nicht hatte, oder dieſelben nicht für die nächſte Stunde zu bewahren vermochte. Er ſah jezt in das ungemein liebliche, offene und ſorgenloſe Angeſichtchen des Knaben. Er dachte, wenn er noch lebte, ſo würde er jezt auch alt ſein, wie der Oheim; aber er konnte ſich nicht vorſtellen, daß der Vater dem Oheime ähnlich ſehen würde. Da er noch lange ſtand, keimte in ihm der Entſchluß, wenn er überhaupt mit dem Oheime auf einen beſſern Fuß zu ſtehen käme, als er jezt ſtand, daß er ihm die Bitte vortragen wolle, ihm das Bild zu ſchenken, denn dem Oheime könne ja ſo viel nicht daran gelegen ſein, da er es in dieſem ungeordneten Zimmer ganz allein auf der Wand hängen und den vielen Staub auf dem Rahmen liegen laſſe.

Der Oheim ſtand indeſſen an der Seite und ſah das Bild und den Jüngling an. Er hatte keine ſonderliche Theilnahme gezeigt, und wie Victor die erſte Bewegung machte, ſich von dem Bilde zu entfernen, ging er gleich voran, um ihn aus den Zimmern zu führen, wobei er weder von dem Bilde noch von dem

Vater etwas anders ſagte, als die Worte: „Es iſt eine erſtaunliche Aehnlichkeit.“

Als ſie wieder in das Tafelzimmer gekommen waren; ſchloß er ſorgfältig die Tapetenthür, und begann auf die gewöhnliche Weiſe in dem Gemache herum zu gehen, und in den herumliegenden und ſtehenden Sachen zu greifen, zu ſtellen und zu ordnen, woraus Victor aus Erfahrung erkannte, daß er jezt vor der Hand nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle.

Er beſchloß daher, wieder auf die Inſel hinunter zu gehen. Die Treppenthür war abermals geſchloſſen. Victor wollte nicht zu dem Oheime gehen, daß er ihm öffne, ſondern er dachte an den Kaſten, in welchen geſtern das alte Weib mit den Schalen hinein gegangen war, und vermuthete, daß durch denſelben ein Ausweg ſein müſſe. Er fand den Kaſten bald, öffnete ihn, und ſah wirklich abwärts führende Stufen, die er einſchlug. Allein er gelangte auf denſelben nicht in das Freie, ſondern in die Küche, in welcher er niemanden traf, als das alte Weib, welches mit der Herrichtung der vielen verſchiedenen Dinge beſchäftigt war, die zu dem Mittagsmale gehörten.

Nur noch ein jüngeres beinahe blödſinnig ausſehendes Mädchen unterſtüzte ſie hiebei. Victor fragte das Weib, ob ſie ihn nicht in den Garten hinaus laſſen könne.

„Freilich,“ ſagte ſie, führte ihn dieſelbe Treppe hinauf, die er herunter gekommen war, und holte den Oheim heraus, welcher ſofort öffnete und den Jüngling hinaus ließ.

Victor erkannte nun, daß die Holztreppe der einzige Ausgang ſei, und daß man den mit ſolchem Mißtrauen geſchloſſen halte, obwohl das Ganze ohnehin mit einer undurchdringlichen Mauer umgeben ſei.

Der Tag verging, wie der geſtrige. Victor kam um zwei Uhr zum Mittageſſen und ging dann wieder fort. Gegen Abend ereignete ſich etwas ungewöhnliches. Victor ſah ein Schiff gegen die Inſel kommen, und gerade gegen das Waſſerbohlenwerk zu fahren, das er geſtern entdeckt hatte. Victor lief eilig die Treppen zum Waſſerhauſe hinab. Das Schiff kam herzu, das Bohlenthor wurde von Außen mit einem Schlüſſel geöffnet, und der alte Chriſtoph fuhr ganz allein in einem Kahne herein. Er hatte Lebensmittel und andere Bedürfniſſe geholt, und war deßwegen in der Hul und in Attmaning geweſen. Victor begriff nicht, da er die Ladung ſah, wie der alte Mann dieſe Menge Dinge herbei geſchafft und über den See gerudert habe. Auch war ihm leid, daß ihm die Abfahrt des alten Dieners nicht bekannt geweſen ſei, weil er ihm einen Brief mitgegeben hätte, der an die Mutter laufen ſollte. Chriſtoph fing an, die Dinge auszuladen, und die verſchiedenen Fleiſchgattungen mit Hülfe des blödſinnigen Mädchens auf einer Tragbahre in die Eisgrube zu tragen. Victor ſah hiebei ein ganz niederes eiſernes Thürchen an der Hinterſeite des Hauſes öffnen. Als er über die Treppen hinter dem Thürchen hinab ging, erblikte er im Scheine der Laterne, die man dort angezündet hatte, eine gewaltige Laſt Eiſes, auf der allerlei Vorrathsdinge herum lagen, und die eine fürchterliche Kälte in dieſem Raume verbreitete. In ſpäter Dämmerung war die Arbeit des Ausladens vollendet.

Der dritte Tag verging, wie die erſten zwei. Und es verging der vierte und es verging der fünfte. Drüben ſtand immer die Griſel, rechts und links ſtanden die blaulichen Wände, unten dämmerte der See, und mitten leuchtete das Grün der Baumlaſt der Inſel, und in dieſem Grün lag wie ein kleiner grauer Stein das Kloſter mit dem Hauſe. Der Orla ließ manches blaue Stük durch die Baumzweige darauf nieder ſchimmern.

Victor war bereits an allen Stellen der Einfaſſungsmauer geweſen, auf allen Bänken des Sandplazes oder Gartens war er geſeſſen, und auf allen Vorgebirgen des Uferſaumes des eingefaßten Plazes war er geſtanden.

Am ſechſten Tage konnte er es nicht mehr ſo aushalten, wie es war, und er beſchloß der Sache ein Ende zu machen.

Er kleidete ſich früh Morgens ſorgfältiger an, als er es gewöhnlich that, und erſchien ſo bei dem Frühſtüke. Nachdem daſſelbe vorüber war, und er ſchon neben dem Oheime in dem Zimmer ſtand, ſagte er: „Oheim, ich wünſchte mit euch etwas zu reden, wenn ihr nehmlich Zeit habt, mich anzuhören.“

„Rede,“ ſagte der Oheim.

„Ich möchte euch die Bitte vortragen, mir in Gefälligkeit den Grund zu eröffnen, weßhalb ich auf dieſe Inſel kommen mußte, wenn ihr nehmlich einen beſonderen Grund hattet; denn ich werde morgen meine Abreiſe wieder antreten.“

„Die Zeit bis zur Uebernahme deines Amtes dauert ja noch über ſechs Wochen,“ antwortete der Oheim.

„Nicht mehr ſo lange, Oheim,“ ſagte Victor, „nur noch fünf und dreißig Tage. Ich möchte aber noch einige Zeit, bevor ich in das Amt trete, in meinem zukünftigen Aufenthaltsorte zubringen, und möchte deßhalb morgen abreiſen.“

„Ich entlaſſe dich aber nicht.“

„Wenn ich euch darum bitte, und wenn ich euch erſuche, mich morgen oder, wie es euch gefällig iſt, übermorgen in die Hul hinüber führen zu laſſen, ſo werdet ihr mich entlaſſen,“ ſagte Victor beſtimmt.

„Ich entlaſſe dich erſt an dem Tage, an dem du nothwendig abreiſen mußt, um zu rechter Zeit bei deinem Amte eintreffen zu können,“ erwiederte hierauf der Oheim.

„Das könnt ihr ja nicht,“ ſagte Victor.

„Ich kann es wohl,“ antwortete der Oheim; „denn die ganze Beſitzung iſt mit einer ſtarken Mauer umfangen, die noch von den Mönchen herrührt, die

Mauer hat das Eiſengitter zum Ausgange, das niemand anderer als ich zu öffnen verſteht, und der See, welcher die fernere Grenze macht, hat ein ſo ſteiles Felsufer, daß niemand zu dem Waſſer hinunter kommen kann."

Victor, der von Kindheit an nie die kleinſte Ungerechtigkeit hatte dulden können, und der offenbar das Wort „können" im ſittlichen Sinne genommen hatte, wie es ſein Oheim im ſtofflichen nahm, wurde bei den lezteren Worten im ganzen Angeſichte mit der tiefſten Röthe des Unwillens übergoſſen, und ſagte: „So bin ich ja ein Gefangener?"

„Wenn du es ſo nennſt, und meine Anſtalten es ſo fügen, ſo biſt du einer," entgegnete der Oheim.

Victors Lippen bebten nun, er konnte vor Erregung kein Wort ſagen — dann aber rief er doch zu dem Oheime: „Nein, Oheim! das können eure Anſtalten nicht fügen, was ihr beliebig wollt; denn ich gehe an das Felſenufer hinvor, und ſtürze mich gegen den See hinunter, daß ſich mein Körper zerſchmettert."

„Thue das, wenn du die Schwäche beſizeſt," ſagte der Oheim.

Nun konnte Victor in der That keine Silbe mehr hervor bringen — er ſchwieg eine Weile und es ſtiegen in ihm Gedanken auf, daß er ſich an der Härte dieſes abſcheulichen Mannes rächen werde. Auf der andern Seite ſchämte er ſich auch ſeiner kindiſchen Drohung, und erkannte, daß ſich ſelber zu verlezen kein weſentlicher Widerſtand gegen den Mann wäre. Er beſchloß daher, ihn durch Duldung auszutrozen. Darum ſagte er endlich: „Und wenn der Tag gekommen iſt, den ihr genannt habt, laſſet ihr mich dann in die Hul hinüber führen?“

„Ich laſſe dich dann in die Hul hinüber führen,“ antwortete der Oheim.

„Gut, ſo bleibe ich bis dahin,“ entgegnete Victor: „aber das ſage ich euch, Oheim, daß von nun an alle Bande zwiſchen uns zerſchnitten ſind, und daß wir nicht mehr in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen können.“

„Gut,“ antwortete der Oheim.

Victor ſezte noch im Zimmer ſein Barett auf das Haupt, zerrte den Spiz, den er bei ſich hatte, an der Schnur hinter ſich her, und ging zur Thür hinaus.

Der Jüngling betrachtete ſich nun von jeder Rükſicht, die er ſonſt gegen den Oheim beobachten zu müſſen geglaubt hatte, frei, und beſchloß fortan jede Handlungsweiſe ſich zu erlauben, die ihm nicht von ſeinem Sittlichkeitsgefühle verbothen, oder von den Grenzen der offenbaren Gewalt unmöglich gemacht worden wäre.

Er ging von dem Oheime in ſein Zimmer und ſchrieb dort über zwei Stunden. Dann ging er ins Freie. An der Treppenthür war von innen und von außen ein Ring, der als Klöppel diente. Wollte Victor von nun an entweder hinein oder hinaus, ſo ging er nicht mehr, wie bisher, zu dem Oheime, daß er ihm öffne, ſondern er ſtellte ſich an die Thür, und ſchlug mit dem Klöppel gegen dieſelbe. Auf dieſes Zeichen kam der Oheim allemal, wenn er in ſeinem Zimmer war, heraus und öffnete. War er ſelber im Freien, ſo ſtand die Thür ohnehin offen. Bei dem Mittagmale des erſten Tages redete Victor nichts, der Oheim fragte ihn auch nichts, und als das Eſſen vorüber war, ſtanden beide auf, und Victor ging ſogleich fort. Auf dieſelbe Weiſe war das Abendmal.

Victor ging nun daran, alle Theile des eingeſchloſſenen Raumes zu durchforſchen. Er drang in die Gebüſche, welche hinter dem Hauſe ſtanden, er ging von Baum zu Baum, und ſah jeden an, und unterſuchte ihn um ſeine Eigenſchaften und um ſeine Geſtalt. Einmal drang er durch alle Gebüſche und Schlinggewächſe, welche an der Innenſeite der Einſchlußmauer des Beſitzthumes waren, längs der ganzen Mauer dahin. Sie war, wie dumpfig und morſch ſie auch an vielen Stellen von den unſäglichen Gewächſen, die an ihr wuchſen, war, dennoch überall ganz genug und feſt genug. In dem Hauſe, in welchem er mit dem Oheime wohnte, durchſuchte er alles Treppe auf Treppe ab, Gang aus Gang ein; aber es war bei dieſen Unterſuchungen nicht viel zu finden. Ueberall, wo ſich eine Thür oder ein Thor zeigte, waren die Schlöſſer gut verſperrt, zum Theile ſtanden große ſchwere Käſten davor, in denen einſt Getreide oder dergleichen geweſen ſein mochte, und hinderten auf ewig das Oeffnen, wie ja auch die meiſten Fenſter der Gänge, wie Victor gleich am erſten Tage bemerkt hatte, bis auf einen kleinen Theil, durch den das Licht kam, mit Brettern verſchlagen waren. Außer den Gängen, die zwiſchen dem Speiſezimmer und ſeinen zwei Wohnzimmern liefen, und außer der Treppe, über welche er in die Küche hinab gelangen konnte — welche zwei Dinge er ohnehin ſchon lange kannte — entdekte er im Hauſe ſeines Oheims nichts, als etwa die Treppe, welche einſt abwärts zu dem Ausgange geführt hatte, nun aber an einem Thor endete, das niedrig, verſchloſſen und mit Roſt bedekt war.

Was Victor am meiſten reizte, war das alte Kloſter. Er ging an allen Seiten des grauen einſamen Viereckes herum, und eines Tages, da er in dem verfallenen Kloſtergarten war, von dem man die Thürme ſehen konnte, gelang es ihm, über eine niedere Quermauer, aus welcher er mehrere Ziegel heraus brechen konnte, in einen Zwinger zu ſteigen, und aus demſelben in innere nicht verſchloſſene Räume zu kommen. Er wanderte durch einen Gang, wo die alten Aebte aus und ein gegangen waren, abgebildet waren, aus ſchwarzen Bildern nieder ſahen, und blutrothe Namen und Jahreszahlen zu ihren Füßen hatten. In die Kirche gelangte er und ſtand an den von Gold und Silber entblößten Altären — dann war er über manche von ewigem Treten zerſchleifte Steinſchwelle in zufällig offen ſtehende Zellen gekommen, in denen es nun hallte und wo dumpfe Luft ſtand. Zulezt war er in die Thürme geſtiegen, und hatte die ruhigen verſtaubten Gloken hängen geſehen. Als er wieder über die Quermauer in den Obſtgarten hinaus geklettert war, löſete er den Spiz, den er an einem Strunke angebunden hatte, und der indeſſen ſtille da geſeſſen war, wieder los und ging mit ihm fort.

Mehrere Tage darnach, als er mit dem Oheime den ſeltſamen Auftritt gehabt hatte, ging er einmal in das Bohlenhaus hinab, um ſich, wie er es öfters gethan hatte, mehrere Theile ſeines Körpers in dem erquikenden Waſſer zu waſchen. Als er auf den lezten Stufen ſo ſaß, und, um ſich abzukühlen, vor ſich hin ſchaute, bemerkte er in der Tiefe des Waſſers, weil ein ganz beſonders ſchöner Tag war, oder weil er jezt überhaupt alles ſchärfer beobachtete, daß einer der Bohlenzähne des Thores, die in das Waſſer hinab ragten, kürzer ſei, als die andern, und ſo eine Lüke bilde, durch die man vielleicht mittelſt Tauchen in den See hinaus gelangen könne. Er beſchloß auf der Stelle den Verſuch zu machen. Zu dieſem Zweke ging er in ſeine

Stube und holte ſich ſein Schwimmkleid. Da er mit demſelben zurük gekommen war, ſich ausgefühlt und entkleidet hatte, ging er der größeren Tiefe des Waſſers zu, legte den Körper längs der Fläche, tauchte vorſichtig, ſchwamm vorwärts, hob das Haupt und war außer den Bohlen. Selbſt den Spiz, welchem er die Schnur abgenommen hatte, konnte er, weil er ſchlank war, zwiſchen den Bohlen zu ſich hinaus bringen. Nun ſchwamm er freudig in großen Kreiſen aufwärts und abwärts des Bohlenthores in dem tiefen See herum. Der Spiz neben ihm. Als ſeine Kraft geſättigt war, näherte er ſich wieder der Bohlenlüke, tauchte, und kam unter die Kahnpflöke und unter das Bohlenhaus hinein. Er kleidete ſich nach dieſem Bade an, und ging fort. Das that er nun alle Tage. Wenn die größte Hize ſich milderte, ging er in das Schiffhaus, machte ſich ſchwimmgerecht, und ſchwamm, ſo lange es ihm gefiel, außer dem Bohlenthore herum.

Es fiel ihm wohl in dieſer Zeit ein, daß er ſeine Kleider nebſt einem Vorrathe von Brod durch die Bohlen hinaus ſchaffen, und ſie an eine Schnur gebunden ſchwimmend hinter ſich her ziehen könnte, bis er das nächſte herein gehende Ende der Anſchlußmauer umſchwommen hätte. Dort könnte er ausſteigen, in einem Verſteke die Kleider troknen und ſie dann anziehen. Es würde doch möglich ſein, wenn das Brod nur aushielte, eine Zeit zu erwarten, in der man ein auf dem See fiſchendes Schiffchen herzu rufen könnte. Ja ſelbſt das fiel ihm in Zeitpunkten der erregteſten Einbildungskraft ein, daß er mit einiger Anſtrengung ſeiner Körperkräfte und mit Aufrufung ſeines Geiſtes von der Inſel etwa bis an den Orlaberg hinüber ſchwimmen könnte, wo er dann durch Klettern und Wandern in die Hul hinüber finden müßte. Es kam ihm die Ungeheuerlichkeit dieſes Wageſtükes nicht ſo ungeheuer vor, weil ja auch die Mönche einmal über den Orla in die Hul geſtiegen ſind, und noch dazu im Winter; aber das bedachte er nicht, daß die Mönche Männer waren, die das Gebirge kannten, er aber ein Jüngling ſei, der in dieſen Dingen gar keine Erfahrung beſize. Aber wie lokend auch alle dieſe Vorſpiegelungen ſein mochten, ſo konnte er doch keiner derſelben eine Folge geben, weil er dem Oheime verſprochen hatte, bis zu dem nothwendigen Tage da zu bleiben — und dieſes Verſprechen wollte er halten. Darum kam er von dem Schwimmen immer wieder unter dem Bohlenthore herein.

Außer dem Schwimmen brachte er die andere Zeit mit anderen Dingen hin. Er hatte jede und alle Stellen des eingeſchloſſenen Raumes ſchon beſucht und kennen gelernt. Er wurde nun auf das Gehen und Kommen der Lichter auf den Bergen aufmerkſam, und erkannte nach und nach die Schauer der Farben, die über ſie gingen, wenn gemach die Tageszeiten wechſelten, oder wenn die Wolken ſchneller an der blanken Deke des Himmels hin liefen. Oder er horchte durch die todten Lüfte, wenn er ſo ſaß, wenn die Sonne am Mittage ſtand, oder eben am Bergrande untergegangen war, ob er denn nicht das Gebetglöklein der Hul hören könne — denn auf der Inſel war wirklich weder der Schlag einer Thurmuhr noch der Klang einer Gloke zu vernehmen: — aber er hörte niemal etwas, denn die grüne dichte Baumwand des größeren Theiles der Inſel war zwiſchen ſeinem Ohre und dem Klange, den er damals Abends ſo ſchön an dem Felſenufer gehört hatte. — Es waren nach lange dauernden Sternnächten — denn Victor war zur Zeit des abnehmenden Mondes gekommen — endlich auch ſehr ſchöne Mondnächte erſchienen. Victor öffnete da gerne ſeine Fenſter, und ſah, da er von Menſchen geſchieden war, das zauberhafte Flimmern und Glizzern und Dämmern auf See und Felswänden, und ſah die ſchwarzen vom Lichte nicht getroffenen Blöke mitten in dieſer Flirrwelt wie Fremdlinge ſchweben.

Mit Chriſtoph und der alten Magd, wenn ſie ihm begegneten, redete er kein Wort, weil er es nicht für würdig hielt, da er ſchon mit dem Herrn nicht ſpreche, mit ſeinen Dienern Reden zu wechſeln.

So ging die Zeit nach und nach dahin.

Eines Tages, als er gegen fünf Uhr über den Blumenplaz gegen das Bohlenhaus zu ſchritt, um zu ſchwimmen, und wie gewöhnlich den armen Spiz an der Schnur hinter ſich herzog, redete ihn der Oheim, der nach ſeiner Art auf einer Bank in der Sonne ſaß, an, und ſagte: „Du darfſt den Hund nicht ſo an der Schnur führen, du kannſt ihn ſchon frei mit dir gehen laſſen, wenn du willſt.“

Victor warf ſeine Augen erſtaunt gegen den Mann, und ſah wenigſtens keine Unehrlichkeit in ſeinem Angeſichte, wenn auch ſonſt nichts anderes.

Am folgenden Tage ließ er den Spiz des Nachmittags verſuchsweiſe frei. Es geſchah ihm nichts, und er ließ ihn von nun an alle Tage frei mit ſich gehen.

So verfloß wieder einige Zeit.

Ein anderes Mal, als Victor eben ſchwamm, und zufällig ſeine Augen empor richtete, ſah er den Oheim in einer Thür, die ſich aus dem Dache des Bohlenhauſes öffnete, ſtehen und auf ihn herunter ſchauen. In den Mienen des alten Mannes ſchien ſich Anerkennung auszuſprechen, wie der Jüngling ſo geſchikt die Waſſerfläche theilte, und öfter mit freundlichen Augen auf den Hund ſah, der neben ihm her ſchwamm. Auch die hohe Schönheit des Jünglings war eine ſanfte Fürbitte für ihn, wie die Waſſer ſo um die jugendlichen Glieder ſpielten und um den unſchuldevollen Körper floßen, auf den die Gewalt der Jahre wartete, und die unenträthſelbare Zukunft des Geſchikes. — — Ob ſich auch etwas Verwandtſchaftsneigung in dem alten Manne gegen das junge einzige Weſen regte, das ihm an Blut näher ſtand, als alle übrigen auf der Erde — wer kann es wiſſen? Auch ob er heute das erſte Mal, oder ſchon öfter zugeſchaut hatte, war ungewiß; denn Victor hatte früher nie gegen das Bohlenthor empor geblikt; — aber am andern Tage um fünf Uhr Nachmittags, als Victor über den Gartenplaz ging, den Oheim an den Blumen, der einzigen lieblichen Beſchäftigung, bei der er ihn je erblikt hatte, herum arbeiten ſah, und ohne ihn anzureden vorüber gegangen war, fand er zu ſeiner größten Ueberraſchung, da er in das Schiffhaus gekommen war, eine der Bohlenthüren offen ſtehen. Er war geneigt, dieſes Ereigniß irgend einem ihm unbekannten Umſtande zuzuſchreiben; allein am nächſten Tage und alle folgenden Tage ſtand um fünf Uhr das Bohlenhaus offen, während es den ganzen übrigen Theil des Tages immer geſperrt war.

Victor wurde durch dieſe Sachen aufmerkſam, und erkannte leicht, daß er von dem Oheime beobachtet werde.

Als er, weil die Zeit gar ſo todtlangſam hin ging, wieder einmal, was er ſeit ſeiner Gefangenſchaft aus Stolz nie gethan hatte, ſehnſüchtig an dem eiſernen Gitter der Einſchlußmauer ſtand, und ſein Angeſicht zwiſchen zwei Stäbe legte, um hinaus zu ſchauen, hörte er plözlich in dem Eiſen ein Raſſeln; eine Kette, die er ſchon öfter an den Stäben bemerkt hatte, wie ſie empor ging und ſich in die Mauer verlor, bewegte ſich, und in dem Augenblike fühlte er an dem ſanften Nachgeben der Stäbe auswärts, daß das Gitter offen ſei und ihn hinaus laſſe. Er ging hinaus und ging in einigen Theilen der Inſel herum. Er hätte jezt die Gelegenheit zur Flucht benüzen können, aber weil ihn der Oheim freiwillig hinausgelaſſen hatte, benüzte er ſie nicht, und begab ſich wieder freiwillig in ſein Gefängniß. Bei ſeiner Annäherung an das Gitter war dasſelbe zu, öffnete ſich aber, als er heran trat und ließ ihn herein, ſich hinter ihm wieder ſchließend.

Durch alle dieſe Sachen hätte Victor weicher werden müſſen, wenn der Mann nicht ſchon vorher am ſanfteſten ſein Herz dadurch gerührt hätte, daß er ihm den Spiz frei gemacht hatte.

Der Jüngling fing nun folgerechter Weiſe auch ſeinerſeits an, den Greis näher zu beobachten, und oftmals zu denken: „Wer weiß, ob er ſo hart iſt, und ob er nicht vielmehr ein unglüklicher alter Mann ſei.“

So lebten die zwei Menſchen neben einander hin, zwei Sproſſen desſelben Stammes, die ſich hätten näher ſein ſollen, als alle andern Menſchen, und die ſich ſo ferne waren, wie keine andern — zwei Sproſſen desſelben Stammes, und ſo ſehr verſchieden: Victor das freie heitere Beginnen, mit ſanften Blizen des Auges, ein offener Plaz für künftige Thaten und Freuden — der Andere das Verkommen, mit dem eingeſchüchterten Blike, und mit einer herben Vergangenheit in jedem Zuge, die er ſich einmal als einen Genuß, alſo als einen Gewinn, aufgeladen hatte. In dem ganzen Hauſe lebten nur vier Perſonen: der Oheim, der alte Chriſtoph, Roſalie, ſo hieß die alte Haushälterin und Köchin, und endlich das blödſinnige auch ſchon alte Mädchen Agnes, welche Roſaliens Handlangerin war. Unter dieſen alten Menſchen und neben dem alten Gemäuer ging Victor herum, wie ein nicht hieher gehöriges Weſen. Sogar die Hunde waren ſämmtlich alt; die Obſtbäume, die ſich vorfanden, waren alt; die ſteinernen Zwerge, die Bohlen im Schiffhauſe waren alt! nur einen Genoſſen hatte Victor, der blühend war wie er, nehmlich die Laubwelt, die luſtig in der Verfallenheit ſproßte und keimte.

Victor hatte ſich ſchon früher öfter mit einer Thatſache beſchäftigt, die ihn nachdenken machte. Er wußte nehmlich nicht, wo ſein Oheim das Schlafimmer habe, und konnte es troz aller Beobachtungen nicht entdeken. Er dachte daher, vielleicht verberge er es gar aus Mißtrauen. Einmal, da der Jüngling über die Treppe in die Küche hinab gerieth, hörte er eben die Haushälterin ſagen: „Er traut ja Niemanden; wie könnte man ihm denn beibringen, daß er aus der Hul einen Menſchen in Dienſt nehme? das thut er nicht. Er raſirt ſich darum ſelbſt, daß ihm niemand den Hals abſchneide, und er ſperrt Nachts die Hunde ein, daß ſie ihn nicht freſſen.“

An dieſe Umſtände äußerſter Hülfloſigkeit mußte Victor nun immer denken, und dies um ſo mehr, als ſich gerade jezt gegen ihn mildere Zeichen einſtellten. Die eiſerne Gitterthür im Gange zu ſeinem Schlafzimmer wurde nicht mehr geſperrt, das Bohlenthor ſtand zur Schwimmzeit regelmäßig offen, und zum eiſernen Hauptgitter der Mauer hatte Victor ſtatt eines Schlüſſels ein Pfeifchen von dem Oheime empfangen, auf deſſen Pfiff das Gitter ſich öffnete; denn es war nicht wie gewöhlich zu ſperren und zu öffnen, ſondern durch eine Vorrichtung von einem Zimmer des Oheims aus, man wußte nur nicht, von welchem.

Die erſten ordentlichen Unterredungen zwiſchen den zwei Verwandten wurden durch eine ſeltſame Veranlaſſung eingeleitet, man könnte ſagen: aus Neid. Da nehmlich eines Abends Victor von einem Streifzuge durch die Inſel, wie er ſie jezt öſters machte, in Begleitung aller vier Hunde zurük kam — auch der des Oheims; denn ſie hatten ſich ſchon länger an ihn angeſchloſſen und waren in ſeiner und des Spizes Geſellſchaft luſtiger und rühriger geworden, als ſie es früher geweſen waren — ſagte der Oheim, der zufälliger Weiſe noch in dem Garten war, und dieſes ſah: „Dein Spiz iſt auch weit beſſer, als meine drei Beſtien, denen nicht zu trauen iſt. Ich weiß nicht, wie ſie ſich ſo an dich hängen?“

Dem Jünglinge fuhren auf dieſe Rede die Worte, weil ſie ihm ſo nahe lagen, aus dem Munde: „Habt ſie nur lieb, wie ich den Spiz, und ſie werden auch ſo gut ſein.“

Der Mann ſah ihn mit ſonderbar forſchenden Augen an, und ſagte gar nichts auf dieſe Rede. Aber ſie wurde der Anker, an den Abends bei Tiſche andere Geſpräche über andere Gegenſtände angeknüpft wurden. Und ſo ging es dann weiter, und Oheim und Neffe ſprachen jezt wieder mit einander, wenn ſie zuſammen kamen, was namentlich bei den drei Mahlzeiten des Tages der Fall war.

Beſonders lebhaft wurde Victor einmal, da ihn der Greis zufällig oder abſichtlich veranlaßte, von ſeiner Zukunft und von ſeinen Plänen zu reden. Er werde jezt in ſein Amt eintreten, ſagte Victor, werde arbeiten, wie es nur ſeine Kraft vermag, werde jeden Fehler, den er antreffe, verbeſſern, werde ſeinen Obern alles vorlegen, was zu ändern ſei, werde kein Schlendern und keinen Unterſchleif dulden — in freien Stunden werde er die Wiſſenſchaften und Sprachen Europas vornehmen, um ſich auf künftige Schriftſtellerarbeiten vorzubereiten, dann wolle er auch das Kriegsweſen kennen lernen, um in dem höheren Staatsdienſte einmal den ganzen Zuſammenhang überſchauen zu können, oder in Zeiten der Gefahr ſelbſt zu Feldherrndienſten tauglich zu ſein. Wenn er ſonſt noch Talent habe, ſo möchte er auch die Muſen nicht ganz vernachläſſigen, ob ihm vielleicht etwas gelänge, was ſein Volk zu begeiſtern und zu entflammen vermöge.

Der Oheim hatte während dieſer Rede Kügelchen aus Brod gedreht, und hatte lächelnd mit den ſchmalen, zuſammen gekniffenen Lippen zugehört.

„Wenn du nur das alles zuſammen bringſt,“ ſagte er, „jezt kannſt du ſchon gut ſchwimmen, das heißt, ziemlich gut; ich habe dir geſtern wieder eine Weile zugeſchaut — aber der Bogen der rechten Hand iſt noch ein wenig zu kurz, es iſt, als zögeſt du die Hand zurük, und die Fußbewegung iſt auch noch zu heftig. — Willſt du denn nicht auch einmal zu jagen verſuchen? Verſtehſt du ein Gewehr los zu ſchießen und zu laden? Ich gebe dir ein par aus meiner Gewehrkammer, und du kannſt damit durch die ganze Inſel herum gehen.“

„Freilich verſtehe ich ein Feuergewehr zu behandeln,“ antwortete Victor, „aber die Singvögel, die ich hier ſehe, mag ich nicht ſchießen; denn ſie erbarmen mir zu viel, und auf der ganzen Inſel ſehe ich nur veraltete Obſtbäume und junges darüber wachſendes Waldlaub, da wird ſchwerlich ein Fuchs oder ein anderes ſchießbares Wild ſein.“

„Du wirſt ſchon finden, nur muß man das Suchen verſtehen.“

Mit dieſen Worten trank der Oheim ſeinen Wein aus, aß ſein Zukerwerk und ließ den Gegenſtand fallen. Hierauf gingen ſie bald ſchlafen. Victor wurde jezt nicht mehr, wie in den erſten Tagen von ſeinem Oheime in das Schlafgemach geleitet, ſondern, ſeit das Schlafgitter nicht mehr geſperrt wurde, zündete er ſich nach Beendigung des Males ein Licht an, wünſchte dem Oheim gute Nacht, und verfügte ſich mit dem Spiz, der jezt auch in Eintracht mit den andern Hunden aß, in ſeine zwei Gemächer.

In dieſen Verhältniſſen verging endlich alle Zeit, die Victor nach dem eigentlich erzwungenen Vertrage noch auf der Inſel zu verleben gehabt hatte. Er war nie in Verſuchung gekommen, etwas über dieſe Sachlage zu ſagen, weil er zu ſtolz dazu war. Aber als der lezte Tag vergangen war, den er noch da ſein konnte, um dann zu rechter Zeit in ſein Amt einzutreffen, pochte ihm das Herz in dem Leibe. Man war mit dem Abendmale fertig. Der Oheim war aufgeſtanden und kramte in allerlei Papieren, und ſchob ſie nach Art des Alters mit ungeſchikten Händen durcheinander. Dann legte er ſie aber ſammt und ſonders in einen Winkel und ließ ſie dort liegen.

Victor ſah ſchon aus dem ganzen Benehmen, daß der Greis nichts mehr über den Gegenſtand ſagen werde, er nahm daher ſein Licht und begab ſich zu Bette.

Das Frühſtük wurde am andern Tage mit derſelben Langſamkeit verzehrt, wie bisher immer. Victor hatte auf ſeiner Stube ſein Ränzlein vollſtändig gepakt, und ſaß jezt auf ſeinem Frümahlſtuhle und wartete, was der Oheim beginnen werde. Der alte Mann, der mit dem ſchlotternden grauen Roke angethan war, ſtand auf und ging ein par Mal durch die Tapetenthür ein und aus. Dann ſagte er zu Victor: „Du wirſt dieſer Tage, heute oder morgen, fort wollen?"

„Heute, Oheim, muß ich fort, wenn ich nicht zu ſpät kommen ſoll," antwortete Victor.

„Du kannſt ja draußen in Attmaning Fahrgelegenheit nehmen."

„Das iſt ſchon eingerechnet, das muß ich ohnehin thun," ſagte Victor; „denn da ihr nichts über die Sache erwähntet, habe ich bis zu dem lezten Augenblike gewartet."

„Du mußt alſo heute," ſagte der Greis zögernd, — „du mußt — wenn du alſo mußt, ſo ſoll dich

Chriſtoph überführen, wie ich es geſagt habe. Sind deine Habſeligkeiten ſchon in Ordnung.“

„Ich habe bereits geſtern alles eingepakt,“

„Geſtern haſt du ſchon eingepakt — — und freuſt dich alſo ſehr — ſo, ſo, ſo! — — Ich wollte doch noch etwas zu dir ſagen — — was wollte ich ſagen? — — Höre Victor!“

„Was, Oheim?“

„Ich denke — und meine — wenn du es nun verſuchteſt, wenn du freiwillig noch ein wenig bei einem alten Manne blіebeſt, der niemanden hat.“

„Wie kann ich denn?“

„Deinen Urlaub hätte ich da — warte, in den Pfeifentiſch, glaube ich, habe ich ihn gelegt.“

Mit dieſen Worten ſchob der Oheim nun mehrere Fächer an dem Tiſche und Schreine, auf denen die Pfeifen und Beutel waren, aus und ein, bis er aus einem ein Papier hervor zog und es an Victor hin reichte.

„Siehſt du da.“

Der Jüngling war im höchſten Grade erſtaunt und verlegen; denn das Papier war in der That ein Urlaub auf unbeſtimmte Zeit.

„Du kannſt es nun halten, wie du willſt,“ ſagte der Oheim. „Ich laſſe dich ſogleich überführen — aber ich habe dich erſucht, noch ein wenig da zu bleiben, ob wir vielleicht gut mit einander lebten. Du kannſt während der Zeit in die Hul, oder wohin es dir ſonſt gefällt, fahren, und wenn du endlich abreiſen willſt, ſo kannſt du abreiſen.“

Victor wußte nicht, wie ihm war. Er hatte lange auf den heutigen Tag gewartet — nun ſah er den merkwürdigen Mann, den er eigentlich haßte, vor ſich ſtehen und bitten. Das alte eingeſchrumpfte Angeſicht kam ihm unſäglich verlaſſen vor — ja es war ihm, als zittere ſogar irgend ein Gefühl darinnen. Das gute, ſchöne Herz, das der Jüngling immer gehabt hatte, regte ſich in ihm. Nur einen Augenblik ſtand er, dann ſagte er mit der Offenheit, die ihm eigen war: „Ich will gerne noch eine Zeit da bleiben, Oheim, wenn ihr es wünſcht und nach Einſicht und Gründen für gut erachtet.“

„Ich habe keinen andern Grund, als daß du noch ein wenig da ſeiſt,“ ſagte der alte Mann.

Dann nahm er das Papier, welches den Urlaub enthielt, von dem Tiſche, und legte es, nachdem er drei Fächer verſucht hatte, in ein viertes, in dem Steine ſtaken.

Victor, der heute Morgens nicht ahnend, daß ſich die Sache ſo entwikeln werde, ſeine Zimmer verlaſſen hatte, begab ſich nun in dieſelben zurük, und pakte langſam ſein Ränzlein aus. Er war nun doppelt ungewiß und doppelt geſpannt, wohin das alles ziele und was das ſei, daß der Oheim ſich eigens Mühe gegeben habe, ihm ſchon einen Urlaub auszuwirken, ehe er noch in das Amt eingerükt ſei. — Einen Augenblik zukte es ihm durch das Haupt: wie? wenn es Zuneigung wäre, wenn der Mann doch ein lebendiges menſchliches Weſen lieber hätte, als die todte ſtarre Fülle von Dingen und Kram, womit er ſich umringte? Aber dann fiel ihm ein, mit welcher Gleichgültigkeit der Greis das Papier von dem Tiſche weggenommen, und ein Fach geſucht habe, in das er es verbergen könne. Victor hatte überhaupt ſchon länger bemerkt, daß der Oheim nie ein Ding wieder in die nehmliche, ſondern ſtets in eine neue Lade lege. Und bei dem Herumſuchen hatte er den Jüngling nicht beobachtet, und ihn hinaus gehen laſſen, ohne ihn anzureden.

So war er alſo wieder da.

In dem Hauſe hatte der Oheim ein Bücherzimmer, aber er las ſeit Langem nichts mehr, ſo daß Staub und Motten in den Werken waren. Zu dieſem Zimmer gab er Victor den Schlüſſel, und dieſen freute die Sache ſehr. Er hatte nie eine Büchersammlung geſehen, außer den öffentlichen der Stadt, in denen er aber, wie es begreiflich iſt, nicht herum ſuchen durfte. Er merkte ſich den Gang, und ging oft in das Zimmer. Er ſtellte die Leiter an alle Fächer, puzte zuerſt alle Bücher, und dann las und betrachtete er die Dinge, wie ſie ihm in die Hand kamen und wie ſie ihn anzogen.

Großes Vergnügen gewährte es ihm auch, wenn er auf die Diele des Bohlenhauſes gehen, und aus der Thür, von der ihm der Oheim zugeſchaut hatte, in den See hinab ſpringen konnte. Die Mönche hatten die Thür und die Diele gehabt, um Dinge aus dem Schiffe gleich aufziehen zu können, die ſonſt ſchwer über die Treppe empor zu bringen geweſen wären. Aus dem Büchſenſchranke des Oheims hatte er ſich doch ein ſchönes altdeutſches Gewehr heraus genommen, und freute ſich es zu puzen, und troz ſeiner

Ungefügigkeit los zu ſchießen. Seit Langem mochten das wieder die erſten Knalle auf der Inſel ſein, welche den Widerhall der Berge erweckten. Chriſtoph hatte dem Jünglinge einen finſtern Gang gezeigt, durch welchen man gleich aus dem Hauſe des Oheims in das Kloſter hinüber gehen konnte. Auch hatte er dem Jünglinge manche Räume aufgeſperrt, die ſonſt immer verſchloſſen waren. Er zeigte ihm den großen Saal, in welchem goldene Leiſten und Verzierungen waren, die Fenſter weiß, grau und blau bemalt ſchimmerten, lange hölzerne Bänke an der Wand hin liefen, auf denen die Mönche geſeſſen waren, und ein ungemein großer Ofen ſtand, in welchem die einzelnen Täfelchen bunt eingebrannte Heiligenbilder und Geſchichten enthielten. Er zeigte ihm das Kapitelzimmer, wo berathen wurde, und jezt nur mehr die ſchlichten rohen Holzbänke ſtanden, und wenige dagelaſſene, werthloſe Bilder hingen. Er zeigte ihm die leere Schazkammer, er zeigte ihm die Sakriſtei, wo die Fächer der Kelche offen ſtanden und nichts als die verſchoſſene einſt dunkelrothe Ausfütterung zeigten, und wo die Laden, einſt der Aufbewahrungsort der Paramente, nun Staub enthielten. Zurük gingen ſie durch die Kirche, die Kreuzgänge und die Sommerabtei, wo noch manch ſchönes Bild, manche Holz- und Steinverzierung unberührt ſtarrte, weil man deren Werth nicht gekannt hatte, als man die Dinge aus dieſer Gotteswohnung fortſchaffte.

Nicht blos in den Gebäuden und auf der ganzen Inſel durfte Victor herum gehen, und alles unterſuchen, ſondern der Oheim both ihm auch an, daß er ihn in einem Kahne an alle Punkte des Sees fahren laſſen wolle, wohin er nur verlange. Der Jüngling hatte wenig Gebrauch davon gemacht, weil er eigentlich, der nie in dem hohen Gebirge geweſen war, nicht wußte, wie er die Schäze desſeben heben ſoll, daß ſie ihm freude- und gewinnbringend würden. Er fuhr nur ſelber zweimal zu dem Orla hinüber, und ſtand an dem Ufer und ſah die hohen grauen und zeitweiſe flimmernden Wände an.

Troz allem begann ſich allgemach in Victor die Reue zu regen, daß er wieder da geblieben ſei; namentlich da er nicht Zwek und Urſache des ganzen Verfahrens zu ermitteln im Stande war.

„Ich werde dich doch nun bald fort laſſen,“ ſagte der Oheim eines Tages nach dem Mittagstiſche, da eben ein prachtvolles Gewitter über die Griſel ging und den rauſchenden Regen wie Diamantengeſchoſſe in den See nieder ſandte, daß er ſich in kleinen Sprüngen regte und wallte. Sie waren aus der Urſache dieſes Gewitters etwas länger bei dem Tiſche ſizen geblieben.

Victor antwortete auf die Rede gar nichts, ſondern horchte, was ferner kommen würde.

„Es iſt zulezt doch alles vergeblich," hob der Oheim wieder mit langſamer Stimme an, „es iſt doch vergeblich — Jugend und Alter taugen nicht zuſammen. Siehe, du biſt gut genug, du biſt feſt und aufrichtig, und biſt mehr, als dein Vater in dieſen Jahren war. Ich habe dich die Zeit her beobachtet und man dürfte vielleicht auf dich bauen. Du haſt einen Körper, den die natürliche Kraft ſtark und ſchön gemacht hat, und du übſt gerne die Kraft, ſei es, daß du unter den Felſen herum gehſt, oder in der Luft wanderſt, oder in dem Waſſer ſchwimmſt — — aber was hilft das Alles? Es iſt für mich ein Gut, das weit, ja ſehr weit jenſeits aller Räume liegt. Mir ſagte ſchon immer die heimliche Stimme: du wirſt es nicht erreichen, daß ſein Auge auf dich ſchaut, du wirſt das

Gut ſeines Herzens nicht erlangen, weil du es nicht geſäet und gepflanzt haſt. Ich erkenne, daß es ſo iſt. Die Jahre, die da zu nüzen geweſen wären, ſind nun vorüber, ſie neigen jenſeits der Berge hinunter, und keine Gewalt kann ſie auf die erſte Seite herüber zerren, auf der nun ſchon die kalten Schatten ſind. Darum gehe nur zu dem alten Weibe, von dem du kaum mehr einen Brief erwarten kannſt — gehe hin und ſei dort heiter und freudig."

Victor war im äußerſten Maße betroffen. Der Greis ſaß gerade ſo, daß die Blize in ſein Antliz leuchteten, und manchmal war es in dem dämmerigen Zimmer, als ob das Feuer durch die grauen Haare des Mannes flöße und ein rieſelndes Licht über ſeine verwitterten Züge ginge. War dem Jünglinge früher das inhaltloſe Schweigen und die todte Gleichgültigkeit an dem Manne öde und bekümmernd geweſen, ſo war er nun durch dieſe Aufregung um ſo ergriffener. Der Alte hatte ſeinen langen Körper in dem Lehnſtuhle aufgerichtet, und er zeigte faſt tiefe Bewegung. Eine Weile antwortete der Jüngling nichts auf die Rede des Oheims, die er mehr ahnte, als verſtand. Dann aber ſagte er: „Ihr habt von

Briefen geredet, Oheim; ich bekenne aufrichtig, daß es mich ſchon ſehr unruhig gemacht, daß ich auf die mehreren Briefe, die ich nach Hauſe ſandte, noch immer keine Antwort habe, obwohl Chriſtoph ſchon mehr als zwanzigmal, ſeit ich hier bin, in der Hul und in Attmaning draußen geweſen iſt."

„Ich wußte es wohl," antwortete der Oheim, „aber du kannſt gar keine Antwort erhalten."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich es ſo eingerichtet, und mit ihnen verabredet habe, daß ſie dir, ſo lange du hier biſt, nicht ſchreiben. Sie ſind im Uebrigen, wenn du bekümmert ſein ſollteſt, alle wohl und geſund."

„Das iſt nicht gut, Oheim, daß ihr das gethan habt," ſagte Victor ergriffen, „die Worte, welche mir meine Ziehmutter in einem Briefe geſchikt hätte, hätte ich ſehr gerne empfangen."

„Siehſt du, wie du das alte Weib liebſt," ſagte der Oheim, „ich habe es immer gedacht!"

„Wenn ihr jemanden liebtet, ſo würde euch wieder jemand lieben," antwortete Victor.

„Dich hätte ich geliebt," ſchrie der Greis heraus, daß Victor faſt erzitterte. Es war einige Augenblike Stille.

„Und der alte Chriſtoph liebt mich," fuhr er fort, „und vielleicht auch die alte Magd."

„Was ſchweigſt du denn?" ſagte er nach einiger Zeit zu dem Jünglinge — „wie ſteht es denn mit der Gegenliebe aus? nun ſo rede einmal."

Victor ſchwieg und wußte kein einziges Wort heraus zu bringen.

„Siehſt du," ſagte der Greis wieder, „ich habe es ja gewußt. Sei nur ruhig, es iſt alles gut, es iſt ſchon gut. Du willſt fort, und ich werde dir ein Schiff geben, daß du fort kannſt. — So lange wirſt du doch warten, bis der Regen vorüber iſt?"

„So lange und noch länger, wenn ihr Ernſtliches mit mir zu reden habt," ſagte der Jüngling, „aber das werdet ihr doch erkennen müſſen, daß keine bloße bittere Willkühr einen Menſchen binden könne. Es iſt doch ſeltſam, wenn man das geringſte Wort dafür wählen ſoll, daß ihr mich Anfangs auf dieſer Inſel gefangen hieltet, auf die ihr mich zuvor gerufen habt, und auf die ich im Vertrauen kam, weil ihr es verlangtet, und weil der Vormund und die Mutter mir es ans Herz legten. Ferner iſt es ſeltſam, daß ihr mich von den Briefen meiner Mutter abſchneidet, und noch ſeltſamer iſt es, was vielleicht vorher vorgefallen iſt, vielleicht nicht.“

„Du redeſt, wie du es verſtehſt,“ antwortete der Oheim, indem er den Jüngling lange anſah. „Dir mag manches herbe erſcheinen, deſſen Ziel und Ende du nicht begreifſt. Es iſt da nichts ſeltſames in dem, was ich that, ſondern es iſt klar und deutlich. Ich wollte dich ſehen, weil du einmal mein Geld erbſt, und ich wollte dich deßhalb lange ſehen. Es hat mir niemand ein Kind geſchenkt, weil alle Eltern die ihrigen ſelber behalten; wenn einer meiner Bekannten geſtorben iſt, bin ich irgend wo anders hin gezogen, und endlich kam ich auf dieſe Inſel, deren Grund und Boden ſammt dem Hauſe, das einmal das Gerichtshaus der Mönche geweſen iſt, ich erworben habe, und wo ich Gras und Bäume wachſen laſſen wollte, wie ſie wuchſen, um unter ihnen herum zu wandeln. Ich wollte dich ſehen. Ich wollte doch deine Augen, deine Haare, deine Glieder, und wie du ſonſt biſt, ſehen, ſo wie man einen Sohn anſieht. — Ich mußte dich daher allein haben und feſt halten. Wenn ſie dir immer ſchreiben, ſo halten ſie dich in derſelben ſüßlichen Abhängigkeit, wie bisher. Ich mußte dich in die Sonne und in die Luft hervor reißen, ſonſt wirſt du ein weiches Ding, wie dein Vater, und wirſt, wie er, ſo nachhaltlos, daß du das verräthſt, was du zu lieben meineſt. Du biſt wohl ſtärker geworden, als er, du ſtößeſt mit deinen Waffen wie ein junger Habicht zu; das iſt ſchon recht, ich lobe es: aber du ſollteſt doch dein Herz nicht an bebenden Weibern üben, ſondern an Felſen — und ich wäre eher ein Fels, als etwas anders. Daß ich dich ſo feſt gehalten habe, mußte ſein: wer zuweilen nicht den Steinblok der Gewaltthat ſchleudern kann, der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen. Du weiſeſt bei Gelegenheit die Zähne, und haſt doch ein gutes Herz. Das iſt recht. Du wäreſt endlich doch ein Sohn geworden, es hätte dich hingeriſſen mich zu achten und zu lieben — und wenn du das gethan hätteſt, dann wären dir die andern zahm und klein geweſen, die auch an mir nie bis zum Innern dringen konnten. Aber ich erkannte, daß, bis du dahin kämeſt, eher hundert Jahre vergingen, und darum gehe, wohin du willſt, es iſt alles aus. — — Wie oft habe ich dich verlangt, daß ſie dich ſenden ſollen, ehe ſie es thaten. Dein Vater hätte dich mir geben ſollen — aber er hat gemeint, ich ſei ein Raubthier, das dich zerriſſe; ich hätte dich eher zu einem Adler gemacht, der die Welt in ſeinen Fängen hält, und ſie auch, wenn es ſein muß, in den Abgrund wirſt. Allein er hat zuerſt das Weib geliebt, dann hat er es verlaſſen, und war doch nicht ſtark genug, dasſelbe auf immer von hinnen zu thun, ſondern er dachte ſtets an dasſelbe, und ſtekte dich, da er ſtarb, unter die Flügel desſelben, daß du faſt eine Henne würdeſt, um Küchlein zu loken, und nur zu kreiſchen, wenn ein Pferdehuf eins zertritt. Schon dieſe wenigen Wochen bei mir biſt du mehr geworden, da du gegen Gewalt und Druk ankämpfen mußteſt, und du würdeſt immer mehr werden. Ich habe verlangt, daß du den Weg zu Fuße hieher macheſt, daß du die Luft, die Müdigkeit, die Selbſtbezwingung ein wenig kennen lerneſt. Was ich nach dem Tode deines Vaters Hippolyths thun konnte, that ich, du wirſt es gleich ſpäter hören. Ich ließ dich auch zu dem Zweke zu mir kommen, daß ich dir nebſt Andern, was du hier ſollteſt, einen guten Rath gäbe, den dir weder der Federmann, dein Vormund, noch das Weib geben können, und den du dann beliebig befolgen kannſt, oder nicht. Weil du vielleicht heute noch, gewiß aber morgen fort gehen willſt, will ich dir den Rath ſagen. Höre mich. Du haſt alſo im Sinne in ein Amt zu treten, das ſie dir verſchafften, damit du dein Brod haſt und verſorgt biſt?"

„Ja, Oheim."

„Siehſt du, und ich habe dir ſchon einen Urlaub ausgewirkt. Wie nöthig mußt du alſo ſein, und wie wichtig das Amt, das unausgefüllt auf dich warten kann. Einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit habe ich hier. Ich kann jeden Augenblik einen Abſchied haben, ſobald ich nur will. Das Amt bedarf alſo nicht deiner einzelnen beſtimmten Fähigkeiten, ja es harrt ſchon einer, der nach deinem Austritte das Amt braucht. Du kannſt auch jezt noch in der That gar nichts leiſten, was wirklich des Antrittes eines Amtes werth wäre, da du kaum ein Jüngling geworden biſt und kaum erſt ein Sandkorn von der Erde bekommen haſt, daß du es kennen lerneſt — und du kennſt es noch nicht einmal, Wenn du alſo jezt einträteſt, ſo könnteſt du höchſtens etwas wirken was niemand frommt, und was dir doch langſam das Leben aus dem Körper frißt. Ich wüßte dir etwas Anderes.

Das Größte und Wichtigſte, was du jezt zu thun haſt, iſt : heirathen mußt du.“

Victor richtete ſein klares Auge gegen ihn, und fragte : „Was?!“

„Heirathen mußt du — eben nicht auf der Stelle, aber jung mußt du heirathen. Ich werde dir das zeigen. Jeder iſt um ſein ſelbſt willen da. Das ſagen wohl nicht alle, aber ſie handeln alle ſo. Und die es nicht ſagen, deren Handlungen ſind oft deſto ungeſchlachter ſelbſtſüchtig. Das wiſſen die auch recht gut, die ſich dem Amte widmen; denn das Amt iſt ihnen der Aker, welcher Früchte geben ſoll. Jeder iſt ſeiner ſelbſt willen da; aber nicht jeder kann es machen, daß er da iſt, und mancher ſtrekt ſein Leben für etwas dahin, das weniger iſt, als ſieben Pfennige. Der Mann, der zu deinem Schuze aufgeſtellt iſt, meinte gut zu ſorgen, wenn er bei Zeiten dein junges Blut einpferche, ganz allein dazu, damit du immer ſatt zu eſſen und zu trinken habeſt; das Weib in ihrer kleinen Gutherzigkeit darbte ein Sümmchen zuſammen, ich weiß ſogar genau, wie groß es iſt, ein Sümmchen, wofür du dir auf einige Zeit Strümpfe anſchaffen kannſt. Sie hat es wohl gut gemeint, wohl am beſten; denn ſie iſt in ihrem Willen vortrefflich. Aber was ſoll das alles? — — Jeder iſt um ſein ſelbſt willen da, aber nur dann iſt er da, wenn alle Kräfte, die ihm beſchieden worden ſind, in Arbeit und Thätigkeit geſezt werden — denn das iſt Leben und Genuß — und wenn er daher dieſes Leben ausſchöpft bis zum Grunde. Und ſobald er ſo ſtark iſt, ſeinen Kräften allen, den großen und kleinen, nur allen, dieſen Spielraum zu gewinnen, ſo iſt er auch für andere am beſten da, wie er nur immer da zu ſein vermochte, wie es ja gar nicht anders ſein kann, als daß wir auf die wirken, die rings um uns gegeben ſind; denn Mitleid, Antheil, Hülfreichigkeit ſind ja auch Kräfte, die ihre Thätigkeit verlangen. Ich ſage dir ſogar, daß die Hingabe ſeiner ſelbſt für andere — ſelber in den Tod — wenn ich den Ausdruk gebrauchen darf, gerade nichts anders iſt, als das ſtärkſte Aufplazen der Blume des eigenen Lebens. Wer aber in ſeiner Armuth nur eine Lebenskraft einſpannt, um nur eine einzige Forderung zu ſtillen, etwa gar die des Hungers, der iſt für ſich ſelber in einer einſeitigen und kläglichen Verrükung, und er verdirbt die, die um ihn ſind. — O Victor, kennſt du das Leben? kennſt du das Ding, das man Alter heißt?"

„Wie ſollte ich, Oheim, da ich noch ſo jung bin?“

„Ja du kennſt es nicht, und kannſt es auch nicht kennen. Das Leben iſt unermeßlich lange, ſo lange man noch jung iſt. Man meint immer, noch recht viel vor ſich zu haben, und erſt einen kurzen Weg gegangen zu ſein. Darum ſchiebt man auf, ſtellt dieſes und jenes zur Seite, um es ſpäter vorzunehmen. Aber wenn man es vornehmen will, iſt es zu ſpät, und man merkt, daß man alt iſt. Darum iſt das Leben ein unabſehbares Feld, wenn man es von vorne anſieht, und es iſt kaum zwei Spannen lang, wenn man am Ende zurük ſchaut. Auf dem Felde zeitigen ſo manche andere Früchte, als man zu ſäen geglaubt hat. Es iſt ein ſchillernd Ding, das ſo ſchön iſt, daß man ſich gerne hinein ſtürzt, und meint, es müſſe ewig währen — — und das Alter iſt ein Dämmerungsfalter, der recht unheimlich um unſere Ohren weht. Darum möchte man die Hände ausſtreken, um nicht fort zu müſſen, weil man ſo viel verſäumt hat. Wenn ein uralter Mann auf einem Hügel mannigfaltiger Thaten ſteht, was nüzt es ihm? Ich habe vieles und allerlei gethan, und habe nichts davon. Alles zerfällt im Augenblike, wenn man nicht ein Daſein erſchaffen hat, das über dem Sarge noch fort dauert. Um wen bei ſeinem Alter Söhne, Enkel und Urenkel ſtehen, der wird oft tauſend Jahre alt. Es iſt ein vielfältig Leben derſelben Art vorhanden, und wenn er fort iſt, dauert das Leben doch noch immer als daſſelbe, ja man merkt es nicht einmal, daß ein Theilchen dieſes Lebens ſeitwärts ging, und nicht mehr kam. Mit meinem Tode fällt alles dahin, was ich als ich geweſen bin — — — —. Darum mußt du heirathen, Victor, und mußt ſehr jung heirathen. Darum mußt du auch Luſt und Raum haben, um alle deine Glieder rühren zu können. Dafür nun habe ich geſorgt, weil ich wußte, daß es alle jene nicht konnten, denen man dich anvertraut hat. Nach dem Tode deines Vaters nahm man mir die Macht, und ich habe doch beſſer geſorgt, als die andern. Ich habe mich daran gemacht, dein Gut zu retten, das ſonſt verloren war. Staune nicht, ſondern höre mich lieber. Wozu ſoll dir auch das Sümmchen deiner Mutter, oder die ewige Verſorgung deines Vormundes? Zu nichts, als daß du zerknikt und verkümmert würdeſt. Ich bin geizig geweſen, aber vernünftiger geizig, als mancher freigebig iſt, der ſein Geld weg wirft, und dann weder ſich, noch andern helfen kann. Deinem Vater lieh ich bei Lebzeiten kleine Summen, wie Brüder ſonſt einander ſchenken, er gab mir Beſcheinigungen darüber, die ich auf ſein Beſitzthum eintragen ließ. Da er nun todt war, und die andern Gläubiger, die ihn verlokt hatten, kamen, um das arme Neſt zu plündern, da war ich ſchon da, und entriß es mit meinem Rechte ihnen und deinem Vormunde, der auch ein kleines Neſtchen für dich erſtreiten wollte. Die Kurzſichtigen! — — Den Gläubigern gab ich nach und nach, was ſie eingeſezt hatten, ſammt den Zinſen, aber nicht, was ſie hatten erſchinden wollen. Nun iſt das Gut ſchuldenfrei, und der fünfzehnjährige Ertrag liegt für dich in der Bank. Morgen ehe du fort gehſt, gebe ich dir die Papiere; denn da ich jezt das alles geſagt habe, iſt es gut, daß du bald fort geheſt. Ich habe den Chriſtoph in die Hul geſchikt, daß dich der Fiſcher, der dich gebracht hat, morgen an dem Landungsplaze wieder hole; denn Chriſtoph hat keine Zeit, dich hinüber zu führen. Willſt du morgen nicht fahren, ſondern ſpäter, ſo können wir dem Fiſcher ſein Fahrgeld geben, und ihn wieder leer zurück gehen laſſen. — Ich meine, du ſollſt ein Landwirth ſein, wie es auch die alten Römer gerne geweſen ſind, die recht gut gewußt haben, wie man es anfangen ſoll, daß alle Kräfte recht und gleichmäſſig angeregt werden. — Aber du kannſt übrigens thun, wie du willſt. Genieße nach deiner Art, was du haſt. Biſt du weiſe, ſo iſt es gut: biſt du ein Thor, ſo kannſt du im Alter dein Leben bereuen, wie ich das meinige bereut habe. Ich habe vieles gethan, was gut war, ich habe ſehr vieles genoſſen, was das Leben hat, und mit Recht zum Genuße gibt — das war gut: aber ich habe vieles unterlaſſen, was die Reue und das Nachdenken erwekte, als beide vergebens waren. Denn das Leben flog, ehe es erhaſcht werden konnte. Du biſt wahrſcheinlich auch mein Erbe, und darum möchte ich, daß du beſſer thäteſt, als ich. Daher iſt mein Rath — ich ſage „Rath," nicht Bedingung; denn kein Menſch ſoll gebunden werden. — Reiſe jezt zwei bis drei Jahre, komme dann zurük, heirathe, behalte Anfangs den Verwalter, den ich dir auf das Gut geſezt habe; denn er wird dich gehörig anweiſen. — Das iſt meine Meinung, du aber thue, wie du willſt."

Nach dieſen Worten hatte der alte Mann zu reden aufgehört. Er legte ſein Tellertuch, wie er es gewöhnlich that, zuſammen, rollte es zu einer Walze, und ſchob es ſo in den ſilbernen Reif, den er zu dieſem Zweke hatte. Dann ſtellte er die verſchiedenen Flaſchen in eine gewiſſe Ordnung zuſammen, legte die Käſe und Zukerbäkereien auf ihre Teller, und ſtürzte die gehörigen Glasgloken darauf. Von all den Sachen trug er aber nichts von dem Tiſche weg, wie er es ſonſt immer pflegte, ſondern ließ ſie ſtehen, und blieb davor ſizen. Das Gewitter war indeſſen vorüber gegangen, es zog mit ſanfteren Blizen und ſchwächerem Rollen jenſeits der öſtlichen Gebirgszaken hinunter, die Sonne kämpfte ſich wieder hervor, und füllte das Gemach allmählich mit lieblichem Feuer. Victor ſaß dem Oheime gegenüber, er war erſchüttert und konnte kein Wort ſagen.

Nach einer bedeutenden Weile fing der Greis, der immer ſo vor ſeinen Dingen da geſeſſen war, wieder zu reden an, und ſagte: „Wenn du ſchon eine Vorneigung zu einer Frauenperſon haſt, ſo thut das bei dem Heirathen gar nichts, es iſt nicht hinderlich, und fördert oft nicht, nimm ſie nur: haſt du aber keine ſolche Vorneigung, ſo iſt es auch gleichgültig: denn derlei Dinge ſind nicht beſtändig, ſie kommen und vergehen, wie es eben iſt, ohne daß man ſie lokt, und ohne daß man ſie vertreibt. Ich habe einmal eine ſolche Empfindung gehabt, du wirſt es ohnehin wiſſen — und weil ich gerade davon rede, ſo werde ich dir das Bild zeigen, wie ſie damals ausgeſehen hat — ich habe ſie ſelber malen laſſen — — warte, vielleicht finde ich noch das Bild.“

Bei dieſen Worten ſtand der Greis auf, und ſuchte lange in ſeinen Laden herum, bald in dieſem Zimmer, bald in einem andern, aber er konnte das Bild nicht finden. Endlich zog er es mit einer ſtaubigen goldenen Kette aus einem Fache hervor. Er wiſchte das Glas des Bildes mit dem grauen Rokärmel ab, reichte es Victor, und ſagte: „Siehſt du!“

Dieſer aber wurde eine Purpurflamme und rief: „Das iſt Hanna, meine Schweſter.“

„Nein,“ ſagte der Oheim, „das iſt Ludmilla, ihre Mutter. Wie kannſt du denn auf Hanna kommen? dieſe war noch lange nicht geboren, als das Bild gemalt wurde. Hat dir denn deine Ziehmutter nichts von mir erzählt?“

„Ja, ſie hat von euch erzählt, daß ihr mein Oheim ſeid, und in großer Abgeſchiedenheit auf der Inſel eines entfernten Gebirgsſees lebet.“

„Sie hält mich für den ärgſten Böſewicht.“

„Nein, Oheim, das thut ſie nicht. Sie hat noch von gar niemanden Böſes geſagt, und wenn ſie von euch redete, ſo ſprach ſie immer ſo, daß wir meinten, ihr ſeid ſehr weit in der Welt herum gereiſt, ſeid alt geworden, und lebet nun ſehr einſam und von der Welt getrennt, die ihr ſonſt gerne in allen ihren Theilen beſucht habt.“

„Und ſonſt ſagte ſie gar nichts von mir?“

„Nein, Oheim, gar nichts.“

„Hm — — das iſt ſchön von ihr. Ich hätte mir das ſchon wohl denken können. Wenn ſie nur um ein Weniges ſtärker geweſen wäre, und den klaren Verſtand, der ihr Antheil war, nur über ein größer Stük Welt hätte ausdehnen können — alles wäre anders geworden. Und daß ich dir dein Gütchen rauben wolle, davon ſagte ſie auch nichts?“

„Rauben ſagte ſie nie, ſondern daß ihr das Recht darauf habt.“

„Das habe ich auch, aber ich bin ſchon in der

Jugend ſehr thätig geweſen, habe Handelſchaft begonnen, habe meine Geſchäfte ausgedehnt und mehr erworben, als mir je noth thut, ſo daß ich des kleinen Beſitzthumes ſchon gar nicht bedürftig bin."

„Die Ziehmutter hat auch ſchon immer in der Zeit her darauf gedrungen, daß ich zu euch komme, als ihr es begehrtet, aber der Vormund hat es gehindert."

„Siehſt du!? — — Dein Vormund hat überall einen guten Willen, aber der Tiſch, auf dem er ſchreibt, deckt ihm die Welt und das Meer, und alles zu. Er hat etwa gedacht, du vergeſſeſt, wenn du bei mir biſt, einige Dinge, die du lernteſt, und die dir für das ganze Leben hindurch unnüz ſind. — Deine Ziehmutter habe ich einmal zu meiner Gattin machen wollen, wie du ſiehſt; das wird ſie dir alſo auch nicht geſagt haben?"

„Nein, ſie nicht und der Vormund nicht."

„Wir ſind ſehr jung geweſen, ſie war eitel, und ich ſagte einmal, daß ich ihr Bild wolle malen laſſen. Sie willigte ein, und der Künſtler, der mit mir von der Stadt kam, hat ſie auf dieſer länglichen Elfenbeinplatte gemalt. Ich behielt das Bild und ließ ſpäter den goldenen Reif darum und die goldene Kette daran machen. Ich war ihr darnach ſehr zugeneigt, und erwies ihr viele Aufmerkſamkeiten. Wenn ich von den Reiſen, die ich machte, um meine Handelsfreunde kennen zu lernen, und um allerlei neue Geſchäfte und Verbindungen anzuknüpfen, nach Hauſe kam, war ich ſehr freundlich, und brachte ihr auch das eine und andere ſehr ſchöne Geſchenk mit. Sie aber gab mir meine Aufmerkſamkeiten nicht zurük, ſie war freundlich, aber nicht zugeneigt, ohne daß ſie mir einen Grund ſagte, und ſie nahm meine Geſchenke nicht an, ohne daß ſie mir ebenfalls einen Grund ſagte. Als ich ihr endlich geradezu erklärte, ich würde ſie ohne weiters zu meiner Gattin machen, wenn ſie es nur jezt oder etwa ſpäterhin ſo wolle, antwortete ſie, das ſei allerdings ſehr ehrenvoll, aber ſie könne die Neigung nicht empfinden, die ihr für eine lebenslängliche Verbindung nothwendig erſcheine. Als ich nach einiger Zeit einmal zu dem Buchenbrünlein im Hirſchklar hinauf ging, ſah ich ſie auf dem breiten Steine ſizen, der neben dem Brünnlein liegt. Ihr Tuch, das ſie gerne an kühleren Tagen um die Schultern trug, hing an dem flachen Aſte einer

Buche, die etwas weiter zurük ſteht, und nicht hoch vom Boden dieſen Aſt gerade wie eine Stange zum Aufhängen ausſtrekt. Ihr Hut war gleichfalls neben dem Tuche. Auf dem Steine aber ſaß bei ihr mein Bruder Hippolith, und ſie hielten ſich umſchlungen. Es war dieſer Ort ſchon lange der ihrer Zuſammenkünfte geweſen, ich habe dies erſt viel ſpäter erfahren. Anfangs wollte ich ihn ermorden, dann aber riß ich das Tuch, das mich wie ein Vorhang verbarg herunter und ſchrie: „So wäre es ja am Ende beſſer, ihr thätet alles öffentlich, und heirathet einander.“ — Von dieſem Tage fing ich an, ſeine Liegenſchaften zu ordnen, und ſein Amt zu befördern, daß ſie ſich nehmen könnten. Als aber dein Vater auf einige Zeit fort mußte, um noch etwas höher zu ſteigen, als er dort einen väterlichen Freund, der in einer augenbliklichen Verlegenheit Amtsgelder verwendete, von Pflicht wegen anzeigen ſollte, als man in der Stadt ſchon davon flüſterte, als der Alte ſich tödten wollte, dein Vater noch in der Nacht hin lief, das Geld erlegte, zur Entkräftung jedes Gerüchtes die Tochter des Mannes, deine nachherige Mutter, zur Frau begehrte, und als die Verbindung wirklich vollzogen war: trat ich mit Hohn vor Ludmilla hin, und zeigte ihr, wie ſie ihren Verſtand und ihr Herz nicht verwenden konnte. — Sie zog mit ihrem ſpäteren Gatten auf das Gütchen hinaus, wo ſie nun lebt. — Aber das ſind alte Geſchichten, Victor, die ſind ſchon lange, lange geſchehen, und ſind in Vergeſſenheit gerathen."

Nach dieſen Worten nahm er das Bild von dem Tiſche, wo er es, während er wieder in ſeinem Seſſel geſeſſen war, liegen gelaſſen hatte, ſtand auf, umwikelte es mit der Kette, und ſtekte es in ein kleines Fach neben der Pfeifenſammlung.

Das Gewitter war indeſſen völlig aus geworden, nur ſammelten ſich, wie es in dergleichen Fällen vorkommt, noch immer gelegentliche Nebel und Wolkentheile in dem Gebirgskeſſel, welche die Sonne, die ihre heißen Blike ſchon länger hervorgeſchoſſen hatte, bald durchſcheinen ließen, bald verhüllten.

Wenn der Oheim nach dem Eſſen einmal aufgeſtanden war, ſo ſezte er ſich nicht leicht wieder nieder. So geſchah es auch jezt. Er nahm ſeine Flaſchen von dem Tiſche, that ſie in ihre Wandkäſtchen und ſperrte zu. Eben ſo verfuhr er mit dem Käſe und mit den Zukerſachen, und goß zur Vorſicht den Hunden noch einmal friſches Waſſer in ihren Trog.

Als er mit allem dem fertig war, trat er an das Fenſter und ſchaute auf den Gartenplaz hinunter.

„Siehſt du," ſprach er zu Victor, „es iſt genau ſo, wie ich dir neulich ſagte. Der Sand iſt beinahe troken und in einer Stunde wird man ſehr bequem auf ihm herum gehen können. Es iſt eine Eigenſchaft des hieſigen Quarzbodens, der nur loſer auf dem Felſengrunde aufliegt, daß er den Plazregen einſchlukt, wie ein Sieb. Darum muß ich bei den Blumen immer ſo viel Humus nachführen laſſen, und darum vergehen die Obſtbäume der Mönche ſo gerne, während die Rüſtern, die Eichen, die Buchen und die andern unſerer Bergbäume ſo gedeihen, weil ſie den Felſen ſuchen, dort Spalten treiben und in ſie eindringen."

Victor ging ebenfalls zu dem Fenſter hin, und ſchaute hinunter.

Als ſpäter die Haushälterin kam, und den Tiſch abräumte, und als Chriſtoph, der von der Hul ſchon zurük war, die Hunde hinaus führte, ging der Oheim durch die Tapetenthür in ſein Gewehrzimmer.

Der Jüngling aber, der eigentlich nach dem Gewitter im Freien in Weite und Breite herum geſchweift wäre, ging jezt in ſeine Zimmer und ſtarrte bei dem Fenſter hinaus. — —

Nach einer Weile ſah er den Oheim, wie er unten auf dem Gartenplaze Blumen an die Stäbe band.

Da er dann noch längere Zeit in dem einen Zimmer hin und her gegangen war, ſchritt er doch wieder bei der Thür hinaus, und ging in das Freie. Er ging über den Sandplaz, den der Oheim verlaſſen hatte, gegen das Seeufer zu, wo ein erhöhter Plaz des Felſenſaumes war, der eine bedeutende Umſicht gewährte. Dort blieb er ſtehen und ſchaute in die Gegend hinaus. Es war unterdeſſen ſchon der Abend gekommen. Einige Berge lagen mit dunkeln Wolkenſtüken in Umarmung, andere ragten wie glühende Kohlen aus den Trümmern, und Inſeln blaſſen Himmels ſchillerten ungeſehen über dem Haupte des Jünglings. Dieſer ſchaute in das Bild ſo hinaus, bis nach und nach alles verglomm und erloſch, und nichts mehr als die dichte Finſterniß da war.

In derſelben ging er an den ſchwarzen Geiſtern der Bäume vorbei, langſam und nachdenkend in das Haus.

Er hatte beſchloſſen, morgen doch die Inſel zu verlaſſen.

Als die Zeit des Abendeſſens gekommen war, begab er ſich aus ſeinem Gemache über den Gang ins Speiſezimmer. Der Oheim ſaß ſchon an dem Tiſche und ſofort wurde aufgetragen. Der Greis eröffnete dem Jünglinge, daß der alte Chriſtoph von der Hul die Nachricht gebracht habe, daß der Fiſcher morgen mit Tagesanbruch an dem Landungsplaze harren werde, wo er Victor bei ſeiner Ankunft ausgeſezt habe.

„Du kannſt alſo,“ ſchloß der Oheim, „morgen nach dem Frühſtüke fort fahren, wenn du es dir ſo vorgenommen haſt; denn du biſt vollkommen dein Herr, und kannſt thun, wie es dir gefällt.“

„Ich habe mir wohl in den Sinn genommen morgen fort zu reiſen,“ entgegnete Victor, „aber ich lege es doch in eure Hand, Oheim, und werde thun, was ihr für gut haltet.“

„Wenn es ſo iſt,“ ſagte der Oheim, „ſo halte ich, wie ich ſchon am Mittage ſagte, für gut, daß du morgen gehſt. Was die Zukunft bringen kann, das bringt ſie, und wie du meinen Rath befolgen willſt, ſo befolgſt du ihn. Du biſt in allen Stüken ohne Bande.“

„Ich werde alſo morgen den Fiſcher auf dem Landungsplaze aufſuchen,“ entgegnete Victor.

Dieſe Worte waren die einzigen, welche die zwei Verwandten über ihre Verhältniſſe während des Abendeſſens geſprochen haben. Ueber fremde Gegenſtände redeten ſie noch mehreres. Namentlich erzählte der Oheim, daß der alte Chriſtoph ſchon vor dem Gewitter in die Hul hinaus gefahren ſei, daß das Gewitter dort und beſonders gegen den Ausfluß der Afel hin fürchterlich gewirthſchaftet habe, es ſeien bei dem Bergſturze neue und zwar ungeheure Trümmer herabgefallen, und es habe das Waſſer die Ufer in erſchrekender Weiſe ausgeſtoßen.

„Und bei uns, da es über die Griſel ging,“ fuhr er fort, „war es ſo ſanft und zahm, daß es mir die Blumen gut befeuchtete, und kaum einige von ihren Stäben herabgeſchlagen hat. Chriſtoph, der nach dem Gewitter herüber gefahren war, wunderte ſich, daß er bei uns ſo wenig Verwüſtungen antraf.“

Als das Abendmal vorüber war, wünſchten ſich die beiden Verwandten zum letzten Male gute Nacht und begaben ſich zu Bette. Nur Victor palte noch, und wie er dachte, dieſes Mal gewiß mit Erfolg, ſein Ränzchen, und richtete ſich die Reiſekleider auf einen Seſſel.

Als der andere Morgen anbrach, kleidete er ſich in dieſe Kleider, nahm ſeinen Reiſeſtab in die Hand und hing das Ränzlein mit einem der Tragriemen an ſeinen Arm. Der Spiz, der das alles verſtand, tanzte vor Freuden.

Das Frühſtük wurde unter unbedeutenden Geſprächen verzehrt.

„Ich werde dich bis zu dem Gitter begleiten," ſagte der Oheim, als Victor aufgeſtanden war, ſein Ränzlein auf den Rüken genommen hatte, und Miene machte, ſich zu beurlauben.

Der Greis war in ein Nebenzimmer gegangen, und mußte dort auf eine Feder gedrükt haben, oder ſonſt einer Vorrichtung zugegangen ſein; denn Victor hörte in dem Augenblike das Raſſeln des Gitters und ſah durch das Fenſter, wie dasſelbe ſich langſam öffnete.

„So,“ ſagte der Oheim, indem er heraus ging, „es iſt in Bereitſchaft.“

Victor griff nun nach dem Stabe und ſezte ſeinen Hut auf das Haupt. Der Greis ging mit ihm über die Treppe hinab und über den Gartenplaz bis zu dem Gitter. Beide ſagten ſie auf dem Wege kein Wort. An dem Thore blieb der Oheim ſtehen, zog ein Päkchen aus der Taſche und ſagte: „Hier haſt du die Papiere.“

Victor aber antwortete: „Erlaubt mir, Oheim, daß ich ſie nicht annehme.“

„Was? nicht annehmen? was kömmt dir denn bei?“

„Erlaubt es mir, und thut meinen Gefühlen keine Gewalt an,“ ſagte Victor, „laſſet mir in dieſem Dinge meine Weiſe, daß ihr ſeht, daß ich uneigennüzig bin.“

„Ich zwinge dich nicht,“ ſagte der Greis, und ſchob ſeine Papiere wieder in die Taſche.

Victor ſah ihn eine Weile an. Aus den hellen Augen drangen ihm die ſchimmernden Thränen — Zeugen eines tiefen Gefühles — dann bükte er ſich plözlich nieder und küßte heftig die runzlige Hand.

Der alte Mann gab einen dumpfen unheimlichen Laut von ſich — es war, wie Schluchzen — und ſtieß den Jüngling bei dem Gitter hinaus.

Man vernahm gleich darauf den raſſelnden Laut und den Stoß, wie ſich das Thor zumachte und in das Schloß fiel. Victor wendete ſich um, und ſah den Greis von rükwärts, wie er mit ſeinem grauen Roke angethan, ſeinem Hauſe zuſchritt. Der Jüngling drükte ſein Tuch gegen die Augen, die heftig ſtrömten, und nicht enden wollten. Dann kehrte er ſich gleichfalls wieder ab und begab ſich auf den Weg, der ihn zu der Stelle führte, wo er zum erſten Male dieſe Inſel betreten hatte. Er ging an der einen Seite in den Graben hinab, an der andern hinauf, er ging durch den Zwerggarten, durch das Wäldchen der großen Bäume und durch das Geſtrüpp. Als er an dem Landungsplaze angekommen war, waren ſeine Augen zwar ſchon getroknet, aber noch ſanft geröthet. Der Greis aus der Hul erwartete ihn ſchon hier, und auch das freundliche blauäugige Mädchen ſtand in dem Hintertheile des Schiffes. Victor ſtieg mit dem Spize ein, und ſezte ſich nieder. Sofort wurde das Schiff zurük geſchoben, wendete mit ſeinem Schnabel um, nach auswärts zu, und ſchwankte in die Wäſſer hinaus, während die Inſel zurük trat.

Als man an die Spize des Orla gekommen war, war ſie ſchon weit zurük, und ragte, wie einſt, mit ihren grünen Bäumen aus dem Waſſer heraus. Da das Schiffchen nun mit ſeinem Körper die Wendung machte, um den Grat des Orla herum, ſo dekte derſelbe die Inſel, und ließ ſie, wie eine grüne Zunge hervor ſchauen, die, wie ſie ſich bei der Herreiſe verlängert hatte, ſich nun hinter die Wände zurük zog. Zulezt, als ſie ſich der Hul näherten, waren wie damals, als Victor ankam, nur mehr die blauen Wände um das einſame Waſſer, und der blaue Widerſchein war in ihm.

In der Hul hielt ſich Victor ein wenig auf, um mit dem alten Fiſcher etwas zu reden, und ihm den Fährlohn zu geben. An die Märchen aber, von denen bei der Hinfahrt die Rede geweſen war, dachte man nicht.

In der Hul hatte der Jüngling ſchon die Verwüſtungen des geſtrigen Gewitters an den Durchfurchungen des Bodens und an den Zerſtörungen der Ufer geſehen. Bei dem Steinſturze aber lagen furchtbare Trümmer herunten, die ſich bei dem Eindringen des Waſſers gelöſt hatten, und von der Höhe herabgefallen waren. Er ging von dieſem Bilde der Zertrümmerung vorwärts gegen den Ausfluß der Aſel, und von da durch den langen Waldweg empor.

An dem Halſe blieb er ſtehen und ſchaute auf den See zurük. Die Griſel war kaum ein wenig zu ſehen, aber die kahle dämmernde Wand, die er bei ſeiner erſten Hieherkunft ſo bewundert hatte, war der Orlaberg. Er ſchaute ihn jezt eine Zeit an, und dachte, hinter ihm iſt die Inſel, und auf derſelben wird es jezt ſein, wie ſo oft, wenn er von ſeinen Ausflügen zurük gekommen iſt — von den wehenden Ahornen, von der rauſchenden Brandung — daß nehmlich irgendwo die zwei einſamen Greiſe ſizen, der Eine hier, der Andere dort, und daß keiner mit dem andern redet.

Nach zwei Stunden war er in Attmaning, und da er aus den dunkeln Bäumen gegen den Ort hinaus ſchritt, hörte er zufällig das Läuten der Gloken deſſelben, und nie hat ihm ein Ton ſo ſüß gedäucht, als dieſes Läuten, das ſo lieblich in ſeine Ohren fiel, weil er dieſen Klang ſo lange nicht gehört hatte. Auf der Wirthsgaſſe waren Viehhändler mit den ſchönen braunen Thieren des Gebirges, die ſie gegen das Flachland hinaustrieben, und in der Stube war alles voll Menſchen, da eben Wochenmarkt war. Victor war es, als hätte er unterdeſſen lange geträumt und wäre jezt wieder in der Welt.

Nachdem er bei dem Wirthe, der ihm damals den Knaben mitgegeben hatte, ſein Mahl verzehrt hatte, begab er ſich diesmal nicht mit dem Knaben, ſondern mit dem ſtattlichen Wirthswägelchen auf die Weiterreiſe, das mit ihm dem Laufe der Afel entlang in die offeneren Länder hinausrollte.

Als er wieder zu den Feldern der Menſchen, zu ihren Fahrſtraßen und ihrem luſtigen Treiben hinaus gekommen war, als ſich die Fläche mit ſanften Hügeln geſchmükt in unermeßliche Länge und Breite vor ihm ausdehnte, und die verlaſſenen Gebirge nur mehr, wie ein blauer Kranz, hinter ihm ſchwebten: ging ihm das Herz in dieſer großen Umſicht aus einander, und eilte ihm weit, weit über jenen fernen kaum ſichtbaren Strich des Geſichtskreiſes voraus, hinter dem die über alles geliebte Ziehmutter und ihre Tochter Hanna wohnen mußten.

6.

Rükkehr.

Nachdem Victor, weil ihm das Gehen bei Weitem lieblicher dünkte, das gemiethete Fuhrwerk verlaſſen, und ſich für den Reſt der Reiſe auf die gewöhnliche Wanderung begeben hatte, nachdem er auf dem langen Wege zur Mutter, den er darum eingeſchlagen hatte, um auch ſie die Verehrte und Geliebte um Rath zu fragen, was nun bei der neuen Geſtalt der Dinge zu nächſt zu thun ſei, viele Zeit zugebracht hatte; ging er nach ſo manchem Tage, an dem er durch Felder und Wälder, über Höhen und Niederungen mit ſeinem Spize gewandert war, wieder über die glänzenden Wieſen in das mütterliche Thal hinab, über die er vor ſo vielen Wochen mit ſeinen

Freunden hinab gegangen war. Er ging über den erſten Steg, er ging über den zweiten, an dem großen Hollunder vorbei, und durch das alte kleine Gartenpförtchen hinein. Als er näher gegen das Haus gekommen war, ſah er die Mutter auf der Gaſſe vor dem Apfelbaume in der reinen weißen Schürze ſtehen, die ſie gewöhnlich an Vormittagen um hatte, wo ſie in der Küche und in dem ganzen Wirthſchaftskreiſe nachſehen mußte.

„Mutter,“ rief er, „da bringe ich euch den Spiz wieder, er iſt gut verſorgt und erhalten geweſen — und auch ich komme noch einmal, weil ich manches mit euch zu reden habe.“

„Ach, Victor, du biſt es,“ rief die alte Frau, „ſo ſei gegrüßt, mein Sohn, ſei tauſendmal gegrüßt, du liebes Kind.“

Mit dieſen Worten ging ſie ihm entgegen, ſchob das Käppchen, das er auf hatte, ein wenig zurük, ſtreichelte mit der Hand über die Stirne und die Loken, nahm ihn mit der andern bei ſeiner Rechten, und küßte ihn auf die Stirne und auf die Wange.

Der Spiz, welcher von der Gartenpforte an gegen das Haus vorausgeſchoſſen war, tanzte nun um die Mutter herum und bellte furchtbar.

Die Fenſter und Thüren des Hauſes ſtanden, wie gewöhnlich an ſchönen Tagen, offen, daher lief auf dieſe Schalle, die ſie hinein gehört hatte, Hanna aus dem Hauſe heraus, und blieb plözlich ſtehen, ohne ein Wort hervor bringen zu können.

„So grüßet euch, Kinder, grüßt euch nach der erſten Abweſenheit von einander, die ihr erlebt habt,“ ſagte die Mutter.

Victor ging näher und ſagte verſchämt: „Gott grüße dich, liebe Hanna.“

„Gott grüße dich, lieber Victor,“ antwortete ſie, indem ſie die dargereichte Hand annahm.

„Nun geht aber hinein Kinder,“ ſagte die Mutter, „Victor muß ſeine Sachen ablegen, und muß ſagen, was er bedarf, ob er etwa müde iſt, und was wir ihm zu eſſen geben können.“

Bei dieſen Worten machte ſie Anſtalt hinein zu gehen, und die zwei Kinder, wie ſie ſie nannte, mit zu nehmen. Victor legte in dem groſſen Zimmer an dem Tiſche, den er nicht ſo bald wieder zu ſehen gehofft hatte, ſein Ränzlein ab, lehnte den Reiſeſtab in einem Winkel, und ſezte ſich auf einen Stuhl nieder. Die Mutter ſezte ſich in dem großen Lehnſeſſel neben ihn.

Der Spiz, gleichſam weil er ſo wichtig geworden war und zu den Angekommenen gehörte, ging mit hinein; aber als man zu reden und ſich zu erzählen angefangen hatte, ging er wieder hinaus, und weil er recht gut eingeſehen hatte, daß nun alle Gefahr, von ſeinem Freunde Victor getrennt zu werden, verſchwunden war, ſah man ihn ſpäter in ſeiner Hütte unter dem Apfelbaume liegen, und die Müdigkeit, die er ſich auf all dieſen durchgemachten Wegen geſammelt hatte, behaglich verſchlafen.

Als die Mutter, da ſie bei dem Tiſche ſaßen, in Victor gedrungen war, daß er ſage, ob er Hunger habe, ob er ſonſt irgend etwas bedürfe, daß er thun ſolle, was er wolle, um ſich zu erholen — als er geantwortet hatte, daß er nichts bedürfe, daß er nicht müde ſei, daß er ſpät das Morgenmal genoſſen habe, und daher ſchon bis zu der gewöhnlichen Mittagsſtunde warten könne — als ſie endlich hinaus gegangen war, um für ein hinlänglicheres und beſſeres Mal Anſtalten zu treffen: kam ſie wieder herein, ſezte ſich zu ihm und begann über ſeine Angelegenheiten zu reden.

„Victor," ſagte ſie, „als du mehrere Tage fort warſt, kam ein Brief von dem Oheime, in welchem er verlangte, daß wir die ganze Zeit, die du bei ihm ſein wirſt, nicht an dich ſchreiben ſollen. Ich dachte, daß er einen Grund zu dieſer Forderung haben müſſe, daß er vielleicht etwas Nüzliches mit dir vorhabe, und willigte ein. Du wirſt dich recht gekränkt haben. da du keine Silbe, keinen Gruß, und kein freundliches Wort von uns vernommen haſt."

„Mutter, der Oheim iſt ein herrlicher vortrefflicher Mann," fiel Victor ein.

„Es iſt geſtern wieder ein Brief und allerlei Schriften von ihm an den Vormund gekommen," ſagte die Mutter, „der Vormund iſt zu uns heraus gefahren, und hat uns den Brief vorgeleſen. Der Oheim meinte, daß du ſchon bei uns ſein müſſeſt, und verlangte, daß man dir den Brief mittheile. Nun du wirſt ſchon erfahren, was er enthält. — Ja er iſt ein vortrefflicher Mann, niemand kann das beſſer wiſſen, als ich; darum habe ich auch immer darauf gedrungen, daß man dich zu ihm gehen laſſe, wie er es verlangte, bis der Vormund einwilligte. Aber, mein Victor, er hat auch eine rauhe und harte Seite, darum hat er es nie machen können, daß ihn jemand liebe. Mir fiel manchesmal bei ihm der Spruch der heiligen Bücher ein, wo einmal die göttliche Geſtalt erſcheinen ſollte: ſie war nicht in dem Rollen des Donners, ſie war nicht in dem Brauſen des Sturmes; aber in dem Säuſeln des Lüftchens war ſie, das längs des Baches hinab durch die fruchtbaren Büſche ging. Ich habe einmal, da wir noch alle jung waren, gar nicht gewußt, daß ich ihn hochachten müſſe. Ich werde dir einſtens, wenn du älter geworden biſt, etwas von uns erzählen."

„Mutter, er hat es mir ſelber erzählt," ſagte Victor.

„Er hat es dir erzählt, Kind?" erwiederte die alte Frau, „dann iſt er dir geneigter geweſen, als ich dachte."

„Er hat mir die Thatſache nur in kurzen Worten geſagt."

„Ich werde ſie dir einmal in längeren erzählen, dann wirſt du ſehen, welche kummervollen traurigen Tage über mich gegangen ſind, bis alles ſo freundlich und herbſtlich mit mir geworden iſt, wie es iſt. Dann wirſt du auch einſehen, warum ich dich ſo ſehr liebe, du mein armer lieber Victor!"

Mit dieſen Worten that ſie nach Art des Alters ihren Arm um ſein Haupt, zog es etwas näher und legte ihre Wangen an ſeine Loken, als wäre ſie tief gerührt.

Als ſie ſich wieder gefaßt und zurük geneigt hatte, ſagte ſie: „Victor, in dem Briefe iſt geſtanden, was er in der lezten Zeit mit dir geredet hat, und was er für dich gethan hat."

Hanna ging, als die Mutter dieſe Worte ſagte, ſchnell aus dem Zimmer hinaus.

„Er hat die Papiere," fuhr die Mutter fort, „welche dir das Eigenthum des Gutes übergeben, an den Vormund geſchikt, du ſollſt es mit Freude und Dankbarkeit annehmen."

„Es iſt ſchwer, Mutter, es iſt ſo ſeltſam — —"

„Der Vormund ſagt, daß du alles genau ſo erfüllen ſolleſt, wie es der Oheim begehrt. Du brauchſt jezt gar nicht mehr in dein Amt zu treten, in das er dich hat bringen wollen; denn dieſe Wendung der Dinge hat niemand vorher ſehen können, und es ſteht dir ein herrliches Leben bevor."

„Wird aber Hanna wollen?“ ſagte Victor.

„Wer ſpricht denn von Hanna?“ antwortete die Mutter mit vor Freude glänzenden Augen.

Victor aber konnte vor glühender Verwirrung nichts ſagen, er ſaß da, als müßten ihm vor Schamroth die Wangen zerſpringen.

„Sie wird ſchon wollen,“ ſagte die Mutter wieder, „laß es nur gut ſein, Kind, es wird alles zum Beſten ausfallen. Jezt werden wir an deiner Ausrüſtung zu der großen Reiſe arbeiten. Du biſt jezt dein eigener Herr, der Mittel hat — da muß alles anders werden, und auch wegen der Reiſe müſſen die Sachen nach anderer Art hergerichtet werden. Es wird dies ſchon meine Sorge ſein. Jezt aber muß ich auch für das Mittageſſen ſorgen, ſieh dir indeſſen das Haus an, ob ſich nichts verändert hat, oder thue, was dir gefällt — die Speiſeſtunde wird ohnehin bald heran rüken.“

Mit dieſen Worten erhob ſie ſich und ging in die Küche.

Als das Mittagmal bereitet und aufgetragen war, ſaſſen die drei wieder bei dem Tiſche, wie ſie jezt lange nicht bei einander geſeſſen waren.

Nachmittag ging Victor in die Gegend hinaus und beſuchte alle Pläze, die ihm einſt lieb und bekannt geweſen waren: Hanna aber lief in dem Hauſe herum und that alles verkehrt.

Als er Abends nach dem Eſſen ſchlafen gehen wollte und die Mutter mit der Kerze in der Hand mit ihm ging, führte ſie ihn in ſeine alte Stube, und da ſie eintraten, ſah er, daß ſie gar nicht verändert worden war, wie er es ſich doch ſo lebhaft bei ſeiner Abreiſe vorgeſpiegelt hatte. Sogar der Koffer und die Kiſten ſtanden da, wie er ſie eingepakt hatte.

„Siehſt du," ſagte die Mutter, „wir haben alles ſtehen gelaſſen, weil der Oheim ſchrieb, daß wir nichts fort ſchiken ſollen, indem es noch ungewiß iſt, wie ſich dein Schikſal geſtalten werde. — Und nun, gute Nacht, Victor."

„Gute Nacht, Mutter."

Und er ſah, da ſie fort war, durch ſein Fenſter wieder auf die dunkeln Büſche nieder und auf das rieſelnde Waſſer, in welchem ſich die Sternlein ſpiegelten. Und als er ſchon im Bette lag, hörte er noch das Rieſeln der Wäſſer, wie er es ſo viele Abende ſeiner Kindheit und ſeiner Jünglingszeit gehört hatte.

7.

Beſchluß.

Wenn wir zu dem in den obigen Abſchnitten dargeſtellten Jünglingsbilde noch etwas hinzufügen dürfen, ſo kann es Folgendes ſein.

Nachdem die Ausrüſtung fertig war, welche die Mutter für Victors Reiſe ins Werk zu ſezen hatte, und nachdem man über alles, was in der Zukunft für das Wohl des jungen Mannes erſprießlich ſein könnte, im Reinen war, ereignete ſich im tiefen Herbſte desſelben Jahres wieder ein Abſchied — aber derſelbe war kein ſo trauriger, wie der erſte, da er nicht ſo zu ſagen für das ganze Leben, ſondern nur für eine kleine Zeit nothwendiger Abweſenheit galt, auf welche kleine Zeit, dann eine lange, ſchöne, glükſelige folgen ſollte.

Daß Hanna recht gerne eine ſehr nahe Theilnehmerin jener glüklichen Zeit werden wollte, zeigten ihre feurigen, heftigen Küſſe, mit denen ſie die Lippen Victors bedekte, als ſie einen einſamen Abſchied von einander nahmen, als er ſie heftig und ſchmerzlich an ſich drükte und von ihr nicht laſſen zu können vermeinte. Die zwei Ziehgeſchwiſter weinten bei dieſem glükverheißenden Abſchiede ſo ſehr, als ob er der trennendſte und zerreißendſte geweſen wäre, und lange nicht, oder vielleicht nie mehr eine Wiedervereinigung hoffen ließe.

Die Mutter Ludmilla aber ging in ſtiller Freudigkeit herum, ſie geſegnete den Sohn beim Abſchiede, und dachte immer, wie ſie es denn durch das wenige Gute, das ſie in ihrem Leben ſtets mehr ausführen gewollt, als gekannt hatte, verdient habe, daß ſie nun Gott in ihrem Alter ſo ſehr belohne, ach ſo ſehr, ſo ſehr belohne.

Als er fort war, begann das ſtille, einfache Leben in dem Thale und in dem Hauſe wieder, wie es bisher immer geführt worden war. Die Mutter that in Unſchuld die Geſchäfte des Hauſes, beſorgte alles auf das Beſte, erwies Gutes, wo ſie es konnte, und ließ eine Fülle häuslicher Habe und Bequemlichkeit für eine nahe Zeit ausrüſten und arbeiten: Hanna war eine ergebene Tochter, die nur immer den Willen der Mutter that, und in innerer Bewegung und Erregung wartete, was die Zukunft bringen werde.

Als vier Jahre herum waren, und die Briefe aus fremden Ländern, die alle dieſelben lieben und bekannten Schriftzüge trugen, zu einem ſehr großen Stoße angewachſen waren, kam der Briefſchreiber ſelber, und die Briefe hörten auf. Victor kam ſo verändert zurük, daß ſelber die Ziehmutter ſtaunte und überraſcht wurde; denn aus dem faſt kindiſchen Jünglinge war in der kurzen Zeit ein Mann geworden. Aber nur ſein Verſtand und ſein Geiſt hatten ſich heraus gebildet, das gute Herz, das ſie in ihn gelegt, war unausrottbar geblieben, es war eben ſo kindlich und unverſehrt, wie ſie es ihm in der zarten Kindheit gegeben und dann weiter gepflegt hatte; denn ihr Herz vermochte ſie ihm zu geben; was aber der ſtarke Mann braucht, und was das harte Leben von ihm heiſcht, nicht. Hanna ſah an Victor keine Veränderung; denn ſie hielt ihn von Kindheit auf für gewandter und tüchtiger als ſich; daß ſie aber eine gute, einfache, große Seele habe, welche unbeugſam das Gute thut wie das Waſſer abwärts fließt, das wußte ſie nicht, und das ſezte ſie als ein Gemeingut bei allen Menſchen voraus.

Nicht ſehr lange Zeit nach ſeiner Zurükkunft ſtand Victor mit Hanna zur ewigen Verbindung an dem Altare — zwei Weſen, deren Antlize die Abbilder von zwei anderen waren, die einmal auch gerne vor demſelben Altare geſtanden wären, aber durch Unglük und Verſchuldung auseinander geriſſen worden waren, und dann lebenslänglich bereuten.

Alle Freunde, die einſt jenen Spaziergang zur Feier von Ferdinands Geburtstag mitgemacht hatten, waren bei dieſem Feſte Victors und Hannas zugegen. Dann war auch noch der Vormund und ſeine Gattin, dann Roſina, jezt ſelber ſchon eine junge Frau, dann Roſinas und Hannas Geſpielinnen und noch andere Menſchen.

Nach Vollendung der Feſtlichkeiten führte Victor Hanna mit Triumph auf ſein Gut. Die Mutter ging nicht mit; ſie ſagte, ſie werde ſchon noch ſehen, wie ſich alles fügen werde.

Der Oheim war troz der Bitten Victors, der ſelber bei ihm geweſen war, nicht zu der Vermählung ſeines Neffen gekommen. Er ſaß ganz einſam auf ſeiner Inſel; denn wie er einmal ſelber geſagt hatte, es war alles, alles zu ſpät, und was verſäumt war, war nicht nachzuholen.

Wenn man von dem Manne das Gleichniß des unfruchtbaren Feigenbaumes anwenden wollte, ſo dürfte man vielleicht die Worte ſagen: „Der gütige, milde und große Gärtner wirſt ihn nicht in das Feuer, ſondern er ſieht an jedem Frühlinge in das früchteloſe Laub, und läßt es jeden Frühling grünen, bis einmal auch die Blätter immer weniger ſind, und zulezt nur die dürren Aeſte empor ragen. Dann wird der Baum aus dem Garten weggethan, und ſeine Stelle weiters verwendet. Die übrigen Gewächſe aber blühen und gedeihen fort, und keines kann ſagen, daß es aus ſeinen Körnern entſproßen iſt und die ſüßen Früchte tragen wird, wie er." Dann ſcheint immer und immer die Sonne nieder, der blaue Himmel lächelt aus einem Jahrtauſend in das andere, die Erde kleidet ſich in ihr altes Grün, und die Geſchlechter ſteigen an der langen Kette bis zu dem jüngſten Kinde nieder: aber er iſt aus allen denſelben ausgetilgt, weil ſein Daſein kein Bild geprägt hat, ſeine Sproſſen nicht mit hinunter gehen in dem

Strome der Zeit. — Wenn er aber auch noch andere Spuren gegründet hat, ſo erlöſchen dieſe, wie jedes Irdiſche erliſcht — und wenn in dem Ocean der Tage endlich alles, alles untergeht, ſelbſt das Größte und das Freudigſte, ſo geht er eher unter, weil an ihm ſchon alles im Sinken begriffen iſt, während er noch athmet, und während er noch lebt.

Der Waldſteig.

(1844.)

Ich habe einen Freund, der, obwohl er noch am Leben iſt, und bei uns von lebenden Leuten nicht leicht Geſchichten erzählt zu werden pflegen, mir doch erlaubt hat, eine Begebenheit, die ſich mit ihm zugetragen hat, zum Nuzen und zum Frommen aller derer zu erzählen, die große Narren ſind; vielleicht ſchöpfen ſie einen ähnlichen Vortheil daraus, wie er.

Mein Freund, den wir Tiburius Kneigt hießen, hat jezt das niedlichſte Landhaus, das man ſich in unſerem Welttheile zu denken vermag, er hat die vortrefflichſten Blumen und Obſtbäume um das Haus herum, er hat ein ſchöneres Weib, als je auf der Erde geweſen ſein kann, er lebt Jahr aus Jahr ein mit dieſem Weibe auf ſeinem Landhauſe, er trägt heitere

Mienen, alle Menſchen lieben ihn, und er iſt jezt wieder ſechs und zwanzig Jahre alt, da er doch noch vor Kurzem über vierzig geweſen iſt.

Das alles iſt mein Freund durch nichts Mehreres und nichts Minderes geworden, als durch einen einfachen Waldſteig; denn Herr Tiburius war früher ein ſehr großer Narr, und kein Menſch, der ihn damals gekannt hat, hätte geglaubt, daß es mit ihm einmal dieſen Ausgang nehmen würde.

Die Geſchichte iſt eigentlich recht einfältig, und ich erzähle ſie blos, damit ich manchem verwirrten Menſchen nüzlich bin, und daß man eine Anwendung daraus ziehe. Mancher, der in unſerm Vaterlande und in unſern Gebirgen bewandert iſt, wird auch, wenn er überhaupt dieſe Zeilen lieſt, den Waldſteig ſogleich erkennen, und wird ſich mancher Gefühle erinnern, die ihm der Steig eingeflößt hat, wenn er auf ihm wandelte, obgleich niemand durch denſelben ſo gründlich umgeändert worden ſein mag, als Herr Tiburius Kneigt.

Ich habe geſagt, daß mein Freund ein ſehr großer Narr geweſen ſei. Dies iſt er aus mehreren Urſachen geworden.

Erſtlich iſt ſein Vater ſchon ein großer Narr geweſen. Die Leute erzählten verſchiedene Sachen von dieſem Vater; ich will aber nur Einiges anführen, was ich verbürgen kann, da ich es ſelbſt geſehen habe. Ganz im Anfange hatte er viele Pferde, die er alle ſelber verpflegen, abrichten und zureiten wollte. Als ſie insgeſammt mißlangen, jagte er den Stallmeiſter fort, und weil ſie ſich durchaus von den Regeln und Einübungen, die er ihnen beibrachte, nichts merken konnten, verkaufte er ſie um ein Zehntel des Preiſes. Später wohnte er einmal ein ganzes Jahr in ſeinem Schlafzimmer, in welchem er ſtets die Fenſtervorhänge herabgelaſſen hielt, damit ſich in der Dämmerung ſeine ſchwachen Augen erholen könnten. Auf die Vorſtellungen derer, die ſagten, daß er immer gute Augen gehabt habe, bewies er, wie ſehr ſie im Irrthume ſeien. Er that das Schubfach, welches er in dem hölzernen finſteren an ſein Zimmer ſtoßenden Gange hatte, auf, und ſah eine Weile auf den von der Sonne beleuchteten Kiesweg des Gartens hinaus, worauf er ſogleich mit Gewiſſenhaftigkeit verſichern konnte, daß ihm die Augen ſchmerzten. Der Schnee war gar erſt ganz unerträglich. Weitere Einreden nahm er nicht mehr an. In der lezteren Zeit dieſer Vorgänge that er in dem dämmernden Zimmer noch eine Blendkappe auf das Haupt. Da das Jahr herum war, fing er gemach an, die Aerzte zu tadeln, welche Schonung der Augen anrathen, und überhaupt alle Arzneiwiſſenſchaft und deren Ausübung zu verwerfen. Zulezt ſagte er ſich vor, die Aerzte hätten ihn zu dem ganzen Verfahren gebracht, er häufte Schimpf und Schande auf das Gewerbe, und that die Prophezeiung, daß er ſich nun ſelber behandeln werde. Er zog die Fenſtervorhänge empor, machte alle Fenſter auf, ließ den hölzernen Gang wegreißen — und wenn die Sonne ganz beſonders heiß und ſtrahlenreich ſchien, ſo ſaß er ohne Hut mitten in dem Lichtregen im Garten und ſchaute auf die weiße Mauer des Hauſes. Er bekam hiedurch eine Augenentzündung, und als dieſe vorüber war, wurde er geſund. — Von weiteren Dingen führe ich nur noch an, daß er, als er ſich mehrere Jahre ſehr eifrig und ſehr erfolgreich mit dem Schafwollhandel beſchäftigt hatte, plözlich dieſes Geſchäft wieder aufgab. Er hatte dann eine ſehr große Anzahl Tauben, durch deren Vermiſchung er beſondere Farbenzeichnungen zu erzielen ſtrebte, und dann wollte er eine Sammlung aller möglichen Cactusarten anlegen.

Ich erzähle dieſe Sachen, um die Geſchlechtsabſtammung des Herrn Tiburius feſt zu ſtellen.

Zum Zweiten war die Mutter. Sie liebte den Knaben außerordentlich. Sie hielt ihn warm, daß er ſich nicht verkühle, und ihr durch eine plözlich hereinbrechende Krankheit entriſſen werde. Er hatte ſehr ſchöne geſtrikte Unterleibchen, Strümpfchen und Aermlein, die alle außer dem Nuzen noch manches ſehr ſchöne rothe Streifchen hatten. Eine Strikerin war das ganze Jahr für das Kind beſchäftigt. Im Bettchen waren ſeine Lederunterlagen und Lederpolſter und gegen die Zugluft der Fenſter ſtand eine ſpaniſche Wand. Für die Gehörigkeit der Speiſen ſorgte die Mutter ſchon ſelber und ließ ſie durch keine Dienſtleute beſtellen. Als er größer war und herum gehen konnte, wählte ſie nach beſter Einſicht die Kleider. Zur Beſchäftigung ſeiner Einbildungskraft, und daß ſie ja nicht durch unliebliche Vorſtellungen gepeinigt werde, brachte ſie ihm allerlei Spielzeug nach Hauſe und trachtete dahin, daß das folgende immer das vorhergegangene an Glanz und Schönheit übertreffe. Allein hierin erlebte ſie eine Verkehrtheit an dem Knaben, die ſie ſich ganz und gar nicht denken konnte; denn er legte alle die Dinge, nach kurzer Beſchauung und einigem Spielen damit, wieder hin, und da er durch eine Seltſamkeit, die niemand begriff, immer lieber Mädchen- als Knabenſpiele trieb, ſo nahm er alle Male den Stiefelknecht ſeines Vaters, wikelte ihn in ſaubere Windel ein, und trug ihn herum und herzte ihn.

Drittens war der Hofmeiſter. Er bekam nehmlich einen ſolchen. Derſelbe war ein ſehr ordentlicher Mann, und wollte, daß alles in Gehörigkeit geſchehe, ob nun die Ungehörigkeit einen Schaden bringe, oder nicht. Gehörigkeit an ſich iſt Zwek. Daher litt er nicht, daß der Knabe etwas weitſchichtig erklärte, oder in abſchweifenden Bildern vortrug; denn er, der Hofmeiſter, war in dem Stüke der Meinung, daß jedes Ding mit denjenigen Worten zu ſagen ſei, die ihm einzig noththäten, mit keinem mehr, mit keinem minder — am allerwenigſten, daß man Nebenumſtände bringe und das nakte Ding in Windel wikle. Da nun der Knabe nicht reden durfte, wie Kinder und Dichter, ſo redete er faſt, wie ein Recept, das kurz, kraus und bunt iſt, und das niemand verſteht. — Oder er ſchwieg und dachte ſich innerlich allerlei zuſammen, das niemand wiſſen konnte, eben weil er es niemanden ſagte. Er haßte alle Wiſſenſchaft und alles Lernen, und konnte nur dazu gebracht werden, wenn der Hofmeiſter einen langen und bündigen Beweis über den Nuzen und die Vortrefflichkeit der Wiſſenſchaften herbei führte, der den Knaben quälte. Wenn dieſer dann nach fleißigen Tagen alles auf einmal herſagen wollte, wurden Dämme und Verſchläge aufgebaut, und nur der dünne Waſſerfaden der Hauptſache heraus gelaſſen. Da der Hofmeiſter wegen ſeiner Tacitus'ſchen Forderung kein Weib bekommen hatte, ſo blieb er recht lange in dem Hauſe.

Zum Vierten und Lezten war der Oheim. Derſelbe war ein reicher, unverheiratheter Kaufmann in der Stadt; denn Vater und Mutter des Knaben lebten außerhalb derſelben auf einem Gute. Obwohl nun die Eltern des Knaben ſelber reich genug waren, ſo war doch noch die Erbſchaft des Oheims für denſelben zu erwarten, und der Hageſtolz hatte dies ſelber oft genug durch ſeine ausdrüklichen Erklärungen beſtätigt. Er nahm ſich daher die Befugniß heraus, mit an dem Knaben zu erziehen. Er ſchrie ihm Praktiſches zu, und erklärte ihm deutlich, wenn er zu ſeiner Schweſter auf das Landgut herauskam, wie man es bei dem Baumklettern, was aber der Knabe nie that, machen müſſe, daß man die wenigſten Hoſen zerreiße.

Ehe ich in der Geſchichte weiter gehe, muß ich auch ſagen, daß mein Freund unglüklicher Weiſe gar nicht Tiburius hieß. Er hatte den Vornamen Theodor; aber er mochte, als er herangewachſen war, noch ſo groß unter ſeine ſchriftlichen Aufgaben ſezen: „Theodor Kneigt,“ er mochte, als er ſpäter gar reiſte, in die Fremdenbücher ſchreiben: „Theodor Kneigt,“ es mochte auf allen Briefen, die an ihn kamen, ſtehen: „An den hochwohlgebornen Herrn Theodor Kneigt,“ — es half alles nichts; jedermann nannte ihn in der Rede nur „Tiburius“ und die meiſten Fremden, die ſich in der Stadt aufhielten, meinten nach und nach, das ſchöne Landhaus, das an der Nordſtraſſe liege, gehöre dem Vater des Herrn Tiburius Kneigt. Der Name klingt ſo wirblicht und ſteht in keinem Kalender. Die Sache kam aber ſo: weil der

Knabe öfter ſo ſinnend und grübelnd war, ſo geſchah es, daß er in der Zerſtreuung Dinge that, die lächerlich waren. Wenn er nun, um etwas von dem hohen Kleiderkaſten herab zu holen, ſeine Kindertrommel als Schemel hinſtellte — wenn er ſich zum Spazierengehen ſeine Kappe ausbürſtete, und dann die Kappe niederlegte und mit der Bürſte fort ging — wenn er bei gräulichem Wetter ſich beim Fortgehen noch vorher die Schuhe auf der vor der Thür liegenden Matte ſauber abwiſchte — oder wenn er mitten im Salatbeete ſaß und zu Kazen und Käfern ſprach: pflegte gerne der Oheim zu rufen: „Oho! Herr Theodor, Herr Turbulor, Herr Tiburius, Tiburius, Tiburius!“ Und da dieſer Name als der leichteſte auch von andern nachgeſagt wurde, kam er in der Familie auf, trug ſich dann unverſehens in die Nachbarſchaft, und kroch von da, weil der Knabe ein reicher Erbe war, auf den alles ſchaute, wie Schlingkraut in das Land, und ſchlug endlich ſeine Wurzelhaken in der entfernteſten Waldhütte feſt. So entſtand der Name Tiburius, und wie es zu geſchehen pflegt, daß, wenn einer einen ungewöhnlichen oder gar lächerlichen Vornamen hat, ihn keine Seele mehr bei ſeinem Familiennamen nennt, ſondern eben nur bei ſeinem lächerlichen Vornamen, ſo geſchah es auch hier: alle Welt ſagte Herr Tiburius, und die meiſten meinten, er heiße gar nichtanders. Es wäre nicht auszurotten geweſen, wenn man den wahren Namen auf alle Gränzpfähle des Landes geſchrieben hätte.

Unter dem Einfluße ſeiner Erzieher wuchs Tiburius heran. Man konnte nicht ſagen, wie er wurde: weil er ſich nicht zeigte, und weil unter dem Erziehungslärm nur die Erzieher zu vernehmen waren, nicht das, was an dem Knaben davon haften blieb.

Als er beinahe zum Manne geworden war, fielen nach und nach in kurzer Zeit alle Erzieher hinweg. Zuerſt ſtarb der Vater, dann ſehr ſchnell darauf die Mutter, der Hofmeiſter war in ein Kloſter gegangen, und der lezte, den er verlor, war der Oheim geweſen. Er hatte von dem Vater das Familienvermögen geerbt, von der Mutter die einſt bei ihrer Vermählung beigebrachte Mitgabe, und von dem Oheime das, was ſeit dreißig Jahren in deſſen Handelſchaft gearbeitet hatte. Der Oheim war kurz vor ſeinem Tode in den Ruheſtand getreten, er hatte ſein Geſchäft in Geld verwandelt, und wollte ſodann von den Renten desſelben leben. Allein er war nicht mehr im Stande, ſie zu genießen, ſondern er ſtarb und die Sache fiel an Tiburius. Herr Tiburius war alſo durch dieſe Umſtände ein ſehr reicher Mann, und zwar vorzüglich im Gelde, deſſen Früchte zur Einſammlung die wenigſte Mühe machen, nur daß man die Verfallszeit ruhig abwarte, dann darum hinſchike, und ſie hierauf verzehre. Was er von dem Vater erhalten hatte, beſtand freilich zum Theile in dem Gute, das er eben bewohnte, aber in demſelben lebte ſchon ſeit unvordenklichen Zeiten ein Altknecht, der das Gut verwaltete, und von demſelben meiſtens ſehr reichliche Zinſen ablieferte. So blieb es auch bei Herrn Tiburius. Derſelbe hatte alſo wenigſtens in dem Augenblike, da er das einzige Glied der Familie geworden war, nichts zu thun, als ſeine bedeutend großen Einkünfte zu verzehren. Er war von allen denjenigen, die bisher bei ihm geweſen waren, verlaſſen, und war recht hülflos.

Da die Umſtände in der weiten Nachbarſchaft bekannt geworden waren, gab es ſehr viele Mädchen, welche den Herrn Tiburius geheirathet hätten, er erfuhr es auch immer, aber er fürchtete ſich, und that es durchaus nicht. Er fing im Gegentheile an, für ſich ſeinen Reichthum zu genießen. Er ſchaffte vorerſt ſehr viele Geräthe an, und ſah auch darauf daß ſie ſchön ſeien. Hiebei wurden auch ſchöne Kleider, an Linnen und Tuch, dann Vorhänge, Teppiche, Matten und alles ins Haus gebracht. Auch war endlich jedes, was als gut zu eſſen oder zu trinken geprieſen ward, im Vorrathe und reichlich vorhanden. So lebte Herr Tiburius unter allen dieſen Dingen eine Weile fort.

Nach Verfluß dieſer Weile fing er an, die Geige ſpielen zu lernen, und da er einmal angefangen hatte, geigte er gleich immer den ganzen Tag, nur ſah er darauf, daß die Dinge, die er ſpielte, nicht zu ſchwierig ſeien, weil er dann nicht unbeirrt fort geigen konnte.

Als er die Geige zu ſpielen wieder aufgehört hatte, malte er in Öhl. In der Wohnung, die er ſich auf dem Landgute eingerichtet hatte, hingen die Bilder, die er verfertigt hatte, herum, und er hatte ſich ſehr ſchöne Goldrahmen dazu machen laſſen. Es waren ſpäter manche nicht mehr fertig geworden, und die Farben trokneten auf den vielen Palleten ein.

Es geſchahen indeſſen auch andere Dinge und es wurden viele Sachen herbei geſchafft.

Herr Tiburius las in den Zeitungen ſehr begierig die Bücherverzeichniſſe, ließ den Ballen kommen, und ſchnitt viele Stunden die Bücher auf. Zum Leſen hatte er ſich ein feines breites ledernes Ruhebett machen laſſen, auf dem er liegen konnte, oder er hatte auch einen Ohrſeſſel hiezu, oder er konnte an dem Stehpulte ſtehen, das ſo eingerichtet war, daß man es höher und niedriger ſchrauben konnte, damit er ſich, wenn er genug geſtanden war, auch davor niederſezen könnte. Er hatte eine Sammlung berühmter Männer angelegt, deren Köpfe in lauter gleiche ſchwarze Rahmen gethan, das ganze Gebäude ſchmüken ſollten. Auch eine Pfeifenſammlung hatte er, die ſpäter in ſchöne Schreine gethan werden ſollte, jezt aber noch auf den Tiſchen lag. Beſchläge, Röhre, Kettchen, Zündmaſchinen, Tabakgefäße und Cigarrenfächer waren ſehr koſtbar gearbeitet. Er hatte eine ſehr ſchöne Dogge aus England kommen laſſen, die auf einem eigens hiezu verfertigten Lederpolſter im Zimmer des Bedienten lag. Auch hatte er vier Pferde blos zu ſeinem ausſchließlichen Gebrauche, falls er manchmal ausführe; darunter waren zwei Grauſchimmel, die wirklich ausgezeichnete Thiere waren. Der Kutſcher liebte ſie außerordentlich und pflegte ſie ſehr gut. Zur Unruhe mehrten ſich viele Dinge. Der neue Schlafſeſſel konnte nirgends geſtellt werden, weil die alten noch die Pläze einnahmen, und die neuen Käſten, die er ſehr fein gearbeitet, beſtellt hatte, konnten, da ſie ankamen, nicht aus ihren Kiſten gepakt werden, weil man noch keinen Ort auszumitteln im Stande war, auf den ſie zu ſtehen kommen ſollten. Herr Tiburius hatte es auf zwölf Schlafröke gebracht, und der Uhrſchlüſſel waren unzählige geworden; deßgleichen, wenn er jeden Tag des Jahres einen andern Stok hätte nehmen wollen, falls er aus ging, hätte ihm einer gedient. Manchmal an einem ſchönen Sommerabende, wenn er durch das Glas ſeiner wohlverſchloſſenen Fenſter in den Hof hinab ſchaute, und die Knechte mit einer Fuhr Heu oder mit einem Garbenwagen herein kommen ſah, konnte er ſich recht ärgern, wie denn dieſer Schlag Menſchen in ſeiner leichtſinnigen rohen Luſtigkeit in den Tag hinein lebe, ſich um nichts bekümmere, und unter dem Thorwege die Heugabeln und Hemdärmel ſchüttle.

Endlich mußte er ſichs eingeſtehen, daß er krank ſei. Es waren ſonderbare Sachen vorhanden. Wenn man auch von dem Zittern der Glieder, dem Schwanken der Augen und der Schlafloſigkeit nicht reden wollte, ſo war etwas anderes Außerordentliches da. Wenn er nehmlich in der Abenddämmerung von einem Spaziergange nach Hauſe kam, traf es jedes Mal unabweislich und ohne Ausnahme ein, daß ein ſeltſamer Schatten wie ein Käzchen neben ihm über die Stiege hinauf ging. Nur über die Stiege, ſonſt nirgends. Dies griff ſeine Nerven ungemein an. Er hatte genug geleſen, er hatte Bücher, in denen die alte und neue Weisheit ſtand; aber was zwei leibliche Augen ſehen, das muß doch in Wahrhaftigkeit da ſein. Und je unglaublicher den Menſchen, die um ihn waren, der Gedanke vorkam, deſto ernſter und ruhevoller behauptete er ihnen die Sache in das Angeſicht, und lächelte über ſie, wenn ſie ſie nicht begriffen. Er ging deßhalb am Abende nie mehr nach Hauſe, ſondern immer früher.

Nach einiger Zeit ging er überhaupt nicht mehr aus dem Hauſe, und ſchritt in dem Zimmer und in den Gängen mit den gelbledernen herabgetretenen

Pantoffeln herum. In jene Zeit fiel es auch, daß er einen Band Gedichte, die er noch bei Lebzeiten ſeiner Eltern gemacht und ſauber abgeſchrieben hatte, behutſam in ein geheimes Fußbodenfach unter ſeinem Bette verbarg, daß ihm niemand darüber komme. Auf ſeine Leute wurde er ſtets aufmerkſamer, daß jeder ſeiner Befehle auf das Strengſte vollführt würde, und er heftete dabei, ſo lange ſie um ihn waren, immer ſeine Augen auf ſie.

Endlich ging er nicht nur nicht mehr aus dem Hauſe, ſondern gar nicht mehr aus ſeinem Wohnzimmer. Er ließ einen großen Stehſpiegel in dasſelbe tragen, und betrachtete ſeine Geſtalt. Nur des Nachts ging er in ſein Schlafzimmer, das daneben war, und legte ſich ins Bett. Wenn noch gelegentlich ein Beſuch aus der Ferne oder aus der Stadt kam, wurde er bei dem Verweilen desſelben ungeduldig, trieb ihn beinahe fort, und ſchloß hinter ihm die Thür ab. Er ſah wirklich übler aus: er bekam ſogar Falten in dem Angeſichte, und wenn er ſo auf und ab ging, hatte er meiſtens lange Bartſtoppeln auf dem Kinne, wirrige Haare auf dem Haupte, und den Schlafrok wie ein Büßerhemd um die Lenden.

Nach einer Zeit ließ er Flanelſtreifen auf die Fenſterfugen nageln und die Thüren verpolſtern. Auf das Zureden und Dringen ſeiner Freunde, deren noch mehrere zu haben ſich Herr Tiburius nicht erwehren konnte, wurde er nur ſpöttiſch, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er ſie für dumm halte, und daß es eigentlich am beſten wäre, wenn ſie ganz und gar nie mehr bei ihm erſchienen. Dieſes Leztere geſchah auch endlich, und es kam keiner mehr zu ihm. Der Mann war nunmehr einem Thurme zu vergleichen, der ſauber abgeweißt und überall verpuzt wird, ſo daß ihn die Mauerſchwalben und Spechte, die ihn ſonſt allſeits umflogen hatten, verlaſſen müſſen. Der Schwarm iſt verflogen, und der Thurm ſteht allein da. Herr Tiburius war über dieſes Ereigniß eigentlich freudig, und er rieb ſich ſeit langer Zeit zum erſten Male die Hände; denn er konnte nun ungeſtört an etwas gehen, was er ſchon öfter gewollt hatte, wozu er aber nie gekommen war. Er hatte nehmlich, obwohl ſeine Krankheit als erwieſen da ſtand, noch nie etwas gegen ſie gebraucht, weder hatte er einen Arzt holen laſſen, noch hatte er ſonſt ein Mittel dagegen angewendet. Jezt beſchloß er ſich zu behandeln. So wie der Altknecht ſeit jeher ſchon die Bewirthſchaftung des Gutes führte, mußte nun der Bediente die Kleiderkammer übernehmen, der Schaffner erhielt die Geräthe, der Verwalter das Vermögen, und er, der Herr, hatte kein anderes Geſchäft, als ſich zu heilen.

Um den Zwek völlig zu erreichen, ſchaffte er ſich ſofort alle Bücher an, die über den menſchlichen Körper handelten. Er ſchnitt ſie auf und legte ſie in Stöſſen nach derjenigen Ordnung hin, nach der er ſie leſen wollte. Die erſten waren natürlich die, die über die Beſchaffenheit und Verrichtungen des geſunden Körpers handelten. Aus ihnen war nicht viel zu entnehmen, aber ſobald er zu den Krankheiten gekommen war, ſo war es ganz deutlich, wie die Züge, die beſchrieben wurden, in aller Schärfe auf ihn paßten, — ja ſogar Merkmale, die er früher nicht an ſich beobachtet hatte, die er aber jezt aus dem Buche las, fand er ganz klar und erkennbar an ſich ausgeprägt und konnte nicht begreifen, wie ſie ihm früher entſchlüpft waren. Alle Schriftſteller, die er las, beſchrieben ſeine Krankheit, wenn ſie auch nicht überall den nehmlichen Namen für ſie anführten. Sie unterſchieden ſich nur darin, daß jeder, den er ſpäter las, die Sache noch immer beſſer und richtiger traf, als jeder, den er vorher geleſen hatte. Weil die Arbeit, die er ſich vorgeſteckt hatte, ſehr umfangsreich war, ſo blieb er bedeutend lange Zeit in dem Geſchäfte befangen, und hatte keine andere Freude, als die, wenn man das überhaupt eine Freude nennen darf, daß er manchmal ſeinen Zuſtand ſo außerordentlich und unglaublich treu angegeben fand, als hätte er ihn dem Manne ſelber in die Feder geſagt.

Drei Jahre hatte er ſich behandelt, und er mußte zuweilen den Plan der Behandlung wechſeln, weil er nach und nach zu einer beſſern Einſicht gelangte. Endlich war er ſo ſchlecht geworden, daß er alle Merkmale aller Krankheiten zu gleicher Zeit an ſich hatte. Ich führe nur einige an: er hatte jezt einen kurzen Athem; denn er konnte, wenn er der Vorſchrift eines Buches zu Folge doch an einem Sommertage in den Garten ging, nicht weit gehen, ohne müde zu werden und ſich zu erhizen — die rechte Schläfe pochte ihm zuweilen, und zuweilen die linke — wenn der Kopf nicht brauste und Müken flogen, ſo war die Bruſt gepreßt oder ſtach die Milz — er hatte die wechſelnden Fröſte und die ziehenden Füße der Nervenkrankheiten — die plözlichen Wallungen deuteten auf Erweiterung der Blutgefäße — und ſo war noch Vieles. Er konnte jezt auch nie mehr ordentlich hungrig werden, wie einſt ſo köſtlich in ſeiner Kindheit, obwohl er ſtatt deſſen eine falſche Begehrungsempfindlichkeit hatte, die ihn ſtets reizte, alle Augenblike zu eſſen.

So weit war es mit Herrn Tiburius gekommen. Manche Menſchen hatten Mitleiden mit ihm, und manches Mütterlein ſagte ſogar voraus, er werde es nicht lange mehr treiben. Aber er trieb es doch noch immer fort. Zulezt redete man gar nicht mehr von ihm, weil er doch nicht ſterben konnte; ſondern nahm ihn als einen hin, der eben iſt, wie er iſt; oder man ſprach von ihm blos in der Art, wie man von einem ſpricht, der ſchon einmal etwas Ungewöhnliches an ſich hat, wie zum Beiſpiele einen ſchiefen Hals, oder ſchreklich ſchielende Augen, oder einen Kropf. Mancher, wenn er an dem Landhauſe mit den verſchloſſenen Fenſtern vorüber ging, ſchaute hinauf und dachte, wie er doch das Vermögen da oben, wenn er es hätte, ſo ganz anders genießen würde, als der verworrene Herr. Die lange Weile und die Öde hatte ihre breite Fahne über das Landhaus des Herrn Tiberius ausgebreitet, im Garten ſtanden die einförmigen Arzneikräuter, die er pflanzen zu laſſen angefangen hatte, und ein Schalk behauptete, die Hähne krähten viel trauriger innerhalb der Gemarkungen ſeines Hofes als anderswo.

Somit wären wir denn ſo weit gelangt, das Elend des Herrn Tiberius einzuſehen — wir gehen nun zu dem freudigern Ereigniß über, wie er wieder aus dieſem Abgrunde heraus gekommen, und alles das geworden iſt, was wir am Eingange dieſer Geſchichte ſo rühmlich von ihm erwähnt haben.

Da war ein Mann in der Gegend, von dem die Leute ebenfalls ſagten, daß er ein großer Narr ſei. Von dieſem Manne ging plözlich das Gerücht, daß er den Herrn Tiburius behandle. Der Mann war allerdings ein Doctor der Heilkunde, aber er heilte nichts, obgleich viele ſein ſchriftliches Befugniß hiezu geſehen hatten; ſondern er war eines Tages in die Gegend gekommen, hatte ein ſchlechtes Bauernhaus, deſſen Beſizer im Abwirthſchaften begriffen war, ſammt Garten, Feldern und Wieſen gekauft, baute das Haus um, und trieb Landbau und Obſtzucht. Wenn aber doch einer zu ihm kam, der ein Uebel hatte, ſo gab er ihm keine Arznei, ſondern ſchikte ihn fort, und verſchrieb ihm viel Arbeit, ein beſſeres Eſſen, als er bisher hatte, und ein angelweites Öffnen aller Fenſter ſeiner Wohnung. Da nun die Leute ſahen, daß er mit der Doctorei nur Schalksnarrheit treibe, und ſtatt der Mittel nur lauter natürliche Dinge verordne, kam keiner mehr zu ihm, und ſie ließen ihn fahren. Hinter ſeinem Hauſe hatte er ein ganzes Feld voll ruthendünner Bäumchen, auf die er ſehr achtete, und in einem gläſernen Gebäude ſtanden auch Ruthen mit grünen lederglänzenden Blättern, die niemand kannte. So wie nun ein Narr den Andern anzieht, ſagten ſie, hätte Herr Tiburius zu dem einzigen Manne Vertrauen, und nehme von ihm Mittel.

Das war aber eigentlich nicht wahr, ſondern die Sache verhielt ſich ſo: da Herr Tiburius ſich um alles, was Arzneiwiſſenſchaft angeht, ſehr bekümmerte, meinten ſeine Leute ihm einen Gefallen zu thun, wenn ſie ihm von dem neuen Doctor erzählten, der das Querleithenhaus gekauft habe und nun dort wirthſchafte. Der Zimmerdiener des Herrn Tiburius ſprach ein paar Male davon, ohne daß der Herr Tiburius ſonderlich darauf achtete; aber wie der Himmel zuweilen ganz wunderliche Wege einſchlägt, damit ſich das Schikſal eines Menſchen erfülle, geſchah es auch hier, daß Herr Tiburius in einer Schrift des alten nun bereits ſchon ſeit langer Zeit ſeligen Haller auf eine Stelle gerieth, die offenbar einen Widerſpruch in ſich enthielt, das heißt, in ſo ferne offenbar, als man ein Arzneigelehrter iſt — für einen andern war die Rede weder ſo noch ſo verſtändlich — in ſo ferne aber doch wieder nicht ganz offenbar, als es zweifelhaft war, ob man ein Arzneigelehrter ſei, oder nicht. In dieſen Zweifeln, die den Herrn Tiburius quälten, fiel ihm wieder wunderbarer Weiſe der neuangekommene Doctor ein, obwohl ſein Diener ſchon lange nicht mehr von ihm geſprochen hatte. Hier müſſen wir aber der geſchichtlichen Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß der Mann dem Herrn Tiburius gerade darum eingefallen iſt, weil er von den Leuten ein Narr genannt wurde; denn Herr Tiburius hatte ganz eigene Anſichten von der Narrheit, und der Mann wurde ihm darum merkwürdig. Allein wenn Leute, wie Herr Tiburius, auf etwas denken, ſo bleibt es gewöhnlich bei dem Gedanken. Bei Herrn Tiburius mußte es auch eine Weile ſo geblieben ſein, bis er einmal plözlich befahl, daß man den geſchloſſenen Wagen anſpannen ſolle, er werde zu dem Doctor im Querleithenhauſe hinüber fahren. Seine Leute ſtaunten, wie er ſich bei ſeiner ſchweren Krankheit in die Luft und in das Wagenrütteln hinaus wagen könnte, da er doch reich genug war, um ſich dieſen Doctor und noch zehn andere in das Haus kommen zu laſſen. Allein Herr Tiburius ſezte ſich in den Wagen und fuhr in die Querleithen hinüber.

Er fand den Doctor in Hemdärmeln und einen breiten gelben Strohhut auf dem Haupte im Garten, wo er heftig arbeitete. Der Doctor war ein nicht gar groſſer Mann, mit lauter grober ungebleichter luſtiger Leinwand bekleidet. Er ſezte ein wenig von ſeiner Arbeit aus, als er den Wagen an ſeinen Garten heran fahren ſah, und blikte mit dunkeln feurigen Augen darnach hin. Herr Tiburius, gegen die Luft mit einem ſehr diken Anzuge verwahrt, ſtieg aus dem Wagen und ging auf den erwartenden Mann zu. Er ſagte, da er vor ihm in dem Gartengange ſtand, er ſei ſein Nachbar Theodor Kneigt, er gebe ſich viel mit Wiſſenſchaften ab, insbeſondere mit der Arzneikunde. Vor mehreren Wochen ſei er im Haller auf eine Stelle gerathen, welcher er mit ſeinen Kräften allein nicht völlig Herr werden könne, darum ſei er zu ihm, den der Ruf als einen in dieſen Dingen kundigen Mann verkünde, herüber gefahren, und bitte ihn, daß er mit Aufopferung einiger Minuten ſeiner Zeit ihm mit einem Rathe in der Sache beiſpringen möge.

Auf dieſe Anrede erwiederte der kleine Doctor, er leſe veraltete Schriften, wie den Haller, gar nicht, er doctere jezt auch ganz und gar nicht mehr, er wiſſe auch nur in ganz wenigen Fällen zuverläſſige Mittel anzugeben, und er wende die Kunde, die er über Dinge des menſchlichen Körpers habe, blos dazu an, daß er ſich ſelber ein Leben vorſchreibe, welches ſeinem Körper das bei Weitem nüzlichſte und heilbringendſte ſei. Deßhalb habe er die Hauptſtadt verlaſſen und ſei ſo weit auf das Land heraus gegangen, daß er hier das geſündeſte Leben führe und das höchſte Alter erreiche, welches überhaupt der Zuſammenſtimmung der Elemente ſeines Körpers möglich ſei. Wenn übrigens der Herr Nachbar den Haller bei ſich habe, ſo könnte man ja die Stelle anſehen und einen Verſuch wagen, was aus ihr heraus zu bringen ſei, was nicht.

Herr Tiburius ging auf dieſe Rede zu ſeinem Wagen, zog den Haller aus der Taſche desſelben, und kam mit ihm wieder zu dem kleinen Doctor zurük. Dieſer führte ſeinen Herrn Nachbar in ein Gartenhaus, dort blieben die Männer einige Zeit, und als ſie wieder daraus hervor gingen, hatte Herr Tiburius die Genugthuung, daß der fremde Doctor über die Stelle im Haller das nehmliche dachte und ſagte, wie er. Der Doctor ſagte, nachdem das eigentliche Geſchäft abgethan war, zu Herrn Tiberius, er habe zwar ein junges ſehr ſchönes Weib, es ſei auch gewöhnlich Sitte, daß man einen Gaſt und Nachbar, der den erſten Beſuch mache, zu der Frau des Hauſes führe; allein er wiſſe nicht, ob der Herr Nachbar ſeinem Weibe nicht widerwärtig ſein könnte; denn es iſt unter ſeinen Grundſäzen auch der obenan, daß ſeine Gattin, ſo wie er, in allen nicht zur Ehe gehörigen Dingen die völligſte Freiheit zu handeln haben müſſe; darum werde er ſein Weib fragen, und wenn der Herr Nachbar wieder einmal komme, werde er ihm ſagen können, ob er ihn zu ihr führen werde, oder nicht.

Hierauf erwiederte Herr Tiburius, er ſei wegen des Hallers herüber gekommen, das ſei abgethan und es ſei gut.

Deſſohngeachtet zeigte ihm der Doctor noch flüchtig ſeine Anlagen, wo er die Camellienhäuſer habe, wo er ſeine Rhododendern, ſeine Azalien, Verbenen, Eriken und andere ziehe, und wo er die Erden miſche und brenne. Von dem Obſte und andern Dingen ſei noch nicht viel zu ſehen.

Sodann ſtieg Herr Tiburius in ſeinen Wagen und fuhr davon. Der Doctor hatte eine hölzerne Vorrichtung, die mit Klöppeln ſehr laut klapperte, um ſeine Leute, die in verſchiedenen Geſchäften zerſtreut waren, zum Eſſen oder zur Arbeit oder zu einer Ankündigung zuſammen rufen zu können. Als Herr Tiburius den Abhang der Querleithen hinab fuhr, hörte er ſchon wieder das Klappern dieſer Vorrichtung, was andeutete, daß der fremde Doctor mit ſeinen Leuten ſchon wieder in einem Verkehre befindlich ſei.

Zu dieſem Manne kam Herr Tiburius nach einiger Zeit wieder, und dann öfter und ſo immer fort; war es nun, daß er, wie es bei derlei Leuten iſt, einmal im Geleiſe war, und daher in demſelben fort ging, oder wollte er von dem Doctor etwas lernen. Da ſtanden nun die zwei Männer, welche von den Menſchen Narren geheißen wurden, manchmal in dem Garten beiſammen; der eine in einem Strohhute und in einem grobleinenen Anzuge, daß ihm der Wind bei den Oeffnungen hinein ging und durch alle Glieder ſtrich: der andere mit einer Filzkappe auf dem Haupte, die er bis über die Ohren herab zog, mit einem langen Roke, der faſt die Erde kehrte, über die andern Kleider zuſammen geknöpft war, und oben unter dem Kragen noch ein großes zuſammengebauſchtes Tuch ſehen ließ, daß der Hals warm ſei, und endlich mit großen weiten Stiefeln, in denen er doppelte Strümpfe an hatte, daß ſich die Füße nicht erkälten. Bei dieſen Beſuchen ſagte der Doctor nichts mehr davon, daß er den Herrn Tiburius zu ſeinem Weibe hinein führen werde, und dieſer verlangte es auch niemals.

Weil alſo Herr Tiburius zu keinem Menſchen kam, als zu dem Doctor, und weil er überhaupt nicht aus ſeinem Zimmer ging, als wenn er zu dem Doctor fuhr, ſo war es natürlich, daß die Leute glaubten, er werde von dem närriſchen Doctor ärztlich behandelt, und beide hätten Mittel ausgeſonnen, die ſehr merkwürdig ſeien und geheim gehalten würden, weßhalb ſie immer zu einander kämen und die Köpfe zuſammen ſteckten.

Dies war, wie wir wiſſen, allerdings nicht ſo: aber wie der Scharfſinn des Volkes immer in den ungegründeten Gerüchten, die in ihm empor tauchen, einige Kernchen Wahrheit und Veranlaſſung hat, ſo war es auch hier; denn von dieſem Doctor ging wenigſtens der erſte Anſtoß aus, der dann fortwirkte, und in Folge deſſen ſich Herr Tiburius ganz und gar verwandelte, wie die Raupe des Tagpfauenauges, die auch, nachdem ſie auf dem Neſſelkraute einförmig gelebt, ſich dann gar aufgehängt hatte und eingeſchrumpft war, eines Tages plötzlich aufſpringt, den garſtigen ſchwarzen mit Dornen beſezten Balg zurükſtreift und die Hörner und Höker der ſchönen Puppe zeigt, in der gar ſchon die künftigen farbigen ſchimmernden und glänzenden Flügel eingewikelt liegen.

Herr Tiburius fragte nehmlich den Doctor eines Tages plözlich um das, was er gewiß ſchon ſo lange auf dem Herzen getragen haben mußte, er ſagte: „Wenn Sie mein hochverehrteſter Herr Doctor, wie Sie ja ſelber gerade heute vor fünf Wochen zu mir geſagt haben, in ganz wenigen Fällen zuverläſſige Mittel wiſſen, ſo wüßten Sie etwa zufällig auch eins in dem meinigen?“

„Allerdings, mein verehrter Herr Tiburius,“ antwortete der Doctor.

„Nun alſo — um Gottes willen — ſo reden Sie.“

„Sie müſſen heirathen, aber zuvor müſſen Sie in ein Bad gehen, wo Sie ſogar ihr Weib finden werden.“

Das war für Herrn Tiburius zu viel!!

Er kniff ſeine Lippen zuſammen und fragte mit ungläubigem ſpöttiſchem Lächeln: „Und in welches Bad ſoll ich denn gehen?“

„Das iſt in Ihrem Falle ſchier einerlei,“ antwortete der Docter, „nur irgend ein Gebirgsbad dürfte am vorzüglichſten ſein, etwa das in unſerm Oberlande, wohin jezt ſo viele Menſchen ziehen.

Oheime, Tanten, Väter, Mütter, Großmütter, Großväter ſind mit ſehr ſchönen Mädchen dort, und darunter wird auch die ſein, welche Ihnen beſtimmt iſt.“

„Und alſo endlich, weil Sie die Mittel ſo gut angeben, welches iſt denn mein Fall?“

„Das ſage ich nicht,“ erwiederte der Doctor, „denn wenn Sie ihn einmal wiſſen, dann hilft kein Mittel mehr, weil Sie keins nehmen — oder Sie bedürfen keins mehr, weil Sie bereits geſund ſind.“

Herr Tiburius fragte um nichts weiter, er ſagte auf dieſe Unterredung kein Wort mehr, ſondern er ging allmählich zu ſeinem Wagen und fuhr davon.

„Der verrükte Doctor hat Recht,“ ſagte er zu ſich in dem Wagen, „nicht in Beziehung des Heirathens hat er Recht, das iſt eine Narrheit — — aber ein Bad — ein Bad! — das iſt das einzige, auf das ich noch nicht verfallen bin — es iſt unbegreiflich, wie ich denn nicht darauf denken konnte. Ich werde mir gleich alle Bücher zu Rathe ziehen, die von Bädern handeln, und auszumitteln ſuchen, welches Bad unſeres Welttheiles für meine Zuſtände in Anbetracht kommen könnte.“

Und auf dem ganzen Wege brütete er an dem Gedanken fort.

Der Doctor hatte den Herrn Tiburius bedeutend aufgerührt. Auch an das Heirathen mußte er ein wenig gedacht haben: denn er ſchnitt ſich mit einer Scheere den Bart, den er ſich in dem ganzen Angeſichte hatte wachſen laſſen, bis auf eine gewiſſe Kürze weg, raſirte ihn dann und über und über ſehr fein ab, und ſtellte ſich vor den Spiegel und betrachtete ſich.

„Nein, nein,“ ſagte er, „das iſt nichts, das hat ganz und gar keinen Sinn, und das kann nicht ſein.“

Deßohngeachtet ſchikte er noch an dieſem Abende um ein ſehr gutes Zahnpulver in die Stadt; denn er hatte vor dem Spiegel bemerkt, daß er ſeine Zähne bisher in hohem Maße vernachläſſigt habe.

In Bezug auf das Bad fing er am Morgen des nächſten Tages an, ſehr ernſthaft die nothwendigen Anſtalten zu treffen. Er ſchrieb in die Stadt um alle Bücher, welche von Bädern handeln, um zuerſt aus ihnen zu entnehmen, wohin er gehen ſolle, dann wolle er erſt das Weitere anordnen. Allein der Gedanke des Bades hatte ihn ſo ergriffen, daß er nicht ſeinen bisherigen gewöhnlichen Weg, nehmlich erſt alle möglichen Bücher zu leſen, einſchlug, was übrigens auch zur Folge gehabt hätte, daß er in dieſem Sommer in gar kein Bad mehr gekommen wäre; ſondern er entſchied ſich in der That ſofort für das Bad, welches der Doctor vorgeſchlagen hatte. Das erſte, was er nun that, war, daß er befahl, daß ſein Reiſewagen in reiſefertigen Stand geſezt werde. Seine Leute erſchraken über dieſen Befehl, leiſteten ihm aber Folge. Er hatte in ſeinem ganzen Leben keinen Reiſewagen gebraucht, da er nie weiter von ſeinem Gute gekommen war, als in die Stadt. Daher glaubten ſeine Hausgenoſſen, daß er erſt jezt vollends närriſch geworden ſei, oder ſich im Beginne der Beſſerung befinde. Sie zogen den Reiſewagen aus ſeinem Behältniß, in welchem er, ſeit ihn Herr Tiburius hatte machen laſſen, geſtanden war, auf den Hof hervor, und unterſuchten ob er an allen Stellen gut ſei, und verſahen ihn dann mit allen Sachen, welche ein ſolcher Reiſender wie Herr Tiburius war, auf ſeinem Wege brauchen könnte. Hierauf ſchikte er um alle Bücher, welche über dieſes einzelne Bad vorhanden wären, daß er ſie mitnähme und dort leſe. Dann ſchrieb er ſelber auf einen Bogen Papier die Sachen auf, welche ſeine Diener mit nehmen mußten, worunter auch ſeine Grauſchimmel und ſein Spazierwagen waren, die vorausgehen mußten, daß er ſie dort gleich habe. Endlich mußte noch ſogleich an den nöthigen Kleidern, Sizkiſſen und andern Geräthen gearbeitet werden. Er machte dieſe Sachen mit ziemlichem Geſchike.

Zu dem Doctor, zu dem er noch zweimal während der Zeit gekommen war, ſagte er kein Wörtlein; derſelbe ſchien auch auf die Unterredung über das Bad völlig vergeſſen zu haben.

Nachdem ſo eine Weile vergangen war, kamen eines Tages vier Poſtpferde auf das Gut des Herrn Tiburius und zogen den Herrn in ſeinem Reiſewagen zur Verwunderung aller Menſchen in die Fremde fort.

Ich darf mich nicht darauf einlaſſen, ſeine Reiſe zu beſchreiben, da ſie mit dem Zweke dieſer Zeilen nicht gar innig zuſammen hängt: aber das muß ich doch ſagen, daß es dem Herrn Tiburius vorkam, als fahre er ſchon viele, viele Meilen, als ſei er ſchon in der fernſten Entfernung, da er bereits einen Tag fuhr, da er den zweiten fuhr, und da endlich gar der dritte gekommen war.

Am Nachmittage dieſes dritten Tages, da eine unbeſchreiblich große Sommerhitze herrſchte, fuhr er in einem langen ſchmalen Gebirgsthale einem ſchönen grünen rauſchenden ſpiegelklaren Waſſer entgegen. Als das Thal ſich erweiterte, ſah man aus einer großen Hütte eine weiße Dampfwolke aufſteigen, und der Diener ſagte zu Herrn Tiburius, das ſei der Dampf, der aus der Sole aufſteige, die in dem Hauſe gekocht werde, und man ſei ganz nahe an dem Ziele der Reiſe. Bald nach dieſen Worten fuhr Herr Tiburius in ſeinem von allen Seiten geſchloſſenen Wagen in die Gaſſen des Badeortes ein. Es war in demſelben wegen der großen Hitze ſehr ſtill, niemand war im Freien, die gegliederten Fenſterläden und die Fenſterverhänge waren zu, höchſtens, daß bei einer Spalte oder bei einer Falte ein paar Augen heraus ſchauten, um zu ſehen, wer denn wieder gekommen ſei.

Herr Tiburius fuhr vor den Gaſthof, in welchem ihm auf ein Schreiben ſeines Dieners ein Zimmerlein war aufgehoben worden. Er ſtieg aus und wurde in das Zimmerlein hinauf geleitet. Dort ſetzte er ſich an das gelbangeſtrichene Tiſchlein, das da ſtand. Seine Diener und die Leute des Gaſthauſes waren beſchäftigt, die Dinge, die der Wagen enthielt, auszupaken und herauf zu tragen.

Herr Tiburius konnte ſich nun mit Beruhigung ſagen, daß er da ſei. Aus der ſpöttiſchen Aeußerung des kleinen Doctors war Ernſt geworden. Geſtern, da er noch in der Ebene draußen fuhr, hatte Herr Tiburius gedacht, wenn er nur nicht eher ſtürbe, ehe er ankäme, dann wäre alles gut: jezt war er angekommen, und ſaß bereits neben ſeinem Tiſchlein da. Die Leute räumten beinahe die ganze Stube mit den Sachen voll, die ſie in dem Wagen fanden. Durch die grünen Schienen der Fenſterläden ſahen duſtige Bergwände herein — er war faſt berauſcht und legte ſich ſeine Reiſeeindrüke zurecht. Da waren noch die unendlichen Felder und Wieſen und Gärten, durch die er gefahren war, und die Häuſer und Kirchthürme, die alle an ihm vorüber gegangen waren, dann rükten gar Gebirge näher, dann ſchwankte ein langer grüner See in ſeinem Haupte, über den er ſammt ſeinem Reiſewagen gefahren war, und dann war das eilende Waſſer in dem Thale und das erſchrekliche Blizen der Sonne auf allen Bergen. — —

Aber auf das alles durfte Herr Tiburius zulezt doch nicht gar zu ſtark denken; denn es waren jezt ganz andere Dinge nothwendig, nehmlich, daß ſeine Wohnung für ſeine Krankheit gehörig eingerichtet werde, und daß man ſehr bald den Badearzt rufe, daß er ihn kennen lerne, und daß ſie mit einander den Plan der Heilung verabredeten und ſogleich zur Ausführung deſſelben den Anfang machten.

Es mußte vor allem noch ein größerer Tiſch herbei, auf den er die Stöße Bücher, die ſein Diener auspakte, legte, daß er ſie bei erſter Gelegenheit aufſchneide, und zu leſen beginne. Dann mußte das Bett, deſſen Beſtandtheile er ſelber mitgebracht hatte, im noch kleineren Nebenzimmerchen, das an ſein Wohngemach ſtieß, aufgeſtellt werden. Das Stahlgerüſte deſſelben wurde in der Eke aufgerichtet, in welcher am wenigſten Zugluft herrſchen konnte. Hierauf wurden die Stäbe der ſpaniſchen Wand, die er mitgebracht, auseinander geſchraubt, geſtellt, und mit dem dazu gehörigen Seidenſtoffe beſpannt, auf dem unzählige rothe Chineſen waren. Weil ſo viele Mantelſäke, Wagenkoffer und andere Lederfächer herumlagen, mußte der Wirth noch einen Schrein herauf ſchaffen, den man in das Vorzimmer, wo die

Diener ſchliefen, ſtellte, daß man das Weißzeug, die Schlafröke und die Kleider unterbringen könne. Zulezt mußten noch die Schirme vor die Fugen der Fenſter und Thüren geſtellt und die leeren Koffer und Lederſächer in das Wagenbehältniß gebracht werden.

Als alles in Ordnung war, ſendete Herr Tiburius nach dem Badearzte. Es durfte nicht aufgeſchoben werden, und es war überhaupt ungewiß, ob nicht auf die viele, viele Bewegung, die er auf der langen Reiſe her gemacht habe, eine arge Krankheit folgen könne.

Der Badearzt war nicht zu Hauſe und auch ſonſt nirgends zu finden. Herr Tiburius mußte bis auf den Abend warten. Er ſaß in ſeiner Stube und wartete. Am Abende kam der Arzt, und die zwei Männer beredeten ſich über eine Stunde lang, und ſezten die ganze Weſenheit des zu befolgenden Heilplanes auseinander.

Am andern Morgen begann Herr Tiburius ſchon den Plan ins Werk zu ſezen. Man ſah ihn in einem langen grauen zugeknöpften Oberroke den Brunnengebäuden zu gehen und in denſelben verſchwinden. Er nahm darinnen ſein erſtes Bad. Und wo man die

Molken nahm, wo man in der Sonne ſaß, und ein wenig hin und her ging, konnte er ſpäter auch geſehen werden. So machte er es jeden Tag, und er ging gewiſſenhaft dorthin, wo es der Zwek erheiſchte. Um die von dem Arzte vorgeſchriebene Bewegung mittelſt Gehen zu machen, hatte er ſich eine eigene Art ausgeſonnen. Er fuhr nehmlich mit ſeinen Grauſchimmeln auf der Straße, die tiefer in das Gebirge führt, eine Streke fort, bis er zu einem gewiſſen großen Steine kam, den er gleich am erſten Tage entdekt hatte. Neben dem Steine war eine ziemlich große trokene Erdſtelle, die aus feſt gelagertem Sande beſtand. An dieſer Stelle ſtieg er aus, und ging nach der Uhr ſo lange hin und her, als die zur Bewegung feſtgeſezte Zeit dauerte, dann ſaß er wieder ein und fuhr nach Hauſe. Die Leute, die im Bade verſammelt waren, lernten ihn bald kennen, und ſagten, das ſei der Herr, der neulich in dem geſchloſſenen Wagen gekommen ſei.

Die Badezeit war eigentlich ſchon ziemlich vorgerükt, aber da in dieſen Gebirgsthälern die lezten Sommermonate die heißeſten und trokenſten ſind, ſo war noch ein großer glänzender und auserleſener

Beſuch zugegen. Darunter waren manche ſehr ſchöne Mädchen. Herr Tiburius, welcher nicht umhin konnte, doch manchmal eine zu ſehen, erinnerte ſich flüchtig an die Heirathsworte des Doctors — aber er dachte der Doctor ſei ein Schalk, und verlegte ſich hier nur auf das, was ſeiner Geſundheit unmittelbar noth that. Er las allgemach von dem Bücherhügel ein großes Stük herunter, er verrichtete genau alles, was ihm der Badearzt vorgeſchrieben hatte, und that noch manches andere dazu, was er ſelber aus den Büchern lernte und ſich verordnete. Er hatte ſich auch an ſeinem Fenſterſtoke ein Fernrohr angeſchraubt, und betrachtete durch ſelbes öfter die närriſchen Berge, die hier herum ſtanden, und die das Geſtein in höchſter Höhe oben trugen.

Es war ſeltſam, daß auch hier in dieſer großen Entfernung, und zwar ſchon in ſehr kurzer Zeit, nachdem Herr Tiburius angekommen war, der Name Tiburius im Munde der Leute gebräuchlich war, obwohl in dem Fremdenbuche Theodor Kneigt ſtand, und obwohl ihn niemand kannte. Es mochten ihn wohl insgeheim ſeine Diener ſo genannt haben.

Es waren allerlei Menſchen und Familien in dem

Bade. Da war ein alter hinkender Graf, der überall geſehen wurde, und in deſſen verwittertes Angeſicht faſt ein Schimmer von der ſehr großen Schönheit ſeiner Tochter floß, die ihn überall mit Geduld begleitete und ruhig neben ihm her ging. In einem Wagen mit zwei feurigen Rappen fuhren gerne zwei junge ſchöne Mädchen mit Augen, die noch feuriger waren, als die Rappen, und mit rothen Wangen, um die gewöhnlich grüne Schleier flatterten. Sie waren die Töchter einer badenden Mutter, die ſelbſt noch ſchön war, und in ein reiches Tuch gewikelt in dem Wagen zurükgelehnt ſaß. Dann war ein dikes kinderloſes Ehepaar, das eine Richte mit ſich führte, die träumeriſch darein ſchaute, manchmal unterdrükt ausſah, und ſchöne blonde Loken hatte, wie man ſie nur immer erbliken konnte. In einem fenſterreichen Hauſe tönten ſchier immer Claviertöne, und viele Lokenköpfe junger Mädchen und Knaben waren zu ſehen, wenn ſie aus den Fenſtern ihnen herausſchauten, oder von Innen an denſelben vorüber flogen. Dann waren manche einſame Greiſe, die hier ihre Geſundheit ſuchten und niemand als einen Diener hatten; dann manche Hageſtolze, die über den Sommer des Lebens hinüber ohne Gefährtin herum gingen. Noch ſind zwei blauäugige Mädchen zu erwähnen. Die eine ſah gerne von einem abgelegenen Balkone mit ihren blauen Augen auf die nicht weit entfernten Wälder hinüber, und die andere richtete ſie gerne auf die Tiefe des dahin rinnenden Stromes. Sie ging nehmlich häufig mit ihrer Mutter an den Ufern desſelben ſpazieren, wenn ſie an ihm vorüber ging und die ſieche gedrükte Mutter begleitete. Dann waren die ſchönen erröthenden Wangen der Landeskinder, die einen kranken Vater, eine Mutter, eine Wohlthäterin hieher begleiteten — der vielen andern gar nicht zu gedenken, die alle Jahre kamen, ſich an der Schönheit der Umgebung ergözten, oder nur der Mode huldigten, alles zu beherrſchen ſtrebten, jedes neu Angekommene und Schüchterne beſprachen und darüber triumphirten. Unter dieſen Menſchen lebte Tiburius faſt ſcheu fort. Er miſchte ſich niemals unter ſie, und wenn er mehrere auf ſeinen von dem Arzte vorgeſchriebenen Gängen begegnen ſollte, ſo machte er lieber einen Umweg, daß er ihnen auswich. Sie redeten von ihm, da er durch ſeine Abſonderung auffiel; aber er wußte nicht, daß ſie von ihm redeten, und wie ſie ihn nannten. Er blieb beſtändig bei dem ſich immer ablöſenden Gewirre anweſend; denn wirklich kamen in der Zeit immer neue, und ſchieden die andern.

Wir können unmöglich ſagen, wie Herrn Tiburius der Gebrauch des Bades bekam, denn er ſagte ſelber zu niemanden etwas und badete immer fort. Dem Arzte erklärte er auf jede Frage, wie es ihm gehe, es gehe eben dem Gange des Dinges gemäß, und wir würden wohl am Ende in den Stand geſezt worden ſein, über den Erfolg ſeines Badens etwas beſtimmtes angeben zu können, wenn ſich nicht das zugetragen hätte, wodurch ſich alles veränderte, und jede Berechnung der mitwirkenden Urſachen unmöglich wurde.

Wir haben oben ſchon geſagt, daß Tiburius immer zu ſeinen Bewegungen weiter hinaus fuhr, und an einem einſamen Steine auf und nieder ging. Er war ſehr fleißig und hatte dieſes ſchon viele, viele Male gethan. Eines Tages, nachdem ſeit ſeiner Ankunft ſchon eine geraume Zeit verfloſſen war, da eben ein beinahe ſtahlfeſter dunkelblauer Himmel über dem Thale ſtand, fuhr er, weil ihm der Tag ſo wohl that, weiter als gewöhnlich. Ganz fremde Berge ſah er ſchon, und dunkle Tannen und lichtere Buchen ſchritten faſt bis an ſeinen Wagen heran. Man weiß nicht, war die Empfänglichkeit für das Wohlthätige des Tages ſchon eine Folge ſeines Badens, oder war es die ungemein liebliche heitere und klare Milde der Luft, die alle Menſchen und alſo auch ihn erfaßte. Neben ſeinem Wagen war ein ſonniger Plaz, der feſten Heideboden hatte; er war von ſchüzenden Steinwänden umſtanden, daß kein rauher Wind herein ſtreichen konnte, und ging ſo gegen das ganz ſtille Laub zurük. Dieſes lokte den Herrn Tiburius aus dem Wagen, daß er ein wenig herum gehe, und die ſanften ſenkrecht niedergehenden Mittagsſtrahlen genieße.

„Ich werde meine Bewegung hier, nicht an dem Steine, machen," ſagte er zu ſeinem Diener und zu dem Kutſcher, „es iſt einerlei; ihr wartet da an dem Plaze, bis ich wieder komme und einſteige."

Hierauf zog er ſeinen Oberrok aus, wie er es allemal that, warf ihn in den Wagen zurük, ſtieg über den von dem Diener herab gelaſſenen Fußtritt herab, und ging gegen den trokenen Waldplaz vorwärts. Tiburius hatte einen Wald nie von Innen geſehen. In ſeiner Heimath war überhaupt nur kleines Gehölze, in das er übrigens auch nicht gekommen iſt, und die großen Forſte, die auf den Bergen des Badeortes herum lagen, hatte er nur durch ſein Fernrohr vom Fenſter aus beobachtet. Hier war er beinahe in einem Walde. Wenn auch der Plaz, den er ſich zu ſeinem Gange auserſehen hatte, von keinen Bäumen beſezt war, ſo ſtanden dieſelben doch ſo nahe und auf manchem benachbarten Hügel herum, daß man ſagen könnte: Herr Tiburius befinde ſich auf einer Waldblöße. Alles gefiel ihm ſehr wohl. Kein menſchliches Weſen ließ ſich rings herum ſehen und hören — das war ihm gerade recht. Der Plaz ging von der Straße gegen die Tiefe der Gegend einwärts. Als Herr Tiburius über ſeine ganze Länge hin geſchritten war, und umkehren wollte, um, wie ſeine Spazierart war, hin und her zu gehen, ſah er, daß weiter einwärts noch ein ſchönerer Plaz war. Zur Linken befand ſich eine Steinwand, die bedeutend hoch war, rechts ſtanden in einiger Entfernung hohe Bäume und nach vorwärts war der Plaz durch Waldwerk geſchloßen. Es war hier noch ſtiller, und die Mittagswärme ſank an der Steinwand ſo freundlich nieder, daß es war, als müßte man ſie beinahe rieſeln hören. Sie war bereits für den Körper ſehr wohlthätig, da die Jahreszeit ſchon in die Hälfte des Herbſtes hinein ging, und manches Laub ſchon ins Gelbe ſchimmerte. Der Boden war wegen der langen vorausgegangenen ſchönen Zeit ſehr troken.

Herr Tiburius beſchloß ſofort, auf dieſem Plaz vorzuſchreiten, und ihn zu ſeinem Bewegungsorte zu machen. Er dachte, wenn er auch etwas länger gerade aus vorwärts ginge, ſo könnte er doch nach ſeiner Uhr wieder umkehren, und im Ganzen gerade die vorgeſchriebene Bewegung ſo machen, als wenn er hin und her gegangen wäre. Es wird gewiß nicht ſchädlich ſein. Die milde Sonne that ihm durch die Widerprallungskraft des Felſens, als er einmal bis in die Hälfte des neuen Plazes vorwärts gekommen war, ſo wohl, daß er ſich äußerſt anmuthig fühlte. Auch waren ihm alle Dinge, die er herum ſah, neu, ſie gefielen ihm, und er hätte nie gedacht, daß er in einem Walde ſo zufrieden ſein könnte. Da lag ein breiter weißer Stein dem Boden entlang, und verſchiedene Kräuter begleiteten ihn. Links an der Wand waren noch mehrere Steine, die von ihr herab gebrochen waren: weiße, gelbe, braune, und noch allerlei andere. Es ſtand in ihnen roſtfarbenes Geſtrüppe, einzelne Ruthen und mehreres. Manches Mal ſaß ein Falter auf einem Steine und legte die ſchimmernden Flügel, derlei Herr Tiburius in ſeiner Heimath nie geſehen hatte, auseinander und ſonnte ſie. Manchmal flog einer ſtumm neben ihm, wie die ſtumme Luft, und ward gleich darauf nicht mehr geſehen. Auch bemerkte Herr Tiburius, daß ja da ein ſehr angenehmer Wohlgeruch herrſche.

Er ging weiter. Zuweilen hielt er ſein ſpaniſches Rohr empor, drehte es langſam zwiſchen den Fingern und ergözte ſich an dem Funkeln des Goldknopfes in der dunkeln, ruhigen, einſamen Luft. Nach einer Weile kam er zu verſtümmelten Stämmen, von denen Pech herab rann. Er hatte das nie geſehen und blieb ſtehen. Die durchſichtige Flüſſigkeit quoll in der Sonne aus der Rinde hervor, und die Tropfen ſtanden, wie reines geſchmolzenes Gold, das in einem Häutchen hing. Dann ging er wieder weiter. Es begegnete ihm eine Schaar wundervoll blauen Enzians, er ſah ſie an, und pflükte ſogar einige Stämmchen.

Endlich war er ſchier an das Ende ſeines außerlorenen Spazierplazes gekommen. Das Waldwerk, welches er von Weitem als Schluß geſehen hatte, beſtand in mehreren ziemlich weit von einander entfernten Bäumen. Tiburius blieb ein wenig ſtehen, um es anzuſehen und zu überlegen, ob er hinein gehen ſolle, oder nicht. — Eidechſen ſchlüpften im Mittagsglanze, ein Wäſſerlein ging ungehört gegen die Tannen, und zwiſchen den Stämmen ſpannen luſtige glänzende Herbſtfäden, wie ſie Herr Tiburius auch öfter zu Hauſe in dem Garten geſehen hatte. Ehe er da weiter ging, mußte er doch noch erforſchen, was denn das für ein ſeltſamer Reif ſei, der dort auf den entfernten Tannennadeln liege, und wie die Wolke ausſehe, die weit draußen zwiſchen dem Grün der Bäume herein ſchaue, ob ſie nicht etwa Regen drohe. Er nahm ſein Taſchenfernrohr heraus, machte es zuſammen, und ſah durch. Aber der Reif war nur der unſägliche Sonnenglanz, der auf der glatten Seite der Nadeln lag, und die Wolke war ein entfernter Berg, wie ſie hier im Lande in einer großen Ausdehnung einer hinter dem andern ſtehen. Er beſchloß alſo weiter zu gehen, insbeſondere, da die Steinwand noch immer fortlief und Anfangs nur eine und dann nur einige Buchen zwiſchen ihm und ihr waren. Auch ging ein ſehr wohlausgetretener ſchwarzer Pfad in die Bäume hinein. Tiburius mußte, als er dieſen Pfad betrat, an den kleinen närriſchen Doctor denken, der ſich aus verſchiedenen Stoffen dieſe Erde für ſeine Rhododendern und Eriken brennen muß, wie ſie hier von ſelber liegt; und Eriken ſah er hier unter den Stämmen viel ſchöner blühen, als ſie der Doctor in ſeinen Töpfen erziehe. Er nahm ſich vor, wenn er nach Hauſe käme, ihm von dieſer Thatſache zu erzählen.

Tiburius ging auf dem Pfade fort, der von allerlei Dingen eingefaßt war. Manchmal lag die Moosbeere wie eine rothe Koralle neben ihm, manchmal ſtreckten die Preißelbeeren ihr Kraut empor und hielten ähnliche Büſchel von rothwangigen Kügelchen in den glänzenden Blättchen. — Die Bäume wurden immer dunkler, und zuweilen ſtellte ein Birkenſtamm eine Leuchtlinie unter ſie. Der Pfad glich ſich immer, die kommenden Stellen waren wie die, die er verlaſſen hatte. Nach und nach wurde es anders, die Bäume ſtanden ſehr dicht, wurden immer dunkler, und es war, als ob von ihren Aeſten eine kältere Luft herab ſänke. Dies mahnte Herrn Tiburius umzukehren, da es ihm vielleicht auch ſogar ſchädlich ſein könnte. Er zog die Uhr hervor, und ſah, was ihm ohnedem, als er aufmerkſam geworden war, eine dunkle Vorſtellung geſagt hatte, daß er weiter gegangen ſei, als er dachte, und den Rükweg eingerechnet heute mehr Bewegung gemacht habe, als ſonſt.

Er kehrte ſich alſo auf dem Pfade um, und ging zurük.

Er ging auf dem Rükwege ſchleuniger, da er die Gegenſtände nicht mehr ſo beachten wollte, und ihm, ſeit er auf die Uhr geſehen hatte, darum zu thun war, den Wagen eheſtens zu erreichen. Er ging auf dem Pfade fort, der genau ſo ſchwarz war, und ſo neben den Bäumen fort lief, wie auf dem Herwege. Als er aber ſchon ziemlich lange gegangen war, fiel ihm doch auf, daß er die Steinwand noch nicht erreicht habe. Auf dem Herwege hatte er ſie links gehabt, nun hatte er ſich umgekehrt, folglich mußte ſie ihm jezt rechts erſcheinen — aber ſie erſchien nicht. Er dachte, daß er vielleicht im Hereingehen in Gedanken geweſen ſei, und der Weg länger wäre, als er ihn jezt ſchäze; deßhalb war er geduldig und ging fort — aber ſchneller ging er etwas.

Allein die Wand erſchien nicht.

Nun wurde er ängſtlich. Er begriff nicht, wie auf dem Rükwege ſo viele Bäume ſein können — er ging um vieles ſchneller, und eilte endlich haſtig, ſo daß er, ſelbſt bei reichlicher Zugabe zu ſeiner Rechnung, nun doch ſchon längſtens bei dem Wagen hätte ſein ſollen. Aber die Wand erſchien nicht, und die Bäume hörten nicht auf. Er ging jezt von dem Pfade ſowohl rechts als auch links bedeutend ab, um ſich Richtung und Ausſicht zu gewinnen, ob die Wand irgend wo ſtehe — allein ſie ſtand nirgends, weder rechts noch links, noch vorn, noch hinten — — nichts war da, als die Bäume, in die er ſich hatte hinein loken laſſen, ſie waren lauter Buchen, nur viel mehrere, als er beim Herwege geſehen hatte, ja es war, als würden ſie noch immer mehr — nur die eine, die am Anfange zwiſchen ihm und der Wand geſtanden war, konnte er nicht mehr finden.

Tiburius fing nun, was er ſeit ſeiner Kindheit nicht mehr gethan hatte, zu rennen an, und rannte auf dem Pfade in höchſter Eile eine große Streke fort, aber der Pfad, den er gar nicht verlieren konnte, blieb immer gleich, lauter Bäume, lauter Bäume. Er blieb nun ſtehen, und ſchrie ſo laut, als es nur in ſeinen Kräften war und als es ſeine Lungen zuließen, ob er nicht von ſeinen Leuten gehört würde, und eine Antwort zurük bekäme. Er ſchrie mehrere Male hinter einander und wartete in den Zwiſchenräumen ziemlich lange. Aber er bekam keine Antwort zurük, der ganze Wald war ſtille und kein Laublein rührte ſich. In den vielen Aeſten, die da waren, ſank die Menſchenſtimme wie in Stroh ein. Er dachte, ob nicht etwa die Richtung, in der er gerannt war, ſich von der Straße, auf der ſein Wagen ſtand, eher entferne, als nähere, da er ſich etwa in dem vielen Suchen umgewendet haben könne, ohne es zu wiſſen. Dem zu Folge wollte er jezt wieder in der nehmlichen Richtung zurük rennen. Er warf noch eher den Enzian, den er noch immer in der Hand hatte und der ihn jezt mit dem fürchterlichen Blau ſo ſeltſam anſchaute, weg und rannte dann zurük. Er rannte, daß ihm der Schweis hervor trat, und wußte nun wieder nicht, ob das die nehmlichen Gegenſtände ſeien, die er im Herrennen geſehen habe. Als er eine ſo große

Streke, die er früher nach der einen Richtung gemacht, jezt nach der entgegengeſezten zurükgelegt zu haben glaubte und eine gleiche dazu, hielt er wieder inne und ſchrie abermals — allein er bekam wieder keine Antwort, es war nach ſeiner Stimme wieder alles ſtille. Hier war es auch ganz anders als an dem früheren Orte, und wildfremde Gegenſtände ſtanden da. Die Buchen hatten aufgehört; es ſtanden Tannen da, und ihre Stämme ſtrekten ſich immer höher und wilder. Die Sonne ſtand ſchon ſchief, es war Nachmittag geworden, auf manchem Moosſteine lag ein ſchrekhaft blizendes Gold, und unzählige Wäſſerlein rannen, eins wie das andere.

Herr Tiburius konnte es ſich nicht mehr läugnen, daß er ganz und gar in einem Walde ſei, und wer weiß, in welch großem. Er war nie in der Lage geweſen, ſich aus ſolchen Sachen heraus finden zu müſſen, und ſeine Noth war groß. Dazu geſellten ſich noch andere Dinge. Er hatte in dem Hin- und Hergehen durch das Gras, als er von dem Pfade abgewichen war, um die Steinwand zu finden, naſſe Füſſe bekommen, er war im Schweiſe, und hatte nur einen einzigen dünnen Rok, der andere lag im Wagen, er durfte ſich gar nicht niederſezen, um auszuruhen, ſo ſchön die Steine da lagen; denn er müßte ſich verkühlen — und endlich lag auch das Fach mit der Arznei, die er heute Nachmittag zu nehmen hatte, zu Hauſe. Er ſah das eine recht gut ein, was hier das nothwendigſte war, nehmlich, ſtatt hin und her zu laufen, lieber auf dem Pfade immer in derſelben Richtung fort zu gehen; denn irgend wohin mußte der Pfad doch führen, da er ſo ausgetreten war. Es war noch ein großes Glük, daß wenigſtens ein Pfad vorhanden war; denn welches Unheil wäre es geweſen, in einem wegloſen Walde in dieſem Zuſtande zu ſtehen.

Herr Tiburius entſchloß ſich alſo nach der zulezt eingeſchlagenen Richtung des Weges fort zu gehen.

Er knöpfte den Rok, den er an hatte, feſt zu, ſtülpte die Kragenklappen desſelben empor, legte ſie ſich feſt an das Angeſicht und ging ſehr emſig fort. Er ging fort, und fort, und fort. Die Hize des Körpers nahm überhand, der Athem wurde kurz, und die Müdigkeit wuchs. Endlich ging der Pfad bergauf und war ein gewöhnlicher Waldſteig geworden. Aber Tiburius kannte Waldſteige gar nicht. Steintrümmer der größten und fürchterlichſten Art lagen rechts und links an dem Wege, der oft über ſie dahin ging. Einige waren in Mooſe gehüllt, die verſchiedenes noch nie geſehenes Grün zeigten, andere lagen nakt und ließen den ſcharfen gewaltigen Bruch ſehen. Großfingrige Fächer von Farrenkräutern ſtanden da, und die hohen diken Stämme der Tannen, die aus all dem Dinge empor ragten oder auch da lagen, waren, wenn ſie Tiburius angriff, feucht. — Eine Weile beſtand der Pfad aus lauter kleinen Prügeln, die quer lagen, manchmal faſt im Waſſer ſchwammen, bei jedem Tritte ſich rührten, oder doch, wenn ſie ſelbſt feſt waren, ausglitſchen machten. — Dann ſtand ein ſteiler Berg da. Der Pfad klomm ihn unverdroſſen hinan, und Tiburius ging auf ihm fort. Als er oben angekommen war, war es eben und der Boden war ſandig. Der Pfad lief hier gleichſam emſig und freudig vor Tiburius her, und dieſer folgte ihm. Er wurde ſpäter aus dem ſcharfen Sande wieder ſchwarz, war breit, troken, drükte bei jedem Schritte gegen den Fuß, als ginge man auf Federharz und ſchlang ſich ſo fort. Tiburius betrat ihn in ſein Schikſal ergeben. Endlich war es Abend geworden, unheimliche Amſelrufe tönten, und Tiburius ging in ſeinen unzulänglichen Rok geknöpft weiter. — Nach einer Weile war es, als rauſchte es irgend wo unten. — Tiburius ging fort, das Rauſchen tönte näher, aber es war nur Waſſer, das den Wald eher ſchauerlicher machte, und von dem keine Hülfe zu erwarten war. Tiburius ging noch eiliger fort, er ging fort, und fort — und leider wieder aufwärts. Endlich, da er um einen ſehr großen Stein, der gleichſam alles vor ihm verdunkelt hatte, hinum gegangen war, ſenkte ſich der Weg abwärts und wurde ſandig und geröllig. Auch ſtanden mit einem Male nicht mehr die hohen Tannen neben ihm, ſondern allerlei luſtiges Gebüſch von dichtem Laube, namentlich Haſelſtauden, was jederzeit ein Zeichen iſt, daß ein Wald aufhöre und man ſich im Saume befinde. Herr Tiburius kannte aber ſolche Zeichen nicht. Er ging noch die Streke unter dem Gebüſche und auf den ſcharfen Steinen weiter, es wurde lichter, die Gebüſche hörten auf, der Wald war aus, und er ſtand hoch auf einer Wieſe im Freien.

Er war in einem Zuſtande, in welchem er in ſeinem ganzen Leben nicht geweſen war. Die Knie ſchlotterten ihm, und der Körper hing vor Müdigkeit nur mehr in den Kleidern. Er empfand es, wie an ſeinem ganzen Leibe ohne ſeinen Willen die Nerven zitterten, und die Pulſe klopften. Aber auch hier war keine Ausſicht auf Hülfe vorhanden. Die Sonne war ſchon unter gegangen. Ueberall ſtanden im kühlblauen Hauche des Abends Berge mit allerlei Geſtalten herum, theils mit Wald bedekt, theils Felſen empor ſtrekend. Weit draußen hinter dem Saume eines grünen Waldes ragte ein ſehr hoher Berg heraus. Er hatte mehrere Felſenkronen, die empor ſtanden. Zwiſchen dieſen Kronen lagen drei ſehr große Schneefelder, welche aber jezt roſenroth beleuchtet waren, und auf welche die Kronen Schatten warfen. Für Tiburius war dieſes erhebende Schauſpiel eher ſchrekhaft. Weit herum war kein Menſch und kein lebendes Weſen zu erbliken. Das Rauſchen, welches er ſchon eine geraume Zeit in den Wald hinein gehört hatte, war ihm jezt erklärbar. In der Rinne des Thales, gegen welches die Wieſe, auf der er ſtand, hinab ging, lief über Steine und Klippen ein grünes brodelndes Waſſer heraus, und eilte links durch die Thaltiefe nach einander fort. Sonſt war aber gar nichts zu erſpähen, welches ſich regte und rührte.

Tiburius ſah, daß der Weg über den Wieſenhügel gegen das Waſſer hinab gehe, und er dachte, da in dem Badeorte daſſelbe grüne Waſſer, aber in viel größerer Menge, dahin fließe, ſo könne leicht dieſer Bach zu jenem grünen Waſſer hinaus eilen, und etwa gehe der Weg daneben fort.

Er beſchloß daher, dem Laufe des Pfades nach abwärts zu folgen. Er bezwang das ſtürmende Verlangen ſeines Körpers nach Ruhe — denn auf dem Graſe lag überall ſchon der naſſe Thau — und ging unter ſchmerzhaftem Vorwärtsſtoßen ſeiner Kniee auf dem Pfade ſteil abwärts. Der Berg mit den roſenfarbenen Schneefeldern zog ſich gemach unter den Wald zurük, bis nichts mehr, als kalt blaue oder grüne Anhöhen, mit Dunſtſtreifen durchwebt, da ſtanden.

Tiburius kam zu dem Waſſer hinunter. Es haſtete mit dem Blaugrün ſeiner Wogen und dem fliegenden weißen Schaume darauf nach einander hin — und was er eben gedacht hatte, traf hier unten ein: der Weg ging neben dem Waſſer fort. Er ſchlug ihn alſo ein und ſtrengte ſeine Kräfte, die gleichſam auflöſend und trunken waren, aufs Neue und Lezte an.

Da er eine Weile ſo gegangen war und bereits Dunkelheit einzutreten begann, hörte er plözlich troz des Rauſchens, das der Bach in ziemlicher Tiefe unter ihm veranlaßte, Tritte hinter ſich. Er ſah um, und erblikte einen Mann, der hinter ihm her ging und ihn eben eingeholt hatte. Der Mann trug eine Axt über den Rüken, mehrere eiſerne Keile über die Schultern, und hatte ſtarke Holzſchuhe an. Tiburius blieb ſtehen, ließ ihn vollends an ſich kommen, und fragte dann: „Guter Freund, wo bin ich denn, und wo finde ich denn in das Bad hinaus?“

„Ihr ſeid auf dem Wege zum Bade,“ antwortete der Mann, „aber in der Keis draußen theilen ſich die Wege wieder, und der beſſere geht in die Zuderhölzer hinauf, da könntet ihr euch verirren. Weil ich ohnedem auf dem nehmlichen Wege gehe, ſo könnt ihr mit mir gehen, ich werde euch hinaus führen. — Wie ſeid ihr aber denn hieher gekommen, wenn ihr nicht wiſſet, wo ihr ſeid?“

„Ich bin ein Kranker,“ ſagte Herr Tiburius, „heile mich durch den Gebrauch des Bades, bin auf der Straße ziemlich weit fort gefahren, bin dann ſpazieren gegangen, und habe mich in dem Walde verirrt, daher ich meinen wartenden Wagen nicht mehr finden konnte."

Der Mann mit den eiſernen Keilen ſah Herrn Tiburius nach der Seite von oben bis unten an, und mit einem Zartgefühle, das dieſen Menſchen ſo gerne eigen iſt, und das man ihnen ungerechter Weiſe nie zuſchreibt, ging er nun, da er ihn betrachtet hatte, viel langſamer, als ſonſt ſeine Art war.

„Da ſeid ihr durch das Schwarzholz gegangen, wenn ihr nehmlich über die Glokenwieſe zu dem Waſſer herab gekommen ſeid," ſagte er.

„Ja, ich bin über eine Wieſe, die rund und ſteil, wie eine Gloke war, zu dieſem Waſſer herab geſtiegen," antwortete Herr Tiburius.

„So — ſo —," ſagte der Mann darauf, „da gehen die Leute nicht gerne herauf, weil es ſo wild iſt, und darum wußtet ihr nicht, wo ihr ſeid."

„Ja, ja," antwortete Herr Tiburius, „und wer ſeid denn ihr, daß ihr da ſo gegen die Nacht hin in dieſem Graben heraus gehet?"

„Ich bin ein Holzknecht," ſagte der Mann, „und gehe heute nur aus Zufall hier heraus, weil ich dem Gewerkmeiſter in der Zuder eine Bothſchaft bringen muß. Da habe ich mein Geräthe mitgenommen, daß ich es ſchärfe; denn mein Haus ſteht nur eine halbe Stunde von da links. Wir hauen in den Holzſchlägen, die etwa ſechs Stunden oberhalb des Plazes liegen mögen, an dem ich euch getroffen habe. Jezt gehen wir immer am Montage hinauf und am Samſtage herab. Sonſt bleiben wir auch zuweilen einige Wochen oben. Ich habe heute noch bis Nachmittag geholfen, dann bin ich herabgeſtiegen.“

„Und wann geht ihr wieder hinauf?“ fragte Tiburius.

„Ich bleibe heute bei meinem Weibe,“ ſagte der Holzknecht, „dann gehe ich morgen um drei Uhr früh in die Zuder zu dem Gewerkmeiſter, und von ihm wieder zurük in den Holzſchlag, daß ich den Nachmittag noch zur Arbeit habe.“

„Das thut ihr alles in einem Tage,“ ſagte Tiburius, „und dauert es ſo das ganze Jahr fort?“

„Im Winter iſt es leichter,“ antwortete der Holzknecht, „da ſind wir im Thale, und oft wird nur bei dem Fuhrwerke die Zeit hin gebracht.“

„So, ſo,“ antwortete Herr Tiburius, indem er neben dem Manne mühſam einherging.

Derſelbe erzählte ihm noch mehreres von ſeinem Handwerke, wie ſie es betreiben, wie ſie nebſtbei in den Hochgebirgen leben, und welche Gefährlichkeiten und Abenteuer ſich dabei ereignen. Unter dieſen Worten kamen ſie immer weiter, bis ſich, ſo viel man in der bereits eigetretenen Nacht erkennen konnte, das Thal erweiterte, und ſie wieder auf einem ziemlich ſteilen Wege herab ſtiegen. Der Holzknecht hielt ſich bei Tiburius auf, unterſtüzte ihn, und leitete ihn an dem Arme abwärts. Als ſie wieder in der Ebene waren, und noch eine Streke zurük gelegt hatten, ſtanden kleine Häuschen mit Lichtern da.

„So,“ ſagte der Holzknecht, „wir ſind hier an Ort und Stelle. Ich bin weiter mit euch gegangen, als mein Weg war, weil ihr ſo krank ſeid und nicht fort kommen könnt; aber hier iſt es ſchon recht leicht, geht nur noch die Gaſſe hinein, und dann gerade fort, da werdet ihr bereits die Häuſer kennen. Ich muß umkehren, weil ich nun beinahe zwei Stunden nach Hauſe habe, weil die Nacht kurz iſt, und ich um drei Uhr wieder aufbrechen muß.“

„Lieber, guter Mann," ſagte Tiburius, „ich kann euch ja gar nicht belohnen, weil ich kein Geld habe; denn dasſelbe hat immer mein Diener, der jezt nicht hier iſt. Geht nur mit mir in meine Wohnung, daß ich euch eure Gutthat vergelte, oder nehmt hier meinen Stok und leihet mir den euren, ich bleibe noch bis tief in den Herbſt hier, heiße Theodor Kneigt, und wenn ihr oder ein anderer den Stok bringet, um ihn gegen den eurigen auszutauſchen, ſo werde ich meine Schuld mit Gewiſſenhaftigkeit zahlen."

„Denkt nur," ſagte der Holzknecht, „daß ich auch noch mein Geräthe zu ſchärfen habe. Ich kann gar keine Zeit mehr verlieren. Den Stok aber nehme ich recht gerne an, und werde ihn ſchon einmal bringen; denn ich habe auch zwei Kinder, und wenn ihr dieſen etwas geben wollet, ſo iſt es mir ſchon recht, und der Mutter wird es auch ſchon recht ſein."

Nach dieſen Worten tauſchten ſie die Stöke um, und nahmen Abſchied. Tiburius ging langſam, ſich auf das kurze Griesbeil des Holzknechtes ſtüzend, an den Zäunen der kleinen Gärtchen der hier ſtehenden Häuſer hin, und hörte noch die jezt viel ſchnelleren Tritte des Holzknechtes, der mit ſeinen Eiſenkellen beladen, hölzerne Schuhe an den Füßen tragend, und ohne Stab — denn Tiburius Rohr mit dem feinen Goldknopfe war nicht zu rechnen — ſeinen Rükweg nach der zwei Stunden entfernten Hütte einſchlug.

In dem Gaſthauſe, in welchem Herr Tiburius wohnte, waren ſie alle erſtaunt, da ſie ihn in der Nacht zu Fuße mit einem Griesbeil ankommen ſahen. Der Wirth erkundigte ſich beſcheiden, die andern ſagten es ſich einer dem andern, daß es auch noch wie ein Lauffeuer in die übrigen Häuſer des Ortes lief. Tiburius aber erzählte ſchnell dem Wirthe den Vorfall, ſtieg noch mit dem Griesbeil in ſeine Wohnung hinauf, ſezte ſich dort in ſeinen bequemen großohrigen Rollſeſſel und verlangte zu eſſen. Man ſtellte ihm ein Tiſchlein vor den Rollſeſſel, dekte es und ſtellte verſchiedene Speiſen darauf. Als er zu eſſen angefangen hatte, fragte er, ob der Wagen zurük gekommen ſei. Man antwortete ihm mit Nein, und er erſah hieraus, daß ſein Kutſcher und ſein Diener noch auf dem Plaze warten mögen. Daher bezeichnete er die Stelle und befahl, daß man ſogleich um ſie hinaus ſende. Nachdem er gegeſſen hatte, kleidete ihn ſein zweiter Diener, der zu Hauſe geblieben war, aus, und brachte ihn zu Bette. Als Herr Tiburius lag, gab er den Befehl, daß niemand in das Schlafzimmerchen herein komme, wenn er nicht läute, und als ſich hierauf der Diener entfernt hatte, zog der Kranke die zwei Deken, mit denen er ſich zugehüllt hatte, bis an das Angeſicht empor; denn er wollte auf dieſe große Erregung einen Schweis erzielen, weil dieſer vielleicht noch alles abwenden könne. Nach einer kurzen Zeit that Herr Tiburius die tiefen Athemzüge des Schlafes. — —

Wir wiſſen nicht, was ſich in der Nacht ereignete, und können nur erzählen, wie es am andern Tage geweſen ſei.

Als Herr Tiburius erwachte, war es heller Tag. Die Sonne ſchien herein, und die rothen Chineſen, die auf der ſeidenen ſpaniſchen Wand waren, erſchienen beinahe flammenroth, weil die Sonne durch ſie hindurch ſchien; aber ſie waren troz dem ſehr freundlich. Herr Tiburius ſah lange Zeit auf ſie hin, ehe er ſich regte. Die Wärme des Bettes war unendlich behaglich. Zulezt mußte er ſich doch entſinnen, und unterſuchen, was ihm weh thue. Der Kopf that ihm nicht weh, er wußte nicht, ob ein Schweis gekommen ſei, weil er geſchlafen hatte, die Bruſt that auch nicht weh, der Magen war wohl, nur daß er ſehr großen Hunger anzeigte, und die Arme waren nicht ſteif, und hatten auch kein Ziehen und Reißen. Er nahm die Uhr, die bei dem Bette lag und ſah darauf. Es war zehn Uhr und die Molkenzeit lange vorüber. Gebadet hatte er ſonſt auch immer früher, aber er konnte es ja heute ſpäter thun. Nun regte er die Füße und ſtrekte ſich — — aber ſiehe, die thaten ihm fürchterlich wehe, vorzüglich der Oberfuß, allein es war nicht der Schmerz einer Krankheit, das erkannte er gleich, ſondern die Müdigkeit, die im Ausruhen ſogar etwas Süßes hatte. Er blieb wieder ruhig liegen. Er konnte ſich nicht erwehren, in der Häuslichkeit, die er ſo in dem Bette hatte, eine kleine Schadenfreude zu empfinden, daß er die Molken verſchlafen habe. Er ſchaute auf das Fenſter und ſein ſchönes Kreuz hin, in das das Glas gefaßt war, und er ſchaute auf die gemalten Schnörkel der Wände und auf die umliegenden Geräthe.

Endlich läutete er doch. Es kam Mathias der Diener herein, der geſtern mit geweſen war. Herr Tiburius ſtand nicht auf, ſondern fragte ihn, was ſie denn mit dem Wagen angefangen hätten, da er nicht gekommen ſei.

„Wir blieben ruhig ſtehen," ſagte der Diener, „wie es gewöhnlich der Fall war, wenn Euer Gnaden hin und her ſpazieren gingen. Wir ſahen Sie ſpäter nicht, machten uns aber nichts daraus. Als eine Stunde vergangen war, ſchauten wir öfter auf die Uhr, als dann noch eine Stunde verging, ſchauten wir noch öfter. Als ich ſpäter ſagte, ich würde nach gehen und herum ſehen, antwortete Robert der Kutſcher, das ſei ein Fehler, weil Euer Gnaden immer ſagten, wir ſollen genau das thun, was befohlen wird, und nicht mehr und nicht minder, und weil Euer Gnaden ſcharf darauf ſehen, daß es ſo ſei. Was würde entſtehen, ſagte er, wenn der Herr von einer andern Seite käme, fort fahren wollte, und du nicht da wäreſt. Dies ſah ich ein, und ließ das Suchen fahren. Als wir noch immer ſtanden und die Sonne ſchon untergehen wollte, wurde uns bange. Jetzt meinte Robert ſelber, ich ſolle gehen und rufen. Ich lief in den Wald und ſchrie, aber es kam keine Antwort. Dann lief ich kreuz und quer und ſchrie immer, allein es kam keine Antwort. Als es ſchon ſtark Abend war, ging ich zu den Steinhäuſern hinüber, die nicht weit von unſerem Plaze jenſeits des Thales lagen, und holte Männer, welche in dem Walde ſuchen helfen ſollten. Sie gingen mit, wir zündeten Pechfakeln an, und ſuchten und ſchrieen, bis nach Mitternacht. Robert, zu dem ein Bothe gekommen war, iſt früher nach Hauſe gefahren, wir aber ſind erſt um drei Uhr zurük gekommen, da die Leute bis zu den erſten Häuſern mit mir gegangen ſind, wo ich ſie bezahlte und zurük ſchikte."

„Es iſt ſchon gut," ſagte Tiburius lächelnd, „du kannſt wieder hinaus gehen."

Der Diener ging. Herr Tiburius aber ſtand nicht auf, ſondern kehrte ſich um, lächelte in ſich hinein, und war recht vergnügt, daß er in dem großen Walde geweſen ſei und das Abenteuer beſtanden habe.

Endlich, nachdem noch eine ganze Stunde vergangen war, wollte er aufſtehen. Er klingelte wieder, und der hereingerufene Diener half ihm aus dem Bette, und kleidete ihn an.

Herr Tiburius ließ heute ſchon das Baden aus, es war bereits zu ſpät, und könnte nur Störungen verurſachen. Aber etwas anderes that er, was er kaum zu verantworten vermochte. Er konnte ſich nehmlich nicht erwehren, er frühſtükte ſehr viel Fleiſch, und dann reute es ihn freilich.

Aber es hatte keine üblen Folgen.

Von nun an that Herr Tiburius wieder alles in der Ordnung, wie es ihm in dem Bade vorgeſchrieben war, nur daß die Müdigkeit der Füße, die er ſich in dem außerordentlichen Gange zugezogen hatte, ſchier acht Tage anhielt, und ihn ſelbſt zu gewöhnlichem Gehen beinahe untauglich machte. Aber immer dachte er in der Zeit an den ſeltſamen Pfad, und war begierig zu erforſchen, wie es denn gekommen ſei, daß er ſich verirrt habe.

Dieſen Gedanken zu Folge fuhr er eines Tages, da er ſich ſchon bedeutend erholt hatte, wieder an dieſelbe Stelle, wo der feſte ſonnige Heideboden war, und wo die ſchüzenden Steinwände ſtanden. Er ſtieg aus dem Wagen, und ſagte zu ſeinen Leuten, den nehmlichen, die er damals mit hatte, ſie ſollten nur warten, er vergehe ſich heute nicht. Er ging über den erſten Plaz, wie damals, und kam auf den zweiten, der ihm ſo gefallen hatte, und der ihm heute wieder gefiel. Er ging über ihn und hatte auf alle Gegenſtände wohl acht, die er ſah. Dann ging er ſogar in den Wald hinein. So wie er aber damals die Steinwand nicht hatte finden können, ſo konnte er ſie heute nicht verlieren. Er mochte ſich wenden, wohin er wollte, ſo ſah er ſie immer wieder ſtehen. Als er weiter auf dem Pfade fort ging und kleine Hölzlein, die er zu ſich geſtekt hatte, auf ihn ſtreute, um wieder zurük zu finden, erblikte er plözlich auch die Urſache, welche ihn damals verlokt hatte. Zu ſeinem Wege nehmlich, und zwar an einer Stelle, wo er über Steine ging und wenig bezeichnet war, geſellte ſich ſachte ein anderer, der viel deutlicher ausgetreten aus dem Walde ſeitwärts herauf ging. Sobald alſo Tiberius damals zurük gehen wollte, gerieth er allemal in dieſen deutlicheren Zweig des Weges und durch ihn in den ferneren Wald, der ihn von ſeinem Wagen ablenkte. Es erſchien ihm unglaublich thöricht, wie er das nicht auf der Stelle erkennen und ſehen hatte können. Heute war alles gar ſo klar. Er wußte nicht, daß es allen, die Wälder beſuchen, ſo gehe. Jedes folgende Mal ſind ſie klarer und verſtändlicher, bis ſie dem Beſucher endlich zu einer Schönheit und Freude werden. Auch das ſah er heute, daß er, als er ſich einmal entſchloſſen hatte, immer ohne Umkehr fort zu gehen, er gerade jener Richtung des Pfades eingeſchlagen hatte, welche von ſeinem Wagen weg führte, und daß er alſo zu dem Bade zurük einen großen Bogen durch das Gebirge gemacht habe. Er ging eine Streke auf dem Waldwege hinein, und erinnerte ſich jezt deutlich der Dinge, die er damals ſchon überall liegen und ſtehen geſehen hatte. Auf dem Rükwege waren ſie noch freundlicher und bekannter als früher. Da er zu der Gabel des Weges gekommen war, ging er über die Steine, gelangte zu der Wand, die er jezt zur Rechten hatte, und von derſelben zu dem Wagen. Er ſtieg ein und fuhr nach Hauſe.

Was Herr Tiburius dieſes eine Mal gethan hatte, das verſuchte er nun öfter. Ein ganz beſonders ſchöner Herbſt begünſtigte ihn ausnehmend; ſchier immer ſtand die Sonne wolkenlos an einem milden freundlichen Himmel. Tiburius ging ſtets weiter auf ſeinem Steige fort, er ſpürte keine Nachtheile von dieſen größeren Spaziergängen, ja es war ſogar, als nüzten ſie ihm: denn er war, wenn er weit gegangen war, wenn er an der warmen Steinwand geſeſſen war, wenn er die Dinge um ſich herum und an der

Fläche des Himmels betrachtet hatte, viel heiterer als ſonſt, er fühlte ſich wohl, hatte Hunger und aß. Endlich brachte er es ſo weit, daß er, wenn er nicht ganz ſpät am Vormittage hinaus fuhr, bis auf die Glokenwieſe, wo er den Berg mit den Schneefeldern und das heraus brodelnde Waſſer ſah, und von da wieder zurük zu dem Wagen gehen konnte. Er hatte dies dreimal in einer Woche gethan.

Als Herr Tiburius die Geſchichtsmalerei in Oehl aufgegeben hatte, war er auf etwas Kleineres verfallen, nehmlich auf das Zeichnen, um ſich mit demſelben manche angenehme Stunde zu machen, er hatte ſich nach ſeiner Art gleich mehrere ſehr vorzügliche Zeichenbücher angeſchafft; aber er hatte während ſeiner Arzneiſtudien und da er ſo krank war, keinen Strich in dieſe Bücher gezeichnet. In das Bad hatte er auch die Geräthſchaften des Zeichnens mit gebracht, war aber ebenfalls bis jezt nicht dazu gekommen, auf das weiße Papier den geringſten Gegenſtand zu entwerfen. Als er nun ſo oft ſeinen Waldſteig, auf dem er ſo viel gelitten hatte, aufſuchte, kamen ihm die Zeichenbücher und der Gedanke in den Sinn, daß er ſie hieher mit nehmen und verſchiedene Gegenſtände nach der Wirklichkeit verſuchen und endlich gar Theile des Steiges ſelber aufzeichnen könnte. Weil er mit gar niemanden im Bade zuſammen kam, ſo konnte er ſeinen Gedanken um ſo leichter ausführen, da er durch keine Geſellſchaften und Verbindungen gehindert war. Er fuhr alſo mit einem Buche hinaus, und ſaß an der ſonnigen Wand und zeichnete. Dies that er öfter, die Gegenſtände, die er nachbildete, gefielen ihm, und endlich fuhr er unaufhörlich hinaus. Er ging nach und nach von den Steinen und Stämmen, die er anfänglich machte, auf ganze Abtheilungen über, rükte endlich weiter in den Wald hinein und verſuchte die Helldunkel. Beſonders gefiel es ihm, wenn die Sonne feurig auf den ſchwarzen Pfad ſchien und ihn durch ihr Licht in ein Fahlgrau verwandelte, auf dem die Streifſchatten der Bäume wie ſcharfe ſchwarze Bänder lagen. So bekam er ſchier alle Theile des dunkeln Pfades in ſein Zeichenbuch. Aber er zeichnete nicht blos immer, ſondern ging auch herum, und einmal machte er den ganzen Weg wieder durch, den er zum erſten Male bei ſeiner Verirrung gemacht hatte.

Als Herr Tiburius ſchon lange kein Narr mehr war, wenigſtens kein ſo großer als früher, glaubten doch noch alle Leute, daß er einer ſei, indem nehmlich einmal durch ſeinen Arzt ſein Zeichenbuch zur Anſicht kam, und man darin die Seltſamkeit entdekte, daß er ganz und gar lauter Helldunkel zeichne. Freilich muß ich hier auch bekennen, daß es im gelindeſten Falle doch immer ſonderbar war, daß er durchaus nirgends anders hin, als zu ſeinem Waldſteige hinaus fuhr.

Bis hieher hatte Tiburius nie ein menſchliches Weſen auf ſeinem Wege geſehen, aber endlich ſah er auch ein ſolches und dasſelbe ward entſcheidend für ſein ganzes Leben.

Es lag ein ſchöner langer Stein an dem Pfade, er lag ſchier auf der Hälfte des Weges zwiſchen der Wand und der Glokenwieſe. Auf dieſem Steine war Tiburius oft geſeſſen, weil er an einem ſehr ſchönen trokenen Plaze lag, und weil man von ihm recht viele ſchlanke Stämme, herein blikende Lichter und abwechſelnde Folgen von ſanftem Dunkel ſah. Als er eines Nachmittags gegen den Stein ging, um ſich darauf zu ſezen und zu zeichnen — ſaß ſchon jemand darauf. Tiburius hielt es von ferne für ein altes

Weib, wie ſie immer auf Zeichnungsvorlagen in Wäldern herum ſitzen, namentlich, weil er etwas weißes auf dem Pfade liegen ſah, das er für einen Bündel anſah. Er ging gemach zu dem Dinge hinzu. Als er ſchon beinahe dicht davor ſtand, erkannte er ſeinen Irrthum. Es war kein altes Weib, ſondern ein junges Mädchen, ihrer Kleidung nach zu urtheilen, ein Bauermädchen der Gegend. Das grüne Dach des Waldes, getragen von den unendlich vielen Säulen der Stämme, wölbte ſich über ſie und goß ſeine Dämmerung und ſeine kleinen Streiflichter auf ihre Geſtalt herab. Sie hatte ein weißes Tuch um ihr Haupt, ein leichtes Dächelchen über der Stirne bildend, faſt wie bei einer Italienerin. Sie hatte ein hochrothes Halstuch um, auf dem Lichterchen, wie Flämmchen, waren. Das Mieder war ſchwarz, und den Schoß umſchloß ein kurzes faltenreiches blauwollenes Röckchen, daraus die weißen Strümpfe und die groben mit Nägeln beſchlagenen Bundſchuhe hervor ſahen. Was Tiburius für einen Bündel angeſehen hatte, war ebenfalls ein weißes Tuch, das um ein flaches Körbchen geſchlungen war, um es damit tragen zu können. Aber das Tuch konnte das Körbchen nicht überall verdeken, ſondern daſſelbe ſah an manchen Stellen ſammt ſeinem Inhalte heraus. Dieſer Inhalt beſtand in Erdbeeren. Es war jene Gattung kleiner würziger Walderdbeeren, die in dem Gebirge den ganzen Sommer hindurch zu haben ſind, wenn man ſie nur an gehörigen Stellen zu ſuchen verſteht.

Als Herr Tiburius die Erdbeeren geſehen hatte, erwachte in ihm ein Verlangen, einige davon zu haben, wozu ihn namentlich der Hunger, den er ſich immer auf ſeinen Waldſpaziergängen zuzog, antreiben mochte. Er erkannte aus der Ausrüſtung, daß das Mädchen eine Erdbeerverkäuferin ſei, wie ſie gerne in das Bad kamen, und theils an den Eken und Thüren der Häuſer theils in den Wohnungen ſelber ihre Waare zum Verkaufe ausbiethen. Im Angeſichte hatte er das Mädchen gar nicht angeſchaut. Er ſtand eine Weile in ſeinem grauen Roke vor ihr, dann ſagte er endlich: „Wenn du dieſe Erdbeeren ohnehin zu Markte bringſt, ſo thäteſt du mir einen Gefallen, wenn du mir auch gleich hier einen ganz kleinen Theil derſelben verkaufteſt, ich werde ſie dir gut zahlen, das heißt, wenn du auf den Verkauf hinauf noch einen kleinen Weg mit mir zur Straße hinaus gehſt weil ich hier kein Geld habe.

Das Mädchen ſchlug bei dieſer Anrede die Augen gegen ihn auf, und ſah ihn klar und unerſchroken an.

„Ich kann euch keine Erdbeeren verkaufen,“ ſagte ſie, „aber wenn ihr nur einen ganz kleinen Theil derſelben wollt, wie ihr ſprecht, ſo kann ich euch denſelben ſchenken.“

„Zu ſchenken darf ich ſie nicht annehmen,“ antwortete Tiburius.

„Sagt einmal, hättet ihr ſie recht gerne?“ fragte das Mädchen.

„Ja, ich hätte ſie recht gerne,“ erwiederte Tiburius.

„Nun ſo wartet nur ein wenig,“ ſagte das Mädchen.

Nach dieſen Worten neſtelte ſie, vorwärts gebükt, den großen Knoten des Tuches über dem Körbchen auf, hüllte die Zipfel zurük, und zeigte auf dem flachen Geflechte eine Fülle geleſener Erdbeeren, die mit größter Sorgfalt und Umſicht geſucht worden ſein mußten; denn ſie waren alle ſehr roth, ſehr reif, und ſchier alle gleich groß. Dann ſtand ſie auf, nahm einen flachen Stein, den ſie ſuchte, gebrauchte ihn als

Schüſſelchen, legte mehrere große grüne Blätter, die ſie pflükte, darauf, und füllte auf dieſelben ein Häufchen Erdbeeren, ſo groß, als es darauf gehen mochte.

„Da!“

„Ich kann ſie aber nicht nehmen, wenn du ſie blos ſchenkſt,“ ſagte Tiburius.

„Da ihr geſagt habt, daß ihr ſie recht gerne hättet, ſo müſſet ihr ſie ja nehmen,“ antwortete ſie, „ich gebe ſie euch auch mit ſehr gutem Willen.“

„Wenn du ſie mit ſehr gutem Willen gibſt, dann nehme ich ſie wohl an,“ ſagte Tiburius, indem er den flachen Stein mit Vorſicht aus ihrer Hand in die ſeinige nahm. Er aß aber in dem erſten Augenblike nicht davon.

Sie beugte ſich wieder nieder und richtete das Körbchen mit dem weißen Tuche in den vorigen Stand. Als ſie ſich empor gerichtet hatte, ſagte ſie: „So ſezt euch auf dieſen Stein nieder, und eßt eure Erdbeeren.“

„Der Stein iſt ja dein Siz, da du ihn zuerſt eingenommen haſt,“ antwortete Tiburius.

„Nein, ihr müßt euch darauf ſezen, weil ihr eſſet, ich werde vor euch ſtehen bleiben,“ ſagte das Mädchen.

Tiburius ſezte ſich alſo, um ihren Willen zu thun, nieder und hielt das Steinſchüſſelchen mit den Erdbeeren vor ſich. Er nahm mit ſeinen Fingern zuerſt eine und aß ſie, dann die zweite, dann die dritte, und ſo weiter. Das Mädchen ſtand vor ihm und ſah ihm lächelnd zu. Als er nur mehr wenige hatte, ſagte ſie: „Nun, ſind ſie nicht gut?“

„Ja, ſie ſind vortrefflich,“ antwortete er, „du haſt die beſten und gleichbedeutendſten zuſammen geſucht. Aber ſage mir, warum verkaufſt du denn keine Erdbeeren?“

„Weil ich durchaus keine verkaufe,“ erwiederte ſie, „ich ſuche ſehr ſchöne und gute, und der Vater und ich eſſen ſie dann. Das iſt ſo: der Vater iſt alt und wurde im vorigen Frühlinge krank. Der Badedoctor ſchaute ihn an, und gab ihm dann einige Dinge. Er muß ein närriſcher Mann ſein, denn nach einer Zeit ſagte er, der Vater ſolle nur viele Erdbeeren eſſen, er werde ſchon geſund werden. Was ſollen denn Erdbeeren helfen, dachte ich, ſie ſind ja nur ein Nahrungsmittel, keine Arznei. Weil man es aber doch nicht wiſſen konnte, ging ich in den Wald und ſuchte Erdbeeren. Der Vater aß ſie gerne und ich nahm immer einen Theil mehr aus dem Walde mit, daß auch einige für mich blieben; denn ich liebe ſie auch. Der Vater iſt ſchon lange geſund, ich weiß nicht, haben es die Erdbeeren gethan, oder wäre er es auch ohne ihnen geworden. Weil ſie aber ſo gut ſind, ſo gehe ich noch immer, und ſuche uns einige."

„In dem Bade ſind ſchon lange keine mehr zu haben, weil bereits Herbſt iſt," ſagte Tiburius.

„Wenn ihr viele Erdbeeren wollt," erwiederte das Mädchen — — „wie heißt ihr denn, Herr?"

„Theodor heiße ich", antwortete Tiburius.

„Wenn ihr in dieſer Jahrszeit viele Erdbeeren wollt, Herr Theodor," fuhr das Mädchen fort, „ſo müßt ihr in die Urſelſchläge hinüber gehen; denn da werden ſie erſt im Spätſommer reif. Jezt ſind ſie noch ſchön genug. Geht einmal hin und pflükt euch einige. In andern Zeiten ſind ſie wieder an andern Pläzen gut."

Tiburius war unterdeſſen mit allen ſeinen Erdbeeren fertig geworden, und er legte das Schüſſelchen mit den grünen Blättern neben ſich auf den Stein.

„Ich habe an dieſem Plaze nur ein wenig geraſtet, und gehe jezt fort," ſagte das Mädchen.

„Ich gehe mit," ſagte Tiburius.

„Wenn ihr wollt, ſo geht," antwortete das Mädchen.

Sie beugte ſich auf das weiße Linnen, das das Körbchen umhüllte und zu ihren Füßen auf dem Wege ſtand, nieder, faßte die vier Zipfel geſchikt in ihre Hand, hob ſie auf, und ging, das Körbchen an ihrer Seite tragend, fort. Tiburius hob ſich von ſeinem Size, ſtreifte die auf den Stein gefallenen Waldnadeln von ſeinem grauen Roke, und ging mit.

Sie führte ihn auf dem Wege, der zu der Steinwand und zu ſeinem Wagen ging, hinaus. Als ſie aber zu der Gabel kamen, die Herrn Tiburius zum erſten Male verführt hatte, bog ſie in den wohlbetretenen Pfad ein, und ließ den zu ihrer Rechten liegen, der zu der Wand und zu Tiburius Pferden hinaus führte. Er ging neben ihr her, der Pfad lenkte in ſchönen dicht beſtandenen Wald ein und ging in ihm fort. Das Mädchen ſchritt, von den tanzenden Lichtern des Waldes bald beſprengt bald gemieden, in einem mäßigen Tritte fort, daß Tiburius ohne Beſchwerde neben ihr gehen konnte. Als ſie eine Streke zurük gelegt hatten, glaubte Tiburius den großen

Stein zu erkennen, zu dem er damals gerannt war, und auf dem er ſtand, da er nach ſeinem Wagen und nach ſeinen Leuten gerufen hatte.

„Ich muß euch doch um etwas fragen, das ich nicht verſtehe,“ ſagte das Mädchen, da ſie ſo mit einander gingen.

„So frage,“ antwortete Tiburius.

„Ihr habt geſagt, daß ihr mir die Erdbeeren abkaufen wolltet, daß ihr kein Geld an jener Stelle hättet, wenn ich aber bis auf die Straße hinausginge, wolltet ihr mir ſie dort gut bezahlen. Wie iſt nun das zu verſtehen? Liegt euer Geld auf der Straße?“

„Nein, das iſt nur ſo,“ antwortete Tiburius, — „aber ſage mir auch, wie heißeſt denn du?“

„Maria heiße ich,“ erwiederte das Mädchen.

„Alſo ſiehſt du, Maria, das iſt ſo: ich gehe nur öfter ganz allein in den Wald herein, um da ſpazieren zu gehen, mein Diener wartet auf der Straße. Da nun er alles einkauft, was wir bedürfen, und da er auch das bezahlt, was ich kaufe, ſo trage ich nie ein Geld mit mir, ſondern er hat mein Geld und verrechnet es mir zu geſezten Zeiten.“

„Das iſt ja ſehr unangenehm und ein großer Umweg," verſezte das Mädchen, „ſein Geld muß man ja ſelbſt bei ſich haben, und ſelbſt kaufen und zahlen; dann braucht man keinen Andern und keine Rechnung."

„Das iſt wohl wahr," ſagte Tiburius, „und du haſt Recht, aber es iſt auch ſchon ſo Sitte geworden."

„Eine Sitte, die närriſch iſt," antwortete das Mädchen, „würde ich gar nicht mehr befolgen."

So gingen ſie unter verſchiedenen Fragen und Antworten fort. Sie gingen eine geraume Weile in dem Walde. Endlich lichtete er ſich, die Bäume ſtanden dünner, Wieſen zeigten ſich hie und da, und der Pfad lief durch dieſelben hin, dem tiefern Gebirge zu. An einer ſchönern Stelle, wo Laubbäume ſtanden, und mehrere ſonnenbeglänzte Steine lagen, bog Maria von dem Pfade ab, und auf ein dünnes feines Weglein, das über eine Matte hinauf ging, zeigend, ſagte ſie: „Hier geht man zu unſerem Hauſe hinauf, wenn ihr mit kommen wollt, ſeid ihr eingeladen."

„Ich gehe ſchon mit," antwortete Tiburius.

Sie ſchritt alſo voran, und er folgte. Da ſie in

Windungen, weil die Matte bedeutend ſteil war, nicht gar ſo weit gegangen waren, zeigte ſich das Haus. Es ſtand in einer breiten bequemen Mulde des Abhanges, der in einem Halbkreiſe etwas weiter von dem Hauſe eine Steinwand bildete, die das Haus von allen Seiten, außer der des Mittags, wohin die Fenſter gingen, ſchüzte. Darum war es auch möglich, daß viele Obſtbäume um das Haus ſtanden und ihre Früchte zeitigen konnten, während doch in der ganzen Gegend, und insbeſonders in der Höhe dieſer Matte keine günſtigen Bedingungen für Obſt ſind. Tiefer gegen die Wand hin ſtanden auch Bienenſtöke. Der Größe nach gehörte das Haus eher zu den kleineren der Art, wie ſie gerne in jenem Theile der Gebirge liegen. Maria ging voran über die Schwelle der offen ſtehenden Hausthür, Tiburius ging hinter ihr. Sie führte ihn an der Küche, in welcher eine Magd ſcheuerte, vorüber in die Wohnſtube, die von dem durch die Fenſter herein fallenden Sonnenlichte hell erleuchtet war. An dem weißen buchenen Tiſche der Stube ſaß der Vater Maria's, der einzige Bewohner der Stube und des Hauſes, da die Mutter des Mädchens ſchon lange geſtorben war. Sie ſtellte das Erdbeerkörbchen vorerſt in einen Winkel der Bank und rükte für Tiburius einen Stuhl zu dem Tiſche und lud ihn zum Sizen ein, indem ſie dem Vater erzählte, daß ſie den Herrn da im Schwarzholze gefunden habe, und daß er mit ihr herauf gegangen ſei. Hierauf breitete ſie ein weißes Tüchlein auf den Tiſch, ſtellte drei Tellerchen, für den Vater, für Tiburius und ſich darauf, und brachte dann die Erdbeeren, in eine bemalte hölzerne Schüſſel geleert, herbei. Die Magd ſtellte auch Milch hin, mit welcher der Vater von den für ihn gebrachten Früchten aß. Tiburius nahm nur äußerſt wenig, und Maria ſagte, daß ſie ſich ihren Antheil für Abends aufhebe.

Nachdem Tiburius eine Weile mit dem Manne, der noch nicht gar alt war, ſondern an der Schwelle des Greiſenalters ſtand, über verſchiedenes geredet hatte, erhob er ſich von ſeinem Stuhle, um fort zu gehen. Maria ſagte, ſie wolle ihn bis an die Straße geleiten, auf welcher er dann nur fort zu gehen brauche, um zu ſeinem Diener zu gelangen.

Das Mädchen führte ihn nun auf einem andern eben ſo feinen Wege über die Matte hinab. Sie bogen gleich unterhalb des Hauſes um die Steinwand der Mulde und gingen an deren ſanfter Außenſeite ſchräge hinab, gerade der Richtung entgegengeſezt, in der ſie gekommen waren. Nach einer kleinen Zeit kamen ſie in die Tiefe des Thales, und in demſelben eine Weile unter Gebüſchen und Bäumen fortgehend, gelangten ſie auf die Straße.

„Wenn ihr nun in dieſer Richtung hin fort geht, ſagte ſie, ſo müßt ihr an die Stelle kommen, wo euer Diener ſteht, wenn ihr nehmlich auf dem kleinen Pfade an der Andreaswand in das Schwarzholz hinein gegangen ſeid, und ihn dort an der Straße ſtehen gelaſſen habt.“

„Ja ich bin dort hinein gegangen,“ antwortete Tiburius.

„So lebt nun wohl, ich gehe nach Hauſe zurük. Weil ihr vielleicht gar nicht einmal in die Urſelſchläge hinüber finden würdet, ſo will ich euch dieſelben zeigen, wenn ihr übermorgen um zwölf Uhr-Läuten auf dem Steine auf mich warten wollt, wo ihr mich heute angetroffen habt. Ihr könnt euch dann genug Erdbeeren pflüken; denn ich werde euch auch die Pläze zeigen, wo ſie jezt gerade am meiſten ſind.“

„Ich danke dir recht ſchön, Maria,“ antwortete

Tiburius, „daß du mich beſchenkt und nun hieher geführt haſt, ich werde gewiß kommen.“

„Nun ſo kommt,“ erwiederte das Mädchen, indem es ſich umwandte, und ſchon unter den Gebüſchen wieder davon ging.

Tiburius ſchritt auf der Straße in der bezeichneten Richtung fort. Er ging ziemlich lange, bis er endlich ſeinen Wagen und ſeine Leute ſtehen ſah. Dieſe gaben, als er bei ihnen war, ihre Verwunderung zu erkennen, daß ſie ihn heute nicht auf ſeinem Fußpfade, ſondern auf der Straße daher kommen ſahen. Er aber ſagte keine Urſache, ſondern ſaß in den Wagen, und fuhr in das Bad zurük. Auch in dem Badeorte ſagte er keinem Menſchen etwas von dem Begegniſſe und daß er in dem Gebirgshauſe auf der Mulde geweſen ſei.

Aber am zweiten Tage darauf fuhr er ſchon Vormittags zu ſeiner gewöhnlichen Stelle hinaus. Er ſtieg aus, ließ den Wagen ſtehen, und ſchlug den Pfad gegen ſeine bekannte Steinwand ein. Er ging an ihr vorüber, er ging gegen die Buchen, ſchritt auf den Waldſteig, und ging auf ihm fort, bis er zu dem vertragsmäßigen Steine gelangte. Auf denſelden ſezte er ſich nieder und blieb ſizen. Man konnte wohl in dieſe Entfernung und Wildniß keine Mittagsgloke hören, aber die Zeit, in welcher ſie alle auf den Thürmen und Thürmlein des Landes tönen müſſen, kannte Tiburius ſehr wohl; denn er hatte die Uhr in der Hand; — und als dieſe Zeit gekommen war, ſah er auch ſchon Maria in der Waldesdämmerung genau ſo wie geſtern gekleidet auf ſich zu gehen.

„Aber wie weißt du denn, daß es jezt gerade Mittag iſt, da man nicht läuten hört, und da ich keine Uhr bei dir ſehe?“ ſagte Tiburius, als das Mädchen bei ihm angekommen war und ſtehen blieb.

„Habt ihr vorgeſtern nicht die Uhr mit den langen Schnüren in unſerer Stube hängen geſehen?“ antwortete ſie, „dieſe geht ſehr gut, und wenn ſie auf eilf zeigt, geben wir zum Mittagseſſen, dann richte ich mich zum Erdbeerſammeln zuſammen, und wenn ich auf den Zeiger ſchaue, ehe ich fort gehe, weiß ich genau, wann ich hier eintreffen werde.“

„Heute biſt du ganz zu der verſprochenen Zeit gekommen,“ ſagte er.

„Ihr auch,“ antwortete ſie, „das iſt gut; nun aber kommt, ich werde euch führen.“

Tiburius ſtand von dem Steine auf. Er hatte wieder ſeinen grauen Rok an, und ſo gingen ſie, das Mädchen in der oben beſchriebenen Kleidung, er in ſeinem grauen Roke, durch den Wald dahin. Sie hatte wieder das flache Körbchen mit dem weißen Tuche darum, aber da es leer war, hing es loſe an ihrem Arme. Sie führte Herrn Tiburius eine gute Streke auf dem Waldpfade fort, den er kannte, der ihm einmal ſo Angſt eingejagt hatte, und der jezt ſo ſchön war. Als ſie in das hohe Tannicht gekommen waren, wo die Pflöke über den Weg liegen, beugte Maria von dem Pfade ab und ging in das Geſtein und in die Farrenkräuter hinein. Tiburius hinter ihr her. Sie führte ihn ohne Weg, aber ſie führte ihn ſo, daß ſie auf trokenen Steinen gingen und das Naß, welches in dem Mooſe und auf dem Pfade war, vermieden. Später kamen ſie auf trokenen Grund. Zuweilen war es, wie ein ſchwach erkennbarer Weg, worauf ſie gingen, zuweilen war es nur das rauſchende Geſtrippe, die Steine und das Gerölle eines dünn beſtandenen Waldes, durch den ſie gingen. Nach mehr als einer Stunde Wandelns kamen ſie auf einen Abhang, der weithin von Wald entblößt war und durch die unzähligen noch deutlichen Stöke zeigte, daß die Bäume erſt vor wenig Jahren umgeſchnitten worden waren. Der Abhang blikte gegen Mittag, war von warmer Herbſtſonne beſchienen und von Bergen und Felſen ſo umſtanden, daß keine rauhe Luft herein wehen konnte. Es wuchs allerlei Gebüſche und Geblüme auf ihm, und man konnte vielfach das Kraut der Erdbeeren um die Stöke geſchart erbliken.

„Wir wollen nun hier in dem Urſelſchlage hinab ſammeln,“ ſagte Maria, indem ſie über dieſes ſeltſame Baumſchlachtfeld hin wies, „und wir werden nach einer Weile ſehen, wer mehr hat.“

Nach dieſen Worten ging ſie ſchnell von der Seite Tiburius in den Holzſchlag und in das ſonnige Geſtrippe hinein, und in einiger Zeit konnte er ſchon ſehen, wie ſie ſich hier und dort büke, und etwas aufleſe. Das Körbchen mußte ſie irgendwo hingeſtellt haben; denn er ſah nicht mehr, daß ſie es noch am Arme habe.

Er wollte nun alſo auch Erdbeeren pflüken, allein er ſah keine. Wo er ſtand, war alles grün oder braun oder anders — nur keinen einzigen rothen Punkt konnte er erbliken, der eine Erdbeere angedeutet hätte.

Er ging alſo weiter in den Schlag hinein. Jedoch hier ſah er wieder nur das grüne Erdbeerkraut, allerlei braune und gelbliche Blätter, herabgefallene Baumrinde, und ähnliches : aber keine Erdbeere. Er nahm ſich alſo vor, noch weiter zu gehen und noch genauer zu ſchauen. Es muß ihm auch gelungen ſein; denn nach einer Weile hätte man ſchon ſehen können, wie er ſich bükte, und wieder bükte. Es war ein ſeltſamer Anblik, die zwei Weſen in dem gemiſchten Geſtrippe des Holzſchlages zu ſehen. Das flinke geſchikte Mädchen, welches ſich gelenk zwiſchen den Zweigen bewegte, und den Mann in ſeinem grauen Roke, dem man es gleich anſah, daß er aus der Stadt hieher in den Wald gekommen ſei.

Nach einiger Zeit ſah Maria ihren Begleiter ſtehen, wie er einige Erdbeeren, die er gepflükt hatte, auf der flachen Hand hielt. Sie ging in Folge dieſer Beobachtung zu ihm hin und ſagte : „Seht, da habt ihr euch kein Körbchen oder anderes Gefäß zum Sammeln der Beeren mit genommen — wartet ich will euch helfen.“

Nach dieſen Worten zog ſie ein Meſſer aus der Taſche ihres Röckchens, ging ein kleines Hügelchen, auf dem eine junge weißſtämmige Birke ſtand, empor, und löſete von dem Stamme mit geſchikten Schnitten ein Vierek aus der Rinde, das ſo weiß, ſo kräftig und ſo zart war, wie ein Pergament. Mit dem Viereke ging ſie wieder zu Tiburius, ſchnitt aus dem Gebüſche, das neben ihm war, einige ſchlanke Zweige ab, puzte ſie glatt aus, that in die zarte Rinde einige Schnitte, und machte ſo aus dem Viereke und aus den Zweigen eine niedliche Taſche, welche nicht nur recht ſchön die Erdbeeren aufzunehmen fähig war, ſondern auch noch den Vortheil hatte, daß ſie auf den durchgezogenen Zweigen wie auf Füßen ſtand.

„So,“ ſagte Maria, „da habt ihr jezt ein Körbchen, pflükt fleißig hinein, ich werde indeſſen auch in dem meinigen ungeſäumt nachfüllen, und wenn ihr fertig ſeid und etwa ein zweites braucht, ſo dürft ihr nur rufen.“

Sie ging von ihm weg wieder auf ihren Plaz, und förderte ihr Werk — Tiburius auch.

Als ſie ſo viel hatte, wie ſie gewöhnlich zu ſammeln pflegte, ging ſie zu Tiburius, und ſah, daß er ſein winzig kleines Körbchen auch beinahe voll hatte. Sie wandte ſich nach einigen Seiten, um zu ſuchen, damit er doch auch ſein Gefäß voll habe. Dann brachte ſie ihm die gefundenen auf grünen Blättern, und füllte ſie ihm in ſein Rindentäſchchen.

„So," ſagte ſie, „nun haben wir beide unſere Geſchirre voll und jezt gehen wir."

Sie gingen nun wieder in derſelben faſt lächerlichen Art zurük, wie ſie hereingekommen waren; nehmlich durch Geſtripp, Farrenkräuter und Steine, ohne Weg, das Mädchen voran und Tiburius in dem grauen Roke hinter ihr. Sie führte ihn mit derſelben Sicherheit wieder auf ſeinen Waldſteig zurük, mit der ſie ihn zu den Urſelſchlägen hinab geführt hatte. Als ſie zu der Stelle kamen, wo die Wege ſich trennten, ſagte ſie: „Ihr könnt jezt da zu der Andreaswand hinaus gehen, da habt ihr näher in das Bad, ich gehe wieder links durch den Wald nach Hauſe. Laſſet euch eure Erdbeeren wohl ſchmeken. Ihr könnt auch Zuker dazu nehmen, ſogar auch Wein. Wenn ihr wieder kommt, nehmt ein Meſſer mit und macht euch ein viel größeres Körbchen als das heutige iſt. Wollt ihr mit mir ſammeln gehen, ſo kommt nur wieder übermorgen; ich gehe jeden zweiten Tag, ſo lange das jezige ſchöne Wetter dauert; wenn es einmal regnet, ſo ſind in dieſer Jahreszeit alle Erdbeeren verdorben, und ich gehe nicht mehr hinaus. Jezt lebt recht wohl."

„Lebe wohl, Maria," antwortete Tiburius.

Sie ging, ihr Körbchen mit dem weißen Tuche im Waldesdämmer gerade ſo tragend wie neulich, auf ihrem Wege links, Tiburius ging rechts, und fuhr dann, ſein Erdbeerkörbchen im Wagen vor ſich her haltend, in den Badeort zurük. Da ſie ihn ſo ankommen ſahen, und da die Geſchichte, wie er mit einer Birkenrindentaſche Erdbeeren ſammeln gegangen, und dann ſo zurük gefahren ſei, ſich auch in die nächſten Häuſer verbreitet hatte, gab es wieder viel luſtiges Gelächter: Tiburius aber wußte nichts davon, er ließ ſich gegen Abend von ſeinem Diener ſehr ſchöne Teller geben, und aß die geſammelten Erdbeeren. Er nahm keinen Wein dazu.

Von nun an war er noch zwei Male mit ihr. Das erſte Mal machte er ſich wirklich mit ſeinem Meſſer, das er mit nahm, eine ziemlich große Taſche aus Birkenrinde, die er zur Hälfte mit Erdbeeren voll las: das zweite Mal hielt er doch dieſe Beſchäftigung für zu kindiſch, und ſaß, während Maria ihre

Erdbeeren pflükte, mit einem Buche auf einem Stoke und las. Er ging dieſes lezte Mal auch wieder mit ihr zu ihrem Vater, und ſaß in ſeinem ewigen grauen Roke, den er lieb gewonnen hatte, geraume Zeit mit dem Manne auf der Bank vor dem Hauſe und redete mit ihm; denn der Tag war ſehr ſchön, und die Herbſtſonne legte ihre Strahlen ſo warm auf die Mittagſeite des Hauſes, daß ſogar die Fliegen um die zwei Männer ſcherzten und luſtig waren, als wäre es mitten im Sommer. Dann ging er allein, weil er jezt den ſeinen Pfad über den Hügel hinab ſchon wußte, auf die Straße und zu ſeinen Pferden.

Dieſer freundliche warme Tag war wirklich der lezte ſchöne geweſen, wie es im Gebirge ſehr oft, man könnte faſt ſagen, immer vorkömmt, daß, wenn im Spätherbſte eine gar laue und warme Zeit iſt, ſie gewöhnlich als Vorbote erſcheint, daß nun die Stürme und die Regen eintreten werden. Von der ſchönen duftigen Wand, die Tiburius immer von ſeinem Fenſter aus geſehen hatte, und von der er ſich anfangs gleich nach ſeiner Ankunft gewundert hatte, daß die Steine gar ſo hoch oben auf ihr hervorſtehen, kam jezt nicht mehr der ſchöne blaue Duft zu ihm herüber, ſondern ſie war gar nicht mehr ſichtbar, und nur graue wühlende Nebel drehten ſich unaufhörlich von jener Gegend her, als würden ſie aus einem unermeßlichen Sake ausgeleert, der aber nie leer werden wolle; aus den Nebeln fuhr ein unabläßiger Wind gegen die Häuſer des Badeortes, und der Wind brachte einen feinen prikelnden Regen, der entſezlich kalt war. Tiburius wartete einen Tag, er wartete zwei, er wartete mehrere — allein da der Badearzt ſelber ſagte, daß jezt wenig Hoffnung vorhanden ſei, daß noch milde und der Heilung zuträgliche Tage kämen, ja daß dieſe Zeit eher den Fremden ſchädlich als nüzlich werden könne: ließ er ſeinen Reiſewagen paken, und fuhr nach Hauſe. Ein paar Tage vorher, da er gerade im Aufräumen begriffen war, war der Holzknecht bei ihm geweſen, der ihm damals in der Nacht den Weg von dem Schwarzholze nach Hauſe gezeigt hatte, und hatte ihm den anvertrauten Stok gebracht. Er ſagte, daß er eher gekommen wäre, wenn er gewußt hätte, daß der Knopf von Gold ſei, er habe es erſt geſtern erfahren. Tiburius antwortete, das mache nichts, und er wolle ihm für ſeinen Dienſt mehr geben, als der Knopf ſammt dem Stoke werth wäre. Er hatte ihm die Belohnung eingehändigt, und der Knecht war unter ſehr vielen Dankſagungen fort gegangen.

In der Gegend, in welcher Tiburius Landhaus ſtand, waren noch recht ſchöne, wenn auch meiſtens ſanft umwölkte Tage. Herr Tiburius fuhr zu dem kleinen Doctor hinaus, der in ſeinem Garten die klappernden Vorrichtungen hatte, und ſeine Pflanzenanlagen immer erweiterte. Der Doctor empfing Herrn Tiburius wie gewöhnlich, er redete mit ihm, und ſagte ihm aber nichts, ob er ihn beſſer oder übler ausſehen finde. Herr Tiburius erzählte ihm, daß er in dem Bade geweſen ſei, und daß es ihm bedeutend gut gethan habe. Von dem Leben und Treiben des Bades, und was ſich ſonſt in demſelben ereignet haben könnte, erzählte er ihm nichts. Er ſtand an den Pflanzenbehältniſſen und der Doctor wirthſchaftete troz der vorgerükten Jahreszeit noch immer ohne Rok herum. Ehe der Schnee kam, war Tiburius noch wiederholt bei dem Doctor geweſen.

Im Winter nahm er einmal hohe Stiefel und einen warmen rauhen Rok und verſuchte im Schnee ſpazieren zu gehen. Es gelang, und er that es dann noch mehrere Male.

Als aber die Sonne ihre Strahlen im Frühlinge wieder warm und freundlich herab fallen ließ, und als ſich Tiburius aus ſeinen Büchern, welche von dem Bade handelten, überzeugt hatte, daß jezt dort auch ſchon die wärmere Jahreszeit angebrochen ſei, rüſtete er wieder ſeinen Reiſewagen und fuhr nach dem Bade ab. Da er zu den Leuten gehörte, welche immer gerne bei dem Alten und einmal Gewohnten bleiben, hatte er ſchon in dem vorigen Herbſte, ehe er nach Hauſe fuhr, die bisher beſeſſene kleine Wohnung für den ganzen künftigen Sommer von ſeinem alten Wirthe gemiethet.

Als er dort angekommen war, als man alles ausgepakt hatte, als die ſeidenen Chineſen vor ſeinem wohlgeordneten Bette prangten, ging er daran, ſich für den heurigen Sommer einzurichten. Er legte ſich die ſchönen Zeichenbücher, die er für dieſes Mal mitgebracht hatte, auf das Tiſchlein, auf das die blaue Wand jezt recht freundlich herein ſchaute, er legte die Päkchen Bleiſtiften dazu, die er vorgerichtet hatte, und er fügte noch die niedlichen Käſtchen bei, in denen die feinen Feilen befeſtiget waren, an welchen er die Zeichenſtiften ſpizte. Zulezt, da alles geſchehen war, ließ er auch den Arzt rufen, um mit ihm über ſein bevorſtehendes Verhalten etwas zu ſprechen.

Als alles in Ordnung war, fuhr er zu der Andreaswand hinaus. Sie prangte in vollem Frühlingsſchmuke. Die Geſtrippe, die Blätter und die Pflanzen aller Art hatten jezt das herrliche lachende Grün ſtatt dem Braun und Gelb des vorigen Herbſtes, und es leuchtete daraus manches feurige Blau und Roth und Weiß emporgeblühter Blumen heraus. Der Wald hatte das jugendliche hellgrüne Anſehen, und ſelbſt aus manchem liegenden Strunke, der im vorigen Jahre nur dürres Holz geſchienen hatte, ſtanden friſch aufgeſchoſſene beblätterte Triebe empor. Nur Erdbeeren dachte er, werden wohl noch gar keine in dieſer Jahreszeit ſein.

Er ſtand eine Weile und ging herum und ſchaute. Da er das zweite Mal hinaus gekommen war, zeichnete er, und ging dann tief in ſeinen Waldpfad hinein. Es war auch hier alles anders : der Pfad ſchien enger, weil überall die Gräſer hinzu wuchſen ; und die Bäume und Geſträuche hatten lange Ruthen und Zweige nach allen Richtungen hervor geſchoſſen. Selbſt die Steine, die er ſehr wohl kannte, hatten manches lichte Grün, und auf verſchiedenen Stellen, wo nur ein dürftiges Plätzchen zu gewinnen war, ſtand ſogar ein Blümchen empor.

Als auf dieſe Weiſe einige Zeit vergangen war, als viele recht ſchöne Tage über das Gebirge und über das Thal gingen, als er ſogar ſchon einmal durch das ganze Schwarzholz bis hinaus zu dem Anblike der Schneefelder und von da wieder zurük gewandert war, geſchah es eines Tages, da er eben mit ſeinen Zeichenbüchern und mit dem grauen Roke auf dem Pfade ſchlenderte, daß Maria leibhaftig gegen ihn daher ging. Ob ſie gekleidet war, wie im vergangenen Jahre, ob anders, das wußte er nicht, denn er hatte es ſich nicht gemerkt — daß er ſelber ganz und gar der nehmliche war, wußte er auch nicht, weil er nie daran dachte.

Als ſie ganz nahe gekommen war, blieb er ſtehen, und ſah ſie an. Sie blieb gleichfalls vor ihm ſtehen, richtete ihre Augen auf ihn und ſagte: „Nun, ſeid ihr ſchon wieder da?“

„Ja,“ ſagte er, „ich bin ſchon ſeit längerer Zeit in dem Bade, ich bin auch ſchon oft hier heraus gekommen, habe dich aber nie geſehen, natürlich, weil noch gar keine Erdbeeren ſind.“

„Das thut nichts, ich komme doch öfter heraus,“ antwortete Maria, „denn es wachſen verſchiedene heilſame und wohlſchmekende Kräuter, die im Frühlinge ſehr gut ſind.“

Nach dieſen Worten richtete ſie ihre hellen Augen erſt noch recht klar gegen die ſeinen und ſagte: „Warum ſeid ihr denn damals falſch geweſen?“

„Ich bin ja gar nicht falſch geweſen, Maria,“ antwortete er.

„Ja ihr ſeid falſch geweſen,“ ſagte ſie. „Welchen Namen man von Geburt an hat, der iſt von Gott gekommen, und den muß man behalten wie ſeine Eltern, ſie mögen arm oder reich ſein. Ihr heißet nicht Theodor, ihr heißet Tiburius.“

„Nein, nein, Maria,“ antwortete er, „ich heiße Theodor, ich heiße wirklich Theodor Kneigt. Die Leute haben mir den Namen Tiburius aufgebracht, er kam mir ſchon ein paar Male zu Ohren, und ein Freund zu Hauſe nennt mich unaufhörlich ſo — wenn du meinen Worten nicht glaubſt, ſo kann ich es dir beweiſen — warte, ich habe einige Briefe bei mir, auf welchen die Aufſchrift auf meinen Namen gemacht iſt — und wenn du dann auch noch zweifelſt, ſo kann ich dir morgen mein Taufzeugniß weiſen, in welchem mein Name unwiderleglich ſteht."

Bei dieſen Worten griff er in die Bruſttaſche ſeines grauen Rokes, in der er mehrere Papiere hatte. Maria aber faßte ihn an dem Arme, hielt ihn zurük und ſagte: „Laſſet das, ihr braucht es nicht. Weil ihr es geſagt habt, ſo glaube ich es ſchon."

Er ließ mit einigem Zögern die Papiere in der Taſche, zog die leere Hand heraus, und Maria ließ dann mit der ihrigen ſeinen Arm los.

Nach einer Weile fragte Herr Tiburius: „Alſo haſt du mir in dem Bade nachgeforſcht?"

Maria ſchwieg ein wenig auf die Frage, dann ſagte ſie: „Freilich hab ich euch nachgeforſcht. Die Leute ſagen auch noch andere Dinge — ſie ſagen, daß ihr ein ſonderbarer und närriſcher Menſch ſeid — aber das thut nichts."

Nach dieſen Worten richtete ſie ſich zum Gehen. Herr Tiburius ging mit ihr. Sie ſprachen von dem Frühlinge, von der ſchönen Zeit; und wo der Weg die Gabel bildet, trennten ſie ſich — ihr Pfad ging links in die Waldestiefe hinunter, der ſeinige rechts gegen die Wand.

Herr Tiburius ging nun auch einmal auf den Muldenhügel hinauf, wo das Häuschen ihres Vaters ſtand, und nach dieſem erſten Beſuche kam er öfter, indem er die Pferde und die Leute auf dem gewöhnlichen Plaze der Straße auf ſich warten ließ. Er ſaß bei dem Vater und redete von verſchiedenen Dingen mit ihm, wie ſie dem Manne eben einfielen, — und er redete auch mit Maria, wie ſie in dem Hauſe ſo herumarbeitete, oder, wenn ſie in der Stube waren, zu ihnen an den Tiſch trat und zuhorchte — oder, wenn ſie auf der Gaſſenbank ſaßen, daneben ſtand, die Hand an das Angeſicht hielt, und auf die fernen Berge oder auf die Wolken hinaus ſchaute. Der Vater verzärtelte das Mädchen, er ließ ſie arbeiten, was ſie wollte, oder er ließ ſie auch, wenn es ihr gefiel, fort wandern und müſſig in dem Walde herum gehen. Zuweilen begleitete ſie den Herrn Tiburius ein Stükchen auf dem Hügel, und machte ſich gar nichts daraus, ihm zu ſagen, wenn ſie wieder in den Wald käme, damit ſie dort zuſammen träfen.

Herr Tiburius verſäumte dieſe Gelegenheiten nicht, ſie gingen mit einander herum, ſie pflükte die

Kräuter in ihr Körbchen, zeigte ihm manche von ihnen auf ihrem Standorte und nannte ihm die Namen derſelben, wie ſie nehmlich in ihrer ländlichen Sprache gebräuchlich waren.

Endlich zeigte ihr Tiburius ſeine Zeichenbücher. Er hatte erſt ſpät vermocht, dieſes zu thun. Er ſchlug die Blätter auf, und wies ihr, wie er manche Gegenſtände des Waldes und der Wand mit feinen ſpizigen Stiften nachbilde. Sie nahm den lebhafteſten Antheil an der Sache, und gerieth in ein ſehr großes Entzüken, daß man mit nichts als ledigen ſchwarzen Strichen ſo getreu und lieblich und wahrhaftig, als ob ſie da ſtänden, die Gegenſtände des Waldes nachbilden könne. Sie ſaß von nun an, wenn er zeichnete, bei ihm, ſchaute ſehr genau zu, und ließ die Blike auf die Gegenſtände und auf die Linien des Buches hin und her gehen.

Nach einer Zeit redete ſie ſogar ſchon darein und ſagte oft plözlich: „Das iſt zu kurz — das ſteht draußen nicht ſo.“

Er erkannte es jedes Mal als recht, was ſie ſagte, nahm Federharz, löſchte die Striche aus, und machte ſie, wie ſie ſein ſollten.

Zuweilen begleitete er ſie nach ſolchen Stunden zu ihrem Vater, zuweilen ging ſie mit ihm bis an die Steinwand. Von ſeinem Wagen, und daß ſeine Diener auf ihn draußen warteten, ſagte er ihr nichts.

So verging ein geraumer Theil des Sommers.

Eines Nachmittags, als ſchon längſtens wieder Erdbeeren waren, als er an der Steinwand ſaß und zeichnete, als ſie, das volle Erdbeerkörbchen neben ſich geſtellt, hinter ihm in den Steinen ſaß und zuſchaute, als eine langſtielige hohe Feuerlilie neben ihnen prangte, ſagte er: „Wie kommt es denn, Maria, daß du dich in dem Walde gar nicht fürchteſt, und daß du von dem Augenblike an, da wir zum erſten Male zuſammen getroffen ſind, auch mich gar nicht gefürchtet haſt.“

„Den Wald habe ich nicht gefürchtet,“ antwortete ſie, „weil ich gar nicht weiß, was ich fürchten ſollte — ich bin von Kindheit auf da geweſen, und kenne alle Wege und Gegenden, und weiß nicht, was zu fürchten wäre. Und euch habe ich nicht gefürchtet, weil ihr gut ſeid, und weil ihr anders ſeid, als die andern.“

„Ja wie ſind denn die andern?“ fragte Herr Tiburius.

„Sie ſind anders,“ antwortete Maria. „Ich bin früher zuweilen in das Bad hinein gegangen, wie es hier ſchier alle thun, um mancherlei Gegenſtände zu verkaufen — aber dann ging ich gar nicht mehr hin, als wenn die fremden Leute ſchon alle weg waren; denn ſie haben mich immer — und darunter waren Männer, denen es gar nicht ziemte — an den Wangen genommen und geſagt: „Schönes Mädchen.“

Herr Tiburius legte nach dieſen Worten ſeinen Stift in das Zeichenbuch, that das Buch zu, kehrte ſich auf ſeinem Steine um, und ſchaute ſie an. Er erſchrak ungemein; denn ſie war wirklich außerordentlich ſchön, wie er in dem Augenblike bemerkte. Unter dem Tüchlein, das ſie immer auf dem Haupte trug, quollen ſanft geſcheitelt die dunkelbraunen Haare hervor und zeigten in ihren zwei Abtheilungen die feine ſchöne Stirne noch feiner und ſchöner, überhaupt war das ganze Angeſicht troz der friſchen und geſunden Farbe unſäglich fein und rein, was durch die groben Kleider, die ſie gewöhnlich an hatte, noch eher gehoden als gefährdet wurde. Die Augen waren ſehr groß, ſehr dunkel und glänzend, ſie ſchauten den Menſchen, wenn ſie aufgeſchlagen waren, ſehr offen an, und waren, wenn ſie ſich nieder ſchlugen, von den langen holden Wimpern demüthig bedekt. Die Lippen waren roth und die Zähne weiß. Ihre Geſtalt zeigte ſelbſt jezt, da ſie ſaß, die dem Antlize entſprechende Größe und war ſchlank und ſanft gebildet.

Herr Tiburius, da er ſie ſo angeſehen hatte, wendete ſich wieder um, that ſein Buch wieder auf, und zeichnete weiter. Aber er zeichnete nicht mehr gar lange, ſondern ſagte halb zu Maria zurük gewendet: „Ich höre heute lieber auf.“

Er ſtekte den Stift in die Hülſe, welche an dem Zeichenbuche angebracht war, er that das Buch zu und ſchnallte es zuſammen, er ſtekte die Sachen, die herum lagen, zu ſich und ſtand auf. Maria erhob ſich ebenfalls aus dem Geſteine, in welchem ſie geſeſſen war, und richtete ihr Körbchen zuſammen. Dann gingen ſie, er ſein Zeichenbuch unter dem Arme, ſie ihr volles Körbchen an der Hand tragend, mit einander fort. Sie gingen von der Wand nicht gegen die

Straße zu, ſondern gegen den Wald, weil ſie Tiburius bis an die Stelle begleiten wollte, wo ihr Pfad in dem Dikicht ſeitwärts lenkte, um gegen den Hügel zu gehen, auf dem das Haus ihres Vaters ſtand.

Als ſie an der Stelle angekommen waren, blieben ſie ſtehen und Maria ſagte: „Lebt recht wohl, und vergeßt nicht, übermorgen zeitlich genug zu kommen; denn jezt ſtehen die Erdbeeren in den Thurſchlägen unten, wohin es viel weiter iſt. Ihr könntet ja dann auch wieder einmal zu dem Vater mitgehen, ich richte euch beiden die Erdbeeren zurecht, daß ihr ſie eſſet. Jezt gute Nacht."

„Gute Nacht, Maria, ich werde kommen," antwortete Tiburius, und wandte ſich gegen ſeine Wand zurük.

Sie aber vertiefte ſich zwiſchen den Zweigen und Stämmen der Tannen.

Herr Tiburius kam an dem Tage, wie er verſprach, ſie aber war ſchon da und wartete auf ihn. Da ſie ihn anſichtig wurde, lachte ſie und ſagte: „Seht, ihr ſeid doch zu ſpät gekommen, ich bin heute genau nach unſerer Uhr fort gegangen und bin früher eingetroffen, als ihr. Jezt müßt ihr mit mir in die

Thurſchläge hinunter gehen, und dann müßt ihr mit zu dem Vater, und müßt von den Erdbeeren eſſen.“

Tiburius ging mit ihr in die Thurſchläge, er blieb dort, ſo lange ſie Erdbeeren pflükte, ging dann mit ihr zu ihrem Vater und aß die Erdbeeren, die ſie den Männern auf die gewöhnliche Weiſe herrichtete, während ſie die ihrigen auf einem abgeſonderten grünen Schüſſelchen aß.

Allein Herr Tiburius war von jezt an viel ſcheuer und ſchüchterner als zuvor.

Er erſchien jedes Mal, wenn ſie ſich in dem Walde zuſammen beſtellten; ſie gingen mit einander herum, wie zuvor; aber er war zurükhaltender als ſonſt, er umging mit Aengſtlichkeit das Wörtchen Du, daß er es nicht zu oft ſagen mußte, und manchmal, wenn ſie es nicht bemerkte, ſah er ſie verſtohlen von der Seite an, und bewunderte einen Zug ihrer Schönheit.

So verging der lezte Theil des Sommers, und es erſchien der Herbſt, an welchem es gerade ein Jahr war, daß er ſie kennen gelernt hatte.

Da geſchah es eines Abends, daß dem Herrn Tiburius unter den vielen Gedanken, die ihm jezt ſeltſam, und ohne daß er oft ihren Urſprung kannte, in dem Haupte herum gingen, auch der kam: „Wie wäre es, wenn du Maria zu deinem Weibe begehrteſt?“

Als er dieſen Gedanken gefaßt hatte, wurde er faſt aberwizig vor Ungeduld; denn es war ihm, als müßten alle unverheiratheten Männer des Badeortes den heißeſten und ſehnſüchtigſten Wunſch haben, Maria zu ehlichen. Er war heute nicht bei ihr und ihrem Vater geweſen: wie leicht konnte einer in der Zeit hinaus gefahren ſein, und um ſie geworben haben. Er begriff den Leichtſinn nicht, mit welchem er den ganzen Sommer an ihrer Seite geweſen war, ohne dieſen Zwek in das Auge gefaßt, und Mittel zur annähernden Verwirklichung deſſelben eingeleitet zu haben.

Er ließ daher am andern Tage früh Morgens anſpannen, und fuhr ſo weit auf der Straße hinaus, als es ohne Aufſehen möglich war, worauf er dann auf dem Fußwege durch das Geſtrippe über den Hügel zu dem Häuschen hinauf wanderte. Er hatte die Badeordnung, die er überhaupt ſchon vernachläßigte, auf die Seite geſezt.

Da ſich Vater und Tochter verwunderten, warum er denn heute ſo früh komme, konnte er eigentlich keinen Grund angeben. Maria blieb gerade darum, weil er da war, immer in der Stube. Als ſie aber einmal doch, um irgend ein häusliches Geſchäft zu beſorgen, hinaus ging, trug er dem Vater ſein Anliegen vor. Da ſie wieder herein gekommen war, ſagte dieſer zu ihr: „Maria, unſer Freund da, der uns in dieſem Sommer ſo oft und ſo nachbarlich beſucht hat, begehrt dich zu ſeinem Weibe — wenn du nehmlich ſelber, wie er ſagt, recht gerne einwilligſt, ſonſt nicht.“

Maria aber ſtand nach dieſen Worten wie eine glühende Roſe da. Sie war mit Purpur übergoſſen und konnte nicht ein einziges Wort hervor bringen.

„Nun, nun, es wird ſchon gut werden,“ ſagte der Vater, „du darfſt jezt keine Antwort geben, es wird ſchon alles gut werden.“

Als ſie auf dieſe Worte hinaus gegangen war, als Herr Tiburius, dem es beim Herausfahren nicht eingefallen war, daß er Belege über ſeine Perſon mitnehmen müſſe, zu dem Vater geſagt hatte, er werde ihm alles, was ihn und ſeine Verhältniſſe angehe, bringen, in ſo ferne er es hier habe, und um das Fehlende werde er ſogleich ſchreiben, als er ſich hierauf bald entfernt hatte, und der Vater zu Maria, die auf dem hintern Gartenbänkchen ſaß, hinaus gegangen war, ſagte dieſe zu ihm: „Lieber Vater, ich nehme ihn recht, recht, recht gerne; denn er iſt ſo gut, wie gar kein einziger anderer iſt, er iſt von einer ſolchen rechtſchaffenen Artigkeit, daß man weit und breit mit ihm in den Wäldern und in der Wildniß herum gehen könnte, auch trägt er nicht die närriſchen Gewänder, wie die andern in dem Badeorte, ſondern iſt ſo einfach und gerade hin gekleidet, wie wir ſelber: aber das Einzige fürchte ich, ob es denn wird möglich ſein, ich weiß nicht, wer er iſt, ob er ein Häuschen oder ſonſt etwas habe, womit er ein Weib erhalten könne, und als ich in dem Badeorte war, und um ihn fragte, vergaß ich gerade um ſolche Dinge zu fragen.“

„Sei wohl über dieſe Sache ruhig,“ antwortete der Vater, „er iſt ja die ganze Zeit, da er uns beſuchte, ſo eingezogen und redlich geweſen, ſeine Worte waren verſtändig und einleuchtend und immer ſehr höflich. Er wird daher doch nicht um ein Weib anhalten, wenn er nicht hätte, was ſich ziemt. Der Menſch kann mit Wenigem zufrieden ſein, ſo wie mit Vielem.“

Maria war durch dieſe Worte überzeugt und beruhigt.

Als am andern Tage Liburius kam, ſagte ihm der Vater gleich beim Eintritte, daß Maria eingewilligt habe. Liburius war voll Freude darüber, er wußte gar nicht, was er thun und was er nur beginnen ſolle. Erſt in der nächſten Woche, als ihm Maria ſelber, da ſie auf der Gaſſenbank ſaßen, ſagte, daß ſie ihn mit großer, großer Freude zum Manne nehme, legte er heimlich, ehe er fort ging, ein Geſchenk auf den Tiſch, das er ſchon mehrere Tage mit ſich in der Taſche herum getragen hatte.

Es war ein Halsband mit ſechs Reihen der erleſenſten Perlen, welche ſchon durch viele Alter her ein Schmuk der Frauen ſeines Hauſes geweſen waren. Er hatte, da er im Frühlinge kam, das Schmukkäſtchen mit ſich in das Bad genommen, und es lagen noch mannigfaltige andere Sachen darin, die er nur erſt faſſen und umändern laſſen mußte, um ſie dann ſeiner Braut als Zierde geben zu können.

Maria kannte den großen Werth dieſer Perlen nicht, aber ſie hatte eine weibliche Ahnung, daß ſie viel werth ſein müſſen — das Einzige aber wußte ſie mit Gewißheit, daß ſie ihr, als ſie ſie einmal umgethan hatte, unſäglich ſchön und ſanft um den Hals ſtünden.

Inzwiſchen waren die Beweiſe und Belege über alle ſeine Verhältniſſe angekommen, und er legte ſie dem Vater vor. Auch hatte er in der Zeit ſehr ſchöne Stoffe in das Häuschen geſchikt. Maria hatte daraus Kleider verfertigen laſſen, aber alle in der Art und in dem Schnitte, wie ſie dieſelben bisher getragen hatte. Er hatte ihr nichts vorgeſchrieben, ſondern hatte ſeine Freude daran, und da ſie angezogen war, fuhr er mit ihr in ſeinem Wagen, vor dem die ſchönen Schimmel her tanzten, durch die belebteſte Straße des Badeortes.

Alle Leute erſtaunten auf das Aeußerſte; denn man erfuhr nun den Zuſammenhang der Dinge, namentlich da Tiburius vor Kurzem eine größere, ſchön eingerichtete Wohnung gemiethet hatte. Kein einziger Menſch hatte die leiſeſte Ahnung davon gehabt; ſelbſt ſeine Diener hatten immer geglaubt, er fahre blos um zu zeichnen in den Wald hinaus: indeſſen hat er ſich irgend wo dieſes ſchöne Mädchen aufgeleſen, und bringe ſie nun als Braut. In alle Häuſer, Zimmer und Kammern verbreitete ſich das Gerücht. Nicht ein

Mal, ſondern mehr als hundert Male wurde das altdeutſche Sprichwort geſagt : „Stille Wäſſer gründen tief,“ und mancher lüſterne, feinkennende, alternde Herr ſagte bedeutungsvoll : „Der abgefeimte Fuchs wußte ſchon, wo man ſich die ſchönen Tauben holen ſolle.“

Tiburius hatte indeſſen, als die geſezlichen Bedingungen erfüllt waren, und als die geſezliche Zeit verfloſſen war, Maria in ſeine Wohnung als Gattin eingeführt, und im Spätherbſte ſahen alle Badegäſte die noch da waren, wie er ſie in einen ſchönen wohleingerichteten Reiſewagen, der vor dem Hauſe hielt, einhob, und mit ihr nach Italien davon fuhr.

Er wollte dort den Winter zubringen, allein er blieb dann drei Jahre auf Reiſen durch die verſchiedenſten Länder, von wo er dann in das Haus zurükkehrte, das ihm unterdeſſen in Marias ſchönem Vaterlande gebaut worden war. Das väterliche hatte er verkauft.

Wie iſt nun Herr Tiburius anders geworden !

Alle ſeidenen Chineſen ſind dahin, die Elenhäute auf Betten und Lagerſtätten ſind dahin — er ſchläft auf bloßem reinem Stroh mit Linnendeken darüber — alle Fenſter ſtehen offen, ein Luftmeer ſtrömt aus und ein, er geht zu Hauſe in eben ſo loſen leinenen Kleidern, wie ſein Freund, der kleine Doctor, der ihm den Rath wegen dem Bade gegeben hatte, und er verwaltet ſein Beſitzthum wie ebenfalls der kleine Doctor.

Dieſer Doctor, der ſich für ſein Leben ein Recept gemacht hatte, hauſet nun ſchon mehrere Jahre in der Nähe von Tiburius, wohin er alle ſeine Pflanzen und Glashäuſer wegen der beſſern Luft und anderer gedeihlicherer Verhältniſſe übergeſiedelt hatte. Da ihm die Sache von Tiburius Heirath zu Ohren gekommen war, ſoll er unbeſchreiblich luſtig gelacht haben. Er achtet und liebt ſeinen Nachbar ungemein, und obwohl er ihn damals gleich nach kurzer Bekanntſchaft Tiburius genannt hatte, ſo thut er es jetzt nicht mehr, ſondern ſagt immer: „Mein Freund Theodor.“

Auch ſeine Gattin, die dem Herrn Tiburius zur Zeit ſeiner Narrheit beſonders gram geweſen war, ſchätzt und achtet ihn jetzt bedeutend: Maria aber wird von ihr auf das Herzlichſte und Innigſte geliebt, und liebt ſie wieder.

Mit dem treuen reinen Verſtande, der dem Erdbeermädchen eigen geweſen war, fand ſie ſich ſchnell in ihr

Verhältniß, daß man ſie in ihm geboren erachtete, und mit ihrer naiven klaren Kraft, dem Erbtheile des Waldes, iſt ihr Hausweſen blank, lachend und heiter geworden, wie ein Werk aus einem einzigen, ſchönen und untadelhaften Guße.

Tiburius iſt nicht der erſte, der ſein Weib aus dem Bauernſtande genommen hatte, aber nicht alle mochten ſo gut gefahren ſein, wie er. Ich habe ſelbſt Einen gekannt, dem ſein Weib alles auf ihren lieben, ſchönen, ländlichen Körper verſchwendete.

Der Vater Marias, weil es ihm in dem leeren Muldenhäuschen zu langweilig geworden war, lebt bei ſeinen Kindern, wo er in dem Stübchen die Uhr hat, welche ſonſt in der Stube ſeines Wohnhauſes gehangen war.

So wäre nun bis hieher die Geſchichte von dem Waldſteige aus. — Zulezt folgt eine Bitte: Herr Theodor Kneigt möge mir verzeihen, daß ich ihn immer ſchon wieder Tiburius geheißen habe; Theodor iſt mir nicht ſo geläufig und gegenwärtig, wie der gute liebe Tiburius, der mich damals ſo furchtbar angeſchnaubt hatte, als ich ſagte: „Aber Tiburius, du biſt ja der gründlichſte Narr und

Grillenreiter, den es je auf der Erde gegeben hat.“

Habe ich nicht recht gehabt?

Nachſchrift. In dem Augenblike, da ich dieſes ſchreibe, geht mir die Nachricht zu, daß der einzige Kummer, das einzige Uebel, der einzige Harm, der die Ehe Marias und Liburius getrübt hat, gehoben iſt — es wurde ihm nehmlich ſein erſtes Kind, ein luſtiger ſchreiender Knabe, geboren.

Dd 4887 $\frac{w.}{v}$

(5.)

Sy [illegible] Del 4887

2

Studien

von

Adalbert Stifter.

Sechſter Band.

Gedruckt bei Landerer und Heckenaſt
in Peſth.

Studien

von

Adalbert Stifter.

II. Band.

Verlag von Gustav Heckenast, [illegible]

[illegible]

UNIV.- UND LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Studien

von

Adalbert Stifter.

Sechſter Band.

Gepnik

Peſth, 1850.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Dr. Gerhard Niedermeyer

Erg 1104
Fa4

Vorrede

zum fünften und ſechſten Bande.

Schon vor längerer Zeit hätten dieſe zwei letzten Bände der Studien erſcheinen ſollen, aber verſchiedene Umſtände verhinderten es. Ein Theil des fünften Bandes war bereits gedruckt, als die Bewegung des Jahres 1848 ausbrach. Ich übergebe dieſe Bände nun der Oeffentlichkeit, da es doch vielleicht Menſchen gibt, die bei dieſen einfachen Schilderungen und bei dieſen harmloſen Karakteren eine Stunde der Erholung zubringen.

Linz, im November 1849.

Der Verfaſſer.

Inhalt des ſechſten Bandes.

Seite.
Zwei Schweſtern 1
Der beſchriebene Tännling 229

Zwei Schweſtern.

(1845.)

1.

Einleitung.

Wir legen in folgenden Blättern nicht ſowohl eine einfache Geſchichte, wie wir ſie in dieſen Büchern gerne erzählt haben, als vielmehr noch weniger dar, nehmlich blos den Zuſtand einer Familie, wie er aus mehreren uns unbekannten Veranlaſſungen, hauptſächlich aber aus der großen innern Grundverſchiedenheit zweier Schweſtern, der einzigen Kinder des Hauſes, hervor gegangen iſt. Wenn wir auch denjenigen, die gerne viel Thatſächliches und Geſchehenes leſen, nicht genug thun können, ſo glauben wir doch, daß mancher Seelen- und Menſchenforſcher, wenn er am Ende dieſer Blätter angekommen iſt, ſie nicht ohne eine kleine Theilnahme weglegen wird. Uns hat es einſt ein ſanftes, faſt trauriges Gefühl erregt, als uns ein Freund die lükenhafte Thatſache, wie ſie war, und ohne auf Verzierungen und Ausſchmükungen auszugehen, erzählt hat. Die Theilnahme war um ſo größer, als dieſer Freund ſelber in ſeiner Jugend eine einſeitige Bildung ſeiner Geiſteskräfte erhalten hatte, wodurch er in der Folge viel leiden mußte, als er ferner manchen unverdienten Schmerz und manche Täuſchung erfuhr, und als er auch von dieſer Familie eine Umdüſterung ſeiner Seele fort trug, die er wohl durch die Stärke und Heiterkeit ſeines Geiſtes, welche er ſich in ſpäteren Jahren erwarb, überwunden haben wird. Wir erzählen die Thatſache mit den Worten unſeres Freundes, obgleich wir als Nacherzähler auf die Friſche und Urſprünglichkeit verzichten müſſen, die ihm, der die Sache erlebte, eigen war, und wir überhaupt nicht die Lebendigkeit der Darſtellung beſizen, wie unſer Freund, der aber mit vielen ſehr wohlbegabten Menſchen die eigenthümliche Sucht theilet, nie etwas Geſchriebenes von ſich geben zu wollen.

Nach dieſen einbegleitenden Worten folge die Sache.

2.

Reiſefreunde.

Wir fuhren einmal unſer mehrere in einem Poſtwagen. In dem Kaſten ſaß ein Vater mit zwei Töchtern — ich weiß es nicht genau, aber ich hielt ihn dafür. Das ältere der Mädchen, ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahre alt, erregte durch ihr ernſtes und ruhiges Benehmen unſere Aufmerkſamkeit und unſern Beifall. Das jüngere war noch faſt ein Kind, das mit kindlichen Augen in die Welt hinein ſchaute. Außer dieſen drei Perſonen ſaß noch eine Frau in dem Kaſten, die ich für die Begleiterin, geweſene Amme, oder ſonſt etwas dergleichen von den Mädchen hielt, obwohl ſie vielleicht auch ganz und gar nicht zu ihnen gehören konnte; denn ſie gab, ungleich der gewöhnlichen Art ſolcher Frauen, ſehr wenige Zeichen von ſich, regte ſich wenig, und ſprach oft wirklich poſtenlange kein Wort. In dem hintern Gelaſſe des Wagens ſaßen ich und ein ältlicher Mann, den wir ſeines blaſſen Ausſehens und ſeiner ſchwarzen Kleidung halber ſcherzweiſe Paganini nannten. Er lächelte einmal bei dieſem Spottnamen trübſinnig und ſagte: „Wer weiß, ob es nicht ein ſehr großes Unglük für mich wäre, wenn ich wirklich Paganini wäre.“ Unter dem Vordache des Wagens ſaß neben dem Poſtgeleiter ein Student, von dem ich nichts zu ſagen weiß, als daß er ſehr viel aus einem Meißnerkopfe rauchte, an dem er ein langes Rohr und ein bewegliches Mundſtük hatte.

Die Reiſe war durch ganz und gar nichts ausgezeichnet, weder durch ſehr ſchlechtes noch durch ſehr ſchönes Wetter — weder durch ein Glük noch durch ein Unglük — weder durch beſonders langweiliges noch durch ungemein anziehendes Geſpräch. Als wir uns erſt ein wenig in einander hinein gelebt hätten, und die Sache ein wenig in den Gang gekommen wäre, hatten wir unſer Ziel erreicht, und wir gingen auseinander.

Ich hätte das Ding längſt vergeſſen, wenn nicht der Zufall eine Fortſetzung daran geſtückt hätte, wie er es oft mit den unzuſammengehörigſten Sachen thut. Man wird bei ſolchen Vorgängen gereizt, nach einer Art Vernunft in dem Gemengſel zu ſuchen, und wenn wirklich etwas daraus erfolgt, ſchieben wir es der Verſehung in die Schuhe — mit welchem Rechte oder Unrechte, weiß ich nicht. Die Sache aber war ſo. Als ich einmal, ich weiß nicht, nach welch langer Zeit in Wien war und in dem Gaſthofe zur Dreifaltigkeit, den ich immer zu benützen pflege, die hintere Wendelſtiege in den Hof hinab ſtieg, welche Stiege gewiß jeder Reiſende kennt, der einmal in dieſem Gaſthofe gewohnt hat, weil ſie ſo enge iſt, daß ſich ihrer zwei kaum ausweichen können: ſo begegnete mir hinauf ſteigend leibhaftig und wirklich unſer falſcher Paganini. Ich erkannte ihn ſogleich wieder, was hauptſächlich dadurch möglich wurde, daß er, wie ich glaube, den nehmlichen ſchwarzen Frak anhatte, wie damals im Poſtwagen. Da ich ihm meinen Gruß zurief, erkannte er mich auch, und wir drückten uns gegenſeitig die Freude aus, uns hier ſo unvermuthet getroffen zu haben. Wie es bei Reiſenden gebräuchlich iſt, fragten wir um unſer Befinden, wie lange wir ſchon da ſeien, und wie lange wir uns noch aufzuhalten gedächten. Da erfuhren wir nun, daß wir nicht nur ſchon drei Tage Zimmernachbarn wären, ſondern daß wir es auch wahrſcheinlich noch ſehr lange bleiben würden. Er hatte nehmlich einen Prozeß zu betreiben, und mußte in dieſer Angelegenheit viele Gänge und Beſuche machen: ich war wegen der Betreibung eines Bittgeſuches in Wien und hatte der Gänge und Beſuche gewiß nicht weniger zu thun. Wir ſprachen nach dieſer Mittheilung die Hoffnung aus, daß wir uns gewiß nun öfter ſehen würden, und um dies nicht eine bloße Redensweiſe ſein zu laſſen, verabredeten wir eine gemeinſchaftliche Speiſeſtunde in unſerm Gaſthofe, ſo oft es nehmlich einem jeden von uns möglich ſein würde; und bemerkten, daß wir uns auch ohnedem, da wir ſo nahe wären, manchmal treffen könnten.

In Folge dieſes Verſprechens kamen wir nun an dem Wirthstiſche zuſammen, wir fanden Behagen an einander, und jeder erſchien gerne zu der feſtgeſezten Stunde, wenn er nicht nothwendig verhindert war. Zulezt geſchah es auch, daß wir ſogar manchmal an Abenden, wenn es etwa regneriſch war, oder wenn

Einem ein Verdruß in dem Haupte ſpukte, an der Thür des Nachbars pochten; wenn er zu Hauſe war, eintraten, ein Stündchen verplauderten, und nicht ſelten den Verdruß verloren, weil man ihn erzählen und ſich recht weidlich darüber ausſprechen konnte. Zuweilen gingen wir dann auch an irgend einen Vergnügungsort, wohin der Einzelne, wenn er nicht aufgefordert worden wäre, gewiß nicht gegangen wäre.

So lebten wir drei Wochen neben einander, und lächerlich war es, daß wir beide immer im ſchwarzen Frake gingen, natürlich, weil er immer bei Rechtsmännern, ich aber bei Beſchützern aufwarten mußte. Er nannte mich daher einmal, da ich wieder ganz ſchwarz zum Speiſen nach Hauſe kam, Paganini den Dritten. Es war dies der einzige Scherz, den ich den Mann, der eher immer trübſinnig war, ſagen hörte.

Einmal war wieder recht ſchlechtes Wetter. Es war kein tüchtiger Regen, der alles rauſchen und ſtrömen macht, und daher doch wieder fröhlich iſt, ſondern es war das Wetter, das mir ſchier unter allen das widerwärtigſte iſt: ein diker unbeweglicher Nebel, der ſich wie Fließpapier an die Fenſter legt, der oben am Himmel Sonne, Mond, und alle Thurm- und Häuſerſpizen wegfrißt, und unten auf Erden alle Dinge naß, ſchmuzig und tropfend macht. Zum Ueberfluße war noch Sonntag, an dem wir beide keine Geſchäfte hatten. Wir ſaßen ſtochernd und in den Zeitungen blätternd herum. Da gerieth ich auf einen Einfall und legte ihn meinem Nachbar vor. Wir ſollten nehmlich in eins der Theater gehen, ohne eher, als wir uns in dem Hauſe befänden, zu wiſſen, in welches, und ohne das Stük zu kennen, das aufgeführt würde; denn die Zettel, die gewöhnlich auf einem Tiſchlein im Speiſezimmer lagen, hatten wir vorher keiner angeſchaut. Ihm war es recht und ich ſchritt ans Werk. Ich ließ einen Lohndiener rufen, riß aus einem weißen Blatte Papier fünf Stüke, ſchrieb auf jedes den Namen eines der fünf Theater Wiens, rollte ſie zuſammen, und befahl dem Diener, eins zu ziehen. In das Theater, deſſen Namen er auf ſeinem Zettel finden würde, ſagte ich, ſolle er uns Karten zu Sperrſizen holen, und die Karten in Papier gewikelt bringen. Unterwegs möge er uns einen Wagen beſtellen, dem er das Theater nenne, daß er uns um halb ſieben Uhr dahin fahre. Mein Nachbar ließ alles willig geſchehen, und der Diener ging fort. Als er wieder gekommen war und uns die in Papier gewikelten Karten gebracht hatte, gingen wir auf mein Zimmer, und verbrachten den Reſt des Nachmittages, wie man ſolche Nachmittage zu verbringen pflegt, das heißt, wir rauchten ein wenig, ſahen bei den Fenſtern auf den Nebel hinaus, und manchmal auf die Uhr. Endlich ward es finſter, weil die Zeit im ſpäten Jahre war, es ward zulezt auch halb ſieben Uhr, und der Wagen wurde uns gemeldet.

Ich hatte den Plan, daß wir durchaus nichts von der Fahrt wiſſen ſollten, ich ſagte daher meinem Nachbar, daß ich die Fenſtervorhänge des Wagens herab laſſen wolle. Er war, wie gewöhnlich, zufrieden, und wir ſtiegen ein. Der finſtere Wagen fuhr aus dem Thore, wendete um Eken, fuhr ziemlich lange fort, und ſezte uns endlich an dem Joſephſtädter Theater ab. Ich ſagte nun meinem Begleiter, wir wollen innen keinen Zettel anſchauen, daß wir das Stük, das geſpielt wird, nicht vorher kennen. Er willigte ein, wir gingen in das Haus, unſere Size wurden geöffnet und wir ſezten uns nieder. Wir waren ganz nahe an der Bühne, was uns angenehm war, und was wir dem Schuze unſers Lohndieners verdankten.

Das Theater war ſchon ſehr voll, man könnte ſagen, gedrängt voll, und doch kamen noch immer neue Menſchen, und klappten auf allen Seiten die Sperrſize, woraus wir ſchloſſen, daß ein ſehr beliebtes Stük bevorſtehe: aber unſerem Vorhaben getreu fragten wir niemanden, und da wir Fremde waren, redete uns auch niemand an. Endlich da ſchon alles außerordentlich erfüllt war, klang das Zeichen des Anfanges. Es wurde eine Muſik gemacht, die kürzer und unbedeutender war, als ſie gewöhnlich Stüken vorher zu gehen pflegt. Dann war es ſtille und der Vorhang ging auf. Die Bühne zeigte ein ſchönes Zimmer und war leer, nur daß ganz vorne an den Lampen zwei Notenpulte ſtanden. Unter den Zuſchauern war das tiefſte Schweigen. Da trat ein junger ſchwarz gekleideter Mann aus dem Hintergrunde der Bühne hervor, und führte ein Mädchen in weißem Gewande an der Hand — es war nicht eigentlich ein erwachſenes Mädchen, ſondern ein Ding, das noch zwiſchen Kind und werdender Jungfrau ſtand — das weiße Kleid ließ dem Kinde ſehr wohl, es hatte zwei breite auf den Rüken hinab gehende Zöpfe, und die Augenbogen, wie ich zu bemerken glaubte, waren beſonders klar.

Die Haare waren einfach geſcheitelt. Die Zuſchauer erhoben, als ſich dieſes Paar zeigte, einen unglaublichen Sturm des Beifalles, und man erkannte leicht, daß er dem Kinde gelte, welches durch den jungen Mann blos eingeführt worden war. Das Mädchen, da es in die Mitte der Bühne gekommen war, verbeugte ſich dankend gegen die Zuſchauer und blieb dann ſtehen, ungefähr wie jemand, deſſen Sinn ſchon auf ganz andere Dinge gerichtet iſt, und der die vorliegenden Beifallszeichen eher als eine Unterbrechung als als etwas anderes anſieht. Endlich hörte der Lärm auf, und das Kind ging von der Mitte der Bretter, wo es bisher geſtanden war, gegen die Lampen vorwärts. Seine Züge entwikelten ſich — ich gerieth in das äußerſte Erſtaunen, und mein Nachbar und ich ſahen uns plözlich an; denn das Kind war niemand Anderer, als jenes ältere der zwei Mädchen, die einmal mit uns in dem Poſtwagen gefahren waren, das immer ſo ernſt geweſen war, und das uns ſo gefallen hatte. Es war das nehmliche Mädchen, dem der Beifallsſturm gegolten hatte, und das, als wir wieder hin ſahen, eben eine Geige von einem der zwei Pulte nahm, und ſich noch einmal verbeugte. Mein Nachbar und ich ſagten zu einander: „Wir werden alſo jezt das Mädchen ſpielen hören“ und wir wußten nun auch, ohne daß es uns jemand ſagte, wer von den Lampen hell beleuchtet vor uns ſtehe: Thereſa Milanollo. — Mich ergriff nun jezt ein ganz anderes Gefühl, nehmlich die Angſt, ob das Mädchen auch ſo gut ſpielen würde, wie ich es wünſchte, und wie es mir um ſie lieb wäre, wenn es wäre. Mir war von jeher bloße Fertigkeit ſehr zuwider, und ſogenannte Wunderkinder machten mir jedes Mal einen Schmerz. Welch eine Qual und welche unzählige Stunden der Anſtrengung müſſen vorhergehen, ehe das Kind ſich die unglaubliche Fertigkeit erwirbt, und die arme gelehrige Seele ein äußerſt genau in das Ganze eingreifendes Geräthe wird. Daher hatte ich Mitleiden, als ich das ſchöne blaſſe Mädchen vor den Lampen ſtehen ſah, ehe man anfing. Die Züge waren unbeweglich und ich dachte mir damals, dieſe Büſte könnte man in Marmor hauen. Ich glaubte zu erkennen, daß ſie auf das nicht achte, was um ſie vorgehe, allein das konnte eben ſo gut Befangenheit als Kunſtgefühl ſein.

Endlich begann die Muſik des Orcheſters — ich blikte auf ſie — ſie ſtand ruhig und ſah mit ihren ernſthaften Augen vor ſich. Als der Augenblik gekommen war, wo ſie einfallen mußte, lag die Geige mit einem leichten Ruk an ihrer Schulter — und im Augenblike ging auch der ſchöne gehaltene Ton durch die Räume und durch alle Seelen. Mir war es auf der Stelle klar, dieſer Ton könne gar nicht anders als aus dem Herzen kommen, ſo wie alle folgenden aus dem Herzen kamen, weil ſie ſo zu Herzen gingen. Ich habe in ſpäteren Zeiten das Mädchen wohl noch ſpielen, nie aber mehr ſprechen gehört, ich bin mit ihr nie mehr zuſammen gekommen, und habe ſie auch nicht kennen gelernt. Ich kann daher aus andern Umſtänden nicht beurtheilen, wie tief ihr Fühlen ſei : aber aus dieſen Tönen war es mir eine Unmöglichkeit, zu denken, daß es nicht ſo ſei. Ich mußte mit Befremden in das Antliz eines noch ſo jungen Kindes ſchauen, das ſchon ſo empfand. Wie ihre Saiten durch die andere Muſik hervor tönten, wie ſie ſo entſchieden heraus ragte, wie ein Mann : war es mir als höre ich ein inniges, ſtarkes, erzählendes, und manchmal auch klagendes Herz. Gar ſchön aber war es, wie die Unſchuld in dem Spiele herrſchte — eine Unſchuld, die, möchte ich ſagen, nur bei Kindern möglich iſt, welche noch an kein Ich denken, das gefeiert werden ſoll, ſondern die Sache ſpielen, die Ihnen das Einzige iſt, das da gelte. Ich ſchäme mich daher nicht, es zu geſtehen, daß ich von dem Kinde mit einer tiefen ſchönen ſittlichen Gewalt erfüllt wurde. Ich klatſchte daher auch nicht in die Hände, als ſie endete, was aber unzählige Andere mit fürchterlichem Gepolter thaten. Ich kann nicht denken, daß dieſe das Eigentliche empfinden; denn wenn ein Künſtler, alſo ein höherer Menſch — und jeder wahre Künſtler muß das ſein — vor uns ſteht, uns einen ſchönern reinern Theil ſeiner Menſchlichkeit vor Augen führt, und die unſere zu ſich empor hebt: dort iſt mir, als ſollten wir beſcheiden verehren. Mit luſtigem Beifallsklatſchen und Rufen lohnt man nur den bezahlten Luſtigmacher. Das Mädchen ſenkte die Geige, es verbeugte ſich nur einmal und kurz, und wurde von demſelben jungen Manne, der es eingeführt hatte, wieder fort geführt.

So endete die erſte Abtheilung.

Nach einem kurzen Zwiſchenraume, den die Menſchen mit Geſpräche und Gebrauſe ausfüllten, begann die zweite. In derſelben führte Thereſa die jüngere

Schweſter heraus. Sie hielt ſie, gleichſam wie eine ältere Beſchützerin, an der Hand. Wir ſahen das jüngere der zwei Kinder aus dem Poſtwagen, das mit ſeinen Augen ſo kindlich geſchaut hatte. Das Mädchen, bedeutend kleiner als Thereſa, war ebenfalls weiß gekleidet, aber ſtatt der geſcheitelten Haare und der Zöpfe hatte es ein Kinderköpfchen, rund um voll Loken. Thereſa ſtimmte ihr die kleinere Geige, die auf dem zweiten Pulte lag, und reichte ſie ihr dar. Die jüngere Schweſter ſtand nicht, bevor das Spiel begann, mit dem Ernſte, und ich möchte ſagen, mit der Düſterheit da, wie die ältere gethan hatte, welche wußte, was für ein tiefes und ſchwankendes Ding jezt beginnen werde: ſondern ſie war, wie ein zuverſichtliches Kind, das eine ſchwere Aufgabe her zu ſagen hat, aber auch weiß, daß es dieſelbe kann. Das Spiel fing an. Die Kleine ſpielte es mit Freudigkeit und mit Sicherheit — Thereſa begleitete ſehr beſcheiden, und half nur hie und da gelegentlich mit einem ſtarken Striche aus. Da ſie endeten, erhob ſich ein rauſchender, ſtürmender, tobender Beifall. Die kleine Künſtlerin verbeugte ſich freudig, wie eben ein Kind, das froh iſt, daß es ſeine Sache gut gemacht hat.

Ich dachte mir: du liebes Weſen, das Herz mit ſeinen Freuden und Leiden muß noch nicht in dir erwacht ſein; die Töne ſind dir nette gute Dinge, aus denen man recht ſchöne Sachen machen kann — aber du erfuhrſt es noch nicht, welch eine Seligkeit und auch welch eine Wehmuth in ihnen liegen könne. — Thereſa führte unter einem Beifallsjubel das mit Lob überſchüttete Kind von der Bühne; nur in der Mitte wendeten ſich beide noch halb um und verbeugten ſich.

So endete das zweite Spiel.

Im dritten ſpielte Thereſa etwas Heiteres, aber Anſtandvolles. Ich könnte ſagen: ſie wand ihre ſtarken goldenen Töne herrlich um die Häupter der Menge.

Dann ſpielten beide ein kurzes Duett, und dann wieder Thereſa allein. Mir fiel jetzt mein Nachbar ein, den ich in der That ganz und gar vergeſſen hatte. Ich wußte nicht, ob er ein Kenner oder ein Freund der Muſik ſei, wir hatten, wie mir ſchien, von Muſik früher nie geſprochen. Er war auch die ganze Zeit über ſo ſtille neben mir geſeſſen, er hatte mich nicht angeredet, er hatte ſich nicht gerührt, ſo daß es begreiflich wird, daß ich, der ich ſo aufmerkſam gegen die Dinge vor mir hingezogen wurde, auf ihn vergeſſen konnte. Jezt ſah ich ihn an — aber ich erſtaunte und erſchrak faſt; denn es fielen ihm Thränen, eine nach der andern, Schlag auf Schlag, über die gefurchten Wangen herab. Dabei ſaß er ſtarr und unbeweglich. Alle, die um uns herum und alle, die ſchön gepuzt in den Logen ſaßen, blikten gegen die Bühne hin, und ſahen ihn nicht. Ich aber war ein wenig unruhig, und meine Aufmerkſamkeit war getheilt. Die Töne gingen vor uns fort, und die Muſik war eine traurige. Seine Thränen wurden noch reichlicher, und meinem ihm zugewendeten Ohre war es faſt vernehmlich, als ſeien ſie in ein hörbares Schluchzen übergegangen. Ich fürchtete, ich würde ihn aus dem Theater fort bringen müſſen: denn da jezt das Spiel aus war, ſahen auch die Augen anderer Menſchen auf ihn hin. Aber er hielt ſich feſt. Die Thränen wurden nicht mehrere, eher weniger, und das Schluchzen wurde nicht hörbarer. Er ſah hiebei nicht rechts und nicht links.

Thereſa ſpielte noch etwas Einfaches, ſehr Edles — dann war noch einmal ein ganz kurzes Duett — und dann war die Vorſtellung aus.

Da nun die Menſchen ſich zum Gehen erhoben, da ein Theil derſelben ſich in Bänken und Gängen ſtellte, um den lärmenden Beifall fortzuſezen, ſo war es unter dem Gedränge leichter, meinen Nachbar fort zu bringen, da jezt niemand weiter auf ihn achtete. Ich that auch, als hätte ich nichts geſehen, und da er näher gegen das Ende der Bank geſeſſen war, ging er in der Menge vor mir her. Auf dem langſamen Wege bis zu dem Thore wurde nichts zwiſchen uns geſprochen, aber da wir in dem Wagen, den ich draußen herbei gerufen hatte, ſaßen, ſagte er die Worte: „Ach, du unglüklicher Vater, du unglüklicher Vater!“

Da ich dieſe Aeußerung durchaus nicht verſtand, antwortete ich nichts darauf, und er ſprach auch während des Fahrens nichts weiter. Als wir in unſerem Gaſthofe angekommen waren, und ich eben den Fahrlohn für den Wagen bezahlte, ging er in ſein Zimmer hinauf. Ich that deßgleichen, und begab mich nach einiger Zeit in das Gaſtzimmer hinunter, um noch etwas weniges zum Nachtmahle einzunehmen. Es ſaßen verſchiedene Menſchen da, worunter ich einige kannte, da ſie ebenfalls Bewohner des Gaſthofes waren, und ſich gewöhnlich zu den Verſammlungsſtunden in dem Speiſeſaale einzufinden pflegten. Wir ſprachen verſchiedene Dinge, unter andern auch von den Geſchwiſtern Milanollo und ihrer heutigen Vorſtellung, aber nur oberflächlich, wie es bei Reiſenden oft gewöhnlich iſt, die, wenn ſie ſich auf mehrere Augenblike zuſammen finden, gern einige flüchtige Worte wechſeln. Mein Nachbar kam nicht zum Abendeſſen herunter. Ich blieb länger ſizen, als gewöhnlich, theils, weil ich müde war, theils, weil die Eindrüke, welche ich empfangen hatte, nur nach und nach verſchwanden.

Als ich von dem Speiſeſale über den Hof zu meiner Wendelſtiege ging, ſah ich gegen die Fenſter meines Nachbars hinauf, ſie waren ſchwarz, und er hatte bereits ſein Licht ausgelöſcht. Ich ſtieg die Treppe hinan, und da ich, um zu meinem Zimmer zu gelangen, an dem ſeinen vorüber mußte, hielt ich unwillkürlich an der Thür etwas an; aber es war todtenſtille in dem Innern, und der Bewohner mochte wohl ſchon in tiefem Schlafe liegen.

Da ich mein Gemach aufgeſchloſſen und wieder zugeſchloſſen hatte, da ich mein Licht auf dem Nachttiſchchen entzündet hatte, da ich ausgekleidet war und in dem Bette lag: hatte ich erſt die rechte Zeit, und nahm mir die rechte Muße, über das Benehmen meines Nachbars nachzudenken. Es mußte mir in der That bedeutend auffallen, und ich konnte nicht anders, als mir Vermuthungen darüber zu machen. Ich hätte in der frühern Zeit eher gedacht, daß der mittelgroße hagere blaße Mann durch Töne nicht gar leicht zu bewegen ſein müſſe; denn in dem Weſen deſſelben lag etwas Stilles, mitunter auch Trokenes, aber immer Etwas, das ſich nicht aufdringt, ſondern eher in ſich zurük tritt, und verſchließt. Daß wir ihn Paganini nannten, war mehr Schalkheit durch die flüchtigſte äußere Aehnlichkeit angeregt, als daß wir ihm dieſe Kunſt zutrauten. Es boten ſich mir drei Arten dar, ſein heutiges Benehmen zu erklären. Entweder war er wirklich für Muſik ſo empfänglich, daß das außerordentliche Spiel der Geſchwiſter Milanollo auf ihn ſo wirkte, daß er nicht mehr Herr ſeiner Bewegung war, und in die Thränen ausbrach, die wir an ihm ſahen. Dann aber iſt es nicht erklärlich, daß ich das nie früher bemerkt hatte; denn ungewöhnliche Empfänglichkeiten für ein Ding offenbaren ſich meiſtens ſehr bald, ſei es durch die Rede, welche der Empfängliche gerne auf das Ding hinlenkt, ſei es ein wenn auch minder bedeutender Anlaß, der das Ding herbei führt, und die Empfänglichkeit darlegt. Oder es mochte bei meinem Nachbar auch der zweite Fall ſein, daß er nehmlich zu jener Art Menſchen gehört, die, ohne es zu wiſſen, eigentlich tiefes Gefühl haben, das nur außerordentlich ſchwer aufgeſchloſſen wird, aber, wenn es aufgeſchloſſen iſt, deſto ſtärker und nachhaltiger dahin ſtrömt. An ſolchen Menſchen gehen oft Töne, Farben und andere Gelegenheiten Jahre lang ohne Wirkung vorüber, wie Waſſer über einen Felſen; aber von Ungefähr werden ſie durch einen Anlaß von ihrem unbekannten Innern ergriffen, daß ſie ſeiner Gewalt, die ſie überkömmt, gar nicht zu ſteuern wiſſen, ihr wie Kinder ohne Hülfe hingegeben ſind, und ihre Rathloſigkeit vor aller Welt offenbaren müſſen. Solche Menſchen werden von ihren Gefühlen viel ſtärker erſchüttert, als andere, die ihr Herannahen merken, und tauſend kleine Waffen dagegen in Bereitſchaft halten. Aber auch gegen dieſen zweiten Fall ſtreitet der ſonderbare Ausruf, den mein Nachbar im Wagen machte: Unglüklicher Vater, unglüklicher Vater. Dieſer Ausruf ſtimmt mit bloßer wenn auch ſtarker Erregung durch ſchöne Darlegung einer außerordentlichen Kunſt nicht überein. Es bleibt daher der dritte Fall über, daß nehmlich in dem Leben dieſes Mannes, der jezt in dem Zimmer neben mir einſam ſchläft, irgend unbekannte Verhältniſſe ſein mögen, die in Beziehung und Verbindung mit dieſer Muſik die Erregung ſo ſtark machten, daß er ſie von Menſchen weg in Verborgenheit trug, und ſich nicht mehr die wenigen Biſſen Eſſen gönnen konnte, die er gewöhnlich zu ſeinem Abendmahle einnahm.

Ich beſchloß daher, mir von der Sache gegen ihn gar nichts merken zu laſſen, und ihrer, wenn er nicht ſelber etwas ſagte, nicht zu erwähnen.

Ehe ich einſchlief, dachte ich auch noch auf die mir ſo lieb gewordene Thereſa. Es iſt alſo nicht, wie ich Anfangs gefürchtet hatte, bloße außerordentliche Fertigkeit an ihr, ſondern ſie verſteht, empfindet und erſchafft das Geſpielte. Aber auch ſo wollte ein Mitleid, und zwar noch ein innigeres, meine Seele um ſie beſchleichen. Wenn ſie ſehr oft in ſolchen heißen Gefühlen iſt, ſo wird ihr Leben darunter ermatten, und ihre Zukunft gefährdet ſein. Dies iſt jederzeit der Fall, und wenn die Selbſtſchöpfungen gar gewaltig aus dem noch jungen weichen und hülfloſen Herzen kommen, ſo muß dasſelbe gleichſam wie in einem Samum welk werden. Aber, dachte ich wieder, ſie wird ſchon ſtark und frei ſein, daß ſie das Gefühl ihrer Kunſt ertragen kann, daß ſie auch die anderen Dinge der Welt ſieht, und mit geſunden Augen durch das Leben geht. Oder vielleicht wird ſie durch die Wiederholung und durch die Bekanntſchaft mit ihren Wirkungen weniger angegriffen, als wir, die wir von der Neuheit und von der Plözlichkeit getroffen werden. Aber der Künſtler kann andererſeits nur allein die zarten Tiefen des Kunſtwerkes, in das er ſich verſenkt, ergründen, und muß ihnen die Seele hingeben: während wir blos von der Allgemeinheit der Sache überkommen werden, und nur die Allgemeinheit des Gefühles mit nach Hauſe tragen.

Wer kann das wiſſen und wer kann das ergrübeln?

Unter dieſen Gedanken war nach und nach der Schlummer, deſſen ich heute ſo bedurfte, über mich gekommen. Ich löſchte mein Licht aus, und in wenigen Augenbliken waren beide Welten, die äußere und die meiner Gedanken, verſchwunden.

Als ich am anderen Tage viel ſpäter als gewöhnlich, weil ich ſpät einſchlief, erwachte, als ich mich angekleidet hatte, in den Speiſeſaal hinunter gegangen war, und um meinen Nachbar, an deſſen Thür ich ein Vorlegſchloß geſehen hatte, gefragt hatte, hieß es, daß er ſehr früh ausgegangen war, ohne eine Nachricht hinterlaſſen zu haben, wann er wieder kommen werde. Ich ging nun ebenfalls an meine Geſchäfte und kam nicht eher, als um die gewöhnliche Speiſeſtunde nach Hauſe. Da ich in den Saal trat, ſah ich ihn ſchon an unſerem Tiſche ſizen, und ſezte mich zu ihm. Es waren mehrere Menſchen an dem Tiſche, die gewöhnlich um dieſe Stunde zu kommen pflegten; mein Nachbar erwähnte des geſtrigen Tages nicht. Als wir nach Tiſche, wie häufig, einige Minuten in unſeren Zimmern allein waren, ſagte er auch nichts, und ich, meinem Vorſaze getreu, ſchwieg ebenfalls.

Nach dieſem Ereigniſſe ging ich noch öfters, um die Geſchwiſter Milanollo zu hören. Ich habe aber meinen Nachbar nie dazu eingeladen, und er hatte mich in jener Zeit auch nie gefragt, wo ich geweſen ſei. Von den beiden Mädchen war zwiſchen uns nicht mehr die Rede.

Er lebte ſo ſtille und einfach fort, er war gefällig und zuvorkommend, wenn auch ſchweigſam und verſunken. Ich bereute es in meiner Zartfühligkeit, daß ich ihn einmal ſchlechtweg blos ſeines ſchwarzen Frackes und ſeiner blaſſen Geſichtsfarbe halber Paganini geheißen habe. Ich nahm mir mit feſtem Ernſte vor, nie mehr einem Menſchen auf Gerathewohl einen Spottnamen zu geben, weil ich mit ihm ſpäter beſſer bekannt werden und einſehen konnte, wie wenig er ihn verdiene.

Wir blieben noch immer in unſerem Gaſthofe. Er ging alle Tage unverdroſſen, und wie es mir ſchien, immer eifriger ſeinen Geſchäften nach. Mein Bittgeſuch, ſo langſam es ſich auch förderte, ging doch ſeinen Weg, ich hatte alle Gänge, die dafür zu machen waren, gemacht, hatte ſie wiederholt und konnte jezt nichts weiter thun, als ruhig abwarten, wie die Sache ausgehen werde. Nur die Anfragen, auf welcher Stelle ſeiner Laufbahn das Ding jezt ſei, konnten von Zeit zu Zeit gemacht werden.

Die Schweſtern Milanollo waren indeſſen abgereiſet. Die Tagesſchriften, welche von ihnen voll geweſen waren, hatten allgemach aufgehört, von ihnen zu reden, die Geſpräche, in denen ſie eine Rolle geſpielt hatten, waren verſtummt, das heißt, ſie handelten jetzt von etwas Anderem. Nur manches verſpätete Gedicht machte ſich noch in der einen oder andern Spalte einer Zeitſchrift gelten, und in manchem Geſpräche guter Freunde, wenn eben von Muſik die Rede war, wurde noch ihr Name genannt. Ich habe immer und jederzeit, wenn ſich Gelegenheit dazu gab, meine tiefen Gefühle über ihr Spiel offen dargelegt, nur wenn mein Nachbar zugegen war, mied ich eher die Gelegenheit, daß er nicht auf jenen Abend erinnert würde. Endlich kam die Zeit, wo man, ſo ſehr man ſie gefeiert hatte, doch nicht mehr eigens von ihnen ſprach, ſondern nur, wenn ſich zufällig die Gelegenheit dazu ergab. Daß etwas der Stoff des allgemeinen Geſpräches einer ſehr großen Stadt ſei, muß es ſich eben zugetragen haben, und muß Aufſehen erregen. Und gerade in großen Städten trägt ſich immer etwas zu, und macht von Zeit zu Zeit etwas Aufſehen. Darum ſind die Tagesgeſpräche ſo wandelbar. Wie lange das Kinderpar in dem Gedächtniſſe ihrer Freunde und Verehrer fortgelebt haben mag, kann ich nicht erörtern, und es liegt nicht innerhalb den Grenzen dieſer Geſchichte.

Mein Nachbar und ich waren noch immer in Wien. Er wurde ſpäter ſogar krank, und bei der großen ſonderbaren Scheu, die er gegen jedes Hoſpital an den Tag legte, lag er auf ſeinem Zimmer neben dem meinen darnieder, und hatte einen Arzt und eine Wärterin, ſonſt aber niemanden. Ich ging daher häufig, wenn es meine Zeit zuließ, zu ihm hinüber, redete mit ihm, erzählte ihm die Tagesbegebniſſe, was an der Wirthstafel geſprochen worden ſei, wer abgereiſet und neu angekommen wäre — ich gab ihm auch zuweilen Arznei ein, richtete ihm die Kiſſen, und erfuhr bei dieſer Gelegenheit, wie bitter mager der Mann ſei, wenn er ſo den Arm heraus ſtrekte, um etwas zu faſſen, oder wenn er etwa das Knie gegen die Deke ſtemmte, und eine ſehr ſpizige Piramide machte. Er lag den ganzen Tag ruhig, es kam kein Menſch zu ihm, und man wußte auch gar nicht, welche Angehörige er habe; denn man ſah ihn nie Briefe empfangen oder ſchreiben.

Endlich wurde er wieder nach und nach geſund,

und ging in ſeinem ſchwarzen Frake aus, wie er vor der Krankheit ausgegangen war, nur daß man ihm das überſtandene Uebel anſah.

Seine Abreiſe, wie er ſagte, näherte ſich nun heran. Er mußte ſeinen Prozeß verloren haben, weil er noch düſterer und noch trauriger ausſah.

Eines Tages kam er nach dem Mittagseſſen zu mir herüber und ſagte, daß er Abends nach ſechs Uhr mit dem Poſtwagen abreiſen werde. Er frage mich daher, ob er mich kurz vor jener Stunde treffen könne, um von mir Abſchied zu nehmen. Ich antwortete ihm, daß ich den ganzen Nachmittag zu Hauſe bleibe, und daß ich ihn ſogar, wenn er es erlaube, bis zu dem Poſtwagen begleiten werde. Er nahm es gerne an, und ging wieder in ſein Zimmer zurük. Von den Schweſtern Milanollo hatte er richtig bis hieher kein Wort geſagt.

Am Nachmittage hörte ich ihn viel hin und her gehen; er mußte einpaken, was er ſelber that, weil er nie einen Diener gehabt hatte. Ein wenig nach vier Uhr, da ich eben bei meinem Fenſter hinaus ſah, ſah ich einen Träger einen ledernen Koffer und zwei Handſäke von der Wendeltreppe herab über den Hof fort tragen, die ich als die ſeinigen erkannte. Von nun an war es in dem Zimmer neben mir ſtille.

Eine geraume Zeit nach fünf Uhr ging ich zu ihm hinüber, und fragte, wann er gehen wolle; ich ſei bereitet, ihn zu begleiten.

„Ich werde gleich gehen," antwortete er, „und wenn ihr Zeit habt, und euch die Mühe nehmt mich bis zu dem Poſtwagen zu begleiten, ſo freut es mich ſehr."

Bei dieſen Worten ſtekte er noch Verſchiedenes zu ſich, und warf verſchiedenes Unbrauchbare weg.

„Ich bin noch euer Schuldner," ſagte er dann, indem er etwas in ein Papier Gewikeltes, das auf dem Tiſche lag, nahm und es mir einhändigte.

„Wofür?" fragte ich.

„Ich habe vergeſſen, euch damals meinen Antheil an den Sizen und an dem Wagen zu bezahlen, als wir in dem Theater in der Joſephſtadt waren," antwortete er.

„Iſt es das?" ſagte ich, „das iſt ja ſo wenig, und es wäre von keinem Belange geweſen, wenn ihr ganz und gar darauf vergeſſen hättet."

„Muß doch berichtet ſein," antwortete er.

Ich ſteckte das Papier, ohne ſeinen Inhalt zu unterſuchen, zu mir, und verfolgte die Sache nicht weiter.

Er war indeſſen fertig geworden, und ſagte: „Iſt es gefällig?“

Ich wandte mich zum Gehen, er zog noch flüchtig die Lade des Schreibtiſches heraus um zu ſehen, ob er nichts vergeſſen habe, und wir ſchritten zur Thür hinaus. Es war ſonderbar, es fiel mir ſchwer auf, obwohl ich mit dem Manne nie in einer eigentlich näheren Verbindung geweſen war, daß er nun gehe, und, als wir das Zimmer verlaſſen hatten, die Schlüſſel an der Thür ſtecken ließ, wo bisher immer, wenn ich in ſeiner Abweſenheit vorbei ging, ein feſtes nettes Vorhängſchloß angelegt war. Als wir in den Hof gekommen waren, ſagte er der Magd, die wir dort ſahen, und der gewöhnlich das Zimmerfegen oblag, daß er nun reiſe, daß die Schlüſſel ſtecken, und daß ſie über das Zimmer verfügen könne.

Wir ſchritten nunmehr bei dem Thore hinaus. Auf der Gaſſe ſagte er zu mir: „Ich danke euch noch einmal ſehr freundlich für die Güte und Aufmerkſamkeit, die ihr in meiner Krankheit für mich gehabt habt. Ihr ſeid ein guter gefälliger Menſch, vielleicht treffen wir uns auf dieſer Welt noch einmal irgend wo wieder.“

„Wo wohnt ihr denn?“ fragte ich ihn.

„Ich habe bisher in Meran gewohnt,“ antwortete er; „wo ich in Zukunft wohnen werde, weiß ich noch nicht. Wenn ihr aber einmal nach Meran kommet, dürft ihr nur nach mir fragen, und man wird euch dann meinen Aufenthaltsort ſchon ſagen. Oder wenn ihr mir euren Wohnort nennet, ſo kann ich euch auch einen Brief ſchreiben, worin ich euch anzeige, wo ich ſein werde. Wenn ihr dann einmal in die Nähe kommt, ſo geht ihr zu mir. Ich werde gewiß eine große Freude haben, euch zu ſehen.“

„Und ich gewiß auch,“ antwortete ich.

Ich nahm nach dieſen Worten eine Namenskarte aus meinem Taſchenbuche, ſchrieb mit ſtarker Bleifeder meine Wohnung auf die Kehrſeite, und ſagte: „Unter dieſer Aufſchrift wird mich ein Brief von euch zu jeder Zeit des Jahres finden.“

Er nahm die Karte und that ſie in ſeine Schreibtafel.

Nun gingen wir ſchweigend neben einander her, entweder weil wir wirklich nichts zu reden wußten, oder weil wir geſpannt waren. Endlich, gleichſam um das kleine Stük Weges, das wir noch bis zur Poſt hatten, auszufüllen, that er die Frage: „Seid ihr ſchon einmal in Italien geweſen?“

„Es war wohl ſchon ſeit Jahren mein ſehnlichſter Wunſch, dieſes merkwürdige Land zu ſehen,“ antwortete ich, „aber meine Verhältniſſe geſtatteten es bisher immer nicht, den Wunſch zu verwirklichen. Indeſſen gebe ich ihn nicht auf, und wenn einmal eine Zeit kommt, in der es mir möglich iſt, eine groſze Reiſe zu machen, ſo iſt Italien das Land, in welche ich ſie unternehme.“

„Thut das ja,“ ſagte er, „es wird euch gewiß nicht reuen.“

Mit dieſen Worten waren wir an der Poſt angekommen, und gingen bei dem groſzen Thore hinein. Der Innsbruker Wagen war ſchon angeſpannt.

„Nun lebet wohl,“ ſagte er, „ich danke euch für die Begleitung, und danke euch auch noch einmal für alles Andere, was ihr mir gethan habt, und grüſſet unſere Mittagsgäſte recht ſchön.“

„Lebet wohl,“ antwortete ich, „und reiſet glüklich.“

Somit war der Abſchied vollbracht. Er ging an den Wagen und ſchaute bei allen Fenſtern hinein; allein da er ziemlich ſpät gekommen war, ſaßen überall ſchon Reiſende von verſchiedener Gattung darinnen: dicke und dünne, ſchnurbärtige und backenbärtige, mit Tabakspfeifen und Augengläſern verſehene — nur in dem hintern Gelaſſe bei einer Frau mit Reiſeſäken und Fächern war ein Pläzchen erübrigt — ſein Mantel, den er vorausgeſchikt hatte, lag neben den hintern Rädern auf der Erde, er hob ihn auf und that ihn um — auf der Wagendeke war man mit Schnüren und Zubinden fertig geworden, man pakte den armen alten Mann, wie es gehen wollte, ein, und fuhr mit ihm davon.

Ich blieb noch eine Weile auf der Gaſſe vor dem Poſthauſe ſtehen, und ſah dem Wagen nach, ſo weit ich ihn erbliken konnte. Die Eke der nächſten Gaſſe verdekte ihn aber bald. Hierauf ging ich in eine Geſellſchaft von jungen Männern, die ich kennen gelernt hatte, die ſich jede Woche an einem beſtimmten Tage verſammelten, und die mich hiezu eingeladen hatten. Es war eben der Tag, und wir ſaßen ziemlich lange beiſammen, und redeten von den verſchiedenſten Dingen der Welt.

Am andern Tage ſtand ich auf, und ging wieder meinen Geſchäften nach.

Es iſt unglaublich, aber es iſt doch ſo: der alte Mann, der fort gefahren war, ging mir ſehr ab. Zum Zimmernachbarn hatte ich einen Fruchthändler bekommen, der immer mit den Fingern ſehr ſchnalzte, wenn er über die Wendeltreppe hinab ging. Er war zugleich ſo dik, daß man auf der Stiege nicht an ihm vorbei konnte, ſondern in einen Gang oder unter eine Thür geſtellt, ihn vorüber laſſen mußte.

Ich war noch ziemlich lange an Wien gebunden. Endlich wurde meine Bittangelegenheit doch entſchieden, und zwar gegen meinen Wunſch. Der Fruchthändler war ſchon lange abgereiſt, ich hatte nach einander wohl fünfzehn verſchiedene Zimmernachbarn gehabt, und jezt, da ich meinen lang erſehnten Beſcheid in die Hände bekam, pakte ich meine Sachen zuſammen, und fuhr ebenſalls davon.

3.

Reiſebeſuch.

Ihr wißt alle, meine theuren Freunde, wie ich von jeher ein Kind des Zufalles geweſen bin. Zuerſt iſt ſchon meine Erziehung ein Zufall geweſen; denn nach dem Tode meiner vortrefflichen Mutter, welche der Meinung war, daß man das Herz und Gemüth vorzugsweiſe zu größtmöglichſter ſittlicher Vollkommenheit ausbilden müſſe, kam mein Vater an die Reihe, der früher wegen ſeiner vielen Geſchäfte nicht im Stande geweſen war, ſich um mich zu bekümmern, der aber im Allgemeinen den Plan meiner Mutter vollſtändig gebilligt hatte. Er wollte auf die Grundlage des Gefühles nun auch die wiſſenſchaftliche Ausbildung ſetzen. Aber er ſtarb ebenfalls in dem erſten Jahre. Nach ihm übernahm mein Oheim, der

Bruder des Vaters, die Erziehung. Dieſer verwarf alles, was nicht nach ſeinem Ausdruke praktiſch war. Praktiſch war aber dasjenige, das er dafür erklärte. Ich mußte nun immer arbeiten, das heißt, wie er ſelber ſagte, etwas hervor bringen. Das Hervorgebrachte aber mußte ein Sichtbares und Greifbares ſein, das dem Staate und der menſchlichen Geſellſchaft nüzte. Er theilte mir Lehrer und Gehülfen zu, die ſelber arbeiteten, und mich zur Arbeit anleiteten. Die Einbildungskraft, und alles, was mit ihr zuſammen hängt, nehmlich alle Kräfte, die zur Ausſchmükung und Ergözung des Geiſtes dienen, hielt er ſtrenge darnieder. Ich bin ſelber der Meinung, daß das heitere und freie Spiel jener Kräfte, die ſo ſchön und lieblich in der menſchlichen Seele liegen, in Verbindung mit einer Thätigkeit, wodurch das irdiſche Gut für den einzelnen und ſo auch für die Geſellſchaft hervorgebracht wird, den Menſchen ganz und völlig erfüllt und glücklich macht; aber ich konnte beides zuſammen nie erreichen, ſondern immer nur eines allein; denn als ich aus der Erziehung des Oheims entlaſſen war, weil ich nun ſelbſtſtändig in ſeiner Richtung vorwärts gehen konnte; that ich es nicht. Ihr wißt, wie ſich lange niedergehaltene Kräfte rächen. Ich gab mich nun, da ich frei war, dem Zuge meiner Einbildungskraft und den Anregungen meiner ſinnenden Kräfte unbedingt hin. Ich ließ die ſchönen Künſte, und allerlei Schwelgereien der Gefühle ohne Maß auf meine Seele wirken. Wenn mir damals ein hochherziges edles ſtarkes tieffühlendes Weſen entgegen getreten wäre, das aber auch im Schaffen und Wirken tüchtig geweſen wäre, daß ſich die Fülle der Habe und Wohnlichkeit ergieße: ich glaube, ich hätte es nicht erkannt und gewürdigt. — Jetzt, da die Geſchicke es weigern, könnte ich es wohl.

So wurde ich alſo durch Zufall, da ich meine Kräfte abgeſondert und einſeitig übte, ganz das Entgegengeſetzte von dem, was meine Erziehung bezweckte. Was weiter kam, war die natürliche Folge davon.

Im Kleinen war es ja auch ein Zufall, daß ich einmal mit den Schweſtern Milanollo in einem Wagen fuhr, ohne ſie zu kennen, und daß ich dann mit einem meiner damaligen Reiſegenoſſen wieder zuſammen traf, und ſie mit ihm hörte.

Noch mehr aber wirkte der Zufall ſpäter, da ich mich von meinem Zimmernachbar in der Dreifaltigkeit getrennt hatte.

Ich wollte damals, als ich in Wien war, durch die vielen Verbindungen, die ich meinem Vater verdankte, eine Stelle erringen, die ich meinen Fähigkeiten angemeſſen erachtete; denn das ohnehin nicht große Vermögen von meinen Eltern ſah ich durch mein ſchlenderndes Leben ſich nach und nach dem Ende zuneigen. Ich hatte große Verſprechungen und zehrte durch den langen Aufenthalt in der großen Stadt noch einen Theil von Zeit und Geld auf. Da erhielt ich den abſchlägigen Beſcheid und reiſte nach Hauſe. Es war die äußerſte Zeit, irgend etwas feſt zu ſetzen. Nun fing ich ſofort an, durch außerordentliche Thätigkeit und durch ſehr geſchikte Berechnungen, welch beides ich von meinem Oheime gelernt hatte, mir im Handel ein Vermögen zu erwerben. Ich hatte den Plan, mir mit demſelben, wenn es einmal groß genug wäre, ein recht nettes Häuschen mit einer Landwirthſchaft zu meinem künftigen Lebensunterhalte anzuſchaffen, freilich, um wieder träumen zu können. Zu meinen Berechnungen, deren Stoff ich mir mühſam durch ſtettes Herumfragen und

Reiſen erworben hatte, trafen noch glükliche Umſtände hiezu, die niemand ahnen konnte, die mein Oheim ſelber nicht ahnte, und die machten, daß ich mein Ziel viel früher erreicht hatte, als ich dachte. Ich kaufte das Häuschen, und da ich es eingerichtet hatte, da um das ganze Beſitzthum eine Einfriedigung lief, da ich die Bearbeitung meiner Grundſtücke begann: machte ich eine Erbſchaft, in welcher das alles viel reicher und ſchöner vorhanden war, als ich es mir je hätte einbilden können. Eine Tante, die älteſte Schweſter meiner Mutter, die mich einmal als Kind lieb gehabt hatte, die nach dem Tode ihres Gatten, eines reichen Mannes, einſam gelebt hatte, und dem Anſcheine nach allmählich, ohne daß man die Urſache wußte, in tiefe Armuth verſunken war, war mit Hinterlaſſung eines bedeutenden Reichthumes geſtorben. Sie hatte ſchon ſeit Jahren in einem kleinen Stübchen gelebt, und ſich nur mit dem Nothdürftigſten genährt und gekleidet. Sie nahm von der Familie nie etwas an, und wurde im Laufe der langen Zeit von uns faſt vergeſſen, als wäre ſie gar nicht mehr vorhanden geweſen. Ein großes äußerſt reizendes Anweſen, welches ein Anwalt, der in ihrer

Stadt lebte, bewirthſchaftete, gehörte zu ihrem Eigenthume. Er verwaltete es nur unter der größten Verſchwiegenheit, daß niemand wiſſe, daß ſie Vermögen habe, und ſie etwa in ihrer Abgeſchiedenheit überfalle, und ermorde. Dieſes Beſitzthum, welches die Tante Treuluſt nannte, obwohl das nahgelegene Dorf Reutſchlag hieß, und wohin ſie troz der großen Entfernung von ihrer Stadt jährlich einmal im tiefſten Geheimniße fuhr, hatte ſie mir nebſt einer beträchtlichen Summe Geldes, das zur erſten Einrichtung dienen ſollte, als Erbtheil hinterlaſſen. Die Söhne meines Oheims bekamen als bloße verſchwägerte Glieder der Familie jeder nur ein kleines Vermächtniß, und alles Uibrige, deſſentwillen ſie ſo bitterlich gedarbt hatte, das ſie durch lange Jahre und ungeheure Mühe zuſammen gebracht hatte, wurde milden Stiftungen zugewandt, und zwar nur ſolchen, die werkthätig zur Linderung menſchlichen Leidens eingreifen. Das war der Zwek ihres Lebens geweſen. Das Teſtament meiner Tante hatte ein außerordentliches Aufſehen gemacht, theils der Willenskraft wegen, die mit einer ſolchen Verfahrungsart verbunden iſt; theils des Gegenſatzes wegen, da nach vermutheter Armuth ein ſolcher Reichthum zum Vorſcheine gekommen war. Blos Treuluſt hatte für ſie eine Schwäche dieſes Lebens abgegeben: ſie hatte den Siz mit vieler Freundlichkeit und mit einem Geſchmake ausgeſtattet, den man der alten herben Frau nicht zugemuthet hätte, ſie ließ das Beſizthum immer im beſten Bauſtande und Betriebe ſein, und gab es endlich dem einzigen blutverwandten Weſen, das ſie noch auf der Erde hatte, zur Erbſchaft. Ich reiſete, als mir dieſe Dinge durch die Gerichte bekannt gemacht wurden, nach meinem neuen Eigenthume, fand es unendlich herrlicher, als mein altes, verkaufte daher alles, was ich mir mit ſo vieler Mühe und ſo vielem Fleiße zuſammen gerichtet hatte, und überſiedelte mich in meine neue Wohnſtätte.

Ich hatte in meinen frühern dürftigen Zeiten ein ſehr ſchönes Mädchen gekannt. Ich weiß nicht, ob ich es liebte, was man lieben nennt; jenes Lodern, Leiden und Sprudeln, was ich an meinen Freunden ſah, wenn ſie liebten, war nicht in mir; aber ich hatte es ſehr gerne, wenn ich die ſchöne Mathilde ſah, und mit ihr ſprechen konnte. Ich näherte mich ihr, zeichnete ſie aus, und geſtand ihr einmal meinen

Wunſch, ihr näher angehören zu wollen. Sie war nicht abgeneigt und ſagte, daß ſie gerne einwillige, wenn ich nur ſo viel habe, eine Gattin den Verhältniſſen gemäß erhalten zu können. Ich hatte mir eben damals mein erſtes Beſitzthum erworben, und legte ihr deſſen Beſchaffenheit vor. Sie erwiederte, es möchte doch vielleicht noch zu wenig ſein. Als ich Treuluſt erhalten hatte, war freilich alles zu ſpät; denn die ſchöne Mathilde war bereits mit einem Schloßbeſitzer, der in einiger Entfernung wohnte, vermählt. Ich war verdrießlich, war übel geſtimmt, und beſchloß wenigſtens jezt allein zu bleiben, und meinen Kohl zu bauen.

Ich begann es auch und die Sache fügte ſich nach und nach zuſammen.

In jener Zeit dachte ich wieder an die Schweſtern Milanollo. Wenn ich nehmlich manchmal Abends, da meine Leute etwa gar ſchon zur Ruhe gegangen waren, oder hinten an den Wirthſchaftsgebäuden ſaßen und plauderten, einſam in meiner grünen Stube ſaß, und nichts um mich war, als die ſchönen Kupferſtiche, die ich von der Tante geerbt hatte, nahm ich gerne meine Geige aus ihrem Fache, und geigte mir etwas vor. Ich hatte nehmlich in jener Zeit, als ich meinen Träumereien gelebt hatte, die Geige ſpielen gelernt, und hatte manche Stunde mit meinem Meiſter vergeigt. Aber ſo ſchön wie Thereſa geigte ich weder damals mit meinem Meiſter, noch jezt in meiner grünen Stube, obwohl ich eine aus alter Zeit ſtammende Cremoneſer Geige beſaß, und mir die beſten Saiten kommen ließ, die auf der Welt zu haben waren.

Wir hielten damals unſer vier Mitglieder zwei politiſche Zeitungen, nehmlich der Dechant zu Blumenau, der Forſtmeiſter zu Olsbag, der Schulmeiſter meines Dorfes und ich, da wir aber auch alle viere die Geige ſpielten, ſo wurde einmal, als wir uns bei einer Kircheneinweihungsfeier trafen, verabredet, daß wir alle Monate wenigſtens einmal bei mir zuſammen kommen, und ein Quartett einrichten wollten. Das Ding geſchah und kam bald in den Gang. Wir übten uns in wenigen der bekannteren Tonſezer, und ſpielten gewöhnlich zuerſt aus Haidn, dann aus Mozart, und endlich aus Beethoven. Wenn nun meine Mitſpieler ſehr zufrieden waren, und ſagten, die Kirchenmuſik in Blumenau und in

Stromberg ſei lange nicht ſo gut, als unſere Aufführungen, und die todten Meiſter könnten ſich in ihrem Grabe freuen, daß ſie ſo verehrt würden, und daß wir ſie doch ſo gut vortrügen; dann dachte ich: ihr habt nie ſo gut ſpielen gehört, wie ich, und mögt euch immerhin freuen, ich kann es nicht. Ich ließ ſie gewähren und verſchwieg meine Gedanken. — Unſere Luſt an der Sache ermattete aber endlich ein wenig, und die monatlichen Quartette ſchrumpften zu vierteljährigen ein, die wir aber auch da nicht immer abhielten, außer wir ſchikten uns eigene Einladungsbriefe dazu. Am Ende kam alles in Vergeſſenheit.

So waren mehrere Jahre vergangen, die ich mit Einrichtungen in Treuluſt verbrachte. Da dachte ich wieder an meine italieniſche Reiſe. Ich konnte ſie jezt mit Bequemlichkeit machen. Meine Verhältniſſe waren geordnet, ich hatte nichts zu erbauen, ich hatte keine Veränderungen vorzunehmen, und ich hatte keine Hoffnungen, die erfüllt werden ſollten. In Tirol lebten zwei Freunde von mir, die mich beſtändig zu ſich einluden. Der eine derſelben hatte eine Muſterwirthſchaft, die ſchon oft von Reiſenden und Zeitungen gelobt worden war. Ich konnte ſie beſuchen, dann weiter durch Südtirol gehen, und bei dieſer Gelegenheit auch in Meran nach meinem alten Reiſefreunde fragen; denn der Brief, den er mir über ſeinen neuen Wohnort zu ſchreiben verſprochen hatte, war nie angekommen.

Ich machte wirklich in Folge dieſer Gedanken im Winter meine Vorbereitungen. Ich machte ſie freilich nicht mit jener großen freudevollen Hoffnung, wie ich ſie vor mehreren Jahren gemacht hätte, wo mir mein Reiſeziel noch ſo hold vorſchwebte, und es an allen Mitteln gebrach. Ich weiß nicht, war ich nun um eben dieſe Jahre älter geworden, oder hatte ich mich ſo in mein Beſitzthum hinein gelebt, daß das Fortgehen davon ſchwerer war, als früher alle Reiſen, wo ich eigentlich zwar immer irgend wo wohnte, aber nirgends zu Hauſe war. Indeſſen machte ich meine Anſtalten doch noch immer mit gehöriger Luſt, und beſonders war es wohlthätig, daß jezt alle Mittel dazu vorhanden waren, die damals gänzlich gefehlt hatten.

Ich war gegen-Anfang des Frühlings mit meinen Verrichtungen fertig, und an einem ſehr ſchönen Morgen fuhr mich mein Altknecht mit meinen liebſten

Braunen, die ich ihm während meiner Abweſenheit recht auf die Seele band, auf einem Feldwege der nächſten Poſt zu.

Mein Plan war folgender: ich wollte erſt in den Frühlingstagen reiſen, um ſie zu genießen. Eine kleine Zeit wollte ich bei meinen Freunden in Tirol zubringen, dann während des Sommers in Oberitalien verweilen. Gegen die mildere Herbſtzeit zu wollte ich dann ſüdlicher gehen, den Winter in Rom und den Sommer im Albanergebirge zubringen. Endlich wollte ich nach Neapel reiſen, und im Winter dort, im Sommer aber auf Capri wohnen. Hiebei würde ich einmal Sicilien beſuchen. Der dritte Winter würde in Florenz verlebt, und der nächſte Frühling darauf würde mich wieder in der Heimath ſehen.

Iſt die Reiſeluſt dann gelöſcht, dachte ich, ſo bleibe ich zu Hauſe, erwacht ſie wieder, ſo beſuche ich dann andere Länder, da ich ja in meiner Behauſung nichts zurück laſſe, das ſich nach mir ſehnt.

Auf der Poſt nahm ich von meinem Knechte und von den Pferden Abſchied, ließ alle meine Leute grüßen, trug ihnen genaue Obſorge über das Hausweſen auf, und fuhr dann, da mein Gepäcke indeſſen umgepackt worden war, in die fremden Länder hinaus.

Ich rükte nun an Berg um Berg, an Thal um Thal vorüber. Die Reiſe übte, wie es jede an dem Menſchen thut, einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf mich aus. Das gleichmäßige Einerlei, in welches mich das ewige Betrachten des Getreidewachſens verſezt hatte, milderte ſich, und erfüllte ſich nach und nach mit den Moſaikſtüken grüner Berge, weißer Städte, leuchtender Landhäuſer, und vermannigfaltigte ſich durch die tauſend fremder Angeſichter, die mir begegneten, fremder Trachten, die ich ſah, und durch das fröhliche und ſeltſame Gewimmel, das die unzähligen Menſchen dieſer Erde treiben müſſen, um dem Tage das Leben abzugewinnen, und dieſes Leben dann doch wieder in der Schnelle zu vergeuden.

Es iſt ein großer ſonderbarer Anblik, dieſes merkwürdige Geſchlecht im Ganzen zu überſchauen — wie es ſich immer und immer geändert hat, und immer zu größerer Vollkommenheit zu gehen vermeinte. Wie mag es in den Millionen künftiger Jahre ſein, wohin unſer befangener Blik nicht zu dringen vermag — wer kann es wiſſen? Wenn man mit ſeinem Fühlen und Denken außer der Gegenwart ſteht, und von ihr nicht fortgeriſſen wird, ſo haſtet alles in Unruhe, in Begehren und in Leidenſchaft vorüber — manches ſchöne edle Herz lächelt uns an, daß man es liebt, und an ſich drücken möchte; aber es geht auch vorüber: — — wenn man dann die Natur betrachtet, wie die Geſelligkeit der Pflanzen über alle Berge dahin liegt, wie die Wolken ziehen, wie das Waſſer rieſelt, und das Licht ſchimmert — welch ein Treiben jenes, welch ein Bleiben dieſes! Durch die Natur wird das Herz des Menſchen gemildert und geſänftigt, durch das Wogen der Völker, ſobald man einen tieferen Geiſt hinein zu legen vermag, wird es begeiſtert und erhoben. Da ich immer ein Einzelner war, der nicht hatte, was er lieben oder haſſen konnte, lernte ich die Menſchen in der Weltgeſchichte kennen. Da waren ſie anders, als ſie ſich immer in der nächſtberührenden Welle geltend machen möchten. Was die Gegenwart oft als ihr Höchſtes und Heiligſtes hielt, das war das Vorübergehende: was ſie nicht beachtete, die innere Rechtſchaffenheit, die Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, das war das Bleibende. Was ein Redner, von dem bloſſen Theile eines Ganzen ergriffen, ſeinen Zeitgenoſſen heftig predigte, iſt in den folgenden Geſchlechtsräumen anders, weil anders gekommen.

Mit dieſen Gedanken fuhr ich die Straße des ſchönen Tirols hinan, und ließ dieſe Berge und Laſten auf mich einwirken, zwiſchen denen die Menſchen herum gehen, und wie überall, während ſie wähnen, nur für die nächſten Bedürfniſſe zu ſorgen, den Bau der Zukunft aufbauen. Und je nach der Güte oder Zerworfenheit der Gegenwart wird dieſer Bau auch dauernder oder hinfälliger.

Ich fuhr durch das lange Innthal, und lenkte dann in das Puſterthal ein. Ich hatte den einen meiner Freunde beſucht, und war eine Woche bei ihm geblieben. Die Zeit wurde verbracht, indem wir theils ſchöne landſchaftliche Stellen beſuchten, theils mit ſeinen Freunden zuſammen kamen, theils die Land- und Alpenwirthſchaft dieſes Volkes beſahen. Dann reiſete ich wieder weiter und kam zu dem andern, der den berühmten Hof hatte. Ich blieb drei Wochen bei ihm. Ich ſchaute alles an, was da war, ich betrachtete die Arbeiten, ich ließ mir erzählen, und fertigte ein Buch an, in welches ich alles eintrug, was ich mir merken wollte. Mit der ſchönſten Erinnerung und mit dem Bilde eines edlen Mannes — denn in früheren Zeiten hatten wir uns doch nur ſehr oberflächlich gekannt — verließ ich das Haus, und wandte mich nach dem ſüdlichen Tirol.

Es gingen noch duftblaue Berge, glänzender Firn, dunkelnder Wald und grünes Gelände an mir vorüber. Ueber manchen rauſchenden Bach mußte ich fahren, und an mancher freundlichen Häuſerreihe mußte ich vorbei, bis ich eines Abends in Meran einzog.

Es waren ſehr viele Fremde in dem Orte, die ſich gewöhnlich im Sommer einfinden, um die ungemeinen Reize der Gegend zu genießen. Im Herbſte, ſagte man mir, kommen meiſtens noch mehrere, weil ſie da eine Traubenkur zu gebrauchen pflegen.

Ich fragte, da ich nun da war, bei meinem Gaſtwirthe um Franz Rikar, ſo hieß nehmlich mein ehemaliger Zimmernachbar.

„Dieſer Mann,“ antwortete der Wirth, „iſt ſchon ſehr lange nicht mehr in Meran, er hat ſich ſehr einſchränken müſſen, es geht ihm ſehr ſchlecht, und er hat ſich an die Ufer des Gardaſees zurük gezogen, wo er geboren iſt.“

Als ich um den Ort fragte, ſagte er, den wiſſe er nicht genau, wenn es aber nicht Riva ſei, ſo müſſe es ganz gewiß in der Nähe ſein.

Als ich des Abends ein wenig in dem Städtchen herum ging, um es mir anzuſchauen, fragte ich auch noch andere Leute, und erhielt faſt überall die nehmliche Antwort, nirgends aber eine genauere.

Da ich dieſe Sache erfahren hatte, kam mir der Gedanke, den alten Mann nach Treuluſt zu ſchaffen. Er könnte, dachte ich, dort recht gut leben; ich bin ganz allein, er könnte unbeirrt ſein, er könnte etwas thun, oder auch nicht; wenn ich zurük käme, könnte ich mit ihm reden und umgehen; vielleicht gewinne ich ihn gar lieb, kränke mich um ihn, wenn er krank wird, pflege ihn, und weine um ihn, wenn er ſtirbt.

Dieſe Gedanken und dieſer Beſchluß änderten meine bisherige Reiſerichtung, ich ließ von dem Wege, den ich nach Mailand verfolgen wollte, ab, ließ meine Sachen auf ein eigens gemiethetes Fuhrwerk paken, und fuhr in demſelben am andern Tage Morgens auf dem nächſten Wege nach Riva zu. Ich beſchloß den Mann mit den nöthigen Schriften und mit Geld zu verſehen, ihn auf den Weg nach Treuluſt zu geben, und dann meine Reiſepläne wieder weiter zu verfolgen.

Als ich in Riva angekommen war, bewunderte ich nur ganz kurz die außerordentlich ſchöne Lage dieſes Ortes, und erkundigte mich gleich nach meinem Manne. Allein in ganz Riva kannte niemand den Namen Rikar, und als ich den Mann beſchrieb, war niemand vorhanden, der ſich erinnern konnte, je einen ſolchen geſehen zu haben.

Ich ſtand alſo an dem erſten Hinderniſſe meines gutgemeinten Planes. Weil ich aber einmal ſo weit war, ſo beſchloß ich gleich noch ein Mehreres zu thun. Ich beſchloß, da man einſtimmig geſagt hatte, er müſſe in der Nähe von Riva wohnen, ſofort einen beliebigen Bogen an den Riva-Ufern des Gardaſees herum zu fahren, an allen Orten, wo ich Menſchen vermuthete, anzuhalten, und zu fragen.

Zu dieſem Zwecke miethete ich ein Schiffchen und einen Fährmann, der es lenken konnte. Ich beſorgte Lebensmittel, wenn wir etwa länger an unwirthbaren Stellen verweilen ſollten, barg meine Sachen in meinem Zimmer im Gaſthofe, und beſchloß, ſo bald als möglich meine Fahrt zu beginnen.

Dies geſchah ſchon am nächſten Morgen, da ſich mein Fährmann ſehr früh eingeſtellt hatte. Wir begaben uns auf unſere ſonderbare Reiſe, und wurden durch das herrlichſte Wetter und manch anderes ſeltſame Ding belohnt. Was in mir von früheren Zeiten träumeriſch war, war ganz geeignet geweckt zu werden. Für Freunde landſchaftlicher Natur und Entwiklung iſt eine ſolche langſame von häufigem Anhalten unterbrochene Fahrt an den Ufern bei weitem vorzüglicher, als eine längs der Mitte des Sees, wo alles, was ſchön iſt, nur in allgemeinen Bildern unentfaltet vorüber rükt. Wir fuhren ſtets an den Geſtaden. Bald war es ein großer unermeßlich ſcheinender Fels, den wir umſchifften, und der wie ein Stük Alpe in das ſeichte Fahrwaſſer des Sees geworfen ſchien. An ſeinem Körper ſpielten die grauen Lichter und die violetten Schatten, und an ſeinem Fuße plauderten oder flüſterten die Wellchen, die unbemerkt und unabläſſig an ſeinem Kerne wuſchen. — Ein ander Mal war es wieder eine blendende Sandbank, die gegen das Dunkelblau des Waſſers hinaus ging. Hinter ihr klomm das reine Grün empor, das wieder oben in Felſen überging.

die dann bläulich in die noch blauere faſt funkelnde Luft hinein dämmerten. Oft ſtach eine ſolche Zunge gleichlaufend mit dem Ufer weit in den See hinaus, und jenſeits derſelben lag das ruhigſte dunkelblaueſte Waſſer wie ein geborgenes Band an dem Gürtel des Geſtades dahin. Wenn wir dann in die Langbucht einfuhren, ſo entwikkelte ſich eine Hütte, ein Häuschen, ein Landſitz, wo wir früher nur einen mattgrauen oder ſchwachweißen Punkt geſehen hatten. — Oft wurde das breite Waſſer des Sees ganz ſchwarzblau, unendlich dunkler, als die Luft, und längs des fernen Saumes glänzte, wie eine lichte Kalkwand, das Zierathenwerk der Felſen, und warf ſein Gitter zauberhaft in die Fläche des ſchwarzen Spiegels. — Wenn wir manchmal eine Wand ſahen, und meinten, ſie ſei weithin die glatteſte rizenloſeſte Mauer, ſo that ſie ſich, wenn wir an ihr entlang fuhren, auf einmal auf, und trug in ihrer Faltung eine niederſteigende von dichtem Buſchwerke bewucherte Furche, in der das klareſte glasdurchſichtigſte Alpenwaſſer nieder ſtrömte. Und wenn wir dann um die Sandhügel, die ſich heraus ſchoben, herum fuhren, und in die Bucht einlenkten, die ſich darſtellte, ſo ſahen wir, daß der Schauplaz ſehr groß ſei, und an ſeinem Rande ſtatt des grünen Wucherwerkes, welches wir erblikt hatten, rieſengroße ſchöne Bäume trug, und in mancher Eke noch ein aus rohen Steinen oder Stämmen zuſammen gefügtes Fiſcherhäuschen barg.

Mein Begleiter plauderte faſt unabläſſig fort. Ich lernte ſein ſeltſames Italieniſch bald verſtehen, und antwortete ihm darin, worüber er große Freude hatte. Er nannte mir alle Stellen, von denen er die Namen wußte, erzählte mir Geſchichten, die oft ſehr abentheuerlich und unglaublich waren, und zeigte, wie faſt alle Südländer gewohnt ſind, das lebhafteſte Entzüken über ſein ſchönes Land. Das erſte Mal aßen wir zu Mittag auf unſerem Schiffchen, das wir ruhig ſtehen ließen, und über deſſen Borde wir ein Brett als Tiſch legten, auf dem wir unſere Sachen ausbreiteten. Er that mir aus meiner Flaſche Beſcheid, und wurde noch geſprächiger und luſtiger, als vorher. Da ich ihm den Zwek unſerer Fahrt geoffenbart hatte, wurde er von dem Seltſamen des Dinges ergriffen, und ſo oft wir landeten, frug er in die Leute, die uns vorkamen, hinein, als müſſe er ihnen den alten Mann um jeden Preis und mit Gewalt entreißen; und das Märchenhafte, daß ich nichts als den Namen Rikar wußte, ergözte ihn ſo, daß er nach jedem Punkte am Ufer ſpähte, und oft ausrief: „Dort liegt ein Haus, dort liegt eine Hütte, dort liegt ein Stein.“

Die Nacht brachten wir in einer einzeln gelegenen Herberge zu, die mit ihren ſchimmernden Mauern, gleichſam wie eine weiße Tafel, an die Felſen geklebt ſchien, und von einem ganz verwikelten Geländer des grünſten Weinlaubes umgeben war. Am andern Tage fuhren wir ſehr früh ab, und ſahen Riva, von dem wir geſtern ausgegangen waren, wie kleine Papierſtreifchen auf dem Waſſer ſchwimmen.

Wir hatten alle unſere Vorbereitungen für den Gebrauch des Tages, und für unſer Mittagmahl wieder in das Schiffchen gethan, und fuhren das blaue ſchwellende Waſſer dahin. An all den zahlreichen Stellen, an denen wir bisher gefragt hatten, hatten wir keine Antwort erhalten. Geſpeiſt wurde wieder auf dem See.

Am Nachmittage gelangten wir in eine ödere Gegend des Waſſers. Das Land ſtieg ſanfter aber auch unfruchtbarer gegen den Spiegel herab. Wo der See ſeichter gegen die Ufer auslief, lagen viele große Steine in der Geſtalt von Knollen und Platten in ihm. Am Geſtade ſtand ein graues Haus, und über ihm am Rande der Landſchaft, waren, wie überall, die Felſen.

Wir fragten in dem Hauſe, ohne eine Auskunft zu erhalten. Vielleicht, ſagte man, wüßten die Fiſcher etwas, die weiter unten am Strande ſeien.

Da wir ein Weilchen gefahren waren, kamen uns die beſagten Fiſcher zu Geſichte. Mehrere Männer ſtanden mit hochaufgeſchürzten Beinkleidern in dem ſeichten Waſſer, und wuſchen Schmutz und ſchwarzes Gras aus den Netzen, die ſie ſtükweiſe aus den Fahrzeugen wikelten. Wir lenkten den Schiffsſchnabel gegen ſie, und fragten um Franz Mikar. Aber ſie ſahen uns ſprachlos an, als ob ſie ſich auf eine Antwort beſännen. Als ich, wie gewöhnlich, eine kleine Beſchreibung von dem Manne gab, rief ſeitwärts eine feine knabenhafte Stimme: „Da kann ich vielleicht eine Antwort ertheilen.“

Wir ſahen dahin, woher die Stimme gekommen war, und ſahen einen Knaben auf einem der aus dem Waſſer hervorragenden Steine ſtehen. Er gehörte nicht zu den Fiſchern, ſondern hatte ihnen nur zugeſchaut. Um das ſehr ſchöne aber ſehr braune Angeſichtchen mit den großen italieniſchen Augen waren äußerſt verwirrte und verwilderte Haare, der Hals und die Oberbruſt waren nakt, dann hatte er ein rauhes Ziegenfell um die Schultern, zu einer Art Ueberkleid geheftet, aus dem die nakten Arme hervor ragten, deren einer einen oben gekrümmten unten mit der Spitze in das Waſſer geſtemmten Stab hielt. Die Beinkleider endeten mit zerriſſenen Fetzen gleich unter dem Knie, von wo die nakten braunen Füſſe bis zum grauen Steine nieder gingen. An einer Schnur hatte er eine runde hölzerne Flaſche umhängen. Die Erſcheinung war, wie ein kleiner Johannes in der Wüſte.

„Nun, wenn du Auskunft geben kannſt, redete ich, ſo ſprich.“

Wir wendeten während dem unſer Schiffchen etwas näher gegen ihn.

„Sagt, iſt der Mann, den ihr ſuchet, alt?“ fragte er mit ſeiner feinen klaren Stimme.

„So ziemlich alt,“ antwortete ich.

„Nein, er iſt ſehr alt, ſagte er; — und hat er immer wie ihr ſprecht, ein blaſſes Angeſicht und ein ſchwarzes Kleid?“

„Ja,“ erwiederte ich.

„Dann iſt er es ſchon, ſagte der Knabe, der iſt es, der ſo wunderbar geigt, und auf den Anhöhen wohnt.“

„Er geigt?“ fragte ich.

„Ihr könnt euch nicht vorſtellen, wie herzergreifend er geigt,“ erwiederte der Knabe.

„Das iſt ja nicht möglich, ſagte ich, haſt du ihn geigen geſehen?“

„Ich bin nicht bei ihm geſtanden, da er geigte, antwortete der Knabe, aber ich habe ihn oft in der Ferne gehört. So geht er.“

Bei dieſen Worten beugte ſich der Knabe mit dem Oberleibe vor, und ſing an, auf ſeinem Steine hin und her zu gehen. Ich erkannte augenblicklich in dieſer Nachahmung den Gang meines Reiſefreundes. Ich hatte ihn oft ſo gehen geſehen, ohne es mir beſonders klar zu machen; der Knabe hatte es jetzt genau dargeſtellt.

„Ja, ja, der iſt es ſchon, rief ich, der iſt es ſchon. Iſt er wohl ſehr abgetragen und zerriſſen?“

Der Knabe blikte mich ſtumm an, ſo daß ich ſah, daß die Vorſtellung von Ganz oder Zerriſſen nicht in ſeinem Haupte ſei.

„Nein, ſagte er endlich, ich glaube nicht, daß ſein Gewand zerriſſen ſei.“

„Nun, ſo weiſe uns nur an, wie wir zu ihm kommen,“ ſagte ich.

„Da müßt ihr noch um das Höllwaſſer fahren, antwortete er, ſeht, wo dort die Steine liegen. Ich werde auch hinüber gehen, und wenn wir drüben ſind, werde ich euch ſchon hinauf weiſen.“

Er zeigte hiebei dem Ufer entlang in der Richtung, in der wir zu fahren hatten. Es lag da ein großes Geröllwerk, wie es gerne entſteht, wo Gießwaſſer in den See gehen, Sand und Steine mitſchleppen, und dieſe Dinge wie einen Wall an der Mündung liegen laſſen, der von Ferne, wie ein blendendes Dreiek, ausſieht. Während der Knabe auf dieſe Steine zeigte, beſchrieb er zugleich mit ſeinem Arme ſehr lebhaft einen Bogen, um anzudeuten, daß wir ſie umfahren ſollten.

Wir begannen die Fahrt, und zu gleicher Zeit hüpfte er am Ufer auf den Steinen neben uns her.

Wir bemerkten dabei, daß der lange Stab, den er in der Hand hielt, eine ſtarke eiſerne Spitze habe, und daß er ſich mit Hülfe desſelben von Stein auf Stein ſchwang. Er that dies ſehr behende und ſicher, daß wir ſahen, daß das Ding oft in einſamen Stunden ſeine Lieblingsunterhaltung geweſen ſein mochte. Weil der Sandhügel ziemlich hoch und lang war, mußten wir zu ſeiner Umſchiffung bedeutend weit in den See hinaus fahren, und ſahen den Knaben nun von Ferne und ganz klein, wie ein graues Hüpfmännchen, in den grauen Steinen ſich bewegen.

Als wir die Mündung umſchifft hatten, ſtand er ſchon auf dem Raſen und wartete auf uns. Zugleich ſahen wir mehrere Ziegen auf dem Grasgrunde, die zwiſchen den Steinen und dem wenigen Geſtrippe kletterten, und zu denen er gehören mochte.

Da wir nahe genug waren, ſagte er: „Da müßt ihr nun hinauf ſteigen, bis ihr in den Felſen, ſeht dort oben, in die Furche kommt, welche die Tiefſpalte heißt — ihr könnt da wo immer empor ſteigen; denn alle Ziegenpfade des Graſes führen in die Tiefſpalte hinauf. In derſelben müßt ihr fortgehen, bis ihr zu dem Häuschen des alten Hieronimus kommt. Es ſteht nur ganz allein in der Spalte. Da fragt wieder an, und der alte Hieronimus wird euch ganz gewiß zu dem Manne leiten, den ihr ſucht."

Da ich ihn fragte, ob er mich nicht ſelber durch die Schlucht, die er die Tiefſpalte heiße, hinauf führen, und mir manches von dem Manne, den ich ſuche, erzählen könnte, antwortete er: „ich kann euch ja nicht hinauf führen, weil da die Ziegen ſind, und von dem Mann kann ich nichts ſagen, als daß er es ſchon iſt, den ihr ſuchet."

Da nun die Sonne noch ſehr hoch ſtand, und ein bedeutender Reſt des Tages übrig war, ſo beſchloß ich nach der Weiſung des Knaben das Abentheuer zu wagen, um entweder meinen Mann ſelber zu finden, oder doch etwas Näheres von ihm zu erfahren. Deßhalb wendete ich mich zu meinem Fährmanne und ſagte: „Gerardo, die Flaſchen, die da in dem Korbe ſtecken, ſind Weinflaſchen. Jede, wie du ſiehſt, hat auf dem Halſe ein Petſchaft, welches auf dem Korke ſo angedrückt iſt, daß man ihn nicht heraus nehmen kann, ohne die Buchſtaben und die Zierden um dieſelben zu verletzen. Wenn du es daher doch thäteſt, um ein wenig Wein zu trinken und Waſſer nachzufüllen, würde ich es erkennen. Hier haſt du eine Flaſche, die darfſt du trinken, die übrigen mußt du unberührt laſſen; denn ſonſt würdeſt du betrunken werden, und müßteſt mir den theuren Wein bezahlen. Nun merke auf, was ich dir ſage. Ich werde jezt da hinauf ſteigen, um in den Bergen nach unſerm Manne zu fragen. Du mußt hier in dem Schiffe warten, bis ich entweder ſelber komme, oder dir einen Boten mit der Nachricht ſchike, was du thun ſollſt. Wenn bis zu dem Abende weder ich ſelbſt komme, noch ein Bote erſcheint, ſo fahre in das graue Fiſcherhaus zurück, oder ſonſt irgend wohin, und bleibe dort über Nacht. Am Morgen aber mußt du wieder auf dieſem Plaze ſein, und auf mich warten. Habe auf die Sachen Acht; ich will dir eine meiner Piſtolen nebſt Pulver und Blei zurük laſſen, wenn du mit dieſen Dingen umgehen kannſt; verpuffe aber nicht etwa aus Kurzweile und Luſtigkeit die Sachen auf dem See da, und loke dir die müßigen Leute auf den Hals. Habe auf alles Sorge, was ich ſage, und ſei klug."

„Ja, ja, Signore, ich werde klug ſein, ſagte der freundliche Burſche; aber die Piſtole brauche ich nicht, ich kenne die Ufer ohnehin recht gut. Ich werde auf euch hier warten, und wenn ihr bis Abends nicht kommt, und wenn auch keine Nachricht kommt, werde ich nicht ins Fiſcherhaus fahren, weil es mir nicht gefällt, ſondern ich werde ein wenig in den See hinaus rudern, werde dort den Schiffspfahl in den Boden ſchlagen, und das Schiff daran binden. Dann werde ich mich auf die Rohrmatten legen und ſchlafen. Ich habe zwei wollene Decken mit, die ſind gut. Es wird eine warme Nacht kommen und kein Wind ſein, wie alle Tage her."

„Gut, ſagte ich, mache es, wie du willſt."

Ich nahm nun meine Ledertaſche vom Schiffsboden auf, und hing ſie um. Ich nahm mein Fernrohr, nahm die Piſtolen, nahm eine Flaſche Wein und etwas kalten Braten, ſteckte alles in meine Ledertaſche, und ſtieg zu dem Knaben am Ufer aus, der mich mit einem wirklich außerordentlich ſchönen aber auch außerordentlich verwilderten Angeſichte und mit verſtändigen Augen anſah. Ich gab ihm ein Geſchenk, das er mit freundlichem Lächeln annahm.

„Lebt wohl, Signore," rief mir mein Fährmann noch nach.

„Leb wohl Gerardo, antwortete ich, ſei folgſam und obſichtig."

Und nun begann ich auf dem kurzen und ziemlich unfruchtbaren Graſe empor zu ſteigen, während meine zwei Geſellſchafter, wie ich hinter mir hörte, ein Geſpräch mit einander begannen.

Das Höllwaſſer mußte zu Zeiten ſeinen Namen recht wohl verdienen, da ein ſolcher Gräuel von Schutt und von Steinen neben mir lag, obwohl es jetzt ſo ſchwach und ohnmächtig, wie ein Kind in dieſen Dingen dahin fädelte, jeden Stein umgehen, und in dem feinen Sande ſich ſein dünnes Rinnſal graben mußte.

Als ich eine Weile geſtiegen war, und mir in der großen Hitze, die im Gebirge herrſchte, der Schweiß kam, blieb ich ſtehen, und wendete mich um, um auf die zwei einzigen Weſen, welche ich in dieſer Gegend verlaſſen hatte, zurück zu ſchauen. Ich nahm mein Fernrohr heraus, und richtete es, um ſie beſſer betrachten zu können. Ich fand ſie mit dem Rohre auch ſehr bald. Gerardo lag bereits über die Sachen des Schiffes längelang ausgeſtreckt, das Antlitz nach aufwärts gekehrt, die Arme oberhalb des Hauptes geſchlagen, die rothe Müze über die Augen gezogen, und von der warmen ſüdlichen Nachmittagsſonne beſchienen. Er genoß auf dieſe Art fröhlich der ſüßen Ruhe, die den Menſchen ſeines Standes und Landes nächſt der Nahrung des Leibes, oder noch vielleicht vor derſelben, das Höchſte iſt. Den Hirtenknaben fand ich auch, wie er gleichfalls auf der Erde zwiſchen den grauen Steinen lag, und ſich wärmte. Außer dieſen zwei Menſchen und den wenigen Ziegen war in der ganzen Gegend nichts lebendiges zu ſchauen. Die Umgebung ſtimmte gerade ſo feierlich und lächelnd, wie ſie immer im Süden iſt, dazu. Ich ließ mein Rohr abwechſelnd von dem einen, der auf dem blendenden Schiffholze lag, zu dem andern, der in die einförmigen Steine gelegt war, hin und her gehen. Von ihnen weg dehnte ſich die tief dunkelblaue Fluth des Sees hinaus, die nur zeitweiſe eine weiße feurige Furche warf, oben ſtand der ebenfalls tiefdunkle Himmel, der zu dem Bilde gehörte, und an dem Rande woben die violetten duftigen Berge.

Da ich eine Zeit geſtanden war, und mich erholt hatte, wendete ich mich wieder um, und verfolgte meinen Weg wieder weiter.

Ich kam nach und nach in die Schlucht, welche der Knabe angedeutet hatte. Es begannen aus dem Raſen ſich Steine zu heben, die mich in den natürlichen Zwiſchenraum, den ſie zwiſchen ſich ließen, hinein lokten. Bald ging ich auf einem Pfade, zu deſſen beiden Seiten hohe Felswände waren, aufwärts. Der Pfad hob ſich dann ſelber an der rechtſeitigen der Wände, und hatte links unter ſich einen tiefen Grund, in welchem die Furche eines Gießwaſſers lief. Die Furche aber war nicht zu ſehen, da die ganze Spalte, wie überall an den Ufern dieſes Sees, mit dichtem Gebüſche und mit ſchlanken wuchernden Bäumen bedeckt war. Unter dem Geheimniße dieſer grünen Decke hörte ich das Waſſer, das jetzt ſehr ſchwach war, fließen, ich hörte bald das Raſcheln kleiner Abſtürze, bald das Rieſeln größerer Waſſerfälle, während rechts von den Felſenmauern der brennende Sonnenſtrahl auf mich fiel. So ging ich weiter.

In kurzer Zeit erblikte ich das Häuschen, von dem der Knabe geſprochen hatte. Es war ſchneeweiß, ſtand ſehr nahe an dem Felſen, und ſchien von Weitem ſo flach zu ſein, als wäre es mit dem

Weinlaubgeländer, das hier überall um die Häuſer läuft, an die Steine angebunden.

Da ich hinzu gekommen war, klopfte ich an die Thür, worauf eine Magd erſchien, und mich um mein Begehren fragte.

Ich ſagte, daß ich einen Mann mit Namen Hieronimus ſuche.

„Mein Herr heißt eigentlich Hieronimus Rüdheim, antwortete ſie, aber die Leute, denen er ſchon vierzig Jahre Gutes thut, und die ihn betrügen, nennen ihn nur ſchlechtweg und undankbar den alten Hieronimus. Wartet ein wenig, ich werde es ihm gleich ſagen."

Sie ging hinein und ſchloß vor mir wieder die Thür.

Nach Kurzem öffnete ſich dieſelbe abermals, und ein alter Mann trat heraus, der den ganzen dichten Tirolerbart in blendend weißer Farbe trug. Er hatte einen ſchwarzen Rock an, der eine Tirolerjacke geweſen wäre, wenn ihn nicht ſeine Länge und Weite faſt zu einer Kutte gemacht hätte. An der Bruſt blikten die breiten grünen Hoſenträger hervor. Das dunkle Beinkleid reichte bis an die Knie, dort waren ſilberne

Schnallen, dann kamen grüne Strümpfe und ſchwarze Bundſchuhe.

„Was willſt du denn?“ fragte er mich, indem er unter der Thür ſtehen blieb.

„Unten am See hat man mir geſagt,“ antwortete ich, „daß ihr mir über einen Mann Namens Franz Rikar Auskunft zu ertheilen im Stande ſeid.“

„Gehe herein, ich werde dir etwas zu eſſen und zu trinken geben,“ ſagte er.

„Hinein gehen will ich wohl,“ antwortete ich, „da es hier vor dem Hauſe ſo heiß iſt, trinken will ich auch, wenn ihr mir etwas gebt, aber eſſen kann ich nichts, da es von meinem Mittagmale noch gar kurz her iſt.“

„Nun ſo gehe nur herein,“ ſagte er.

Ich trat, da er jezt von der Thür zurük wich, in eine Art Vorhalle ein, die ſtark gewölbt und ſehr angenehm kühl war. Um einen eichenen Tiſch, der in einer Eke ſtand, liefen Bänke herum, auf deren eine ich mich nieder ließ. Er ſezte ſich mir gegenüber.

„Marianne, rief er, bringe Wein, Brod und ſehr friſches Waſſer.“

Die Magd, welche ſich im Hintergrunde der Halle beſchäftigt hatte, entfernte ſich, und brachte bald auf einem blanken Unterſaze die geforderten Dinge.

„So, greife nun zu und ſtärke dich,“ ſagte er.

Ich ſchenkte mir Wein und Waſſer ein, da ich in der That durſtig war, trank, und nahm dann ein Schnittchen von dem weißen ſchönen Brote.

„Du willſt alſo über Franz Rikar Auskunft haben?“ ſagte er.

„Nicht ſowohl Auskunft, antwortete ich, als vielmehr den Weg zu ſeiner Wohnung wünſchte ich zu erfahren. Wir waren einmal Reiſegenoſſen, dann waren wir ein ander Mal ſehr lange Zeit Zimmernachbarn, und verſprachen, da wir ſchieden, daß wir uns, wenn einer in die Nähe des andern käme, beſuchen wollten. Da ich nun zufällig durch dieſe Gegend reiſe, und in Erfahrung gebracht habe, daß er hier herum irgend wo wohne, ſo möchte ich mein Wort löſen, und ihn beſuchen.“

„Du biſt wahrſcheinlich ſein Freund von Wien her,“ ſagte der alte Mann.

„Ja, ſo iſt es,“ antwortete ich.

„Ich kann dir ſchon den Weg zu ihm zeigen, ſagte er, und werde ihn dir zeigen; aber ſage, wer hat dir denn Anweiſung gegeben, daß du mich um Franz Rikar fragen ſollſt?“

Ich beſchrieb ihm den Hirtenknaben, und ſagte, daß mich derſelbe in die Schlucht zu ihm herauf gewieſen habe.

„Der Knabe Giuſeppe hat ſchon recht,“ ſagte er, „ich kenne den Franz Rikar ſehr gut, und will ihm wohl. Er wird eine große Freude haben, dich zu ſehen. Trinke deinen Wein aus, iß noch ein Stückchen von dem Brote, dann werde ich dir den Weg zu ihm zeigen.“

„Ich habe keinen Hunger,“ antwortete ich, „und den Durſt habe ich mir auch ſchon gelöſcht. Wenn ich aber hier einen Boten haben könnte, der zu dem See hinunter ginge, wäre es mir lieb; denn ich habe einen Fährmann unten gelaſſen, dem ich gerne eine nähere Bothſchaft ſchiken möchte, vorausgeſezt, daß es zu Franz Rikar ſo weit iſt, daß ich heute von ihm nicht mehr zu dem See zurük kommen kann.“

„Es iſt ſo weit,“ erwiederte er, „daß du von hier aus wohl bis Sonnenuntergang brauchen wirſt, um zu ihm zu gelangen. Ich kann dir keinen Boten geben; denn dies Haus iſt das einzige in der ganzen

Gegend, und ich bin ganz allein mit der Magd auf der Sommerkühle heroben. Wenn mein Hausmeier oder ſonſt jemand von meinen Leuten zugegen wäre, würde ich ihn dir zu Rikar mit geben, oder zu dem See hinab ſchiken, wie du wollteſt. So aber kann ich es nicht. Wenn du daher mit deinem Fährmanne nichts Beſtimmtes verabredet haſt, ſo ſteige wieder zu ihm hinunter, und ſchiebe den Gang zu Rikar auf morgen auf."

„Ich habe eben ſo viel mit ihm verabredet," antwortete ich, „daß es nichts macht, wenn ich heute nicht mehr zu dem See hinunter komme; ich hätte ihm nur gerne eine ganz genaue Nachricht überſendet."

„Nun das kannſt du halten, wie du es für gut findeſt," ſagte er.

Während dieſes Geſpräches hatte ich mir, um ſeinen Willen zu thun, noch ein Bischen Wein eingeſchenkt, ihn getrunken, und ein Stükchen Brod dazu gebrochen. Nun aber drükte ich meinen Wunſch aus, aufzubrechen, um mein Ziel zu erreichen, und bat ihn mir den Weg, wie er verſprochen habe, zu zeigen.

„Da mußt du mit mir auf die Gaſſe heraus gehen," ſagte er, „trinke noch einmal auf glükliche

Wanderung, und ſchlage dann genau den Weg ein, welchen ich dir erklären werde. Grüße mir Nikar, und ſage ihm, daß ich dir den Weg zu ihm gezeigt habe."

Ich nahm meinen Hut von der Bank auf, er ſtieß mit mir auf glükliche Reiſe an, und wir gingen dann auf die Gaſſe hinaus.

„Du haſt eigentlich," ſagte er, „den längſten und unbequemſten Weg eingeſchlagen, der von dem See zu Nikar hinauf führt; aber da du einmal da biſt, mußt du ſchon auf ihm fortgehen. Schreite von hier gar durch die Schlucht empor. Sie wäre oben geſchloſſen, daß man gar nicht hinaus könnte, aber ich habe der Ausſicht wegen Stufen in die Steinwulſt ſchlagen laſſen, die quer über ſie liegt, und dieſe Stufen ſteige hinan. Wenn du oben biſt, ſchaue nach der Gegend, nach welcher die Sonne geht. In dieſe Gegend gehe du auch. Zur Sicherheit der Richtung wirſt du einen Berg ſehen, der ſo ausſieht, als ob er auf ſeinem Gipfel rothe Steine hätte. Auf dieſen Berg gehe zu. Wenn du ihn erreicht haſt, laſſe ihn zu deiner rechten Hand, und gehe fort. Du wirſt dort auch einen getretenen Pfad finden. Wenn du den Berg hinter dir haſt, gelangſt du auf eine Haide, auf welcher ſehr viele graue Steine liegen. Dort iſt wieder kein Pfad. Gehe aber durch die Steine immer der untergehenden Sonne nach. In einer Weile wirſt du einen Stein ſehen, der viel größer iſt, als alle andern; du wirſt ihn auch daran erkennen, daß er ſchwarz iſt, und auf ſeinem Gipfel eine verdorrte Fichte trägt. Er iſt der einzige Stein in der Gegend, auf dem eine Fichte iſt. Bei dieſem Steine brich deinen Weg ab, und gehe gerade nach der Richtung deines rechten Armes in das Thal hinein, das du ſehen wirſt. Du wirſt da auch bald einen guten Weg finden, auf dem gehe fort, er führt dich um eine Felſeneke, und da wirſt du grüne Bäume und weißes Mauerwerk ſehen, da iſt es, wo Franz Rikar wohnt. Während du aber auf der Bergebene fortgehſt, mußt du auch noch eine andere Maßregel beobachten. Schaue öfters auf die Steinwulſt zurük, durch die meine Schlucht geſchloſſen iſt, du wirſt ſie ſehr leicht erkennen; denn ſie ſieht wie ein gehobener Bühel aus. Dieſen merke dir. Die Steine auf dem Hochlande ſehen einer dem andern gleich, und wenn du daher die Anzeichen, die ich dir gegeben habe, nicht finden ſollteſt, und wenn dir daher der Weg zu Rikar verſchloſſen wäre, ſo kehre wieder zu dem Bübel zurük, ſteige die Stufen herab, und bringe die Nacht bei mir zu. Morgen kann ich dir einen Wegweiſer mit geben. So — jezt lebe wohl, ſchreite rüſtig deines Weges, und habe auf das Acht, was ich dir geſagt habe.“

„Lebt wohl“ erwiederte ich, „und habt Dank für die Erquikung, die ihr mir gereicht, und für die Erklärung, die ihr mir gegeben habt.“

Ich reichte ihm die Hand, indem er die Worte ſagte: „Mit Gott, mit Gott.“

Ich ſtieg die par Stufen, die von ſeinem Hauſe zu dem Pfade hinab führten, hinunter, und er ſchaute mir nach. Als ich dann eine kleine Streke in der Schlucht weiter hinaufgegangen war, und umſchaute, ſtand er nicht mehr auf der Gaſſe, ſie war leer, und die dunkelbraun angeſtrichene Thür war zu.

Ich dachte, während ich ſo fortging, ich hätte wohl um Näheres über Franz Rikar fragen können, ich hätte dem wohlwollenden alten Manne meinen Plan entdeken können, er würde mir gewiß mit den beſten Mitteln an die Hand gegangen ſein, wie ich ihn ausführen könnte. Allein anderſeits war das Gefühl von Scheu, welches mich jedes Mal zurük hielt, wenn ich den Mund öffnen wollte, auch natürlich, und ich konnte ja zuerſt bei Rikar ſelber ſehen, wie die Sachen ſtänden, und konnte dann um ſo ſicherer den Weg ermitteln, der betreten werden mußte.

Mit ſolchen Gedanken ging ich den Reſt der Schlucht empor. Sie wurde enger und ungangbarer, aber auch ſeichter und unfruchtbarer. Ich ſah von ihrem oberen Theile ihre ganze Länge hinab. Sie lag wie ein grünes Samtbändchen, zum See hinunter. — Endlich kam ich auch zu den Stufen, von welchen der alte Mann geſprochen hatte. Es wäre wirklich unmöglich geweſen über den Steindamm, der ſich quer über die Schlucht ſtrekte, hinaus zu kommen; allein die Stufen, die ſchief und in einer künſtlichen Wendung über ihn gehauen waren, machten die Sache leicht. Ich ſtieg über ſie hinaus, und ſtand bald auf der oberſten Höhe des Bühels.

Hier war es ganz anders, als unten. Die Fruchtbarkeit hatte ganz und gar und völlig aufgehört. Der Grund war mit dem grüngrauen Filze bedeckt, den ich oft auf Steinen angetroffen hatte, nur war er hier noch um viel ſchaler und ſchwächer, als irgend wo. Aber die Ausſicht, von welcher der Greis nur im Allgemeinen geredet hatte, war außerordentlich ſchön. Sie ging größtentheils nur in die Gegend, gegen welche ich wandern ſollte. War ich ſchon unten am See von den manigfaltigen ſeltſamen Dingen die ich angetroffen hatte, ergriffen, ſo war ich hier vollſtändig hingeriſſen, und ich kann ſagen, in der Tiefe meiner Seele entzükt. Die Maler haben eigentlich dieſe Dinge noch nicht gemalt; denn da war kein Baum, kein Geſträuchlein, kein Haus, keine Hütte, keine Wieſe, kein Feld, ſondern nur das ſehr dürftige Gras und die Felſen — gewiß wenige Künſtler hätten das für die Aufgabe eines Meiſters gehalten, wenn ſie nicht früher die Erfahrung gemacht hätten, wie ſo unausſprechlich die düſtere Schönheit ſolcher Oeden auf die Seele des Menſchen zu wirken vermag. In allen Stufen des matten Grün Grau und Blau lag das fabelhafte Ding hinaus; ſchwermüthig dämmernde ſchwebende webende Tafeln von Farben ſtellten ſich hin, und die Felſen riſſen mattſchimmernde Lichtzukungen hinein; und wo das Land blos lag, und etwa nur Sand und Gerölle hatte, drangen Flächen fahlen Glanzes oder ſanft gebrochene Farbtöne vor. Draußen über allem duftete ruhig und ſchwach röthlich ein Berg, der die rothen Steine enthalten mochte, von denen der Greis geſprochen hatte. Von ihm gingen zwei langgeſtrekte feurige Wolkenbänke weg, die von der bereits zum Untergange neigenden Sonne angezündet waren, und das ſchwache trübe Grün des ſüdlichen Himmels neben ſich hatten, das ſo ſanft glänzte, und oben in ein flammendes Blau überlief. Alles das hätte ſchon genügt zu der Größe des Bildes : aber weit links von mir lag noch zwiſchen den Felſen ein grauer ſanfter Strich durch den Himmel, der die Ebene der Lombardie war.

Gewohnt an die lieblichen Höhen meines Vaterlandes, wo Obſtbaum an Obſtbaum ſteht, Wäldchen ſich mit Wäldchen ablöſet, grüne Wieſen dazwiſchen anſteigen, und das Gold der Weizenfelder leuchtet, wo kein Pläzchen unbenüzt iſt, ohne daß ein Kräutlein oder Baum ſteht, wo Quellen und Bäche in Menge rieſeln, manche klare Flüſſe und Ströme ziehen, und weit draußen das ſanfte Blau der Gebirge geht, hatte ich keinen anderen Begriff von Schönheit der Landſchaft, als, daß ſie ſo ſein müſſe — ja in einem ſchönen Lande lebend, achtete ich nicht einmal ſonderlich auf derlei Reize: aber hier ſtand ich in einer Oede, wo alles fehlte, wo gar keine Mittel waren, etwas darzuſtellen, und wo ſich doch eine ſo ruhige Schönheit zeigte, als legte die Natur ein einfach erhabenes Heldengedicht vor mich hin. Ich war gleichſam gebeugt, und die Lautloſigkeit um mich rükte erſt alles recht in die Weite und Breite, daß ich mich verlor. —

Ich ging endlich von dieſem Plaze auf die Ebenen von Gras- und Steinboden, die ſich vor mir erſtrekten, hinaus. Ich ging der nach Untergang ſtrebenden Sonne nach. Vorher hatte ich noch einen Blik zurük gethan, ob ich meinen See ſehen könnte. Wie eine blaue Sichel lag ein Stük von ihm zwiſchen rothen Bergen, und da hier die Ausſicht beſchränkter war, verſchwand dasſelbe beim erſten Schritte, den ich noch vorwärts that.

Ich beſchloß nun, recht tüchtig darauf los zu gehen, um bei Zeiten an meinem Ziele anzulangen.

Ich ging ohne Pfad auf dem feſten prallen Grasboden fort.

Das ſah ich ſehr bald, daß der Greis mit ſeiner Warnung recht hatte, die beſagte, daß ich öfters auf den Bühel zurük ſchauen und ihn mir merken ſolle; denn wie ſehr ſich die Felſen auf dieſer Berghalde, auf der ich offenbar fortging, glichen, kann nur der ermeſſen, der ſchon in ſolchen Gegenden gegangen iſt. Wenn man daher die Richtung verliert, und kein Merkmal hat, an dem man ſie wieder gewinnen kann, ſo könnte man in jeder beliebigen falſchen gehen, ohne es zu wiſſen. Allein das Merkmal, welches mir der Greis angegeben hatte, war ſehr deutlich zu erkennen, denn der Bühel unterſchied ſich durch ſeine eigenthümliche wulſtige und getriebene Geſtalt von allen Höhen, die ich ſah.

So bin ich denn neugierig, dachte ich, wie ich in dieſen wilden Gegenden, durch die ich gehe, den einfachen harmloſen Mann finden werde, auf deſſen Werbung ich aus bin.

Die Felſen zogen ſich neben mir zurück, und hatten bald lichtgold'ne Stellen bald blauliche Schatten. Den Dunſtſtreifen der ſüdlichen Ebene hatte ich bald in kleinen Stükchen zwiſchen Felskuppen, bald war er ganz verſchwunden. Er wurde durch den feurigen Ball der Sonne, der über ihm ſchwebte, nur noch dunſtiger, flimmeriger und leuchtender.

Ich hatte ein par Male den lächerlichen Einfall, eine Piſtole los zu drüken, um die Wirkung unter dieſer Steinbevölkerung zu beobachten; aber ich that es doch wieder nicht, weil ich eines Theils wirklich nicht mehr kindiſch genug zu dieſer Handlung war, und weil mich andererſeits das Gefühl zurük hielt, dieſe einſame Ruhe, die überall und allüberall herrſchte, zu ſtören.

Den rothen Berg meines Wegerklärers hatte ich unausgeſezt vor mir, und das Eiſengeſtein, welchem er ſeine Farbe verdankte, wurde von einer Zeit zur andern immer deutlicher, ſo daß es endlich beinahe greifbar bei mir war.

Als ich wieder einmal etwas lange auf meinen Bühel zurük ſchaute, den mir der Greis Hieronimus als Rükmerkmal angegeben hatte, und dann mich zum Weitergehen wieder umwendete, ſah ich die Sonne in einer zakigen Felſenmauer im fernen Weſten untergehen, gleichſam in die Zaken zerfallen; aber dieſe Erſcheinung war nicht geeignet, mir Unruhe oder Beſorgniß einzuflößen; denn ich erreichte ſo eben den rothen Berg, ließ ihn an meiner rechten Hand, und ging auf dem Pfade neben ihm fort. Auch konnte mein Ziel nicht mehr ganz ferne ſein, da der Greis geſagt hatte, daß ich es bis Sonnenuntergang erreichen werde, und ich mir eben keine gar große Langſamkeit im Gehen vorwerfen konnte.

Von dem Berge kam ich auf die kleine Haide hinaus, welche Hieronimus voraus geſagt hatte, und ging wieder auf feſtem Grasboden zwiſchen häufigem faſt metalldichtem Geſteine dahin.

Als ich eine Weile ſo gewandert war, ſtellte ſich auch das lezte Merkmal, das mir angegeben worden war, dar, der ſchwarze Stein mit der verdorrten Fichte. Er war auf viele Schritte Entfernung kennbar, da er der einzige ſolcher Art in großer Umgebung war. Als ich zu ihm hinzu gekommen war, hatte ich einen ſeltſamen Anblik. Hoch im zartgoldenen Abendhimmel gerade über dem feinen Gerippe des dürren Baumes ſchwebte ein Adler, wie eine dunkle Fliege anzuſchauen, und am Fuße des Steines in dem Schatten desſelben, den er von dem Abendlichte warf, ſaß ein Mädchen. Ich konnte nicht erkennen, ob es ſchön ſei, und wie es gekleidet ſei, da die ganze hochgelbe Glut des Abends in mein Angeſicht fiel, und mich blendete; aber ſo viel erkannte ich doch, daß die Kleider weiß waren, und daß die Geſtalt noch der Jugend angehörte. Das Mädchen ſaß ganz einfach da, wie auf einem Spaziergange begriffen, und hier ein wenig der Ruhe genießend. Daß es ſo unbekümmert da ſaß, bewies mir auch, daß ich ſchon ſehr nahe an menſchlichen Wohnungen ſein müſſe.

Ich ging etwas näher, und fragte, in welcher Richtung ich zu der Wohnung des Franz Rikar komme.

Das Mädchen hob den Kopf ein wenig empor, um mich anzuſchauen, dann ſagte es in einer wunderſchönen deutſchen Sprache: „Wenn Sie zu Ihrer Rechten in die Thalebene hinein gehen, ſo werden Sie bald Bäume und unter ihnen ein Haus ſehen, in welchem Rikar wohnt.“

Das war genau die Weiſung, welche mir der Greis gegeben hatte. Ich dankte daher, und wendete mich rechts, wie ſie ſich ausgedrükt hatte, in die Thalebene.

Es war wirklich eine Thalebene, gleichſam eine

Niederung von der Halde aus in den Gebirgskörper hinein geſchnitten. Auf der Erde hatten die Farben des Tages aufgehört, die Felſen waren unbeſtimmt, der Raſen wurde dunkler, und nur in der Luft ſchwamm das helle flüſſige Gold des Himmels über die Dinge dahin. Ich fand hier auch den Weg, welchen mir Hieronimus vorausgeſagt hatte. Als ich ein Weilchen darauf gewandert war, bog ich um eine Felsecke, und ſah nun auch die Bäume. Ein Baum muß auf dieſem Hochlande eine ſolche Seltenheit ſein, daß ich nun recht wohl begriff, daß er als ein vorzugsweiſes Merkmal der Wegerklärung angeführt werde; ich begriff es um ſo mehr, da die Bäume, welche ſich mir eben darſtellten, meinen Augen ſo unſäglich wohl thaten. Sie waren ſehr groß, mußten bedeutend alt ſein, und ſchienen in Kaſtanien, vielleicht mit Obſtbäumen untermiſcht, zu beſtehen. Auch das Mauerwerk ſah ich, ſo viel es der Abend zuließ, zwiſchen den Bäumen hervor ſchimmern.

Ich ging auf dem Wege fort, und ſah bald, daß das Thal ſich nach Innen erweitere, und einen ziemlich offenen freien Plaz bilde.

Nach einer Zeit kam ich zu einem Garten, an deſſen Gitterthore der Weg endete. Das Gitter ſtand offen, und ich ging in den Garten hinein. Ein breiter Weg führte in gerader Richtung auf das Haus zu. Wahrſcheinlich dachte ich, iſt dieſes das Haus, welches mir der Greis und das Mädchen als unter den Bäumen ſtehend und als Wohnort des Franz Rikar bezeichnet hatten — und iſt es dasſelbe nicht, ſo können mir wenigſtens ſeine Bewohner angeben, wo ich Rikar finde. Ich ging alſo auf das Haus zu. Ich ging zwiſchen Kaſtanien, dann zwiſchen Obſtbäumen, und endlich zwiſchen Gemüſebeeten und Lattenobſt hin. Als ich an das Ende des Weges gekommen, und die einigen Stufen, die zu dem Hauſe empor führten, hinauf geſtiegen war, befand ich mich an einem großen eiſernen Gitter, hinter dem eine geräumige Halle war, wahrſcheinlich der gemeinſchaftliche Eingang des Hauſes.

Der Abend war ganz ſtill, hinter dem Hauſe hörte ich das Rauſchen eines Springbrunnes, und in der Halle zündete ein altes Mütterlein eine Hängelampe an.

Die Fäden dieſes Lichtes ſpannen ſich in den Garten heraus, der durch ſie auf einmal viel dunkler wurde. Die Züge des alten Mütterleins waren ſehr ſchön, wie man ſie oft auf italieniſchen Gemälden an Matronen antrifft, und in dieſer Lage war das Mütterlein ſelber ſchier ein Gemälde, da es von oben herab recht ſchön beleuchtet wurde. Ich ſtand an dem Gitter, legte mein Angeſicht zwiſchen die Stäbe, und ſah hinein.

Als ſie mit ihrem Geſchäfte fertig war, erhob ich meine Stimme, und ſagte: „Verzeiht, daß ich euch anrede; ich bin ein Fremder, bin erſt in der Abenddämmerung hier angekommen, der Weg hat mich an das Gitter geführt, und ich möchte gerne eine Frage thun.“

Das Mütterlein wendete ſich raſch von ihrem Schämel gegen mich und ſagte: „So fragt nur.“

Dieſes Wort hatte ſie in einem reinen Italieniſch geſagt.

„Ich ſuche einen Mann Namens Franz Rikar,“ antwortete ich hierauf, „welcher hier irgendwo wohnen ſoll. Wenn ihr ihn kennt, oder ſonſt etwas von ihm wiſſet, ſo könnt ihr mir vielleicht Auskunft geben.“

„Freilich kenne ich ihn,“ ſagte ſie, „und ihr dürft nicht mehr weit zu ihm gehen; denn er wohnt hier. Bleibt nur eine Weile ſtehen, ich werde es ihm ſagen, daß ihn jemand ſucht, und wenn er euch kennt, wird das Gitter aufgeſperrt werden.“

Nach dieſen Worten ging die alte Frau fort, und verſchwand in dem Hintergrunde der Halle, war ſie nun durch eine Thür hinein gegangen, oder über eine Treppe empor geſtiegen.

Obwohl ſie italieniſch geſprochen hatte, hatte ſie meine deutſchen Worte doch ſehr gut verſtanden.

Ich blieb an dem Gitter und wartete.

Nach einiger Zeit kam die Frau wieder zum Vorſcheine, und hinter ihr ging ein Mann, der eine brennende Kerze trug. Ich erkannte ihn ſogleich, es war mein alter Zimmernachbar aus dem Gaſthofe zur Dreifaltigkeit in Wien. Ich fand ihn ganz den nehmlichen, er hatte wieder ſchwarze Kleider, und der Frak ſah aus, als wäre es derſelbe, den er damals getragen hatte. Er ging über die Breite der Halle, das Licht vor ſich her tragend. Als er zu mir gekommen war, hob er die Kerze in die Höhe und leuchtete mich an.

„Gott grüße euch, Herr,“ ſagte ich zu ihm, „ihr ſeid es ſchon, den ich ſuche; ſeht, ich habe Wort gehalten, und bin bei meiner Reiſe zu euch gekommen.“

„Ja wohl, Cornelia," antwortete er, „den Mann kenne ich ſehr gut, den kenne ich ſehr gut, mache nur ſchnell auf."

Das Mütterlein öffnete, und ließ mich hinein.

„Seid mir vielmal gegrüßt," ſagte er zu mir, „ſeid mir vielmal gegrüßt; es freut mich ſehr, daß ihr mich alten Mann nicht vergeſſen habt, und gar zu mir auf die Haide herauf gegangen ſeid. Ihr habt mir immer Liebes gezeigt, ſeid immer freundlich geweſen, und nun kommt ihr gar in die Oede, mich zu beſuchen. Seid mir vielmal vielmal gegrüßt."

Mit dieſen Worten hatte er mir die Hand gereicht, welche er frei hatte, und hatte die meinige ſehr freundſchaftlich gedrükt.

„Seid mir ebenfalls auf das Herzlichſte gegrüßt," ſagte ich, „ich bin recht gerne zu euch herauf geſtiegen, und freue mich, euch ſo wohl zu finden."

„Ich habe hier alles, was ich brauche," ſagte er, „aber ich bin auch ſo einfach, wie ich es kaum in meinem Stüblein in der Dreifaltigkeit war, wißt ihr, deſſen Fenſter auf den Ziehbrunnen des Hauſes hinab gegangen ſind. Seid ihr von Sanct Guſtav herauf geſtiegen?"

„Iſt Sanct Guſtav eine Ortſchaft?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete er.

„Dann bin ich nicht von dort herauf gekommen,“ ſagte ich, „ich bin von dem See herauf gekommen, und bin durch eine Schlucht geſtiegen, in welcher das Häuschen eines Mannes Namens Hieronimus Rüdheim ſteht. Er hat mir den Weg zu euch erklärt, und hat geſagt, daß ich euch von ihm recht ſchön grüßen ſolle.“

„Ich danke, ich danke, das iſt ein treuer Freund,“ antwortete er. „Alſo von dem See ſeid ihr herauf gekommen, das iſt ein ſehr langer und wilder Weg. Aber wie habt ihr mich denn ausgeforſcht, daß ich hier bin?“

„Ich habe in Meran nach euch gefragt,“ ſagte ich, „und man hat mich an den Gardaſee gewieſen. Dort habe ich wieder geforſcht und habe euch ſo gefunden.“

Ich wollte ihm die näheren Umſtände meines Forſchens am See nicht genauer angeben.

Während dieſer Worte waren wir theils in der Halle geſtanden, theils waren wir langſam über dieſelbe gegangen. Jetzt befanden wir uns am Fuße einer

Treppe. Das alte Mütterlein hatte ſich gleich, nachdem es das Gitter geöffnet und geſchloſſen hatte, entfernt.

„Steigt nun herauf in meine Stube,“ ſagte er, „und ſizt wieder ein wenig bei mir, wie einſtmals. Steigt nur herauf.“

Mit dieſen Worten begannen wir die Treppe empor zu ſteigen. Er ging voraus, hielt aber das Licht immer ſeitwärts, daß ich alle Stufen deutlich ſehen konnte. Derlei Höflichkeiten hatte er immer gehabt. Als wir das erſte Stokwerk erreicht hatten, kamen wir in einen Gang. Wir gingen in demſelben eine Streke fort. Hierauf öffnete er eine Thür und hieß mich eintreten. Ich that es, und befand mich in einer Stube, die für einen einzelnen Menſchen eingerichtet war. Auf dem Tiſche ſtand eine Lampe, und er ſtellte die Kerze dazu.

„Wir werden hier den Abend zubringen, wenn es euch gefällig iſt,“ ſagte er, „und wenn die Schlafenszeit kömmt, werde ich euch ſchon in ein Zimmer führen, in welchem ihr ruhen könnt. Legt die Ledertaſche ab, die ihr an einem Riemen umhängen habt, legt den Hut ab, und ſezt euch hier in dieſe guten Kiſſen nieder.“

Ich war nicht unbedeutend müde, namentlich hatte mich das unbequeme Gehen in den Steinen angegriffen, und ich folgte daher ſeiner Einladung gerne.

„Ihr müßt verzeihen," ſagte er nach einem Weilchen, „daß ich euch eine kleine Zeit allein laſſe. Ich muß einige Anſtalten machen, dann werde ich gleich wieder kommen."

Mit dieſen Worten verließ er mich, und ging zur Thür hinaus.

Als ich allein war, benützte ich die Zeit, mich ein wenig umzuſchauen, wie es hier ausſähe. Der Mann ſelber war nicht gar abgetragen; freilich war ſein ſchwarzer Anzug nicht neu und vornehm, aber das war ich an ihm gewohnt, da er ihn beſtändig trug. Die Dinge, welche ihn in dieſem Zimmer umgaben, waren ebenfalls nicht ärmlich. Uiber den Tiſch, der die Lampe trug, war ein feiner Teppich gebreitet, der erſt kürzlich geſtikt worden ſein mußte; unter dem Tiſche ſtand ein weicher gefütterter Fußſchemel, der ebenfalls Stikerei zeigte; die Sizgeräthe waren mit grünem Leder, und wie ich an meinem Sopha empfand, ſehr gut gepolſtert; alles übrige war ſehr anſtändig; und auf dem Schreibtiſche ſtanden ſogar einige Ziergegenſtände, die unter die aufgeſchlagenen Bücher und umherliegenden Schriften gemiſcht waren.

In Folge dieſer Beobachtungen beſchloß ich, den Abend bei ihm ohne irgend einer weiteren Maßregel zuzubringen. Morgen, dachte ich, würde ich ſchon ſehen, bei wem er hier ſei, und wie ich meine Handlungen einzurichten hätte.

Als ich mit meinen Betrachtungen und Vorſäzen fertig war, kam er wieder bei der Thür herein. Er ſezte ſich zu mir auf das Sopha, genau ſo, wie er es in der Dreifaltigkeit immer gethan hatte, wo er es nicht leiden konnte, wenn einer von uns auf einem Seſſel ſaß.

„Ihr ſeid alſo wahrſcheinlich auf eurer italieniſchen Reiſe begriffen?“ ſagte er.

„Ja,“ antwortete ich; „was ich einſtens gar nicht mehr gehofft hatte, iſt durch einen Zufall möglich geworden; ich kann jezt mit Ruhe und auf längere Zeit jenes Land beſuchen.“

Ich erwartete nun, daß er etwas von dem Briefe ſagen, und ſich entſchuldigen würde. Er that es aber nicht.

„Es ſcheint euch ſehr gut gegangen zu ſein, ſeit wir uns damals in Wien trennten,“ ſagte er, „ihr ſeht vortrefflich aus, und ſeid ein ſehr ſtattlicher junger Mann geworden.“

Ich konnte von ihm zwar nicht ganz dasſelbe ſagen, er kam mir noch magerer vor, aber es ſchien doch eine gewiſſe Heiterkeit und Fröhlichkeit in ihm zu ſein.

„Ja,“ antwortete ich, „es iſt mir in der letzten Zeit ſehr wohl geworden, und ich glaube, daß ich nun für die ganze Dauer meines Lebens geſichert bin.“

Er lehnte ſich auf den Tiſch, ſah mich mit treuherzigen Augen an, und ſagte: „Das freut mich ſehr, es kann gewiß niemanden geben, den es ſo freut, als wie mich.“

„Und wie habt denn ihr ſeit der Zeit gelebt, ſeit der wir uns nicht geſehen haben?“ fragte ich ihn.

„Ich bin nicht mehr krank geweſen, ſeit ich jenes Uebel in der Dreifaltigkeit ausgeſtanden hatte,“ antwortete er, „ich lebe vergnügt, und warte allgemach auf meinen Tod, der bei alten Leuten nicht lange ausbleiben kann.“

„Wird noch lange lange ausbleiben, lieber Freund!“ ſagte ich.

„Nun, wie es iſt, und wie es Gott will,“ antwortete er.

Da wir alſo gerade auf die Weiſe bei einander ſaßen, wie wir es an ſo manchem Abende in Wien gethan hatten, ſo dachte ich, ich könnte ihm erzählen, was mir bisher im Allgemeinen begegnet ſei, und könnte dabei etwas von meinem Plane mit ihm leiſe einfließen laſſen. Ich ſagte daher zu ihm: „Ich bin noch immer unverheirathet, es hat ſich eben nicht gemacht. Von den vielen ſeltſamen und abentheuerlichen Planen, mit denen ich euch oft in früherer Zeit unterhalten habe, habe ich die meiſten, ja ich kann ſagen, alle aufgegeben, und bin jetzt nichts mehr und nichts weniger, als ein einfacher Landwirth. Eine alte Muhme, die ſich im Leben nicht um mich bekümmert hatte, hatte im Tode recht gut für mich geſorgt, und mir ein ſehr ſchönes Anweſen hinterlaſſen. Es liegen liebliche Fluren um dasſelbe herum, in einiger Entfernung davon ſteigen Wälder auf, und hinter ihnen ſieht man das Blau der Hochgebirge hervor bliken. Das liebe ich nun, bin gerne dort, und hätte nie geglaubt, daß dieſe Dinge einen ſolchen Zauber ausüben könnten. Als ich das neue Beſitzthum antrat, fing ich gleich an, in demſelben herum zu wirthſchaften. Ich begann alle Felder zu lokern; ich habe zu den par tauſend Obſtbäumen, die ich geerbt hatte, noch ein par tauſend neue hinzu geſezt, habe alle dieſe Stämmchen veredelt, und habe die alten gereinigt und geordnet; dann habe ich Glashäuſer angelegt, in denen jezt ſchon ſehr ſchöne Blumen und Früchte ſind, die noch immer ſchöner werden ſollen, ich habe mir einige Zimmer zu meiner Wohnung eingerichtet, und mehrere andere ſtehen bereit, Gäſte aufzunehmen, wenn ſich einige bei mir einfinden ſollten. In der Gegenwart bin ich auf einer längeren Reiſe begriffen, und wenn ich wieder nach Hauſe komme, werde ich aufs neue meine Felder bearbeiten, werde bauen, Ruhebänke, Ausſichten anlegen, und ſo weiter — und ſo weiter. Nur einen Wunſch hätte ich: es wäre gut, wenn ich außer dem gelegentlichen Umgange, der ſich einfindet, noch einen vertraulicheren und näheren hätte, etwa einen älteren bewährten Freund, der mir mit Rath und That an die Hand ginge, bei mir wohnte, und mir manchen

Augenblik ſeiner Zeit ſchenkte; denn ich bin allein, und fühle es manchmal recht bedeutend.“

„Es freut mich, daß ich euch ſo reden höre, und daß ihr die Landwirthſchaft ſo liebt,“ antwortete er, „ihr könnt gar nicht ahnen, wie wohlthätig eure Rede auf mich gewirkt hat. Und was einen Gefährten anlangt, ſo könnt ihr bald eine liebe angenehme Hausfrau bekommen, und Angehörige werden dann auch nicht fehlen.“

„Ich rede hier nicht von Angehörigen des Blutes,“ erwiederte ich; „die, von denen ich herſtamme, habe ich kaum gekannt, und ob ſich andere einfinden werden, ſteht in ſehr ſehr weitem Felde. Wenn es aber auch wäre, ſo wäre ein Mann doch noch recht gut, der durch die gleichen Bande der Geſinnung gebunden wäre, der ſich mit mir vereinigte, ein heiteres edles Landleben darzuſtellen, das andere anlokte, erhöbe, und zur Nacheiferung verleitete. So möchte manches Erſprießliche gewirkt werden, das ſelbſt nach unſerm Tode fort lebte, und für manche Zukunft ſegensreiche Früchte brächte. Ich habe in lezter Zeit oft gedacht, eine ſolche Aufgabe wäre eines Mannes nicht ganz unwürdig, daß er die Dauer ſeines Lebens daran ſezte, natürlich wenn er von der Würde ſeiner Aufgabe ganz durchdrungen wäre.“

„Ich muß euch noch einmal ſagen,“ antwortete er, „daß es mich ſehr freut, daß ihr die Pflege des Bodens ſo hochachtet — es iſt ein ſchöner Abend für mich, daß ihr von dieſem Dinge ſo redet. Es gibt auch noch andere Beſchäftigungen, von den Menſchen bedeutend hoch geſchäzt, Künſte, die ſehr, ſehr ſchmerzlich ſein können, die ungemein, ganz ungemein ſchmerzlich ſein können!“

Ich wußte nicht, was er bei dieſen Worten immer an der Lampe zu thun und umzudrehen hatte. Er hatte dies auch in Wien öfters gethan. Wenn wir ſo in ſeinem Zimmer etwa bei ſchlechtem Wetter beiſamen ſaßen, ſtand er manchmal plözlich auf, ging in dem Zimmer hin und her, richtete etwas, das ohnehin recht ſtand, oder ſah emſig bei dem Glaſe des Fenſters hinaus, obwohl nichts zu ſehen war, weil draußen eine rabenſchwarze Finſterniß lag. Es war gleichſam, als ob den Mann eine Sorge, oder ein Kummer drükte.

Ich erkannte, daß ich jezt eine unangenehme Saite in ihm berührt hatte, und brach das Geſpräch ab. Wir ſaßen eine Weile ſtumm neben einander, dann redeten wir von anderen Dingen. Er erzählte mir von dem See, beſchrieb mir manche Punkte und Stellen an ihm, und that dies mit ſolcher Liebe und Angelegentlichkeit, daß ich ſah, daß er hier geboren worden ſei.

Während wir noch ſo ſprachen, ging die Thür auf, und es kam eine Magd und ein Mann herein. Die Magd war ſo, wie man ſie in manchen Häuſern zu untergeordneten Dienſten hat, und der Mann ſah einem Gärtner, oder ſo etwas Aehnlichem gleich. Sie trugen Tiſchzeug, um den Tiſch damit zu deken. Sie thaten den Teppich weg, ſtellten die Lampe ſeitwärts auf einen Kaſten, dekten den Tiſch für zwei Perſonen, ſtellten zwei Lichter darauf, und ließen die Lampe auf dem Kaſten fort brennen.

Dann gingen ſie wieder zur Thür hinaus.

Nach Kurzem brachte die Magd unſere Speiſen, und der Mann brachte das Getränke.

Wir hatten eine Suppe, guten Braten mit Sallat, eine Flaſche vortrefflichen Weines und ſehr friſches Waſſer.

Das Abendeſſen hatte nichts Armes oder Bettelhaftes an ſich.

HALLE (SAALE)

Als wir es verzehrt hatten, kamen wieder die zwei nehmlichen Menſchen, und räumten ab. Sie trug das Geſchirr und er die übrigen Eßgeräthe fort. Zuletzt breiteten ſie wieder den Teppich über den Tiſch, ſtellten die Lampe darauf, und verließen uns.

Rikar hatte während ihrer Beſchäftigungen manchmal ein freundliches oder berichtigendes Wort mit ihnen geredet.

Als wir allein waren, ſaßen wir noch lange beiſammen, und ſprachen von verſchiedenen meiſtens gleichgültigen Dingen. Endlich ſagte er zu mir: „Wenn es euch genehm ſein wird, zur Ruhe zu gehen, dann dürft ihr es nur ſagen, ich werde euch in euer Zimmer geleiten.“

Als ich daher dachte, daß es ſpät genug ſein könnte, mein Lager zu ſuchen und ihm auch die Ruhe zu gönnen, äußerte ich dieſen Wunſch. Er zündete mit einem Papierſtreifen eine der da ſtehenden Kerzen an, und ſagte: „Wenn es euch gefällig iſt, folgt mir.“

Ich nahm meine Ledertaſche und meinen Hut, und folgte ihm.

Er führte mich noch eine Treppe hinauf, dann ein Stükchen über einen Gang, dann ſchloß er ein

Zimmer auf, und führte mich hinein. In demſelben zündete er die zwei auf dem Tiſche ſtehenden Kerzen an, ſtellte die ſeinige einen Augenblik weg, nahm mich bei der Hand, und ſagte: „Schlaft recht wohl, genießt einer recht angenehmen und erquikenden Ruhe.“

„Ihr auch, Freund Rikar,“ antwortete ich; „ihr auch.“

„Gute Nacht,“ ſagte er, drükte meine Hand, nahm ſeine Kerze, und ging zur Thür hinaus, die er hinter ſich zuzog.

Ich war alſo in meinem Schlafzimmer allein.

An dieſem Abende, dachte ich, haſt du nunmehro gar nichts über die näheren Verhältniße des Franz Rikar erfahren, wir werden nun ſehen, wie es morgen damit beſchaffen iſt.

Mit dieſem Gedanken ging ich gegen die Thür, ſchloß mich mit dem innern Riegel ab, und legte dann meinen Hut und meine Ledertaſche auf den Tiſch nieder.

Es iſt meine Gewohnheit, wenn ich in fremden Räumen übernachte, dieſelben, bevor ich ſchlafen gehe, noch recht genau zu unterſuchen. Dies that ich auch jezt. Ich nahm ein Licht und leuchtete umher. Ich ſah ſogleich, daß mein Schlafzimmer eigentlich aus zwei Zimmern beſtehe, indem ich durch eine offen ſtehende Thür in ein anderes Gemach gelangen konnte, das wie ein Wohnzimmer eingerichtet war. Eine weitere Thür, die vielleicht in fernere Zimmer führen mochte, war durch einen Kaſten verſtellt. So war mein Bereich alſo ein völlig abgeſchloſſener. Ich ging nun an die Betrachtung der Geräthe. Sie waren alle ſehr anſtändig und feſt, aber nicht neu, ja es konnte Zweifel entſtehen, ob ſie nicht ein par Jahrhunderte alt ſeien. Das weiße Linnenzeug des Bettes ſtach ſehr ſchön von dem braunen Holze des Geſtelles ab. Der Geräthe waren gerade ſo viele, als unumgänglich nöthig war, die Zimmer einzurichten, keines mehr und keines minder. Was mir beſonders auffiel, war, daß in jedem der Gemächer wohl ein Spiegel an der Wand war, ſonſt aber nichts erblikt werden konnte, was etwa wie ein Gemälde oder wie ein Kupferſtich ausgeſehen hätte. Es iſt dies eine ſeltene Thatſache in Wohnungen vor Landhäuſern. Da ich mich nun über das Innere gänzlich vergewiſſert hatte, ſchritt ich an das Aeußere. Ich ging in das

Nebengemach meiner Schlafſtube, öffnete eines der Fenſter, und ſah hinaus. Aber von einer Ausſicht war in einer Nacht, wie dieſe, keine Rede: Millionen dichter Sterne ſtanden an dem faſt ſchwarzen Himmel, und funkelten nicht in weißem, ſondern faſt buchſtäblich, in goldenem Lichte hernieder. Unter ihnen lag die Gegend ſo unkenntlich, gleichſam wie eine ſchwarze Schlake, an der die Funken des Himmels verkniſterten. Selbſt in der nächſten Nähe unter mir konnte ich keine Gegenſtände unterſcheiden, als einige Ballen ſchweigender Bäume, und fahle Dinge, wie Anlagen und Geländer. Weil aber die Nacht gar ſo milde war, und die ſanftere Kühle auf die Hize des Tages ſo wohl that, ſo blieb ich längere Zeit am Fenſter, und genoß der Annehmlichkeit und des erquikenden Bades der Luft.

Endlich entfernte ich mich doch, und beſchloß, mich zu Bette zu begeben. Ich ließ aber das einmal geöffnete Fenſter offen ſtehen, um die holde Luft nicht von mir auszuſchließen.

Ich ging in meine Schlafſtube zurük, entledigte mich allgemach meiner Kleider, legte alles auf einen Seſſel, löſchte die Lichter aus, und legte mich in das

Bett. Ich dachte noch des armen Burſchen Gerardo, was etwa er für eine Nacht in ſeinem Schiffe auf dem See haben möchte; und weil ich doch theils von dem Gange theils von den vielen ſeltſamen Eindrüken etwas ermüdet war, ſtrekte ich meine Glieder, und entſchlief bald angenehm und feſt. Ohnehin mochte ich ſchon der lezte im Hauſe ſein; denn da ich bei dem offenen Fenſter hinaus geſchaut hatte, waren alle andern Fenſter an dieſer Seite des Hauſes bereits finſter geweſen.

Ich wußte nicht, wie lange ich geſchlafen haben mochte, denn mein Schlaf iſt gewöhnlich ſo feſt, daß er nicht unterbrochen wird, außer wenn er überhaupt ſchon aus iſt — ich wußte alſo nicht, wie lange ich geſchlafen haben mochte, als ich durch ein Geräuſch gewekt wurde. Ich wußte Anfangs nicht, was es ſei, und ſezte mich im Bette auf, um beſſer zu horchen. Nach und nach erkannte ich das Ding als Klänge, und endlich, da ich mich völlig geſammelt hatte, als Töne einer Geige. Sie umſpielten faſt lieblich das ſich mehr und mehr ermannende Gehirn, und als ich völlig wach und nüchtern war, waren es klare, reine, entſchiedene, und ſcharf gezogene Töne. Allein da ich kaum einige Takte zuſammenhängend vernommen hatte, hörte alles auf. Ich ſezte mich in meinem Bette zurecht, um gut zu lauſchen. Nach einer Weile begann es wieder mit dem zarteſten Piano, und wuchs der Sache gemäß zu der Stärke, wie ſie die Kunſt erforderte. Ich erſtaunte auf das Aeußerſte. So konnte weder ich ſelber ſpielen, noch habe ich je ſo ſpielen gehört, wenn es nicht Thereſa Milanollo war. Das gab ſich als höchſte edelſte Kunſt zu erkennen. Es war ſo ungemein genau begrenzt, kein Har darüber und kein Har darunter, es prägte ſich klar, beſtimmt, und gegenſtändlich aus. Je länger ich zuhörte, je mehr wurde mir die Aehnlichkeit einleuchtend, bis ich, als das vorgetragene Stük aus war, faſt zu der unumſtößlichſten Gewißheit kam, das müſſe Thereſa Milanollo ſein, die eben geſpielt habe. — Es begann wieder, und trug ſeine Dinge mit männlicher Entſchiedenheit vor.

Ich ſtand nun auf, warf ſchnell etwas von meinen Kleidern um mich, und ſchlich mich auf den Zehen in das andere Zimmer, deſſen Fenſter ich offen gelaſſen hatte. Ich ging an das Fenſter, und lehnte mich hinaus, um zu horchen. An dem ganz heiteren

Himmel ſtand jezt eine ſchmale ſilberne Mondesſichel, ſo dünne, wie ein in die Luft geſchnittener Zirkel, erleuchtete aber doch ſo viel, daß ich ſah, daß unter meinen Fenſtern eine Teraſſe ſei, auf welcher Bäume ſtanden, und auf welcher der ſchwache Schimmer einer Einfaſſung hin lief. Sonſt ſah ich nichts, nicht einmal das Dämmern der Felſen, von denen ich doch wußte, daß ſie in einer nicht großen Entfernung ſein müßten. Auch woher die Töne kamen, konnte ich mit dem Ohre nicht bemeſſen, kamen ſie von rechts, kamen ſie von links, oder kamen ſie von unten. Selbſt, ob im Hauſe oder im Garten geſpielt wurde, war mir nicht recht klar. Auf der Teraſſe glaubte ich niemanden zu ſehen, auch würde ich es da wohl erkannt haben, wenn auf ihr jemand geſpielt hätte, da ſie gerade unter meinen Fenſtern hinlief.

Es begann wieder, nachdem es eine geraume Weile ausgeſezt hatte — und man könnte gleichſam ſagen, es gab ſeine Seele in die Lüfte. Ich horchte fort und fort. Wenn es Thereſa Milanollo iſt, ſo mußte ich denken: iſt denn das Kind in dieſer kurzen Zeit um ſo viel älter geworden, daß die ſüße Unwiſſenheit ſich gewendet hat, die uns ſonſt ſo entzükte?

Oft iſt es ja in dem Spiele gar nicht anders, als ſei bereits die Glut der Leidenſchaft darinnen. Es iſt nicht mehr das Ding, das mit einfacher Liebe in den goldenen Tönen geſpielt hat, blos aus dem Grunde, weil ſie goldene ſind; ſondern das iſt ſo zu ſagen ein ſchreiendes Herz, welches ſeinen Jammer erkannt hat. Es lag in dem Spiele ein Schmerz und eine Sehnſucht, die ſo einleuchtend ausgeſprochen waren, daß man ſah, das ſei nicht ein vorgebildetes und vorgeſpiegeltes Ding der Kunſt, ſondern das ſei aus dem wirklichen, bitteren, erfahrenen Leben hergenommen. Es war für mein Ohr die ganz natürliche Steigerung des Herzens darinnen. Zuerſt war eine ſanfte Klage, die verſuchsweiſe bittet, und, wiewohl vergeblich, hinſchmilzt — dann war das heiße Flehen, das ein fernes wohlerkanntes Glük ſo gerne herbei ziehen möchte — dann war die Ungeduld des Heiſchens — dann ſtand die Seele auf, und es war ein Zürnen, daß das Gut, das man geben wolle, nicht erkannt werde — dann war ein Hohn, der da ſagt, wie hoch das eigene Herz ſteht, und wie es ſich durch Verachtung rächen will — — endlich war eine Fröhlichkeit, die es ſich rauſchend vorſagt, daß ſie es ſei. — — Ich dachte: du armes, armes Kind! was mußt du gelitten haben, daß du dieſe Dinge verſtehſt, und ſie mit der einzigen Stimme, die dir Gott in ſo reichlichem Maße gegeben hat, ausdrüken kannſt! Mir fiel auch jener wunderſame Auftritt ein, den ich hatte, als ich Rikar in das Theater führte, und als er ſo auffallend weinte, da er die Schweſtern Milanollo hörte. Wie mag das zuſammen hängen?!

Ich hüllte mich feſter in meinen Rok, den ich übergenommen hatte, weil die Nacht doch ein wenig kühl war, und hörte zu. Das Spiel ſezte nun ziemlich lange aus, und begann wieder. Es wurde immer beſſer und geläuterter, als machte ſich doch nach und nach die Kunſt geltend, die das menſchliche Herz ſo beſeligt und ſänftigt, und als dränge ſie die Leidenſchaft zurük. Endlich wurde einmal jene Stärke, jene Begeiſterung und Emporhebung, die gerne dem Ende einer Muſik, namentlich dem einer ſich ſelbſt hörenden, vorausgeht, weil gleichſam die Seele ſich ſelbſt überholt hat, und das Werkzeug, wodurch ſie ſich ausgeſprochen hatte, weglegt. So war es auch hier. Der Schluß, den ich ſelber als einen ſolchen erkannt hatte, offenbarte ſich wirklich als einen ſolchen.

Gleichſam wie ein goldener Bliz war der lezte Ton der Saiten über die Gegend hinaus gegangen — und es blieb ſtill. Die ſilberne Luft und die ſtarre weiße Lavaſichel des Mondes ſtanden unbeweglich.

Ich blieb noch lange an dem Fenſter, und wartete, ob es nicht wieder beginnen würde. Aber es begann nicht mehr. Alles blieb ſtille. Die Bäume unter mir hielten die Blätter an ſich, daß keines wanke, und ſelbſt das Rauſchen des Springbrunnens, das ich deutlich vernommen hatte, als ich heute Abends zu dem Hauſe herzu gegangen war, mußte verſiegt ſein; denn ich hörte es nicht.

Ich ging endlich ziemlich durchfroren in mein Bett zurük, und legte mich nieder.

Bis ſich meine Glieder erwärmten, dachte ich nicht viel nach; dann aber kam das Reich der Gedanken, der Ahnungen und Vermuthungen. Anfangs hatte ich den zwekwidrigen Gedanken, Licht zu machen, zu dem Fenſter zu gehen und hinunter zu leuchten; aber ſogleich erkannte ich, daß ich gerade dann unten nichts ſehen würde, wenn ich mir ein Licht vor die Augen hielte, und daß gerade, wenn ich jemanden ſehen wollte, derſelbe fort gehen würde.

Ich blieb alſo in dem Bette.

Mir fielen jezt auch die Worte des Hirtenknaben ein, daß Nikar ſo ſchön geige. Aber den Gedanken, daß es der alte Mann geweſen ſein könne, der geſpielt habe, verſcheuchte ich gleich. Wie könnte er auch ſolche Töne hervor gebracht haben; das waren die Töne der Jugend, die noch in den Empfindungen große und glühende Maße hat, und über das Mögliche und Erreichbare hinausgeht; während das Alter blos um größte Genauigkeit, Reinheit und Art des Spieles frägt, ohne in der Empfindung weit über das Mittelmaß diesſeits oder jenſeits hinaus zu kommen. Und insbeſondere kannte ich meinen Reiſefreund zu genau, als daß ich ihm nur das Geringſte von dem, was ich gehört hatte, zuzuſchreiben vermocht hätte.

Die Muſik hatte mich in der That zu ſehr angegriffen, als daß ich ſie gleich aus meinem Sinne hätte bringen können. Von einem Schlafen war daher keine Rede. Ich ging ſie im Gedanken noch einmal durch, und ſenkte mich in die Seele, aus der ſie gequollen ſein mochte.

Ich hielt meine Ohren bereit, um ſie, wenn ſie doch wieder begänne, aufnehmen zu können, und ſah hiebei auf die unklaren Dinge meines Zimmers, die in dem ſchwachen und noch nichts bedeutenden Schimmer des Mondes da ſtanden.

Aber ſie begann nicht mehr.

Zulezt übte doch die Natur ihr Recht, meine Gedanken wurden allgemach verworrener, und ich entſchlief endlich.

Ich mußte ſehr gut und ziemlich lange geſchlafen haben; denn nach meiner Rechnung mußte die Muſik bedeutend nach Mitternacht ſtatt gefunden haben, und da ich erwachte, war es heller Morgen und die Sonne warf ihr Strahlenmeer durch meine Fenſter herein. Ich war von meiner Feldwirthſchaft her gewohnt, immer vor der Sonne aufzuſtehen, ſchämte mich daher vor mir ſelbſt, und ſprang ſchnell aus dem Bette. Ich war ſehr ruhig, war geſtärkt und heiter, wie ich es immer am Morgen bin. Daß ich wieder auf die Muſik der Nacht dachte, war begreiflich; aber ſie kam mir jezt nicht mehr ſo zauberiſch vor, als in der Finſterniß. Vielleicht war ſie auch nur in der Erinnerung ein wenig abgeblaßt, da jezt die erwachten Sinne anders, und von den klaren und ſcharfen Dingen des Tages in Anſpruch genommen waren. Ich wuſch mir Angeſicht und Haupt, und begann mich anzukleiden. Während dieſes Geſchäftes ging ich auch mitunter an die Fenſter, um hinunter zu ſchauen. Was ich geſtern vermuthet hatte, war richtig: eine Teraſſe lag gerade unter meinen Fenſtern. Sie enthielt Bänke, zwiſchen denen Kübel mit Orangenbäumen ſtanden. Dann waren Weingeländer, Blumen und Zwergobſt. Das alles war durch ein graues Gitterwerk von dem äußeren Garten getrennt. In dieſem äußeren Garten ſtanden Obſtbäume, aber in ziemlichen Räumen von einander entfernt, und zwiſchen ihnen waren Gemüſebeete und wieder Blumen. Leztere aber waren ſonderbarer Weiſe nicht zu Verzierungen verwendet, ſondern ſie ſtanden alle nach Gattungen in großen einfärbigen Fleken beiſamen. Da war nun einer hellroth, der andere blau, der dritte weiß. Jenſeits des Gartens, der durch eine Mauer von rohen Steinen eingefaßt war, hörte die Baumpflanzung nicht auf, ſondern es ſtanden noch viele, je nach dem es der Grund zu ließ, bald dichter bald dünner beiſammen, und zwiſchen ihnen lagen die grauen Steine der Gegend zerſtreut. Außerhalb dem Ganzen ſah ich wieder die Landſchaft, die ich geſtern den ganzen Nachmittag geſehen hatte, nehmlich den ſchwachgrünen Raſen und die grauen aus ihm hervorragenden Felſengruppen. Das Haus, in dem ich übernachtet hatte, mußte alſo am Ende einer Ortſchaft liegen, oder es war das einzige in dieſem Thale. Manche Anlagen um dasſelbe mußten erſt vor nicht langer Zeit gemacht worden ſein; denn viele der Bäume waren noch ſehr jung und ſchmächtig, und ſtanden zwiſchen den älteren da. Selbſt der Gemüſegarten mußte neueren Urſprunges ſein; denn auch in ihm lagen zwiſchen den Pflanzen noch größere Stüke des grauen Steines, die man nicht hatte weg bringen können, oder die nur unterdeſſen noch da waren. Dies gab dem Garten ein ſeltſames, aber ich muß geſtehen, maleriſches Anſehen, da es die Einerleiheit, mit der uns unſere Gärten troz ihrer Uiberladung quälen, ſehr eigenthümlich und fantaſtiſch unterbrach. Daß ich als Landbewohner dieſe Dinge, wenn auch ſchnell, doch genau betrachtete, war natürlich.

Ich hatte mich endlich völlig angekleidet und ging in dem Zimmer herum, um manches, wie das nach der erſten Nacht natürlich iſt, zu ordnen. Namentlich nahm ich meine Ledertaſche her, um ſie auszupaken. Der kalte Braten, den ich als Lebensmittel mit auf meine Wanderung genommen hatte, war ſchon faſt ganz eingetroknet und unbrauchbar. Ich wikelte ihn ſehr ſorgfältig in Papiere, und ſchloß ihn in eine Lade des Kaſtens ein; denn ich wollte ihn als Speiſe für die Fiſche meines Sees, denen ich ihn lieber gönnte, als den Wieſeln der Haide, aufbewahren. Die Piſtolen, das Fernrohr, die Weinflaſchen, und anderes, was ich mit hatte, that ich gleichfalls aus der Ledertaſche in eine Lade.

Als ich ſo hin und her ging, hörte ich ein feines Pochen an der Thür, ich hatte es früher ſchon einmal zu hören geglaubt, ohne darauf zu achten, jezt aber ging ich zu der Thür, ſchob den Nachtriegel, der noch vor war, zurük, und öffnete.

„Iſt es ſchon erlaubt, herein zu treten?“ fragte eine zarte ſchön klingende Stimme.

„Allerdings,“ gab ich zur Antwort, indem ich einen Schritt in das Zimmer zurük that.

In der Lichtung des Thürfutters ſtanden zwei Frauengeſtalten. Die Vordere erkannte ich, es war daſſelbe alte Mütterlein mit dem ſchönen kleinfaltigen italieniſchen Bilderangeſichte, das geſtern in der Halle die Lampe angezündet, und mir dann meinen Freund Rikar geholt hatte. Sie trug mehrere ſehr weiße und friſche Linnen über den Arm, und hatte zwei kriſtallklare Flaſchen mit Waſſer in den Händen. Die zweite der beiden Geſtalten, die durch die erſte ein wenig gedekt war, war ein junges Mädchen von höchſtens zweiundzwanzig Jahren. Die Wangen waren äußerſt blühend und geſund, aber für die gewöhnliche Vorſtellung von Schönheit viel zu viel gebräunt. Die Stirne war lichter, aber doch noch dunkel genug. Die Augen waren bedeutend groß und glänzend, und ſchienen mir in dem erſten Augenblike ſchwarz. Die dunkeln Hare waren vorne geſcheitelt, und hinten in einem Geflechte mit einer goldenen Quernadel empor geheftet. Der Anzug war ein häuslicher und deutſcher.

„Ich bitte nur herein zu treten," ſagte ich.

Sie gingen herein.

„Lege nur die Linnenzeuge dort auf den Waſchtiſch hin, Cornelia," ſagte die jüngere, „ſtelle die Flaſchen dazu, und dann biſt du ſchon fertig."

Die Alte that, wie ihr befohlen worden war, und ging dann wieder fort.

Das junge Mädchen war nun allein bei mir, es ſah mich mit den großen Augen ruhig an, und ſagte: „Ich bin die Tochter des Franz Rikar; Sie haben ihn einmal in Wien in einer langen Krankheit gepflegt und gewartet; er iſt noch geſtern, da Sie ſchon ſchlafen gegangen waren, zu mir in mein Zimmer gekommen, und hat mir geſagt, daß Sie da ſeien, und daß Sie vielleicht länger bleiben würden, ehe Sie Ihre Reiſe nach Italien wieder fortſetzten. Ich bin alſo heute früh zu Ihnen gegangen, um Ihnen auf die herzlichſte und innigſte Weiſe, die es nur auf Erden gibt, zu danken, und Sie willkommen zu heißen.“

„Ach, Fräulein,“ antwortete ich, „was ich gethan habe, iſt ſo einfach und natürlich, das es keiner Rede werth iſt.“

„Es iſt einfach und natürlich,“ ſagte ſie, „viele Menſchen würden ſo handeln; aber eben ſo einfach und natürlich iſt es, daß derjenige, gegen den die Handlung gerichtet war, ſich bedankt. Ich ſtehe gewöhnlich vor Sonnenaufgang auf, ich hatte mir gleich geſtern vorgenommen, zu Ihnen zu gehen, und da ich heute in einer Verrichtung an Ihrem

Zimmer vorbei ging, und Sie in demſelben herum gehen hörte, holte ich mir die Amme Cornelia, daß ſie zugleich beſſeres Linnen und Waſſer mit herein brächte, und wir verſuchten, ob wir ſchon zu Ihnen kommen dürften. Sie waren wirklich angekleidet, und ſomit danke ich Ihnen noch einmal, verehrter Herr, was Sie an dem Manne gethan haben.“

„Ich bitte Sie ſehr,“ antwortete ich, „von dem Danke nichts weiter zu erwähnen.“

„Der Vater hat mir auch geſagt,“ entgegnete ſie, „daß Sie ein Landwirth ſeien, daß Sie Felder und Gärten haben, und daß Sie von der Pflege dieſer Dinge mit vieler Liebe und Wärme geſprochen haben. Sehen Sie, das iſt ſehr ſchön und lieb von Ihnen. Sie ſind wahrſcheinlich als Landwirth gewohnt, ſehr früh aufzuſtehen, die andern ſchlafen noch, obwohl die Sonne ſchon aufgegangen iſt; wenn es Ihnen daher nicht unangenehm wäre, ſo würde ich Sie vor dem Frühmale ein wenig herum führen. Sie ſehen, ich bin darnach angekleidet.“

Wirklich war ſie zu einem ſolchen Zweke gut gekleidet. Ich hatte den Anzug, da ſie ſo vor mir ſtand, ſchon früher bemerkt. Die Kleider waren kurz, und von einem Stoffe, der, wenn er beſchmuzt wird, leicht zu reinigen iſt. An den Füſſen hatte ſie zwar ſchlanke, aber feſte und weit hinauf reichende Stiefelchen an.

Ich ſagte, daß mir ihr Antrag großes Vergnügen mache, und daß ich ſofort bereit ſei.

Ich nahm meinen Hut, wir verließen das Zimmer und gingen die Treppen hinab.

Als wir in die Halle gekommen waren, in der geſtern das Mütterlein die Lampe angezündet hatte, ſagte ſie, ich ſolle ein wenig warten, ſie habe noch etwas zu thun. Sie ging in eine ebenerdige Stube hinein, und ich hörte ſie dort reden.

Sie ſprach immer in ſchönem reinem Deutſch, und ich hatte ſchon in meinem Zimmer geſehen, daß, wenn ſie die ſehr gut gefärbten Lippen aufthat, zwei Reihen ſehr ſchöner und geſunder Zähne zum Vorſcheine kamen.

Als ſie aus der Stube heraus trat, nahm ſie einen Strohhut, der an einem Nagel in der Halle hing, herab, ſezte ihn auf, und ſagte: „Nun bin ich in Bereitſchaft, kommen Sie.“

Wir gingen aus der Halle in den Garten. Was ich zum Theile ſchon von ihm geſehen hatte, beſtätigte ſich in ganzem Umfange. Er war durchaus ein Nuzgarten, ſehr viele Obſtbäume, theils Zwerg- und Lattenobſt, theils hohe reiche Stämme, ſtanden auf dem Raume umher, und hatten die Blumen, und eine große Menge verſchiedener Gemüſe unter ſich. Da wir uns etwas weiter entfernt hatten, ſah ich auch, was ich ſchon faſt vermuthet hatte, daß wirklich da keine Ortſchaft liege, ſondern daß dieſes Haus das einzige ſei, das ſich mit ſeinen Anlagen in dem Thale der Hochebene befinde. Gegen Norden, wohin ich früher keinen Blik gehabt hatte, zeigte ſich in geringer Entfernung eine bedeutende Felſenmauer, welche das ganze Anweſen vor kalten Winden ſchüzte. Das Haus, welches ich nun auch überſah, hatte zwei Stokwerke, war nicht zu weitläufig und nicht zu klein, und war von einigen Wirthſchaftsgebäuden umgeben, die offenbar erſt in neuerer Zeit gebaut worden waren. Die Mauern des Hauſes waren glänzend weiß übertüncht. Meine Begleiterin ſchien dieſe meine ſchnellen Blike auf die Lage des Ganzen nicht zu bemerken, weil ihr ſelber ja alles längſt bekannt und geläufig war. Sie ging voraus, ſo lange der

Weg enge war, wies auf verſchiedene Dinge und ſprach über ſie.

Als ich ihr meine Bemerkung mittheilte, daß hier die Blumen nach Gattungen bei einander ſtehen, ſagte ſie: „Die Pflanzen ſind in ihren Bedürfniſſen äußerſt verſchieden, daher kann man nicht jeder Gattung geben, was ihr noth thut, wenn alle unter einander ſtehen. Ich ſezte ſie daher allein, daß ich jede genau nach ihrer Art pflegen kann. Seit wir die Pflanzen verkaufen, iſt es natürlich um ſo mehr nothwendig, daß die einzelnen Gattungen ſehr ſchön ſeien.“

„Alſo haben Sie ſelber alle dieſe Pflanzen geſezt?“ fragte ich.

„Nicht gerade ich ſelber,“ antwortete ſie, „aber mit Beihülfe der Leute, die zu dieſer Beſchäftigung aufgenommen worden ſind. Es iſt ſehr ſchön, wenn man den Dingen die ihnen zugeartete Erde geben kann, wenn man ſie nach ihrem Begehren feucht oder troken halten, und ihnen nach Wunſch Licht und Schatten ertheilen kann. Dann ſind ſie auch dankbar, und werden ſo ſchön, wie man es vorher kaum geahnt hatte. Sehen Sie einmal.“

Mit dieſen Worten beugte ſie ſich nieder, und fuhr mit der Hand über einen ſehr dunkeln Wald von Ranunkeln. Ich hatte wirklich nie dieſe ſtämmigen, feſten, hohen und dunkeln Ranunkelblätter geſehen. Ich ſagte es ihr.

„Nicht wahr?" erwiederte ſie, und hatte ihre Freude darüber.

Dann zeigte ſie mir auch ihre Nelken, Levkojen, Roſen und anderes; ſie zeigte mir ihre Tulpenbeete, und die, wo ſie die Hiazinthen aus Samen ziehe.

„Ich habe," ſagte ſie, „wenn ihnen die Zeiten ganz beſonders günſtig waren, ſchönere Zwiebeln bekommen, als die ſind, die man aus Harlem bezieht."

Dann gingen wir um eine Eke zu den Gewächshäuſern. Sie waren ſonderbarer Weiſe ſehr viele, und meiſtens kleine, in deren einzelnen immer die zuſammengehörigen Gattungen ſtanden. Ich mußte mich faſt büken, da ich durch die gläſernen Käſtchen ging. Auch hier waren die einzelnen Pflanzen ſehr ſchön. Auf meine Bemerkung, daß größtentheils Modegewächſe da ſtünden, wie ich ſie jezt gar ſo viel auf meiner Reiſe geſehen hätte, antwortete ſie: „Ich habe Ihnen ja geſagt, daß wir die Pflanzen verkaufen, ich zöge ſie freilich lieber nach meinem Herzen, aber zu unſerem Zweke müſſen wir ſolche haben, die die Leute wollen. Die Leute ſind aber auch ſehr gütig, und nehmen unſere Waare gerne. Wir haben mehrere Eſel, wovon täglich einige mit Ladung nach Sanct Guſtav hinab gehen, und von dort an den See, wo die Sachen dann von verſchiedenen Händlern weiter verführt werden. Sie würden gewiß in mancher Uferſtadt von unſerem Obſte eſſen, wenn Sie zur Zeit der hieſigen Reiſe dort wären. Aber es geht auch noch weiter hinab, es geht bis dorthin, wo ſie viel beſſern Boden haben, als wir hier; aber bei uns in den Steinen wird das Obſt kräftiger, und es kommt nur darauf an, daß man die gehörige Sorge darauf verwende."

Da ſie ſo von dem Obſte ſprach, und ich auf die Bäume ſah, und an jedem ein Blechtäfelchen bemerkte, auf dem die Art geſchrieben war, da ich überhaupt die Reinlichkeit und gute Haltung der Bäume ſah, fragte ich ſie, ob ſie auch über die Bäume, ſo wie über die kleineren Gewächſe die Oberaufſicht führe.

„Freilich," ſagte ſie, „ich habe ja die jüngeren alle mit Hülfe unſerer Leute geſezt."

„Das iſt ja nicht möglich,“ antwortete ich, indem ich ihr in das Angeſicht ſah.

„Sie halten mich wahrſcheinlich für viel zu jung,“ ſagte ſie, „ich bin jezt fünf und zwanzig Jahre alt. Vor etwas mehr als ſechs Jahren haben wir die Stämmchen geſezt. Sie gedeihen vortrefflich. Die älteren ſind noch von dem Urgroßvater her. Vor mehreren Menſchenaltern glaubte man allgemein, daß dieſe Gegend durchaus nicht im Stande ſei, Bäume zu tragen; aber es iſt nicht wahr, wenn man nur beim Sezen recht tiefe und große Gruben lokert.“

„Aber,“ ſagte ich, „wo haben Sie denn die Kenntniſſe hergenommen, die man, wie ich zu meinem Schaden recht gut weiß, zu dieſen Dingen unumgänglich braucht?“

„Wo?“ antwortete ſie, „aus Büchern. Das ſah ich wohl ein, daß ich aus mir ſelber nichts wiſſe. Wo ſollte ich nun die Kenntniſſe finden, als in Büchern, in denen ſie ſtehen. Ich kaufte und lieh mir dieſelben zuſammen, und lernte. Freilich iſt mir hier ein Freund an die Hand gegangen, der mir die Wahl erleichterte, und mich wohl ſelber oft unterrichtete. Er hat in der Nähe ein großes Beſizthum und iſt jezt verreiſt. Da er täglich zurük kommen ſoll, ſo können Sie ihn kennen lernen, wenn Sie ſich länger aufhalten, er iſt ein vortrefflicher außerordentlicher Menſch. Er kömmt, wenn es ſeine Geſchäfte ein wenig zulaſſen, zu öfteren Zeiten zu uns herauf. Ich weiß nicht genau, woher ich mehr lernte, aus den Büchern oder aus ſeinem Unterrichte. Uibrigens hoffe ich ſchon nach und nach noch mehr zu lernen, was ich brauche."

Wir waren während dieſes Geſpräches unter den Bäumen in einem großen Bogen herum gegangen, und waren allgemach in die nördliche Gegend des Hauſes gekommen, wo der Garten mehr den Anblik eines Vergnügungsplazes gewann. Es war eine Kreisfläche von geſtreutem Sande da, in deren Mitte ein Waſſerbeken ruhte, das zwar den Stift, nicht aber den Strahl eines Springbrunnens hatte — es war eine gezimmerte Laube da, in der man eſſen, oder ſonſt ſich verſammeln konnte, und es war in einiger Entfernung ein Kaſtanienwäldchen aus alten Bäumen, in deren Schatten man ſich erfriſchen konnte.

Wir gingen quer über die Sandfläche hin.

„Die Schweſter hat wieder den Springbrunnen ſtehen gelaſſen,“ ſagte meine Begleiterin, ging gegen das Beken, ſchürzte den Arm auf, kniete auf den Steinrand, beugte ſich vor, und öffnete mit der Hand den Hahn, der an der meſſingenen Spize des Springbrunnenrohres angebracht war. Das zurükgehaltene Waſſer ſchoß in einem mächtigen Strahle empor.

„Sehen Sie, wie das prächtig iſt,“ ſagte ſie, nachdem ſie aufgeſtanden war, ſich die Hand abgewiſcht hatte, und wieder zu mir zurük gekommen war.

Wir gingen hierauf durch die Anlagen bis in das Freie hinaus, woſelbſt, wie ich ſchon früher bemerkt hatte, auch noch Bäume zwiſchen den Steinen auf ihren gelokerten Pläzen ſtanden. Meine Begleiterin ging mit ihren Stiefelchen, ohne weiter darauf zu achten, durch das thauige Gras. Als wir bis zu einer Stelle gekommen waren, wo wieder eine leichte Mauer von loſen zuſammen geleſenen Steinen lag, und wo man recht ſchön gegen die Felſenwand hinſehen konnte, die gegen Norden den Geſichtskreis ſchloß, blieb ſie ſtehen, und ſagte: „Hier iſt die Grenze unſeres Beſizthumes. Nur eine Kleinigkeit haben wir noch dort an dem Felſen, wo

Sie den Rauch aufſteigen ſehen; wir haben den dortigen Grund angeſchafft, weil er zu den Erdbrennereien ſo geeignet iſt. Das ganze Anweſen iſt klein, ich habe Ihnen alles gezeigt. Es iſt nichts mehr übrig. Es wurde bisher daraus gemacht, was nach den Verhältniſſen daraus zu machen war; aber es wird ſchon noch beſſer werden. — Sie müſſen gewiß lächeln, wenn Sie das anſehen. Bei Ihnen, denke ich, wird das alles weiter und breiter und prächtiger ſein. Wenn man ſo durch mächtige Felder und Wieſen wandelt, muß das einen erhebenden Umblik gewähren. Felder und Wieſen haben wir nicht, weil der Grund, den wir geerbt haben, zu klein dazu iſt. Auch ſind ſeit Menſchengedenken keine Felder hier geweſen: aber ich denke, warum ſoll es nicht möglich ſein, da doch Bäume, die ſo tief wurzeln, da Blumen, Kräuter und Gemüſe gedeihen, und der Regen nicht gar ſo ſelten iſt. Grund und Boden wäre hier nicht theuer — denken Sie nur, wie es ſchön wäre, wenn da bis zur Felſenwand im Frühlinge die Saaten ſtünden, und im Sommer die hohen Wagen belaſtet würden.“

„Ich zweifle keinen Augenblik, daß es möglich wäre," gab ich zur Antwort, indem ich die Fläche mit den Augen prüfte.

„Sehen Sie, ich auch nicht," ſagte ſie, „es ſind ſchon viele Dinge auf der Welt geworden, wie in den Büchern der Geſchichte ſteht. — Wer weiß, was noch geſchieht, wenn man nur zum Geſchehen ein wenig nachhilft. An mir ſollte es wahrlich nicht fehlen."

Wir blieben noch eine Weile ſtehen, und ſchauten gegen das naſſe in der Sonne funkelnde Gras der Haide. Dann wendeten wir uns zu dem Rükwege.

Sie führte mich durch die andere Seite des Gartens zurük. Dieſelbe war ungefähr, wie die, die wir bisher durchwandert hatten. Es zeigte Jegliches denſelben Zwek: Verwerthung der Gewächſe. Meine Begleiterin zeigte mir manches, und erklärte mir verſchiedene Dinge, die ich da anders fand, als ſonſt wo.

Als wir in die Eingangshalle gekommen waren, hing ſie ihren Strohhut wieder auf den Nagel, und führte mich die Treppen zu meinen Zimmern empor. An der Thür derſelben machte ſie mich auf ein im Futter des Holzes befindliches Fach aufmerkſam, und ſagte: „Solche Fächer haben wir bei allen Thüren machen laſſen, um dem ewigen Verlegen der Schlüſſel vorzubeugen. So macht man auf.“

Sie zeigte mir mit dieſen Worten, wie man verfahren müſſe, damit der Dekel des Faches aufſpringe.

„Da legen Sie den Schlüſſel hinein, wenn Sie fort gehen, und da werden Sie ihn wieder finden,“ ſagte ſie. „Ich muß Sie jezt verlaſſen, um mich zum Frühmale anzukleiden, bleiben Sie in Ihren Zimmern, ich werde Sie durch die Amme holen laſſen; denn es iſt nicht mehr viel Zeit übrig.“

„Ich danke Ihnen recht ſchön, mein Fräulein, für Ihre Güte und Freundlichkeit,“ ſagte ich.

„Sie ſind mir durchaus, durchaus keinen Dank ſchuldig,“ antwortete ſie, verneigte ſich, und ging in dem Gange zurük, woher wir gekommen waren.

Ich nahm nun den Schlüſſel, den ich während des Spazierganges in der Taſche getragen hatte, heraus, ſperrte meine Zimmer auf, trat ein, und legte den Hut auf den Tiſch.

Die Verhältniſſe meines Freundes Rikar ſind alſo der Art, dachte ich, daß es mit dem Plane, den ich in Hinſicht ſeiner gefaßt hatte, nichts iſt. Da das kleine Anweſen, welches ich ſo eben durchwandert hatte, und das Haus, in dem ich übernachtet hatte, ſein Eigenthum ſind; da er eine Tochter hat, die dieſes alles verwaltet, und da dieſe noch von einer weitern Schweſter geſprochen hat, die den Springbrunnen ſtehen gelaſſen habe, ſo iſt von irgend einer Verſezung auf einen andern Grund und Boden keine Rede. Auch muß ihn die Wirthſchaft, wie ich das aus meiner eigenen Erfahrung kenne, hinreichend nähren. Welche nun auch noch immer ſeine ferneren Verhältniſſe ſein mögen, die Urſache, aus der ich gekommen bin, iſt dahin. Ich vergrub ſie daher in meine Bruſt, und nahm mir vor, mit keinem Menſchen weiter davon zu reden.

Daß meine Begleiterin meine Verlegenheit nicht bemerkte, in die ich gerieth, als ich gewahr wurde, daß ich nicht zu einem armen Manne, gleichſam zu einem Bettler gekommen ſei, wie ich aus den Mittheilungen zu Meran vermuthen mußte, war natürlich, da ſie ja gar nicht ahnen konnte, daß ich nicht wiſſe, daß das Haus, in dem ich mich befinde, Eigenthum des Franz Nikar ſei. Ich ließ alſo alles gut ſein, und beſchloß, in weiterer Zeit ſchon zu ermeſſen, wie ich mich der anderweitigen Lage der Dinge nach zu benehmen hätte.

Mir war wohl während des Spazierganges auch das nächtliche Geigenſpiel eingefallen, aber ich fragte nicht darüber, weil ich nicht zudringlich erſcheinen wollte, und weil ſich ja alles von ſelber entwikeln müſſe, wenn noch einige Zeit verginge.

Als ich ſo eine Weile nachgedacht hatte, fiel mir auch das Frühſtük ein, und daß ich dabei zu erſcheinen hätte. Ich nahm daher ein Tuch, und verwiſchte ſo viel als möglich die Spuren des heutigen Morgenſpazierganges an meinen Kleidern, ordnete meine Haare vor einem Spiegel, und erwartete ſo gerüſtet die Ankunft der Amme.

Sie ließ nicht gar lange warten. Das alte Mütterlein mit dem Bilderangeſichte, das alſo, wie ich bereits wußte, die Amme war, kam nach ehrerbiethigem Klopfen zu mir herein, und ſagte, ſie habe den Auftrag, den Herrn in die Speiſeſtube zu führen.

Ich folgte ihr, ſie führte mich eine Treppe hinab, dann durch einen langen Gang, öffnete hierauf den Flügel einer hohen Thür, und ſagte, ich ſolle eintreten.

Ich trat ein. Das Gemach war ein ziemlich hoher Saal, deſſen Fußboden mit ſchönem verſchiedenfarbigem Marmor belegt war. Die Wände hatten hohe Fenſter, ſie hatten einige nicht unbedeutende Wandgemälde, ſonſt aber nichts Auffallendes. In der Mitte des Saales ſtand der gedekte Tiſch, mit den verſchiedenen Geräthen und Speiſen eines Frühſtükes verſehen. An der obern Seite des Tiſches in einem wohlgepolſterten und faſt thronartigen Seſſel ſaß eine ältliche Frau, deren Züge einſtige und vielleicht große Schönheit verriethen. Sie war in reines Weiß gekleidet, und die gefaltete Krauſe der Haube lief ſchön um die feinen lieblichen aber verblühten Züge des Antlizes. Ihre noch ſchönen Hände, die mit dem einzigen einfachen Goldreiſe der Ehe geziert waren, gingen aus dem Weiß der weiten Aermel hervor. Neben dieſer Frau ſaß ein junges ſehr ſchönes Mädchen, ebenfalls in völliges Weiß gekleidet. Es hatte dieſelben Züge wie meine Begleiterin, nur viel zarter und lichter gefärbt. Auf der andern Seite ſaß mein Reiſefreund in ſeinem gewöhnlichen Schwarz. Meine Morgenbegleiterin war noch nicht da.

Als ich eingetreten war, ſtanden alle auf. Mein

Reiſefreund ging mir entgegen, nahm mich an der Hand, führte mich zu der Frau, und ſagte, indem er meinen Namen nannte: „Dieſe iſt meine vielgeliebte Gattin Victoria, die mir ſchon durch eine Reihe von Jahren die Bürde des Lebens tragen hilft. Bleibe nur auf deinem Size, Victoria, mein Freund ſoll nicht wie ein Fremder behandelt werden.“

„Seid mir recht vielmal und aufrichtig in unſerem Hauſe willkommen,“ ſagte ſie, „bleibt lange bei uns, und ſeid wie ein Glied unſerer Familie; denn ihr ſeid einmal mit meinem Gatten ſehr gut geweſen, und das vergeſſen wir, wenigſtens in unſerer Familie, nie.“

Nach dieſen Worten, die ſie in ſehr ſchönem Deutſch geſprochen hatte, verbeugte ſie ſich, und ſezte ſich wieder in ihren Seſſel nieder.

„Dieſe iſt mein liebes Kind Camilla,“ ſagte mein Freund, indem er mich dem jungen Mädchen vorſtellte.

Das Mädchen neigte ſich ſehr ſittſam, und erröthete ein wenig; es öffnete aber den Mund nicht, um etwas zu reden. Ich verneigte mich, und ſchwieg ebenfalls.

„Die zweite von den Schweſtern iſt noch nicht da,“ ſagte mein Reiſefreund.

In dieſem Augenblike öffnete ſich die Thür, und meine Morgenbegleiterin trat ein. Sie war völlig umgekleidet, und hatte ein langes eben ſo ſchönes weißes Kleid an, wie die andere.

„Dieſe iſt meine zweite Tochter, Maria,“ ſagte mein Freund, indem er die Hand gegen das näher kommende Mädchen ſtrekte, „ein anderes Kind haben wir nicht mehr, dieſe zwei ſchließen den Kreis unſerer Familie.“

„Vater, ich kenne unſern Gaſt ſchon,“ antwortete das Mädchen, „wir ſind heute Morgens mit einander in dem Garten herum gegangen.“

„Alſo haſt du ihn ſchon herum geführt, und ihm vielleicht ſeine Morgenzeit genommen,“ ſagte der Vater.

„Wenn er zu Hauſe auch ſolche Dinge hat, ſo müſſen ihn ja dieſe hier freuen, wenn ſie gleich den ſeinen nachſtehen,“ antwortete Maria.

„Sie freuten mich in der That,“ ſagte ich, „und ich hätte meinen Morgen nicht beſſer und angenehmer zubringen können. Uibrigens, wenn Sie glauben, daß meine Gewächſe zu Hauſe ſchöner ſeien, als die Ihrigen hier, ſo irren Sie ſehr; ſie ſind nicht nur nicht ſchöner, ſondern es wird überhaupt nicht viele ſo ſchöne geben."

„Das kann dich freuen, Maria," ſagte der Vater.

Das Mädchen wurde bei dieſer Rede purpurroth, viel röther, als es ſich aus dieſem Anlaſſe hätte ergeben ſollen. Die andern ſahen freundlich, und wir ſezten uns zu dem Frühſtüke nieder.

„Verzeiht, daß wir euch nicht ſchon geſtern empfangen haben," ſagte die Mutter, „aber wir haben von eurer Ankunft nichts gewußt. Mein Gatte wollte wahrſcheinlich mich und Camilla, die wir uns bald in unſere Zimmer zurük gezogen hatten, nicht ſtören."

„Mir hat es der Vater wohl geſtern noch geſagt, erwiederte Maria, aber erſt ſo ſpät, daß von einem Empfange keine Rede mehr ſein konnte. Als ich des Abends ein kleines Mahl für einen Gaſt des Vaters bereiten ſah, konnte ich freilich nicht ahnen, wer dieſer Gaſt ſei."

Unter dieſen Worten begann das Frühſtük, es war ein einfaches deutſches mit einigen kleinen Zuthaten, die wohl meinetwegen vorhanden ſein mochten. Es wurde während desſelben von manchen Dingen geſprochen, und hauptſächlich aus Höflichkeit gegen mich meiner Reiſe erwähnt, von der ich erzählen mußte.

Als wir von dem Tiſche aufgeſtanden waren, bathen mich Rikar und ſeine Gattin, nun längere Zeit bei ihnen zu bleiben.

„Da eure Reiſe,“ ſagte er, „eine Vergnügungsreiſe iſt, ſo werden ihr mehrere Tage wohl keinen Abbruch thun; da ihr einmal hier ſeid, da ihr ſo gut gegen mich geweſen ſeid, wie kein anderer fremder Menſch, und da vielleicht viele Jahre vergehen können, bis ihr wieder einmal in dieſe Gegend kommt, ſo könntet ihr wohl einige Zeit in unſerer Familie zubringen, um zu ſehen, wie wir hier mit einander leben — ihr könnt mehrere Wochen oder Monate in unſerem Hauſe zubringen, das ſo einſam und abgeſchieden von der Welt da liegt.“

Da ich nun wirklich die Verhältniſſe hier ganz anders gefunden hatte, als ich erwarten konnte, und da mich in der That die ungemein herzliche und freundliche Aufnahme in dieſer angenehmen Familie ungewöhnlich freute, und mir einſamen Menſchen ſehr wohl that, ſo war ich nicht abgeneigt, auf einige Zeit meinen Aufenthaltsort hier aufzuſchlagen.

Ich ſagte daher: „Es freut mich ſehr, ſo gütig und zuvorkommend eingeladen zu werden, ich nehme die Einladung mit vielem Danke an; aber da ich nur ſo auf das Ungewiſſe hin, und blos um meinen Freund vorerſt zu finden, herauf gegangen bin, ſo bin ich durchaus mit nichts verſehen, was auch nur zu einem Aufenthalte von einigen Tagen unumgänglich nöthig iſt, auch wartet ein Fährmann am See auf mich: es wäre daher ſehr wünſchenswerth, wenn ich einen Boten bekäme, der zu meinem Fährmanne am See eine Botſchaft brächte, und zu dem Wirthe nach Riva, wo ich mein Gepäke habe, einen Brief trüge. Unter dieſer Bedingung kann ich einige Zeit hier verweilen, ſonſt muß ich ſelber heute noch zu dem See hinab gehen.“

„Einen Boten könnt ihr ja ſogleich von unſern Leuten haben,“ ſagte Rikar, „geht nur auf eure Stube, wo ihr Schreibzeug findet, und fertigt den Brief an, alles wird bald in Ordnung ſein. Und wenn ihr geſchrieben habt, ſo werde ich zu euch kommen, daß wir uns bereden, wie wir den heutigen Tag zubringen wollen."

Das war nun gut. Ich erklärte meine Bereitwilligkeit zu ſchreiben, wir trennten uns vorläufig, und ich ging auf meine Zimmer.

Dort ſchrieb ich an den Wirth zu Riva, ich ſende ihm hier meinen Schlüſſel, der die Lade öffne, in welcher meine Kleider liegen, die ich zu dem gewöhnlichen Gebrauche bedarf. Dieſe möchte er mir durch den Boten ſchiken. Den Koffer und das andere, was ſich noch in dem Zimmer befinde, möchte er ſtehen laſſen, bis ich nach Riva zurükkehre.

Als ich dieſen Brief beendigt und geſiegelt hatte, pochte es an die Thür, und Maria kam mit einem ältlichen Manne herein.

„Das iſt der Bote," ſagte ſie, „der Ihre Sache gut beſorgen wird. Battiſta, merke wohl auf, was dir dieſer Herr ſagt, und thue genau ſo, wie er es haben will, ich werde ſchon auf dich denken."

„Ja, Signora, ich werde es genau thun," ſagte der Mann.

Ich gab ihm hierauf das Fahrgeld, welches ich dem guten Gerardo ſchuldig war, und ließ demſelben ſagen, daß er nach Hauſe fahren möchte, und daß ich ihn ſchon noch beſuchen würde, wenn ich nach Riva zurük gekommen wäre. Zum Zeichen, daß ich es ſei, der den Bothen ſchike, gab ich demſelben meine Ledertaſche mit, und ſagte ihm auch, er möge alle meine Dinge, die noch in Gerardos Schiff ſeien, zu dem Wirthe nach Riva bringen, dem er auch dieſen Brief übergeben ſolle, worauf er mit den Sachen, die er von dem Wirthe erhalten würde, wieder hieher zurük kommen müſſe.

Als ich den Boten ſo unterrichtet hatte, und als ich mir von ihm die ganze Botſchaft noch einmal hatte wiederholen laſſen, entließ ich ihn.

Hierauf kam ſogleich Rikar mit ſeiner Gattin zu mir herauf und ſagte: „Ich drüke euch noch einmal meine Freude aus, lieber Herr, daß ihr hier bleibt, nehmt vorlieb mit dem, was wir biethen können, wir werden ſuchen, euch den Aufenthalt ſo angenehm zu machen, als es möglich iſt, und wünſchen, daß ihr denſelben recht lange, lange hinaus dauern laſſen möget. Jezt ſagt nur, wie wünſchet ihr den heutigen Tag zuzubringen, und was ſoll ich thun, daß er euch auf das Angenehmſte verfließe?“

„Freund Rikar,“ antwortete ich, „wenn ihr mir den Aufenthalt ſo angenehm machen wollt, als es mein Wunſch iſt, ſo ändert in eurem ganzen Hausweſen gar nichts, als daß um eine Perſon mehr iſt; nehmet an, dieſe Perſon ſei ſchon lange hier, und gehe im Hauſe herum, wie es etwa ein weitläufiger Verwandter thun würde, der bei euch im Hauſe lebte. Je weniger ich euch gebunden fühle, je weniger ich ſelber gebunden bin, deſto leichter und freier und angenehmer vermag ich mich zu bewegen. Was den heutigen Tag anbelangt, ſo bin ich durch meine Beſchäftigung gewohnt, mich viel zu bewegen, ich würde daher jezt, wenn nichts dagegen iſt, einen Spaziergang machen. Ohnehin iſt eure Gattin noch in Morgenkleidern, vieles in dem Hauſe mag zu ordnen ſein, und ihr dürftet vielleicht ſelber einige Geſchäfte haben. Wenn ich von dem Spaziergange zurük komme, und ihr Zeit habt, ſo würde ich euch ein wenig um eure Geſellſchaft bitten, ob ihr mir vielleicht manches in eurem Hauſe zeigen wollt, wie man es gerne mit Freunden thut, oder ob ihr auf eine andere Weiſe die Zeit hinbringen wollt.“

„Seid in unſerm Hauſe ganz unabhängig, und thut, wie es euch gefällt," ſagte die Mutter, „in dem Gange des erſten Stokwerkes, Zahl ſechs, iſt eine Thür, welche zu meinen und Camillas Zimmern führt. Sie ſtehen täglich von zehn Uhr Morgens an offen; wollt ihr uns beſuchen, ſo wird es uns ſehr freuen. Im Uibrigen kommt und geht, wie es euch beliebt, und benehmt euch nach Wohlgefallen: nur bedenkt immer, daß ihr bei Freunden ſeid, die euch ſehr wohlwollen."

„Ich danke noch einmal auf das wärmſte für die freundliche Aufnahme und Einladung," ſagte ich, „die größte Freude, die mir bisher in eurem Hauſe zu Theil wurde, Freund Rikar iſt die, daß ich euch ſo wohlbehalten in dem Schoße einer lieben Familie finde."

„Das bin ich, das bin ich," ſagte er, indem er meine dargereichte Hand annahm, und ſie ſchüttelte.

Hierauf beurlaubte er ſich mit ſeiner Gattin, um mich nicht ferner zu beirren, und Maria, die ſchweigend da geſtanden war, folgte ihnen.

Weil nun wirklich in meinen Zimmern noch nicht zuſammen geräumt war, da ich den Schlüſſel in der Taſche herum getragen hatte, und weil es meine

Gewohnheit iſt, mir in jedem neuen Aufenthaltsorte die Gegend zu beſchauen, ſo beſchloß ich, meinen Spaziergang zu machen.

Ich nahm den Hut, ging zur Thür hinaus, ſperrte ſie ab, und legte den Schlüſſel in das Fach, welches mir Maria anempfohlen hatte. Ich ging über die Treppen durch die Halle, und durch den großen Gartenweg hinaus. Dort wendete ich mich aber ſeitwärts, um nach der entgegengeſezten Seite zu gelangen, als von der ich geſtern gekommen war, und wo möglich eine Anhöhe zu gewinnen, um herum ſchauen zu können. Ich war ſehr bald aus den grünen Anlagen, und befand mich jenſeits des Beſizthums. Hier war es wirklich wieder ſo, wie dort, wo ich mich geſtern genähert hatte. Das Haus mit ſeinen Anlagen war der einzige bewohnte Flek auf der Hochebene. Ich ging nun über denſelben fahlen Raſen, wie geſtern, und über dasſelbe harte Geſtein, nur daß jezt ein tiefblauer Himmel und ſeine funkelnde Morgenſonne darüber ſchwebten.

Der Thau war ſchon von den kurzen Gräſern gewichen, die Luft war noch nicht heiß, ſondern erquikte, und ich ging daher gerne immer weiter und weiter. Bei meinem Beſtreben, auf eine Anhöhe zu gelangen, wo freilich die Felſen immer mehrere wurden, unterſtüzte mich der Raſen; denn wie dicht auch das Geſtein ſtarren mochte, ſo zog ſich doch immer wenigſtens ein dünner Streifen Grün hindurch, auf dem ich empor gehen, und in deſſen Lokerheit ich meinen Fuß einſezen konnte. Meine Mühe belohnte ſich nach und nach, und ich kam immer höher hinauf. Endlich war ich auf der Wölbung des Hügels, wie ich bezwekt hatte, angekommen. Ich wendete mich um, und ſah auf das Ganze hinab. Welche Einſamkeit! Wie eine Inſel lag das weiße übertünchte Haus mit dem Grün ſeiner Bäume und Gemüſe in dem allgemeinen grau blau und violettlich duftenden Grunde, der eine Geſtalt hatte, wie überall auf der Höhe des Gebirges. Die Schindeldächer des Hauſes hoben ſich nicht einmal von der Allgemeinheit des Ganzen heraus, ſondern waren in ihrem Grau wie über dem Hauſe ſchwebende Steine. Das ältere Holzwerk, welches angebaut war, erſchien ebenfalls in der aſchenhaften Farbe, ſo daß das weiße Haus und das friſche Grün der Bäume und Gewächſe in der Unendlichkeit und Breite dieſer einförmigen Umgebung von ferne ausſah wie eine weiß und grün geſtikte Roſe auf grauem Grunde. Und über das Ganze war ein ſo tiefes Schweigen ausgebreitet, daß gerade die Feierlichkeit der Oede durch dieſes menſchliche Haus eher vermehrt, als vermindert wurde.

Wie es mir jedes Mal geſchieht, daß, wenn ich einmal im Gehen bin, ich immer weiter gehe, ſo geſchah es mir auch hier. Ich beſchloß, da ich dieſe Anſicht genoſſen hatte, nun noch höher zu ſteigen, um eine noch weitere zu genießen. Ich wollte wo möglich den höchſten Kamm der Felſen zu erreichen ſuchen. Derſelbe lag in jener Reihe, die ſich im Norden des Hauſes dahin zog. Ich ging friſch an die Unternehmung, und harrte troz der größer werdenden Hize aus. So gelangte ich endlich auf die Schneidelinie des Geſteins, von der ich auch in die jenſeitigen Gegenden hinab ſah. Ich ſah aber auch die ganze Linie des Weges, auf dem ich geſtern von dem Bühel des Hieronimus bis hieher gegangen war. Ich erblikte Spize an Spize in demſelben Grau, wie bisher; nur weit draußen zwiſchen matten Zinken lag das friſche Blau ſehr ferner Berge, wie ich es in meiner Heimath zu ſehen gewohnt war. Den

Dunſtſtreifen der Lombardie ſah ich nirgends, ich wußte auch gar nicht, in welcher Richtung er ſein ſollte.

Ich ſah rechts, ich ſah links in verſchiedenen Richtungen. Uiberall war die größte Mannigfaltigkeit der Geſtalten, und überall doch die größte Gleichmäßigkeit, und überall das blauliche Heraufdämmern der Schatten aus den Gründen.

Als ich lange geſtanden war, und als ich lange herum geſchaut hatte, und als die Sonne bereits ſchon einen großen Theil ihres Vormittagsbogens zurük gelegt hatte, dachte ich an den Rükweg. Ich wollte denſelben nicht auf den Umkreiſen, auf denen ich herauf gekommen war, zurük legen, ſondern ich ſah mich nach der geradeſten Richtung um. Allein dieſe hatte die größten Schwierigkeiten, und ich wäre in üble Lagen gekommen, wenn mir nicht meine Gewandtheit im Bergſteigen, die ich mir in meinen Jünglingsjahren erworben hatte, beigeſtanden wäre. Nach dem verwikeltſten Klettern in gebrochenen und in zertrümmerten Linien kam ich endlich nicht weit von dem Rauche, wo Rikar die Erden brennen läßt, herunter, und ging auf dem ſtraffen und ſchwellenden Raſen dem Hauſe zu.

Als ich in meine Zimmer gekommen war, ſah ich, daß dieſelben nicht mehr meine Zimmer von geſtern waren. Alles war in denſelben im Laufe des Vormittages verändert worden, und ich traf noch die Leute, welche eben im Begriffe waren, die Veränderungen zu vollenden.

Auf mein Befragen antwortete der Mann, den ich ſchon geſtern als Gärtner oder dergleichen beim Aufdeken zu meinem und Rikars Abendmale bemerkt hatte: „Eigentlich hat uns Signora Maria ſchon am Morgen in der Halle unten, da ihr mit ihr in den Garten ginget, den Auftrag gegeben, dieſe Geräthe nach und nach in die Zimmer zu tragen; aber da der Zimmerſchlüſſel nicht in ſeinem Behältniße lag, konnten wir nichts thun. Deßhalb haben wir es jezt bewerkſtelliget, da ihr aus waret, damit wir euch nicht beunruhigten. Nur noch die Seſſel ſind herein zu ſtellen, und dann ſind wir fertig."

Alſo das war es, dachte ich, was ſie am Morgen, da ſie den Strohhut genommen hatte, noch zu befehlen gehabt hatte, und darum war es, daß ſie mir ſagte, daß ich den Schlüſſel immer in ſein Fach legen ſollte.

Man hatte mich nicht nur beſſer eingerichtet, ſondern meine zwei Zimmer auch noch mit einem dritten vermehrt. Die Thür nehmlich, vor welcher der Kaſten geſtanden war, war geöffnet, und ich konnte in das angrenzende Zimmer gehen, deſſen Fenſter nach Norden ſchauten, und mir die Felſenwand, und den Rauch vor ihr, der etwas näher herwärts war, und den funkelnden Strahl des Springbrunnens ganz in meiner Nähe zeigten. Die Geräthe, die ich jezt hatte, waren ganz neu. Was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit beitragen konnte, war da. Ein anderes Bettgeſtelle, andere Seſſel, andere Käſten, ſchöne Tiſche, ein Sopha mit ſchwellenden Kiſſen, ein Schreibtiſch mit allem Nothwendigen verſehen, eine Wanduhr, die ihr geſelliges Piken ertönen ließ, Vorhänge, die in blendender Weiße die Fenſter dekten, und die Zimmer mit lauſchender Dämmerung füllten, und endlich ein großer Stoß von Büchern, die auf einem Geſtelle lagen, und auf mein Beſchauen und Unterſuchen warteten. Ich muß geſtehen, daß ich ſo ſchwach war, daß mich dieſe Aufmerkſamkeit ſehr freute. Was mir aber demohngeachtet wieder abging, waren Bilder es hing nehmlich kein einziges, nicht einmal der allerunbedeutendſte Holzſchnitt, an der Wand. Es war dieſe Bemerkung von meiner Seite natürlich, indem ich von meinem Hauſe gewohnt war, mich immer von den Kupferſtichen der Tante umgeben zu fühlen. Auch beſaß ich einige werthvolle alte Bilder, die in einigen Zimmern zerſtreut waren, und vor denen ich gerne ſtand. Ich hatte ſie mir in der Zeit, da ich noch ſchwärmte, von einem guten Theile meines väterlichen Erbes angeſchafft, was namentlich den Zorn meines Oheims ſehr anfachte; denn ich hatte nach und nach eine kleine Sammlung von Gemälden zuſammen gebracht, die mich unermeßlich ergözten, aber ich hatte nicht mehr ſo viel Geld, daß ich ordnungsgemäß in den Jahren, die noch vor mir lagen, hätte leben können.

Als ich den Gärtner — denn das war er unſtreitig, wie mir immer klarer wurde — gefragt hatte, wo die früheren Geräthe hin gethan worden ſeien, damit ich mir meine Dinge, die in deren Laden wären, hole, als er ſie mir gezeigt, als ich dieſe Sache in Ordnung hatte, und er fort gegangen war, ſezte ich mich in die Kiſſen meines Sophas nieder, und ſchaute unthätig in das Zimmer hinaus, weil ich erſtaunlich ermüdet war.

Die Kühle, welche hier herrſchte, und gegen die große Hize, die draußen nach und nach anzuwachſen begann, angenehm abſtach, die liebliche Lichtbrechung, die durch die Fenſtervorhänge erzeugt wurde, die ſanften Kiſſen, in denen ich ruhte und der Anblik dieſer ſchönen Geräthe, wie ich ſie von Kindheit an gewöhnt war — das alles ſprach mich übereinſtimmend und regelmäßig an, ich blieb ſizen, genoß meiner Ruhe, und war ſo in dieſelbe verſenkt, daß ich mir nicht einmal eines der da liegenden Bücher holte, um in demſelben zu blättern, und zu ſehen, was es enthalte.

Dieſen meinen Zuſtand mußte wohl Rikar geahnt haben; denn obwohl er mich nach Hauſe kommen geſehen, und mich von meinem Fenſter aus gegrüßt hatte, kam er doch nicht in mein Zimmer, um mich der Verabredung gemäß in dem Hauſe herum zu führen, oder ſonſt die Zeit mit mir zuzubringen; ſondern er ließ mich allein und ließ mich erholen.

Als ich endlich nach einer Weile ſchon wieder anfing, gelegentlich herum zu gehen, und dies und jenes anzuſchauen, pochte er, und kam herein.

Er fragte mich, ob ich von dem Spaziergange ſchon ausgeruht hätte, und als ich dies bejahte, trug er mir an, mich in dem Hauſe herum zu führen.

Er führte mich in alle Räume, die nicht beſonders zu einem ausſchließlichen Gebrauche eines Familiengliedes beſtimmt waren, und zeigte mir alles und erklärte mir alles. Das Haus hatte eben nichts Beſonderes, aber ſeine Gelaſſe waren räumlich, und die Aufbewahrungsorte der Pflanzen waren eigenthümlich und zweckmäßig eingerichtet. Sie waren, wie manches in dieſem Hauſe, erſt in neuerer Zeit errichtet, und erregten meine beſondere Aufmerkſamkeit. Rikar hatte an meiner Theilnahme große Freude. Bei dieſem Gange durch das Haus ſah ich auch die Zimmer, welche geplündert worden waren, um die meinigen einzurichten.

Als wir von der Rundſchau zurük gekommen waren, blieb er bei mir, und wir redeten von verſchiedenen Dingen. Ich erzählte ihm, wo ich am Vormittage geweſen ſei, und er ſagte, ich müſſe vorſichtig ſein; denn oft ſchieße wider Vermuthen hier das Geſtein ſenkrecht ab, daß man ſich verwirren, oder nur mit Lebensgefahr herab kommen könne. Ich ſuchte ihn darüber zu beruhigen, und ſagte, daß ich in meiner Heimath als einer der beſten Alpenſteiger bekannt ſei, und daß ich die Merkmale gangbarer Richtungen ſchon recht gut zu unterſcheiden wiſſe.

Im Verlaufe des Geſpräches kamen wir auf Hieronimus Rüdheim, und er erzählte mir von ihm, daß er ein Tiroler aus dem Innthale ſei, daß er einmal viel Vermögen beſeſſen, manches auf einen ungerathenen Neffen verwendet, und manches unter arme Leute vertheilt habe. Er beſitze einen großen Meierhof, auf dem er im Winter lebe. Den Sommer bringe er gerne in ſeinem kleinen Häuschen in der Schlucht zu, weil es da viel kühler und einſamer ſei. Er komme öfter in die Meierei hinab, und Knechte und Mägde gehen öfter auf und nieder, damit das Geſchäft im Gange ſei. Man habe ihn wegen dieſem Häuschen den Einſiedlerbauer genannt. Er ſei ein ſehr rechtſchaffener uneigennütziger Mann, und habe ſich gegen ihn ſelber, als er von Meran hieher kam, als edlen hülfreichen Freund gezeigt.

Unter ſolchen Geſprächen kam endlich die Zeit des Mittageſſens heran. Es wurde in demſelben Saale verzehrt, in welchem wir das Frühmal eingenommen hatten. Die Frauen waren jezt ſtatt mit dem weißen Morgengewande mit den bunten Kleidern des Tages angethan.

Nach Tiſche iſt es gebräuchlich, den heißeren Theil des Tages in ſeinen Zimmern zuzubringen. Ich benüzte die Muße, um die Bücher, welche man mir hergelegt hatte, zu beſehen, und mir diejenigen bei Seite zu legen, in denen ich allenfalls leſen mochte.

Als ſich die Wärme etwas gemildert hatte, wurde ich von meinem Freunde Rikar neuerdings beſucht und beſcheiden gefragt, ob ich einen Theil meiner Zeit mit ihm und ſeinen Angehörigen zubringen wollte. Ich bejahte es bereitwillig, und er führte mich in den Garten hinunter. Wir trafen hier am Rande des Kaſtanienwäldchens die Geſellſchaft, und es wurde das Veſperbrot bereitet. Maria ließ Milch, Käſe und andere Dinge, die ſich ſchikten, herbei bringen, und Camilla beſchäftigte ſich damit, dieſelben auf dem Tiſche zu ordnen. Wir hatten die

Ausſicht nach allen Richtungen des Anweſens. Im Garten zog einer den Ziehbrunnen, daß das Waſſer in große Gefäße laufe. Andere ſchöpften es aus dieſen heraus, und begoſſen die Gewächſe. Einige jäteten in den Gemüſen, andere reinigten die Bäume, und manchmal kam eines herzu, und rief Maria bei Seite, um mit ihr etwas zu reden. In einer kühlen Gartenhalle wurden bereits die Gegenſtände gereinigt und geordnet, welche zunächſt an der Reihe waren, verſendet zu werden. In dieſer Einſamkeit iſt man gewohnt, auf die einfachſten Dinge als wie auf Abwechslungen zu ſchauen. Wir ſahen auf die Vorragungen und Felſen der Landſchaft, und bemerkten, wie ſich die Schatten derſelben allgemach wendeten, und nach anderen Richtungen wieſen.

Als es Abend geworden war, ſchlug man einen Spaziergang vor. Die Mädchen nahmen ihre großen Strohhüte und wandelten neben uns her. Hier ſah ich die Aehnlichkeit der Schweſtern. Neben dem dunkeln bräunlichen Angeſichte Marias hob ſich das lichte und weiße Camillas hervor; es hatte dieſelben Züge, nur weicher, und die Wangen waren mit dem Anhauche der lieblichſten Röthe bedekt. Die Augen waren gleich, nur blikten Marias feuriger und entſchiedener.

Rikar führte uns zu dem ſogenannten Brünnlein. Es war dies eine Falte der Berge, gleichſam eine ſchiefe Grube, die nur nach einer Richtung hin die Ausſicht offen ließ. Auf dem Grunde der Grube quoll ein wunderbar klares Waſſer hervor, füllte ein Beken, in dem es wie ein Spiegel ſtand, und ließ den Ueberfluß längs der Haide dahin rinnen. Rikar hatte Steinſize herum machen laſſen, weil die Familie gerne an die Stelle ging, und da ſaß. Wir blikten gegen die Anhöhen, die weit draußen an dem grünlich matten Himmel hinzogen, und ſahen, wie die müden Nachmittagslichter auf den fahlen Raſen derſelben hinſchweiften. Die Einſamkeit der Lage dieſes Hauſes hatte etwas ſo Eindringliches, daß es faſt wie Traurigkeit ausſah.

Die Mutter hatte meinen Gedanken errathen, oder ſie mochte in der unglaublichen Abgeſchiedenheit des Ortes, an dem wir ſaßen, von ähnlichen Gefühlen ergriffen ſein; denn ſie ſagte: „Wir ſind nicht ganz ſo abgeſchieden und von der menſchlichen Geſellſchaft getrennt, als ihr etwa glauben mögt: wir werden euch einmal auf das Gratek hinauf führen, von wo man nach Sanct Guſtav und in die andern bewohnten Thäler hinab ſieht. Auch kömmt mancher Freund zu uns herauf, und wir kommen manchmal hinunter. Im Winter iſt es faſt noch geſelliger, weil da die Menſchen, wenn man die Höhen und Häuſer verſchneit und unzugänglich vermuthen ſollte, gerade abſichtlich zuſammen kommen, und ſich Geſellſchaft leiſten, und Vergnügungen veranſtalten, um den traurigen Winter und die Einförmigkeit und die Kürze der Tage zu betrügen."

„Wenn die Zeit ſchön bleibt, und meine Geſundheit es zuläßt," ſagte Rikar, „ſo werde ich euch einen Genuß ganz anderer und ſeltener Art bereiten. Ich werde euch auf die Apoſtaſpize geleiten, von welcher aus man das ganze nördliche Italien überſieht, und an durchſichtigen Tagen gar den Glanz des Meeresſpiegels erblikt."

„Dann haben wir hier auch noch ſchöne Dinge," ſagte Maria, „die Hallthäler, die Krummweiden, die Erkſpizen, die Grünbrüche, die Langhänge und anderes."

Wir ſaßen auf den Steinbänken und neben dem klaren Waſſer, bis die Sonne untergegangen war, und die Gegend ſich mit der gleichmäßigen Farbe der beginnenden Dämmerung bedekte. Dann gingen wir bei einem leiſe wehenden Lüftchen, aber auf einem ganz andern Wege, als auf dem wir her gekommen waren, und in einem großen Umkreiſe nach Hauſe.

Als wir dort angekommen waren, ſagte man mir, daß mein Bothe zurükgekehrt ſei. Ich ging gleich auf meine Zimmer um zu ſehen, wie gut er ſeine Sachen vollbracht habe. Ich fand alle die Kleider, die ich von dem Wirthe begehrt hatte, nebſt dem Kaſtenſchlüſſel, den er zurük ſchikte. Dabei lag eine abſcheuliche Quittung von der Hand Gerardos, in welcher er mir anzeigte, daß er ſeinen Jährlohn richtig erhalten habe, und daß er den Wein gut aufbewahren wolle, bis er bei ihm erhoben würde. Battiſta hatte alſo ſeine Sache gut gemacht, und ich ging in den Hof hinab, um ihm ſeinen Lohn zu ertheilen. Er ſtand, ſo viel es die Dunkelheit zuließ, in einer Stellung, daß ich die Abſicht deutlich erkannte, daß er ſich leicht wolle finden laſſen. Ich gab ihm ſeine Gebühr, und verſicherte ihm auf ſeine Bitte, daß ich es auch Signora Maria ſagen möchte, daß er ſeinen Auftrag gehörig vollbracht habe, ich würde es ſchon thun.

Hierauf ging ich wieder hinauf, brachte die Sachen in Ordnung, und war ſo kindiſch, zum Abendeſſen einen ſchwarzen Frak anzuziehen, wie ihn mein Reiſefreund ſtets an hatte.

Wir ſaßen nach dem Speiſen länger beiſammen, als es wohl ſonſt bei dieſer Familie gebräuchlich ſein mochte, und es löste ſich das Band der Rede immer leichter, je mehr wir mit einander bekannt wurden. Endlich trennten wir uns, und jedes ging mit ſeinen Lichtern auf ſeine Zimmer.

Als ich in meiner Wohnung war, verſchloß ich mich durch den inneren Riegel gegen außen, ſtellte die Lichter auf den Tiſch, und warf den ſchwarzen Frak über das Sopha.— Thereſa Milanollo war alſo ein verborgenes Geheimniß geweſen. Ich war begierig, ob ich heute die Muſik wieder hören würde, über die den ganzen Tag auch nicht die geringſte Erwähnung geſchehen war. Ich ging in das zweite Zimmer, und öffnete das Fenſter, durch das eine ſtille laue glänzende Nacht herein ſchaute; denn das Lüftchen, das am Abende geweht hatte, hatte ſich auch völlig wieder gelegt. Ich ſchaute, wie geſtern, eine Weile in die dunkle Gegend hinaus. Als ich mich von dem Fenſter entfernte, um mich zum Schlafengehen zu entkleiden, ließ ich die Flügel desſelben offen ſtehen. Ich hatte am Nachmittage unter den Büchern, die man mir her gelegt hatte, auch Göthes Reiſe nach Italien gefunden. Dieſe nahm ich vor, und beſchloß, darin zu leſen. Ich ſtellte, da ich entkleidet war, die Lichter zu meinem Bette, legte mich nieder, und nahm das Buch in die Hand. Obwohl mir das Werk ohnehin ſehr gut bekannt war, übte es doch wieder eine ſehr freundliche Wirkung auf mich aus, und ich las länger, als ich vorgehabt hatte. Dann löſchte ich die Lichter aus, und entſchlief. Ich ſchlief, ſo zu ſagen, nur mit halb geſchloſſenen Augen, um durch die Töne, wenn ſie begännen, ſogleich gewekt werden zu können. Aber ich wurde nicht gewekt, und die Nacht blieb fortdauernd ſtille. Nur den fernen Tritt der Saumthiere vernahm ich, als man ſie mit ihrer heutigen Laſt bepakt hatte, und von der hintern Gartenhalle aus auf dem Wege nach Sanct Guſtav hinab führte. Dann ſchlummerte ich wieder weiter, bis ich durch den Anbruch des

Tages erwachte, der troz der Vorhänge mit einer flammenden Morgenröthe zu mir herein ſah.

Ich ſtand auf und kleidete mich an.

Das war alſo der erſte Tag geweſen, den ich in Nikars Hauſe zugebracht hatte. Ihm folgten nun mehrere, die ſich alle bei der Einfachheit der Familie glichen. Sie waren alle im ganzen Hauſe ſo freundlich und zuvorkommend gegen mich, daß mir der eingegangene Vertrag, einige Tage hier zuzubringen, eine Annehmlichkeit war, und daß mir die Urſache, derentwillen ich gekommen war, ſo ferne wurde, als läge ſie ſchon Jahre hinter mir. Ich theilte mir meine Zeit ein, machte weite Spaziergänge in alle Theile des Hochgeſteines, um ſie kennen zu lernen, und kam von ſolchen Gängen zuweilen erſt gegen Abend in das Haus meines Freundes zurük. Es war ſonderbar, daß ich hiebei ſah, daß die verdorrte Fichte auf dem ſchwarzen Steine, die ihre zarten abgeſtorbenen Zweige ſo düſter in den Himmel tauchte, wirklich der einzige Baum in dem ganzen Umkreiſe der Gegend war.

Ich kam einmal in Marias Zimmer, die auf demſelben Gange, wie Nikars, und nicht weit von ihnen lagen. Sie ſahen, wie eine Kanzlei aus. Viele Papiere und Bücher lagen in der muſterhafteſten Ordnung herum, auch ſah man Proben von Landwirthſchaftsgegenſtänden in Fächern oder Papieren aufbewahrt. Das Mädchen ſchlief in dieſen Gemächern mit der Amme und einer Magd, um in jedem Augenblike, wo es nöthig ſein ſollte, gewekt werden zu können. In die Zimmer Camillas und der Mutter war ich noch nicht gekommen, obwohl ſie mich öfter dahin eingeladen hatten; denn wir brachten ſchier die meiſte Zeit im Freien zu, da das Wetter gar ſo ſchön war. Ich konnte wirklich nicht ſagen, wie eine Wolke auf dieſer Hochebene ausſähe, und ich konnte mir einen trüben Tag auf derſelben nicht vorſtellen. Nur in der heißeſten Tageszeit, wie ich bereits ſagte, war man auf ſeinen Zimmern. Ich las da meiſtens etwas, oder ſtand an dem Fenſter und ſah hinaus. Und ſelbſt da ſah ich manchmal Maria, von ihrem breiten Strohhute überſchattet, in dem Garten wandeln, und ſah das hohe Roth des Sonnenſtrahls und der emſigen Geſchäftigkeit auf ihren Wangen.

Wir wurden alle immer vertraulicher, ſo daß von den einigen Tagen des Bleibens keine Rede mehr war, ſondern daß ich immer wieder blieb, und wieder blieb.

Maria war ſo ehrlich und offen, wie ſie ſich gleich am erſten Tage gegen mich gezeigt hatte. Rikar war gerade ſo, wie er bei unſerer Reiſebekanntſchaft und dann bei unſerem Aufenthalte in der Dreifaltigkeit geweſen war. Er war der einfache beſcheidene Mann, der ſich mit ſeinen Verhältniſſen nicht aufbringt, aber er war freundlich gefällig, und zeigte eine beſondere Zuneigung und Anhänglichkeit an mich. Die Mutter war zwar ebenfalls nicht zuvorkommend und mittheilſam mit ihren beſonderen Verhältniſſen, aber ſie war einfach, war klar, anmuthig, und hatte jene Offenheit, aus der man ſieht, daß man bei einer Familie willkommen iſt. Camilla kümmerte ſich um die Gartenangelegenheiten nicht ſo, wie Maria, ſondern ſie pflükte nur zuweilen Blumen, und machte Kränze. Sie war ſehr weich zart und edel, aber es war etwas ſonderbares an ihr, etwas verwelkendes und verblühendes, als hätte ſie einen geheimen Kummer, und als zehre ein innerer Gram an ihr. Beide Mädchen hatten die Bildung der höheren Stände erhalten, das ſah man an dem geregelten und ruhigen Benehmen derſelben.

Wir waren einmal, wie die Mutter vorgeſchlagen hatte, auf das Gratek gegangen. Es war dies ein nicht gar weit von dem Hauſe gelegener Punkt von unbeträchtlicher Höhe, der aber wegen ſeiner günſtigen Lage eine bedeutende Ausſicht both. Wir ſahen Sanct Guſtav in einer grünen üppigen Thalfurche liegen, die ſich zwiſchen kahlen Bergen dahin zog, wir ſahen manche Landhäuſer, manche Hütten, und in der Ferne manche weiße Punkte, die ebenfalls Wohnungen ſein mochten. Wir ſahen noch manche andere grüne Thallinie, die ſich wie ein feines Sammtband in den grauen und von ferne her blaulich ſchimmernden Felſen dahin wand. Nachdem wir alles beſchaut hatten, und nachdem wir mit dem Fernrohre alle weißen Pünktchen aufgeſucht hatten, und Rikar uns alle Namen von den Dingen, die uns beſonders auffielen, geſagt hatte: gingen wir wieder auf unſere einförmige Haide und in unſer einſames Haus zurük.

Ein ander Mal war ich mit Rikar allein auf der Adoſtaſpize. Ich hätte dem alten Manne nimmermehr die Rührigkeit im Felſenklettern zugetraut. Er mußte ſich in ſeiner Jugend viel in der hieſigen Zerklüftung der italieniſchen Alpen herum getrieben haben. Der Umblik von der beſagten Bergſpize war wirklich außerordentlich. Ich will nicht von dem duftenden Gewimmel der Berggipfel ſagen, die man auch von andern Bergen ſieht, aber die große Ebene war es, welche man hier überſieht, und welche wirkte. Ohne die einzelnen Merkmale des Bewohntſeins zu gewahren, war es nur ein einfacher unkenntlicher undeutlicher erſchütternder Hauch, der in der Trübe des Himmels gehend und in ihr ſchwimmend die Seele mit dem ganzen rieſenhaften Eindruke des Unendlichen erfaßte. Das Meer hatte ich nicht geſehen, aber ich nahm mir vor, wenn ich die Merkmale der Klarheit, die ich recht gut kannte, ganz beſonders an dem Himmel gewahrte, hin zu gehen, um den Glanz, der fabelhaft draußen liegen mußte, zu erſpähen.

Ein drittes Mal waren wir in den Hallthälern, ſanften grünanſteigenden Weiden in dem Geſteine. Wir waren an den Felſen geſeſſen, die die Lüfte des Nordens und den kühlen Hauch, der von daher kommen könnte, abhielten — wir waren längs der Grünbrüche gegangen — wir hatten die Erkſpizen erſtiegen — und wir waren in den vielfach verſchlungenen und um die Steine herumgehenden Krummweiden gewandelt. — —

Die zauberhaften Muſiktöne jenes Abends hatte ich nie wieder gehört. An dem hohen azurblauen Himmel der Nacht hörte ich jezt nichts, als daß nun niemal mehr unterbrochene leiſe gleichartige Rauſchen des Springbrunnens, das ſich oben an ſeinem Gewölbe zu ſammeln ſchien. Nach Mitternacht zierte die ſchöne Kuppel jezt ein halber im Silberglanze funkelnder Mond, um, wenn er am höchſten Punkte ſeines Bogens erblaßte, einem Tage Plaz zu machen, der in gleicher Schönheit über die Haide herüber blühte, wie alle die geweſen waren, die ihm voraus gegangen waren.

Einmal, da ich nachmittags von einem Spaziergange nach Hauſe zurük kehrte, und mich dem Gebäude meines Freundes näherte, hörte ich aus dem Innern desſelben plözlich die lieblichen Töne, die ich nur einmal hier, und dann vor mehreren Jahren in Wien gehört hatte. Ich ging näher, ich ging durch den Garten, ich ging in die Halle, ich beſtieg die Treppe, und ich kam in den Gang, der durch das Geſchoß des Hauſes lief. Auch hier hörte ich die Töne — ſie waren wirklich die Geigentöne meiner erſten hieſigen Nacht. Ich hörte ſie hier gedämpfter, und ſie ſchienen aus den Zimmern der Mutter zu kommen. Obwohl ich nie dort geweſen war, ſo ging ich doch jezt auf dieſelben zu. Als ich die große Thür geöffnet hatte, befand ich mich in einem Vorſaale, der leer war, und in dem nur die großen Käſten ſtanden, die die Kleider der Frauen enthalten mochten. Die Thür in das weitere Zimmer war offen. Als ich in dieſelbe trat, ſah ich an einer ſchönen Alabaſtervaſe Camilla ſtehen, die Violine an ihrem Buſen. Die Mutter ſaß in der Tiefe des Zimmers und hörte zu. Das Mädchen war in einem weiten weißen Gewande, wie ſie es ſonſt nur an Vormittagen zu tragen pflegte. Der Arm, der entblößt aus dem weiten Aermel des Kleides ragte, und die Geige trug, war mit einem goldenen Reife geziert, der andere war ſchmuklos, und führte den Bogen. Sie ſchlug aus dem weichen Angeſichte die ſchönen großen Augen gegen mich auf, als ich unter der Thür erſchien, und endete ihr Spiel.

Sie ſtand da, die geſenkte Geige in der Linken, den Bogen in der Rechten haltend.

„Weil unſer verehrter Gaſt nun einmal entdekt hat, daß du dieſe Kunſt treibſt,“ ſagte die Mutter, „ſo magſt du nun fortfahren, wenn es dir überhaupt zuſagt es zu thun, er wird herein treten und wird dir mit mir ein wenig zuhorchen.“

Sie rükte hiebei auf dem Sopha etwas weiter, gleichſam um mir neben ſich Plaz zu machen.

Camilla zauderte ein wenig, als wollte ſie nicht thun, was die Mutter geſagt hatte. Als ich aber auf die Einladung, hinein zu treten, eine abwehrende Bewegung machte, als ich verlegen wurde, und als ich eine Wendung machte, fort zu gehen, erröthete ſie leiſe, zögerte noch ein Weilchen, und nahm dann die Geige empor, und begann ſchüchtern zu ſpielen.

Die Töne, die von der Geige gingen, waren die merkwürdigen, die mich in der erſten Nacht ſo ergriffen hatten. Sie waren wieder die faſt ſchmerzlich ſchönen Töne, die ſo eindrangen. Sie ſpielte ohne Noten, das Tonſtük war mir völlig unbekannt, es mochten eigene hier ausgeſprochene Gedanken ſein.

Das wunderbare Ding von dem dieſe Töne hervor gingen, ruhte ſicher an ihrem Herzen, als wäre es ein athmender Theil ihres Weſens, und der Bogen ging leicht, ich möchte den Ausdruk gebrauchen, gehaucht über die Saiten, daß die Töne klar und einzeln aber auch zart und bildſam hervor traten, wie flüſſiges durchſichtiges Gold, wenn es eines gäbe. Sie hatte während des Spieles die großen Augenlieder mit den langen feinen Wimpern geſenkt. Nach dem erſten Stüke, das nur etwas durch mein Erſcheinen unterbrochen worden war, ſpielte ſie ein zweites, das aber weniger traurig war, als das erſte, gleichſam als trüge ſie es dem fremden zuhörenden Manne vor. Dann ſpielte ſie noch etwas, dann noch etwas. Es waren eingeübte Dinge aus bekannten Tonſezern. Zulezt ſpielte ſie noch eine Kleinigkeit, unterbrach ſich ein wenig, und ſpielte ſie dann aber doch aus. Hierauf legte ſie die Geige ſachte auf ein in der Nähe ſtehendes Clavier, ging zu ihrer Mutter, ſezte ſich zu ihr, und ſchmiegte ſich an ſie an. Sie ſchlug jezt die Augen zu mir auf, gleichſam zu fragen, ob es mir nicht mißfallen habe.

Als ich das Mädchen ſo vor mir ſtehen, und ſie ſpielen geſehen hatte, war es mir immer geweſen, als müßte ich ſie ſchon irgend einmal, ehe ich dieſes Haus betreten hatte, geſehen haben, nur konnte ich nicht heraus bringen, wo. Als ſie jezt bei der Mutter ſaß, war ſie in dieſer Gruppe wie ein altgriechiſches Bildniß, das aus hartem Marmor ſo zart gehauen iſt, daß man meint, man könne in die Körpertheile durch Berührung ein feines Grübchen drüken, und das Kleid war ſo fein, daß man glaubte, man könne es in den Raum einer hohlen Hand bringen.

Die Mutter lud mich nun wiederholt ein, in das Zimmer zu treten. Ich that es, legte das Buch, welches ich auf meinem Spaziergange mit gehabt hatte, weg, nahm mir einen Stuhl und ſezte mich den Frauen gegenüber nieder.

Ich ſagte zu Camilla: „Ich habe nie ſo ſchön und außerordentlich ſpielen gehört, als Sie, mein verehrtes Fräulein; nur einmal habe ich ſo ungewöhnliche das Herz rührende Töne vernommen, und das war in Wien von Thereſa Milanollo.“

Sie erglühte bei dieſen Worten, daß der Purpur ſich bis zu den ſchönen Augen und bis zu dem Naken verbreitete. Die Mutter ſah mit ſeligen freudeſtrahlenden Augen vor ſich.

„Mein Kind," ſagte ſie, „hat zu dieſer Kunſt eine tiefe Zuneigung gefaßt, ſie hat dieſelbe viele Jahre geübt, und macht uns nun durch ſie in mancher einſamen Stunde großes Vergnügen und großen Troſt."

„Ich habe Sie heute auch nicht zum erſten Male gehört, mein Fräulein," ſagte ich, „ſondern ich habe Sie ſchon in der erſten Nacht gehört, die ich in dieſem Hauſe zugebracht hatte."

„Warum haben Sie denn nichts davon geſagt?" fragte ſie.

„Weil ich keine Ahnung haben konnte, wer geſpielt habe," antwortete ich, „weil ich dachte, es werde ſich ſchon entwikeln, und weil ich, da weiter nicht mehr geſpielt wurde, und man davon nicht ſprach, die Sache für ein Geheimniß hielt, in das ich nicht befugt wäre einzudringen."

„Ach nein," antwortete Camilla, „es war kein Geheimniß, ich wollte Sie mit meinem Spiele nur nicht behelligen, ich habe in jener Nacht nicht gewußt, daß Sie in unſerem Hauſe ſeien, und von da an habe ich immer nur ein wenig geſpielt, wenn Sie auf einem Spaziergange abweſend waren."

„Da müßte ich ja das Haus augenbliklich verlaſſen, wenn ich die Urſache wäre, daß Sie Ihre holde liebe Kunſt nicht ausüben könnten," ſagte ich.

„O nein, nein, Sie ſind kein Hinderniß," antwortete ſie, „weil Sie mich nun einmal ſpielen gehört haben, ſo werde ich nun ſchon öfter ſpielen, wenn Sie ſich nicht dadurch beirrt fühlen. Es würde den Vater, die Mutter, Maria und mich ſehr kränken, wenn Sie fort gingen."

„Es freut mich ja die Freundlichkeit, mit der ich hier behandelt werde," ſagte ich, „ich bleibe gerne, und wenn Sie ſpielen, ſo macht mir das keine Beirrung, ſondern es macht mir Freude, und erregt mir ſchöne Gefühle."

Sie erröthete bei dieſen Worten wieder.

„Sonderbar iſt es," fuhr ich fort, „daß mir, als Sie ſpielten, plözlich der Gedanke kam, daß ich Sie ſchon früher als in dieſem Hauſe geſehen habe."

„Sie haben mich auch geſehen," antwortete ſie, „ich ſaß an dem Abende, da Sie in unſer Haus kamen, an dem ſchwarzen Steine draußen, Sie traten an mich heran, und fragten um den Weg zu dem Vater."

„Alſo ſind es Sie geweſen," ſagte ich; „da der Sache nie erwähnt wurde, dachte ich, es müſſe irgend ein Mädchen des Thales geweſen ſein, das an jenem Abende zufällig herauf geſtiegen, und an dem Steine geſeſſen ſei."

„Als ich herein gegangen war," ſagte ſie, „und mich zur Mutter begeben hatte, erzählte ich ihr wohl, daß ein fremder Mann an dem ſchwarzen Steine draußen um den Vater gefragt habe; aber da uns der Vater keine Ankunft eines Gaſtes angezeigt hatte, ſo glaubten wir, es könne ein Bothe oder ein Geſchäftsmann geweſen ſein, wie ſie manchmal kommen und gleich wieder gehen. Der Vater aber hat die Anzeige unterlaſſen, weil die Mutter wegen leichten Unwohlſeins in ihre Zimmer gegangen war und kein Abendmal genommen hatte. So iſt es gekommen, daß ich nicht gewußt habe, daß Sie in unſerem Hauſe ſeien, und daß ich in der Nacht geſpielt habe. Ich habe ſie am andern Morgen gleich erkannt."

„Und haben nichts geſagt?"

„Weil ich es nicht für erheblich hielt.“

„Ich konnte Sie nicht erkennen,“ ſagte ich, „weil Sie in der Dämmerung des Steines geſeſſen waren, weil gegenüber das Abendroth geglüht hatte, und weil meine Augen geblendet waren. Sie waren damals in einer außerordentlich maleriſchen Ausnahmsſtellung, und da ich Sie heute ſpielen ſah, und dieſes auch eine Ausnahmsſtellung war, ſo mußte wohl die eine Vorſtellung die andere erweken.“

„Da Sie nie etwas ſagten,“ erwiederte ſie, „ſo glaubte ich, Sie hätten in der erſten Nacht geſchlafen, und nichts von meinem Spiele gehört.“

Nach dieſem Gegenſtande ſprachen wir von anderen Dingen. Sie fragten mich, wo ich geweſen ſei, ich ſagte es ihnen, und zeigte ihnen die Pflanzen, die ich auf dem Spaziergange geſammelt, und in einem Fache bei mir hatte.

Als wir eine Weile geſprochen hatten, ſagte die Mutter: „Jezt müſſen wir unſerem Gaſte doch auch unſere Wohnung zeigen, in welcher ich und Camilla die meiſte Zeit des Sommers und faſt alle des Winters zubringen. Da er zum erſten Male hier iſt, muß er die Sachen ſchon anſchauen, die uns umgeben.“

Wir waren nehmlich bisher immer nur im äußerſten Zimmer geſeſſen.

„Kommt, lieber Herr,“ ſagte ſie.

Ich war bereitwillig, wir ſtanden auf, und gingen durch alle Zimmer.

Es waren ihrer fünf; drei für die Mutter, und zwei für Camilla. Was mir gleich bei dem Eintritte aufgefallen war, war, daß ſie ſchöner ſeien, als alle andern. Die Fußböden waren mit neuem eingelegten Getäfel belegt, während alle andern Gemächer des Hauſes nur die langen glatt hingehenden Bretter hatten. Alle Geräthe waren neu, und nach den geſchmakvollſten Muſtern gearbeitet, die Spiegel waren groß und edel, und an den Fenſtern hingen große dunkelrothe Falten, hinter denen erſt die weißen feinen Vorhänge lauſchten. Gegen die Stürme des Winters waren außer den Fenſtern noch feine Glaswände im Innern der Zimmer, die man im Sommer öffnen und wie einen Fächer zuſammen legen konnte. Neben dem Schlafzimmer der Mutter, das mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattet, und namentlich mit feinen Teppichen, die den nakten Fuß weich umfangen, reichlich verſehen war, befand ſich ein Zimmer, das ausſchließlich zur Aufbewahrung der Bücher diente. In einem großen die ganze Wand dekenden Kaſten waren ſie aufgeſtellt, und hie und da waren gepolſterte Size und Tiſchchen zum Leſen. Die Bücher hatten lauter alte aber ſehr zierliche mit Gold eingelegte und durch die feſten Lederſtoffe für die Dauer berechnete Einbände. Es ſah aus, als wären ſie ſämmtlich Theile aus einer großen ſchon durch lange Zeit beſtehenden Bücherſammlung. Daß mich dieſe Sache anſprach, daß ich hinzu ging, und um die Erlaubniß bath, näher einſehen zu dürfen, war natürlich. Ich beſah die Aufſchriften auf dem Rüken der Bücher, und ich machte manche auf, und beſah den Inhalt. Da ſah ich nun, daß von den Meiſterwerken der neueren Nationen faſt kein einziges fehlte, daß aber von mittelmäßigen Arbeiten keine einzige da war. Vorzüglich war die Dichtkunſt vertreten, dann kamen die Werke belehrenden und betrachtenden Inhalts, dann eigene Fachbücher, und endlich ſogar die mit wiſſenſchaftlichem Inhalte. Ein Buch, das zur bloßen lediglichen ſogenannten Unterhaltung diente, kam mir gar nicht in die Hände. Auf den Tiſchchen agen aufgeſchlagene umher, und in anderen, die zugemacht dort waren, ſtaken Streifen Papier oder Seidenbänder, zum Zeichen, daß eben in ihnen geleſen wurde.

Aus den Zimmern der Mutter gingen wir in die Camillas. Das Bett ſtand in einer eigenen Vertiefung, die von der andern Wohnung durch einen Verhang getrennt war. Der übrige Theil der Zimmer war ſo nett und rein, wie bei der Mutter, ja noch ſorgſamer und achtlicher zuſammen gehalten. Die Zimmer waren in der äußerſten Eke des Hauſes gegen den Springbrunnen zu. In dem Ekzimmer, das vier Fenſter hatte, und in dem ſelbſt im Sommer die feinen fächerartigen Nothfenſter nicht weggenommen waren, ſtanden die Geräthe, die ſich auf das Geigenſpiel bezogen. Von dem ſchwerſten glatteſten Ebenholze ſtand ein Notenpult faſt mitten im Zimmer. Daneben war ein Fachwerk ebenfalls von Ebenholz, das dazu diente, daß man die Notenbücher in dasſelbe hinein lege, in dem ſie leicht geſehen, und aus dem ſie leicht heraus genommen werden konnten. Dann waren noch zwei Tiſchchen von Ebenholz. Auf ihnen lagen die Fächer, in denen ſich die Geigen befanden. Dieſe Fächer waren von dunkelblauem Sammet, und innerlich mit feuerrother Seide gefüttert. Nur in einem war eine Geige, das andere ſtand offen, weil die Geige heraus genommen war, und in dem erſten Zimmer der Mutter, in welchem Camilla geſpielt hatte, auf dem Claviere lag. Ich bath um die Erlaubniß, das geſchloſſene Fach öffnen, und die darin liegende Geige betrachten zu dürfen. Es war eine Geige von dem alten Meiſter Quarnero. Außer den Geigengeräthen war nichts in den Zimmern Camillas von Ebenholz, ſondern es war genau in der Art und Weiſe, wie in den Zimmern der Mutter. Mich freute es, daß das Mädchen gerade auf ihre geliebte Kunſt dieſen Schmuk und dieſe Auszeichnung verwendet hatte. Beſonders bezeichnend war es für mich, daß ſie zu den Geigenfächern den weichen Sammet und die dunkle Farbe gewählt hatte, welch beides ihrer ſanften und mehr dem Traurigen zugewandten Gemüthsart entſprach, wie ja auch ihre Stimme ſich zu einem reinen klaren Alte hinneigte.

Von dieſem Eßzimmer gingen wir wieder durch alle Zimmer zurük.

Ich mußte nun auch die Arbeiten der Frauen beſehen. Außer den nüzlichen Arbeiten, die größtentheils in Stößen von feiner Wäſche auf den Tiſchen lagen, war meiſtens die andere nur ſolche, die zuvörderſt auf Hervorbringung allerlei ſchöner Dinge abzielt, bei denen der Nuzen nur Nebenſache iſt, als, Bettdeken, Tiſchüberzüge, Taſchen, Fächer, und dergleichen. Namentlich that ſich hierin die Stikerei und Bildnerei auf das Trefflichſte hervor. Ich mußte alles anſehen, und mußte mir alles erklären laſſen. Da waren Arbeiten, die auf die längſte Zeit hinaus ſahen, unternommen worden. Für den Vater war ein großer Tiſchteppich angefangen worden, der eine Uiberraſchung ſein ſollte, und an dem ſie daher nur arbeiten konnten, wenn ſie ſicher waren, daß er ſie nicht beſuche und die Sache ſehe. Dann hatten ſie eine große Anzahl verſchiedenfarbiger Seidenfleke; aus dieſen wurden die Fäden in einen großen Korb gezupft, und wenn genug derlei bunten Gemiſches vorhanden wäre, dann würden daraus Deken gemacht, dieſe würden fein geſchoren, und dann ſähen ſie aus, als wären unzählige Blätter, Blättertheile und Staubfäden von Blumen in allen Farben auf die Fläche geſtreut worden, wie man eine bunte Spezerei hat, die man auf den warmen Ofen ſtreut, daß der Rauch die Zimmer angenehm durchdüfte. Für Maria wurde eine Taſche gemacht, die innerlich Seide, äußerlich Stickerei hatte, weil ſie gerne, wenn ſie in dem Garten herum ging, eine Taſche an ſich hängen hatte, in die ſie reife Sämerei und andere Dinge that, die ſie in das Haus tragen wollte. Uibrigens lagen in den Zimmern an verſchiedenen Orten Arbeiten von vergangenen Zeiten herum. Da waren Kränze, Blumenſträuße, Verzierungen, ſelbſt Menſchen und Thiere auf Pölſtern, Schemeln, Teppichen und Gehängen abgebildet. Manches war noch roh, gleichſam wie zu Anfange der Lehrzeit Camillas, manches war ſehr zierlich, ja mit einer gewiſſen Fertigkeit und Anmuth eines Kunſtanfluges verfertigt.

Als ich das Alles geſehen hatte, nahm ich von den Frauen Abſchied und begab mich auf mein Zimmer. Sie ſagten, ſie würden ſich nun anziehen, würden dann in den Garten hinunter kommen, und wir könnten alle mit einander dann noch einen kleinen Spaziergang unternehmen. Ich verſprach, zu rechter Zeit zugegen zu ſein.

Als ich eine Zeit auf meinem Zimmer geweſen war, ging ich in den Garten, ich fand die Frauen ſchon in ihrem gewöhnlichen Tagesanzuge gegenwärtig, auch der Vater war da, und wir machten unſern Spaziergang. Als wir zurük gekommen waren, ſezte ſich Maria auf eine Bank vor dem Hauſe. Sie war ſehr ermüdet, da ſie den ganzen Tag fleißig gearbeitet hatte.

Weil nun der Rükhalt in Bezug des Geigenſpieles Camillas weggefallen war, hörte ich ſie von jezt an öfters. Bald war es in dem Zimmer der Mutter, in das ich nun zuweilen ging, und wo ſie an der Alabaſtervaſe ſtehend ihre Uibungen machte — bald war es auch in der Nacht, wo ſie die Töne recht leiſe und gleichſam nur verſuchsweiſe erklingen ließ, wo der Springbrunnen wieder manchmal geſtillt war, und die ſchwachen Laute in den weiten Flimmer der Natur hinaus gingen; denn der Mond war endlich voll geworden, und ſtand mit einer wahrhaft prangenden Herrlichkeit über der Oede. Ich ging jedes Mal an mein Fenſter, öffnete es, lehnte mich hinaus, und hörte zu, ſo lange ein Ton zu hören war.

Ziemlich weit von dem Hauſe war eine Stelle, auf welcher das lagernde Geſtein ſich in einem Kreiſe herum ſchob und erhöhte, als wollte die Natur da ein Theater zum Sehen und Horchen errichten. An dieſe Stelle gingen wir öfter, auch der Vater und Maria. Da trug manchmal Camilla das Fach mit ihrer Geige mit ſich. — Und wenn es dann ſehr ſtille war, wenn ein klarer Schein durch alle Lüfte ging: öffnete ſie das Fach, nahm die Geige heraus, und ſpielte vor uns auf der Haide. Da geſchah es zuweilen, daß man wie eine liebliche Staffage einen Knaben auf dem gegenüberliegenden Bergrüken erſcheinen, mittelſt eines langen Stabes von Stein auf Stein näher hüpfen, endlich aber auf den Stab gelehnt ſtehen bleiben und zuhorchen ſah. Manchmal erſchienen auch die Ziegen, die wie weiße Punkte auf den entfernten blaulichen Raſengründen kletterten. Ich erkannte ſogleich den Ziegenbuben, der mich an Hieronimus gewieſen hatte. Ich begrif auch nun, wie er bei ſeiner doch ziemlichen Entfernung in den Irrthum hatte verfallen können, Rikar geige ſo ſchön.

Auf dieſe Weiſe gingen die Stunden in dem Hauſe dahin. Ja ich verfiel ſogar wieder auf mein Zeichnungstalent; denn, was man kaum glauben ſollte, in dieſer Einſamkeit waren Linien von ſolcher Schönheit, daß ſie mich reizten, ob ich ſie nicht nachahmen könnte. Ich ſuchte mein Buch hervor, welches mit den gehörigen Bleiſtiften in den Lederſak gepakt war, und zeichnete manche Felſengruppe, manchen Bergrüken, manche Fernſichten, und manche Raſenpläze hinein, und ließ ſie zu Hauſe ſehen.

Eines Tages, als wir ſchon ſehr vertraut waren, ließ mir Rikar ſagen, ich möchte mit ihm einen kleinen Spaziergang machen, er hätte etwas Nothwendiges mit mir zu reden. Ich ſandte ihm die Antwort, daß ich ſehr bereitwillig ſei, daß ich mich zuſammen richten, und ihn dann in ſeinem Zimmer abholen würde.

Als ich meinen Rok gewechſelt und meinen Hut aufgeſezt hatte, begab ich mich zu Rikar, den ich ſchon völlig zu dem Spaziergange gerüſtet fand.

Wir gingen durch den Garten rükwärts hinaus, wo man den Springbrunnen zur Linken und die hohe Felſenwand im Angeſichte hat. Als wir durch die loſe Steinmauer hindurch gegangen waren, und uns auf dem trokenen Grasboden befanden, ſagte er: „Ich habe euch eigentlich wegen etwas um Verzeihung zu bitten, welche Pflicht ich wohl ſchon längſt hätte erfüllen ſollen, wenn mich nicht eine Scheu zurük gehalten hätte; — aber einmal muß es doch ſein.“

„Ich wüßte durchaus nicht, Freund Nikar," ſagte ich, „was ihr gegen mich begangen haben könntet, deſſentwillen ihr mich um Verzeihung zu bitten hättet. Ihr ſeid ja gegen mich immer die Güte und Freundlichkeit ſelber."

„Und doch habe ich etwas," ſagte er, „das mir auf dem Gewiſſen liegt. Ihr werdet euch erinnern, daß ich euch, als wir in Wien von einander ſchieden, das Verſprechen gegeben habe, euch einen Brief zu ſenden, der euch von meinem Aufenthalte Nachricht geben ſoll. Den Brief habt ihr nicht erhalten."

„Nein, ich habe ihn nicht erhalten," antwortete ich.

„Weil er gar nicht geſchrieben worden war," ſagte er, „und dieſe Untreue iſt es, derentwillen ich euch um Verzeihung bitte."

„Aber Freund Nikar," erwiederte ich, „wie konnt ihr nur ſo reden, wenn ihr den Brief nicht geſchrieben habt, ſo wird gewiß eine vollgültige Urſache vorhanden ſein, derentwillen es unterblieben iſt."

„Wenigſtens iſt ſie keine leichtſinnige geweſen," ſagte er, „höret mich an."

„Nein, nein, Nikar, ihr braucht euch vor mir nicht zu entſchuldigen," erwiederte ich, „es wäre thöricht und ſchlecht von mir, wenn ich zweifelte."

„Wenn es aber eine Rechtfertigung und eine Genugthuung für mich iſt, dann laſſet ihr mich wohl reden, und hört mich an?"

„Ja, wenn das iſt, Rikar, ſo redet," ſagte ich.

„Ich muß manches voraus erzählen, damit ihr alles verſteht," begann er. „Ich wurde in Mailand geboren, meine Eltern aber waren deutſch aus Tirol, und ſiedelten ſich erſt nach ihrer Vermählung des Seidenhandels willen in Mailand an. Wir lebten im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Lande. Ich war der einzige Sohn und das einzige Kind. Da wir außer dem Handelsgeſchäfte auch noch liegende Gründe in den Bergen hatten, ſo ſah es mein Vater nicht gar ſo ungerne, daß ich zu dem Handel keine Freude hatte, und mich mehr den Wiſſenſchaften zuwendete, um einmal in die Dienſte meines Vaterlandes zu treten. Ich war ſehr eifrig, und meine Lehrer lobten mich. In Mailand lernte ich auch meine jetzige Gattin Victoria kennen. Sie war ein ausgezeichnetes Mädchen, und wollte mir wohl. Die beiderſeitigen Eltern, die in Handelsverbindung ſtanden, und auch ſehr große Achtung vor ihrem wechſelſeitigen Karakter hatten, legten ihren Kindern gar nichts in den Weg. Wir waren ſehr glüklich, und wenn ſonſt die Abweſenheit jedes Hindernißes gewöhnlich die Zuneigung erkalten läßt, ſo wuchs die unſere vielmehr an dieſem Umſtande, und ich muß euch ſagen, daß ſie bisher in unſere alten Tage hinein immer gewachſen iſt. Als ich in das Amt trat, wurde Hochzeit gemacht. Die Freunde und Verwandten der beiden Familien waren zugegen. Mein Vater hatte uns in einem Hauſe, das dem ſeinigen ſehr nahe lag, eine Wohnung eingerichtet, daß wir in ihr leben und ſelbſtſtändig ſein könnten. Wir waren zufrieden, wie man es nur immer in der Welt ſein kann. Meine Gattin gebar mir einen Sohn und zwei Mädchen. Der Sohn iſt als Jüngling geſtorben, die Mädchen leben, und ich habe ſie noch. Zuerſt ſtarben die Eltern Victorias, dann ſtarben auch die meinigen. Wir verkauften die Handelſchaften, wir verkauften Victorias Haus, denn ſie war auch die einzige Tochter und das einzige Kind ihrer Eltern geweſen, und wir zogen in das Haus meines Vaters. Ich war in den Dienſten unſerer Stadtgemeinde und diente unentgeldlich. In jener Zeit begannen mich üble Nachreden zu verfolgen, es wurden mir Hinderniſſe gelegt, und zulezt brach noch ein Prozeß mit einem meiner weitſchichtigen Verwandten aus. Dieſe Dinge veranlaßten uns, daß ich mein Amt nieder legte, und daß wir nach Meran, dem Stammorte Victorias, gingen; denn ihre Großeltern hatten in der Gegend gelebt. Wir wohnten in Meran abgeſchieden und ohne Feinde. Aber die Gerichtsſache wurde immer ſchwerer. Je weiter wir kamen, deſto mehr dehnte ſie ſich aus, und ich mußte ihr meine ganze Aufmerkſamkeit widmen. Weil wir in Meran ſehr zurükgezogen lebten, ſo konnte ich den erforderlichen Antheil an dem Rechtsgange nehmen. Zulezt wurde die Entſcheidung nach Wien verlegt, und ich reiſte ebenfalls dahin. Ich gab mir alle Mühe, das Ende herbei zu führen, und ſcheute keine Anſtrengung und keine Aufopferung. Das Ende kam auch. Was ich nimmermehr geglaubt hätte — ich hatte den Prozeß verloren — und mit ihm hatte ich aber auch mein ganzes Vermögen verloren. Von den Handelsgütern unſerer Eltern war ohnehin nicht viel übrig geblieben, unſere Habe beſtand größtentheils in unſerem landſchaftlichen Beſitze, und dieſer war der Gegenſtand des Prozeſſes geweſen. Mein Gegner war ein ſehr edler Mann, und er hat gewiß von meiner Lage nichts geahnt. Als ihr mich zu dem Poſtwagen begleitetet, und ich meinen zertretenen Mantel, auf den die Leute geſtiegen waren, von der Erde aufhob, um einzuſteigen, wußtet ihr wohl nicht, wie es mir im Herzen war. Es ſaßen lauter fröhliche Menſchen in dem Wagen, ich drükte mich in die Eke, und ſchwieg. Ich kam nach Meran. Ich verſammelte die Meinigen, und ſagte ihnen, was uns begegnet ſei. Da war ein großer Schrek und eine große Traurigkeit. Aber wir faßten uns wieder, und beſchloßen, uns in dem, was uns geblieben war, umzuſehen, und zu verſuchen, ob wir davon, wenn wir es zu Gelde gemacht hätten, leben könnten. Wir beſchloßen den Verkauf aller unſerer Dinge in Mailand. Unter den Liegenſchaften die wir beſaßen, war auch dieſes Haus hier, in dem wir jezt wohnen. Es war nicht in den Verzeichnißen der ſtreitigen Gegenſtände aufgenommen geweſen, wollte mir nun mein Gegner ein Geſchenk machen, oder hatte er es vergeſſen. Unſere Vorfahrer hatten einſt ſehr ausgedehnte Beſizungen in den Gegenden des Gardaſees gehabt, die ſpäter unter ihren Nachfolgern bedeutend zuſammen geſchmolzen ſind. Als noch die Hochebenen des Sees mit dichtem Walde bedekt waren, erzählt die Sage, haben ſie hier dieſes Haus als ein Jagdſchloß erbaut, um ſich bei ihren Ausflügen und Vergnügungen zu ſchüzen und zu ſammeln. Aber dieſe Sage iſt nicht wahr. Hier iſt nie ein Wald geweſen, und weßhalb unſere Voreltern das Haus erbaut haben mögen, können wir nicht mehr ergründen. Unſere nächſten Vorfahrer kümmerten ſich nicht um das Gebäude, ſie vergaßen es, und es gerieth in Verfall. Mein Großvater, der ein Freund ländlicher Natur und Abgeſchiedenheit war, erinnerte ſich wieder daran, und wollte darin wohnen. Er beſah es, und machte ſeine Entwürfe. Er ſandte dann Bauleute herauf, die dieſe Entwürfe verwirklichen mußten. Er ließ aus den vielen kleinen Zimmern, die dem Geſchmake des Mittelalters zuſagten, wenigere aber größere machen, wie ſie von ſeiner Zeit gefordert wurden. Er ließ auch zubauen, ließ die Wände mit den Bildern bemalen, die ihr noch ſeht. Darum ſo viele Schäfer und ſo viele Gegenſtände aus der Götterlehre ſind, und ließ alles nach ſeinen Anſichten und ſeinen Neigungen verzieren. Ja er ſezte ſogar die Bäume, die ihr jezt als großgewachſen und alt um das Haus herum ſtehen ſehet. So ſehr iſt man gewohnt, alles, was in dem Hauſe auffällt, auf Rechnung des Großvaters zu ſezen, daß ihn auch ſogar meine Mädchen, wenn ſie von ihm reden, den Großvater nennen, obwohl er gegen ſie der Urgroßvater iſt. Als alles fertig war, ließ er Geräthe herauf bringen, und brachte in jedem Sommer einen Theil ſeiner Zeit hier zu. Ich erinnere mich, daß ich als ganz kleiner Bube ein par Male bei ihm heroben war. Mein Vater, als er ſelbſtſtändig wurde, hatte keine Freude an dem abgelegenen Haidehauſe, ſondern er brachte ſeine Sommermonate weit davon in einer kleinen Beſizung in Tirol zu. Ich kam in meinen Jugendſtreifereien einige Male herauf, und achtete dann ſpäter, als ich mit Victoria in der Ehe lebte, nicht mehr auf dieſe Behauſung. In der Zeit unſerer Verluſte aber, da wir die Reſte unſeres Beſizes zuſammen zählten, dachten wir wieder auf das Haus, und ich ſchlug vor, um von den Leuten weg zu gehen, und zu ſparen, uns einſtweilen hieher zurük zu ziehen, und hier zu wohnen. Victoria, die mich ſehr liebte, willigte ein, und die Mädchen hatten mir ohnedem in ihrem Leben noch nie widerſprochen. Wir gingen alſo von Meran herauf. Als wir da wenigſtens unter Dach waren, begann ich den Verkauf unſerer Habſeligkeiten in Mailand. Ich reiſte hin, und verkaufte das väterliche Haus, das ohnedem nur zur Bewohnung für ſeine Familie und zur Bewahrung ſeiner Handelsgegenſtände eingerichtet geweſen war. Ich verkaufte hierauf alle Geräthe, die ſich in dem Hauſe vorgefunden hatten. Ich verkaufte die Gemälde, die in dem Hauſe waren, und die Bücher, die man in vielen Jahren noch von Tirol her geſammelt hatte, nur die ließ ich zurük, die ſich Victoria heraus geſucht, und zu ihrem künftigen Gebrauche aufbehalten hatte. Von den meinigen behielt ich kein einziges zurük. Wir verkauften auch, was wir an Schmuk beſaſſen, bis auf die zwei Eheringe, und den goldenen Reif, den Camilla bei dem Geigenſpiele anzuhaben gewohnt iſt, und dann verkauften wir auch noch, was etwa wegen Seltenheit, wegen beſonderer Vorliebe oder aus ſonſt einem veralteten Grunde vorhanden war. Als ich alles dieſes verrichtet hatte, kehrte ich wieder zu den Meinigen zurük. Wir hatten nunmehr auf der ganzen Erde keinen einzigen dauernden Punkt mehr, den wir unſer Eigenthum nennen konnten, als das Haidehaus. Aber wie ſah es damals hier aus! Victoria und Camilla mußten die ausgedörrten Fugen der Fenſterrahmen ihrer Zimmer mit Wolle verſtopfen, damit ihnen bei der Nacht der Wind nicht das Licht blies. Maria machte ſich ihr Bett in einer Obſtkammer, und die Magd, die einzige, die wir hieher mitgebracht hatten, ſchlief bei ihr in einem Vorkämmerchen; denn die größeren Zimmer und der Saal waren durchaus unbewohnbar. Es klaſten in ihnen die Fenſterrahmen fingerbreit, oder hingen durch das Wetter ſo verbogen hinaus, daß das Glas zerſprungen war, und ſie nicht mehr in ihre Fugen gepaßt werden konnten. Andere Fenſter waren leere Höhlen oder mit Brettern verſchlagen. Von dem Dache hatte der Wind einen Theil weggetragen, daß der Regen eindringen konnte, und daß die Pflaſterungen und Täflungen der Zimmerböden theils eingeſunken, theils zerſprungen waren. Die Oefen hatten Löcher, der Staub rieſelte aus ihnen heraus, und in den Eken der Wände hingen die Fahnen alter und verlaſſener Spinneweben. Blos für mich war am beſten geſorgt worden, damit ich nicht krank würde. Das nehmliche Zimmer, welches ich noch jezt bewohne, und welches ſchon damals eines der beſterhaltenen war, richteten die Meinigen, während ich in Mailand war, zuſammen. Sie ließen alle ſchadhaften Stellen der Wände ausbeſſern, verſtopften die Fenſterrizen mit Wolle, bis auf einen Flügel, der zum Oeffnen und zur Auslüftung des Zimmers diente, bekleideten die theilweiſe feuchten Wände mit Teppichen, legten dergleichen auch auf den Fußboden, und machten mir ein Bett aus den beſten Dingen, die wir mitgebracht hatten. — Die Geräthe, die in dem alten Hauſe ſtanden, waren demſelben nicht entſprechend, ſondern noch ſchlechter. Da ſie der Großvater hatte heraufbringen laſſen, hatte er nicht etwa die Zwekmäßigkeit oder Bequemlichkeit im Auge gehabt, ſondern er war einem eigenthümlichen Zuge ſeines Karakters gefolgt. Er war nehmlich ein großer Liebhaber und Verehrer von alten Sachen, namentlich von mittelalterlichen und ganz beſonders von vorchriſtlichen. Um nun ſein Jagdhaus geſchichtlich einzurichten, hatte er alles, was er an alten Sachen beſaß, herauf bringen laſſen, und kaufte noch, was er antraf, zuſammen. So wurde das Haus nicht etwa ein Denkmal, ſondern es waren da Dinge aus den verſchiedenſten Zeiten beiſammen und ſtachen von den auf die Wände gemalten Schäfern und Schäferinen widerſpänſtig ab. Nach ſeinem Tode zerfielen ſie völlig. Sie waren vom Wind und Regen verwittert, die Fugen ließen nach, manches hing nur loſe zuſammen, und fiel, wenn wir es rükten, in einen Haufen Trümmer. Wir nahmen, was zu gebrauchen war, und räumten unſere Habſeligkeiten ein. Wie manches Fach wurde nun mit unſern gewöhnlichen Dingen gefüllt, das einſt zu einem ganz andern Gebrauche beſtimmt war. Das Aeußere des Hauſes ſah auch ſehr übel aus. Es hatte ſchwarze ausgebrökelte Mauern, von denen manches große Stük im Graſe lag. Die Thore waren theils geſchwunden, daß kein Riegel paßte, theils ſtanden ſie unbeweglich in verroſteten Angeln. Die Bäume des Großvaters waren verwüſtet, und vom Sturme gepeitſcht. So war es, und da ſollten wir nun leben und bis zum Ende unſeres Lebens bleiben. Gleichwohl ſahen wir alle ein, daß es geſchehen müſſe. Wir ließen zuerſt das Dach und die Fenſter und die Thüren herrichten, daß wir wenigſtens von Außen geſichert wären, und dann gingen wir daran, uns im Innern eine Wohnung zurechte zu machen. Wir ließen das Nothwendigſte in Stand ſezen, und zogen uns in wenige Zimmer zurük. Als dies geſchehen war, nahmen wir noch einen alten Mann mit einem Maulthiere zu uns, welcher alle Geſchäfte des Thales für uns zu verrichten hatte. Nach allen dieſen Anordnungen, da wir nun heroben in unſerem einſamen Hauſe wohnten, war es an der Zeit, daß wir auf die Mittel, welche uns nach dem Unglüke noch geblieben waren, einen aufmerkſamen Blik richteten. Ich legte die Summe, die von dem Erlöſe unſerer Verkäufe nach Abzug der Auslagen noch da war, den Meinigen vor. Nach den bündigſten und genaueſten Rechnungen zeigte ſich, daß wir von ihr, wenn wir ſie nach und nach aufzehrten, acht bis zehn Jahre leben könnten, das heißt, in äußerſter Sparſamkeit, dann aber gar nichts mehr beſäßen, als das alte Haus auf der Haide. Wollten wir hingegen die Summe ſogleich auf Zinſen austhun, und ſollten wir die höchſten dafür bekommen, ſo zeigte ſich, daß wir bei der allergrößten Beſchränkung nicht davon zu leben vermochten. Es war alſo eine große Beſorgniß vorhanden, und wir mußten ernſtlich darauf denken, was nun zu beginnen ſei. In dieſer Zeit fing meine Gattin an, Camilla, die uns oft in früheren Jahren mit ihrem Geigenſpiele ergözt hatte, und von der uns manche nähere Freunde verſichert hatten, daß ſie beſſer ſpiele, als viele berühmte Meiſter, zu quälen, daß ſie öffentlich auftreten, und zu dem vorhandenen Vermögen ſo viel hinzu erwerben möge, daß die Familie für die Zukunft geſichert ſei. Wir hatten ſie ſonſt immer gerne gehört, und uns Eltern waren ihre Töne ſehr lieblich in das Herz gegangen, ohne daß wir darauf gedacht hätten, dieſe Töne auch für Fremde preis zu geben: als aber jezt dieſe Zumuthung an Camilla erging, weigerte ſie ſich, darauf einzugehen, vergoß einen Strom von Thränen, und konnte ſich nicht entſchließen. Als die Sache öfter angeregt wurde, weigerte ſie ſich zwar nicht mehr geradezu, aber ſie hatte rothe Augen, ein abgehärmtes Antliz, und bleiche Wangen. Da ſagte eines Tages Maria, die damals noch nicht völlig achtzehn Jahre alt war: „Vater, ich werde etwas beginnen, was uns aus der Beſorgniß und aus der Noth heraus reißen wird.“ Auf die Frage, was denn das ſei, antwortete ſie: „Ich werde einen Obſt- und Gemüſegarten, überhaupt eine Pflanzenwirthſchaft hier anlegen, werde die Erzeugniße verkaufen, davon werden wir leben, und für die Zukunft etwas zurük legen.“ Wir ſchauten das Kind an, und ſagten, das ſei wohl ein verunglükter Gedanke, da hier das Erdreich beſonders unfruchtbar ſei, da wir von den Orten des Verkehres abgelegen wären, da die Pflanzenpflege überhaupt nur ſehr kümmerlich nähre, und da wir zulezt ein zu kleines Stük Land um das Haus beſäſſen, als daß damit etwas anzufangen wäre. Hierauf antwortete ſie: „Ich habe auf das alles ſchon gedacht, aber die Erde muß durch ſehr ſorgfältige und außerordentliche Mittel, die ich aus Büchern lernen werde, verbeſſert werden, ſo zwar, daß ſie beſſer ſei, als jede andere, welche ſich in der Gegend befindet. Zu dem Verkehre müſſen die einfachſten und wohlfeilſten Mittel angeſchafft werden, die ſich ſelber wieder von den Abfällen der Pflanzen erhalten. Weil wir abgelegen ſind, ſo iſt gerade das Land wohlfeiler, als in bevölkerten Thälern. Was die kümmerliche Ernährung durch die Pflanzenpflege betrifft, ſo muß man ſie ſehr ſehr gut betreiben, man muß die allerſchönſten Pflanzen hervor bringen, man muß ihnen einen Markt ſuchen, und ſie müſſen Aufſehen erregen. Man muß ſchöne Blumen pflegen, namentlich jene ſchönen Blumen, welche den wohlhabenden Leuten ſehr gefallen, die ſie nicht ſelber hervor zu bringen verſtehen, und mit Freuden bezahlen. Was endlich den Umſtand anlangt, daß wir nur ein kleines Stük Land um das Haus beſizen, ſo können wir ja nach und nach immer mehr erwerben, wie es unſer Bedürfniß erheiſcht.“ Es wohnte damals ein jugendlicher freundlicher Landwirth unten im Thale, der ſeine ererbte ſchlechte Beſizung zur Verwunderung aller Menſchen in reinlichen Stand gebracht und ihr Erträgniß ſehr erhöht hatte. Dieſen mochte Maria vor Augen gehabt haben. Am Nachmittage nahm ſie auch den alten Mann mit dem Maulthiere, und ritt zu dem Landwirthe hinunter. Sie eröffnete ihm nach ihrer Art unſere ganze Lage, und erzählte ihm, wie alles gekommen ſei. Am Abende kam ſie wieder zurük. Sie ſaß auf dem Maulthiere gegen die rauhe Luft wohl verwahrt, und hatte einen großen Pak Bücher bei ſich, die ſie dem Thiere aufgeladen hatte. „Vater,“ ſagte ſie, „morgen wird

Alfred Muſſar herauf kommen, er wird das Land unterſuchen, und uns dann einen Rath ertheilen.“ Noch an demſelben Abende fing ſie ſehr eifrig in den Büchern zu leſen an. Am andern Morgen kam Alfred wirklich zu uns herauf, und ſagte uns, was ihm das Mädchen anvertraut habe, und daß er den Boden ein wenig anſehen wolle. Er hatte auch einen Mann bei ſich; mit dieſem ging er auf dem Haidegrunde herum, ließ Erde ausheben, und ließ an verſchiedenen Stellen Gruben graben. Als dieſes geſchehen war, kam er wieder in das Haus zurük und ſagte, er glaube, daß Maria vollkommen recht habe, daß wir durch Benüzung unſeres Grundes und Bodens unabhängig leben könnten, und wir ſollten unverzüglich an das Werk ſchreiten; er werde uns als hilfreicher Freund an der Seite ſtehen. Wir gaben ſeinen Kenntniſſen und Erfahrungen nach, und verabredeten gleich im Allgemeinen einen Plan zum Beginne. Alfred hat ſein Verſprechen, uns beizuſtehen, nicht nur gehalten, ſondern er hat weit, weit mehr gethan, er iſt unſer beſter Freund geworden, und iſt es bis zu dem heutigen Augenblike geblieben. Schon zwei Tage nach ſeinem erſten Beſuche ſandte er uns einen ſachverſtändigen Mann herauf, der bei ihm in Dienſten war, daß er bei uns das Ganze leite, und deßhalb auch immer heroben bleibe. Er ſandte uns auch einige Taglöhner, welche in Arbeiten dieſer Art erfahren waren. Nun wurde die Erde umgegraben, die Steine zerſchoſſen, Waſſerrinnen angelegt, Dünger herbei geſchafft, und Raſen gethürmt, daß ſich Erde bereite. Maria war bei allen Dingen dabei, ſie wurde immer heiterer, und hatte ſich kürzere Röke und Stiefelchen machen laſſen, um überall hin gehen zu können. Wenn es Abend wurde, und die Leute ruhten, ſaß ſie bei den Büchern, und lernte in ihnen um etwas vorwärts zu bringen. Es iſt unglaublich, wie ſich das Kind damals um die Sache annahm. Ich konnte ihm beinahe in keinem Stüke beiſtehen, weil ich nach den Erſchütterungen und Sorgen der vorhergegangenen Jahre faſt immer krank war. Alfred kam Anfangs in jeder Woche einmal, ſpäter ſogar zweimal herauf. Wenn Maria ſich nicht Raths wußte, ritt ſie auch zu ihm hinunter. Sie ſaß hiebei immer auf dem Maulthiere, das der alte Mann an dem Zaume führte. Endlich waren die Gründe umgearbeitet, die Mauer um dieſelben aufgeführt, die alten

Bäume beſchnitten und gereinigt, neue geſezt, und die nakte Erde des Gartens mit Pflanzen bedekt. So konnte es nun weiter gehen. Im erſten Sommer war es nicht viel, aber es wurde bald beſſer, ſo daß wir bei unſerer einfachen Lebensweiſe nichts mehr von dem Unſrigen beiſezen durften. Die Sache war nun im Gange, und ſchwang ſich immer beſſer empor. Maria richtete ſich das Zimmer ein, welches ſie noch hat, ſchrieb dort alles auf, lernte dort, leitete alles, und führte es zu dem Zuſtande, in welchem es jezt iſt. Sie ſtrengte die Kräfte, die der Herr in ihren Körper gelegt hatte, ſo an, daß ihre Schönheit, welche, obwohl ich es als ihr Vater nicht ſagen ſollte, damals nicht nur das ſanfte Ausſehen Camillas übertraf, ſondern wirklich außerordentlich war, ganz und gar verloren ging. Sie hatte eine ſehr große Freude, als ſie die erſte Summe erſparte, und einen Theil ganz nach ihrem Ermeſſen verwenden durfte. Sie ließ das Haus damit gänzlich herſtellen. Sie ließ das Dach und die Mauern ausbeſſern, ließ leztere mit der ſchönen weißen Farbe übertünchen, die ſie jezt haben, und ließ im Innern die Zimmer, wenn ſie auch nicht bewohnt waren, in vollkommenen

Stand ſetzen. Als ſie wieder eine ſolche Erſparung machte, ließ ſie ſchöne Geräthe verfertigen, ließ Teppiche und Vorhänge herbei kommen, und richtete für die Mutter und Camilla eine Wohnung ein. Später ließ ſie die ſchönen ebenholzenen Dinge für Camillas Geigenſpiel machen, und überreichte ſie ihr zum Namensfeſte — und endlich kaufte ſie noch Wolle, Seide, Zeuge und Zugehör, daß mir Victoria und Camilla die Deken, Teppiche, Schämel und andere wohlthätige Dinge in meine Wohnung verfertigen konnten. Für ſich that ſie nicht viel, als daß ſie ſich ihr Zimmer einrichtete, wie es jetzt iſt, mit den Geräthen, die ſie eben vorfand.“

Bei dieſen Worten ſchwieg Rikar plötzlich, wir gingen ſchweigend unſeres Weges auf dem Raſen zwiſchen den grauen Steinen dahin; denn auch ich mochte die Stille nicht unterbrechen.

Dann fuhr er wieder fort: „Ich wurde nach und nach geſünder, und endlich ſo wohl, daß ich auch bei der Führung unſeres neuen Geſchäftes, und unſerer neuen Haushaltung thätig ſein konnte. Es wurden die Erdbrennereien angelegt, es wurden die Glashäuſer errichtet, es kamen die Laſtthiere in das

Haus, und es mehrten ſich die Leute, die wir brauchten. Die erſte von denen, die in früherer Zeit bei uns dienten, und die von Maria wieder gerufen wurde, war die Amme Cornelia. Sie war, da wir Meran verließen, zu einer armen Verwandten gegangen, und hatte bei derſelben gelebt. Sie folgte dem Rufe recht gerne, kam herauf in unſere Einſamkeit, und ſchloß ſich Maria bei der Führung der häuslichen Angelegenheiten an. Außer ihr kamen noch zwei andere, die ſonſt bei uns geweſen waren. Da alles ſchon gehäbiger und freundlicher war, ließen wir die Nebengebäude verfertigen, die Laube in dem Kaſtanienwäldchen zimmern, und zur Erheiterung den Springbrunnen graben. So wurde es uns immer beſſer und einträglicher. Unſere Erzeugniſſe gehen unter dem Namen „vom Berge Sanct Guſtav“ in die Thäler, hauptſächlich aber über den See in die ſüdlichen Gegenden, wo beſonders Ableger, Knollen und Pflanzen unſerer Blumen begehrt werden. Unter dieſem Namen kommen auch die Briefe zu uns herauf, daher mag es gekommen ſein, daß euch in Riva auf meinen eigentlichen Namen niemand Auskunft zu geben vermochte. In jüngſter

Zeit wurden auch die andern Zimmer eingerichtet, daß wir doch einem Gaſte, wenn einer zu uns herauf kömmt, eine Wohnung anweiſen können. Von den alten Einrichtungsſtüken ſind manche geblieben, wie ihr werdet geſehen haben, es wäre auch Schade, wenn wir ſie weg thäten; denn ſie ſind noch brauchbar, und erweken, wenn ſie an der rechten Stelle ſtehen, manche Erinnerung an vergangene Zeiten. Ich glaube, wir können in der Zukunft ohne Sorgen leben, da die Dinge, die wir hervor bringen, ein wirkliches Bedürfniß der Menſchen ſind, da wir ſie immer auf das beſte zu erzeugen bemüht ſind, und da wir uns um alle neuen Wege, Erfindungen und Begehrungen bekümmern. Wenn es ſo fort geht, ſo kömmt doch vielleicht wieder eine Zeit, wo wieder Gemälde in dem Hauſe ſind, und wo wieder die Bücher da ſind, die ich verloren habe — zwar nicht die nehmlichen, die in meines Vaters Sammlung waren, — wo werden die ſein — aber doch andere desſelben Inhalts, die ich dann ſo binden laſſe, wie die Cornelias, die ſie aus der alten Sammlung gerettet hat. — Doch laſſen wir das. — — Daß ich wieder auf den Punkt zurük komme, um den es ſich eigentlich handelt, deſſentwillen ich euch heraus geführt habe, und deſſentwillen ich euch alles erzählt habe, — ich habe den Brief, den ich verſprochen hatte, nicht geſchrieben, weil ich ſo arm war, daß ich mich ſchämte, an euch zu ſchreiben. Später hätte ich es wohl thun können, aber da dachte ich immer, was wird er denken, daß du nun plötzlich den Brief ſendeſt. So unterblieb es bisher. Aber es war ſchon beſchloſſen, daß es geſchehen ſollte, und daß euch alles dargelegt werden ſollte — da kommt ihr ſelber, was recht gut und recht ſchön und recht lieb von euch iſt — und ihr verzeiht mir wohl meine Scham, gedacht habe ich immer an euch, und euer Benehmen gegen mich habe ich nie vergeſſen.“

„Freund Rikar,“ antwortete ich, „da iſt ja gar nichts zu ſchämen, das iſt ja alles ſo gut und ſo ehrenwerth und ſo herrlich! Hätte ich nur im Mindeſten gewußt, daß ihr in Noth ſeid, meine Lage war damals ſchon ziemlich gut, ich hätte euch gewiß mit irgend etwas Beiſtand geleiſtet.“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiederte er, „ihr hättet mir geholfen; aber es iſt doch beſſer, daß es ſo gekommen iſt, wie es gekommen iſt. Fremde Hülfe, wie gut ſie auch gemeint ſei, wie gerne ſie auch geleiſtet wird, drükt doch immer den, der ſie empfängt. So aber iſt alles aus unſerm Eigenen hervor gegangen. Alfred war ſo zart, daß er zu der Zeit, da wir noch nichts vergelten konnten, immer nur mit guten Rath oder Handanlegung half, ſo daß er uns nicht den Glauben nahm, wir haben alles gemacht, und haben durch Pflichterfüllung die Sache in den Stand geſezt, in dem ſie iſt.

Bei dieſen Worten hatten wir auf unſerem Rükwege um die Eke eines Felſens gebogen und das ganze Haus, das uns früher zum Theile verborgen geweſen war, lag vor uns. Es lag mit ſeinen Nebengebäuden ein wenig tiefer, als unſer Standort war, ſo daß wir alles überbliken konnten. Die unaufhörlich reine Sonne dieſer Tage ſchien mit ihren blendenden Strahlen auf das Anweſen nieder, die Dächer glänzten, die Mauern waren in angenehmem Sonnenduſte, die Gewächſe ſtrekten alle ihre dunkeln Blätter zu dem ſegnenden Himmel empor, und die Haide mit ihren Steinen lag in ruhiger, in grauer und ſonnenhafter Farbe herum.

Nachdem wir unwillkührlich ein wenig ſtehen geblieben, und die Sache angeſchaut hatten, ſagte ich: „Lieber Freund, den größten Schaz habt ihr bereits in eurem Hauſe: ihr lebt ein innerliches liebliches belohnendes Leben, und wenn ihr auch von der Welt abgeſchieden ſeid, und wenig mit fremden Menſchen zuſammen kommt, ſo habt ihr doch in euch und den Eurigen ein Glük, das ihr vielleicht nicht kennen gelernt hättet, wenn das Uibel nicht über euch gekommen wäre.“

„Denkt ihr auch ſo,“ erwiederte er, „mir iſt das ſchon öfter in den Sinn gekommen. Wir haben einfach gut und einträchtig gelebt, als wir noch im Wohlſtande waren, und faſt gleichmäßig unſere Zeit und unſere Einkünfte verzehrten: aber erſt, als das Mißgeſchik zu uns gekommen war, erkannten wir, welche Liebe und Güte und zuſammenhaltende Treue in dem menſchlichen Herzen wohnen könne. Ich habe es alſo für eine Schikung der göttlichen Vorſicht gehalten, ich habe es für eine Wohlthat gehalten, daß alles ſo gekommen iſt, wie es gekommen iſt.“

„Meine Erfahrung hat mich gelehrt,“ antwortete ich, „daß der Schmerz und das, was wir im gewöhnlichen Leben ein Uibel nennen, eigentlich nur ein Engel für den Menſchen iſt, ja der heiligſte Engel, indem er den Menſchen ermahnt, ihn über ſich ſelbſt erhebt, oder ihm Schäze des Gemüthes zeigt und darlegt, die ſonſt ewig in der Tiefe verborgen geweſen wären. — Und wegen des Briefes, Freund Nikar, braucht ihr gar nicht beſorgt zu ſein, ich hätte um kein Haar anders von euch gedacht, wenn ihr auch ſeiner gar nicht erwähnt hättet. Nur darum iſt es mir jezt lieb, daß ihr von ihm geſprochen habt, weil ich durch dieſe Gelegenheit das ſo Schöne und Ehrenwerthe erfahren habe, was ich erfahren habe."

Wir gingen während dieſes Geſpräches die ſchwellende Wiege des Raſens ſanft abwärts dem Hauſe zu. Mein Freund war gerührt, ſeine in das immerwährende Schwarz gekleidete Geſtalt ſchnitt ſich ſcharf von dem hellbeleuchteten Grunde des Raſens und von den in der Sonne faſt weiß erſcheinenden Steinen ab. Ich ging ſchweigend neben ihm. Als wir durch die loſe Steinmauer in die Anlagen eintraten, betrachtete ich die kräftigen Blätter des Kohles, die dunkeln aufwärtsſtrebenden der Gemüſe, die Pflanzen, welche blos zum Tragen von Blumen beſtimmt waren, die höheren Stämme und das überall verbreitete Zwergobſt mit einer Art von Ehrfurcht. Wir gingen die Anlagen hindurch, rechts und links ſtand alles im beſten Gedeihen, die fleißigen Hände von Arbeitern regten ſich auf verſchiedenen Punkten, und ſie griffen nach ihren Kopfbedekungen, wenn ſie uns erblikten, um uns zu grüßen, was ſie jedes Mal thaten, wenn wir von einem unſerer Spaziergänge zurük kamen. Wir traten in das Haus, und begaben uns nach einigen unbedeutenden Geſprächen jeder in unſere Zimmer.

Ich war den ganzen Tag über in einer edleren Stimmung.

Es vergingen von da an mehrere Tage, ich brachte ſie mit gewöhnlichen Dingen zu, theils mit Zeichnen, theils mit Maria's Pflanzenpflege.

Da geſchah es eines Nachmittages, daß wir an dem Rande des Kaſtanienwäldchens ſaßen, nehmlich Mutter Victoria Rikar und ich. Die Mädchen waren in dem Garten beſchäftigt, oder eigentlich Maria that ein Geſchäft und Camilla ſah ihr zu. Die Lüfte waren lind und der Springbrunnen plätſcherte angenehm. Die Mutter war beſonders freundlich und mild, und erzählte mir von Camilla, und wie ſie dazu gekommen ſei, die Geige als ihr liebſtes muſikaliſches Inſtrument zu pflegen.

„Sie war ein ſehr ſchönes frohes Kind,“ ſagte ſie, „ſie war lebendig, feurig, roſenwangig und jauchzend. Jeder, der ſie ſah, gerieth in Entzüken. Wir waren damals noch in Mailand und die Eltern von beiden Seiten lebten noch. Da nahm ich das Kind einmal in den Dom mit. Die Eltern waren der Meinung, daß man ein Kind nicht zu früh in die Kirche führen ſolle, wenn es nehmlich noch nichts von den heiligen Handlungen verſteht. Da Rikar und ich dieſe Meinung theilten, war noch keine unſerer Töchter in eine Kirche gekommen. Weil aber Camilla ſchon Vorſtellungen von Frömmigkeit zu bekommen ſchien, da ſie immer ſo andächtig bei ihrem Morgen- und Abendgebete kniete, und da ſie die Aeuglein nach oben erhob, als wüßte ſie, wo das Weſen wohne, zu dem ſie das Gebet richtete, ſo beſchloß ich, ſie einmal in die Kirche mit zu nehmen. Ich führte ſie zuerſt an einem Nachmittage in den Dom, zeigte ihr die Säulen, den Schmuk, die Wölbung und die Altäre, und ſagte ihr, daß dieſes das Haus

Gottes ſei, wo die gläubigen Menſchen zuſammen kommen, um ihn, den man wohl überall anbeten könne, doch hier ganz beſonders zu verehren. Ich verſprach ihr, daß ich ſie, wenn ſie recht gut wäre, bald wieder mit mir in die Kirche nehmen würde, aber nicht, wenn dieſelbe ſo leer ſtünde, wie heute, ſondern, wenn die Menſchen verſammelt wären, um Gott anzubeten. Das Kind erinnerte mich nun alle Tage daran, und eines Tages, als ich in die Meſſe ging, nahm ich es mit. Ich wiederholte dieſes von Zeit zu Zeit. Einmal war ein feierliches Hochamt. Wir gingen ebenfalls hin. Ich weiß nicht, warum ich dem Kinde nie geſagt hatte, daß man in der Kirche auch zuweilen Muſik mache; wir hatten bisher nur immer die ſtille Meſſe beſucht. Als in den großen Räumen, die heute noch dazu mit Menſchen voll gefüllt waren, theils mit geputzten, theils mit armſelig gekleideten, die Töne der Orgel erklangen, war Camilla außerordentlich überraſcht. Das Kind mochte bisher die heiligen Verrichtungen des Prieſters an dem Altare für die einzige Gottesverehrung gehalten haben, wie mußte es ergriffen werden, als es dieſe neue Anbetung vernahm. In unſerem Hauſe war damals wenig

Muſik, blos ein bischen Clavier und Geſang. Das Kind, welches bisher immer neben mir geſeſſen war, und die Händchen gefaltet und die Augen gegen den Altar gerichtet hatte, vergaß ſeine Andacht, und horchte mit der ganzen Kraft ſeiner Seele auf die Muſik. Im Benedictus war ein Violinſolo, und als die Töne recht deutlich und verſtändlich von der andern Muſik weg gingen, ſah ich das Kind neben mir ſitzen, ſeine Händlein waren ihm in den Schoß geſunken, und die Wänglein waren roſenroth erblüht. Als die Meſſe aus war, nahm ich es an der Hand, führte es hinaus, und das Kind hüpfte an meiner Seite nach Hauſe. Als wir zu Hauſe angekommen waren, erzählte es dem Vater von der Muſik, die es gehört hatte, und fragte, was das für Klänge geweſen ſeien, die ſo annehmlich und ſo lieblich getönt hätten. Ich antwortete: „eine Geige.“ Von nun an fragte Camilla immer, was eine Geige ſei, wie ſie ausſähe, und wie man ſie behandle, daß ſie klinge. Als ſie einmal eine in einer Geſellſchaft ſah, rührte ſie dieſelbe an, und verſuchte darauf zu ſpielen. Da ihr der Großvater eine zum Scherze kaufte, ſpielte ſie immer darauf; und da ſie einen Lehrer bekam, machte ſie große Fortſchritte. Sie liebte dieſe Töne ungemeſſen, und ſuchte ſie immer hervor zu bringen. Sie machte oft tagelange oft nächtelange Uibungen, daß es ſelbſt ihrer Geſundheit ſchadete. Als die Großeltern ſchon lange todt waren, und als ſie den Lehrer nicht mehr hatte, der ihr nur die Anfangsgründe hatte beibringen können, ging ſie allein zu ihren Notenbüchern, und ſuchte den Inhalt derſelben in ihre Saiten zu ſezen. So trieb ſie es fort, und gelangte nach und nach zu ihrer lieblichen himmliſchen Kunſt, die ihr jezt ſo viel gilt."

„Theure Victoria," antwortete mein Freund auf dieſe Worte, „ja es iſt eine himmliſche Kunſt; aber unſer Kind wird an dieſer Kunſt ſterben. Du haſt ſelber geſagt, wie die Uibungen ihrer Geſundheit geſchadet haben — du haſt auch geſagt, wie ſie roſenwangig und jauchzend geweſen ſei — aber ſiehe, wo ſind denn nun die rothen Wangen, und wo iſt die Fröhlichkeit? — Es iſt wahr, daß die Kunſt in jeder ihrer Darſtellungsarten himmliſch iſt, ja ſie iſt das einzige Himmliſche auf dieſer Welt, ſie iſt, wenn ich es ſagen darf, die irdiſche Schweſter der Religion, die uns auch heiligt, und wenn wir ein Herz haben, ſie zu vernehmen, werden wir erhoben und beſeligt: aber, liebe Victoria, der, der ſie ausübt, muß faſt mehr ſein, als ein Menſch, daß er ihr nicht unterliege. Er muß von dem, was er andern reicht, und wovon er mehr ergriffen wird, als ſie, nicht überſchüttet und zerſtört werden. Darum muß er auch die übrigen Kräfte in hoher Gabe haben: er muß im Haupte den erhabenen Verſtand haben, daß er die Dinge in großen Maßen verbinden und würdigen kann, er muß in den Nerven den feſten Sinn haben, daß er die Welt aufnehmen und mit Entſchiedenheit und Liebe tragen kann, und er muß in dem ganzen Körper die klare Geſundheit haben, daß er alles, ſowohl die linden Lüfte und den warmen Sonnenſchein als auch die ſtarre Kälte und die ſchneidenden Winde mit Anmuth genieße. Von dem bloßen einſeitig wiederholten heißen Gefühle ermattet das Herz. Siehſt du nicht, wie von der Hingabe Camillas an ihr Spiel ihr Gemüth verwelkt? Ihre Wangen ſind blaſſer, um die Stirne iſt ein Flor, und die Augen ſehen ſtiller, aber auch ſehnſüchtiger und trauriger. Siehſt du nicht, wie ſie beim Fortſchreiten dieſer Dinge nur immer mehr zur Geige flüchtet, um ihr das verſinkende Leben anzuvertrauen?"

„Du ſiehſt wohl etwas zu hart, Rikar," antwortete die Mutter, „die Gefühle Camillas ſind wohl auch ohne der Kunſt vorhanden, ja die Kunſt iſt eine Folge davon. Wenn ihre Wangen blaſſer ſind, und ihre Augen ſanfter ſchauen, als in der Kindheit, ſo iſt das ſchon die Wirkung der Weſenheit ſolcher Menſchen, die ein tieferes inneres Leben leben, als andere, wodurch es geſchieht, daß das äußere leidet. Auch haben ja Mädchen in ihren Jahren noch allerlei andere Gefühle, die ſie beunruhigen, und die wir im Alter wohl belächeln."

Ich konnte bei dieſen Aeußerungen einen tiefen Blik in das Innere der Familie thun, der mir manches enthüllte; aber ich konnte die Fortſezung des Geſpräches, und was der Vater auf die Worte der Mutter geſagt haben würde, nicht mehr erfahren; denn die angefangene Rede ward durch den Gegenſtand derſelben, durch die Mädchen, unterbrochen, welche auf dem Sandwege gegen uns heran kamen.

Sie gingen Arm in Arm. Sie waren beide ganz gleich gekleidet. Jede hatte einen breiten Sommerſtrohhut auf, deſſen grüne Bänder an der Wange nieder gingen; jede hatte ein Sommerkleid von roher Seide an, nur daß es bei Maria um ein Merkliches kürzer war, als bei Camilla; und jede hatte endlich ein blaues Seidentüchlein um den Buſen. Der einzige Unterſchied war, daß Camilla einen Sonnenſchirm hatte, den Maria nie trug.

Als ſie herzu gekommen waren, und ſo vor uns ſtanden, konnte ich die Wahrheit oder Unwahrheit von Rikars Ausſpruche beobachten. Wer die Schweſtern mit oberflächlichem Blike angeſchaut hätte, würde ſie für Zwillinge gehalten haben, und doch konnte es nichts Ungleicheres geben. Camilla hatte ſanfte weichgebildete Wangen, die von dem Strohhute überſchattet wurden; die lichte zarte Farbe derſelben war von einem leichten Hauche von Roth überflogen; das Sommertuch dekte den ſchlanken keuſchen Buſen; und die lange Wimper hüllte ſich über große Augen, in welchen wirklich, wie in einem Spiegel, Schwärmerei, wo nicht gar Schwermuth und Leiden lag. Maria hatte dieſelben Wangen, nur ſchienen ſie feſter gebildet, und die Uiberſchattung durch den Strohhut konnte weniger bemerkt werden, weil ſie ohnedem durch den Sonnenſtrahl, dem ſie immer ausgeſezt waren, gebräunt erſchienen; das Sommertuch ſaß knapp und dicht über dem Herzen; und aus denſelben großen ſpiegelnden Augen, wie ſie Camilla hatte, ſah der Glanz der Ruhe oder der der Zufriedenheit und Ehrlichkeit.

Das Geſpräch der Ehegatten, welches für mich ſo bedeutſam werden wollte, war alſo unterbrochen, und es begann ein anderes mit den Ankömmlingen, die die Mutter fragte, was ſie in der Blumeneinfaſſung gethan hätten.

„Wir haben eben nichts Beſonderes gethan,“ antwortete Maria, „ich habe die langgewachſenen Georginenſtämme an Stüzen gebunden, und Camilla hat mir zum Theile geholfen. Meine Arbeit iſt für heute abgethan, und ich ſtehe euch zu Gebote, wenn ihr etwas unternehmen wollt, ſei es nun, daß wir in dem ſchattigen Wäldchen hier bleiben, oder daß wir einen Spaziergang hinaus auf die Höhen und unter die Steine verſuchen.“

„Bleibt ein wenig bei uns, und ſezt euch hier nieder,“ ſagte die Mutter, „es iſt zum Spazierengehen in dem Augenblike noch zu warm, und ſpäter werden wir ſchon ſehen, was zu thun ſei.“

Camilla lehnte ihren Sonnenſchirm an einen Kaſtanienſtamm, was ſie immer that, weil ſie ihn auf einem Tiſche oder auf einer Bank vom Staube gefährdet gehalten hätte, den ſie, wie jede Unreinlichkeit aufs Aeußerſte fürchtete, und beide Mädchen ſezten ſich nieder.

Die Bänke ſtanden am Rande des Kaſtanienwaldes und auch in deſſen Mitte ſo, daß immer ihrer mehrere einen kleinen Kreis bildeten, in welchem man ſich gegenüber ſezen konnte.

So thaten wir auch heute; wir ſaßen ſo, daß wir uns in die Angeſichter ſehen konnten, und ſprachen, wie es öfter geſchah, wenn wir während der Hize unter dem ſchirmenden Laubdache dieſer Bäume ſaßen, von verſchiedenen wichtigen Dingen. Es wurden die menſchlichen Angelegenheiten beſprochen, und nicht ſelten kamen wir auch auf die Abhandlungen der Weltweisheit und mancher Ausſprüche, die gelehrte und berühmte Männer in Vorzeiten gethan und verfochten haben, was ſie zum Zweke ihres Lebens gemacht, und wofür ſie nicht ſelten dieſes ihr Leben eingeſezt hatten.

Wir gingen an dieſem Tage auch nicht mehr auf die Höhen und unter die Steine hinaus, ſondern, wie es ſich öfter ereignete, weil der Garten ſo reich und mannigfaltig war, und viele Gegenſtände zur Betrachtung und Unterhaltung bot, blieben wir in demſelben, wir zeigten uns dies und jenes, wir befragten uns, unterredeten uns, arbeiteten gelegentlich noch etwas, trennten und fanden uns, wie es eben der Gegenſtand, mit dem wir uns beſchäftigten, erheiſchte, und als, wie es allemal war, eine außerordentlich prachtvolle Nacht über dieſe Einöde herüber zog, lehnte ich noch ſehr lange in meinen Fenſtern und ſchaute hinaus. — —

Endlich richtete ich mich doch zu meiner Abreiſe zuſammen. Ich brachte meine Sachen in Ordnung, und wollte ſie in den nächſten Tagen in das Ränzlein paken, um von dieſem Punkte meine Reiſe wieder in die weitere Welt fortzuſezen.

Aber es kam ein wenig anders.

Als ich eben mein Ränzlein pakte, hörte ich im Gange ein freudiges Laufen, ein Rufen, ein Zuſchlagen der Thüren — und dann war es ſtille. Ich ließ ab von meinem Geſchäfte, ließ die aufgelöſten

Riemen des Ränzleins über den Tiſch herabhängen, und begab mich hinaus, um zu erforſchen, was die ungewöhnliche Bewegung bedeute. Gleich bei meiner Thür ſtieß mir die Amme auf, und ich fragte ſie, was es gäbe.

„Mein Gott," ſagte ſie, „ſo habt ihr denn von Allem nichts geſehen und gehört — und es iſt doch ein ſolcher Lärm geweſen. Drei Maulthiere haben die Kiſten getragen, man hat ſie abgeladen, und hat ſie unterdeſſen in das Gewölbe der Halle geſezt. Wo ſeid ihr denn geweſen, daß ihr nichts geſehen und gehört habt? Alfred Muſſar iſt gekommen, er iſt von ſeiner großen Reiſe zurükgekehrt, und iſt auf ſeinem braunen Pferde herauf geritten. Jezt ſind ſie Alle im Speiſeſaale beiſammen."

Die Amme war hochroth vor Freude, und ich drehte den Schlüſſel im Schloſſe meiner Thür vollends um, und ſtekte ihn zu mir, um in den Speiſeſaal zu gehen.

Als ich eintrat, hatte ich einen Anblik, wie der war, den ich in meinem Zimmer verlaſſen hatte. Es lag nämlich auf dem Tiſche ebenfalls ein Lederſak, der ebenfalls zum Theile geſchnürt war, und die andern Riemen über den Tiſch herab hängen ließ : nur der Unterſchied war, daß dieſer Lederſak viel größer, als der meine, und daß man nicht im Zuſammenpaken, ſondern im Auspaken begriffen war. Alle ſtanden um den Sak herum. Man hatte mich ganz vergeſſen. Als ich herein kam, riefen ſie mir zu, ich ſolle mich nähern, und ſolle an dem Vorgange Antheil nehmen.

Außer den gewöhnlichen Mitgliedern der Familie, nämlich Rikar, der Mutter und den beiden Mädchen, ſtand noch ein junger Mann mit freundlichen leuchtenden Augen an dem Tiſche. Er war in die Gebirgstracht der Gegend gekleidet, nur hie und da ein wenig veredelt, die ihm ſehr wohl ſtand. Er war äußerlich angenehm gebildet, ich könnte ſagen, ungemein ſchön : die Wangen waren fein und roth, nur etwas zu dunkel, der Mund edel, das Kinn rein, die Stirne hoch und die Loken darum anmuthig gelegt. Er hatte die Augen zu mir erhoben, als ich eingetreten war, und als er das Rufen der Umgebenden vernahm, und hatte von ſeinem Geſchäfte abgelaſſen; denn unſtreitig war er darin begriffen, den Lederſak aufzuſchnallen.

Rikar löſte ſich von der Geſellſchaft los, ging auf mich zu, nahm mich bei der Hand, führte mich zu dem Fremden und ſagte: „Mein ſehr lieber Freund, Otto Falkhaus, der in Wien mein langwochentlicher Nachbar war, der mir jene Liebesdienſte that, wovon ich euch erzählt habe, und der uns jezt die Freude machte, uns auf einer Durchreiſe zu beſuchen und eine Zeit in unſerm Hauſe zu verweilen."

Als er mich ſo vorgeſtellt hatte, wendete er ſich mit der Hand gegen den jungen Mann und ſagte: „Mein anderer ſehr lieber Freund, Alfred Muſſar, der uns dieſes Haus und Anweſen in den Stand ſezen half, in dem es jezt iſt, der uns immer ein treuer Freund und Rathgeber geweſen iſt, der uns zu lange verlaſſen hat, und der nun doch wieder in ſeine Heimath zurükgekehrt iſt."

Bei dieſen Vorſtellungen verbeugten wir uns gegenſeitig ſtumm, und ich ſah bei dieſer kleinen Bewegung, daß der Fremde das Benehmen der feineren Stände haben müſſe.

„Jezt laßt uns aber unſer Geſchäft nicht mehr unterbrechen," ſagte die Mutter, „ſtellen Sie ſich zu uns, und ſehen Sie mit uns, was unſer Freund vornehmen wird.“

Ich ſtellte mich auf dieſe Einladung der Mutter an den Tiſch, und zwar auf Seite der Mädchen, und Alfred fuhr fort, die Schnallen des Sakes aufzulöſen.

Als man ihm hiebei helfen wollte, hatte ich auch Gelegenheit ſeine Stimme zu hören; denn er ſagte den Scherz: „Ich bitte, mich nicht zu unterſtüzen; Niemand kennt die Geheimniſſe meines Sakes, und es könnte nur Verwirrung entſtehen.“

Die Stimme war rein und einnehmend und wohltönend.

Als er alle Schnallen gelöſt hatte, that ſich der Sak auseinander und zeigte im Innern zwei Hauptfächer, in denen wieder mehrere in Papiere gewikelte Gegenſtände verpakt waren.

„Ehe ich weiter ſchreite,“ ſagte er, indem er bei ſeiner Arbeit inne hielt, die Hand auf den Sak legte und die Augen gegen die Anweſenden richtete, „bitte ich Alle, daß Niemand gegen die Geſchenke, welche ich gebracht habe, und welche mich freuen, eine Einwendung mache, ſondern daß Jeder die für ihn beſtimmten freundlich und bereitwillig annehme."

Als Alle auf dieſe Bedingung eingegangen waren, ſagte er: „Nun ſo fahren wir fort."

Nach dieſen Worten löſte er noch die inneren Schnallen und Bänder, die der Sak hatte, und es kamen nun ſehr viele und verſchiedene Papierpäke zum Vorſcheine, auf deren jedem der Name deſſen ſtand, dem er gehörte. Aber auch Anderes war dabei.

„Jezt iſt es erlaubt," ſagte Alfred, „daß Jedes das Papier, auf welchem ſein Name ſteht, auflöſe, und die Sache, die es enthält, herausnehme. Damit aber dieſer Sak nicht weiter ſtört, wollen wir ihn beſeitigen."

Mit dieſen Worten nahm er den leeren Sak von dem Tiſche und trug ihn in eine abgelegene Eke des Saales. Die Anweſenden aber begannen die vielen Schnüre und Papiere zu löſen, mit denen die unbekannten Gegenſtände umwikelt waren. Alfred und ich halfen gelegentlich bald hier bald da. In Kurzem war der Tiſch mit Schnüren, Papieren und Geſchenken bedekt.

Alfred war in Paris geweſen. Da kamen nun ſchwere Seidenſtoffe zum Vorſcheine, es kamen Teppiche, Umhängtücher, Halstücher, Kleiderzeuge von allen Arten, und endlich Kopfputze, Handſchuhe und ſogar Stiefelchen. Aber auch jene vielſeitigen Spielereien und Tändeleien fehlten nicht, an denen Paris ſo reich iſt, und in denen das franzöſiſche Volk alle andern Völker der Erde übertrifft. Außer dieſen allgemeinen Geſchenken waren aber auch noch beſondere, welche nur einzig und allein auf den Betheiligten paßten, daß man ſah, wie emſig Alfred auf die Familie bedacht war, und wie ſehr er ſich in der Ferne mit jedem Einzelnen beſchäftigt hatte.

Die Mutter bekam eine kleine goldene Uhr, ſehr zierlich gearbeitet und ſo flach, daß ſie faſt mit einer Münze wetteifern konnte. Sie bekam noch einen koſtbaren Lichtſchirm, mehrere franzöſiſche Bücher, die ſie noch nicht hatte, und endlich ein Schreibgeräthe und feines Siegellak, weil ſie die einzige in der Familie war, die noch zuweilen freundſchaftliche Briefe und zwar an eine alte Jugendfreundin in Mailand ſchrieb.

Der Vater erhielt ein Schachſpiel aus Ebenholz und Elfenbein, ein auserleſenes Fernrohr, ein

Thermometer, und ein Inſtrument, die Bläue des Himmels zu meſſen, mit welcher Erſcheinung er ſich beſonders abgab.

Camilla empfing zu ihrem goldenen Armringe, den ſie gewöhnlich bei ihrem Geigenſpiele anzuhaben pflegte, einen zweiten ähnlichen, der ungemein leicht und edel gearbeitet war, dann erhielt ſie noch in mehreren ebenholzenen Büchslein duftendes Geigenharz, und in violett ſamtenen Fächern eine Sammlung aller Geigenſaiten, welche in der ganzen Welt gemacht werden.

Maria bekam ein großes Werk in gepreßtes Leder gebunden, das eine Einzelbeſchreibung der Camellien nebſt ausgezeichneter Abbildung aller bekannten Arten enthielt. Außerdem empfing ſie noch ein Werk über Orchideen, und eins über Landbenützung, das in Paris neu war und Aufſehen erregt hatte. Und zum Schluſſe erhielt ſie einen Schwank, nämlich gleichſam wie ein chirurgiſches Beſteck, ein Fach mit allen kleineren Gartenwerkzeugen, Meſſern, Scheren und dergleichen, Alles zierlich eingetheilt und mit ſilbernen Griffen verſehen.

Als man Alles ausgepakt hatte, als man nun im Ernſte mit Erſtaunen vor dieſen Geſchenken da ſtand, und mit Aufrichtigkeit, auf die im Scherze eingegangene Bedingung vergeſſend, verſicherte, daß das zu viel ſei, ſagte Alfred: „Ich habe es ja gewußt, daß es mir ſo ergehen wird. Ich habe mich auf der ganzen Reiſe auf dieſen Augenblik gefürchtet. Wollt ihr mir denn keine Gefälligkeit erweiſen? Ich habe gar Niemanden. Ihr wißt, daß mein Haus allein ſteht, daß kein Nachbar da iſt, daß nur meine Arbeitsleute mit mir unter demſelben Dache wohnen, daß ich keinen Vater, keine Mutter, keine Schweſter, keinen Bruder, keine Gattin habe. Ich habe bei meiner Art zu leben um viel weniger zu dieſer Reiſe gebraucht, als mir ein Bekannter, der in dieſen Dingen erfahren iſt, voranſchläglich ausgerechnet hatte. Ich habe alſo erſpart. Ich habe verſchiedene Dinge gekauft, um auch die größte Freude, die eine Reiſe gewährt, zu haben, nämlich die, Geſchenke zu bringen. Ich wollte ſie euch bringen, weil ihr meine nächſten Nachbarn ſeid, und mir ſonſt auch gerne eine Freundſchaft erwieſen habt. Ich hatte den Wunſch gehabt, noch viel mehr zu kaufen, allein mir fehlte der Muth dazu.“

Auf dieſe Worte war es um den ganzen Tiſch herum ſehr ſtille; denn Jedes fühlte in ſich, daß es unedel wäre, auch nur ein einziges der Geſchenke zurukzuweiſen, und daß ſie daher alle angenommen werden müßten.

Rikar ging auf den jungen Mann zu und ſagte: „Ihr ſeid recht gut und recht wahrheitsliebend, und das Gefühl, das ihr ausgeſprochen habt, lebt allerdings in dem menſchlichen Herzen, ich kenne es ſehr gut; darum fühlen wir uns geehrt, daß ihr dieſes Gefühl gegen uns gewendet habt, da euch nähere Angehörige abgehen; und ich glaube die Geſinnung aller der Meinigen zu treffen, wenn ich erkläre, daß wir die Geſchenke mit großer Freude annehmen und unſern Dank für die Erinnerung, die ihr in fremden Ländern an uns bewahrt habt, auf das Innigſte auszudrüken.“

Victoria ſtimmte der Erklärung ihres Gatten bei, und die Mädchen ſahen Alfred an, deſſen Angeſicht voll Zufriedenheit glänzte.

„Aber da wir noch bei dieſen herrlichen Sachen beiſammen ſtehen,“ fing jezt die Mutter an, „ſo fällt mir etwas ein, das ich vortragen will, und für das ich um die Zuſtimmung bitte — oder vielmehr ihrer gewiß bin. Während wir über dieſe lieben Dinge, die uns ein Freund als Andenken mitbrachte, ſehr erfreut ſind, während er ſelber erfreut iſt, ſie gebracht zu haben, ſteht ein anderer Freund bei uns, der eben ſo wie der Angekommene keinen Vater, keine Mutter, keine Schweſter, keinen Bruder, keine Gattin zu Hauſe hat, der uns Allen gleich lieb iſt, und der daher ein Recht hat, zu uns zu gehören. Da Alfred, der zur Bedingung ſeiner Reiſe gemacht hat, keinen Brief zu ſchreiben und zu empfangen, nicht wiſſen konnte, welch' lieben Beſuch wir in ſeiner Abweſenheit erhalten haben, ſo konnte er auch bei der Vertheilung der Ankommensrechte nicht auf denſelben Rükſicht nehmen, wie er wohl ſonſt gethan hätte : ich ſtimme daher, daß wir den Sinn des Gebers ergänzen, und einen Theil unſerer Rechte, ſo viel Jedes will, an unſern Gaſt abtreten, daß er nicht ein Fremder, ſondern ganz und gar einer der Unſerigen ſei."

Dieſer Vorſchlag der Mutter hatte aus dem Ernſte, der einige Augenblike geherrſcht hatte, wieder die Heiterkeit hervorgerufen. Alle riefen einſtimmig: „Ja, ja, das wollen wir thun."

Ich fühlte, wie mir das Blut in das Angeſicht ſtieg, ich fühlte es an der Hize meiner Wangen, und widerſezte mich dem Antrage. Aber Alle ſtürmten auf mich ein, ſie ſagten, ich dürfe keine Widerrede machen, es dürfe einmal nicht ſein, und man werde zur Theilung ſchreiten.

„Wenn eine ſolche Sache beliebt wird, und wenn Allgemeinheit unter uns eingeführt wird," ſagte Alfred, „ſo iſt meine Freude und mein Vergnügen noch größer."

„Er iſt zu Hauſe ein Landwirth, wie wir hier," ſagte Maria, „und wenn Sie in den Kiſten, die in der Halle ſtehen, landwirthſchaftliche Gegenſtände haben, wie Sie ſagten, und er einige brauchen kann, ſo muß er auch davon noch nehmen, nicht wahr?"

„Freilich," ſagte Alfred, „und es freut mich doppelt, daß der Gaſt dieſes Hauſes ein Landwirth iſt. Es ſind viele Gegenſtände in den Kiſten, er kann ſich auswählen, und wenn er mir die Ehre ſeines Beſuches in meiner Behauſung angedeihen laſſen will, ſo muß er manches als Erinnerung an dieſe Gegend annehmen, und es nach ſeiner Heimath ſchiken."

„Mengt nicht neue Dinge ein," ſagte die Mutter, „ſondern laßt uns zur Erledigung der alten ſchreiten. Ich ſtimme zuerſt. Nehmt dieſen Lichtſchirm, gebraucht ihn manchmal, wenn ihr an langen Winterabenden zu Hauſe bei eurem Arbeitstiſche ſizt, und etwas ſchreibt oder leſet, und erinnert euch dabei an uns."

Mit dieſen Worten legte ſie ihren ſchönen Lichtſchirm auf die Stelle des Tiſches, an welcher ich ſtand.

Rikar ſtimmte der zweite. „Nehmt dieſes Fernrohr," ſagte er, „unter allen Dingen, die ein Reiſender nöthig hat, iſt dies eines der nöthigſten und zwekmäßigſten, namentlich für einen, der nicht Geſchäfte halber reiſet, ſondern anſehen will, und insbeſondere Gegenden und Fernen anſehen will."

Ich erwiederte hierauf: „Nein, Rikar, dieſes koſtbare Inſtrument kann ich nicht annehmen; es dient euch ſelber ſehr gut, und ihr erinnert euch ja, daß ich ohnedem ein gutes Fernrohr mit mir führe."

„Eben darum ſollt ihr es nehmen," ſagte er,

„weil an dem eurigen etwas brechen und es zeitlich untauglich machen kann. Ich habe denſelben Grund wie ihr, ich habe ebenfalls ſchon ein ſehr gutes Rohr. Und der lezte Grund, den ich habe, iſt der, daß ihr es annehmen müßt."

Er legte mit dieſen Worten das Rohr zu dem Lichtſchirme.

„Ich weiß nicht, was ich von meinen Dingen geben ſoll," ſagte Camilla, „aber Sie ſind ein ſo guter Kenner von Geigentönen, daß Sie zu Hauſe gewiß auch nicht anders, als vortrefflich ſpielen. Ich gebe Ihnen daher von dieſem Geigenharze und theile die Saiten mit Ihnen."

„Ich kann eigentlich nicht theilen," ſagte Maria, „da ich lauter Ganze erhalten habe; aber ich gebe Ihnen ein Ganzes, nämlich dieſe Bücher, ſie ſind unvergleichlich ausgeſtattet, ſtellen Sie dieſelben in Ihre Sammlung, und denken Sie an uns. Weil ich den Inhalt nicht entbehren kann, ſo wird Alfred ſchon ſo gut ſein, mir anzugeben, wo ich ſie wieder bekommen kann."

Mit dieſen Worten reichte ſie mir das franzöſiſche Werk hin, das ihr Alfred gebracht hatte, und das ſehr koſtbar gebunden war.

„Und daß er nicht blos etwas von den einzelnen Gaben habe, die uns zugedacht worden ſind, ſondern auch von den allgemeinen,“ ſagte die Mutter, „ſo wollen wir ihm noch dieſen Teppich geben, der die Beſtimmung haben ſoll, daß er ihn zu Hauſe unter ſeinen Schreibtiſch lege.“

„Ja, den Teppich müſſen Sie noch nehmen, den müſſen Sie noch nehmen,“ ſagten die Mädchen.

Man ſchob ihn auf dem Tiſche gegen meinen Plaz hin.

Ich war nun im äußerſten Grade verlegen und ſagte: „Nein, dieſe Sachen kann ich unmöglich alle annehmen, ſie ſind zu viel. Ich bin durch die Mittheilung aller jezt reicher geworden, als die einzelnen Gebenden.“

„Wenn ihr reicher geworden ſeid,“ antwortete die Mutter, „ſo iſt das ganz natürlich; denn wem mehrere andere geben, der kann leicht etwas mehr haben, als die Einzelnen. Aber wem von uns könnt ihr etwas zurük geben, ohne ihm wehe zu thun?

Nehmt es daher ſo freundſchaftlich an, als es gegeben worden iſt."

Das Wohlwollen und die Güte Aller war ſo unverkennbar und eindringend, daß es unzart geweſen wäre, ſich noch gegen irgend etwas zu weigern; ich ſchämte mich, daß ich es ſchon gethan habe, und nahm die Sachen mit Freude und mit der Aeußerung des Dankes an.

„Jezt aber, Kinder," ſagte die Mutter, „müſſen wir den Tiſch abräumen und dieſe Sachen wegſchaffen. Alfred hat ſich zu Mittag eingeladen, die Zeit rükt heran, und der Tiſch muß zu andern Zweken benüzt werden. Ich dächte, Jedes ſollte ſich ſeine Sachen auf ſeine Zimmer bringen laſſen, daß hier Raum werde."

So thaten wir auch. Die Mädchen riefen Leute herbei, die ihnen halfen; ich nahm meine Dinge zuſammen, rollte den Teppich in eine Rolle, und trug Alles in meine Zimmer.

Das Mittageſſen ließ nicht lange auf ſich warten. Es war recht lieb und freundlich, daß heute ein Gaſt da war, und man ſah es auch, daß man ſeinetwegen ein Mehreres gethan habe.

Nach dem Eſſen wollten Alle in den Garten; aber Alfred verlangte, daß man noch eher die Sachen auspaken ſolle, welche in Kiſten unten in der Vorhalle ſtünden. Wir begaben uns daher Alle hinab. Rikar beorderte einen Mann mit Hammer und Meißel, der die Kiſtendekel aufbrechen ſollte. Als dies geſchehen war, und die Kiſten offen ſtanden, machte ſich Alfred daran, die Gegenſtände heraus zu nehmen. Es waren lauter Bedürfniſſe der Landwirthſchaft, namentlich der Gärtnerei. Samen, Knollen, Wurzeln, Ableger, die in dieſer Gegend noch nicht bekannt waren oder großen Werth beſaßen; dann Geräthe, Werkzeuge und Modelle, die im Größeren ausgeführt werden ſollten. Ich mußte von manchen Dingen, welche mehrzählig vorhanden waren, nehmen, um ſie in meiner Beſizung anzupflanzen, und von manchen Geräthen nahm ich mir vor, Zeichnungen zu machen, weil ich ſie als vorzüglich anwendbar erkannte. Als Alfred fertig war, und man die Dinge in Körben fortgetragen hatte, war erſt Zeit, in den Garten zu gehen.

Hier hatte ich nun Gelegenheit, ihn noch mehr zu beobachten, und noch mehr mit ihm zufrieden zu ſein. Er ging gleich mit vieler Theilnahme zu allen Dingen, er fragte um Alles, er ließ ſich Alles zeigen, und nahm Antheil, als ob es ſein Eigenthum wäre, oder als ob er es ſelber gepflanzt hätte. Faſt der ganze Nachmittag ging ſo in dem Garten dahin.

Gegen Abend nahmen wir das Vesperbrot in den Zimmern der Mutter ein, und als die Sonne ſich dem Rande der Felſen zuwendete, war es für Alfred Zeit, an den Aufbruch zu denken. Der erſte Beſuch nach ſeiner Reiſe war vorüber. Er lud uns Alle ein, recht bald zu ihm auf ſeine Beſitzung hinab zu kommen, und einen ganzen Tag dort zuzubringen. Insbeſondere lud er mich ein, einmal allein zu kommen, daß er mir Alles bis zum Kleinſten zeigen könne, was die Andern ohnedem ſchon genau kannten. Zu dieſem Behufe bat man mich, meine Abreiſe nun noch ein wenig aufzuſchieben, und ich willigte ein.

Nach einer halben Stunde ſezte ſich Alfred zu Pferd, um wieder nach Hauſe zu reiten. Ich ging in den Hof zurük, um ihn zu ſehen. Er ſaß auf einem braunen nicht gar großen aber ſehr zierlichen Pferde. Die Männer mit den Maulthieren, welche die Kiſten und den Mantelſak gebracht hatten, waren gleich wieder umgekehrt. Alfred mußte alſo jezt allein hinab reiten. Es ſtanden Alle bei ihm und nahmen Abſchied. Als er recht höflich gegrüßt hatte, ritt er bei dem hintern Thore hinaus, und ſchlug den ſchmalen Saumpfad nach Sanct Guſtav hinab ein.

Als die Dämmerung gekommen war, und ehe es zum Abendeſſen wurde, ging ich in mein Zimmer. Die Riemen meines Ränzleins hingen noch von dem Tiſche herunter. Ich pakte alſo aus, was ich gegen Mittag ſo ſorgſam eingepakt hatte.

Es war, als ſollte ich aus dieſem Hauſe nicht fortkommen.

Die Dinge, die man mir geſchenkt hatte, legte ich in eine Ordnung, freute mich darüber, und nahm mir vor, ſie, ſobald ich nach Riva käme, auf den Weg nach Treuluſt zu geben.

Nach wenigen Tagen verabredeten wir den Tag, an welchem wir zu Alfred hinunter wollten, und ließen es ihm wiſſen.

Als der Tag gekommen war, und Maria noch am Morgen ihre Anordnungen getroffen hatte, was während ihrer Abweſenheit geſchehen ſollte, ritten wir auf Maulthieren längs des Saumpfades hinunter. Als wir tief genug gekommen waren, ſah ich in einer jener grünen Furchen, die ich am erſten Tage meiner Anweſenheit von den Felſen aus als durch die kahlen Berge laufend geſehen hatte, und die in der Nähe breite üppige Thäler waren, Alfred's Haus. Eine Reihe wohnlicher Fenſter glänzte uns aus dem Gebüſche, das das Haus reichlich umgab, an. Als wir näher gekommen waren, ſah ich die große Ausdehnung und die reinliche Haltung des Ganzen. Alfred empfing uns in dem Sandhofe des Hauſes, der Blumenbeete und einen Springbrunnen hatte. Er half uns mit einem Diener von den Maulthieren, überließ leztere dem Knechte, und führte uns über eine Treppe in das Geſellſchaftszimmer hinauf. Dieſes war groß und geräumig, ſah mit vielen Fenſtern auf das Grüne und auf die ſchwankenden Baumzweige hinaus, und hatte mehrere erleſene Bilder aus der italieniſchen Schule. Als er uns hier einige Erfriſchungen, worunter namentlich Milch und mehrere Früchte waren, die eigentlich der Jahreszeit nach im Freien noch nicht reif ſein konnten, vorgeſezt, und als wir manches davon gekoſtet hatten, gingen wir in den Garten hinunter. Maria führte mich hier zu mehreren wahrhaft ausgezeichneten Anſtalten, und ſagte im Triumphe: „Da ſehen Sie erſt, da ſehen Sie erſt!“

Wir gingen zu einigen Glashäuſern, in denen die ſchönſten einheimiſchen Früchte reiften, und die das Edelſte und Weſentlichſte der fremden enthielten. Dann beſahen wir die Einrichtungen, die der Garten überhaupt hatte, theils zum Bewäſſern der Pflanzen, theils zu ihrer Nahrung, Zucht, Pflege und Vervollkommnung. Alles war in der That auserleſen und vortrefflich, und hatte viele Aehnlichkeit mit den Anſtalten Maria's. Von dem Garten gingen wir nach und nach auf einem gewundenen Wege, der durch viele Gebüſche führte, empor, und kamen endlich auf eine freie kahle Spize, die einen großen Umblik gewährte. Wir ſahen von hier aus die Felder Alfred's, die ſich um einen Hügel herum in einer kleinen Ebene dahin legten. Das ruhige, einfache, edle und liebliche Wogen des Getreides, das ich jezt ſo lange nicht geſehen hatte, legte ſich ſchmeichelnd und befriedigend an das Herz. Wir ſtanden lange und ſahen die verſchiedenen Grün an: das blauliche leichte und ſanfte Miſchen des Silbers, das dunklere grüne und tiefe Heraufbliken der Wogen, das hellere grünere Wellenſchlagen der kleineren Saaten, und das leichte Hinzittern der Spizen; denn es ging ein ſanftes Windchen unter der blauen und heiteren Kuppel des Himmels.

Es iſt doch, dachte ich, eine wunderbare Anmuth, wie der Menſch in der Geſellſchaft mit ſeinen Pflanzen lebt, die ſeinen Geiſt zum Himmel leiten, und ſeinem Leibe die einfachſte, edelſte und keuſcheſte Nahrung gewähren. Brot, das einfachſte aller Dinge, das weltverbreitetſte, iſt das Simbol und das Zeichen aller Nahrung der Menſchen geworden.

Von der Spize gingen wir auf einem anderen Wege und von einer anderen Seite wieder dem Hauſe zu. Die Aufbewahrungsorte und andern Anſtalten, die wir an ſeinem Aeußeren trafen, hatten wieder viele Aehnlichkeit mit denen Maria's. Als wir in die Zimmer gekommen waren, führte uns Alfred auch in ihnen herum. Die Mädchen bemerkten gleich die Veränderungen, die ſeit ihrem lezten Beſuche ſtatt gefunden hatten, und ſprachen ſich billigend oder mißbilligend darüber aus. Die Zimmer waren einfach, lieb und freundlich, und ſprachen einen freien heiteren Geiſt des Bewohners aus. Das Geſellſchaftszimmer, in dem jezt die Erfriſchungen weggeräumt waren, empfing uns mit Ernſt und Würde. Es enthielt nichts von all' den Spielereien, mit denen man gewöhnlich unſere Beſuchzimmer überladen findet, dafür ſtieß das Bücherzimmer an dasſelbe, und an den Käſten ſtekten überall die Schlüſſel, daß man ſich nach Belieben Bücher heraus nehmen konnte. Aber deſſen ungeachtet fehlte es nicht an Spielereien und Launen des Bewohners. In einem Zimmer war eine Sammlung aller Aehren der ganzen Welt, ich erſtaunte, daß es eine ſo ungeheure Menge derſelben geben könne, und in einem Buche, das auf dem Tiſche lag, waren lauter loſe Blätter, auf denen alle Blumen, die in den Getreiden wachſen, in Waſſerfarben ſehr ſchön abgebildet waren. Alfred hatte ſie ſich von einem wandernden armen Künſtler, der ſehr geſchikt war, und den er eine Zeit beſchäftigte, verfertigen laſſen.

„Es iſt merkwürdig, wie wichtig eigentlich dieſe Dinge ſind," ſagte Alfred. „Dieſe getrokneten Aehren in ihren Glaskäſten, die nur einfache Gräzerſamen ſind, und dieſe Blümlein auf ihren Stängeln, die zu den beſcheidenſten gehören und oft keine Schönheit anſprechen, ſind das auserleſenſte und unbezwinglichſte Heer der Welt, die ſie unvermerkbar und unbeſtreitbar erobern. Sie werden einmal den bunten Schmelz und die Kräutermiſchung der Hügel verdrängen, und in ihrer großen Einfachheit weit dahin ſtehen. Ich weiß nicht, wie es dann ſein wird. Aber das weiß ich, daß es eine Veränderung der Erde und des menſchlichen Geſchlechtes iſt, wenn zuerſt die Cedern vom Libanon, aus denen man Tempel baute, dann die Ahorne Griechenlands, die die klingenden Bogen gaben, dann die Wälder und Eichen Italiens und Europa's verſchwanden, und endlich der unermeßliche Schmuk und Wuchs, der jezt noch an dem Amazonenſtrome ſteht, folgen und verſchwinden wird. Es gibt unendliche Wandlungen auf der Welt, alle werden ſie nöthig ſein, und alle werden ſie, eine auf die andere, folgen."

In dem an das Aehrenzimmer ſtoßenden Saale, der eigentlich mehr ein langer Gang war, deſſen blumenverzierte Fenſter gegen den Garten gingen, war eine ſeltſame launige Sammlung, gleichſam ein friedlicher Waffenſaal der Erde. Es waren da nämlich alle Werkzeuge des Landbaues aufgeſtellt, nach der Art wie ſie gebraucht werden und dienen: die zum Felde, zur Wieſe, zum Garten, zum Walde, zum Weinberge, zum Hauſe gehörigen. Welche zu groß geweſen waren, als daß man ſie hätte herein ſtellen können, die waren in einer Verkleinerung zugegen. Ich bin ſelber ein Landwirth, kannte ſie faſt alle, und war doch überraſcht über die Menge und Mannigfaltigkeit derſelben. Sie waren geſchikt längs der Wand des Ganges aufgeſtellt.

Das Mittagsmahl wurde auf einem Hügelchen unter freien luftigen Kaſtanien eingenommen. Dann gingen wir noch eine Streke in der Thalſchlucht ſpazieren, und ſahen wunderliche Felſen, Waſſerfälle, Steinlager und kühle Grotten — und als beinahe ſchon das Abendgold auf dieſen ſonderbaren Bergen glänzte, dachten wir erſt auf die Rükreiſe.

Alfred's Leute waren ſehr artig und aufmerkſam gegen uns geweſen. Er ſelber begleitete uns auf ſeinem braunen Pferdchen, als wir auf unſern Maulthieren den Saumpfad wieder hinan ritten, als die grauen Steine um uns waren, und als wir auf dem troknen Grasboden lange weit hinzielende Schatten warfen. Da er umkehrte, lud er mich ein nächſtens allein zu ihm hinab zu kommen, damit er mir Alles im Einzelnen und nach landwirthſchaftlichen Grundſäzen, die mir lieb ſein würden, erkläre. Ich nahm die Einladung an.

Er ritt mit ſeinem Pferdchen, das ſehr geſchikt in den Steinen kletterte, hinunter, und wir ſtrebten immer mehr auf die ſteinige und auf die einſame Anhöhe empor. Als es Abend und immer finſterer wurde, und ich deßhalb eine Beſorgniß äußerte, beſchwichtigte mich Maria, indem ſie ſagte, daß, wenn es ſogar ganz finſter wäre, und man keine Handbreite vor den Augen ſähe, wir nur getroſt die Zügel auf den Hals der Maulthiere legen dürften; dieſe Thiere würden nicht ſtolpern, und würden uns ſicher auf das Haidehaus bringen.

So geſchah es auch; wir langten in dichter Finſterniß auf demſelben an.

Schon nach ein Paar Tagen ging ich allein zu Alfred hinunter.

Er empfing mich ſehr freundlich, und wir verbrachten den Tag, indem er mir Alles, was er hatte, zeigte, und wir es nach den Grundſäzen, die wir Jeder aus Büchern und aus Erfahrungen geſammelt hatten, durchgingen. Wir näherten uns einander ſehr, ich fand ſeine Sachen vortrefflich, und wir tauſchten manche Bemerkungen aus. Die Nacht brachte ich ebenfalls bei ihm zu, wie ich es ſchon meinen Gaſtfreunden vorausgeſagt hatte, und eben ſo einen Theil des folgenden Tages.

Er erzählte mir mehrere Dinge und auch Manches aus ſeinem Leben.

Er hatte als Kind in einer ſehr drükenden Lage gelebt. Sein Vater, der ihn und die Mutter durch ein kleines Geſchäft ernährte, ſtarb frühzeitig und hinterließ nur ein ſehr mäßiges Vermögen, das allerlei Gläubiger, Curatoren und Vormünder theils in Anſpruch nahmen, theils verſchleppten. Die Mutter muß eine außerordentliche Frau geweſen ſein. Sie prägte dem Knaben früh ein, daß man ſich nicht auf andere Leute verlaſſen dürfe, daß dieſe meiſtens hart und jedes Gefühl verlezend ſeien, wenn ſie helfen — deßhalb lebten ſie und der Knabe in der äußerſten Verſagung und Strenge, und deßhalb führte er es auch ſo fort, als ſie geſtorben war, und er in den Studien lebte. Er erwarb ſich das Wenige, was er brauchte, ſelbſt, und kam nie zu einem Andern um Hülfe. Der vorige Beſitzer des Anweſens, welches nun Alfred's Eigenthum war, war ihm nur verſchwägert geweſen, hatte ſich nie um ihn bekümmert, hatte das Anweſen vernachläſſigt, und hatte es ihm nur als Erbe hinterlaſſen, weil er doch der einzige Anverwandte geweſen war. Alfred hatte genugſam erfahren, wie ſehr man der Sklave Anderer ſei, wenn man nicht genug Mittel habe, ſelbſtſtändig zu ſein, und wie ſehr man doch abhänge, wenn man ſich auch noch ſo eifrig beſtrebe. Darum fing er mit der glühenden Freiheitsliebe, die ihm eigen war, an, ſeine herabgekommene Beſitzung zu verbeſſern. Er las aus Büchern, er fragte um Rath, er ſah gute Wirthſchaften an, er machte ſelber Pläne und Entwürfe, und da er für ſich wenig brauchte, wandte er alles Erworbene wieder der Sache ſelber zu. So brachte er nach und nach ſein ererbtes Anweſen in immer blühenderen Zuſtand. Er wurde bekannt, man ſuchte ihn, knüpfte Verbindungen mit ihm an, und durch glükliche Unternehmungen brachte er nicht blos Wohlſtand, ſondern man konnte ſagen Reichthum in ſein Geſchäft.

Als ich ihn einmal während des Tages fragte, ob es ihn denn nicht ſehr freue, wenn er ſein blankes Haus zwiſchen den holden Gebüſchen betrachte, und durch das Gedeihen und Emporblühen aller der Dinge um ihn dahin gehe, antwortete er: „Es iſt ſonderbar, wie die Abſtufung der Dinge, unter denen wir leben, auf den Menſchen wirkt. Wie fremd ſind uns die Minerale, wie hart ſeltſam abentheuerlich ſind uns ihre Farben — das giftige Grün, das Blau, das Braun, das Grau, das heftige Gelb, zum Beiſpiele am Schwefel— wie unbekannt iſt uns ihr Entſtehen in dem dunkeln Schoße der Erde, wo ſie in einander verwachſen und wunderlich gebildet ruhen und lauſchen. Wie näher ſind uns ſchon die Pflanzen, ſie ſind unſere Geſellſchaft über der Erde, der ſie wohl noch mit der Wurzel angehören, von der ſie aber doch mit ihrem edleren Theile, mit der Krone und mit der Blüthe, wegſtreben; ihre Nahrung und ihr Wachſen iſt wie das unſrige, ſie nehmen die irdiſchen Stoffe in ihre feinen Organe und verwandeln ſie in ihr Weſen, und wenn wir gleichwohl nicht begreifen, wie das geſchieht, ſo iſt es für unſere Liebe ſchon genug, daß ſie uns hierin verwandt ſind; und wie hold ſprechen uns ihre Farben gegen die der Minerale an, ſelbſt ihre heftigſten Roth und Gelb und Blau; und wie ſanft iſt das allgemeine Kleid, das ſie anthun, das Grün. So zugeartet iſt uns dasſelbe, daß wir dort, wo wir Abweichendes erbliken, wie an jenen roſtbraunen oder blutig rothen Blättern mancher fremder Bäume, eine Art Schauer empfinden. Noch näher ſind uns die Thiere, wenigſtens die außer der Erde lebenden und vollkommneren. Nur mehr ein kleiner Theil, und die am tiefſten ſtehenden, lebt in der Erde, die andern ſind mit uns in der Luft und der Sonne. Sie ſind die Spiegelbilder von uns, die abgeblaßten. Sie zeigen uns unſere Affekte, unſer Leiden, unſere Freuden, die Hingabe an innere Triebe, die verſtümmelte Naturſprache und ein dumpfes Dämmern von Vernunft und höherer Ahnung. Daher lieben wir ſie ſchon zuweilen, weil ſie uns wie die Knoſpe von uns ſelbſt erſcheinen, weil ſie uns in ihrer Hülfloſigkeit wie zurükgeſezte Menſchen vorkommen, die nur nicht genug an Geiſt und Kraft erhalten haben, um ſich empor zu ſchwingen und eine ſtättige Vervollkommnung einzuleiten. Das Nächſte aber iſt für den Menſchen doch immer wieder der Menſch, der ihm ſein eigenes Herz, ſein Ahnen und ſein Hoffen entgegen trägt. Das weiß man in großen Städten nicht, wo ſich das Geſchlecht an einander drängt, und ſeine Widrigkeiten zeigt. Freilich iſt die Natur im Ganzen, wozu indeß der Menſch auch als Glied gehört, das Höchſte. Sie iſt das Kleid Gottes, den wir anders als in ihr nicht zu ſehen vermögen, ſie iſt die Sprache, wodurch er einzig zu uns ſpricht, ſie iſt der Ausdruk der Majeſtät und der Ordnung: aber ſie geht in ihren großen eigenen Geſezen fort, die uns in tiefen Fernen liegen, ſie nimmt keine Rükſicht, ſie ſteigt nicht zu uns herab, um unſere Schwächen zu theilen, und wir können nur ſtehen und bewundern.“ — —

Auch von Nikar erzählte mir Alfred einiges. Er achtet ihn ſehr hoch, weil er, wie er ſagt, in ſeiner Einfachheit ſo tief iſt. Er hat außer den zwei Mädchen auch einen Sohn gehabt, von dem er aber nie eine Erwähnung gethan hatte. Als der Jüngling ſein zwanzigſtes Jahr begann, wurde er ihm durch eine ſchwere Krankheit, die ihn in der Fremde befiel, und in der ihn Rikar, der zu ihm geeilt war, pflegte, entriſſen. Er mußte einen großen Schmerz empfunden haben, er ſagte nichts davon, aber er trug das ſchwarze Kleid ſeit jenem Tage, und trägt es heute noch.

Als wir unſer Mittagmahl unter den Kaſtanien verzehrt hatten, begleitete mich Alfred auf einem großen Umwege durch das Gebirg, welchen Umweg er mich geführt hatte, damit ich auch dieſe Theile der Gebirge kennen lernte. Als die Sonne ſich ſchon gegen Untergang neigte, als wir auf dem Kamme der Gebirge ſtanden, zeigte er mir die Richtung, nach welcher ich in Rikar's Haus gelangen würde, und wir trennten uns. Er ging thalwärts, ich aber wandelte auf der Schneide ſo mancher Geſteine dahin, bis ich ſpät in der Beſizung meines Gaſtfreundes ankam.

In den nächſten Tagen, die ich noch in dem Hauſe zubrachte, glaubte ich eine ſonderbare Bemerkung zu machen. Camilla trug eine Neigung zu Alfred im Herzen. Die Zeichen waren leiſe, ihr ſelber vielleicht unbewußt, aber ich glaubte ſie doch deutlich zu erkennen.

Wenn er da war, ſprach ſie viel weniger, als ſonſt. Sie ſaß da und horchte aufmerkſam zu, wenn er erzählte. Wenn wir ſpazieren gingen, wandelte ſie ſanft geſenkten Hauptes meiſtens vor ihm, und achtete der Worte, die von ſeinen Lippen kamen. Wenn er abweſend war, ſprach ſie am liebſten von den Ländern, in denen er geweſen, und von denen er eben zurükgekehrt war. Ich habe ſie allein in dem Garten luſtwandeln geſehen, ihre Wangen waren zart gefärbt, in den Mienen war etwas Gehobenes, und die ſchönen Augen, in welchen ohnedem eine ſolche Schwermuth lag, waren gegen die Ferne gerichtet, ſo daß es ausſah, als befände ſich dort etwas, oder als ſuchte ſie dort etwas. Oder ſie ſtand auch zuweilen an dem Springbrunnen, deſſen Strahl Maria ſo gerne im Gange erhielt, und woran ſie ſich ergözte, und ſah auf das Silber der emporſteigenden Säule, und ſah viel länger darauf hin, als es die bloße Betrachtung dieſes Dinges erforderte. Sie ſpielte vor dem Schlafengehen oder am Morgen nach dem Aufſtehen wieder gerne auf ihrer Violine.

Die Töne waren ſanft und ſehnſuchtsvoll, als fragten ſie oder ſuchten ſie nach irgend einem Dinge, ſie waren nicht entzüken- und jubelerfüllt, aber ſie waren auch nicht ſo traurig, wie in der erſten Nacht, als ſprächen ſie von einem ſchmerzlichen Glüke, das zerflatternd und vergehend nirgends zu ergreifen ſei.

In dem gewöhnlichen Verkehre mit uns und andern Menſchen war ſie nicht anders, als ſie bisher immer geweſen war, nämlich gütig und einfach gegen Jedermann, und beſtrebt, Jedem eine Freude zu machen. Wenn ſie mit Alfred ſprach, ſo waren ihre Worte nicht bedeutender, als wenn ſie mit Andern ſprach, nur waren ſie immer kurz und der Sache angemeſſen.

Ihr Antliz trug das Durchſcheinen eines Erhabenen oder eines, das mit dem Gewöhnlichen, das die Zeit und das Leben bringt, nichts zu thun hat.

Dieſe Merkmale hatte ich nach und nach beobachtet, ohne daß ich eben darauf ausging.

So wandelte ſie unter uns dahin, und ließ den Tag kommen, wie er kam, und ließ den Tag gehen, wie er ging.

So ſtanden die Sachen, als die Zeit, die ich noch zugegeben hatte, ohne dem Ganzen meiner Reiſe gar zu viel abzubrechen, beinahe verſtrichen war. Da geſchah es eines Tages, daß Alfred nicht in ſeinen gewöhnlichen Kleidern, ſondern in einem ſchwarzen Anzuge zu Rikar herauf kam. Ich hatte ihn durch den Garten herein gehen geſehen. Er war Anfangs eine Weile bei dem Vater geweſen, dann ging er über den Gang zu der Mutter. Als ich von meinen Zimmern in das Freie hinab ging, hieß es, er habe um Maria geworben.

Ich ſtand da, und fragte den Gärtner, aber der wußte nicht, von wem er es gehört habe, jedoch gewiß ſei es ganz und gar. Ich fragte noch Andere, die ſagten, es ſei ſchon gewiß, wenn man auch nicht wiſſe, woher; es ſei ſchon gewiß, und könne nicht anders ſein.

In dieſem Augenblike, da ich mir nicht getraute, in das Haus hinein zu gehen, um Niemanden ungelegen zu ſein, kam die Mutter in geſchäftigem Eifer heraus, und da ſie mich erblikte, ging ſie auf mich zu und ſagte: „Er hat um Maria geworben. Wir wiſſen nicht wo Maria iſt, vermuthlich iſt ſie in dem äußeren Garten mit irgend etwas Angelegentlichem beſchäftigt."

Nach dieſen Worten verließ ſie mich, und ging in die Tiefe des Gartens zurük.

Ich wußte eigentlich nicht, wie mir bei dieſer Nachricht geſchah, aber daß ich jezt Niemanden begegnen müſſe, daß ich nicht in das Haus gehen müſſe, und daß ich mit keinem Mitgliede der Familie reden müſſe, das ſchien mir deutlich zu ſein. Ich ging daher in einen abgelegenen Theil des Gartens, den wir gewöhnlich nicht viel beſuchten, und ich ging noch dazu auf Wegen, die weniger betreten waren, als die andern, weil ſie zwiſchen dichten Pfirſichgeländern lagen, und ſelbſt in trokenen Zeiten ein wenig feucht waren; allein wie ich ſo zwiſchen den Pfirſichgeländern wandelte, ſah ich außerhalb derſelben dicht neben mir meinen Freund Rikar bei mir vorbei und in ein hölzernes Häuschen hinein gehen, das in dieſer Gegend ſtand, um Früchte, Sämereien, Gemüſe und andere Dinge, die man nicht gleich in das Haus bringen wollte, gelegentlich aufzubewahren. Als er in die Thür des Häuschens trat, drükte er ſeine Hände in einander und ſagte: „Ich habe es ja gewußt, ach, ich habe es ja gewußt!“

Ich brach bei einer Lüke, die ſich mir darbot, aus dem Pfirſichgeländer hinaus, weil es mich ſonſt unmittelbar zu dem Häuschen geführt hätte, in dem Nikar war, und wollte quer durch die Gemüſe und Blumen gehend, zu der Steinmauer gelangen, um ein Stük auf dem Raſen hinauszugehen. Als ich unter den Blumen und etwas freier war, ſah ich in der Ferne des Gartens die Mutter und Maria dem Hauſe zugehen. Die Mutter hatte Maria an der Hand, und ſo gingen ſie gegen das Haus. Ich erreichte die loſe Steinmauer, und weil an dieſer Stelle kein Pförtlein war, ſo kletterte ich über dieſelbe hinüber, gelangte in die offeneren Gründe, und ging von ihnen in die völlig leere Haide hinaus.

Ich ging an dem Geſteine dahin, und als eine geraume Zeit verfloſſen war, wendete ich mich wieder gegen das Haus.

Da ich dort anlangte, war Alles entſchieden: ſie hat ihn ausgeſchlagen. Nikar, der mir auf dem Gange begegnete, ſagte es mir ſelber. Die Mutter hat ſie in dem Garten geſucht, hat ſie in das Arbeitszimmer geführt, und dort mit ihr geredet. Nach Kurzem ſind ſie wieder heraus gekommen, Maria hatte ſich entſchloſſen und Alles abgelehnt.

Ich ging auf meine Zimmer, und dachte über dieſe Begebenheit nach.

In einer Weile kam Alfred herauf. Er war ſehr freundlich, er war ſehr ruhig, aber auch ſehr ernſt. Er ſagte, nachdem er ſich zu mir geſezt hatte: „Sie werden wohl ſchon Alles wiſſen. Ich habe zuerſt um die Einwilligung der Eltern nachgeſucht, und hätte dann das Mädchen um ihr Jawort gebeten. Bei dieſer Familie wäre es unwürdig geweſen, hinter dem Rüken zu werben. Ich war Anfangs der Meinung, man ſolle es Maria nicht gleich ſagen, ſondern ſie darauf vorbereiten; aber die Mutter machte dagegen gelten, daß man keine Zeit vor ihr ein Geheimniß haben könne, da von ihr allein die Entſcheidung abhänge, und die Sache ihr Eigenthum ſei. Das ſah ich ein und willigte in alſogleiche Kundgebung. Die Würfel ſind gegen meine Wünſche gefallen. Aber wie es auch ſei, ich werde dieſe Familie immer lieben und ehren. Es iſt Alles in größter Freundſchaft und Ordnung vorgefallen, und das

Haus, das mir ſo lieb und theuer geworden iſt, wird auch in Zukunft meine Freude und meine Erholung ſein."

Nach dieſen Worten redete er von meiner Reiſe, fragte, wohin ſie jezt unmittelbar gerichtet ſei, was ich dann vorhabe, wie lange ſie dauern werde, und ob ich dann zu Hauſe zu bleiben geſonnen ſei. Er bat mich auch, ihn vor meiner Abreiſe noch einmal zu beſuchen, und ihm vielleicht auch von irgend woher einen Brief zu ſenden. Ich verſprach Beides.

Alfred blieb bei dem Mittageſſen. Die Geſpräche waren herzlich und gut, ja es ſchien mir, als ſei man noch zarter und gemüthsreicher als ſonſt.

Eine Zeit nach dem Eſſen nahm Alfred Abſchied. Er war zu Fuße herauf gekommen, und wollte auch zu Fuße wieder hinab gehen. Als man ſich unter dem großen Thore trennte, ſagte er: „Wenn ich wieder komme, werde ich die Aurikelſamen und einen Theil der neuen Zwiebel mitbringen."

Als ich am Nachmittage durch das Kaſtanienwäldchen ging, und gegen ein Gebüſch bog, das ziemlich dicht war, ſah ich Maria vor demſelben ſtehen und in die Zweige hinein ſchauen. Sie hatte die Hände in einander geſchlagen und hielt ſie geſenkt ſo vor ſich hin. Das Gebüſch beſtand aus wilden Roſen und Flieder, es war ziemlich weit von dem Hauſe entfernt, hatte für den Gartengebrauch keinen Werth, und war von uns ſonſt nicht beachtet und beſucht worden.

Als ich ſie ſo ſtehen ſah, ging ich näher. Da ſie meine Tritte vernahm, löſ'te ſie die Hände auseinander, und ließ ſie ſo zufällig und loſe von ihrem Körper hängen. Ich aber ging völlig hinzu, ſah ihr in das Angeſicht, und blieb ein Weilchen ſtehen. Dann faßte ich eine ihrer Hände, hob ſie empor und ſagte: „Maria, ich kenne Sie, ich kenne Sie ſehr genau!“

Sie drükte mir die Hand, mit der ich die ihre hielt, und ſagte: „Sie ſind ein edler, Sie ſind ein guter und vortrefflicher Menſch.“

Mehr konnte ſie nicht ſagen. Aus ihren ehrlichen Augen brach ein Strom von Thränen, und ihre kräftigen Lippen zukten vor Schmerz. Sie nahm das Taſchentuch, das ſie in ihren Kleidern verborgen gehalten hatte, hervor, drükte daſſelbe an die Augen, und weinte heftig und lange. Ich blieb ſchweigend bei ihr ſtehen, und hielt nur ihre Hand, die ſie mir gerne ließ.

Endlich ermannte ſie ſich doch. Sie drükte mit dem Tuche mehrere Male gegen die Augen, um ſie zu troknen, und ſagte: „Er weiß gewiß Alles, o gewiß — gewiß — er weiß Alles. Sie hätte den Schmerz nicht ertragen können, ich aber werde ihn ertragen. Sie iſt ſo gut, ſo gut und unſchuldig, daß ſie das höchſte Glük auf Erden verdient. Ihr Gemüth iſt ſo zart geartet, daß ſie alle Eindrüke aufnimmt und feſt hält. Sie würde den Schmerz im Herzen halten, bis es bräche. Sie hat ohnedem dieſes Herz durch das Spiel ihrer Geige, das ſo ſchön iſt, und das uns ſo erfreut, noch mehr gelokert, daß alles Uebel viel viel tiefer eingreift.“

Nach dieſen Worten fuhr ſie ſich noch einmal mit dem Tuche über die Augen, um Alles völlig abzutroknen. Ich gab ihr den Arm und führte ſie in dem Garten herum. Sie ſammelte ſich nach und nach gänzlich. Wir ſprachen ernſthaft und freundlich miteinander, gingen noch lange herum, bis wir uns trennten.

Ich ging hierauf in meine Zimmer, legte die

Stirne an das Glas eines Fenſters, und es traten mir die Thränen des Mitleides in die Augen.

Ich nahm nach einer Weile das Buch, das ich mir in Tirol zuſammen geheftet hatte, um Wirthſchaftsgegenſtände einzuſchreiben, und ſchrieb dieſe Begebenheit hinein.

Ich ſchrieb bis tief gegen den Abend.

Am Abende kamen wir wieder Alle, wie gewöhnlich, zuſammen, und es waren Geſpräche von fernen auf die gegenwärtige Lage keinen Bezug habenden Dingen.

Obwohl nun meine Zeit, die ich noch zugegeben hatte, vorüber war, ſo wollte ich doch in dieſem Augenblike nicht fort reiſen, weil es geſchienen hätte, als nähme ich jezt die Flucht, wo in die Familie etwas Drükendes eingetreten ſei. Ich blieb noch da. Ich ging ein Paar Male zu Alfred hinunter, er iſt auch einige Male zu uns herauf gekommen.

Als ſich nach und nach die Spannung und das Gefühl, das in Folge des lezten Ereigniſſes doch in der Familie entſtanden war, gemildert hatte, und wieder der liebe freundliche Umgang war, der vorher ſtatt gehabt hatte, erklärte ich, daß ich jezt reiſen müſſe, und daß ich keinen Aufſchub mehr machen könne. Man verſuchte auch keinen zu erzielen, und es wurde der Tag feſtgeſezt.

Ich ging noch zu Alfred hinunter, um Abſchied zu nehmen.

Ich pakte nach und nach meine Sachen zuſammen. Ich war jezt viel reicher, als da ich herauf gekommen war. Man wollte mich überreden, den Weg über Sanct Guſtav zu nehmen, aber ich ſagte, daß mir der, auf welchem ich gekommen ſei, ſo lieb geworden, daß ich ihn auch auf der Rükreiſe einſchlagen wolle. Nur das wurde jezt nothwendig, daß man mir ein Saumthier geben mußte, was mit den andern, wenn ſie die Gartenwaaren fort trügen, fort ginge, und meine Sachen an den See brächte, von wo ſie nach Riva kommen könnten — ferner, daß man mir an dem See ein Schiffchen beſtellte, das mich nach meinem Gaſthofe überführte. Beides wurde in das Werk geſezt.

Als der Tag der Abreiſe gekommen war, wollten ſie mich eine Streke begleiten. Ich verbat es mir aber und geſtand nur zu, daß ſie mit mir bis an die Grenze des Gartens gehen dürften. Ein längeres Begleiten ſei doch nur ein längerer und ſchmerzlicherer Abſchied.

In dem Gefunkel einer ſchönen Morgenſonne gingen wir durch den Garten. An dem Pförtchen der loſen Steinmauer angelangt, blieben wir ſtehen und nahmen Abſchied. Die Mutter ſagte mir liebe freundſchaftliche Worte, die meiſt dahin gingen, daß ich ſie bald wieder beſuchen ſolle, Rikar und ich drükten uns an die Bruſt, Maria hielt ich einen Augenblik feſt an beiden Händen, und Camilla brach in heftige Thränen aus.

Man wollte doch wieder mit mir gehen, als ich mich zum Weitergehen wendete, aber ich drükte ſie mit den Händen in den Garten zurük, wendete mich in tiefer Bewegung um, und ging weiter.

Sie mochten in den Garten zurükgegangen ſein, denn als ich nach einer Weile umſah, ſah ich ſie nicht mehr. Ich ging in dem Thale fort. Als ich zu dem ſchwarzen Felſen kam, wo ich die ſanfte Camilla zum erſten Male geſehen hatte, war mir unſäglich wehe:

ich hätte nicht gedacht, daß ich ſo ſchwer von dieſem Hauſe fort gehen würde. Ich ſah das todte Bäumchen, das auf dem Felſen ſtand, eine Weile an, und ging dann weiter. Ich wendete mich, wie es mein Weg vorſchrieb, links. Als ich in der verödeten Landſchaft weiter ſchritt, kam ich mir recht einſam und verlaſſen vor, ich fühlte erſt jezt recht lebendig, wie lieb und wie hold es ſei, einer Familie anzugehören, dergleichen ich früher nicht gehabt hatte, und jezt auch nicht hatte.

Ich ging in dem Felſengebiete, das ich rechts und links von mir hatte, fort, und ſah beinahe durch zwei Stunden den ſonderbaren Bühel des Hieronimus vor mir. Endlich erreichte ich ihn, und da ich ihn erſtiegen hatte, hatte ich wieder den blauen Blik des Sees unter mir. Ich ſtieg die Stufen hinunter, gelangte zu dem weißen Häuschen, ſprach vor, und blieb eine Weile bei dem alten Manne, dem ich von Nikar erzählte. Endlich ſtieg ich die Schlucht gar hinab, kam zu dem Höllwäſſerlein, das, wo möglich noch kleiner und dünner war, und kam zu dem Gerölle, das in den See hinein ragte, und an dem auch das Schifflein lag, das auf mich wartete.

Ich ſtieg ein, und wir fuhren in die blaue ſäuſelnde Fluth hinaus. Bald ſah ich das gewaltige Gerölle nur mehr als ein kleines weißes Dreiek hinter mir, das an die dunkle Fläche des See's grenzte, und bald waren auch die ganzen Ufer hinter mir in eine einzige geſtrekte gerade Linie verſunken, während die weißen Punkte von Riva vor mir auftauchten.

4.

Reiſeziele.

In Riva kannten jezt ſehr viele die Pflanzenanlage meines Freundes, wenn ich von dem Berge Sanct Guſtav ſprach.

Ich hielt mich aber nicht mehr lange in Riva auf. Nur die Zeit verbrachte ich dort, die ich brauchte, um meine Sachen, welche ich in Rikar's Hauſe zum Geſchenke erhalten hatte, ſehr gut zu paken, und auf den Weg nach Treuluſt zu geben. Dann dachte ich auf die Weiterreiſe. Ich pakte meine Reiſeſtüke aus den Laden des Wirthes in den Koffer, und beſtellte auf den nächſten Morgen einen Plaz auf einem Schiffe, welches ſüdwärts ging.

Als dieſer Morgen angebrochen war, und ich mit einem Manne, der mein Gepäke trug, gegen den See ging, kamen wir an einer Planke vorbei, über welche Weinlaub herüber ragte. Plözlich hörte ich eine Stimme, die mir bekannt ſchien, rufen: „Signore, Signore!“

Ich wandte mich gegen die Stelle, woher die Stimme kam, und ſah Gerardo's Lokenhaupt über die Bretter herüber ſchauen, zugleich ſah ich ein nettes Häuschen in dem Garten ſtehen, das ganz mit Weinlaub umfaßt war, und große Fenſter hatte. Bei einem dieſer Fenſter ſah ein ſchönes Mädchen mit offenen feurigen Augen heraus.

„Ich bin da,“ rief Gerardo, „und das iſt unſer Garten und unſer Haus, und das iſt meine Schweſter.“

„So? das iſt ja recht ſchön,“ antwortete ich.

„Signore, eure Flaſchen ſind noch da,“ ſagte er wieder.

„Sind die Flaſchen noch voll?“ fragte ich.

„Ei freilich,“ antwortete er, „ich habe ſie im Keller aufbewahrt.“

„So trinke ſie in meinem Namen aus,“ ſagte ich, „und die leeren Flaſchen wirf in den See. Deiner Schweſter aber gib dieſes kleine Goldſtük, daß ſie es ſich aufhebe und ſich meiner erinnere, wie ich mich deiner erinnern werde, weil du ein ſo guter fröhlicher Burſche biſt."

„Ich danke, Signore," rief er, „ich danke. Seid ihr noch immer in Riva? ich habe euch geſucht und nicht gefunden. Machen wir bald wieder eine Fahrt?"

„Siehſt du nicht," ſagte ich, „daß dieſer Mann meine Reiſeſachen trägt? Wir gehen zu dem See, wo ein Schiff iſt, das mich auf immer von Riva fort bringen wird."

„Auf immer?!" rief er, „nun ſo lebt recht wohl, Signore, lebt wohl, und nehmt unſern Dank mit."

„Lebt wohl und nehmt unſern Dank," tönte jezt eine helle ſchmelzende ſilberklare Stimme. Es war die Schweſter geweſen, die aus dem Fenſter gerufen hatte.

„Lebt auch ihr wohl," ſagte ich, winkte freundlich gegen das Fenſter, und wir gingen weiter.

Das waren die lezten Stimmen geweſen, die ich von Bekannten meines Aufenthaltes in dieſer Gegend gehört hatte. Im nächſten Augenblike ſah ich den Bord und die Stangen unſeres Schiffes.

Mir kam das Zuſammenleben dieſes Geſchwiſterpaares faſt lieblich vor. Ich hatte nicht gefragt, ob auch noch eine Mutter, ein Vater, oder Beide, oder noch ſonſt Jemand in dem Häuschen wohne. Ich konnte mir nicht anders vorſtellen, als daß nur dieſe zwei da wohnen, daß das Häuschen äußerſt reinlich gehalten werde, daß ſie mit ihrer ſilberklaren Stimme öfters ſinge, daß er ſie gutmüthig behandle, und daß ſie ſehr glüklich zuſammen ſeien.

Ich beſtieg mein Schiff, auf welchem ich lauter fremde Menſchen antraf. Einen Stich gab es mir in das Herz, als ich unter den Waaren, die auf dem Schiffe lagen, auch zwei Ballen liegen ſah, die Maria's Zeichen trugen.

Ich gab dem Manne, der mein Gepäke getragen hatte, einen Lohn, und er ging fort.

In kurzer Zeit machte das Schiff, welches nur ein gewöhnliches Transportſchiff war, ſich von dem Ufer los, die Ruder fielen in das Waſſer, klatſchten in ihrem gewöhnlichen Takte fort, die weiße Häuſerlinie von Riva und die Berge hinter ihr wichen gemach zurük, immer mehr legte ſich die dunkle Fluth zwiſchen uns und das Land, bis die Bergwelt, in welcher ich jezt ſo lange und ſo glüklich gelebt hatte, nur mehr wie blaue duftige Erhebungen hinter mir ſtand.

Wir kamen nach dem Süden, deſſen langgeſtrekte einfache verſchwimmende Linien mich aufnahmen.

Mit einem ſonderbaren gedrükten und ſchweren Herzen ſaß ich in dem Wagen, und fuhr in der ſonnenglänzenden freundlichen und fruchtbaren Lombardie dahin. — —

Ich war von da an in einer langen Reihe von Tagen und von Wochen in Venedig geweſen, und hatte ſeine Schäze und den geſitteten achtungswerthen Menſchenſchlag kennen gelernt — ich war von da durch Toscana gefahren, das man den Garten Italiens nennt — ich hatte mich in die Campagna gewendet, die ſo luſt-, duft- und lichtdurchwoben iſt — ich war dann in Rom geweſen, das zwei große Vergangenheiten hat, eine geſchichtliche und eine künſtleriſche — ich war nach Neapel gekommen, und hatte geſehen, wie das blaue Meer, in dem die weißen Segel leuchteten, von dem langen Kranze der Stadt umſchlungen iſt, und wie wieder die Stadt in weitem Kreiſe von den grünen Höhen umfangen wird, in denen die Landhäuſer wie andere Segel in einem zweiten Meere glänzen — ich war endlich einige Wochen in Neapel, das ſie ein Stük Himmel nennen, geblieben: aber ich konnte nicht recht froh werden. Wenn ich in dem Wagen fuhr, wenn ich ſo auf freie Anhöhen kam, wenn ich die Merkwürdigkeiten der Zeit und Kunſt anſah, oder wenn ich auf einer Felſeninſel in der Bai von Neapel ſaß, ſchwebten mir die ſanften Wangen und die ſchönen Augen Maria's vor. Ich habe nie ein einfacheres, natürlicheres, edleres und großmüthigeres Mädchen kennen gelernt. Die braune Farbe ihrer Wangen, gegen welche ſie ihre Schönheit aufgeopfert hatte, kam mir verehrungswürdig vor, ich hätte ſie durchaus nicht wegwünſchen mögen, weil ſie ihr Preis, ihr Schmuk und ihre Würde iſt. Ihr klares gerades Herz hatte ſich ſo ſchön an das meine gewendet, was ſie ſagte und that, war mir ſo zugeartet und verwandt, daß mir jezt, da ich unter andern Menſchen herum wanderte, war, als hätte ich meine Heimath, als hätte ich Vater, Mutter und Alles verlaſſen. Ich hatte nie gewußt, was Zuneigung und Liebe zu einem Weſen des weiblichen Geſchlechtes ſei, jezt wußte ich es.

Ich ging von Neapel noch gar in die Südſpize der Halbinſel und nach Sicilien. Dort aber wendete ich um. Den Plan eines längeren Verweilens in Italien gab ich nun vollends auf, und ſuchte ſo ſchnell als möglich Treuluſt zu gewinnen. Ich ging durch die Halbinſel zurük, ſah noch Alles an, was ich auf der Hinreiſe nicht geſehen hatte, und nahm es mit ernſtem Gemüthe auf. In Livorno ſchiffte ich mich nach Genua ein, ging von da nordwärts und kehrte durch die Schweiz in das Vaterland zurük.

Es war ein trüber, nebliger Tag, als ich in Treuluſt eintraf. Der tiefe Herbſt hing über der Gegend. Auf den Feldern waren keine Früchte mehr, ſondern die Halme waren eingefurcht, und die braunen naſſen Schollen lieſen dahin. Nur einige Futterkräuter und das lezte Gras auf den Rainen und Wieſen gab der Gegend ein Grün. Als ich zwiſchen meinen Gartenanlagen hinein fuhr, kamen mir die Gewächſe, die in denſelben ſtanden, und die ich ſelber mit Freude gepflanzt hatte, wie ſchlechte Dinge vor. Unter Maria's Händen wären ſie beſſer gediehen.

Man hatte mich noch nicht erwartet; denn ich hatte in der lezten Zeit nicht geſchrieben und von meiner Rükkehr nichts gemeldet. Als ich daher mit Poſtpferden in den Hof hinein fuhr, und ſie mich beim Ausſteigen erkannten, kamen Alle herbei, welche eben im Gebäude waren, und begrüßten mich und bezeugten ihre Freude, daß ich da ſei. Mancher hatte mir zu ſagen, welche Veränderungen während meiner Abweſenheit vorgefallen ſeien, und was er mir zeigen müſſe. Mich freute die Freude der Leute, und es rührte mich, daß ich hier eine ſolche Anhänglichkeit beſize.

Ich dankte Allen und grüßte ſie von Herzen. Dann ließ ich meine Sachen abpaken, und mehrere der Leute geleiteten mich in meine Zimmer.

Dort erwartete mich etwas Liebes. Ich fand nämlich da die Dinge, welche ich in Rikar's Hauſe geſchenkt erhalten und von Riva hieher geſendet hatte. Der Altknecht hatte ſie auspaken und da nieder legen laſſen. Auf dem Tiſche lag der Teppich, und ließ einen Zipfel herab hängen, zum Zeichen, daß ihn meine Leute auseinander gelegt hatten, um zu ſehen ob er ſchön ſei. Daneben lag das Fernrohr, lag der

Lichtſchirm, die Bücher Maria's, die Büchschen mit dem Geigenharz, die Fächer mit den Saiten und alle die landwirthſchaftlichen Gegenſtände und Dinge. Nur was an Knollen und Sämereien noch im Herbſte in die Erde mußte, hatte der Gärtner nach meiner geſendeten Anweiſung untergebracht.

Die Zimmer waren nicht im geeigneten Zuſtande.

Als ich ein wenig geſeſſen war, und mich wieder an den Anblik meiner Wände gewöhnt hatte, befahl ich, daß man die Zimmer etwas in Ordnung bringe, namentlich daß man ſie lüfte und dann heize, ich würde unterdeſſen ein Weilchen in dem Hauſe herum gehen.

Als meine Anordnung in Vollzug geſezt und die Zimmer in Bereitſchaft waren, ging ich in dieſelben hinauf. Es war mittlerweile auch die Nacht herein gebrochen. Noch bei dem Scheine der Kerzen ließ ich die geſchenkten Sachen ihrer Beſtimmung zuführen. Ich ließ den Teppich unter den Schreibtiſch breiten, ſtellte den Schirm vor meine Lichter, legte Camilla's Geſchenke zu meinen Geigenſachen, ſtellte die Bücher in den Bücherſchrank, that das Fernrohr zu ſeines Gleichen, und brachte die landwirthſchaftlichen Gegenſtände an den geeigneten Pläzen unter. Als dies geſchehen war, und als ich den Abend gar mit Leſen, mit Verzehrung meines Nachtmahles und mit Unterredung mit meinen Leuten hingebracht hatte, legte ich mich auf das Bett, um das erſte Mal wieder in meinem Hauſe zu ſchlafen.

Am andern Morgen ging ich an die Arbeit und Beſichtigung meiner Angelegenheiten.

Als die erſten dringenden Beſchäftigungen vorüber waren, und als die Vorrichtungen, die ich brauchte, fertig waren, ſchikte ich auch einige Geſchenke nach Rikar's Hauſe. Ich ſchikte ihm zwei ausgezeichnete und gut erhaltene Wouvermann, damit er nicht mehr zu ſagen brauchte: Vielleicht kommen auch wieder Bilder in das Haus. An die Mutter ſendete ich einen ſchön gebundenen Dante und mehrere Bücher der neuern Zeit, die ſie noch nicht hatte. An Camilla ſchikte ich meine Cremoneſer Geige, zu der ich ein Fach aus Ebenholz mit violettem Sammet gefüttert hatte machen laſſen, genau, wie es bei ihren Geigen iſt. An Maria ſandte ich die Bücher deſſelben Inhaltes, wie ſie mir gegeben hatte, nachdem ich ſie ſehr ſchön hatte binden laſſen. Ueberdies ſchikte ich ihr Pflanzen aus meinem Garten und bat, ſie möchte dieſelben, wenn ſie auch nicht ſo ſchön wären, als die ihrigen, doch annehmen, und ihnen bei ſich einen Plaz anweiſen. Auch bat ich, daß ſie jeden Herbſt eine Zuſammenſtellung von Hiacinthenzwiebeln von mir annehme. An Alfred ließ ich ebenfalls eine Sendung kleiner Landwirthſchaftsdinge nebſt einem guten Chronometer abgehen.

Alle Sachen wurden von mir eigenhändig in eine Kiſte gepakt und auf den Weg gegeben.

Sie kamen ſehr gut an; denn nach ein Paar Wochen bekam ich ein Schreiben, das die glükliche Ankunft und den außerordentlichſten Dank ausſprach. Das Schreiben beſtand aus fünf Briefen, deren vier aus Rikar's Hauſe und der fünfte von Alfred waren. Jeder freute mich herzlich; denn jedes ſprach in demſelben ſeine wahrſten freundſchaftlichſten Geſinnungen aus. Ich legte die Briefe von den fünf liebſten Menſchen, die ich jezt auf der Erde hatte, zu meinen Koſtbarkeiten in einen Schrein. Koſtbarkeiten ſind bei mir Dinge, die mir in irgend einer Beziehung zu einem Menſchen lieb geworden ſind.

Ein Winter kam und verging. Ein Sommer kam und verging. Ein neuer Winter kam und verging auch. Als der Frühling angebrochen war, wurde es mir wie den Zugvögeln. Ich that die nothwendigen Anordnungen in meiner Beſizung, ſagte, daß ich eine Weile aus ſein würde, ſezte mich in einen Wagen, und fuhr fort.

Ich fuhr auf dem geradeſten Wege nach Riva.

Als ich dort angekommen war, ging ich in das Häuschen Gerardo's.

„Da ſeid ihr ja wieder,“ rief er, als er mich anſichtig wurde.

„Ja,“ ſagte ich, „ich bin doch nicht auf immer von Riva fort gegangen, ſondern ich bin wieder gekommen, und will ſogar wieder in dieſelben Berge gehen, in denen ich vor zwei Jahren geweſen war, und du mußt mich über den See fahren.“

„Hat es euch dort ſo gefallen?“ fragte er, indem er mich anſah.

Bei der Anfrage dieſes natürlichen Menſchen war es mir, als durchſchaue er mich, und ich erröthete.

„Heute müßt ihr aber auch in unſer Haus herein gehen,“ ſagte er.

Er führte mich in das Häuschen, in welchem ich die Schweſter fand.

Wirklich war es ſo, wie mir ein Inſtinkt geſagt hatte. Die zwei Menſchen wohnten allein in dem Häuschen, das Häuschen war ſehr rein, und ſie waren ſehr glüklich. Ob ſie auch ſinge, konnte ich nicht heraus bringen, ſie läugnete es, aber ihre Stimme war ſo biegſam, ſo ausgebildet, daß ich es mir nicht anders erklären konnte, als ſie müſſe öfters und zwar viel ſingen. Beide waren noch ſehr jung, ſie aber viel jünger als Gerardo. Er wachte eiferſüchtig über ſie, wie über eine Geliebte. Sie zeigte mir den Dukaten, den ſie vor zwei Jahren von mir empfangen hatte.

Als wir verabredet hatten, daß er mich morgen vor Tagesanbruch abholen ſolle, ging ich fort.

Da noch die Sterne an dem Himmel ſtanden, kam er, und wir fuhren in das finſtere Waſſer hinaus. Ich hatte ihm geſagt, daß er mich in gerader Richtung zu dem Höllwäſſerlein hinüber fahren ſollte; denn ich hatte meinen Willen darauf geſezt, genau denſelben Weg zu gehen, den ich vor zwei Jahren gegangen war.

Als der Morgen herauf gekommen war, als die Sonne ſich über die Berge erhoben hatte, und ihr Licht über die wunderſchöne Oede dieſer Landſchaft ausgegoſſen hatte, kamen wir an dem Geröllſtrome und an dem Höllwäſſerlein an. Dieſes Mal waren weder die Fiſcher noch der Ziegenknabe anweſend, ſondern die Gegend war völlig menſchenleer.

Ich gab Gerardo ſeinen Lohn, hieß ihn zurükfahren, und ſtieg gegen die Schlucht empor. Ich ſprach auch ein wenig bei dem alten Hieronimus ein, und plauderte ein Weilchen mit ihm. Dann ging ich den Felſenweg bis zu dem ſchwarzen Steine, an dem dieſes Mal auch Niemand ſaß. Als ich in das Seitenthal einbiegend die grünen Bäume ſah, und aus ihnen das weiße Haus Rikar's hervor ſchimmerte, klopfte mir das Herz, und ich verdoppelte die Schritte. Da ich näher kam, hatte ich eine Ueberraſchung: alle großen Steine waren aus den Gemüſebeeten fort, und jenſeits des Hauſes bis zu dem Rauche hin, wo die Erden gebrannt werden, wogte eine luſtige junge und ſehr grüne Saat.

Ich ging durch den Garten, und als ich mich dem Hauſe näherte, ſprang Maria in ihren kurzen Kleidern und mit dem Strohhute auf dem Haupte die Stufen von der Halle herab, und grüßte mich. Hatte ſie mich nun kommen geſehen, oder war ſie eben zufällig im Begriffe, heraus zu gehen.

„Seien Sie gegrüßt,“ rief ſie, „ſeien Sie gegrüßt, das iſt ſehr ſchön, daß Sie kommen.“

Sie faßte mich an der Hand, und führte mich in das Haus.

„Kommen Sie, kommen Sie,“ ſagte ſie.

Sie führte mich die Treppe empor, ſie führte mich an ihren und an des Vaters Zimmern vorbei, und gerade auf die der Mutter und Camilla's zu. Als wir eingetreten waren, als wir das Vorzimmer zurükgelegt hatten, und ſie die Thür in das erſte Zimmer öffnete, rief ſie: „Vater, Mutter, wen bringe ich da?!“

Die Mutter kam uns aus dem nächſten Zimmer entgegen, und der Vater ſchritt aus einem weiteren heraus.

„Ach, das iſt ſchön, das iſt ſchön!“ riefen ſie faſt gleichzeitig.

Die Mutter reichte mir die Hand, der Vater umarmte mich, und drükte mir wiederholt die Hände.

Es war von beiden Seiten eine große unverholene Freude, und ich entzükte mich an der Wärme des Empfanges.

„Kommt herein, kommt herein," ſagte die Mutter.

Sie führten mich in eine Art Geſellſchaftszimmer, das früher nicht ſo geweſen war, und an das die Zimmer Camilla's ſtießen. Aber bei der offenen Thür hinein ſehend, ſah ich nicht die Geigengeräthe und die Einrichtung Camilla's, ſondern Rikar's Tiſch, ſein Sopha, und aus dem ferneren Zimmer heraus blikend ſein Bett, wie er Alles früher in dem Gemache gehabt hatte, in dem ich bei meiner erſten Ankunft mit ihm zu Abend gegeſſen hatte. Als wir uns niedergeſezt hatten, und ſie mein Befremden bemerkten, ſagte die Mutter: „Nicht wahr, da haben ſich Veränderungen begeben, und ihr vermißt etwas? Camilla hat uns verlaſſen, ſie iſt jezt unſere Nachbarin auf dem Gute Alfred's, und iſt mit allen ihren Sachen dahin gezogen. Rikar iſt zu mir gekommen, und ſo leben wir jezt in unſerem Alter wieder in gegenſeitigem Beiſtande, wie wir in der Jugend gelebt hatten."

Als ich meinen Beifall zu dieſer Veränderung ausgeſprochen hatte, ſagte ſie: „Ja, es hat ſich bei uns Vieles und ſehr zum Guten geändert. Die jungen Eheleute leben ſehr glüklich — wir müſſen ſie einmal beſuchen — und auch bei uns haben ſich ſehr angenehme und ſehr zwekmäßige Veränderungen ergeben.“

Nachdem ſie mir noch vielfach ihre Freude ausgedrükt hatten, daß ich gekommen ſei, nachdem wir von verſchiedenen Dingen, namentlich von unſeren Erlebniſſen während der zwei Jahre geſprochen hatten, und die Mutter noch Manches von den jungen Leuten erzählt hatte, führte mich Rikar in ſein Schreibzimmer, und zeigte mir die zwei Wouvermann, die er dort aufgehängt hatte. Ueber dem Schreibtiſche hing ein kleines Bildniß von Guido, das ihm Maria zum Geburtstage gegeben hatte. Die Mutter zeigte mir meine Bände auf dem Ehrenplaze in ihrer Bücherſammlung.

Als wir in den Garten hinunter gegangen waren, und ich Alles, was in der Zeit geſchehen war, beſah, führte mich Maria zu dem Plaze, wo meine Blumen ſtanden. Sie waren in dem vortrefflichſten Zuſtande. Die Hiacinthen waren längſt verblüht, aber ſie ſtanden allein in einem eigenen Beete beiſammen.

Am andern Tage führte mich Maria zu ihren neuen Feldern hinaus. Als wir ſo an der ſchönen Saat dahin gingen, ſagte ſie ſanft: „Er hat mich errathen und hat mich belohnt. Sie leben ſehr glüklich. Sie gab ihr ganzes zärtliches Herz hin, und liebt ihn unermeßlich. Er liebt ſie auch, und ſchont und ehrt und achtet ſie. Ich habe es gewußt, daß Alfred ſo handeln werde. Er horcht auf ihre ſchönen Töne, wenn ſie ihr Gefühl ausſpricht, und ſie wird bei ihm tüchtiger thätiger und an den Wirthſchaftsſorgen theilnahmevoller. Sie werden ſehen, wenn wir hinab kommen, wie geſund ſie iſt. Sie ahnt von dem Zuſammenhange nichts. Auch hier Oben weiß man nichts, wenn es nicht etwa der Vater iſt, der Alles erkennt."

Maria hatte keinen Neid, als ſie dieſes ſprach, ſondern die reinſte Freude ſtrahlte aus ihren Augen.

„Ich habe mir hier etwas anderes zuſammengerichtet," ſagte ſie leiſe, „ſehen Sie, da iſt Weizen, da iſt Gerſte, da iſt Korn."

Bei dieſen Worten führte ſie mich auch gegen ein kleines gemauertes Gebäude, das an einen Gartenſchoppen angebaut war. In dem Gebäude ſtanden zwei jener ſchönen glatten Gebirgsochſen, wie man ſie in der Gegend zuweilen trifft.

„Ich habe ſie mir angeſchafft, daß ſie meine Feldarbeit verrichten,“ ſagte ſie.

Von dem Neubruche der Felder gingen wir in die Hallthäler, wo ſie mir eine kleine Alpenwirthſchaft zeigte, die ſie auf den grünen Matten im Schuze der Felſen angelegt hatte.

Dann gingen wir wieder zurük.

Wir waren ganz allein gegangen. Sie ging freundlich neben mir, bükte ſich manchmal um eine Blume, ſprach mit mir, oder grüßte liebreich einen Mann aus ihren Leuten, der uns begegnete. Man ſah dem Manne die Freude an, und wie er das Mädchen liebte und achtete.

Am nächſten Tage gingen wir Alle zu Alfred. Mit einem wahren Sturme von Freude wurden wir empfangen. Camilla konnte mir nicht genug ſagen, wie es ſie freue, daß ich da ſei. Ich aber gerieth faſt in ein Erſtaunen, wie ſie ſich geändert hatte. Eine volle klare Geſtalt ſtand vor mir, die Wangen waren dunkler, die Augen glänzender. Mit einer lieben Geſchäftigkeit ordnete ſie die Dinge des Hauſes an, die unſere Ankunft nothwendig gemacht hatte. Im Triumphe zeigte ſie mir meine Geige, die ſie bei den andern in ihrem Fache aufbewahrt hatte. Unaufgefordert ſpielte ſie etwas Heiteres und Kräftiges auf dieſen Saiten. Alfred behandelte ſie ſehr zart, und man ſah, er hegte und pflegte ſie in ſeinem Herzen.

Wir blieben außer Maria, die zurük mußte, zwei Tage auf dem Gehöfte, und wurden mit Freude und Bewirthung überhäuft.

Auch Alfred und Camilla kamen ſpäter zu uns auf das Haidehaus, und blieben zwei Tage.

Als die Zeit, die ich mir bei Rikar beſtimmt hatte, vorüber war, als wir Alles geredet hatten, was zu reden war, nahm ich Abſchied. Der Abſchied war ſehr herzlich, und man trug mir auf, recht bald wieder zu kommen.

„Leben Sie wohl, lieber theurer Mann,“ ſagte Maria, „und kommen Sie ſehr bald wieder.“

Ich hatte mir dieſes Mal den Weg über Sanct

Guſtav gewählt, und von da nach Riva, und in der kürzeſten Linie nach Treuluſt zurük.

Zu Maria hatte ich nicht das Leiſeſte — nicht das Leiſeſte geſagt. Wie ſollte ich auch? Dieſes Mädchen ſteht ſo feſt auf dem irdiſchen Boden, und ſein Herz ragt doch ſo ſchön und zart in den höchſten Himmel hinein. Ich trage ihr Bild heiß — heiß in meinem Herzen. Aber was kann ſie mir ſein? Sie iſt gut, freundlich und lieb gegen mich, aber ſie hat, wenn auch ohne Wunſch und Begehr, ein anderes Bild in ſich.

Ich werde nie mehr zu Rikar gehen.

Der Zufall, der immer eine ſolche Rolle in meinem Leben geſpielt hat, hatte mich in dieſes Haus geführt, um mir zu zeigen, welch' ein Glük es für mich gäbe, und um es mir auf immer zu nehmen.

Ich hatte gar nie gewußt, daß ein ſolches Mädchen auf der Erde möglich iſt. Wie wäre es ſchön, wenn ſie um mich waltete, wenn ſie wirthſchaftete, ſchaffte, mich mit dem klaren, einfachen, heiteren Verſtande umgäbe, immer und zu jeder Friſt freundlich, offen und gut wäre, und in dem edlen ſtarken Herzen mich mit der tiefſten heißeſten Gattenliebe trüge.

Wie wollte ich in dem jezt einſamen Treuluſt walten, oder wie gerne wollte ich auch in dem ſtillen Alpenthale bei ihr ſein, und dort mit ihr wirken und ſchaffen. — Ich ſollte nur erkennen, was einzig ſchön und göttlich iſt, um es dann auf ewig ferne zu haben.

5.

Nachwort.

Der Zufall, von dem mein Freund behauptet, daß er ſo wichtig in ſein Leben hinein ſpiele, hat ihn diesmal gut gebettet. Nie hat es zwei Menſchen gegeben, die beſſer für einander taugen, als er und Maria. Darum wird er ſein Vorhaben nicht halten. Er wird und muß wieder nach Riva und in das Haidehaus gehen. Maria wird allgemach und unvermerkt ſeine Gattin werden, ſie werden mit einander leben, eine Schaar blühender Kinder wird ſie umgeben, und ſie werden ein feſtes, reines, ſchönes Glük genießen.

Dies iſt ſo wahr, als die Sonne im Oſten auf- und im Weſten untergeht, und als ſie noch viele Jahre auf- und untergehen wird.

Der beſchriebene Tännling.

(1845.)

1.

Der graue Strauch.

Wenn man die Karte des Herzogthumes Krumau anſieht, welches im ſüdlichen Böhmen liegt, ſo findet man in den dunkeln Stellen, welche die großen Wälder zwiſchen Böhmen und Baiern bedeuten, allerlei ſeltſame und wunderliche Namen eingeſchrieben; zum Beiſpiele: „zum Hochficht,“ „zum ſchwarzen Stoke,“ „zur tiefen Lake,“ „zur kalten Moldau,“ und dergleichen. Dieſe Namen bezeichnen aber nicht Ortſchaften oder gar Herbergen, die ſolche Schilder führen, ſondern ganz einfache Waldesſtellen, die hervorgehoben ſind, um gewiſſe Linien und Richtungen anzugeben, nach denen man in den weiten Forſten ohne Weg oder anderes Merkmahl gehen könnte. Die Namen ſind von denjenigen Leuten erfunden worden, welche am meiſten ohne Weg und Bezeichnung im Walde zu gehen pflegen, nämlich von Jägern und Schleichhändlern. Wie aber ſinnliche Menſchen, das heißt ſolche, deren Kräfte vorzugsweiſe auf die Anſchauung gerichtet ſein müſſen, ſchnell die bezeichnenden Eigenſchaften der Dinge finden, ſind auch dieſe Namen meiſtens von ſehr augenfälligen Gegenſtänden der Stellen genommen.

So heißt es auch in einem großen Fleke, der auf der Seite des böhmiſchen Landes liegt, „zum beſchriebenen Tännling.“ Einen Tännling nennt man aber in der Gegend eine junge Tanne, die jedoch nicht größer ſein darf, als daß ſie noch ein Mann zu umfaſſen im Stande iſt. Wenn nun ein Wanderer wirklich zu der Stelle geht, auf welcher es zum beſchriebenen Tännling heißt, ſo ſieht er dort allerdings eine Tanne ſtehen, aber dieſelbe iſt kein Tännling mehr, ſondern ein rieſenhaft großer und ſehr alter Baum, der gewaltige Aeſte, eine rauhe aufgeworfene Rinde, und mächtige in die Erde eingreifende Wurzeln hat. An ſeinem Fuße liegen mehrere regelmäßige Steine, die wohl zufällig dort liegen mögen, die aber wie zum Sizen hingelegt ſcheinen. Den Namen beſchrieben mag die Tanne von den vielen Herzen, Kreuzen, Namen und andern Zeichen erhalten haben, die in ihrem Stamme eingegraben ſind. Natürlich iſt ſie einmal ein Tännling geweſen, die Steine, an denen ſie ſtand, mochten zum Sizen eingeladen, und es mochte einmal einer ſeinen Namen oder ſonſt etwas in die feine Rinde eingeſchnitten haben. Die verharſchenden Zeichen haben einen andern angereizt, etwas dazu zu ſchneiden, und ſo iſt es fort gegangen, und ſo iſt der Name und die Sitte geblieben. Der beſchriebene Tännling ſteht mitten in dem ſtillen Walde, und die andern Tannen ſtehen tauſendfach und unzählig um ihn herum. Oft mögen ſie noch größer und mächtiger ſein, als er. Der Wald, dem ſie angehören, iſt ein Theil jener dunkelnden großen und ſtarken Waldungen, die über den ganzen emporgehobenen Landſtrich gebreitet ſind, der ſich zwiſchen Böhmen und Baiern dahin zieht.

In dieſen Waldungen iſt auch da, wo ſie ſich gegen das öſterreichiſche Land hinziehen, ein helles lichtes Thal geöffnet, von dem wir an der zweiten Stelle unſerer Geſchichte nach dem beſchriebenen

Tännling reden müſſen, weil ſich in ihm ein großer Theil von dem, was wir erzählen wollen, zugetragen hat. Das Thal iſt ſanft und breit, es iſt von Oſten gegen Weſten in das Waldland hinein geſchnitten, und iſt faſt ganz von Bäumen entblößt, weil man, da man die Wälder ausrottete, viel von dem Ueberfluſſe der Bäume zu leiden hatte, und von dem Grundſaze ausging, je weniger Bäume überblieben, deſto beſſer ſei es. In der Mitte des Thales iſt der Marktfleken Oberplan, der ſeine Wieſen und Felder um ſich hat, in nicht großer Ferne auf die Waſſer der Moldau ſieht, und in größerer mehrere herumgeſtreute Dörfer hat. Das Thal iſt ſelber wieder nicht eben, ſondern hat größere und kleinere Erhöhungen. Die bedeutendſte iſt der Kreuzberg, der ſich gleich hinter Oberplan erhebt, von dem Walde, mit dem er einſtens bedekt war, entblößt iſt, und ſeinen Namen von dem blutrothen Kreuze hat, das auf ſeinem Gipfel ſteht. Von ihm aus überſieht man das ganze Thal. Wenn man neben dem rothen Kreuze ſteht, ſo hat man unter ſich die grauen Dächer von Oberplan, dann deſſen Felder und Wieſen, dann die glänzende Schlange der Moldau und die obbeſagten

Dörfer. Sonſt ſieht man von dem Kreuzberge aus nichts; denn ringsum ſchließen den Blik die umgebenden blaulichen dämmernden Bänder des böhmiſchen Waldes. Nur da, wo das Band am dünnſten iſt, ſieht man doch manchmal auch noch etwas anderes. Wenn an einem Morgen Regen bevorſteht, und die Luft ſo klar iſt, daß man die Dinge in keinem färbenden Dufte, ſondern in ihrer einfachen Natürlichkeit ſieht, ſo erblikt man zuweilen im Südoſt über der ſchmalſten Waldlinie die noriſchen Alpen, ſo weit und märchenhaft draußen ſchwebend, wie mattblaue ſtarr gewordene Wolken. Gewöhnlich überzieht ſich an ſolchen Tagen gegen Mittag hin der ganze über dem Waldlande ſtehende Himmel mit einer ſtahlgrauen Wolkendeke, und läßt nur über den Alpen einen glänzenden Strich, zum Zeichen, daß in dem niedriger gelegenen Oeſterreich noch heiterer Sonnenſchein herrſcht. Am andern Tage rieſelt dann der feine dichte Regen nieder, und verhüllt nicht nur die Alpen, ſondern auch die umgebenden blauen Bänder des Waldes.

Aber nicht blos wegen ſeiner Ausſicht kömmt der Kreuzberg in Betracht, ſondern es ſind auch noch mehrere Dinge auf ihm, die ihn den Oberplanern bedeutſam und merkwürdig machen.

An einer Stelle ſtehen Felſen hervor, auf die man einerſeits eben von dem Raſen hinzu gehen kann, und die andererſeits tief und ſteil abfallen, faſt vierekige Säulen bilden und am Fuße viele kleine Steine haben. Es iſt einmal eine Bäuerin geweſen, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmt war. Sie trug immer die Milch, die ſie den fernen Arbeitern auf einer Wieſe zur Labung brachte, über den Kreuzberg. Weil ſie aber den Worten eines Geiſtes kein Gehör gab, wurde ſie von ihm auf ewige Zeiten verflucht, oder wie ſich die Bewohner der Gegend ausdrüken, verwunſchen, daß an ihrer Stelle die ſeltſamen Felſen hervor ſtehen, die noch jezt den Namen Milchbäuerin führen. Die Säulen der Milchbäuerin ſind durch feine aber deutlich unterſcheidbare Spalten geſchieden. Einige ſind höher, andere niederer. Sie ſind alle von oben ſo glatt und eben abgeſchnitten, daß man auf den niederern ſizen und ſich an die höhern anlehnen kann. In der ſonnigen Tiefe unter der Milchbäuerin ſind die Pflanzbeete der Oberplaner, das iſt, aufgelokerte Erdſtellen, in denen ſie im erſten Frühlinge die Pflänzchen des Weißkohles ziehen, um ſie ſpäter auf die gehörigen Aecker zu verpflanzen. Warum die Leute dieſe von ihren Wohnungen ſo entlegene Stelle wählen, iſt unbekannt, nur iſt es ſeit Jahrhunderten ſo geweſen; befindet ſich etwas eigenthümliches in der Erde, oder iſt es nur die warme Lage des Bodens, der ſich gegen Mittag hinabzieht, oder iſt es die Abhärtung, welche die Pflänzchen auf dem ſteinigen Grunde erhalten: genug, die Leute ſagen, ſie gedeihen von keiner Stelle weg ſo gut auf den Feldern, wie von dieſer, und Verſuche, die man unten in Gärten gemacht hat, fielen ſchlecht aus, und die Setzlinge verkamen nachher auf den Aeckern.

Nahe an der Milchbäuerin ſtehen zwei Häuschen auf dem Raſen. Sie ſind rund, ſchneeweiß, und haben zwei runde ſpizige Schindeldächer. Sie haben keine Fenſter und Simſe, ſondern nur eine kleine Thür. Wenn man bei dieſer Thür hinein ſchaut, ſo ſieht man keinen Fußboden, ſondern unten, durch den Kreis der Ummauerung eingefangen, ein ruhiges klares Waſſer, das den Sand und den Kies ſeines Grundes ſo deutlich herauf ſchimmern läßt, wie durch ſeines geſchliffenes Glas. Auf jedem der zwei Waſſerſpiegel ſchwimmt ein kleiner hölzerner Kübel, der einen langen Stiel hat, welcher bei der Thür heraus ragt, daß man ihn faſſen und ſich Waſſer herauf ſchöpfen kann. Zwiſchen den zwei Häuschen ſteht eine ſehr alte und ſehr große Linde. Ihr Stamm iſt ſo mächtig, daß eine kleine Wohnung darin Plaz hätte, und ihre mannsdiken Aeſte gehen weit über die zwei ſpizigen Schindeldächer hinaus.

Wieder nicht weit von den Häuschen, ſo daß man etwa mit zwei Steinwürfen hinreichen könnte, ſteht ein Kirchlein. Es iſt das Gnadenkirchlein der ſchmerzhaften Mutter Gottes zum guten Waſſer, weil ein Bildniß der heiligen Jungfrau mit den Schwertern des Schmerzes im Herzen auf dem Hochaltare ſteht. Zwiſchen Oberplan und dem Kirchlein iſt ein junger Weg mit jungen Bäumen an den Seiten, ſo wie von dem Kirchlein zu den Brunnenhäuschen ein breiter Sandweg mit alten ſchattigen Linden iſt.

Außer den drei Dingen, der Milchbäuerin, den Brunnenhäuschen und dem Kirchlein, iſt noch ein viertes, das die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Es iſt ein alter Weg, der ein wenig unterhalb des Kirchleins ein Stük durch den Raſen dahin geht, und dann aufhört, ohne zu etwas zu führen. Er iſt von alten gebauenen Steinen gebaut, und an ſeinen Seiten ſtehen alte Linden; aber die Steine ſind ſchon eingeſunken und an manchen Stellen in Unordnung gerathen; die Bäume jedoch, obwohl ſie ſchon manchen dürren Aſt zum Himmel ſtreken, haben noch ſo viel Lebenskraft bewahrt, daß ſie alle Jahre im Herbſte eine ganze Wucht von gelben Blättern auf die verwitternden und verkommenden Steine zu ihren Füßen fallen laſſen.

Wenn man das Kreuz auf dem Gipfel ausnimmt, ſo iſt nun nichts mehr auf dem Berge, das Merkwürdigkeit anſprechen könnte. Die obenerwähnten Bäume ſind die einzigen, die der Berg hat, ſo wie der Felſen der Milchbäuerin der einzige bedeutende iſt. Von Oberplan bis zu dem Kirchlein iſt der Berg mit ſeinem dichten Raſen bedekt, der wie geſchoren ausſieht, und an manchen Stellen den Granit und den ſteinigen Gries des Grundes hervor ſchauen läßt. Von dem Kirchlein bis zu dem Gipfel und von da nach Oſt, Nord und Weſt hinunter ſtehen dichte rauhe knorrige aber einzelne Wachholderſtauden, zwiſchen denen wieder der obgenannte Raſen iſt, aber auch manches größere und gewaltigere Stük des verwitternden Granitſteines hervorragt.

Von der Entſtehung des Kirchleins und der Brunnenhäuschen gibt eine alte Erzählung folgende Aufklärung :

In dem Hauſe zu Oberplan, auf welchem es zum Sommer heißt, und welches ſchon zu denjenigen gehört, die ſehr nahe an dem Berge ſind, ſo daß Schoppen und Scheune ſchon manchmal in denſelben hinein gehen, träumte einem Blinden drei Nächte hintereinander, daß er auf den Berg gehen und dort graben ſolle. Es träumte ihm, daß er dreiekige Steine finden würde, dort ſolle er graben, es würde Waſſer kommen, mit dem ſolle er ſich die Augen waſchen, und er würde ſehen. Am Morgen nach der dritten Nacht nahm er eine Haue, ohne daß er Jemanden etwas ſagte, und ging auf den Berg. Er fand die dreiekigen Steine und grub. Als er eine Weile gegraben hatte, hörte er es rauſchen, wie wenn Waſſer käme, und da er genauer hin horchte, vernahm er das feine Gerieſel. Er legte alſo die Haue weg, tauchte die

Hand in das Waſſer, und fuhr ſich damit über die Stirne und über die Augen. Als er die Hand weg gethan hatte, ſah er. Er ſah nicht nur ſeinen Arm und die daliegende Haue, ſondern er ſah auch die ganze Gegend, auf welche die Sonne recht ſchön hernieder ſchien, den grünen Raſen, die grauen Steine und die Wachholderbüſche. Aber auch etwas anderes ſah er, worüber er in einen fürchterlichen Schreken gerieth. Dicht vor ihm mitten in dem Waſſer ſaß ein Gnadenbild der ſchmerzhaften Mutter Gottes. Das Bildniß hatte einen lichten Schein um das Haupt, es hatte den todten gekreuzigten Sohn auf dem Schoße und ſieben Schwerter in dem Herzen. Er trat auf dem Raſen zurük, fiel auf ſeine Knie und betete zu Gott. Als er eine Weile gebetet hatte, ſtand er auf, und rührte das Bild an. Er nahm es aus dem Waſſer, und ſezte es neben dem größten der dreiekigen Steine auf den Raſen in die Sonne. Dann betete er noch einmal, blieb lange auf dem Berge, ging endlich nach Hauſe, breitete die Sache unter den Leuten aus, und blieb ſehend bis an das Ende ſeines Lebens. Noch an demſelben Tage gingen mehrere Menſchen auf den Berg, um an dem Bilde zu beten; ſpäter kamen auch andere; und da noch mehrere Wunder geſchahen, beſonders an armen und gebrechlichen Leuten, ſo baute man ein Dächelchen über das Bild, daß es nicht von dem Wetter und der Sonne zu leiden hätte. Man weiß nicht, wann ſich das begeben hatte, aber es muß in ſehr alten Zeiten geweſen ſein. Eben ſo weiß man nicht, was ſpäter mit dem Bilde geſchehen ſei, und aus welcher Urſache es einmal in dem Laufe der Zeiten nach dem Marktflecken Untermoldau geliehen worden iſt: aber das iſt gewiß, daß der Hagelſchlag ſieben Jahre hintereinander die Felder von Oberplan verwüſtete. Da kam das Volk auf den Gedanken, daß man das Bild wieder holen müſſe, und ein Mann aus dem Chriſtelhauſe, das auf der kurzen Zeile ſteht, trug es auf ſeinem Rüken von Untermoldau nach Oberplan. Der Hagelſchlag hörte auf, und man baute für das Bild eine ſehr ſchöne Kapelle aus Holz, und ſtrich dieſelbe mit rother Farbe an. Man baute die Kapelle an das Waſſer des Blinden, und ſezte hinter ihr eine Linde. Auch fing man einen breiten Pflaſterweg mit Linden von der Kapelle bis nach Oberplan hinab zu bauen an, allein der Weg iſt in ſpäteren Zeiten nicht fertig geworden. Nach vielen Jahren war einmal ein ſehr frommer Pfarrer in Oberplan, und da ſich die Kreuzfahrer zu dem Bilde ſtets mehrten, ja ſogar andächtige Schaaren über den finſtern Wald aus Baiern herüber kamen, ſo machte er den Vorſchlag, daß man ein Kirchlein bauen ſolle. Das Kirchlein wurde auf einem etwas höheren und tauglicheren Orte erbaut, und man brachte das Bild in einer frommen Pilgerfahrt in dasſelbe hinüber, nachdem man es vorher mit zierlichen und ſchönen Gewändern angethan hatte. Die rothe Kapelle wurde weggeräumt, und über dem Waſſer des Blinden, das ſich ſeither in zwei Quellen geſpalten hatte, wurden die zwei Brunnenhäuschen gebaut. Dadurch geſchah es, daß die Linde, die hinter der Kapelle geſtanden war, nun zwiſchen den Brunnenhäuschen ſteht, und dadurch geſchah es, daß der Pflaſterweg, der früher zur Kapelle hätte führen ſollen und unvollendet geblieben war, nun ohne Ziel und Zwek in dem Raſen liegt. Ein Nachfolger des Pfarrers ließ den jungen Weg von Oberplan zu dem Kirchlein machen, pflanzte die jungen Bäume an ſeine Seiten, und ließ von den Schulkindern die kleinen Steine von ihm weg leſen, die ſich aus Zufall dort eingefunden hatten.

Das Kirchlein iſt das nämliche, das noch heut' zu Tage ſteht. Das Thürmchen mit den hellklingenden Gloken ſteht gegen Sonnenaufgang, die Mauern ſind weiß, nur daß ſie an den Simſen und Fenſtern hochgelbe Streifen haben, die langen Fenſter ſchauen alle gegen Mittag, daß eine freundliche Helle iſt, und an ſchönen Tagen ſich der Sonnenſchein über die Kirchſtühle legt. Das Gnadenbild befindet ſich auf dem Hochaltare, ſo daß, wenn am Morgen die Sonne aufgeht, ein lichter Schein um ſein Haupt iſt, wie einſtens im Waſſer, da es ſich dem Blinden entdekte. Manche Menſchen haben Koſtbarkeiten und andere Dinge in das Kirchlein geſpendet. Wie ſehr es gehegt und gepflegt werde, hängt jedesmal von dem Pfarrer in Oberplan ab. Jezt iſt immer, wenn nicht gar ſchlechtes Wetter iſt, die zweite Meſſe oben, und immer finden ſich Andächtige ein, die ihr beiwohnen. Selbſt in der heißen Erntezeit, wo Alles auf den Feldern iſt, ſizen wenigſtens einige Mütterlein da, und beten zu dem wunderthätigen Bilde. Die Bewohner der Gegend verehren das Kirchlein ſehr, und

Mancher, wenn er in den fernen Wäldern geht und durch einen ungefähren Durchſchlag derſelben das weiße Gebäude auf dem Berge ſieht, macht ein Kreuz, und thut ein kurzes Gebet.

Wann das Kreuz auf dem Gipfel geſezt worden iſt, ob es ſammt dem Namen des Berges ſchon vor dem Kirchlein vorhanden geweſen, oder erſt ſpäter entſtanden iſt, weiß kein Bewohner von Oberplan oder von den umliegenden Ortſchaften anzugeben.

Die Oberplaner gehen ſehr gerne auf den Berg, beſonders an Sonntagnachmittagen, wenn es Sommer und ſchön iſt. Sie gehen in das Kirchlein, gehen unter den Wachholderſtauden herum, gehen zu dem rothen Kreuze und zu den zwei Brunnenhäuschen. Da koſten ſie von dem Waſſer, und waſchen ſich ein wenig die Stirne und die Augenlider. Die Kinder gehen wohl auch an andern Tagen hinauf, um unter den Wachholderſträuchen geſtreifte Schneckenhäuſer zu ſuchen.

Nachdem wir nun den Schauplaz beſchrieben haben, gehen wir zu dem über, was ſich dort zugetragen hat.

Wenn man von dem rothen Kreuze über den Berg nach Weſten hinabgeht, ſo daß die Häuſer von Oberplan vor den Augen verſinken, ſo geht man Anfangs zwiſchen den dichten Wachholderſtauden, dann beginnt feiner Raſen, und dann ſtehen zuerſt dünne und dann dichter einzelne Föhrenſtämme, welche die Pichlerner Weide heißen, weil einſtens das Vieh zwiſchen ihnen herum ging und weidete. Wenn man aber aus den Föhrenſtämmen hinaus getreten iſt, ſo ſteht ein weißes Häuschen. Nicht weit davon, etwa zwei Büchſenſchüſſe, beginnen Felder und Wieſen, in denen das Dorf Pichlern liegt, durch das ein ſchöner Bach der Moldau zufließt.

Das weiße Häuschen iſt vor vielen Jahren von den Beſitzern der Schwarzmühle zu Pichlern zu dem Zwecke erbaut worden, daß es allemal einem alten Dienſtboten, der lange und treu in der Schwarzmühle gedient hatte, als Wohnung gegeben werde. Wenn auch das Häuschen einſam am Rande der Weide liegt, ſo liegt es doch, wie es für das Alter nöthig iſt, gegen die Sonne gekehrt, und iſt durch die Bäume vor den Winden geſchützt.

Zur Zeit, als das Kirchlein auf dem Berge ſchon ſtand, als es aber noch ſo früh war, daß eben die Tage unſerer Großeltern im Anbrechen waren, lebte in dem weißen Häuschen eine Frau, die zwar kein Dienſtbote in der Schwarzmühle geweſen war, der man aber doch aus Mildthätigkeit das Häuschen eingeräumt hatte, weil eben kein geeigneter Dienſtbote vorhanden geweſen war. Die Frau hatte nur eine Ziege, welche in dem Ställchen des Häuschens angebunden war. Sie ſelber hatte das Stübchen daneben. Das Winterholz, welches aus lauter dünnen Stäben beſtand, die ſich die Frau im Walde geſammelt hatte, war um das Häuschen aufgeſchlichtet, ſo daß nur die Fenſter durch kleine Oeffnungen heraus ſchauten, und das Dach auf dem Holze aufzuliegen ſchien. Wenn ſehr ſchönes Wetter herrſchte, ging ſie gerne mit ihrer Ziege an den Zäunen gegen den Kramwiesbach hinaus, und ließ ſie die verſchiedenen Blätter von den Geſträuchen des Zaunes freſſen, oder ſie war häufig auf dem Kreuzberge, wo ſie zwiſchen den Steinen und den Wachholdergeſträuchen die ſchlechten Blätter ausraufte, oder die blauen Beeren in ihre Schürze ſammelte. Manchmal kniete ſie auch an dem rothen Kreuze und betete, oder ſie ſaß auf den flachen Steinen vor demſelben, und die Ziege ſtand vor ihr.

Dieſe Frau hatte ein Kind. Das Kind war ein Mädchen, und war ſo außerordentlich ſchön, daß man ſich kaum etwas Schöneres auf Erden zu denken vermag. Aber wenige Menſchen bekamen das Kind zu ſehen; denn es war immer in dem Stübchen, und wenn die Frau auf längere Zeit fortging, ſperrte ſie daſſelbe ein. Sie nährte es von der Milch der Ziege, von dem Mehle, das ihr der Schwarzmüller oder andere gaben, und von manchem Haupte Kohl oder Gemüſe, das ihr die Leute auf Rainen oder auf Aekern auszuſezen erlaubten.

Als das Kind größer geworden war, erſchien es wohl auch bei den Spielen der Kinder auf dem Plaze zu Pichlern, allein es ſtand nur immer da, und ſah zu, entweder weil es nicht mitſpielen durfte, oder weil es nicht mitſpielen wollte. Gegend Abend ging es allein unter den Föhrenſtämmen herum, oder es ging in das weiße Häuschen zurük.

In Oberplan herrſcht der Glaube, daß dasjenige, um was man die ſchmerzhafte Mutter Gottes zum guten Waſſer am erſten Beichttage inbrünſtig und aufrichtig bittet, in Erfüllung gehen werde. Der erſte Beichttag der Kinder iſt aber immer vor Oſtern, dem wichtigſten Feſte des ganzen Jahres. So wichtig iſt das Feſt, daß die Sonne an demſelben nicht wie an jedem anderen Tage langſam aufgeht, ſondern in drei freudenreichen Sprüngen über die Berge empor hüpft. An dieſem Feſte bekommen die Leute ſchöne Kleider, die friſchen Fahnen und Kirchenbehänge werden ausgelegt, und die Natur feiert die Ankunft des Frühlings. Damit nun auch die Kinder ſo rein ſeien, wie die Kleider, die Kirchenfahnen und der Frühling, müſſen diejenigen, welche zum erſten Male zur Beichte gehen, dieſes vor dem Oſterſonntage thun. Viele Wochen vorher werden ſie ſchon unterrichtet, und die Vorbereiteten ausgeleſen. Wenn der Tag angebrochen iſt, werden die Erwählten gewaſchen, ſchön angezogen, und von ihren Eltern zur Thür des Pfarrhofes geführt. Wenn der Pfarrer öffnet, dürfen die Kinder eintreten, und die Eltern gehen wieder nach Hauſe. In dem Innern des Pfarrhofes werden ſie geordnet, und da ſtehen ſie mäuschenſtille, und jedes hat einen Zettel in der Hand, auf welchem Name und Alter ſteht. Wenn an einem die heilige Handlung vorüber iſt, geht es zerknirſcht und demüthig in den Hintergrund. Wenn Alle fertig ſind, wird gebetet, es wird eine Anrede gehalten, und dann dürfen ſie zu ihren Eltern nach Hauſe zurükkehren. Zum Tiſche des Herrn dürfen ſie nach der erſten Beichte noch nicht gehen, weil dazu eine ſehr große Würdigkeit gehört, die ſie nur den Eltern und erwachſenen Leuten zuſchreiben. Nach dem Eſſen gehen ſie, wenn es ſchön iſt, auf den Kreuzberg. Wie ſie bei der Beichte allein waren, ſo dürfen nun auch ſchon andere Menſchen mitgehen, meiſtens Eltern und Verwandte. Beſonders geſellen ſich gerne alte Mütterlein hinzu, die ebenfalls gepuzt neben den Kindern gehen, ſie zur Andacht ermahnen und ihnen heilige Geſchichten erzählen. Man betet in dem Kirchlein, man geht auf dem Berge herum, und gegen Abend begeben ſie ſich wieder nach Hauſe. So kann dieſer Tag, der der merkwürdigſte ihres Lebens iſt, nach und nach ausklingen, und es können ſich wieder die andern gewöhnlichen anſchließen.

Einen ſolchen erſten Beichttag hatte auch Hanna, das Kind des Weibes in dem weißen Häuschen. Das Mädchen war vorbereitet und würdig befunden worden. Am Morgen führte es die Mutter auf dem ebenen Wege, der von Pichlern nach Oberplan geht, hinüber. Viele andere Menſchen hatten ihre Kinder auch dahin geführt. Unter der dichten gepuzten Schaar, die ſich vor dem Pfarrhauſe verſammelt hatte, ſtand nun auch Hanna, und aus dem groben Kleide ſah das feine Angeſichtchen und die blauen Aederchen heraus. Allen Mädchen waren ihre Haare von den Eltern ſtraff zurük gekämmt worden, und es war Puder auf dieſelben geſtreut, damit ſie ſchön wären, und in der feſtlich weißen Farbe da ſtünden. Nur Hanna's Haare waren dunkel geblieben, weil ihre Mutter keinen Puder zu kaufen vermochte. An die Hüften des Unterkleides hatte ſie ihr zwei kleine feſte längliche Puffchen angenäht, daß das darüber angelegte Röckchen doch ein wenig wegſtehe, und einen Reifrok mache, wie er von den andern ſo ſchön wegragte, gleichſam ein faltenreiches ſanft hinab gebogenes Rädchen. Als die Kinder in den Pfarrhof hinein gegangen waren, begab ſich die Mutter wieder nach Pichlern zurük. Da die Beichte aus war, ging Hanna auf dem ebenen Feldwege nach Hauſe. Nach dem Eſſen ging ſie abermals nach Oberplan, und ging mit einer Schaar von Mädchen, bei denen auch keine Eltern waren, auf den Berg. Die Kinder gingen zuerſt in das Kirchlein zum Gebete, wo ſie in den ſonnenhellen Bänken kaum mit den Häuptern hervorragten. Dann gingen ſie auf den höheren Theil des Berges empor und ſuchten Veilchen; denn der Berg war bekannt, daß auf ihm die erſten dieſer Blümchen wachſen, weil ſie in dem kurzen Graſe unter dem ſchüzenden Geflechte des Wachholders einen ſichern Stand haben, und die mittägliche Sonne auf dem Abhange des Berges leicht auf ſie ſcheinen kann. Dann ſuchten ſie auch Steinchen und andere Dinge, und kamen bis zu dem rothen Kreuze empor. Von dem Kreuze gingen ſie zu den Brunnenhäuschen hinab. Sie ſchöpften ſich Waſſer, und benezten ſich die Lippen, die Stirne und die Augenlieder. Als der Abend erſchienen war, gingen manche, bei denen ſich ihre Eltern befanden, nach Hauſe; andere aber, die allein waren, blieben noch; denn die Kinder haben keine Rechnung der Zeit und geben ſich dem Augenblike unbedingt hin. Einige Mädchen, worunter auch Hanna war, gingen gar gegen die Felſen der Milchbäuerin zu, und ſezten ſich dort auf die Steine. Es hatte den ganzen Tag die Sonne auf die Felſen geſchienen, daß ſich die Wärme in ihnen anſammeln und länger nachhalten konnte, als an irgend einer andern Stelle des Berges. Die Pflänzchen ſchauten aus den bebauten Pflanzbeeten am Fuße der Felſen ſchon heraus, über der Gegend war ein leichter grüner Hauch, und die Kinder erkannten recht gut dieſe Verheißung. Sie blieben ſitzen, manches der Mädchen nahm die Hand ſeiner Nachbarin, legte ſie an den Stein und ſagte: „Siehe nur, wie warm er iſt.“

Als die Sonne ſchon hinter dem Rande des Waldes hinab gegangen war, fragte eines der Mädchen ein anderes: „Um was haſt du denn heute die heilige Jungfrau gebeten,“ Eliſabeth?“

„Ich habe ſie um ein langes Leben und um eine gute Aufführung gebeten,“ antwortete die Gefragte.

„Und um was haſt denn du gebeten, Veronika?“

„Ich habe auch um einen guten Lebenswandel gebeten,“ ſagte dieſe.

„Und du, Agnes?“

„Ich habe um gar nichts gebeten.“

„Und du, Cäcilia?“

„Ich auch nicht, mir iſt nichts eingefallen.“

„Und du, Hanna?“

„Ich werde etwas ſehr Schönes und ſehr Ausgezeichnetes bekommen,“ ſagte dieſe, „denn als ich zu der heiligen Jungfrau recht inbrünſtig betete, und das feſte ſeidene Kleid ſah, das ſie anhat, und die goldenen Flimmer, die an feinen Fäden am Saume des Kleides hängen, und die grünen Stängel, die darauf gewebt ſind, und die ſilbernen Blumen, die an den grünen Stängeln ſind, und da ich den großen Blumenſtrauß von Silber und Seide ſah, den die Jungfrau in der Hand hat, und von dem die breiten weißen Bänder nieder gehen: da erblikte ich, wie ſie mich anſah, und auf die goldenen Flimmer, auf die Blätter, auf die Stängel und auf die Bänder nieder wies.“

„Geh’, du biſt nicht recht vernünftig,“ ſagte eines der Mädchen.

„Ich bin doch vernünftig, und werde die Sachen bekommen,“ antwortete Hanna.

Die Kinder fing es an zu ſchauern, und da die Dämmerung auch ſchon ſehr ſtark herein zu brechen begann, gingen ſie allmählich nach Hauſe. Einige gingen um die Wölbung des Berges herum nach Oberplan; aber Hanna ging über den Berg nach Pichlern. Sie ging an den grauen kaum mehr recht ſichtbaren Steinen vorbei, an den ſchwarzen Wachholderſtauden, an den dunkeln Föhrenſtämmen, und kam in das weiße Häuschen, als auf der Leuchte ſchon das helle Feuer brannte, und ihr ihre Mutter daran eine Suppe kochte.

Von dieſer Zeit an wuchs Hanna heran, und entwikelte ſich immer mehr und mehr.

Sie ging noch in die Schule, ſie ging immer allein, und wenn ſie zum Leſen aufgerufen wurde, ſtand ſie ſittſam auf und erhob die Stimme.

Sie hatte immer ein weißes leinenes Tüchlein um den Buſen, auf welches ihre dunklen Augen hinab ſchauten, und ihre noch dunkleren Wimpern hinab zielten. Um das Haupt hatte ſie ein färbiges Tuch gebunden, das nach der Sitte der Gegend im Naken in einen Knopf gewunden war und die breiten Zipfel auf den Rüken hinab gehen ließ. Als Röklein hatte ſie dasjenige an, das ſie bisher immer angehabt hatte.

Als ſie erwachſen und ſo groß war, wie die andern Mädchen von Pichlern, die man für erwachſen erklärte, ging ſie nicht mehr in die Schule, und war meiſtens in dem weißen Häuschen ihrer Mutter. Man wußte nicht, ob ſie dort etwas arbeitete, oder was ſie ſonſt that. Wenn ſie aber doch mit den Leuten des Müllers auf die Wieſe Heu zu rechen, oder ſonſt irgend wohin ging, war ſie nicht, wie die Andern, ſondern wie eine, die am Sonntage aus der Kirche geht. Sie gab ſehr Acht, daß ſie ſich nicht beſchmuze, und wich mit ihren Füßen den rauhen Stellen und der Näſſe aus. Seit ſie erwachſen war, ging ſie auch nicht mehr barfuß, ſondern hatte immer Strümpfe und Schuhe an, die beſſer waren, als die Andern an Feiertagen hatten.

Obwohl ſie ſehr wenig geſehen wurde, ſo ward die zarte Schönheit ihrer Wangen und der Glanz ihrer Augen doch weit und breit bekannt, und mancher Wandersmann, den man durch die Föhren gehen ſah, ging ihretwegen, und manches Lied, das Nachts in der Gegend erſchallte, wurde ihretwegen geſungen. Selbſt Söhne reicher Bauern waren darunter, und wenn auch ihre Eltern dachten, das arme Mädchen könne keine Schwiegertochter abgeben, ſo meinten die Söhne, daß ſie eine ſehr gute Schwiegertochter wäre, und hielten es für ein Glük, wenn ſie nur einmal mit ihr an dem Holzſtoße vor dem Häuschen oder unter den grauen Wachholderſtauden des Berges reden, und von ihr zärtliche Worte und freundliche Blike erhalten könnten.

Aber das Glük wurde keinem zu Theil, außer einem einzigen. Er war nicht der Schönſte unter Allen, ja er war vielleicht weniger ſchön, als alle Andern, er war ein ſchlanker Mann mit blizenden Augen und ungemeiner Kraft in ſeinem Körper, und die Leute ſagten, Hanna fürchte und liebe ihn. Er war ein Holzknecht in den oberen Wäldern, der lange Hanns geheißen, aber er war ſehr ehrbegierig und ſtolz, arbeitete tüchtig, trug Sonntags ſchöne Kleider, klimperte mit dem Gelde in der Taſche, und litt keinen Schimpf und Hohn, wie gering er auch war, ſondern nahm den Schimpfenden an dem Kragen des Hemdes oder an der Schulter, und warf ihn in das Gras, oder in den Sand, oder in eine Rinne, wie es kam. Dieſer Hanns ging oft in das weiße Häuschen zu Hanna, er brachte ihr Alles, was er erarbeiten konnte, daß ſie nichts entbehre und ihren

Leib ſchmüken könne. Die Leute behaupteten, ſie ſei auch dankbar, indem ſie ſagten, daß ſie geſehen hätten, wie ſie neben den grauen Steinen und grauen Sträuchen ihre Arme um ihn geſchlungen, und mit ihren Lippen ihn geküßt hätte.

So war es auch, Hanns hatte ſelber kein Hehl darüber, er ging immer zu Hanna, und alle Menſchen wußten, daß ſie Liebende und Geliebte ſeien.

2.

Der bunte Schlag.

Wenn man gegen das Oberplaner Thal hingeht, und ſein Angeſicht gegen Weſten wendet, ſo ſieht man in dem fernen Blau der Wälder, die man da vor ſich hat, allerlei ſeltſame Streifen hinziehen, die meiſtens röthlich matt leuchtend und dämmerig ſind. Sie ſind Holzſchläge, und die großen Wälder, von denen man den oberen Wald rechts hat, die Seewand gerade vor ſich, und die Alm links, enthalten viele derſelben. Eigene Menſchen werden das ganze Jahr hindurch beſchäftigt, und das Geſchäft eines Holzhauers iſt nicht freudenlos, und nicht entblößt von dichteriſchen Reizen, und wenn ein Mann ein reicheres und weicheres Herz hat, ſo hängt er mit einer gewiſſen Schwermuth an ſeinem Thun und an den Schaupläzen deſſelben. Wenn man von Pichlern durch die Felder weſtwärts geht, und das Dorf Pernek hinter ſich hat, ſo beginnen ſchon die Wälder. Es ſteht hinter Pernek der Hausberg, der mit all' den folgenden Wäldern zuſammen hängt. Aber auf ihm ſtehen zarte Birken und andere geſellige Gruppen von Bäumen auf Raſenpläzen, die man einſt gereutet hat, damit die Rinder dort weiden können. Weiter aufwärts ſind die Wälder ſchon dichter, und in dem Innern ihrer großen Ausbreitungen hegen ſie die Holzſchläge. Wenn man den Rand eines ſolchen Streifens betritt, wie wir ſie oben genannt haben, ſo iſt er in der Nähe größer und ausgedehnter, als man ſich in der Ferne gedacht hätte, und die Menſchen ſind auf ihm beſchäftigt. Es liegen wie Halmen gemähten Getreides die unzähligen Tannenſtämme verwirrt herum, und man iſt beſchäftigt, ſie theils mit der Säge, die langſam hin und her geht, in Blöke zu trennen, theils von den Aeſten, die noch an ihnen ſind, zu reinigen. Dieſe Aeſte, welche ſonſt ſo ſchön und immer grün ſind, haben ihre Farbe verloren und das brennende Anſehen eines Fuchsfelles gewonnen, daher ſie in der Holzſprache auch Füchſe heißen. Dieſe Füchſe werden gewöhnlich auf Haufen geworfen, und die Haufen angezündet, daher ſieht man in dem Holzſchlage hie und da zwiſchen den Stämmen brennende Feuer. An anderen Stellen werden Keile auf die abgeſchnittenen Blöke geſtellt, auf die Keile fällt der Schlägel, und die Blöke werden ſo getrennt und zerfallen in Scheite. Wieder an andern Stellen iſt eine Gruppe beſchäftigt, das Wirrſal der Scheite in Stöße zu ſchichten, die nach einem Ausmaße aufgeſtellt ſind, und in denen das Holz troknet. Dieſe Stöße ſtehen oft in langen Reihen und Ordnungen dahin, daß ſie von Ferne ausſehen, wie Bänke von röthlich und weiß blinkenden Felſen, die durch die Waldhöhen hinziehen. An einer Stelle des Holzſchlages iſt die Hütte der Arbeiter, das iſt, ein von der Erde aufſteigendes Dach, das vorne mit Stämmen geſtüzt und ſeitwärts mit Zweigen und Reiſig gepolſtert iſt. Sein Raum enthält das Heulager der Arbeiter, die Truhen mit ihren Kleidungsſtüken, manche Geräthe und Geſchirre und allerlei Anderes, was ihnen in dieſem Waldleben nöthig oder nüzlich iſt. Vor der Hütte brennt das Feuer, an dem ſich das Mittag-

oder Abendmahl bereitet. Es iſt nicht viele Sorge auf Genauigkeit und Holzerſparung verwendet, indem um die kochenden Töpfe gleich ganze Stämme herum liegen, die da verkohlen. Von ſolchen verkohlenden Stämmen rührt der ſchöne blaue Rauch her, den man oft tagelang aus den fernen Wäldern aufſteigen ſieht. Von den Füchſen, die man in den Holzſchlägen verbrennt, kömmt wenig oder gar kein Rauch; denn Anfangs brennen ſie mit einem glänzenden rauchloſen Feuer, dann, wenn die Nadeln und das Reiſig verbraſſelt haben, und ſich die dikeren Aeſte in der Glut krümmen, erſcheint wohl etwas Rauch, aber er iſt zu machtlos, kräuſelt ſich dünne durch die Zweige der noch ſtehenden Bäume, und verliert ſich am Himmel. So ſieht ein Holzſchlag aus, auf ihm iſt Leben, Regung und ſcheinbare Verwirrung, an ſeinem Rande, wo er aufhört, iſt es ſtille, und dort ſteht wieder, wie es erſcheint, der feſte, dichte, unerſchöpfliche, ergiebige Wald.

Wenn eine Fläche des Waldes abgeſchlagen iſt, wenn die Scheite geordnet, getroknet, weggeführt ſind, wenn die Reiſige verbrannt wurden, wenn man keine Hütte der Holzhauer mehr ſieht, und die Arweiter fortgegangen ſind, dann iſt der erſte Theil des Lebens eines Holzſchlages aus, und es beginnt nun ein ganz anderer, ſtillerer, einfacherer, aber innigerer. Wenn die Halde leer daſteht, wenn ſie nur mehr manchen ſchlechten ſtehengelaſſenen Baum wie eine Ruthe gekrümmt trägt, wenn die blosgelegten Kräuter und Geſträuche des Waldes zerrüttet und welkend herum hängen, wenn mancher nicht ganz verbrannte Reiſighaufen im Verwittern begriffen, und ein anderer in den Boden getreten und verkohlt iſt: dann ſteht die einſame verlaſſene Bevölkerung von Strünken dahin, und es ſchaut der blaue Himmel und ſchauen die Wolken auf das offene Erdreich herein, das ſie ſo viele Jahre nicht zu ſehen bekommen haben. — Das erſte, was nach langen Zeiten herbei kömmt, um die umgewandelte Stätte zu beſezen, iſt die kleine Erdbeere mit den kurzen zurük geſchobenen Blättern. Sie ſproßt zuerſt auf der ſchwarzen Erde einzeln hervor, ſiedelt ſich dann um Steine und liegen gebliebene Blöke an, überranket fleißig den Boden, bis nichts mehr zu ſehen iſt, und erfreut ſich ſo ſehr der Verlaſſenheit und der Hize um die alten ſich abſchälenden Stöke herum, daß es oft nicht anders iſt, als wäre über ganze Fleke ein brennendes ſcharlachrothes Tuch ausgebreitet worden. Wenn es ſo iſt, dann ſammelt ſich allgemach unter ihren Blättern die Näſſe, und es erſcheint auch ſchon die größere langſtielige Erdbeere mit den geſtrekten Blättern und den ſchlanken Früchten. Es beeilt ſich die Himbeere, die Einbeere kömmt, manche ſeltſame fremdäugige Blume, Gräſer, Geſtrippe und breite Blätter von Kräutern; dann die Eidechſe, die Käfer, Falter und ſummende Fliegen; mancher Schaft ſchießt empor mit den jungen feuchtgrünen Blättern; es wird ein neuer, rauher hochruthiger Anflug, der unter ſich einen naſſen ſumpfigen Boden hat, und endlich nach Jahren iſt wieder die Pracht des Waldes.

Dies iſt der zweite Theil des Lebens eines Holzſchlages.

Wenn es nicht ſo ſchön iſt, wenn kein Wald mehr entſtehen ſoll, dann werden die Waldgäſte mit Abſicht hintan gehalten, es wird gereutet, und lieber ſtatt all' des Anfluges der Geſelle des Menſchen, das Wieſengras, heran gelokt, daß Mähepläze entſtehen oder Weidepläze für das Vieh werden, wie man es mit dem Hausberge hinter Pernek gethan hat, der auch einmal eine ſchöne Wildniß war, und es jezt nicht mehr iſt.

Wenn der Holzhauer auch ſchon die Stätte ſeines Wirkens verlaſſen hat, ſo liebt er ſie doch noch immer, und wenn er nach langen Jahren durch den neuen Anwuchs geht, durch die Himbeergeſträuche, durch die Gezweige, die Axt auf der Schulter oder die breite Säge über den Rüken gebunden, ſo wandelt er in ſeinem Reiche, er gedenkt der Tage, wo er hier gewirkt hat, und wenn er auch nun in andern friſchen Wäldern beſchäftigt iſt, ſo gehört doch auch ein Theil ſeines Herzens der Stelle, auf der einſt ſeine Hütte geſtanden war.

Der lange Hanns arbeitete in dem Schlage des Thußwaldes. Der Thußwald aber liegt ſo weit in der Tiefe der Bergrüken zurük, daß die Holzarbeiter die ganze Woche dort beſchäftigt ſein mußten, und nur an Sonntägen den weiten Weg zu den Menſchen und in die Kirche hinaus machen konnten. Hanns war wie ein König in ſeinem bunten, einſamen, entfernten Schlage. Theils gehorchten manche ihm freiwillig, weil er ein guter Anordner war, theils ſcheuten ſich manche, weil er groſze Körperkräfte beſaß, und theils ehrten ihn Viele, weil er ein vorzüglicher Arbeiter war. Da ſtand er nun entweder an einem Stamme, zirkelte die Stelle, wo er angeſägt werden ſolle, daß er wanke, weiche, und ſauſend und krachend in das andere Gehölze nieder ſtürze — oder er war um den gefallenen Baum beſchäftigt, im Geſtrippe und Geniſte ſtehend, daß die Aeſte und Zweige weg kämen, und der Stamm frei zur Arbeit würde — oder er half ſchon ihn in Stüke zu zertheilen, und da rollte ſeine Säge friſch und tüchtig hin und her — oder ſein Arm ſchwang den Schlägel, daß er klingend auf den Keil fiel — oder er ſtand hoch auf einem Stoße, die dargereichten Scheite ſchnell legend, daß ihm zwei Handreicher nicht folgen konnten, und daß es unter ihm zuſehends wuchs. Er war gewöhnlich zur Arbeit gehörig gekleidet. An ſeinem Oberleibe hatte er ſchier kein Gewand; denn das grobe Hemd war zurük geſchlagen, und an den Armen weit über den Ellbogen aufgeſtellt; um die Lenden war das linnene Kleid, an den Füßen hatte er die ſtarken jedem Dorne und Splitter trozenden Bundſchuhe an, und auf dem Haupte war gewöhnlich nichts, als das röthliche leuchtende Haar.

So ging die Woche dahin, und ſo vollendete die Sonne fünfmal ihren Kreislauf um den Himmel, und beſchien fünfmal die ſeltſamen verſchiedenartigen Dinge des Holzſchlages.

Wenn es am Samſtage Mittag wurde, da hörte das Wochenwerk auf, und es wurden Anſtalten zum Fortgehen getroffen. Ruhe herrſchte auf dem Plaze, alle Werkzeuge, Kleiderſtüke, Töpfe und dergleichen wurden zuſammen geleſen, die Arbeiter trafen bei der Hütte ein, dort wurde einiges zuſammengeſchnürt, daß man es mitnehme, Anderes wurde geborgen, daß es da bleibe, ſchönere Kleider wurden aus den Truhen hervor geſucht, es wurden Angeſichter gewaſchen, Manches wurde noch geneſtelt, und einige und andere ſchlugen den Weg ein, der ſie eben ihrer Heimath zuführte. Mancher ganz Faule blieb auch da und verſchlief den Sonntag vor der Hütte in der lautloſen Stille des Holzſchlages, von nichts beſucht, als von dem räſchelnden Graſe und von der ſtummen Hize des Tages.

Der größere Theil der Arbeiter ging gegen Pernek und Pichlern hinaus. Sie mußten Anfangs durch den Thußwald, dann über die Thußeke, dann über einen Berg, die rauhe Hochſtraß geheißen, dann durch Auen, und dann führte der Weg in das Thal, durch das man gegen Pernek kommen konnte. Man plauderte gerne auf dieſem Gange, man klapperte mit den eiſernen Keilen, man jauchzte oder ſang, man ſchlug ſich Feuer und rauchte. Vom Holzſchlage weg gingen Alle miteinander, die dieſe Richtung hatten, aber je weiter der Weg führte, deſto wenigere wurden ſie immer; denn bald nahm der Eine Abſchied und ging ſeitwärts, bald der Andere, ſo wie ihr Weg in ihre Heimath von dem allgemein eingeſchlagenen Wege abführte, und nicht ſelten geſchah es, daß, wenn die untergehende Sonne glutig am Rande der Seewand lag, und jeder emporragende Zaunpfahl, ja eine herausſtehende Aehre einen langen Schattenſtreifen über das Getreide warf, Hanns allein durch die Perneker Felder ging, und den Weg hinab gegen Pichlern einſchlug. Er ging auf dem Fahrwege hinab, er bog um die große Linde des Schwarzmüllers, zielte gegen die ferneren dünnen Föhrenſtämme, und ſchritt auf das weiße Häuschen zu.

Wenn er dort anlangte, war meiſtens die Mutter wie ſie es am Abende gewohnt war, Außen herum. Sie ſchlichtete etwas an dem Holze, oder that ſonſt etwas, oder betete, indem ſie herum ging, und häufig zur Ziege redete, die ſie nicht eher in den Stall that, als bis ſie ſelber in die Stube ging. Im Innern ſaß Hanna in einem reinen ſchimmernden Gewande. Sie hatte vorher jedes Stäubchen von dem Tiſche, der Bank, dem Stuhle und dem Fußboden gefegt; denn auch das gehörte mit zu ihren Eigenthümlichkeiten, daß ſie außerordentlich reinlich war. Sie wollte nicht mit der Hand und nicht mit dem Gewande an Staub rühren.

„Die wird Gott ſtrafen, daß ſie ſo ſtolz iſt," ſagten oft die Leute, „und ihn dazu, daß er ſo verblendet iſt, und ihr Alles anhängt."

Hanns ging hinein, Hanna ſprang auf und grüßte ihn. Er blieb bis ſpät Abends, ſie plauderten, koſeten, aßen; die Mutter war bei ihnen, ſprach mit, aß, oder nikte ſchlummernd ein wenig mit dem Kopfe, wie es eben kam.

Erſt im Sternenſcheine ging Hanns fort, und begab ſich zu den Leuten, wo ſeine Schweſter war, und wo er eine Lagerſtätte hatte; denn ſein Vater und ſeine Mutter waren längſtens geſtorben.

Daß Hanns aber an Hanna etwas verwendete, ſchien ihm gar nicht leid zu thun. Wenn er mit ihr bei einem Tanze oder bei ſonſt einer Gelegenheit war, wo ſie Viele ſehen konnten, und wenn nun der eine oder andere junge Mann mit ſeinen Augen ſchier nicht von ihr laſſen konnte, und ſtundenlang ſie mit denſelben gleichſam verſchlang, ſo hatte Hanns ſeine außerordentliche Freude darüber und triumphirte. Wenn ſie ſpät mit einander nach Hauſe gingen, wo die einſame Wachholderſtaude ſtand, oder der graue verſchwiegene Stein des Brunnberges lag, da ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Naken, drükte ihn heiß an ſich, ſah ihn an und flüſterte gute Worte. Daß da eine außerordentliche unheimliche Seligkeit in ihm war, bewies der Umſtand, daß er ihr von ſeinen Habſeligkeiten Alles, Alles gab.

Am andern Tage, wenn er ſo einen Feiertag bei ihr zugebracht hatte, ſah man ihn dann wieder in friſchen Linnenkleidern, die Axt oder die Keile auf der Schulter tragend, durch die Felder ſchreiten und ſeinem Walde zueilen.

Einmal fragte ihn Hanna, um was er denn am erſten Beichttage die heilige Jungfrau Maria gebeten habe.

„Ich habe um nichts gebeten," antwortete er, „du weißt ja, daß ich nicht oft zu ihr in ihr Kirchlein hinauf komme, weil ich nicht Zeit habe; aber von ferne und von dem Walde aus, wo er eine Lüke hat, ſehe ich das weiße Kirchlein ſehr gerne, weil von ihm nach abwärts die Wachholderſtauden anfangen, dann die Föhren der Pichlerner Weide ſtehen, und noch weiter unten das Häuschen iſt, in dem du biſt."

„Du ſollteſt aber doch gebeten haben," ſagte Hanna; „denn ſie iſt ſehr wunderthätig und ſtark, und was man am erſten Beichttage mit Inbrunſt und Andacht verlangt, das muß in Erfüllung gehen, es geſchehe auch, was da wolle."

„Das habe ich ja gar nicht gewußt," ſagte Hanns, „es hat es mir damals Niemand geſagt, und wenn ich es auch gewußt hätte, ſo hätte ich ſie doch gewiß um nichts gebeten, weil mir nichts gefehlt hat. — Meinſt du denn im Ernſte, daß ſie etwas thun kann, um was man ſie recht bittet?"

„Freilich kann ſie es thun," antwortete Hanna, „weil ſie ſehr mächtig iſt, und ſie thut es auch, weil ſie ſehr gut iſt."

„Aber am erſten Beichttage muß man ſie darum bitten?" fragte Hanns.

„Um was man ſie am erſten Beichttage bittet," ſagte Hanna, „das thut ſie immer und jedes Mal; aber auch an jedem andern Tage kann man ſie bitten, und ſie kann die Bitte gewähren, weil ihre Macht außerordentlich iſt."

„Aber das iſt ja kaum denklich," erwiederte Hanns, „weil ſonſt alle Leute daher kämen, und um die verwirrteſten und verkehrteſten Dinge bäten."

„Wenn ſie um verwirrte und verkehrte Dinge bitten," ſagte Hanna, „ſo läßt ſie dieſe nicht in Erfüllung gehen; aber bitten muß man ſie immer, weil man nicht wiſſen kann, welches Ding verwirrt oder verkehrt iſt, und weil ſie allein die Entſcheidung hat, was in Erfüllung gehen ſolle und was nicht."

Hanns antwortete nun nichts mehr darauf.

Die Liebe, die Zuneigung und die Anhänglichkeit wuchs immer mehr und mehr. Hanns that Alles, was ihm ſein Herz einflößte. Er ehrte die Zeiten, wie es in jener Gegend gebräuchlich iſt. Er ſezte Hanna den ſchönſten Maibaum vor die Thüre, er wand das ſchönſte Tuch um ihr Haupt und band die ſchönſte Schürze um ihren Leib, er trug den größten Palmbaum am Palmſonntage für ſie in die Kirche, er ſtekte ſogar eine goldene Nadel in ihr Haar, er brachte ihr den ſchönſten Strauß von Walddingen aus ſeinem Schlage nach Hauſe, er führte ſie an Sonntagen in die Kirche, und ging mit ihr, wenn ſchönes Wetter war, in den Feldern und Wieſen ſpazieren. Sogar zu Zeiten, wo es nicht ſchiklich war, daß er ſich bei Hanna im Häuschen befand, ſahen ihn die Leute unter den Föhrenſtämmen und Steinen in großen Kreiſen um das Häuschen herum gehen.

3.

Der grüne Wald.

Im Herbſte, da die Blätter ſich mit ſchönen Farben zu miſchen begannen, und Hannſens Schlag noch brennender, feuriger und ſeltſamer war, erhob ſich die Sage, daß in der Gegend von Oberplan ein großes Jagen ſein werde, daß der Fürſt und Grundherr kommen werde, und daß ihn eine Menge Herren und Frauen begleiten würden. Die Diener hatten das Gerücht ausgebreitet, aber man wußte nicht, ob ihm die Herren eine Folge geben würden, oder nicht. So erhielt ſich die Sage lange. Endlich aber erſchienen wirklich einige Abgeordnete in Oberplan, welche die Veranſtalten zu dem Feſte machen ſollten.

Von nun an hatte das Gerücht freien Spielraum, und es ging durch die ganze Gegend.

Im Stegwalde, hieß es, werde ein Nezjagen ſein, in welchem man Geſpinnſte aus Seilen aufſpannen und das Wild darinnen einfangen werde. Im oberen Walde, im Langwalde und an der Flaniz ſollen Treibjagen ſein, wie man ſeit Menſchengedenken nicht gehört hätte, und ſie ſollten ſich über tagelange Wälder ausbreiten. Außer dem Jagen ſollen auch andere Feſte angeordnet ſein. Auf den Oberplaner Wieſen, den nämlichen, von denen wir am Eingange unſerer Geſchichte geſagt haben, daß die Moldau in großen Schlangenwindungen durch ſie geht, ſoll ein Eſſen ſein, an dem mehrere hundert Perſonen würden Theil nehmen können. Wer nur wolle, dürfe zuſchauen, und auf Schrägen würden Weinfäſſer aufgeſtellt ſein, von denen Jedem, der mit einem Geſchirr hinzu ginge, herab gelaſſen würde. Die Diener würden bei der Tafel aufwarten, und die angeſehenſten Männer der Gegend würden eingeladen ſein. Außer dem Eſſen aber ſoll noch ein Tanzboden errichtet ſein, auf welchem man durch unzählige Blumengewinde Tänze aufführen würde. Dieſes und noch viel Anderes, das man noch gar nicht wiſſe, ſolle geſchehen. In der Gegend ſollen ſchon tauſend Taglöhner zu Handlangern, Arbeitern und Treibern gedungen worden ſein. Alles werde durch eine feierliche Meſſe in dem Gnadenkirchlein zum guten Waſſer eingeleitet werden.

Auf was ſich die Leute am meiſten freuten, war das Nezjagen, das ſich keiner vorſtellen konnte, und von dem keiner eine Ahnung hatte. Nur der achtzigjährige Schmied in Vorderſtift erinnerte ſich, als ganz kleiner Knabe einem ſolchen Jagen beigewohnt zu haben. In der Türrau waren Strikneze und Tücher, unabſehlich zu ſchauen, aufgeſpannt geweſen, zuerſt weiter, dann enger, und dann durch einen Vorhang zu ſchließen, wodurch das Wild in einem Raume eingeſperrt war, in dem es von dem Rande der Tücher herab erſchoſſen werden konnte. Er unterließ nie, wenn er die Sache erzählte, eines Bären zu erwähnen, der mit den andern in's Nez getrieben worden war, und der bald zum allgemeinen Ergözen diente, indem Jeder ſo ſchnell als möglich ſein Geſchik an ihm verſuchen wollte. Da nun die Hirſche oft himmelhohe Sprünge wagten, ob ſie die Leinwand überſezen könnten, ohne daß es ihnen gelang, ſo fuhr der Bär, der bereits verwundet war, in ſeiner Verzweiflung gegen das Gewebe, pakte es mit ſeinen Tazen, und riß von dem furchtbar ſtarken Geflechte eine ganze Streke heraus, ſo daß Tuch und Nez weg waren, und daß man von den draußen ſtehenden Bühnen die nakten Füße und das Gerüſte ſammt Verlattung ſehen konnte. Der Bär und der ganze gehezte Schwarm, der noch übrig war, fuhr nun mit großem Getöſe durch das Loch hinaus, und Alle, die zugegen waren, mußten in ein Gelächter ausbrechen.

Ein ſolches Feſt erwartete nun Oberplan, und die Leute waren begierig, wann die Herren kommen würden. Aber ſie kamen immer nicht, weil die Vorbereitungen noch dauerten. Es war noch der Haber auf den Feldern geſtanden, es war das Sommerkorn noch nicht geſchnitten geweſen, und hie und da lag ſelbſt noch eine Gerſte auf den Aekern, als die Bevollmächtigten angekommen waren: aber die Gerſte wurde eingeführt, das Sommerkorn geſchnitten, der Haber gemäht, Beides in die Scheunen gebracht, und man war noch immer nicht fertig, weil Alles vortrefflich werden ſollte. Die Axt der Zimmerer erklang im Walde, Verzeichniſſe von Treibern und Andern wurden angefertigt, Abmeſſungen wurden vorgenommen, die Forſte, welche durchſtrichen werden ſollten, wurden begangen, und Verſammlungen und Räthe ſind gehalten worden.

Endlich, als auf den Feldern nur mehr das braungedörrte Kraut der Kartoffeln und die blaubethauten Häupter des Weißkohles ſtanden, wurde der Tag bekannt gemacht, an welchem die Jagdgeſellſchaft eintreffen würde. Man rüſtete ſich zu dem Empfange, und Alles war geſpannt.

Am Tage vorher trafen Diener, Pferde und Troß ein.

Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, und ein recht heiterer funkelnder Herbſthimmel über der Gegend ſtand, war ſchon Alles in Bereitſchaft. Um zehn Uhr, als auf dem Thurme das Zeichen gegeben wurde, daß ſie kommen, ſah man es auf der Straße von Honetſchlag her durch den Staub von Pferden und Wagen blitzen, und als eine Viertelſtunde vergangen war, fuhren ſie bei der oberen Gaſſe herein. Sie fuhren dann über das Steinbrükchen des heiligen Johannes, und hielten auf der Gaſſe vor dem Pfarrhofe und der Schule an, wo der Pfarrer, dann der Schulmeiſter mit weiß gekleideten Mädchen und gepuzten Buben und die Obrigkeiten ſtanden. Es war eine ganze Reihe von Wägen. Männer und Frauen ſaßen darinnen. Die Frauen waren nicht geſchmükt, ſie waren kaum gepuzt. Sie hatten nicht einmal Reifröke an, ſondern nur ein ſchlichtes einfach hinab fallendes Jägerkleid. An den Männern war auch nicht zu erkennen, ob ſie in Feierkleidern ſeien oder nicht; ſie hatten ſämmtlich Mäntel um; denn es war kühl, und am Morgen war ein ſchneeweißer Reif über alle Wieſen geweſen. Sie hatten Alle ungepuderte Haare, weil ſie nicht im Amte oder in einer feſtlichen Geſellſchaft, ſondern nur auf einer Reiſe begriffen waren. Nur zwei alte Männer hatten ſchön gelokte Perüken mit blüthenweißem Staube darauf. Im erſten Wagen ſaß der Grundherr, ſeine Frau und ſein Sohn. Die Buben hatten ein klingendes Lebehoch gerufen, und die Forſtmeiſter, Revierjäger, Heger und Holzmeiſter des Herrn ſtanden in Ordnung da. Die Mädchen warfen grüne Zweige unter die Räder des Wagens. Der Pfarrer trat hervor, und grüßte den Herrn in einer Rede. Deßgleichen thaten die Richter und Geſchwornen. Als der Herr Allen gedankt hatte, als er mit dem Förſter von Vorderſtift, in deſſen Reviere der erſte Jagdplaz lag, geſprochen hatte, als er ſich beſonders freundlich gegen den Schulmeiſter und die weißen Mädchen verneigt hatte, und der gelüftete Hut wieder auf ſeinem Haupte ſaß: fuhren ſie weiter. Man fuhr zu dem Rathhauſe, in welchem dem Grundherrn für die Dauer der Feſte ſeine Wohnung war zubereitet worden. Er ſtieg aus, und ging mit den Seinigen in ſeine Zimmer. Alle Mitgekommenen ſtiegen ebenfalls, aus ihren Wägen, um ſich in ihre bereit gehaltenen Wohnungen zu verfügen, und ſich zu den Feſten vorzubereiten. Für die Diener und Pferde waren an einer Straße, die der Minnegraben hieß, und auf der Weide des oberen Anſpaches bretterne Hütten aufgeſchlagen worden, aus denen am ganzen Tage und einen Theil der Nacht hindurch Zechen und Jubeln vernommen wurde.

Der Tag verging ohne beſonderes Ereigniß, außer daß die Oberplaner in Angſt und Beſorgniß waren, dem Küchen- und Kellermeiſter alles Erforderliche auszuliefern, und es den hohen Herrſchaften recht zu Danke zu machen.

Am nächſten Tage war blos die Jagdmeſſe. Das

Kirchlein zum guten Waſſer war mit Menſchen angefüllt. In den Stühlen, zu denen man noch vorne mehrere mit Tuch ausgeſchlagene gefügt hatte, ſaßen die Herren und Frauen. Weiter rükwärts befanden ſich die Bewohner der Gegend und Alle, die von Ferne herbei gekommen waren. Sie ſangen zu den Tönen der Orgel das ſchöne Marienlied, das man einſt eigens für dieſe Kirche gedichtet hatte, und das ſie Alle kannten. Am Nachmittage begaben ſich die Herren nach Vorderſtift, um im Jägerhauſe zu übernachten, und dem Jagdſchauplaze näher zu ſein.

Am Tage, der nun folgte, ſollte das große Nezjagen ſein.

Die Bewohner der Gegend waren äußerſt begierig darauf.

Schon vor Anbruch des Taglichtes gingen die Gruppen auf verſchiedenen Wegen und in gedämpften Geſprächen dem Stegwalde zu. Sie ergözten ſich ſchon im Vorhinein an den Dingen, die kommen ſollten. Das Wild, hieß es, ſei ſchon alles in dem Nezraume eingeſchloſſen. Es ſollen Hirſche dabei ſein, Haſen, Rehe, auch Dachſe, Füchſe, Marder und vieles dergleichen, ein Luchs ſoll zugegen ſein und manches ſeltene Thier. Ob ein Bär eingegangen ſei, wiſſe man nicht genau, aber gewiß ſei auch einer darunter. Die ganze Sache ſei ſehr künſtlich. Der Jagdraum, in welchem ſich Geſträuche, hohe Bäume, Steine und ſelbſt Klüfte befinden, ſei in einem großen Kreiſe von den ſtärkſten Striknezen umfangen, die in eiſernen Ringen an gehauenen Bäumen befeſtiget wären. Innerhalb der Neze ſeien Tücher geſpannt, daß Alles hübſcher ausſähe. Außerhalb derſelben befänden ſich die Schießſtände der Herren, und gleich hinter denen ſeien die Bühnen für die Zuſchauer; denn die Herren hätten es ſelber gerne, wenn viele Zuſchauer kämen und ihre Kunſt bewunderten. Um die Thiere in den Raum zu bringen, ſeien Wege angelegt worden, nämlich Räume, an welchen zu beiden Seiten Neze empor geſpannt wären; dieſe Räume wären zuerſt ſehr weit, würden immer enger und mündeten endlich mit einer Oeffnung in den Jagdraum. Da, wo dieſe Oeffnung ſei, befinde ſich eine Nezthür, die man ſehr ſchnell von dem Boden empor ziehen und befeſtigen könne, damit das Wild, wenn es einmal in den Kreis eingegangen ſei, nicht mehr hinaus zu kommen vermöge.

Durch zehn Tage habe man ſchon das Wild gegen den Stegwald zuſammen treiben laſſen. Es ſeien Jäger, Heger und Treiber verwendet worden, und hätten auf der einen Seite gar bei dem Schloſſe Sanct Thomas und dem Jungwalde angefangen, den Forſt zu durchſtreifen, und auf der andern vom Almwalde und dem Hochficht, um die Thiere gegen den Stegwald zu drängen. Damit die Herren zu ihren Schießſtätten könnten, ſei von der Glökelberger Straße aus ein Weg mitten durch den grünen Wald angelegt worden, auf dem man gehen, reiten und fahren könne.

So erzählten ſich die Leute und gingen fort. Sie fanden den Weg, der in den Wald hinein gemacht worden war, und gelangten zu dem Jagdraume.

Lange bevor der Tag angebrochen war, waren ſchon alle Zuſchauerräume dicht mit Menſchen beſezt.

Nach Aufgang der Sonne kamen auch die Herren, und ſtiegen zu ihren Bühnen empor. Jeder hatte einen geräumigen Plaz, auf dem ein Geſtelle angebracht war, an welchem die glänzenden Jagdbüchſen lehnten. Jeder hatte auch zwei Diener hinter ſich, die beſtändig laden und die Gewehre darreichen ſollten. Heute waren die Herren alle in vollem Puze und hatten die Mäntel in den Wägen, in denen ſie gegen den Wald gekommen waren, liegen gelaſſen. An den Weſten und Röken hatten ſie goldene Borden, und Alle hatten kleine mit Gold ausgelegte Hirſchfänger an den Schößen, ſie trugen ſämmtlich gepuderte Haare und darauf einen dreiekigen Hut. Die meiſten waren in Tannengrün gekleidet, und nur einige hatten auch Kleidertheile von hochgelbem Lederſtoffe. Wo nicht Borden waren, war häufig ſchöne Stikerei auf den Gewändern, und die Troddeln des auf die Weſte herab gehenden Halstuches hatten goldene Franſen.

Von den Frauen und Mädchen, die zu den Herren gehörten, war keine einzige zugegen, nicht einmal die, die doch in Jägerkleidern nach Oberplan gekommen waren. Der Schulmeiſter von Oberplan ſagte, die Frauen dürften wohl Jägerkleider anhaben, aber nicht jagen; die Sitte erlaube nicht einmal, daß die Frauen bei dem Tödten der Thiere zugegen ſeien, weil ſie zu zart und zu fein ſind, ſo daß ſich nur das Schäferſpiel für ſie ſchike, daß ihnen die Herren nur

Blumenſträuße reichen, ſie mit der Laute begleiten, oder beim Menuette führen dürfen.

Die Mädchen und Frauen der Gegend und des Landes hatten dieſe Geſinnungen nicht; denn es waren ſehr viele zum Zuſchauen herbei gekommen, und ihre Augen und Mienen verriethen faſt die brennende Neugierde und das klopfende Herz. Sie waren ſonntäglich gekleidet, trugen zum Theile Reifröke, zum Theile das kurze faltenreiche Rökchen und meiſtens auch Zwikelſtrümpfe und Stökelſchuhe. Manche Vornehmere hatte weißbeſtäubtes Haar.

Als alle Schüzen an ihrem Plaze ſtanden, und als auch ſonſt Alles in Ordnung war, begann eine rauſchende Waldmuſik von Hörnern und andern klingenden Inſtrumenten; aber von dem Jagdraume herauf erſchollen Schrektöne und plözliche Rufe der Angſt; denn die Ohren des Waldes kannten nur die Laute des Donners und Sturmes, nicht den Schrekklang tönender Muſik. Als dieſes große Muſikſtük aus war, that ein einzelnes Jagdhorn helle auffordernde liebliche Rufe, und dies war das Zeichen, daß die Jagd beginne. Man ließ, da das Horn geendet hatte, die Hunde aus ihren Behältern gegen den Raum los, daß das Wild auffahre und gegen ſeine umſtrikenden Wände ankämpfe. Plözlich wurde es nun in dem Nezraume lebendig, man ſah das ſchlanke Waldwild durch die Geſträuche huſchen, und hie und da legte ſich eine Büchſe an das weißbeſtäubte Haar. Man vernahm von einer Seite her einen Schuß, dann von einer andern her wieder einen, und da es Unten immer lebendiger wurde, und da die Thiere immer heftiger durcheinander fuhren, blizte und krachte es von allen Seiten. Ein Hirſch ſezte über alle Gebüſche, ſprang endlich gegen das Linnen ſo hoch auf, als wollte er eine Himmelsleiter überſpringen, wurde im Sprunge getroffen, überſtürzte ſich und fiel hernieder. Eine wilde Kaze ſchoß jäh an einem Baume empor, um ſich von ihm aus über die Neze hinaus zu werfen, aber ſie wurde von einer Kugel auf ihrem Baume erreicht, ſchnellte in einem Bogen hoch über den Wipfel und fiel auf die Erde. So ereigneten ſich auf verſchiedenen Stellen verſchiedene Dinge. Als es ſchon eine ganze Weile faſt ununterbrochen geknallt, und der Raum ſich mit Pulverdampf gefüllt hatte, als endlich die Schüſſe immer ſeltener wurden, und nur mehr einzelne zu hören waren: ſo erſchallte wieder die klingende Muſik und ertönte wieder nach ihr das einzelne Jägerhorn, zum Zeichen, daß man nun aufhören ſolle. Die Schüſſe hörten auch auf, die Büchſen wurden in die Stände geſtellt, und der weiße Rauch verzog ſich durch die ſchöngezakten grünen Wipfel der Tannen und durch die entfernteren Buchen. Man ließ nun an verſchiedenen Stellen die Neze hernieder, und das Wild, das übrig geblieben war, weil es ſich in die Geſträuche oder gar in Klüfte gedukt hatte, konnte in den ſchüzenden Wald entrinnen, und den größten Angſttag ſeines Lebens vergeſſen. Die Diener lokten die Hunde zu ſich, um die verwundeten zu ſalben, und den hungrigen Nahrung zu geben. Hierauf erſchienen mehrere Jäger, Heger und andere Leute, und ſuchten in dem Jagdraume herum, um das gefallene Wild zu finden und zuſammen zu tragen. Auch manche Herren und andere Leute ſtiegen in den Jagdraum nieder, um ſich das Wild zu betrachten und die Spuren der eben vergangenen Begebenheit zu ſehen.

Die Schüzen und die Zuſchauer miſchten ſich auf ihren Bühnen, und da das Vergnügen allgemein geweſen war, ſo redeten jezt auch Alle mit einander. Da wollte es der Zufall, daß Hanna, die Tochter des armen Weibes, die auch herbei gekommen war, dem Feſte zuzuſchauen, neben einen außerordentlich ſchönen jungen Mann von vornehmem Stande zu ſtehen kam. Dieſer Mann war ſchon früher aufgefallen. Er war, der allgemeinen Sitte zuwider, der einzige, der keine weißbeſtäubten Haare trug, ſondern ſeine eigenen Loken, die von wunderſchönem Gelb waren, bis auf die Schultern und auf den Rokkragen niederfallen ließ. Er hatte ſehr gut geſchoſſen, hatte immer auf die unſicherſten Punkte gezielt und immer getroffen. Er war ſo ſchön, daß er, wie die Landleute ſagen, wie Milch und Blut ausſah, ſeine Augen waren groß und ſanft, und er war ſchier prächtiger gekleidet, als alle Andern.

Da Hanna ſo neben ihm ſtand, erblikte ſie ein Mann aus dem Volke, der ſich unten in dem Nezraume befand, zeigte mit dem Finger hinauf und rief: „Das iſt das ſchönſte Paar!“

Das Volk, welches ohnehin ſchon in eine höhere Stimmung gekommen war, welches an der Jagd den lebhafteſten Antheil genommen, mit den Fingern nach dieſer und jener Stelle gezeigt und freudig gejubelt hatte, wenn ſich etwas Merkwürdiges zugetragen hatte, war zu dem Ungewöhnlichſten aufgelegt. Kaum hatte es alſo die Worte des Mannes vernommen, ſo rief es gleichſam mit einer Stimme und laut: „Das iſt das ſchönſte Paar, das iſt das ſchönſte Paar!“

Der junge Mann wandte ſich in ſeiner Verwirrung gegen Hanna und ſah ſie an. Da wurde ſein Angeſicht ſo ſcharlachroth, wie die Bänder, an denen er ſeinen Hirſchfänger hängen hatte.

Hanna wandte ſich ebenfalls nach dem Rufe gegen ihren Nachbar, und da ſie den ausgezeichneten Mann geſehen hatte, wurde ihr Antliz gleichſam mit dem dunkelſten Blute übergoſſen. Sie ſah ihn eine Weile mit offenen Augen an, dann drängte ſie ſich unter das Volk und ging über die Treppe hinab. Ihr Benehmen war wie das einer Trunkenen.

Da das Hin- und Hergehen und Sprechen noch eine Zeit gedauert hatte, fing man an, ſich zu entfernen. Die Diener ſammelten die Gewehre auf den Schießſtänden und trugen ſie fort. Die einzelnen Herren begaben ſich gegen die Treppen, und ſuchten ihre Wägen zu gewinnen. Den jungen Mann umringten ſeine Freunde und wünſchten ihm Glük. Von Hanna war nichts mehr zu ſehen; ſie ging bereits mit mehreren ſchön gepuzten Freundinnen, die ſich zu ihr geſellt hatten, auf dem durch den Wald gehauenen Wege hinaus. Die jüngeren Schüzen hatten ſich meiſtens Reitpferde kommen laſſen. Dieſe wurden vorgeführt und in Ordnung gerichtet, daß man ſie beſteigen und in Geſellſchaft davon reiten könnte.

Auch das Volk, deſſen Erregung und Uebermuth durch den Ausruf über Hanna gleichſam den höchſten Gipfel erreicht hatte, begann ſich zu entfernen. Aber es ging faſt insgeſammt, wie es gewöhnlich bei Vergnügungen unerſättlich iſt, gegen Vorderſtift hinaus, um dem Mittagseſſen der Herren zuzuſchauen, von dem es hieß, daß es offen auf der grünen Weide würde abgehalten werden.

Bald war es auf dem Jagdraume leer. Der feinſte Rauch hatte ſich verzogen, und die Bäume ſtanden in ihrem glänzenden Nadelgrün oder in der ſtillen Glut ihres rothen und gelben Laubes da. Nur die leeren Gerüſte und die zerknikten Zweige gaben Zeugniß von der hier ſtatt gehabten Verſammlung.

Die Lezten, welche den Schauplaz verließen, waren diejenigen, denen die Obſorge über das gefallene Wild anvertraut war. Sie hatten Karren in den Nezplaz bringen laſſen, hatten das Wild aufgeladen, und fuhren in Begleitung von Jägern, die die lechzenden Hunde an der Leine führten, durch die ſtille von dem Dufte der zerquetſchten Kräuter geſchwängerte Waldluft auf dem einſamen Wege hinaus, der vor ihnen von ſo vielen Pferden und Menſchen betreten worden war.

Das Mittagsmahl hatte wirklich auf der Weide vor dem Jägerhauſe zu Vorderſtift ſtatt. Bei demſelben waren auch die Frauen zugegen. Sie waren ſo eingetheilt, daß immer zwiſchen zwei Herren eine Frau oder ein Fräulein ſaß. Die angeſehenen Männer der Gegend, welche als geladene Schüzen der Jagd beigewohnt hatten, waren auch zu dem Mahle geladen, und hatten ihre Frauen und Töchter bringen müſſen. Die ganze Geſellſchaft ſaß an zwei langen Tiſchen dahin. Ueber ihren Häuptern war ein roth und weiß geſtreiftes Tuch geſpannt. Zwiſchen den Pfeilern, welche das Tuch trugen, waren die Räume hie und da frei, hie und da aber mit feinem faſt durchſichtigem Gewebe beſpannt. Auf den Tafeln ſtanden die Speiſen, ſtanden die feinen Gläſer mit den Weinen, und ſtanden in ſchönen Geſchirren die wenigen Blumen der Gärten und Felder, die man in dieſer Jahreszeit noch hatte auftreiben können. Rings herum waren auch noch allerlei andere Geräthe, namentlich Körbe, die die Herren von der Ferne mitgebracht hatten, und aus denen die Diener, welche aufwarteten und Speiſen trugen, koſtbare Gebäke und andere Dinge auspakten. Das Volk ſtand in großer Menge und dicht um das linnene Gebäude der Speiſenden herum, und ſah zu. Man hatte von den großen Fäſſern mit Wein, welche herbei gebracht worden waren und im Graſe lagen, auch den Gebrauch gemacht, daß man die Flüſſigkeit in großen Krügen herabließ, und dem Volke, wenn es wollte, einen Willkommenstrunk gab. Es waren deßhalb eine Menge Gläſer und Krüglein vorhanden. Auch war auf mehreren Tiſchen auf dem Raume der Weide Braten und anderes Speiſengemiſche zur Bewirthung aufgeſtellt. Die Armen und auch Andere, welche ſich nicht ſcheuten, gingen hinzu, ließen es ſich ſchmeken und tranken von dem Weine. Die aber, welche das nicht thun wollten, begaben ſich zu dem Schmied in Vorderſtift, deſſen Sohn zu dieſer Gelegenheit große Vorräthe von Bier, Wein und Speiſen auf ſeine Wieſe hatte bringen laſſen, hielten dort gegen Bezahlung ihr Mittagmahl, und begaben ſich wieder zum Anſchauen des Feſtes. Das Feſt aber dauerte bis in die Nacht. Da es dunkel wurde, ließ man gläſerne Ballen kommen, in denen Lichter brannten, die auf die Tiſche geſtellt wurden und eine überraſchende Wirkung hervor brachten. Draußen war die dunkle Nacht auf der Haide, an deren Saume die ſchwarzen Wälder warteten, dunkle Menſchen von einzelnen getragenen Lichtern unterbrochen, bewegten ſich auf der Haide, dichte Menſchen, hell in den Angeſichtern beleuchtet, ſtanden um das glänzende Bauwerk, und ſeine Strahlen ſpannen ſich aus dem Gewebe in die Räume hinaus. Da die Herren von den Weinen tranken, wurden ſie geſprächiger, und da die Gläſer und Krüge in dem Volke viel herum gingen, ſprach es auch unter ſich und wurde heiter. Zulezt, da an der Tafel Lebehoch ausgebracht wurden auf Seine Majeſtät den Kaiſer, auf alle wakeren Heerführer, auf den Grundherrn, auf jeden rechtſchaffenen Mann und ſämmtliche ſchönen Frauen, da wurde die Freude allgemein, viele Gläſer ſtrekten ſich, von den Händen der Herren gehalten, bei dem Linnengebäude des Speiſeſaales heraus, um mit dem Volke anzuſtoßen, und die Rufe auf das Glük und die Geſundheit Aller, die es gut mit uns meinen, und die wir lieben, tönte weit in die Nacht hinaus. Endlich wurde das Feſt aus, man erhob ſich von der Tafel, um ſich in das Jägerhaus zu begeben. Den Beſchluß des Tages machte ein ſchöner Zug von Fakeln, bei derem Scheine ſich die Herren, von denen jeder eine Frau oder ein Jungfräulein führte, zu Fuße nach Oberplan verfügten. Das geſammte Volk ging mit. Erſt als die Schüzen und Gäſte ihre Herbergen geſucht, und man die Fakeln eine nach der andern ausgelöſcht hatte, zerſtreute ſich die Menge und begab ſich auf die verſchiedenen Wege nach Hauſe. In dieſer einſamen Gegend, wo ſelten andere Abwechslungen vorkommen, als die des Wetters, der Jahreszeiten, und fruchtbarer und unfruchtbarer Jahre, wird, konnte man vorherſagen, das

Andenken an dieſen Tag nicht ſo leicht erlöſchen, und Enkel und Urenkel werden ſich von dem merkwürdigen Feſte, das in dem Stegwalde und in Vorderſtift einſt gefeiert worden iſt, erzählen.

Nach dieſem Feſttage ſollten, wie es ausgemacht worden war, mehrere Zwiſchentage folgen, bis das zweite Jagen ſtatt haben konnte. Dieſe Zwiſchentage ſollten namentlich dazu dienen, daß der Grundherr manche Orte und manche Werke und Anlagen beſuchen und beſehen konnte, die er in dieſer Gegend hatte, und zu denen er nicht ſo bald wieder kommen würde. Seine Gäſte könnten es ſich in dieſer Zeit einrichten, wie ſie wollten, und ſich die Zeit mit Spielen, Herumgehen und andern Dingen, die ſie erluſtigten, vertreiben.

Der Herr ritt mit mehreren Begleitern auf dem neugemachten Wege nach dem Hüttenwalde, und durch dieſen gegen den Hüttenhof und gegen die Alm, wo er eine Viehzüchterei und Käſewirthſchaft hatte, er ritt dahin, um dieſe Dinge zu beſehen, die Waldbeſamungen zu beſuchen, und die Geisberge, den Urbach und die Ratſchläge zu beſehen. Der Weg, den er nach und nach zurükzulegen hatte, war ein ſehr langer.

Die zurükgeblieben waren, ſchafften Kähne herbei, und machten eine Fahrt auf der Moldau unter Schallmeien und Tannenkränzen. Dann fiſchten einige, dann beſuchten ſie Höhen, von denen man weit herum ſah, oder ſie gingen mit den Frauen und Fräulein in den Fluren ſpazieren.

In Oberplan war wegen dieſer Dinge eine ganz außergewöhnliche Stimmung. Weil die Gegend ſo einſam liegt, ſo war der Vorſtellungskreis der Bewohner durch die Ankunft der Herren verrükt worden. Es kam ihnen vor, als ob Jahrmarkt wäre, oder als ob Theaterſpieler gekommen wären, oder als ob zur Faſtnachtszeit Vermummungen aufgeführt würden. Jeder ging nach Verrichtung ſeiner Geſchäfte noch gerne aus dem Hauſe, um einem der fremden Gäſte zu begegnen, oder ſie gehen zu ſehen, oder ſonſt ſeine Neugierde zu befriedigen. Alle waren darin einig, daß die Herren ſehr leutſelig wären, daß ſie mit jedem Weibe und jedem Kinde ſprächen und ſich ſehr freundlich betrügen.

Das zufällige Nebeneinanderſtehen Hanna's und des ſchönen jungen Herrn war nicht ohne weitere Folgen geblieben. Er hatte ausgeforſcht, wer das Mädchen wäre und wo es wohne. Er war nach Pichlern zu dem weißen Häuschen gegangen, und hatte mit Hanna und der Mutter geredet. Er war öfter hinüber gegangen und hatte öfter mit Hanna geredet. Auch in Oberplan hatte er ſie geſehen, wenn ſie Neugierde halber hinüber kam, er hatte ſie begleitet, und einmal hatte man ihn gar vor ihr im hohen Erlengebüſche auf den Knieen liegen geſehen, ihre Hand mit inbrünſtigem Bitten haltend, und mit den wunderſchönen Augen zu ihr hinauf blikend. Weil die andern Herren, welche zur Beſichtigung mancher Werke der Gegend fortgeritten waren, viele Tage ausblieben, konnte die Sache in den Gang kommen, und Hanna auch von Empfindungen ergriffen werden. Die Beiden gingen mit einander im Koſen durch die Fluren, ſie gingen an dem Wachholder und den grauen Steinen vorbei, ſie gingen an der niedern Mauer, die als Feldeinfaſſung von dem weißen Häuschen durch die Thalniederung gegen das Gemurmel des Baches hinan lief, ſie gingen an den blutrothen Blättern des Kirſchengeheges, oder ſaßen auf den geraden und ſenkrechten Pfeilern des Felſens der Milchbäuerin. Er ging an dem hellen lichten Tage in das weiße Häuschen hinüber, oder er ſendete ſehr prächtig gekleidete Diener mit Botſchaften an Hanna dahin. Man erſtaunte über dieſe Dinge, und die alte Mutter war wie blödſinnig, und machte Knixe, wenn der ſchöne Herr oder ſeine Diener in das Häuschen traten.

Endlich bemächtigte ſich der Ruf dieſer Sache, und trug ſeine Gerüchte in der Gegend herum. Guido, wie die mitgekommenen Freunde den jungen Mann immer nannten, werde Hanna heirathen, ſie werde zu einem erſtaunlich hohen Stande erhoben werden, die Gegend, in welche man nur zu jagen gekommen ſei, werde ein ganz anderes Feſt, ein unglaubliches Feſt und ein unvergeßlicheres Feſt zu ſehen bekommen, als die anfänglich beſtellten Jagdfeſte. Es ſei ſchon Alles gewiß, und dem weißen Häuschen ſtehe eine Freude bevor, die man ſich gar nicht vorſtellen könne. Es ſeien jezt nur erſt die Edelſteine, die goldgewirkten Kleider und die ſpinnengewebefeine Wäſche unter Weges, und wenn dieſe angekommen wären, dann werde Alles öffentlich bekannt gemacht werden, und kein Zweifel mehr ſein.

Weil jezt Alles nach ganz anderem Maßſtabe in Oberplan geſchah, als zu ſonſtigen Zeiten, ſo waren auch alle Köpfe verrükt, und hatten nur ſchöne Kleider und Hoffahrt und gnädige Frauen und gnädige Herren vor Augen. Die Bewohner von Pichlern, die weniger in Berührung mit den Gäſten kamen, ſchauten nur mit Scheu und Verwunderung auf das weiße Häuschen.

4.

Der dunkle Baum.

Hanns wußte von dem Allem nichts. Der Grundherr wollte nämlich auch alle ſeine Holzſchläge beſuchen, und hatte deshalb den Befehl ergehen laſſen, daß kein Arbeiter ſeinen Plaz verlaſſen dürfe, bis er nicht dort geweſen und den Fortgang des Geſchäftes geſehen hätte. Dies war die Urſache, daß Hanns nicht nur das Jagdfeſt nicht hatte beſehen können, ſondern daß er auch troz des Sonntages, der in dieſe Zeit fiel, nicht in die Gegend hinaus gekommen war.

Endlich aber war der Grundherr mit den Herren, die ihn begleitet hatten, überall, wo er zu thun hatte, und alſo auch in Hannſens Holzſchlage geweſen. Die Folge hievon war, daß er nicht nur ſelder nach Oberplan zurükkehrte, ſondern auch ſeinen Arbeitern in Betracht ſeiner Zufriedenheit mit ihnen und in Betracht der außerordentlichen Zeit erlaubte, mehrere Tage zu feiern und hinaus zu gehen, und die Feſte anzuſchauen.

Hanns ging von ſeinem Walde nach Pichlern.

Als er dort angekommen war, ging er zu dem weißen Häuschen; aber er fand es verſchloſſen. Auf ſein Befragen erfuhr er nun Alles.

Er ging zu ſeiner Schweſter und zog die Sonntagskleider an.

Dann ging er wieder zu dem Häuschen, das noch verſchloſſen war. Die Mutter, hieß es, ſei mit ihrer Ziege auf den Brunnberg gegangen oder ſonſt irgend wohin; und Hanna befinde ſich in Oberplan oder in einem andern Orte, wo man die Vorbereitungen zu dem großen morgigen Jagen im Langwalde treffe.

Hanns ging nun in die grauen Steine. Er ſezte ſich dort auf einen derſelben nieder, und hielt den Kopf feſt in beiden Händen, gleichſam als warte er.

Da aber eine Zeit vergangen war, ſtand er wieder auf und ſchlug den Weg nach Oberplan ein. Als er gegen die Wieſen kam, in denen die Moldau in einer Schlange geht, erſtaunte er über das, was er ſah. Eine große Menge von Menſchen war verſammelt. Das Bretterhaus, das zu dem großen Tanzfeſte dienen ſollte, war ſchon aufgebaut und ragte aus dem Menſchengewühle hervor. Hanns wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Als er aber ſah, daß ſich um dieſes hölzerne Gebäude die meiſten Leute drängten, ging er auch auf dasſelbe zu. Er erreichte den Plaz und ſah, daß um das Gebäude eine Treppenrundung lief, über die man hinaufgehen konnte, wo dann Säulen ſtanden, die den Bau zierten, und zwiſchen denen man in das Innere ſehen und auch an vielen Stellen hinein gehen konnte. Er ſtieg die Stufen zwiſchen den Menſchen empor und ſtellte ſich neben eine Säule. Da ſah er im Innern einen großen Raum, auf dem gepuzte Herren herum gingen oder ſtanden, er ſah einen erhöhteren Raum, der um den erſten herumlief, auf dem ſich Tiſche und Stühle befanden, und er ſah noch ganz Oben rings herum einen Bau, wie eine zierliche Bühne, auf der man ſizen und nach abwärts ſchauen konnte. Ueberall gab es Menſchen. An den Säulen und Brettern waren ſchon die Nägel und Latten, an denen man die Lampen, die Tuchverzierungen und Blumen befeſtigen würde.

Hanns fragte einen Mann, an dem er dicht gedrängt ſtand, was es gäbe.

„Es werden die Treiber, die Heger, die Jäger und alles Andere verleſen, was morgen bei der Treibjagd im Langwalde ſtatt haben ſolle,“ antwortete der Mann.

Wirklich ſah Hanns mehrere Herren an einem Tiſche mit Papieren beſchäftigt, er ſah wie ſie ſprachen, und an manche Bewohner der Gegend Zettel vertheilten.

Oben auf der zierlichen Bühne ſah er nebſt vielen andern Menſchen auch Hanna ſizen. Sie ſaß neben dem wunderſchönen Guido, hatte ihre weiche Hand in ſeine beiden gelegt, und ſo ſahen ſie in den Saal hinab.

Jezt trat ein Herr von dem Tiſche weg und rief: „Nun wollen wir die Schüzen verleſen, auf welchen Ständen ſie ſich morgen vor Tagesanbruch einfinden ſollen, und auf welchen Jeder, ehe die Sonne aufgeht, gerüſtet daſtehen muß.“

Es ward in dem Saale etwas ſtiller, und der

Herr las mit lauter Stimme aus einem Papiere vor:
„Herr Andreas bei der rothen Lake.“

„Weiß ſie nicht.“

„Gidi wird dich führen.“

„Herr Gunibald in der Kreize.“

„Weiß ſie.“

„Herr Friedrich von Eſchberg am gebrannten Steine.“

„Weiß ihn nicht.“

„Der Schmied Feirer wird euch begleiten.“

„Herr Guido beim beſchriebenen Tännling.“

„Weiß ihn.“

„Herr Albrecht Hammermann im Fuchslug.“

„Weiß es.“

„Herr Thorngar am Brunnkreß — Herr Wenhard am Obergehag — Herr Emerich im Auwörth.“

„Wiſſen es.“

Und ſo ging es fort, bis ſämmtliche Herren und Schüzen herab geleſen waren. Da dies das Lezte war, was verkündet werden mußte, ſo gingen die meiſten Herren und mit ihnen auch andere Leute von dem Holzgebäude fort. Hanna und Guido erhoben ſich und verſchwanden hinter dem Volke. Hanna drängte ſich durch die Leute, die an der äußeren Treppe waren, um die Stelle zu gewinnen, an der Hanna aus dem Gebäude kommen mußte. Als er dahin gelangte, ſah er, daß ſie bereits in einem leichten ſchönen Wagen ſaß, daß Guido bei ihr ſaß, daß ſich ein prächtig gekleideter Diener hinten hinauf ſchwang, und daß der Wagen fort rollte. Er rollte an den nächſten Häuſern, wo man einen Weg über die Wieſen gemacht hatte, herum, und ſchlug die Straße nach Vorderſtift ein.

Hanns wendete ſich um und ging nach Pichlern. Er hatte dort bei ſeiner Schweſter einen Schrein, in welchem er ſeine Arbeitsgeräthe, die er eben nicht auf dem Holzplaze brauchte, aufbewahrt hatte. Er öffnete die Thür des Schreines, und ſah auf die Dinge, die da in angebrachten Querhölzern in Einſchnitten ſtekten. Er nahm zuerſt einen Bohrer heraus und ſtekte ihn wieder hin, dann nahm er ein Sägeblatt, beſah es und ſtekte es wieder in die Rinne. Dann nahm er eine Axt, wie er ſie gerne anwendete, wenn er keilförmige Einſchnitte in die Bäume auszuſchreiten hatte. Dieſe Aexte haben gerne einen langen Stiel, ſie ſelber ſind ſchmal und von ſcharfer

Schneide. Dieſe Axt nahm er heraus und that die Thür des Schreines wieder zu. Dann ging er in die Schwarzmühle, wo ſie hinter dem Gebäude der Bretterſäge unter einem Ueberdache einen Schleifſtein haben, den man mittelſt eines Wäſſerleins, das man auf ſein Rad leitete, in Bewegung ſezen konnte. Hanns rükte das Brett, das das Waſſer dämmte, ſezte den Stein in Bewegung und ſchliff ſeine Axt. Als er damit fertig war, lenkte er das Waſſer wieder ab, ſtillte den Stein, nahm die Axt auf ſeine Schulter, wie er ſie gerne hatte, wenn er ſich nach dem Thußwalde begab, und ging davon. Er ging hinter dem Dorfe durch die Gärten des Weißkohles gegen den Brunnberg zu.

Das Töchterlein eines armen Weibes, das man die Sittibwitwe nannte, ſah ihn dort gehen und ſagte: „Mutter, da geht Hanns.“

„Laß ihn gehen,“ ſagte dieſe, „das iſt eine ſehr unglükſelige Geſchichte.“

Hanns ſtieg über die ſehr niedere Mauer, die um die Kohlgärten aus loſen Steinen gelegt war, und ging durch die verkrüppelten Erlenſtauden und durch die Wachholdergebüſche empor, durch welche

Hanna an ihrem erſten Beichttage in der Dämmerung hernieder gegangen war. Er ging an der Milchbäuerin vorüber und begab ſich zu den zwei Brunnenhäuschen. Dort lehnte er die Axt an den Stamm der Linde, kniete vor der Thür des einen Häuschens nieder, nahm den Stiel des Schöpfers, ſchöpfte ſich Waſſer heraus und trank einen Theil davon. Mit dem Reſte benezte er ſich die Stirne, benezte ſich die Augenbrauen, die Augenlider und dann die Augen ſelber. Er ließ eine geraume Zeit das Naß auf dieſen Theilen des Körpers liegen, dann zog er ein Taſchentuch hervor und troknete ſich ab. Als dies geſchehen war, ſchüttete er das Waſſer, das noch in dem kleinen Schöpfkübel war, aus, und ſchöpfte ſich neues. Von dieſem that er noch einmal einen Trunk und ſchüttete den Reſt in den Brunnen zurük. Hierauf legte er den Schöpfkübel in ſeine gewöhnliche ſchwimmende Lage auf das Waſſer und erhob ſich von den Knieen. Er nahm wieder die Axt und ſchlug den Weg zwiſchen den Baumreihen zu dem Kirchlein zum guten Waſſer ein.

Als er bei dem Kirchlein angekommen war, deſſen Thür offen ſtand, blieb er auf dem Grabſteine, der vor der Thüre liegt, ſtehen, und that ſeinen Hut ab. Dann ging er hinein, den Hut in der einen ſeiner Hände haltend. Mit der andern nahm er die Axt, die er trug, von der Schulter, und lehnte ſie neben dem Beken, das das Weihwaſſer enthielt, in eine Mauereke. Hierauf ging er bis zu dem Hochaltare hinvor. In dem Kirchlein war Niemand, als zwei ſehr alte Mütterlein, die vielleicht die einzigen waren, welche von dem Verhältniſſe zwiſchen Hanns und Hanna nichts wußten. Hanns kniete an den Stufen des Hochaltares, auf welchem ſich die ſchmerzhafte Jungfrau Maria befand, nieder. Er legte den Hut neben ſich, faltete die Hände und betete. Er betete ſehr lange. Dann löſ'te er die gefalteten Hände auf, neigte ſich vorwärts, neigte ſich immer mehr und legte ſich endlich auf den kalten Stein, daß ſeine Arme auf demſelben lagen, und ſeine Lippen denſelben berührten. Er küßte den Stein mehrere und wiederholte Male. Dann richtete er ſich nach und nach auf, und blieb wieder knien und betete wieder. Als er genug gebetet hatte, that er die gefalteten Hände wieder auseinander, fuhr mit der rechten gegen die Stirne und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann nahm er den neben ſich liegenden Hut, ſtand auf und ging wieder in der Kirche zurük. Die Mütterlein machten einen demüthigen und kirchlichen Gruß gegen ihn mit Neigen des Hauptes. An der Thür nahm er mit den Fingerſpizen Weihwaſſer aus dem Beken, beſprizte ſich das Antliz und machte wieder das Kreuzzeichen. Dann nahm er wieder ſeine Axt aus der Mauereke, that ſie auf die Schulter, trat aus der Kirche und ſezte den Hut auf.

Von der Kirche ging er zu dem Kreuze empor. An demſelben legte er wieder den Hut und die Axt ab, kniete auf den flachen Stein, der vor dem Holze lag, er kniete ſo nahe, daß ſeine Bruſt faſt dicht an dem rothen Stamme war, und betete da wieder. Nachdem er gebetet hatte, nahm er abermals Hut und Axt.

Gegen den Gipfel des Kreuzberges ſehen dunkle Waldhäupter herein. Man ſieht ſie, wenn man den fernen blauen Alpen, die im Süden ſind, den Rüken zuwendet. Die Waldhäupter ſind durch ein Thal von dem Kreuzberge geſchieden, führen den Namen des oberen Waldes, und leiten quer über ein Thal in den Langwald. Hanns, nachdem er von dem Beten aufgeſtanden war, wendete gar nicht den Rüken, der gegen Oberplan und ſeine Bewohner gerichtet war, ſondern ſah gegen die Waldhäupter. Er ging in der Richtung gegen ſie über den Berg hinab. Im Thale unten beginnen dünnſtehende Föhrenſtämme, die den Namen der Schieder führen. Hanns ging zwiſchen den Stämmen und auf dem ſumpfigen Boden, der ſich unter ihnen befindet, dahin. Er ging durch die Wieſen, die jenſeits der Schieder ſind, und klomm endlich die Höhen des oberen Waldes hinan, der dichten verworrenen Baumwuchs und in ihm das eigenthümliche Gedämmer ſchwerer Wälder hat. Er klomm zwiſchen den Stämmen immer weiter und weiter hinan. Die Kuppe des oberen Waldes iſt ein von Bäumen entblöſ'ter Fels, von dem man aus das böhmiſche Waldland wie ein graues Gewebe liegen, und ſeine Teiche darin wie Lichtblike glänzen ſieht. Als Hanns dieſe Kuppe erreicht hatte, blieb er eine Weile ſtehen und betrachtete das Land, vielleicht die höchſte menſchliche Geſtalt, die man heute in den Lüften hätte erbliken können. Er blieb eine gute Weile ſtehen und ſah hinaus. Die Sonne war nur mehr einen kleinen

Bogen von dem Rande der Weſtwälder entfernt. Dann ging er wieder weiter.

Er ging jezt einen ſanften Abhang ſchief abwärts, der mit Gebüſchen, Laubbäumen und Steinen beſezt war. Er ging immer fort. Wo die Dachung des Gehölzes minder ſchief war, und wieder faſt ſich ebenem Lande gleich geſtaltete, that ſich eine längliche Waldwieſe auf, auf der neben einem grauen Steinhaufen ein Schoppen ſtand, in den man im Sommer das Heu thut, um es im Winter auf dem gefrornen Hochſchnee mit Handſchlitten nach Hauſe zu bringen. Hanns ſtand vor dem Schoppen, und ſah eine Weile in das Heu hinein. Dann ſah er mit der Hand über den Augen nach dem Stande der Sonne. Dieſe blikte nur mehr durch die niederen vergoldeten Tannenzweige herein. Dann ging er wieder weiter. Er ging jezt durch dichten dunkelnden Wald. Er ging an ſtarken Stämmen vorüber, die die rauhe Rinde hatten, und von deren verdorrten Aeſten die grünen Bärte des Mooſes herunter hingen. Er ging an großen Steinen vorüber, die mit einer weichen Hülle bedekt waren, auf der zarte Fäden und feuchte Blättchen wuchſen. Er ging auf dem modrigen Boden, der die tauſendjährigen Abfälle der Bäume enthielt, und dem Tritte keinen Widerſtand leiſtete. Er ging auf keinem Wege, weil er die Geſtalt und Richtungen des Waldes auch ohne Weg ſehr gut kannte. — Endlich war er an ſeinem Ziele. Ein ſehr hoher Baum ſtand unter den andern ebenfalls hohen und alten Bäumen des Waldes. Hanns lehnte die Axt an den Stamm und ſah den Baum an. In ſeiner Rinde waren die Zeichen der Liebe eingegraben: ein Herz mit Flammen, die durch auseinander gehende Striche angedeutet waren, ein Ring, der zwei Namen umfaßte, ein Kreuz, das aus Keilen empor ragte, der Name Maria's, der aus verſchlungenen Buchſtaben zuſammengeſezt war, dann andere Namen, in zwei Buchſtaben beſtehend, oft verziert mit einem Kränzlein oder dergleichen, oft ohne Verzierung, zuweilen friſch, ſo wie die Beſizer noch in Jugend unter den Lebenden wandeln, zuweilen vernarbt und unkenntlich, ſo wie die Liebenden ſchon durch Alter eingebüßt, oder im Grabe bereits zerfallen ſind. Der Baum ſtand ſehr hoch in die Abendluft empor, und zeichnete ſeine Zaken, weil er eine Tanne war, in dieſelbe. Die wagrechten Aeſte ruhten wie die ausgebreiteten Fittige eines Vogels in der Luft. An dem Fuße des Stammes lagen einige Steine, als wären ſie zum Sizen und Ausruhen her gelegt worden. Auch ging ein ſchwaches Waldweglein an dem Baume vorbei, auf dem aber Hanns nicht gekommen war.

Nachdem Hanns den Baum ſo betrachtet hatte, nachdem er eine Weile ſo geſtanden war, knöpfte er ſich den Rok bis an's Kinn zu und ſezte ſich auf die Steine, die an dem Fuße des Stammes lagen. Es war der Abend ſchon ſehr ſtark herein gebrochen, und Hanns ſah mit ſeinen Augen in das Dunkel und in die Dämmerung. Die Baumgitter, die emporwachſenden und nun verdorrten Kräuter und der Boden waren nicht mehr zu unterſcheiden, nur daß ein feuchter Punkt oder ein ſchwaches Wäſſerlein noch zeitweilig blizte. Aber endlich hörte auch dieſes auf, und es war nur eine einzige Finſterniß, in der Alles ſtill war.

Hanns ſaß mit dem Rüken an dem Stamme und ſchlummerte.

Da kam in der Nacht eine ſeltſame Erſcheinung. Um den Baum wurde es immer lichter und lichter, ſo daß ſeine Zaken deutlich in der Helle ſtanden und erkennbar waren. Der Baum war ſo hoch, daß er bis in den Himmel reichte, und bis in den Himmel reichte die Helle um ſeine Zaken. In den Zweigen hoch im Himmel ſtand das Bildniß der heiligen Jungfrau, wie es im Kirchlein zum guten Waſſer iſt, und doch war ſein Antliz und ſeine Züge recht deutlich zu erkennen. Auf dem Haupte war die Krone, aus der Bruſt ſtanden die ſieben Schwerter und in dem Schooße ruhte der gekreuzigte Sohn. Das Bild hatte den Blumenſtrauß in der Hand, von dem die Bänder nieder gehen, es hatte das ſtarre ſeidene Kleid an mit den Flimmern, mit den geſtikten Blumen und den gewundenen Stängeln. Das Antliz aber ſah ſtrenge, unerbittlich ſtrenge auf Hanns hernieder. Es ſah unverwandt und ernſt auf ihn nieder. Da ermannte ſich Hanns, er erwachte, er wandte das Haupt aufwärts und ſah in den Baum. Der Baum war wieder ſo klein geworden wie ſonſt, die heilige Jungfrau ſtand nicht mehr in den Zweigen, aber ein großes Stük Mond, das, indeſſen Hanns geſchlafen hatte, aufgegangen und über den Wald herüber gerükt war, ſtand faſt gerade über den Baum, daß ſeine Zweige glänzten, daß zwiſchen ihnen lange Lichtſtreifen wie ſilberne Bänder auf Hanns nieder gingen, und daß die Dinge des Waldes in einem zweifelhaften aber doch erkennbaren Lichte da ſtanden. Hanns erhob ſich von ſeinem Size, trat ein wenig ſeitwärts, und ſah wieder auf den Baum. Aber es war immer das Nämliche. Da fuhr Hanns mit der Hand über ſein Angeſicht, und ſagte die Worte: „Es muß etwas Verworrenes geweſen ſein, um das ich gebeten habe.“

Dann nahm er den Rok etwas enger zuſammen, und drükte die Oberarme gegen den Leib; denn es war ihm im Schlafe ſehr kalt geworden. Dann ging er wieder gegen den Baumſtamm, und griff mit den Händen in der Gegend, wo er die Axt hingelehnt hatte. Als er ſie gefunden hatte, nahm er ſie in die Hand, trat weg und ſah wieder auf den Baum. Dann ſah er noch einmal hinauf, ſchulterte dann ſeine Axt und ging von der Stelle fort.

Er ging in anderer Richtung als er gekommen war, er ging zwiſchen den Stämmen und an den hie und da von dem Monde beleuchteten Geſträuchen dahin.

Als der Morgen anbrach, an dem die Treibjagd im Langwalde ſein ſollte, war er ſchon weit von demſelben entfernt. Er ging auf den baumentblößten Höhen dahin, die nicht weit von dem Markte Wallern ſich hinziehen.

Der Mann ſchien ganz gebrochen zu ſein. In einer Hütte, die eine halbe Stunde Weges von Wallern liegt, bat er um eine Suppe. Als man ihm dieſelbe aus Milch und Mehl gemacht hatte, und als er dieſelbe getrunken hatte, begab er ſich wieder auf den Weg. Er lenkte von der bisherigen Richtung ab und ſchlug die nach dem Thußwalde ein.

Als er in ſeinem Holzſchlage angekommen war, legte er ſich unter der Bretterhütte in das Heu und in die getrokneten Kräuter des Waldes, die dort zur Lagerſtelle waren. Dort blieb er immer liegen, ſo lange die Feſtlichkeiten in Oberplan dauerten, und ſo lange die anderen Holzknechte, welche freie Zeit hatten, zur Beſchauung derſelben ſich draußen befanden. Nur ein Paar alte Weiber waren wegen Beſchwerlichkeit des langen Weges zurük geblieben, ſie unterhielten das Feuer vor der Hütte, kochten ſich und gaben auch Hanns zu eſſen.

Die Jagd im Langwalde war an dem Tage abgehalten worden. Guido ſtand ſchon vor Aufgang der Sonne an dem beſchriebenen Tännlinge. Weiter unten im Dikichte ſtand ſein Diener, und ſo waren in dem ganzen Walde die einzelnen Männer zerſtreut, daß das Wild, wenn es vor dem Lärme der Treiber dahin ſtrich, zu Schuſſe käme, und ſeinen Zoll, bevor es in unbeſezte Reviere ausbrechen konnte, abgäbe. Die meiſten Schüzen zogen dieſe Art Jagd bei weitem einer Nezjagd vor, weil dem Wilde der Raum zur Flucht gegeben iſt, und eine Geſchiklichkeit erfordert wird, den Augenblik zu benüzen, um das flüchtende Gewild nieder zu ſtreken. Nur das Volk hatte von dieſer Jagd weniger Vergnügen, weil es nicht zuſchauen und ſich nur an dem heimgebrachten Wilde, an den Sträußen auf den Hüten und an den fröhlichen Mienen der Schüzen ergözen konnte. Guido hatte einen Hirſch an dem beſchriebenen Tännlinge geſchoſſen, ein Anderer etwas anderes, und ſo vergnügt waren alle Schüzen, daß man noch ein zweites Treibjagen verabredete, ehe es zu dem Balle auf den Moldauwieſen käme, obwohl dieſes zweite Treibjagen nicht in dem urſprünglichen Plane gelegen war.

An der Ausſchmükung und Herſtellung der Gebäude auf den Moldauwieſen zu dem großen Tanzfeſte wurde auch auf das Eifrigſte gearbeitet.

Indeſſen geſchah das Außerordentliche, was manche geahnt, manche vorausgeſagt, und doch wenige eigentlich geglaubt hatten. Hanna wurde öffentlich als Guido's Braut erklärt. Sie ſollte mit ihm ſammt ihrer Mutter auf ſeine Beſizungen geführt und dort getraut werden. Von dem Augenblike der Erklärung an ſtand immer ein ſchöner leichter Wagen vor dem weißen Häuschen, den ſie beliebig gebrauchen konnte. Kleider und Schmuk waren auch angekommen. Die Bewohner von Pichlern ſahen ſie in einem ſchönen Gewande, um den Hals hatte ſie ein glänzendes koſtbares Ding, und um den ſchönen Arm einen goldenen Ring.

Das zweite Treibjagen war in einer andern Waldgegend abgehalten worden.

Jezt kam auch die Nacht des Tanzfeſtes, des lezten Feſtes, das gefeiert werden ſollte. Die Holzgebäude mit allen ihren Ausſchmükungen waren fertig geworden. Unermeßliche Zuſchauermengen ſtrömten von allen Gegenden zuſammen, und drängten ſich in dem Raume außerhalb der Säulen. So viele Lichter waren angezündet worden, daß man meinte, der ganze innere Bau lodere im Feuer. So viele kunſtreich gemachte Blumen waren verſchwendet worden, daß man meinte, ſo viele natürliche könnten in zwei Jahren nicht in Oberplan wachſen. Die Herren und Frauen waren ſo ſchön, ſo außerordentlich ſchön, daß Alles, was man bisher geſehen hatte, nur ein Spielwerk und ein kindiſches Ding dagegen war. Sie führten angenehme Tänze auf, Menuette und andere. Das feinſte Bakwerk und ſüße Weine wurden an die Frauen vertheilt. Das Höchſte waren Spiele und Masken. Es waren Schäfer und Schäferinnen, Bauern und Bäuerinnen, Jäger, Bergleute, Zauberinnen, dann Götter und Göttinnen, insbeſondere Venus und Adonis zugegen. Hanna nahm ſchon an dem Feſte in dem koſtbaren Gewande der vornehmen Frauen Antheil. Erſt gegen Morgen entfernten ſich die Gäſte, erloſchen die Lichter, und begaben ſich die mit Verwunderung überladenen Zuſchauer auf den Heimweg.

Der Tag war der Ruhe gewidmet. Der nächſte war zur Abfahrt beſtimmt.

Als dieſer Tag angebrochen war, geſchah der Abzug aller Herren und Frauen zu Wagen und zu Pferd mit Dienerſchaft und Troß, wie es der Jagdmarſchall vorher beſtimmt hatte. Hanna und ihre Mutter, die bereits Dienerinnen hatten, waren in dem Zuge.

In Oberplan und in der Umgegend war es nun leer und ſtille. Das Gebäude auf den Wieſen wurde abgetragen, das Gerüſte im Stegwalde wurde abgebrochen, und bald war das Ganze in der Erinnerung der Menſchen, wie ein Traum.

Nach einiger Zeit kam die amtliche Kunde von der Vermählung Hanna's und Guido's. Die Leute ſagten, daß ſie in einem ſehr ſchönen Schloſſe wohne, und daß auch die Mutter in demſelben ſitze, aber traurig ſei. —

Hanns hatte lange nach dieſen Ereigniſſen erſt erzählt, was ihm am beſchriebenen Tännlinge begegnet wäre.

Jahre nach Jahren waren vergangen. Hanns blieb immer im Holzſchlage. Als ſeine Schweſter, die geheiratet hatte, kurz nach ihrem Manne geſtorben war, nahm er die drei hinterlaſſenen Kinder zu ſich, und ernährte ſie.

Als nach vielen Jahren Hanna wieder einmal in die Gegend kam, begegnete ſie Hanns. Sie fuhr eben auf dem Wege zwiſchen Pichlern und Pernek. Sie hatte eine dunkle ſammtne Ueberhülle um ihren Körper und war in dem Wagen zurük gelehnt. Ihr Angeſicht war fein und bleich, die Augen ſtanden ruhig unter der Stirne, die Lippen waren ebenfalls ſchier bleich, und der Leib war runder und voller geworden. Hanns, deſſen Angeſicht Furchen hatte, ſtand auf dem Wege. Er hatte ſich an ein mit Leinwand überſpanntes Wägelchen geſpannt, in dem er die drei Kinder eben in ſeinen Holzſchlag führte. Hanna, die ihn nicht kannte, wollte dem armen Manne eine Wohlthat erweiſen, und warf einen Thaler aus ihrem Wagen auf die Erde. Hanns aber hatte ſie gar wohl erkannt.

Er ließ ſpäter den Thaler in eine Faſſung geben, und hing ihn in dem Kirchlein zum guten Waſſer auf, wie man ſilberne oder wächſerne Füße und Hände in ſolchen Kirchen aufzuhängen pflegt. — —

Als eine Zeit nach Hanna's Vermählung ſich ihre Geſpielinnen an den Abend ihres erſten Beichttages erinnerten und ſagten, daß Hanna's Vorausſagung in Erfüllung gegangen ſei, daß ſie nun ſchöne Kleider habe mit gewundenen Stängeln und Gold- und Silberſtikerei, und daß ſich an ihr die Gnade der heiligen Jungfrau recht ſichtlich erwieſen habe, erwiederte der uralte Schmied in Vorderſtift: „An ihr hat ſich eher ihre Verwünſchung als ihre Gnade gezeigt — ihre Weisheit, Gnade und Wunderthätigkeit haben ſich an Jemand ganz anderem erwieſen.“

Ende des ſechſten Bandes.

Der

Weihnachtsabend

von

Adalbert Stifter.

Mit Illuſtrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiſer

Separat-Abdruck der Erzählung „Bergkryſtall“ aus dem Werke
„Bunte Steine“.

Peſt
Verlag von Guſtav Heckenaſt.
1864.

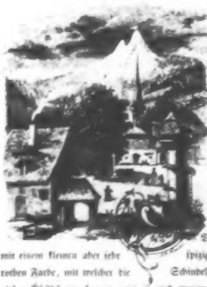
[illegible]

Unſere Kirche feiert verſchiedene Feſte, welche zum Herzen dringen. Man kann ſich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingſten und kaum etwas Ernſteres und Heiligeres als Oſtern. Das Traurige und Schwermüthige der Charwoche und darauf das Feierliche des Sonntags begleiten uns durch das Leben. Eines der ſchönſten Feſte feiert die Kirche faſt mitten im Winter, wo beinahe die längſten Nächte und kürzeſten Tage ſind, wo die Sonne am ſchiefſten gegen unſere Gefilde ſteht, und Schnee alle Fluren deckt, das Feſt der Weihnacht. Wie in vielen Ländern der Tag vor dem Geburtsfeſte des Herrn der Chriſtabend heißt, ſo heißt er bei uns der heilige Abend, der darauf folgende Tag der heilige Tag und die dazwiſchen liegende Nacht die Weihnacht. Die katholiſche Kirche begeht den Chriſttag als den Tag der Geburt des Heilandes mit ihrer allergrößten kirchlichen Feier, in den meiſten Gegenden wird ſchon die Mitternachtsſtunde als die Geburtsſtunde des Herrn mit prangender Nachtfeier geheiligt, zu der die Gloken durch die ſtille finſtere winterliche Mitternachtsluft laden, zu der die Bewohner mit Lichtern oder auf dunkeln wohlbekannten Pfaden aus ſchneeigen Bergen an bereiften Wäldern vorbei und durch knarrende Obſtgärten zu der Kirche eilen, aus der die feierlichen Töne kommen, und die aus der Mitte des in bereifte Bäume gehüllten Dorfes mit den langen beleuchteten Fenſtern empor ragt.

Mit dem Kirchenfeſte iſt auch ein häusliches verbunden. Es hat ſich faſt in allen chriſtlichen Ländern verbreitet, daß man den Kindern die Ankunft des Chriſtkindleins — auch eines Kindes, des wunderbarſten, das je auf der Welt war — als ein heiteres glänzendes feierliches Ding zeigt, das durch das ganze Leben fortwirkt, und manchmal noch ſpät im Alter bei trüben ſchwermüthigen oder rührenden Erinnerungen gleichſam als Rükblik in die einſtige Zeit mit den bunten ſchimmernden Fittigen durch den öden, traurigen und ausgeleerten Nachthimmel fliegt. Man pflegt den Kindern die Geſchenke zu geben, die das heilige Chriſtkindlein gebracht hat, um ihnen Freude zu machen. Das thut man gewöhnlich am heiligen Abende, wenn die tiefe Dämmerung eingetreten iſt. Man zündet Lichter und meiſtens ſehr viele an, die oft mit den kleinen Kerzlein auf den ſchönen grünen Äſten eines Tannen- oder Fichtenbäumchens ſchweben, das mitten in der Stube ſteht. Die Kinder dürfen nicht eher kommen, als bis das Zeichen gegeben wird, daß der heilige Chriſt zugegen geweſen iſt, und die Geſchenke, die er mitgebracht, hinterlaſſen hat. Dann geht die Thür auf, die Kleinen dürfen hinein, und bei dem herrlichen ſchimmernden Lichterglanze ſehen ſie Dinge auf dem Baume hängen oder auf dem Tiſche herum gebreitet, die alle Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft weit übertreffen, die ſie ſich nicht anzurühren getrauen, und die ſie endlich, wenn ſie ſie bekommen haben, den ganzen Abend in ihren Ärmchen herum tragen, und mit ſich in das Bett nehmen. Wenn ſie dann zuweilen in ihre Träume hinein die Glokentöne der Mitternacht hören, durch welche die Großen in die Kirche zur Andacht gerufen werden, dann mag es ihnen ſein, als zögen jetzt die Englein durch den Himmel, oder als kehre der heilige Chriſt nach Hauſe, welcher nunmehr bei allen Kindern geweſen iſt, und jedem von ihnen ein herrliches Geſchenk hinterbracht hat.

Wenn dann der folgende Tag, der Chriſttag, kommt, ſo iſt er ihnen ſo feierlich, wenn ſie früh Morgens mit ihren ſchönſten Kleidern angethan in der warmen Stube ſtehen, wenn der Vater und die Mutter ſich zum Kirchgange ſchmücken, wenn zu Mittage ein feierliches Mal iſt, ein beſſeres als in jedem Tage des ganzen Jahres, und wenn nachmittags oder gegen den Abend hin Freunde und Bekannte kommen, auf den Stühlen und Bänken herum ſitzen, mit einander reden, und behaglich durch die Fenſter in die Wintergegend hinaus ſchauen können, wo entweder die langſamen Flocken niederfallen, oder ein trübender Nebel um die Berge ſteht, oder die blutrothe kalte Sonne hinab ſinkt. An verſchiedenen Stellen der Stube, entweder auf einem Stühlchen oder auf der Bank oder auf dem Fenſterbrettchen liegen die zaubriſchen nun aber ſchon bekannteren und vertrauteren Geſchenke von geſtern Abend herum.

Hierauf vergeht der lange Winter, es kommt der Frühling und der unendlich dauernde Sommer — und wenn die Mutter wieder vom heiligen Chriſte erzählt, daß nun bald ſein Feſttag ſein wird, und daß er auch diesmal herab kommen werde, iſt es den Kindern, als ſei ſeit ſeinem letzten Erſcheinen



eine ewige Zeit vergangen, und als liege die damalige Freude in einer weiten nebelgrauen Ferne.

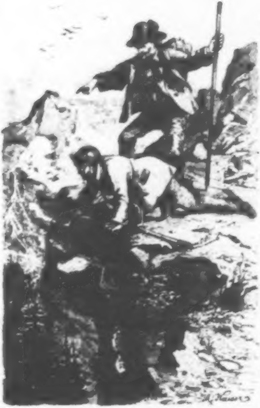
Weil dieſes Feſt ſo lange nachhält, weil ſein Abglanz ſo hoch in das Alter hinauf reicht, ſo ſtehen wir ſo gerne dabei, wenn Kinder daſſelbe begehen, und ſich darüber freuen. — —

* * *

In den hohen Gebirgen unſers Vaterlandes ſteht ein Dörfchen mit einem kleinen aber ſehr ſpizigen Kirchthurme, der mit ſeiner rothen Farbe, mit welcher die Schindeln bemalt ſind, aus dem Grün vieler Obſtbäume hervor ragt, und wegen derſelben rothen Farbe in dem duftigen und blauen Dämmern der Berge weithin erſichtlich iſt. Das Dörfchen liegt gerade mitten in einem ziemlich weiten Thale, das faſt wie ein länglicher Kreis geſtaltet iſt. Es enthält außer der Kirche eine Schule, ein Gemeindehaus und noch mehrere ſtattliche Häuſer, die einen Plaz geſtalten, auf welchem vier Linden ſtehen, die ein ſteinernes Kreuz in ihrer Mitte haben. Dieſe Häuſer ſind nicht bloße Landwirthſchaftshäuſer, ſondern ſie bergen auch noch diejenigen Handwerke in ihrem Schoße, die dem menſchlichen Geſchlechte unentbehrlich ſind, und die beſtimmt ſind, den Gebirgsbewohnern ihren einzigen Bedarf an Kunſterzeugniſſen zu decken. Im Thale und an den Bergen herum ſind noch ſehr viele zerſtreute Hütten, wie das in Gebirgsgegenden ſehr oft der Fall iſt, welche alle nicht nur zur Kirche und Schule gehören, ſondern auch jenen Handwerken, von denen geſprochen wurde, durch Abnahme der Erzeugniſſe ihren Zoll entrichten. Es gehören ſogar noch weitere Hütten zu dem Dörfchen, die man von dem Thale aus gar nicht ſehen kann, die noch tiefer in den Gebirgen ſtecken, deren Bewohner ſelten zu ihren Gemeindemitbrüdern herauskommen, und die im Winter oft ihre Todten aufbewahren müſſen, um ſie nach dem Wegſchmelzen des Schnees zum Begräbniſſe bringen zu können. Der größte Herr, den die Dörfler im Laufe des Jahres zu ſehen bekommen, iſt der Pfarrer. Sie verehren ihn ſehr, und es geſchieht gewöhnlich, daß derſelbe durch längeren Aufenthalt im Dörfchen ein der Einſamkeit gewöhnter Mann wird, daß er nicht ungerne bleibt, und einfach fortlebt. Wenigſtens hat man ſeit Menſchengedenken nicht erlebt, daß der Pfarrer des Dörfchens ein auswärtsſüchtiger oder ſeines Standes unwürdiger Mann geweſen wäre.

Es gehen keine Straßen durch das Thal, ſie haben ihre zweigleiſigen Wege, auf denen ſie ihre Felderzeugniſſe mit einſpännigen Wäglein nach Hauſe bringen, es kommen daher wenig Menſchen in das Thal, unter dieſen manchmal ein einſamer Fußreiſender, der ein Liebhaber der Natur iſt, eine Weile in der bemalten Oberſtube des Wirthes wohnt, und die Berge betrachtet, oder gar ein Maler, der den kleinen ſpitzen Kirchthurm und die ſchönen Gipfel der Felſen in ſeine Mappe zeichnet. Daher bilden die Bewohner eine eigene Welt, ſie kennen einander alle mit Namen und mit den einzelnen Geſchichten von Großvater und Urgroßvater her, trauern alle, wenn einer ſtirbt, wiſſen, wie er heißt, wenn einer geboren wird, haben eine Sprache, die von der der Ebene draußen abweicht, haben ihre Streitigkeiten, die ſie ſchlichten, ſtehen einander bei, und laufen zuſammen, wenn ſich etwas Außerordentliches begibt.

Sie ſind ſehr ſtetig und es bleibt immer beim Alten. Wenn ein Stein aus einer Mauer fällt, wird derſelbe wieder hineingeſetzt, die neuen Häuſer werden wie die alten gebaut, die ſchadhaften Dächer werden mit gleichen Schindeln ausgebeſſert, und wenn in einem Hauſe ſcheckige Kühe ſind, ſo werden immer ſolche Kälber aufgezogen, und die Farbe bleibt bei dem Hauſe.



Gegen Mittag ſieht man von dem Dorfe einen Schneeberg, der mit ſeinen glänzenden Hörnern faſt oberhalb der Hausdächer zu ſein ſcheint, aber in der That doch nicht ſo nahe iſt. Er ſieht das ganze Jahr, Sommer und Winter, mit ſeinen vorſtehenden Felſen und mit ſeinen weißen Flächen in das Thal herab. Als das Auffallendſte, was ſie in ihrer Umgebung haben, iſt der Berg der Gegenſtand der Betrachtung der Bewohner, und er iſt der Mittelpunkt vieler Geſchichten geworden. Es lebt kein Mann und Greis in dem Dorfe, der nicht von den Zaken und Spizen des Berges, von ſeinen Eisſpalten und Höhlen, von ſeinen Wäſſern und Geröllſtrömen etwas zu erzählen wüßte, was er entweder ſelbſt erfahren, oder von andern erzählen gehört hat. Dieſer Berg iſt auch der Stolz des Dorfes, als hätten ſie ihn ſelber gemacht, und es iſt nicht ſo ganz entſchieden, wenn man auch die Biederkeit und Wahrheitsliebe der Thalbewohner hoch anſchlägt, ob ſie nicht zuweilen zur Ehre und zum Ruhme des Berges lügen. Der Berg gibt den Bewohnern außerdem, daß er ihre Merkwürdigkeit iſt, auch wirklichen Nutzen; denn wenn eine Geſellſchaft von Gebirgsreiſenden herein kömmt, um von dem Thale aus den Berg zu beſteigen, ſo dienen die Bewohner des Dorfes als Führer, und einmal Führer geweſen zu ſein, dieſes und jenes erlebt zu haben, dieſe und jene Stelle zu kennen, iſt eine Auszeichnung, die jeder gerne von ſich darlegt. Sie reden oft davon, wenn ſie in der Wirthsſtube bei einander ſitzen, und erzählen ihre Wagniſſe und ihre wunderbaren Erfahrungen, und verſäumen aber auch nie zu ſagen, was dieſer oder jener Reiſende geſprochen habe, und was ſie von ihm als Lohn für ihre Bemühungen empfangen hätten. Dann ſendet der Berg von ſeinen Schneeflächen die Waſſer ab, welche einen See in ſeinen Hochwäldern ſpeiſen, und den Bach erzeugen, der luſtig durch das Thal ſtrömt, die Bretterſäge, die Mahlmühle und andere kleine Werke treibt, das Dorf reinigt, und das Vieh tränkt. Von den Wäldern des Berges kömmt das Holz, und ſie halten die Lawinen auf. Durch die innern Gänge und Lockerheiten der Höhen ſinken die Waſſer durch, die dann in Adern durch das Thal gehen, und in Brünnlein und Quellen hervorkommen, daraus die Menſchen trinken, und ihr herrliches oft belobtes Waſſer dem Fremden reichen. Allein an letzteren Nutzen denken ſie nicht, und meinen, das ſei immer ſo geweſen.

Wenn man auf die Jahresgeſchichte des Berges ſieht, ſo ſind im Winter die zwei Zacken ſeines Gipfels, die ſie Hörner heißen, ſchneeweiß, und ſtehen, wenn ſie an hellen Tagen ſichtbar ſind, blendend in der finſtern Bläue der Luft; alle Bergfelder, die um dieſe Gipfel herum lagern, ſind dann weiß; alle Abhänge ſind ſo; ſelbſt die ſteilrechten Wände, die die Bewohner Mauern heißen, ſind mit einem angeflogenen weißen Reife bedeckt, und mit zartem Eiſe wie mit einem Firniſſe belegt, ſo daß die ganze Maſſe wie ein Zauberpallaſt aus dem bereiften Grau der Wälderlaſt emporragt, welche ſchwer um ihre Füße herum ausgebreitet iſt.

Im Sommer, wo Sonne und warmer Wind den Schnee von den Steilſeiten wegnimmt, ragen die Hörner nach dem Ausdruke der Bewohner ſchwarz in den Himmel, und haben nur ſchöne weiße Äderchen und Sprenkeln auf ihrem Rüken, in der That aber ſind ſie zart fernblau, und was ſie Äderchen und Sprenkeln heißen, das iſt nicht weiß, ſondern hat das ſchöne Milchblau des fernen Schnees gegen das dunklere der Felſen. Die Bergfelder um die Hörner aber verlieren, wenn es recht heiß iſt, an ihren höheren Theilen wohl den Firn nicht, der gerade dann recht weiß auf das Grün der Tannenbäume herab ſieht, aber es weicht von ihren unteren Theilen der Winterſchnee, der nur einen Flaum machte, und es wird das unbeſtimmte Schillern von Bläulich und Grünlich ſichtbar, das das Geſchiebe von Eis iſt, das dann blos liegt, und auf die Bewohner unten hinab grüßt. Am Rande dieſes Schillerns, wo es von ferne wie ein Saum von Edelſteinſplittern ausſieht, iſt es in der Nähe ein Gemenge wilder rieſenhafter Blöke, Platten und Trümmer, die ſich drängen, und verwirrt in einander geſchoben ſind. Wenn ein Sommer gar heiß und lang iſt, werden die Eisfelder weit hinauf entblößt, und dann ſchaut eine viel größere Fläche von Grün und Blau in das Thal, manche Kuppen und Räume werden entkleidet, die man ſonſt nur weiß erblikt hatte, der ſchmuzige Saum des Eiſes wird ſichtbar, wo es Felſen, Erde und Schlamm ſchiebt, und viel reichlichere Waſſer als ſonſt fließen in das Thal. Dies geht fort, bis es nach und nach wieder Herbſt wird, das Waſſer ſich verringert, zu einer Zeit einmal ein grauer Landregen die ganze Ebene des Thales bedekt, worauf, wenn ſich die Nebel von den Höhen wieder löſen, der Berg ſeine weiche Hülle abermals umgethan hat, und alle Felſen, Kegel und Zaken in weißem Kleide da ſtehen. So ſpinnt es ſich ein Jahr um das andere mit geringen Abwechslungen ab, und wird ſich fort ſpinnen, ſo lange die Natur ſo bleibt, und auf den Bergen Schnee und in den Thälern Menſchen ſind. Die Bewohner des Thales heißen die geringen Veränderungen große, bemerken ſie wohl, und berechnen an ihnen den Fortſchritt des Jahres. Sie bezeichnen an den Entblößungen die Hize und die Ausnahmen der Sommer.

Was nun noch die Beſteigung des Berges betrifft, ſo geſchieht dieſelbe von dem Thale aus. Man geht nach der Mittagsrichtung zu auf einem guten ſchönen Wege, der über einen ſogenannten Hals in ein anderes Thal führt. Hals heißen ſie einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei größere und bedeutendere Gebirge mit einander verbindet, und über den man zwiſchen den Gebirgen von einem Thale in ein anderes gelangen kann. Auf dem Halſe, der den Schneeberg mit einem gegenüberliegenden großen Gebirgszuge verbindet, iſt lauter Tannenwald. Etwa auf der größten Erhöhung desſelben, wo nach und nach ſich der Weg in das jenſeitige Thal hinab zu ſenken beginnt, ſteht eine ſogenannte Unglükſäule.

Es iſt einmal ein Bäker, welcher Brod in ſeinem Korbe über den Hals trug, an jener Stelle todt gefunden worden. Man hat den todten Bäker mit dem Korbe und mit den umringenden Tannenbäumen auf ein Bild gemalt, darunter eine Erklärung und eine Bitte um ein Gebet geſchrieben, das Bild auf eine roth angeſtrichene hölzerne Säule gethan, und die Säule an der Stelle des Unglükes aufgerichtet. Bei dieſer Säule biegt man von dem Wege ab, und geht auf der Länge des Halſes fort, ſtatt über ſeine Breite in das jenſeitige Thal hinüber zu wandern. Die Tannen bilden dort einen Durchlaß, als ob eine Straße zwiſchen ihnen hin ginge. Es führt auch manchmal ein Weg in dieſer Richtung hin, der dazu dient, das Holz von den höheren Gegenden zu der Unglükſäule herab zu bringen, der aber dann wieder mit Gras verwächſt. Wenn man auf dieſem Wege fortgeht, der ſachte bergan führt, ſo gelangt man endlich auf eine freie von Bäumen entblößte Stelle. Dieſelbe iſt dürrer Haideboden, hat nicht einmal einen Strauch, ſondern iſt mit ſchwachem Haidekraute, mit trokenen Moſen und mit Dürrbodenpflanzen bewachſen. Die Stelle wird immer ſteiler, und man geht lange hinan; man geht aber immer in einer Rinne gleichſam wie in einem ausgerundeten Graben hinan, was den Nuzen hat, daß man auf der großen baumloſen und überall gleichen Stelle nicht leicht irren kann. Nach einer Zeit erſcheinen Felſen, die wie Kirchen gerade aus dem Grasboden aufſteigen, und zwiſchen deren Mauern man längere Zeit hinan gehen kann. Dann erſcheinen wieder kahle faſt pflanzenloſe Rüken, die bereits in die Lufträume der höhern Gegenden ragen, und gerade zu dem Eiſe führen. Zu beiden Seiten dieſes Weges ſind ſteile Wände, und durch dieſen Damm hängt der Schneeberg mit dem Halſe zuſammen. Um das Eis zu überwinden, geht man eine geraume Zeit an der Grenze desſelben, wo es von den Felſen umſtanden iſt, dahin, bis man zu dem ältern Firn gelangt, der die Eisſpalten überbaut, und in den meiſten Zeiten des Jahres den Wanderer trägt. An der höchſten Stelle des Firns erheben ſich die zwei Hörner aus dem Schnee, wovon eines das höhere mithin die Spize des Berges iſt. Dieſe Kuppen ſind ſehr ſchwer zu erklimmen; da ſie mit einem oft breiteren oft engeren Schneegraben — dem Firnſchrunde — umgeben ſind, der überſprungen werden muß, und da ihre ſteilrechten Wände nur kleine Abſäze haben, in welche der Fuß eingeſezt werden muß, ſo begnügen ſich die meiſten Beſteiger des Berges damit, bis zu dem Firnſchrunde gelangt zu ſein, und dort die Rundſicht, ſoweit ſie nicht durch das Horn verdekt iſt, zu genießen. Die den Gipfel beſteigen wollen, müſſen dies mit Hilfe von Steigeiſen, Striken und Klammern thun.

Außer dieſem Berge ſtehen an derſelben Mittagſeite noch andere, aber keiner iſt ſo hoch, wenn ſie ſich auch früh im Herbſte mit Schnee bedeken, und ihn bis tief in den Frühling hinein behalten. Der Sommer aber nimmt denſelben immer weg, und die Felſen glänzen freundlich im Sonnenſcheine, und die tiefer gelegenen Wälder zeigen ihr ſanftes Grün von breiten blauen Schatten durchſchnitten, die ſo ſchön ſind, daß man ſich in ſeinem Leben nicht daran ſatt ſehen kann.

An den andern Seiten des Thales nehmlich von Mitternacht Morgen und Abend her ſind die Berge langgeſtreckt und niederer, manche Felder und Wieſen ſteigen ziemlich hoch hinauf, und oberhalb ihrer ſieht man verſchiedene Waldblößen Alpenhütten und dergleichen, bis ſie an ihrem Rande mit feingezaktem Walde am Himmel hingehen, welche Auszakung eben ihre geringe Höhe anzeigt, während die mittäglichen Berge, obwohl ſie noch großartigere Wälder hegen, doch mit einem ganz glatten Rande an dem glänzenden Himmel hinſtreichen.

Wenn man ſo ziemlich mitten in dem Thale ſteht, ſo hat man die Empfindung, als ginge nirgends ein Weg in dieſes Beken herein und keiner daraus hinaus; allein diejenigen, welche öfter im Gebirge geweſen ſind, kennen dieſe Täuſchung gar wohl: in der That führen nicht nur verſchiedene Wege und darunter ſogar manche durch die Verſchiebungen der Berge faſt auf ebenem Boden in die nördlichen Flächen hinaus, ſondern gegen Mittag, wo das Thal durch ſteilrechte Mauern faſt geſchloſſen ſcheint, geht ſogar ein Weg über den obbenannten Hals.

Das Dörflein heißt Gſchaid, und der Schneeberg, der auf ſeine Häuſer herab ſchaut, heißt Gars.

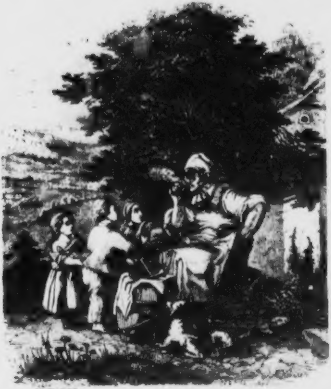
Jenſeits des Halſes liegt ein viel ſchöneres und blühenderes Thal, als das von Gſchaid iſt, und es führt von der Unglükſäule der gebahnte Weg hinab. Es hat an ſeinem Eingange einen ſtattlichen Marktfleken Millsdorf, der ſehr groß iſt, verſchiedene Werke hat, und in manchen Häuſern ſtädtiſche Gewerbe und Nahrung treibt. Die Bewohner ſind viel wohlhabender als die in Gſchaid, und obwohl nur drei Wegſtunden zwiſchen den beiden Thälern liegen, was für die an große Entfernungen gewöhnten und Mühſeligkeiten liebenden Gebirgsbewohner eine unbedeutende Kleinigkeit iſt, ſo ſind doch Sitten und Gewohnheiten in den beiden Thälern ſo verſchieden, ſelbſt der äußere Anblick derſelben iſt ſo ungleich, als ob eine große Anzahl Meilen zwiſchen ihnen läge. Das iſt in Gebirgen ſehr oft der Fall, und hängt nicht nur von der verſchiedenen Lage der Thäler gegen die Sonne ab, die ſie oft mehr oder weniger begünſtigt, ſondern auch von dem Geiſte der Bewohner, der durch gewiſſe Beſchäftigungen nach dieſer oder jener Richtung gezogen wird. Darin ſtimmen aber alle überein, daß ſie an Herkömmlichkeiten und Väterweiſe hängen, großen Verkehr leicht entbehren, ihr Thal außerordentlich lieben, und ohne demſelben kaum leben können.

Es vergehen oft Monate oft faſt ein Jahr, ehe ein Bewohner von Gſchaid in das jenſeitige Thal hinüber kömmt, und den großen Marktfleken Millsdorf beſucht. Die Millsdorfer halten es eben ſo, obwohl ſie ihrerſeits doch Verkehr mit dem Lande draußen pflegen, und daher nicht ſo abgeſchieden ſind wie die Gſchaider. Es geht ſogar ein Weg, der eine Straße heißen könnte, längs ihres Thales, und mancher Reiſende und mancher Wanderer geht hindurch, ohne nur im Geringſten zu ahnen, daß mitternachtwärts ſeines Weges jenſeits des hohen herabblikenden Schneeberges noch ein Thal ſei, in dem viele Häuſer zerſtreut ſind, und in dem das Dörflein mit dem ſpizigen Kirchthurme ſteht.

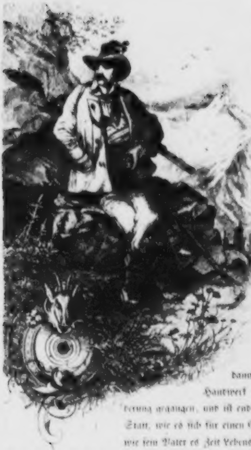
Unter den Gewerben des Dorfes, welche beſtimmt ſind, den Bedarf des Thales zu deken, iſt auch das eines Schuſters,* das nirgends entbehrt werden kann, wo die Menſchen nicht in ihrem Urzuſtande ſind. Die Gſchaider aber ſind ſo weit über dieſem Stande, daß ſie recht gute und tüchtige Gebirgsfußbekleidung brauchen. Der Schuſter iſt mit einer kleinen Ausnahme der einzige im Thale. Sein Haus ſteht auf dem Plaze in Gſchaid, wo überhaupt die beſſeren ſtehen, und ſchaut mit ſeinen grauen Mauern, weißen Fenſterſimſen und grün angeſtrichenen Fenſterläden auf die vier

Linden hinaus. Es hat im Erdgeſchoſſe die Arbeitsſtube, die Geſellenſtube, eine größere und kleinere Wohnſtube, ein Verkaufſtübchen nebſt Küche und Speiſekammer und allen zugehörigen Gelaſſen; im erſten Stokwerke, oder eigentlich im Raume des Giebels, hat es die Oberſtube oder eigentliche Prunkſtube. Zwei Prachtbetten, ſchöne geglättete Käſten mit Kleidern ſtehen da, dann ein Gläſerkäſtchen mit Geſchirren, ein Tiſch mit eingelegter Arbeit, gepolſterte Seſſel, ein Mauerkäſtchen mit den Erſparniſſen, dann hängen an den Wänden Heiligenbilder, zwei ſchöne Sakuhren, gewonnene Preiſe im Schießen, und endlich ſind auch Scheibengewehre und Jagdbüchſen nebſt ihrem Zugehöre in einem eigenen mit Glastafeln verſchloſſenen Kaſten aufgehängt. An das Schuſterhaus iſt ein kleineres Häuschen, nur durch den Einfahrtsſchwibbogen getrennt, angebaut, welches genau dieſelbe Bauart hat, und zum Schuſterhauſe wie ein Theil zum Ganzen gehört. Es hat nur eine Stube mit den dazu gehörigen Wohntheilen. Es hat die Beſtimmung, dem Hausbeſizer, ſobald er das Anweſen ſeinem Sohne oder Nachfolger übergeben hat, als ſogenanntes Ausnahmſtübchen zu dienen, in welchem er mit ſeinem Weibe ſo lange haust, bis beide geſtorben ſind, die Stube wieder leer ſteht, und auf einen neuen Bewohner wartet. Das Schuſterhaus hat nach rükwärts Stall und Scheune; denn jeder Thalbewohner iſt, ſelbſt wenn er ein Gewerbe treibt, auch Landbebauer und zieht hieraus ſeine gute und nachhaltige Nahrung. Hinter dieſen Gebäuden iſt endlich der Garten, der faſt bei keinem beſſeren Hauſe in Gſchaid fehlt, und von dem ſie ihre Gemüſe, ihr Obſt und für feſtliche Gelegenheiten ihre Blumen ziehen. Wie oft im Gebirge, ſo iſt auch in Gſchaid die Bienenzucht in dieſen Gärten ſehr verbreitet.

Die kleine Ausnahme, deren oben Erwähnung geſchah, und die Nebenbuhlerſchaft der Alleinherrlichkeit des Schuſters iſt ein anderer Schuſter, der alte Tobias, der aber eigentlich kein Nebenbuhler iſt, weil er nur mehr flikt, hierin viel zu thun hat, und es ſich nicht im Entfernteſten beikommen läßt, mit dem vornehmen Plazſchuſter in einen Wettſtreit einzugehen, insbeſondere, da der Plazſchuſter ihn häufig mit Lederfleken, Sohlenabſchnitten und dergleichen Dingen



unentgeltlich verſieht. Der alte Tobias ſitzt im Sommer am Ende des Dörfchens unter Hollunderbüſchen, und arbeitet. Er iſt umringt von Schuhen und Bundſchuhen, die aber ſämmtlich alt grau kothig und zerriſſen ſind. Stiefel mit langen Röhren ſind nicht da, weil ſie im Dorfe und in der Gegend nicht getragen werden; nur zwei Perſonen haben ſolche, der Pfarrer und der Schullehrer, welche

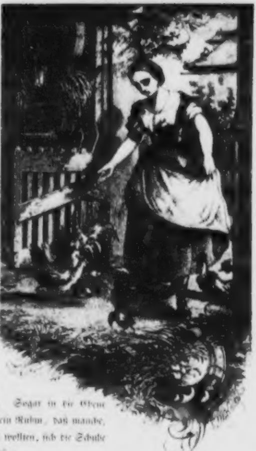


aber beides, flicken und neue Waare machen, nur bei dem Platzſchuſter laſſen. Im Winter ſitzt der alte Tobias in ſeinem Stübchen hinter den Hollunderſtauden, und hat warm geheizt, weil das Holz in Gſchaid nicht theuer iſt.

Der Platzſchuſter iſt, ehe er das Haus angetreten hat, ein Gemſewildſchütze geweſen, und hat überhaupt in ſeiner Jugend, wie die Gſchaider ſagen, nicht gut gethan. Er war in der Schule immer einer der beſten Schüler geweſen, hatte dann von ſeinem Vater das Handwerk gelernt, iſt auf Wanderung gegangen, und iſt endlich wieder zurück gekehrt. Statt, wie es ſich für einen Gewerbsmann ziemt, und wie ſein Vater es Zeit Lebens gethan, einen ſchwarzen Hut zu tragen, that er einen grünen auf, ſteckte noch alle beſtehenden Federn darauf, und ſtolzirte mit ihm und mit dem kürzeſten Lodenrocke, den es im Thale gab, herum, während ſein Vater immer einen Rock von dunkler wo möglich ſchwarzer Farbe hatte, der auch, weil er einem Gewerbsmanne angehörte, immer ſehr weit herab geſchnitten ſein mußte. Der junge Schuſter war auf allen Tanzpläzen und Kegelbahnen zu ſehen. Wenn ihm jemand eine gute Lehre gab, ſo pfiff er ein Liedlein. Er ging mit ſeinem Scheibengewehre zu allen Schießen der Nachbarſchaft, und brachte manchmal einen Preis nach Hauſe, was er für einen großen Sieg hielt. Der Preis beſtand meiſtens aus Münzen, die künſtlich gefaßt waren, und zu deren Gewinnung der Schuſter mehr gleiche Münzen ausgeben mußte, als der Preis enthielt, beſonders, da er wenig haushälteriſch mit dem Gelde war. Er ging auf alle Jagden, die in der Gegend abgehalten wurden, und hatte ſich den Namen eines guten Schüzen erworben. Er ging aber auch manchmal allein mit ſeiner Doppelbüchſe und mit Steigeiſen fort, und einmal ſagte man, daß er eine ſchwere Wunde im Kopfe erhalten habe.

In Millsdorf war ein Färber, welcher gleich am Anfange des Marktfleckens, wenn man auf dem Wege von Gſchaid hinüber kam, ein ſehr anſehnliches Gewerbe hatte, mit vielen Leuten und ſogar, was im Thale etwas Unerhörtes war, mit Maſchinen arbeitete. Außerdem beſaß er noch eine ausgebreitete Feldwirthſchaft. Zu der Tochter dieſes reichen Färbers ging der Schuſter über das Gebirge, um ſie zu gewinnen. Sie war wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, aber auch wegen ihrer Eingezogenheit Sittſamkeit und Häuslichkeit belobt. Dennoch, hieß es, ſoll der Schuſter ihre Aufmerkſamkeit erregt haben. Der Färber ließ ihn nicht in ſein Haus kommen; und hatte die ſchöne Tochter ſchon früher keine öffentlichen Pläze und Luſtbarkeiten beſucht, und war ſelten außer dem Hauſe ihrer Eltern zu ſehen geweſen: ſo ging ſie jezt ſchon gar nirgends mehr hin als in die Kirche oder in ihrem Garten oder in den Räumen des Hauſes herum.

Einige Zeit nach dem Tode ſeiner Eltern, durch welchen ihm das Haus derſelben zugefallen war, das er nun allein bewohnte, änderte ſich der Schuſter gänzlich. So wie er früher getollt hatte, ſo ſaß er jezt in ſeiner Stube, und hämmerte Tag und Nacht an ſeinen Sohlen. Er ſezte prahlend einen Preis darauf, wenn es jemand gäbe, der beſſere Schuhe und Fußbekleidungen machen könne. Er nahm keine



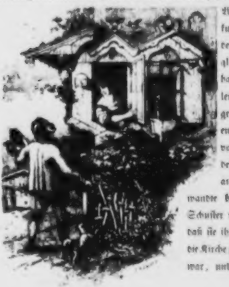
andern Arbeiter als die beſten, und trillte ſie noch ſehr herum, wenn ſie in ſeiner Werkſtätte arbeiteten, daß ſie ihm folgten, und die Sache ſo einrichteten, wie er befahl. Wirklich brachte er es jezt auch dahin, daß nicht nur das ganze Dorf Gſchaid, das zum größten Theile die Schuſterarbeit aus benachbarten Thälern bezogen hatte, bei ihm arbeiten ließ, daß das ganze Thal bei ihm arbeiten ließ, und daß endlich ſogar Einzelne von Millsdorf und andern Thälern herein kamen, und ſich ihre Fußbekleidungen von dem Schuſter in Gſchaid machen ließen. Sogar in die Ebene hinaus verbreitete ſich ſein Ruhm, daß manche, die in die Gebirge gehen wollten, ſich die Schuhe dazu von ihm machen ließen.

Er richtete das Haus ſehr ſchön zuſammen, und in dem Waarengewölbe glänzten auf den Brettern die Schuhe, Bundſtiefel und Stiefel; und wenn am

Sonntage die ganze Bevölkerung des Thales herein kam, und man bei den vier Linden des Plazes ſtand, ging man gerne zu dem Schuſterhauſe hin, und ſah durch die Gläſer in die Waarenſtube, wo die Käufer und Beſteller waren.

Nach ſeiner Vorliebe zu den Bergen machte er auch jezt die Gebirgsbundſchuhe am beſten. Er pflegte in der Wirthsſtube zu ſagen: Es gäbe keinen, der ihm einen fremden Gebirgsbundſchuh zeigen könne, der ſich mit einem ſeinigen vergleichen laſſe. „Sie wiſſen es nicht,“ pflegte er beizufügen, „ſie haben es in ihrem Leben nicht erfahren, wie ein ſolcher Schuh ſein muß, daß der geſtirnte Himmel der Nägel recht auf der Sohle ſize, und das gebührende Eiſen enthalte, daß der Schuh außen hart ſei, damit kein Geröllſtein, wie ſcharf er auch ſei, empfunden werde, und daß er ſich von Innen doch weich und zärtlich wie ein Handſchuh an die Füße lege.“

Der Schuſter hatte ſich ein ſehr großes Buch machen laſſen, in welches er alle verfertigte Waare eintrug, die Namen derer beifügte, die den Stoff geliefert und die Waare gekauft hatten, und eine kurze Bemerkung über die Güte des Erzeugniſſes beiſchrieb. Die gleichartigen Fußbekleidungen hatten ihre fortlaufenden Zahlen, und das Buch lag in der großen Lade ſeines Gewölbes.



Wenn die ſchöne Färberstochter von Millsdorf auch nicht aus der Eltern Hauſe kam, wenn ſie auch weder Freunde noch Verwandte beſuchte, ſo konnte es der Schuſter von Gſchaid doch ſo machen, daß ſie ihn von ferne ſah, wenn ſie in die Kirche ging, wenn ſie in dem Garten war, und wenn ſie aus den Fenſtern ihres Zimmers auf die Matten blickte. Wegen dieſes unausgeſetzten Lebens hatte es die Färberin durch langes inſtändiges und ausdauerndes Flehen für ihre Tochter dahin gebracht, daß der halsſtarrige Färber nachgab, und daß der Schuſter, weil er denn nun doch beſſer geworden, die ſchöne reiche Millsdorferin als Eheweib nach Gſchaid führte. Aber der Färber war deſſungeachtet auch ein Mann, der ſeinen Kopf hatte. Ein rechter Menſch, ſagte er, müſſe ſein Gewerbe treiben, daß es blühe und vorwärts komme, er müſſe daher ſein Weib ſeine Kinder ſich und ſein Geſinde ernähren, Hof und Haus im Stande des Glanzes halten, und ſich noch ein Erkleckliches erübrigen, welches Letztere doch allein im Stande ſei, ihm Anſehen und Ehre in der Welt zu geben; darum erhalte ſeine Tochter nichts als eine vortreffliche Ausſtattung, das andere iſt Sache des Ehemannes, daß er es mache und für alle Zukunft es beſorge. Die Färberei in Millsdorf und die Landwirthſchaft auf dem Färberhauſe ſei für ſich ein anſehnliches und ehrenwerthes Gewerbe, das ſeiner Ehre willen beſtehen, und wozu alles, was da ſei, als Grundſtock dienen müſſe, daher er nichts weggebe. Wenn einmal er und ſein Eheweib die Färberin todt ſeien, dann gehöre Färberei und Landwirthſchaft in Millsdorf ihrer einzigen Tochter nehmlich der Schuſterin in Gſchaid, und Schuſter und Schuſterin könnten dann damit thun, was ſie wollten: aber alles dieſes nur, wenn die Erben es werth wären, das Erbe zu empfangen; wären ſie es nicht werth, ſo ginge das Erbe auf die Kinder derſelben, und wenn keine vorhanden wären, mit der Ausnahme des lediglichen Pflichttheiles auf andere Verwandte über. Der Schuſter verlangte auch nichts, er zeigte im Stolze, daß es ihm nur um die ſchöne Färberstochter in Millsdorf zu thun geweſen, und daß er ſie ſchon ernähren und erhalten könne, wie ſie zu Hauſe ernährt und erhalten worden iſt. Er kleidete ſie als ſein Eheweib nicht nur ſchöner als alle Gſchaiderinnen und alle Bewohnerinnen des Thales, ſondern auch ſchöner, als ſie ſich je zu Hauſe getragen hatte, und Speiſe, Trank und übrige

Behandlung müßte beſſer und rückſichtsvoller ſein, als ſie das Gleiche im väterlichen Hauſe genoſſen hatte. Und um dem Schwiegervater zu trotzen, kaufte er mit erübrigten Summen nach und nach immer mehr Grundſtücke ſo ein, daß er einen tüchtigen Beſitz beiſammen hatte.

Weil die Bewohner von Gſchaid ſo ſelten aus ihrem Thale kommen, und nicht einmal oft nach Millsdorf hinüber gehen, von dem ſie durch Bergrücken und durch Sitten geſchieden ſind, weil ferner ihnen gar kein Fall vorkömmt, daß ein Mann ſein Thal verläßt, und ſich in dem benachbarten anſiedelt (Anſiedlungen in großen Entfernungen kommen öfter vor), weil endlich auch kein Weib oder Mädchen gerne von einem Thale in ein anderes auswandert, außer in dem ziemlich ſeltenen Falle, wenn ſie der Liebe folgt, und als Eheweib und zu dem Ehemann in ein anderes Thal kömmt: ſo geſchah es, daß die ſchöne Färberstochter von Millsdorf, da ſie Schuſterin in Gſchaid geworden war, doch immer von allen Gſchaidern als Fremde angeſehen wurde, und wenn man ihr auch nichts Übels anthat, ja wenn man ſie ihres ſchönen Weſens und ihrer Sitten wegen ſogar liebte, doch immer etwas vorhanden war, das wie Scheu oder wenn man will, wie Rückſicht ausſah, und nicht zu dem Innigen und Gleichartigen kommen ließ, wie Gſchaiderinnen gegen Gſchaiderinnen, Gſchaider gegen Gſchaider hatten. Es war ſo, ließ ſich nicht abſtellen, und wurde durch die beſſere Tracht und durch das erleichtertere häusliche Leben der Schuſterin noch vermehrt.

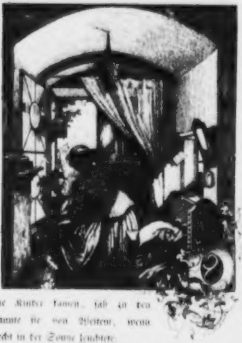
Sie hatte ihrem Manne nach dem erſten Jahre einen Sohn, und in einigen Jahren darauf ein Töchterlein geboren. Sie glaubte aber, daß er die Kinder nicht ſo liebe, wie ſie ſich vorſtellte, daß es ſein ſolle, und wie ſie ſich bewußt war, daß ſie dieſelben liebe; denn ſein Angeſicht war meiſtens ernſthaft und mit ſeinen Arbeiten beſchäftigt. Er ſpielte und tändelte ſelten mit den Kindern, und ſprach ſtets ruhig mit ihnen, gleichſam ſo, wie man mit Erwachſenen ſpricht. Was Nahrung und Kleidung und andere äußere Dinge anbelangte, hielt er die Kinder untadelich.

In der erſten Zeit der Ehe kam die Färberin öfter nach Gſchaid, und die jungen Eheleute beſuchten auch Millsdorf zuweilen bei Kirchweihen oder anderen feſtlichen Gelegenheiten. Als aber die Kinder auf der Welt waren, war die Sache anders geworden. Wenn ſchon Mütter ihre Kinder lieben, und ſich nach ihnen ſehnen, ſo iſt dieſes von Großmüttern oft in noch höherem Grade der Fall: ſie verlangen zuweilen mit wahrhaft krankhafter Sehnſucht nach ihren Enkeln. Die Färberin kam ſehr oft nach Gſchaid herüber, um die Kinder zu ſehen, ihnen Geſchenke zu bringen, eine Weile da zu bleiben, und dann mit guten Ermahnungen zu ſcheiden. Da aber das Alter und die Geſundheitsumſtände der Färberin die öfteren Fahrten nicht mehr ſo möglich machten, und der Färber aus dieſer Urſache Einſprache that, wurde auf etwas anderes geſonnen, die Sache wurde umgekehrt, und die Kinder kamen jetzt zur Großmutter. Die Mutter brachte ſie ſelber öfter in einem Wagen, öfter aber wurden ſie, da ſie noch im zarten Alter waren, eingemummt einer Magd mitgegeben, die ſie in einem Fuhrwerke über den Hals brachte. Als ſie aber größer waren, gingen ſie zu Fuße entweder mit der Mutter oder mit einer Magd nach Millsdorf, ja da der Knabe geſchikt ſtark und klug geworden war, ließ man ihn allein den bekannten Weg über den Hals gehen, und wenn es ſehr ſchön war, und er bath, erlaubte man auch, daß ihn die kleine Schweſter begleite. Dies iſt bei den Gſchaidern gebräuchlich, weil ſie an ſtarkes Fußgehen gewöhnt ſind, und die Eltern überhaupt namentlich aber ein Mann wie der Schuſter, es gerne ſehen, und eine Freude daran haben, wenn ihre Kinder tüchtig werden.

So geſchah es, daß die zwei Kinder den Weg über den Hals öfter zurüklegten als die übrigen Dörfler zuſammen genommen, und da ſchon ihre Mutter in Gſchaid immer gewiſſermaßen wie eine Fremde behandelt wurde, ſo wurden durch dieſen Umſtand auch die Kinder fremd, ſie waren kaum Gſchaider, und gehörten halb nach Millsdorf hinüber.

Der Knabe Konrad hatte ſchon das ernſte Weſen ſeines Vaters, und das Mädchen Suſanna nach ihrer Mutter ſo genannt oder, wie man es zur Abkürzung nannte, Sanna hatte viel Glauben zu ſeinen Kenntniſſen ſeiner Einſicht und ſeiner Macht, und gab ſich unbedingt unter ſeine Leitung, gerade ſo wie die Mutter ſich unbedingt unter die Leitung des Vaters gab, dem ſie alle Einſicht und Geſchiklichkeit zutraute.

An ſchönen Tagen konnte man Morgens die Kinder durch das Thal gegen Mittag wandern ſehen, über die Wieſe gehen und dort anlangen, wo der Wald des Halſes gegen ſie her ſchaut. Sie näherten ſich dem Walde, gingen auf ſeinem Wege allgemach über die Erhöhung hinan, und kamen, ehe der Mittag eingetreten war, auf den offenen Wieſen auf der anderen Seite gegen Millsdorf hinunter. Konrad zeigte Sanna die Wieſen, die dem Großvater gehörten, dann gingen ſie durch ſeine Felder, auf denen er ihr die Getreidearten erklärte, dann ſahen ſie auf Stangen unter dem Vorſprunge des Daches die langen Tücher zum Troknen herab hängen, die ſich im Winde



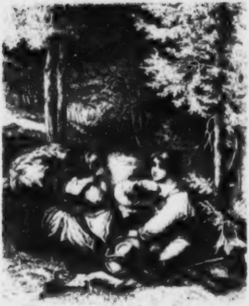
ſchlängelten oder närriſche Geſichter machten, dann hörten ſie ſeine Walkmühle und ſeinen Lohſtampf, die er an ſeinem Bache für Tuchmacher und Gerber angelegt hatte, dann bogen ſie noch um eine Ecke der Felder, und gingen in Kurzem durch die Hinterthür in den Garten der Färberei, wo ſie von der Großmutter empfangen wurden.

Dieſe ahnte immer wenn die Kinder kamen, ſah zu den Fenſtern aus, und erkannte ſie von Weitem, wenn Sanna's rothes Tuch recht in der Sonne leuchtete.

Sie führte die Kinder dann durch die Waſchſtube und Preſſe in das Zimmer, ließ ſie niederſetzen, ließ nicht zu, daß ſie Halstücher oder Jäckchen lüfteten, damit ſie ſich nicht verkühlten, und behielt ſie beim Eſſen da. Nach dem Eſſen durften ſie ſich lüften, ſpielen, durften in den Räumen des großväterlichen Hauſes herum gehen, oder ſonſt thun, was ſie wollten, wenn es nur nicht unſchicklich oder verboten war. Der Färber, welcher immer bei dem Eſſen war, fragte ſie um ihre Schulgegenſtände aus, und ſchärfte ihnen beſonders ein, was ſie lernen ſollten. Nachmittags wurden ſie von der Großmutter ſchon, ehe die Zeit kam, zum Aufbruche getrieben, daß ſie ja nicht zu ſpät kämen. Obgleich der Färber keine Mitgift gegeben hatte, und vor ſeinem Tode von ſeinem Vermögen nichts wegzugeben gelobt hatte, glaubte ſich die Färberin an dieſe Dinge doch nicht ſo ſtrenge gebunden, und ſie gab den Kindern nicht allein während ihrer Anweſenheit allerlei, worunter nicht ſelten ein Münzſtück und zuweilen gar von anſehnlichem Werthe war, ſondern ſie band ihnen auch immer zwei Bündelchen zuſammen, in denen ſich Dinge befanden, von denen ſie glaubte, daß ſie nothwendig wären, oder daß ſie den Kindern Freude machen könnten. Und wenn oft die nehmlichen Dinge im Schuſterhauſe in Gſchaid ohnedem in aller Trefflichkeit vorhanden waren, ſo gab ſie die Großmutter in der Freude des Gebens doch, und die Kinder trugen ſie als etwas Beſonderes nach Hauſe. So geſchah es nun, daß die Kinder am heiligen Abende ſchon unwiſſend die Geſchenke in Schachteln gut verſiegelt und verwahrt nach Hauſe trugen, die ihnen in der Nacht einbeſchert werden ſollten.

Weil die Großmutter die Kinder immer ſchon vor der Zeit zum Fortgehen drängte, damit ſie nicht zu ſpät nach Hauſe kämen, ſo erzielte ſie hierdurch, daß die Kinder gerade auf dem Wege bald an dieſer bald an jener Stelle ſich aufhielten. Sie ſaßen gerne an dem Haſelnußgehege, das auf dem Halſe iſt, und ſchlugen mit Steinen Nüſſe auf, oder ſpielten, wenn keine Nüſſe waren, mit Blättern oder mit Hölzlein oder mit den weichen braunen Zäpfchen, die im erſten Frühjahre von den Zweigen der Nadelbäume herab fielen. Manchmal erzählte Konrad dem Schweſterchen Geſchichten, oder wenn ſie zu der rothen Unglückſäule kamen, führte er ſie ein Stück auf dem Seitenwege links gegen die Höhen hinan, und ſagte ihr, daß man da auf den Schneeberg gelange, daß dort Felſen und Steine ſeien, daß die Gemſen herum ſpringen, und große Vögel fliegen. Er führte ſie oft über den Wald hinaus, ſie betrachteten dann den dürren Raſen und die kleinen Sträucher der Haidekräuter; aber er führte ſie wieder zurück, und brachte ſie immer vor der Abenddämmerung nach Hauſe, was ihm ſtets Lob eintrug.

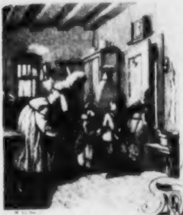
Einmal war am heiligen Abende, da die erſte Morgendämmerung in dem



Thale von Gſchaid in Helle übergegangen war, ein dünner trockener Schleier über den ganzen Himmel gebreitet, ſo daß man die ohnedem ſchiefe und ferne Sonne im Südoſten nur als einen undeutlichen rothen Fleck ſah, überdieß war an dieſem Tage eine milde beinahe laulichte Luft unbeweglich im ganzen Thale und auch an dem Himmel, wie die unveränderte und ruhige Geſtalt der Wolken zeigte. Da ſagte die Schuſtersfrau zu ihren Kindern: „Weil ein ſo angenehmer Tag iſt, weil es ſo lange nicht geregnet hat, und die Wege feſt ſind, und weil es auch der Vater geſtern unter der Bedingung erlaubt hat, wenn der heutige Tag dazu geeignet iſt, ſo dürft ihr zur Großmutter nach Millsdorf gehen; aber ihr müßt den Vater noch vorher fragen.“

Die Kinder, welche noch in ihren Nachtkleidchen da ſtanden, liefen in die Nebenſtube, in welcher der Vater mit einem Kunden ſprach, und bathen um die Wiederholung der geſtrigen Erlaubniß, weil ein ſo ſchöner Tag ſei. Sie wurde ihnen ertheilt, und ſie liefen wieder zur Mutter zurück.

Die Schuſtersfrau zog nun ihre Kinder vorſorglich an, oder eigentlich, ſie zog das Mädchen mit dichten gut verwahrenden Kleidern an; denn der Knabe begann ſich ſelber anzukleiden, und ſtand viel früher fertig da, als die Mutter mit dem Mädchen hatte ins Reine kommen können. Als ſie dieſes Geſchäft vollendet hatte, ſagte ſie: „Konrad, gib wohl acht: weil ich dir das Mädchen mit gehen laſſe, ſo müſſet ihr bei Zeiten fort gehen, ihr müſſet an keinem Plaze ſtehen bleiben, und wenn ihr bei der Großmutter gegeſſen habt, ſo müſſet ihr gleich wieder umkehren, und nach Hauſe trachten; denn die Tage ſind jezt ſehr kurz, und die Sonne geht gar bald unter.“



„Ich weiß es ſchon, Mutter,“ ſagte Konrad.

„Und ſiehe gut auf Sanna, daß ſie nicht fällt, oder ſich erhizt.“

„Ja Mutter.“

„So, Gott behüte euch, und geht noch zum Vater, und ſagt, daß ihr jezt fortgehet.“

Der Knabe nahm eine von ſeinem Vater kunſtvoll aus Kalbfellen genähte Taſche an einem Riemen um die Schulter, und die Kinder gingen in die Nebenſtube, um dem Vater Lebewohl zu ſagen. Aus dieſer kamen ſie bald heraus, und hüpften von der Mutter mit einem Kreuze beſegnet fröhlich auf die Gaſſe.

Sie gingen ſchleunig längs des Dorfplazes hinab, und dann durch die Häuſergaſſe und endlich zwiſchen den Planken der Obſtgärten in das Freie hinaus. Die Sonne ſtand ſchon über dem mit milchigen Wolkenſtreifen durchwobenen Wald der morgendlichen Anhöhen, und ihr trübes röthliches Bild ſchritt durch die laubloſen Zweige der Holzäpfelbäume mit den Kindern fort.

In dem ganzen Thale war kein Schnee, die größeren Berge, von denen er ſchon viele Wochen herab geglänzt hatte, waren damit bedeckt, die kleineren ſtanden in dem Mantel ihrer Tannenwälder und im Fahlroth ihrer entblößten Zweige unbeſchneit und ruhig da. Der Boden war noch nicht gefroren, und er wäre vermöge der vorhergegangenen langen regenloſen Zeit ganz trocken geweſen, wenn ihn nicht die Jahreszeit mit einer zarten Feuchtigkeit überzogen hätte, die ihn aber nicht ſchlüpfrig ſondern eher feſt und widerprallend machte, daß ſie leicht und gering darauf fortgingen. Das wenige Gras, welches noch auf den Wieſen und vorzüglich an den Waſſergräben derſelben war, ſtand in herbſtlichem Anſehen. Es lag kein Reif und bei näherem Anblicke nicht einmal ein Thau, was nach der Meinung der Landleute baldigen Regen bedeutet.

Gegen die Grenzen der Wieſen zu war ein Gebirgsbach, über welchen ein hoher Steg führte. Die Kinder gingen auf den Steg und ſchauten hinab. Im Bache war ſchier kein Waſſer, ein dünner Faden von ſehr ſtark blauer Farbe ging durch die trockenen Kieſel des Gerölles, die wegen Regenloſigkeit ganz weiß geworden waren, und ſowohl die Wenigkeit als auch die Farbe des Waſſers zeigten an, daß in den größeren Höhen ſchon Kälte herrſchen müſſe, die den Boden verſchließe, daß er mit ſeiner Erde das Waſſer nicht trübe, und die das Eis erhärte, daß es in ſeinem Innern nur wenige klare Tropfen abgeben könne.

Von dem Stege liefen die Kinder durch die Gründe fort, und näherten ſich immer mehr den Waldungen.

Sie trafen endlich die Grenze des Holzes und gingen in demſelben weiter.

Als ſie in die höheren Wälder des Halſes hinauf gekommen waren, zeigten ſich die langen Furchen des Fahrweges nicht mehr weich, wie es unten im Thale der Fall geweſen war, ſondern ſie waren feſt, und zwar nicht aus Trockenheit, ſondern, wie die Kinder ſich bald überzeugten, weil ſie gefroren waren. An manchen Stellen waren ſie ſo überfroren, daß ſie die Körper der Kinder trugen. Nach der Natur der Kinder gingen ſie nun nicht mehr auf dem glatten Pfade neben dem Fahrwege, ſondern in den Gleiſen, und verſuchten, ob dieſer oder jener Furchenaufwurf ſie ſchon trage. Als ſie nach Verlauf einer Stunde auf der Höhe des Halſes angekommen waren, war der Boden bereits ſo hart, daß er klang, und Schollen wie Steine hatte.

An der rothen Unglükſäule des Bekers bemerkte Sanna zuerſt, daß ſie heute gar nicht da ſtehe. Sie gingen zu dem Plaze hinzu, und ſahen, daß der runde roth angeſtrichene Balken, der das Bild trug, in dem dürren Graſe liege, das wie dünnes Stroh an der Stelle ſtand, und den Anblik der liegenden Säule verdekte. Sie ſahen zwar nicht ein, warum die Säule liege, ob ſie umgeworfen worden, oder ob ſie von ſelber umgefallen ſei, das ſahen ſie, daß ſie an der Stelle, wo ſie in die Erde ragte, ſehr morſch war, und daß ſie daher ſehr leicht habe umfallen können; aber da ſie einmal lag, ſo machte es ihnen Freude, daß ſie das Bild und die Schrift ſo nahe betrachten konnten, wie es ſonſt nie der Fall geweſen war. Als ſie alles — den Korb mit den Semmeln, die bleichen Hände des Bekers, ſeine geſchloſſenen Augen, ſeinen grauen Rok und die umſtehenden Tannen — betrachtet hatten, als ſie die Schrift geleſen und laut geſagt hatten, gingen ſie wieder weiter.

Abermal nach einer Stunde wichen die dunkeln Wälder zu beiden Seiten zurück, dünnſtehende Bäume theils einzelne Eichen theils Birken und Gebüſchgruppen empfingen ſie, geleiteten ſie weiter, und nach Kurzem liefen ſie auf den Wieſen in das Millsdorfer Thal hinab.

Obwohl dieſes Thal bedeutend tiefer liegt als das von Gſchaid, und auch um ſo viel wärmer war, daß man die Ernte immer um vierzehn Tage früher beginnen konnte als in Gſchaid, ſo war doch auch hier der Boden gefroren, und als die Kinder bis zu den Loh- und Walkwerken des Großvaters gekommen waren, lagen auf dem Wege, auf den die Räder oft Tropfen heraus ſpritzten, ſchöne Eistäfelchen. Den Kindern iſt das gewöhnlich ein ſehr großes Vergnügen.

Die Großmutter hatte ſie kommen geſehen, war ihnen entgegen gegangen, nahm Sanna bei den erfrornen Händchen, und führte ſie in die Stube.

Sie nahm ihnen die wärmeren Kleider ab, ſie ließ in dem Ofen nachlegen, und fragte ſie, wie es ihnen im Herübergehen gegangen ſei.

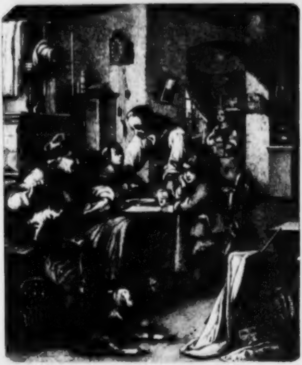
Als ſie hierauf die Antwort erhalten hatte, ſagte ſie: „Das iſt ſchon recht, das iſt gut, es freut mich gar ſehr, daß ihr wieder gekommen ſeid; aber heute müßt ihr bald fort, der Tag iſt kurz, und es wird auch kälter, am Morgen war es in Millsdorf nicht gefroren."

„In Gſchaid auch nicht," ſagte der Knabe.

„Siehſt du, darum müßt ihr euch ſputen, daß euch gegen Abend nicht zu kalt wird," antwortete die Großmutter.

Hierauf fragte ſie, was die Mutter mache, was der Vater mache, und ob nichts Beſonderes in Gſchaid geſchehen ſei.

Nach dieſen Fragen bekümmerte ſie ſich um das Eſſen, ſorgte, daß es früher bereitet wurde als gewöhnlich, und richtete ſelber den Kindern kleine Leckerbiſſen zuſammen, von denen ſie wußte, daß ſie eine Freude damit erregen würde. Dann wurde der Färber gerufen, die Kinder bekamen an dem Tiſche aufgedeckt wie



große Perſonen, und aßen nun mit Großvater und Großmutter, und die lezte legte ihnen hiebei beſonders Gutes vor. Nach dem Eſſen ſtreichelte ſie Sannas unterdeſſen ſehr roth gewordene Wangen.

Hierauf ging ſie geſchäftig hin und her, und ſtekte das Kalbfellränzchen des Knaben voll, und ſtekte ihm noch allerlei in die Taſchen. Auch in die Täſchchen von Sanna that ſie allerlei Dinge. Sie gab jedem ein Stük Brot, es auf dem

Wege zu verzehren, und in dem Ränzchen, sagte ſie, ſeien noch zwei Weißbrote, wenn etwa der Hunger zu groß würde.

„Für die Mutter habe ich einen guten gebrannten Kaffeh mitgegeben,“ ſagte ſie, „und in dem Fläſchchen, das zugeſtopft und gut verbunden iſt, befindet ſich auch ein ſchwarzer Kaffehaufguß, ein beſſerer, als die Mutter bei euch gewöhnlich macht, ſie ſoll ihn nur koſten, wie er iſt, er iſt eine wahre Arznei, ſo kräftig, daß nur ein Schlükchen den Magen ſo wärmt, daß es den Körper in den kälteſten Wintertagen nicht frieren kann. Die anderen Sachen, die in der Schachtel und in den Papieren im Ränzchen ſind, bringt unverſehrt nach Hauſe.“

Da ſie noch ein Weilchen mit den Kindern geredet hatte, ſagte ſie, daß ſie gehen ſollten.

„Habe acht, Sanna,“ ſagte ſie, „daß du nicht frierſt, erhitze dich nicht; und daß ihr nicht über die Wieſen hinauf und unter den Bäumen lauft. Etwa kömmt gegen Abend ein Wind, da müßt ihr langſamer gehen. Grüßet Vater und Mutter, und ſagt, ſie ſollen recht glükliche Feiertage haben.“

Die Großmutter küßte beide Kinder auf die Wangen, und ſchob ſie durch die Thür hinaus. Nichts deſto weniger ging ſie aber auch ſelber mit, geleitete ſie durch den Garten, ließ ſie durch das Hinterpförtchen hinaus, ſchloß wieder, und ging in das Haus zurük.

Die Kinder gingen an den [illegible] neben den Werken des Großvaters vorbei, ſie gingen durch die Millsdorfer Felder und wendeten ſich gegen die Wieſen hinan.

Als ſie auf den Anhöhen gingen, wo, wie geſagt wurde, zerſtreute Bäume und Gebüſchgruppen ſtanden, fielen äußerſt langſam einzelne Schneefloken.

„Siehſt du, Sanna,“ ſagte der Knabe, „ich habe es gleich gedacht, daß wir Schnee bekommen; weißt du, da wir von Hauſe weg gingen, ſahen wir noch die Sonne, die ſo blutroth war wie eine Lampe bei dem heiligen Grabe, und jezt iſt nichts mehr von ihr zu erbliken, und nur der graue Nebel iſt über den Baumwipfeln oben. Das bedeutet allemal Schnee.“

Die Kinder gingen freudiger fort, und Sanna war recht froh, wenn ſie mit dem dunkeln Ärmel ihres Rökchens eine der fallenden Floken auffangen konnte, und wenn dieſelbe recht lange nicht auf dem Ärmel zerfloß. Als ſie endlich an dem äußerſten Rand der Millsdorfer Höhen angekommen waren, wo es gegen die dunkeln Tannen des Halſes hinein geht, war die dichte Waldwand ſchon recht lieblich geſprenkelt von den immer reichlicher herab fallenden Floken. Sie gingen nunmehr in den diken Wald hinein, der den größten Theil ihrer noch bevorſtehenden Wanderung einnahm.

Es geht von dem Waldrande noch immer aufwärts, und zwar bis man zur rothen Unglükſäule kömmt, von wo ſich, wie ſchon oben angedeutet wurde, der Weg gegen das Thal von Gſchaid hinab wendet. Die Erhebung des Waldes von der Millsdorferſeite aus iſt ſogar ſo ſteil, daß der Weg nicht gerade hinan geht, ſondern, daß er in ſehr langen Abweichungen von Abend nach Morgen und von Morgen nach Abend hinan klimmt. An der ganzen Länge des Weges hinauf zur Säule und hinab bis zu den Wieſen von Gſchaid ſind hohe dichte ungelichtete Waldbeſtände, und ſie werden erſt ein wenig dünner, wenn man in die Ebene gelangt iſt und gegen die Wieſen des Thales von Gſchaid hinaus kömmt. Der Hals iſt auch, wenn er gleich nur eine kleine Verbindung zwiſchen zwei großen Gebirgshäuptern abgibt, doch ſelbſt ſo groß, daß er in die Ebene gelegt einen bedeutenden Gebirgsrüken abgeben würde.

Das Erſte, was die Kinder ſahen, als ſie die Waldung betraten, war, daß der gefrorne Boden ſich grau zeigte, als ob er mit Mehl beſät wäre, daß die Fahne manches dünnen Halmes des am Wege hin und zwiſchen den Bäumen ſtehenden dürren Graſes mit Floken beſchwert war, und daß auf den verſchiedenen grünen Zweigen der Tannen und Fichten, die ſich wie Hände öffneten, ſchon weiße Flämmchen ſaßen.

„Schneit es denn jezt bei dem Vater zu Hauſe auch?“ fragte Sanna.

„Freilich,“ antwortete der Knabe, „es wird auch kälter, und du wirſt ſehen, daß morgen der ganze Teich gefroren iſt.“

„Ja, Konrad,“ ſagte das Mädchen.

Es verdoppelte beinahe ſeine kleinen Schritte, um mit denen des dahinſchreitenden Knaben gleich bleiben zu können.

Sie gingen nun rüſtig in den Windungen fort, jezt von Abend nach Morgen, jezt von Morgen nach Abend. Der von der Großmutter vorausgeſagte Wind ſtellte ſich nicht ein, im Gegentheile war es ſo ſtille, daß ſich nicht ein Äſtchen oder Zweig rührte, ja ſogar es ſchien im Walde wärmer, wie es in lokeren Körpern, dergleichen ein Wald auch iſt, immer im Winter zu ſein pflegt, und die Schneefloken fielen ſtets reichlicher, ſo daß der ganze Boden ſchon weiß war, daß der Wald ſich grau zu beſtäuben anfing, und daß auf dem Hute und den Kleidern des Knaben ſo wie auf denen des Mädchens der Schnee lag.

Die Freude der Kinder war ſehr groß. Sie traten auf den weichen Flaum, ſuchten mit dem Fuße abſichtlich ſolche Stellen, wo er dichter zu liegen ſchien, um dorthin zu treten, und ſich den Anſchein zu geben, als wateten ſie bereits. Sie ſchüttelten den Schnee nicht von den Kleidern ab.

Es war große Ruhe eingetreten. Von den Vögeln, deren doch manche auch zuweilen im Winter in dem Walde hin und her fliegen, und von denen die Kinder im Herübergehen ſogar mehrere zwitſchern gehört hatten, war nichts zu vernehmen, ſie ſahen auch keine auf irgend einem Zweige ſizen, oder fliegen, und der ganze Wald war gleichſam ausgeſtorben.

Weil nur die bloßen Fußſtapfen der Kinder hinter ihnen blieben, und weil vor ihnen der Schnee rein und unverlezt war, ſo war daraus zu erkennen, daß ſie die einzigen waren, die heute über den Hals gingen.

Sie gingen in ihrer Richtung fort, ſie näherten ſich öfter den Bäumen, öfter entfernten ſie ſich, und wo dichtes Unterholz war, konnten ſie den Schnee auf den Zweigen liegen ſehen.

Ihre Freude wuchs noch immer; denn die Floken fielen ſtets dichter, und nach kurzer Zeit brauchten ſie nicht mehr den Schnee aufzuſuchen, um in ihm zu waten; denn er lag ſchon ſo dicht, daß ſie ihn überall weich unter den Sohlen empfanden, und daß er ſich bereits um ihre Schuhe zu legen begann; und wenn es ſo ruhig und heimlich war, ſo war es, als ob ſie das Kniſtern des in die Nadeln herab fallenden Schnees vernehmen könnten.

„Werden wir heute auch die Unglükſäule ſehen?“ fragte das Mädchen, „ſie iſt ja umgefallen, und da wird es darauf ſchneien, und da wird die rothe Farbe weiß ſein.“

„Darum können wir ſie doch ſehen,“ antwortete der Knabe, „wenn auch der Schnee auf ſie fällt, und wenn ſie auch weiß iſt, ſo müſſen wir ſie liegen ſehen, weil ſie eine dike Säule iſt, und weil ſie das ſchwarze eiſerne Kreuz auf der Spize hat, das doch immer heraus ragen wird.“

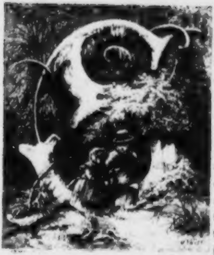
„Ja, Konrad.“

Indeſſen da ſie noch weiter gegangen waren, war der Schneefall ſo dicht geworden, daß ſie nur mehr die allernächſten Bäume ſehen konnten.

Von der Härte des Weges oder gar von Furchenaufwerfungen war nichts zu empfinden, der Weg war vom Schnee überall gleich weich, und war überhaupt nur daran zu erkennen, daß er als ein gleichmäßiger weißer Streifen in dem Walde fort lief. Auf allen Zweigen lag ſchon die ſchöne weiße Hülle.

Die Kinder gingen jezt mitten auf dem Wege, ſie furchten den Schnee mit ihren Füßlein, und gingen langſamer, weil das Gehen beſchwerlicher ward. Der Knabe zog ſeine Jake empor an dem Halſe zuſammen, damit ihm nicht der Schnee in den Naken falle, und er ſezte den Hut tiefer in das Haupt, daß er geſchüzter ſei. Er zog auch ſeinem Schweſterlein das Tuch, das ihm die Mutter um die Schulter gegeben hatte, beſſer zuſammen, und zog es ihm mehr vorwärts in die Stirne, daß es ein Dach bilde.

Der von der Großmutter vorausgeſagte Wind war noch immer nicht



gekommen; aber dafür wurde der Schneefall nach und nach ſo dicht, daß auch nicht einmal die nächſten Bäume zu erkennen waren, ſondern daß ſie wie neblige Säcke in der Luft ſtanden.

Die Kinder gingen fort. Sie duckten die Köpfe dichter in ihre Kleider, und gingen fort.

Sanna nahm den Riemen, an welchem Konrad die Kalbfelltaſche um die Schulter hängen hatte, mit den Händen, hielt ſich daran, und ſo gingen ſie ihres Weges.

Die Unglückſäule hatten ſie noch immer nicht erreicht. Der Knabe konnte die Zeit nicht ermeſſen, weil keine Sonne am Himmel ſtand, und weil es immer gleichmäßig grau war.

„Werden wir bald zu der Unglückſäule kommen?“ fragte Sanna.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Knabe, „ich kann heute die Bäume nicht ſehen, und den Weg nicht erkennen, weil er ſo weiß iſt. Die Unglückſäule werden wir wohl gar nicht ſehen, weil ſo viel Schnee liegen wird, daß ſie verhüllt ſein wird, und daß kaum ein Gräschen oder ein Arm des ſchwarzen Kreuzes hervor ragen wird. Aber es macht nichts. Wir gehen immer auf dem Wege fort, der Weg geht zwiſchen den Bäumen, und wenn er zu dem Platze der Unglückſäule kommt, dann wird er abwärts gehen, wir gehen auf ihm fort, und wenn er aus den Bäumen hinaus geht, dann ſind wir ſchon auf den Wieſen von Gſchaid, dann kommt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hauſe.“

„Ja, Konrad,“ ſagte das Mädchen.

Sie gingen auf ihrem aufwärtsführenden Wege fort. Die hinter ihnen liegenden Fußſtapfen waren jezt nicht mehr lange ſichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees dekte ſie bald zu, daß ſie verſchwanden. Der Schnee kniſterte in ſeinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, ſondern legte ſich eilig und heimlich auf die weiße ſchon daliegende Deke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch feſter, um das immerwährende allſeitige Hineinrieſeln abzuhalten.

Sie gingen ſehr ſchleunig, und der Weg führte noch ſtets aufwärts.

Nach langer Zeit war noch immer die Höhe nicht erreicht, auf welcher die Unglükſäule ſtehen ſollte, und von wo der Weg gegen die Gſchaider Seite ſich hinunter wenden mußte.

Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume ſtanden.

„Ich ſehe keine Bäume mehr,“ ſagte Sanna.

„Vielleicht iſt nur der Weg ſo breit, daß wir ſie wegen des Schneiens nicht ſehen können,“ antwortete der Knabe.

„Ja, Konrad,“ ſagte das Mädchen.

Nach einer Weile blieb der Knabe ſtehen, und ſagte: „Ich ſehe ſelber keine Bäume mehr, wir müſſen aus dem Walde gekommen ſein, auch geht der Weg immer bergan. Wir wollen ein wenig ſtehen bleiben, und herum ſehen, vielleicht erbliken wir etwas.“

Aber ſie erblikten nichts. Sie ſahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunſenen Wolken die finſteren franſenartigen Streifen herabſtarren, ſo war es hier, und das ſtumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde ſahen ſie nur einen runden Flek Weiß und dann nichts mehr.

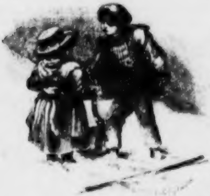
„Weißt du Sanna,“ ſagte der Knabe, „wir ſind auf dem dürren Graſe, auf welches ich dich oft im Sommer herauf geführt habe, wo wir ſaßen, und wo wir den Raſen betrachteten, der nach einander hinauf geht, und wo die ſchönen Kräuterbüſchel wachſen. Wir werden da jezt gleich rechts hinab gehen!"

„Ja, Konrad."

„Der Tag iſt kurz, wie die Großmutter geſagt hat, und wie du auch wiſſen wirſt, wir müſſen uns daher ſputen."

„Ja, Konrad," ſagte das Mädchen.

„Warte ein wenig, ich will dich beſſer einrichten," erwiederte der Knabe.



Er nahm ſeinen Hut ab, ſezte ihn Sanna auf das Haupt, und befeſtigte ihn mit den beiden Bändchen unter ihrem Kinne. Das Tüchlein, welches ſie um hatte, ſchüzte ſie zu wenig, während auf ſeinem Haupte eine ſolche Menge dichter Locken war, daß noch lange Schnee darauf fallen konnte, ehe Näſſe und Kälte durchzudringen vermochten. Dann zog er ſein Pelzjäckchen aus, und zog daſſelbe über die Ärmelein der Schweſter. Um ſeine eigenen Schultern und Arme, die jezt das bloſſe Hemd zeigten, band er das kleinere Tüchlein, das Sanna über die Bruſt, und das größere, das ſie über die Schultern gehabt hatte. Das ſei für ihn genug, dachte er, wenn er nur ſtark auftrete, werde ihn nicht frieren.

Er nahm das Mädchen bei der Hand, und ſo gingen ſie jezt fort.

Das Mädchen ſchaute mit den willigen Äuglein in das ringsum herrſchende Grau, und folgte ihm gerne, nur daß es mit den kleinen eilenden Füßlein nicht ſo nachkommen konnte, wie er vorwärts ſtrebte gleich einem, der es zur Entſcheidung bringen wollte.

Sie gingen nun mit der Unabläſſigkeit und Kraft, die Kinder und Thiere haben, weil ſie nicht wiſſen, wie viel ihnen beſchieden iſt, und wann ihr Vorrath erſchöpft iſt.

Aber wie ſie gingen, ſo konnten ſie nicht merken, ob ſie über den Berg hinabkämen oder nicht. Sie hatten gleich rechts nach abwärts gebogen, allein ſie kamen wieder in Richtungen, die bergan führten, bergab und wieder bergan. Oft begegneten ihnen Steilheiten, denen ſie ausweichen mußten, und ein Graben, in dem ſie fortgingen, führte ſie in einer Krümmung herum. Sie erklommen Höhen, die ſich unter ihren Füßen ſteiler geſtalteten, als ſie dachten, und was ſie für abwärts hielten, war wieder eben, oder es war eine Höhlung, oder es ging immer gedehnt fort.

„Wo ſind wir denn, Konrad?“ fragte das Mädchen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er.

„Wenn ich nur mit dieſen meinen Augen etwas zu erbliken im Stande wäre,“ fuhr er fort, „daß ich mich darnach richten könnte.“

Aber es war rings um ſie nichts als das blendende Weiß, überall das Weiß, das aber ſelber nur einen immer kleineren Kreis um ſie zog, und dann in einen lichten ſtreifenweiſe niederfallenden Nebel überging, der jedes Weitere verzehrte, und verhüllte, und zulezt nichts anderes war als der unerſättlich niederfallende Schnee.

„Warte Sanna,“ ſagte der Knabe, „wir wollen ein wenig ſtehen bleiben, und horchen, ob wir nicht etwas hören können, was ſich im Thale meldet, ſei es nun ein Hund oder eine Gloke oder die Mühle oder ſei es ein Ruf, der ſich hören läßt, hören müſſen wir etwas, und dann werden wir wiſſen, wohin wir zu gehen haben.“

Sie blieben nun ſtehen, aber ſie hörten nichts. Sie blieben noch ein wenig länger ſtehen, aber es meldete ſich nichts, es war nicht ein einziger Laut auch nicht der leiſeſte außer ihrem Athem zu vernehmen, ja in der Stille, die herrſchte, war es, als ſollten ſie den Schnee hören, der auf ihre Wimpern fiel. Die Vorausſage der Großmutter hatte ſich noch immer nicht erfüllt, der Wind war nicht gekommen, ja was in dieſen Gegenden ſelten iſt, nicht das leiſeſte Lüftchen rührte ſich an dem ganzen Himmel.

Nachdem ſie lange gewartet hatten, gingen ſie wieder fort.

„Es thut auch nichts, Sanna," ſagte der Knabe, „ſei nur nicht verzagt, folge mir, ich werde dich doch noch hinüber führen. Wenn nur das Schneien aufhörte!"

Sie war nicht verzagt, ſondern hob die Füßchen, ſo gut es gehen wollte, und folgte ihm. Er führte ſie in dem weißen lichten regſamen undurchſichtigen Raume fort.

Nach einer Weile ſahen ſie Felſen. Sie hoben ſich dunkel und undeutlich aus dem weißen und undurchſichtigen Lichte empor. Da die Kinder ſich näherten, ſtießen ſie faſt daran. Sie ſtiegen wie eine Mauer hinauf, und waren ganz gerade, ſo daß kaum ein Schnee an ihrer Seite haften konnte.

„Sanna, Sanna," ſagte er, „da ſind die Felſen, gehen wir nur weiter, gehen wir weiter."

Sie gingen weiter, ſie mußten zwiſchen die Felſen hinein, und unter ihnen fort. Die Felſen ließen ſie nicht rechts und nicht links ausweichen, und führten ſie in einem engen Wege dahin. Nach einer Zeit verloren ſie dieſelben wieder und konnten ſie nicht mehr erbliken. So wie ſie unverſehens unter ſie gekommen waren, kamen ſie wieder unverſehens von ihnen. Es war wieder nichts um ſie als das Weiß, und ringsum war kein unterbrechendes Dunkel zu ſchauen. Es ſchien eine große Lichtfülle zu ſein, und doch konnte man nicht drei Schritte vor ſich ſehen; alles war, wenn man ſo ſagen darf, in eine einzige weiße Finſterniß gehüllt, und weil kein Schatten war, ſo war kein Urtheil über die Größe der Dinge, und die Kinder konnten nicht wiſſen, ob ſie aufwärts oder abwärts gehen würden, bis eine Steilheit ihren Fuß faßte, und ihn aufwärts zu gehen zwang.

„Mir thun die Augen weh,“ ſagte Sanna.

„Schaue nicht auf den Schnee,“ antwortete der Knabe, „ſondern in die Wolken. Mir thun ſie ſchon lange weh; aber es thut nichts, ich muß doch auf den Schnee ſchauen, weil ich auf den Weg zu achten habe. Fürchte dich nur nicht, ich führe dich doch hinunter ins Gſchaid.“

„Ja, Konrad.“

Sie gingen wieder fort; aber wie ſie auch gehen mochten, wie ſie ſich auch wenden mochten, es wollte kein Anfang zum Hinabwärtsgehen kommen. An beiden Seiten waren ſteile Dachlehnen nach aufwärts, mitten gingen ſie fort, aber auch immer aufwärts. Wenn ſie den Dachlehnen entrannen, und ſie nach abwärts beugten, wurde es gleich ſo ſteil, daß ſie wieder umkehren mußten, die Füßlein ſtießen oft auf Unebenheiten, und ſie mußten häufig Büheln ausweichen.

Sie merkten auch, daß ihr Fuß, wo er tiefer durch den jungen Schnee einſank, nicht erdigen Boden unter ſich empfand, ſondern etwas anderes, das wie älterer gefrorner Schnee war; aber ſie gingen immer fort, und ſie liefen mit Haſt und Ausdauer. Wenn ſie ſtehen blieben, war alles ſtill, unermeßlich ſtill; wenn ſie gingen, hörten ſie das Raſcheln ihrer Füße, ſonſt nichts; denn die Hüllen des Himmels ſanken ohne Laut hernieder, und ſo reich, daß man den Schnee hätte wachſen ſehen können. Sie ſelber waren ſo bedeckt, daß ſie ſich von dem allgemeinen Weiß nicht hervor hoben, und ſich, wenn ſie nur ein paar Schritte getrennt worden wären, nicht mehr geſehen hätten.

Eine Wohlthat war es, daß der Schnee ſo trocken war wie Sand, ſo daß er von ihren Füßen und den Bundſchühlein und Strümpfen daran leicht abglitt und abrieſelte, ohne Ballen und Näſſe zu machen.

Endlich gelangten ſie wieder zu Gegenſtänden.

Es waren rieſenhaft große ſehr durcheinander liegende Trümmer, die mit Schnee bedeckt waren, der überall in die Klüfte hinein rieſelte, und an die ſie ſich ebenfalls faſt anſtießen, ehe ſie ſie ſahen. Sie gingen ganz hinzu, die Dinge anzublicken.

Es war Eis — lauter Eis.

Es lagen Platten da, die mit Schnee bedeckt waren, an deren Seitenwänden aber das glatte grünliche Eis ſichtbar war, es lagen Hügel da, die wie zuſammengeſchobener Schaum ausſahen, an deren Seiten es aber matt nach einwärts flimmerte und glänzte, als wären Balken und Stangen von Edelſteinen durch einander geworfen worden, es lagen ferner gerundete Kugeln da, die ganz mit Schnee umhüllt waren, es ſtanden Platten und andere Körper auch ſchief oder gerade aufwärts ſo hoch wie der Kirchthurm in Gſchaid oder wie Häuſer. In einigen waren Höhlen eingefreſſen, durch die man mit einem Arme durchfahren konnte, mit einem Kopfe, mit einem Körper, mit einem ganzen großen Wagen voll Heu. Alle dieſe Stücke waren zuſammen oder empor gedrängt, und ſtarrten, ſo daß ſie oft Dächer bildeten, oder Überhänge, über deren Ränder ſich der Schnee herüber legte, und herab griff wie lange weiße Tatzen. Selbſt ein großer ſchreckhaft ſchwarzer Stein, wie ein Haus, lag unter dem Eiſe, und war empor geſtellt, daß er auf der Spitze ſtand, daß kein Schnee an ſeinen Seiten liegen bleiben konnte. Und nicht dieſer Stein allein — noch mehrere und größere ſtaken in dem Eiſe, die man erſt ſpäter ſah, und die wie eine Trümmermauer an ihm hingingen.

„Da muß recht viel Waſſer geweſen ſein, weil ſo viel Eis iſt,“ ſagte Sanna.

„Nein, das iſt von keinem Waſſer", antwortete der Bruder, „das iſt das Eis des Berges, das immer oben iſt, weil es ſo eingerichtet iſt."

„Ja Konrad," ſagte Sanna.

Wir ſind jetzt bis zum Eiſe gekommen," ſagte der Knabe, „wir ſind auf dem Berge, Sanna, weißt du, den man von unſerm Garten aus im Sonnenſcheine ſo weiß ſieht. Merke gut auf, was ich dir ſagen werde. Erinnerſt du dich noch, wie wir oft nachmittags in dem Garten ſaßen, wie es recht ſchön war, wie die Bienen um uns ſummten, die Linden dufteten, und die Sonne von dem Himmel ſchien?"

„Ja, Konrad, ich erinnere mich."

„Da ſahen wir auch den Berg. Wir ſahen wie er ſo blau war, ſo blau, wie das ſanfte Firmament, wir ſahen den Schnee, der oben iſt, wenn auch bei uns Sommer war, eine Hize herrſchte, und die Getreide reif wurden."

„Ja Konrad."

„Und unten wo der Schnee aufhört, da ſieht man allerlei Farben, wenn man genau ſchaut, grün, blau, weißlich — das iſt das Eis, das unten nur ſo klein ausſchaut, weil man ſehr weit entfernt iſt, und das, wie der Vater ſagte, nicht weggeht bis an das Ende der Welt. Und da habe ich oft geſehen, daß unterhalb des Eiſes die blaue Farbe noch fort geht, das werden Steine ſein, dachte ich, oder es wird Erde und Weidegrund ſein, und dann fangen die Wälder an, die gehen herab und immer weiter herab, man ſieht auch allerlei Felſen in ihnen, dann folgen die Wieſen, die ſchon grün ſind, und dann die grünen Laubwälder, und dann kommen unſere Wieſen und Felder, die in dem Thale von Gſchaid ſind. Siehſt du nun Sanna, weil wir jetzt bei dem Eiſe ſind, ſo werden wir über die blaue Farbe hinab gehen, dann durch die Wälder, in denen die Felſen ſind, dann über die Wieſen, und dann durch die grünen Laubwälder, und dann werden wir in dem Thale von Gſchaid ſein, und recht leicht unſer Dorf finden."

„Ja Konrad," ſagte das Mädchen.

Die Kinder gingen nun in das Eis hinein, wo es zugänglich war.

Sie waren winzigkleine wandelnde Punkte in dieſen ungeheuern Stücken.

Wie ſie ſo unter die Überhänge hinein ſahen, gleichſam als gäbe ihnen ein Trieb ein, ein Obdach zu ſuchen, gelangten ſie in einen Graben, in einen breiten tiefgefurchten Graben, der gerade aus dem Eiſe hervor ging. Er ſah aus wie das Bett eines Stromes, der aber jetzt ausgetrocknet, und überall mit friſchem Schnee bedeckt war. Wo er aus dem Eiſe hervorkam, ging er gerade unter einem Kellergewölbe heraus, das recht ſchön aus Eis über ihn geſpannt war. Die Kinder gingen in dem Graben fort, und gingen in das Gewölbe hinein, und immer tiefer hinein. Es war ganz trocken, und unter ihren Füßen hatten ſie glattes Eis. In der ganzen Höhlung aber war es blau, ſo blau, wie gar nichts in der Welt iſt, viel tiefer und viel ſchöner blau, als das Firmament, gleichſam wie himmelblau gefärbtes Glas, durch welches lichter Schein hinein ſinkt. Es waren dickere und dünnere Bogen, es hingen Zacken Spitzen und Troddeln herab, der Gang wäre noch tiefer zurückgegangen, ſie wußten nicht wie tief, aber ſie gingen nicht mehr weiter. Es wäre auch ſehr gut in der Höhle geweſen, es war warm, es fiel kein Schnee, aber es war ſo ſchreckhaft blau, die Kinder fürchteten ſich und gingen wieder hinaus. Sie gingen eine Weile in dem Graben fort, und kletterten dann über ſeinen Rand hinaus.

Sie gingen an dem Eiſe hin, ſo fern es möglich war, durch das Getrümmer und zwiſchen den Platten durchzudringen.

„Wir werden jetzt da noch hinüber gehen, und dann von dem Eiſe abwärts laufen,“ ſagte Konrad.

„Ja,“ ſagte Sanna, und klammerte ſich an ihn an.

Sie ſchlugen von dem Eiſe eine Richtung durch den Schnee abwärts ein, die ſie in das Thal führen ſollte. Aber ſie kamen nicht weit hinab. Ein neuer Strom von Eis, gleichſam ein rieſenhaft aufgethürmter und aufgewölbter Wall lag quer durch den weichen Schnee, und griff gleichſam mit Armen rechts und links um ſie herum. Unter der weißen Decke, die ihn verhüllte, glimmerte es ſeitwärts grünlich und bläulich und dunkel und ſchwarz und ſelbſt gelblich und röthlich heraus. Sie konnten es nun auf weitere Strecken ſehen, weil das ungeheure und unermüdliche Schneien ſich gemildert hatte, und nur mehr wie an gewöhnlichen Schneetagen vom Himmel fiel. Mit dem Starkmuthe der Unwiſſenheit kletterten ſie in das Eis hinein, um den vorgeſchobenen Strom deſſelben zu überſchreiten, und dann jenſeits weiter hinab zu kommen. Sie ſchoben ſich in die Zwiſchenräume hinein, ſie ſetzten den Fuß auf jedes Körperſtück, das mit einer weißen Schneehaube verſehen war, war es Fels oder Eis, ſie nahmen die Hände zur Hilfe, krochen, wo ſie nicht gehen konnten, und arbeiteten ſich mit ihren leichten Körpern hinauf, bis ſie die Seite des Walles überwunden hatten, und oben waren.

Jenſeits wollten ſie wieder hinabklettern.

Aber es gab kein Jenſeits.

So weit die Augen der Kinder reichen konnten, war lauter Eis. Es ſtanden Spitzen und Unebenheiten und Schollen empor wie lauter furchtbares überſchneites Eis. Statt ein Wall zu ſein, über den man hinüber gehen konnte, und der dann wieder von Schnee abgelöſt wurde, wie ſie ſich unten dachten, ſtiegen aus der Wölbung neue Wände von Eis empor, geborſten und geklüftet, mit unzähligen blauen geſchlängelten Linien verſehen, und hinter ihnen waren wieder ſolche Wände, und hinter dieſen wieder ſolche, bis der Schneefall das Weitere mit ſeinem Grau verdekte.

„Sanna, da können wir nicht gehen,“ ſagte der Knabe.

„Nein,“ antwortete die Schweſter.

„Da werden wir wieder umkehren, und anderswo hinab zu kommen ſuchen.“

„Ja Konrad.“

Die Kinder verſuchten nun von dem Eiswalle wieder da hinab zu kommen, wo ſie hinauf geklettert waren, aber ſie kamen nicht hinab. Es war lauter Eis, als hätten ſie die Richtung, in der ſie gekommen waren, verfehlt. Sie wandten ſich hierhin und dorthin, und konnten aus dem Eiſe nicht heraus kommen, als wären ſie von ihm umſchlungen. Sie kletterten abwärts, und kamen wieder in Eis. Endlich da der Knabe die Richtung immer verfolgte, in der ſie nach ſeiner Meinung gekommen waren, gelangten ſie in zerſtreutere Trümmer, aber ſie waren auch größer und furchtbarer, wie ſie gerne am Rande des Eiſes zu ſein pflegen, und die Kinder gelangten kriechend und kletternd hinaus. An dem Eiſesſaume waren ungeheure Steine, ſie waren gehäuft, wie ſie die Kinder ihr Leben lang nicht geſehen hatten. Viele waren in Weiß gehüllt, viele zeigten die unteren ſchiefen Wände ſehr glatt und fein geſchliffen, als wären ſie darauf geſchoben worden, viele waren wie Hütten und Dächer gegen einander geſtellt, viele lagen auf einander wie ungeſchlachte Knollen. Nicht weit von dem Standorte der Kinder ſtanden mehrere mit den Köpfen gegen einander gelehnt, und über ſie lagen breite gelagerte Blöke wie ein Dach. Es war ein Häuschen, das gebildet war, das gegen vorne offen, rükwärts und an den Seiten aber geſchüzt war. Im Innern war es troken, da der ſteilrechte Schneefall keine einzige Floke hinein getragen hatte. Die Kinder waren recht froh, daß ſie nicht mehr in dem Eiſe waren, und auf ihrer Erde ſtanden.

Aber es war auch endlich finſter geworden.

„Sanna,“ ſagte der Knabe, „wir können nicht mehr hinab gehen, weil es Nacht geworden iſt, und weil wir fallen, oder gar in eine Grube gerathen könnten. Wir werden da unter die Steine hinein gehen, wo es ſo trocken und ſo warm iſt, und da werden wir warten. Die Sonne geht bald wieder auf, dann laufen wir hinunter. Weine nicht, ich bitte dich recht ſchön, weine nicht, ich gebe dir alle Dinge zu eſſen, welche uns die Großmutter mitgegeben hat.“

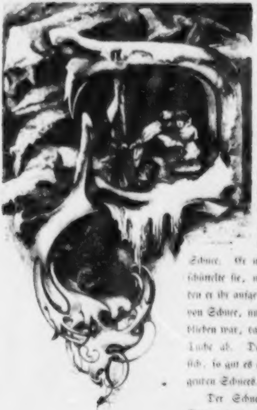
Sie weinte auch nicht, ſondern nachdem ſie beide unter das ſteinerne Ueberdach hinein gegangen waren, wo ſie nicht nur bequem ſitzen, ſondern auch ſtehen, und herumgehen konnten, ſetzte ſie ſich recht dicht an ihn, und war mäuschenſtille.

„Die Mutter,“ ſagte Konrad, „wird nicht böſe ſein, wir werden ihr von dem vielen Schnee erzählen, der uns aufgehalten hat, und ſie wird nichts ſagen; der Vater auch nicht. Wenn uns kalt wird — weißt du — dann mußt du mit den Händen an deinen Leib ſchlagen, wie die Holzhauer gethan haben, und dann wird dir wärmer werden.“

„Ja Konrad,“ ſagte das Mädchen.

Sanna war nicht gar ſo untröſtlich, daß ſie heute nicht mehr über den Berg hinab gingen, und nach Hauſe liefen, wie er etwa glauben mochte; denn die unermeßliche Anſtrengung, von der die Kinder nicht einmal gewußt hatten, wie groß ſie geweſen ſei, ließ ihnen das Sitzen ſüß, unſäglich ſüß erſcheinen, und ſie gaben ſich hin.

Jetzt machte ſich aber auch der Hunger geltend. Beide nahmen faſt zu gleicher Zeit ihre Brode aus den Taſchen, und aßen ſie. Sie aßen auch die Dinge — kleine Stückchen Kuchen Mandeln und Nüſſe und andere Kleinig-



keiten — die die Großmutter ihnen in die Taſche geſtekt hatte.

„Sanna, jezt müſſen wir aber auch den Schnee von unſern Kleidern thun,“ ſagte der Knabe, „daß wir nicht naß werden.“

„Ja, Konrad,“ erwiederte Sanna.

Die Kinder gingen aus ihrem Häuschen, und zuerſt reinigte Konrad das Schweſterlein von Schnee. Er nahm die Kleiderzipfel, ſchüttelte ſie, nahm ihr den Hut ab, den er ihr aufgeſezt hatte, entleerte ihn von Schnee, und was noch zurük geblieben war, das ſtäubte er mit einem Tuche ab. Dann entledigte er auch ſich, ſo gut es ging, des auf ihm liegenden Schnees.

Der Schneefall hatte zu dieſer Stunde ganz aufgehört. Die Kinder ſpürten keine Floke.

Sie gingen in die Steinhütte, und ſezten ſich nieder. Das Aufſtehen hatte ihnen ihre Müdigkeit erſt recht gezeigt, und ſie freuten ſich auf das Sizen. Konrad legte die Taſche aus Kalbfell ab. Er nahm das Tuch heraus, in welches die Großmutter eine Schachtel und mehrere Papierpäckchen gewickelt hatte, und that es zu größerer Wärme um ſeine Schultern. Auch die zwei Weißbrode nahm er aus dem Ränzchen, und reichte ſie beide an Sanna. Das Kind aß begierig. Es aß eines der Brode und von dem zweiten auch noch einen Theil. Den Reſt reichte es aber Konrad, da es ſah, daß er nicht aß. Er nahm es und verzehrte es.

Von da an ſaßen die Kinder, und ſchauten.

So weit ſie in der Dämmerung zu ſehen vermochten, lag überall der flimmernde Schnee hinab, deſſen einzelne winzige Täfelchen hie und da in der Finſterniß ſeltſam zu funkeln begannen, als hätte er bei Tag das Licht eingeſogen, und gäbe es jetzt von ſich.

Die Nacht brach mit der in großen Höhen gewöhnlichen Schnelligkeit herein. Bald war es ringsherum finſter, nur der Schnee fuhr fort, mit ſeinem bleichen Lichte zu leuchten. Der Schneefall hatte nicht nur aufgehört, ſondern der Schleier an dem Himmel fing auch an, ſich zu verdünnen, und zu vertheilen; denn die Kinder ſahen ein Sternlein blitzen. Weil der Schnee wirklich gleichſam ein Licht von ſich gab, und weil von den Wolken kein Schleier mehr herab hing, ſo konnten die Kinder von ihrer Höhle aus die Schneehügel ſehen, wie ſie ſich in Linien von dem dunkeln Himmel abſchnitten. Weil es in der Höhle viel wärmer war, als es an jedem andern Platze im ganzen Tage geweſen war, ſo ruhten die Kinder enge aneinander ſitzend, und vergaßen ſogar die Finſterniß zu fürchten. Bald vermehrten ſich auch die Sterne, jetzt kam hier einer zum Vorſcheine jetzt dort, bis es ſchien, als wäre am ganzen Himmel keine Wolke mehr.

Das war der Zeitpunkt, in welchem man in den Thälern die Lichter anzuzünden pflegt. Zuerſt wird eines angezündet und auf den Tiſch geſtellt, um die Stube zu erleuchten, oder es brennt auch nur ein Span, oder es brennt das Feuer auf der Leuchte, und es erhellen ſich alle Fenſter von bewohnten Stuben, und glänzen in die Schneenacht hinaus — aber heute erſt — am heiligen Abende — da wurden viel mehrere angezündet, um die Gaben zu beleuchten, welche für die

Kinder auf den Tiſchen lagen, oder an den Bäumen hingen, es wurden wohl unzählige angezündet; denn beinahe in jedem Hauſe in jeder Hütte jedem Zimmer war eines oder mehrere Kinder, denen der heilige Chriſt etwas gebracht hatte, und wozu man Lichter ſtellen mußte. Der Knabe hatte geglaubt, daß man ſehr bald von dem Berge hinab kommen könne, und doch, von den vielen Lichtern, die heute in dem Thale brannten, kam nicht ein einziges zu ihnen herauf, ſie ſahen nichts als den blaſſen Schnee und den dunkeln Himmel, alles andere war ihnen in die unſichtbare Ferne hinab gerückt. In allen Thälern bekamen die Kinder in dieſer Stunde die Geſchenke des heiligen Chriſt: nur die zwei ſaßen oben am Rande des Eiſes, und die vorzüglichſten Geſchenke, die ſie heute hätten bekommen ſollen, lagen in verſiegelten Päckchen in der Kalbfelltaſche im Hintergrunde der Höhle.

Die Schneewolken waren ringsum hinter die Berge hinab geſunken, und ein ganz dunkelblaues faſt ſchwarzes Gewölbe ſpannte ſich um die Kinder voll von dichten brennenden Sternen, und mitten durch dieſe Sterne war ein ſchimmerndes breites milchiges Band gewoben, das ſie wohl auch unten im Thale aber nie ſo deutlich geſehen hatten. Die Nacht rückte vor. Die Kinder wußten nicht, daß die Sterne gegen Weſten rücken und weiter wandeln, ſonſt hätten ſie an ihrem Vorſchreiten den Stand der Nacht erkennen können; aber es kamen neue und gingen die alten, ſie aber glaubten, es ſeien immer dieſelben. Es wurde von dem Scheine der Sterne auch lichter um die Kinder; aber ſie ſahen kein Thal, keine Gegend, ſondern überall nur Weiß — lauter Weiß. Blos ein dunkles Horn ein dunkles Haupt ein dunkler Arm wurde ſichtbar, und ragte dort und hier aus dem Schimmer empor. Der Mond war nirgends am Himmel zu erbliken, vielleicht war er ſchon frühe mit der Sonne untergegangen, oder er iſt noch nicht erſchienen.

Als eine lange Zeit vergangen war, ſagte der Knabe: „Sanna, du mußt nicht ſchlafen; denn weißt du, wie der Vater geſagt hat, wenn man im Gebirge ſchläft, muß man erfrieren, ſo wie der alte Eſchenjäger auch geſchlafen hat, und vier

Monate todt auf dem Steine geſeſſen iſt, ohne daß jemand gewußt hatte, wo er ſei."

„Nein, ich werde nicht ſchlafen," ſagte das Mädchen matt.

Konrad hatte es an dem Zipfel des Kleides geſchüttelt, um es zu jenen Worten zu erwecken.

Nun war es wieder ſtille.

Nach einer Zeit empfand der Knabe ein ſanftes Drüken gegen ſeinen Arm, das immer ſchwerer wurde. Sanna war eingeſchlafen, und war gegen ihn herüber geſunken.

„Sanna, ſchlafe nicht, ich bitte dich, ſchlafe nicht," ſagte er.

„Nein," lallte ſie ſchlaftrunken, „ich ſchlafe nicht."

Er rükte weiter von ihr, um ſie in Bewegung zu bringen, allein ſie ſank um, und hätte auf der Erde liegend fortgeſchlafen. Er nahm ſie an der Schulter, und rüttelte ſie. Da er ſich dabei ſelber etwas ſtärker bewegte, merkte er, daß ihn friere, und daß ſein Arm ſchwerer ſei. Er erſchrak, und ſprang auf. Er ergriff die Schweſter, ſchüttelte ſie ſtärker, und ſagte: „Sanna, ſtehe ein wenig auf, wir wollen eine Zeit ſtehen, daß es beſſer wird."

„Mich friert nicht, Konrad," antwortete ſie.

„Ja, ja, es friert dich, Sanna, ſtehe auf," rief er.

„Die Pelzjake iſt warm," ſagte ſie.

„Ich werde dir empor helfen," ſagte er.

„Nein," erwiederte ſie, und war ſtille.

Da fiel dem Knaben etwas anderes ein. Die Großmutter hatte geſagt: Nur ein Schlukchen wärmt den Magen ſo, daß es den Körper in den kälteſten Wintertagen nicht frieren kann.

Er nahm das Kalbfellränzchen, öffnete es, und griff ſo lange, bis er das Fläſchchen fand, in welchem die Großmutter der Mutter einen ſchwarzen Kaffehabſud ſchiken wollte. Er nahm das Fläſchchen heraus, that den Verband weg, und öffnete mit Anſtrengung den Kork. Dann bükte er ſich zu Sanna, und ſagte: „Da iſt der Kaffeh, den die Großmutter der Mutter ſchickt, koſte ihn ein wenig, er wird dir warm machen. Die Mutter gibt ihn uns, wenn ſie nur weiß, wozu wir ihn nöthig gehabt haben.“

Das Mädchen, deſſen Natur zur Ruhe zog, antwortete: „Mich friert nicht.“

„Nimm nur etwas,“ ſagte der Knabe, „dann darfſt du ſchlafen.“

Dieſe Ausſicht verlockte Sanna, ſie bewältigte ſich ſo weit, daß ſie das faſt eingegoſſene Getränk verſchluckte. Hierauf trank der Knabe auch etwas.

Der ungemein ſtarke Auszug wirkte ſogleich, und zwar um ſo heftiger, da die Kinder in ihrem Leben keinen Kaffeh gekoſtet hatten. Statt zu ſchlafen, wurde Sanna nun lebhafter, und ſagte ſelber, daß ſie friere, daß es aber von Innen recht warm ſei, und auch ſo in die Hände und Füße gehe. Die Kinder redeten ſogar eine Weile mit einander.

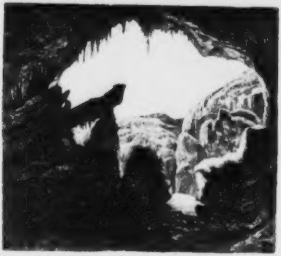
So tranken ſie trotz der Bitterkeit immer wieder von dem Getränke, ſobald die Wirkung nachzulaſſen begann, und ſteigerten ihre unſchuldigen Nerven zu einem Fieber, das im Stande war, den zum Schlummer ziehenden Gewichten entgegen zu wirken.

Es war nun Mitternacht gekommen. Weil ſie noch ſo jung waren, und an jedem heiligen Abende in höchſtem Drange der Freude ſtets erſt ſehr ſpät entſchlummerten, wenn ſie nämlich der körperliche Drang übermannt hatte, ſo hatten ſie nie das mitternächtliche Läuten der Glocken, nie die Orgel der Kirche gehört, wenn das Feſt gefeiert wurde, obwohl ſie nahe an der Kirche wohnten. In dieſem Augenblicke der heutigen Nacht wurde nun mit allen Glocken geläutet, es läuteten die Glocken in Millsdorf, es läuteten die Glocken in Gſchaid, und hinter dem Berge war noch ein Kirchlein mit drei hellen klingenden Glocken, die läuteten. In den fernen Ländern draußen waren unzählige Kirchen und Glocken, und mit allen wurde zu dieſer Zeit geläutet, von Dorf zu Dorf ging die Tonwelle, ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum andern durch die blätterloſen Zweige das Läuten hören: nur zu den Kindern herauf kam kein Laut, hier wurde nichts vernommen; denn hier war nichts zu verkündigen. In den Thalkrümmen gingen jezt an den Berghängen die Lichter der Laternen hin und von manchem Hofe tönte das Hausglöklein, um die Leute zu erinnern; aber dieſes konnte um ſo weniger herauf geſehen und gehört werden, es glänzten nur die Sterne, und ſie leuchteten und funkelten ruhig fort.

Wenn auch Konrad ſich das Schikſal des erfrornen Eichenjägers vor Augen hielt, wenn auch die Kinder das Fläſchchen mit dem ſchwarzen Kaffeh faſt ausgeleert hatten, wodurch ſie ihr Blut zu größerer Thätigkeit brachten, aber gerade dadurch eine folgende Ermattung herbei zogen: ſo würden ſie den Schlaf nicht haben überwinden können, deſſen verführende Süßigkeit alle Gründe überwiegt, wenn nicht die Natur in ihrer Größe ihnen beigeſtanden wäre, und in ihrem Innern eine Kraft aufgerufen hätte, welche im Stande war, dem Schlafe zu widerſtehen.

In der ungeheueren Stille, die herrſchte, in der Stille, in der ſich kein Schneeſpizchen zu rühren ſchien, hörten die Kinder dreimal das Krachen des Eiſes. Was das Starrſte ſcheint, und doch das Regſamſte und Lebendigſte iſt, der Gletſcher, hatte die Töne hervorgebracht. Dreimal hörten ſie hinter ſich den Schall, der entſezlich war, als ob die Erde entzwei geſprungen wäre, der ſich nach allen Richtungen im Eiſe verbreitete, und gleichſam durch alle Aederchen des Eiſes lief. Die Kinder blieben mit offenen Augen ſizen, und ſchauten in die Sterne hinaus.

Auch für die Augen begann ſich etwas zu entwikeln. Wie die Kinder ſo ſaßen, erblühte am Himmel vor ihnen ein bleiches Licht mitten unter den Sternen, und ſpannte einen ſchwachen Bogen durch dieſelben. Es hatte einen grünlichen Schimmer, der ſich ſachte nach unten zog. Aber der Bogen wurde immer heller und heller, bis ſich die Sterne vor ihm zurük zogen, und erblaßten. Auch in andere Gegenden des Himmels ſandte er einen Schein, der ſchimmergrün ſachte und lebendig unter die Sterne floß. Dann ſtanden Garben verſchiedenen Lichtes auf der Höhe des Bogens wie Zaken einer Krone, und brannten. Es floß helle durch die benachbarten Himmelsgegenden, es ſprühte leiſe, und ging in ſanftem



Zucken durch lange Räume. Hatte ſich nun der Gewitterſtoff des Himmels durch den unerhörten Schneefall ſo geſpannt, daß er in dieſen ſtummen herrlichen Strömen des Lichtes ausfloß, oder war es eine andere Urſache der unergründlichen Natur. Nach und nach wurde es ſchwächer und immer ſchwächer, die Garben erloſchen zuerſt, bis es allmählich und unmerklich immer geringer wurde, und wieder nichts am Himmel war als die tauſend und tauſend einfachen Sterne.

Die Kinder ſagten keines zu dem andern ein Wort, ſie blieben fort und fort ſitzen, und ſchauten mit offenen Augen in den Himmel.

Es geſchah nun nichts Beſonderes mehr. Die Sterne glänzten, funkelten, und zitterten, nur manche ſchießende Schnuppe fuhr durch ſie.

Endlich, nachdem die Sterne lange allein geſchienen hatten, und nie ein Stückchen Mond an dem Himmel zu erblicken geweſen war, geſchah etwas anderes. Es fing der Himmel an, heller zu werden, langſam heller, aber doch zu erkennen; es wurde ſeine Farbe ſichtbar, die bleichſten Sterne erloſchen und die anderen ſtanden nicht mehr ſo dicht. Endlich wichen auch die ſtärkeren, und der Schnee vor den Höhen wurde deutlicher ſichtbar. Zuletzt färbte ſich eine Himmelsgegend gelb, und ein Wolkenſtreifen, der in derſelben war, wurde zu einem leuchtenden Faden entzündet. Alle Dinge waren klar zu ſehen, und die entfernten Schneehügel zeichneten ſich ſcharf in die Luft.

„Sanna, der Tag bricht an," ſagte der Knabe.

„Ja, Konrad," antwortete das Mädchen.

„Wenn es nur noch ein bischen heller wird, dann gehen wir aus der Höhle, und laufen über den Berg hinunter."

Es wurde heller, an dem ganzen Himmel war kein Stern mehr ſichtbar, und alle Gegenſtände ſtanden in der Morgendämmerung da.

„Nun jetzt gehen wir," ſagte der Knabe.

„Ja, wir gehen," antwortete Sanna.

Die Kinder ſtanden auf, und verſuchten ihre erſt heute recht müden Glieder. Obwohl ſie nichts geſchlafen hatten, waren ſie doch durch den Morgen geſtärkt, wie das immer ſo iſt. Der Knabe hing ſich das Kalbfellränzchen um, und machte das Pelzjäckchen an Sanna feſter zu. Dann führte er ſie aus der Höhle. Weil ſie nach ihrer Meinung nur über den Berg hinab zu laufen hatten, dachten ſie an kein Eſſen, und unterſuchten das Ränzchen nicht, ob noch Weißbrode oder andere Eßwaaren darinnen ſeien.

Von dem Berge wollte nun Konrad, weil der Himmel ganz heiter war, in die Thäler hinab ſchauen, um das Gſchaider Thal zu erkennen, und in daſſelbe hinunter zu gehen. Aber er ſah gar keine Thäler. Es war nicht, als ob ſie ſich auf einem Berge befänden, von dem man hinab ſieht, ſondern in einer fremden ſeltſamen Gegend, in der lauter unbekannte Gegenſtände ſind. Sie ſahen heute auch in größerer Entfernung furchtbare Felſen aus dem Schnee empor ſtehen, die ſie geſtern nicht geſehen hatten, ſie ſahen das Eis, ſie ſahen Hügel und Schneelehnen emporſtarren, und hinter dieſen war entweder der Himmel, oder es ragte die blaue Spitze eines ſehr fernen Berges am Schneerande hervor.

In dieſem Augenblike ging die Sonne auf.

Eine rieſengroße blutrothe Scheibe erhob ſich an dem Schneeſaume in den Himmel, und in dem Augenblike erröthete der Schnee um die Kinder, als wäre er mit Millionen Roſen überſtreut worden. Die Koppen und die Hörner warfen ſehr lange grünliche Schatten längs des Schnees.

„Sanna, wir werden jezt da weiter vorwärts gehen, bis wir an den Rand des Berges kommen, und hinunter ſehen,“ ſagte der Knabe.

Sie gingen nun in den Schnee hinaus. Er war in der heiteren Nacht noch trokener geworden, und wich den Tritten noch beſſer aus. Sie wateten rüſtig fort. Ihre Glieder wurden ſogar geſchmeidiger und ſtärker, da ſie gingen. Allein ſie kamen an keinen Rand, und ſahen nicht hinunter. Schneefeld entwikelte ſich aus Schneefeld, und am Saume eines jeden ſtand alle Male wieder der Himmel.

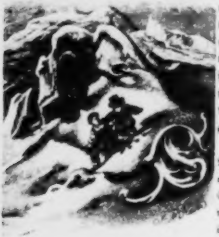
Sie gingen deſſohngeachtet fort.

Da kamen ſie wieder in das Eis. Sie wußten nicht, wie das Eis daher gekommen ſei, aber unter den Füßen empfanden ſie den glatten Boden, und waren gleich nicht die fürchterlichen Trümmer, wie an jenem Rande, an dem ſie die Nacht zugebracht hatten, ſo ſahen ſie doch, daß ſie auf glattem Eiſe fortgingen, ſie ſahen hie und da Stüke, die immer mehr wurden, die ſich näher an ſie drängten, und die ſie wieder zu klettern zwangen.

Aber ſie verfolgten doch ihre Richtung.

Sie kletterten neuerdings an Blöken empor. Da ſtanden ſie wieder auf dem Eisfelde. Heute bei der hellen Sonne konnten ſie erſt erbliken, was es iſt. Es war ungeheuer groß, und jenſeits ſtanden wieder ſchwarze Felſen empor, es ragte gleichſam Welle hinter Welle auf, das beſchneite Eis war gedrängt, gequollen, empor gehoben, gleichſam als ſchöbe es ſich noch vorwärts, und ſtoße gegen die Bruſt der Kinder heran. In dem Weiß ſahen ſie unzählige vorwärts gehende geſchlängelte blaue Linien. Zwiſchen jenen Stellen, wo die Eiskörper gleichſam wie aneinandergeſchmettert ſtarrten, gingen auch Linien wie Wege, aber ſie waren weiß, und waren Streifen, wo ſich feſter Eisboden vorfand, oder die Stücke doch nicht gar ſo ſehr verſchoben waren. In dieſe Pfade gingen die Kinder hinein, weil ſie doch einen Theil des Eiſes überſchreiten wollten, um an den Bergrand zu gelangen, und endlich einmal hinunter zu ſehen. Sie ſagten kein Wörtlein. Das Mädchen folgte dem Knaben. Aber es war auch heute wieder Eis, lauter Eis. Wo ſie hinüber gelangen wollten, wurde es gleichſam immer breiter und breiter. Da ſchlugen ſie ihre Richtung aufgebend den Rückweg ein. Wo ſie nicht gehen konnten, griffen ſie ſich durch die Mengen des Schnees hindurch, der oft dicht vor ihrem Auge wegbrach, und den ſehr blauen Streifen einer Eisſpalte zeigte, wo doch früher alles weiß geweſen war; aber ſie kümmerten ſich nicht darum, ſie arbeiteten ſich fort, bis ſie wieder irgend wo aus dem Eiſe heraus kamen.

„Sanna,“ ſagte der Knabe, „wir werden gar nicht mehr in das Eis hinein gehen, weil wir in demſelben nicht fortkommen. Und weil wir ſchon in unſer Thal gar nicht hinab ſehen können, ſo werden wir gerade über den Berg hinab gehen. Wir müſſen in ein Thal kommen, dort werden wir den Leuten ſagen, daß wir aus Gſchaid ſind, die werden uns einen Wegweiſer nach Hauſe mitgeben.“



„Ja, Konrad,“ ſagte das Mädchen.

So begannen ſie nun in dem Schnee nach jener Richtung abwärts zu gehen, welche ſich ihnen eben darbot. Der Knabe führte das Mädchen an der Hand. Allein nachdem ſie eine Weile abwärts gegangen waren, hörte in dieſer Richtung das Gehänge auf, und der Schnee ſtieg wieder empor. Alſo änderten die Kinder die Richtung, und gingen nach der Länge einer Mulde hinab. Aber da fanden ſie wieder Eis. Sie ſtiegen alſo an der Seite der Mulde empor, um nach einer andern Richtung ein Abwärts zu ſuchen. Es führte ſie eine Fläche hinab, allein die wurde nach und nach ſo ſteil, daß ſie kaum noch einen Fuß einſetzen konnten, und abwärts zu gleiten fürchteten. Sie klommen alſo wieder empor, um wieder einen andern Weg nach abwärts zu ſuchen. Nachdem ſie lange im Schnee empor geklommen, und dann auf einem ebenen Rücken fortgelaufen waren, war es wie früher: entweder ging der Schnee ſo ſteil ab, daß ſie geſtürzt wären, oder er ſtieg wieder hinan, daß ſie auf den Berggipfel zu kommen fürchteten. Und ſo ging es immer fort.

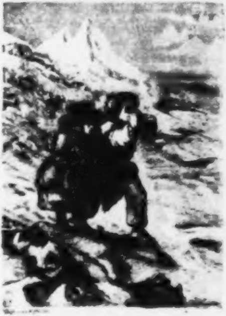
Da wollten ſie die Richtung ſuchen, in der ſie gekommen waren, und zur rothen Unglückſäule hinab gehen. Weil es nicht ſchneit, und der Himmel ſo helle iſt, ſo würden ſie, dachte der Knabe, die Stelle ſchon erkennen, wo die Säule ſein ſolle, und würden von dort nach Gſchaid hinab gehen können.

Der Knabe ſagte dieſen Gedanken dem Schweſterchen, und dieſe folgte.

Allein auch der Weg auf den Hals hinab war nicht zu finden.

So klar die Sonne ſchien, ſo ſchön die Schneehöhen da ſtanden, und die Schneefelder da lagen, ſo konnten ſie doch die Gegenden nicht erkennen, durch die ſie geſtern herauf gegangen waren. Geſtern war alles durch den fürchterlichen Schneefall verhängt geweſen, daß ſie kaum einige Schritte von ſich geſehen hatten, und da war alles ein einziges Weiß und Grau durch einander geweſen. Nur die Felſen hatten ſie geſehen, an denen und zwiſchen denen ſie gegangen waren: allein auch heute hatten ſie bereits viele Felſen geſehen, die alle den nehmlichen Anſchein gehabt hatten, wie die geſtern geſehenen. Heute ließen ſie friſche Spuren in dem Schnee zurück; aber geſtern ſind alle Spuren von dem fallenden Schnee verdeckt worden. Auch aus dem bloßen Anblicke konnten ſie nicht errathen, welche Gegend auf den Hals führe, da alle Gegenden gleich waren. Schnee lauter Schnee. Sie gingen aber doch immer fort, und meinten, es zu erringen. Sie wichen den ſteilen Abſtürzen aus, und kletterten keine ſteilen Anhöhen hinan.

Auch heute blieben ſie öfter ſtehen, um zu horchen; aber ſie vernahmen auch heute nichts, nicht den geringſten Laut. Zu ſehen war auch nichts als der Schnee, der helle weiße Schnee, aus dem hie und da die ſchwarzen Hörner und die ſchwarzen Steinrippen empor ſtanden.



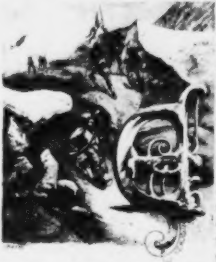
Endlich war es dem Knaben, als ſähe er auf einem fernen ſchiefen Schneefelde ein hüpfendes Feuer. Es tauchte auf, es tauchte nieder. Jezt ſahen ſie es, jezt ſahen ſie es nicht. Sie blieben ſtehen, und blikten unverwandt auf jene Gegend hin. Das Feuer hüpfte immer fort, und es ſchien, als ob es näher käme; denn ſie ſahen es größer und ſahen das Hüpfen deutlicher. Es verſchwand nicht mehr ſo oft und nicht mehr auf ſo lange Zeit wie früher. Nach einer Weile vernahmen ſie in der ſtillen blauen Luft ſchwach ſehr ſchwach etwas wie einen lange anhaltenden Ton aus einem Hirtenhorne. Wie aus Inſtinkt ſchrieen beide Kinder laut. Nach einer Zeit hörten ſie den Ton wieder. Sie ſchrieen wieder, und blieben auf der nehmlichen Stelle ſtehen. Das Feuer näherte ſich auch. Der

Ton wurde zum drittenmale vernommen, und dieſes Mal deutlicher. Die Kinder antworteten wieder durch lautes Schreien. Nach einer geraumen Weile erkannten ſie auch das Feuer. Es war kein Feuer, es war eine rothe Fahne, die geſchwungen wurde. Zugleich ertönte das Hirtenhorn näher und die Kinder antworteten.

„Sanna," rief der Knabe, „da kommen Leute aus Gſchaid, ich kenne die Fahne, es iſt die rothe Fahne, welche der fremde Herr, der mit dem jungen Gemſenjäger den Gars beſtiegen hatte, auf dem Gipfel aufpflanzte, daß ſie der Herr Pfarrer mit dem Fernrohre ſähe, was als Zeichen gälte, daß ſie oben ſeien, und welche Fahne damals der fremde Herr dem Herrn Pfarrer geſchenkt hat. Du warſt noch ein recht kleines Kind."

„Ja, Konrad."

Nach einer Zeit ſahen die Kinder auch die Menſchen, die bei der Fahne waren, kleine ſchwarze Stellen, die ſich zu bewegen ſchienen. Der Ruf des Hornes wiederholte ſich von Zeit zu Zeit, und kam immer näher. Die Kinder antworteten jedes Mal.



Endlich ſahen ſie über den Schneeabhang gegen ſich her mehrere Männer mit ihren Stöcken herabfahren, die die Fahne in ihrer Mitte hatten. Da ſie näher kamen, erkannten ſie dieſelben. Es war der Hirt Philipp mit dem Horne, ſeine zwei Söhne, der junge Gemſenjäger, und mehrere Bewohner von Gſchaid.

„Gebenedeit ſei Gott," ſchrie Philipp, „da ſeid ihr ja. Der ganze Berg iſt voll Leute. Laufe doch einer gleich zu der Sideralpe hinab, und läute die Glocke, daß die dort hören, daß wir ſie gefunden haben, und einer muß auf den Krebsſtein gehen, und die Fahne dort aufpflanzen, daß ſie dieſelbe in dem Thale ſehen, und die Pöller abſchießen, damit die es wiſſen, die im Millsdorfer Walde ſuchen, und damit ſie in Gſchaid die Rauchfeuer anzünden, die in der Luft geſehen werden, und alle, die noch auf dem Berge ſind, in die Sideralpe hinab bedeuten. Das ſind Weihnachten!“

„Ich laufe in die Alpe hinab,“ ſagte einer.

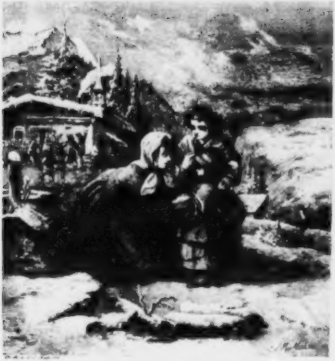
„Ich trage die Fahne auf den Krebsſtein,“ ſagte ein anderer.

„Und wir werden die Kinder in die Sideralpe hinab bringen, ſo gut wir es vermögen, und ſo gut uns Gott helfe,“ ſagte Philipp.

Ein Sohn Philipps ſchlug den Schnee nach abwärts ein, und der andere ging mit der Fahne durch den Schnee dahin.

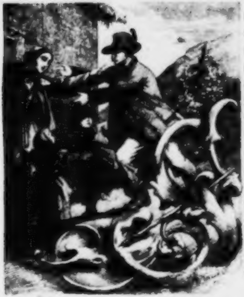
Der Gemsjäger nahm das Mädchen bei der Hand, der Herr Philipp den Knaben. Die andern halfen, wie ſie konnten. So begann man den Weg. Er ging in Windungen. Bald gingen ſie nach einer Richtung, bald ſchlugen ſie die entgegengeſetzte ein, bald gingen ſie abwärts bald aufwärts. Immer ging es durch Schnee, immer durch Schnee, und die Gegend blieb ſich beſtändig gleich. Über ſehr ſchiefe Flächen thaten ſie Steigeiſen an die Füße, und trugen die Kinder. Endlich nach langer Zeit hörten ſie ein Glöcklein, das ſanft und fein zu ihnen heraufkam, und das erſte Zeichen war, das ihnen die niedern Gegenden wieder zuſandten. Sie mußten wirklich ſehr tief herabgekommen ſein; denn ſie ſahen ein Schneehaupt recht hoch und recht blau über ſich ragen. Das Glöcklein aber, das ſie hörten, war das der Sideralpe, das geläutet wurde, weil dort die Zuſammenkunft verabredet war. Da ſie noch weiter kamen, hörten ſie auch ſchwach in die ſtille Luft die Pöllerſchüſſe herauf, die in Folge der ausgeſteckten Fahne abgefeuert wurden, und ſahen dann in die Luft feine Rauchſäulen aufſteigen.

Da ſie nach einer Weile über eine ſanfte ſchiefe Fläche abgingen, erblickten ſie die Sideralphütte. Sie gingen auf ſie zu. In der Hütte brannte ein Feuer,



die Mutter der Kinder war da, und mit einem furchtbaren Schrei ſank ſie in den Schnee zurück, als ſie die Kinder mit dem Eichenjäger kommen ſah.

Dann lief ſie herzu, betrachtete ſie überall, wollte ihnen zu eſſen geben, wollte ſie wärmen, wollte ſie in vorhandenes Heu legen; aber bald überzeugte ſie ſich, daß die Kinder durch die Freude ſtärker ſeien, als ſie gedacht hatte, daß ſie nur einiger warmer Speiſe bedurften, die ſie bekamen, und daß ſie nur ein wenig ausruhen mußten, was ihnen ebenfalls zu Theil werden ſollte.



Da nach einer Zeit der Ruhe wieder eine Gruppe Männer über die Schneefläche herabkam, während das Hüttenglöcklein immer fortläutete, ließen die Kinder ſelber mit den andern hinaus, um zu ſehen, wer es ſei. Der Schuſter war es, der einſtige Alpenſteiger, mit Alpenſtock und Steigeiſen, begleitet von ſeinen Freunden und Kameraden.

ebaſtian, da ſind ſie,“ ſchrie das Weib.

Er aber war ſtumm, zitterte und lief auf ſie zu. Dann rührte er die Lippen, als wollte er etwas ſagen, ſagte aber nichts, riß die Kinder an ſich, und hielt ſie lange. Dann wandte er ſich gegen ſein Weib, ſchloß es an ſich, und rief: „Sanna, Sanna!“

Nach einer Weile nahm er den Hut, der ihm in den Schnee gefallen war, auf, trat unter die Männer, und wollte reden. Er ſagte aber nur: „Nachbarn, Freunde, ich danke euch.“

Da man noch gewartet hatte, bis die Kinder ſich zur Beruhigung erholt hatten, ſagte er: „Wenn wir alle beiſammen ſind, ſo können wir in Gottes Namen aufbrechen.“

„Es ſind wohl noch nicht alle,“ ſagte der Hirt Philipp, „aber die noch abgeben, wiſſen aus dem Rauche, daß wir die Kinder haben, und ſie werden ſchon nach Hauſe gehen, wenn ſie die Alphütte leer finden."

Man machte ſich zum Aufbruche bereit.

Man war auf der Sideralphütte nicht gar weit von Gſchaid entfernt, aus deſſen Fenſtern man im Sommer recht gut die grüne Matte ſehen konnte, auf der die graue Hütte mit dem kleinen Glokenthürmlein ſtand; aber es war unterhalb eine fallrechte Wand, die viele Klaftern hoch hinab ging, und auf der man im Sommer nur mit Steigeiſen im Winter gar nicht hinab kommen konnte. Man mußte daher den Umweg zum Halſe machen, um von der Unglükſäule aus nach Gſchaid hinab zu kommen. Auf dem Wege gelangte man über die Siderwieſe, die noch näher an Gſchaid iſt, ſo daß man die Fenſter des Dörfleins zu erbliken meinte.

Als man über dieſe Wieſe ging, tönte hell und deutlich das Glöklein der Gſchaider Kirche herauf, die Wandlung des heiligen Hochamtes verkündend.

Der Pfarrer hatte wegen der allgemeinen Bewegung, die am Morgen in Gſchaid war, die Abhaltung des Hochamtes verſchoben, da er dachte, daß die Kinder zum Vorſcheine kommen würden. Allein endlich, da noch immer keine Nachricht eintraf, mußte die heilige Handlung doch vollzogen werden.

Als das Wandlungsglöklein tönte, ſanken alle, die über die Siderwieſe gingen, auf die Knie in den Schnee, und beteten. Als der Klang des Glökleins aus war, ſtanden ſie auf und gingen weiter.

Der Schuſter trug meiſtens das Mädchen, und ließ ſich von ihm alles erzählen.

Als ſie ſchon gegen den Wald des Halſes kamen, trafen ſie Spuren, von denen der Schuſter ſagte: „Das ſind keine Fußſtapfen von Schuhen meiner Arbeit."

Die Sache klärte ſich bald auf. Wahrſcheinlich durch die vielen Stimmen, die auf dem Plaze tönten, angelokt, kam wieder eine Abtheilung Männer auf die Herabgehenden zu. Es war der aus Angſt aſchenhaft entfärbte Färber, der an der Spize ſeiner Knechte ſeiner Geſellen und mehrerer Millsdorfer bergab kam.

„Sie ſind über das Gletſchereis und über die Schründe gegangen, ohne es zu wiſſen,“ rief der Schuſter ſeinem Schwiegervater zu.

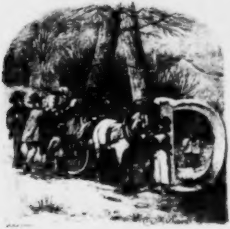
„Da ſind ſie ja — da ſind ſie ja — Gott ſei Dank“ antwortete der Färber, „ich weiß es ſchon, daß ſie oben waren, als dein Bote in der Nacht zu uns kam, und wir mit Lichtern den ganzen Wald durchſucht und nichts gefunden hatten — und als dann das Morgengrau anbrach, bemerkte ich an dem Wege, der von der rothen Unglückſäule links gegen den Schneeberg hinan führt, daß dort, wo man eben von der Säule weggeht, hin und wieder mehrere Reiſerchen und Ruthen geknickt ſind, wie Kinder gerne thun, wo ſie eines Weges gehen — da wußte ich es — die Richtung ließ ſie nicht mehr aus, weil ſie in der Höhlung gingen, weil ſie zwiſchen den Felſen gingen, und weil ſie dann auf dem Grat gingen, der rechts und links ſo ſteil iſt, daß ſie nicht hinab kommen konnten. Sie mußten hinauf. Ich ſchickte nach dieſer Beobachtung gleich nach Gſchaid, aber der Holzknecht Michael, der hinüber ging, ſagte bei der Rückkunft, da er uns faſt am Eiſe oben traf, daß ihr ſie ſchon habet, weßhalb wir wieder herunter gingen.“

„Ja,“ ſagte Michael, „ich habe es geſagt, weil die rothe Fahne ſchon auf dem Krebsſteine ſteckt, und die Gſchaider dieſes als Zeichen erkannten, das verabredet worden war. Ich ſagte euch, daß auf dieſem Wege da alle herab kommen müſſen, weil man über die Wand nicht gehen kann.“

„Und knie nieder, und danke Gott auf den Knieen, mein Schwiegerſohn,“ fuhr der Färber fort, „daß kein Wind gegangen iſt. Hundert Jahre werden wieder vergehen, daß ein ſo wunderbarer Schneefall niederfällt, und daß er gerade niederfällt, wie naſſe Schnüre von einer Stange hängen. Wäre ein Wind gegangen, ſo wären die Kinder verloren geweſen.“

„Ja, danken wir Gott, danken wir Gott,“ ſagte der Schuſter.

Der Färber, der ſeit der Ehe ſeiner Tochter nie in Gſchaid geweſen war, beſchloß, die Leute nach Gſchaid zu begleiten.



Da man ſchon gegen die rothe Unglückſäule zu kam, wo der Holzweg begann, wartete ein Schlitten, den der Schuſter auf alle Fälle dahin beſtellt hatte. Man that die Mutter und die Kinder hinein, verſah ſie hinreichend mit Decken und Pelzen, die im Schlitten waren, und ließ ſie nach Gſchaid voranfahren.

Die andern folgten, und kamen am Nachmittage in Gſchaid an.

Die, welche noch auf dem Berge geweſen waren, und erſt durch den Rauch das Rückzugszeichen erfahren hatten, fanden ſich auch nach und nach ein. Der letzte, welcher erſt am Abende kam, war der Sohn des Hirten Philipp, der die rothe Fahne auf den Krebsſtein getragen, und ſie dort aufgepflanzt hatte.

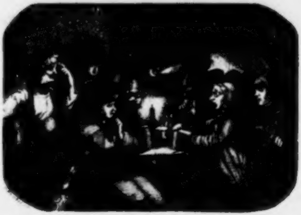
In Gſchaid wartete die Großmutter, welche herüber gefahren war.

„Nie, nie," rief ſie aus, „dürfen die Kinder in ihrem ganzen Leben mehr im Winter über den Hals gehen."

Die Kinder waren von dem Getriebe betäubt. Sie hatten noch etwas zu eſſen bekommen, und man hatte ſie in das Bett gebracht. Spät gegen Abend, da ſie ſich ein wenig erholt hatten, da einige Nachbarn und Freunde ſich in der Stube eingefunden hatten, und dort von dem Ereigniſſe redeten, die Mutter aber in der Kammer an dem Bettchen Sannas ſaß, und ſie ſtreichelte, ſagte das Mädchen: „Mutter, ich habe heute Nachts, als wir auf dem Berge ſaſſen, den heiligen Chriſt geſehen.“

„O du mein geduldiges, du mein liebes, du mein herziges Kind,“ antwortete die Mutter, „er hat dir auch Gaben geſendet, die du bald bekommen wirſt.“

Die Schachteln waren ausgepackt worden, die Lichter waren angezündet, die Thür in die Stube wurde geöffnet, und die Kinder ſahen von dem Bette auf den verſpäteten hell leuchtenden freundlichen Chriſtbaum hinaus. Trotz der Erſchöpfung mußte man ſie noch ein wenig ankleiden, daß ſie hinaus gingen, die Gaben empfingen, bewunderten, und endlich mit ihnen einſchliefen.



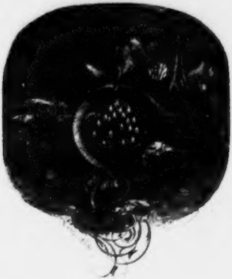
In dem Wirthshauſe in Gſchaid war es an dieſem Abende lebhafter als je. Alle, die nicht in der Kirche geweſen waren, waren jetzt dort, und die Andern auch. Jeder erzählte, was er geſehen und gehört, was er gethan, was er gerathen, und was für Begegniſſe und Gefahren er erlebt hat. Beſonders aber wurde hervorgehoben, wie man alles hätte anders und beſſer machen können.

Das Ereigniß hat einen Abſchnitt in die Geſchichte von Gſchaid gebracht, es hat auf lange den Stoff zu Geſprächen gegeben, und man wird noch nach Jahren davon reden, wenn man den Berg an heitern Tagen beſonders deutlich ſieht, oder wenn man den Fremden von ſeinen Merkwürdigkeiten erzählt.

Die Kinder waren von dem Tage an erſt recht das Eigenthum des Dorfes geworden, ſie wurden von nun an nicht mehr als Auswärtige, ſondern als Eingeborne betrachtet, die man ſich von dem Berge herab geholt hatte.

Auch ihre Mutter Sanna war nun eine Eingeborne von Gſchaid.

Die Kinder aber werden den Berg nicht vergeſſen, und werden ihn jetzt noch ernſter betrachten, wenn ſie in dem Garten ſind, wenn wie in der Vergangenheit die Sonne ſehr ſchön ſcheint, der Lindenbaum duftet, die Bienen ſummen, und er ſo ſchön und ſo blau wie das ſanfte Firmament auf ſie hernieder ſchaut.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Vermiſchte
Schriften

von

Adalbert Stifter.

113

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Erſter Band.

Lit. germ. 74528:1.2.

Biblioth.
Universitatis
Lipsiensis
1895

Leipzig
C. F. Amelang's Verlag.

Km R 4045

Inhalt.

Seite
Die Mappe meines Urgroßvaters 1
Ueber Kunſt im Allgemeinen 187
Dramatiſche Dichtung und Darſtellung 203
Kirchliche Bauwerke 233
Gemälde 267
Die Poeſie und ihre Wirkungen 307

Die Mappe meines Urgroßvaters.

Bruchſtücke

aus dem

unvollendet gebliebenen Werke.

Vorbemerkung.

„Die Mappe meines Urgroßvaters“ erſchien zuerſt in der Wiener Zeitſchrift, Jahrgang 1841 und 1842, und ſpäter weſentlich umgearbeitet in den Studien. Aber ſchon während des Druckes dieſer zweiten Bearbeitung entſtand in dem Dichter der Gedanke an eine vollſtändige Entwicklung der dem Werke zu Grunde liegenden Idee, und er beſchäftigte ihn auch in der Folgezeit neben ſeinen übrigen Arbeiten. In den letzten Jahren ſeines Lebens begann er, was auf dieſe Weiſe in ſeinem Geiſte zu künſtleriſcher Durchbildung gelangt war, wirklich niederzuſchreiben: er kam damit aber nur bis über den Anfang des zweiten Bandes hinaus. Hier machte der Tod ein Ende.

Idee und Anlage des Ganzen ſind jedoch aus dem, was vorliegt, mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen. Der Dichter wollte ein allmählich zu innerer Klarheit und Feſtigkeit, und zu ſchöner, friedlicher Übereinſtimmung mit der Außenwelt gelangendes Menſchenleben zur Anſchauung bringen. Das Werk ſteht alſo ſeiner Intention nach dem „Nachſommer“ ziemlich nahe. Während aber im „Nachſommer“ die Menſchen im Genuſſe alles deſſen, was im Laufe der Zeiten als edelſte Frucht menſchlicher Kultur zur Reife gekommen, völlig unbeengt, in ſchöner, würdiger Freiheit ſich bewegen, ſollten in der „Mappe“ die einfachſten und urſprünglichſten Verhältniſſe: der dämmernde Wald, die armen Bewohner desſelben, das ſtille Vaterhaus, und vor allem die ernſte Erfüllung eines ernſten Berufes, ihre men ſchenbildende Kraft bewähren. Wie in der Mappe der „Studien“, ſo iſt es auch in der neuen Bearbeitung wieder der Doctor, der in ſchlichten Worten ſeine einfachen Erlebniſſe erzählt. Um aber einen größern Reichthum von Beziehungen zu gewinnen, hat der Dichter neben ihn, gewiſſermaßen als ſeinen Gegenſatz, den am liebſten in ſeiner ſelbſtgeſchaffenen Welt lebenden, vor jeder Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit ſcheu zurückweichenden Euſtach geſtellt. Die Beiden ſind auf der hohen Schule zu Prag Freunde geworden, Euſtach weiß ſich einer ihm drohenden Verlegenheit nicht anders als durch heimliches Verlaſſen der Stadt zu entziehen, und alle Bemühungen des Freundes, eine Spur von ihm zu finden, ſind vergebens. Doch taucht der Verlorene im Verlaufe der Dinge allmählich wieder auf, und es iſt kein Zweifel, daß der Dichter die Abſicht hatte, die beiden Freunde wieder zuſammen zu führen, um in beiden die ausgleichende und mildernde, jede einſeitige Richtung eindämmende Macht des Lebens zur Erſcheinung zu bringen.

Die neue Mappe ſollte zwei Bände umfaſſen. Der erſte Band mit den Kapiteln: „die Alterthümer“, „das Gelöbniß“, „von den zwei Bettlern“, „von dem erſten Kranken, der bei mir durch Gottes Hilfe geſund ward“, „Margarita“, „der ſanftmüthige Obriſt“, „von unſerem Hauſe“, und das erſte Kapitel des zweiten Bandes: „von meinem Hauſe“ ſind von dem Dichter vollendet und druckfertig gemacht worden, und wir theilen im Folgenden die Abſchnitte, die in den Studien nicht enthalten ſind, mit. Wenn gleichwohl manches ſchon Bekannte vorkommt, und Anderes mit ſchon Bekanntem ſich nicht gut vereinigen läßt, ſo möge der geneigte Leſer bedenken, daß der Dichter nicht eine bloße Erweiterung, ſondern eine neue Bearbeitung der Mappe im Auge hatte.

Der Herausgeber.

Von den zwei Bettlern.

Ich habe dieſe Angelegenheit ſchon früher aufgeſchrieben, als ich noch ziemlich jünger war. Der Anfang und mehreres Andere ſtand auch in der luſtigen und ernſten Stadtchronik gedruckt, aber mit räthſelhaften Namen, daß Andere ſie nicht verſtehen konnten. Da mir aber die Sache ſehr tief ins Gemüth gegangen iſt, ſo will ich jetzt hier Alles nach der Ordnung eintragen, und auch die Beweisſtücke und Aushilfen dazu legen, damit man Alles finden kann, wenn es etwa einmal nöthig iſt.

In der hohen Schule der alten, ehrwürdigen Stadt Prag war ein Schüler, der Auguſtinus hieß. Er lernte die Arzneikunde. Er hatte das zwanzigſte Jahr überſchritten, war aber noch nicht weit über dasſelbe hinaus. Er trug einen ſchwarzen Sammetrock, wie ſie gebräuchlich waren, und ein ſchönes ſchwarzes Sammetſtutzhäubchen. Oft trug er an der Seite einen ſcharfen Schläger in der Scheide, und wenn er keinen Schläger trug, ſo hatte er einen Stock in der Hand, der wie eine Keule war. Er ging gerne ſchnell und ſcharf. Unter der ſchwarzen

Sammethaube gingen hinten halblange, braune Haare nieder, und vorne ſahen braune Augen unter derſelben heraus. Er wohnte in der Tiſchlergaſſe. In der hohen Schule der alten, ehrwürdigen Stadt Prag war auch ein anderer Schüler, der Euſtachius hieß. Er lernte die Rechtswiſſenſchaft. Er war auch ſchon ein wenig über das zwanzigſte Jahr hinaus. Er trug einen braunen Rock, der ſchlecht war, an ſeiner Seite trug er nie einen Schläger und in der Hand nie einen Stock, ſondern manchesmal nur beſchriebene Papiere, die er in die Schule mitnahm. Er ging gerne ſtille und langſam. Er hatte halblange, faſt blonde Haare und ganz ſchwarze Augen. Er wohnte ebenfalls in der Tiſchlergaſſe. Weil beide Schüler oft des nämlichen Weges gingen, ſo grüßten ſie einander. In der Tiſchlergaſſe war eine Schenke, die der graue Hahn hieß. Auguſtinus ſaß oft mit vielen ſeiner Kameraden dort, und aß und trank, Euſtachius war auch zuweilen an einem kleinen Tiſchlein. Da redete einmal Auguſtinus mit ihm, und fragte ihn, ob er auch aus der Entfernung herbei gekommen ſei, und in der Stadt niemanden habe, dem er angehöre. Euſtachius antwortete, er ſei zwar nicht weit hergekommen, habe aber gleichwohl in der Stadt niemanden, zu dem er gehöre. Auguſtinus ſtieg dann einmal mit ihm fünf Treppen hinauf, weil er geſagt hatte, daß ſeine Miethfrau ſehr ſchöne Hemden mache, und weil Auguſtinus ſich Hemden beſtellen wollte. Euſtachius führte ihn in das Stübchen ſeiner Miethfrau, und ſagte zu ihr: „Jungfrau Cäcilia, dieſer junge Herr will ſich Hemden beſtellen."

„Ich werde ſie ihm machen, daß er zufrieden ſein ſoll," antwortete Cäcilia.

Auguſtinus beſtellte ſich Hemden.

Dann führte ihn Euſtachius über den Gang in ſein Stübchen. Daſſelbe war neben dem Cäcilia's, und hatte zu ihm eine Verbindungsthür, die jetzt ein Kleiderſchrein war. Euſtachius wollte für Auguſtinus einen hölzernen Stuhl abwiſchen, aber Auguſtinus ſetzte ſich auf einen Koffer, der da ſtand. Euſtachius ſagte: „Cäcilia iſt nun ſchon über fünfzig Jahre alt, ſie lebt reichlich von einer kleinen Rente eines kleinen Vermögens, und macht für die Leute ſchöne Sachen. Gegen mich iſt ſie ſehr ſorglich. Ich wohne hier recht gut. Da ſind viele Giebel, Dächer, Schornſteine und Dachfenſter. Ich habe ſie ſchon alle gezeichnet."

Auguſtinus führte Euſtachius auch einmal in ſeine Stube, und zeigte ſie ihm.

Eines Tages, als Auguſtinus in die Schule ging, ſah er in der großen Halle des Karolins, wie ſie die Schule von ihrem Gründer hießen, unter den vielen Schülern, die ſich da trieben, ein Weſen, welches einen grünen Rock und ein gelbes Wamms an hatte, und an den Beinen eine graue, bauſchige Hoſe trug, wie ſie zu Ende des dreißigjährigen Krieges waren. Dann kamen röthliche Strümpfe, und dieſe ſtacken in großen Schuhen. Auguſtinus, der gerne auf einen ſchönen Anzug hielt, beſonders auf einen feinen dunkeln, wie ſie damals die jungen Herren trugen, ehe die bunten aufkamen, ging mit andern Leuten dem Weſen nach, und hörte ſagen: „Wir haben nunmehr das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert angeſchnitten, und ſchon ein Stück davon verzehrt, und dieſer betet zu den verplunderten Götzen."

Auguſtinus ſah, wie ſich immer mehrere an das Weſen drängten, und ging ſelber zu dem Weſen hinzu, und ſchlug beide

Hände zuſammen, es war Euſtachius. Sofort nahm er ihn unter dem Arme, und ſagte: „Jetzt gehe mit mir.“

Er führte ihn dreimal in den Hallen auf und nieder, dann ſchwenkte er ſeitwärts, ging mit ihm durch die Thür des Gebäudes hinaus, und führte ihn in ſeine Wohnung.

Des andern Tages ging Auguſtinus in demſelben Anzuge, nur noch vermehrt durch einen ſtarken Schläger an ſeiner Seite, in den Hallen hin und her. Er ging nach oben und nach unten und nach links und nach rechts, und ſah alle an. Und da er nirgends einen Anlaß zu einem Spane mit irgend jemanden fand, ſo ging er von dem Karolin wieder fort.

Man mußte ihn damals für einen Anführer neuer Dinge gehalten haben; denn nach Kurzem kamen bei ſehr jungen Leuten bunte Anzüge vor.

Eine Zeit nach dieſem Ereigniſſe ſaß er einmal bei Euſtachius in der Stube desſelben, und fragte ihn: „So ſage einmal, du Taube der Arche Noahs, wie es denn war, da du neulich wie ein Zeiſig auf dem Karolin herum gegangen biſt?“

„Ach, das iſt verwickelt, lieber Auguſtinus,“ entgegnete der andere. „Ich bin in Friedland, fünfzehn Meilen von Prag, geboren worden. Aber alle ſind geſtorben, mein Vater, meine Mutter, meine Großeltern, meine Geſchwiſter, meine Vettern und Muhmen. Mein Vater iſt ein Tuchmacher und ein guter Mann geweſen. Er borgte allen Leuten, bis er ſelber nichts mehr beſaß. Nach ſeinem Tode hatte ich auch gar nichts. Der Schneider Franz Lind, der etwa ein ſehr weiter Verwandter des Vaters iſt, jedenfalls aber von ihm ſtets Tücher gekauft hat, und ein alter Mann ohne Weib und Kind war, gab mir zu eſſen, und da ſie ſagten, daß ich in der Schule ſehr fleißig lerne, nahm er ſich mit ſeinen geringen

Mitteln meiner an, daß ich in die lateiniſche Schule kam, und von Jahr zu Jahr in ihr weiter gelangte. Als die lateiniſche Schule aus war, ſagte er: „Du mußt jetzt nach Prag,“ und dann ſagte er, er werde mir einen ſehr vornehmen Anzug machen, in welchem ich mich ſchon zeigen könne; aber ich müſſe ihn mit der äußerſten Vorſicht ſchonen, da er ſehr theuer und fein von Stoffe ſei. Er machte nun den grünen Rock, das gelbe Wamms und die grauen Hoſen. Die rothen Strümpfe kaufte er, und die Schuhe hatte er ſelber, ein ganz neues Paar. Dann ſchrieb er in ſeinem Stüblein einen Empfehlungsbrief an den einzigen Mann in Prag, von dem er wußte, an den Kaufherrn Emerich Waldon. Er kannte ihn ſelber nicht, aber er ließ ſich von ihm ſeit dem Tode meines Vaters das Tuch ſchicken, dunkles und buntes, wie er es brauchte. Auf einen Kunden, meinte er, werde der Kaufmann Emerich Waldon ſchon ſchauen. Dann wurde der Koffer durch den Frächter zu dem Knechte des ſchwarzen Roſſes nach Prag gefördert, ich erhielt ein ledernes Beutelchen mit Geld, und ging dann die fünfzehn Meilen nach Prag. Der Kaufmann Emerich Waldon wußte gar-nichts von dem Schneider Franz Lind in Friedland,und erſt aus einem großen Buche laſen ſie ihn heraus, daß er Tuch kaufe, und baar bezahle. Der Kaufmann lud mich zeitweilig zum Mittageſſen ein. Ich fand hier oben Unterkunft, und der Schneider Franz Lind ſchickt noch zuweilen etwas. Den Anzug habe ich ſo geſchont, daß ich ihn nun zum erſten Male trug.“

„Und warum haſt du ihn denn nicht noch weiter geſchont,“ fragte Auguſtinus, „und biſt nicht weiter im braunen Rocke gegangen?“

„Es war der Namenstag meines Wohlthäters,“ antwortete Euſtachius.

„Gut, und du haſt ihn gefeiert," ſagte Auguſtinus. „Das Gefieder darfſt du nicht mehr aufſtecken. Wenn ich es auch zu Ehren gebracht habe, da ich es auslieh und anzog, ſo gilt das nur von mir. Dein Schneider Kind iſt ein Biegeldreifuß, wie gut er ſonſt auch ſein mag. Du mußt dir nach und nach ſchönere Sachen anhängen. Nimm feines Schwarz, einen weißen Kragen, dann die Haare zurückgekämmt, ein witziges Häubchen darauf, und kecke Augen. Das iſt ein junger Ritter, und gewinnt alle Mädchen. Nun, die willſt du nicht gewinnen, weil du nicht kannſt."

„Das wäre kläglich, wenn man ſie mit Kleidern gewänne," ſagte Euſtachius.

„Durch was denn?" ſprach Auguſtinus. „Ich muß das wiſſen, ich habe mit tauſenden geſprochen, du mit keiner. Was innerhalb ihrer Stirne iſt, mit dem ergründen ſie nichts, nur mit den Augen, die außerhalb ſind, langen ſie umher, und kleben etwa an einem Lappen oder an ſchönen Locken oder braunen Wangen. Ein Schläger an der Seite iſt immer auch ſehr gut, und was ſie ſonſt wiſſen, und was ſie freut, das Erſte iſt, man muß ihnen gefallen."

Euſtachius ſprach kein Wort mehr von den Mädchen. Er verhieß nur, daß er das bunte Gewand nicht mehr anziehen wolle.

Von dieſer Zeit ab leitete Auguſtinus den Euſtachius an, wie er in allerlei Dingen Unterricht geben, und ſich Geld erwerben könne, und er verſchaffte ihm Gelegenheiten zu dieſem Unterrichte. Euſtachius bekam allgemach einen ſchwarzen Sammetrock, er trug ein ſchwarzes Sammetſtutzhäubchen, und hatte die Locken zurückgeſtrichen. So gingen die zwei Menſchen mit einander herum, ihre Schulzeit floß dahin, ja ſie war eines' Tages ganz aus, und ſie hatten ſich nur mehr auf ihre Doctorprüfungen vorzubereiten.

Einmal kam Auguſtinus zu Euſtachius, und ſagte: „Du Bräutigam der Gerechtigkeit, du mußt jetzt mit mir trinken gehen. Ich habe ein Geld, welches ich mir nicht erbettelt, ſondern mannhaft erworben habe. Dieſes Geld will ich ehren, und einen feinen Trunk thun; aber ich will nicht allein trinken, du mußt es mit mir thun, und wenn uns einer, mit dem wir es vom Karolin her gut meinen, in die Falle kommt, trinkt er mit uns.“

„Das iſt ſchon gut,“ ſagte Euſtachius, „ich gehe mit; „aber wie meineſt du denn das mit dem Betteln?“

„Du biſt ſelber ein Bettler,“ ſagte Auguſtinus, „du biſt noch ein ganzer, ich nur mehr ein halber. Einmal bin ich gar keiner geweſen, dann bin ich ein ganzer geworden, jetzt nur ein halber. Steh' nur nicht, und lege dein Gewand an, ich werde dir ſchon Alles ſagen.“

Euſtach that ſeinen Rock aus der Zwiſchenthür, zog ihn an, ſetzte ſein Häubchen auf, ſie gingen die Treppen hinunter, zogen durch die Stadt, und wanderten in das Dorf Nusle hinaus.

Dort war eine Schenke, und eine große Linde und Brettertiſche.

Auguſtinus und Euſtachius ſetzten ſich nieder, und tranken rothen Wein, wie er an der Elbe wächſt, und aßen gute Dinge, die vorher in der Stadt bereitet worden waren.

Da ſprach endlich Euſtachius: „Sage nun das von den Bettlern.“

Auguſtinus antwortete: „Die Verachtung wird eingetheilt in die grobe und feine. Die grobe wirft dem Manne Brocken oder Heller hin, und ſchaut ihn nicht an. Dieſe genießen die

Thürenbettler und die Straßenbettler. Die feine haben die Menſchen innerlich gegen die, welche ihnen vorher etwas geben, dafür man den Lohn ſtets zu groß hält. Da ſind die Komödienſpieler, Gaukler, Pfeifer, Marktſchreier, Thierabrichter, Hanswurſtzeiger, Rieſen, Zwerge und ſolche. Da ſind die, welche in die Häuſer gehen müſſen, um ein wenig Erziehung und Unterricht darzureichen, und ſich dann wieder von hinnen zu begeben. Und wenn eine Zeit um iſt, bekommſt du dein Geld, und niemand kümmert ſich um dich. Und wenn dich dein Herz überkommt, und du aus ihm zu dem Schüler redeſt, und dann aufſtehſt, und in Demuth Abſchied nimmſt und fortgehſt, und wenn er an dem Fenſter ſteht, und auf den Scheiben trommelt, und dich unten weggehen ſieht, von Wägen, die da fahren, mit Koth beſpritzt, dann däucht er ſich mehr zu ſein als du, und die Seinigen denken auch ſo. Und iſt das nicht Hunde tanzen laſſen, Dudelſack pfeifen, Unthaten ſingen, den Hanswurſt zeigen, und dann mit der Papierdüte ſein Geld ſammeln gehen? Mir iſt es ſchon lange bis zur Kehle. Und biſt nicht du ſo, und bin nicht ich ſo? Siehe, du Mann des Rechtes, ich bin viel weiter her als du aus deinem Friedland. Ich bin in dem Walde geboren, der ſo groß iſt, wie kein einziger des Landes, der tauſend Hügel hat, tauſend Rücken, und eine Million friſcher Quellen. In dieſem Walde hat mein Vater Eberhard ein Haus. Das Haus hat Waldwieſen, Waldfelder, Holz, einige Hausthiere, Waldfrüchte, aber wenig Geld. Ich ſagte zu meinem Vater: Ich werde nach Prag gehen, und werde dort die Schule der gelehrten Männer beſuchen. Der Vater antwortete: Wer wird dann nach meinem Abſterben das Haus beſorgen? Dein Bruder Kaspar hat nicht den Kopf dazu, und deine Schweſter Anna kann ihm nicht helfen. Ich antwortete: Kaspar wird es ſchon treffen, und ich werde ihm, wenn ich zurück komme, helfen, und Anna wird auch ihr Fortkommen finden. Und als ich dann in dem Rocke von dem groben grauen Tuche, das wir ſelber im Hauſe machen, und das auch der Vater und Kaspar trägt, mit den Viehtreibern nach Prag ging, ſo langſam, als das Vieh ſchreiten konnte, und als wir in dreizehn Tagen Prag erreichten, und als ich draußen in Podol ein winziges Stübchen hatte, und von ihm alle Tage den weiten Weg in die Schule machte, und immer den groben Rock trug, und mir von dem Mehle, den Erbſen, den Linſen, den Rüben, dem Kohle und dem Brote und Rauchfleiſche, das mir die Viehtreiber zu Zeiten von Hauſe brachten, meine Nahrung bereitete, und von dem allwenigen Gelde, das auch von Hauſe kam, Bücher kaufte, und ſonſtiges beſtritt, und da ich dieſes durch mehrere Jahre that, und ſelber im Schnapſacke, wenn ich in die Ferien nach Hauſe ging, meine Koſt mit trug: ſo war ich kein Bettler, ſondern ein König in meinem Weſen und in meiner Macht; denn ſeinen Bedarf von ſeinem Hauſe und Vater beziehen, iſt nicht betteln. Aber da kam der Satan über mich, und ich wurde ein Unterrichtsmenſch, ich kaufte dann ſchöne Röcke, einen Schläger, ſchöne Stöcke, zog in die Stadt, aß beim Garkoche bot den Meinigen nach Hauſe, ſie hätten nicht mehr nöthig, mir, etwas zu ſchicken, und lenkte, da ich in den Wald und nach Hauſe kam, und dort ſtolzirte, die Bewunderung auf mich, und erſchien endlich ſchon lange nicht mehr zu Hauſe, und wußte gar nicht, daß ich von einem Könige zum Bettler geſunken bin. Jetzt aber ſehe ich den Schnack. Als dein Schneider dir zu eſſen gab und dich ausſtattete, warſt du kein Bettler; denn er iſt dein Ziehvater geworden, und hat die Schuldigkeit eines Vaters übernommen. Als du aber thateſt wie ich, biſt du ein Bettler geworden. Du biſt noch ein ganzer, ich nicht mehr. Höre mich an: Du kennſt die Wittwe des alten Hauptmanns, der in der Heuwaggaſſe wohnte, und ſo oft zum grauen Haſen kam, weißt du, die ſo gerne die großen Blumen auf ihrem Gewande hat."

„Du haſt ſie mir gezeigt, Auguſtinus," ſagte Euſtachius.

„Nun, die hat bei dem Kaufherrn Juſt geklagt," fuhr Auguſtinus fort, „daß ihr Kätzchen krank ſei. Ich ſagte, ich wolle dem Kätzlein kraft meines Amtes, der ich ein Arzt im Entſtehen bin, helfen. Es war ihr genehm, ich ging zu ihr, und half dem Kätzlein, ſie ſagte es weiter, und ich hatte noch bei andern Wittwen und alten Frauen drei Katzen und zwei Hunde zu heilen. Und heute ſind für die ärztliche Hilfe an den Thieren die erſten Zahlungen eingegangen, und neue flehentliche Anſuchen ſind wieder gemacht worden, meine geſchickte Hand an andern erkrankten Thieren zu verſuchen. Ich bin alſo jetzt einmal ein Thierarzt, und ein glücklicher, und das Geld, das dafür kommt, iſt ehrenhaft in landgebräuchlichen Dienſten erworben, und wir vertrinken einen Theil davon. Für dieſes Geld bin ich nun alſo kein Bettler mehr, nur für das andere: darum bin ich nur mehr ein halber. Dieſer rothe Wein iſt wie für den Kaiſer und den Churfürſten. Stoße an."

Sie ſtießen an, und leerten die Bechergläſer.

Dann ſagte Euſtachius: „Das haſt du gut ausgeſonnen, Auguſtinus, es hat den Schein, als pfiffen wir den Dudelſack und ſängen Unthaten."

„Gut: es hat nicht den Schein, ihr Himmelslichter," ſagte Auguſtinus, „wir pfeifen und ſingen in Wahrheit und Wirklichkeit, und iſt auch einer, der uns den Groſchen mit Erkenntlichkeit gibt, ſo ſind wieder zehne, die uns den Silberling hinwerfen als Schluckern."

„Es werden aber doch manche anders ſein," ſagte Euſtachius; „denn ſiehe, der Kaufherr Emerich Waldon beſitzt ſchöne Bücher und Bilder und Zeichnungen, und ehrt ſie, es ſind oft ſchöne Muſiken bei ihm, er hat Achtung vor der Gelehrſamkeit, iſt freundlich gegen mich, und würde ſolche Dinge erkennen, wenn ich ſie ihm leiſtete."

„Nun ja, der Chriſtine kannſt du keinen Unterricht geben," ſagte Auguſtinus, „er mag einer ſein mit dem Groſchen; aber was iſt das gegen die tauſend mit dem Silberlinge. Ich kenne alle. Da ich den ſchönen ſammetnen Rock anthat, und weiße Krauſen hatte, und den Schläger führte, da erhielt ich Freunde, der eine hing ſich hier an und der andere dort, der dritte führte mich am Arme vom Karolin fort, und der vierte ſtieg in meine Stube hinauf, und ſie zogen mich zu ihren Eltern und Oheimen und Muhmen und zu deren Freunden und Bekannten. Und wenn es ein Feſt und einen Tanz gab, da war der Herrlichkeit und Freude das Maß voll. Aber die Dinge haben in der Welt ein Angeſicht, daß jeder ein Geſchäft haben muß, davon er ſein Geld bezieht, wie es im Brauche iſt, dann gilt er, ſelbſt wenn er Würſte macht; aber der Stubenunterricht iſt keine Zunft, du biſt außerhalb, keiner denkt an dich, und du biſt nichts. Man muß nur wieder einen finden, der iſt wie wir ſelber, ſo wie ich dich gefunden habe. Oder man trifft einen getreuen Sinn unter denen, die mit uns beim Haſen oder beim Roſſe trinken, und oft halb Lumpen, halb gute Menſchen ſind. Stoßen wir wieder mit den Gläſern an."

Sie ſtießen an.

Euſtachius ſagte: „Es iſt recht gut, Auguſtinus, wie du ſprichſt, du wirſt es beſſer wiſſen, und gute und bedeutſame Menſchen werden ſelten ſein, weil ſie gute und bedeutſame ſind, und es wird nicht leicht ſein, ſie zu finden.“

„Am leidlichſten iſt es noch bei den Mädchen,“ ſprach Auguſtinus. „Sie ſehen weniger auf den Beruf, und glauben leichter Worten, Mienen und Kleidern, wie ich dir geſagt habe. Als ich den grauen Rock hatte, und ein König war, kümmerte ſich keine um mich als die kleine Lidwina meiner Zimmervermietherin, welche meinte, ich könne Alles, was man nur zu erdenken vermöge. Aber ſelbſt bei den Mädchen, ich weiß es nicht, wenn einer unſerer Zunft ein tieferes Bündniß errichten wollte, und ſtrebte, daß er einſt eine als Ehefrau heim führte, ob ſie es wagen würde. Du haſt Augen, Euſtachius, die ſo ſchwarz und groß und ſchön ſind, daß ſie den Mädchen gefallen müßten; aber du weißt nichts mit ihnen anzufangen, du trägſt ſie in deinem Kopfe, als hätteſt du ſie ausgeliehen, und müßteſt auf ſie Acht geben.“

„Meine Augen ſind ſo, wie ſie ſind,“ ſagte Euſtachius.

„Gut,“ entgegnete Auguſtinus, „ſie ſind, wie ſie ſind, und werden ſo bleiben. Wenn wir aber auch in unſerm Stande ſind, wie wir ſind, ſo will ich doch über den Roßmarkt ſchreiten, als wäre es gar nicht wahr, daß von all den Häuſern um ihn herum keines mir gehöre, ich biete Trotz ſowohl den Erkern und Giebeln, den großen Thoren und Fenſtern, als auch den ſchönen Augen darinnen, nein, nein, denen biete ich nicht Trotz, ſondern ich will des Bürgermeiſters Jakoba, wenn ſie herab ſchaut, durch Zurückſtreichen meiner Haare und durch Hinaufrichten meiner Augen beglücken. Dann gehe ich weiter, und pfeife mir ein Liedlein. Nicht einmal ein reicher Mann will ich unter dieſen Leuten werden. Sondern ich werde zu den Meinigen nach Hauſe gehen, und allen helfen, die es bedürfen und mich achten. Thue desgleichen."

Euſtachius antwortete: „Seit mein Ziehvater geſtorben iſt, habe ich niemanden zu Hauſe. Vielleicht gehe ich mit dir, wenn ſie mich in dem Walde brauchen können."

„Juſt in dem Walde nicht viel," antwortete Auguſtinus, „aber nahe bei ihm. Das wäre recht ſchön, ſtoße an."

Sie ſtießen an.

Es kamen jetzt einige Kameraden des Auguſtinus, die erfahren hatten, daß er in Nuſle ſei und trinke. Es kam Lodron, Emeran, Bleiſchlein, Zirder und Kuno. Sie ſetzten ſich um den Brettertiſch unter die Linde. Man trank und ſchwatzte und trieb Poſſen, bis die Nacht kam, und auch wohl ein wenig in die Nacht hinein. Auguſtinus bezahlte Alles. Darauf zogen ſie gemeinſchaftlich in die Stadt.

Ein Jahr darnach ging Auguſtinus einmal über den Roßmarkt, und gerade um die Ecke der Waſſergaſſe kam Euſtachius heraus. Er ſchaute auf kein Fenſter, und ſchaute auf keinen Erker, und ging gerade gegen Auguſtinus los. Als ihn dieſer hervor kommen ſah, rief er ihm zu: „Was biſt du denn ſo vergnügt, als hätteſt du den Altſtädter Ring geſtohlen, und biſt doch nicht einmal im Stande, des Krämers Wildon Tochter zu chriſtlich erlaubter Liebe zu verführen, und iſſeſt doch ſo oft mit ihr an ihres Vaters Tiſche. Sie ſagen ohnehin auf dem Karolin, ſie hänſle dich."

„Sei gegrüßt, Auguſtinus," ſagte Euſtachius, „du weißt ja ohnedem, daß ich nicht mehr viel in das Karolin gehe. Und Chriſtine iſt ein Mädchen, das ihres Vaters werth iſt."

„Nun, ſo nimm ein Schwert, und haue einem in die Rippen oder in die Schultern, daran er gerade nicht ſtirbt,“ ſagte Auguſtinus.

„Es wird auch ohnedem anders werden,“ entgegnete Euſtachius.

„Es wird ohnedem anders werden, wenn du fort biſt,“ ſagte Auguſtinus, „aber wo wollteſt du denn hin, da du mir begegneteſt?“

„Ich komme von der luſtigen und ernſten Stadtchronik,“ antwortete Euſtachius, „und wollte dich auf die Schützeninſel abholen, daß wir Melniker trinken.“

„Melniker,“ ſprach Auguſtinus, „ja, ſage, haſt du wirklich den Altſtädter Ring geſtohlen?“

„Nein, aber ich habe Hirngeſpinnſte gemacht,“ ſprach Euſtachius, „und nun habe ich einige verkauft, und da dies das erſte Geld iſt, welches ich mir mannhaft erworben habe, wie du von deinem Katzengelde geſagt haſt, und da ich nun auch nur mehr ein halber Bettler bin, ſo will ich dieſes Geld auch ehren wie du, und will einen Theil vertrinken, aber du mußt mit mir trinken, wie ich mit dir getrunken habe.“

„Hirngeſpinnſte verkauft, Melniker trinken,“ erwiederte Auguſtinus, „ſage, haſt du nicht etwa ſchon Melniker getrunken?“

„Nein,“ antwortete Euſtachius, „aber entſchließe dich nur, ich werde dir Alles erzählen.“

„Gut,“ entgegnete Auguſtinus, „ich bin des Melnikers wegen gar nicht abgeneigt.“

„So gehen wir,“ ſagte Euſtachius, „und die Goldſtücke, die wir nicht vertrinken, werde ich dir zum Aufheben geben.“

„O du Thor, ich verthäte ſie dir,“ ſagte Auguſtinus, „wenn ich einmal Goldſtücke bekäme, ſo gäbe ich ſie dir aufzuheben, doch dir ſtehlen ſie dieſelben wieder, und nun gehen wir."

Sie gingen, um auf die Schützeninſel zu kommen. Sie ließen ſich überfahren, und als ſie angekommen waren, ſetzten ſie ſich an ein kleines Tiſchchen mitten in dichtes, grünes Laub, das angenehm flüſterte. Die Flaſche mit dem Weine wurde gebracht, Gläſer wurden gebracht, ſie ſchenkten ein und tranken. Sie ſaßen ſehr abſeits in dem Gebüſche, daß von andern Menſchen nur manchesmal ein Ruf hinein tönte, oder das Raſſeln vom Kegelſpiele.

Da ſagte Auguſtinus: „Nun, wie iſt denn das mit den Hirngeſpinnſten?"

Euſtachius antwortete: „Ich habe an das, was du von den Bettlern geſagt haſt, immer gedacht. Ich habe dir einmal geſagt, daß ich Dächer und Häuſer und Thürme von meinem Fenſter aus gezeichnet habe. Ich habe auch Büſche und Bäume und den Garten und das Haus des Kaufmanns Waldon gezeichnet. Ich wollte von dieſen Zeichnungen etwas verkaufen; aber es kaufte niemand etwas."

„Haſt du dem Kaufmanne Waldon Zeichnungen angeboten?" fragte Auguſtinus.

„Nein, dem habe ich ſie nicht angeboten, und dem biete ich ſie auch nicht an," erwiederte Euſtachius.

„Gut, ſo erzähle weiter," ſagte Auguſtinus.

„Ich habe noch etwas anderes gethan," ſprach Euſtachius. „Wenn der Mond ſchien, oder auch, wenn es in der Nacht ſtürmte und toſte, oder wenn recht viele Sterne waren, ſchrieb ich in meiner Stube manches auf, das mir in mein Herz gekommen war. Ich ſchrieb recht vieles auf. Und wenn ich mich in meinem Berufe abgearbeitet hatte, und wenn ich noch ſo allerlei anderes hatte thun müſſen, ſo waren dieſe Dinge jetzt mein Eigenthum, und ich ſchrieb wieder neue hinzu. Da ging ich nun in die Stube der luſtigen und ernſten Stadtchronik, und zeigte ihnen etwas von dem Geſchriebenen. Sie laſen es, druckten es dann mit einem fremden Namen voran, und gaben mir mehrere Goldſtücke. Siehſt du, Auguſtinus, du weißt, daß in meiner Stube ein Koffer ſteht, der mit einer Dachshaut überzogen iſt. In demſelben ſind gar keine Linnen oder Kleiderſachen, ſondern die Päcke der Dinge, die ich geſchrieben habe. So iſt die Sache."

Auguſtinus ſprang auf, nahm den Freund bei dem Halſe, und küßte ihn ſo herzhaft in das Angeſicht, wie er kaum die Lippen Jakoba's geküßt hätte. Dann rief er: „Du machſt ja Augen wie einer, der glücklich iſt, mich aber, mich packt die Angſt, ob nur das Geſchriebene auch etwas werth iſt."

Euſtachius antwortete: „Sei ſtille, Auguſtinus, das habe ich mir ſelbſt ſchon gedacht. Aber wenn ich von den Leuten in meine Stube kam, ſo war es mir, als ſei das Ding doch etwas werth."

„Es iſt auch etwas werth," rief Auguſtinus, „das heißt, dein Herz iſt etwas werth, und wenn du dein Herz aufgeſchrieben haſt, ſo ſind, ich rufe Gott und alle Heiligen, die Schriften auch etwas werth."

„Es kann ſein, Auguſtinus," ſagte Euſtachius.

„Und gar zu toll wäre es," ſprach Auguſtinus, „wenn du noch ein Dichter wäreſt, wie etwa Homeros oder Torquato Taſſo."

„Nicht Homeros, nicht Taſſo," ſagte Euſtachius, „wenn ich ſchrieb, habe ich nicht an Homeros und Taſſo gedacht."

„Gut, du biſt auch nicht Homeros und Taſſo," ſprach Auguſtinus.

„Nein,“ ſagte Euſtachius.

„Und du haſt dieſe Dinge ſo in deinem Kopfe?“ fragte Auguſtinus.

„In dem Kopfe,“ antwortete Euſtachius.

„Und in dem Koffer?“ fragte Auguſtinus.

„Sorglich eingepackt, daß nichts naß und ſtaubig wird,“ antwortete Euſtachius.

„Gut, aber die Wäſche und Kleider zwiſchen den Doppelthüren werden muffig und ſtaubig,“ ſagte Auguſtinus.

„Laſſe die,“ ſagte Euſtachius, „und gewöhne dir, Auguſtinus, das abſcheuliche Sprichwort ab, zu ſagen: gut, wenn etwas ſchlecht iſt.“

„Gut, ich werde mir es abgewöhren,“ ſagte Auguſtinus, „das iſt eine närriſche Geſchichte, aber ſie iſt, wie ſie iſt. Ich bin ſo freudig, da ſteht ein Wein, der herrlicher iſt als der in Nusle war, in dem Keller iſt noch mehr, wir wollen Gott, der ihn erſchaffen hat, dadurch preiſen, daß wir ihn trinken. Da lege ich ein großes Silberſtück auf die Tiſchecke, das werden wir noch ganz vertrinken, ehe wir fortgehen. Ich habe die Leute in den Verruf gethan. Ich könnte augenblicklich hingehen, und den Bürgermeiſter einen Eſel heißen; aber ich thue es nicht, weil ich fröhlich bin. Schreibe du Hirngeſpinnſte, ich will Kröten, Hunde und Katzen heilen, bis wir fortgehen. Vorher will ich noch übermüthig ſein, alle ſchönen Mädchen lieben, und die gewaltig ſchöne Chriſtine werde ich aus drei Gründen küſſen: erſtens, weil ſie den Schreiber nicht will, der um ſie tänzelt, zweitens aus Rache, weil ſie gegen alle Männer ſpröde iſt, und drittens, weil du ſie nicht küſſeſt. Alle luſtigen Bettler ſollen hoch leben!“

Euſtachius ſagte: „Es wäre doch gut, wenn du weniger tränkeſt, Auguſtinus."

„Gut," ſagte Auguſtinus, „ſitze ich nicht wie ein Eichſtamm hier?"

„Ja," entgegnete Euſtachius.

„Alſo," ſagte Auguſtinus.

Sie blieben ſitzen, und ſprachen allerlei und machten Pläne, was ſie in dem Walde thun wollten, wenn ſie einmal dort wären. Und es kam auch Lachen und Scherzen, bis die Sonne ſchon ſehr ſchief durch die Bäume ſchien. Dann ſtanden ſie auf, und gingen ſo fröhlich von dannen, als hätten ſie auf der Inſel, wie einſt jene drei Römer, die Welt getheilt.

Sie ſchlenderten mehrere Male über die Brücke hin und her, dann gingen ſie durch die Gaſſe, wo Jakoba wohnte, dann noch durch allerlei Gaſſen, in denen Staub und Abendröthe war, und erſt, da ſchon die Sterne, von denen Euſtachius geſagt hatte, am Himmel waren, trennten ſie ſich an der Treppe zu Euſtachius' Stube.

„Gute Nacht, Euſtachius," ſagte Auguſtinus.

„Gute Nacht, Auguſtinus," ſagte Euſtachius.

Euſtachius rannte die Treppe hinauf, Auguſtinus ging in der Gaſſe gegen ſeine Wohnung hin.

In der nächſten Zeit las er nun in der luſtigen und ernſten Stadtchronik, was Euſtachius geſchrieben hatte. Er konnte aber nicht erklügeln, wie groß oder närriſch das Ding ſei.

Die Geſchichte der zwei Schüler hatte aber nicht den Ausgang, den ſie ſich gedacht hatten. Da ſie ihrer letzten Prüfung ſchon ſehr nahe waren, kam eines Tages am früheſten Morgen ein junger Gerichtſchreiber zu Auguſtinus, und ſagte ihm, er habe erfahren, daß der Doctorandus Euſtachius heute Nachts flüchtig geworden, und daß man eben auf deſſen Wohnung die Pfändung vornehme Schulden halber. Er bringe die Nachricht, weil er, der die entfernte, aber ſchmeichelhafte Hoffnung habe, des Kaufherrn Emerich Waldon Tochter Chriſtine als Braut zu gewinnen, den jungen Mann zuweilen bei ſeinem verhoffentlichen Schwiegervater geſehen habe, und da er wiſſe, daß Auguſtinus auch Antheil an ihm nehme, ſo könnten ſie zuſammenhelfen — —“

Auguſtinus aber ließ ihn nicht ausreden, ſondern rief: „Du Angeſicht, hebe dich von hinnen. Euſtachius hat gar keine Schulden.“

Der junge Gerichtſchreiber ging fort. Auguſtinus aber kleidete ſich ſchnell an, und lief gegen Euſtachius' Wohnung.

Da er dort angekommen war, ſtand auf dem Gange Cäcilia, und weinte entſetzlich. Als ſie den Auguſtinus ſah, rief ſie: „O lieber Herr! das iſt ja ungeheuer betrübt, alle die blüthenweißen Hemden, die ich ſelber gemacht, und von denen ich ihn noch keines habe anziehen laſſen, und die andern, und die Kleider, Alles, Alles.“

„Gut, und was iſt es denn?“ fragte Auguſtinus, „und iſt jemand in ſeiner Stube?“

„Nein, ſie ſind ſchon alle fort,“ ſagte Cäcilia.

„Nun gut, ſo ſage nur, was es iſt?“ fragte Auguſtinus.

„Ich habe ihn nie leiden können,“ ſagte ſie, „wenn er ſo um den guten Euſtachius ſchmeichelte.“

„Karichitz?“ fuhr Auguſtinus los.

„Ja,“ antwortete ſie, „er war immer da, ſeit mein armer junger Herr das viele Geld bekommen hatte, und da war Euſtachius heute die ganze Nacht nicht zu Hauſe, und am Morgen kamen die Herren vom Amte, und brachten ein Papier ins Haus, auf das er ſeinen Namen geſetzt hat, und nun wollten ſie Geld oder ſeine Sachen. Ich begriff nun, warum er geſtern ſo verwirrt geweſen iſt, mehr als ſonſt immer. Wie ſie nun das Leinenzeug und die Kleider heraus riſſen, ſo wollte mir das Herz im Leibe zerſpringen, ich hatte ſelbſt alles geglättet und geordnet, weil er nichts ſchonte, und da fiel mir in der Angſt ein, wie er ſeinen Koffer immer geſperrt hielt, und ich ſagte, da ſei vielleicht das Geld; aber, o lieber Herr, als ſie den Koffer erbrochen hatten, war nichts darin, als lauter beſchriebenes Papier, mit rothſeidenen Bändchen in Päcke gebunden, die Herren warfen das Papier heraus, und als endlich der nackte Boden des Koffers erſchien, aber kein Geld, nahmen ſie das Papier wieder in die Hand, löſten einige Bändchen, und fingen zu leſen an. Dann aber legten ſie die Papiere neben den Koffer, die andern Sachen warfen ſie in denſelben, und verſiegelten ihn. Ich bitte euch, Herr, redet dem Euſtachius zu, daß er wieder Ordnung mache.“

„Ja, weißt du denn, wo er iſt?“ fragte Auguſtinus.

„Das wird wohl in dem Briefe ſtehen, den ich euch geben ſoll,“ ſagte ſie.

„O heiliger Gott im Himmel,“ rief Auguſtinus, „die hat einen Brief, in dem Alles enthalten ſein wird, und gibt ihn nicht her.“

Er entriß ihr den Brief, lief in Euſtachius' Stube, zerriß das Petſchaft, und las die Worte des Briefes.

Die Worte aber lauteten: „Lieber Auguſtinus, ich übergebe Dir alle meine Schriften. Leſe ſie, Du darfſt Alles wiſſen. Zwei Päcke, auf denen 1 und 2 ſteht, laſſe drucken, das wird Alles bezahlen; aber die andern nimm zu Dir in Deine Wohnung. Im achten Packe ſind Briefe verſteckt. Du darfſt ſie leſen; aber verſchweige ſie. Ich habe für einen Freund gebürgt, der reiſte aber ab, und kam nicht zu rechter Zeit zurück. Ich werde kommen, wenn ich es mit Ehre kann, und kränke Dich nicht zu ſehr, Auguſtinus."

Dieſer kränkte ſich aber, er heulte laut auf, daß Cäcilia, die ihm ins Zimmer nachgegangen war, erſchreckt davon lief. Er rannte dann in der Stube auf und ab, und wußte nicht, was er denn zertrümmern ſolle. Dann ſetzte er ſich auf den Koffer, und wollte ſich die Haare ausraufen. Dann ſchlug er die Hände gegen einander, und rief: „O du verruchter Freund, o du verruchter Freund!"

Dann rief er wieder: „Jetzt wird er verzagt ſein, und ſeinen Namen werden ſie verunglimpfen. Aber bei allen heißen Teufeln, dem letzten iſt abzuhelfen."

Und eine Freude kam in ſein Herz, und er rief: „Ich bringe etwas, das beſſer iſt als alle griechiſche Weisheit."

Und ſo ging er auf den Gang hinaus, lachte der Cäcilia ins Angeſicht, daß dieſe jetzt über ſein Lachen noch mehr erſchrack als früher über ſein Heulen, er nahm ſie beim Arme, und ſagte: „Geſpenſt, warum haſt du den Brief nicht geſtern gebracht — ſchweig', ich weiß alles, wie dumm du biſt. Jetzt ſperre das Zimmer zu, und laß niemanden hinein, ſonſt zerſchlag' ich dich auf zweitauſend kleine Trümmer, und wenn einer kommt, ſo ſag' ihm, er ſolle das Geld auf dem Gerichtshauſe holen. Aber weißt du etwa, wie viel es iſt?"

„Fünfundſechzig Thaler, lieber Herr!" ſagte Cäcilia.

„Gut," rief Auguſtinus.

Und nun lief er die Treppe hinab, und Cäcilia ſagte: „Der wilde, abſcheuliche Menſch."

Auguſtinus hörte es, aber das Weib ging ihn nichts an, und er lief in das Gerichtshaus. Da er dort angekommen war, verſchaffte er ſich Gehör, und ſagte, Euſtachius ſei abgereiſt, er müſſe für ihn fünfundſechzig Thaler erlegen, und er ſei zu ſpät gekommen, da man gepfändet habe. Die lieben Herren möchten eine Stunde warten, dann werde er das Geld hieher bringen.

„Iſt das ſo?“ fragte ein junger Rathsherr.

Auguſtinus ſah ihn wild an.

Da trat ein alter Herr hinzu, und ſagte: „Wenn die Zahlung geleiſtet wird, ſo iſt das Übrige dem Gerichte einerlei.“

„Sie wird geleiſtet werden,“ ſagte Auguſtinus.

Dann mußte er Namen und Wohnung angeben, und wurde entlaſſen.

Er ging fort. Dann zerrte er einen Gaſſenjuden in ſeine Stube, nahm dort eine Rolle Thaler aus einem Fache, legte ſie vor den Juden, und ſprach: „Hier ſiehſt du Thaler genug, ich habe ſie in Jahren zuſammen geſpart, um damit die Auslagen für mein Doctorpergament zu beſtreiten. Jetzt brauche ich aber einige Thaler, ich will ſie von hier nicht nehmen, ſondern dir etwas verkaufen. Willſt du mich betrügen, ſo borge ich von hier, und nehme das Pergament ſpäter.“

„Ich werde nicht betrügen,“ ſagte der Jude.

Auguſtinus verkaufte ihm nun von ſeinen Habſeligkeiten ſo lange, bis er fünfundſechzig Thaler hatte, dann jagte er ihn fort.

Der Jude hatte den Auguſtinus doch betrogen, dieſer wußte es, nahm aber das Geld, trug es auf das Gerichtshaus, erlegte es dort, und verlangte, daß Euſtachius' Stube frei gemacht werde. Es geſchah, und Auguſtinus ließ deſſen Habſchaft in ſeine Wohnung bringen.

Die guten Gedanken kamen nun nach einander. Er ging zu einem Pferdeverleiher, deſſen Kunde er war, lieh auf Borg einen Klepper, ritt gelaſſen davon, ſo lange ihn der Pferdewucherer ſehen konnte, dann aber ſchnell, ſo ſehr der Klepper zu laufen vermochte, dem nächſten Stadtthore zu. Draußen ritt er weiter, und legte ſich auf Fragen und Forſchen. Bei jedem Hauſe, bei jeder Schenke, bei jedem begegnenden Wandersmanne, bei jedem an der Straße ſitzenden Mütterlein heiſchte er Kunde, ob ſie nicht ein Ding geſehen, wie er ihnen den Euſtachius beſchrieb. Alle antworteten: Nein. So ging es noch mehrere Meilen auf der Straße hin. Des andern Tages that er auf einer andern Straße eben ſo, des folgenden auf einer dritten, und ſo auf allen Straßen, ja zuletzt auf allen Fußwegen, und überall ſagten ſie: Nein. Er fragte auch alle Schiffeigenthümer und Schiffführer, ob jemand wie Euſtachius in ein Schiff geſtiegen ſei, und ſie antworteten: Nein. Nun fing er an, am Strome zu forſchen, ob er keine Leiche ausgeworfen, und nach Berichten und Befundzetteln zu ſuchen, ob nicht an dieſem oder jenem Orte ein ertrunkener Mann gefunden worden ſei; aber auch das blieb zu Auguſtinus' Freude über einen Monat vergeblich. Er mußte die Hoffnung fahren laſſen, den Euſtachius aufzufinden, und er fügte ſich der Erwartung, ob der Vermißte nicht ſelber einmal komme. Aber er kam nicht.

Auguſtinus rief: „Du thörichter Freund, deine Bürgſchaft galt nicht, weil du nicht großjährig biſt. Für dich handelt dein Vormund; aber wo haſt du einen Vormund, wenn nicht ich es bin, der ſelber minderjährig iſt, und unter ſeinem Vater ſteht? Nach Vormund und Vater fragte bisher freilich niemand, und was wir ſchuldig waren, mußten wir zahlen.“

Nach einer Zeit ging Auguſtinus daran, die Schriften des Euſtachius anzuſehen, was denn in den vielen Päcken ſtehen möge. Zuerſt nahm er jenen angezeigten achten Pack vor, und löſte das Band und den Umſchlag. Da fiel ein ganzer Stoß von Briefen heraus, alle auseinander gefaltet, der Reihe nach geordnet, in ſchöne himmelblaue Seide gewickelt. Er hatte aus Euſtachius' Briefe die Erlaubniß ſie zu leſen, zögerte aber, und wollte ſie bis zu des Freundes Zurückkunft aufbewahren. Aber da kam ihm der Gedanke, in den Briefen möchte ein Aufſchluß über den Flüchtling zu erhalten ſein, und er beſchloß, von ihrem Inhalte Kenntniß zu nehmen. Er legte die himmelblaue Seide auseinander. Da lag oben ein Brief, der noch zuſammengefaltet war, der alſo der Sammlung noch nicht einverleibt, und daher wahrſcheinlich der jüngſte ſein mußte. Er entfaltete, und las ihn. Er lautete:

„Lieber, theurer Euſtach! Beruhige Dich, es kann nie geſchehen, und wenn er hundert Jahre freite. Du mißachteſt mich, wenn Du nur ſo lange zweifelſt, als man ein Auge zu ſchließen und zu öffnen vermag. Ich achte ſie nicht, die da ihren Leib in Seide hüllen. Wem ich mein Herz einmal aus freier Wahl gegeben, dem bleibt es auch in Ewigkeit. Du thuſt Dir Unrecht, wenn Du Dich nur ein winzig Theilchen Zeit mit ſolchen in Vergleich ſetzeſt. Und, lieber Euſtach, laſſe mich hier die Frage thun: Sollte denn jener Auguſtinus das Gold Deines Herzens und die Gewalt Deines Geiſtes erkennen? Es thäte mir weh, wenn es nicht ſo wäre. Es lebt ein Menſch auf dieſer Erde, der Dich kennt. Dieſer kennt Dich ganz. Lebe wohl, komme bald, bringe aber nicht ſo erſchütternde Dichtungen, wie das letzte Mal.

Chriſtine W.“

„Hexe!" rief Auguſtinus," „beſſer als Du kennt er das Gold! Und der Euſtachius! Nun ſchau die heilige Sanftmuth den Euſtachius an."

Dem Auguſtinus fiel das Blatt faſt aus der Hand. Er ſah wie ein Zerrütteter in die Stube. Dann ſchleuderte er die Seide, die ihm in den Händen geblieben war, weg, nahm den Pack, und riß die Briefe heraus, um nach den Unterſchriften zu ſehen „Chriſtine, Chriſtine, Chriſtine," alle von ihr, und eine ganze Menge!

„Nun, ſo ſoll ich denn jetzt närriſch werden," rief er, „aber vorher will ich alle dieſe Briefe leſen."

Allein ſie waren ihm bei dem Auseinanderlegen und dem Forſchen nach den Unterſchriften durcheinander gekommen, und da er beim Ordnen ſich überhaſtete, wurden ſie immer wirrer, und die Zahlen, mit denen ſie bezeichnet waren, ſprangen, ſtatt ſich zu reihen, ſtets wilder durcheinander, ſo daß er alles hinlegte, und las, wie es lag.

Zahl 9. „Küſſen Sie in Zukunft Briefe aus unſerem Hauſe erſt, wenn es unſere Magd nicht mehr ſieht; aber beſſer iſt es, ſie zu zerreißen wie neulich, und die Stücke den Winden zu geben. Ich ſoll Sie auf morgen zu Tiſche bitten.

Chriſtine."

Zahl 13. „Der Vater bittet Sie auf heute zu Mittag, und ich, daß Sie uns wieder ſolche Dinge leſen.

Chriſtine."

Zahl 19. „Es kann ſein, es kann nicht ſein. Laſſen Sie künftig die Hefte weg. Darin iſt ein ſeltſamer Menſch. Oder bringen Sie doch wieder die Hefte. Reden Sie nicht mehr ſolche Dinge, wie Sonntags in dem Garten, und kommen Sie bald, der

Vater wünſcht es. Doch mich empört es, falſch zu ſein, es empört mich meinetwegen und Ihretwegen, ich will aus Stolz nicht falſch ſein. Sie ſchreiben die Hefte, und Chriſtine wünſcht, daß Sie bald kommen. So iſt es, und nun läugnen Sie, wenn Sie dürfen.

Chriſtine."

„So, ſo," ſagte Auguſtinus, „und am Ende kennt ſie ihn doch. Laſſe weiter ſehen: Zahl 7, Zahl 5, Zahl 10 Einladungen, das iſt nichts. Zahl 22, da ſteht mehr."

Zahl 22. „Ich habe Ihr Blatt in meinen Schrein gelegt, und mir däucht, ich habe eine glühende Kohle hinein gelegt. Verſtehe ich das Blatt, und ſoll ich darauf antworten? Was enthält es? Nichts. Was enthält es? Alles. Da ſchwebt ein Ding in dem Raume! Sie ſagen nichts, und doch ſtellten Sie es hin. Ahne ich es? Ahne ich es nicht? O, berühren Sie es nicht, es ſchwebe zwiſchen uns. Fürchten Sie die Zukunft. Ich zittere. Entweder muß ich hier abbrechen, oder ich ſchreibe gleich einen Bogen voll wie Sie. Gott ſei mir gnädig, ich berühre es am Ende ſelber. Ein ſelig Angſtvolles baut ſich zwiſchen uns, ich ſoll, ich muß Sie tadeln, denn Sie ſind es, der es baute. Es iſt, wie es alle Tage her war, und doch iſt es nicht ſo. Wir ſprechen wie alle andern Leute; aber es iſt, als wären es nicht dieſe Worte. Ihr Brief ſpricht dieſelbe Sprache, und bei meinem heiligen Gotte, Sie verſtehen die Sprache, und ich, ich verſtehe ſie auch. Laſſen Sie Alles ſchweben, gehen Sie um keine Meſſerſchneidebreite weiter, ich bitte Sie, wenn Sie mich — Laſſen Sie Alles, ich flehe darum, ich weiß nicht, warum mir ſo todesängſtlich iſt, als wäre dann ein Abgrund geöffnet. Leben Sie recht wohl, mehr wohl als Ihre

Chriſtine."

N. S. Dieſes Schreiben ſoll Sie auf Sonntag in unſern Garten einladen. Ch.

Auguſtinus ſuchte nun mit Angſt und Haſt nach der Zahl 23.

Zahl 23. „Theurer, einziger Freund! Es mußte ſo kommen. Aber da das Wort gefallen iſt, das ich ſo gefürchtet, und laſſe mich es ſagen, nach dem ich ſo geglüht habe, ſo gelte es nun auch mit all der furchtbaren Innigkeit unſäglich für Zeit und Ewigkeit. Sage, wie iſt mir denn? Als mit jenem Worte alle die ſtarre Vergangenheit hinweg zuckte wie ein Blitz, ſo ſteht eine Zukunft da, als wäre ſie dunkel ſelig; aber, ach, ich begreife ſie noch nicht, und zage dem Glücke entgegen. Es mußte ſo kommen. Schon Wochen und Tage her war es mir immer, daß es ſo kommen werde. Das Herz, vor dem ich anfangs bangte, ſo rein, ſo ſchön, ſo gut und ſo ſprühend, erſt ſah ich es dunkel träumend, dann klar in ſich ruhend, dann, wie es entzückt war, da es an mich heran wuchs, ſo ſachte, ſo innig, und immer mehr, und immer mehr, an mich, die ich voll und ahnungsreich bebend war, bis die Himmelsfrucht dicht vor meinen Augen hing. Ach, Euſtach, Du wirſt es ſehen, wenn Du wieder kommſt, in den Flammen meiner Wangen .

Chriſtine.“

Dem Auguſtinus wurde es faſt ſchwindlig vor den Augen, und er legte das Blatt weg, und ſah vor ſich hin. Seine Stube, ihre Wände und Fenſter, drehten ſich vor ihm.

„Das iſt ja ganz unausſprechlich, das iſt unausſprechlich,“ rief er. „Euſtachius! Euſtachius! Wo wird er denn jetzt ſein, und wo wird er denn ſein!“

Dem Auguſtinus war es, wenn er nur den Euſtachius auf eine Stunde da hätte. Es war ihm ſo unerträglich, allein zu ſein. Er ging einige Male in der Stube hin und her, dann ſetzte er ſich wieder nieder, um weiter zu leſen.

Und immer tiefer und immer zärtlicher wurden Chriſtinens Briefe, daß Auguſtinus ausrief: „Die iſt doch anders. Und nun möchte ich die Briefe des Euſtachius leſen.“

Dann las er weiter.

Zahl 36. „Theurer Freund! Es iſt nicht möglich, Du mußt Dich aufreiben. Schreibe nicht mehr in der Nacht. Ich bitte Dich darum. Seit jenem erſten Abende, da die Blätter in dem Laubgange raſchelten, und die Muſik des Vaters gedämpft aus dem Gartenhauſe herüber ſchallte, und Deine Worte wie brennende Funken in meine Seele fielen, ſeit „jener Flamme um unſern Mund“, wie Du es nannteſt — o Euſtach, nicht einmal ein weiblicher Mund hat noch den meinen berührt — ſeit jenem Abende habe ich ein Recht, daß Du Dich ſchoneſt, und heiter und glücklich ſeieſt. Ich habe Deine Nachtgedanken geleſen. Ach, ich liebe Dich ja, und möchte nichts, als in Ewigkeit fort von Dir geliebt werden. Du haſt ein ſonderbares Herz, und ſo habe ich es von Kindheit auf gewollt und geträumt: ein Herz, das tiefer iſt als die ganze Welt, müſſe mein ſein mit einer Liebe ohne Grenzen, und nun iſt es mein, laſſe mich tauchen in ſeinen Abgrund, Seele um Seele, Herz um Herz, daß keine Welt mehr iſt, nicht einmal die Sterne. Nur den leiſen Schmerz, der manchesmal um Deine Züge iſt, verſcheuche, er iſt ſonſt nicht Deines Weſens, und Deine ſchönen Augen hatten nie etwas davon geſagt. Biſt Du denn nicht glücklich? was Beſitz? was Ehe? Nicht ein einzig herzlich Wort ſoll die Männerſchaft von mir erlangen, Du blickſt ein ander Mädchen kaum an, wie ſollteſt

Du auch, wie kann ſie Dich denn ſo lieben wie ich? Und ſo laß uns bewahren das ſüße Geheimniß, laß uns ſelig ſein im ſüßen Geheimniſſe, und ſo immer fort, immer fort, mögen Zeiten um Zeiten kommen, ich flehe nichts, als daß ſie ſich nicht ändern, und ſo immer fort eine einzige ſeelenvolle Gegenwart und Ewigkeit. Ich werde nie eines andern Mannes, Du nie eines andern Weibes. Du willſt Werke herausgeben. Wie iſt mir denn? Wird nicht der holde Duft der Dichtungen verweht werden, die uns vereinten? Thue, wie Du es erkennſt. Du willſt ein Amt haben, und dann um mich werben. Thu' es oder thu' es nicht; das ändert an meinem Herzen nichts. Biſt Du ſtark und demüthig in Deinem Muthe, ſo bin ich ſtark und demüthig in meiner Liebe. Der Himmel ſegne und ſchütze Dein liebes Haupt. Lebe wohl.

Chriſtine."

Und ſo und noch heißer waren alle Briefe.

Dem Auguſtinus öffnete ſich ein weiter, weiter Raum. Es war ihm, als ſei auch ſchon ein Weſen da, dem er mit ſolcher Liebe anheim fallen werde.

Dann legte er die Briefe wieder in der Ordnung zuſammen, umwickelte das Päckchen mit der himmelblauen Seide, und legte es in einen Schrein.

Deſſelben Tages ging er am Abende auf den Schloßberg, ſchaute auf die ſchwarze Stadt hinab, und dachte an Chriſtine.

An den folgenden Tagen las er auch, wenn ſeine Arbeitszeit aus war, in den Päcken des Euſtachius; aber er ſagt es nicht, und will es nicht ſagen, was in ihnen ſteht.

Er forſchte nun, in welche Kirche Chriſtine gehe, und erfuhr, daß ſie mit ihrem Vater an jedem Sonntage und an jedem

Feſttage dem großen Gottesdienſte in der Teinkirche beiwohne. Er ging nun auch jedesmal in dieſen Gottesdienſt, und ſah nach Chriſtinens Augen. Dieſelben waren groß und dunkelbraun. Es war aber in ihnen gar nicht zu erkennen, was in ihrem Gemüthe vorgehe. Sie blickte ruhig entweder gegen den Prieſter oder in ihr Buch. Sie ſaß mit ihrem Vater jedesmal in einem eigenen Stuhle. Man konnte leicht bemerken, daß manche junge Männer ihretwillen in der Kirche waren, und jeder mochte ſchon den beneiden, dem ſie einſtens angehören werde. Auch den Auguſtinus zieh man der Liebe zu ihr, er machte ſich aber nichts daraus.

Er fing auch an, allerlei Geſchichten zu erſinnen, und in die luſtige und ernſte Stadtchronik zu ſetzen, die ſo abgefaßt waren, den Euſtachius zu locken, daß er ſie verſtehen ſolle, und daß er wiſſe, Alles ſei auf das Beſte ausgegangen. Aber Euſtachius gab kein Zeichen, und kam nicht.

Auguſtinus arbeitete nun noch viel eifriger als ſonſt.

Endlich machte er ſeine letzte Prüfung, legte ſeine Thaler hin, und erhielt ſein Pergament. Nun packte er ſeine Habſeligkeiten zuſammen, und ſandte ſie mit dem Frächter fort. Darauf kündete er ſeine Wohnung. Als dieſes Alles geſchehen war, forderte er den Mann Karſchitz auf Schläger. Der Platz war ein Gebüſch des Laurenzberges. Bei Auguſtinus war Ladron, bei Karſchitz der Mann Greuten. Auguſtinus erſtach beinahe den Karſchitz. Ladron und Greuten unterſuchten denſelben, und ſagten, man könne ihm ſchon wieder aufhelfen. Darauf ging Auguſtinus gar nicht mehr in die Stadt, ſondern ſeines Weges in die Welt.

So war es mit den zwei Bettlern.

Seitdem ſind Jahre vergangen.

Auguſtinus ſitzt im Hauſe ſeiner Väter. Auch über ihn iſt ein Schein aufgegangen, und dann iſt es wieder finſter geworden. Euſtachius blieb verſchollen. O Euſtachius, dort im Schreibgerüſte liegen alle deine Päcke, in dem Ebenholzkäſtchen, das eigens gemacht worden iſt, liegen die Briefe Chriſtinens. Dein Zeiſiganzug iſt da, dein braunes Gewand iſt da, in dem du zuerſt in Prag herum gegangen biſt, die neuen Hemden, die Cäcilia gemacht hat, und Alles. Du könnteſt in der großen Stube oben ſitzen, und Bergeslaſten von Hirngeſpinnſten ſchreiben, oder an das Juwel denken, das du verſchleudert haſt. Oder du könnteſt auch manchesmal mit deinem Freunde auf den Reutbühel ſteigen, und ihm hinüber ſchauen helfen auf das weiße Haus am Buchenſtande, in welchem das andere Kleinod iſt, das der andere Bettler verſchleudert hat.

Margarita, ſüßes, ſanftes Perlenlicht, ich ſegne dich, wenn du noch mein gedenkeſt, ich ſegne dich auch, wenn du ſchon auf mich vergaßeſt.

Von dem erſten Kranken, der durch Gottes Hilfe bei mir geſund ward.

Ich will jetzt auch dieſes hier eintragen, und das, was ſich zugetragen hat, da ich von Prag fortging.

Als ich den Kariſchitz beinahe umgebracht hatte, und als mir Ladron geſagt hatte, er werde wieder aufkommen, ging ich von Prag in der Richtung gegen Mitternacht fort. Ich ging gegen Mitternacht, weil ich dachte, die Schergen könnten mir gegen Mittag als den Weg nach meiner Heimat folgen. Es iſt auch ſo geſchehen, wie mir kund geworden iſt. Ich ging auf einem Pfadlein zwiſchen Wieſen und Feldern, und da bald die Nacht kam, ging ich die ganze Nacht hindurch, und aß ein Stück Brot, das ich zu mir geſteckt hatte. Am Morgen zechte ich in einer Bergſchenke, und ging dann wieder weiter. Ich ging nun den ganzen Tag, und manches Stück Nacht. Ich war mit nichts zum Tragen belaſtet. Ich hatte mein alltägliches Gewand an, und den Schläger an meiner Seite. Ich ging auf Fußwegen nach Schlan, von da durch den Wald nach Mies, dann auf Fußwegen nach Taus, und von da in den baieriſchen Ort Fürth.

Von Fürth ging ich auf baieriſchem Grunde am Saume des großen Waldes mittagwärts bis zu dem Orte Freiung. Von Freiung ging ich wieder mittagwärts bis zu dem wilden, ausgebreiteten, unwirthbaren Walde, der an der Mihel iſt, und dort anfängt gegen Morgen zu gehen. Da iſt ein Ort, der den Namen Klafferſtraß hat. Dort miethete ich mich in einer Schenke ein. Ich ſtieg nun alle Tage in den hohen Wald hinauf, und unterſuchte ſeine Kräuter und Pflanzen, und ſtrebte, wie er ſie hat, ſie kennen zu lernen. Die ich gepflückt hatte, legte ich zwiſchen weiches Papier in Päcke. Oft kam ich in der Nacht nicht nach Hauſe, ſondern war bei Holzſchlägern oder allein unter einer Tanne, an der ich ein Feuer angezündet hatte. Als nach fünf Wochen von Ladron die Nachricht kam, Karſchitz gehe wieder als alter Schüler auf dem Karolin herum, nahm ich meine Pflanzenpäcke an einer Schnur um die Schulter, und wanderte über den Wald in meine Heimat hinüber. Und als ich an dem Hauſe meiner Voreltern angekommen war, ſtand ſchon der Vater da, und der Kaspar und die Anna auf der Gaſſe. Ich grüßte alle. Sie hatten eine große Freude, und grüßten und herzten mich. Und der Knecht und die Mägde und der Stallbube kamen auch heraus, und unter den Thüren der Nachbarhäuſer ſtanden Leute, und ſahen von ferne her.

Der Vater ſagte: „Wir haben dich ſchon ſehr lange erwartet, deine Truhe, die du von Prag geſendet haſt, ſteht bereits in dem zweiten Monate im Hauſe, und es iſt dir auch nachgefragt worden.“

„Es iſt etwas dazwiſchen gekommen,“ ſagte ich.

„So gehen wir in die Stube,“ ſprach der Vater.

Sie führten mich hinein. Von der Stube aber führten ſie mich gleich in die Kammer daneben. Sie hatten mir die Kammer zur Wohnung hergerichtet, wie ich ſie immer, wenn ich in ſchulfreien Zeiten von Prag nach Hauſe kam, hatte. Den ungeheuren Schrein, der ſeit Menſchengedenken in der Kammer geſtanden war, hatten ſie in das ſehr geräumige Vorhaus geſchafft, und an die lange Wand, die nun frei wurde, ein Bettgeſtelle mit weißen Linnen gethan und zwei kleine Schreine mit Laden. Der Ahorntiſch war näher an das Licht gerückt, die Fenſter hatten weiße Vorhänge, und dann waren noch ſechs Buchenſtühle da. Den Fußboden hatten ſie geſcheuert und mit feinem weißen Sande beſtreut, und darauf ſtand mein Koffer mit der Schweinshaut. Ich legte meine Pflanzenpäcke auf den Fußboden und meinen Schläger auf den Koffer, und wir ſetzten uns auf Stühle.

„Was haſt du denn in den Päcken?“ fragte der Vater, „und könnte nicht jemand die Dinge heraus nehmen, und in eine Lade ordnen?“

„In den Päcken ſind Kräuter,“ ſagte ich, „und ich werde ſie ſchon ſelber ordnen.“

„Zum Heilen?“ fragte der Vater.

„Zum Heilen und zum Wiſſen,“ ſagte ich.

„So, ſo,“ ſagte der Vater.

Und als ich nach einer Weile den Koffer öffnete, und zuerſt den Zeiſiganzug des Euſtachius heraus nahm, dann ſein braunes, altes Gewand, dann die neuen Hemden, die Cäcilia gemacht hatte, und ſonſtiges Linnen, dann die Päcke Hirngeſpinnſte und die Briefe Chriſtinens, und da ich das alles mit Anna's Hilfe in die Lade eines Schreines legte, ſahen mir der Vater und Kaspar zu. Es blieb nun, wenn ich meine wenigen Bücher, dann die Hefte, die ich mir in der Arzneiſchule zuſammengeſchrieben hatte, und die Doctorwerkzeuge, die ich mir ſchon als Schüler erworben hatte, wegrechnete, ſo wenig in dem Koffer übrig, da ich von dem Juden ſo ſchmählich ausgekauft worden war, daß ich dieſe Habſeligkeiten leicht in ein Tuch hätte binden, und den Bündel mit dem Schläger über der Schulter hätte forttragen können. Ich warf das alles in einen Schrein, und rückte den leeren Koffer in einen Winkel.

Es war indeß einige Zeit vergangen.

Die Anna begann nun mit den Mägden den Tiſch in der großen Stube mit weißen Linnen zu decken, und mit Tellern und Eßgeräthen zu verſehen. Es ſollte, obwohl es noch lange nicht Abend war, zum Abendeſſen ſein. Man hatte es ausnahmsweiſe, weil ich angekommen war, und etwa hungrig und durſtig ſein könnte, früher gerichtet. Wir wurden bald gerufen, auch der Knecht, die zwei Mägde und der Stallbube mußten herzu, und wir ſetzten uns an den Tiſch. Ein großer, roſenfarbener, gebratener Schinken prangte mit geſäuertem Weißkohle auf ihm. Ein Krug mit Bier ſtand daneben. Für mich und den Vater waren noch zwei junge gebratene Hähne mit Kreſſe und ähnlichen Dingen, und eine große Flaſche mit funkelndem Weine vorhanden. Der Vater hatte eine Anzahl wohlverpichter Flaſchen mit Wein auf meine Ankunft zuſammengeſpart. Wir thaten den trefflichen Dingen die wirkſamſte Ehre an, wenn wir ſie auch nicht zu bewältigen vermochten. Dann ſaßen wir noch in Geſprächen, die ſtets fröhlicher wurden, eine Weile beiſammen, und gingen endlich, obſchon die lange Sommerabenddämmerung noch nicht vorüber war, zur Ruhe. Und ſo legte ich mich denn zum erſten Male als Mann eines Berufes in meinem väterlichen Hauſe nieder, in dem ich nun lange zu weilen gedachte.

Am andern Tage ging ich nach Pirling zu dem Grabe der Mutter. Dann beſuchte ich den Pfarrer.

Als ich auf dem Heimwege in unſer flaches Thal gekommen war, das in der Richtung zwiſchen Abend und Mitternacht von Pirling in den Wald hinein geht, und ſchier ſelber ein Wald iſt, betrachtete ich unſere Häuſer von Thal ob Pirling, in denen eine Bürgerſchaft ſo zerſtreut lebt, daß ſie ſich nicht beirren, und doch ſo nahe, daß ſie im Verkehre ſind. Unſer Haus leuchtete von ſeiner Höhe, ſo wie die andern Waldhäuſer, Bürgerhäuſer, Kleinhäuſer, daß es auf ſeine Wieſen und Felder ſieht, mit ſeiner weißen Mauer und ſeinen weißen Steinen auf dem flachen Dache gegen mich herüber. Da, dachte ich, wirſt du deine Wirkſamkeit beginnen. Wird ſie zum Heile derer ſein, die dir vertrauen, und zu deinem Heile?

Als ich bei den Meinigen angekommen war, ſagte der Vater, er werde mich in dem Hauſe herum führen.

Ich wußte nicht, warum er das thue, da mir das Haus ohnehin ganz bekannt war. Aber ich folgte ihm aus der großen Stube in die Hofſtube und Hofkammer, in die Kammer der Knechte und Mägde, und in die große und kleine Vorrathskammer. Dann ſtiegen wir zur Zierſtube empor, die unter dem Dache zwiſchen zwei Schüttböden war, und in der ſich ſchöne Geräthe, manches Bild, ein geſchnitztes Schauſtück, die ſchönen Kleider und die Werthdinge befanden. Hierauf gingen wir in den Keller und in die Anbauten. In dem Stalle waren die Rinder und Zugochſen. In der Scheune war das leere Stroh und waren die Plätze, in welche das körnerſchwere gethan werden konnte, wenn es geerntet ſein würde. In der Wagenlaube, daneben das Einfahrtsthor war, befanden ſich Wägen und Ackerzugwerke, und an der hintern Wand war das Brennholz aufgeſchlichtet. Wir gingen auch in den Garten hinaus, der Gemüſebeete, etwas Blumen und Raſen hatte, darauf Obſtbäume ſtanden, wie ſie in der Waldgegend gediehen. Vom Garten weg gingen wir gegen Mitternacht des Hauſes auf die Wieſe, auf welcher nahe an der Hausmauer eine große gezimmerte Kufe ſtand, in die friſches, lebendiges Waſſer rann, zu dem man durch das kleine Brunnthürlein heraus kommen konnte.

Als wir wieder in der Stube waren, ſagte der Vater: „Auguſtinus, du haſt nunmehr wiederum Alles geſehen, es iſt in deinem letzten Fortſein nicht weniger geworden, wenn wir es auch nicht haben mehr machen können. Die Felder, die Wieſen und die Waldtheile kennſt du, die zu dem Hauſe gehören, ſie ſind die nämlichen geblieben. Du kannſt ſie auch morgen anſchauen. Wenn du nun Alles übernehmen willſt, ſo nimm es, du biſt der älteſte. Ich komme in die Jahre, und dann bin ich auch einer der Gemeindeälteſten und Geſchworenen, und habe darin Pflichten, und wenn auch der Kaspar arbeitet, wie ich es nicht anders ſagen kann, und die Anna, und wenn auch der Knecht und der Stallbube und die Mägde zu zählen ſind, ſo würde ich doch einmal ſehr mangeln, wenn ich nicht mehr könnte. Du dürfteſt dich wegen des Hinauszahlens des Antheiles an Kaspar und Anna nicht kränken. Anna hat bisher das Haus nicht verlaſſen wollen, wenn ſich auch Freier gemeldet haben. Und ſoll ſie einmal fortgehen wollen, ſo wird ſich auch Alles vermitteln laſſen, und wegen des Kaspars werdet ihr in keine Feindſchaft gerathen, er iſt ſehr gut und willig."

„Vater," ſagte ich, „ich kann das Haus nicht übernehmen, weil ich hieher gekommen bin, die Leute zu heilen, die krank werden, und mich begehren, und wenn ich einmal auch noch ein Gemeindeälteſter würde, ſo hätte ich gar drei Pflichten. Gebt das Haus in Gottes Namen dem Kaspar, wenn ihr es einmal übergeben wollt. Ich werde hier wohnen, wenn es euch genehm iſt, und ihm mit Rath, wenn er ihn braucht, und mit der That, wenn ich kann, beiſtehen, ihr führt jetzt noch die Aufſicht und die Leitung fort, ſo lange ihr könnt, und übergebt ihm dann Alles. Und die Anna kann mir beiſtehen, wenn etwas am Feuer zu bereiten iſt, oder ſonſt ein Ding nothwendig wird, das in ihrem Geſchäfte liegt, ich will ihr es nach Kraft vergelten, und wenn ſie einmal fort will, ſo wird ſich Alles, wie ihr ſagt, vermitteln. Wer weiß, was für Umſtände kommen können, und ſo werden wir die Dinge nach unſerer Einſicht und nach unſerm Vermögen weiter bringen.“

„Da müſſen nun auch die andern Geſchwiſter ihre Meinung ſagen,“ antwortete der Vater.

„Der Bruder wird es ſchon wiſſen,“ ſagte Kaspar, „und mir iſt Alles recht.“

„Ich thue dir jeden Dienſt umſonſt, Bruder,“ ſagte Anna, „und richte mit dem Vater und Kaspar die Sache, wie ihr wollt.“

„Alſo wirſt du bei uns wohnen, Auguſtinus,“ ſagte der Vater, „das freut mich und wird deine Geſchwiſter freuen. Ich will das Haus führen, wie du ſagſt, ſo lange ich kann, und werde es dann vor Gericht dem Kaspar übergeben. Ihr werdet ihn mit eurer Einſicht nicht verlaſſen. Die Eintheilung in unſerem Hauſe iſt dann auch recht leicht zu machen. Du bleibſt in der Kammer, Auguſtinus, dann iſt die große Stube, in welche die Leute kommen können, die von uns oder von dir etwas wollen, und in welcher wir eſſen, und ſonſt auch manchmal ſind. Ich bin ſeit Langem ſchon in der Hofſtube. Die Himmelbetten mit den Vorhängen, die meine und deiner Mutter Ehebetten waren, ſtanden ſeit jeher in ihr, dort ſeid ihr geboren worden, dort iſt ſie von mir weggeſtorben, dort ſchlafe ich in einem der Betten, und von dort werde ich ihr nachſterben. Anna ſchläft in der Hofkammer neben mir. Die Mägde ſind in der Mägdekammer, und Kaspar und der Knecht und der Stallbube ſchlafen ohnedem ſchon lange nicht mehr im Hauſe, ſondern in der Sölde zur Sicherheit derſelben, weil ſie ſonſt ſeit dem Abſterben des Söldners Mathäus leer ſtünde, und ſo kann es bleiben, und ſo wird es recht ſein.“

„Es iſt gut, es iſt recht, und ich habe eine große Freude,“ rief Anna.

„Und ich bin auch voll Freude,“ ſagte Kaspar.

„So ſchlagt ein, und wir ſind in Ordnung,“ rief ich.

Sie reichten mir die Hände, ich ergriff ſie, und wir ſchüttelten ſie uns.

„So lebt geſchwiſterlich mit einander, das wird das Beſte ſein,“ ſagte der Vater.

„Ja, das Beſte, das Beſte,“ rief die Schweſter.

Und mit dieſen Worten war die Sache abgethan.

Nach einer Weile ſtand ich vor dem Hauſe, und ſah herum. Da war in der Richtung gegen Abend hin der Wald, und hinter ihm wieder ein Wald. Rückwärts des Hauſes war der Wald, gegen Morgen ein Wald, und nach Pirling hin Bäume wie ein Wald.

Da dachte ich: Auguſtinus, da willſt du wirken, unter dieſen Leuten, die nicht einmal wiſſen, was ein Arzt iſt, geſchweige ein

Doctor mit der geregelten Einübung der Heilkunde? Haben ſie nicht bisher nur von Weibern, die erfahren zu ſein glaubten, Mittel gegen Schäden genommen? Oder von einem Bauer oder einem Bürger, der ein Gewerbe trieb, und helfen zu können verſprach? Und iſt nicht manchesmal mit einer Tragbahre ein Tiroler gekommen, der Fläſchchen mit Dingen und Säften hatte? Und haben ſie nicht von ihm gekauft, und die Sachen für alle Fälle, die in dem Jahre vorkommen können, in den Wandſchrein geſtellt? Und hat nicht einer, der an dem Bache wohnte, und das Heilen als Geſchäft betrieb, alles andere daneben gethan? Haare geſchnitten, Bärte geſchert, geweiſſagt, Diebe gebannt, Quellen gefunden, Zeichen gebrannt?

Und gerade da will ich wirken, ſagte ich mir.

Und nach dieſen Worten ging ich wieder in das Haus.

Ein Käſtchen, das in der großen Stube bisher gedient hatte, daß Nägel, Bohrer und dergleichen darin lagen oder hingen, wurde in die Kammer gebracht, damit ich Arzneifläſchchen und Büchschen hinein ſtellen könnte. Wir breiteten ein dunkles Tuch auf den Ahorntiſch, und ſtellten das Käſtchen darauf. Dann legte ich meine Hefte auf dieſem dunkeln Tuche des Tiſches zurecht. Ich hatte ſie alle ſelber geſchrieben, alle Krankheiten ſtanden darinnen, die wir auf der Schule geſehen hatten, und alle anderen auch, die in den Büchern enthalten ſind. Und die Mittel ſtanden bei den Krankheiten. Neben die Hefte legte ich alle meine Bücher. Neben die Hefte und Bücher legte ich auch das Fach mit den Werkzeugen des Arztes, damit ich es gleich bei der Hand hätte. Und herwärts von allem dieſem ſtellte ich ein großes Dintenfaß, ſchnitt viele Federn, und legte ſie daneben. Dann noch einen großen Pack weißes Papier, damit ich darauf ſchreiben konnte, was nöthig wäre, inſonderheit, welche Kranken ich habe, was ich jedem gegeben, und wie ich ihn behandelt habe, damit, wenn die Menge etwa groß würde, ich einen ſchnellen Überblick hätte, und nicht Wirrungen machte.

Ich beſtellte mir noch deſſelben Tages einen groben, grauen Rock, dergleichen Unterkleider und ſchwere, dicke Lederſtiefel, wie man Alles in der Gegend trug, dann noch einen grünen Waldhut. In Prag beſtellte ich Arzneien, die ich bezeichnete.

Von dem Tage an ging ich in der Gegend herum, die Leute ſahen mich an, ja, ſie traten unter die Thüren, wenn ich vorbei ging, und ſahen mir nach; aber ich wurde zu keinem Kranken gerufen.

Der Vater, der Kaspar, die Anna, der Knecht, die Mägde, der Stallbube thaten ihre Geſchäfte, und ich konnte ihnen zuſchauen, und die Dinge kennen lernen, wie ich es gethan hatte wenn ich in ſchulfreien Zeiten von Prag hieher gekommen war.

Der neue Anzug wurde fertig, und mir in unſer Haus geſchickt. Ich zog nun die grobe graue Beinbekleidung an, und die ſchweren Stiefel, die mit Nägeln beſchlagen waren, und das grüne Wamms, und den grauen Rock, ſteckte eine blaue Taubenfeder auf den grünen Hut, der nun mein Haupt bedecken ſollte, und legte mir einen ſtarken Kreuzdornſtock zurecht, den der Kaspar geſchnitten hatte. Mit dieſen Dingen wollte ich alle Wege begehen, die es in der ganzen Gegend gibt, um ſie auf das Allergenaueſte kennen zu lernen, damit ich nicht durch Wegunkunde gehindert wäre, wenn ich nach allen Richtungen zu meinen Kranken gerufen würde.

Die Kiſtchen und Ballen mit den Arzneidingen kamen endlich auch mit dem Frächter von Prag an, und ich ging mit den

Meinigen daran, alles auszupacken und zu ordnen. Ich ſtellte die Fläſchchen, in denen Flüſſigkeiten waren in das Käſtchen; allein ſie fanden darin nicht Platz, und ich mußte eine Anzahl derſelben auf das dunkle Tuch um das Käſtchen ſtellen. Dazu ſtellte ich auch die Gläſer, in denen Pulver oder andere feſte Gegenſtände waren. Die Päckchen mit Kräutern und dergleichen brachte ich in der oberen Lade eines Schreines unter. Der Vater und die Anna freuten ſich über die Dinge, und der Kaspar bewunderte die Farben, die in den Gläſern waren. Es kam auch die Kiſte mit den Tiegeln und Schalen und Geräthen. Ich legte dieſe Sachen in die zweite Lade des Schreines, den ich ſchon zu meinem Berufe erkoren hatte. Die kleine Wage ſtellte ich auf das dunkle Tuch des Ahorntiſches.

Nun ſchritt ich rüſtig und wacker Wald aus, Wald ein, Berg auf, Berg ab, Thal aus, Thal ein. Ich begann auch, wenn ich zu Hauſe war, eine Zeichnung zu einem Arzneiſchreine zu entwerfen.

Auch etwas anderes that ich. In unſern Gehöften und an ſonnigen Plätzen und an Steinwänden wuchſen Kräuter, welche in der Arzneipflege angewendet werden. Ich ſammelte davon, und trug nach Hauſe, was ich konnte, und an Sonntagen wurden die Mägde, denen ich die Kenntniß ſolcher Kräuter beigebracht hatte, hinaus geſchickt, zu pflücken, zu graben und zu bringen, was ſie fänden. Die Blätter, die Wurzeln, die Stengel wurden entweder getrocknet, oder in Säfte gepreßt, und im Weingeiſte aufbewahrt.

Ich knüpfte Bekanntſchaften mit Menſchen wieder an, die ich früher gekannt hatte, und lernte neue kennen. In Pirling ſteht ein Haus, welches alle andern übertrifft. Wenn geurtheilt würde, ſo wäre es der König, und die andern das Volk. Es ſteht mit ſeiner Vorderſeite gegen den Marktplatz, hat einen ſchön geſchweiften, zierathreichen, hohen Giebel von zwei Stockwerken. Von dem, der das Haus gebaut hat, und der nicht mehr lebt, hat mir mein Großvater viel erzählt. Er war ein Mann, der in dem Walde geboren war, und alle Leute des Waldes kannte. Er begann Weibern und alten Mütterlein, die ſpannen, ihre Geſpinnſte, ſo weit ſeine Mittel reichten, abzukaufen, Linnenweben anfertigen zu laſſen, ſelbe zu bleichen, zuzurichten, und in entfernte Gegenden zum Verkaufe zu fördern. Da fingen ſie an, Flachs zu bauen, und er gedieh in dem feuchten Waldboden beſſer als in andern Gegenden. Der Mann machte Gewinn, konnte ſich ausdehnen, hielt aber den Gewinn nicht für ſich zurück, ſondern ließ ihn auf die, welche ihm lieferten, überfließen, wie das Maß es gebot. Er hob ſie, und ermunterte ſie und andere. Manche Stellen des Waldes wurden gereutet, und mein Großvater ſagte, daß man damals auf manchen Hochwieſen im Grün weiße, ſchimmernde Streifen ſehen konnte, welche bleichende Leinwand waren. Er baute ſich das Haus, führte darin eine bürgerliche Wirthſchaft, und hinterließ alles ſeinem Sohne. In dieſes Haus war ich ſchon als Schüler der Hochſchule gekommen, und kam jetzt auch in dasſelbe, und wurde freundlich aufgenommen. Der Sohn ſetzte die Handlungsweiſe ſeines Vaters fort, andere ahmten ihn nach, und ſo ſah ich auf meinen Streifereien jetzt auf mancher grünen Höhe, in manchem grünen Thale die weißen Leinwandſtellen glänzen, hörte an mancher Hütte, an der ich vorbei ging, den Webſtuhl klopfen, und ſah auf manchem Waldfelde die ſchöne blaue Blüthe des Flachſes. Es war eine wirthliche Gattin in dem Hauſe, ein Sohn, der wie ſein Vater und Großvater Mathias Ferent heißt, und zwei Töchter, Franziska und Joſepha. Man machte, wenn ich kam, ein wenig Muſik, oder zeigte Bilderbücher vor, oder ſprach etwas; wenn noch andere da waren, wurde oft ein Menuet getanzt, und zweimal gingen wir auch ein ganzer Zug auf den Waldſtern, und in der Nacht mit Fackeln durch den Tannenwald herab. Ich dachte ſchon zuweilen, ob mir denn Gott nicht eines der zwei Mädchen etwa zu meinem Eheweibe beſtimmt hat, vielleicht die heitere Franziska mit den dunkeln Augen und den lichten Blicken.

Dann hatte ſich der junge Krämer Geran ein recht friſches kleines Haus in der untern Gaſſe von Pirling gebaut, hatte ſich mehr Gegenſtände zum Verkaufe angeſchafft, als ſein Vater gekannt hatte, und rief mich jedesmal an, wenn ich an ſein Haus kam, und vorüber gehen wollte. Seine junge Ehefrau ſetzte auch immer eine Kleinigkeit zum Naſchen und Nippen auf den Tiſch.

Dann war die Hammerſchmiede in Rohren. Gerhard Rohr hatte die Waldwäſſer im Rohrthale in ſeine Tannenſchlotte gefangen, und leitete ſie auf Räderwerk, das ihm Bälge und Hämmer und anderes trieb, mit denen er in Verbindung mit vielen Arbeitern Eiſen zu Senſen, Sicheln und dergleichen hämmerte. Er hatte einen Garten, darin er viele Roſen pflegte, ſein Eheweib ging mit einem Schlüſſelbunde herum, ſeine drei Söhne hatten Hakenbüchſen zu allerlei Vergnügen, er hegte einigen guten Wein im Keller, und gab gerne aus dem großen Behälter friſchen Waſſers, den er zur Speiſung ſeiner Werke angelegt hatte, Forellen auf den Tiſch.

Dann ſtand drei Stunden von dem Hauſe meines Vaters entfernt im Tuſſiwalde die Glashütte des Glasmeiſters Johannes

Blach, der in Stampfwerken, die der Waldbach trieb, den Kies der Gegend ſtampfte, ihn in Glühöfen, denen der Wald das Holz gab, ſchmolz, und Glastafeln, Schalen, Trinkgläſer, Flaſchen und anderes machte, und die Glasgegenſtände in Werken ſchleifen, und feine Zierathen in ſie ſchneiden ließ. Es kamen manche Gäſte in dieſes Haus, auch von ferne her, wohin er ſeine Waaren ſendete, um ſeine Anſiedlung im Walde zu ſehen. Es war fröhlich in dieſem Hauſe. Die Ehefrau war heiter, die vier Söhne desgleichen, und die einzige, blonde, zwanzigjährige Tochter mit den ſchönen blauen Augen, obgleich ſtilleren Weſens und mit zierlichen Arbeiten beſchäftigt, dämpfte nicht die Fröhlichkeit, ſondern zierte ſie vielmehr. Ich war in dem Hauſe heiter, und es entſtanden Schnurren.

Dann hat der Herr Paul Küfner am Kirwalde eine Meierei errichtet, in der er das ſchönſte und ſchwerſte Waldvieh hegt, Rinder dunkelbraunen Schlages, oder ſchwarz, oder ſchwarz und weiß gefleckt. Er und ſeine Gattin und ſeine Tochter Ludmilla empfingen mich freundlich.

Dann war Hermann Löff, der gegen das Land hinaus ſchönen Getreideboden erworben und zuſammengerundet hat, und ſich daran ergötzte.

Dann war der Schmied im Thaugrunde nahe bei uns, zu dem ſie bringen, was beſchlagen werden muß, und was Eiſen bedarf.

Dann war der Hermüller und der Grundmüller und der Aumüller, die ihre Werke an Waldwaſſern hatten.

Dann waren viele Wirthe, zu denen ich kam, Wirthe in Ortſchaften, Wirthe in Einſchichten auf einem Hügel, an einem Kreuzwege, Waldwirthe, oder ſolche, die nur zeitweiſe etwas ausſchenken.

Und dann iſt manches Haus oder Häuslein, in das ich kam, wo ſie Landwirthſchaft treiben, oder ein paar Kühe haben, oder der Beſitzer ein Holzknecht iſt, oder Schwellen, Tröge und dergleichen aus Waldſteinen haut, oder feſte Schuhe und Stiefel für Waldgänger, oder Rechen und Feuerſchwamm macht, oder Ähnliches.

Mit manchem Mütterlein redete ich, das mit blöden Augen nur mehr einen groben Faden durch die Feder auf ihre Spule laufen laſſen kann.

Aber niemand hat mich zu einem Kranken gerufen, der Heil von mir begehrt hätte.

Es ging ſchon gegen die Ernte, während, da ich gekommen war, kaum das Korn geblüht hatte.

In unſerem Hauſe ging das Hausweſen ſo fort, wie es vor meiner Ankunft gegangen war. Der Vater leitete Alles, und arbeitete überall als Vorgeſetzter der Leute mit. Kaspar that immerfort das, was der Vater geſagt hatte, fragte ihn ſtets um Weiſung, und plagte ſich auf eine Art, wie kein anderer neben ihm. Sie hatten das Heu trocken und ſchönfärbig in die Futterräume gebracht. Zu der Heuarbeit waren die Mägde mitgegangen, und Anna hatte ganz allein zu Hauſe das Eſſen beſorgt. Dann wurde das Brennholz im Walde gerichtet und geſchlichtet. Zum Holze ging nur die gröbere Magd mit, und es wurden in der Zeit zwei Taglöhner gehalten. Der Vater ging an den Tagen, wann eingeſagt worden war, in die Gemeindeſitzung, und half dort berathen. Öfter kamen Leute, einen Dienſt von ihm zu erbitten, oder um einen Rath zu fragen. Er empfing ſie in der großen Stube, und ertheilte das Gebetene in dem Maße, wie er es für rathſam erachtete.

Er verkaufte in der Zeit eine Kuh, und ſagte zu mir, er wolle mir einiges Geld leihen, daß ich etwas in der Taſche hätte, wenn ſich ein Erforderniß einſtellen ſollte.

Ich nahm es an.

Ich hatte nun alle Wege erforſcht, die im Waldlande beſtanden, ſie mochten von was immer für einer Art ſein: die Fahrwege, die Fußwege, welche von Ort zu Ort führten, die Steige von einem Hauſe zum andern, auf ebenem Boden, über Hügel und Kämme, ſcharfes Gerölle hinab, an Wäſſern und durch Sümpfe und Schlamm, über Wurzeln, durch Farrenkräuter und Brombeergeſtrüppe. Selbſt die Wegefurchen durch Viehtrieb, alle kannte ich ſie jetzt.

Die weißen Papiere zu Krankenbemerkungen waren unbeſchrieben, die Schweſter hatte an dem Feuer nur die Speiſen zu kochen, der Inhalt der Arzneigläſer minderte ſich nur durch Verderben, und die getrockneten Kräuter neigten ſich dahin, Staub zu werden.

Indeſſen war die Ernte gekommen, das Korn, die Gerſte, ſelbſt der Haber war in die Scheuer gebracht.

Ich aber harrte meiner Zeit.

Nur Eines war böſe in meinem Herzen. Zuweilen ſaß ich auf einem Steine, und ſeufzte: „O du ſchrecklicher Euſtachius! o du ſchrecklicher Euſtachius!“

Einmal geſellte ſich einer zu mir, da ich über die Felder jenſeits des Thaugrundes gegen das Haus meines Vaters ging. Er kam mir nach, grüßte mich, und ich grüßte ihn. Er war gekleidet wie ich, und fragte, ob ich noch weit des Weges gehe.

„Ins Thal hinauf,“ antwortete ich.

„Da könnten wir bis über den Thaubach mit einander gehen, wenn es erlaubt iſt,“ ſagte er, „ich gehe in die untere Aſtung.“

„Mit allem Fuge iſt es erlaubt,“ antwortete ich.

„Da es ſchon Abend wird, iſt es kurzweiliger, eine Anſprache zu haben,“ ſagte er, „als ſo allein auf den langen Feldern zu gehen.“

„Es iſt überall kurzweilig, Geſpräche zu führen,“ ſagte ich, „draußen im Lande aber ſind die Feldflecke wohl fünfzigmal, wohl hundertmal länger als hier. Es iſt überall kurzweiliger zu ſprechen, als allein zu ſein, und ſich höchſtens etwas zu denken.“

„Und wenn man ſich immer das Nämliche denkt,“ antwortete er. „Wir haben heuer eine ſchöne Zeit gehabt.“

„Eine ſchöne Zeit,“ entgegnete ich.

„Alle haben ihre Wünſche erreicht,“ ſagte er.

„Haben das alle?“ fragte ich.

„Das Heu iſt ſo ſchön eingebracht worden, wie ſeit zehn Jahren nicht,“ antwortete er, „das Getreide noch ſchöner, das Korn ſchüttet an, und iſt mehlreich. Der Meilhauer hat Holzäpfel, die nie ſo rothe Wangen gehabt haben, er macht Äpfelwein daraus, der in mehreren Jahren wie Wein wird. Aus den ſüßen Äpfeln des Löff draußen wird kein guter Obſtwein, und er hält ſich auch ſo nicht lange. Die Johanna des Löff wird in die Glashütte hinauf heirathen, den älteſten Sohn des Glasmeiſters, der dann auch einmal das Werk übernehmen wird. Das ſind Herrichtungen, wie man ſie nie geſehen hat.“

„Nun, da wird Jubel und Freude ſein,“ ſagte ich.

„Ja,“ entgegnete er, „heute mir, morgen dir. Uns hat es heuer hart getroffen.“

„Was iſt euch denn widerfahren?“ fragte ich.

„Nun, die Felder drüben ſind ohnedem nicht lehmhaltig,“ antwortete er, „und die unſrigen gehen gegen den Schwentberg hinan, es iſt da lauter Sandfurche und Kies, und die warme Sonne hat uns die Wurzeln angegriffen, und hat uns ein kurzes, dünnes Korn gemacht mit kleinen Ähren. Und die Gerſte iſt auch ſo und alles, wir haben keine ſo gute Ernte gemacht, wie die da unten. Und im Frühlinge iſt uns eine Kuh beim Kalben umgekommen. Und mein Bruder iſt krank geworden. Er hat die Kleinmuthskrankheit gehabt. Er iſt zornig geworden, wenn ein Haſe auf dem Wege war. Mit Wachholderbeerenſud hat er ſehr geſchwitzt, und iſt beſſer geworden. Aber bei dem Habermähen hat es ihn mit Froſt ergriffen, er hatte dann Hitze, und lag und ſchlief, und öffnete zuweilen die Augen, und dann ſchlief er wieder. Endlich wurde er beſſer, und aß, und wurde wieder übler, und jetzt ſchaut er ſo ängſtlich."

„So fragt den neuen Doctor, welcher in der Gegend iſt," ſagte ich.

„Ach, der Doctor," antwortete er, „wer wird denn zu dem Doctor gehen?"

„Warum denn nicht?" fragte ich.

„Ach nein," ſagte er, und ſchüttelte den Kopf.

„Aber einen Grund müßt ihr doch haben," ſagte ich.

„Der Grund iſt, daß wir nicht zu dem Doctor gehen," ſagte er.

„Nun, ſo geht nicht zu dem Doctor," ſprach ich.

„Ja, ja, da habt ihr Recht," antwortete er, „wir gehen nicht zum Doctor."

„Vielleicht wird er auch ohnedem geſund," ſagte ich.

„Freilich," antwortete er; „denn er nimmt ja immer heilſame Sachen."

Wir kamen nach und nach in den Thaugrund, und gingen über den ſchmalen Steg des Thaubaches. Er ſagte: „Da muß ich nun links bei des Meilhauers Hauſe und der Schmiede voruber gehen, ihr geht rechts in das Thal hinauf. Es iſt doch recht vergnuglich geweſen, daß wir mit einander geſprochen haben. Kommt gut nach Hauſe."

„Ihr auch," antwortete ich.

Wir trennten uns, er ging links gegen die untere Aſtung hinüber, ich rechts nach Thal ob Pirling.

Endlich bekam ich meinen erſten Kranken. Eines Tages kam der Bettler Tobias zu uns, da ſchon an den Morgen ſtarke Herbſtreiſe auf den Wieſen lagen. Ich hatte ſchon in meiner Kindheit den Bettler Tobias in ſeinem weißen Rocke, mit dem rothen Angeſichte und den weißen Haaren herumgehen geſehen. Er kam zuweilen zu uns, blieb einen Tag da, bekam Herberge und Nahrung, ſchlief eine Nacht bei uns, und ging dann weiter. Dieſes Mal kam er gegen den Abend. Er aß ſeine Suppe nicht ſo tüchtig wie ſonſt, was mein Vater bemerkte. Seine Schlafſtelle erhielt er in dem friſchen Heu der Sölde. In der Nacht kam Kaspar zu dem Hauſe herunter, klopfte, und da ihm aufgemacht worden war, ging er zu dem Vater, und ſagte ihm, der Tobias ſtöhne und ächze in dem Heu, daß es einem Unmenſchen das Herz brechen müßte. Der Vater ſagte es mir, wir kleideten uns an, und gingen mit einer Laterne zu der Heuſtelle des Bettlers. Er lag angekleidet in dem Heu, Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, und er krümmte ſich wie unter entſetzlichen Schmerzen. Ich ließ ihn durch Kaspar und den Knecht in die Stube tragen, und ihm aus des Kaspars und des Knechtes Bett ein drittes Bett bereiten. Er wurde hinein gelegt.

„Ach, Herr Auguſtinus," ſagte er, „muß ich denn ſterben, ich bin auf der Welt ſo glücklich geweſen."

„Nun, Tobias,“ ſagte ich, „wo thut es denn weh?“

Er wies auf den Unterleib.

Ich fragte ihn nun kurz über alles, was bei uns in der Schule gefragt worden war, und da er geantwortet hatte, wie ſie öfter bei uns in der Schule geantwortet hatten, und da ich ihm, wie in der Schule geſchah, den Puls, die Stirne, die Bruſt befühlt, den Bauch an verſchiedenen Stellen angegriffen, und die Hitze des Athems unterſucht hatte, deckte ich ihn, beſonders unten, mit Hüllen warm zu, und ſagte, ſie ſollen ihn ſo laſſen, ich werde gleich wieder kommen. Ich ging in das Haus hinab. Auf dem Wege begegnete mir Anna, ich wendete ſie um, nahm ſie mit hinab, und ſagte, ſie ſolle ſogleich Feuer auf dem Herde machen, und Waſſer zu demſelben ſtellen. Ich ging in meine Kammer, nahm meine Hefte, ſteckte ſie zu mir, nahm Arzneifläſchchen in eine Taſche, nahm Kräuter, ging zu Anna, gab ſie ihr, ſagte, ſie ſolle einen Thee daraus bereiten, und ihn heiß in die Sölde bringen, ſie ſolle die Mägde wecken, es müßten wollene Tücher hervor geſucht werden, und in der Küche der Sölde müſſe man ein Feuer machen, daran man die Tücher wärmen könnte, und Töpfe und Schalen und Ähnliches müßte hinauf gebracht werden, wenn etwas zu kochen wäre. Dann ging ich wieder in die Sölde, ging zu dem Kranken, reichte ihm auf einem Löffel etwas von einer der mitgenommenen Arzneien, ſtrich dann ſanft mit meiner Hand von außen über die ſchmerzende Stelle, und gab ihm, da Anna gekommen war, zeitweilig von dem warmen Tranke. Indeſſen hatten die Mägde Feuer in der Küche gemacht, die Wolllappen wurden gewärmt, und ich ſtrich mit denſelben über den Bauch des Kranken, und zeigte es dem Knechte, daß er es dann verrichten konnte. Ich ging nun zu dem Tiſche, breitete bei einem Lichte dort die Hefte aus, ſuchte in denſelben nach dem gegenwärtigen Falle mich zurecht zu finden, und miſchte aus mitgenommenen Stoffen dann eine Arznei, die am Feuer gekocht werden mußte. Da ſie fertig war, gab ich dem Kranken in Zeitabſchnitten etwas davon.

Anna hatte nun doch einen Heiltrank am Feuer gekocht.

Ich blieb bei dem Kranken, ſah ihn von Zeit zu Zeit an, unterſuchte ihn, rieb ihn, oder nahm ſonſt etwas vor, las wieder in den Heften, und ging dann wieder an die Behandlung. Der Vater half mir, und Anna war auch da geblieben, wenn ſie etwa nöthig ſein ſollte.

Der Bettler ließ alles mit ſich geſchehen, was man nur immer vornahm, und ſchluckte alles hinunter, was ich ihm in den Mund gab. Ich weiß nicht, ob er es gewußt hat, daß ich ein Doctor ſei.

Gegen den Morgen hin beſſerte ſich ſein Zuſtand. Ich wechſelte die Arznei, und da es licht geworden war, befand er ſich wohl, und fiel in einen Schlaf, der mit einem warmen, heilenden Schweiße bis zum Mittage dauerte. Ich blieb bei ihm, und betrachtete die Krankheit. Am Nachmittage waren alle Schmerzen verſchwunden, und Abends konnte ich ihm ſchon einige Löffel voll Suppe geben. Des nächſten Tages war Tobias geſund. Ich ließ ihn aber nicht aus dem Bette, und damit er nicht gegen mein Verbot aufſtehe, blieb ich bei ihm. Ich gab ihm wohlthuende Speiſen. Am Tage darauf ſtand er auf, wurde aber noch an dieſem und dem folgenden Tage bei uns verpflegt. Da aber der nächſte Tag gekommen war, hatte er ſchon am frühen Morgen ſeinen Stab in der Hand, um weiter zu gehen. Wir hinderten ihn nicht mehr daran.

Er reichte meinem Vater die Hand, und ſagte: „Schönen Dank, Eberhard, das war eine längere Herberge.“

„Du hätteſt auch noch länger bei uns bleiben können, Tobias,“ ſagte mein Vater, „und wir ließen dich überhaupt nicht von hinnen, wenn mein Sohn, der Doctor, nicht geſagt hätte, du kannſt ungefährdet deinen Weg fortſetzen, es werde dir eher heilſam ſein.“

Der Bettler ſchaute mich an, und ſagte: „Es iſt noch kein Doctor bei mir geſeſſen, wenn ich krank war. Ich bin aber auch nie krank geweſen. Das iſt alſo ein Doctor. Gott vergelte es euch.“

„Geht im Namen des Herrn, Tobias,“ ſagte ich, „und hütet euch vor Verkühlung.“

„Nun, wie es iſt,“ antwortete er, „was unſer einem nie geſchadet hat, ſchadet doch einmal. Vergelt' es Gott.“

Und mit dieſen Worten ging er fort, und wir ſahen ihn gegen den Thaugrund hinab wandeln.

Nach einer Zeit kam einer zu mir, der eine unheilbare Krankheit hatte. Kurz darauf kam wieder einer, und dann mehrere, lauter ſolche, die untilgbare Schäden hatten, und an denen Salben und Tränke und Wunder vergeblich geweſen waren. Ich ſah die widerwärtigſten Krankheiten. Ich gerieth in ein Wirrſal von Hoffnungsloſigkeit, und wußte nicht, was nun zu beginnen ſei. Und wenn ich meine Bücher und meine Hefte durch und durch berieth, und vorne und rückwärts las, ſo half alles nichts. Meine Kranken ſtanden darin, aber ohne Rettung. Wir hatten ſie alle auf der Schule gehabt; aber keiner von allen war geheilt worden. Dieſe werden, dachte ich, nun die Verkünder deiner Unmacht werden. Ich ſagte einem jeden, daß es ſchwer ſei, eine Krankheit zu faſſen, die ſchon ſo lange daure, man müſſe Geduld haben, die Anwendung von Mitteln müſſe längere Zeit geſchehen, man müſſe gewiſſenhaft die Mittel gebrauchen, und nichts anderes darunter miſchen, was ſchaden könnte. Ich gab nun einem jeden die Arznei und die Anweiſung ſeines ſonſtigen Verhaltens, wie ſie in den Heften, in den Büchern und in der Schule als lindernd, wenn auch nicht heilend, gelehrt wurden. Was kommen würde, mußte ich erwarten.

Dieſe Kranken gingen auch alle mit der Arznei und dem Rathe fort, ohne dafür etwas zu zahlen oder nach einer Schuld zu fragen. Da ich erkannte, daß es wirklich ſo ſei, und ſie mit einem „Vergelte es Gott“ danken, deutete ich an, daß man für das, was ich gebe und rathe, gerade ſo wie für die andern Dinge, die im Verkehre ſind, etwas zahlen müſſe. Nun antwortete jeder, Tobias habe geſagt, daß er nichts habe zahlen dürfen. Sie ſagten auch, Tobias habe erzählt, er hätte in dem Hauſe des neuen Doctors ſterben müſſen, der Doctor habe ihn aber in einer Nacht geheilt. So verkündete alſo Tobias auf ſeinen Wanderungen meinen Namen.

Von denen, die arm waren, nahm ich auch fürder nichts, die übrigen gaben aber von nun an ein Geringes.

Der erſte Kranke, der nicht zu mir kam, ſondern zu dem ich gerufen wurde, war der Knecht des Meilhauer. Weil das Haus des Meilhauer rechts vom Walde des Thaugrundes das nächſte Bauernhaus bei Thal ob Pirling iſt, ſo ſtanden Meilhauer und mein Vater in genauer Bekanntſchaft. Da der Knecht erkrankte, kam der Bauer ſelber herauf, und bat mich, zu Hilfe zu kommen. Ich ſteckte Arzneien, die in der Schule am öfteſten vorkamen, in meine Taſchen, nahm den grünen Hut und den Kreuzdornſtock, und ging mit dem Bauer in ſein Haus. Der Kranke lag in einem Fieber, das er ſich durch Verkühlung zugezogen hatte. Ich fragte und unterſuchte nach der Regel, und gab ihm, was wir in der Schule in einem ſolchen Falle immer gegeben haben, und was ich ſchon bei mir hatte. Die Menſchen des Meilhauerhauſes ſtanden alle um mich herum, da ich bei dem Kranken war, und ſchauten mich an, da ſie nie einen Doctor bei einem Kranken geſehen hatten. Dieſer nahm gerne ein, was ich ihm gab.

Ich ging nun in unſer Haus zurück, und ſchrieb auf die weißen Papiere die erſten Krankenbemerkungen.

Den nächſten und die folgenden vier Tage ging ich täglich zweimal zu dem Knechte, dann jeden Tages einmal. Nach zwei Wochen war er geſund. Der Meilhauer kam ſelber herauf, um nach der Schuldigkeit zu fragen. Ich forderte, was ich für billig und recht erachtete. Er entrichtete es.

In Thal ob Pirling wurde ein Kind von Frieſeln befallen, man holte mich, und nach der gehörigen Zeit war das Kind geneſen.

Im Hag war auch ein Fall, welcher ſehr ſchnell zu Gutem verlief.

Und ſo hatte ich nun mehreres zu thun, ſo daß ich täglich zu Kranken gehen mußte.

Größer aber war die Zahl der Siechen, die zu mir kamen, um in dem einen oder dem anderen Dinge meinen Rath und meine Hilfe in Anſpruch zu nehmen. Ich ließ ſie in die große Stube kommen, und nahm jeden einzeln in meiner Kammer vor.

Der Vater hatte Freude, und ging mit einem hellen Angeſichte in dem Hauſe herum. Von der Schweſter Anna kam es mir vor, als habe ſie ſchönere Gewänder an, als ſie ſonſt in dem Hauſe zu tragen pflegte.

Als der Winter kam, ließ ich das Linnenzeug des flüchtigen Euſtachius durchwaſchen, und ſeine Kleider lüften und bürſten. Ich erzählte meinem Vater und Anna das Fortgehen des Euſtachius, und daß er mir ſeine Habſeligkeiten aufzubewahren gegeben habe. Von Chriſtinen ſagte ich nichts. Die Mägde bewunderten die neuen, ſchönen Hemden, das Werk Cäcilia's, die, ohne getragen zu werden, vor lauter Liegen in die Lage kämen, gewaſchen werden zu müſſen. Aber noch mehr bewunderten ſie mit freudigem Erſtaunen den Zeiſiganzug.

Da ſchon hoher Schnee im Walde lag, wurde ich mit einem Schlitten, darauf ſich Pelze und Decken befanden, in die Glashütte abgeholt. Die Tochter des Herrn Johannes Blach, Agnes, das blondlockige Mädchen, war erkrankt. Es richtete die blauen Augen auf mich, da ich an das Bett trat, als verlangten ſie Hilfe. Ich rief alles, was ich an Wiſſenſchaft und Kenntniß in mir finden konnte, auf, um den Fall zu ergründen, und ihn behandeln zu können. Ich gab etwas, und ordnete das Verhalten an. Man führte mich in dem Schlitten wieder in unſer Haus zurück. Und täglich wurde ich nun mit dem Schlitten geholt. Ich ſchrieb genau auf, was ich in der Krankheit bemerkt und gegeben hatte, ſuchte in allen Büchern, die ich hatte, und in meinen Heften nach, wie die Sache ſei, und nahm alle Arzneiſtoffe in den Schlitten, die etwa nothwendig ſein könnten. Agnes wurde wieder geſund.

Auch die ſiebenzehnjährige, braunäugige Tochter des Herrn Mathias Ferent in Pirling, Joſepha, wurde krank. Man bat mich um Hilfe, ich ging täglich nach Pirling hinunter, berieth mich fleißig mit meinen Büchern, gab ſtrengſtens, was ſie anwieſen, und Joſepha wurde geſund.

Auch ſonſt hatte ich tüchtig in der Gegend herum zu gehen. Ich ließ mir einen ledernen Sack für meine Arzneien machen, den ich umhängen konnte, beſtellte mir einen zweiten, landesüblichen Anzug und wärmere Winterkleider. Und ſo ging ich dann gewöhnlich raſch im grauen Anzuge mit dem grünen Hute, auf dem noch immer die blaue Taubenfeder ſtack, mit dem Kreuzdornſtocke und mit dem ledernen Arzneiſacke die ſchneeigen Pfade dahin.

Die Unheilbaren, die ich gefürchtet hatte, waren auch zu meinem Wohle. Sie ſpürten Linderung, und prieſen den neuen Doctor, oder ſie wichen von meinen Anordnungen ab, und wenn ſich eine Verſchlimmerung zeigte, ſprachen ſie, der Doctor hat es geſagt, daß es ſo kommen würde, wenn ich nicht folge. Ein Schuſter, welcher zwanzig Jahre halb taub war, und zwanzig Jahre dagegen Mittel genommen hatte, war bei mir geweſen, und ich hatte ihm etwas gegeben. Da er dann beſſer hörte, wurde er wüthig, wenn jemand behauptete, er höre noch immer nicht.

Dem Vater konnte ich die Schuld, die mir aus der verkauften Kuh erwachſen war, noch vor Eintritt des neuen Jahres erſtatten.

Obwohl Euſtachius wiſſen mußte, wo ich jetzt ſei, machte ich doch Anſtalten, ihm bekannt werden zu laſſen, wohin er kommen könne. Ich ſchrieb zuerſt an Ladron und an Schreier und an Galub, erzählte ihnen meine Beſorgniſſe, und fragte, ob ſie nichts von Euſtachius wüßten, ob er nicht nach Prag zurückgekehrt ſei, und ob ſeine geweſene Miethfrau Cäcilia nichts ſagen konne. Dann ſchrieb ich Neuigkeiten aus dem Walde, fragte um Neuigkeiten in Prag, fragte um des Bürgermeiſters Jakoba, um andere Mädchen, und nebenbei um des Kaufherrn Emerich Waldon Tochter Chriſtine. Ich ſchrieb an alle drei, damit doch einer antworte, wenn etwa die andern nicht mehr in Prag wären, oder mit der Antwort ſäumten. Ich nannte in jedem Briefe neben Chriſtinen nicht die nämlichen Mädchen, daß, wenn etwa zwei Briefe oder gar alle drei verglichen würden, nicht die Mädchenſache ein Anſehen gewänne. Es antworteten mir aber alle drei. Jeder ſagte, daß Euſtachius nicht in Prag ſei, und daß er nichts von ihm wiſſe. Galub und Ladron waren bei Cäcilia geweſen. Sie habe ſehr von Euſtachius geſprochen, der ein gutes Blut ſei, und jetzt nicht komme. Sie habe einen alten Muſikus auf ihrer Miethſtube, der immer geige, und nicht folge. Über Chriſtine ſagte Galub gar nichts, Schreier ſagte, ſie ſei ſchöner als je, und Ladron ſagte, ſie werde aus Hochmuth eine alte Jungfrau werden, wenn ſie nicht etwa auf mich warte, der ich zu oft in die Teinkirche gegangen ſei. So hatte ich nun die Antworten.

Ich ging nun daran, etwas anderes zu thun. Ich verfaßte eine Erklärung, worin ich ſagte, daß ich, nachdem ich das Heildoctorpergament erhalten habe, von Prag abgereiſt ſei, daß ich mich zu Thal ob Pirling, nicht weit von dem landesherrlichen Marktflecken Pirling, im Mittage des Königreiches, als Arzt befinde, und daß ich alle aufrufe, die etwa eine Forderung, einen Aufbewahrungsgegenſtand zu holen, oder ſonſt ein Anliegen an mich hätten, ſich dahin zu verlautbaren. Dieſe Erklärung ſendete ich nach Prag und Friedland, dann in alle größeren Städte des Landes zur Kundmachung. Ich erhielt bald die Antworten zurück.

Die einen ſagten, die Erklärung iſt gerichtlich hinaus gegeben worden, die andern meldeten, ſie iſt an die Mauern geklebt worden, und aus Pilſen berichteten ſie, daß dieſelbe bei Trommelſchlag verlautbart worden iſt. Auch Briefe bekam ich um ärztlichen Rath, darunter drei närriſche, darin einer des Zipperleins wegen angefragt, ein anderer wegen verkrümmter zwei Finger, und wieder einer wegen Kahlköpfigkeit. Ich beantwortete alle. Sonſt war es, wie vorher.

Ich ſchickte nun auch wieder in die luſtige und ernſte Stadtchronik kleine Geſchichtlein, wie ich es früher gethan hatte, und nahm mir vor dieſes fortzuſetzen.

Oft im Winter, wenn ich in harten Fröſten herum ging, ſagte ich zu mir: So iſt denn das die heilloſeſte Geſchichte, die ich wie einen böſen Schatten nicht von mir bringe.

Als der Hornung kam, wurde die Hochzeit zwiſchen Johanna, der Tochter des Landwirthes Herrn Hermann Löff und Johannes Blach, dem älteſten Sohne des Herrn Glasmeiſters Johannes Blach, gefeiert. Ich war durch den Hochzeitsbitter mit einem ſehr ſchönen Einladungspapiere betraut worden. Des Hochzeitstages fuhr ich vor dem Morgengrauen mit dem Goldfuchs des Wirthes an dem Rothberge in ſeinem grünen Schlitten zu meinen dringendſten Kranken, die andern ließ ich bei Seite. Als die Sonne aufgegangen war, kamen geſchmückte Schlitten aus der Glashütte nach Thal ob Pirling gefahren, einer nahm mich ein, und alle fuhren wir über Pirling und Rohren nach dem Weißbache in den Hof des Herrn Löff. Der ſteinerne Rundbogen des großen Einfahrtsthores war mit Tannenreiſern und roſenfarbenen Seidenbändern bekränzt, im Hofe, der voll Schlitten lag, hingen Tannenreiſerbögen von Fenſter zu Fenſter, von

Sims zu Sims. Es kam der Brautvater, die Brautmutter und eine Menge von Leuten heraus, uns zu empfangen. Der Hochzeitbitter begrüßte den Bräutigamsvater und die Bräutigamsmutter mit einem Spruche, und leitete ſie in das Haus, der Brautführer richtete einen Spruch an den Bräutigam, und geleitete ihn hinein, und der Luſtigmacher krähte Sprüche an die Brüder und die Schweſter des Bräutigams, daß ſie noch ledig ſeien, und ſich ſehr zu ſchämen hätten. Mich nenne er gar nicht, ſagte er, und dann jagte er uns mit einem roſenfarbenen Stabe in das Haus. Die große Stube war mit Bändern und gefalteten Vorhängen geziert, die Brauteltern und Bräutigamseltern grüßten ſich, Braut und Bräutigam mußten aber entfernt von einander ſtehen. Auf dem Tiſche ſtanden Speiſen und Getränke, man erquickte ſich, und der Kirchenzug wurde gerüſtet. Die Schlittenreihe fuhr nach Rohren vor die Kirche, und die Trauung wurde an dem Hochaltare um eilf Uhr vollzogen. Dann fuhren alle wieder mit Einſchluß des Pfarrers und Schullehrers an den Weißbach in den Hof des Herrn Löff. Es wurden auf den Feldern neben uns Büchſen abgeſchoſſen, Hüte in die Luft geworfen, und Wünſche gerufen. Alle Zimmer in dem Hofe des Herrn Löff waren geöffnet, geheizt und mit Wohlgerüchen erfüllt. In der großen oberen Stube und in den zwei daran grenzenden waren die Tafeln gedeckt. Es war der Richter von Rohren mit ſeiner Ehefrau da und mit Sohn und Tochter, der Pfarrer, der Schullehrer, der Wirth, der Müller und der Krämer von Rohren, der Förſter des Gutes von Tannberg mit ſeiner Ehefrau, zwei Söhnen und zwei Töchtern, der Richter von Pirling, Herr Mathias Ferent von Pirling mit ſeiner Ehefrau Thereſia, ſeinem Sohne Mathias und den Töchtern, der ſchwarzen Franziſka und der braunen Joſepha, Herr Friedrich Geran, der Krämer aus Pirling mit ſeiner jungen Ehefrau Wallburga, der obere und der untere Wirth in Pirling mit den Ehefrauen und drei Töchtern, Herr Gerhard Rohr, der Hammerſchmied aus dem Rohrthale, mit ſeiner Ehefrau Lucia und den drei Söhnen, Herr Paul Köfner aus dem Kirnwalde mit ſeiner Ehefrau Appolonia und der ſchönen, blonden Tochter Ludmilla, dann die Wittwe Kreßtan vom Kirnwalde mit drei braunhaarigen, ſchönen Töchtern, und noch viele andere. Nach dem Mahle wurde bald die Stube geräumt, Pfeifen und Geigen ertönten, und es wurde zum Tanze geſchritten, die Menuette des Brautvaters mit der Bräutigammutter und des Bräutigamvaters mit der Brautmutter machten den Anfang, dann kamen Braut und Bräutigam allein, dann wir alle. Es wurde immer fröhlicher, als einmal die Lichter brannten, und in der ſpäteren Zeit wurde jeder Schlitten, der nach Hauſe fuhr, mit einem Muſikſchalle begrüßt. Die meiſten Gäſte aber blieben bei der Feſtlichkeit. Ich forderte die ſchöne ſchwarze Franziska zum Tanze und dann Agnes und Joſepha und Ludmilla und Suſanna und Katharina und wie ſie hießen, auch Frauen und ältere Frauen, und kehrte öfter wieder zu Franziska zurück, weil ſie ſo zierlich tanzte. Ich ſuchte alle Tanzkünſte, die ich in Prag gelernt hatte, ſei es auf Tanzböden oder in Häuſern, wohin ich geladen war, zu zeigen, und erntete Lob. Gegen den Morgen fuhren Ferent und Geran und Rohr mit den Ihrigen in Schlitten davon. Ich blieb, bis es Tag war, und fuhr dann mit dem Zuge, mit dem ich gekommen war, nach Thal ob Pirling, beſuchte meine Kranken, und wurde am Abende mit einem Schlitten in die Glashütte abgeholt, und blieb die Nacht dort, wo wieder Feſtlichkeiten waren. Des Morgens brachte mich ein Schlitten nach Hauſe, worauf ich zu meinen Kranken ging, und dann die hörte, die in unſer Haus gekommen waren.

Wie manchesmal in Prag, hatte ich jetzt zwei Nächte nicht geſchlafen. Es focht mich nicht an.

Nun waren noch öfter Feſtlichkeiten und Tänze in der Glashütte, wozu mir immer ein Schlitten geſchickt wurde. Man ſagte mir ſofort in Pirling, die blauen Augen der Agnes ſeien ſchuld, daß ich ſo oft hinauf müſſe.

In Pirling hatten wir vier große Tänze, wovon drei mit vorhergehender Schlittenfahrt und mit Mummerei verbunden waren. Einmal tanzten wir Nachmittags auf dem Eiſe. Sonſt waren kleine Gelegenheitstänzlein oder luſtige Spiele und dergleichen im Hauſe des Ferent oder anderswo. Ich gab öfter ein nicht gutes Beiſpiel, wenn ich in Hitze und Schweiß meinen Überwurf nahm, und in der Nacht durch die Buchen und den Thaugrund in das Haus meines Vaters hinauf ging.

Es war ein ſehr milder Winter. Der Schnee lag hoch genug zu Bahnen und ſchönen Pfaden, aber nicht ſo hoch, daß er unbequem geweſen wäre, oder gar Bahnen und Pfade durch Verwehungen verlegt hätte. Es war oft wochenlang kein neuer Schneefall, und die Kälte war nie empfindlich. Ich konnte oft im langſamen Gehen meine Hefte herausnehmen und gehend leſen.

Ich legte ein Verzeichniß der Kräuter an, die ich brauchte und im Walde finden konnte, daß, wenn der Frühling und überhaupt ihre Zeit käme, keine Säumniß wäre, und ſie gepflückt werden könnten. Von Prag beſtellte ich wieder Arzneiſtoffe, die mir nöthig geworden waren.

Endlich kam der Frühling. Ich ging da zu dem Schreiner Felix nach Pirling, zeigte ihm die Zeichnung des Arzneiſchreins, die ich gemacht hatte, und ſagte, er möge dieſen Schrein verſuchen. Derſelbe müßte aber von Lindenholz ſein. Er verſprach es, und nach ſechs Wochen wurde der Schrein in meine Kammer geſtellt. Anna ſchaffte ſich eigene Kochgeräthe an, die ſie zu meinen Verordnungen brauchte.

Ich beſtellte Weiber, die mir Wurzeln und Kräuter ſuchen mußten.

Im Sommer minderten ſich die Krankheiten, und ich entſchloß mich, und fuhr mit dem Goldfuchs des Wirthes am Rothberge in die Stadt Budweis, und von derſelben mit dem Wagen des Frächters nach Friedland und Prag. In Friedland fragte ich um Euſtachius. Aber ſeit auch der Schneider Kodan todt war, mochte ſich niemand mehr um Euſtachius gekümmert haben. Er war wohl nie mehr in Friedland, viele erinnerten ſich ſeiner gar nicht, andere wußten nur, daß er nicht da ſei.

In Prag ging ich zuerſt zu Cäcilia.

„Ach, du lieber Herr Auguſtinus, und mein Gott," ſagte ſie, da ich in ihre Stube trat, „jetzt iſt doch Alles gut."

„Sei gegrüßt, Cäcilia," entgegnete ich. „Was iſt denn gut? Ich komme weit her zu dir."

„Ich weiß es, weil ihr ſo lange gebraucht habt," ſagte ſie, „nun will ich gleich eine Änderung machen. Er flucht auch, und ein ſolches Laſterleben kann nicht gut enden."

„Wer flucht?" fragte ich.

„Der in meiner Kammer," ſagte ſie, „er trinkt auch, und von dem Trinken ſtammt das Fluchen. Jetzt muß er fort, Euſtachius, wenn der kein großer Herr geworden iſt, ſoll er wieder auf meine

Miethſtube gehen, ich will Billigkeit üben, will noch beſſer für ihn ſorgen, und ihn betreuen, daß ich nur einen guten Miethsmann habe."

„Ja, haſt du irgend ein Papier, den kleinſten Abriß eines Zettels, ein Streifchen, ein Faſerchen gefunden, darauf ein Wort ſteht, wo er iſt?" fragte ich.

„Ja, habt ihr ihn denn nicht gebracht?" fragte ſie entgegen.

„Gebracht? wenn ich ihn nicht weiß," antwortete ich.

„Habt ihr ihn denn nicht geſucht?" fragte ſie.

„Heißt das nicht ſuchen," entgegnete ich, „wenn ich meine Kranken verlaſſe, und den weiten Weg nach Prag mache?"

„Habt ihr ihn die ganzen langen anderthalb Jahre, die ihr fort ſeid, in einem fort geſucht?" fragte ſie.

„Nein, ich ſage dir ja, daß ich Arzt in meiner Heimat bin," antwortete ich.

„Er hat euch alles geglaubt und vertraut. Ihr hättet ihn ſuchen ſollen und dann Arzt werden," ſagte ſie.

„Du haſt am Ende recht," antwortete ich. „Wie wir doch nach dem Herkommen verfahren und nicht nach dem Rechtthun. Aber ich hatte kein Geld."

„So hättet ihr gebettelt," ſagte ſie.

„Du haſt wieder recht," entgegnete ich. „Du haſt höhere Gedanken von der Freundſchaft als andere. Weib, ich achte dich völlig. Aber er will gar nicht gefunden werden."

„Weil er die Sache nicht verſteht," antwortete ſie, „und welche die Sachen nicht verſtehen, für die müſſen ſolche ſorgen, die ſie verſtehen."

„Höre auf, du haſt in einem fort recht," ſagte ich. „Aber jetzt iſt es, wie es iſt, Pflicht gegen Pflicht, ich bin ein Arzt, und habe das Vertrauen aller, die um mich in dem Walde wohnen, herausgefordert. Aber nun merke auf meine Worte. Das Suchen iſt verſchieden. Ich habe in der erſten Zeit auf allen Wegen, die von Prag fortgehen, geſucht und gefragt, ich habe an der Moldau geſucht, ich habe die Schiffer und Fiſcher gefragt, ich habe die Unglückszettel gefragt, ich habe die Vermeldungszettel gefragt, ich habe die Neuigkeitsträger gefragt, und wenn ich ſo fort gethan hätte, wenn ich in dem Lande und in der Welt von Haus zu Haus, von Thür zu Thür gegangen wäre, ſo hätte ich das Alter aller jüdiſchen Vorfahren erreichen können, ohne ihn zu finden, und wäre vielleicht ein Narr geweſen wie er. Bei jedem Suchen muß man zuerſt ein Merkmal finden, das den Weg des Suchens angibt. Ich habe alle ſeine Schriften geleſen, und es iſt in ihnen kein Merkmal. Dann habe ich in den gedruckten Blättern, die viele Leute leſen, und die er etwa auch lieſt, Dinge bekannt gemacht, aus denen er die Kenntniß ſchöpfen kann, daß alles in Prag gut ausgegangen iſt. Darauf habe ich durch Gerichte und Ämter im ganzen Lande kund machen laſſen, wo ich jetzt bin, und wer ich bin, daß ſich jeder an mich wenden könne, der eine Forderung oder ein Anliegen habe. Und jetzt bin ich zu dir gekommen. Du hältſt auf Reinlichkeit, du wirſt die Stube, die er verlaſſen hat, bis ins Kleinſte geordnet haben, und da kam mir in den Sinn, dich zu fragen, ob du denn gar nichts gefunden haſt, das unbedeutendſte Ding, aus dem ſich ein Merkmal des Suchens machen ließe.“

„Da habt ihr recht geredet,“ antwortete ſie, „wenn man eine Stube vermiethen will, muß man ſie in Ordnung halten. Ich habe die Stube des Herrn Euſtachius nach ſeiner Abreiſe gereinigt, und als er nicht kam, habe ich ſie wieder gereinigt.

Aber ich habe gar nichts gefunden, nicht einmal einen Bindfaden. Ihr habt ja Alles fortgenommen."

„War nicht ein Papier da?" fragte ich, „auf welches er die andern Papiere legte, wenn er ſchrieb, oder ſonſt ein noch ſo winziges Stückchen?"

„Die Papiere habt ihr ja alle ſelber genommen," antwortete ſie, „und habt in ihnen leſen können."

„Wenn ich dir aber ſagte, daß in ihnen gar kein Merkmal ſteht," erwiederte ich.

„So haben wir kein Merkmal," ſagte ſie.

„Jetzt nicht," antwortete ich: „aber haſt du denn auf jedes Ding genau geachtet, als du die Stube reinigteſt?"

„Seht, Herr Auguſtinus," ſagte ſie, „da liegen die ſchönſten Linnen herum, man bringt mir Arbeit, und da brauche ich die feinſten Nadeln, und wenn eine auf die Erde fällt, kann ich ſie nicht im Stiche laſſen, und ich kehre Alles ſauber zuſammen, und hebe die Nadeln und Fädchen wieder auf. Und ſo habe ich es bei dem Herrn Euſtachius gemacht, und habe gar nichts gefunden."

„Und erinnerſt du dich nicht aus ſeinen Reden, daß er irgend eine Gegend oder Leute beſonders lieb gehabt habe?" fragte ich.

„Er hat mich immer geachtet und geehrt, wie ein Miethsmann es thun ſoll," antwortete ſie; „aber die Bevorzugung hat er mir nicht angethan, daß er mir etwas geſagt hätte, das er euch verſchwiegen hat. Vielleicht weiß der Herr Waldon etwas, der ihm viele Briefe geſchrieben hat."

„Nun alſo, ſo iſt es bei dir, Cäcilia," ſagte ich, „nun rede ich von etwas Anderem. Du haſt eine Zeit mit deiner Stube auf Euſtachius gewartet, und ſie an niemand andern vermiethet."

„Ja, ich habe auf ihn gewartet," entgegnete ſie.

„Wie lange?“ fragte ich.

„Das wird in meinem Büchlein ſtehen,“ ſagte ſie.

„Und du haſt in dieſer Zeit kein Miethgeld bekommen,“ ſprach ich.

„Ich habe freiwillig gewartet,“ antwortete ſie.

„Wie viel beträgt das Miethgeld für jene Zeit?“ fragte ich.

„Das würde recht leicht aus dem Büchlein zu entnehmen ſein,“ antwortete ſie.

„So entnimm es,“ ſagte ich. „Eine Wohnung, die nicht heimgeſagt iſt, muß gezahlt werden, wenn man ſie auch nicht benützt, bis der Vermiether ſie an jemand andern gibt. Ich beſorge alle Angelegenheiten meines Freundes Euſtachius, und werde das Geld in deine Hände legen.“

„Habe ich euch denn nicht geſagt, daß ich freiwillig gewartet habe,“ entgegnete ſie.

„Und ich zahle freiwillig das Geld,“ ſprach ich.

„Da ſorgt ihr ſchlecht für die Angelegenheiten des Herrn Euſtachius, wenn ihr mit ſeinem Gelde etwas bezahlt, was er nicht ſchuldig iſt,“ erwiederte ſie.

„So zahle ich es mit meinem eigenen Gelde,“ ſagte ich.

„Habt ihr denn ſo vieles Geld, Herr Auguſtinus,“ fragte ſie, „daß ihr es ſo leichthin ausgeben könnt?“

„Nicht zu wenig und nicht zu viel,“ antwortete ich; „aber die Sache iſt ſo: an Euſtachius darf keine Makel ſein, es muß Alles berichtigt ſein, was auch nur ein Schein von Forderung iſt, und dafür müſſen wir ſorgen, du auch, Cäcilia, wie er ſelbſt geſorgt hätte.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete ſie, „es thut ihm gut, wenn ich erzählen kann: bei mir iſt alles in der rechteſten Ordnung. Er hätte ſelber für die Wartezeit gezahlt, wenn er zurückgekommen wäre, und er wäre zornig geworden, wenn ich ihm das Geld hätte ſchenken wollen."

„Alſo," ſagte ich.

„So nehme ich die Zahlung, und ihr werdet mit dem Herrn Euſtachius ſchon in Ordnung kommen," entgegnete ſie.

„Ich werde mit ihm im Reinen ſein," ſagte ich.

„Und ich habe zu den zwei jungen Herren, die ihr zu mir geſchickt habt, geſagt, ihr ſollet den Herrn Euſtachius ſuchen," erwiederte ſie.

„Nun ja, ja," entgegnete ich, „wie ich es kann und verſtehe, und wie einen Verbrecher ſoll man ihn doch nicht ſuchen?"

„Nein, nein, wie etwas Verlorenes," ſagte ſie.

„Gut," ſprach ich, „und es freut mich, daß du ſolchen Antheil an ihm nimmſt."

„Ich habe den Antheil immer genommen," ſagte ſie. „Dem Jobal kündige ich doch die Miethe, weil er trinkt und flucht und mich verachtet. Es iſt eine ſchwere Sache mit dem Vermiethen. Die jungen Männer verſpotten mich, die alten trinken, und die Frauen vertreiben mich mit ihrem Kochen von meinem Herde. Der Herr Euſtachius war ſanftmüthig, und miſchte ſich in nichts. Die ſchönen Hemden müßt ihr waſchen laſſen, ſonſt zerfallen ſie, und ſeinen ſchönen Anzug müßt ihr in Ordnung halten."

„Gut, Cäcilia, das geſchieht ja," ſagte ich, „und weil du mir ſchon Hemden gemacht haſt, und weil ich ſo ſchöne Linnen bei dir ſehe, ſo werde ich dir eine Waldleinwand ſchicken, die beſte, wie wir ſie haben, und du ſollſt mir wieder zwölf Hemden machen; aber ſie müſſen genau ſo fein wie die, welche du für Euſtachius verfertigt haſt, wenn du dich ihrer noch erinnerſt."

„Wie ſollte ich denn vergeſſen, was ich gemacht habe,“ ſagte ſie, „ich weiß das alles, und habe die Vorbilder bei mir. Ihr könnt die Hemden mit denen des Herrn Euſtachius vergleichen, und werdet keinen Unterſchied entdecken.“

„So brauche ich dir kein Vorbild, wie du es nennſt, zu ſchicken,“ entgegnete ich. „Die Linnen werde ich zur Erinnerung an Euſtachius tragen, und du wirſt mir immer neue machen. Ich werde dir, ehe ich von Prag fortgehe, einen Zettel bringen, auf dem ſteht, wem du die Hemden übergeben ſollſt, und auf dem auch ſteht, wohin du mir ſogleich Nachricht ſchicken ſollſt, wenn du etwas von Euſtachius erfährſt.“

„Ich werde ſogleich die Nachricht ſchicken,“ ſagte ſie, „bringt nur den Zettel. Über den Preis meiner Arbeit werdet ihr auch jetzt nicht klagen, und ſie wird nicht ſchlecht ſein. Man gibt mir Brautarbeit, und ihr werdet ſehen, daß ihr mir auch eine ſolche geben könntet, wenn ihr die ſchöne Chriſtine heirathet.“

„Aber, Irrlicht, ich denke ja gar nicht daran, Chriſtine zu heirathen,“ ſagte ich.

„So wird es eine andere ſein,“ entgegnete ſie, „und ihre Eltern werden eine Ausſtattung machen laſſen.“

„Sie mögen es thun,“ ſagte ich, „jetzt aber bewahre den Zettel ſehr gut, den ich dir bringen werde, und mache nur die jetzigen Hemden ſehr gut. Schreibe auch auf ein Papier, was für die Wartezeit in Bezug auf die Miethe zu entrichten iſt, daß ich das Geld, wenn ich wieder komme, erlege. Jetzt aber muß ich gehen.“

„Den Zettel werde ich aufbewahren,“ entgegnete ſie, „und das andere werde ich aus meinem Büchlein heraus ſuchen, und die Hemden werden ſchon recht ſein, daß nur der Leinwand auf dem Wege nichts geſchieht.“

„Dafür werde ich ſorgen,“ ſagte ich, „und du wirſt ſie bald bekommen, und wenn ich von Euſtachius etwas erfahre, werde ich es dir ſogleich melden.“

„Thut das, thut das, lieber Herr,“ ſprach ſie.

„Und ſo gehabe dich wohl,“ ſagte ich.

„Gehabt euch wohl,“ ſprach ſie.

Nach dieſen Worten ſtand ich von meinem Stuhle auf, ging an all ihrem Linnen vorüber, und bei der Thür hinaus.

Sie geleitete mich, blieb an der oberſten Stufe ſtehen, und ſagte, da ich hinab ſtieg, wieder etwas, das man verſtehen konnte. Dieſes Mal waren es die Worte: „Ein wenig hat er ſich doch geändert.“

Mein zweiter Gang in Prag war zu dem Bürgermeiſter.

Ich ſuchte denſelben in ſeiner Amtsſtube; allein er war nicht da. Als ich geſagt hatte, daß ich ein Fremder ſei, wies man mich in ſeine Wohnung. Er ließ mich dort zu ſich in ſein Schreibgemach kommen. Ich nannte meinen Namen.

„Soll ich wohl den Tänzer meiner Jakoba nicht kennen?“ ſagte er, und führte mich zu einem Stuhle.

Als wir uns geſetzt hatten, fragte er: „Worin kann ich Ihnen denn dienſtlich ſein, Herr Doctor?“

„Vor etwas mehr als einem Jahre,“ antwortete ich, „bin ich zur Ausübung meines ärztlichen Berufes in meine Heimat gegangen. Einige Zeit früher aber iſt ein junger Rechtsmann, der mein Freund war, von Prag abgereiſt, ohne daß man wußte, wohin.“

„Ich kenne die Angelegenheit,“ ſagte der Bürgermeiſter.

„Er hat mir damals ſeine Habſchaften anvertraut, für die ich noch verantwortlich bin,“ fuhr ich fort. „Auch beruhte ſeine Abreiſe auf falſchen Vorausſetzungen. Darum hielt ich es für meine Pflicht, nach ihm zu forſchen. Ich machte ſogleich viele Verſuche, die aber alle vergeblich waren. Ich hoffte, er werde doch einmal zu mir kommen; aber da nun ſchon ſo viele Zeit ohne Erfüllung meiner Hoffnung vorüber gegangen iſt, fange ich an, beſorgt zu werden. Wenn Sie, hochverehrter Herr, in Ihrem Amte oder in Ihren ſonſtigen Beziehungen etwas von ihm wiſſen, oder erfahren werden, oder zu ſeiner Ergründung mit Schonung etwas thun können, ſo würde ich die inſtändigſte Bitte einlegen, mir behiflich zu ſein, was eben der Grund iſt, weshalb ich Sie um dieſes Geſpräch habe bitten laſſen. Da ich noch ein Schüler war, wagte ich mich in der Sache nicht zu Ihnen. Heute iſt es der Mann in einem ehrenden Berufe, der Sie bittet.“

„Ich ehre Ihren Beruf und ehre Ihre Bitte,“ antwortete er. „Von dem Aufenthalte des jungen Mannes weiß ich jetzt nichts. Für die Ämter iſt kein Grund vorhanden, nach ihm zu forſchen. Ich werde aber mit der Rückſicht, die in der Sache nothwendig iſt, nach Kunde trachten, und Ihnen, wenn mir eine zu Theil wird, dienlich ſein. Wir müſſen aber den Willen des Abweſenden, entfernt zu ſein, beachten.“

„Ich beachte auch dieſen Willen,“ ſagte ich, „in ſo ferne er nicht ein anderer wäre, wenn er wüßte, wie die Dinge ſind.“

„Ich erkenne Ihre Anſicht,“ ſprach er, „und bitte Sie daher, laſſen Sie mich wiſſen, wohin ich meine Nachricht ſenden ſoll.“

Ich gab ihm meinen Aufenthaltsort auf ein Papier geſchrieben.

Er legte das Papier in eine Mappe.

Dann fragte er noch um allerlei in meiner Heimat und um verſchiedene Verhältniſſe in jenem Striche des Landes.

Hierauf ſagte er: „Da Sie einmal hier ſind, müſſen Sie doch auch zu meinen Frauen kommen.“

„Es wird mich ehren, zu ihnen kommen zu dürfen,“ antwortete ich.

„So folgen Sie mir,“ ſprach er.

Wir ſtanden auf, und er geleitete mich durch ein Vorzimmer in ein Gemach, in welchem ſeine Gattin Hildegard und ſeine Tochter Jakoba waren. Hildegard ſaß an einem Nähtiſche und Jakoba an einem Stickrahmen.

„Ich bringe hier einen Verbrecher,“ ſagte er, „der nun in Haft ſein und büßen ſoll. Vorher aber möge er noch ein wenig auf einem Stuhle bei euch ſitzen.“

Ich verneigte mich vor den Frauen. Sie ſtanden auf, und grüßten mich. Dann ſetzten wir uns auf gelbſeidene Stühle, deren Füße mit feiner weißer Farbe beſtrichen waren.

„Zuerſt hat er,“ ſprach der Bürgermeiſter wieder, „dem Gerichte gerichtlich, um ſeinen Freund weiß zu waſchen, eine Unwahrheit geſagt, dann hat er im Zweikampfe eine völlige Mordthat begangen, und endlich iſt er vor allen, die ihn gekannt haben, flüchtig geworden.“

„Sie haben ſehr großmüthig gehandelt, junger Herr Doctor,“ ſagte Hildegard. „Wir haben gar nicht gewußt, wenn Sie ſo fröhlich waren, und mit den Mädchen tanzten, daß Sie auch mit dem Schwerte ſo darein hauen können. Haben Sie es mit nach Prag genommen?“

„Es iſt in meines Vaters Hauſe ich weiß nicht in welchen

Winkel gelegt worden, wenn ſie es nicht etwa zum Abſchlagen der Krautköpfe verwenden," ſagte ich.

„Sie haben es alſo ganz abgeſchworen?" fragte ſie.

„Für alle Fälle, in denen ich es nicht dringend brauche," antwortete ich.

„Der alte Schüler hat ſich von der Lehre, die Sie ihm gegeben haben, wieder erholt," ſagte der Bürgermeiſter, „und macht noch immer ſeine letzten Prüfungen auf dem Karolin. Der Fall iſt um ſo leichter zugedeckt worden, weil er ein gar ſo übler Geſelle iſt. In Ihrer Heimat, wo ſie nicht unter Sauſewinden ſind, werden Sie ähnliche Gelegenheiten nicht leicht finden."

„Was ſich fügen ſoll, mag ſich fügen," ſagte ich.

„Dem Arzte würde es ſchwerer nachhängen," ſprach der Bürgermeiſter, „wenn er ſich ſo herum ſchlüge wie auf der Schule."

„Hoffen wir auch auf das Wachſen der Vernunft," ſagte ich.

„Und ſo fort zu gehen, ohne von ſeinen Freunden Abſchied zu nehmen," ſagte Hildegard.

„Es freut mich, wenn ich mehr Freunde habe, als ich ahnte," erwiederte ich, „und ich werde jede Güte ehren, die mir unverdient zu Theil wird. In jenem Falle aber mußte ich wohl ein wenig ſchnell fortgehen."

„Sie hätten ja zuerſt Abſchied nehmen, und ſich dann ſchlagen können," ſagte ſie.

„Aus meinem Abſchiednehmen hätte er die Nähe meiner Abreiſe vermuthet, die Dinge vor derſelben hätte er gefürchtet, und wäre ſicherlich nicht in Prag geweſen, wenn ich ihn gebraucht hätte," antwortete ich.

„Das iſt wahr," ſagte ſie.

Und daß ich nicht auf immer fort ging, beweiſt ja, weil ich jetzt hier bin," entgegnete ich.

„Und ich hoffe, Sie werden Prag öfter beſuchen," ſagte ſie.

„Nach Möglichkeit vielleicht jährlich," antwortete ich.

„Dann wünſchen wir, daß wir Sie auch in ſolchen Fällen ſehen, in denen Sie nicht eben Geſchäfte bei meinem Gatten haben," ſagte ſie.

„Dieſe Worte ſind eben ſo ehrenvoll für mich, als ich ihnen getreulich nachkommen will," entgegnete ich.

„Iſt es ſchön in Ihrer Heimat?" fragte Jakoba.

„Ich will ſie Ihnen ein wenig beſchreiben," antwortete ich. „Da iſt Wald und Wald und Wald. In demſelben ſind Föhren, Fichten, Tannen, Buchen und Birken in Menge. Alle andern Bäume und Geſträuche ſind auch da. Dann ſind rauſchende Wäſſer und graue Steine. Dann ſind hellgrüne Wieſenflächen und verſchiedenfarbige Felder. Dann ſind braune Holzhäuſer mit Steinen auf dem Dache und glänzenden Fenſtern, dann ſind weiße Kirchthürme und luſtige Marktflecken und ſolche ungeſchlachte Menſchen, mit grobem grauem Gewande, wie hier einer vor Ihnen ſitzt."

„Das iſt wohl die Sitte der Gegend," ſagte ſie.

„Es iſt zweckmäßig," antwortete ich, „der ſtarke Rock widerſteht dem ſtarken Walde. Mit meinem ſchönen Schüleranzuge aus Prag haben ſie mich angeſtaunt, als einen Waldbewohner würden ſie mich damit auslachen. Wenn ich aber wieder nach Prag komme, werde ich ſchon in einem gehörigen Stadtdoctorenanzuge erſcheinen. Sollten Sie einmal unſere Gegend ſelber ſehen wollen, ſo kann ich Ihnen und Ihrem Vater und Ihrer Mutter jetzt eine gaſtliche Waldbürgerhausſtube geben und ein gutes Waldbürgereſſen und ein ſehr freundliches Angeſicht von mir, von meinem Vater, von meiner Schweſter und von meinem Bruder und, ich glaube auch, von unſerm Knechte, unſern Mägden und unſerm Stallbuben.“

„Das iſt ja viel zuſammen,“ ſagte Jakoba.

„Kommen Sie ſpäter,“ entgegnete ich, „ſo hoffe ich Sie ſchon in wirthlicheren und größeren Räumen beherbergen zu können, da ich unſer Haus vergrößern will, die Freundlichkeit kann aber nicht mehr größer werden.“

„Das iſt ſehr ſchön,“ ſagte Jakoba, „haben Sie Waldfrüchte?“

„Je nachdem Sie zu einer Zeit kommen,“ antwortete ich, „Erdbeeren, ſo würzig, wie keine in euern Gärten wachſen, vom Heumonate bis zum Herbſtmonate, Himbeeren im Erntemonate, die friſch vom Walde einen Duft haben, den ihr hier nicht kennt, die kleinen rothen und ſchwarzen Waldkirſchen in demſelben Monate, gewürziger als alle Kirſchen, von den Heidelbeeren rede ich nicht, die in Millionen Zentnern wachſen, weil ſie nur hauptſächlich für den Tiſch unſerer Waldthiere ſind, dann im Spätherbſte die Brombeeren von dem vornehmſten Adel und die ſtarken Preißelbeeren, die in rothem Weine und Zucker nicht ihres gleichen haben, oder wenn Sie noch wollen die ſauerfeine, korallenfarbige Moosbeere eſſen, oder die ſüße, blaue Moorbeere mit dem weißen Fleiſche, dann die Wachholderbeeren mit dem blauen Reife, die zu ſaurigem Safte eingeſotten werden, dann die Holzäpfel, die zwar abſcheulich zum Eſſen ſind, aber einen dauerhaften und mit der Zeit immer milderen, heilkräftigen Obſtwein geben, dann im Chriſtmonate die Hagebutten, fein und lieblich. Das Obſt, welches bei euch gut wächſt, iſt bei uns ſaurer, und die Ebereſchen, das Manna der Vögel, würden Sie zu keiner Jahreszeit eſſen können. Außer den Früchten würde ich Ihnen Waldblumen zeigen können, denen Sie Ihr Lob nicht verſagen würden, wenn ſie auch in keinem Stadtgarten ſind."

„Ach, das iſt ja eine Menge," ſagte Jakoba. „Der Vater bemerkte öfter, Berge und Thäler kommen nicht zuſammen, wohl aber Menſchen."

„So bewirken Sie, daß der Vater Menſchen zuſammenkommen macht," ſagte ich, „und wenn unſere Stuben nicht ſo ſchön ſind wie Ihre Säle, ſo ſind unſere Tänze doch fröhlich, wenn auch nicht ſo fein wie die euern; die Waldmuſik der Vögel aber haben wir wieder allein, die könnt ihr nicht aufbringen."

„Man meint ja, man müſſe gleich hin," ſagte Jakoba.

„Je eher, deſto beſſer," antwortete ich.

„Wir ſind durch viele Dinge gehemmt," ſagte der Vater, „und der Menſch könnte an harmloſen Gegenſtänden viele Freude haben, wenn er ſich nicht ſelber die Freude verdürbe. Wir wollen der Zukunft vertrauen."

„Und ſo junge Mädchen ſtellen ſich Alles leichter vor," ſprach die Mutter.

„Ich kann es auch nicht als ſchwer erkennen," ſagte ich, „von Prag einmal in einen ſchönen Wald zu fahren, in welchem man ſehr willkommen iſt."

Wir ſprachen noch eine Weile von Stadtdingen, dann verabſchiedete ich mich, und ſchritt aus dem Hauſe.

Im Fortgehen dachte ich mir: Jakoba iſt doch viel ſchöner geworden, als ich ſie früher gekannt habe.

Gegen den Abend ließ ich bei dem Kaufherrn Emerich Waldon anfragen, ob ich ihn beſuchen dürfe, und wann. Er antwortete, es könne gleich geſchehen, oder zu welcher Zeit ich wolle.

Ich ging gleich zu ihm.

Er war ſchon in ſeinem Hauſe, welches in Smichow ſteht. Ich ging hinaus, und gelangte an ein grünes Eiſengitter, welches den Vorgarten vor dem Hauſe ſchloß. Ich läutete an der Gitterglocke. Da kam eine ältliche Frau, und ließ mich ein. Sie führte mich dann durch den Garten in das Haus. Im Hauſe führte ſie mich über eine breite Treppe in einen großen Vorſaal hinauf. Dort wies ſie mich an eine Thür. Ich öffnete die Thür, und kam in ein kleines Zimmer, in dem ſich niemand befand. Auch in dem nächſten Zimmer, deſſen Thür offen ſtand, war niemand. Aus dem dritten Zimmer kam der Kaufherr Emerich Waldon in einem einfachen ſchwarzen Rocke, wie man ſie trägt, zu mir heraus, und führte mich in das Zimmer hinein. Es war ein Bücherzimmer. An den Wänden ſtanden Schreine, welche vorne Glastafeln hatten, und mit lauter Büchern angefüllt waren, die die Rücken herauskehrten. Sonſt waren grüne Geräthe in dem Zimmer. Der Kaufherr Emerich Waldon geleitete mich zu einem Tiſche, der mit grünem Tuche überzogen war, rückte einen grün gepolſterten Seſſel zurecht, und lud mich zum Sitzen ein. Als wir uns zu Tiſche geſetzt hatten, fragte er mich, was mein Begehren ſei.

Ich nannte meinen Namen.

„Der iſt mir bekannt,“ ſagte er, „und ich glaube auch den Gegenſtand Ihres Beſuches zu kennen.“

„Euſtachius,“ ſagte ich.

„Das war meine Vermuthung,“ antwortete er.

„In Ihrem Hauſe war er freundlich aufgenommen,“ ſagte ich, „und durfte es öfter beſuchen. Ich bin ſein Freund, war über ſeine Entfernung ſehr betrübt, habe Verſuche gemacht, ihn aufzufinden, bin jetzt Arzt im Mittage des Landes, und bin nach Prag gekommen, um wieder nach ihm zu fragen, und da habe ich auch die Bitte geſtellt, Sie beſuchen zu dürfen.“

„Es freut mich ſehr, daß ich nun mit Ihnen in dieſem Zimmer ſpreche,“ antwortete er, „Ihr Weſen war mir lange durch Ihren Freund bekannt, der manche Stunde mit uns in dieſem Zimmer verbracht hat. Es mußte ſich ſo fügen, daß Sie nun an ſeiner Stelle ſitzen. Sie ſind mir ſehr willkommen. Er zeigte immer große Liebe gegen Sie, und Sie müſſen dieſelbe auch verdienen, weil ſie ſonſt nicht vorhanden geweſen wäre. Wir wußten, daß Sie Arzt in Ihrer Heimat ſind. Es freut mich, daß Sie wieder nach Prag und zu mir gekommen ſind. Seien Sie mir noch einmal willkommen, und ſo oft Sie Ihr Weg wieder in dieſe Stadt führt, laſſen Sie ſich auch die Schritte zu dieſem Hauſe nicht gereuen.“

„Nein, die ſollen mich nicht gereuen,“ antwortete ich, „da Sie mir eine freundliche Aufnahme bieten, und da mir dieſes Haus bedeutend geworden iſt.“

„Wir haben Sie ſchon früher erwartet,“ ſagte er.

„Ich hatte von Euſtachius einen Auftrag,“ entgegnete ich, „und ich ſcheute mich, ſeine Angelegenheiten weiter zu berühren, als ſie meine Freundſchaft betrafen. Aber da die Lage jetzt viel ernſter geworden iſt, ſo bin ich gekommen.“

„Wenn er etwas zu mir geſagt hätte,“ fuhr er fort, „ſo wäre der Fall nicht eingetreten, oder wenn ich ohne ſein Zuthun zur Kenntniß gekommen wäre, ſo hätte ſich Alles geändert. Wir erfuhren die Sache erſt, da ſie durch Sie geſchlichtet war. Aber wenn er nicht zu Ihnen und zu uns geſchwiegen hätte, ſo wäre er nicht der, der er iſt. Wir haben Jahre gebraucht, um zu erfahren, wie viel an ihm vorhanden iſt.“

„Ach, und ich auch," entgegnete ich.

„Es iſt ſchon recht, und es iſt, wie es eben iſt," ſagte er.

„Wenn er nur nicht ſo in allen äußern Dingen gehandelt hätte, wie er gehandelt hat," ſprach ich.

„Laſſen wir das jetzt," antwortete er.

„Er hat mir durch einen hinterlaſſenen Brief ſeine Habe anvertraut," erwiederte ich, „und darum meine ich außer meiner Freundſchaft zu ihm noch ein ferneres kleines Recht zu haben, daß ich frage, ob Sie denn gar nichts von ſeinem Aufenthalte wiſſen."

„Ich weiß nichts," antwortete er. „Wir haben es gedacht, daß er Ihnen das Seinige wird übergeben haben, und darum werden Sie wohl auch der erſte ſein, dem er eine Nachricht zukommen laſſen wird, ſobald er es für gut findet. Wenn er Ihnen ohne die Bedingung der Geheimhaltung etwas offenbart, ſo berichten Sie es uns doch. Ich werde das Gleiche thun."

„Gut, ſo iſt es recht," antwortete ich.

„Wenn Sie noch länger in Prag ſind," ſagte er, „ſo beſuchen Sie dieſes Haus öfter. In jedem Falle kommen Sie noch einmal."

„Ich nehme die gütige Einladung an," entgegnete ich.

„Wo wohnen Sie denn?" fragte er.

„Ich bin in dem Gaſthofe des ſchwarzen Roſſes," antwortete ich.

„Gut," ſagte er. „Und nun noch etwas anderes. Ich habe ſeit dem Tode meiner Gattin einen Freund und Rathgeber, der mit meinen Dingen vertraut iſt. Mit dieſem müſſen Sie noch ohne Zeugen ſprechen. Ich bitte Sie, folgen Sie mir."

Er ſtand bei dieſen Worten auf, und ich auch. Er führte mich aus dem Zimmer, aber nicht auf dem Wege, auf dem ich herein gekommen war, ſondern in ein anderes Zimmer, deſſen Wände mit lauter Kupferſtichen bedeckt waren, die ſich in Rahmen und hinter Glas befanden. Von dieſem Zimmer gingen wir in ein ferneres, das kleiner war, und an deſſen Wänden Gemälde hingen. Hier führte er mich zu einer braunen Thür, faßte die Klinke derſelben, und ſagte: „Dieſe Thür führt zu meiner Tochter Chriſtine.“

Ich erröthete heftig, und ſah ihn an.

„Treten Sie nur ein,“ ſagte er, und öffnete die Thür.

Ich trat ein, er machte die Thür zu, und blieb draußen. Ich ſtand vor Chriſtine. Sie ſtand an einem Tiſche, der eine graue Marmorplatte hatte, und eine ihrer Hände ruhte auf dieſer Platte. Sie hatte ein tiefgelbes ſeidenes Kleid an, und die großen, dunkelbraunen Augen waren auf mich gerichtet.

„Seien Sie mir willkommen,“ ſagte ſie.

„Ich bin Ihnen alſo nicht ganz fremd?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete ſie. „Ich habe Sie ſchon früher gekannt, und mein Vater hat mir heute geſagt, daß Sie zu uns kommen würden. Setzen Sie ſich auf einen dieſer Stühle, und gönnen Sie mir einige Worte.“

Sie wies auf einen Stuhl, der mit Seide gepolſtert war, welche faſt die nämliche Farbe hatte wie ihr Kleid. Ich ſetzte mich darauf. Dann ſetzte ſie ſich an eine andere Seite des Tiſches auf einen gleichen Stuhl. Ich ſah jetzt, daß die Fenſter des Zimmers auf einen großen Garten gingen, der hinter dem Hauſe war. An den Seiten der Fenſter hingen zuſammengefaltete Vorhänge nieder, welche von derſelben Seide waren, die die Seſſel hatten. Im Garten ſah ich einen Laubgang dahin gehen, faſt durch die ganze Länge des Gartens, den Laubgang, in welchem ſeine Worte wie glühende Funken in ihre Seele gefallen waren. Sie ſchwieg noch eine Weile, da ihre Augen mich immer anblickten, und ſagte dann: „Sie wollen über Euſtachius mit mir ſprechen.“

„Es freut mich, wenn ich über ihn mit Ihnen ſprechen kann,“ ſagte ich.

„So reden Sie,“ antwortete ſie.

„Er iſt mein Freund geweſen,“ ſagte ich, „und ich glaube, er iſt es noch, und darum dürfen wohl einige Worte über ihn aus meinem Munde kommen.“

„Daran kann niemand zweifeln,“ entgegnete ſie, „er iſt oft zu uns gekommen, und hat es geſagt, wie ſehr er Sie achtet.“

„Er iſt fortgegangen, ohne mir zu ſagen, wohin er geht,“ ſprach ich.

„Und Sie haben ſich ſeiner angenommen,“ erwiederte ſie, „und haben ihn auch mit dem Degen vertreten.“

„Das hat ſich ſo ergeben gegen den Mann, welcher ihn durch Argliſt in das Übel geführt hat,“ entgegnete ich.

„Und Sie haben nach ihm geforſcht, was Ihre Kräfte vermochten,“ ſagte ſie.

„Ich habe die Wege ergriffen, die mir mein Sinn eingegeben hat,“ antwortete ich.

„Und dann ſind Sie in Ihre Heimat gegangen, und ſind dort Arzt,“ ſagte ſie.

„Ich bin in meine Heimat gegangen,“ erwiederte ich, „habe ſtets nach ihm geklügelt, und bin jetzt in Prag, um wieder Nachfrage nach ihm zu halten.“

„Und da ſind Sie auch zu meinem Vater gegangen,“ ſagte ſie.

„Ich bin zu Ihrem Vater gegangen,“ entgegnete ich, „weil Euſtachius oft in ſeinem Hauſe war, und dieſes Haus ſehr geehrt hat.“

„Und mein Vater hat Ihnen über ſeinen Aufenthalt nichts ſagen können,“ erwiederte ſie.

„Er hat mir keine Auskunft zu geben vermocht,“ ſagte ich.

„Und nun wünſchen Sie auch mich zu fragen, ob nicht ich etwas weiß,“ ſagte ſie.

„Es iſt das in Wirklichkeit meine Bitte,“ antwortete ich.

„Mir iſt auch wie meinem Vater nichts bekannt,“ entgegnete ſie.

„Auch Ihnen nicht?“ ſagte ich.

„Er hat mir nichts entdeckt,“ antwortete ſie, „ich habe nicht im geringſten geforſcht, und wenn ſich was immer für eine Spur geboten hätte, von ihm Kenntniß zu erhalten, ſo hätte ich ſie nicht verfolgt.“

„Er hat mir ſeine Habſchaften zum Aufbewahren übergeben,“ ſagte ich.

„Ich habe das geahnt,“ entgegnete ſie.

„Er hat mir all ſein Beſitzthum übergeben,“ ſagte ich.

„Das habe ich geahnt,“ ſagte ſie.

„Er hat mir Ihre Briefe an ihn zur Verwahrung gegeben,“ ſagte ich.

„Auch das habe ich geahnt,“ entgegnete ſie, „er wollte dieſelben nicht Zufällen ausſetzen, und Sie werden ſie gut verwahren.“

„Sie ſind im feſten Schreine verſchloſſen,“ antwortete ich,

„und da unſer Haus auf ſeiner Diele einen fußtiefen Eſtrich hat, ſo ſind ſie auch vor Feuer geſichert."

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie.

„Hochverehrte Jungfrau Chriſtine," ſagte ich nun, „er hat mich ermächtiget, die Briefe zu leſen, und ich habe ſie auch geleſen."

„Hochverehrter Herr Doctor," ſagte ſie, „auch das habe ich geahnt. Und nun erlauben Sie mir, die einigen Worte zu ſprechen, um welche ich Sie bei dem Beginne unſerer Unterredung gebeten habe. Ich habe mich mit Euſtach auf ewig verbunden. Er iſt von Prag weggegangen, ohne mir oder jemanden, mit dem ich in Verbindung bin, zu ſagen, wohin er gehe. Daher geziemt es mir, ohne ſein Thun zu beirren, auszuharren, bis er Nachricht gibt, oder kommt."

„Und wenn er nun immer nicht kommt?" fragte ich.

„So werde ich immer harren," antwortete ſie.

„Und wenn er den Bund mit Ihnen als zerſtört betrachtet, weil er ſich für beſchimpft hält?" fragte ich.

„Dann wird er mir es wiſſen laſſen. Bis dahin beſteht der Bund," antwortete ſie.

„Und wenn er aus Zagheit die Ankündigung der Auflöſung unterließe?" ſagte ich.

„Das darf ich von ihm nicht vorausſetzen," entgegnete ſie.

„Und wenn ihn der Tod hinrafft, ehe er irgend eine Nachricht ſenden kann?" ſagte ich.

„So wird er ſterbend jemanden mit der Botſchaft betrauen," antwortete ſie.

„Der Tod könnte ihn unvermuthet überfallen, ehe er Nachricht zu geben vermag," ſagte ich.

„Ich werde das erſt glauben, wenn ich ſehr alt geworden bin, und mir ſtets keine Nachricht von ihm gekommen iſt," antwortete ſie.

„Hochverehrte Jungfrau," ſagte ich, „da ich von meiner Heimat nach Prag reiſte, dachte ich daran, daß ich mit Ihnen über Euſtachius reden werde, und daß wir vielleicht eine Einigung treffen könnten, was wir in Hinſicht ſeiner thun ſollen. Und da habe ich auch den Brief mitgenommen, welchen er mir bei ſeiner Entfernung hinterließ. Ich überreiche Ihnen denſelben. Leſen Sie ihn."

Ich übergab ihr den Brief, ſie las ihn, und gab ihn mir zurück.

Dann ſagte ſie: „Hochverehrter Herr Doctor, in dem Briefe ſtehen auch die Worte: Ich werde kommen, wenn ich es mit Ehre kann. An mich hat er bisher die Worte nicht gerichtet, weil er weiß, daß ſie nicht nöthig ſind."

Ich ſchwieg auf dieſe ihre Rede, und ſah ihr in das ſchöne Angeſicht.

Sie aber fuhr fort: „Und da wir ſprechen, muß ich Ihnen ſagen, daß Sie ſeine Handlungsweiſe ſehr verwirrt haben. Er hat es nicht vermocht, zu jemanden etwas zu ſagen, und iſt fortgegangen. Ihnen hat er geſchriebene Worte hinterlaſſen, deren einige lauteten, daß Sie Papiere, die er bezeichnet hat, drucken laſſen ſollten, damit daraus die Zahlung erfolge. Sie hätten auf die Zeilen des Briefes als auf eine Weiſung zeigen können, in der die Deckung enthalten iſt, Sie hätten in die Druckerei gehen können, ob man Ihnen nicht gleich das Geld gebe, oder hätten es ſelber vorſchießen können, oder ſich können vorſchießen laſſen. Anſtatt deſſen aber gehen Sie auf das Gericht, ſagen dort etwas, das man Ihnen nicht geglaubt hat, zahlen die Schuld aus Ihrem

Eigenen, und beginnen dann ſo heftig nach Euſtach zu forſchen, daß Sie dadurch erſt recht den übeln Schein auf ſein Fortgehen warfen, dann tödteten Sie endlich beinahe ſeinen Widerſacher im Zweikampfe, wurden ſelber flüchtig, und machten, daß jetzt ganz Prag und die Umgebung von der Sache ſprach. Sie ſetzten allerlei Dinge in die Stadtchronik, die ich verſtand, die Euſtach auch verſtand, Sie ließen in Prag und andern Städten Ihren Aufenthalt bekannt machen, was ich verſtand und was Euſtach auch verſtand, und dennoch ließ er keine Nachricht an Sie oder an uns gelangen, was deutlich ſeinen Willen darthut, unentdeckt zu bleiben. Er vermag jetzt nicht zu kommen, oder Nachricht zu ſenden, und an uns iſt es, zu harren.“

„Aber wenn er unzweckmäßig und unter falſchen Vorausſetzungen handelt, ſo müſſen wir ihm doch helfen,“ ſagte ich.

„Es iſt beſſer, unzweckmäßig als gegen ein ſchönes Gefühl handeln,“ entgegnete ſie.

„Aber es hat ja Alles gut geendet,“ antwortete ich.

„Es hat nicht gut geendet,“ ſagte ſie, „und er weiß es.“

„Sie werden alſo gar nichts zu ſeiner Erforſchung thun?“ fragte ich.

„Gar nichts,“ entgegnete ſie.

„Und Sie wünſchen, daß auch ich nichts thue?“ ſprach ich.

„Es iſt dies mein Wunſch, und es wäre mein Rath,“ ſagte ſie.

„Sie denken von mir, daß ich Ihre Überzeugung ehre,“ ſprach ich.

„Das denke ich,“ ſagte ſie.

„So ehren Sie auch meine Überzeugung,“ entgegnete ich.

„Das thue ich,“ ſagte ſie.

„Meine Überzeugung iſt nun, daß ich mit der größten Vorſicht, damit nichts verwirrt werde, zu forſchen fortfahren ſolle," ſprach ich.

„So thun wir beide nach unſerer Überzeugung," ſagte ſie.

„Wenn Sie ohne Ihr Zuthun Kunde erhalten, werden Sie mir etwas mittheilen?" fragte ich.

„Das werde ich thun, wenn ich darf," antwortete ſie.

„Und ich ſage das Nämliche zu Ihnen," ſprach ich.

„So ſind wir einig," ſagte ſie.

„Einig, einig," ſprach ich. „Wenn nur das letzte Ende dieſer Sache gut wird."

„Es wird gut ſein," ſagte ſie.

Nach dieſen Worten ſtand ſie in ihrem ſchweren Seidenkleide auf, und reichte mir die Hand über den Tiſch herüber.

Ich nahm ſie, und drückte dieſelbe.

Dann ſprach ſie: „Erlauben Sie, daß ich Sie zu dem Vater zurück geleite, der mein Thun billigt."

Ich zeigte mich bereit, ſie öffnete die Thür, führte mich durch das Gemäldezimmer, und durch das mit den Kupferſtichen in die Bücherſtube, in welcher der Vater war. Er ſtand auf, da wir eintraten, und ging uns entgegen. Ich ſagte nur die Worte: „Ich danke für die herzliche Aufnahme, und bitte, mich jetzt verabſchieden zu dürfen."

„Gott geleite Sie," antwortete er, „kommen Sie ſehr bald wieder, kommen Sie morgen, kommen Sie alle Tage zu uns."

„Ich werde der freundlichen Einladung folgen," ſagte ich.

Dann verbeugte ich mich gegen Chriſtine, welche die Verbeugung erwiederte.

Hierauf geleitete mich der Kaufherr bis zur Treppe, wo wir uns verabſchiedeten.

Als ich in das Freie gekommen war, ſah ich, daß die Abenddämmerung ſchon ſehr weit vorgeſchritten ſei. Ich ging eine Zeit in der Stadt herum, trank dann ein wenig Wein, und ſuchte, ohne etwas zu eſſen, mein Gemach.

Des andern Tages ging ich am früheſten Morgen in die Judenſtadt. Ich wollte den Koffer des Euſtachius, der mit der Dachshaut überzogen iſt, und welchen ich vor meiner Abreiſe von Prag dem Juden Manaſſa verkauft hatte, wieder zurückkaufen. Als ich in den Trödelgängen des Juden Manaſſa war, und um den Koffer fragte, antwortete er: „Ich kann nicht wiſſen, welchen Koffer Ihr meinet, hoher Herr, ich habe gute, brauchbare Koffer.“

„Den ich dir verkauft habe, Manaſſa,“ ſagte ich, „da du im vorvorigen Jahre in der Tiſchlergaſſe in einem wohlbekannten Hauſe in dem letzten Stocke bei mir wareſt, wo du mir viele Monate vorher um ſehr lumpiges Geld meine beſten Sachen abgekauft haſt.“

„Ich habe bei den Dingen viel verloren,“ ſagte er, „ſie waren ſchon nicht mehr im Gebrauche. Ihr ſeid mir Erſatz ſchuldig, mein hoher junger Herr, wenn wir wieder in Verbindung kommen. Und die Truhe mit der Wildhaut hättet ihr mir nicht geben ſollen, ſie war ja verfallen, und wem ſollte ich ſie verkaufen mit der riſſigen Haut?“

„Du kennſt den Koffer ſchon,“ ſagte ich, „den bringe.“

„Ich werde ihn bringen,“ entgegnete er, „ich werde ihn bringen.“

Dann gab er einem in der Tiefe des Ortes kauernden Judenbuben einen Auftag.

Dieſer brachte den Koffer hervor.

„Ich habe ihn ganz neu herrichten laſſen, ich habe ihn ganz verbeſſern laſſen,“ ſagte Manaſſa.

„Ich bin ja oft auf dieſem Koffer geſeſſen, um nicht alles zu wiſſen,“ ſagte ich.

Es war der Koffer des Euſtachius. Gerade an einigen Riſſen der Haut, von denen der Jude geſprochen hatte, war er am kennbarſten. Er war weder verbeſſert noch verſchlechtert worden.

„Und was ſoll der Koffer koſten, Manaſſa?“ fragte ich.

„Es liegt mir viel Geld darauf,“ ſagte Manaſſa, „zwei Gulden.“

„Du ſollſt zwei Gulden für den Koffer haben, Jude,“ ſagte ich.

Ich reichte ihm zwei Gulden, und ließ mir den Koffer an den Eingang ſtellen.

„Wenn ihr wieder ſo eine Rolle Thaler habt,“ ſagte Manaſſa, „ſo kauft mir ſchöne Sachen ab, ich habe ſchöne Sachen.“

Er brachte lederne Fächer herbei, in denen goldene Ketten, Schaumünzen und Edelſteinkleinodien waren.

Ich ſagte ihm, daß ich keine Frau habe, und goldene Ketten auf meinem grauen Waldrocke ſchlecht ſtehen würden. Auch habe ich alle Thaler der Rolle für mein Doctorpergament hergeben müſſen. Ich fand aber einige Bücher in ſeinem Trödel, die ich brauchen konnte. Auch ſtanden zwei ſchmale, ſehr alte Schreine da. Ich fragte um den Preis der Bücher und der Schreine. Er nannte einen übertriebenen, ging aber mit Begierde in den Handel ein, da ich herab zu mindern begann. Ich erſah, daß ich Gegenſtände ergriffen habe, die er gar nicht oder ſchwer zu verkaufen gehofft hatte. Jetzt drückte ich ihn, daß er die Dinge um den geringſten Zins, den ein Jude noch nehmen kann, ablaſſen müſſe, und hatte meine Freude daran. Ich kaufte ſie um eine Kleinigkeit, und bezahlte ſie.

„Fürchtet ihr nicht den Herrn Karſchitz?“ fragte er.

„Weißt du auch um die Geſchichte?“ ſagte ich.

„Wer ſollte von einem ſo feinen und tapferen jungen Herrn nicht wiſſen?“ antwortete er.

„Nun, ich fürchte ihn nicht,“ ſagte ich.

„Nein, ihr fürchtet ihn nicht, ihr fürchtet ihn nicht,“ antwortete er.

Dann ließ ich den Koffer, die Schreine und die Bücher in mein Gemach in dem Gaſthofe des ſchwarzen Roſſes bringen, und packte die Bücher und andere Dinge in den Koffer des Euſtachius.

Gegen Mittag kam der Kaufherr Emerich Waldon zu mir in mein Gemach, um mir einen Beſuch zu machen. Er lud mich auf den nächſten Tag zum Speiſen ein.

Ich ging um die beſtimmte Stunde hin. Es war außer mir kein Fremder da. Das Speiſezimmer war im Erdgeſchoſſe gegen den Garten hinaus. An dem Tiſche ſaßen der Kaufherr und ſeine Tochter Chriſtine, dann eine ältliche Frau, welche die Beſchließerin des Hauſes ſchien, dann eine jüngere Frau, die irgend ein Amt des Hauſes verwaltete, dann fünf Männer ſehr verſchiedenen Alters, welche die Gehilfen des Kaufherrn in ſeinem Berufe waren. Ich wurde an die rechte Seite des Kaufherrn geſetzt, ſeiner Tochter gegenüber. Nach dem Eſſen verabſchiedeten ſich die anderen Leute. Der Kaufherr ging mit mir und Chriſtinen in das Gartenhaus, auf deſſen Tiſch Wein und feines

Backwerk geſtellt wurde. Hier, dachte ich, mochte damals die Muſik geweſen ſein. Wir gingen dann in dem Garten herum, und gingen in dem Laubgange hin und wieder, deſſen Blätter jetzt nicht um uns raſchelten, ſondern ruhig ſeitwärts von uns und über uns an ihren Zweigen hingen.

Ich ging nun alle Tage, welche ich noch in Prag verlebte, in das Haus des Kaufherrn Emerich Waldon.

Am nächſten Tage wurden die Kiſten fertig, in welche ich die zwei alten Schreine packen ließ. Ich gab ſie unſerem Frächter mit, und gab ihm auch einen Brief, welcher den Goldfuchs des Wirthes am Rothberge auf einen beſtimmten Tag in die Stadt Budweis beſtellte.

Ich kaufte alle jene Arzneidinge, welche dem Verderben nicht unterliegen, auf eine längere Zeit hin, auch was mir an Berufsgeräthen noch wünſchenswerth ſchien, ſuchte ich zu erwerben. Dann ging ich daran, die Geſchenke auszuleſen, welche ich den Meinigen und in Häuſer, in welche ich oft komme, bringen wollte. Darauf beſuchte ich alle meine einſtigen Lehrer. Zu dem Bürgermeiſter der Stadt Prag ging ich auch noch einmal, und bat ihn, jeden Verſuch, meinen Freund Euſtachius zu erforſchen, aufzugeben, da die Umſtände ſich geändert hätten. Man behielt mich wieder eine Zeit im Geſpräche mit Hildegard und Jakoba. Die Abende brachte ich jetzt öfter mit Kameraden in fröhlicher Weiſe zu.

In jenen Tagen beſuchte mich auch einmal der Kaufherr Emerich Waldon mit ſeiner Tochter Chriſtine. Die Aufwärter des Gaſthofes ſahen ihm nach, als er mit der ſchönen Geſtalt aus dem Thore trat, und die Straße dahin ging.

Ehe ich Prag verließ, ging ich noch zu Cäcilia, brachte ihr den verſprochenen Zettel, und bezahlte das rückſtändige Miethgeld. Sie erzählte mir, daß ſie dem Jobal ſogleich die Wohnung gekündet habe, und daß ſie in Ergebung warten werde, welche Miethperſon ihr Gott ſchicken werde. Die Hemden werde ſie zu meiner Zufriedenheit machen, etwas größer, da ich ſtärker geworden ſei. Die Leinwand für die Hemden ſoll ſehr gleiche Fäden haben. Als ich fort ging, rief ſie mir noch auf die Treppe hinab nach, daß ich jetzt gar keine Ruhe mehr geben ſolle, bis ich den Euſtachius gefunden hätte.

Als meine Zeit in Prag zu Ende war, verabſchiedete ich mich an allen Orten, an denen ich es nöthig erachtete, ſetzte mich in den Wagen des Frächters, der am ſchnellſten ging, und fuhr gegen den Mittag des Landes.

In der Stadt Budweis fand ich jemand aus unſerem Hauſe. Man hatte den Stallbuben Thomas mit dem Goldfuchſe des Wirthes am Rothberge geſchickt. Der Knecht des Wirthes ſei krank, und ſeufze nach mir. Unſer Knecht Kajetan ſei zu ungeſchickt für ein ſo ſchnelles Pferd, und da ſei er gefahren. Ich hatte zu ſeinem Geſchicke auch nicht ein gar großes Vertrauen, und nahm mir vor, nach Geſtalt der Dinge ſelber die Zügel zu ergreifen.

Ich packte von meinen Sachen, was ich konnte, in das Wägelchen des Wirthes, das andere übergab ich dem Frächter nach Pirling, und wir fuhren mit dem Morgengrauen von dannen. Thomas that ſeine Sache ſo gut, und war ſo beſonders aufmerkſam, daß ich keine Urſache hatte, mich in die Leitung des Pferdes zu miſchen, ich hätte es auch kaum ſo gut zu führen gewußt wie er. Der Goldfuchs griff ſo raſch aus, daß wir nach zweimaligem Einkehren um die vierte Nachmittagsſtunde vor dem Hauſe meines Vaters ankamen.

Ich mußte mit dem Goldfuchſe gleich zu dem kranken Knechte des Wirthes am Rothberge, und dann mit einem andern Pferde des Wirthes zu anderen Kranken, die ſchon lange nach mir geharrt hatten, ſo daß ich erſt tief in der Nacht nach Hauſe kam. Es waren noch alle wach. Ich mußte zuerſt ein Nachtmahl einnehmen. Dann öffnete ich den Koffer des Euſtachius, und nahm die ſchwarze, ſchöne Sammthaube heraus, die für den Vater war, und ſetzte ſie ihm auf, ich nahm den feinen, blauen Wollſtoff heraus, der einen faltenreichen Rock für Anna liefern ſollte, dann die Reihe ſilberner Gupfknöpfe für das rothe Wamms Kaſpars, dann die hellrothen Tücher für die Mägde, und die blauen Stoffe zu Wämſern für den Knecht und für Thomas, dem ich noch einen ſilbernen Peitſchenſtielring verſprach, weil er ſo gut gefahren iſt. Es war eitel Freude, und wir ſuchten erſt ſpät unſer Lager.

Mehrere Tage hatte ich mit Kranken ſo zu thun, daß ich an nichts anderes denken konnte. Endlich minderte ſich die Sache, daß ich doch bei manchem, bei dem es nicht ſo nöthig war, an manchem Tage den Beſuch unterlaſſen konnte. Ich ließ zuerſt meine zwei Schreine aus ihren Verſchlägen packen, und ſtellte ſie in meiner Kammer auf. Der Vater und Anna ſchienen beim Anblicke dieſer Dinge dieſelben Gefühle zu haben, wie alle die Leute, welche dem Juden Manaſſa die Schreine nicht hatten abkaufen wollen. Sie fragten mich, warum ich dieſe Dinge gebracht habe. Ich zeigte ihnen, daß ſie viel ſchöner ſeien als der Arzneiſchrein daneben, den ich doch nach einer Zeichnung, die ich ſelber entworfen hatte, neu habe machen laſſen, und bei deſſen Anfertigung ich immer mit Rath zur Hand geweſen ſei. Sie glaubten es nicht. Mir gefielen aber die zwei ſchlanken Schreine in meiner Kammer ſehr wohl. Die Bücher ſtellte ich nach ihrer Art zu den andern. Der Ahorntiſch mit dem dunkeln Tuche ſchien mir ſchon zu klein zu werden, und ein Bücherſchrein wird, dachte ich, in Kürze auch nothwendig ſein.

Des nächſten Tages ging ich nach Pirling, und brachte der ſchwarzen Franziska und der braunen Joſepha die Reiſegeſchenke, der ſchwarzen Franziska einen rothen Sammethalbmond, am Sonntage auf das Gebäude der Haare zu ſtecken, der braunen Joſepha einen blauen. Die Mutter Thereſia erhielt ein Käſtchen mit zwei goldenen Heften, und der Sohn Mathias einen Froſch, darin vier Hemdkragenknöpfe waren. Der jungen Frau Wallburga brachte ich eine Zitterblume in die Haare, daran ſich ihr Eheherr Geran, der Krämer, nach Kräften freute.

Des Tages darauf ſuchte ich mit meinen Obliegenheiten früher fertig zu werden, und ging dann in die Glashütte, und gab der Agnes und ihrer Mutter und den Söhnen, was ich ihnen gebracht hatte. Ich blieb bis nach Mitternacht, und ſie ließen mich dann in einem Wägelchen in das Haus meines Vaters fahren.

Da ich wieder ein wenig Muße hatte, las ich aus dem Vorrathe des Herrn Mathias Ferent zwei Stücke der allerſchönſten Waldleinwand aus, kaufte ſie ihm ab, und ſendete ſie an Cäcilia nach Prag.

Der Knecht des Wirthes am Rothberge wurde ſehr bald geſund.

Gegen den Herbſt, als die Schüler, die aller Orten in höheren Schulen waren, auf ſchulfreie Zeit nach Hauſe kamen, und mehrere von draußen in dem Walde zum Beſuche von Mitſchülern eintrafen, veranſtaltete ich ihnen ein Feſt, wie wir öfter in Prag gehabt hatten, aber ganz anderer Art. Es war nämlich damals ein bewegliches Leben in Pirling in dem Hauſe des Herrn Mathias Ferent. Agnes aus der Glashütte war als Gaſt in dem Hauſe, dann zwei Mädchen aus dem alten Städtchen Krumau und zwei aus Roſenberg. Zwei junge Vettern des Herrn Mathias aus der hohen Schule in Wien waren auch eingetroffen. Junge Leute aus der Nachbarſchaft kamen herzu, und da gab es oft Tanz, Kegelſpiel, Mummerei und Herumjagen. Ich ſagte alſo eines Tages, da ich Nachmittags ſchon nach Pirling gekommen war: „Junge Brut, heute geht alles ins alte Waldſchloß Witikohaus, ich habe Imbiß bei der Frau Richterin beſtellt, die Fackeln ſind auch ſchon oben, und Nachts iſt ein Fackelzug durch den Wald herab.“

Ich fand Beifall, alles, was jung war, ſammelte ſich, und in einer Stunde waren wir ſchon auf dem Wege in das Waldſchloß. Wir kamen dort an, kletterten in den Trümmern der alten Burg der alten Herren von Roſenberg herum, tanzten auf dem grünen Raſen zwiſchen den grauen Steinen, bewarfen uns mit Moos, mit Waldſchwämmen, und was wir erreichen konnten, aßen und tranken dann irgend etwas Unbedeutendes in der Hütte der Frau Richterin der Waldhäuſer, warteten gefliſſentlich, bis es Nacht wurde, zündeten dann die Fackeln an, und reihten uns ſo, daß an der Spitze ein Fackelträger war, dann ein Mann, der ein Mädchen führte, dann ein Fackelträger, dann wieder Mann und Mädchen, und ſo fort. Ich warf mich zum Führer auf. Der Forſtgehilfe Tomiſch mußte mein Fackelträger ſein, und die ſchwarze Franziſka meine Begleiterin. Hinter uns kamen die andern. So gingen wir in die Tannennacht. In einer Weile ſagte meine ſchwarze Franziſka: „Der Weg ſcheint mir ſo ſeltſam.“

„Das iſt närriſch," ſagte ich, „oder ihr ſeid verwirrt, weil ihr mit mir geht."

„Ihr hättet wohl noch viel nöthig, Herr Doctor, um mich in Verwirrung zu bringen," antwortete ſie.

„Hollah, hollah!" rief ich, und ſtimmte ein luſtiges, allbekanntes Waldlied an. Alle ſangen mit.

Da es endete, riefen ſie von hinten: „Es iſt gefehlter Weg, wir gehen nicht recht."

Ich rief zurück: „Waldgeiſter und Höllenteufel, das iſt nun einerlei, es iſt einmal ein Weg. Wenn wir umkehren, ſo können wir in die Tiefe des Waldes gerathen, der Weg führt abwärts, alſo muß er irgendwo hinaus kommen, unſere Fackeln ſind ſo lang, daß wir bis Frauenberg mit ihnen gehen könnten. Alſo, Tomſch, nur vorwärts."

Tomſch ſchritt haſtig mit ſeiner Fackel dahin, ich zog meine jammernde Franziska mit, und wenn in einer Menſchenſäule die vorderen Theile gehen, ſo folgen die hinteren von ſelbſt. Auch ſchienen ſie meine Gründe einzuſehen. Der Weg wurde länger und länger, der Wald dichter, und alle Mädchen riefen Angſtworte. Ich drang nach abwärts, rief einen fröhlichen Spruch, und ſang ein Lied. Wir gingen abwärts und abwärts. Endlich war eine Wieſe da und in ihr ein Haus mit Lichtern.

„Der Waldheger Weigun," rief ich, „wir ſind eine Stunde oberhalb Pirling.

„Gott ſei Dank," riefen die Mädchen, „daß wir dieſes Haus erreicht haben."

Es war nun ein Drängen, die Paare kamen beinahe in ein Laufen, alles ſtürzte dem Hauſe zu, und hinein. Die große Stube des Hegers Weigun und ſeine Kammer waren mit Kerzen beleuchtet, weißgedeckte Tiſche ſtanden da, auf ihnen waren Speiſen und Wein, und die Mädchen fanden ihre warmen Überkleider. Ein allgemeines Jauchzen der jungen Männer folgte, und die Mädchen ſchlugen mit Fächern, mit Tücherknäueln, und was ſie ſonſt erhaſchen konnten, auf mich und Tomſch, als auf die Haupträdelsführer dieſes Streiches.

Es wurde gegeſſen, getrunken, und auch etwas ungeſchickt um die Tiſche getanzt, dann an den Aufbruch gemahnt. Die Fackeln wurden wieder angezündet. Wir gingen über den Reſt der Wieſe dem Stege zu, der über die Moldau führt. Allein am Ufer der Moldau waren eine Zahl Kähne, und auf dem größten eine Muſik, die uns lärmend empfing. Die Mädchen mußten einſteigen und die Sitze einnehmen. Die Männer folgten. Die Fackeln wurden in geflochtene Holzringe, die außen an den Schiffen waren, geſteckt, und der Zug fuhr ab. Es war ein Schiffsfackelzug. Die Muſik und die Geſänge, welche die Geſellſchaft in den Schiffen anſtimmte, wechſelten ab. Als wir die Lichter von Pirling erblickten, tönte ein allgemeines Jauchzen. Da wir uns der Brücke näherten, unter welcher wir durchfahren mußten, ſtand auf ihr alles, was in Pirling fähig war, eine Trompete zu blaſen, und blies, aber auch alles andere ſtand darauf: Frauen, Männer, Mädchen, die nicht mit waren, Kinder, Greiſe, und ich weiß nicht, wie viel Hunde. Die Geſellſchaft aus den Schiffen und die Geſellſchaft von der Brücke zogen nun zu dem untern Wirth, der Tanzboden war erleuchtet, die Tiſche gedeckt, und es wurde getanzt, und einige tanzten bis zum Morgen.

Ich ging, als der Tag graute, nach Hauſe, nahm andere Kleider, und ging dann zu meinen Kranken.

Am Abende machten mir die jungen Männer, die als Gäſte da waren, ein Singſtändchen vor unſerm Hauſe.

Wir gingen dann zu dem Wirthe in Thal ob Pirling, und hatten einen Abend, wie wir ſie oft hatten, da ich noch auf dem Karolin war.

Ich bedauerte damals, daß ich nicht in unſerer großen Stube Gäſte aufnehmen konnte, und beſtellte mir ſogleich Wein aus dem Wienerboden, den ich, da er kam, in unſerem Keller einlagerte.

Auch eine andere Veränderung nahm ich mit Bewilligung meines Vaters in unſerem Hauſe vor. Ich ließ von dem großen, viereckigen Ofen mit grünen Tafeln in meiner Kammer, und von dem noch größeren viereckigen Ofen mit blauen Tafeln in der Stube einen Theil der Vorderſeite heraus nehmen, und große, mit durchbrochenem Gitterwerk verſehene Heizthüren einſetzen. Die alten Heizöffnungen, die von außen waren, ließ ich vermauern. Die Ofenbänke, die ſonſt ringsherum waren, befanden ſich jetzt zu beiden Seiten der Heizthüren. Ich hatte nun das luſtige Feuer in den Gemächern flackern, und der Windzug durch die Gitter nach aufwärts reinigte die Luft.

Die jungen Gäſte gingen im Spätherbſte fort, und es kam der Winter.

Zum Chriſtfeſte ſchickte Cäcilia die zwölf aus der Waldleinwand gemachten Hemden ſammt dem Reſte Leinwand, der übrig geblieben war. Anna und die Mägde bewunderten auf's äußerſte die Arbeit. Wir nahmen die Hemden des Euſtachius hervor, um die meinen mit ihnen zu vergleichen. Cäcilia hatte wahr geſprochen. Die Arbeit war genau die nämliche, nur daß meine Hemden noch roh waren und eine ſchönere Leinwand hatten. Ich gab ſie an Anna zum Waſchen und zum Einräumen in den

Schrein, die des Euſtachius ließ ich wieder an ihre Stelle legen. Der Cäcilia ſchickte ich ihren Lohn.

Von Euſtachius iſt kein Wort eingetroffen.

Ich gab meine Sendungen an die luſtige und ernſte Stadtchronik auf. Einmal erhielt ich einen Brief, weshalb denn der Mitarbeiter jetzt ſo ſtille ſei? Ich gab eine unwirſche Antwort, und es war aus.

Der Winter war ſtrenger als der vorige. Des Tanzens, des Schlittenfahrens, der Eisvergnügungen und der geſelligen Abende beim Weine waren aber noch mehr als im vorigen. Und eben ſo waren meine Arbeiten mehr. Es waren ſehr viele Kranke, und ich wurde auch in die fernſten Striche gerufen. Ich hatte mir ſehr ſtarke Stiefel mit dreifachen Sohlen machen laſſen, ich trug immer Steigeiſen in dem Riemen meiner Arzneitaſche gehäkelt mit, weil ich oft ſteile, eisgepanzerte Hügel empor zu klimmen hatte, und in dem Kreuzdornſtocke war eine dicke und ſcharfe eiſerne Spitze. Und ſo wanderte ich dahin.

Im Frühlinge hielt ich mit meinen Angehörigen Rath, und dann änderten wir unſer Haus. Das Dach wurde abgetragen, die Mauern wurden erhöht, die Fenſter wurden größer und höher gemacht, der Giebel wurde zierlich empor gemauert, und es wurde das flache Dach ſchöner geſetzt. Zu dem Feſte des Lattenſchlagens kam die nächſte und entfernteſte Nachbarſchaft herbei, und es war ein feierlicher und fröhlicher Tag. Als wir Alles fertig gemacht hatten, war unſer Haus das ſchönſte in Thal ob Pirling, und die Meinigen und ich hatten eine Freude daran.

Die zwei alterthümlichen Schreine ließ ich neu bohnen, und beſtellte mir nach einer Zeichnung, die ich gemacht hatte, einen Bücherſchrein.

Wir brachten in dieſem Sommer die Ernte aller Dinge unſerer Wieſen und Felder beſonders gut und ergiebig in das neue Haus. Ich war bei allen Arbeiten, wenn ich von meinem Berufe nach Hauſe gekommen war, zugegen, und leitete ſie mit dem Vater gemeinſchaftlich.

Gegen den Herbſt hin erweiterten wir unſern Garten in der Richtung nach Mitternacht, und ich ſuchte mir die Plätze aus, auf welche ich mir allerlei Kräuter pflanzen wollte, die ich zu meinem Berufe brauchen konnte. Ich ſetzte einen kleinen Waldkirſchenbaum, der am Saume unſeres oberen Kirnwaldantheiles gewachſen war, und der inſonderheit gute Kirſchen trug, auch an eine neue Stelle des Gartens.

Von unſerem Nachbar Allerb konnte ich eine Wieſe kaufen. Sie war ihm feil geworden, weil er ſich mit dem Gelde auf einer andern Seite bequem erweitern konnte. Uns paßte die Wieſe ſehr gut, und die Grenze unſeres Beſitzthumes wurde angemeſſener.

Eines Tages kam ich vor das Wirthshaus am Rothberge. Ich nahm einen Trunk, redete mit den Leuten, die da waren, und fragte dieſes und jenes von dem Wirthe, unſerem Vetter Martin. In unſerem Walde ſind endlich alle, wenn man eine lange Zeit zurück geht, verwandt. So ſind wir auch mit Martin, dem Wirthe, verwandt, wenn gleich niemand mehr den Grund der Verwandtſchaft angeben kann. Die Vetterſchaft aber wird aufrecht erhalten. Auf der Gaſſe ſaßen an einem hölzernen Tiſche in der warmen Herbſtſonne der Joſikrämer und der Sägmüller. Ich ſetzte mich zu ihnen, und der Wirth geſellte ſich zu uns. Wir ſprachen von den Ergebniſſen dieſes Sommers und andern Dingen, und kamen dann auch auf meine Kranken und die vielen Wege, die ich zu machen habe. Da ſagte der Wirth am Rothberge: „Herr Vetter Doctor, das geht nun nicht mehr ſo, ihr könnt die Sache auf die Zeit hin nicht bezwingen. Ihr müßt euch ein Pferd und ein Wägelchen anſchaffen, um auf den fahrbaren Wegen fahren zu können, es bleiben noch immer Pfade genug übrig, denen man nur durch das Gehen beikommen kann.“

„Ach, der Herr Doctor und ich, wir können beide noch rüſtig gehen,“ ſagte der Joſikrämer.

„Nur daß es einerlei iſt, ob du dein Bänderwerk um eine Stunde ſpäter verkaufſt, aber auf den Doctor ſchon einer wartet, der ſeiner Hilfe bedarf,“ ſagte der Wirth.

„Der Doctor und ich gehen unter allen Menſchen am meiſten herum,“ ſagte der Joſikrämer, „wenn ich mit meinem Packe auf allen Wegen bin, ſo ſehe ich ihn auch, wie er durch den Wald oder in den Feldern geht, und ſeinen Stock in den Sand ſtößt.“

„Aber man wird müde,“ ſagte ich. „Weißt du noch, Joſi, wie wir einmal neben einander auf einem Steine geſeſſen ſind, den Pack neben dir, und wie du mir erzählt haſt?“

„Ja, ja,“ ſagte Joſi.

„Nein, nein, ich glaube ſchon auch, daß ein Pferd nothwendig iſt, wenn man bald rechts und bald links ſein muß,“ ſagte der Sägmüller.

„Nun, mit allem euerm Rathe,“ ſagte ich, „ſo verkauft mir den Goldfuchs, Vetter Martin, und ſendet ihn morgen mit Rüſtung und Geſchirr zu mir hinab.“

„Den Goldfuchs verkaufe ich ja gar nicht,“ ſagte der Wirth. „Wenn ich ihn aber einmal verkaufe, ſo verkaufe ich ihn euch, Doctor Vetter.“

Und nun ergab ſich aus einem Worte das andere, und in einer halben Stunde hatte ich den Goldfuchs erhandelt.

„Morgen wird er mit ſeiner Ausſtattung zu euch hinab geführt werden,“ ſagte der Wirth.

„Nun eine Kanne Wein zum Kauftrunke,“ ſprach ich, „dann muß ich wieder weiter. Ich muß noch ins Aſtung. Ich war heute im Buchenhage. Das wäre der ſchönſte Platz für eine Anſiedlung.“

„Das ganze Hag iſt gekauft, und ein Haus wird dort gebaut werden,“ ſagte der Wirth, „es ſoll ein vornehmer, reicher Mann ſein, der mit dem Freiherrn von Tannberg verwandt iſt.“

„Nun gut,“ ſagte ich, „es iſt recht.“

Und der Kaufwein wurde mit dem Wirthe, mit Joſi und mit dem Sägmüller getrunken, und ich ging dann meiner Wege weiter.

Des andern Tages wurde der Goldfuchs mit allem Geſchirre, das zu ihm gehörte, zu mir gebracht, und in den Ochſenſtall, ſo gut es ging, eingeſtellt. Es wurde ſogleich die Einrichtung zu ſeiner gehörigen Unterbringung getroffen, und ſofort auch in Pirling um ein Wägelchen gefeilſcht.

In Kurzem fuhr ich mit meinem Goldfuchſe, ein paſſendes Peitſchlein in der Hand, kreuz und quer im Lande herum.

Wenn ich viel in Seitenpfade zu gehen hatte, wurde der Bube Thomas mitgenommen, der dann fuhr, und den Fuchs betreute.

Zu Kajetan wurde noch ein Knecht in das Haus genommen.

Von unſerem Hauſe.

Ich legte mich in meiner Kammer zu zwei Stunden Schlaf auf meinen großen Lederpolſter.

Als die zwei Stunden vorüber waren, ſtand ich auf, und ſagte zu meinem Vater, ich wolle an unſerem Hauſe eine große Grube anlegen, in welcher das ganze Jahr hindurch Eis aufbewahrt werden könnte. Ich brauche das Eis zu meinen Heilungen. Wir müßten die Anſtalten machen und Arbeiter ſuchen, daß im Herbſte Alles fertig wäre. Er war einverſtanden.

Dann aß ich mein Frühmahl.

Hierauf fuhr ich zu dem Erlebauer. Er ſaß auf ſeiner Hausbank im Scheine der Morgenſonne, und ſah mich freundlich an, da ich vor ihm ſtand. Ich hatte nichts anzuordnen, als daß ich die Fehler nannte, die er jetzt gegen ſeine Wiedergeneſung machen könnte. Er verſprach, ſie zu meiden.

Dann fuhr ich zu Krings am Rothberge. Ihm hatte der Aſt einer fallenden Buche einen Fuß gebrochen. Ich hatte ihm denſelben gleich im Thaugrunde in Schienen gelegt, und hatte den Mann dann auf einer Bahre in ſein Haus tragen laſſen. Das

Übel ging ſchon ſeiner Heilung entgegen. Ich empfahl ihm, daß er in ſeiner bisherigen Ruhe beharre.

Von dem Anweſen des Bauers Krings fuhr ich durch den langen Wald des untern Rothberges in die Friedſamleithe hinüber zu der alten Taglöhnersfrau Mechthild Korban, die noch in ihrem ſehr hohen Alter eine ſchwere Nervenkrankheit glücklich überſtanden hatte. Sie ſaß wie der Erlebauer auf dem grauen Holzbänkchen der Hütte in der Sonne, und ſpielte mit ihren Urenkeln. Ich befragte ſie um ihr Befinden, gab ihr etwas Stärkendes, und redete dann ein Zeitchen mit den Gattinnen ihres abweſenden Sohnes und ihres abweſenden Enkels.

Dann fuhr ich in die Ahornöd zur Haidelis hinaus. Sie iſt eine Nähterin, und lag an einem üblen Fieber ſchwer darnieder. Sie hatte ſich verſchlimmert. Ich tröſtete, und ließ ihr vom Biſamthiere zurück.

Dann fuhr ich zu den zwei Knaben des Bauers Dofer in die untere Dubbs hinab, welche beide an den rothen Flecken lagen. Sie waren in ſanfter Wärme, ich konnte gute Verſicherungen geben, und ordnete das Nöthige an.

Hier ließ ich den Fuchs durch Thomas erquicken.

Von der Dubbs fuhr ich den Sandberg in das Gehäge hinauf zu der ſechzehnjährigen Tochter des Steinhauers Bachan, die an einem hitzigen Fieber litt. Ich konnte den Eltern einige Hoffnung geben. In dem Gehänge war auch der Zimmerer Trepp, welcher ſich mit der Bandhacke am Fuße verwundet hatte. Die Wunde ſchloß ſich ſchon rein und klar durch die Hilfe des kalten Waſſers.

Dann fuhren wir zu dem Märichbauer, den ein Pferd geſchlagen hatte. Dann zu dem Knechte des Bauers Fehn, der ſich durch einen Stein die kleine Zehe zerquetſcht hatte. Beide waren beſſer.

Der hundertjährige Auszügler des Alighofes, der nicht krank war, aber an ſeinen Jahren zu ſterben begann, war erfreut, da ich kam, und ſagte, er wiſſe wohl, daß es mit ihm zum Ende gehen müſſe; aber ich erhalte ihn noch immer fort. Ich gab ihm einige Stärkung.

Dann fuhren wir zur Gattin des Meiers in Bergpirling, die ſich überarbeitet hatte. Sie erholte ſich durch Ruhe und die anbefohlene Nahrung. Dann ging ich in Bergpirling noch zu zwei anderen Kranken.

Hierauf fuhren wir in das Reut von Bergpirling, wo die Gattin des Reuthammer entzündete Augen hatte. Ich konnte den Umſchlag ſchon wegnehmen.

Von Reutbergpirling fuhr ich durch den untern Ausgang des Sillerholzes zu dem Hauſe des Aſchacher. Die Wunde des Mannes war, wie ſie nach den Vorkehrungen ſein mußte, und ich begann, Freude zu ſchöpfen. Ich befahl fortzuſetzen, was bisher geſchehen war. Wie lange das ſein müſſe, würde ich ſpäter ſchon beſtimmen.

Vom Aſchacher fuhr ich nach Hauſe.

Der Knecht Thomas war an dieſem Vormittage beſonders aufmerkſam gegen mich geweſen.

Anna brachte mir zu dem Mittagmahle jene Speiſen, von denen ſie wußte, daß ſie mir die liebſten wären.

Nach dem Eſſen berieth ich mich mit dem Vater über die Eisgrube. Wir ſuchten den Platz zu derſelben aus, und er ſagte, er wolle ſogleich Arbeiter beſtellen, daß man etwa morgen ſchon beginnen könne. Ich war einverſtanden.

Am Nachmittage fuhr ich zu meinen andern Kranken.

Als ich zurückgekommen war, ſprach ich mit denen, die im Hauſe auf mich warteten, und reichte ihnen Mittel.

Dann fuhr ich noch einmal zum Aſchacher hinunter.

Endlich war das Tagewerk vollbracht. Ich befahl, daß der Fuchs ja recht gut verſorgt werde, und ging dann in meine Kammer.

Und ſo wie dieſer Tag vergangen war, vergingen ſeine Nachfolger.

Ich fuhr zu allen meinen Kranken, und vergaß keinen einzigen an irgend einem Tage. Zum Aſchacher fuhr ich täglich dreimal. Sein Übel war wunderbar. Auch die Haidelis und die Tochter des Steinhauers ſchienen mir nicht mehr in Gefahr zu ſein.

An der Eisgrube wurde vorerſt gegraben, bis ich mir die ganze Sache genau zurecht gelegt haben würde. Wenn ich einige Zeit hatte, widmete ich ſie den Angelegenheiten unſeres Hauſes. Ich ging auch oft zu den Feldarbeiten unſerer Leute. Gerne betrachtete ich meine ſchwarzen Pferdchen, wie ſie ſo trefflich gediehen, und freute mich ſchon der Zeit, wann ſie würden kleine Dienſte thun können.

Eines Tages kam der Obriſt zu mir herunter, um, wie er ſagte, mir meinen Beſuch zu erwiedern. Er erkundigte ſich um meinen Vater, um Kaspar und Anna, und um unſere Leute. Er ſprach von meinen Kranken, und beſah dann die Veränderungen, die in unſerem Hauſe noch immer vor ſich gingen. Ich redete mit ihm von der Eisgrube, und ſagte, wie ſehr Eis nothwendig ſei. In dem Walde kommen die Verwundungen durch Holzarbeiten ſehr häufig vor, und die Leute können noch lange nicht veranlaßt werden, Eis zu ſammeln, weil das Ding außer ihrer Betrachtung liegt, und ſie auch erſt den Raum dazu graben müßten. Ich fragte ihn um ſeine Eisgrube. Er antwortete, daß der Raum ſehr groß ſei, daß er im Winter Vorrath für zwei Jahre ſammeln werde, und daß er dann den Leuten gerne davon ablaſſen wolle. Ich ſagte ihm ſchon für die Zukunft meinen Dank. Er beſah unſern Thierſtand, und verweilte länger bei den jungen Pferden, die er wieder unterſuchte. Dann ſprach er lange mit dem Vater über das, was in der Wirthſchaft des Hauſes eben vorging, und wie es eingerichtet ſei. Dann ging er ſeines gewöhnlichen, ruhigen Ganges, wie er gekommen war, wieder gegen das Haghaus empor. Ich begleitete ihn bis zu den Eichen.

Nach einer Zeit ließ ich von unſerer großen Hausfichte, vor welcher Margarita geſtanden war, das Bänklein wegnehmen, ließ einen großen, ſchönen, grünen Platz um den Baum mit ſchlanken, ſilbergrau angeſtrichenen Latten einfaſſen, und ließ an ſeinem Stamme eine ſehr ſchöne Bank und vor ihr einen ſehr ſchönen Tiſch herrichten, beide von derſelben ſilbergrauen Farbe wie die Latten. Damit aber, wenn man an dem Tiſche ſchriebe, oder läſe, oder äße, nicht die Nadeln auf ihn fallen könnten, ließ ich die Einrichtung machen, daß man mit dem Zuge einer Schnur ein ſtarkes Linnentuch wie ein Dach über ihn ſpannen, und es nach dem Gebrauche wieder in einen Streifen zuſammenſchieben konnte. Als Alles fertig und wohl getrocknet war, ſaßen wir nun recht gerne unter dem Baume.

Der Aſchacher ging ohne irgend eine andere Hilfe als durch die des kalten Waſſers ſeiner Geneſung entgegen, was wie ein Wunder geprieſen wurde. Ich ſagte, mit Eis im Waſſer wäre es noch ſicherer geweſen, ſie ſollten Eis ſammeln, und im Sommer unter der Erde aufbewahren. Die Haidelis und das Töchterlein Bachans waren in keiner Gefahr mehr.

Eines Nachmittages ging ich in den Lidkeſſel, um mich zu ergehen, was ich jetzt lange nicht hatte thun können. Es führt kein Pfad hinein, und wenn jemand nicht eine Arbeit dort hat, wird er wohl nicht hinein gehen. Ich aber ging hinein. Ich ging auf den vielen Steinen, die im engen, ſeichten Waſſer zwiſchen den Waldwänden liegen, und zum Theile auch in dem Waſſer mit meinen guten Stiefeln dahin. Über das Grau der Felſen, die ſich ſehr häufig aus dem Grün der Wände hervor drängten, ſchaute das Dämmern des Kirnwaldes herein. Es verſchwand zuweilen, und zeigte ſich wieder, je nachdem ich um eine Ecke bog, oder eine Wendung machte. Der Raum wurde immer enger, der Kirnwald verſchwand endlich ganz, und ich ſah über mir nichts mehr als den einzigen, ſchwermüthigen Himmel. Am Saume des Waſſers waren ſtellenweiſe die blauen Scheine des Waldenzians und über den ſchwarzen Moorſtellen die breiten, grünen Augen des Huflattigs. Ich ſtand eine Zeit an der hohen Tanne und an dem feuchten Fels, wo das Waſſer aus der Erde hervor quillt, und die Schlucht zu Ende iſt. Dann kletterte ich aber nicht, wie damals, an den Wänden des Lidkeſſels zu den Oberſteinen des Rothberges hinan, ſondern ging wieder in der Enge zurück, und ging langſam auf dem Wege, auf dem ich gekommen war, nach Hauſe.

Gegen den Spätſommer, als die Meinigen den Roggen und die Gerſte in das Haus gebracht hatten, wobei ich behilflich geweſen war, ſo gut ich gekonnt hatte, als ferner in der ſchönen Zeit die Zahl der Kranken ſich ſehr gemindert hatte, und unter ihnen kein einziger in einem bedenklichen Zuſtande war, beſchloß ich, wieder auf einige Tage nach Prag zu reiſen. Ich nahm an verſchiedenen Orten eigens Wägen für mich, wo ſolche zu bekommen waren, um ſchnell an mein Ziel zu gelangen.

In Prag kaufte ich zuerſt manche Dinge, die ich nach Hauſe mitnehmen wollte, beſonders was ich zu meinem Berufe brauchte.

Dann ging ich zu dem Kaufherrn Emerich Waldon und zu ſeiner Tochter Chriſtine. Sie waren beide, wie ſie in der früheren Zeit geweſen waren. Sie beſuchten mich auch in meinem Gaſthofe, und ich ſpeiſete einmal bei ihnen in dem Hauſe an dem ſchönen Garten.

Ich ging auch zu Cäcilia, und brachte ihr wieder Leinwand zu Hemden. Sie ſagte, ſie wolle ſie machen, daß ich zufrieden ſei wie bisher. Dann ſetzte ſie hinzu: „Der arme Euſtachius wird vergehen, er wartet, daß ihr ihn rettet, er hat nicht den Muth, ſich zu eröffnen, es iſt gottvergeſſen, Herr Doctor.“

„Weib, wer lehrte dich meine Gedanken?“ fragte ich.

„Niemand,“ antwortete ſie, „das denken alle, die vernünftig ſind.“

Ich verließ ihre Stube, ſie geleitete mich wie immer an die Treppe, und ſagte dieſes Mal nur, daß ſie die Hemden ſchon recht machen wolle.

Ich ging wie früher auch zu dem Bürgermeiſter und zu ſeiner Gattin und Tochter. Jakoba war noch immer unvermählt. Der Bürgermeiſter ſagte, er müſſe doch bald ſein Amt niederlegen, und dann werde er gewiß einmal zu uns in den Wald kommen, um dort die Leute zu ſehen und ihre Erwerbsquellen, und wie ſie ihr Leben eingerichtet haben.

Ich beſuchte wie gewöhnlich meine ehemaligen Lehrer und Vorgeſetzten und meine Freunde. Die Vorgeſetzten nahmen mich

Bibl. Univers. Lips.

herzlich auf, und die Freunde hatten ſich in eigene Weiſen eingelebt, und ſetzten dieſe fort. Ladron war gar nicht mehr in Prag.

Nach fünf Tagen fuhr ich wieder in meine Heimat. Ich reiſte auf die nämliche Weiſe, wie ich hergekommen war, zurück, um bald wieder zu Hauſe zu ſein.

Sogleich nach meiner Ankunft beſuchte ich meine Kranken, die ich verlaſſen hatte, und die, welche neu gemeldet worden ſind. Es war keiner von großem Belange darunter.

Dann that ich das Edelweiß, welches mir Margarita gegeben hatte, in das Elfenbeinkäſtchen mit Türkisſteinen, das ich in Prag gekauft hatte, und ſtellte es neben jenes Käſtchen in die Lade, in welchem die Briefe Chriſtinens an Euſtachius waren. Dann theilte ich die Geſchenke aus, welche ich von Prag gebracht hatte.

Des andern Tages kaufte ich vom Eckmeier im Haslung noch ein Pferd, weil doch der Fuchs die Fahrten, welche immer mehr wurden, nicht mehr zu leiſten im Stande ſein könnte, und die zwei ſchwarzen Pferde, die mir in dem Hauſe heran wuchſen, noch eine geraume Zeit nicht würden dienen können, und dann auch nur in einem Maße, das ihrer Jugend angemeſſen iſt. Das Pferd war ein Schecke, weiß und braun gefleckt, und ſtark gebaut. Es ſollte zu gewöhnlichen Fahrten den Fuchs ablöſen. Zu beſonderen war der Fuchs immer vorbehalten. Denn er iſt ein geſchicktes, kluges Thier, das insbeſonders die gute Eigenſchaft hat, daß es das himmliſche Feuer nicht fürchtet; denn ich muß oft den Blitzen, dem Donner und dem Regen entgegen fahren. Und Thomas ſagt, es weiß, daß ich mit Arzneien zu den Leuten fahre.

Ich dachte nun daran, was Cäcilia von Euſtachius geſagt hatte. Wenn es wahr iſt, und ich ſelber glaubte, daß es wahr ſein könnte, ſo würde ich ihn, wenn ich alle meine Zeit und alle meine Bemühung dieſem Zwecke widmete, vielleicht finden; aber dann müßte ich meinen Beruf aufgeben. Oder ich muß bei meinem Berufe bleiben, und Euſtachius laſſen. Ein Schwanken zwiſchen dieſen zwei Dingen fand bei mir jetzt keinen Augenblick ſtatt. Ich muß in meinem Amte bleiben, er hat ſich in ſeine Lage begeben, und muß ſie haben.

Eine Woche nach meiner Zurückkunft ging ich in das Haghaus hinauf. Der Obriſt empfing mich recht freundlich, und erzählte mir, daß Margarita nach Wien gereiſt ſei. Er habe ſie ſelber hingeleitet, und ſie werde einige Zeit dort verweilen. Sie ſei in dem Hauſe einer entfernt Verwandten, und könne ſich noch manches erwerben, das ihrem Weſen noth thäte.

Ich erwiederte auf dieſe Mittheilung gar nichts.

Als man den Grundſtein des Haghauſes gelegt hatte, damals hatte der alte Pfarrer von Sillerau den Spruch ausgebracht, Margarita möge nur lauter Gutes in dem Hauſe erleben, und nun bin ich es, der ſie dahin brachte, daß ſie das Haus ihres Vaters meiden, und ihn allein in demſelben zurücklaſſen mußte.

Der Obriſt war gegen mich nicht anders als zu jeder andern Zeit.

Wir gingen in dem Hauſe herum, im Garten, im Felde und im Walde.

Dann ging ich nach Hauſe.

Die Leute hatten mir von der Abreiſe Margarita's nichts geſagt. Wahrſcheinlich haben ſie mich geſchont.

Der Freiherr von Tannberg iſt in dieſem Sommer mit ſeiner Familie auch nicht in den Wald gekommen. Es ging das Gerücht, daß ſeine jüngere Tochter an einem Seelenleiden ſieche.

Die Zeit ging nun dahin.

Meine Eisgrube war fertig geworden. Die Leute kamen ſie anzuſchauen, weil ſie keine Vorſtellung davon hatten, daß man Eis ſammle, und daß man es im Sommer aufbewahren könne.

Ich ging jetzt zu dem Obriſt öfter hinauf als früher, er kam auch öfter zu uns herab.

In meinem Haupte ſtiegen allerlei ſeltſame Gedanken empor.

Bin ich Margarita nicht werth?

Iſt ſie mehr als ich?

Kann ein Weib mehr ſein als ein Mann?

Der Mann kann mehr ſein als das Weib, er kann um das Unendliche mehr ſein.

Wer bin ich bisher geweſen?

Bin ich ein rechter Menſch geweſen oder ein rechter Arzt?

Wer bin ich als Menſch geweſen?

In Prag habe ich herſagen gelernt, was in Büchern, die man uns gegeben hat, geſchrieben war. In der Arzneiſchule habe ich in zuſammengenähte Papiere die Worte geſchrieben, die uns der Lehrer vorgeſagt hat. Ich habe mir ſchöne Kleider zu erwerben geſucht, und habe in Häuſern den Freunden und Mädchen Dinge vorgeſagt, die mir auf die Zunge gekommen waren. Habe ich ſelber etwas erfunden oder hervorgebracht? Nein. Nicht einmal Hirngeſpinnſte habe ich geſchrieben, wie mein Freund Euſtachius. Habe ich die Dinge, die um mich waren, aufgenommen? Nein. Ich bin in der Gegend daher geſtreift, habe Raufhändel gehabt, und habe Trinklieder geſungen. Dann habe ich einen Mann beinahe zum Krüppel geſtochen, und bin fortgegangen. Und hier in meinem Wohnſitze? Habe ich Bücher wie der Obriſt? Es iſt nicht lange, daß ich gedacht habe, ich wolle eine Bücherei anlegen, wie der Obriſt hat. Aber habe ich auf den Inhalt der Bücher gedacht oder auf das ſchöne Ausſehen eines ſolchen Gemaches? Ich habe auf den Inhalt nicht gedacht. Sind nicht Bücher, in denen verzeichnet ſteht, was das menſchliche Geſchlecht für Schickſale gehabt hat, ſeit es auf dem Runde dieſer Erde beſteht? Sind nicht Bücher, die erzählen, was unſer eigenes Volk geſtrebt, gelitten, geduldet, geleiſtet, gefeiert hat? Habe ich von dem ein anderes Wiſſen als nur das oberflächlichſte? Habe ich mir dieſes Wiſſen anders als durch die mageren Bücher unſerer Schule oder durch gelegenheitliches Hineinſehen in andere Bücher erworben? Und hat dieſes Wiſſen mein Weſen gefördert, gehoben, gegeiſtigt? Sind nicht Bücher, die erzählen, was für Länder, Meere, Völker, Thiere, Pflanzen und andere Wunder dieſe Erde trägt? Und muß es nicht Genugthuung ſein, ſich darin zu vertiefen, über die Mannigfaltigkeit zu ſtaunen, Gott zu preiſen und andächtiger zu werden? Sind nicht Bücher, die allerlei Wiſſen enthalten über die Dinge oberhalb der Erde, die am Tage und in der Nacht glänzen, über ihre Weſenheit, ihre Größe, ihre Entfernungen, ihre Wirkungen auf einander? Sind nicht Bücher, in die der Geiſt des Menſchen liebliche Dichtungen gelegt hat, welche das Große und Herrliche in uns wachrufen? Haben nicht uralte Völker ihre Dichtungen auf uns vererbt, ſind nicht immer Völker gekommen, die dieſen Schatz vermehrt haben? Iſt nicht in unſerem Volke ſelber ſchon in alter Zeit ſehr Preiswürdiges entſtanden, und entſteht es nicht noch immer? Was habe ich hierin gethan? Bei mir liegen Bücher in der Kammer umher, die nur Abtheilungen der Arzneikunde enthalten, und ich habe ſie zudem noch nicht alle geleſen. Von anderen iſt wenig vorhanden. Und wenn ich Pflanzen ſammelte, die ich zu meinen Zwecken brauchte, und wenn ich andere kennen lernte, deren Geſtalt oder deren Blüthe mich erfreuten, und wenn ich Steine, Muſcheln und dergleichen auflas, und die Erden zu meiner Einſicht brachte, die in dem Walde vorkommen, ſo heißt das doch nicht die Dinge kennen, die unſer Erdball trägt. Und was weiß ich von den Sternen? Weiß ich mehr, als man uns zur Ausübung der Heilkunſt gegen die Schulbänke hin geſagt hat? Und iſt das wichtig? Kümmert ſich der Mond um unſere Kranken? Wirkt er anders, wenn wir die ganze Scheibe beleuchtet ſehen oder nur Theile? Ziehen die Sterne mit ihren Strahlen unſere Säfte hierhin und dorthin? Und weiß man überhaupt von dieſen Himmelslichtern viel? Und die Dichter. Man hat uns in der Jugendſchule von den Griechen und Römern des Alterthumes geſagt, und hat uns geſagt, ſie ſeien Muſter. Wir mußten manches von ihnen, das in unſern Schulbüchern ſtand, leſen, und in unſere Mutterſprache übertragen; aber es iſt damals nicht in mich gedrungen, und hat mir nicht gefallen. Und was habe ich ſpäter von Dichtkunſt genoſſen oder getrieben, als höchſtens Spottverſe auf eine alte Frau gemacht, oder die Burſchenlieder geſungen, die gedankenlos von jeher ſchon immer geſungen worden ſind, und an denen das Herrlichſte die Fröhlichkeit iſt, mit der ſie geſungen werden? Ich will nicht von den alten Hebräern und Indern reden, von denen der Obriſt manches weiß und es preiſt, ich wußte früher gar nichts von ihnen. Aber die Namen Homeros, Äſchylos, Sophokles, Pindaros, Virgilius, Horatius habe ich gehört. Habe ich mich um ſie gekümmert? Nein. Und ich bin ja nicht unempfindlich für das, was ſolche Männer geſagt haben. Iſt mir nicht manches tief in das Herz gegangen, was ich bei dem Obriſt leſen gehört habe, ſind es nun Worte eines Dichters geweſen oder andere Dinge? Als mir einmal Euſtachius aus den Chören des Aſchylos vorlas, und was ich nicht verſtand, deutſch ſagte, hat mir die Sache nicht ſehr gefallen? Habe ich aber dann den ganzen Äſchylos für mich geleſen? Nein. Ich habe es dem Euſtachius überlaſſen, der ſeine Worte oft allein in ſeiner Kammer rief, daß Cäcilia meinte, er ſei doch nicht bei Sinnen. Und ſind nicht ſelbſt die Briefe Chriſtinens in meine Seele gedrungen? Und wenn ich von den Büchern nicht rede, habe ich Bilder, wie der Obriſt, die ſanft in unſere Augen gehen, und das Herz in ſchöne Höhen heben? Habe ich Dinge, die den Geiſt erweitern, ſchmücken, zieren? Suche ich ſchöne Gewächſe zu pflegen, den Boden zu verfeinern, die Zucht der Pflanzen zu regeln, den Wald zu reinerer Anmuth zu führen? Oder ſtrebe ich, die Menſchen zu beſſern, zu klären, zu berichtigen, zu läutern, und in ihren Beſchäftigungen zu Erſprießlicherem zu bringen? Nein, ich thue alles dieſes nicht. Und welche Wirkſamkeit wäre in dem Walde möglich? In großen Städten ſind die Menſchen leicht in einige Fächer zu bringen. Da ſind, die ſich Gebildete nennen. Sie ſind alle gleich, gehen mit einander um, und reden von den nämlichen Gegenſtänden, von Stadtereigniſſen oder ihren Vergnügungen. Dann ſind die Mittleren: Krämer, Wirthe, Werkleute. Sie ſind in ihrer Entwicklung weit mannigfaltiger. Dann ſind die Dienenden. Sie ſind faſt wieder ganz gleich, und kaum durch eine Bemühung zu ändern. Dann iſt die unterſte Schichte. Sie iſt meiſt unverbeſſerlich. Bei uns in dem ſchönen Walde gehen die Menſchen weit auseinander. Wenn ich von dem Manne beginne, der mit bleicher Lederkappe, ſchlechter Jacke, alten, lang dauernden Lederhoſen, blauen Strümpfen und ſchweren Schnallenſchuhen auf einem Rückengerüſte Glas oder andere Dinge durch den Wald trägt, oder von dem Manne, der mit den Seinigen in tiefer Wildniß iſt, in Hütten aus Tannenreiſern wohnt, und im grünen Sommer und auch im Winter bei klafterhohem Schnee Kohlen brennt, oder in Löchern oder ungeſchlachten Öfen Theer oder Wagenſchmiere oder andere Dinge kocht, von dem zu ſchweigen, der Feuerſchwamm oder Wurzeln und Kräuter ſammelt: wenn ich von den Leuten rede, welche an dem Holze arbeiten, den Baum umſägen und ihn in Scheiter ſchlagen, die auf Wägen oder Wäſſern weiter gefördert werden, oder von den Leuten, welche in einem Steingefilde der Wälder ſitzen, und Tröge, Schwellen, Kufen, Platten, Würfel, Bottiche aus Steinen hauen, welche Leute, wie die Holzarbeiter, ſelten zu den Hütten der Ihrigen hinaus kommen, die ſchon dort wohnen, wo die Ziegenwirthſchaft beginnt, und ſchon kleine Feldchen und Gärtchen bei den Hütten ſind, und wo auch die hauſen, welche Reifen für die Faßbinder ſammeln, Stäbe für Gärtner, Stangen für den Hopfenbau ſchneiden, Dauben und Schindeln für den Dachdecker machen, oder Klötze zu Felgen, Naben, Achſen, Grundeln für Wägen und Pflüge herrichten: wenn ich dann zu dem Manne komme, der ſein weitläufiges Holzhaus auf ſonniger Halde hält, und um ſich die vielfarbige Zucht der Rinder geſammelt hat, die er im Sommer in den hohen Wald hinauf treibt, daß man, wenn man die lange Länge des Waldes dahin reiſete, überall die Rinderglocken hörte, welchen Rindern das neckiſche Geſchlecht der Ziegen und das ſanfte der Schafe beigemiſcht iſt; wenn ich von dem Müller rede, der im Thale ſein Waſſerwerk hat, und von dem Schmiede, der am Wege unter einem Holzvorſprunge ſein Gebläſe treibt; wenn ich von dem zahlreichen Geſchlechte der Waldbauern rede, die ihre Häuſer zerſtreut in der Mitte ihrer Felder, Wieſen und Wälder haben, davon immer eine Anzahl mit einem Sammelnamen begriffen wird, wie die Dubbs, das Haslung, das Gehänge; wenn ich zu dem Manne komme, der ſein Haus ſtattlich auf dem luſtigen Hügel oder auf grünender Wieſe oder am Saume des Waldes mit ſchimmernder Fenſterreihe hat, und dort ſeiner Thiere und ſeines Feldbaues pflegt; wenn ich in die Ortſchaften und in die Märkte gehe, wo die Leute Gewerbe treiben, aber auch Äcker und Wald und Wieſen haben, wo mancher ein ſchöneres Haus hinbaut, als man bisher geſehen hat, wo ſie Blumengärten haben und ein geſelliges Leben führen; wenn ich die vielen Pfarrhöfe überblicke, die neben den Kirchen ſtehen, und in denen meiſt ältere, oft weißhaarige Pfarrer ſind, deren mancher einen jüngeren, aufſtrebenden Gehilfen hat, und der durch ſeine Fenſter auf das Schulhaus ſieht, in dem ſich der Lehrer Jahr aus und Jahr ein mit den Kleinen plagt, und wenn ich zu Männern übergehe, die, wie Johannes Blach mit ſeiner Glashütte, Mathias Ferent mit ſeinen Webereien, Spinnereien und Bleichen, Gerhard Rohr mit ſeinen Eiſenwerken, Löff mit ſeiner Getreidezucht, ein weitverzweigtes Geſchäft führen, und wenn ich zu denen gelange, die, wie der Obriſt, ſich an einer anmuthigen Stelle einen Sitz gründen und dort ihr Leben vollbringen, und wenn ich auf manches Waldſchloß ſchaue, in welchem Leute ſind mit Garten-, Feld- und Wieſenbau, mit Wald- und Forſtzucht, und wenn ich weiter hinaus zu dem Fürſten gehe, der ſich von einem geprieſenen Manne im braunen Hofe einen wundervollen Garten ſoll haben anlegen laſſen: welche Kreiſe, um auf ſie zu wirken, ſie zu fördern, zu belehren, und auf ſich wirken zu laſſen, und belehrt zu werden. Selbſt die Männer in obrigkeitlichen Ämtern, deren ſich nicht viele in dem Walde befinden, ſind hier, wenn ſie da länger verweilen, anders als an anderen Stellen. Wie habe ich nun unter dieſen Leuten gelebt? Ich bin nur ſo unter ihnen geweſen, wie es meine Art iſt, wie es mir zufällig in den Sinn kam, und wie ſo viele hier unter einander leben. Hat nicht der Obriſt in der ſo kurzen Zeit, in der er erſt hier iſt, ſchon die Menſchen an ſich gezogen? Kommen ſie nicht zu ihm, um ſich Rath zu holen, und ertheilt er ihnen denſelben nicht, und leiſtet er nicht Hilfe, wo er kann? Hat nicht ſelbſt Mathias Ferent durch ſeine Geſchäfte und durch den Umgang mit vielen Leuten dieſe und ſelbſt die Gegend verändert? Was mag der Freiherr von Tannberg, was mag der Fürſt ſchon gewirkt haben?

Und wer bin ich als Arzt?

Habe ich mit Eifer, habe ich mit einziger Hingabe mich dem Heilzwecke gewidmet? Nein. Ich habe meine Kranken bei Seite gelaſſen, und bin nach Prag gegangen, und habe dort die Zeit bei dem Bürgermeiſter, bei dem Kaufherrn, bei Freunden, bei einer Nähterin und in der Verkaufsbude vertrödelt. Bin ich nicht mit Luſt zu Hochzeiten, Tänzen, Schlittenfahrten, Waldpilgerungen, Scheibenſchießen, Teichfiſchen, Baufeſten, Grundſteinlegen, Lattenſchlagen gegangen? Habe ich nicht, weil man wohl bei ſolchen Dingen unter Menſchen ſein ſoll und muß, ihnen weit mehr Eifer geſpendet, als noth gethan hätte? Bin ich nicht zu oft als Beſucher nach Pirling, in die Glashütte, nach Tannberg und in das Haghaus gekommen? Hat nicht ſelbſt Margarita mein Weſen zu ſehr erfüllt? Und wenn ich mein Amt geübt habe, wie habe ich es geübt? Wie wir es in der Schule gelernt haben. Ich habe die Merkmale eines Leidens abgefragt, habe dann dem Leiden aus meinen Büchern oder Heften einen Namen gegeben, und habe aus denſelben Büchern und Heften die Mittel beſtimmt. Iſt mir je beigekommen, daß die Bücher und Hefte doch nicht immer und allzeit unfehlbar ſein könnten? Und wenn aus dem Wiſſen der erfahrenſten und redlichſten Männer die Regeln zuſammengetragen worden ſind, wo iſt ein Wiſſen, das jeden Irrthum ausſchließt? Und pflanzt ſich nicht der Irrthum eines hohen Namens gerade am ſtärkſten fort? Bin ich nicht ſchon oft von meinen Büchern rathlos gelaſſen worden? Und wenn mir gegen eine Krankheit ohne meine Mittel irgend woher eine günſtige Einwirkung gekommen iſt, habe ich den Grund davon zu erhellen, und ihn ohne freventliche Verſuche anzuwenden geſtrebt? Habe ich in geſchloſſener Ordnung Erfahrungen zu ſammeln geſucht? Ich habe es außer der Anwendung des kalten Waſſers, deſſen Kraft ich aus den friſchen Quellen unſeres Waldes von Jugend her kannte, nicht gethan. Und ich frage auch weiter: müſſen die Heilmittel gar ſo oft in Dingen ſein, die ſo ſeltſam, ja ekel, und oft ſo fremd ſind, daß man ſie erſt nach Jahrtauſenden entdeckt hat? Wenn uns Gottes Liebe Alles, was wir bedürfen, ſo nahe gelegt hat, warum ſollte er die Heilmittel ſo ferne halten? Oder ſind ſie auch da, daß wir nur darnach greifen? In der allbelebenden Luft, im reinigenden und klärenden Waſſer, in dem durchdringenden Lichte, in der wohlthätigen Wärme, in den bildenden und balſamiſchen Nahrungsmitteln? Womit heilt ſich der verwundete Hirſch, der Dachs, der Fuchs? Und würde der Arzt außer dem Heilen nicht noch nützlicher wirken, wenn er zeigte, was zu entfernen iſt, daß Krankheiten nicht entſtehen? Und wenn die Menſchen widerſpenſtig ſind, ſoll er in ſeinen Bemühungen nachlaſſen? Habe ich über dieſe Dinge je reiflich gedacht? Nein. Ich bin geweſen wie ein Handwerker, der ſeine Beſchäftigung wie ein Waſſerrad ſtets gleichmäßig betreibt. Der alte Tobias verwaltet ſein Amt anders. Hat er nicht geſagt: Ich bettle mich ſehr leicht, ich bin der glücklichſte Bettler unter Gottes Himmel, alle Leute geben mir etwas, beherbergen mich, kleiden mich, lieben mich, und ſo geht es fort. Und thut Tobias nicht Dinge, die über ſeinen Beruf hinaus liegen? Er hat meinen Namen und meine Heilkunde unter die Leute gebracht, er trägt Botſchaften, gibt wegen des Viehes Rathſchläge, und ordnet die Spiele der Kinder. Iſt er daher nicht beſſer als ich?

Und kann ich nicht alles, was ich denke, vor mich bringen, ſo kann ich einiges ganz ſicherlich, und ich werde thun, was meine Kräfte vermögen.

Ich finde eine Ruhe des Herzens in den Einſchreibungen, und habe eine Befriedigung in denſelben. Ich freue mich, daß ich den Zeichnenſtift und die Farben ein wenig handhaben gelernt habe. Ich zeichne manchen Anfangsbuchſtaben, und male ihn mit Farbe ſchön aus. Es macht mir Vergnügen, wie ja der Menſch ein Vergnügen haben muß, das ihn nach der Übung ſeines Amtes in die Arme nimmt, und ihn zu neuer Übung ſtärkt.

Als ich in den kühleren Tagen des Herbſtes wieder mehr gehen wollte, vermißte ich meinen Hakenſtock. Ich ging, ihn zu ſuchen. Ich ging in das Eidenholz, kletterte von der Morgenſeite auf die Steinwulſt, und fand den Stock verroſtet auf der Stelle liegen, wo die Steinbrechen, die ich damals hatte pflücken wollen, unbeirrt verblüht waren. Der treue Stock ſollte nicht entgelten, daß ich in Verwirrung geweſen war. Ich nahm ihn, kletterte wieder von der Wulſt hinab, ging nach Hauſe, ließ mit Feilen das Eiſen von dem Roſte reinigen, und nahm den Stock wieder als Gefährten zu meinen Wanderungen.

Ich dachte in jener Zeit öfter an einen merkwürdigen Mann. Sie haben in Prag erzählt, es lebte vor etwa hundert Jahren in der Stadt Linz, welche die nächſte große Stadt an unſerem Walde iſt, in einer engen Gaſſe ein Mann, Namens Johannes Kepler, der, kraft ſeiner Sendung, wie ich glaube, Knaben unterrichten und Landvermeſſung treiben ſollte, der aber indeſſen ſtets die Sterne des Himmels betrachtete, um ihr Weſen zu ergründen; denn das wußte er, daß ſie eine unendliche Zahl ungeheuer großer Weltkörper ſind. Weil er aber weder ein Kaufgewölbe, noch ein Haus, noch Liegenſchaften, noch Geld beſaß, verachteten ſie ihn, höhnten ſein Beſtreben, und mahnten ihn an ſeine Pflicht. Er aber blieb bei ſeinem Vorſatze. Da eine ganze Reihe von Jahren vergangen war, da er die Geſetze der Bewegungen der Wandelſterne auf das Genaueſte gefunden hatte und darſtellen konnte, rannen ihm die Thränen von den Augen, und er ſagte: „O du geliebter Gott, wer bin ich denn, daß du mich würdigſt, dir deine Welt nachdenken zu können?“ Dann ſchrieb er die Geſetze auf ein Papier, und machte ſie bekannt. Da wurde er wieder verhöhnt, und man nannte ihn einen Narren. Dann kamen die Einſichtigen, forſchten ſeinen Forſchungen wieder nach, und ſagten, es ſei ſo. Dann kamen die Rechner, rechneten auf einer Tafel mit Zeichen, und bewieſen, daß es gar nicht anders ſein könne. Es entſtand nun ein Erſtaunen über den Mann, und es erhob ſich eine Lobpreiſung desſelben. Er aber lag ſchon lange unter der Erde.

An die Geduld und an den Starkmuth dieſes Mannes dachte ich jetzt recht oft.

Das Geſchick fährt in einem goldenen Wagen. Was durch die Räder niedergedrückt wird, daran liegt nichts. Wenn auf einen Mann ein Felſen fällt oder der Blitz ihn tödtet, und wenn er nun das alles nicht mehr wirken kann, was er ſonſt gewirkt hatte, ſo wird es ein anderer thun. Wenn ein Volk dahin geht, und zerſtreut wird, und das nicht erreichen kann, was es ſonſt erreicht hätte, ſo wird ein anderes Volk ein Mehreres erreichen. Und wenn ganze Ströme von Völkern dahin gegangen ſind, die Unſägliches und Unzähliges getragen haben, ſo werden wieder neue Ströme kommen, und Unſägliches und Unzähliges tragen, und wieder neue, und wieder neue, und kein ſterblicher Menſch kann ſagen, wann das enden wird. Und wenn du deinem Herzen wehe gethan haſt, daß es zucket und vergehen will, oder daß es ſich ermannt und größer wird, ſo kümmert ſich die Allheit nicht darum, und dränget ihrem Ziele zu, das die Herrlichkeit iſt. Du aber hätteſt es vermeiden können, oder kannſt es ändern, und die Änderung wird dir vergolten; denn es entſteht nun das Außerordentliche daraus.

Aus meinem Hauſe.

Ich ging nun öfter, wenn mir eine kurze Zeit gegönnt war, in den Wald, und betrachtete ihn. Und wenn ich in meinem Wagen herum fuhr, und wenn ich von ihm ausſteigen, und zu einer Hütte auf einem ſteilen Hügel hinaufſteigen mußte, oder wenn ich von Hütte zu Hütte, von Hügel zu Hügel zu gehen hatte, ſah ich auf das, was mich umgab. Wie ſchön iſt doch die Welt. Wie ernſt geht das große Band, auf das wir gegen Abend hinſehen, in weiter Länge von Mittag gegen Mitternacht dahin. In ihm zieht das Granitgeſtein ſteil empor, und auf dieſem Geſteine ſteht ungelichtet und von menſchlichen Händen wenig berührt der Wald, der ein liebliches Gedämmer hat, über dem an heiteren Tagen der Himmel funkelt. Wie hold gehen an ihm die Kopprippen, die Tarnwirbel und die Samblöcke empor, und ſind am Morgen helle und am Nachmittage ſchwache Streifen. Und von dem Hauptwalde gehen die mächtigen Züge und Höhen und Hügel gegen Morgen hinaus, und in ihnen iſt ſchon manches Fleckchen von lichtgrüner Farbe, und wenn Ernte iſt, von goldener ſichtbar. Und dieſer Flecke werden immer mehr, bis endlich, wo die Ebene ſich zu bilden anfängt, wallende Felder hinziehen, mancher Kirchthurm glänzt, und ſich nur mehr ſchmale Streifen von Gehölzen dahin winden. Und in dem Walde ſieht man auch weiße Punkte, die Häuſer ſind, und von ihnen leuchtet oft in der Sonne weithin wie ein weißer Funke ein Fenſter, oder es hebt ſich ein Dach von dem Dunkel ſo hell ab, als läge Schnee darauf.

Wie rührend iſt es, was man von der Urbarmachung des Waldes erzählt. Zu den Zeiten der Urgroßväter unſerer Urgroßväter war der Wald unentwirrt über alle Hügel und Höhen bis zu der Ebene gebreitet. Sie ſagen, daß in Vorzeiten mancher Kriegesfürſt oder ein ſonſtiger großer Herr weite Strecken im Walde für geleiſtete Dienſte erhalten habe, wohin er nun ſofort, um Nutzen von ſeinem Eigenthume zu ſchöpfen, Leute ſandte, die den Wald lichteten, das Holz niederſchlugen, und zum Verkaufe für ihn hinaus ſchickten. Von dieſen Leuten blieben nun Einzelne an dieſer oder jener lichten Stelle ſitzen, und wohnten da. Oder es kaufte ein armer Mann um weniges Geld ſich in der Wildniß einen Platz, den er reutete, auf dem er ſich anbaute, und von dem er lebte. Oder es erhielt mancher Theerbrenner oder Pechhändler die Erlaubniß, an entlegenen Orten, denen man kaum mit einer gelegentlichen Jagd zukam, ſeine Beſchäftigung zu treiben. An dieſe Orte heftete er ſich dann an, und errichtete eine Siedlung. Oder es gefiel einem Wildſchützen, einem Wanderer, einem Vertriebenen ein Plätzchen, auf dem er ſich niederließ, und von dem aus er wirkte. Viele von dieſen hatten Nachkommen, die ſich nicht weit von den Eltern anſäſſig machten. Und ſo entſtanden die zerſtreuten Häuſer und Orte und die urbaren Flecke, die ſich immer vergrößerten und mehr wurden.

Wie lieb ſind die Waldhäuſer. Wie oft blickte ich auf das Haus des Wirthes am Rothberge. Wenn ich die knorrigen Wege des Sterwaldes, die nie ein Wagen wird befahren können, auf denen kaum ein Saumthier gehen kann, und auf denen ſich höchſtens ein Menſch fortzuhelfen vermag, herunter komme, und auf den freien Berg gelange, ſetze ich mich gerne nieder, wo der Stein aus der röthlichen Erde hervorgeht, und betrachte die ſtattliche Wirthſchaft gegenüber. Die Bretterſäge kreiſcht hinten in dem Thale, der Bach ſprudelt ſchneeweiß zwiſchen den ſchwarzen Waldſteinen hervor, die Erde ſtürzt zu meinen Füßen ſchnell ab, und drüben ſteht das Haus, davor ein großer Platz iſt, Bänke laufen an den Wänden hin, Bänke und Tiſche ſtehen auf der Gaſſe, die breiteſte und beſte Straße des Waldes führt vorbei, und Leute gehen in dem Hauſe aus und ein, um Geſchäfte zu thun. Oft lag der glänzendſte Sonnenſchein auf der Wirthsgaſſe, wenn ich ſo da ſaß, und beleuchtete die vielen Fenſter des Hauſes, die auf den Weg heraus ſchauten und ſchimmerten. Oft aber ſtand auch die Sonne ſchon tief, machte die Holzverzierungen am Wirthshauſe und die Bänke und die Ranken, die an der Wand hinan gingen, roth, und legte ſich ſchief gegen den Waldrücken hinüber, daß er einen langen Schatten gegen den Rothberg warf. Und in dieſem Schatten zogen ſich die Waldhäuſer wie graue Punkte hinunter. Nach einer Weile ging ich dann über den Steg, trat auf die Gaſſe des Wirthshauſes, trank den Trunk aus dem Glaſe, das ſie mir gebracht hatten, redete mit dem Wirthe oder andern, die da waren, und ſtieg dann in den Wagen, mit dem Thomas in dem Wirthshauſe auf mich gewartet hatte.

Wenn ich, was jetzt bisweilen geſchah, weit hinaus gerufen wurde, und wenn ich in einem fremden Wagen, den man mir entgegengeſchickt hatte, auf den ſchönen, faſt gerade laufenden Straßen der Ebene wieder zurück fuhr, war es mir beinahe wohl, wenn ich zu unſern engen und krummen Wegen gelangte, wo Thomas mit dem Fuchs in irgend einer Schenke auf mich wartete, und es wurde mir immer wohler, wenn die dunkeln Tannen wieder von den Hügeln herab ſchauten, manches Bächlein mir entgegenſprang, mancher Birkenſtamm von den Bergen leuchtete, mancher dorrende Holzklotz an dem Wege lag, die Verſammlungen der Bäume ſich immer dichter folgten, immer näher an den Weg traten, denſelben endlich einengten, und die wehenden Äſte über ihn hinüber ſtreckten. Wir fuhren langſam, aber erquickt unſerer Heimat entgegen.

Ich las in den Päckchen des Obriſts, und nahm mir mit ſeiner Einwilligung manche in unſer Haus. Ich lerne aus dieſen Schriften, und werde ſie alle leſen.

Ich hatte ſchon vor längerer Zeit ein großes Buch angelegt, in welches ich täglich einſchrieb, was meine Kranken betraf, und wie ſie ſich änderten. Ich ſchrieb auch die Beſchaffenheit des Wetters und der Wohnung des Kranken dazu. In dieſem Buche las ich nun Alles vom Anfange an, und dachte darüber nach, in welchen Beziehungen der Krankheitsgang und meine Verordnungen geweſen ſein mochten. Was ich nun da glaubte und vermuthete, ſchrieb ich in ein eigenes Buch.

Als der Boden ſchon gefroren war, aber noch kein Schnee lag, machte mir der Obriſt den Vorſchlag, daß wir, er und ich, den Geröllbühel kaufen und bewalden ſollten. Die Gemeinde Thal ob Pirling hatte bisher von dem Geröllbühel gar keinen Nutzen gezogen. Es lagen ſeit Menſchengedenken auf dem Raume, der ſich in der Mitte ſachte erhob, nur kleine Steine und

Gerölle, und es war dürrer Grund, auf dem einzelnes, kurzäſtiges Struppwerk, dürres, dünnrispiges Gras, hie und da ſehr kleine Himbeeren und mancherlei Kräuter wuchſen. Es konnte nur manchesmal eine arme Frau ihre Ziege mit dem leckeren Maule einige Blätter dort pflücken laſſen, und ich konnte hie und da eine Pflanze für meine Heilzwecke brauchen. Weil der Geröllbühel ungefähr gleich weit von unſerem Hauſe und dem Haghauſe entfernt iſt, meinte der Obriſt, könnten wir uns gemeinſchaftlich um die Strecke annehmen, und ſie pflegen. Das ſei der Gedanke, ſagte er, auf den er, ohne ihn zu nennen, damals in dem Birkenreute, als er mich dort aufgeſucht hatte, hingewieſen habe. Er habe durch ſeinen Knecht auf dem Geröllbühel zur Unterſuchung des Grundes Bohrungen und Grabungen machen laſſen. Dann habe er Samen der dürrgrundigen Weißföhre in äußerſt magere Erde geſät, um Verſuche zu machen, und die Pflänzchen an ſchmale Koſt zu gewöhnen. Sie gediehen gut, und werden auf dem Geröllbühel noch beſſer gedeihen. Auch habe er Föhrenſamen vorräthig, und man könne im Frühlinge auch Anſaat auf dem Geröllbühel verſuchen. Wachſen die Pflanzen, ſo werden fort und fort Nadeln fallen, Erde erzeugen, und einſt werde auf dem Bühel ein ſchöner, lieblicher und nützlicher Föhrenwald ſtehen. Ich willigte in ſeinen Vorſchlag ein, und wir kauften von unſerer Gemeinde ſofort den Grund zu gleichen Theilen um einen ſehr geringen Kaufſchilling. Dann wurden die Pflänzchen mit ihren gefrornen Blättchen aus dem Grunde genommen, und auf taugliche Plätze des Bühels geſetzt. Als die Leute erfuhren, daß wir Waldbäume pflanzen, wunderten ſie ſich, und ſagten, es werde ſonſt der Wald gereutet, daß wir ein milderes Land und urbare Strecken bekommen, und dieſe zwei Männer gründen wieder einen Wald, und verſchlimmern und erkälten das Wetter. Darauf ſagte ihnen der Obriſt, an anderen Stellen habe er ſchon Wald gereutet, und werde noch mehr reuten, und ſohin die Sache mehr als ausgleichen. Der Geröllbühel würde, wenn er ſo bliebe, nie von einem Gebrauche ſein, und würde die Gegend deſto mehr verunzieren, je mehr ſie ringsumher gepflegt und verſchönert wurde. Das Ausreuten des Waldes ſei bis jetzt gut, und werde gut ſein bis zu einem gewiſſen Maße; dann aber werde eine Zeit kommen, in welcher die Waldſtellen zwiſchen den Feldern als koſtbares Beſitzthum daſtehen werden, und dann wird der Geröllbühel ein ſehr zweckmäßiger Föhrenwald ſein, und er wird auch ſchön ſein. Es thue zu der Sache nichts, wenn dann der, der ihn jetzt gründe, ſchon lange in der Erde ruhen werde. Jetzt ſehe er ihn wenigſtens wachſen und gedeihen. So ſagte der Obriſt, und mehrere, darunter auch mein Vater, begriffen ihn.

Der Obriſt hatte im Herbſte Weizen ſäen laſſen. Alle, auch ich, zweifelten, ob der Verſuch gelingen werde. Jetzt ſtand die Saat dunkel und ſtrotzig in dem gefrornen Boden, und viele Menſchen, von unſerem Hauſe alle Männer, gingen zum Buchenhage hinauf, die Sache anzuſchauen.

„Aber der Schnee bei uns,“ ſagten manche.

„Bei richtig bereitetem Boden ſchadet der hieſige Schnee ſo wenig als ein anderer,“ entgegnete der Obriſt.

Weil Gregor am Rietbache, der Sohn der alten Brigittenhanna, in der ſpäten Jahreszeit nicht auf Wieſen oder Feldern beſchäftigt war, und ſeinem Handwerke ganz nachleben konnte, beſtellte ich bei ihm Tröge für unſere Rinder. Er hieb ſie im Rietwalde an dem Bache aus großen Granitſteinen. Wir wollten die Fütterung unſerer Rinder ſo einrichten, wie ſie der Obriſt hat: die Köpfe gegen einander, zwiſchen beiden Kopfreihen ein breiter Gang, und für jedes Rind eine eigene Steinſchüſſel, daraus es frißt und trinkt. Reinlichkeit und Pflege der Thiere, ſehen wir, gewinnt dadurch ſehr. Ich ging manchesmal zu Gregor hinaus, und war ihm zur Hand beim Ausmaße und bei der Abtiefung der Schüſſelrunde in den Granitblöcken.

Als nur ein wenig ſich die Wäſſerlein und Wäſſer mit Eis überzogen hatten, begann ich das Einheimſen desſelben. Ich ließ das, welches von klaren Wäſſern ſtammte, abgeſondert von dem einſtellen, das von trüben oder ſchlammichten herrührte. Zuweilen kamen Nachbarn herbei, die Sache zu betrachten.

Der Obriſt wurde im Winter zu Thal ob Pirling unter die Gemeindeälteſten gewählt, und nahm dieſes Amt auch an.

Wenn ich nach Pirling kam, und in dem Hauſe des Kaufmannes Ferent war, ſah mich ſeine ältere Tochter Franziska ſtets ſehr freundlich an, und benahm ſich herzlich gegen mich, gleichſam als wollte ſie mich tröſten. Du gutes Mädchen, dachte ich, wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn ich mich dir genähert hätte, wie ich einſt gedacht hatte, und wenn ich eine Neigung zu dir gefaßt hätte. Vielleicht wäreſt du mir auch zugethan geworden, vielleicht hätten deine Eltern in unſere Verbindung gewilligt, und deine ſanften ſchwarzen Augen hätten mir einfach und gütig über mein Leben hinüber geholfen. Jetzt iſt alles anders. Möge dir der ſchöne Forſtmann Victor, dem du gewiß zufallen wirſt, eine ſo herzliche Wohnung bereiten, als ich es gethan hätte.

Meine Schweſter Anna pflegte auf das Getreulichſte des Hausweſens, beſonders war das, was die Bereitung der Arzneien betrifft, in der vollſtändigſten Ordnung.

Allgemach kamen die Bücher, welche ich in Prag, Wien und Linz beſtellt hatte. Ich ordnete ſie nach ihrem Inhalte, und ſtellte ſie in der Art des Obriſts in ihre Fächer, die auch nach denen des Obriſts hergerichtet worden waren. Ich begann nun auch, in den Büchern zu leſen, und las mit Vergnügen in ſolchen, welche verſchiedene Kenntniſſe enthielten, und las mit erhobenem Herzen und oft mit Rührung in denen, welche die Schönheit des menſchlichen Denkens und Empfindens darlegten. Mein Vater betrachtete die Bücher öfters, nahm das eine oder das andere in die Hand, und freute ſich ſeiner ſchönen Geſtalt. Dann las er auch etwas, las immer mehr, und las endlich recht gerne, beſonders in Büchern, welche von wirthſchaftlichen und von Feld- oder Walddingen handelten, oder kurze und anmuthige Erzahlungen brachten. Manchen Sonntages ſaßen wir jetzt an dem großen Tiſche der Stube zu einer Zeit, die wir ſonſt zuweilen in der Gaſtſtube des Wirthshauſes zugebracht hatten, wohin wir jetzt wohl auch manchesmal, aber ſeltener, zu guten Freunden und Nachbarn gingen, und ich las etwas vor. Selbſt Kaspar und endlich ſogar Thomas und Kajetan kamen zuzuhören. Ich lernte mich auch wieder mit Wohlgefallen in die alte griechiſche Sprache hinein, und erfreute mich ſehr der alten Dinge, die ich in ihr zu leſen vermochte.

Am Tage des heiligen Valentin kam in einem ſchönen Gewande und mit einem feinen Waldhute Innocenz, der Sohn unſers Nachbars Iſidor, des Prägbauers, der auch die Röthelmühle beſitzt, zu welcher von unſerm Garten der ſchöne Weg hinein geht, in unſer Haus, und warb bei dem Vater um Anna. Wenn der Vater und Anna nicht dagegen wären, ſagte er, ſo würden dann erſt ſein Vater und Leonhart, ſein Oheim, der Gerber in

Pirling, als Freiwerber kommen, und alle Punkte in das Reine bringen. Mein Vater antwortete, Innocenz müſſe ja wiſſen, daß er gerne in unſerem Hauſe geſehen iſt, und daß man ihn gerne in unſere Verwandtſchaft aufnehme, es komme nur darauf an, ob auch Anna eben ſo bereit iſt, ſeine Hausfrau werden zu wollen. Innocenz antwortete, daß er glaube, auf Anna ſicher rechnen zu können. Da er aber auch mit mir und Kaspar in guter Schwägerſchaft und ſonſtiger Freundſchaft leben wolle, wenn wir nämlich nicht dagegen ſind, und da ich jetzt gar ſtets mehr an Anſehen in der Gemeinde und in dem Waldlande gewinne, ſo hätte er es gerne, wenn auch wir zwei vorher noch gefragt würden. Mein Vater ließ es mir ſagen, und ließ Kaspar aus der Sölde holen. Da wir in der Stube waren, legte er uns die Sache vor, und fragte mich als den Erſtgebornen zuerſt um meine Meinung. Mir war Innocenz immer ſehr lieb geweſen. Er war das einzige Kind des Prägbauers, und wir waren, obwohl ich älter war, als Knaben ſtets Spielgenoſſen. Dann hatte er eine geraume Zeit in einem ausgedehnten Mühlenanweſen zugebracht, um die Handhabung eines ſolchen zu erlernen. Darauf hat er noch andere Städte und Orte beſucht, und ihre Art und Weiſe kennen gelernt. Da er zurückgekommen war, beſorgte er die Röthelmühle, half auch ſonſt in den Dingen des Vaters, war ſtill und beſcheiden, hatte feinere Sitten, las öfter in guten Büchern, deren er eine Anzahl beſaß, kam am häufigſten zu uns herüber, und war willkommen. Mir war auch die feine Farbe ſeines Angeſichtes neben den dunkeln Haaren und Augen immer ein lieber Anblick geweſen. Ich ſagte, daß ich glaube, Anna könne ſich einen beſſeren Gatten nicht wünſchen, ich wünſche mir einen beſſeren Schwager nicht, und werde ihm dauernd ein guter, treuer Freund und Schwager bleiben. Er erröthete und dankte mir. Als man Kaspar die Frage vorgelegt hatte, antwortete er, das ſei närriſch, daß man ihn frage, er habe ja zu Innocenz geſagt, daß er ſich Anna aus unſerem Hauſe holen ſoll.

Der Vater ließ nun Anna rufen.

Sie hatte geahnt, um was es ſich handelt, und hatte ſich ſchnell etwas beſſer angezogen, als ſie an gewöhnlichen Tagen war. Auch die Andern begriffen den Beſuch. Die Mägde liefen durcheinander, und Thomas und Kajetan hörten wir vom Gange herein ſprechen.

Anna ſtand hochroth vor dem Vater.

Als ihr dieſer das Anliegen des Brautwerbers eröffnet hatte, kamen ihr die Thränen in die Augen, und ſie antwortete: „Jetzt noch nicht.“

Wir waren erſtaunt, Innocenz war faſt beſtürzt, und ſagte: „Anna, haſt du mir denn nicht erſt vor kurzer Zeit geſagt, daß du nie einen andern Mann zum Gatten haben willſt als mich?“

„Innocenz,“ antwortete ſie, „jetzt noch nicht. Ja, ich habe es geſagt. Innocenz, jetzt noch nicht.“

Der Vater fragte: „Aber wann denn, Anna?“

„Jetzt noch nicht, Vater,“ antwortete ſie wieder.

„Habe ich dir etwas zu Leide gethan, Anna?“ fragte Innocenz mit einem ſchmerzlichen Angeſichte.

„Nein, Innocenz,“ erwiederte ſie, „du biſt recht gut, und ich liebe dich aus meiner treuen Seele.“

Ich trat näher zu Innocenz, und ſagte: „Laſſe ihr die Zeit für ihr Herz, ich weiß es, ich will ſelber dazu wirken, daß die Zeit kürzer wird.“

Anna ſah mich freundlich an.

„Ich will ja nichts erzwingen," ſagte Innocenz, „ich habe mich nur geirrt."

„Nein, du haſt dich nicht geirrt," ſagte Anna, „es wird ſchon werden."

„So thut, wie ihr es für gut findet," ſagte der Vater, „ich willige immer in euer Begehren."

„Anna ſoll nach ihrem Wohlgefallen entſcheiden," ſagte Innocenz.

„Es wird ſchon gut werden," antwortete Anna.

„So iſt es eine Einwilligung, und nur die Zeit der Erfüllung iſt noch nicht näher beſtimmt," ſagte ich.

„Es ſoll ſo ſein," entgegnete Anna.

„So verabſchiede ich mich, den Meinigen Nachricht zu bringen," ſagte Innocenz.

„Nein, nein, Innocenz," ſprach der Vater, „du mußt unſere Hausehre achten."

Anna ging bei dieſen Worten aus der Stube, und kam bald wieder mit Apollonia herein, die auf einem Brette unſern beſten Wein in einer ſehr ſchönen Flaſche, weißes Brot und weißen Kuchen und Gläſer trug. Das alles ſtellte ſie auf den Tiſch, über den ein feines Tuch gebreitet worden war. Anna füllte Wein in ein Glas, und reichte es Innocenz. Er nahm es und trank von dem Weine. Dann reichte ſie ihm Brot und Kuchen. Er nahm von beidem. Hierauf füllte ſie erſt unſere Gläſer, und reichte uns Brot und Kuchen. Wir thaten Beſcheid.

So blieben wir eine Weile bei einander ſitzen, und ſprachen von gewöhnlichen Dingen.

Dann ſtand Innocenz auf, ſich zu entfernen. Wir reichten ihm jedes die Hand, und ich drückte die ſeinige herzlich. Wir begleiteten ihn, da er fortging, bis zu dem Garten. Unſere Leute ſtanden in der Nähe, und ſahen auf uns. Auch aus manchem Nachbarhauſe trat jemand unter die Thür oder weiter weg in den Schnee, und ſchaute zu uns herüber. Anna begleitete Innocenz auf dem geſchaufelten Wege durch den Garten, und hatte ihm den Arm gegeben. Er ging durch die hintere Thür auf den Weg nach der Röthelmühle hinaus, ſie ging durch den Garten wieder zu uns zurück.

Nach einer Zeit kam Anna zu mir in meine Stube, und fragte, was ich heute zu eſſen wünſche, oder ob ich ſonſt ein Anliegen habe. Ich antwortete ihr, daß mir das, was ſie mir täglich zum Eſſen richten laſſe, ohnehin immer das Liebſte ſei, und ein beſonderes Anliegen habe ich nicht. „Anna,“ ſagte ich, „ich verſtehe dich ſchon, es iſt ja bereits alles gut, und du ſollſt durch mich nicht aufgehalten werden.“

Sie lächelte, brach in Thränen aus, und reichte mir die Hand.

Ich ſtreichelte ihr dieſe Hand.

Dann ſprach ich: „Es iſt wirklich alles gut.“

Sie ſchüttelte faſt unmerklich das Haupt.

„So wird es bald gut werden,“ ſagte ich.

Sie nickte faſt eben ſo unmerklich.

„Anna,“ ſprach ich, „baue auf meinen Ernſt, meine Standhaftigkeit, und auf meine Beſchäftigung in Pflichterfüllung.“

„Ja, Bruder,“ ſagte ſie mit klarer Stimme.

Ich drückte nun recht brüderlich ihre Hände, und ſie ging zur Thür hinaus.

Gleich darauf fuhr ich zu meinen Kranken.

Von der Zeit an hieß Anna in Thal ob Pirling und in der Umgebung Innocenz' Braut.

Der Winter war nicht der ſtrengſte, aber ſtrenge genug. Ich konnte hinlänglich Eis ſammeln. Auch im Haghauſe wurde Eis eingebracht. In der Glashütte thaten ſie das Gleiche. So that auch Ferent in Pirling und der Hammerſchmied Gerhard Rohr in Rohren. Die übrigen Leute richteten aber auf dieſes Ding kein Augenmerk.

Als der Frühling gekommen war, machte mir der Obriſt wieder einen Vorſchlag zu einem gemeinſchaftlichen Werke: die Wege des Waldes zu verbeſſern. Unſere Großväter erzählten uns, daß in alten Zeiten in dem Walde mit Blockrädern, die quer aus Baumſtämmen geſchnitten waren, gefahren worden ſei. Ein ſtarkes Brett mit zwei oder vier Achſen, einer Deichſel, Seitenleitern und ſolchen Blockrädern war ein Wagen. Dieſen Wagen zogen Ochſen. Man fuhr anfangs nicht auf eigentlichen Wegen, ſondern auf jedem Grunde, der nicht angebaut war, und auf dem man ſeine Sachen fortſchaffen konnte. Die Räder drückten ein Geleiſe in den Grund, dieſer Spur folgten andere Wägen, und ſo entſtanden die Fahrwege. Dieſe Fahrwege waren noch, als man ſchon Speichenräder hatte. Weil aber die Räder ungleich in den ungleichen Boden eindrückten, entſtanden größere und kleinere Gruben in den Geleiſen, und es entſtanden Schiefſenkungen. Die größeren Ungleichheiten wurden ausgefüllt, die kleineren blieben, und neue entſtanden. Man hatte damals in dem Walde keine Vorſtellung davon, daß man ſich auf einen Wagen ſetzen könne, um ſchneller und bequemer fortzukommen. Es mußte auch beſchwerlicher und langſamer geweſen ſein als das Gehen. Die Wege wurden nach und nach wohl beſſer; aber ſie blieben Geleiſewege. Und ſo waren ſie, als ich zu fahren begann. Auch jetzt beſtieg nur manchesmal einer als Geſpannlenker einen leeren Wagen, und ſtand auf demſelben, namentlich an engen Stellen, wo etwa Moraſt oder Geſtrüppe den Weg ſäumte. Mathias Ferent in Pirling, dann der Glasmeiſter Johannes Blach, dann Paul Köfner und Gerhard, der Hammerſchmied, hatten wohl leichte Kutſchen, mit denen ſie auch auf den Waldwegen fortkamen; aber dieſe Wege wurden darum keine Straßen. In der Ebene, wo Waaren gingen und ſonſtiger Verkehr ſtatt hatte, vervollkommneten ſich die Wege zu Straßen. Beſonders trug der Fürſt durch Aufmunterung und Beiſpiel auf ſeinen Wegen und durch Geldgaben dazu bei. Im Walde mehrten ſich auch die Leute, welche für ſich Fahrwägelchen hatten: der Wirth am Rothberge, der Wirth in Thal ob Pirling, der Pfarrer in Sillerau, der Schmied im Thaugrunde. Die Schlitten waren ſehr häufig. Wenn einer in die Ebene hinaus kam, und dort ſah, wie große Laſtwägen auf der Straße wie auf einem Tiſche oder einem ſanften Gewölbe dahin rollten, als liefen die Thiere ledig, ſo pries er die Sache, und ſagte: das geht bei uns nicht. Der Obriſt aber zeigte, daß es geht. Der Fahrweg von ſeinem Hauſe bis zur Grenze ſeiner Beſitzung war faſt ſchon eine Straße.

Ich verſprach dem Obriſt, ihm in ſeinen Bemühungen, beſſere Wege zu erzielen, nach allen meinen Kräften beizuſtehen.

Er ſprach von der Sache im Gemeinderathe, und fand Anhänger. Als man ſagte, man habe nicht das Geld dazu, boten wir, er und ich, uns an, einigen Vorſchuß zu geben, und der Obriſt ſtellte vor, daß man ſehr vieles durch eigene Arbeit zuwege bringen könne. Er ſagte, er wolle den Gegenſtand immer wieder in der Gemeinde anregen. Und ich verſprach ihm, daß ich, wo ich es nur immer für thunlich halte, dafür reden werde.

Ich begann auch, durch Arbeiter den Fahrweg durch unſere Beſitzung in vollkommenen Stand ſetzen, und die Vorarbeiten zur Erweiterung desſelben zu einer Straße machen zu laſſen.

Von jener Zeit an that ich auch etwas anderes. Ich ließ, wenn ich auf dem Heimwege war, einige kleinere und größere Steine hinter mich in den Wagen legen, und ließ ſie, wenn ich zu einer Grube kam, in dieſelbe ſenken. Die kleinen Steine verkeilten die größeren. Weil dieſes alle Tage geſchah, konnte man es den Wegen endlich anmerken. Die Verzögerung, die ich dadurch erlitt, wurde ſpäter reichlich eingebracht, indem der Fuchs auf den verbeſſerten Strecken ſchneller laufen konnte. Die Leute ſahen mir bei meinem Beginnen zu. Ich ließ mich nicht ſtören, und fuhr in demſelben fort.

Nach einer Zeit machte ich die Bemerkung, daß mancher, der aus Thal ob Pirling hinaus fuhr, gerne das, was von meinem Wege fertig war, benützte, wenn es ihm auch einen Umweg verurſachte. Das Nämliche bemerkte der Obriſt auf ſeiner Straße. Auch konnte es nicht fehlen, daß die Leute ſehen mußten, wie wir auf unſeren Wegen mit denſelben Geſpannen größere Laſten leichter fortbrachten, als ſie auf den ihrigen kleinere. Ich erlebte es noch im Frühlinge, daß der Grundbeſitzer in Thal ob Pirling, Murhard, da er einmal Dünger führte, auf dem leeren Wagen bei der Rückfahrt einige Steine hatte, die er in eine Vertiefung des Weges einquikte, und deren Fugen er mit Raſen verſtopfte. Ich ſah ihm zu, ſchwieg, und freute mich der Sache.

Indeſſen war der Weizen des Obriſts ſehr ſchön geworden. Er ſtand dunkel und kräftig da, und verſprach, ſehr bald in ſtämmige Halme überzugehen. Es kamen jetzt noch mehr Leute, ihn anzuſchauen. Mein Vater und ich beſchloſſen, im künftigen Herbſte auf unſerer Hofmarke auch Weizen auszuſäen.

Unſere Föhrenpflanzung auf dem Geröllbühel machte auch in der Lenzwärme Fortſchritte. Die Bäumchen, welche wir geſetzt hatten, ſtanden freudig da, und der geſäete Samen keimte aller Orten. Ich lenkte meine Schritte gerne zu der Stelle, wenn ich in der Nähe durch den Wald ging.

Ich nahm nun oft ein Buch in das Freie mit, und ſaß eine Weile auf irgend einer Stelle, und las. Ich ging gerne in das Birkenreut hinauf, und mancher Stein, mancher Strunk, manche Erhöhung bot mir einen Sitz. Wenn ich dann von dem Buche aufblickte, ſah ich die Wand, auf welcher damals Steinchen oder andere Dinge ſo fürchterlich geglänzt hatten, und auf welcher ſie jetzt ſanft glänzten, oder ich ſah, wie die Stämme wieder, wie ich damals bemerkt hatte, wie ſilberne Säulen hinter einander zurückgingen. Als ich von dem Hauſe des Obriſts in einer ſo gewaltigen Aufregung meines Gemüthes fortgegangen war, als ich in das Birkenreut hinauf gekommen war, und dort ſtand, hatte eine Ammer mehrere Töne geſungen, und es hatte dann eine Grille gezirpt. Jetzt ſang zuweilen auch wieder eine Ammer, und zirpte eine Grille, und es war mir wie ein goldenes Stäbchen, mit dem die Thierchen an mein Herz ſchlugen.

Nun machte ich dem Obriſt einen Vorſchlag. Die Siller geht auf ihrem Gange vom Sillerwalde zum Thaugrunde an dem obern Pufter vorüber, deſſen ungemein großer Rücken mit lauter Buchen beſtanden iſt. Da ließen ſie aber aus Nachläſſigkeit vor zehn Jahren den Waldſturz mit ſo vielen Blöcken und Steinen in das Thal niedergehen. Niemand kann an dieſem Sillerbruche über den reißenden Bach gelangen, außer, wenn er in heißen Sommern nur als zahmes Waldwäſſerlein dahin geht. Zu andern Zeiten rauſcht das Waſſer in dem Bette nieder, und wenn ſtarke Regen geweſen ſind, hadert es gelbtrüb und wild daher, als wollte es Alles zerreißen, und wälzt Steine und Gerölle und Holz und Schlamm. Das kann niemand ſo gut wiſſen als ich, weil niemand ſo oft Gelegenheit hat, an die verſchiedenſten Stellen des Waldes zu gelangen als ich. Und doch ſoll und muß man recht oft über dieſen Bach, und zwar meiſt in der Nähe des Sturzes. Die vom Gehäng, vom Haslung, von der Sillerau, von dem obern Aſtung, dann die Maierbacher, die Erlehöfe, der Obriſt und ich ſelber, ſo wie viele Bewohner von Thal ob Pirling, wir alle nahmen das Holz von dem oberen Puſter, wir nahmen es gerne, weil dort die allerſchönſte Weißbuche wächſt, das Holz ſich in dem Steingrunde zu dem beſten Brennſtoffe kräftigt, und weil wir es dort um ein Sechſtel wohlfeiler erhalten. Alle müſſen wir das Holz über den Bach bringen. War das nicht in dem Sommer vor drei Jahren eine Qual, da ſtets das Waſſer hoch ging, da ſo viel Holz jenſeits desſelben weithin aufgeſchlichtet ſtand, und nicht herüber konnte? Mußte nicht manches mühſelig durchgeſchleppt werden? Mußte man es nicht an gelegenen Stellen in einzelnen Stücken werfen? Oder mußte es nicht durch große Umwege weiter gebracht werden? Der Graf draußen, der zur Herſtellung einer Brücke an jener Stelle der Siller beitragen müßte, bewies den Umwohnern Jahre lang, daß eine Brücke da nicht nothwendig ſei, und weil ſie auch zur Brücke hätten beitragen müſſen, glaubten ſie es. Ich ſchlug dem Obriſt vor, daß wir zuſammenwirken und alle Schritte thun ſollen, die tauglich wären, eine Brücke zu Stande zu bringen. Er ging ſehr bereitwillig auf meinen Vorſchlag ein. Wir beſchloſſen, uns noch einmal an den Grafen zu wenden, bei einzelnen Männern und bei den Gemeinden, die betheiligt wären, zu wirken, und auch eine Eingabe bei der Obrigkeit zu machen. Wenn nur einmal, ſagte der Obriſt, die Wege, auf denen jetzt zwei Ochſen ein Bischen von Holz elendiglich auf langen Strecken weiter ziehen, ſo gut ſein werden, daß ordentliche Ladungen gehen können, wird ſich die Sache leichter bewerkſtelligen laſſen.

Im hohen Sommer wurde ich einmal zu einer Frau in die Ebene hinaus gerufen. Man benachrichtigte mich, daß man mir einen Wagen zwei Meilen weit entgegenſchicken werde. In der mondhellen Nachmitternacht des folgenden Tages fuhr ich zu meinen Kranken, dann ſchlug ich den Weg gegen die Ebene hinaus ein. Wo der fremde Wagen auf mich wartete, ließ ich Thomas mit dem Fuchs zurück, beſtieg den fremden Wagen, und fuhr ſogleich weiter. Die Frau war bedeutend krank, aber eben nicht in großer Gefahr. Ich erkannte, daß es am beſten wäre, wenn ich einige Stunden hier verweilte, um die Wirkung meiner erſten Verordnung abzuwarten, und dann die Weiſung geben zu können, was man weiter bis zu meiner nächſten Wiederkunft zu thun hätte. In der Nähe war der braune Hof, und ich beſchloß, den Garten zu beſuchen, den der Fürſt angelegt hatte, und den ich ſchon ſo oft von vielen hoch preiſen, von andern heftig tadeln gehört hatte. Ich fuhr bis zu dem Hofe, ließ dort die Pferde, die man mir zur Verfügung geſtellt hatte, unterbringen, und ging durch einen der freien Räume, die zu beiden Seiten des weitläufigen Bauwerkes waren, hinter daſſelbe, um in den Garten zu gelangen. An der Rückſeite des Gebäudes fand ich Wieſengrund mit Geſträuchen, mit Bäumen, und zwar mit Laubbäumen und Nadelbäumen des Waldes und mit Obſtbäumen, die ſich unter den andern befanden, mit Feldblumen, Wieſenblumen und auch mit Gartenblumen, die hie und da ſichtbar wurden. Als einen ſolchen Wieſengrund hatte ich auch den freien Raum vorne und an den Seiten des Gebäudes geſehen. Ich ging auf einem der Wege, die da waren, vorwärts. Als ich nach einer Weile zu einem Kohlfelde gelangt war, auf welchem ein Mann mit einer Haue arbeitete, fragte ich ihn, in welcher Richtung ich in den neuen Garten kommen könnte.

„Ihr ſeid ja ſchon drinnen,“ antwortete er.

Ich erſtaunte, und fragte, ob jedermann in den Garten gehen dürfe.

„Ja freilich,“ entgegnete er, „nur wird er geſtraft, wenn er etwas zerſtört oder zu Grunde richtet.“

Ich ging nun weiter.

Neben dem Kohlfelde war ein Gehege von Waldroſen, die mit ihren fünf Blättern in ſanftem Roth und mit den Staubtheilen in lieblichem Gelb zu hunderten blühten. Zwiſchen ihnen leuchtete an verſchiedenen Stellen eine Zahl von Gartenroſen mit ihrem Farbenfeuer und der Pracht ihres Baues hervor. Ich ging vom Kohlfelde weg wieder auf einem Wieſengrunde weiter. Die Wieſe war in einiger Entfernung zu meiner Linken von großen Ahornen geſäumt, die ſich ſachte aufwärts zogen. Manche Tanne ſtreckte die ſtarken, zackigen Äſte zwiſchen ihnen hervor. Es kam mir endlich ein Waſſer entgegen, das ſich im Bette eines Baches, über Steine und dunkles Moos ſpringend, dem Wege näherte, wie es bei uns die Waldwäſſer thun. Manche Erle ſtand neben dem Bache, manches Gebüſch von Weiden, und dann waren auch Äpfelbäume, Kirſchbäume und Birnbäume da mit ſtarken, weit auseinander gehenden Kronen. Alle dieſe

Bäume breiteten ſich auf dem Grunde immer mehr aus, ſo daß ich endlich durch ein Wäldchen ging, in dem ich auch Linden, Ulmen und Föhren gewahrte. Jenſeits des Wäldchens grünte ein ſchönes Feld mit Weizen, an dem eine Planke dahin lief. Dann waren glänzende Wieſen, ſanft hinan ſteigend, auf denen Gruppen von Geſträuchen und Bäumen ſtanden, und auf denen man das Berggeſtein geſammelt und auf einzelne Stellen zuſammengebracht hatte, um die nun ſeltſame Geſträuche und Erdbeeren und andere Beeren und Ranken ſproßten. An die Wieſen grenzten wieder Felder mit verſchiedenem Getreide und manchem Baume an ihrem Rande. Und endlich war ein ländliches Haus, das beſtimmt war, das Heu der Wieſen und die Frucht der Felder aufzunehmen. An dem Hauſe waren Gärtchen mit Gemüſe und den mannigfaltigen Gartenblumen der Gegend. Vor dem Hauſe ſpielten rothwangige Kinder, und auf einer der Wieſen ſah ich Männer mit Mähen beſchäftigt. Oberhalb des Anweſens, wo eine Wieſe ſchon ſteiler hinan ſtieg und in eine Hutweide überging, begann ein Wald. Zuerſt war ein Gemiſch von großen und kleinen Birken, Föhren und Zitterpappeln, dann folgten Tannen, Fichten, Buchen, Eichen und Ahorne. Der ſteinige Boden hob ſich immer mehr. Als ich auf dem Fahrwege, der unter den Bäumen hinein ging, fortſchritt, und hie und da ſteile Granitrippen jenſeits des Baches durch das Grün zu mir herüber ſchimmern ſah, war es mir, als ſei ich gar nicht in dem Lande heraußen, ſondern als ginge ich bei uns in einem unſerer ſchönen Waldtheile, und der Weg, auf dem ich war, ſei der Waldweg, auf dem man Holz oder Waldheu oder Steine zum Bauen herab führen könne. Ich ſetzte mich ein Weilchen auf einen Granitblock, der zufällig neben dem Wege lag, und ging dann wieder weiter empor, und hörte das Rauſchen des Baches, der, je höher ich kam, deſto lebendiger tönte. Und wenn mir eine Gebüſchwand ſein Rauſchen dämpfte, vernahm ich deutlicher wieder das unzähligſtimmige Singen und Zwitſchern der Vögel, welche in den Zweigen waren. Ich verfolgte ſtets die Richtung nach aufwärts, obwohl auch Wege ſeitwärts gingen. Der Berg hob ſich jäher, der Bach wurde kleiner, aber hüpfender, eine Felswand, die ſehr ernſte Flächen und Giebel hatte, und welche ich aus meiner Jugendzeit, da ich öfter in dieſer Gegend geweſen war, kannte, erhob ſich, und die Bäume wurden ſtets zackiger und mächtiger. Ich ging lange an der Wand dahin. Der Weg, der zwei Geleiſe hatte, endigte zuletzt, und ging in einen Fußpfad über, der treppenartig in dem Geſteine in Windungen empor ſtieg. Ich verfolgte ihn, bis ich endlich auf der Schneide des Berges ſtand. Ich ſah über die Waldlehne jenſeits derſelben in das Thal hinunter, in welchem ein Bach ging, Wieſenflecke ſichtbar wurden, und eine kleine Mühle ihr Dach im Gebüſche zeigte. Weiterhin gingen wieder bebuſchte Anhöhen empor, Felder konnten auf ihnen geſehen werden, und hie und da war ein Haus. Dann zogen ſich niedere Hügel hinaus. Und endlich waren Meierhöfe zerſtreut, Felder und Wieſen glänzten, und Dörfer und Kirchthürme waren zu erblicken.

Neben mir ſtanden die Trümmer eines alten Thurmes, der in das Granitgeſtein gebaut war, als wäre er mit ihm verwachſen. Die Leute ſagten, der Thurm ſei der Überreſt des braunen Schloſſes, in welchem vor uralten Zeiten die Vorfahren des Fürſten, die Ritter von Braunenberg, in Waldesmitte gehauſt haben. Braun konnte das Schloß wohl geheißen haben, wenn es ſo war, wie der Thurm, das letzte Überbleibſel desſelben. Die

Steine, aus denen er gebaut war, und die hie und da eine ungeheure Größe hatten, glänzten in ſo geſättigter brauner Farbe, als wären ſie mit jener Theerflüſſigkeit, die die Waldbewohner aus allerlei pechreichen Hölzern zum Schmieren ihrer Wagenachſen bereiten, dünn überzogen worden. An den Seiten des Thurmes war noch allerlei Getrümmer, das zum kleinſten Theile offen lag, zum größten überwachſen war. Sonſt war keine Spur einſtiger Bewohntheit. Ich ging in das Innere des Thurmes. Da war Alles leer. Eine Seite desſelben fehlte ganz, und beſtand nur aus ungeſchlachtem Hügelwerke, die zwei andern waren ſtaffelartig angehend wie die Saiten einer Harfe, und nur die vierte Wand war ganz. Aber an ihrem Ende lag in einer Ecke Schutt bis zu ihrem Rande empor. Sonſt war unebener Raſen, wo einſt geglätteter Steinfußboden geweſen ſein mochte. Manches zarte Ruthengewächs hob die goldgrün glänzenden Zweige von dem Braun der Mauerwände ab. In dem emporſtrebenden Schutte waren Steine und Trümmer zerſtreut, die eine zwar ungleichmäßige, aber nicht unbequeme Treppe bildeten. Ich ſtieg auf derſelben empor. Da ich an dem Rande der Thurmmauer angekommen war, ſah ich, daß dort der Schutt eine ebene Fläche habe, deren Bruſtwehr die Thurmmauer war, und an deren Grenze Steine herum lagen, auf welche man ſich ſetzen konnte. Ich erinnerte mich nicht, ob in den Zeiten meiner Jugend der Schutt ſich ſchon an der Mauer befunden habe, und auf ihm die Treppe geweſen ſei; aber das wußte ich gewiß, daß ich nie an dem oberen Mauerrande geſtanden war; denn das hätte ich nicht vergeſſen, was ich hier ſah. In Weite und Breite ging das ſchöne Land von mir hinaus. Nicht nur ſah ich im Mittage und Abende die blauen und immer blaueren Bänder des großen Waldes am Himmel dahin gehen, ſondern in Morgen und Mitternacht ſah ich Hügel und Lehnen und Ebenen und Felder und Wieſen und Wäldchen und Gehöfte und Dörfer und Ortſchaften und Silberſpiegel von Teichen im Dufte dahin ziehen, bis wo etwa ſogar die Gefilde der Stadt Prag ſein mochten. Der Berg, auf dem ich ſtand, war eben nicht ſehr hoch; aber er war der letzte, den der Wald gegen die Ebene hinausgeſchoben hatte, und hatte keinen gleichen um ſich. Ich ſtand länger auf dem Platze, als ich mir gedacht hatte, und konnte mich nicht ſatt ſehen. Das erkannte ich jetzt deutlich, daß der Schutt zu einer Treppe und zu einer Ausſchau hergerichtet worden ſei, obgleich Alles den Anſchein hatte, als ſei es immer ſo geweſen.

Ich ſtieg endlich von meinem Standorte nieder, weil meine Zeit zu Ende zu gehen drohte. Ich wendete mich von dem Thurme rechts, und wandelte auf der Schneide des Waldes dahin. Es war da ein Fahrweg, auf dem man mit einem Wagen zum Thurme gelangen konnte. Das Joch des Waldes ging ſanft dahin. Ich ſah öfter zwiſchen Baumlücken in das bebaute Land hinaus. Nach einiger Zeit ſchlug ich einen Seitenweg in der Richtung gegen den braunen Hof ein. Ich ging durch Nadelwald, Buchenbeſtände, an ſehr ſchönen, großen Kirſchbäumen vorüber, und kam auf eine Wieſe mit einer Einhegung von Roſen und Hollunder. Dann waren wieder Baumabtheilungen, Aborne, Birken, Tannen, Linden. Dann kam wieder eine Wieſe mit einem klaren Teiche, an dem eine Wucht von Lilien ſtand. Dann ging ein Abhang ſanft hinunter mit zerſtreuten Waldbäumen und Fruchtbäumen. Dann waren wieder Felder mit Saaten. Ein Bach floß gegen den braunen Hof hin. Durch eine Richtung ſah der Wald, der im Mittage von Pirling iſt, mit den

Trümmern ſeines Waldſchloſſes dämmerig herein, daß man meinte, man könne, wenn man in dem Garten immer fort gehe, endlich zu dem Walde gelangen, der Wald gehöre zu dem Garten, und der Garten ſei ungeheuer groß. Der ſchöne Wald, in welchem mein Wohnort liegt, in welchem Orte und Häuſer liegen, die Leute beherbergen, die mir theuer ſind, iſt ſo herein bezogen worden, daß man ihn bald hier, bald da erblickt, daß ſein Blau über dem Grün der Bäume dahin zieht, daß er ſich in Einbiegungen ſanft erhebt, und daß man ſich mit ihm verbunden wähnt, wenn er auch weit entfernt iſt, und Felder und Gelände und Ortſchaften dazwiſchen liegen. Ich wendete mich von den Feldern wieder links gegen Gebüſche. Dort traf ich neuerdings einen Fahrweg an, und ging auf ihm fort. Über einen mächtigen Hang zogen ſich tiefſchattend ungeheure Eichen hinunter, welche ihre mannsdicken, weitgreifenden Äſte oberhalb des äußerſt breiten Weges verſchränkten, den ſie ſäumten, und der gegen ſie doch ſehr ſchmal erſchien. Sie ſtanden tief hinter einander, gleichſam einen Wald bildend, und ſäumten doch den weithingehenden Weg, ſo daß ſie mich, obwohl in einem weit großartigeren Maßſtabe, an die Lindenallee erinnerten, die in des Kaufherrn Emerich Waldons Garten ſtand, und in der der arme Euſtachius mit der armen Chriſtine gegangen iſt. Ich wandelte in tiefem Ernſte unter dieſen Stämmen dahin, zwiſchen denen dunkler, dichter, kurzer Raſen war, und die immer fortgingen, daß es einen ſchauernden Eindruck machte. Endlich gelangte ich aus dem finſtern Schatten auf eine kleine Waldwieſe hinaus, die von Eichen, Tannen, Fichten, Lärchen und Ahornen umſtanden war, und an deren entgegengeſetztem Ende ich ein Förſterhaus erblickte, wie das ſchöne, nicht nachgebildete, ſondern wirkliche Hirſchgeweih an dem Giebel des flachen Daches anzeigte. Ich ging auf das Haus zu. Eine junge Frau trat in die Thür desſelben, nach mir auszuſehen. Ich bat ſie um ein Glas des klaren Waſſers, das aus einem Ständer in eine Kufe vor dem Hauſe floß. Sie holte ein Glas, ließ es mit Waſſer voll rinnen, und reichte es mir. Sie ſagte, wenn ich im Herbſte käme, würde ſie mir auch Obſt geben. Jetzt habe ſie Milch. Wenn ich eine wolle, möchte ich es ſagen. Ich dankte ihr und ſagte, daß ich durch das Waſſer ſchon erquickt ſei, und daß ich mein Mittagmahl erſt ſpäter einnehmen werde. Ich reichte ihr das leere Glas, dankte noch einmal, und verabſchiedete mich. Sie blieb unter der Thür ſtehen, um mir, da ich fort ging, nachzuſehen. Ich ſuchte nun die kürzeſte Linie nach dem Schloſſe zu gewinnen, da ich merkte, daß ich einen großen Umweg gemacht habe. Als ich einen Weg gefunden hatte, der mich aus dem Walde bringen ſollte, ging ſeitwärts über eine Blöße auf einem Fußwege ein Mann gegen mich zu, der grün gekleidet war, einen grauen Hut trug, und dem ein großer, weißer Hund folgte. Als der Mann zu mir herzu gekommen war, erkannte ich, daß es der Fürſt ſei, und grüßte ihn ehrerbietig.

„Seid mir herzlich willkommen, Herr Doctor,“ ſagte er, „ſeid ihr auch einmal zu uns heraus gekommen. Wir müßten das Unglück haben, krank zu werden, um euch einmal zu ſehen, und das hat ſich noch nicht zugetragen.“

„Und es möge immer entfernt bleiben, durchlauchtiger Fürſt,“ antwortete ich. „Mein Beruf läßt mir wenig Zeit, irgendwohin zu gehen, oder etwas zu betrachten, oder jemanden zu beſuchen, wenn es eine längere Weile in Anſpruch nimmt. So habe ich dieſen Garten heute zum erſten Male geſehen, obwohl ich ſchon viel von ihm gehört habe.“

„Und hat er euer Wohlgefallen gefunden?“ fragte der Fürſt.

„Er hat es gefunden,“ antwortete ich, „er hat viel mehr als Wohlgefallen gefunden. Es war ſo wie von einem Buche, oder von einem ſchönen Hauſe, oder von einer Stadt, oder von Muſik, oder von einem Gebirge.“

„Sagt, von einem Kunſtwerke,“ erwiederte der Fürſt.

„Es mag ſo ſein,“ entgegnete ich, „aber ich weiß es noch nicht. Ich werde es wiſſen, wenn ich öfter komme.“

„So wird es auch ſein,“ antwortete er.

„Ein Garten iſt es nicht, wie die Leute einen Garten nennen,“ ſagte ich.

„Es iſt kein Gemüſegarten, es iſt kein Obſtgarten, es iſt kein Garten mit Laubgängen, geſchornen Hecken, grünen Wänden, Springbrunnen und Bildſäulen,“ antwortete der Fürſt, „der Gedanke, der hier leitete, iſt ein anderer geweſen. Ein Nutzgarten iſt eigentlich nur ein Feld oder eine Baumpflanzung anderer Art. Von dem iſt hier nicht die Rede, ſondern von einem Luſtgarten. Wenn ſich einer ein Haus baut, das außer der Wohnlichkeit auch ſchön ſein ſoll, und wenn er an dem Hauſe einen Theil Grundes hat, den er nicht zum Lebensunterhalte braucht, ſo verwandelt er ihn in einen Luſtgarten, der auch ſchön ſein ſoll. Und da ſind in den Zeiten her verſchiedene Bräuche für Häuſer und Gärten geweſen, und der Brauch iſt oft befolgt worden, ob der Garten mit der Gegend in Einigung oder Widerſpruch ſei. Das Landhaus muß mit dem Lande zuſammenſtimmen. Ein anderes gehört zu dem Walde, ein anderes zu dem zackigen Felsgebirge, ein anderes zu dem öden Steinlande, ein anderes zu gedehnten Erdrücken, ein anderes zu Getreidehügeln, ein anderes zur Ebene, zur Haide, zur Steppe. Und ſo iſt es auch mit dem Garten. Außer dem Gebräuchlichen ſucht Mancher auch ſeine eigenen Gedanken im Garten zur Ausführung zu bringen. Und iſt er ein Freund der Künſte, die dem Menſchen zur Verherrlichung des Lebens gegeben ſind, ſo ſucht er die Seele, die in den Künſten wohnt, zur Darſtellung zu bringen. Wie der braune Hof zu dem Walde, der doch hier eigentlich beginnt, immer in Eintracht ſtand, ſo ſollte der Garten zu Hof und Wald in Eintracht ſtehen. Ein Luſtgarten muß die Schönheit, welche die Gegend, in der er iſt, überhaupt hat, zu der allerſchönſten Geſtaltung bringen, wodurch die Annehmlichkeit, die die Gegend gibt, zur Vollendung geführt wird. Darum kann nur in der ſchönſten Landſchaft der ſchönſte Garten ſein, darum iſt in der geſtaltarmen Ebene ein mittelmäßiger ſchön, ein ſehr ſchöner eher peinigend. Ich kam auf eine ſeltſame Art zur Klärung der Gedanken, die ich hier ausgeſprochen habe. Ich beſuchte einmal einen Freund in Mähren. Sein Schloß liegt in einer nicht eben reizenden, doch aber auch nicht unſchönen Gegend. Als ich gegen dasſelbe hin fuhr, wurde es um mich immer ſchöner, ſo daß ich zuletzt, als ich in dem Hauſe angekommen war, eine ſehr angenehme Empfindung hatte. Dies war in früheren Zeiten nicht der Fall geweſen. Ich äußerte mich einmal bei einer Gelegenheit zu meinem Freunde darüber. Er war erfreut, und antwortete, er habe gewartet, ob ich etwas ſagen werde. Und nun erzählte er mir, es ſei einmal ein Mann in die Nähe gekommen, der ſehr ſchön mit dem Schwarzſtifte und mit Farben Landſchaften um ſich zeichnete. Er verſchönerte aber die Landſchaft immer mehr, bis ſie endlich zwar dieſelbe blieb, aber doch eine weit ſchönere wurde. So that er auch mit der Umgebung des Schloſſes. Auch machte er ſehr zierliche Mappen von Landſchaften, wie man Mappen von Ländern hat. Mein Freund ging zu dem Manne, weil derſelbe ſolche Dinge verkaufte, und ließ ſich die Blätter zeigen. Er ſagte endlich, er wolle das, was hier gezeichnet iſt, in der Wirklichkeit ausführen laſſen. Der Mann antwortete, er wolle ihm die Zeichnungen noch einmal und dazu viel ausgedehntere Mappen machen. So ward es beſchloſſen, und in nicht langer Zeit waren die Zeichnungen und die Mappen fertig. Der Mann ſagte, von der Ausführung verſtehe er nichts, und er habe auch keine Zeit, länger hier zu bleiben. Er ging fort, und mein Freund führte mit Hilfe vieler Menſchen aus, was auf dem Papiere war. Darnach kam einmal der Mann wieder, beſah alles, und zeigte eine kindliche Freude. Mein Freund legte mir die Zeichnungen vor. Sie waren außerordentlich ſchön. Ich trug ſie in meinen Gedanken von dem Schloſſe fort. Endlich ſchrieb ich meinem Freunde um den Aufenthaltsort des Mannes, ich wolle die Umgebung des braunen Schloſſes auch ſo geſtalten laſſen. Er ſchrieb mir den Aufenthaltsort, ich reiſte zu dem Manne, machte ihm den Vorſchlag, er kam hieher, und verfertigte die Zeichnungen und Mappen. Und wie er vor der Ausführung von meinem Freunde fortgegangen war, ſo ging er auch von mir vor der Ausführung fort. Ich mußte allein mit Leuten, die ich nahm, die Sache ins Werk ſetzen; und wie er zu meinem Freunde nach der Ausführung gekommen war, ſo kam er auch zu mir nach meiner Ausführung. Er ſah Alles genau an, und hatte eine große Freude. So iſt dieſer Garten entſtanden."

„Es gibt ſeltſame Gaben," ſagte ich. „Und darum hat der Garten auch keine Begrenzung."

„Er kann keine haben," antwortete der Fürſt.

„Und daher ſtammen auch die verſchiedenen Urtheile," ſagte ich.

„Mehrere meinen," antwortete der Fürſt, „es ſei nicht viel geſchehen, andere ſagen, es ſei ſehr viel umgeändert worden; aber es ſei alles gar nicht anders als natürlich, und wie es immer um den braunen Hof geweſen iſt, und wie es gegen den Wald hinein iſt. Die Zahl dieſer beiden Arten der Beurtheiler iſt die größte. Wir haben die Bemerkung gemacht, daß ſolche, die ſich über die bloße Natürlichkeit ausgeſprochen haben, öfter kommen, und immer wieder kommen, durch den Wald zu dem Thurme hinauf ſteigen, und in einer andern Richtung wieder herab gehen. Es iſt wie mit einem Kunſtwerke, von dem Menſchen ſagen, es ſei gar kein Kunſtwerk, ſondern nur natürlich, und zu dem ſie immer wieder gehen, es anzuſchauen. Durch ihre Handlung ſprechen ſie das größte Lob aus. Dann ſind wenige, die dem Garten großen Beifall geben; aber dieſe ſagen, es ſei kein Garten. Nun, das iſt ein Namen, und ſie mögen das Ding anders nennen."

Unter dieſen Geſprächen waren wir von dem Walde auf die Wieſe hinaus gekommen, die hinter dem Schloſſe iſt, und ſahen das Gebäude vor uns liegen.

Wir gingen auf dasſelbe zu.

Als wir dort angekommen waren, ſagte der Fürſt: „Wollt ihr nicht die Zeichnungen beſehen, die zu den Anlagen gemacht worden ſind? Der Künſtler hat Alles zweimal gemacht, eines zur Ausführung, und eines für ſeine Sammelmappe. Und wollt ihr uns nicht überhaupt einen Beſuch gönnen? Die Fürſtin würde ſich freuen."

„Es wäre eine Ehre für mich, durchlauchtiger Fürſt," antwortete ich, „aber ich bin zu einer kranken Frau herausgerufen worden, und habe ihr eine Arzenei gereicht, deren Wirkung ich hier abwarten wollte. Die Zeit iſt bald vorüber.“

„So ſprecht ein anderes Mal bei uns ein, wenn ihr wieder zu der Kranken kommt, oder erfreut uns mit einem eigenen Beſuche,“ ſagte der Fürſt.

„Ich werde der Einladung folgen,“ antwortete ich.

Dann verabſchiedeten wir uns.

Er ging in das Schloß, ich ließ die Pferde herausführen und anſpannen, und fuhr zu der Kranken. Die erwartete Wirkung war eingetreten. Ich gab wieder Arzenei, ordnete das Verhalten an, ſagte, ich werde morgen wieder kommen, und fuhr dann unſerem Walde zu.

Ich fuhr noch zehnmal zu der Kranken hinaus, konnte aber nie mehr den Garten beſehen, und nie das Schloß beſuchen.

Die Kranke genas, und ihr Gatte kam einmal zu mir in unſer Haus, mir für ihre Rettung zu danken.

Gegen den Herbſt erlebte ich etwas anderes, was mir Freude machte. Die Gemeinde Thal ob Pirling faßte den Beſchluß, mit der ordnungsmäßigen Herſtellung der Wege zu beginnen.

So wie Murhard öfter Steine auf ſeinem Wagen geführt hatte, hatten ſpäter auch andere gethan. Ich hatte unſern Nachbar Allerb bei dieſem Geſchäfte geſehen, dann den Friedmaier und Katerniner an dem Mitterwege, den Erlebauer auf dem Wege gegen Thal ob Pirling herein, den Schmied im Thaugrunde auf dem Wege des Thaugrundes, den Knecht des Herrenwirthes, den Knecht des Färbers, den Bauer Dofer, deſſen zwei Knaben ich von den rothen Flecken geheilt hatte, an ſeinen Feldern, den Mörichbauer ebenfalls an ſeinen Feldern. Hadmar

Kunter, der Maurermeiſter, führte einen langſtieligen Hammer auf ſeinem Wagen mit, und wenn er Steine in eine Vertiefung gelegt hatte, verſtopfte er ihre Fugen nicht mit Raſen, wie einige thaten, oder legte nicht loſe, kleine Steinchen in ſie, wie andere pflegten, ſondern er verkeilte dieſelben mit Steinen durch Hammerſchläge wie an Steinmauern, welches Geſchäft er mit beſonderem Vergnügen zu verrichten ſchien. Der Grundmüller hatte den Weg zu ſeinen Feldern vollſtändig neu zu machen begonnen. Der Weg zur Röthelmühle war ohne Mangel, eben ſo der des Vaters, und von Innocenz vom Bauerngute gegen die Felder.

Auf dieſe Weiſe hatte die Sache Freunde in der Gemeinde und in fremden Gemeinden gewonnen.

Als daher der Obriſt die Angelegenheit wieder vor den Rath brachte, wurde nach einigen Verzögerungen und Beſprechungen ihre Ausführung beſchloſſen.

Der Obriſt und ich ſchoſſen einiges Geld vor, welches man verlangte.

Dann wurden fünf Männer gewählt, darunter der Obriſt, welche die Wege unterſuchen, und einen Antrag über die Art der Arbeiten machen ſollten.

Der Obriſt ſprach früher mit mir, und fragte mich um meine Meinung. Ich antwortete ihm, daß vor Allem die Erweiterung der Wege an vielen Stellen nothwendig ſei. Ich habe ſelber oft auf eine Wieſe oder auf ein Feld hinaus fahren müſſen, um einem begegnenden Wagen auszuweichen, und wo wir nicht ſeitwärts konnten, haben wir nicht ſelten vor einem beladenen Wagen unſer Wägelchen zurückſchieben müſſen. Auch könnten aus erweiterten Wegen mit der Zeit am leichteſten Straßen werden. Ich war im Stande, dem Obriſt ſogleich mehrere ſolche

Stellen zu nennen, und verſprach ihm, die andern, ſo wie überhaupt Erfahrungen aus meinen Fahrten aufzuſchreiben.

Als die Unterſuchung der Wege vollendet war, wurde wirklich mit der Erweiterung derſelben begonnen.

Viele Menſchen legten ſelber Hand an, oder ſtellten Taglöhner oder Knechte, und ſchickten zeitweiſe ihre Fuhrwerke zur Hilfe. Ich ließ öfter den Knecht Kajetan mitarbeiten, oder ſendete Taglöhner, und wenn es ſein konnte, miethete ich zwei ältere Pferde unſeres Vetters, des Wirthes am Rothberge, und ließ ſie Zugfrohne thun. Mein Bruder Kaspar leitete da ſelber gerne die Pferde, und hatte ſeine Freude an der Sache.

Der Obriſt ſtellte Leute, und reiſte dann auf eine Zeit nach Wien.

Da dieſe Dinge im Gange waren, kam ein Unglück in unſer Haus, ein Unglück, das ich zeitlebens als ſolches benennen und beklagen werde. Mein Bruder Kaspar erkühlte ſich beim Forellenfange, und wurde krank. Das Übel war gleich anfangs heftig, und ich hegte Beſorgniſſe. Ich gab ihm Arzenei, ich ließ ihm Auflagen machen, und ordnete an, was ſonſt mit ihm zu geſchehen habe. Wenn ich zu Hauſe ſein konnte, war ich bei ihm, beobachtete ihn, und nahm Bücher und Schriften zu mir, um in ihnen nachzuſehen, ob ich etwas fände, das mir Anhalte geben könnte, mein Urtheil zu ordnen, ob es richtig ſei, oder ob ich etwas zu verbeſſern habe. Anna und der Vater unterſtützten mich in Allem. Anna kam gar nicht aus den Kleidern, der Vater entkleidete ſich nur, und legte ſich zur Ruhe, wenn ich es ausdrücklich als Arzt verlangte. Anna und ich wechſelten im Nachtwachen ab, oder vielmehr, wenn ich wachte, ſo wachte ſie in ihrem Bette, und kam oft auf eine unbedeutende Bewegung von mir herbei.

Ich zwang mich zuweilen mit meinem Willen aus Pflicht, zu ſchlafen, um mich nicht zu ſehr zu ſchwächen. Der hochwürdige Pfarrer von Pirling kam öfter herüber, und tröſtete den Kranken, und reichte ihm die heiligen Sakramente. Mein Urtheil über die Krankheit beſtätigten die Bücher und Schriften, und ich fand in ihnen, was ich mir gedacht hatte. Als Kaspar fühlte, daß es mit ihm übel ſei, verlangte er, ſeinen letzten Willen zu ſagen. Wir, nämlich der Pfarrer von Pirling, der Nachbar Allerb, der Prägbauer und ſein Sohn Innocenz, welche zwei letzteren er ausdrücklich verlangt hatte, der Vater, ich und Anna gingen zu ihm in ſein Stüblein in der Sölde, welches er ſich in der letzten Zeit recht ſchön hergerichtet hatte, und ſetzten uns zu ſeinem Bette. Da er uns eine Weile angeſchaut hatte, ſagte er, daß er mich zu ſeinem Erben einſetze, aber ich möchte Anna nicht vergeſſen.

„Nein, lieber Bruder, ich vergeſſe Anna niemals,“ ſagte ich.

Er nickte, und ward ruhiger. Ich entfernte die Leute ſogleich wieder von dem Bette und aus der Stube. Er blieb ruhig und bei Sinnen bis am nächſten Tage um zwölf Uhr. Da ſtarb er nach einem kurzen und ſchwachen Todeskampfe. Am Morgen des zweiten Tages darauf wurde er begraben. Seine Krankheit hatte dreizehn Tage gedauert. Wir tröſteten nun eines das andere. Anna ließ das Bett, welches ſie ſich im Nebenſtüblein des Krankenzimmers hatte aufſchlagen laſſen, forttragen, ich räumte alle Sachen, die ich für mich in das Krankengemach beſorgt hatte, weg. Dann ließen wir alles, wie es geweſen war, und ſperrten die Wohnung Kaspars zu.

So vergingen fünf Tage. Da erkrankte Anna. Sie erkrankte an demſelben Übel, an dem Kaspar geſtorben war. Die Hitze und die Erregung der Nerven zeigte ſich auch gleich anfangs ſo heftig, wie bei Kaspar. Ich erſchrack ſehr, und ſandte ſogleich den Knecht Kajetan in die Stadt Budweis, er möge mit friſchen Pferden, wo er ſie immer auf dem Wege bekomme, fahren, was er könne, und mir den Stadtdoctor bringen, daß er mir beiſtehe. Ich gab ihm einen Brief mit. Gegen den Morgen kam er mit dem Arzte. Er hatte hin und zurück dreimal die Pferde gewechſelt. Der Arzt unterſuchte die Kranke. Wir berathſchlagten dann, und er blieb zwei Tage. Sein Urtheil war wie das meinige. Die Gefahr zeige ſich ſehr groß. Wir kamen darin überein, wie die Kranke zu behandeln ſei, und was gethan werden ſolle, wenn Erſcheinungen kommen, die wir vermutheten. Ich bat ihn, da er fort fuhr, wieder zu kommen. Er ſagte es auf den vierten Tag zu, und er werde mit Stadtpferden kommen. Die vier Tage vergingen, und die Krankheit nahm den Verlauf, den ſie gleich anfangs gezeigt hatte, dem Tode zu. Am Abende des vierten Tages kam der Stadtarzt. Er unterſuchte die Kranke wieder, er befragte mich, was in der Zwiſchenzeit geſchehen iſt, und ließ ſich von mir erzählen, was ich ohne Befragen ſagen wollte. Hierauf zeigte er ſich mit meinem Verfahren und mit meiner Meinung einverſtanden, und ſagte, daß wohl kaum auf Rettung zu hoffen ſei. Er blieb in der Nacht da, und fuhr des andern Morgens fort. Auf meine Bitte verſprach er, nach jedem vierten Tage auf eine Nacht zu kommen. Anna war ſehr ergeben, und dankte mit den Augen für alles Gute, das ihr erwieſen wurde, ſelbſt wenn ſie im Irrereden war. Der Vater wurde blaß und hager in der Sorge. Die Mägde thaten alles, was in ihren Kräften war und die Knechte zeigten ſich bereit zu jedem Dienſte, der etwa nothwendig werden könnte. Der Herr Pfarrer und auch ſein Aushilfsprieſter kamen oft zu ihr heraus, und reichten ihr die letzten Tröſtungen der Religion. Die Nachbarn nahmen großen Antheil. Da der Arzt noch zweimal gekommen war, ſtarb ſie ſanft und geduldig.

Das Maß war noch nicht voll. Gleich nach der Beerdigung Anna's mußte ſich der Vater in das Bett legen. Er bekam die nämliche Krankheit. Mich befiel eine ungeheure Furcht. Wenn die Krankheit bei ihm gleich nicht ſo heftig auftrat, wie bei den zwei jüngeren, ſo war ſie doch zerſtörend, und obwohl der Arzt von Budweis ſehr fleißig kam, und obwohl ich auch noch einen dritten Arzt aus der entfernten Stadt Linz hatte rufen laſſen, ſo konnte ihn unſere Mühe nicht retten, und er ſtarb, nachdem er in der letzten Zeit ſeiner Sinne wieder mächtig geworden war, von mir, unſern zwei nächſten Nachbarn, und von dem Gemeindevorſteher, den er eigens hatte holen laſſen, Abſchied genommen, und ſich mit ſeinem lieben Gotte verſöhnt hatte. Er wurde an der Seite ſeiner Gattin und nicht weit von ſeinen zwei Kindern begraben.

Ich hätte mich nun, wie ich erſchöpft war, und mein ganzes Weſen nicht mehr empfand, am liebſten niedergelegt, und wäre mit großen Freuden geſtorben.

Aber ich mußte zu meinen Kranken, und da ihre Zahl immer wuchs, mußte ich viel herum fahren. Als mehrere Nächte vergangen waren, und der Schlaf meine Augen doch beſucht hatte, und als ich wieder ſtärker geworden war, ſah ich, daß es meine Pflicht ſei, nicht zu ſterben; aber ich meinte, ich müſſe mir die Augen aus dem Kopfe weinen, daß das gekommen iſt.

Manche Menſchen aus der Nachbarſchaft gingen zu mir, mich zu tröſten.

Auch Innocenz kam. Er ſah ſo verfallen aus, daß ich ihn kaum erkannte. Er konnte, da er vor mir ſtand, gar nicht ſprechen. Wir reichten uns die Hände, drückten ſie, und er ging wieder fort.

Als einmal ein ſehr heiterer Spätherbſttag war, und ich etwas Muße hatte, ging ich in das Birkenreut hinauf, zu der Stelle, wo mich der Obriſt gefunden hatte, als das Band zwiſchen mir und Margarita zerriſſen war. Ich weiß nicht, warum ich zu dieſer Stelle ging, ich weiß auch nicht mehr, was ich dort that. Aber ich blieb lange dort, und ging erſt gegen den Untergang der Sonne nach Hauſe.

Nach ein paar Tagen kam trotz der kühlen Luft in ſeinem weißen Leinenrocke und mit Holzſchuhen der Bettler Tobias zu mir. Er wollte mit mir ſprechen. Ich ließ ihn in die große Stube kommen, und wies ihm einen Platz an. Da ſprach er: „Ich bin ſehr weit hinten im Geſtocke geweſen, und da habe ich gehört, daß euch alle eure Angehörigen geſtorben ſind, und daß ihnen alle Doctoren nicht haben helfen können, und da bin ich gekommen, euch tröſten zu helfen.“

„Ich danke dir recht von Herzen, guter Tobias,“ ſagte ich, indem ich ihm die Hand reichte.

„Er iſt ein ſehr guter Mann geweſen, der Eberhard,“ entgegnete er, nachdem er meine Hand losgelaſſen hatte, „und ein ſehr rechtſchaffener Mann, er hat erlaubt, daß ich ihn zuweilen Du nennen durfte, und Kaspar iſt auch recht gut geweſen, und Anna iſt gut geweſen, und ihr ſeid auch gut, Herr Doctor.“

„Sie ſind alle beſſer geweſen, als ich bin,“ ſagte ich.

„Und wenn ich kam, hatte ich meinen Platz in der Sölde, und ſie ſind ſehr freundlich mit mir geweſen,“ ſagte er.

„Du ſollſt deinen Platz in der Sölde nicht verlieren, Tobias,“

antwortete ich, „ich werde dir ein Kämmerlein zurecht richten, in welchem du ſchlafen ſollſt, und in welchem du Speiſe und Trank erhalten ſollſt, ſo lange es dir gefällig iſt, bei mir zu bleiben.“

„Es iſt nicht deſſentwegen,“ ſagte er, „ich bin nicht deſſentwegen gekommen. Ich habe es gewußt, wenn ich jetzt nicht gekommen wäre, und wenn ich ſpäter gekommen wäre, ſo hätte ich einen Platz und Nahrung bekommen, weil ihr mich geheilt habt. Und ich kann nicht lange da bleiben, weil ich auch zu andern Leuten muß. Ich bin gekommen, daß ich in der großen Stube, in der er ſo freundlich geweſen iſt, um ihn weine.“

Und da er dieſe Worte ſagte, brachen ihm die Thränen hervor, und ſeine Lippen zitterten.

Ich fühlte auch die heißen Tropfen in meine Augen ſteigen, ich ſagte nichts, und ſaß bei dem Bettler an dem Tiſche, und weinte mit ihm.

Nach einer Weile ſagte er: „In dieſer Stube iſt er geweſen, da ihr noch nicht geboren waret, und da ihr ein Kind waret, und da ihr in der großen Stadt Prag waret, und der Kaspar iſt in der Stube geweſen, und die Anna iſt aus und ein gegangen, da ſie eure Mutter in dem Kirchhofe von Pirling begraben hatten, und ich habe ihn zuweilen Du nennen dürfen.“

„Guter Tobias,“ entgegnete ich, „wenn es dir dieſes Haus heimiſcher macht, und wenn du es lieber beſuchſt, wo du an ihn denkſt, ſo nenne mich auch zuweilen Du.“

„Ihr ſeid ein vornehmer Herr geworden,“ erwiederte er, „und habt ſeltſame Geräthe in eure Kammer geſtellt, es ſchickt ſich nicht. Weil ich euch aber auch Du geheißen habe, da ihr ein Kind waret, und da euch eure Mutter genährt hat, und da ihr mit den nackten Füßen in dem thauigen Graſe herum geſprungen ſeid, ſo könnte es ſchon ſein, daß ich euch auch einmal Du nenne, wenn meine Gedanken irrig würden."

„Nicht wenn ſie irrig würden, ſondern auch zu anderer Zeit," ſagte ich, „und wenn mein Vater länger gelebt hätte, wie er ja nach ſeinem Alter noch lange hätte leben können, und wenn er, weil du älter biſt als er, darauf geſonnen hätte, dir noch manches andere zu geben als Nahrung und Obdach, wenn deine alten Tage hereinbrechen würden, ſo ſoll es dir nicht entgehen, weil er im Grabe liegt. Ich werde manches für deine Kleidung thun, und auch ſonſt für dich ſorgen."

„Der Leinwandhändler Mathias Ferent in Pirling," entgegnete er, „läßt manchesmal einen Streifen Linnen für mich mitbleichen, und der Schneider Kund näht ihn, wenn er zugerichtet iſt, mit ſtarken Fäden zu einem Rocke zuſammen. Ich darf dieſe Männer nicht zurückſetzen."

„Aber wenn du alt wirſt," antwortete ich, „wenn deine Glieder mit dem Linnenrocke nicht mehr reichen, und wenn recht harte Winter erſcheinen, ſo wäre ein Pelz ſchon wohlthuend, und auch dichte, warme Doppelwollſtrümpfe in die Holzſchuhe, und auch für die Hände etwas vom Fuchsbalg."

„Wenn einmal ein Pelz nothwendig ſein ſollte," erwiederte er, „wie ich gar nicht glaube, und ihr einmal aus den alten Fellen, die jetzt in euerm Wintermantel, mit dem ihr in dem Schlitten herum fahrt, neu ſind, etwas für mich zuſammenflicken laſſen wollt, ſo werde ich es ſchon nehmen. Die Strümpfe habe ich von der Glashütte. Sie haben weiße und ſchwarze und braune und ſcheckige Schafe, und von allen nehmen ſie grobe Wolle zu meinen Strümpfen, darum habe ich im Winter immer miſchfarbige Strümpfe. Und an den Händen habe ich nie etwas getragen. Mich friert da nie. Und dann muß ich ja den Stock in der Hand haben, und den Kindern und andern Leuten etwas mit ihm zeigen. Die Handſchuhe kann ich nicht nehmen."

„Nun, wie du willſt, Tobias," entgegnete ich, „ich werde dich ſchon zuweilen erinnern, ob du nicht dieſes oder jenes brauchſt, und du mußt mir antworten."

„Erinnert mich nur," ſagte er.

Dann blieb er noch eine Weile in der Stube. Da er von derſelben fort wollte, führte ich ihn in die Sölde, und gab ihm dort ein Stüblein, daß er nicht mehr in dem Heu ſchlafen dürfe; denn jetzt wohnte und ſchlief gar niemand mehr in der Sölde, und ſie ſtand ganz leer.

Tobias blieb dieſes Mal länger in dem Hauſe als ſonſt, und ging in und außer demſelben herum.

Dann nahm er wieder den Stab, und wanderte weiter.

Nun kamen auch von ferneren Gegenden Leute zu mir, um mir ihre Theilnahme zu bezeigen. Mathias Ferent kam mit all' den Seinigen. Johannes Blach auch. Es kam zuweilen der Pfarrer von Pirling, und dreimal in kurzer Zeit der greiſe Pfarrer von der Sillerau. Es kamen Leute von Pirling: der Lehrer, der Krämer, der alte Bernſteiner, der Färber, der Tiſchler und andere. Paul Köfner kam und Gerhard Rohr und Hermann Löff und Wenzel Gladrub. Es kam der beinahe neunzigjährige Zimmermeiſter Agapitus Klanz mit ſeinem Sohne, es kam Mechthild Korban, die ich einmal geheilt hatte, die Haidelis, der Erlebauer mit ſeinem Weibe, und mehrere. Mir that es wohl, und ich ſchrieb mir die Namen derer, die gekommen waren, beinahe in das Herz.

Endlich kam der Obriſt. Er war in ſpäter Nacht gekommen, und fuhr des andern Tages zu mir herunter. Ich lief zu dem Wagen hinaus, er ſtieg ab, und ich führte ihn in meine Kammer. Ich bot ihm einen Sitz an; er aber ſagte: „Was ich zu ſprechen habe, iſt ſo ernſt, daß es wenigſtens zum Anfange ſtehend geſagt werden muß.“

Ich willigte ein.

Er ſah mir in die Augen.

Dann ſprach er: „Ich habe nur zu ſagen, theurer Mann: Es iſt ein Gott in dem Himmel, und ihr habt Freunde auf der Erde.“

Mehr konnte er nicht ſprechen, es quollen ihm die Thränen aus den Augen, er breitete die Arme aus, und ſchloß mich an ſein Herz. Wir zwei Männer ſchluchzten laut.

Nach einer Weile ſagte ich: „Ihr dürft ſo reden nach den Heimſuchungen, die euch geworden ſind, was Gott thut, iſt wohlgethan, und euch lieben alle Menſchen.“

„Euch auch, Doctor,“ ſagte er, „die Kinder in dem Walde, die Männer und Weiber, die Greiſe und Greiſinnen, alle lieben euch. Und fern von dem Walde liebt euch auch noch ſo Mancher.“

„Einer gewiß,“ ſagte ich, „wenn er es wüßte.“

„Er wird es wiſſen,“ entgegnete er, „er müßte nur in ſolcher Ferne ſein, dahin euer Name nicht dringt. Einer aber iſt hier, der euch liebt wie einen Sohn.“

„Ihr, Obriſt,“ ſagte ich.

Und wir ſchloſſen uns noch einmal in die Arme.

Dann führte er mich zu einem Sitze, und wir ließen uns nieder.

„Ich habe das, was euch getroffen hat, ſehr ſpät erfahren,“ ſagte der Obriſt. „Die Nachricht kam in das Donauſchloß des

Freiherrn von Tannberg, und er ſchrieb ſie mir nach Wien. Margarita ſagte: Vater, da mußt du morgen fortreiſen. Es iſt ſo, mein Kind, ſagte ich, und wir packten ſchnell, ich machte gar keinen Beſuch mehr, und fuhr des nächſten Morgens fort, und fuhr Tag und Nacht, bis ich hier war.“

„Guter Mann,“ ſagte ich, und reichte ihm die Hand.

„Meine Tochter Margarita,“ entgegnete er, „läßt euch durch mich ſehr viele Grüße ſagen. Sie iſt tief betrübt.“

„Ich bin in Alles, was geſchehen iſt, ergeben,“ ſagte ich.

„Das iſt die erſte Stufe des Troſtes,“ antwortete er, „die Ergebung. Dann kommt die zweite. Durch den Segen, der aus dem Schmerze in die Thaten fließt, kommt die Erwartung eines Heils, und das Heil erſcheint in der Empfindung der Thaten.“

„Wie oft habe ich an eure Worte gedacht, Obriſt,“ entgegnete ich, „die ihr einmal geſagt habt: Gott brauchte einen Engel im Himmel, und einen guten Menſchen auf Erden, darum mußte ſie ſterben.“

„Es iſt eine Reihe von Jahren ſeit dem Tode meiner Gattin verfloſſen,“ antwortete er, „und noch immer iſt ſie um mich. Ich ſehe ſie lächeln und beiſtimmen, wenn ich etwas beſchließe, und ſelbſt, wenn ich meiner Geſundheit nicht achte, höre ich ihre liebe, warnende Stimme. Jetzt habe ich Margarita, die iſt wie ihre Mutter.“

„Ihr habt ein Kind,“ ſagte ich.

„Die irdiſche Liebe, Doctor,“ ſprach er, „die ihr zu den Eurigen truget, hat nun aufgehört. Sie war eine Liebe in die Vergangenheit. Die Liebe der Eurigen zu euch iſt nur in eine andere Welt gegangen, und umſchwebt euch unſichtbar. Sie umſchwebt euch deſto ſicherer, je mehr ihr in eurem Herzen wachſet.

Das leere Haus wird ſich wieder füllen, es werden ſolche um euch ſein, die auch nach euch ſein werden, und eure Liebe wird auf ſie ſtrömen. Das iſt eine Liebe in die Zukunft, und ſie iſt viel tiefer als die Liebe in die Vergangenheit."

„Ihr wißt, daß das nicht geſchehen wird," antwortete ich. „Ich werde fremde Menſchen in mein Haus nehmen, werde gütig gegen ſie ſein, und ſie werden mir Zuneigung ſchenken. Aber ſolche, die mir näher angehören, und auf die eine tiefe Liebe übergehen ſoll, werde ich nicht haben."

„Ihr werdet ſie haben," ſagte er, „weil ich manches von dem menſchlichen Herzen und manches von den menſchlichen Schickſalen kenne."

Ich berührte dieſen Gegenſtand nicht mehr.

Wir ſchwiegen eine Weile.

Dann ſagte er: „Ihr habt gewiß etwas für eure Kranken zu richten, ſchiebt es nicht auf, und verlaßt mich, ich werde warten, bis ihr wieder zurückkommt. Oder iſt eure ganze Zeit in Anſpruch genommen, ſo ſagt es, und ich fahre nach Hauſe. Ich hätte ſollen Nachmittags kommen, wo ihr Muße habt: aber ich wollte nicht länger warten."

„Das iſt recht lieb," ſagte ich. „Meine ganze Zeit iſt nicht in Anſpruch genommen. Ich habe nur einiges zu ordnen, und wenn ihr warten wollt, ſo wird es bald vorüber ſein."

„Ich werde warten," ſagte er.

Ich ging nun in die Küche, ob Apollonia ihre Sachen richtig gemacht habe. Dann ging ich wieder in die Kammer, und richtete Arzneien zurecht, die ich brauchte, oder die geholt werden ſollten. Dann ſchrieb ich noch einiges Nothwendige auf, und ſagte zu dem Obriſt: „Ich bin fertig."

„Es iſt ein ſchöner Beruf, leidenden Menſchen beiſtehen zu können," ſagte er.

„Wenn es nur immer von Erfolg wäre," antwortete ich.

„Der Erfolg ſteht in Gottes Hand," ſagte er, „wenn die Bedingungen für ihn nicht mehr da ſind, kann er nicht eintreten."

„Wir können auch irren," entgegnete ich.

„Wenn man redlich ſtrebt, den Irrthum hintanzuhalten, ſo fällt er uns nicht zur Laſt. Es iſt nur einer, der nicht irrt," ſagte er.

„Es mag ſo ſein," ſprach ich.

Dann ſagte er: „Iſt euer Weizen, den ihr im Herbſte verſucht habt, ſchön geworden?"

„Ich glaube," antwortete ich.

„Das habe ich mir gedacht," ſagte er. „Ihr gabt da ein ſchönes Beiſpiel, das der Gegend nützen kann."

„Das erſte Beiſpiel habt ihr gegeben, Obriſt," entgegnete ich.

„Nun ja," antwortete er. „An den Wegen habt ihr auch ſchon fleißig fortgearbeitet."

„Die Arbeit iſt noch immer im Gange," ſagte ich.

„Wir werden erſt in den nächſten Jahren die Wohlthat recht verſpüren," entgegnete er. „Iſt wegen der Sillerbrücke etwas von dem Amte herein gelangt?"

„Noch nicht," antwortete ich.

„Der Graf iſt noch immer dagegen," ſagte er; „aber er kann gegen eine ſo nothwendige Sache nichts bewirken, wenn wir nur nicht die Hände in den Schoß legen. Aber wie iſt es mit euren Schafen? Sind ſie ſchon angekommen?"

„Mein Vater hat ſehr ſehnlich auf ſie gewartet, ſeit er das Gedeihen der Stücke bei euch geſehen hat; aber er ſollte dieſe Freude nicht mehr erleben,“ antwortete ich. „In der letzten Zeit iſt mir die Sache aus den Augen gekommen. Ich werde aber doch wieder um die Zuſendung ſchreiben.“

„Thut das,“ ſagte er. „Die Rinderart, von der ihr mir mitgetheilt habt, und die vortrefflich gedeiht, ſehe ich ſchon hie und da auf Weiden. Es wird ein wohlthätiger Anblick ſein, wenn wir dieſe edle Art immer mehr in unſern Wäldern werden herum gehen ſehen.“

„Es kann ſo kommen,“ ſagte ich.

„Ihr habt da in der lieblichen Biegung des Thales ein ſchönes Anweſen,“ entgegnete er, „das noch immer ſchöner werden wird. Es kann weithin auf andere wirken. Ihr habt auch manches wieder verbeſſert. Wollt ihr wohl die Güte haben, mich ein wenig in euerm Hauſe und ſeiner Angrenzung herum zu führen, wenn es eure Zeit erlaubt.“

„Dazu iſt ſchon die Zeit vorhanden,“ entgegnete ich.

Wir ſtanden auf, gingen in die große Stube und von da in alle Räume des Hauſes. Sie waren verödet. Dann gingen wir zu den Thieren. Meine zwei ſchwarzen Pferde hatten ihr Wachſen vollendet, und waren ſchlanke Thiere. Sie drehten die Köpfe gegen den Obriſt, weil er ſie immer geſtreichelt, und ihnen jedesmal ein Stückchen Zucker gegeben hatte. Sie erhielten ihn auch jetzt, und er lobte ſie ſehr. Mich blickten ſie an, daß mir war, als fragten ſie um die andern im Hauſe. Kaspar hatte ſich viel mit ihnen abgegeben. Bei den Rindern freuten den Obriſt die ſteinernen Tröge, und es freute ihn die Reinlichkeit des Stalles und das geſunde Ausſehen der Thiere. Den Eisbehälter nannte er vortrefflich. Wir beſuchten den Garten, die Hauswieſe, das Hausfeld, deſſen Weizen ſehr ſchön war, und den Anger mit der Hausfichte. Er bemerkte alle Veränderungen, und billigte ſie, beſonders die vollkommene Glättung der Wieſe.

Hierauf gingen wir wieder in die Stube.

Dort ſagte er: „Ich habe euch heute recht viel Zeit genommen. Kommt recht bald, ſo bald es euch möglich iſt, zu mir hinauf.“

„Ich werde kommen,“ antwortete ich.

„Und nun lebet wohl,“ ſprach er.

„Lebet wohl,“ antwortete ich.

Wir reichten uns die Hände. Ich begleitete ihn bis zu ſeinem Wagen. Er ſtieg ein, und fuhr auf dem Wege gegen Pirling hinunter.

Ich ging in das Haus, und es war mir jetzt wieder ſchwerer, da er fort war, als wäre noch eines geſtorben.

Am andern Tage erhielt ich Briefe von der Familie von Tannberg, von dem Vater, von der Mutter, von den Töchtern und von der alten Frau.

Sie waren freundliche Troſtbriefe, und freuten mich.

Ich ging an dieſem Tage auch in das Haghaus hinauf. Ich habe ſpäter erfahren, daß der Obriſt nach dem Beſuche bei mir in dem Friedhofe von Pirling auf den Gräbern der Meinigen geweſen iſt.

Meine nächſten Nachbarn machten ſich jetzt öfter in unſerm Hauſe etwas zu thun als ſonſt. Sie grüßten mich recht herzlich, wenn ich an einem Hauſe vorbei ging, oder in eines trat, und von den Hausthüren ſahen mir manche lange nach, wenn ich ſo dahin ging, wie ich es bemerken konnte, wenn ich umblickte.

Meine Leute in dem Hauſe waren ſehr theilnahmsvoll, ſie verrichteten jede Arbeit mit der größten Bereitwilligkeit, widerſprachen nie, und ſuchten mir dienſtlich zu ſein, wenn ſie glaubten, mir etwas an den Augen abſehen zu können.

Das Haus, welches bisher unſer Haus geweſen war, iſt nunmehr mein Haus, und ich muß mich daran gewöhnen, es mein Haus zu nennen.

Die Krankheit, an der mein Vater und Kaspar und Anna geſtorben waren, breitete ſich weiter aus. Unſere Fälle waren die erſten geweſen. Sie war wohl auch früher öfter vorgekommen, aber vereinzelt; jetzt wurde ſie ſo herrſchend, daß faſt alle andern Übel verſchwanden, und in dieſes einzige übergingen. Sie war aber auch ſtärker und heftiger als ſonſt, beſonders im Anfange. Es mußte etwas in der Luft oder im Waſſer oder in der Nahrung oder in andern Dingen ſein, das ſie hervorrief. Kaspar wäre nach ſeiner Verkühlung nicht in ſie verfallen, wenn ihre Urſache nicht ſchon allgemein vorhanden geweſen wäre. Und die andern wären ihm nicht ſo ſchnell nachgefolgt. Ich war außerordentlich in Anſpruch genommen, und konnte zu gar nichts anderem mehr gelangen. Zu dem Obriſt ging oder fuhr ich nicht mehr hinauf, auch ließ ich ihn bitten, er möge nicht zu mir kommen, eben ſo ging ich zu keinem anderen Menſchen, außer im Krankenbeſuche, um das Übel nicht in meinen Kleidern oder ſonſt wie dahin zu bringen; denn es zeigte ſich, daß das Fieber der Nerven, in dem die Seuche beſonders hervor trat, ſehr anſteckend wirkte. Ich kaufte mir noch ein Pferd und einen leichten Wagen, weil ich ſonſt die Sache nicht hätte bewältigen können. In Thal ob Pirling bei meinen nächſten Nachbarn war das Übel beſonders eingewurzelt. Und jetzt zeigte ſich die Wohlthat eines Eisraumes. Beſtändig waren Leute zwiſchen den Häuſern von Thal ob Pirling und meinem Hauſe auf dem Wege, um Eis, das ich verordnete, zu den Ihrigen zu bringen. Ich verwendete alle meine Kräfte ganz allein für die Krankheit, und hatte gar keinen andern Gedanken mehr als an ſie. Und als ſie auf ihrem Gipfel war, zog ich in der Nacht meine Kleider gar nicht mehr aus, ſondern legte mich in ihnen auf den ledernen Polſter, um, wenn ich in der Nacht gerufen wurde, was ſehr oft geſchah, gleich in Bereitſchaft zu ſein. Viele Menſchen ſtarben an dem Übel, viele genaſen auch, und wenn einer gerettet war, freute ich mich, als hätte ich einen der Meinigen gerettet. Von meinen näheren Freunden iſt niemand erkrankt, und ich hatte ſtets eine große Freude, wenn mir von dem ganz beſonders guten Wohlbefinden des Obriſts Nachricht zukam.

Als der Winter ſchon gegen den Hornung neigte, und nach langem Schneefalle und nach naſſem und weichem Wetter eine ſtrenge und heitere Kälte eintrat, nahm die Seuche bedeutend ab. Und in wenig mehr als zwei Wochen war ſie ſo völlig erloſchen, daß kein einziger Fall mehr neu hinzu kam. Die noch mit ihr behaftet waren, genaſen faſt alle, und ihr ganzes Weſen war überhaupt jetzt ſehr gelinde. Als endlich keine Spur mehr vorhanden war, und ich mich geſammelt hatte, war mir, als ſei mir ein Schleier von den Augen genommen, und als ſei die Welt jetzt wieder reiner und klarer.

Ich ging, da gar nichts mehr zu befürchten war, zum erſten Male wieder zu dem Obriſt, und wurde von ihm mit der allergrößten Herzlichkeit empfangen. Er kam des andern Tages zu mir. Ich beſuchte auch manche andere meiner Bekannten in Pirling und in anderen Orten. Viele beſuchten mich in meinem

Hauſe, und beſonders kamen mit Dankſagung zahlreich ſolche, die entweder ſelber, oder von denen Angehörige geneſen waren.

So wie die Krankheit Betrübniß faſt in alle Theile des Waldes gebracht hatte, ſo folgte, als ſie gewichen war, faſt überall Luſtigkeit. Die gemeinſamen Zuſammenkünfte belebten ſich, die Spiele wurden beweglicher, die Vergnügungsorte erfüllter. Es erkrankte jetzt faſt gar niemand. Es war, als hätte die Seuche alles erſchöpft. Ich wurde höchſtens zu Verwundungen, Quetſchungen oder dergleichen gerufen.

Ich nahm nun mehr Leute in mein Haus. Katharina, eine ſehr entfernte, unverheirathete Baſe von fünfzig Jahren, nahm ich als Haushälterin und als Vorſteherin der Dinge im Innern des Hauſes. Aus dem obern Haslung nahm ich noch einen Knecht, einen treuen, willigen Menſchen, der den Namen Andreas hatte. Dann nahm ich noch eine Magd, Namens Crescentia. Die Vorſtandſchaft über die Feldarbeiten und über die Arbeiten im Garten, auf den Wieſen und in dem Walde übertrug ich niemanden, ich behielt ſie mir ſelber vor. Oberknecht war aber Kajetan.

Bei einer unſerer Zuſammenkünfte ſagte mir der Obriſt, daß Iſabella, die jüngere Tochter des Freiherrn von Tannberg, an einem Übel leide, das im Gemüthe und wie eine gewiſſe ſanfte Schwermuth ſei.

Als der Fürſt einmal wegen Baulichkeiten in den braunen Hof gekommen war, fuhr ich zu ihm hinaus.

Ich wurde angemeldet, und zu ihm geführt.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungsworten ſagte ich: „Durchlauchtiger Fürſt, halten Sie die Fragen, um deren Beantwortung ich Sie bitten werde, nicht für eitle Neugierde, ſie haben einen tiefen Grund.“

„Fragen Sie, Herr Doctor,“ erwiederte er, ich werde antworten, wie ich kann.“

„Wie heißt denn der Mann, welcher die Zeichnungen zu Ihrem Garten gemacht hat?“ fragte ich.

„Er hat uns geſagt, daß er ſeinen Namen nicht nenne,“ antwortete der Fürſt, „als Zeichner führe er den Namen Ewald Lind. So nannten wir ihn, und ſo ſchrieb auch mein Freund an ihn.“

„Wie ſieht er denn aus?“ fragte ich.

„Er iſt ein junger Mann mittlerer Größe,“ antwortete der Fürſt, „hat blonde Haare und ſchwarze Augen, ein feines Angeſicht und einen ungemein anmuthigen Körperbau. Er iſt einer der ſchönſten Männer, die ich kenne.“

„Und wie iſt ſonſt ſein Weſen?“ fragte ich.

„Er ſpricht nicht viel,“ entgegnete der Fürſt, „iſt viel allein, und geht herum und betrachtet die Dinge. Er ſchreibt aber ſehr gut. Er las mir, ehe er die Zeichnungen machte, ein kleines Blättchen mit Waldgedanken vor, wie er nämlich das Ganze auffaſſe. Dieſe Gedanken waren ſo lieblich und großartig wie der Wald, und machten mich auf die Zeichnungen erſt recht begierig.“

„Haben Sie etwas Schriftliches von ihm?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete der Fürſt, „auch mein Freund nicht. Er kam auf die Einladungen und Anfragen gleich ſelber. Auf den Zeichnungen ſtehen blos verſchlungen die Buchſtaben E und L.“

„Und er war nur kurze Zeit in dem braunen Hofe?“ fragte ich.

„In dem braunen Hofe ſehr kurze,“ antwortete der Fürſt,

„die Zeichnungen machte er an Ort und Stelle nach der Natur. Am Nachmittage kam er dann in das Haus, und arbeitete noch eine Zeit weiter. In unſerem Kreiſe iſt er ſehr wenig geweſen."

„Und zu der Ausführung trug er nichts bei?" fragte ich.

„Sie ſcheint ihm eher zuwider geweſen zu ſein," entgegnete der Fürſt, „er reiſte ſchnell nach Abgabe der Zeichnungen fort."

„Und dann iſt er wieder gekommen?" fragte ich.

„Ja, um den Erfolg anzuſchauen, er iſt drei Tage hier geblieben," antwortete der Fürſt.

„Und wo befindet er ſich jetzt?" fragte ich.

„In Italien," erwiederte der Fürſt; „wir wiſſen aber nicht wo. Da Sie einen ſolchen Antheil an dem Manne nehmen, ſo werde ich es Sie wiſſen laſſen, wenn er wieder einmal kommt. Und ich glaube ſicher, daß er noch einmal kommen wird. Er ergötzt ſich zu ſehr an dem, was aus ſeinem Haupte entſprungen iſt."

„Es kann einen größern Antheil nicht geben," ſagte ich, „wenn der Mann der iſt, für den ich ihn halte. Sie ſollen den ganzen Zuſammenhang erfahren, durchlauchtiger Fürſt, wenn ſich die Sache gelöſt hat."

„Ich forſche nicht," entgegnete der Fürſt, „Sie ſind mir genug, Herr Doctor. Ich will an Freunde nach Italien ſchreiben, vielleicht iſt er zu erfragen. Um einen Künſtler darf man dort ohne Aufſehen fragen."

„Sie ſind ſehr freundlich in dieſer Sache, durchlauchtiger Fürſt," antwortete ich. „Darf ich nun auch bitten, mir die Zeichnungen zu zeigen?"

Der Fürſt ſperrte einen Schrein auf, und ließ eine Mappe aus demſelben auf den Tiſch legen.

Er öffnete die Mappe ſelber, und legte mir Blatt für Blatt nach der Ordnung vor. Es waren ziemlich viele Blätter, die meiſten davon Mappen. Die Zeichnungen erſchienen mir ſehr ſchön, und ich hatte ein ähnliches Gefühl, wie wenn ich den Wald ſelber betrachtete, den ich nun ſchon ſo lange ſehe, und der vor mir immer ſchöner wird. Der Fürſt machte mich auf manches aufmerkſam, und zeigte überhaupt eine große Freude über die Blätter.

Als ich ſie genugſam betrachtet hatte, ſchloß er die Mappe, und ließ ſie wieder in den Schrein legen.

Euſtachius hatte in Prag Zeichnungen von Gärten, Hausgiebeln, Dächern, Thürmen, Schornſteinen gemacht; ich erinnerte mich ihrer aber zu wenig, um eine Vergleichung anſtellen zu können.

Ich dankte dem Fürſten, und verabſchiedete mich.

Er nahm mich bei beiden Händen, und ſagte: „Herr Doctor, alle Menſchen in der Gegend achten und bedauern Sie, ich achte und bedaure Sie auch.“

Ich konnte auf dieſe Worte nichts antworten, ſondern entfernte mich.

Er begleitete mich zu meinem Wagen.

Als ich zu Hauſe angekommen war, ſchrieb ich ſogleich alles, was ich gehört und geſehen hatte, an Waldon und Chriſtine.

Sie dankten mir in einem Rückſchreiben, und meinten, es ſeien doch noch nicht genug Anhaltspunkte vorhanden.

In kurzer Friſt nach dieſem Ereigniſſe trug ſich etwas Bedeutendes in meinem Hauſe zu.

Eines Tages fuhr ein kleines Fuhrwäglein mit einer langen Truhe, über welche Leinwand geſpannt war, vor das Haus. Ein

Mann und eine Frau waren neben dem Wäglein gegangen. Kajetan holte mich hinaus. Da ſagte der Mann zu mir: „Herr Doctor, ſeid ſehr ſchön gegrüßt. Ich bin der Bergbauer aus den Birkenhäuſern. Wir ſind ſchon geſtern den ganzen Tag gefahren und heute am Vormittage. Da iſt ein Kranker, daß ihr ihn bei euch heilet.“

„Wenn der ganze Berghof darauf geht, wenn er nur geſund wird,“ ſagte die Frau.

„Seid ihr die Eltern?“ fragte ich.

„Ja,“ antworteten beide.

„Ihr hättet mir ſollen früher Nachricht geben,“ ſagte ich.

„Dann hättet ihr vielleicht nein geſagt,“ erwiederte der Mann.

Ich ging zu dem Wagen, lüftete die Leinwand, die über Reifen war, und ſah in die Truhe. In derſelben lag auf einem Bette ein ſtarker Jüngling, und ſah mich mit ſanften blauen Augen an. Ich rief die Knechte, und ließ den Kranken ſammt der Truhe in das Gemach tragen, in dem der Vater geſchlafen hatte. Dort ließ ich ihn auf ein Bett legen, und begann, ihn zu unterſuchen. Auf der rechten Bruſt war eine Erhöhung, die mit Salben und Pflaſtern überklebt war.

„Da iſt das Übel,“ ſagte ich.

„Ja,“ antwortete der Mann.

„Wie iſt es entſtanden?“ fragte ich.

Der Vater antwortete: „Er iſt beim Brotabſchneiden mit dem Meſſer ausgeglitten, und hat ſich eine kleine Wunde gemacht. Wir haben ihm ein ſehr gutes Pechpflaſter auf dieſelbe gelegt, dann ein Balſampflaſter, dann ein anderes Pechpflaſter, und wohlriechende Salben, und dann iſt der Schaden ſo groß geworden.“

„Wie lange iſt es?" fragte ich.

„Ja wohl viele Wochen," ſagte der Mann.

„Hättet ihr reines Linnen mit reinem kalten Waſſer aufgelegt, ſo wäre die Wunde wahrſcheinlich in acht Tagen geheilt geweſen," ſagte ich.

Die beiden Leute ſahen mich verwundert an.

Ich ging nun daran, mit Auflöſungsmitteln die Salben und Pflaſter zu entfernen, und die Gebilde, die ſich zeigten, zu reinigen.

Als dieſes geſchehen war, ſah ich, daß ſich eine ziemliche Erhöhung von Afterbildungen erzeugt habe.

Ich unterſuchte nun den Kranken in allen ſeinen Körpertheilen. Sie waren im naturgemäßen Zuſtande. Ich betrachtete dann ſehr genau die Farbe ſeiner Haut und ſeine Augen.

Hierauf ſagte ich: „Er ſcheint geſundes Blut zu haben."

„Er iſt ja nie krank geweſen," antwortete die Mutter.

Dann fragte ich ihn um ſeine Lebensweiſe und ſeine Schickſale.

Seine Lebensweiſe war einfach geweſen, er hat nie Seelenerſchütterungen erfahren, und nie Unmaß in geiſtigen Getränken geübt.

Nun ſagte ich: „Ich werde den Kranken in Pflege und Heilung nehmen."

„Gott ſei gedankt," rief die Frau.

„Betet zu Gott," ſagte ich, „daß er ſeinen Segen gebe. Jetzt nehmt Abſchied von euerm Sohne, und entfernt euch aus der Stube, daß die Heilung bald beginnen könne."

„Ich werde bei ihm hier zur Pflege bleiben," ſagte die Frau.

„Er bedarf der völligſten Ruhe," ſagte ich, „und darf durch keine Mutterempfindung geſtört werden. Die beſte Pflege erhält er von mir ſelber. Habt ihr noch Kinder?"

„Drei unmündige," antwortete die Frau.

„So geht zu euern Kindern, daß nicht auch denen ein Unfall zuſtoße. Sonſt könnte ich den Kranken nicht übernehmen," ſprach ich.

„So bleibe in Gottes Hut, mein Kind," rief die Frau ſchluchzend, und ſuchte nach der Hand des Jünglings.

Ich brachte ſie aus der Stube.

Der Mann war mäßiger. Er reichte dem Kranken die Hand, und entfernte ſich.

Der Kranke war am wenigſten von dem Abſchiede ergriffen. Aus ſeinen Mienen leuchtete die Zuverſicht, daß ihm Hilfe werde. Das war mir ſehr lieb.

Ich ließ den Eltern in der großen Stube Speiſe und Trank geben, und tröſtete ſie mit freundlichen Worten. Sie wurden ruhiger. Das Pferd war indeſſen auch verſorgt worden. Als ſie geſättigt waren, drang ich auf die Abreiſe. Sie fügten ſich meinem Willen unter zahlreichen Bitten und Verſprechungen der Dankbarkeit.

Ich hatte in der Zeit ein laues Bad richten laſſen. In dieſes legte ich den Jüngling, und ließ ihn die Wirkung des Bades genießen. Da er wieder in dem Bette lag, ſprach ich eine Zeit mit ihm. Seine Zuverſicht trat immer deutlicher hervor.

Ich nährte ihn nun mehrere Tage mit milden Speiſen, und brachte täglich einige Stunden bei ihm zu.

So war der Tag gekommen, den ich zur Behandlung des Übels beſtimmt hatte.

Am Tage vorher hatte ich meine Krankenbeſuche ſo eingerichtet, daß ich den andern Tag ganz zu Hauſe zubringen konnte.

Als die Sonne aufgegangen war, brachte ich alle nöthigen Gegenſtände in das Krankengemach. Der Knecht Thomas und die Mägde Apollonia und Crescentia beſtimmte ich in das Nebengemach, wenn irgend ein Dienſt nothwendig würde. Dann ging ich in meine Kammer, ſchloß hinter mir zu, und that ein Gebet zu Gott.

Darauf ging ich wieder in das Krankengemach, und begann das Werk. Ich entfernte mit dem ſcharfen Meſſer die Afterbildungen. Das Meſſer wurde aber hiebei immer weiter und weiter geführt, daß es mich faſt ſelber ſchauerte, und daß ich dachte, ob ich denn weiter gehen dürfe. Aber es mußte ſein, ich empfahl meine Seele Gott, und that es. Ich war ganz allein, und hatte niemanden, der mir helfen konnte. Der Kranke hielt ſich ruhig, und gab keinen Laut von ſich. Endlich war ich fertig, und es waren nur reine Gebilde ſichtbar. Aber es war eine Fläche blosgelegt, ſo groß, wie ich mir vorher nicht gedacht hatte, und an einer Stelle war mir, als ſähe ich unter dem Häutchen die Lunge wallen. Ich legte Linnen, das vom Eiswaſſer feucht war, auf die Wunde. Dann rief ich die Mägde, ließ Linnen in Eiswaſſer tauchen, ausringen, mehrfach falten, und auf das erſte Linnen legen. So, ſagte ich, müßte in jeder Viertelſtunde gethan werden, wenn ich nicht zu Hauſe wäre. Die Mägde verſprachen es.

Ich wich aber mehrere Tage beinahe gar nicht von dem Kranken.

Ich war dieſe Tage faſt zitternd und bebend.

Ich that dem Kranken alle Dienſte, daß er ſich nicht auf eine ſchädliche Weiſe bewege. An Speiſe gab ich ihm das Wenigſte, daß er nicht erhungere, damit die Gluth der Entzündung nicht zu ſtark würde, und neue Zerſtörungen brächte. Er lag geduldig da, und wenn ſeine ruhigen Augen, da ich bei ihm ſtand oder ſaß, oder an ihm vorbei ging, auf meinem Angeſichte hafteten, wußte ich, wie viel meine Miene werth ſei, und ſtrebte, ſie gelaſſen zu zeigen.

Kein Menſch wußte, wie die Sache ſei; denn ich hatte zu niemanden etwas geſagt. Nur den Obriſt führte ich einmal, da er bei mir war, in das Krankengemach, und entblößte ihm die Wunde. Er ſah mich ſehr ernſt an. Ich aber führte ihn, da ich die Wunde wieder zugedeckt hatte, in das Nebengemach. Dort redete ich nichts, damit der Kranke nicht etwas höre, legte meine Hand auf meine Bruſt, und wies mit der andern Hand nach oben. Der Obriſt nickte. Dann entfernte er ſich, und ging nach Hauſe.

Als eine Woche vergangen war, zeigten ſich ſchon, wie ich aus den ſchönen Lippen des Jünglings, aus den hellen Augen, aus der reinen Haut und andern Dingen geahnt hatte, die erſten Spuren guter Bildungen und beginnender Geneſung.

Ich beharrte bei meiner Behandlung.

Als wieder zwei Wochen vergangen waren, zeigten ſich die Geſundheitsbildungen ſo deutlich, daß, wenn nicht ein großer Fehler geſchähe, die Geneſung als gewiß erkannt werden konnte.

Ich ging wieder in meine Kammer, ſchloß mich ein, kniete nieder, und dankte Gott.

Als ich dem Kranken geſagt hatte, daß er der Geneſung entgegen gehe, brachte es auf ihn keine Wirkung hervor. Er hatte ſich die Sache nie anders vorgeſtellt.

Ich ſchickte an die Eltern und an den Obriſt gute Nachrichten.

Wenn ich auch gegen meine Leute von der Sache nicht geſprochen hatte, war ſie ihnen doch im Allgemeinen aus den Umſtänden bekannt geworden, und als die Gefahr gewichen war, dachten ſie erſt an dieſelbe, und hatten den Muth, mich zu fragen. Sie erzählten wohl auch Andern von dem, was ſie wußten, und es entſtand Theilnahme an dem Jünglinge. Manche kamen in mein Haus, und fragten um den Kranken, der Obriſt war oft bei mir, und freute ſich, wenn ich ihm ſtets beſſere Verſicherungen geben konnte.

Endlich kehrte allgemach das Roth auf die Wangen des Kranken zurück. Er ſaß oft in der Sonne vor dem Hauſe, oder wandelte in dem Garten herum.

Nach einer Zeit war die Wunde geſchloſſen.

Ich ſchrieb an die Eltern, daß ſie den Geneſenen holen möchten.

Sie kamen in einem ſchönen Sitzwägelchen. Sie dankten mir auf das Inſtändigſte, und ſagten, ich möchte meine Forderung jetzt angeben. Ich erwiederte ihnen, ſie ſollen beruhigt ſein, meine Forderung werde nicht groß ſein. Heute aber, an dem Tage des glücklichen Wiederſehens, dürfe davon nicht geredet werden, heute ſei auch der Tag, an dem ſie dem danken müßten, der alles gegeben und ihr Gebet erhört hat. Was mir zu gebühren ſcheine, werde ich ihnen einmal ſpäter in einer Schrift anzeigen. Sie könnten mir es in einer Zeit, die ihnen gelegen wäre, entrichten. Sie aßen bei mir noch ihr Mittagmahl, und richteten ſich dann zur Abreiſe. Der Jüngling hatte, als er mir dankte, naſſe Augen, und wollte mir die Hand küſſen. Ich duldete es aber nicht. Dankend ſtiegen die drei Menſchen auf den Wagen, und dankend fuhren ſie davon. Meine Leute hatten ſich auf der Gaſſe verſammelt, als ſie abfuhren, einige Menſchen aus Thal ob Pirling waren auch herzu gekommen, andere aber ſahen ihnen aus Thüren und Fenſtern nach, da ſie durch den Ort fuhren.

Ich aber hatte nun den ſchönen Wald wieder, der mir bisher gleichſam verfinſtert geweſen war.

In mein Herz kam eine Freude, wie ich nie geahnt hatte, daß ich eine ſolche Freude noch auf Erden zu empfinden vermöchte.

Eines Tages ſprach ich mit dem Obriſt davon, daß ich mein Haus erweitern wolle, und legte ihm ungefähr meine Vorſätze dar.

Er war mit den Gedanken ſehr einverſtanden, und ſagte, ich möge gleich beginnen, und zwar mit ſehr vielen Leuten, daß der Bau ſich nicht verſchleppe. Ich hatte den nämlichen Gedanken. Und ſo wurde begonnen.

Das Haus ſollte an beiden Seiten erweitert und erhöht werden, und ein neues Dach bekommen.

In Kurzem arbeitete an meinem Hauſe eine große Zahl von Menſchen, und ich hatte in meinen Mußeſtunden vollauf zu thun.

Der Obriſt war ſehr fleißig bei mir, wir machten Entwürfe für die Eintheilung in dem Innern, und änderten ſie wieder, bis einmal alles recht klar auf dem weißen Papiere vor uns gezeichnet war.

Neben der großen Stube in dem oberen Geſchoße ſollte ein Gemach ſein, welches ein Andachtszimmer, eine Art Hauskapelle, wäre. Ich hatte bei mir beſchloſſen, daß ich für dieſes Zimmer ein Standbild der heiligen Margarita beſtellen wolle.

Um jene Zeit kam ein Brief von dem Fürſten, der meldete, ſeine Freunde in Italien wiſſen nichts von dem Zeichner Lind.

Nur einer ſchrieb, der Maler Ewald Lind ſei in Rom geweſen. Jetzt ſei er aber nicht mehr dort.

Ich fuhr zu dem Fürſten hinaus, und dankte ihm.

„Da bei mir und meinem Freunde Sternfeld Anlagen nach ſeinen Zeichnungen ausgeführt worden ſind,“ ſagte der Fürſt, „ſo wird er ſehr wahrſcheinlich, wie ich ſchon ſagte, mit uns wieder in Beziehungen kommen.“

„Gebe es Gott, dann kann alles gut werden,“ ſagte ich.

Wir beſuchten auch den Garten, und was der Fürſt geſagt hatte, daß die Wirkung immer klarer und beſtimmter werde, beſtätigte ſich an mir, ſie war bei mir klarer, beſtimmter, aber auch größer.

Ich fuhr wieder nach Hauſe.

Bald darauf ereignete ſich etwas Bedeutſames.

In dem oberen Thaugrunde rieſelt ein kleines Wäſſerlein in die Siller. Die Leute haben ſeit unvordenklichen Zeiten geſagt, daß dieſes Waſſer Drüſenanſchwellungen, Beulen, Geſchwüre, Leberauftreibung heile. Ich hatte es unterſucht, und hatte nie etwas darin gefunden, das Heilkraft haben könne. Nun las ich aber in dem Schatzkaſten des alten Quadrinus, daß er von einer Quelle ſpricht, welche friſch geſtärktes Linnen blau färbt, und Auftreibungen, Anſchwellungen und alte Schäden heilt. Ich ließ Waſſer von unſerem Bächlein holen, tauchte geſtärktes Linnen ein, und es wurde blau.

Ich kaufte nun von dem Gerbauer, in deſſen Walde das Waſſer fließt, den Streifen Grund zu beiden Seiten des Wäſſerleins, und zog Schranken, und ließ vorläufig durch Steine ein Becken legen. Ich hatte vor, den Grund eingittern, und eine Steinkufe hauen zu laſſen.

Der Weizen vor meinem Hauſe reifte. Ich ließ ihn bis zum Äußerſten ſtehen. Dann ließ ich ihn ſchneiden, in der Sonne wohl trocknen, in die Scheuer bringen und dreſchen. Als die ſchönen, goldbraun glänzenden Körner wohlgereinigt auf der Tenne aufgeſchüttet lagen, und die Sonne durch das offene Thor auf ſie herein ſchien, ſtand ich lange dabei, und ſah ſie an. Ich beſchloß, jedem, der da wollte, Samen abzulaſſen.

Die Seitenmauern meines Hauſes waren endlich mit ſchönen Ziegeln bis zu ihrer Höhe geführt worden, und es konnte das Dach geſetzt werden. Bei dem Feſte des Lattenſchlagens dachte ich an Kaspar. Ich hatte nie gewußt, daß ich ihn ſo geliebt habe.

Obwohl ich mit allen meinen Dingen ſo ſehr beſchäftigt war, zog es mich doch zuweilen zu einem einſamen Gange in das Freie. Und wenn ich Pflanzen und Steine anſah, oder den fernen Wald mit ſeinem Blau, aus dem manchmal ein lichter, freundlicher Rauchfaden aufſtieg, oder den Himmel, der mir ſeinen Schmuck zeigte, die Wolken, die am Tage wie Silber glänzten und Abends wie rothbrennendes Gold, ſo war das alles anders als ſonſt, und ich ging oft recht ſchwermüthig nach Hauſe. Am beſten war mir noch anſtrengende Arbeit.

Gegen den Herbſt ſtarb der Auszügler des Alighofes in ſanftem Schlafe. Es hatten wohl wenig Menſchen mehr von dem alten Manne geredet. Jetzt, da er geſtorben war, redeten ſehr viele von ihm, und zwar ſeines hohen Alters willen. Der Pfarrer hatte in dem Taufbuche nachgeſehen und gefunden, daß der Mann nicht gegen neunzig Jahre alt geweſen ſei, wie er ſelber geſagt hatte, ſondern drei Monate über hundert fünfzehn Jahre. Alle Menſchen erſtaunten, und ich dachte, warum denn mein Vater, der um ungemein vieles jünger geweſen war, habe ſterben müſſen. Jedoch ſterben nicht manche im zwanzigſten Jahre und früher? Gott hat es verfügt.

In dem Innern meines Hauſes ließ ich ſo viele Menſchen arbeiten, als nur immer Platz hatten, damit die Eintheilung ausgeführt würde, und die alten Mauerſtücke weggenommen werden könnten. Wir behalfen uns mit den unberührten Gemächern, und hatten wohl Platz genug.

Die beſtellten Schafe kamen. Es waren ſehr ſchöne Thiere, und ich ordnete ihre Verpflegung und Behandlung an.

Es kamen auch die Obſtbäume, die ich beſtellt hatte, Zwergbäume und andere. Die Zwergbäume wurden in den Garten vertheilt, die andern, Äpfelbäume, Birnbäume und Waldkirſchenbäume, wurden vom Garten weg auf meine Gründe geſetzt, ſo weit dieſelben reichten.

Der Wegbau wurde in unſerer Gemeinde und in anderen Gemeinden ſehr eifrig fortgeſetzt.

Von dem Amte kam die Weiſung, daß die Sillerbrücke gebaut werden müſſe. Der Obriſt erbot ſich, damit die Brücke die gehörige Höhe habe, auf dem diesſeitigen Ufer aus eigenen Kräften eine Mauer aufführen laſſen zu wollen, was mit Freude und Dank angenommen wurde. Er begann ſogleich damit, und die Einleitungen zu dem Baue wurden zwiſchen den verſchiedenen Gemeinden gemacht.

So war nun manches im Gange, das die Kräfte hierhin und dorthin in Anſpruch nahm, und förderſam wirkte.

Ueber Kunſt im Allgemeinen.*)

---

*) Dieſe, ſo wie die übrigen in dieſem Bande noch folgenden Aufſätze, ſind größtentheils für die Linzer Zeitung bei verſchiedenen Gelegenheiten geſchrieben und in derſelben abgedruckt worden. Die Überſchriften derſelben wurden zu leichterer Sonderung von dem Herausgeber beigefügt.

Die Kunſt als ein Merkmal des Kulturzuſtandes der Völker.

(1853.)

Die Kunſt iſt eine der größten und wichtigſten Mächte des menſchlichen Lebens, ſie geht allen jenen Dingen des Daſeins, die nur Mittel ſind, als menſchlicher Selbſtzweck voran, und die Völker gelangen einzig durch dieſen Durchgangspunkt zu ihrer Kultur. Dies iſt ſo wahr, daß ſelbſt das Höchſte, was den Menſchen mit Gott verbindet, die Religion, in allen ihren Arten und Abarten des Kultus bis zum Chriſtenthume ſich in kein ſchöneres Gewand zu hüllen vermochte, als in das der Künſte, und daß der letzte, höchſte Ausdruck des Göttlichen, das Chriſtenthum, auch die Künſte in ihrer edelſten Geſtalt um ſich verſammelt, ja, gerade allein die höchſten und bewunderungswürdigſten Blüthen der Kunſt aus frommem Herzen erzeugt hat. Selbſt die, welche, wie es beſonders im vorigen Jahrhunderte der Fall war, aus vermeintlicher Aufklärung alle Bildnerkraft aus dem Religiöſen entfernen, und es auf nüchterne Einſicht zurückführen wollten, waren doch wieder gezwungen, die Kunſt durch dieſe oder jene Hinterpforte in die Tempel zu laſſen.

Mehrmal haben ſich Schwankungen in der Kunſt ergeben. Wie ſich die Seelen von Völkern erhoben, ging jedesmal die Kunſt dem Aufleuchten der andern Geiſteskräfte voran, und wie ſich die Herzen dem Niederen zuwandten, dem Genuſſe des erworbenen Reichthumes, der Sinnlichkeit, der zerſtreuenden Freude und der lärmenden Vergnügungsſucht, ſo nahm die züchtige Freundin des Menſchen, die Kunſt, zuerſt von ihm Abſchied, die Wiſſenſchaften blühten oft noch fort, ja, ihre Blüthe ſteigerte ſich noch, aber da ihnen ihr Boden weggenommen war, das fromme, einfache Herz, der heilige Ernſt des Forſchens, ſo blieben ſie nach einzelnem Aufblitzen in einzelnen Männern verkommender Jahrhunderte ſtehen, gingen endlich allgemach verloren, und das Volk verarmte geiſtig. Es wußte endlich nicht mehr Recht von Unrecht, gut von böſe zu unterſcheiden, und auch ſein Luxus, ſeine Gewerbthätigkeit ſchwanden, da ſie nicht mehr auf ihrem eigenthümlichen Boden der Rechtſchaffenheit und allſeitiger Einſicht ſtehen konnten, und endlich verloren ſolche Völker ſogar die Kraft des Armes, mit der Waffe in der Hand ſich vertheidigen zu können, ließen ſich von rohen, aber geſunden Barbaren erſchlagen, und gingen trotz ihrer Waffenvorräthe, ihrer Überzahl und ihrer beſſeren Abrichtung zu Grunde. Dieſes traurige Bild hat ſich oft in den menſchlichen Geſchlechtern wiederholt, und die düſtern Lettern noch bis in unſere Zeit hereinragender Trümmer der Vergangenheit und die Beſchreibungen von Trümmern, die ſelbſt ſchon längſt zu Grunde gegangen ſind, erzählen oft, daß dieſes auf verſchiedenen Punkten unſeres Erdballes der Fall geweſen ſei, und daß es ſich viel öfter zugetragen hat, als wir uns zu denken vermögen, oder als uns zu erforſchen gelang.

Es iſt ein ſehr betrübendes Bild menſchlichen Schwankens;

aber es iſt ein naturnothwendiges, es iſt das eiſerne Geſetz der Folgerichtigkeit von Sünde und Strafe. Wir ſind ihm hingegeben. Wenn unſere Kräfte wachſen, wenn der Geiſt in Blüthe ſteht, die Künſte glänzen, die Wiſſenſchaft ſich regt, die Felder blühen, der Handel ſeine Wege zieht, die Städte emporſteigen: geben wir uns der Freude hin, dem Entwerfen, dem Übermuthe, dem Genuſſe, dem Entnerven. Gott hat ein großes, gewaltiges Mittel dagegen in unſer Leben gelegt, den Schmerz, das Unglück, die Züchtigung, und der Krieg, der ſonſt in allen Hinſichten für alle Menſchen und ihre Vernunft ſo entehrend iſt, hat das einzige Gute, daß er ein Schreck und eine Läuterung für Völker ſein kann, daß ſie ſich wieder zu erheben vermögen. Aber auch die Menſchen haben in ſich ſelber Mittel: die Vernunft, das aus ihr entwickelte Gewiſſen und die Religion. In Zeiten des Verfalles, wenn er ſeine erſten Blätter treibt, und fort zu wachſen beginnt, ſollen die, denen ein reicheres Maß des Edlen gegeben iſt, ſich erheben, alle ihre Kräfte gebrauchen, um durch Wort und That Einhalt zu thun, und das Böſe wieder in das Gute zu verkehren. Sie ſollen raſtlos ſein in Widerlegung der falſchen Apoſtel, die im Beginnen ſolcher Zeiten erſcheinen, und, durch das eigene ſchlechte Innere geſtachelt, das Volk zu verſchlechtern ſtreben, indem ſie ihm das Gemeine, das Sinnliche, das Reizende, das Aufregende bieten, weil ſie merken, daß das Volk an dem Rande dieſer Dinge ſteht, weil ſie ſelber an dieſem Rande ſtehen, und weil ſie Ehre, Preis und Reichthum aus ihrem Beginnen erwarten. Mit dieſen Apoſteln geht das Volk zu immer Schlechterem, und eilt ſeinem Abgrunde entgegen. Wir haben das oft geſehen, und ſehen es vielleicht auch in der Gegenwart. Alle, denen das Wort des Himmels im Herzen iſt, die die Religion nicht im Munde, ſondern in der That hegen, beſonders ihre Diener ſollen ſich in ſolchen Zeiten erheben, reinigen, und als erneuerter Damm des Göttlichen da ſtehen.

Nur einmal hat das Chriſtenthum die Welt gerettet — wenn jetzt dieſelbe den nämlichen Weg der Entartung ginge, wie zu Anfang unſerer Zeitrechnung, wenn das Chriſtenthum ſeine Kraft verlöre: ſo iſt die Unendlichkeit des Abgrundes gar nicht zu ermeſſen, der ſich da aufthäte, und die Mittel, ihn zu ſchließen, wären keiner menſchlichen Kraft, nur Gott bekannt.

Aber weil es Mittel gegen ſolche Übel gibt, iſt nicht jedesmal ein Volk den Weg des Unterganges gewandelt, wenn ſich die Spuren des Sinkens offenbarten, und da die Kunſt das erſte verſchwindende Heiligthum iſt, aber auch immer wieder das erſte erwachende, ſo gibt ſie das Merkmal ab, an dem wir Sinken und Steigen eines Volkes erkennen können. Und in dieſer Hinſicht erfreut es auch, bemerken zu können, daß manches Volk mehr als eine Periode ſeines ſogenannten goldenen Zeitalters der Kunſt gehabt hat. So haben wir Deutſche ein ſolches herrliches Zeitalter der bildenden Künſte und zwei der redenden gehabt. Wenn nicht an ſich die Kunſt ſchon göttlich wäre, ſo wäre ſie als das Merkmal des Zuſtandes der Völker ſchon von unermeßlicher Wichtigkeit, und ihr Steigen oder Fallen ſollte von den Augen aller Kenner und Menſchenfreunde mit der größten Sorgfalt und Aufmerkſamkeit beobachtet und aufgezeichnet werden.

Einige Urſachen des Verfalles der Kunſt in der Gegenwart.

(1863.)

Unter allen Völkern, von denen uns die Geſchichte, ſo weit ſie jetzt Vergangenes enthüllt hat, erzählt, und von denen Überbleibſel ihrer Wirkſamkeit auf uns gekommen ſind, waren in der Kunſt die alten Griechen die erſten. Es iſt rührend, wenn wir jetzt, wo Wiſſenſchaften und Geſchäfte einen ungleich höheren Gipfel erreicht haben und die Mittel uns viel mannigfaltiger und wirkſamer zur Hand liegen, ein einfaches, naives, reines Kunſtwerk jener Zeit betrachten, in welchem der feinſte Sinn vollendeter Menſchheit ausgeſprochen iſt, und daneben die Wucht von Dingen und Erfahrungen ſehen, die wir haben, und mit denen wir doch jene einfache Größe weitaus nicht zu erreichen im Stande ſind. Es iſt rührend und betrübend zugleich. Jener innigſte Schönheitsſinn war nur einmal in der Welt, und kam ſeitdem nicht wieder. So tief war dieſer Sinn in den Herzen der Griechen, ſo fein ihr Gefühl für Geſetz und Maß der Geſtaltungen, daß ſie nicht das Volk, welches ſchlechtere Staatseinrichtungen, rohere Sitten, grauſamere Gebräuche u. dgl. hatte, Barbaren nannten, ſondern die, welchen die Gabe, Schönheit darzuſtellen und zu empfinden, nicht, oder in einem geringen Maße verliehen war. Ihnen erſchien der in Staats- und Kriegsdingen große Römer als Barbar, und dort, wo dieſes ſonſt merkwürdige Römervolk die Barbarei von ſich abzuſtreifen bemüht war, ahmte es nur die Griechen nach. Die ſpätere Welt, wenn die Griechen aus der Zeit des Perikles ein Urtheil über ſie abgeben könnten, würden ſie wieder Barbaren heißen, und wir müßten es dulden. Wir wollen nicht von der Dichtkunſt reden, in derſelben hat auch die Nachwelt Großes geleiſtet, und Einzelnes mag neben, theilweiſe ſogar über griechiſchen Werken ſtehen. In der bildenden Kunſt aber, in wie weit wir Reſte zur Vergleichung haben, ſind wir ihnen nicht mehr nachgekommen, und die ängſtliche Nachahmung ihrer Geſtalten, die einige Zeit an der Tagesordnung war, iſt das allerfroſtigſte geblieben.

Wir wollen nicht zu ergründen ſuchen, weshalb es ſo iſt, ob geringere Begabung, ob Zeitläufe und Ereigniſſe die Schuld haben, es wäre dies eine Arbeit über unſere Kräfte, und ſie würde nicht ſehr großen ſachlichen Erfolg haben; ſondern wir wollen nur wieder einmal der Kunſt das Wort reden, wie wir es ſchon öfter verſucht haben. Der Standpunkt der Kunſt eines Volkes iſt immer der Standpunkt ſeiner Menſchlichkeit. Das menſchlich Höchſte für den Menſchen iſt nach der Religion die Kunſt, die ja in allen ihren Zweigen auch der Religion dient. Selbſt das Landſchaftsbild iſt als das Bild eines göttlichen Werkes religiös, und es wird es deſto mehr und deſto ſchöner, je tiefer es göttliches Walten darzuſtellen im Stande iſt. Es gibt keinen Menſchen ohne allen Sinn für die Kunſt, und wenn er nur bunten Farben und gellenden Tönen nachläuft, ſo ſucht er ſchon eine Art Kunſt. Die Menſchen ohne alle Kunſt, da ſie nicht höhere Geiſter werden können, würden nur ſehr geſchickte Thiere ſein; aber auch die höheren Geiſter müſſen eine Kunſt, und wahrſcheinlich eine höhere als wir, haben, weil die Welt außer allem Großen, was ſie iſt, auch ſchön iſt. Mögen wir, wenn uns auch der griechiſche Laſtträger, falls er von der Betrachtung des Volkes von Bildſäulen in Athen durch Jahrtauſende und viele Meilen zu uns verſetzt würde, Barbaren heißt, uns beſtreben, dieſen Namen immer weniger zu verdienen. Aber leider -- und dies iſt der Grund, weshalb wir ſo oft, und vielleicht von manchem verſpottet, unſere Stimme für die Kunſt erhoben haben, — leider geht, einzelne verehrungswürdige Beſtrebungen ausgenommen, der Sinn für Kunſt im Ganzen abwärts, wenn auch noch wie ein verſpäteter Blitz einzelnes Großes auftaucht, das Gefühl für das Große ſchwächt ſich ab, und täglich mehr, wie man, wenn man vierzig Jahre dieſe Dinge beobachtet hat, nicht mehr zu läugnen im Stande iſt. „Und was liegt daran?“ fragt jener Spötter. Wir antworten ihm: Wenn Völker verkommen, ſo iſt es allemal die Kunſt, welche zuerſt von ihnen weicht; ehe der Grieche durch Sklaverei geſchändet wurde, floh ſeine Kunſt von ihm, und das Entweichen dieſes holden Gebildes dürfte der Anfang viel ernſterer und traurigerer Dinge ſein. „Und wird dein Wort dies aufhalten?“ frägt man weiter. Mein Wort nicht, vielleicht nicht die Worte vieler Menſchen; aber dennoch iſt es Pflicht, die Worte zu ſagen.

Einen Grund der Abnahme des Kunſtſinnes glauben wir in einer Zuſammenwirkung von Zeitdingen zu erblicken, die ſich noch ſteigern, dann überſtürzen, und dann vielleicht das Zerſtörte wieder und noch ſchöner aufbauen können. Die Kunſt, wie jedes Hohe, verlangt Sammlung, ſie verlangt, daß der Geiſt, der das

Geiſtige betrachtet, im Geiſte ruht. Wo aber iſt heute Sammlung, wo iſt Ruhe? Die geſellſchaftlichen Ereigniſſe unſeres Welttheils ſtacheln zur Unruhe an, rufen die Thätigkeit zum Ordnen und Befeſtigen hervor. Möge dies gelingen, dann wird der Geiſt, wenn das Haus wieder gebaut iſt, in ſeinen Thaten größer und herrlicher emporleben. Bedenklicher iſt ein Zweites. Alle Welt hat die Reiſe- und Wanderluſt erfaßt, alles iſt in Bewegung: der Großſtädter ſucht nicht mehr zur Sommerszeit die ländliche Stille, er reiſt um das Geld, das er ſonſt für Landleben ausgegeben, und der ſtille Bewohner des Landes macht ſich auf, die Welt zu ſehen, und wird mit dem Großſtädter zuſammengeworfen. Durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegungen werden die Menſchen der fernſten Orte durcheinander gewürfelt. Eindrücke rauſchen an ihnen vorüber, der Menſch ſieht Menſchen, Berge, Thäler, Städte, Theater, Bahnhöfe, Ausſtellungen, Verzierungen, Fahnen, Trachten, er ſieht bunte Farben, er hört ſinnreizende Töne, er ißt feine Speiſen, ſchläft in den Kiſſen des Eiſenbahnwagens, und träumt, wenn er nach Hauſe gekommen iſt, von dieſen Dingen, und lieſt dann in Zeitungen von anderen ähnlichen Eindrücken, die ſie in fernen Ländern erfahren haben und beſchreiben. Wie ſoll da ein Verſenken in ſich ſelber, wie ſoll da ein Arbeiten des Geiſtes in ſeinen Tiefen über die Menge kommen? Sie wird immer rohſtofflicher, ſie wird immer ſinnlicher. Der Genuß iſt das Ziel, wornach gejagt wird, der Genuß, der ſo leicht iſt wie das Fahren auf der Eiſenbahn. An Stätten, wo die Kunſt am öfteſten an die Menge tritt, in Theatern und Büchern ſucht man nur die Unterhaltung, und Theater und Bücher bequemen ſich dazu, und die hohe Muſe, die Freundin des hohen Menſchen, die Wohlthäterin des menſchlichen Geſchlechtes, verhüllt ihr Haupt und trauert. Es iſt möglich, daß ſich der Sinnengenuß noch ſteigert, und daß dann wie gewöhnlich Ekel und Umkehr eintritt. Es iſt noch möglicher, daß der Menſch die großartige Erſcheinung der Eiſenbahnen und der Dampfſchifffahrt, und was noch kommen mag, verarbeitet, ſie als ein neues Gewicht in ſein Leben aufnimmt, durch ihren Gebrauch die Ruhe nicht mehr verliert, vielmehr an ihr eine neue Kraft, gleichſam einen längeren Arm, für ſeine höheren Beſtrebungen gewinnt. Es dürfte aber einige Zeit vergehen, bis dies eintritt. In dieſer Zeit laſſe ſich keiner, dem Gott Kräfte zu künſtleriſchen Hervorbringungen verliehen hat, entmuthigen, und arbeite in höheren Kreiſen, von ſeinem Geiſte beſeelt, muthig fort, wenn auch die Anerkennung nur von Eingeweihteren kommt, und der Lohn in ſeinem Bewußtſein liegt; denn dies gilt mehr, als die Kunſt zum Vergnügungsmeiſter der Menge herabzuſetzen, oder Dinge mit ihr in Verbindung zu bringen, die ihr fremd ſind. Freilich iſt es troſtlos, wenn der Kunſt die äußeren Mittel fehlen, und ſie nach Brot gehen muß. Dann wäre es, wenn es nur irgend möglich iſt, beſſer, der Ausübung einer Afterkunſt, zu der man gezwungen iſt, zu entſagen, und ſein Brot auf anderen Wegen zu ſuchen. Und die, welche zwar nicht ſelber die Kunſt ausüben, aber in reinem Sinne pflegen und für ferner ſtehende Kreiſe vermitteln, mögen nicht verzagen, im Dienſte ihrer Sendung ausharren, und nur nach dem Hohen ſtreben; etwa tragen ſie doch ein Körnlein bei, jene Zeit, wenn uns noch eine beſchieden ſein ſollte, herbeizuführen, in der wir uns neben die alten Griechen und neben einige Jahrhunderte des Mittelalters ſtellen dürfen.

Idealiſmus und Realiſmus in der Kunſt.

(1867.)

In allen jenen Werken, welche im Alterthume und in den darauf folgenden Zeiten von den Völkern als Kunſtwerke anerkannt worden ſind, iſt ein gemeinſchaftliches Merkmal das Göttliche, das in ihnen liegt. Dies iſt es, was nicht altert, was einer Zeitſtrömung nicht unterliegt, was jedes Volk und in jeder Zeit wieder erhebt und entzückt, ſo lange dieſes Volk ſeine ſittliche Würde nicht aufgibt, und in Niedrigkeit verſinkt, wo dann freilich die Kunſt von ihm flieht, oder ihr ſtrahlendes Angeſicht, wenn es noch von fernen Zeiten her ſchimmert, nicht mehr erkannt wird. Das höchſte Werk, worin dieſes Göttliche ausgedrückt wird, iſt die Welt, die Gott erſchaffen hat. Und wenn der Menſch das Göttliche durch die Kunſt darſtellen will, ſo ahmt er Theile der Welt nach. In der Malerei und in den zeichnenden Künſten iſt es zu oberſt der Menſch, der als Gegenſtand dient, dann landſchaftliche Gebilde, Blumen, Früchte, Thiere, ja ſelbſt Erzeugniſſe einer anderen Kunſt, z. B. Gebäude, oder allerlei Dinge gewöhnlichen Gebrauches, Zimmer, Hallen, Geräthe u. ſ. w. Für den Menſchen iſt die bloße menſchliche Geſtalt die ſchönſte Geſtalt der Erde, und ſie wird ihm am leichteſten zum Träger des Göttlichen, wenn in ihrem Ausdrucke ſich dieſes Göttliche ſpiegelt oder in Handlungen der Menſchen zum Vorſcheine kommt. Man wende mir nicht ein, daß dann das ſogenannte Komiſche und

Humoriſtiſche aus der Kunſt verbannt wäre. Im Gegentheile, das Komiſche kommt nur zu künſtleriſcher Verklärung durch die Grundlage der ſittlichen Tiefe, die als Größtes dem Lächerlichen als Kleinſtem gegenüber ſteht, welcher Gegenſatz eben das Lachen hervorbringt. Darum lacht nur der Menſch, weil er ein Sittengeſetz hat, das Thier lacht nicht. Ein Mann, der eine hohe Vernunftentwicklung hat, ſieht die Gegenſätze zwiſchen den Thorheiten der Menſchen und den Forderungen der Vernunft ſchärfer als andere, er hat alſo auch ein viel größeres Feld des Lächerlichen und Humoriſtiſchen. Ein großer Denker, deſſen Name mir zu dieſer Sache nicht im Gedächtniſſe iſt, ſagt: „Die Franzoſen bringen es nicht zu einem rechten Lächerlichen, weil ihnen der rechte Ernſt fehlt.“ Ich erlaube mir, auf die Abſchnitte über das Lächerliche und den Humor in Jean Pauls Vorſchule zu verweiſen, vielleicht das Tiefſte über dieſe Gegenſtände. Schwieriger drückt ſich dem Künſtler in der Landſchaft oder gar in den genannten anderen Gegenſtänden das Göttliche aus. In der Natur und ihren Geſtaltungen, als von Gott ausgegangen, liegt es. Es kommt nur darauf an, es zu faſſen und zu bringen. Wenn die Malerei Dinge, die Menſchen gemacht haben, darſtellt, ſo hängt der Kunſterfolg häufig ſchon von dem ab, was der erſte Werkmeiſter als Göttliches in ſein Erzeugniß zu legen vermochte.

Aus dem bisher Geſagten würden ſich jetzt die landläufigen Ausdrücke in der Kunſt: Realismus, Idealismus, Styl erklären. Realismus (Gegenſtändlichkeit) wird ſo gerne geradehin verdammt. Aber iſt nicht Gott in ſeiner Welt am allerrealſten? Ahmt die Kunſt Theile der Welt nach, ſo muß ſie dieſelben den wirklichen ſo ähnlich bringen, als nur möglich iſt, d. h. ſie muß den höchſten Realismus beſitzen. Hat ſie aber über ihn hinaus nichts weiter, ſo iſt ſie nicht Kunſt, der Realismus kann dann noch für die Naturwiſſenſchaft Werth haben, für die Kunſt iſt er grobe Laſt. Idealismus iſt aber jenes Göttliche, von dem ich oben ſagte. Iſt es in der Kunſt dem größten Realismus als höchſte Krone beigegeben, ſo ſteht das vollendete Kunſtwerk da. Wie bloßer Realismus grobe Laſt iſt, ſo iſt bloßer Idealismus unſichtbarer Dunſt, oder Narrheit. Jean Paul ſagt von ſolchen Idealiſten in der Vorſchule: „Sie malen den Äther mit Äther in Äther.“

Die Idealiſten, welche den Realismus ſo verachten, ſind meiſt ſolche, die ſeiner nicht Herr werden können, und es mag mit ihrem Idealismus auch ſchwanken, und er dürfte eher nur Empfindelei ſein; denn das hohe, geſunde Ideal wird gleich mit der rechten geſunden Geſtalt geboren. Nach dem Geſagten iſt uns Styl ein überflüſſiges Wort, jedenfalls iſt es ein gefährlich vieldeutiges, und Unzählige mögen ſich darunter jene Darſtellungsweiſe denken, die ſie für ſchön halten, oder gar, an die ſie ſich gewöhnt haben.

Bisher iſt von den Merkmalen des Kunſtwerkes an ſich geſprochen worden. Es kommt aber noch etwas hinzu. Jeder, der malt, zeichnet u. ſ. w., legt auch ſich in ſein Werk, bewußt oder unbewußt, ja oft wider Willen.

Der wahre Künſtler bringt ohne Wiſſen das Göttliche, wie es ſich in ſeiner Seele ſpiegelt, in ſein Werk. Und je größer und erhabener dieſe Seele iſt, und je mächtiger und majeſtätiſcher ſie das Göttliche faßt, das ſie dann wiedergibt, deſto mehr entzückt, erhebt und überwältigt uns das Werk. Der Afterkünſtler bringt ebenfalls ohne Wiſſen Allerlei, nur kein Göttliches, in ſein Werk: Verſtandklügelei, Räthſel, ſogenannte Allegorie, Rohheit, Niedrigkeit, ſelbſt Schlechtigkeit, Verſtandesloſigkeit, Seichtheit und Leere ſeines Gemüthes ꝛc. Kleine Gegenſtände, Stillleben, ſogenannte Genreſtücke und dergleichen bedürfen eines beſonders innigen, tiefen, heiteren, argloſen oder ſchalkhaften und humoriſtiſchen Gemüthes, weil das Ideal in der Kleinheit des Gegenſtandes ſo ſchwierig zu finden iſt. Daher geht der Afterkünſtler ſolchen Dingen gewöhnlich aus dem Wege, und wählt große Stoffe, hinter denen er ſich unbewußt verbirgt, und wählt er den kleinen Stoff, ſo entblößt die Kleinheit desſelben erſt recht den kleinen Künſtler. Nicht blos in Darſtellungen menſchlicher Dinge, ſondern auch in Landſchaften u. ſ. w. können jene üblen Erſcheinungen liegen, von denen ich ſagte, und der echte Kunſtfreund begreift Lechts Worte ſehr gut, der geſagt hat, er habe Franzoſen gekannt, die laſterhafte Landſchaften gemalt haben. Iſt mit ſolchen Niedrigkeiten, Seichtigkeiten, Anmaßungen u. dgl. ein gewiſſes und oft großes Geſchick der Arbeit verbunden, dann kann der Unwille des Kunſtfreundes ſich bis zum ſittlichen Zorne ſteigern, nur vor der ſchuldloſen und harmloſen Thorheit und Unmacht ſteht man mit verzeihendem Lächeln. Sonſt ſind eher Mängel der Arbeit zu überſehen, als bei vollendetſter Arbeit Mangel des Ideals oder Daſein ſeines Gegentheils. Wie könnte uns ſonſt manches altdeutſche Werk mit bedeutenden Arbeitsfehlern ſo entzücken?

Daß zum Genuſſe eines Kunſtwerkes auch ein eigenes Göttliches gebracht werden muß, wie es jeder mehr oder minder hat, iſt begreiflich. Göthe ſagt:

„Lebt nicht in dir des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' dich Göttliches entzücken?"

Über die Bedeutung des Stoffes bei einem Kunſtwerke.

(1861.)

Der Stoff eines Kunſtwerkes iſt allerdings nicht gleichgiltig, und ſeine Großartigkeit hilft in Verbindung mit der entſprechenden Ausführung die Tiefe der Wirkung erzielen; allein bei dem Schwächerwerden der Ausführung verliert der Stoff allmälig ſeine Bedeutung, und iſt bei ſchlechter Ausführung ganz und gar ohne Werth. Wir glauben dieſe Bemerkungen um ſo mehr machen zu müſſen, als unſere Zeit, in welcher die ſtofflichen Angelegenheiten ſo ſehr herrſchen, auch in der Kunſt geneigt iſt, dem ledigen Stoffe zu huldigen, und ihn mit dem Kunſtwerke zu verwechſeln. Hiebei tritt als folgerechte Beigabe ein, daß der ſinnfällige Theil, den jede Kunſt als Ausdruck weg haben muß, in ſeiner Eigenſchaft als Reiz auf die Sinne eine zu große Breite gewinnt, und die Schönheit, deren Diener er doch ſein ſoll, verſchlingt, daher unſere Zeit in der Malerei ſo gerne das Färben, in der Muſik das Klingen liebt. Höhere Künſtler unſerer Zeit verſchmähen wohl den bloßen Reiz der Sinne, und wenn das ſich immer weiter ausbreitet, dann werden auch die Kunſtgenießer in den weiteſten Schichten ſich von dieſen Lockungen abwenden.

Dramatiſche Dichtung

und

Darſtellung.

Über die Beziehung des Theaters zum Volke.

(1867.)

Den größten Antheil nimmt der Menſch immer wieder nur an dem Menſchen. Auf der unterſten Stufe menſchlicher Entwicklung iſt es faſt ausſchließlich die Leibesſtärke, welche Bewunderung erregt. Wer große Laſten hebt, wer ſchwere Dinge weit ſchleudert, wer ſtarke Gegenſtände zerbricht, wer den tüchtigſten Gegner niederwirft, wer wuchtige Glieder ſeines Körpers daher trägt, wird angeſtaunt. Dann kommen in ihren Streitigkeiten die Kämpfe der Menſchen gegen Menſchen, und der durch Kraft den Feind bezwingt, und mit Muth und Zuverſicht die Gefahren ſucht, wird gefeiert, und es kommen die Heldenſagen und die Heldenlieder. Und wie die Dinge zwiſchen Menſchen und Menſchen vorwärts ſchreiten, wird dann nicht nur mehr allein die Äußerlichkeit der einzelnen That betrachtet, ſondern der Muth, die Tapferkeit, die Kühnheit, die ihr zu Grunde liegt, erhoben, ja, es wird die Liſt, die Schlauheit, der Betrug, wodurch der Feind in die Falle gelockt und geſchädigt wird, von den Angehörigen laut geprieſen. Dann wird die Freundestreue, die Treue der Kampfgenoſſen, die Treue und Liebe gegen ſeinen Stamm als Hohes gelobt und geehrt. Erſt ſpät gelangen die Menſchen dazu, auch Großmuth gegen den Feind zu bejubeln. Und wie die Beziehungen zwiſchen den Stämmen ſich mehren, tritt Klugheit in den Einrichtungen des Stammes, Geſetzesweisheit, kräftige Lenkung der Gemeinweſen und Hingabe an dieſe Angelegenheiten in die Reihe der lobenswerthen Dinge. Und was die Völker an dem Menſchen groß achten, das dichten ſie in größtem Maßſtabe ihren Göttern an, die ſie ſich machten, und ſuchen dieſes Göttliche wieder äußerlich darzuſtellen: in Sage, in Geſang, in Tanz, in Gebilden menſchlicher Körper, ja in dem Baue ihrer Hütten und Tempel. Und ſo entſtand die Kunſt. Sie war überall und iſt überall die Darſtellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, in ſo ferne es ſinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was Anderes darſtellt als das Göttliche, mag allerlei ſein, nur Kunſt iſt es nicht. Darum trägt alle Kunſt, bewußt oder unbewußt, den Schimmer ihrer Religionen, ſo aſſyriſche Kunſt, egyptiſche Kunſt, indiſche Kunſt, griechiſche Kunſt, chriſtliche Kunſt. Und je höher die Menſchen in ihrer Vorſtellung über Gott und göttliche Dinge gelangten, deſto höher ſtieg die Kunſt. Das ganze Innere des Menſchen ward in ſie einbezogen, und auch alle jene Äußerlichkeiten, von denen oben geſprochen worden iſt, behielten ihre Geltung, nur wurden ſie in eine Werthordnung eingereiht, deren höchſten Platz die ſittliche Größe behielt. Erſt ſpät kamen die Menſchen dahin, auch in der Welt des außer ihnen Erſchaffenen das Walten des Göttlichen zu erkennen, in der Pracht der Wälder, der Berge, der Wüſten, des Meeres, des Sternenhimmels, und dieſe Dinge in die Offenbarungen ihrer Kunſt einzuflechten. Ja, in dem kleinſten Geſchöpfe ſieht der Forſcher den göttlichen Finger, und bewundert ihn. So iſt die Kunſt nicht nur eines der höchſten Dinge der Menſchheit, ſie iſt ein Theil der menſchlichen Beſtimmung, des menſchlichen Daſeins ſelber. Als die Darſtellung des Göttlichen im Reize kommt ſie gleich nach dem Höchſten, was der Menſch hat, nach der Religion. Die Wiſſenſchaft, dieſes erhabene Gut des menſchlichen Geſchlechtes, folgt erſt nach ihr, und wird deſto höher, je mehr ſie der Kunſt dient, oder ſelbſt Kunſt wird. Man leſe Humboldts Einleitung zum Kosmos. Die Völker hatten auf ihrem höchſten Gipfel der ſittlichen Größe die höchſte Kunſt, und wenn ſie herabſinken und nach dem Rohen zu greifen beginnen und nach dem groben Genuſſe, dann iſt es immer zuerſt die Kunſt, die ihr Haupt verhüllt, und von dem entwürdigten Geſchlechte flieht. Dann tritt die Afterkunſt auf und ſchmeichelt den Laſtern, den Begierden, den Niedrigkeiten, und erniedrigt die Erniedrigten noch mehr. Darauf ſollten Alle, die Völker oder Theile von Völkern zu leiten haben, ſorgſam achten; denn es iſt ein Zeichen, daß auch andere Dinge im Verfalle begriffen ſind: Sitte, Recht, Pflichtgefühl, Ordnung, Menſchlichkeit, und wenn in früheren Zeiten dieſe Dinge zu Grunde gingen, ſo gingen Staaten und Völker zu Grunde. Wenn nun die Kunſt ein ſo edles Gut der Menſchheit iſt, ſo iſt ihre Pflege nicht blos die Pflicht des Einzelnen, ſondern ſie iſt die Pflicht des Ganzen, wie ja immer, wenn Völker in ihrer ſchönſten Blüthe waren, Fürſten, Staaten und Gemeinweſen die Kunſt ehrten und ſtützten.

Ein Zweig der dichtenden und mitunter der tönenden Kunſt iſt das Drama, in welchem durch Geſpräche menſchliche Handlungen, Schickſale, Leiden und Freuden dargeſtellt werden. Das Drama iſt ſchon in den älteſten Zeiten entſtanden. Es geſellte ſich ihm dann eine andere Kunſt hinzu, die Schauſpielkunſt, durch welche von Menſchen die Schickſale, die das Drama dichtet, einer Menge von Zuſchauern und Zuhörern, wie eben geſchehend, vorgeführt werden. Dieſe Kunſt hat ſich in neuer Zeit in Europa ſehr ausgebreitet, jede größere Stadt hat ihr Schauſpiel, in vielen wird täglich geſpielt, und in den großen Hauptſtädten ſind mehrere Schauſpielhäuſer. Der Beſuch des Theaters zum Genuſſe des Schauſpieles iſt für die Städter ein Bedürfniß geworden, und ſelbſt die Bewohner des Landes, wenn ſie in die Stadt kommen, verſäumen in vielen Fällen das Theater nicht. Da nun in dem Schauſpiele menſchliche Thaten, Gefühle, Meinungen u. ſ. w. vorgeführt werden, ſo iſt kein Zweifel, daß dies auf das Weſen der Zuſchauer Einfluß hat, und bei ſo häufigem Genuſſe des Theaters allmälig ihre Lebensrichtungen mehr oder minder beſtimmt. Beſonders gilt dies von der Jugend, die alles feurig aufnimmt, gar leicht in ihre Thaten überträgt, und um ſo ſicherer eine beſtimmte Färbung für das ganze Leben in ſich aufnimmt. Und weil aus den Gefühlen, Anſichten und Meinungen, die in einer Zeit herrſchen, die ganze Strömung des Zuſammenhandelns der Menſchen in dieſer Zeit hervor geht, und weil die Städte die Mittelpunkte ſind, aus denen das geiſtige Leben rings in das Land abfließt, ſo iſt kein Zweifel, daß das Theater in unſerer Zeit eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangt hat. Ganze Stöße von Büchern wirken nicht ſo, wie das tägliche Einfangen von allerlei Darſtellungen menſchlicher Handlungen, Empfindungen und dergleichen von Seite einer Menge von Menſchen, die ſich im gedrängten Zuſammenſein in der Aufnahme dieſer Dinge noch wechſelſeitig ſteigern. Dies iſt auch in früheren Zeiten ſchon erkannt worden und die gewichtigſten Männer haben ihre Stimmen darüber erhoben, man denke nur an den großen Geiſt Leſſings.

Die Bühne iſt vielfach die Schule der Sitte und Bildung genannt worden. Als die Stände von Oberöſterreich zu dem Baue eines eigenen Theaters ſchritten, betonten ſie die Nützlichkeit des „durch ein von allen ungereimten und unanſtändigen Poſſen gereinigtes Schauſpiel der geſitteten Welt verſchafften Vergnügens“, und bei dem Baue leitete ſie die gerechte Anerkennung des wichtigen Einfluſſes eines geregelten Schauſpieles auf moraliſche Veredlung des Volkes, Verfeinerung der Sitten und des Geſchmackes, und die Würdigung des hiedurch dem Publikum überhaupt, ſo wie den Fremden zum Vortheile der beſtehenden Gewerbe verſchafften Vergnügens.

Aber weil das Theater eine Schule der Sitte und Bildung ſein kann, ſo kann es auch eine Schule der Unſitte und Rohheit werden. Welche Richtung nimmt nun das Theater in unſerer Zeit? Es wäre eigentlich ein Buch, das über all den Inhalt geſchrieben werden ſollte, der ſich in den gegenwärtigen Theatervorſtellungen befindet. Ich beſchränke mich nur auf das Kürzeſte. Ein ſtehender, faſt ausſchließlicher Gegenſtand der Darſtellungen iſt die Liebe der verſchiedenen Geſchlechter zu einander. Aber was für eine Liebe! Da ſind die Liebenden gegen einander werthlos, ſie belügen und betrügen ſich, vorzugsweiſe belügen und betrügen ſie die Eltern, Oheime, Tanten, Vormünder u. ſ. w., und wenn ſie ſich dann heirathen und das Stück aus iſt, ſo iſt es ein ſehr unterhaltendes Luſtſpiel oder Schauſpiel geweſen. Edle Dichter haben die Liebe, dieſe holde Blume des menſchlichen Geſchlechtes, in ihrer Hoheit gezeichnet, und dann iſt ſie an ihrem Platze; aber hat die Menſchheit nicht auch noch anderes Großes und Herrliches? Iſt nicht noch eine Liebe der Eltern gegen die Kinder da, der Kinder gegen die Eltern, der

Geſchwiſter zu einander? Nicht noch Gattenliebe? Was hat ſchon oft ein Gatte für die Gattin, die Gattin für den Gatten gethan! Iſt nicht Freundſchaft da? Nicht Treue für ſeine Genoſſen, für ſeinen Stamm, für das Vaterland? Nicht Pflichtgefühl, Heldenmuth, Geduld, Aufopferung? Sind nicht Laſter genug, die zermalmt werden ſollten; ſind nicht Thorheiten genug, die im Luſtſpiele zu geißeln wären? In neueſter Zeit macht ſich das ſogenannte Volksſtück breit. Es iſt aber meiſt alles, nur kein Volk und kein Stück. Als Raimund ſeine Märchen dichtete, hielten wir junge Männer ſie für Verirrungen eines bedeutſamen Geiſtes, der unter beſſeren Umſtänden ein großer Trauerſpiel-Dichter geworden wäre; und wenn wir jetzt eines dieſer Märchen aufführen ſehen, erſcheint es uns edel, wahr und natürlich, ſo über alles Maß tief iſt im Allgemeinen (es ſind auch Ausnahmen) das Volksſtück geſunken, es iſt kläglich über jeden Ausdruck, und um vollends jede Wahrheit zu höhnen, wird die Dichtung öfter unterbrochen, und es werden Lieder geſungen, die weder in der Weſenheit des Stückes, noch in der des Singenden liegen, während bei Raimund der Geſang doch faſt immer aus der Dichtung und dem Sänger hervor ging. Und derlei Werke werden jetzt am meiſten aufgeführt und am meiſten beſucht. Um Einnahmen zu machen, wird das, was am ſtärkſten aufregen oder reizen kann, geboten, es wird von vielen geſucht, und Theater und Beſucher verſchlimmern ſich wechſelweiſe. Ich habe hier das ſchwärzeſte Bild aufgerollt, es iſt nicht überall gleich; aber meiſt iſt es nicht gut. Das wirklich Dichteriſche des menſchlichen Geſchlechtes, das Edle und Große, das die Jahrhunderte angeſammelt, wird viel zu weit zurückgelegt. Und wenn nicht geſteuert wird, wenn nicht die Völker und ihre Lenker ſich empor raffen, ſo wird es immer ſchlechter, bis wir in dem baren Schlamme ankommen. Ich rufe mit einem Manne, deſſen Name mir eben nicht gegenwärtig iſt: „Beſſert eure Theater, oder ſchließt ſie alle.“ Da nun aber das Theater einmal ein Beſtandtheil des Lebens unſerer Völker geworden iſt, ſo kann das Schließen kaum geſchehen, es erübrigt alſo nur das Beſſern, daß wir dieſen bedeutſamen Hebel zum Guten nicht verlieren, oder in ſein Gegentheil umſchlagen ſehen. Und weil das Theater ein Beſtandtheil des Lebens unſerer Völker geworden iſt, und weil ſeine Folgen, gute und böſe, nicht an dem Orte allein haften, in dem das Gebäude ſteht, ſondern über Länder und Reiche fließen, ſo iſt ſeine Regelung, Beſſerung, Inſtandehaltung eine öffentliche Sache, wie andere Dinge öffentliche Sachen ſind, und muß durch öffentliche Mittel erſtrebt werden. Wenn es geſchieht, wenn das Theater ſeinem Zwecke mehr zugeführt wird, dann werden auch die Dichter nicht fehlen, welche das Rechte bringen, und es werden die Zuſchauer nicht fehlen, welche nur das Rechte wollen. Das ſogenannte Publikum iſt, wozu man es macht, wie es z. B. im Mittelalter an den edelſten Bauten ſelbſt bei geringen Dingen Freude hatte, was Nürnberg beweiſt, und was in unſerem Lande ſogar an den ſchönen Wegeſäulen, die man noch oft an den abgelegenſten Theilen des Mihelkreiſes findet, bewieſen wird, während jetzt dieſe Dinge meiſt ſehr ungeſchlacht verfertigt werden. Daß auch anderes mitwirken müſſe, um das Publikum auf dieſe Höhe zu heben, z. B. Erziehung im Elternhauſe, iſt klar. Eine Stadt, die ein treffliches Theater hat, lockt, wenn auch noch andere Annehmlichkeiten damit im Einklange ſtehen, gebildete Menſchen herbei, in ihr zu wohnen, ſie wird ſtets blühender, und ihre Blüthe verbreitet die Vortheile rings in das Land herum.

Auf welche Weiſe geholfen werden könnte, iſt nicht Zweck dieſer Zeilen, ſetzt auch ſehr reifliche Erwägungen und Berathungen voraus.

Warum ich alle dieſe Dinge ſage? Sie ſind ſchon oft geſagt worden, und ich ſage ſie wieder. Und wenn ſie ſehr oft geſagt werden, ſo beginnt doch vielleicht allmälig die Heilung. Wenn auch nicht alles auf einen Schlag geändert werden kann, ſo erfreue den Menſchenfreund doch das Beginnen der Änderung und das Streben nach Beſſerung.

Lucile Young-Grahn als Yelva.

(1856.)

Lucile Young-Grahn iſt als Yelva in dem gleichnamigen Stücke in Linz aufgetreten. Es war kein ſelbſtſtändiges Auftreten eines Theaterabendes, ſondern, wie der Zettel ſagte, ein Mitwirken. Der große Ruf dieſer Künſtlerin war dem Schreiber dieſer Zeilen bekannt; aber ſie ſelber hat er nie ſehen können, da es ihm theils an Gelegenheit fehlte, theils, da ihm einmal in Wien die Gelegenheit geboten war, er in das beſtürmte und überfüllte Schauſpielhaus nicht dringen konnte. So groß der Ruf der Künſtlerin iſt, ſo erſchien er durch die geſtrige Vorſtellung doch weit übertroffen. Ein ähnlicher Ruf iſt ſchon vielen vorangegangen, wenige haben ihn ſo weit überragt, wie Lucile Grahn in ihrer geſtrigen Leiſtung. Nach meinem Gefühle iſt das geſtern zur Anſchauung gebrachte Kunſtwerk nur den Werken eines einzigen außerordentlichen Schauſpielers der unlängſt vergangenen Zeiten zu vergleichen, denen der großen Sophie Schröder. So wie in allen Zweigen der Kunſt die großartige Einheit des Ganzen und die Herrſchaft der einen, einfachen, das Kunſtwerk beherrſchenden Idee das Weſen der Kunſt begründet, die den

Menſchen adelt und ihn über ſich ſelbſt erhebt, ſo wie dieſe Einheit überall ſehr ſelten iſt, und in neuer Zeit noch ſeltener zu werden und der bloßen Virtuoſität den Platz zu überlaſſen droht: ſo ſehr war in der Leiſtung der Lucile Grahn dieſe hohe, ungetrübte, über alles herrſchende Einheit der Kunſt vorhanden, wie ſie in der ſchönſten Zeit des Wiener Hofburgtheaters nicht nur in den Rollen einzelner Künſtler, ſondern auch in dem gerundeten, ſich unterordnenden Zuſammenwirken aller hervor trat. Nicht die außerordentliche Wahrheit und Tiefe, womit die Künſtlerin die einzelnen Züge des Gefühls und des Willens ohne das Mittel der Sprache darzuſtellen im Stande war, ſo ſehr ſie das Herz ergriffen und bewältigten, nicht das Hervorleuchten der einzelnen Blitze des Genies, ſo ſehr ſie entzückten, nicht das Aufhüllen des unterſten Grundes der Seele durch eine Bewegung der Hand, des Mundes, der Augen, ſo anſtaunenswürdig es war — nicht alles das iſt die Kunſt der Grahn, das treffen zuweilen auch im Einzelnen andere, oft treffen es auch nur bloße Talente (nur daß ſie es nie zum Ganzen geſtalten können) — nein, etwas anderes iſt und war die Kunſt der Künſtlerin: die eine, einheitliche, große, ſtarke und doch gute und tieffühlende Seele, mit der ſie in der Lieblichkeit ihrer Naivetät auftrat, und die ſie im Schmerze ihrer Entſagung, in der Kraft der Duldung und Überwindung der phyſiſchen Widerwärtigkeiten, in der Größe der fortgeſetzten Selbſtverläugnung, in dem erwachenden und ſteigenden Entzücken der wiedergefundenen Heimat, und in dem zermalmenden Schreck über die Gefahr des Geliebten unbeirrt bewahrte. Kein Zug, auch nicht der leiſeſte, war falſch, aber alle waren derſelben tiefen Größe entſtiegen, und bildeten und ſpiegelten dieſe Größe wieder. Eine ſolche

Einheitlichkeit und Einheit der Kunſt wird durch keine Mühe und durch kein Studium hervorgebracht, ſondern ſie liegt in dem großen, weitſchauenden Herzen, tritt aus ſolchem hervor, und findet dann die einzelnen Züge, wie ſchwierig und ſteinig die Wege in der Regel wohl auch ſind, auf denen man dieſe Züge ſammeln muß. Das raſtloſe Herz ſcheut dann nicht Mühe und Entſagung; denn zur Verherrlichung ſeines Ideales hat es die unſäglichſte Geduld. Das iſt das Genie, welches nicht Verſtand, Vernunft, Wille, Thatkraft iſt, ſondern das alles zuſammen, der ganze, große Menſch, ſo weit er ſich in der darſtellenden Kunſt äußern kann. Man könnte nun, wenn man die Worte ins Unendliche vermehren wollte (der Stoff wäre dazu da), von den unübertrefflichen Einzelheiten reden: der tieffühlenden Naivetät des erſten Auftretens, dem Schmerze der Entſagung, beſonders beim Verlaſſen von Paris, dem unbegreiflich rührenden Weinen der Augen, dem Gebrochenſein aber nicht Beſiegtſein vom phyſiſchen Elende, der überragenden Größe ſelbſt in dieſem Gebrochenſein, wo ſie vor Fremden den Schmerz verbirgt, im Alleinſein ihn aber dann offenbart, da ſie die aufbewahrte Vermählungsblume zerpflückt, dann wegwirft, und doch wieder nimmt und in dem Buſen verbirgt, dem wunderſam eindringenden Strahle des Erkennens der heimatlichen Räume, dem die Feſſeln der Stummheit auflöſenden, die Herzen der Zuſchauer zerſpaltenden Aufſchrei bei Alfreds Gefahr (welchen Aufſchrei in dieſer Wahrheit nur etwa die Tragikerin Schröder hätte hervorbringen können) u. ſ. w.: aber das alles malt zuletzt doch nicht das ganze Bild, und kann nicht die Vorſtellung von dem geben, was da erreicht wurde. Eines der ſchönſten dichteriſchen Gebilde wurde vor uns aufgeſtellt, welches uns erhob und beglückte, wie ſehr es auch den

Schmerz der Seele erregte, und welches, wie alle echte Kunſt thut, das gemeine, rohe Leben vor uns vergehen, und das höhere, ideale, rein menſchliche vor uns aufblühen ließ. Man muß zu dieſem dichteriſchen Bilde die Ebenbilder in den Werken der großen alten und neuen Künſtler ſuchen, und die Zahl derer, die man gefunden hat, wird nicht groß ſein.

Die Bühne unſerer Stadt iſt geweiht durch ein Werk dieſer Art, und ſo ſehr der Schreiber dieſer Zeilen oft angeklagt wird, daß er ſeine Forderungen zu hoch ſtelle, und über die Kunſt hinaus ſchreite, ſo gerne und ſo demüthig möchte er der wahren Kunſt die Huldigung darbringen, wo ſie ihm entgegen tritt.

Gewiß werden Hunderte der Zuſchauer einſtimmen, wenn ich ſage, daß wir der Künſtlerin den größten Dank ſchuldig ſind, daß ſie in unſerer Stadt, die doch wohl ihrer untergeordneten Verhältniſſe wegen keine Anſprüche gehabt hat, aufgetreten iſt, und daß ihr Gott noch recht lange ihre wunderbare Gabe, ſelbſt wenn ſie nur in dieſem einzigen Stücke beſtände, zur Freude und zur Beglückung der Herzen bewahren möge, die ſolche Werke zu empfinden und mit Liebe zu vergelten im Stande iſt.

Philippine Welſer, von Redwitz.

(1859.)

Es möge mir vergönnt ſein, heute eine kleine Bemerkung über dramatiſche Kunſt zu bringen, wozu ich, obwohl ich dieſe Gedanken ſchon ſeit Jahren in mir trage, doch zunächſt durch die neuliche Darſtellung der „Philippine Welſer“ von Redwitz angeregt worden bin, auf welches Werk ich am Schluſſe meiner Worte zurückkommen werde. Seit die dramatiſche Kunſt in ihrer doppelten Äußerung als Dichtung und Darſtellung ein ſtehendes und in vielen Städten ein tägliches Vergnügen der Menſchen geworden iſt, dürfte ihr Einfluß auf unſer Geſchlecht nicht blos als rein künſtleriſcher und menſchlicher Einfluß, ſondern auch als Einfluß auf unſer geſellſchaftliches Leben, auf das Staatsleben und auf das Leben der Völker ein weit größerer geworden ſein, als man bei erſter Betrachtung glauben ſollte, ein größerer, als ihn alle andern Künſte zu üben im Stande ſind. Darum iſt es traurig, daß der Freund der Kunſt und der Menſchheit, wenn er beide in dem hohen Sinne faßt, der ihnen zukommt, zu dem harten Ausſpruche gedrängt wird, daß die dramatiſche Kunſt vielleicht auf allen Bühnen in einer Art Verwilderung begriffen iſt. Hiezu mag wohl zumeiſt der Umſtand beitragen, daß eben dieſe Kunſt tägliches Vergnügen geworden iſt, und darum aufgehört hat, blos Kunſt zu ſein, und in Streben nach Vergnügung übergegangen iſt. Als Folge davon ſind Werke in großer Zahl entſtanden, Dichtungen kann man ſie nicht nennen, welche auf

Kunſt keine Rückſicht nehmen, ſondern lediglich die Wirkung auf die Zuſchauer vor Augen haben, und dieſe Wirkung durch jedes Mittel, auf welches kleinere Geiſter verfallen, zu erreichen ſtreben: durch abenteuerliche Verwicklungen, durch erſonnene Gefühle, durch unwahre Charaktere und, leider in großer Zahl, auch durch Unſitte, die nicht in der Kunſt liegt, ja, die ihr ganz fremd iſt, da das Weſen derſelben als die Darſtellung des Göttlichen im Gewande des Reizes gerade die Sitte iſt. Andererſeits haben ſich auch manche Darſteller von Bühnenwerken, und ihre Zahl dürfte nicht gar gering ſein, eben um Wirkung zu erzielen, zum Sklaven der Zuſchauer gemacht, ſie erlauſchen, was etwa Beifall bringt, ſuchen es öfter vorzuführen, übertreiben es, und zuweilen ſinkt einer noch unter die Tiefe der untern Stände hinab, was faſt Erbarmen einflößen könnte. Wie da abzuhelfen ſei, dürfte ſchwer ſein, wenn nicht eben wieder die Kunſt Hilfe brächte; denn ſie iſt es, deren Wirkungen auf jedermann die bleibendſten ſind, wenn es nur gelänge, die Zudringlinge der Unkunſt ferne zu halten.

Dies hat uns die Darſtellung von Philippine Welſer wieder recht lebhaft gezeigt. Der edle Dichter hat die einfachſten menſchlichen Verhältniſſe in ihrem natürlichen Verlaufe zum Stoffe gewählt. Die Neigung beider Geſchlechter zu einander, in der Natur der Menſchheit gegründet, ergreift zwei junge Weſen, die ſie zur blinden Leidenſchaft wachſen laſſen, und in Hoffnung großen Glückes und baldiger Ausgleichung aller Mißſtände die Schuld auf ſich laden, ohne Beachtung der Kluft der Stände und, was noch weit mehr iſt, ohne Erlangung des Segens der Eltern, ſich ehelich zu verbinden. Die ſittliche Folge bleibt nicht aus, und gerade dies gibt dem Werke das Merkmal des Kunſtwerkes. Die Kluft der Stände bringt äußere Übel, die beſeitigt werden können und oft beſeitigt worden ſind, aber der Mangel elterlicher Zuſtimmung läßt kein Glück erſcheinen, und frißt als Wurm ein jedes Labſal von dem Herzen. Der Schmerz der Väter über den ſchreienden Ungehorſam der Kinder kann nicht ſo leicht in Ruhe gebracht werden, und das Fügen in das Geſchehene fließt nur in den Wellen einer entfernten Zeit heran. Entweder geht nun das Glück des Schuldigen in der Schuld unter, und erhebt und verklärt ſich wieder in der Sühnung, was dann tragiſch wäre, oder jene Zeitwellen kommen heran, die Väter ſehen edle Eigenſchaften an ihren Kindern, die Kinder bekennen die Schuld, die Väter verzeihen das Böſe wegen des vorhandenen Guten, und der Segen kommt, und mit ihm das Glück. Den letzteren Weg hat die Geſchichte und der Verfaſſer gewählt.

Wenn nun gleich geſagt werden muß, daß der Dichter die menſchlichen und künſtleriſchen Nothwendigkeiten, die in dieſem Stoffe liegen, nicht in ihrer gänzlichen Vollſtändigkeit gefaßt und durchgearbeitet hat, ſo folgten doch die Zuſchauer aller Stände der Entwicklung dieſer echt menſchlichen Verhältniſſe mit ſpannender Aufmerkſamkeit und mit einem hingebenden Gefühle, welches ihnen das Mangelnde verdeckte, da das Gebotene in einer einfachen, oft auch tiefen Sprache gebracht wurde, welche weſentlich von dem üppig wuchernden Schönheitsgeſtrüppe der Amaranth verſchieden iſt, was wohl im Schäumen der damaligen Jugend des Verfaſſers erklärlich iſt, aber von der Kunſt nicht geduldet wird. Auch unſere Schauſpieler waren von der Natürlichkeit des Vorgeführten ergriffen, alle, ſelbſt die in den Nebenrollen, ergaben ſich mit ſichtlicher Liebe dem Stoffe, und alle erzielten einen um vieles größeren Erfolg, als ihnen ein widerſtrebender Stoff zu gewähren im Stande iſt.

Und nun fragen wir: Warum wird auf den Brettern, die nach des Sängers Ausſpruch die Welt bedeuten, nicht öfter, nicht vorzugsweiſe, nicht immer Ähnliches geboten? Bleibt die Wirkung aus? Wenn die rechten Werke gewählt werden, iſt ſie nachhaltiger als bei den geringen Werken. Haben wir Mangel an trefflichen Stücken? Wenn wir unſere Schätze muſtern, ſo zeigt ſich ein Reichthum, daß man auf Jahre hin ſtets Abwechslung hat. Warum nehmen wir den Abhub über den Rhein herüber? und wenn wir alle Zeiten zuſammenfaſſen, ſo iſt unſer Mittelmäßiges faſt beſſer als ihr Beſtes. Muß man immer Neues bringen? Das Neue muß auch vorgeführt werden, die neuen Kräfte müſſen Raum haben, ſich vor der Gegenwart entfalten zu können; aber es darf nicht ſchlechterdings eine Sucht nach Neuem entſtehen. Wenn vom Neuen nur das Tüchtige genommen wird, und gerade die letzte Zeit hat uns einige gute Werke geliefert, ſo werden ſich höhere Naturen der dramatiſchen Dichtung zuwenden, die unberufenen Zudringlichen werden fern gehalten werden, und die Zahl guter Stücke im Ernſten wie im Scherzhaften wird ſteigen. Nicht eine einzelne Bühne hat den Verfall verſchuldet, wir alle haben es; nicht das Streben einzelner Bühnen, welches wirklich vorhanden iſt, kann helfen, wir alle können es. Mögen Männer von gewichtigerer Stimme, als die meinige iſt, ihr Wort erheben, und es eindringlicher als ich darſtellen, was noth thut, mögen ſich dieſe Stimmen mehren, mögen ſie ins Volk dringen, und den entſprechenden Geiſt wach rufen, dann wird allgemach aber ſicherer geholfen werden, als es durch Verordnungen oder einzelne Maßnahmen möglich wäre.

Über das Gaſtſpiel der Frau Rettich in Linz.

(1862.)

Wenn die Kunſt die Trägerin des Höchſten iſt, was den Menſchen bewegt, und wenn ſie das, was die Religion an ſich bietet, im Kleide des Reizes bringt, ſo iſt die Dichtung der Gipfel der Kunſt und die dramatiſche Dichtung eine der Spitzen dieſer Kunſt. Und ein Werk größter Art dieſer reinen Kunſt iſt Schillers Braut von Meſſina. Es iſt hier nicht der Platz, in die Worte „Schickſalstragödie“ und „Unnatur der Chöre“ einzugehen. Das Schickſal der Griechen, dem ſelbſt die Götter unterlagen, iſt einer der größten Gedanken des menſchlichen Geiſtes, es iſt die Empfindung des Sittengeſetzes in antiker Art, dem jeder, der dagegen ankämpft, unterliegt, und um wie viel größer ſeine Kraft iſt, die er dagegen anwendet, um ſo viel größer iſt der Fels, den er auf ſein eigenes Haupt lenkt. Aberglaube und Leidenſchaft, insbeſondere Hochmuth, Eigenwille und Herrſchſucht bringen in der Braut von Meſſina das Entſetzliche in ein gewaltthätiges, hohes Fürſtengeſchlecht, und eben durch dieſes Entſetzliche wird die Herrlichkeit des Sittengeſetzes, über das man weggehen will, geſühnt, und was groß iſt in dem Menſchen, geht geläutert aus dem Anſchauen dieſes Werkes hervor. Möchten neue Dichter dieſe Seele jedes Dichtwerkes beſſer beachten, und ſtatt des einfachen Unheils das tragiſche Unheil bringen. Die Chöre des Äſchylos und Sophokles gehören zu dem Erhabenſten der Kunſt aller Völker, und die Einführung derſelben in das neue Drama iſt nur eine Frage der Geſchicklichkeit, nicht der Kunſt; denn die Kunſt iſt blos an das Ewige gebunden, und unterliegt keiner Zeit. Wohl können Menſchen einer Zeit unter die Kunſt geſunken ſein, dann aber wartet die Kunſt, bis wieder andere Menſchen kommen. Hat auch Schiller nicht den Chor des Äſchylos und Sophokles zu erwecken vermocht, hat er ihn insbeſonders zu ſehr in die Handlung verflochten, ſo iſt der Chor in der Braut von Meſſina doch eine der edelſten Gaben der deutſchen Dichtkunſt, und jeder künftige Chor, auf die Höhe des antiken gebracht, würde die unglaublichſten Wirkungen thun, weil in ihm mehr als irgendwo die übermannende Kraft der Sitte liegt, und in einer Art gebracht wird, die die eindringlichſte ins Menſchenherz iſt, in der Lyrik. Der Mangel der Chöre iſt ein großer Mangel des neuen Drama's. Die Hofſchauſpielerin Rettich hat geſtern die Braut von Meſſina auf unſere Bühne gebracht. Dieſe Frau gehört noch zu jener Schule von Künſtlern, denen ein Ideal gegeben iſt, in deren Kunſt eben jene Seele der Sitte liegt, von der eben geſprochen wurde. Dieſe Schule fängt an auszuſterben, ſtatt der Seele bringt man den Leib, und die Kunſt geht verhüllten Hauptes von dannen. Ein Gemiſch von Seelenhoheit, Zärtlichkeit, Herzensreinheit und Leidenſchaft, Gemüthsbewegung, Hochmuth, Gewaltthätigkeit, Gluth und Aberglauben war die Mutter in der Darſtellung der Frau Rettich, und dieſe Mutter muß dieſe herrlichen und ſchrecklichen Söhne hervorbringen, die ſchon längſt vorgebildet in ihrer Seele lagen, ſie muß dieſes ſüße Bild einer Tochter bringen, die aus ihrem beſten Innern kam, und die doch auch den Eigenwillen und das Feuer ihres Geſchlechtes theilt. Dieſe Mutter mit dieſen drei Kindern bringt das Schöne und Schreckliche hervor. Nicht leicht dürfte das Meiſterhafte der Dichtung ſo klar und eindringlich werden, als gerade durch die Meiſterſchaft der Darſtellung, wie wir ſie geſehen haben; denn was als Seele der Dichtung angegeben wurde, erſchien erſt lebendig vor uns wandelnd in dieſer Darſtellung, deren Vollendung eine leuchtende Ganzheit war. Zu dieſer Vollendung wirkte jeder Theil ihrer Darſtellung als Diener hin, und beanſpruchte für ſich keine Geltung, als eben dieſes eine Ganze machen zu helfen, das als ein größtes und ſchönſtes Kunſtwerk vor uns trat. Die bei dieſer Vorſtellung verſammelt waren, wurden auch auf das Lebhafteſte von dieſer Leiſtung ergriffen, und erhoben ſich zu begeiſterter Anerkennung. Die Frau Rettich wurde von den andern Schauſpielern auf das Beſte unterſtützt. Die Söhne faßten ihre Rolle mit Feuer und tiefem Ernſt. Die Chöre ſprachen gut und würdig zuſammen, dem älteren Chorführer muß die tiefſte Anerkennung zugeſprochen werden, ſein Aufruf zur Rache gehört zu dem Größten, was die Schauſpielkunſt hervorbringen kann. Die äußerſt junge Satran, welche ihren erſten Verſuch vor unſern Lampen als Beatrice machte, beſtand ſehr gut in dieſem Verſuche. Ihr Spiel war rührend naiv und kindlich, ihr unbefangener Sinn kennt noch nicht anders als in der Dichtung die Gefühle, die ſie darſtellte, man erkennt in der jugendlichen Darſtellerin die große Lehrerin, man erkennt das begeiſterte Streben der Kunſtjüngerin nach den hohen und ſüßen Früchten der Kunſt, und ernſtes Studium und reifende Jahre werden jene Einfachheit, Rundung und Höhe geben, die im Gefolge der ſchönſten Kunſt ſind.

In einem kleinen, einaktigen, nach unſerer Meinung trefflichen Schauſpiele der Frau von Girardin „die Furcht vor der Freude“, in welchem die ganze Umgebung einer Mutter, die um ihren getödteten Sohn trauert, in namenloſe Angſt geräth, als dieſer Sohn plötzlich zurückkehrt, wie es denn der Mutter beizubringen ſei, daß ſie die Freude nicht zu ſtark ergreife oder gar tödte, und in welchem dieſe Umgebung nach allen Vorbereitungen und Lügen dennoch durch die Ahnung und den Scharfſinn der Mutter genöthigt iſt, mit einem Male in der Sache herauszufahren, hat nach unſerem Gefühle die Frau Rettich ein Spiel entwickelt, welches zu dem Allergrößten gehört, das man nur je in der Schauſpielkunſt erleben kann. Es war nicht mehr Spiel, es war eine wirkliche, hohe, geiſt- und ſeelenbegabte, glühend empfindende Mutter, die vor uns ſtand, deren Weſen, das die größte Tiefe offenbarte, ſich ſtets gleich blieb, und die in dem Sturme der Freude über den wiedergefundenen Sohn und in der Gewalt des Ausrufes: „Man ſtirbt doch an der Freude nicht“, einen Lichtſtrom von Empfindung in unſere Bruſt goß, der, was es auch ſonſt noch Großes geben mag, doch das Schönſte der menſchlichen Natur iſt, die Liebe der Mutter zum Kinde. Der Schreiber dieſer Zeilen geſteht offen, daß er nach der überwältigenden Macht dieſes Eindruckes am liebſten aus dem Schauſpielhauſe gegangen wäre, um ſich ſeine Empfindung in die Einſamkeit zu retten. Es konnte nichts Größeres kommen. Wirklich hat die meiſterhafte Darſtellung der Frau Rettich und die treffliche aller andern in der lieblichen dramatiſchen Nachbildung der Erzählung Göthe's „Hermann und Dorothea" von Töpfer die Macht des Gefühles aus der früheren Darſtellung nicht zu verwiſchen vermocht. Es wird wohl auch den Freunden Göthe's begegnet ſein, daß ſie empfanden, daß man, wie geſchickt es auch Töpfer angefaßt hat, doch aus der reizenden, duftvollen Erzählung Göthe's, die in ihren Hexametern wie ein ſchöner, ruhiger Silberfluß dahin geht, in welchem ſich die Dinge im Dämmerlichte des Geſchehenen ſpiegeln, nicht die Unmittelbarkeit und lebendige Gegenwärtigkeit des Drama's heraus zu zaubern vermag, und um ſo weniger, je trefflicher die Erzählung iſt; denn jeder künſtleriſche Stoff gebiert ſeine Geſtalt mit ſich, und ſinkt, wenn man ihm eine andere aufzwingt. Der unkünſtleriſche Stoff nimmt jede Geſtalt an. So hold und lieb der Eindruck dieſes Idylls in der herrlichen Darſtellung der Frau Rettich und in der vorzüglichen der andern war, konnte er doch, wenigſtens bei dem Verfaſſer dieſer Zeilen, das Gefühl der früheren Vorſtellung nicht verwiſchen, und die Erinnerung an Göthe nicht austilgen.

Da ich meinem Lebensalter zufolge ziemlich weit in die Schauſpielzuſtände zurück reiche, und das alte Burgtheater in Wien vor ſechsunddreißig Jahren kannte, als man es die erſte deutſche Bühne zu nennen pflegte, ſo geſtatte ich mir über das Gaſtſpiel der Frau Rettich noch einige Bemerkungen, wobei ich immer zu beachten bitte, daß mich nicht Theaterrecenſententhum oder Sucht, mich in ſolche Dinge zu miſchen, leiten, ſondern daß ich ſchon ſeit vielen Jahren zuweilen, wenn ein Kunſtwerk mir eine beſonders hohe Freude machte, dieſe Freude auszuſprechen pflegte, theils, um etwa andern auch durch den Genuß dieſes Werkes wieder Freude zu bereiten, theils um das Urtheil eines einzelnen Mannes darzulegen, das vielleicht ein Steinchen beiträgt, das Urtheil der Zeitgenoſſen über ein Kunſtwerk zu bilden. Und für den Schauſpieler iſt die Gegenwart doppelt weſentlich, da ſein Werk nicht auf die Nachwelt gelangt, und das Urtheil nicht verbeſſert werden kann, wenn etwa die Mitwelt über ihn ungerecht geweſen wäre. In der dargelegten Liebe nicht blos der Kunſtfreunde, wie ich, ſondern der Beſten im Leben und in der Kunſt dauert aber der ewig fort, deſſen Werk ſonſt der Augenblick gebar und der Augenblick verſchlang. Wären die ſüßen Töne Orpheus' bekannt, wenn nicht große Griechen über ihn geſprochen hätten? wäre uns Roscius ſo lieb, wenn ihn nicht Cicero vertheidigt hätte, und wäre unſer großer Meiſter Anſchütz vor dem Ruhme jüngerer, emporſtrebender Geſchlechter ſo geſichert, wenn nicht Tiecks dramaturgiſche Blätter wären? Und in der Kunſt ſoll jeder, dem ein Gefühl dafür ward, redlich mithelfen, daß ſie in ihrer Ungeſchminktheit aufrecht ſtehe oder errichtet werde; denn ſie iſt doch das höchſte irdiſche Ding, ſie iſt ein menſchlicher Selbſtzweck, während alles, deſſenthalb man ſich gewöhnlich ſo müht, die Geſchäfte der höchſten Staatseinrichtungen, ſo nöthig ſie ſind, doch nur Mittel darſtellen, um durch ſie das Menſchlichſte menſchlich zu erreichen, ſelbſt die herrliche Wiſſenſchaft iſt in ſo lange nur Mittel, bis ſie nicht Kunſt wird, und als ſolche ſich zur Kunſt und Religion geſellt, wenn ſie nämlich ihr Wahres als Schönes und Gutes vorzuführen verſteht. Und ſo ſehr einige Kunſtzweige in unſerer Zeit wieder emporſtreben, ſo neigt die Zeit im Großen doch ſehr zum Rohen, zum blos Stofflichen, zum Mittel hin, und beginnt gemach ſich ſelbſt ihr Grab zu graben. Insbeſonders neigt die Schauſpielkunſt zum Virtuoſenthum, zum Darſtellen der ſchwierigſten Einzelheiten, oder, wenn es höher kommt, zum Materialismus, dem Darſtellen der äußern Wirklichkeit, worin es mancher bis zum Widerlichen bringt, und welche von künſtleriſcher Wahrheit ſehr weit entfernt iſt; denn ſonſt müßte, wie Jean Paul ſagt, jede Blume in der Dichtkunſt ſo langſam wachſen, wie in der Natur, und noch dazu unter ſo vielem Graſe. Das Sittengeſetz, durch den Reiz der Kunſt zur Anſchauung gebracht, iſt der Kern der Kunſt, wie es als Gutes das Weſen der Religion, als Wahres das der Wiſſenſchaft iſt. Othello darf nicht ſterben wie einer, der mit einem Stiche in dem Leibe im nahen Lazarethe ſeine Seele aushaucht. Wenn er lazarethartig ſtirbt, ſtirbt er gewiß anſcheinend wirklicher; aber er ſtirbt künſtleriſch wahrer, wenn er den ungeheuren Frevel, zu dem ihn blinde Leidenſchaft geführt, ſühnend, in Kraftworten dies ausſpricht, ſich den Dolch ins Herz ſtößt, und dann uns mit den Zuckungen und Bäumungen verſchont, die bei einem ſolchen Sterbenden ſonſt vorkommen mögen. Oder iſt Mephiſto, den Göthe mit der Kraft des Verſtandes und mit der Schärfe des ſpottenden Wortes ausgerüſtet hat, damit wir uns, da ihm ſonſt jede Äußerung des Sittengeſetzes fehlt, doch an dieſen Dingen als an einer Stärke halten (denn nach demſelben Jean Paul wäre der Teufel als Verneinung jedes Guten und Großen feige, ehrloſe Schwäche, mithin als Glied eines Kunſtwerkes völlig unbrauchbar, da er den einfachen Ekel erregte) — ich frage, iſt Mephiſto noch zu ertragen, wenn der Schauſpieler jenen Antheil von Kraft, den ihm Göthe dem anfangs ſchwachen Fauſt gegenüber gegeben hat, in den Schatten ſtellte, und ſich durch allerlei häßliche Geberden und eitle Handlungen dem Teufel Jean Pauls zu nähern bemüht wäre, und ein gemeiner Teufel würde? Ich führe dies an, weil in unſern Tagen vielfach Schauſpieler und Schauſpielbeſucher an bloßer Wirklichkeit, die man ſonſt auch Realismus zu nennen pflegt, hängen, und dieſe Sache, die noch dazu die Verführung des Leichteren an ſich hat, alſo die Genieloſigkeit anlockt, ſich auszubreiten den Anſchein nimmt. Die im Sittengeſetze liegende Würde und Hoheit des menſchlichen Weſens muß in der Bruſt des Künſtlers ſtärker als in der jedes andern Menſchen leben, dann wird er das Ganze des Kunſtwerkes, daran er als Schauſpieler einen Theil darzuſtellen hat, erfaſſen, er wird ſeinen Theil geiſtig leben, und dann wird ſich auch der Antheil Realismus, der unumgänglich nöthig iſt, leicht einſtellen, und die Darſtellung wird künſtleriſch wahrer werden, als wenn ſie blos äußerlich wirklich wäre, und wir werden durch dieſe Innerlichkeit erhoben und bewundernd das Schauſpielhaus verlaſſen, ſtatt durch die Äußerlichkeit blos in Erregung und Verwunderung gebracht worden zu ſein. Während meines zweiundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Wien lernte ich eine Schauſpielſchule kennen, die dieſem Ziele der Innerlichkeit als dem Höchſten zuſtrebte, ich kannte noch einen Künſtler alter Zeit, der, wenn er ſeine Rolle nicht zu leben vermochte, ſie auch nicht ſpielen konnte, der aber, wenn er ſie lebte, ſie äußerlich faſt jedesmal anders gab, und jedesmal hinriß*). Ich glaube, daß im Wiener Burgtheater dieſes Streben nicht ausgeſtorben iſt. Die Frau Rettich, deren Spiel, kleine Unterbrechungen abgerechnet, ich lange nicht geſehen habe, kann eine Prieſterin dieſes Strebens genannt werden, und iſt, wie ich meine, manche Stufe der Leiter dieſes Strebens im Laufe der letzten Jahre emporgeſtiegen. Ich habe einſt öfter zu den Tadlern der Frau Rettich gehört, wenn ſie, durch ihre tieffühlende Natur hingeriſſen, der Empfindung ausſchließlich Raum zu geben und über die Grenze künſtleriſcher Rundung hinaus zu gehen ſchien. Jetzt habe ich ſie in einer Reihe von Darſtellungen geſehen, und meine, daß ſie den Mangel, wenn es einer war, verbeſſert hat. Ihr Spiel iſt groß, einfach, durchſichtig, gerundet und immer aus dem Innerſten heraus gebaut, und wie ich ſchon vor Jahren in manchem, z. B. in der Darſtellung der Magaretha im Egmont, ſie bewundert hatte, ſo erſtreckte ſich bei dieſen Darſtellungen die Bewunderung jetzt auf alles. Es iſt wohl klar, daß die Frau Rettich nicht alle ihre Rollen zur Bewunderung ſpielen wird, daß ſie auch in ihren großen Leiſtungen nicht in jedem Theile vollſtändig harmoniſch und künſtleriſch gerundet ſein wird, das wäre ja nicht in der menſchlichen Natur; aber ſie iſt eine große Künſtlerin geworden, und ihre beſten Leiſtungen tragen den Stempel künſtleriſcher Vollendung, wie jeder Meiſter Werke hat, die ſeine beſten ſind. Als Electra hat ſie mich in der tiefſten Seele bewegt, und oft erſchüttert, wenn mir auch das Spiel in dieſer Rolle nicht in allen Theilen ſo völlig abgerundet erſchienen iſt, als es die Vollendung eines Kunſtwerkes erfordert, aber als Agnes in dem neuen Schauſpiele von Putlitz „Waldemar“ ſtellte ſie ein ſo wohlgegliedertes Ganze hin, daß dieſe Frau wahr, lebendig und groß vor uns ſtand. Dieſe Leiſtung gehört zu dem Größten, was die darſtellende Kunſt überhaupt zu Stande bringen kann. Wenn die Erinnerung Jahre, welche zwiſchen Kunſtleiſtungen liegen, auszugleichen im Stande wäre, ſo würde ich die Frau Rettich in ihren jetzigen beſten Leiſtungen der Frau Schröder an die Seite ſtellen, die mich in meiner Jugend erfaßt und erſchüttert hatte.

---

*) Lange.

Vergleichungen, ſagt man, hinken, und es iſt wahr, da jedes Große immer ein eigenes Selbſt iſt; ferner können Vergleichungen nicht immer unmittelbar gemacht werden, vorzüglich wenn, wie hier, zwiſchen dem Verglichenen ſo viele Zeit liegt; aber der Menſch iſt einmal geneigt, und thut es auch, das, was er liebt, zuſammenzuſtellen und es abzuwägen.

Julie Rettich.

(1866.)

Es ſei einem Manne gegönnt, der in langem Siechthume befangen war und dem Wiedergeneſung winkt, einer Freundin, welche mit ihm zugleich einem ſchweren Leiden hingegeben war und in ein beſſeres Jenſeits gegangen iſt, einen kleinen Zweig auf das Grab zu legen. Es ſoll kein Kranz ſein, der ihrem Wirken gebührt, keine Blätter, die ihr Leben darſtellen, ſondern nur ein Wort der Verehrung und des Schmerzes. Julie Rettich iſt in Wien begraben worden. Seit dem Tage, da ſie als Fräulein Gley in „des Meeres und der Liebe Wellen“ alle, denen ein tieferes Weſen in der Seele iſt, mit hoher Freude erfüllt hat, iſt ſie in vielen Jahren als würdevolle Prieſterin edelſter Kunſt im Burgtheater thätig geweſen. Wenn man ſagt, daß die Schaubühne ein Tempel der Geſittung und Größe ſein kann, und wenn, ſo die Bühne dieſes Ziel nicht erreicht, ſie eine Schule des Laſters und der Verderbniß zu werden vermag, ja, wenn der

Menſchenfreund in unſeren Tagen bitter klagen muß, daß ſie auf dieſem Wege eilig weiter geht, weshalb ein Mann der Kunſt und der Menſchheit den Ausſpruch that, man ſuche die Bühne mit allen Mitteln, die ſich tauſendfach lohnen, zu heben, oder ſchließe ſie gänzlich — wenn es ſo iſt, und es iſt ſo: dann iſt die Geſtalt der edlen Frau Julie Rettich deſto verehrungswürdiger, und die Welt hat einen deſto größeren Verluſt erlitten. Was man auch geſagt hat, daß ſie fehle, daß ſie dieſes oder jenes anders geſtalten ſolle, daß ſie an die Schröder nicht hinan reiche, ſo war das, wenn es gründlich und wohlwollend war, ein Wink zu ihrem Fortſchreiten; jetzt aber iſt es unnütz zu reden, was ſie nicht war; und wir fühlen nur, was ſie war, und ſelbſt ihre Tadler werden es fühlen. Sie iſt eine Größe geweſen, deren Erſatz nicht leicht zu finden ſein wird. Wenn Darſtellungen lediglicher Leidenſchaft, tobender Empfindungen, ausſchweifender Abſonderlichkeiten, roher Wirklichkeiten von dem Haufen beklatſcht werden, und wenn ſelbſt Künſtler beſſerer Art nach dem Aftergolde dieſes Ruhmes haſchen, ſo that Julie Rettich dieſes nie; in ihren Leiſtungen war immer der Hauch der hohen, reinen, großartigen Menſchlichkeit, die uns über uns empor hebt, und uns edler macht, und die die Seele jeder Kunſt iſt. Ja, ſelbſt durch jene ihrer Gebilde, an denen Einzelnes getadelt werden konnte, und durch ihre Darſtellung der erſchütterndſten Gefühle ging dieſer Schritt der Größe; in jenen ihrer Kunſtſchöpfungen aber, die vollendet waren, ſtrahlte dieſe Größe in ganzer Fülle, und wird von denen, die ſie in ſich aufgenommen haben, nicht vergeſſen werden. „Flüchtig iſt des Mimen Kunſt,“ ſagt Schiller, und in der That ſcheint, wenn der Vorhang herunter iſt, das Zauberreich geendet, und das Nichts an ſeiner Stelle, während

Denkmale der Baukunſt Jahrhunderte ſtehen, Bilder des Pinſels Jahrhunderte blühen, Werke des Dichters in Jahrhunderte hinab klingen. Aber doch iſt die Vergänglichkeit der Schauſpielkunſtwerke auch zum Theile wieder nur Schein; denn wenn große Gemüther das Wunderwerk der Darſtellung in ſich geſogen haben, geben ſie dem Wunderwerke Worte, und dieſe Worte dauern in die Zeiten. Wer lieſt nicht heute noch mit Rührung, was Cicero von ſeinem edlen Freunde, dem Schauſpieler Roscius, vor zweitauſend Jahren geſagt hat. Andere, wenn ſie durch würdevolle Schauſpieldarſtellungen feiner, höher, edler werden, pflanzen dieſen Samen bewußt oder unbewußt in ihre Umgebung, in ihre Freunde, in ihre Kinder, und die Folge geht in unabſehliche Zeiten. Und ſo hat Julie Rettich auf Tauſende gewirkt, und ſo danken ihr Tauſende entweder in ausdrücklicher Erkenntniß oder in dunklem Gefühle in das Jenſeits hinüber. Wir aber, die ihr näher ſtanden, und das warme Herz kannten, das ſie für ihren Gatten, für ihre Kinder, für ihre Freunde, ja für die unbedeutendſten Menſchen trug, werden dieſes Herz verehren, und um dasſelbe trauern, bis unſere Herzen ſelber zu ſchlagen aufgehört haben.

Kirchliche Bauwerke.

Über den geſchnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt.

(1853.)

In Kefermarkt, einem kleinen Marktflecken zwiſchen Freiſtadt und Linz, in jenem hügeligen Hochlande des Erzherzogthumes Öſterreich ob der Enns, das von dem Fluſſe Mihl den Namen Mihlviertel trägt, und den Naturfreunden durch ſeine eigenthümliche, zerriſſene, zerklüftete, bald öde, bald höchſt anmuthige Beſchaffenheit die größte Theilnahme einflößt, befindet ſich in der dortigen Pfarrkirche ein Kunſtwerk hohen Werthes und Ranges, das, wenn es bekannt wird, zahlreiche Kunſtfreunde zu ſich locken und mit Freude und Bewunderung erfüllt entlaſſen wird, und von dem ſich die Frage aufwirft: wie iſt es in dieſen ſchönen, abgelegenen Thalwinkel, durch den nicht einmal eine Hauptſtraße führt, in die ebenfalls ein Kunſtwerk der Baukunſt darſtellende Kirche gelangt, wie ſind beide entſtanden, und wie konnten beide ſo lange unbekannt bleiben? Die letzte Frage beantwortet ſich aus dem Verfalle jedes Kunſtſinnes und jeder Kenntniß der Kunſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhunderte bis auf unſere Zeiten, beſonders aus der mit dem entweihten Namen „vernünftig“ belegten Barbarei des vorigen Jahrhunderts. Einſt mußte man wohl die Schönheit dieſes Werkes geliebt haben, ſonſt wäre es nicht entſtanden, wenn man auch ſeinen hohen Werth inniger Naivetät nicht ſo gefühlt haben mag, wie ja das naive Kind nicht weiß, daß es naiv iſt, wie die Unſchuld nicht weiß, daß ſie unſchuldig iſt. Dann kamen Zeiten, in denen der Werth des Kunſtwerkes verkannt, ja als Trödel einer beſchränkten, bigotten Zeit verachtet wurde, wie die abſcheulichen Verbeſſerungen, die man anbrachte, beweiſen. Auf ſolche Art ging die Kenntniß des künſtleriſchen Schatzes verloren, und außer einzelnen Freunden der Kunſt, die ſich an dem Werke zu verſchiedenen Zeiten ergötzten und die Überlieferung von demſelben auf ihres Gleichen fortpflanzten, war die größere Menge der Menſchen mit dem Daſein desſelben unbekannt. Leider trug hiezu ein Fehler auch das Seinige bei, mit dem der Öſterreicher ſo gerne behaftet iſt, von dem man nicht weiß, ſoll man ihn Beſcheidenheit oder Trägheit nennen (vielleicht iſt es ein Gemiſch von beiden, der ihn verleitet, wenn er etwas Herrliches beſitzt oder gethan hat, ſich daran zu freuen, weiter aber kein Aufheben davon zu machen, ſelbſt in dem Falle nicht, wo Verbreitung ſogar Pflicht für das Schöne und Gute und Pflicht gegen die Nebenmenſchen wäre. Die erſte Frage wird ſich zum Theile im Verlaufe dieſes Berichtes beantworten, ſoweit es mir nämlich bisher möglich iſt, Aufklärungen über dieſe Thatſache zu geben.

Das Kunſtwerk aber iſt ein aus Lindenholz geſchnitzter Hochaltar aus dem 15. oder Anfange des 16. Jahrhunderts.

Das Schiff der Kirche von Kefermarkt hat ſeine Richtung beinahe von Weſt nach Oſt. Im Oſten iſt das Presbyterium, das zwei Stufen über dem Fußboden der Kirche erhöht und von fünf in einen Halbkreis geſtellten Fenſtern erhellt iſt.

In dieſem Presbyterium ſteht der Altar, der ſo ſehr nach der Kirche gebildet iſt, daß er ein untrennbares Ganze mit ihr macht, daß er mit ſeiner Spitze bis gegen den Scheitel des Gewölbes reicht, daß die Seitenräume im rechten Verhältniſſe ſind, und daß er im Presbyterium wie in einer zu ſeiner Verherrlichung zierlich erbauten Glocke oder Niſche emporragt. Er hat (wie das bei ſolchen Werken faſt durchgehends der Fall iſt) die Geſtalt einer Monſtranze. Auf den Steinplatten des Presbyteriums ſteht der Fuß der Monſtranze. Dieſer trägt einen viereckigen Rahmen, in deſſen Innerem drei Figuren von ganzer Arbeit auf Sockeln ſtehen. An dem Rahmen ſind zwei Seitenflügel, gleichſam Thüren, welche zuſammen vier Bilder in halb erhabener Arbeit tragen. Auf den Flügeln ſtehen zwei ganze Figuren und zwiſchen ihnen baut ſich der Giebel aus Ornamenten und Figuren auf. Die Höhe des Altares, ſo weit die wegen der Hinderniſſe vorläufig nur mit Schnüren gemachten Meſſungen Verläßlichkeit gewähren, beträgt 42' 6", davon kommen auf den Fuß 10' 2", auf das Mittelſtück 9' 9" und auf den Giebel 22' 7". Die Breite des Altares beträgt 20'.

Über die Beſchaffenheit der Vorderſeite des Fußes kann dieſer Bericht keinen Aufſchluß geben, weil die ganze Breite des Presbyteriums unmittelbar vor dem Altare bis zum Rahmen des Mittelſtückes mit einer ſchwarzen Bretterwand verſchlagen iſt, in der ſich zwei Thüren befinden, die geſtatten, daß man um den Altar gehen kann.

An der Rückſeite des Fußes ſieht man, daß ſein Körper aus mächtigen Steinquadern gebaut iſt, um die bedeutende Laſt des Altares tragen zu können. Wahrſcheinlich iſt die Vorderſeite desſelben, wie in allen ähnlichen Werken und wie der nicht verbaute

Theil ahnen läßt, mit Schnitzereien bedeckt. Vor der genannten Bretterwand ſteht dermalen ein moderner Altartiſch mit einem Tabernakel, den der alte Altar nicht hat, weil in früheren Zeiten das Allerheiligſte in der Regel in einem eigenen Orte, dem ſogenannten Sacramentshäuschen, aufbewahrt wurde. Auf der Bretterwand ſtehen außerdem noch vergoldete Büſten, die vor der Schnitzerei emporragen und einen Theil derſelben bedecken.

Unmittelbar auf dem Fuße ſteht nun der Rahmen, der den Haupttheil des Altares ausmacht. In ihm befindet ſich als Mittelfigur die Geſtalt des heiligen Wolfgang im Biſchofsornate, mit einem Buche und dem Hirtenſtabe. Zu ſeiner Rechten ſteht der Apoſtelfürſt Petrus mit dem Oberhirtenſtabe und dem Schlüſſel, und zur Linken der heilige Chriſtophorus mit dem Jeſuskinde. Die Figuren mögen etwas über ſechs Fuß hoch ſein. Sie ſtehen auf geſchnitzten Sockeln, die man aber derzeit nicht genau unterſuchen kann, da ſie hinter der Bretterwand hinabgehen. Außer den drei Hauptfiguren ſind in die Verzierungen dieſes Raumes noch 18 kleinere Figuren vertheilt, die Engel und die Geſtalten nicht gerechnet, welche an den Sockeln verſchlungen vorkommen. Zwiſchen den Figuren und an ihnen laufen Säulenornamente empor, und über den Häuptern ſchweben Verzierungs-Baldachine. Der Rahmen iſt ebenfalls mit Verzierungen bedeckt, und trägt über ſich eine Gallerie von Ornamenten.

Zur Rechten dieſes Hauptſtückes (vom Altare aus genommen) trägt der Flügel zwei Reliefbilder in Rahmen. Das obere iſt die Verkündigung des Engels mit 12 Figuren, das untere das Opfer der heiligen drei Könige mit 9 Figuren. Der linke Flügel mit ebenfalls zwei Reliefbildern hat oben die Geburt Chriſti mit 13 Figuren (ohne die Hirten im Hintergrunde) und unten den Tod der heiligen Jungfrau Maria mit 15 Figuren. Die Rahmen der Reliefbilder ſind wieder mit Ornamenten bedeckt.

Der Hauptrahmen mit den zwei Seitenflügeln bildet den Mitteltheil des Altares.

Auf dem erhebt ſich der Giebel. Derſelbe beſteht aus der höchſten Mittelſäule und je fünf kleinern Nebenſäulen. Dieſe ſind nicht blos einzeln durchbrochen, ſondern unter ſich wieder durch Ornamente verbunden, ſo daß alle eilf ein leichtes und ſchwebendes Ganze ausmachen. Die Mittelſäule hat 3 Figuren, die zwei nächſten ſchwächeren Säulen haben jede nur eine Figur, und die zwei nach ihnen kommenden, wieder ſtärkeren Säulen haben jede eine Figur und eine Büſte. Die übrigen ſechs Säulen ſind ohne Figur. Zur Rechten des Giebels ſteht, wie geſagt worden iſt, eine ganze Figur, die Geſtalt des heiligen Georg, und zur Linken die des heiligen Florian. Beide ſind über ſechs Fuß hoch und in mittelalterlicher Ritterrüſtung. Die emporgehenden geraden und gewundenen Stäbe der Säulen, die Baldachine und die Unterſätze ſind mit größeren und kleineren ſogenannten Tulpen verziert.

Der Altar hat alſo im Ganzen 79 Figuren, zwei Büſten, die Figuren der Unterſätze und den Lindwurm des heiligen Georg. Hiezu kommen noch die Figuren, die ſich an dem Fuße befinden mögen.

Über die Entſtehungsgeſchichte des Altares kann dieſer Bericht vorläufig nur wenig angeben. Die Kirche wurde von Heinrich Grafen von Zelking, der auf der Burg Weinberg neben dem Orte Weinberg hauſte, erbaut. Ich habe zwar die Urkunde hierüber nicht ſelbſt geſehen, da ich die Nachforſchungen über die

Geſchichte der Kirche und des Altares einer ſpäteren Zeit vorbehalten mußte, aber es wurde mir das Daſein derſelben von glaubwürdigen Perſonen verſichert. Ein Grabmal des Grafen Heinrich von Zelking mit deſſen lebensgroßer, halb erhabener Figur in rothem Marmor iſt in der Kirche vorhanden, und eine Inſchrift desſelben beſagt den Tod des Grafen als im Jahre 1492 erfolgt. Auf der dem Altare zugekehrten Seite einer Gewölbsrippe zwiſchen der Kirche und dem Presbyterium ſtehen auf der Tünche mit ſchwarzer Farbe in modernen Buchſtaben die Worte: DEDICATUM a. MCCCCLXXII. Wenn die Vermuthung erlaubt iſt, daß die Worte an der Gewölbsrippe eingegraben oder auf eine andere Art vorfindlich waren, und nach der Übertünchung des Innern der Kirche auf die Tünche geſetzt wurden, wie ja auch die urſprüngliche Grabſchrift des Grafen Heinrich von Zelking in modernen Buchſtaben auf die Tünche des Presbyteriums geſetzt worden iſt, ſo dürfte nach dem Sinne des Dedicatum dasſelbe auf den Altar Bezug haben, er alſo im Jahre 1472 aufgeſtellt oder begonnen worden ſein. Nach dem Style und der Bauart iſt er zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhundertes entſtanden. Wenn die Geſtalt und die Geſichtszüge des Grafen Heinrich von Zelking nur einigermaßen auf ſeinem Grabmale getroffen ſind — und man darf dies um ſo eher vermuthen, da das Werk charakteriſtiſch und nicht ohne Kunſtwerth iſt — ſo wäre aus dieſer hohen und edlen Stirne und aus dem verſtändigen Ausdrucke des Angeſichtes mit Recht zu ſchließen, daß er ein Freund der ſchönen Kunſt geweſen ſein, und zu dem frommen Werke ſeines Kirchenbaues die erſten Meiſter ſeiner Zeit berufen haben möge. Anderntheils aber hätte ich mir aus der Zeit der Verzierungen, aus der Art der

Faltengebung und beſonders aus der Zeichnung und Haltung der Figuren die Anſicht gebildet, daß der Altar aus einer Zeichnung oder wohl gar aus der unmittelbaren Leitung Albrecht Dürers hervorgegangen ſei. Allein dem widerſpricht die obige Zeitrechnung. Auch könnte der Fall ſein, daß das Werk nach Bildern von Dürer zuſammengeſtellt worden ſei, wodurch es aber in eine noch ſpätere Zeit hinaus gerückt würde, welcher der Styl nicht mehr entſpricht, und wodurch es gewiß nicht die große Übereinſtimmung ſeiner Theile erlangt hätte. Wie dem aber auch ſei, jedenfalls rechtfertigt die Schönheit des Inneren der Kirche ſowohl in allen Raumesverhältniſſen als auch im Einzelnen der Baulinien die Vermuthung, daß hier die geſchickteſten Hände einer reichen und kunſtbegabten Zeit thätig geweſen ſind. Man erzählt, daß ſich in den fünf Presbyterialfenſtern auch koſtbare Glasmalereien befunden haben und nach Laxenburg übertragen worden ſeien. Wenigſtens haben dieſe Fenſter jetzt moderne, große, viereckige Glastafeln, und entbehren der ſteinernen Bogenroſetten, die an den andern Fenſtern der Kirche vorhanden ſind, an denen ſich auch noch die alten, vieleckigen, kleinen Glasſcheiben befinden. Ich werde der Geſchichte der Kirche und des Altares in der folgenden Zeit noch weiter nachforſchen, vielleicht gelingt es, die Widerſprüche in etwas aufzuklären, und ich werde dann das Weitere veröffentlichen, ſo wie überhaupt eine Einzelbeſchreibung dieſer Kirche und ihrer Werke nicht unwichtig ſein dürfte.

Aus dem bisher Geſagten geht hervor, daß die Kirche und der Altar von Kefermarkt in dem mittelalterlich deutſchen (ſogenannten gothiſchen) Style gebaut ſind. Sie ſtammen aus der Zeit, wo man ſchon aus der Strenge des Styles heraus zu gehen anfing, und ihm durch Weiche und Rundung Anmuth und Milde zu geben beſtrebt war, ihn aber im Laufe der Zeiten dadurch verflachte und verwäſſerte, ſo daß er ſeine alte Würde und Reinheit verlor. Aber immer ſind noch Kirche und Altar ſo rein, klar und ſtrenge, daß ſie ein Bild der edelſten Schönheit darſtellen. Wenn auch das Innere der Kirche ſo frei, leicht und heiter iſt, daß man ſich in ihr heilig und würdevoll umfangen fühlt, wenn auch ihre Theile, ſelbſt die kleinſten, wie z. B. die Thürklinke, einer kunſtreichen Zeit angehören, ſo iſt es doch nur vorzugsweiſe die Aufgabe dieſer Zeilen, von dem geſchnitzten Hochaltare zu ſprechen.

Derſelbe theilt vollkommen das Hauptmerkmal jener Bauart, wo ſie in ihrer vollkommenſten Geſtalt auftritt, nämlich *Einfachheit des Geſammteindruckes und Reichthum der Einzelheiten*. Man kann ſich kaum etwas Einfacheres denken als die Umſchreibungslinien des Altares und ſeiner Haupttheile, welche Linien aber wieder in ihrer Einfachheit doch ſo leicht und ſchwunghaft ſind. Mit einem Blicke ſteht das Ganze als Bild in den Augen. Man kann ſich aber kaum etwas Mannigfaltigeres, Ausgearbeiteteres, Zahlreicheres und Eingetheilteres denken als die Einzelheiten. Nicht nur die Figuren ſind in ihren Körpertheilen und Kleidern bis zu den Täſchchen, die ſie anhängen haben, ja bis zu dem Riemwerke und den Knöpfen herunter ſehr ſorgſam gearbeitet, ſondern auch die Verzierungen ſind außerordentlich reich, gleichſam ein Wald von Mannigfaltigkeit. Tauſende von Tulpen, Blättern, Stäbchen, Stangen ſtreben als Ornamente empor und in ihnen, wie in aufſteigende Weihrauchwolken zerſtreut, ſchweben die Figuren. Beſonderen Reichthum zeigen die Baldachine über den Häuptern der drei Heiligen des Mittelſtückes. Man kann Monate lang an dem Werke beobachten, und findet täglich neue Schönheiten. In Hinſicht der Einheit und ſchnellen Vermittelbarkeit des Geſammteindruckes, verbunden mit Reichthum und Kunſtgemäßheit der Theile (Merkmale jedes großen Kunſtwerkes), erinnert der Altar lebhaft an den bewunderungswürdigen Bau von St. Stephan in Wien. Er hat mit ihm die einfache Großartigkeit des Geſammteindruckes gemein, an Leichtigkeit und Zartheit der Ausführung dürfte er ihn noch übertreffen. Der Giebel, der Hauptträger des Styls, iſt von einer architektoniſchen Schönheit, Zierlichkeit und Größe, die ſich nicht beſchreiben läßt, und die das Herz mit Ruhe und Erhebung erfüllt, dem ſchönen Vorrechte der deutſchen Baukunſt.

Das Hauptwerk ſind die Figuren. Wenn ſie auch zu dem Ganzen gehören, wenn ſie auch nur mit ihm den eigentlichen Eindruck hervorbringen, ja, einzeln betrachtet, ſogar an Bedeutung verlieren: ſo ſind ſie doch auch an ſich ſchon Kunſtwerke. In Bezug auf ſinnliche Geſtaltung ſteht die deutſche Kunſt der altgriechiſchen und mittelalterlich italieniſchen weit nach, ja, ſie erlaubt ſich hierin Fehler, die oft ſehr auffallend und kaum zu entſchuldigen ſind: aber an Einfalt, Größe und Frömmigkeit iſt keine Kunſt der deutſchen gleich. Und kaum in einem Kunſtwerke dieſer Art dürften die Fehler mehr zurück- und die Schönheiten mehr hervortreten als an dem Hochaltare der Kirche zu Kefermarkt. In einer gewiſſen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anſpruchloſigkeit, eine Selbſtgeltung, eine Strenge und Keuſchheit, die unſer Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt. Wenn unſere Zeit durch Anmaßung, Verrenkung und Übertreibung gleichſam mit den Mitteln die Wirkung überſchreit, wenn das vorige Jahrhundert durch Schnörkel, Drehungen und Wendungen vergeblich ſeine Leere und Hohlheit zu decken bemüht war, ſo ſehen wir in dieſem mittelalterlichen Kunſtwerke ſchier keine Bemühungen, der Künſtler tritt nirgends hervor, ihm ſcheint es nirgends um Wirkungen zu thun zu ſein, die Geſtalten leben in ihm, ſie ſind leibhaftig in ſeiner Frömmigkeit und Anbetung vorhanden, und wachſen aus ihm hervor. Darum ſind ſie auch ſo ſelbſtſtändig, ſo ſelbſtgiltig, ohne Anforderung, und machen, weil die Größe in ihrer Natur liegt, eben den außerordentlichſten Eindruck der Größe. Der Kopf des heiligen Petrus iſt von einer Schönheit, Kraft und Würdigkeit, zugleich aber auch von einer Einfachheit und Anſpruchloſigkeit, daß alle Künſtler unſerer Zeit gegen alle Belohnungen der Welt dieſen Kopf nicht machen könnten. Sie würden einen anderen, modernen machen, wahrſcheinlich mit gefühlvollerem Ausdrucke, mit auffälligeren Mitteln, vielleicht ſogar ſcheinbar einen ſchöneren; aber dieſen Kopf voll Kindlichkeit, Kraft und Gottvertrauen nicht. Die mittelalterlich deutſche Kunſt hat die Schlichtheit und Ruhe ihrer Figuren mit der altgriechiſchen gemein, aber auch das Geheimniß der Größe in dieſer Schlichtheit und Ruhe. Beide Völker waren jugendliche, in deren warmer Seele die Gebilde blühten und von da wie mit Unbewußtheit zur Außenwelt gelangten. Wo das ideale Gefühl nicht in dem Herzen iſt, und ſich in beredtem Stammeln erkennbar und zündend Luft macht, dort wird die prachtvolle Redekunſt und die Menge der Worte angewendet, aber ſie iſt Kälte und erzeugt Kälte. Die Gewandung des heiligen Petrus iſt reich und ſchön in den ſcharfen Falten jener Zeit geſchnitten, und hat an dem innern Saume, der umgeſchlagen iſt, fortlaufende Bildniſſe von Biſchöfen, was ſehr ſchön, aber ein Zeitrechnungsfehler iſt. Der heilige Chriſtoph iſt nach der Legende gebildet, in welcher erzählt wird, daß ihm das Chriſtkindlein, welches er trug, immer ſchwerer und zuletzt ſchwer wie der Weltball wurde. Daher hat ſich der Künſtler bemüht, Erſchöpfung, ja ſogar Abmagerung in die Figur zu legen, um das Wunder der Laſt nur deſto beſſer hervorzuheben. Bezüglich der Einzelſchönheit iſt nun freilich dieſe Geſtalt, beſonders die Füße, zu tadeln, und doch können wir uns der Rührung über die kindlich poetiſche Auffaſſung des Künſtlers nicht erwehren und das Gefühl der Andacht nicht verbannen, das dieſe gleich den andern Figuren in uns erregt. Die Mittelfigur, die hauptſächlichſte des Werkes, kann in dieſem Berichte nicht berührt werden, weil ſie ſo verändert worden iſt, daß ihr früherer Zuſtand nicht mehr erkannt werden kann.

Dieſelbe Tiefe und Einfachheit zeigen die Figuren der Reliefbilder, wenn ſie gleich, wie es in der Natur der Sache iſt, untergeordnet gehalten ſind. Beſonders iſt die Opferung der drei Könige und der Tod Maria's hervorzuheben.

Die zwei hohen Figuren, welche gleichſam die Schlußſäulen des Giebels bilden, die des heiligen Georg und Florian, zeigen alle die Schönheit, Ruhe und Ergebenheit unſerer vorväterlichen Kunſt. Sie ſind ſo ausnehmend Düreriſch, daß man ſich des Gedankens kaum entſchlagen kann, ſie müßten aus den Händen dieſes Künſtlers hervorgegangen ſein. Und ſind ſie es, dann gehören ſie zu dem Schönſten, was Dürer je gezeichnet hat. Oder hat derſelbe gewiſſe herkömmliche Arten ſchon vorgefunden und ſie nur weiter gebildet? Gewiß; aber er hat ſie ſo veredelt, daß ſie erſt jetzt bedeutſam und ſein Eigenthum wurden. Die zwei genannten Geſtalten zeigen aber gerade dieſe Veredlung im ſchönſten Maße. Auch in der Opferung der Könige iſt eine Figur, von der man meint, ſie müſſe aus einem Dürer'ſchen Bilde heraus und an dieſen Platz getreten ſein. Es wäre auch der Fall denkbar, daß dieſe Figuren ſpäter entſtanden ſind, dem aber widerſpricht ihre Stimmung zum Ganzen, und ſie gleichen in Behandlung und Veraltung des Holzes genau den übrigen Theilen des Altares. Durch einen Zeitrechnungsfehler trägt der heilige Florian auch deutſche Ritterrüſtung und einen langen Speer. Bemerkenswerth durch weiche, ſchöne Arbeit iſt das Symbol des Lindwurms des heiligen Georg. Nur als Symbol, nicht in wirklicher Größe, liegt der Drache zu den Füßen des Ritters.

Die Giebelfiguren, als für die Höhe berechnet, ſind minder ausgearbeitet, aber ſie ſind edel, ſtimmen zu dem Ganzen, und haben dadurch, daß ſie gleichſam in dem Gitterwerke des Giebels ſchweben, einen beſonderen Reiz. Es ſind außer den zwei Büſten lauter weibliche Figuren. In der mittleren höchſten Giebelſäule ſteht an der Baſis die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Zu beiden Seiten ihres Hauptes und der Krone ſchweben über wunderſchönen Ornamenten, die nur an dieſem Orte angebracht ſind, zwei kleine, fliegende Engel, deren Körper mit Federn bekleidet ſind. Über der heiligen Mutter ſtehen noch zwei ſich verjüngende Figuren. Die Engel bilden die Figuren der zwei zweiten Säulen. An der Baſis der dritten Säulen ſteht überall eine weibliche Geſtalt und oberhalb ihr iſt eine Büſte.

Dieſe Büſten ſind ſehr ſchön gearbeitet und dürften, wenn man ſie näher betrachten und nach gefundenen Anhaltspunkten beurtheilen könnte, Aufſchluß über den Bau geben; denn vermuthlich ſtellen ſie die Urheber des Werkes vor, der Kirche und des Altares. Eine trägt ein Buch, bei der andern dürfte das Symbol, welches ſie in der linken Hand hielt, verloren gegangen ſein.

Wenn man nun mich um ein Kunſturtheil über den ganzen Altar fragen würde, ſo müßte ich antworten: Er iſt nicht etwa ein Kunſtwerk gut für eine Zeit, einen Ort oder für ſeine Art, ſondern ein Kunſtwerk erſten Ranges, ein Kunſtwerk des geſammten deutſchen Volkes aus der Zeit ſeiner ſchönſten Kunſtblüthe. Es dürften in dieſem Fache wenige Arbeiten ſein, vielleicht nicht eine einzige, die dem Altare von Kefermarkt den Vorzug ſtreitig machen könnten. Wir haben eine Abbildung des berühmten Altares von Blaubeuern durch Heideloff mit einer Zeichnung des Kefermarkter Altares verglichen, und wenn man auch zugab, daß etwa durch Zeichnung oder Nachbildung die Geſtalten des Blaubeurer Altares mehr einen neuen Anſtrich bekommen haben und verflacht worden ſein mögen, ſo ſagten doch alle Vergleicher einſtimmig, daß der Kefermarkter Altar nicht nur viel reicher und mannigfaltiger, ſondern auch weit ſchöner ſei. Es mag nun die Thatſache ſo oder anders ſein, es mag der beſagte Hochaltar der erſte oder einer der erſten ſein: ein Kunſtwerk erſter Größe iſt er gewiß; und wenn die Kunſt das größte irdiſche Heiligthum eines Volkes iſt, wenn vergangene Kunſt das höchſte Merkmal der Geſchichte eines Volkes iſt, weil darin ſein ganzes Herz, ſein Geiſt, ſeine Seele ſich ſpiegelt wie in nichts anderem, nicht in der Wiſſenſchaft, die nur Mittel und nur Erzeugniß des Verſtandes iſt, nicht in Staatseinrichtungen, die nur die Geſtalt des äußeren Seins bilden, nicht in Kriegsthaten, die auch von Wuth und Leidenſchaft entſtellt ſein können, wenn allein durch die

Kunſt die Völker zu höherer irdiſcher Bildung geben und ihr Sein und Weſen erheben: ſo muß uns ein ſolches Kunſtmerkmal unſerer Vergangenheit heilig ſein; es iſt eine geweihte Erinnerung, es iſt ein Bewußtſein des Volkes als Volk in ſeiner Herzensinnigkeit und Herzenstiefe, wie ja das Bewußtſein des einzelnen Menſchen auch nichts anderes iſt, als daß er ſeine gehabten und ſeine jetzt waltenden Geiſtesregungen und Schwingungen in ein Einziges verbinden kann, und dieſes Einzige als Ganzes von allem anderen verſchiedenes empfindet — ein Menſch ohne Erinnerung iſt kaum Thier, kaum Pflanze, und ein Volk ohne Erinnerung iſt kein Volk, ſondern eine Maſſe phyſiſcher Kraft — wenn das ſo iſt, wenn die Kunſterinnerung ein Volk inniger zu einem ſolchen macht als jede andere Erinnerung: ſo müſſen wir Ehrfurcht haben vor jedem Denkmale vergangener Kunſt, wir müſſen es als eigenthümlichſtes Eigenthum der Nation betrachten, und es iſt eine der erſten Pflichten eines Volkes, das ſich ſelbſt achtet, ſeine Kunſtdenkmäler auch zu achten, ſie zu ſchützen, zu erhalten und dieſelben, wenn ſie durch Zeit und Barbarei gelitten hätten, wieder, ſo weit es möglich iſt, in den urſprünglichen Stand zu ſetzen. Unſere Zeit hat wieder angefangen, ſich der Kunſt zuzuwenden, ſie geht aus ſich heraus, ſie hält nicht mehr ihre Richtung für maßgebend, ſondern achtet auch die Empfindungen und Lebensoffenbarungen der Vergangenheit für berechtigt: aber noch iſt es immer nur ein Anfang, noch erkennen nicht alle Einſichtigen, nicht alle Mächtigen die Wichtigkeit des Gegenſtandes. Möchte das Erwachen nicht wieder ein Einſchlummern werden, möchten alle Eingeweihten nicht nachlaſſen, ihre Stimme zu erheben, möchten die Kunſtvereine nicht Nebenzwecke verfolgen, und endlich nicht nur in tüchtigen

Hervorbringungen, ſondern auch im allgemeinen Erkennen des Tüchtigen ſich jene innere Erhebung und Feſtigkeit beurkunden, welche die Grundlage jenes Hervorbringens und Erkennens iſt, und mit andern Geiſtesrichtungen vereint ein Volk nicht nur im Innern edel und mäßig, ſondern auch nach außen ſtark und herrlich macht.

Der Altar zu Kefermarkt hat leider durch Zeit und Barbarei viel gelitten.

Die Fenſter des Presbyteriums umſtehen ihn in einem Halbkreiſe, und ſeit die glatten Scheiben eingeſetzt ſind, mußte die Einwirkung des Sonnenlichtes ſehr verderblich ſein, das Holz zerklüftete, und fiel in Stücken herab. So ſind namentlich mehr als tauſend Tulpen aus den Verzierungen verloren gegangen und machten dieſelben kahl wie verwitterte Geweihe. Faſt alle Figuren haben Sprünge und Spalten in äußerſt großer Zahl, und von den Ornamenten der Rahmen und der Giebel fehlen bereits nicht unanſehnliche Stücke, namentlich die kleineren und dieſe zwar in bedeutender Menge. Dazu kommt, daß an manchen Stellen verheerender Wurmfraß eingetreten iſt.

Unter den Zerſtörungen der Barbarei nimmt als erſte die den Platz ein, daß mit Flinten unzählige Schrotte in das Holzwerk geſchoſſen worden ſind. (Mehr als eine Hand voll ſind von zwei unbedeutenden Giebelſäulen geſammelt worden. Wahrſcheinlich hat man nach Vögeln geſchoſſen. Leider ſind viele Theile der Angeſichter durch dieſe unglaubliche Rohheit verletzt worden.

Den zweiten Platz der Barbarei nehmen die Verſchönerungen ein. Nicht blos in der ganzen ſo ſchönen Kirche hat man im vorigen Jahrhunderte neue Beſtandtheile in ungeſchlachtem, rohen Style eingeſetzt (Predigtſtuhl, Chor, Oratorium — auch die

Seitenaltäre ſind im ſogenannten Zopfſtyle erbaut, und eine Sage behauptet, es wären auch ſie urſprünglich geſchnitzt geweſen, was durch die Thatſache Wahrſcheinlichkeit gewinnt, daß man an dem Hochaltare Ornamente angenagelt fand, die gar keine Beſtandtheile dieſes Altares ſind, welche Änderungen durch ihre plumpe Maſſe mit der unſäglichen Leichtigkeit der Kirche und des Altares einen ſchreienden Gegenſatz bilden: ſondern auch den Altar hat man vielfach umgeſtaltet. Von der ſchwarzen Bretterwand, die den Fuß deckt, iſt ſchon geſprochen worden. Die Unförmlichkeit iſt dadurch groß geworden, da nur der Körper der Monſtranze hervorragt, und auf dem unglaublich unpaſſenden, ſchwarzen Unterſatze wie auf einer Krämerbude ſitzt. Sämmtliche Ornamente und Rahmen ſind mit weißer Farbe angeſtrichen und ſo verklebt worden, daß man die Feinheit und Reinheit des Schnittes nicht mehr ſieht. Das Kiſſen unter dem Haupte der ſterbenden Maria hat man, wahrſcheinlich durch die Weichheit und Natürlichkeit verlockt, noch natürlicher gemacht und es weiß und blau in Gevierten geſtreift angeſtrichen, wie die Bettüberzüge im Mühlkreiſe gebräuchlich ſind — und was das äußerſte iſt — die Hauptfigur, die des heiligen Wolfgang, hat man ganz vergoldet, ihr ein neues, unausſprechlich gemeines und widrig ſinnliches Angeſicht gemacht, und dasſelbe nit rother und weißer Farbe und mit einem blauen, ſchön raſirten Barte bemalt. Es ergreift einen Angeſichts ſolcher Dinge feſt unabweisbar das Gefühl bitterer Verachtung gegen eine Zeit, die das konnte und zuließ. Es geht daraus doppelt die Pflicht der Erhaltung alter Kunſtwerke hervor, weil Zeiten der Verſunkenheit eintreten können, in denen das herrlichſte Eigenthum vor Völkern zu Grunde gehen kann, und über die man es zu beſſeren Zeiten hinüber retten muß. Und gerade ſolche verſunkene Zeiten ſind ihrer Natur nach am geneigteſten, mit ihrem Ungeſchmack und ihrer Rohheit überlieferte Kunſtwerke edlerer und darum unbegriffener Zeiten zu bekleben und zu verunzieren.

Vor ungefähr vier Jahren zeichnete Karl von Binzer, ein ſehr talentvoller Schüler Kaulbachs, den Hochaltar zu Kefermarkt, welche Handzeichnung jetzt Eigenthum der Akademie der bildenden Künſte in Wien iſt, und damals machte auf deſſen Anregung die Allgemeine Zeitung aus Augsburg auf dieſes Kunſtwerk und die dringende Nothwendigkeit, es vor gänzlichem Verfalle zu retten, aufmerkſam. Aber im Drange der damaligen Ereigniſſe kam es zu keiner Folge.

Im Jahre 1852 beſah der Herr Statthalter von Öſterreich ob der Enns den Altar und faßte in Anerkennung des Kunſtwerthes desſelben den Entſchluß, eine Rettung des Werkes vor äußerſtem Verfalle und eine Wiederherſtellung in dem urſprünglichen Sinne einzuleiten. Nach einer angeordneten Beſchauung, die, wie alle Kenner, ſich über den großen Kunſtwerth ausſprach, ward die Sache im October 1852 begonnen und iſt nun in ſtetigem Verlaufe. Die Ornamente werden von der Farbe durch Sieden und Waſchen befreit, die fehlenden Stücke neu geſchnitten, die beſchädigten ergänzt und die Klüfte mit dürrem Lindenholze ausgeſetzt. Dasſelbe geſchieht mit den Figuren. Es wird mit großer Aufmerkſamkeit verfahren, ſo daß an dem Werke nicht das Geringſte geändert wird, wodurch der Charakter ſeiner Zeit und Kunſt im Mindeſten ein anderer würde. Figurale Beſtandtheile werden nur dann neu gemacht, wenn ſie ganz und gar fehlen, ſonſt werden ſie aus den vorhandenen Stücken, wie klein dieſe auch ſeien, zuſammengeſetzt. Zum Glücke iſt das an

Figuren Fehlende ſehr wenig und von keiner ſichtbaren Bedeutung. Zur Abhaltung des künftigen Wurmfraßes wird das Holz mit einer Kochſalzlöſung getränkt, ſo daß nach der Trocknung das feine, kriſtalliſirte Salz in der Faſer bleibt, worauf der Erfahrung zufolge dieſelbe von keinem Wurme mehr ergriffen wird. Die rein hergeſtellte Holzoberfläche wird dann mit gutem, waſſerhellem Copallacke wiederholt überzogen, bis ein matter Glanz bleibt. Zum Behufe dieſer Ausbeſſerung werden die zur Bearbeitung kommenden Beſtandſtücke mittelſt eines hinter dem Altare aufgeſchlagenen Gerüſtes und eines Korbes, der von der Decke vor dem Altare herabzulaſſen iſt, weggenommen und nach ihrer Vollendung wieder aufgeſtellt und mit Schrauben und Eiſenbändern an dem wohlerhaltenen Gerippe befeſtigt. Auf dieſe Weiſe wird der Gottesdienſt vor dem Hochaltare nie unterbrochen, und es ſind die Theile nur ſo kurz, als es unumgänglich nöthig iſt, von ihrem Platze entfernt. So kann das Kunſtwerk, wenn es in Zukunft immer zweckmäßig gereinigt wird und Vorhänge vor die Presbyterialfenſter kommen, noch viele Jahrhunderte dauern, bis es endlich dem Geſetze der Unhaltbarkeit ſeines Stoffes, wie jedes aus irdiſchen Dingen Verfertigte, erliegt. Aber auch über dieſe Zeit hinaus wird das Werk durch treue Abbildung und durch Stich erhalten werden, und kann ſo lange ein Eigenthum des deutſchen Volkes bleiben, als dasſelbe nicht ſelber in unheilbare Barbarei verſinkt.

Die zwei Giebelſäulen rechts und die Gallerie über dem Mittelſtücke ſind bereits aufgeſtellt, und ihre Wirkung im Gegenſatze zu dem Nichtausgebeſſerten iſt außerordentlich.

Der durch ſeine Holzſchnitzereien ſehr rühmlich bekannte Bildhauer Johann Rint iſt mit der Ausbeſſerung betraut worden.

Als Grundlage zur Herhaltung der Ordnung in der ungemeinen Menge der Ornamente iſt eine von einem Profeſſor der hieſigen Realſchule nach der Binzer'ſchen Zeichnung gemachte Copie genommen worden. Zur Überwachung der Arbeiten in äſthetiſcher und kunſtgeſchichtlicher Hinſicht, beſonders aber zur Beachtung, daß das Werk nicht die geringſte Änderung ſeiner Urſprünglichkeit erleide, iſt der Schreiber dieſes beſtellt worden. Vielleicht entdecken ſich im Verlaufe der Herſtellungsarbeiten noch Anhaltspunkte zur Entſtehungsgeſchichte des Werkes.

Möchte auch die ſchöne Kirche in gleicher Weiſe wie der Altar von ihren groben Verunzierungen gereinigt, und in ihrer Schönheit wieder hergeſtellt werden.

Wir laden alle Kunſtfreunde von nah und ferne ein, das Werk zu beſuchen und ſich von der Wahrheit des oben angegebenen Urtheils zu überzeugen.

Zum Schluſſe ſei es vergönnt, auf eine anziehende Thatſache in derſelben Kirche aufmerkſam zu machen, wodurch ältere und neuere Kunſt verglichen werden kann. Auf dem linken Seitenaltare (vom Beſchauer genommen) iſt ein Holzſchnitzwerk ſpäterer Zeiten. Es iſt in Hinſicht ſeiner Zeit *ſehr ſchön*, aber gerade durch die Nachbarſchaft des Hochaltares iſt es möglich zu ſehen, daß es viel ſinnlicher und irdiſcher iſt, und die Hoheit und Heiligkeit älterer Kunſt wird dadurch erſt recht erkennbar.

Die Stadtpfarrkirche in Steyr.

(1857.)

In der ob der ennſiſchen alten Stadt Steyr iſt bekanntlich von Hans Buchsbaum, einem der Baumeiſter der St. Stephanskirche in Wien, der Bau einer gothiſchen Kirche im Jahre 1443 begonnen worden. Nach mannigfaltigen Schickſalen dieſes Baues wurde er im Jahre 1522 am 18. März auch von einer großen Feuersbrunſt heimgeſucht, in Folge deſſen die Kirche bis in die letzten zwanziger Jahre des 17. Jahrhundertes faſt verödet war, in welcher Zeit dann die Vollendung und Einweihung ſtattfand. Nach Buchsbaums Plane, ſoweit er aus den Anfängen und der allgemeinen Anlage erſichtlich iſt, wäre die Kirche, wenn ſie vollkommen in deſſen Sinne ausgebaut und entſprechend verziert worden wäre, eines der erſten Meiſterwerke der Baukunſt geworden. Spätere Zeiten ſind im Weiterbau theilweiſe von dem Grundgedanken abgewichen, wodurch der außerordentlichen Trefflichkeit des Ganzen, beſonders am Äußeren der Kirche, Eintrag geſchah. Wir rechnen hieher namentlich den Thurm. Das vergangene Jahrhundert hat aber theils durch Hinzufügung an ſich ſchöner Baugeſtaltungen, welche aber mit dem Vorhandenen im Widerſpruche ſtanden, theils durch Hineintragung von ſolchen

Verzierungsſtücken, welche in der völlig ſinnentbehrenden, ſchönheitswidrigen Art jenes Zeitraumes verfertigt waren, das Innere der Kirche um den größten Theil ſeines künſtleriſchen und mithin religiondienenden Eindruckes gebracht; die neuere Zeit hat wieder die Kunſt älterer Meiſter ſchätzen gelernt und hat gelernt, ſich von der Einſeitigkeit einer Modegeſtaltung, die überall angebracht wurde, ſie mochte paſſen oder nicht, zu befreien. Daher iſt man auch daran gegangen, das Innere der Kirche in Steyr, ſoweit es möglich war, wieder in ſeiner Einheit herzuſtellen. Bisher iſt einiges Fremde entfernt worden, ſieben Fenſter, welche den Hochaltarplatz umſtehen und vermauert waren, ſind ausgebrochen worden, und die Pfeiler und Wände, deren Stoff nur ein einziger, glattgehauener und feingefugter Stein iſt, ſind mit einem Farbenton bekleidet worden, der der Oberfläche des Tuffſteines ähnlich iſt. Schon in dieſer Geſtalt macht das Innere der Kirche einen Eindruck, der an Erhabenheit, Milde und Klarheit der Religion ähnlich iſt und ihr dient, aus der ja eigentlich erſt dieſe Geſtaltungen hervorgegangen ſind. Erſt jetzt, beſonders durch Ausbrechung der Fenſter, kann man ſich an der Leichtigkeit, an der organiſchen Entſtehung und Gliederung der Theile überzeugen, daß nicht nur das Innere dieſer Kirche das ſchönſte in unſerem Kronlande iſt, ſondern daß es überhaupt ebenbürtig im Kranze der ſchönſten Kirchen dieſer Art daſteht. Wenn der Altar, der im gleichen Style mit der Kirche neu verfertigt worden iſt, und deſſen Beurtheilung erſt mit völliger Sicherheit in dem Raume möglich wird, für den er beſtimmt iſt, aufgeſtellt ſein wird, und wenn die Fenſter mit ihrem Farbenſchmelze ihn umgeben werden, kann ſich durch die Übereinſtimmung und den Gegenſatz die volle Macht der Wirkung entfalten. Es wäre zu wünſchen, daß es nach und nach die Kräfte geſtatteten, daß außer den Geſtalten der zwölf Apoſtel, die in Ausſicht ſtehen, auch die übrigen Niſchen an den Säulen mit Geſtalten von Heiligen im Style der Kirche beſetzt, daß manche noch entblößte Theile verziert, und einiges noch beſtehende Fremde entfernt werden könnte, damit der Freund des Schönen und, was noch weit mehr iſt, der tiefſten Religiöſität, den unverkümmerten und reinen Ausdruck beider in dieſen Geſtaltungen finde. Wir behalten uns vor, bei Vollendung der gegenwärtigen Umwandlungen wieder und genauer über dieſen Gegenſtand zu berichten.

Der Plan des Mariendomes in Linz.

(1860.)

Der in Linz beabſichtigte Mariäempfängniß-Dom ſoll im gothiſchen oder altdeutſchen Style erbaut werden. Er hat daher jene ſchlanken, emporſtrebenden, vielgliedrigen, mannigfaltigen und lebendigen Geſtaltungen, welche die gothiſchen Bauwerke auszeichnen. Ihr Grundgedanke iſt das chriſtliche Kreuz. Derſelbe tritt in dem Querſchnitte der Kirche unter dem Dache ganz beſonders hervor. Die Kirche beſteht alſo aus einer Längenkirche und aus einer Querkirche. Und wie die Kreuze an ihren Ausgängen verziert zu ſein pflegen, ſo trägt auch dieſes Kreuz an ſeinen Ausläufen Verzierungen, und zwar an dem Scheitel, deſſen Inneres den Hochaltar enthält, ſieben Kapellen, und an dem Fuße, der den Haupteingang in ſich faßt, zwei Kapellen. Die Enden des Querbalkens des Kreuzes enthalten wieder Eingänge.

Das Äußere der Kirche entſpricht in den Hauptumriſſen dieſer Kreuzgeſtaltung. Es hat alſo vier Längenſeiten, zwei des Haupt- und zwei des Querarmes, und es hat drei Breiteſeiten, eine am Fuße und zwei an den Enden des Querarmes; der Scheitel des Kreuzes iſt bogenförmig. Die Längenſeiten enthalten Längenfenſter und zwar zwei Reihen übereinander. Zwiſchen ihnen iſt eine Gallerie und ein ſchmales Dach. Die Längenſeiten enden an der unteren Linie des ſteil anſteigenden Daches auch mit einer Gallerie, und der Dachfirſt weiſt ebenfalls eine Gallerie. Die Länge der Kirche beträgt 415 Wiener Fuß, des Querarmes 210 W. F. Die Höhe der Kirche beträgt bis zum Dache 100 W. F., die des Daches ſammt der Gallerie 47 W. F., alſo die Geſammthöhe 147 W. F. Von dem Durchſchnittspunkte der Firſte des Längen- und Querdaches ſteigt ein ſchlankes Thurmchen noch 68 W. F. über das Dach empor. Am Fuße des Kreuzes befindet ſich der Hauptthurm. Die Breitſeite des Fußes des Kreuzes fallt alſo zum Theile mit einer Seite des Thurmes zuſammen. Der Thurm hat drei Stockwerke und das Dach. Das erſte Stockwerk, welches wie die Kirchenſeiten 100 W. F. hoch iſt, enthält das Hauptthor, und über ihm ein großes, mit ſchönen Maßwerken erfülltes Rundfenſter. Jedes der zwei folgenden Stockwerke, wovon das zweite 53 und das dritte 70 W. F. hoch iſt, enthält in jeder Seite ein Langenfenſter. Von dem dritten Stockwerke ſteigt das ſchlanke, undurchbrochene, an den Kanten verzierte Dach noch 182 W. F. empor, ſo daß die Höhe des ganzen Thurmes 405 W. F. beträgt. Die Spitze des Thurmes hat die gewöhnliche, ſo ſchön geſtaltete gothiſche Kreuzroſe. Die Breitſeiten des Querarmes haben Eingangsthore, darüber Gallerien, und darüber ſehr ſchöne Rundfenſter, von denen das dreiſeitige Stirnſchild der Querſeite bis zur Dachſpitze emporſteigt.

Das Innere der Kirche entſpricht dem Außeren. Zu beiden Seiten des Haupteinganges ſind Lauben, welche Nebeneingänge enthalten. Der Haupteingang führt zuerſt in die Thurmhalle, über welcher die Orgelbühne iſt. Die Nebeneingänge haben Vorhallen zur Folge, über welchen ſich Oratorien befinden. Von der Vorhalle rechts ſpringt die Todtenkapelle nach auswärts, von der Vorhalle links die Taufkapelle. Von dieſen Eingangsräumlichkeiten gehen dann die drei ſchlanken Schiffe der Kirche gegen den Hochaltar vorwärts. Das Hauptſchiff wird von den Nebenſchiffen an ſeinen beiden Seiten durch eine Flucht runder, polirter Granitſäulen geſchieden. Es iſt 387 W. F. lang und 42 breit. Jedes der Nebenſchiffe iſt 22 W. F. breit. Das Querſchiff hat eine Länge von 183 und eine Breite von 54 W. F. Von dieſem Querſchiffe dem Hochaltare zu enthält das Hauptſchiff den Chor, in deſſen Eingang drei Altäre ſtehen: einer rechts, einer links, einer mitten, und der die gebräuchlichen zwei, einander gegenüberſtehenden Reihen von Bänken faßt. Der Schluß des Hauptſchiffes endlich hat den Hochaltar und den Platz, auf dem die Sitze ſtehen, und zwar links der Biſchofſitz und rechts andere Sitze. Das Seitenſchiff umgeht in einem hufeiſenförmigen Bogen den Chor und den Hochaltarplatz. Außen an dieſen Bogen ſchließen ſich die Presbyterial-Nebengebäude, und zwar, an die Länge des Querſchiffes ſtoßend, rechts und links die Pfarrkapellen, von dem Querſchiffe durch die Communionbank getrennt. Jede dieſer Kapellen hat einen Altar. An die Pfarrkapelle links ſtößt das Kapitelzimmer, das Archiv und die kleine Sacriſtei, an die Pfarrkapelle rechts die biſchöfliche Sacriſtei und die große Sacriſtei. Von da an umgeben den Bogen des Scheitels des Kreuzes die oben genannten ſieben Kapellen, und zwar drei Heiligenkapellen rechts, drei Heiligenkapellen links, jede mit einem Altare, und am äußerſten Scheitel des Kreuzes die Marienkapelle mit drei Altären. Über die Abmeſſungen dieſer Kapellen und anderer Nebenräume, ſo wie über kleinere Abmeſſungen überhaupt führe ich nichts an, weil man über Verhältniſſe eines Baues doch nur durch Anſchauen des Planes oder des fertigen Baues ſich ein Urtheil bilden kann, und weil zu viele Zahlenangaben in einer Beſchreibung deren Auffaſſung eher verwirren als erleichtern. Von den Plänen der Crypta und dem Dachſtuhle führe ich nichts an, da in dieſem Aufſatze doch hauptſächlich die künſtleriſche Seite des Baues hervorgehoben wird, und jene Pläne beſonders die Zweckmäßigkeit betonen. Über die Wölbungen des Domes kann ich nichts Näheres ſagen, da dieſelben in ihrer Ganzheit in den vorliegenden Blättern weniger zur Erſcheinung kommen. Der Baumeiſter hat auch eine perſpektiviſche Zeichnung des Innern in Ausſicht geſtellt, nach deren Einlangung es mir vielleicht noch einmal gegönnt iſt, wieder auf den Gegenſtand des Mariendomes zurück zu kommen.

Zum Schluſſe erlaube ich mir noch einige Worte über die runden Granitſäulen zu ſagen. Man iſt im Innern gothiſcher Kirchen häufig die Bündelſäulen gewohnt. Allein die Rundſäulen kommen in gothiſchen Bauten organiſch vor und zwar vielfältig, und im gegenwärtigen Falle werden mächtige, polirte Granitſäulen durch ihr Abheben von dem übrigen Stoffe der Kirche und durch die Unterbrechung der Einförmigkeit mit eindringender Gewalt die Schönheit der Kirche erhöhen.

Aus der gegenwärtigen dürftigen Beſchreibung, die der Natur der Sache nach weit hinter der Anſchauung der Pläne zurückbleiben muß, und dieſelbe, wo ſie unmöglich iſt, nur mangelhaft erſetzen ſoll, dürfte doch die Folgerung hervorgehen, daß es ſich bei dem vorliegenden Entwurfe zum Mariendome in Linz nicht um eine mehr oder minder gewöhnliche Kirche handelt, ſondern um ein würdevolles Gotteshaus, das in ſeiner Schönheit auch noch kommende Geſchlechter, und wenn ſelbſt Zeiten erſcheinen ſollten, welche in Kunſtdingen die unſerige weit übertreffen, zur Bewunderung, zu heiligem Ernſte und zur Andacht emporheben wird. Möge es ſehr vielen Händen, deren kleine Einzelnwirkungen eine von ihnen nicht gekannte und nicht geahnte, ja von den meiſten Menſchen nicht richtig gewürdigte Geſammtwirkung geben, und vielleicht auch mehreren Zeiten gelingen, den Bau zum völligen Ende zu bringen, und mögen, wenn widrige Fälle des Vaterlandes oder der geſammten Menſchheit das Werk in die Länge ziehen ſollten, dann nicht Tage, in denen das künſtleriſche Gefühl verkommen iſt, dünkelhaft an dem Plane Änderungen vornehmen, und den Bau nach ihrer Meinung fortführen, wie es zum Bedauern kirchlicher Kunſt an ſo vielen Domen und darunter auch an der ſo ſchön begonnenen Kirche in Steyr in ihrer langen Bauzeit geſchehen iſt.

Alte Kunſt in Oberöſterreich.

(1857.)

Die Zeit liegt noch nicht gar ſo ferne, in welcher die Werke des Mittelalters, nicht nur was die Bildnerkunſt, ſondern auch was ſelbſt die Dichtkunſt anbelangt, wenig gewürdigt wurden, ja, in welcher man ſogar in jenen Kreiſen, die für die Kunſt maßgebend waren, nicht ſelten ſo weit ging, daß man altdeutſche Bauten und altdeutſche Dichtung für abſcheulich erklärte, wie ja das Wort „altfränkiſch“ für lächerlich Altes zum Sprichwort geworden iſt. In jener Zeit geſchah es auch, daß man die Zuſätze, welche zu alten Bauwerken gemacht wurden, dem vorhandenen Style zuwider faſt durchgängig in der eben herrſchenden Zeitrichtung machte, von deren Trefflichkeit und Muſtergiltigkeit man überzeugt war. Es geſchieht jederzeit ſo, wenn von der Kunſt zur Mode geſchritten wird. Die Mode erkennt nur das Gegenwärtige an, ihr Vergangenes iſt lächerlich, ja auch ihr Gegenwärtiges wird es, ſobald es Vergangenes wird. Hieraus erhellt (nebenher geſagt), wie die Mode ſo ſelten Schönes hervorbringt, weil ihre Erzeugniſſe unerbittlich ſelbſt in unbefangenen Augen veralten. Das dürfte vielleicht auch jene Kunſtweiſe treffen, die ſich in den jüngſten Jahrhunderten ſo gerne als einzige gab. Man begann in neuerer Zeit die Augen wieder zu öffnen und zu erkennen, daß es auch in der Vergangenheit Schönes gegeben hat, ja, daß Zeitalter der höchſten Blüthe vor uns geweſen ſind. Man lernte wieder, daß antike, daß romaniſche, byzantiniſche, gothiſche, italieniſche Baukunſt ſchön ſein könne, und daß aus allen dieſen Zweigen Denkmale von größter Schönheit auf uns herüber gekommen ſind. Das Beginnen dieſer Erkenntniß bezeichnet das Verlaſſen der Mode und das Wiedereinlenken zu den Wegen der Kunſt. Man beſchränkte ſich nicht mehr auf ſeine gegenwärtige Kunſtart, man wendete auch frühere an: man baute in byzantiniſchem, gothiſchem, antikem Style, ja man dichtete und malte aus beſtimmten Zeitaltern. So ſehr das Wiederanerkennen mannigfaltiger geweſener Kunſtzuſtände zu loben iſt, ſo ſehr es das Wiedererwachen der Kunſteinſicht beweiſt, ſo ſehr die Betrachtung geweſener Kunſtzuſtände und die Vertiefung in dieſelben für den ausübenden Künſtler von unermeßlichem Werthe iſt: ſo wenig wäre die ſtetige Nachbildung geweſener Kunſtgeſtaltungen wahre Kunſt. So wenig ein Wolkenhimmel einem andern vergangenen gleicht, obwohl er aus ihm hervorgegangen und beide ſchön ſein können; eben ſo wenig iſt ein wahrhafter Kunſtzuſtand einer Zeit dem einer anderen völlig gleich, wohl aber iſt der frühere der Vater des ſpäteren. So iſt nach dem lebendigen Streben, das nun einmal erwacht iſt, auch zu ſchließen, daß in den Zweigen, die eines Aufſchwunges bedürfen und ihn nehmen, die Künſtler an der Hand der Vergangenheit und an der des ſie umgebenden Lebens und der Natur zu eigenthümlichen, ihre Zeit bezeichnenden und der Nachwelt zum Muſter dienenden Kunſtzuſtänden emporſchreiten werden. In unſerem kleinen Lande iſt manches ſchöne Denkmal bildender

Kunſt übrig geblieben, und beſonders der nördlich von der Donau gelegene, von Kriegen und Umwälzungen weniger betroffene Theil iſt nicht arm an ſolchen, namentlich aus dem Gebiete kirchlicher Baukunſt und Bildnerei. Wie aber das Aufwachen der Verehrung vergangener Kunſt alte Kunſtdenkmale in vielen Ländern theils wieder herſtellt, theils, wo ſie unfertig geblieben ſind, zu vollenden ſtrebt, ſo iſt auch unſer Land nicht zurückgeblieben.

Die jüngſte Handlung der Verehrung alter Kunſt iſt in der Wiederherſtellung des gothiſchen Flügelaltares von Peſenbach vorgekommen. Der hochwürdige Abt von St. Florian ließ dieſen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte ſtammenden, einer kleinen, aber alten, gothiſchen Kirche angehörigen Altar vollſtändig in Gold und Farben wieder herſtellen. Der Altar, über deſſen Theile wir vor und nach der Wiederherſtellung eine genaue Einſicht genommen haben, war vielfach beſchädigt, und namentlich durch die Zeit geſchwärzt und beſchmutzt. Der Wiederherſteller hat, wie es wohl nicht anders ſein darf, dem Vorhandenen die genügendſte Ehrfurcht erwieſen, und ſich nicht erlaubt, etwas daran zu ändern, und es, ſelbſt wenn es entſchieden fehlerhaft war, zu verbeſſern, wie man auch in alten Urkunden nicht Styl- und Schreibfehler ausbeſſert. Von den Gemälden ſind die Urfarben geblieben und nur gereinigt worden; blos die Stellen, an denen die Farbe fehlte, ſind mit der umgebenden Farbe ergänzt worden, die am Altare im Schnitzwerke vorkommenden Farben ſind genau nach den vorhandenen alten gewählt und geſtimmt worden, das Blau wurde ſogar in der Art des vorgefundenen behandelt, nämlich in Tempera. Wo Gold war, wurde wieder Gold aufgelegt, und ſo durchaus nach dem Alten vorgegangen. Man kann auf dieſe Schonung des auf uns herüber gekommenen nicht nachdrücklich genug aufmerkſam machen, da es noch immer Menſchen gibt, welche nichts Arges zu thun meinen, wenn ſie alte Werke nach ihrer beſten Einſicht völlig umarbeiten, und da es auch an ſolchen nicht fehlt, die glauben, der Wiederherſteller müſſe die Fehler des urſprünglichen Werkes bei der Wiederherſtellung verbeſſern. Durch die große Genauigkeit, Reinheit und Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet worden iſt, ſteht der Altar gleichſam wieder wie neu aus den Händen des erſten Meiſters gekommen vor unſern Augen. Das Figurale an demſelben iſt nach unſerer Meinung von geringerem Kunſtwerthe, da neben der Naivetät und Innigkeit jener Zeit, doch auch ihre Gebrechen zu ſehr hervorſtehen, das Architektoniſche iſt von bedeutend höherem, für Kunſtgeſchichte und Studium iſt aber der Altar von ſehr großem Werthe. Alle gothiſchen Bauwerke aus der Zeit ihrer Blüthe haben, weil ſie damals gleichſam im Fleiſch und Blut der Menſchen gelegen waren, ſelbſt bei minder begabten Baumeiſtern, etwas Lebendiges, Unmittelbares und daher Leichtes und Künſtleriſches, während die nachgeahmten ſogar bei großen Begabungen nicht ſelten mehr oder minder etwas Starres, Hartes und Fremdes zeigen. Dieſes Leichte, Anmuthige und Unmittelbare hat auch der Altar von Peſenbach, und hierin kann er nebſt anderen großartigeren und herrlicheren Bauten manchem Kunſtjünger, und wenn er auch viel begabter wäre als der Erbauer jenes Altars, als Perle des Studiums dienen, daß der Künſtler nicht blos die mathematiſchen Geſtaltungen des Gothiſchen erlerne, ſondern daß er ſich auch zu dem Geiſte jenes leichten und beweglichen Lebens erhebe, und, was wir für das Höchſte halten, wie wir es oben angedeutet haben, daß auch in der

Baukunſt aus dem Betrachten und Erlernen des Geweſenen ein uns Eigenthümliches und Neues hervorgehe, welches eben ſo ſelbſtſtändig und eben ſo künſtleriſch iſt wie das Alte, und welches von unſern Nachkommen nach Jahrhunderten noch eben ſo zu bewundern iſt, wie wir jetzt das vor Jahrhunderten Entſtandene bewundern.

Gemälde.*)

---

*) Die hier folgenden Aufſätze ſind bei Gelegenheit der von dem Linzer Kunſtvereine veranſtalteten periodiſchen Bilderausſtellungen entſtanden. Die vielen allgemeinen Bemerkungen, welche ſie enthalten ließen die Aufnahme derſelben als wünſchenswerth erſcheinen.

Zimmermann Robert: Ebene bei Roſenheim.

(1856.)

Die Landſchaft von Zimmermann Robert in München, „Ebene bei Roſenheim im baieriſchen Oberlande", müſſen wir eine Perle nennen. Das Bild iſt frei von Nachahmung und geht den reinen, hellen Weg der Natur. Dieſer Wolkenhimmel in ſeiner kühlen, klaren Auffaſſung iſt von einer Kraft und Fülle, ſo wie von einer unbeirrten Gegenſtändlichkeit, daß wir mit friſcher Erquickung davor ſtehen, und daß die gedunſenen, flachen Dinge, die wir ſo oft an Bilderhimmeln ſehen, dagegen verſchwinden und wie ſogenannte Illuminirungen erſcheinen. Unter dem meiſterhaft ſich hinauswölbenden Himmel ſteht der meiſterhafte Hintergrund, ſteht das Mittelſtück mit ſeinem ſelten ſo wahr getroffenen, gegen das Weiß der Wolken ſich reizend zeichnenden Grün der Bäume und mit anmuthigen Gruppen ländlicher Beſchäftigungen. Die Ebene prangt in Lichtern und in Wolkenſchatten, dann geht der Weg mit Lehmgrund und mit Waſſer, das der kurz vorher geweſene Regen ſtehen gelaſſen hat, vorwärts. Wenn wir tadeln wollten, wünſchten wir ganz vorne mehr Kraft und ein ſchärferes Blitzen der Wolkenreflexe in dem Waſſer, dadurch würde der Mittelgrund noch richtiger hinausgehen und das Bild an Optik gewinnen. Wenn einem in der Kunſt untergeordneten Manne, der nur auf der Stufe des Liebhabers ſteht, ein Rath erlaubt iſt, ſo würden wir ſagen, der Künſtler bewahre die kräftige Männlichkeit, wie ſie aus dieſem Bilde ſpricht, und wie ſie in unſerem Zeitalter der Phantaſtereien nicht leicht zu bewahren iſt, er beharre im treueſten Studium der Natur, ſelbſt wie ſie in ihren kleinſten Zügen malt, — wir können es nicht beſſer machen als ſie — und wir glauben, daß er ſeinen Zeitgenoſſen und ſich genug thun wird, und daß, wenn er ihn wünſcht, der Ruhm bei den Nachkommen nicht ausbleiben kann.

Geiger P. J. N.: Die Taufe des heil. Stephan.

(1857.)

Es iſt nur eine in Frescofarben gemalte Skizze, welche nur die Wirkung dieſer Farben im Allgemeinen erproben ſollte; das nähere Studium und die Ausführung im Einzelnen war dem Carton und der Durchbildung der einzelnen Geſtalten vorbehalten, wenn die Skizze etwa ausgeführt würde. Aber trotzdem iſt auch die Skizze in ihrer jetzigen Geſtalt ein Meiſterwerk, und wenigen dürfte es gelingen, mit der genaueſten Ausführung eine ſolche Reinheit, Klarheit, Mannigfaltigkeit und vor allem — worin wir die höchſte Wirkung der Kunſt erblicken — ein ſo wahres, kräftiges, individuelles und zugleich edles und erhabenes Leben auszudrücken.

Der Künſtler hat die Handlung vorzugsweiſe von hiſtoriſcher Seite aufgefaßt, und in dieſer Hinſicht iſt eine Kraft und eine Wirklichkeit, zugleich aber auch ein Ernſt, eine Würde und eine Weihe in dem Bilde, daß wir zur Bewunderung hingeriſſen werden. Es iſt faſt, als thäte man einen Blick in das herrliche Dichtungswerk der Nibelungen. Der noch ſehr jugendliche Stephan, von dem höchſten Ernſte und der tiefſten Andacht ergriffen, iſt wie eine der ſchönſten antiken Geſtalten. Der heilige Biſchof weiſet auf jene bewunderungswürdigen Köpfe der alten Kirchenlehrer zurück. Alle anderen Geſtalten ſind ſo individuell, daß nicht nur jeder nur er ſelber iſt, daß jedes Haupt nicht nur blos auf dieſe Geſtalt paßt, und wir uns unwillkürlich eine Vorſtellung von ſeinem Charakter machen, ſondern daß jeder auch eine Vorgeſchichte hat, die wir beinahe errathen wollen, und daß wir faſt urtheilen, wie jeder in der Zukunft zu handeln geneigt ſein dürfte. Alle aber ſind von dem Augenblicke der Handlung ergriffen: von jenen angefangen, die mit einem die Sache nicht begreifenden Staunen zuſehen oder mit bewegender Neugier hinblicken, bis zu jenen, die mit Frömmigkeit ſelbſt Vollbringer der Handlung ſind, oder die von ihrer ſtaatlichen Wichtigkeit durchdrungen ſind, oder ſchon von einer religiöſen Ahnung oder gar einem tiefen religiöſen Feuer ergriffen werden, oder bis zu jenen, die mit widerſtrebendem Gefühle den heiligen Vorgang betrachten, denn auch Gegner mögen bei der wichtigen Handlung zugegen geweſen ſein. Aber der tiefſte Ernſt iſt über alle ausgegoſſen, ſie mögen was immer für inneren Sinnes ſein, und dies gibt dem Bilde die große künſtleriſche Bedeutung, während ihm die kräftigſte Individualität der Geſtalten und bei den anweſenden Ungarn die ausgeſprochenſte Nationalität die Wirklichkeit geben, die doch zuletzt, man mag in manchen Zeiten wie immer anders ſprechen, von der Mehrzahl der Kunſtfreunde durch alle Zeiten her als nicht zu entbehrendes Grundmerkmal jeder Kunſt erkannt wurde, wenn ſie auch dieſelbe nicht erſchöpft, da zuletzt die geiſtige Idee es iſt, welche das Kunſtwerk als ſolches emporträgt, weshalb in Kunſtwerken die bloße Wirklichkeit ohne Idee dürr und leer bleibt, die bloße Idee ohne Wirklichkeit bodenlos iſt. Die höchſte geiſtige Idee ſoll im Kunſtwerke herrſchen, aber ihr Träger kann in demſelben nur das Sinnliche ſein. Sonſt ſteht die Idee auf einem andern Felde: entweder in der Wiſſenſchaft oder in der Philoſophie oder in der Religion. Die Beiſachen hat Geiger mit großer Vollendung behandelt. Wie geht die Vordergruppe von den zwei hintern hervor, wie löſt ſich die Baulichkeit ab, wie ſchmelzen die kraftvollen Farben zu einem lieblichen Ganzen, mit welchem Verſtande und mit welchem Gefühle der Nothwendigkeit ſind die Falten geordnet, die bei manchem, ſelbſt nicht unbedeutenden Künſtler ſo gerne Gemeinplätze ſind, wie gegenſtändlich ſteht ſelbſt das Kleinſte auf ſeinem Platze, wie ferne iſt jede Unſicherheit, Seichtigkeit oder Unbeſtimmtheit, und wie zeugt jede Linie von der dem Künſtler eigenthümlichen, naturwüchſigen, ihr Gebiet ergreifenden Kraft, dem ernſten und wahrhaftigen Genie. Der bewunderte Zeichner der Memorabilien, der wohl einer der allergrößten jetzt lebenden Geſchichtscompoſiteure iſt, hat nach unſerem Dafürhalten in dieſer wenn auch nicht bis zum Letzten ausgeführten Skizze ein Meiſterwerk erſten Ranges geliefert.

Geiger: Beduine in der Wüſte.

(1858.)

Der Gegenſtand iſt aus einer Erzählung genommen, die den Titel „Abdias" führt. Der in den Kleidern eines Wüſtenhäuptlings daſitzende Mann iſt ein Jude, der unter egyptiſchen und römiſchen Trümmern in der Wüſte lebte, und ſpäter im Hochmuthe ſich reich beduiniſch kleidete; daher erklärt ſich die lichtere Farbe ſeines Angeſichtes. Das Bild erſcheint bei dem erſten Anblicke fremdartig, es iſt uns der Mann, die Umgebung, der Himmel nicht zugeartet, und dies muß um ſo mehr der Fall ſein, je wahrer das alles iſt; es iſt eben die Erſcheinung der fremden Zone, die unſern Lüften ein Räthſel iſt, das Gemälde aber theilt eine Eigenſchaft mit allen Meiſterwerken der Kunſt, nämlich die, daß es immer ſchöner wird, je länger man es beſitzt und betrachtet. Wir ſtehen nicht an, zu bekennen, daß wir dieſes Bild für ein Meiſterwerk der neueren Kunſt erachten. Die dichteriſche Kraft, die in dem Haupte der Geſtalt liegt, iſt bewundernswerth. Die Züge ſeines Stammes tragend und etwas hager, iſt das Angeſicht doch von ergreifender männlicher Schönheit. Die Stirne hegt den Ernſt und die Schwärmerei, die Augen blicken feurig und entſchloſſen, und der feine, leicht geöffnete Mund zeigt die ſüdliche Gluth des Begehrens und die treibende Gewalt des Willens. Wir denken uns, aus dieſem Stoffe liefert das Wüſtenvolk ſeine Führer, ſeine Löwenjäger, ſeine Propheten und Fanatiker. Die ganze Geſtalt entſpricht dem Haupte, und erklärt dasſelbe nur weiter. Die Hagerkeit und Geſchmeidigkeit der Wüſte iſt auch mit ihrer Kraft vereint. Dies erſcheint beſonders in den Händen und in den ſchöngeſtalteten, nackten Füßen. Die Umgebung der Geſtalt iſt eben ſo dichteriſch. Egyptiſche Trümmer, römiſche Überreſte, zu zwei Drittheilen verſandet, eine zerriſſene Aloe, ſtehende und ſinkende Palmenſtämme, gelber Sand, eine in den Hintergrund gehende Öde, Wohnung der Schakale und Löwen, ein dunkler, grünlichblauer Himmel, gleichſam mit Wüſtenſtaub geſchwängert, und eine waſſerloſe Hitze, die aus allen Gegenſtänden ſpricht, — das ſind die Beſtandtheile der Landſchaft, die den Mann umgibt. Die Behandlung iſt frei, leicht und kühn, wie ſie dem Genie eigen iſt, und doch ſo reich in den innigſten Farben durchgearbeitet, wie ſie nur das tiefe Gefühl hervorbringt. Darum ſind ſolche Bilder ſo außerordentlich ſchwer zu copiren. Alles Außenwerk hat der berühmte, in hiſtoriſcher Treue faſt ängſtliche Zeichner wahrſcheinlich nach der Natur ſtudirt, da er im Gefolge Sr. kaiſ. Hoheit, des Erzherzogs Ferdinand Max, Kleinaſien, Egypten und Algier beſucht hat.

Mövius: Cap von Miſene am Golf von Neapel.

(1859.)

Mövius H. aus Düſſeldorf: „Cap Miſene am Eingange vom Golfe von Neapel“ iſt ein Bild von großer Meiſterſchaft. Hier iſt kein Verſuchen, kein Taſten in unbeſtimmten Richtungen, kein Hingeben an verführeriſche Farben, ſondern das klare Bewußtſein deſſen, was iſt, das Verſenken in die Schönheit desſelben und die beſtimmte Darſtellung dieſer Schönheit. Man konnte ſagen, jeder Einzelzug in dieſem Bilde iſt ein klaſſiſcher und entſchiedener, daher gewinnt das Bild jene unbeſchreibliche Klarheit, Ruhe und Durchſichtigkeit, die es hat. Das Vorgebirge ſtellt ſich mit ſeinen gelblichbraunen Felſen gegen das blaue Mittelmeer, deſſen Bläue vielleicht das ſchönſte Landſchaftsblau iſt, das die Natur kennt. Auf ihrem Rücken tragen die Felſen das durch den Süden verbrannte Gras, grauliche Olivenbäume, und an der äußerſten Spitze gegen die See ein kleines, leuchtendes, weißes Gebäude. Von ihrem Fuße geht gegen den Vordergrund, der ein kleines Strandſtück mit einem flachen Steine und einem Fiſcherkahne darſtellt, der langgeſtreckte Wellenſchlag des Meeres, der in ſeinen Spiegelfurchen hinterſeits das Leuchtgelb der Felſen, vorderſeits das Blau des Himmels zeigt, und zwiſchen beiden hie und da die örtliche, grüne Farbe des Waſſers durchblicken läßt. Seitwärts der Felſen hat das Wogen des Meeres das Blau und Silber des Tages. Hinter dem Vorgebirge ſtreicht ein Lüftchen, das an dem langen, dunkelblauen Striche, den es auf das Meer legt, erkennbar wird. Hinter dieſem Blau leuchtet die lange, feine, gerade Linie des Strandes von Neapel und ſeiner Umgebung mit der fortlaufenden Kette von Gebäuden, und hinter dieſen ſind die ſonnigen, abſteigenden Flächen des Veſuves mit ihren lieblich blauen Schatten und der ſanft gebogenen Rauchſäule des Gipfels. Der Himmel iſt heiter, und hegt gegen ſeinen Scheitel die ſogenannten Schäfchenwolken. Uns Nordländern mag die Einfachheit der Linien und die Ruhe der großen Maſſen, die dort wirken, etwas fremdartig ſein, und den Eindruck abſchwächen; aber ſicher gehört dieſes Bild zu jenen, die, wie es jedem Kunſtmeiſterſtücke eigenthümlich iſt, immer ſchöner werden, je länger man es beſieht.

Maaſſen: Der Kloſterorganiſt.

(1860.)

„Der Kloſterorganiſt“ von Maaſſen Theodor in Düſſeldorf erſcheint uns ſo ſchön, wie es Weniges in unſerer Zeit und in der Kunſt überhaupt gibt. Ohne die geringſte Sucht nach Virtuoſenthum oder Anwendung einzelner Kunſtſtückchen hat der Maler eine techniſche Wirkung hervorgebracht, die erſtaunlich iſt. Noch höher aber ſteht die künſtleriſche. Wir befinden uns auf dem Muſikchor einer Kirche, ziemlich weit zurück, da wir den größeren Theil des Chors und die Gewölbung und die Fenſter der Kirche erblicken können. Der Chor iſt im Helldunkel, die Kirche durch die Fenſter klar erleuchtet. An der Orgel ſitzt ein Mönch und ſpielt. Von der Andacht und ſeinem Spiele ergriffen, zeigt er uns ein von ſeitwärts erblicktes, erhobenes Antlitz. Ein Kirchenfürſt, der in einem Seitenſtuhle ſaß und in einem großen Buche las, läßt das Buch ſinken und blickt auf ihn. Ein junger Mönch an der Chorthür, halb ſtehend und halb auf einem Stuhle knieend, ſtützt ſein geſenktes Haupt mit der Hand. Ein Miniſtrant an der Chorbrüſtung ſollte aus einem Buche beten, er blickt aber ſeitwärts auf den Orgelſpieler. Neben ihm ein Mönch mit der Kapuze über dem Haupte iſt in tiefer Andacht verſunken. Aus der Tiefe der Kirche ſteigt Weihrauch empor. Aus dieſer ſchwachen Beſchreibung möge man die Vergeiſtigung dieſes Bildes entnehmen. Aber nur der wirkliche Anblick bringt ſie erſt ins rechte Bewußtſein. Wie gleich bewunderungswürdig iſt das Aufhorchen des Greiſes und des Knaben, und doch wie verſchieden! Hier das milde des Greiſes, der viel geſehen und gelitten, dort das friſche des Knaben, vor dem erſt die Zukunftswelt liegt. Im jungen Mönche ſind Gefühle der Wehmuth, in dem älteren mit der Kapuze iſt die gewohnte Andacht, die durch die Orgel geſteigert iſt, aber er lebt der Andacht, nicht den Tönen. Zu dieſer geiſtigen Durchbildung geſellt ſich eine Technik des Vortrags, die kaum freier und vollendeter ſein könnte. Jeder Gegenſtand, von der Orgel bis zum letzten Bücherdeckel herab, ſtellt ſich wirklich und körperlich dar, er ſteht, liegt, lehnt frei, und zeigt nur ſich, nicht Farben. Zugleich iſt eine Ruhe und künſtleriſche Anordnung aller Dinge vorhanden, die vom Gefühle eines Meiſters ſpricht, dem Bilde einen großartigen Ernſt, und dem Beſchauer einen völligen Abſchluß in ſeinem Gemüthe gibt.

Geiger: Göthe und Schiller.

(1860.)

Wenn die Bildniß oder ſogenannte Portrait-Malerei den Zweck hat, daß von einem Künſtler ein vor ihm gegenwärtiger, lebendiger Menſch in ſeiner körperlichen, und, ſo weit es durch dieſe möglich iſt, auch geiſtigen Weſenheit im Allgemeinen dargeſtellt wird, ſo daß demnach die Ähnlichkeit des Abbildes in körperlicher und geiſtiger Beziehung mit dem Urbilde die Hauptſache dieſer Malerei iſt, wobei die Handlung, in der ſich der Abgebildete befindet, Nebenſache, ja, wenn ſie eine ſehr vereinzelte oder auffällige iſt, ſogar der Auffaſſung des Menſchen in ſeiner Allgemeinheit hinderlich iſt, weswegen die beſten Bildnißmaler aller Zeiten ihre Menſchen meiſt in einer ruhigen und gleichgiltigen Handlung dargeſtellt haben, wenn dies ſo iſt: ſo ſind Geigers Geſtalten keine Bildniſſe oder Portraite. Das zeigt er ſelber; denn er hat längſt verſtorbene Perſonen gemalt; er hat nicht vorzugsweiſe Linien- und Körperähnlichkeit angeſtrebt, und hat den Geſtalten Dinge gegeben, die ſie im Leben nicht gehabt haben. Wenn die Geſchichtsmalerei Perſonen der Vergangenheit, die mehr oder minder allgemein bekannt ſind, in Handlungen aus ihrem Leben darſtellt, die eben ſo bekannt ſind, einzelne ganz beſtimmte ſein müſſen, und nicht nur ihnen, ſondern auch der Geſchichte angehören, wobei die Handlung die Hauptſache und die Ähnlichkeit der handelnden Perſonen mit ihrer einſtigen Erſcheinung im Leben die Nebenſache iſt, und ſo ſehr die Nebenſache wird, daß ſie bei Perſonen, die ſo weit in der Geſchichte zurückliegen, daß wir von ihrem Äußeren keine entſchiedene Kunde mehr haben, ganz und gar fehlen darf — wenn dies ſo iſt: ſo ſind Geigers Geſtalten auch keine Geſchichtsmalerei, denn er hat ſie in keiner einzelnen, ganz beſtimmten Handlung, die in der Geſchichte bekannt iſt, dargeſtellt, ſondern eher in einer von ihm gedachten Stimmung. Wohl aber erſcheinen uns dieſe Bilder mehr der Geſchichtsmalerei als der Bildnißmalerei verwandt. Wir möchten ſie jedoch lieber lyriſche Auffaſſungen nennen, wie eben die Lyrik in der Dichtkunſt die Gefühle und Phantaſien des Dichtenden in einem Grade von Erregung ausſpricht, wenn dieſe Erregungen auch an eine Erſcheinung oder Perſon der Geſchichte geknüpft ſind. Wir möchten dies um ſo mehr behaupten, als auch die Behandlung in den Gemälden eine mehr allgemeine, an die Skizze erinnernde iſt, die unter dem Einfluſſe der Phantaſie das Allgemeine des Gefühles und des Seelenſchwunges feſtzuhalten ſtrebt, ohne in die ſtrenge Ausführung des Einzelnen einzugehen, die dem Lyriſchen und Phantaſievollen Eintrag thun könnte. Dies ſcheint uns beſonders bei dem Göthebilde der Fall zu ſein. Geiger iſt bisher vorzüglich in zwei Richtungen bekannt geworden: als Darſteller von Allegorien, Randzeichnungen, Verzierungen und dergleichen, und als Darſteller geſchichtlicher Thaten. In den erſten iſt er beſonders phantaſievoll, reich und ſchwunghaft, in den letzten ſtrebt er weniger der ſinnfälligen Schönheit der einzelnen Geſtaltungen nach als der Gewalt, der

Kraft und dem Ernſte des Ganzen. Er ſtellt dieſes Ganze immer mit tiefer Erfaſſung der geiſtigen Thatſächlichkeit der Handlung und mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit und Kühnheit der Linien dar. Man könnte aus ſeinen Werken ganze und zwar zahlreiche Klaſſen ſcharf gekennzeichneter Menſchen zuſammenſtellen, und ſeine Memorabilien gehören zu dem Herrlichſten, was in der Kunſt der Linien hervorgebracht worden iſt. In den gegenwärtigen Bildern ſcheinen beide Richtungen theilweiſe vorhanden zu ſein. Der Verfaſſer dieſer Zeilen glaubt in ihnen etwas Großartiges und Bedeutendes erblicken zu können. Er hat ſie öfter und zuweilen lange betrachtet, und jedesmal iſt ſeine Seele von einem ernſten und tiefen Gefühle ergriffen worden. Schillers Angeſicht trägt den Ernſt, die ſittliche Kraft, den Aufſchwung und die Schwärmerei, die ſich der Maler etwa in ſeinen Dichtungen gedacht haben mochte. Weniger iſt der Schmelz ausgedrückt. Schiller läßt die Dinge auf ſich wirken, und verarbeitet ſie in ſeiner großen Seele. Es iſt, als wäre er von einer andern Beſchäftigung gekommen, und hätte ſich ſchnell hingeſetzt, um einen Gedanken, der ihn beſchäftigte, völlig zu erfaſſen. Er iſt ſo erregt, daß er nicht einmal die Hand, in der er den Stift hält, auf den Tiſch ſtützt. Seine Begeiſterung iſt ſo ſtark dargeſtellt, daß ſie faſt wie ſittliches Zürnen ausſieht, das ja mit der Begeiſterung den gleichen Grund und letztlich faſt den gleichen Ausdruck hat. Göthe ſcheint auswärts geweſen zu ſein, ſcheint, als er Nachts nach Hauſe gekommen war, ſich noch ein wenig in ſeinen Stuhl geſetzt und den Nachthimmel und den Mond durch das offene Fenſter betrachtet zu haben. Die Majeſtät der äußeren Ruhe wirkt auf ihn, und er denkt an tiefe Dinge, vielleicht an den Fauſt. Sein Angeſicht iſt gehoben, ſein Auge vom Mond beglänzt, auf ſeiner Stirne iſt die Kraft. Auf ihn wirken die Dinge; aber er beherrſcht ſie. Auch er iſt ſo erregt, als wollte er etwas Innerliches erfaſſen, darum hebt er die Hand an ſein Haupt, ohne den Arm auf die nahe Lehne zu ſtützen. Geigers Werke wirken auf den Verfaſſer dieſer Zeilen immer anregend, weiter zu dichten und zu gründen, wie es ja überhaupt das Eigenthümliche in den Werken des Genius ſcheint, daß ſie, wenn ſie uns ſelbſt in einer widerſtrebenden, ja ſogar fehlerhaften Geſtalt entgegentreten, unſere ſchaffenden Kräfte aufrufen, daß dieſe je nach Art ihres Beſitzers weiter dichten, weshalb ſolche Werke immer wieder anregen, während die oft ſehr lieblichen Hervorbringungen des bloßen Talentes, die in dem Vortrage ſich meiſtens nach der Zeitrichtung und der hergebrachten Schule halten, gleich alles, wenn auch oft Bedeutendes, aber immer alles geben, weshalb ſie endlich weggelegt werden.

Was die äußere Darſtellung betrifft, ſo iſt ſie, wie bei jedem genialen Menſchen immer, bei Geiger ganz eigenthümlich. Sie hat nichts mit andern Meiſtern und dem Herkommen gemein. Das iſt bei dem Genius nicht etwa Verachtung der andern, niemand liebt große Meiſter inniger als der Genius, ſondern er iſt eben ein eigenthümlicher, ſelbſtarbeitender, gibt ſich, und kann ſich nur in ſeiner Form geben. Wie oft ringt er ſich bitter mit derſelben ab, während eine vollendete zur Nachahmung bereit läge, wenn er nachahmen könnte, was das bloße Talent immer und zwar oft überraſchend trefflich kann. Geigers äußere Darſtellung hat nun nach der Meinung des Verfaſſers dieſes Aufſatzes wirklich etwas Befremdendes, in ſeinen Zeichnungen, weniger, in ſeinen Gemälden mehr. Man muß ſich daran gewöhnen. Sie hat durchaus mehr etwas Starkes und Gewaltiges als etwas

Glattes und Einſchmeichelndes. Man muß ſich ihr hingeben, dann ſchließt ſich ihr Inneres auf, und beſchäftigt immer mehr. Die gegenwärtigen Bilder ſind faſt in einem, wenn man ſo ſagen darf, monumentalen Style gemalt. Schiller iſt noch mehr ein Staffeleibild, Göthe faſt gar nicht mehr. Die ſogenannte Technik im Vortrage der Stoffe, Faltungen, anderer Einzelheiten iſt ſehr durchgearbeitet, oft kühn, was man erſt in der Nähe ſieht. Doch meinen wir, iſt Geiger hierin erſt im Ringen mit ſich begriffen. Wenn der Verfaſſer dieſer Zeilen, der Geiger auch in bloßer Beurtheilung von Kunſtdingen ſo weit nachſteht, doch einen Tadel im Allgemeinen ausſprechen dürfte, ſo würde er ſagen, daß es ihm lieber wäre, wenn die Dichter nicht im Feierkleide, was ſie uns ſo fremd macht, nicht in einer Ausnahmshandlung, die wir nicht gleich faſſen, ſondern im trauten Hauskleide, in Erſcheinung ihres geiſtigen Berufes vorgeführt worden wären. Auch hätten wir lieber ganz und gar ihre Wirklichkeiten um ſie geſehen als nur theilweiſe. In Bezug der äußeren Darſtellung dürften die Umriſſe der hintern Gegenſtände weicher zu halten geweſen ſein, daß ſie von den Geſtalten zurückweichen und ihnen mehr Raum geben. Endlich iſt dem Verfaſſer nicht klar, ob es für die Wirkung in der Ferne nothwendig geweſen iſt, daß das Studium manches Einzelnen nnd die Richtigkeit und Reinheit von Beſonderheiten (in der Nähe beſehen) hintangeſetzt worden iſt. Aber der Verfaſſer iſt zu wenig Techniker, um hierüber abſprechen zu können, und in Bezug der allgemeinen Auffaſſung hat eben der Künſtler ſie ſo gewählt, und der Verfaſſer kann auch hierin nicht mit ihm rechten.

Zimmermann Albert: Gegend an der Iſar.

(1860.)

Theile dieſes Bildes ſind dermaßen vollendet, daß in der neuen und alten Kunſt wenig ſein wird, das ihnen an Großartigkeit der Darſtellung und Tiefe der Empfindung gleich wäre. Es iſt in der neuen Landſchaftsmalerei Sitte geworden, gewaltige Stoffe zu wählen, namentlich unzählige Male Stoffe aus den Alpen. Wahr iſt es, daß, könnte der Künſtler die Großartigkeit der Alpenwelt in der Ausdehnung, wie das Auge ſie oft von guten Standpunkten faßt, genau geben, dieſe Bilder an künſtleriſcher Wirkung diejenigen weit übertreffen würden, welche etwa ein einfacheres ländliches Bild in kleineren Grenzen zur Anſchauung bringen, wie das Trauerſpiel, wenn es vollendet iſt, ungleich gewaltiger faßt, als die eben ſo vollendete Elegie oder Idylle. Nur eben iſt die Vollendung im Trauerſpiel und in der Alpenlandſchaft das ungemein Schwierige, und es iſt der Angel, um den ſich die Sache dreht. Selten iſt die Schwierigkeit überwunden worden, darum gehen große Künſtler mit Scheu an dieſe Stoffe. Die älteren Landſchafter haben faſt nie Alpen gewählt, obwohl ſie ihnen nicht unbekannt ſein konnten. Claude hat in ſeinen idealen Geſtaltungen ſchönverbundener Bäume, duftige Fernen, glitzernde Waſſer und glänzende Lüfte: Ruisdael in ſeinen mehr realiſtiſchen Gebilden einen ernſten, nordiſchen Baum oder Wald, einen Grund, aus dem Waſſer ſchäumt, oder oft die einfachſten Geſtaltungen von Raſen, Erdlehnen, einer Hütte und Luft. Junge Künſtler oder ſchwächere wählen große Stoffe, und beginnen mit dem Trauerſpiele, mit der Alpenlandſchaft. Der Grund ſcheint nicht ferne zu liegen. Große Stoffe haben immer auch ſehr vorſpringende Merkmale. Dieſe faßt nun das Auge des Künſtlers auf, und verſteht ſie zu bringen, während die feinen Beziehungen des großen Stoffes, die ihn eben zum künſtleriſch Größten und Fertigſten machen, ihm entgehen, wodurch dann die Unvollendung des Werkes entſteht. Andererſeits hat der große Stoff ſchon in ſeinen allgemeinſten Theilen ſo viele Phantaſie erweckende Kraft in ſich, daß wir, wo wir auch nur dieſe Theile treffen, ſofort unſere eigene Dichtkraft ins Spiel bringen und mit ihr und mit dem Schönen, was da iſt, die Mängel der Durchführung verdecken, während die Kleinheit des Stoffes, um mit Jean Paul zu reden, in der Idylle und im Luſtſpiel den ganzen Zwerg von Künſtler entblößt, wenn er ein ſolcher iſt, und den kleinen Stoff wählt. Der tiefe und große Künſtler ſieht auch in dem kleinen Stoffe die vielen zarten Beziehungen und Abſtufungen, ihm entſteht daraus Reichthum, und er ſucht ihn zu bringen. Die Griechen wählten neben den großen Stoffen ihrer Tragiker, beſonders in der bildenden Kunſt, das Einfachſte, führten es dann aber mit einem Reichthume und einer Vollendung aus, die noch heute unſer Erſtaunen erregt, und die wir nicht einmal nachzuahmen vermögen. Man denke an den Niobidentorſo in München, der verſtümmelt eine Bewunderung hervorruft, die, wenn ſie einmal da iſt, nicht mehr endet. In der Natur liebten die Griechen hervorragend das Einfachſte, was ſie hat — das Meer. Man denke an Homer, beſonders im Odyſſeus. Albert Zimmermann hat ſich in der oben genannten Landſchaft das Ziel geſetzt: das ſonnige Weben eines ſchwülen Tages über einer großen Ebene darzuſtellen. Er muß das ſtille, einfache, aber in unzählige zarte Abſtufungen gegliederte Walten dieſes Gegenſtandes ſo in ſich aufgenommen haben, daß deſſen reiner Inhalt ihn mit warmer Liebe erfüllt hat, wie etwa ein ſinniger Dichter uns das ſtumme Brüten, Knospen und Treiben einer Steppe, oder die Wunder eintöniger, weithingehender Wälder vorführt. Selten iſt ein Gegenſtand in ſeiner dichtungsvollen Weſenheit ſo tief und erſchöpfend dargeſtellt worden wie hier. Das Blau des höheren Himmels hat den kräftigen, aber doch ſanften Ton, wie ihn dieſes Gewölbe zeigt, und es ziehen ſich durch ihn ſchon die leichten Flächen der Wolkenbildung. Tiefer unten ſteht die geſchichtete Haufenwolke, welche gegen den Rand der Ferne immer dichter wird, ſich hintereinander verſchiebt, und überall von dem Glanze einer nicht völlig herausſcheinenden, aber heißen Sonne erfüllt iſt. Unter dieſem Himmel geht die ſpätſommerliche, ſchon ziemlich ausgebrannte Ebene von den fernen Bergen, die von der Luft kaum zu unterſcheiden ſind, immer mehr und mehr hervor, und iſt auch angefüllt von dem Glanze der halbverſchleierten Sonne. Dann fällt das Land ſteilrecht ab, und zeigt jene lehmigen, ſandigen und ſteinigen Wände, wie ſie gerne Alpenwäſſer zu ihrem Ufer haben. Dieſſeits dieſer Wand, die ebenfalls beſonnt iſt, befindet ſich das lichte Waſſer der Iſar, befinden ſich die Sandbänke und die blaugrünen Weidengebüſche des Flußbettes, die gleichfalls mit dem Lichte der Sonne belegt ſind. Dieſe

Dinge ſind in ihren dichteriſchen, verborgenſten Merkmalen dargeſtellt, die immer wieder zur Betrachtung reizen. Zugleich ſind ſie ſo richtig, wie man ſie kaum in den gefeiertſten Bildern alter und neuer Zeit ſieht. Der Künſtler, der lange in München gelebt hat, an welcher Stadt ſich dieſe Natur befindet, muß jahrelange und ſehr eingehende Studien gemacht haben, um das Werk ſo darſtellen zu können, wie er es dargeſtellt hat. Die genannten Eigenſchaften dieſes Werkes ſcheinen es uns vorzüglich geeignet zu machen, die Betrachtung einfacher, landſchaftlich künſtleriſcher Merkmale zu ſtärken und zu fördern, und durch die ungemeine Genauigkeit zum Unterrichte zu dienen. Dies ſcheint uns beſonders in unſerer Zeit von Gewicht, da das Streben nach Wirkung und Aufſehen ſo hervortritt, und die ſchwer zu erringende Naturtreue verabſäumt wird, weshalb ſo viele ſogenannte Manieren hervortreten, daß es den Kunſtfreund mit Schmerz erfüllt. Der Vordergrund des hier beſchriebenen Bildes iſt eine Art einſtigen Steinbruches, mit Gebüſch, Kräutern und Raſen überwuchert. Er iſt ſehr gut gemalt, daß man die vielgeübte Hand erkennt, aber er iſt nach herkömmlicher Schule ſehr geſchickt gemalt, nicht gedichtet. Daher gleicht er dem oben genannten nicht. Wäre dieſer Vordergrund in gleicher Weiſe wie das übrige bis in die kleinſten Merkmale durchgebildet und erſchöpft, ſtatt mehr in allgemeinen, gebräuchlichen Weiſen gehalten, und ſchlöſſe er das Entferntere in ruhiger, einfacher Größe ab, ſo wäre dieſes Bild Zimmermanns nach unſerer Meinung ein muſtergiltiges für alle Zeiten.

Löffler Karl: Portrait.

(1861.)

Im „Portrait“ von Karl Löffler begegnen wir einem Bilde, das uns von vollendeter Schönheit zu ſein ſcheint. Es ſtellt einen Knaben mit dem Oberkörper dar. All die Einfalt, Unmittelbarkeit, Reinlichkeit und Klarheit der Natur liegt da vor uns. Da iſt keine Spur von jener anſpruchsvollen Mache, die Abſonderlichkeiten ſucht, und bei jedem Pinſelſtriche ſagt: „Seht, da bin ich.“ Hier iſt die naive Gegenſtändlichkeit, welche in der Welt und in jedem großen Kunſtwerke liegt, in der Antike und in den Werken des Mittelalters. Seit uns (mit Ausnahmen) die ſchlichte und fromme Größe der Alten verloren gegangen iſt, ſind wir in geſpreizte Darſtellung verfallen. Hier iſt aber lediglich, was ſein muß, und was durch das Sein auch die Berechtigung aufzeigt. In dem Bilde ſcheint faſt keine Mache zu ſein, wie in Mozarts Melodien, und doch iſt dieſe Mache ſchwieriger als die ſchillerndſte Darſtellung, oder ſie iſt auch nicht ſchwierig, denn wenn der Künſtler ſeiner Seele den rechten Ton ertheilt hat, fließt ſie von ſelbſt in den Pinſel. Der Künſtler geht in dem, was er darzuſtellen ſcheint, auf und doch liegt in dieſer faſt bewußtloſen Darbringung die holdeſte Schönheit. Das Bild iſt wie aus der beſten Raphael'ſchen Zeit der italieniſchen Kunſt.

Otto von Thoren:
Ackerpferde bei herannahendem Gewitter.

(1861.)

Das Bild ſcheint uns außerordentliche ſachliche Vorzüge zu haben, wozu wir beſonders den durchbrochenen und lichteren Theil der Luft und die körperliche Geſtaltung der Pferde, die im Vordergrunde ſind, rechnen. Der genannte Theil der Luft iſt mit einer Meiſterſchaft behandelt, die ſelten iſt, das gewitterhafte Anlaufen der Lufttone, wie es beim Sturme vorkommt, dürfte kaum wahrer zu geben ſein, eben ſo ſind die genannten Pferde auf das Trefflichſte, wenn wir ſo ſagen dürfen, modellirt, wie es nicht ſo oft vorkommt. Einem ſo durchgearbeiteten Künſtler gegenüber dürfen wir auch nicht verſchweigen, was wir an ſeinem Bilde ausſtellen zu müſſen glauben. Zuvörderſt, da das Bild auf Durchgeiſtigung — entweder durch die Majeſtät des Gewitters, oder durch hervorragende Gefühlsäußerung der Menſchen in ihren Handlungen oder etwa auch der Thiere in ihren Bewegungen — zu verzichten ſcheint, und uns dafür ſachliche Richtigkeit bringt, ſo ſollte, meinen wir, dieſe ſo vollendet ſein, daß uns, wie man ſich auszudrücken pflegt, die Virtuoſität hinreißt; allein hier ſcheinen uns nach unſerem Urtheile Abgänge vorhanden zu ſein. In der lichteren Luft haben faſt alle Wolken parallele Richtungen, die dunkeln Wolken ſind flach, und die Natur derſelben iſt nicht ausſtudirt, daher ſie nicht charakteriſtiſch ſind. Außerdem iſt die ganze Färbung der Luft, wie ſie in alten, ausgewaſchenen Gemälden zu ſehen iſt, wornach der Künſtler ſtudirt zu haben ſcheint. Der weißen Farbe des Rothſchimmels fehlen die Glanzdecken, welche das Weiß der Haare, der Seide ꝛc. zeichnen, weshalb hier die Farbe ſtatt einer Glanzfarbe mehr eine Mehlfarbe wird. Wir erlauben uns zu unſerer Rechtfertigung auf die Schimmel Wouwermanns zu verweiſen. Das Perſpective zwiſchen dem vordern und hintern Pferde iſt ein verfehltes, und wenn nicht, ſo iſt es das der Perſonen. Die hintern Pferde ſcheinen uns zu oberflächlich behandelt, eben ſo iſt der Ackergrund nicht ſcharf gekennzeichnet und das Gras iſt zu leichthin, und mit glasartiger Farbe behandelt. Wir entſchuldigen uns noch einmal, daß wir unſere Bedenken aufgeführt haben; das Bild fordert durch treffliche Behandlung einzelner Theile dazu auf.

Kaulbach: Göthe's Frauengeſtalten.

(1861.)

Die Zeichnungen von Frauengeſtalten aus Göthe von W. Kaulbach haben wir uns, ehe wir ſie ſahen, beſſer gedacht. Wir wagen ein Urtheil auszuſprechen, das vielen hart erſcheinen dürfte, da Kaulbach einen großen Namen beſitzt: aber wir müſſen es ſagen, da wir es ſo fühlen, und da nur durch offenes Ausſprechen der Gefühle von Verehrern der Kunſt eben die Kunſt am höchſten geehrt wird. Urtheile können irrig ſein, heuchelnd dürfen ſie nie ſein. So ſehr wir das akademiſch Richtige dieſer Zeichnungen im Allgemeinen bewundern, ſo ſehr glauben wir, daß ſie weit hinter der einfachen, aber dadurch um ſo größeren Naturgewalt der Seelen Göthe'ſcher Frauen zurückgeblieben ſind. Gretchen, Klärchen, Dorothea, die unerreichte Iphigenie leben anders in der Tiefe unſeres Herzens. Mignon, die bisher jedem Pinſel und jedem Stifte ſpottete, iſt nicht vorgeführt worden. In Beziehung auf Göthe ſind uns die Zeichnungen kalt. Es iſt die mißlichſte Sache, die Unendlichkeit der dichtenden Einbildungskraft, die auch die Unendlichkeit der leſenden wach ruft, in ganz beſtimmt umſchreibende Linien zu bannen, welche durch die eine Anſchauung, die ſie bringen, jede Unendlichkeit ausſchließen. Die Mittel beider Künſte ſind eben ſehr verſchieden, es müßte nur die Unendlichkeit des Malers größer ſein als die des Dichters, daß er uns, den Dichter umdichtend, ſeine eigene Unendlichkeit mit ſeinen eigenen Mitteln brächte. Der Dichter bringt mit dem unſichtbaren Worte leichter die Seele, ſchwerer den Körper; aber er muß ihn bringen: der Maler mit der ſichtbaren Linie leichter den Körper, ſchwerer die Seele; aber wir fordern ſie auch von ihm. Der duftige Zauber großer Dichter iſt ein anderer als der plaſtiſche großer Maler, und in Göthe iſt er ſo zart, ſo feſt begründet und nur ihm eigenartig, daß er kaum in der bildenden Kunſt erreichbar ſein dürfte, am erſten noch in Marmor. Daß Zeichnungen nach Göthe nur mit Göthe verglichen werden müſſen, liegt, glauben wir, in der Natur der Sache.

Zimmermann Albert:
Morgendämmerung auf dem großen Venediger.

(1861.)

Das Bild iſt, wie es von dieſem Künſtler zu erwarten iſt, von der vollendetſten Haltung und Stimmung. In der hellen Morgenluft ſchwebt die erblaſſende Mondesſichel. Der Gletſcher und alles andere iſt noch im Morgengrauen. Jene erhabene Ruhe, wir möchten ſagen, Starrheit, in welcher die Gebirgswelt des erſten Lichtes harrt, um von ihm angehaucht zu werden, ſieht uns aus dem ganzen Bilde entgegen. Die tiefſte Einheit des Ganzen, und doch die reichſte Mannigfaltigkeit in Farbe und Zeichnung herrſcht in demſelben. Doch ſcheint uns die Färbung des Schnees zu aſchig und die Felſen zu roth. Es iſt eben eine der ſchwierigſten Aufgaben, die ſich der Künſtler geſtellt hat.

Piepenhagen: Zwei Landſchaften.

(1861.)

Wer die einfachen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsſtellen wirkenden Gebilde Ruisdaels liebt, der wird mit Ehrerbietung vor dieſen Bildern ſtehen. Wir halten ſie für Meiſterwerke erſter Größe. Das eine ſtellt eine neblige Mondnacht dar. Es ſind nur Gebüſche, Fiſcherhütten, Gras und etwas Waſſer da. Ein Mann in einem Kahne iſt im Begriffe Reuſen zu legen, und gegen eine Fiſcherhütte zu ſehen wir drei unbeſtimmte Geſtalten von Weibern, die entweder unter ſich ſprechen, oder dem Manne zuſehen. Doch welch' ein Zauber liegt in dieſen wenigen Gegenſtänden! Auch hierin gleicht Piepenhagen Ruisdael. Große Dichter und Maler wählen ſo gerne den einfachſten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Inneren gedrängt, wiſſen ſie mit wenigem in gebildetſter Form dieſes Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja, ſie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geiſt zu erſticken droht. Man denke an die Ilias von Homer, an Macbeth von Shakeſpeare, an Iphigenie von Göthe. Die Armuth und Unerfahrenheit geht an die Menge des Stoffes bringt ihn aber roh; und die Armuth und Unentwickeltheit empfängt ihn und verwechſelt ihn mit der einzig dichteriſchen Form. Hier ſind weiche Nebel, die den Mond dämpfen, aber ihn nicht verhüllen, er ſchwimmt gleichſam in ihnen, und ſie umgeben ihn in natürlichen, dämmerigen, ahnungsvollen Geſtalten. Je weiter von dem Monde, deſto tiefer wird es Nacht, die Nebel werden dunkler, vermählen ſich mit den Gebüſchen, und laſſen weithineingehende Räume ahnen. Hier iſt das Geheimnißvolle der Nacht, die nicht alles verhüllt, und nicht alles zeigt. Darin liegt das Dichteriſche der Nacht, das uns ſo anzieht und begeiſtert. Und dieſe Dichtungsfülle weiß Piepenhagen, wie faſt keiner, mit einer großartigen Phantaſie durch ein Unbeſtimmtes und Ahnungsvolles in ſeinen Gebilden hervorzubringen, und in dem Gemüthe des phantaſievollen Beſchauers zu erzeugen. Die vorderen Gebüſche bringen ſchon das Mondlicht in ihren Spitzen, auf der Wand einer Fiſcherhütte ſchimmert es trübe, auf dem bethauten Graſe glänzt es und läßt unbeſtimmte Pflanzengebilde ſehen, und im Waſſer blickt es mit einer kleinen Blitzſpiegelung auf. Die Übereinſtimmung des Ganzen und die weiſe Abſtufung der Lichter in dieſem Bilde iſt bewunderungswürdig. Alle Glieder der Wolken ſind vom Lichte belebt, in allen Zweigen, Gräſern und Mooſen lebt es, im Waſſer blitzt es, und doch drängt es ſich nirgends vor, es iſt kein ſinnlicher Farbenreiz da, nur die Beleuchtung, und dieſe ſo viel, als ſie an jedem Platze zu ſein vermag. Seit Van der Neer dürften wenige Mondnächte gemalt ſein, die dieſer gleichen.

Das andere Bild von Piepenhagen iſt eine Stelle eines Hochwaldes. Nebelſprühregen geht nieder, färbt die hinteren Dinge grau, und beugt die Wipfel der Nadelbäume. Ein friſcher

Bach ſprudelt gerade nach vorwärts. Wer je die feuchte Fülle ſolcher großartigen Wälder geſehen hat, findet ſie hier wieder. Das tiefſte Grün auf moorigem Boden, das Herumliegen von Geniſte und Steinen, das Faulen eines liegenden Stammes und das Perlen und Rollen des durchſichtigen Waſſers. Auch hier iſt nicht das mindeſte Prahlen mit Glanzſtellen oder Gegenſätzen, ſondern das einfache Wiedergeben der einfachen, großen Natur. Auch dieſes Bild ſtehen wir nicht an als ein Meiſterbild zu bezeichnen, wenn wir auch den lichten Stein im Vordergrunde geflachter und die Formwiederholung am rechten Ufer vermieden wünſchten. All das Ernſte, Düſtere und Erhebende großer Wälder liegt in dieſem Bilde, und läßt auf das Lichterſpiel auf allerlei Zweigen und Baumtheilen, das geringere Künſtler ſo lieben, vergeſſen, ja es verſchmähen.

Löffler Karl: Studienkopf.

(1862.)

Der „Studienkopf“ von Löffler K. in Wien iſt das Bild eines Kindes, eines Mädchens von 10—11 Jahren, ein Bruſtſtuck. Das Kind hat dichte, blonde, wilde Haare wie ein Knabe, zeigt uns faſt ein volles Angeſicht, und trägt ein ärmliches, braunes Jäckchen. Hinter ihm iſt klarer, blauer Himmel, und unten ſieht man ein ſchmales Stuck eines unſcheinbaren Ufergeländes. Schon im vorigen Jahre haben wir auf ein Knabenſtudienköpfchen von Löffler aufmerkſam gemacht, indem wir ſagten, es ſei ſo rein, einfach und trefflich, daß es an die ſchönſten Werke der Raphael'ſchen Zeit erinnere. Ohne nun in die müßige Frage einzugehen, ob die Knaben- oder Mädchenſtudie beſſer ſei, welche Frage jedenfalls nur dann entſchieden werden könnte, wenn man beide Werke neben einander hätte und genau vergleichen könnte, ſagen wir blos, daß wir dieſes Mädchenköpfchen für ein Meiſterwerk halten, und wie es bei Werken geht, die uns entzücken, daß man das letzte immer für das beſte hält, ſo geht es uns für unſere Perſon auch hier ſo; wir glauben nämlich kaum etwas Schöneres geſehen zu haben. Wenn die neue Kunſt ſo gerne mit Farben prunkt, und viele und anmaßende Töne auf der Oberfläche des menſchlichen Angeſichtes und Körpers zu Geſichte bringt, ſo iſt Löffler der alten Schule und der Natur zugewendet, es ſcheint faſt, daß wir nur eine Farbe in dieſem Angeſichte ſehen, und doch iſt es eine große Reihe von Tönen, die da in den feinſten Zuſammenhang gearbeitet ſind. Das iſt ſtets das Merkmal der Meiſterwerke, daß wir keine Mittel ſehen, und doch die große, unbeſchreibliche Wirkung gewahren, während in Afterwerken die Menge und der Lärm der Mittel uns zu keinem Ergebniſſe kommen laſſen. So einfach wie die Färbung iſt auch die Zeichnung in Löfflers Bilde, ſie iſt beſtimmt und klar, und man meint, ſogleich kann man dieſe Linien nachmachen. Und doch müſſen ſie ſo ſchwer ſein, weil man ſie ſo ſelten findet; denn in dieſer Einfachheit, wir möchten ſagen, Einfalt, ohne die geringſten Hilfsmittel, mit denen man Kinderangeſichter höherer Stände gerne ſchön macht, große Augen, weiß und rothe Bäckchen, friſche Lippen u. ſ. w. (und dieſes Mädchen gehört gar nicht zu den höheren Ständen, ſondern eher zu den geringeren), ohne ſonſtige kunſtleriſche Behelfe, iſt eine ſo holdſelige, ideale Schönheit in dieſem Angeſichte, die uns zum Entzücken hinreißt. Augen von ſolcher Unergründlichkeit, die noch dazu halb niedergeſchlagen ſeitwärts blicken, und nicht die geringſten Glanzlichter zeigen, haben wir noch nicht geſehen. Dazu die reinen, lieblichen Wangen und der holde Mund. Wenn Löffler, deſſen künſtleriſche Laufbahn erſt noch kurz iſt, ſich dieſe Einfachheit bewahren kann, wenn er ſich das Gefühl für erhabene, nicht prunkende Schönheit des menſchlichen Körpers als des Zeigers der inneren, tiefen, empfindenden Seele zu bewahren verſteht, wenn er nie den auffälligen aber nichtigen Reizen mancher neuer Kunſtjünger verfällt, und wenn er, die hier beſprochenen Arbeiten als Ausgangspunkte nehmend, ſich mit derſelben Liebe und zu derſelben Vollendung auf alle Zweige ſeiner Kunſt ausbreitet, ſo dürfte ihm eine ausnehmend bedeutungsvolle Stellung vorbehalten ſein.

Spitzweg: Spaziergang.

(1863.)

Ein treffliches Bild iſt Spitzwegs „Spaziergang“. Wie Spitzweg überhaupt in den Bildern, die uns bekannt geworden ſind, liebliche Schalkhaftigkeit zur Anſchauung bringt, ſo iſt in dieſem kleinen Bilde, auf welchem in einer ebenen, anſpruchsloſen Gegend, die eine heitere Fernſicht gewährt und hinter Gebüſchen den Thurm einer ländlichen Kirche zeigt, der Pfarrer, oder es könnte auch der Schulmeiſter ſein, leſend auf einem ſchmalen Fußwege, ſein Hündchen vor ſich, auf einem Nachmittagsſpaziergange begriffen iſt, eine ganz beſondere Anmuth, Stille, Einfachheit und Lieblichkeit ausgegoſſen. Dies iſt das Grundweſen des Bildes, das in jedem Tone, in jeder Farbe, in jeder Linie erſcheint. Und wenn wir einen Scherz in dem Bilde ahnen ſollen, daß nämlich der Leſer neben dem Brette, welches vor ihm über ein ſchmales Bächlein gelegt iſt, in das Wäſſerchen treten ſollte, ſo iſt dieſer Scherz ſo harmlos und zugleich ſo verdeckt, daß er dem

Holden, welches dieſes Bild bringt, durchaus keinen Eintrag thut, ja es eher erhöht. Die Bearbeitung dieſes Werkes iſt, wie es von Spitzweg zu erwarten war, eine durchaus künſtleriſch meiſterhafte. Die wolkige aber ſonnige Nachmittagsluft iſt ſo rein, klar, duftig und durchſichtig hinausgewölbt, wie wir ſie nicht oft geſehen haben, denn ſelbſt bei trefflichen Künſtlern iſt ſie nicht ſelten eine mehr oder minder ſteilrechte Wand, die Ferne iſt mit den wenigſten Mitteln ſo ſicher hingeſtellt, daß das Auge mit Vergnügen auf ihr weilt und den Weg, der hinausgeht, verfolgt, als ginge er weit und weit dahin. Dazu links die ausgezeichnete Abſtufung und das Hinausweichen des Grüns in den Gebüſchen, was wieder ſo ſchwer zu erreichen iſt, und wobei ſich Künſtler ſo gerne aber unwahr mit blaulichem Dufte zu helfen ſuchen, und dann das Hervorragen der Kirche in anſpruchloſer Richtigkeit, was die Stille und den Frieden auf dieſem Bilde ſo erhöht. Auch der Weg und das Gras und Geſtrüppe diesſeits desſelben ſind zu erwähnen, obwohl wir dieſen Vordergrund in Anbetracht der Kleinheit des Bildes zarter gewünſcht hätten. Daß die vollkommenſte Übereinſtimmung in Farbe und Linien vorhanden iſt, macht eben dieſes Gemälde in künſtleriſcher Beziehung ſo ausgezeichnet.

Bürkel: Aufladen von Heu bei kommendem Winde: der Kochelſee; ein Kapuzinerkloſter im Gebirge.

(1867.)

Alledrei Bilder tragen das Zeichen des großen Meiſters, der einen Weltruf beſitzt. Wir finden hier kein Haſchen, kein Herumſuchen, keine Unſicherheit, ſondern Klarheit und ſelbſtbewußte Meiſterſchaft des großen Künſtlers.Alles iſt naturgetreu mit dichteriſchem Gemüthe aufgefaßt und mit einer Arbeit ausgeführt, die eben ſo weit von Kleckſen, mit welchen manche Neueren Kraft und Leichtigkeit anzeigen wollen, entfernt iſt, als wie von ängſtlicher Ausführung, ſondern klar, durchſichtig und voll Schmelz. Beſonders müſſen wir Landſchafter, die nur ein Grün haben, auf die ganz herrlichen Abſtufungen von Grün in dieſen Bildern aufmerkſam machen. Für das Beſte halten wir den Kochelſee, ein Meiſterwerk erſten Ranges. Wie ſchön iſt das gewitterhafte Anlaufen der Berge, wie lieblich die warme, vom Gewitter noch nicht berührte Färbung der Ferne, das Zurückweichen des Grüns der Bäume, die Durchſichtigkeit des Waſſers im See, in welchem die Kühe gleichſam wie frei daſtehen, das gehäbige Stillleben der Häuſer am See, deren Rauch ſchon von dem Gewitterwinde erfaßt iſt, und alles ſo wahr, von jeder Übertreibung ſo ferne, durch Zuſammenſtimmung ſo rein, und durch Ernſt ſo würdig. Die Heuernte iſt ein ſehr liebliches, neckiſches Bildchen, durch die Lebendigkeit der menſchlichen Geſtalten und der Thiere ſehr anmuthig. Als beſonders großen Meiſter in der Farbe hat ſich Bürkel in dieſem Bilde bewieſen, wie er es in ſo manchen ſeiner berühmten Werke gezeigt hat. Im Kloſterbilde ſind die Gebäude und die Ferne tadellos, herrlich, nur der Vordergrund in Gras und Geſtein däucht uns etwas hart, ohne daß wir darum wagen würden, dies gerade als einen Fehler bezeichnen zu wollen; denn Gebirgsbeſucher wiſſen zu gut, welch' ſeltſame Geſtaltungen dort vorzukommen pflegen. Und iſt in einem Bürkel'ſchen Bilde ein Fehler, ſo iſt es meiſt troz deſſelben ein Meiſterwerk, indeß leider ſo viele Bilder beſtehen, die ſelber ſammt und ſonders ein Fehler ſind. Möge ein günſtiges Geſchick den bereits ins Greiſenalter tretenden Künſtler uns noch eine gute Weile laſſen; mit ſeinem Hingange ſtirbt eine edle, ſeltene Begabung aus, die in ſolcher Innigkeit nicht leicht zu erſetzen iſt.

Ruſtige: Kreuzfahrer.

(1867.)

Das Bild von H. Ruſtige aus Stuttgart iſt nicht ſtrenge ein Geſchichtsbild, ſteht einem ſolchen aber am nächſten. Ich glaube es als ein vortreffliches bezeichnen zu müſſen. In der Zuſammenſtellung ſind alle Geſtalten in derſelben Handlung und in demſelben Zuſtande befindlich, wie verſchieden auch die Äußerungen ſein mögen: in faſt verſchmachtender Hinfälligkeit, im Bringen von Waſſer, im Streben darnach, im Hinblicken auf die Stelle, dann darin, daß einer mit einer Trompete denen, die weiter zurück ſind, das Zeichen gibt, das Erſehnte ſei gefunden, in den Pferden, die das Waſſer wittern, deren alle Glieder nach dem Flüſſigen hinſtreben, und deren Köpfe mit herrlicher Deutlichkeit faſt ſprechend wie menſchliche Antlitze den Gedanken ausdrücken. Beſonders iſt das, ich möchte ſagen, Angeſicht eines Pferdes, das ziemlich weit zurück iſt, zu preiſen. Ungemein dichteriſch iſt der einfache Gedanke des zurückblaſenden Trompeters, wodurch unſerer Einbildungskraft noch ein langer Zug geoffenbart wird, den der Rahmen nicht mehr umſchließt. Der Ausdruck der Handlung in den Geſtalten iſt durchweg ein hoher, von der treuherzigen, ſelbſtvergeſſenden Gutmüthigkeit des alten Knappen an, der Waſſer bringt, bis zu dem Ernſte und der Strenge der Ritter. Und hier iſt wieder ein dichteriſcher Gedanke. Was bei den Thieren eine berechtigte Begier ihres Körpers iſt, wird bei den Menſchen ein veredelnder Seelenzuſtand. Die Ausführung durch die Farbe iſt eben ſo weit von prahleriſcher Schauſtellung eines glänzenden Vortrages oder kecker Pinſelführung als von Ängſtlichkeit entfernt, ſie iſt überall gediegen, ernſt, ſich liebevoll dem Gegenſtande fügend und ſorgſam. Es ſei mir nun auch erlaubt, meine Bedenken gegen das Bild auszuſprechen. Wenn der Künſtler in dem Ausdrucke noch einen Schritt höher zu gehen vermocht hätte, wenn wir in den Geſtalten außer dem, was ſie jetzt unmittelbar angeht, noch den Hauch jenes ungemein großen Gedankens des Mittelalters ſchimmern ſähen, der das, was ihm chriſtlich das Heiligſte war, von der Schmach der Entwürdigung der ſpottenden Heiden mit Anſtrengung aller Kraft des Abendlandes befreien wollte, welcher Gedanke nur in der Folge durch ungeſchickte Mittel und durch Leidenſchaften vereitelt und entſtellt wurde — wenn wir dieſen Gedanken natürlich und wahrhaftig ohne erkennbare Abſichtlichkeit ſchimmern ſähen, ſo wäre das Bild in die Höhe des Ideals gehoben und ein ergreifendes Kunſtwerk. Dieſer Schritt, von dem ich ſpreche, iſt entweder ſchwerer als das Malen des ganzen Bildes, wenn der Künſtler mit kalter Überlegung die Sache in die Geſtalten zu bringen geſucht hätte, wobei ihm wahrſcheinlich ein Afterchriſtenthum gelungen wäre, oder er iſt ſehr leicht, wenn der Gedanke des Alterthums glühend in der Seele des Künſtlers lebt, und einfach in ſein Bild überquillt. Eines Umſtandes, der mir ein realiſtiſcher und auch ein Stimmungsfehler ſcheint, muß ich noch erwähnen. Der Künſtler hat wahrſcheinlich keine Wüſte des Morgenlandes geſehen, daher das

Unbeſtimmte derſelben. Er hat Hitze und Ausgebranntheit des Bodens durch gelblich röthliche und fahle Töne gegeben. Man möge dagegen nicht ſtreiten; aber derſelbe ziegelröthliche und bräunliche Ton beherrſcht das ganze Bild, auch Thiere und Menſchen. Steht doch oft kaum die Farbe eines Pferdes von der des Bodens weſentlich ab, ja, Angeſichter nähern ſich dieſer Farbe. Dadurch erhält das Bild eine allſeitig röthliche, fahle Trübe, die nicht durch das Weiß eines Schimmels, das Blau eines Mantels, das Roth eines Sattels gebrochen werden konnte. Und welche Mannigfaltigkeit und doch ſchmelzende Einheit hätten die vielen Geſtalten geboten. Wüſtenſtaub kann die Sache wegen der ſichtbaren Klarheit der Zeichnung nicht ſein. Der Künſtler iſt wahrſcheinlich durch ſein Streben, die Wüſtengluth zu bringen, in dieſes Rothfahlbraun gezogen worden. Das wirkliche, ſorgſame Studium einer Wüſte würde die entſcheidenden Merkmale bringen, und die Wüſte würde glühen, wenn was immer für Farben von Pferden und Gewändern in ihr wären. Ich habe ſo lange bei dieſem Bilde verweilt, weil ich meine, daß es ein liebevolles Eingehen gar ſehr verdiene, und weil ich meine, daß es die Hoheit der Kunſt, die darinnen iſt, und die ſo ſelten angetroffen wird, erfordert, beſonders die der Geſchichtsmalerei, der höchſten nach der religiöſen.

Die Poeſie und ihre Wirkungen.

Ein Beitrag
zur Behandlung der Poeſie in Schulen.

Die Poeſie und ihre Wirkungen.

Ich maße mir nicht an, einen ſo hochwichtigen Gegenſtand, dem ſchon ernſte Denker ihre Zeit gewidmet haben, in den folgenden Worten zu erſchöpfen. Dichtkunſt iſt einerſeits eine ſo erhabene Macht, ihr Wirkungskreis iſt das ganze menſchliche Geſchlecht, ihre Handhabung ſetzt den freieſten und größten Geiſt voraus, ihr Empfängniß eine gewiſſe Bildung des Verſtandes und ein tiefes, reines Herz, und ihr goldener Faden geht durch alle Zuſtände der menſchlichen Geſchichte: Lehranſtalten ſind andererſeits in beſtimmte Schranken des Zweckes eingerahmt, ihnen ſtehen beſtimmte Lehrkräfte zu Gebote, in ihnen ſind nur Jugendjahre der Empfänglichkeit vorhanden, und ihnen iſt nur eine beſtimmte Zeit gegeben. Wer das Verhältniß dieſer beiden Dinge erſchöpfend feſtſtellen wollte, der müßte ſtatt einiger Seiten ein ganzes Buch ſchreiben. Dieſes Buch aber, daß es das beſte ſeiner Art würde, müßte von einem vollkommenen Dichter, der zugleich ein vollkommener Lehrer wäre, geſchrieben werden. Da beides ſelten zuſammentrifft, und eine ſolche Anforderung der höchſten Vollkommenheit endlich an jeden Gegenſtand der Wiſſenſchaft geſtellt werden könnte, ſo kämen wir in die Lage, daß über viele Dinge, weil nicht die vollkommenſte Abhandlung beſtehen könnte, gar keine beſtünde, wenn nicht auch zuweilen Männer aus Liebe zu der Sache, ohne auf dem hohen Standpunkte derſelben zu ſtehen, doch ihre Erfahrungen, die ſie im Leben und durch Nachdenken geſammelt haben, niederlegen wollten, und erwarteten, daß zu dieſem kleinen Baue, den ſie dem großen anfügen, wieder einer einen Anbau mache, wodurch zwar nicht der vollendete Bau, wohl aber der Stoff zu demſelben zuſammengetragen wird. In dieſem Sinne iſt der folgende Aufſatz entſtanden, und in dieſem Sinne wünſcht er beurtheilt zu werden. Wo er irrte, möge ihm nachgeſehen oder er widerlegt werden, wo er das Wahre traf, mögen es Männer des Faches erkennen, und wo er in ſeinen Andeutungen — denn mehr wollen dieſe Zeilen nicht ſein — Lücken ließ, mögen ihn andere, die ihre Aufmerkſamkeit und Liebe demſelben Gegenſtande widmen, freundlich ergänzen.

Die Kunſt nennt man nach dem heutigen philoſophiſchen Sprachgebrauche die Darſtellung des Schönen. Obwohl noch hie und da im Leben manches eine Kunſt geheißen wird, was höchſtens eine Kunde oder eine Fertigkeit iſt, ſo iſt der Ausdruck Kunſt in dieſem Sinne doch ſchon in dem Munde der meiſten Leute gangbarer, als es vor Jahren der Fall war. Es kommt nun auf die Frage an: was iſt das Schöne? Und hier gehen die Meinungen der Menſchen nach unzähligen Richtungen auseinander. Ohne in eine äſthetiſche Abſchweifung auszuarten, muß ich doch länger bei dieſem Gegenſtande verweilen, weil er der Angelpunkt iſt, um den ſich alle die folgenden Anſichten und Meinungen bewegen.

Darin iſt jeder mit ſich einig, daß er das ſchön heißt, was ihm gefällt. In ſo ferne wäre das Schöne ſubjectiv. Am ſubjectivſten, mithin verworrenſten wäre es, wenn man als höchſten Satz gelten ließe, daß jeder ſein eigenes Schöne habe, wie es eben ſein Gefallen mit ſich bringe. In gewiſſem Sinne iſt es wohl wahr, in ſo ferne jeder ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit hat, und dieſer Perſönlichkeit etwas zuſagt oder nicht. Aber etwas Allgemeines muß das Gefallen, wie es ſich in den einzelnen Perſönlichkeiten darſtellt, doch haben, welches der Grundzug des ganzen menſchlichen Geſchlechtes iſt, und welches dann das Kennzeichen des Schönen ſein wird. Dieſes Allgemeine darf aber nicht ein zufällig Allgemeines ſein, das heißt, in einer Zeit oder in einem Raume durchgängig Herrſchendes, welches aber aufhört und einem andern eben ſo durchgängig Herrſchenden Platz macht — dies wäre die Mode —: ſondern es muß ein Allgemeines ſein, welches in den Geſetzen der menſchlichen Natur liegt, und welches darum immer und überall da iſt, weil es als Geſetz des Menſchen dort nicht abweſend ſein kann, wo es Menſchen gibt. Dieſes Allgemeine als Geſetz muß aber zugleich das höchſte Geſetz ſein; denn wäre es ein untergeordnetes, ſo könnte ſeine Entfaltung einmal als zuſagend wahrgenommen werden, das heißt, gefallen; ein anderes Mal, wenn es mit dem höchſten Geſetze in Widerſpruch wäre, als nicht zuſagend wahrgenommen werden, das heißt, mißfallen. Jede Entfaltung einer Kraft im Menſchen in Folge eines pſychiſchen Geſetzes führt eine Art Befriedigung mit ſich, ſie hat etwas Zuſagendes, und wenn ſie wahrgenommen werden kann, gefällt ſie. Das Gefallen aber iſt ſo lange und in ſo ferne ein bedingtes, als die Kraftentwicklung möglicher Weiſe nicht gegen eine andere, höhere und noch zuſagendere ankämpft, in welchem Falle ſie etwas Peinigendes oder Ekelerregendes mit ſich führt. Das unbedingte Zuſagen in aller Zeit und allem Raume führt daher nur die Entfaltung der Kraft nach dem höchſten Geſetze der Menſchheit mit ſich, und wenn die Entfaltung der Kraft durch ſinnliche Wege wahrgenommen werden kann, gefällt ſie auch unbedingt. Das höchſte Geſetz des Menſchen als Menſchen, wodurch er einzig von allen Geſchöpfen abſteht, iſt das Sittengeſetz. Es iſt das menſchlichſte, alſo für ihn zuſagendſte, und jede Kraftentfaltung in Folge desſelben, wenn ſie ſinnlich wahrgenommen werden kann, entzückt. Das Schöne iſt alſo das Sittengeſetz in ſeiner Entfaltung und durch ſinnliche Mittel wahrnehmbar. Ich weiß recht gut, daß ich nichts Neues ſage, aber ich weiß auch recht gut, daß das Alte nicht oft genug geſagt werden kann, wenn ſchon eine Zeit her die Verwilderung in der Kunſt Fortſchritte gemacht hat, und ſich die Spuren der Verwilderung auch als nothwendige Wechſelwirkung in den Sitten zeigen.

Doch ich fahre fort.

In ſo ferne iſt das Schöne auch in dieſem Sinne ein Subjectives, als die Vernunft, das Vermögen des Sittlichen, einer Entwicklung und Ausbildung einerſeits und eines Verfalles und Zurückſinkens andererſeits fähig iſt. Je reiner, zarter, kräftiger die Vernunft in einer Zeit oder in einem Volke entwickelt iſt, deſto höher wird bei übrigens gleichen Umſtänden auch die Kunſt ſtehen; und je mehr die Kunſt im Allgemeinen noch im Ringen nach Geſtaltung begriffen iſt, um ſo rohere Anfänge wird auch die Kunſt zeigen. Aber immer und überall iſt es dasſelbe Merkmal, nach dem ſie in ihrem reinen Zuſtande zielt: die Sitte — nur in der Entfaltung kann ein Unterſchied ſein. Dies zeigt ſich in allem, was von dem graueſten Alterthume an bis auf unſere

Zeit als groß und herrlich in der Kunſt von den Völkern geliebt und geprieſen wurde. In dem Tritte der Rachegöttinnen in der alten Tragödie ſehen wir mit Schauern die Macht und Majeſtät des Gewiſſens, in der reinen, heitern, anſpruchloſen, ſo wenig anmaßenden und doch ſo beſtimmten und klaren Skulptur der Griechen ſehen wir die gegenſtändlichſte, ungeſchminkteſte, würdevollſte und ernſteſte Menſchlichkeit in huldvoller Naivetät, in den Gebilden Shakeſpeare's tritt uns die ganze Gewalt und Macht des Sittenbewußtſeins entgegen: man denke an Macbeth, Richard, Lear. Nur auf dieſem Hintergrunde der Furchtbarkeit und Majeſtät des Sittengeſetzes vermögen uns ſeine Entwicklungen und Begebniſſe ſo zu ergreifen und zu erſchüttern. Wenn es jemand verſuchte, durch bloße fürchterliche Leidenſchaften und Affecte, durch gewaltſame Thatſachen, durch ganz ungewöhnliche Handlungen ohne weitere Beziehung zu einem höchſten Göttlichen uns zu erfaſſen und zu bewältigen, ſo würde er nur ſittliche Entrüſtung, Widerwillen und Ekel hervorrufen, wie wir uns zur Stärkung und Herſtellung des Körpers mit Freunden zum heiteren Mahle ſetzen, aber die bloße Völlerei und Trinkſucht als Scheuſal verachten, ja, auch noch als thöricht erſcheint uns der Mann, der ein ſolches äſthetiſches Beginnen unternähme, außerdem, daß ihm etwas ungemein Niedriges beiwohnt.

Aber wie kommt es denn, daß das Sittliche nicht immer und überall als Grundlage des Schönen anerkannt wird, daß es von einzelnen Menſchen verkannt wird, daß es von ganzen Zeiträumen verkannt wurde?

Dies iſt die verwundbarſte und herrlichſte Stelle des menſchlichen Geſchlechtes. Was wäre denn die ſittliche Freiheit, nämlich die Unabhängigkeit der Vernunft von den Affecten und Leidenſchaften, und was wäre das hohe Glück, das ſie gewährt, wenn nicht ihr Gegentheil möglich wäre? Aus und durch ſich ſelbſt muß der Menſch das Sittengeſetz verwirklichen können, daß der Erfolg der ſeinige ſei, damit auch die Wirkung des Erfolges auf ihn zurückkehre, nämlich die Achtung, die Selbſtachtung, die Selbſtliebe, worin das Weſen, worin der Vorzug des menſchlichen Geſchlechtes beſteht. Weil alſo die Verwirklichung des Sittengeſetzes das freie Produkt des Menſchen ſein muß, ſo iſt ihr Gegentheil auch in der Welt, und es kommt neben der Tugend das Laſter vor. Wenn der Menſch irgend einer Begierde die Herrſchaft über die Vernunft anfangs nur zeitweilig einräumt; ſo erkennt er noch die Herrlichkeit der Vernunft an, er weiß noch, daß ſein Thun verwerflich iſt, er wechſelt mit Genießen und Bereuen ab, er iſt noch fehlerhaft, nicht laſterhaft. Wenn aber die Begierde dauernd die Herrſchaft über die Vernunft erlangt, ſo geht nach und nach das Unterſcheiden zwiſchen Sitte und Fehler verloren, die Übung des Genuſſes gibt der Seele eine Feſtigkeit und Stetigkeit im Verlangen nach demſelben, ſie iſt nicht mehr frei, ſondern in der Herrſchaft der Begierde gefangen, alle andern Kräfte müſſen der Begierde dienen, und der Menſch iſt laſterhaft. In dieſer Lage ſchwebt ihm ſein Genuß als reizend vor, eben ſo alles, was darauf Bezug hat, er ſchenkt den dahin zielenden Bildern Eingang und Wohlgefallen. Die Begierde ſträubt ſich gegen das Höhere, weil es ihr mißfällt als ein ihr Widerſtrebendes, und ſo ſchafft ein ſolcher Menſch, wenn er als ſchaffend auftritt, nur im Sinne ſeiner Begierden, und empfängt auch nur, wenn er als empfangend auftritt, im Sinne ſeiner Begierden. Wer laſterhaft wird, von dem entfernt ſich die Muſe. Wenn ganze Völker in ſolche Zuſtände verſinken, ſo flieht jedes mal nach dem Zeugniſſe der Geſchichte die Kunſt von ihnen. Darum iſt es wahr, daß die Kunſt eines Volkes der Zeiger ſeiner ſittlichen Höhe iſt. Wenn Stämme und Zeiträume zu verfallen beginnen, ſo zeigen ſich faſt eher die Spuren in der Kunſt, als in der Sitte ſelber. Die Kunſt, der man als der gefälligen Freundin ſeine tiefſten Gefühle anvertraut, plaudert die innere Verdorbenheit aus, wer ſich ſcheut, ſeine Sünde zu geſtehen, geſteht ſie in dem, was ihm gefällt, und wenn auch im Beginne des Verderbens ein ſolches Volk noch hohe und erhabene Geſtalten ſchaffen will, ſo befleckt es dieſelben doch immer ohne Wiſſen mit der ihm innewohnenden Verſunkenheit. Die reine, klare, einfältige Kunſt hört auf, die ruhige Schönheit verſchwindet. Man fängt mit dem Scheine an, und weil man mit dem Scheine das Weſen zu beweiſen glaubt, ſo ſucht man den Schein recht zu ſtärken, um den Beweis zu ſtärken und bringt die Überladung; ſo wie die Wahrheit ſtets einfach iſt, die Lüge aber übertreibt. In der Baukunſt kommt die Schwülſtigkeit, der Zierdenwuſt, die Zweckloſigkeit und Unordnung, in der Muſik der Tonlärm und Sinnenzauber, und in der Poeſie anfangs die Phraſe und dann die Haltloſigkeit. Man weiß nicht, an was man ſich im Menſchen zu wenden habe, man redet zu allen Gewalten in ihm, nur zu dem Gotte nicht, der allein beſeligen kann; man weckt Schauer, Neugierde, Schreck, Pein, alles Mögliche, und vor allem die Leidenſchaft; endlich wird Leidenſchaft und Affect alleiniger Zweck, man behandelt ſolche als an ſich ſchön, und ſetzt zuletzt das Laſter ſchlechtweg auf den Thron. Dieſen Gang zeigt die Geſchichte öfter, und merkwürdig iſt hierin der Unterſchied zwiſchen den ſchlechten Werken werdender Kunſt und vergehender Kunſt. Während die erſteren einem ſchönen, reinen Göttlichen nachſtreben, und ungeſchlachte, unbeholfene Mittel bringen und ſchreiende Formfehler haben, in denen doch das Holde liegt, wie in der Kunſt im deutſchen Mittelalter: zeigen letztere leichte, gefällige Formen, üppige Reize, eindringende Motive, aber ſie haben keinen Zweck, und ſie offenbaren in ihrer Verblaſenheit und Verſchwommenheit die Leere des entgötterten Gemüthes. Hierauf ſchreiten ſie unbedingt zu dem Dienſte des Laſters. Meiſtens folgt auf ſolche Anzeichen in der Geſchichte ein großes Unglück dieſes Volkes, aus dem es ſich zuweilen erhob, öfters unterlag.

In allen Zeiten kommt es vor, daß kleine Geiſter, ſtatt von dem ewig Menſchlichen beſeelt zu ſein, von dem Strome des eben Geſchehenden gefaßt werden, in ihm das Höchſte erblicken, und ihn in ihren Kunſtgebilden abdrucken. Nur wenn das Geſchehende ein wahrhaft Großes iſt, mag es zufällig kommen, daß ſolche Gebilde Kunſtwerke werden, meiſt werden ſie da auch von den großen Geiſtern der Gegenwart erfaßt und behandelt; aber weit gewöhnlicher werden ſie ein Parteiabdruck, ein Geſellſchaftsbild, eine Modedarſtellung, die lächerlich oder gar verächtlich wird, wenn die Zuſtände oder Beſtrebungen vorüber ſind, denen ſie ihr Daſein verdankte. Wir ſehen, wenn wir uns in unſerer Literatur umſchauen, mehrmals ſolche ſogenannte Tendenzen oder Modegeſinnungen auftauchen, ihren Ausdruck gewinnen und verſchwinden. Während der Ausdruck als ein literargeſchichtliches Denkmal übrig bleibt, iſt er als Kunſtwerk todt. Selbſt das Unſittliche iſt ſo in der Literatur einmal Mode geworden, und der genialſte Ausdruck, den es finden konnte, bleibt uns heute, um nicht Übleres zu ſagen, wenigſtens ein befremdendes Räthſel. Man denke z. B. an Ardinghello, an

Lucinde. Der wahre Künſtler hat ein Herz und einen Geiſt empfangen, in denen ſich die großen und ewigen Empfindungen der Menſchheit ſpiegeln, dieſe Empfindungen bringt er, darum werden ſie immer verſtanden und geliebt, wie viele Zeiten auch dahin gefloſſen ſein mögen, wie viele Menſchen gekommen und gegangen ſind, darum verſchwinden ſolche Werke nicht. Er ſtößt alles in der Kunſt zurück, was ihr fremd iſt, wie ſehr es auch ſonſt die Gemüther in der Gegenwart beſchäftigen mag, er hält es ferne von dem heiteren Reiche, das ſeine eigenen Geſetze hat, und dem das Treiben des Tages ſelten zu gute kommt. Der echte Künſtler hat nie Tendenzen, außer die, ein Schönes zu bringen. Außer den allgemeinen, ewigen Empfindungen des menſchlichen Geſchlechtes, die er in ſeinem Werke gibt, hat er allerdings auch die Färbungen ſeiner Zeit und ſeines Volkes, er hat ſie aber naiv und unbewußt, wie er in einer Zeit und in einem Volke lebt und leben muß, und dies iſt es, was man das Volksthümliche, das Zeitalterliche eines Kunſtwerkes nennt. Wenn aber ein Künſtler abſichtlich ein deutſcher, welſcher u. ſ. w. zu werden ſtrebt, und, wie man ſich ausdrückt, „auf der Höhe der Zeit ſtehen“ will, ſo wird er etwas zuwege bringen, was ſeiner Partei Freude macht, was einer Zeitrichtung eben ſchmeichelt, er wird wahrſcheinlich das Nationale zum Zerrbilde machen, in ſeltenen Fällen aber ein dauerndes Kunſtwerk liefern.

Man könnte mir gegen meine Erörterungen einwenden: wer weiß, ob nicht doch etwas anderes, z. B. das Sinnliche, das dem menſchlichen Geſchlechte naturgemäß Gefallende iſt, weil es oft ſchon in ganzen Zeiträumen als Herrſchendes vorhanden war, und alſo als Prinzip in der Kunſt gelten muß. Ich erwiedere:

Abgeſehen davon, daß ſich ſeit dem Laufe der Geſchichte nur ſolche Werke erhalten, alſo den Beifall aller ſich ablöſenden Geſchlechter gefunden haben, in denen das Sittengeſetz als Gefallendes herrſcht, ſo gibt es keine Kraft im menſchlichen Leben, deren Übung auf die Dauer ſo Wohlbehagen und Befriedigung gewährt, als die Vernunft. Alle und jede Thätigkeit des Menſchen ſtumpft ſich ab, wird zum Ekel, erregt Abſcheu, und fordert zu Neues und Entgegengeſetztes, nur die Tugendübung allein nicht. Die nämliche tugendhafte Handlung, z. B. Aufopferung des Sohnes für den Vater oder die Mutter, Liebe der Eltern zu den Kindern, Liebe der Geſchwiſter, tauſendmal geübt, entzückt tauſendmal. Darum müſſen die Werke, welche niedere Kräfte beſchäftigen, Neugierde, Furcht, Abenteuerlichkeit, Leichtſinn, ſo oft wechſeln und anderes bringen, um nur zu dauern, ja, ſie verdrängen einander ſelbſt durch Überſättigung und Überdruß, und ſchlagen in ihr Gegentheil um. Nur die ſchönſte Sitte, am ſchönſten dargeſtellt, einfach, ſchlicht, keuſch, hingegeben an die ſchöne Sache, unbewußt ihrer ſelbſt, bleibt immer dieſelbe, wird von Geſchlecht zu Geſchlecht geliebt, und die edelſten Gefühle des Menſchen, ohne Neugierde, ohne Furcht, ohne Haß finden, ſo oft man zu dem Werke zurückkehrt, ihre heitere Beſchäftigung und ihr ruhiges Glück.

Nach dieſer allgemeinen Auseinanderſetzung, die ich für nöthig hielt, um den Standpunkt für das Folgende zu gewinnen, und die ich, wie bekannt ſie auch ſei, doch nach meiner obigen Meinung nicht für zu oft wiederholbar erachte, weil ſeit Jahren ſchon eine Verdüſterung in der Kunſt hereinzubrechen droht, gegen die man mit allgemeiner Macht ſtehen ſoll, gehe ich zu der ferneren Sache über, die ſich jetzt eigentlich leicht und von ſelber ergibt, und die wahr iſt, wenn das Obige wahr iſt, und die falſch iſt, wenn das Obige falſch iſt.

Die Dichtkunſt wird alles das in ſich vereinigen müſſen, was über die Kunſt überhaupt geſagt worden iſt, ja, auf die Dichtkunſt findet es ſeine eigentlichſte Anwendung. Die Mittel des Dichters ſind Worte, in denen er alles mittheilt, was künſtleriſch mitgetheilt werden kann. Er drückt Gefühle aus, er erzählt Handlungen aus dem menſchlichen Geſchlechte, und wenn er ſelbſt zu den Göttern emporſteigt, wie die Dichter der Vorzeit, ſo ſind es wieder Menſchen, die im Olympe wohnen, und menſchliche Freuden und Seligkeiten genießen. Der Dichter läßt Handlungen vor uns entſtehen, und er webt ſein Bild in die großen Züge der uns umgebenden Natur. Das höchſte Schöne iſt die Welt. Wenn der Menſch ſchafft, ſo ahmt er Stücke derſelben nach, und weil das Nächſte er ſich ſelber iſt, ſo ſind es menſchliche Leiden und Freuden, es ſind menſchliche Gefühle und Zuſtände, die er in das Naturganze verflicht. Auf je tieferem Stande der Menſch ſich befindet, je weniger er noch entwickelt iſt, deſto mehr iſt er in ſich zurückgezogen, deſto drohender und unbekannter ſtehen die Naturgewalten um ihn, und deſto beſchränkter, aber oft rührend und naiv, ſpricht er ſein bewegtes Innere aus. So thaten Völker auf den erſten Kulturſtufen. Dies mochte manche veranlaßt haben, von der Erweiterung unſerer Kenntniſſe den Verfall der Dichtkunſt vorauszuſagen, weil ſie ſahen, welch' tiefe Stärke die ſich entwickelnden Völker in ihrer einfachen Dichtkunſt hatten. Aber die Sache iſt nicht ſo; ſondern mit jeder neuen Kenntniß wächſt der Dichtkunſt ein Arm zu. Wie, ſo lange die Sterne als kleine, glänzende Punkte an einem blauen Gewölbe erſchienen, dies recht lieblich war: aber, da ſie große Weltkörper in unermeßlichen Entfernungen und Gruppen wurden, es unſäglich erhaben ſchien: ſo iſt es mit der Dichtkunſt; wenn ſie die Welt in ihren Theilen nachahmt, alſo ſchafft, ſo wird ſie der Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt am nächſten kommen, wenn ſie eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel beſitzt, um zu ſchaffen. Wenn neue Kenntniſſe der Dichtkunſt hinderlich werden, ſo iſt es nur meiſt die Schuld der Dichter ſelber, die die Kenntniſſe ſich nicht erwerben, oder wenigſtens es nicht verſtehen, ſie in eine dichteriſche, glänzende Waffe in ihrer Hand umzuwandeln, wodurch es geſchieht, daß ſie in ihren alten Vorſtellungskreiſen bleiben, die Menſchheit aber durch neue Anſchauungen in neue geräth, und ihre alten Sänger nicht mehr verſteht, oder nicht mehr liebt.

Da der Dichter die Welt darſtellen ſoll, ſo muß er auch die Welt umfaſſen, er muß außer ſeiner natürlichen Anlage, die die ganze Verſchiedenartigkeit aller Geiſter in ſich einſchließt, alſo jeden einzelnen zu ſchildern vermag, auch noch die Erfahrungen aller Zeiten haben, wie die Menſchen ſich in der Wirklichkeit bewegt haben, und wie der Schauplatz ſich geſtaltet hat, in dem ſie ſich bewegten. Sonſt wird er das Zufällige für das Weſentliche nehmen, das zunächſt ihn Berührende für das Allgemeine, und er wird einſeitig werden, beſchränkt und flach. Die Erfahrungen aller Zeiten aber ſind in der Geſchichte und in den Wiſſenſchaften niedergelegt, gleichſam in ihre Eſſenzen und Prinzipe verkörpert. Die Schätze beider muß der Dichter in ſich aufzunehmen verſtehen, ſo lebt er in die vergangenen Zeiten zurück, er lebt in die entfernten Räume. Seine mitlebenden Menſchen muß er kennen, in ihren Seelen empfinden, und den Ort ihrer Thätigkeit ergründen. Nur auf dieſe Weiſe werden ſeine Gebilde

Wahrhaftigkeit erlangen, als ob ſie unter uns lebten. Wenn er ſeinen Gefühlen allein lauſcht, ohne ſich um die Gegenſtändlichkeit der Welt zu kümmern, ſo wird er ihnen und der Phantaſie, die den Ausdruck leiht, hingegeben ſein; beide werden ſich ſteigern, wie ſich Erregungen immer ſteigern, ſie werden ihn in unbekannte Räume ziehen, und er wird Ungethüme erſchaffen, die nirgends ſind, und die nur recht Wirkſamkeit vorſpiegeln, wenn ſie immer ärger werden und ins Unendliche anſchwellen. Darum ſind die Alten ſo wahr und gegenſtändlich in ihren Kunſtgebilden, ſo fern von Schwulſt und Phantaſterei, weil ſie, ehe ſie dichteten, Erfahrungen in dem kleineren Kreiſe ihres Lebens und ihrer Geſchichte ſammelten, weil ſie Krieger, Staatsmänner, Geſchäftsleute waren, ehe ſie Dichter und Geſchichtſchreiber wurden. Uns iſt es nicht mehr gegönnt, in dem kleineren Geſichtskreiſe der Alten zu weilen: verwickeltere Staatenverhältniſſe, ein größerer Schauplatz, größere Gemeinſchaftlichkeit der Völker, vorgeſchrittenere Kenntniſſe in Naturdingen und Philoſophie, Ineinanderſpielen großartigerer Kräfte ſind die Bedingungen unſerer Zeit; es iſt uns nicht erlaubt, ihnen, wenn wir nicht geſtraft werden ſollen, fern zu bleiben, ihre Bewältigung iſt ſchwierig, aber der Dichter, der heute den Alten ähnlich werden will, muß ſeine wie ſie ihre Welt kennen. Weil aber dies ſchwerer iſt als einſt, weil man durch Menge und Mannigfaltigkeit der Theile nicht leicht zum Ganzen kommt, was aber zum Dichten nöthig iſt, weil es daher ſo ſelten in Wirklichkeit tritt, ſo erklärt ſich die Erſcheinung, daß uns die Alten, trotz unſeres mannigfaltigen Vorſchreitens in Kenntniſſen und Erfahrungen, doch in der Kunſt noch weit voraus ſind.

Man ſieht aus der obigen Skizze, welch' große Forderungen an den Dichter geſtellt werden. Alle Kräfte, nicht blos die Vernunft allein, ſollen an ihm in hoher Gabe vorhanden ſein. Wenn gleich die Vernunft, als hohe Schiedsrichterin des Göttlichen, und die Phantaſie, als Einkleiderin desſelben in ein zierliches Gewand, die zwei Hauptgewalten ſind, über die er muß gebieten können, ſo müſſen doch auch die andern in erhöhtem Grade da ſein: ein klarer, geſunder Sinn, ſchnelle, treffende Reproductionskraft, und reiner, kraftvoller Verſtand. Das, was wir Genie heißen, iſt alſo bei vorwiegender Schöpfungskraft das Blühen aller geiſtigen Kräfte, es iſt das geiſtig Geſundeſte, was wir haben, und wenn an großen Geiſtern geiſtige oder körperliche Krankheit vorhanden war, und ſie trotz derſelben Großes ſchufen, ſo ſieht man dieſem Großen doch in irgend etwas den Zug der Kränklichkeit an, es wäre ohne denſelben noch größer, und entzückte uns noch mehr, wenn es gleichſam aus dem einzigen, feſten, kernhaften Felſen der Kraft gehauen wäre. Es iſt daher ganz falſch, ſich das Genie als etwas Wildes, Phantaſtiſches, Ungeduldiges (das Genie hat in Erſchaffung ſeiner Gebilde unter allen Mächten der Welt die meiſte Geduld), als etwas von der gewöhnlichen Ordnung Abweichendes, körperlich Zerrüttetes und mit ſeinem Verſtande nicht ganz im Kreiſe des Geſetzmäßigen Verweilendes zu denken. Heut zu Tage iſt es freilich ſo, daß mancher in ſolche Zeichen und Abſonderlichkeiten hohe Gaben und Außerordentliches ſetzt, aber es hilft auch heute nichts; und wenn jener uralte Grieche, der des Blödſinns aus der Laſt der Jahre angeklagt wurde, den Richtern dadurch die Geſundheit und Tüchtigkeit ſeines Verſtandes bewies, daß er ihnen ſein eben vollendetes Trauerſpiel vorlas: ſo ſind darauf Zeiten gekommen, wo mancher durch Vorleſen ſeiner Werke das gerade Entgegengeſetzte erweiſen würde.

So groß die Gaben und Anforderungen an den Künſtler und Dichter ſind, ſo groß und weittragend ſind auch die Wirkungen der Kunſt und Dichtung. Wenn man einen Menſchen, der leicht in ſittliche Gefühle kommt, und in Folge derſelben gerne uneigennützige und edle Handlungen ausübt, einen warmen Menſchen nennt, und wenn der im Gegentheile kalt iſt, der dieſe Gefühle nicht kennt, oder ſie nur in geringem Maße beſitzt, obgleich er zur Erlangung materiellen Gutes und Genuſſes die heftigſten Affecte hegen mag: ſo iſt wohl keine Gewalt der Erde ſo geeignet, das Herz des Menſchen in eine ſchöne, harmoniſche Wärme zu verſetzen, es zu öffnen, und für alles Hohe und Gute empfänglich zu machen, als die Kunſt. Wenn die Ausbildung des Menſchen als Menſchen, nämlich Humanität, der höchſte irdiſche Zweck iſt, wenn ſittliche Schönheit und Würde im höchſten Maße, in dem es erreichbar iſt, das irdiſche Glück des Menſchen ausmacht, ja ſogar, wenn die Religion durch ihre Göttlichkeit zum himmliſchen Glücke führt; ſo führt die Kunſt durch den Reiz mittelbar dahin, ſie kann daher die irdiſche Schweſter der Religion geheißen werden, wie ſie ja faſt in allen Zweigen in der älteren und neueren Kirche mit ihrer himmliſchen Schweſter Hand in Hand ging, als Baukunſt, Muſik, Dichtkunſt, Malerei, Bildhauerkunſt. Und haben nicht ſelbſt die Heiden ihre Künſte nur am ſchönſten um ihre Götter, um ihre Tempel geſchlungen? Ja, war bei den Griechen nicht am Ende Religion und Kunſt eins?

Keine Gabe wirkt mächtiger und hinreißender im Menſchen, als die Phantaſie. Das Volk und die Kinder ſind ihr am meiſten hingegeben. Der Jüngling glüht in ihr, der Mann ehrt ſie noch, wenn er ſie in Übung ſeines Verſtandes und in Betrachtung der

Weltdinge bändigen gelernt hat, dankt ihr doch ſeine ſchönſten Stunden, wenn er entweder mit ihr in erhabenem Ernſte dichtet, oder mit ihr ſich in geliebten Dichtern ergeht, und ſelbſt der Greis hat ſie zur Geſpielin, wenn er in die Gefilde ſeiner Jugend zurückkehrt, und ſie ihm dieſe Gefilde mit einem rührenden Lichte wie mit einem Nachſommer überdeckt. Die Geiſterfurcht, der Wunderglaube, der Aberglaube, ja, die Ahnung des Allerhöchſten ſelber ſind die Früchte der Phantaſie im Volke. Sie hat das größte Glück des Menſchen geſtiftet, und in ihren Verirrungen auch das größte Elend. Wenn ſich nun zur Phantaſie noch das Göttliche geſellt, und die höchſten, ſchönſten Gefühle erzeugt, ſo hat ſie durch dasſelbe das größte Reich zur Beherrſchung, ſie hat das ganze menſchliche Geſchlecht, und ſie hat alle Zeiträume, die auf dieſer Erde noch vergehen können, ja, ſie hat das Weltall; denn in andern Weltkörpern kann nichts Schlechteres der Gegenſtand der Kunſt ſein. Sie geht in alle Seelen, wo es Seelen gibt, und durch das Göttliche hebt und beglückt ſie auch die Seelen.

Wenn die Kunſt durch die Phantaſie ſo allgemein anregt, ſo regt ſie nicht minder auch Allgemeines an. Wenn der Dichter alle Gaben des Geiſtes in großer Fülle haben muß, ſo bewegt er auch alle Gaben im Geiſte ſeines Zuhörers und Leſers. Wie die Welt den Sinn, den Verſtand, das Herz, das Gemüth ergreift, ergreift ſie auch das Werk des Dichters. Wenn die Wiſſenſchaft den Verſtand als formales Vermögen beſchäftigt, oder wenn ſie in Erfindungen auch die Phantaſie ergreift, und in ihren Wirkungen endlich gar die Vernunft; wenn der Geſchäftsmann ſeine Erfahrungen in einem Fache zu Bergen häuft, und ein anderer in andern Fächern dasſelbe thut: ſo bringt die Kunſt alles das mit einem Male und noch etwas mehr, ſie malt den Himmel in die Seele, und begleitet mit der heiteren Miene oft noch den Geſchäftsmann in die Stube ſeiner Marter.

Auch nicht minder tief als allgemein wirkt die Kunſt. Was der Menſch in ruhiger Muße erlernt, das legt er als einen erworbenen Schatz zurück, es gelegentlichem Gebrauche vorbehaltend, oft gar nicht mehr daran denkend, es gar nicht mehr gebrauchend. Was aber ſeine Gefühle aufregt und ſein ganzes Inneres erfaßt, das führt zur That, oder drückt der Perſönlichkeit ein unauslöſchliches Merkmal ein. Was in der Weltgeſchichte Großes und leider auch Entſetzliches geſchehen iſt, iſt durch Affecte geſchehen, waren es nun erhabene oder erhebende Gefühle, oder war es wilder und brauſender Guß der thieriſchen Empfindungen. Nun aber iſt es faſt die Kunſt allein, die allgemeine Gefühle erweckt, und ihnen allgemeine Richtungen gibt. Was auf anderem Wege entſteht, iſt zerſtreutes Gefühl und wirkt nach zerſtreuten Richtungen. Ja, wenn man ſogar Menſchenmengen durch Reden, durch Aufrufe und Beiſpiele zu Gefühlen und Thaten hinreißen will, ſo iſt es die Kunſt, zu der man flüchtet, ſei es durch die dichteriſche Gluth der Rede, ſei es durch die ergreifende Bewegung der Mimik und Geberden. Und hinwieder, wenn die Menſchen maſſenweiſe in Bewegungen gerathen, zeigt ſich alſogleich in ihrem äußeren Thun und Weſen theaterähnlicher Schmuck und auffallende Zeichen an Kleidern und anderen Dingen.

Aus dem Geſagten ergibt ſich die große Wirkung der Kunſt, die in der Geſchichte der Menſchen erſichtlich iſt. Ein einziger Dichter, der ſein Volk durchgängig zu entzünden vermochte, hat es oft in einem Ruck mehr gehoben, als jahrelange Belehrungen und vortreffliche Geſetze. Die Richtung und Geſtalt der Literatur iſt in den Sitten, Handlungen und Folgen ganzer Zeiträume abgeſpiegelt und wiedergegeben, und wirkt auf die nächſtfolgenden Zeiträume befruchtend ein. Dies geht bis in die kleinſten Erzeugniſſe der Mode herunter. Wenn man in einer Literaturgeſchichte bei Entwicklung ihrer Zuſtände gleichlaufend die Entwicklung der ſittlichen Zuſtände betrachtet und vergleicht, ſo wird das Geſagte eine noch entſchiedenere Bekräftigung und Beleuchtung gewinnen.

Die Kunſt iſt alſo eines der größten menſchlichen Dinge.

Wenn die Darſtellung höchſter ſittlicher Würde der Zweck des Menſchen auf Erden iſt, ſo iſt die Religion, die Sittlichkeit und Kunſt Zweck an ſich; was folge: Wiſſenſchaft, Geſchichte, Thätigkeit nach allen Richtungen, ja, der Staat ſelbſt als organiſcheſtes Produkt menſchlicher Thätigkeit, iſt dann nur mehr Mittel. Wenn wir uns höhere Geiſter ohne Sinnlichkeit denken, das Thier aber faſt nur in Sinnlichkeit verſunken, ſo iſt die Kunſt gerade das menſchlichſte aller menſchlichen Dinge, wie der Dichter ſagt:

„Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern;
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.“

Es iſt alſo die Pflicht aller Menſchen und Zeiten, die Kunſt zu hegen und zu ſteigern, und wie der Staat eine menſchliche Anſtalt zu menſchlichen Zwecken iſt, ſo hat er auf die Kunſt auch das höchſte und größte Augenmerk zu richten, ſie einestheils zu fördern und anderntheils zu ehren, weil ſie nicht nur ein höchſtes menſchliches Ding iſt, ſondern weil die durch ſie Gebildeten auch ein immer reinerer, bildſamerer und edlerer Stoff der Staaten werden, wie der Römer ſagt:

„Emollit mores, nec sinit esse feros.“

Möge das hier Geſagte nicht zu viel ſein, und möge man mir auch ſpäter noch mit Nachſicht folgen, wenn ich ſage, wie die Einwirkungen der Kunſt auf eine Jugend geleitet werden ſollen, die wir zu höherer Menſchlichkeit entwickeln wollen, wie dieſe Jugend die Gebilde der Kunſt meiſtens zu theuren Geſpielen haben, und wie Jünglinge gerade durch ſie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen können.

Vermiſchte
Schriften

von

Adalbert Stifter.

115

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Zweiter Band.

Leipzig
C. F. Amelang's Verlag.

Inhalt.

Seite

Aus dem alten Wien 1

Winterbriefe aus Kirchſchlag 197

Die Schule und die Schulbildung 229

Kleine Aufſätze verſchiedenen Inhaltes 273

Aus dem alten Wien.

Wie in längſt vergang'nen Tagen
Sich die Sachen zugetragen.

Was ich hier von Wien ſage, ſtammt aus Wien vor der ſogenannten Neugeſtaltung, alſo, wie ſie jetzt ſagen, aus dem alten Wien. Nicht jedermann wird das alte Wien verachten, und wir, die wir älter werden, verachten es am wenigſten. Ich hatte einmal eine Freundin, ſie war ſehr ſchön, ich hätte mich beinahe in ſie verliebt — oder vielmehr, ich war in ſie verliebt; verbiß aber die Sache, und ließ mir nichts merken. Sie war ein wildes, hochfahrendes, aber auch wieder ein herrliches Ding. Die Farbe ihres Angeſichtes war faſt brauner, als es ſich für ein Mädchen ziemt. Oft meinte ich, ich müßte ihre kräftigen, rothen Lippen ſo ſehr küſſen, daß ſie bluteten. Sie neckte mich mit Übermuth; liebte mich aber doch nach ihrer Art. Nach einer Trennung von vielen Jahren, in denen wir jedes an einem andern Orte lebten, ſah ich ſie als eine ſanfte, edle Mutter, als eine liebreiche Gattin und als eine vortreffliche Hausfrau wieder, und als müßte ſich alles an ihr geklärt und gemildert haben, ſo war auch ihre Hautfarbe viel weißer geworden, ſo daß ſie jetzt als alternde Frau faſt ſchöner war, als einſtens als blühendes Mädchen. Ich ſaß mit Verehrung gegen ſie an ihrem Tiſche, hatte aber doch eine gewiſſe Wehmuth in dem Herzen, und konnte dieſer Wehmuth nicht Meiſter werden. Erſt in meinem Gaſthofe erkannte ich, daß ich ihre Fehler vermißte. Ich war ein Narr; aber die Sache war nicht anders. Ich hatte auch einmal einen Vetter, er war ein leidlich guter Menſch, und ich war ihm herzlich zugethan. Als ich ihn nach langer Abweſenheit mit einigen Widerwärtigkeiten ausgerüſtet wieder fand, konnte ich ihn nicht mehr leiden. Es wird mir bei Wien mit ſeinen guten und böſen Veränderungen ein wenig ſo gehen, wie bei meiner Freundin und bei meinem Vetter. Die im alten Wien fröhlich waren, werden die harmloſen Dinge, welche in dieſen Blättern folgen, anſehen, wie die ausgebleichte Schleife einer Geliebten, die jetzt alt geworden iſt, und von der ſie nicht einmal wiſſen, wo ſie ſich befindet.

Vom Sanct Stephansthurme.

Wenn man Wien von einer Anhöhe aus betrachtet, deren mehrere in ganz geeigneter Entfernung liegen, ſo zeigt ſich die Stephanskirche gewiſſermaßen als Schwerpunkt, um welchen ſich die Scheibe der Stadt lagert, und an der Kirche iſt wieder der Thurm der Zeiger ihrer Majeſtät; denn denkt man ihn weg, ſo könnte die Kirche auch irgend ein anſehnliches Stadthaus oder ein hervorragendes Schloß ſein. Er gibt ihr ihre Bedeutung. Wenn man in großen Entfernungen iſt, in denen man weder die Stadt noch die Kirche erblicken kann, ſo ragt doch er wie ein blauer Schatten oder wie eine matte Linie oder wie eine dämmerige Pappel empor. Denen, die auf den Ebenen von Ungarn daher kommen, ſteht er lange wie ein Meilenzeiger vor dem Angeſichte, der allgemach rieſenhaft emporwächſt, wie man ihm Stunde nach Stunde entgegenfährt. Die Pappel iſt er, wenn man ſich Wien donauabwärts nähert. Da iſt eine Stelle, von welcher man eine graue Pappel unter grünen ſtehen ſieht. Sie unterſcheidet ſich von ihnen anfangs nur durch die Farbe, und ſpäter auch dadurch, daß die grünen Pappeln deutlicher werden, und beim Vorüberfahren zurückweichen, während die graue immer in der Ferne ſteht und die nämliche zarte Farbe trägt. So kündet der Thurm in Weiten, von denen aus man ſonſt nichts ſehen kann, immer den Platz an, auf welchem die Stadt ſteht. Wenn ich von Anhöhen Wien betrachtete, ſo hielt ich den Stephansthurm für den Stift, an dem man die Scheibe der Stadt emporheben könnte. Das Bild iſt lächerlich; aber es fiel mir ſehr oft ein. Wenn der in Wien Geborene ſich in deſſen Umgebung befindet, ſei es, daß er ſich als Luſtwandelnder irgend wo lagert, oder daß er ein Landhaus in der Gegend bewohnt, ſo richtet er ein Fernrohr auf den Stephansthurm, und freut ſich, wenn er deſſen Zierathen ſieht, oder ſeines Kaiſerreiches Zeichen auf der Spitze erblicken kann, oder wenn er gar erkennt, wie viel Uhr es iſt. Man ſagt den Eingebornen Wiens nach, daß ſie Herzweh bekommen, wenn ſie den Stephansthurm nicht mehr ſehen. Man könnte ihn auch den Stift eines Sonnenzeigers nennen, zu dem alle Straßen der Umgegend wie die Halbmeſſer eines Kreiſes zu ihrem Mittelpunkte zuſammenlaufen.

Aber nicht blos, wenn man ſich außerhalb der Stadt befindet, iſt der Stephansthurm ein Gegenſtand des Augenmerkes, er iſt es auch für die innerhalb der Umgebungslinien Wiens Wandelnden. Wenn man bei dem gegitterten Holzthore irgend einer der Außenlinien Wiens eingegangen iſt, und nun in einer der langen und unabſehlichen Gaſſen der Vorſtadt fortſchreitet, welche gegen die eigentliche Stadt führen, ſo ſchaut man ſorgfältig herum, ob man nicht irgend wo den Stephansthurm erblicken kann. Zuweilen täuſcht ſich ein Neuangekommener. Die zartgegliederte Spitze des Thurmes der gothiſchen Kirche Maria am Geſtade hat entfernte Ähnlichkeit mit dem Stephansthurme, und der Unkundige hält ſie, wenn er ſie allein emporragen ſieht, für ihn. Aber wenn er dann durch irgend eine Wendung in ſeinem Gange plötzlich die mächtigere, ſchlankere Geſtalt in luftblauen Farben emporſteigen ſieht, erkennt er ſeinen Irrthum, und wendet ſich von dem Afterbilde dem Urbilde zu, auf deſſen Spitze der große kaiſerliche Adler klein wie eine Fliege ruht. Es gibt mehrere Vorſtadtgaſſen, in denen man den Stephansthurm ſehr gut ſieht. An vielen Stellen der Gaſſen, die als Fortſetzung der Straßen von Italien und Ungarn der Stadt zuführen, thront einem dieſer erhabene Leitſtift gleichſam in Würde und Ernſt entgegen. Wenn man in der Jägerzeile der Stadt zu geht, ruht die einfache, edle Laſt der ganzen Kirche und des Thurmes als große Macht und doch als leichtgebildetes Kunſtwerk in den Augen des Wandelnden. Es gibt aber auch viele Vorſtädte, in deren langen, der Stadt zuführenden Gaſſen keine Stelle zu finden iſt, von welcher man den Stephansthurm erblicken könnte. Durch welche Gaſſe einer Vorſtadt man aber auch der Stadt zu gegangen ſein mag, alle münden endlich an einem grünen, freien Platze, der an vielen Stellen mit Reihen von Laubbäumen beſetzt iſt, nach allen Richtungen Pfade hat, auf denen ſich geputzte Menſchen bewegen, und jenſeits deſſen die eigentliche Stadt ſteht, welche die Stephanskirche und ihren Thurm in der Mitte hat. Der freie Platz aber iſt der gewöhnliche Spielraum, der um jede Feſtung herum laufen muß, und der auch um Wien als Feſtung herum lief. Seit die Feſtung durch Aufhören der Türkengefahr und durch Anwachſen der Stadt zu einer Weltſtadt ihre größte Bedeutung verloren hat, iſt der Platz als Erinnerung geblieben, verwandelt ſich immer mehr in einen Garten, und führt der Stadt einen Strom erneuerter, friſcher Luft zu. Wenn man ihn überſchritten hat, gelangt man zu einem der Thore der eigentlichen Stadt, und durch dieſes in ſie ſelber.

Auch hier ſieht man ſich gerne nach der emporragenden Geſtalt des Stephansthurmes um, obwohl es wenige Punkte in der Stadt gibt, von denen man ihn ſehen kann. Allein wenn man durch die belebteren Gaſſen vorzüglich dem Menſchenſtrome nachgeht, ſo kann es kaum fehlen, daß man nicht auf den Platz gelangt, welcher den Namen des heiligen Stephan führt, und daß man nun endlich den Bau ohne Zwiſchengegenſtand vor Augen hat, von dem die Blicke ſchon in aller Ferne ſo ſehr angelockt worden waren. In der Mitte eines weiten Platzes ſteht das Werk mit ſeinen großen Linien, mit ſeinen reichen Verzierungen und mit ſeiner dunkeln Farbe. Die Häuſer umſäumen den Platz wie ein niederer, bunter, heiterer Kranz, und obgleich der Platz ſehr geräumig iſt, ſo läßt die Ausdehnung der Kirche doch nur einen verhältnißmäßig ſchmalen Gürtel frei, der der Bewegung der Menſchen gegönnt iſt. Aber jeden Fremden, er müßte denn ein ſehr geübter Fachmann ſein, ergreift, wenn er zum erſten Male den Stephansplatz betritt, die höchſte Verwunderung, daß die Kirche und der Thurm ſo klein ſind, die ſich in der Ferne mit ſolcher Macht angekündigt haben. Dies hat der Bau mit großen Gebirgen gemein, und dadurch wird er wieder groß. Die hohe Gebirgskette ſchaut als breites, dämmeriges Band weit in die ebenen Lande hinein, wenn man ſich in großen Fernen von ihr befindet, und ſteht als eine Aufthürmung nicht gar hoher Felsblöcke vor einem, wenn man an den Fuß einer ihrer Abtheilungen getreten iſt. Mit der Annäherung wird das Kleine ſchneller groß als das Große, weil dieſes, als in der Ferne ſchon groß, die Annäherung verträgt, und weil ſich bei zu großer

Nähe ſeine oberen Theile mehr verjüngen als bei dem Kleinen. Wenn man das Gebirge beſteigt, ſo gewinnt es ſeine Größe wieder, und drückt mit derſelben auf den Beſteiger. Und wenn man oben iſt, ſo iſt es gerechtfertigt. Alle Kleinheit, und wäre ſie auch von ziemlicher Bedeutung, liegt tief unten, der Blick iſt frei, und alles iſt ins Klare gebracht. Auch der Stephansthurm läßt dem Beſteiger ſeine Höhe fühlen, und wenn man von ihm niederblickt, ſo ſind die mächtigen Stadthäuſer und die andern Kirchen klein, und das Auge kann ſich in der weiten Runde ergehen. Der Fremde, wenn er ſich lange mit der Kirche und beſonders mit ihrem Thurme beſchäftigt, lernt ſie nach und nach kennen, und wird mit ihrer Bedeutung vertraut. Wenn man längere Zeit von Öſterreichs Hauptſtadt entfernt geweſen iſt, und wieder zu ihr zurückkehrt, ſo erſtaunt man neuerdings wieder über die merkwürdige Weſenheit dieſes Werkes, und iſt darüber erfreut.

Aber auch dem Einheimiſchen iſt der Anblick der Kirche wichtig. Außerdem, daß ſie und ihr Thurm ihm wie dem Fremden einen Mittelpunkt abgeben, um den herum er ſich die Stadt zurecht legt, wirkt ſie auch ſonſt noch gar oft auf ihn: ſei es, daß er in Gedanken oder gedankenlos durch' eine Gaſſe heraus geht, und nun den Bau vor ſich hat, der wie ein Gebirge einfach und doch ſchön iſt, und der ſeinen Geiſt erhebt und kräftigt; ſei es, daß er, aus der Goldſchmiedgaſſe kommend, immer wieder durch das plötzliche Vorſpringen der großen Geſtaltungen überraſcht iſt, oder ſei es, daß an nebligen Spätherbſtabenden, auf welche der Vollmond ſcheint, der Thurm einen phantaſtiſchen Schatten auf den Nebel wirft, welcher Schatten unten durch das feurige Roth der Stadtlichter und oben durch das Silberblau des Mondlichtes begrenzt iſt; ſei es, daß in klaren Nächten, wenn man gegen die große Schulerſtraße zu geht, breite Silberſtröme von dem glaſirten Dache der Kirche niederrinnen, gegen die der Thurm wie ein dunkler Rieſe emporragt und zu dem Monde weiſet, welcher dieſe Wirkung hervorgebracht hat; ſei es, daß ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der die Kirche als einen Felſen angeſehen hat, auf derſelben irgend ein Federthier zerreißt, die Federn herabfallen läßt, und tauſend Blicke zu ſich hinaufzieht; ſei es, daß der Sturm, der unten Fenſter zerſchmettert, Thore auf und zu ſchlägt, und alles in Verwirrung bringt, dem Thurme nichts anhaben kann, der ruhig da ſteht und den Regen gegen ſich heranpeitſchen läßt; ſei es, daß die Spitze bei trübem Schneewetter gar nicht ſichtbar iſt, und in die niederen Winterwolken hinein ragt; ſei es, daß in ſtiller Winterszeit die tauſend und tauſend weichen Schneekißchen auf den unzähligen Zierathen des Thurmes von unten bis oben lagern; oder ſei es, daß an ganz gewöhnlichen Tagen, die wolkenlos ſind, Thurm und Kirche einfach in die blaue Luft emporragen, ruhig und milde daſtehen, nach oben immer duftiger werden, und endlich die funkelnde Spitze zeigen. Tauſend Gelegenheiten gibt es, daß die Kirche auf den Bewohner Wiens einen Eindruck macht, daß ſie ihm zugeartet wird, ſo daß das Sprichwort entſtehen konnte, welches oben angeführt worden iſt. Da wir hier nur von dem Äußeren der Kirche und vorzüglich von dem Thurme reden, ſo ſprechen wir nicht von dem Gottesdienſte im Innern derſelben, obwohl auch er in dieſer Kirche eine andere und erhabenere Geſtalt hat, als in andern gewöhnlicheren Kirchen. Wir erwähnen nur eine Thatſache, die wir einmal bei einer erhebenden Feier der Auferſtehung des Heilands beobachtet haben. Obwohl unzählige Kerzen brannten und das Untere der Kirche in einem Lichtmeere ſchwamm, konnte doch dieſes Licht nicht die Rippen der Einwölbung ſichtbar machen, was nicht nur den Ernſt der Kirche, ſondern auch die Würde des Feſtes erhöhte. Wer wird nicht ergriffen, wenn die langſamen Töne der großen Glocke wie eine Erſcheinung des Himmelsgewölbes von dem Thurme auf die Stadt hernieder wallen.

Vor langer Zeit ſtiegen wir oft unſer mehrere als Jünglinge auf den Thurm hinauf, oder gingen wenigſtens innerhalb der Bruſtwehren herum, die vom untern Rande des Kirchendaches emporragen. Wir ſahen dann auf die menſchenbewegte Stadt hinab, oder ſuchten uns Theile derſelben zu erklären, oder blickten in die duftige Ferne hinaus, und forſchten nach allerlei Punkten, die in derſelben lagen, oder maßen mit den Augen den Abgrund, der ſich unter uns hinab ſenkte, oder gaben uns einfach den großartigen Eindrücken hin, oder wir ſtiegen blos hinauf, um oben zu ſein. In dieſem Falle ſtiegen wir gewöhnlich ſo hoch, als man kann, ehe ſich die Spalte des zulaufenden Thurmes ſchließt, oder ſo enge wird, daß man kaum ein Haupt, kaum eine Hand hinausſtrecken kann. Man ſagte uns, daß außen in dem Mauerwerke eiſerne Stangen ſtecken, daß man durch eine Thurmſpalte hinaus und an den Stangen bis zur Spitze emporſteigen könne. Uns erfüllte die Sage mit Schaudern, und wir verſuchten gar nicht zu erforſchen, ob wirklich die Stangen ſtecken. Einmal waren wir in den Katakomben, welche unter der Kirche und dem Thurme, ſo wie unter Theilen des Stephansplatzes und der Stadt mit unzähligen Wölbungen fortlaufen, und eine Menge geſchichteter Menſchenknochen und getrockneter Menſchenleichen enthalten. Wieder an das Tageslicht getreten, beſtiegen wir den Thurm, um den traurigen Eindruck von unten wieder in den offenen Lüften und in dem freien Leben hinweg zu bringen.

Einmal tranken wir auf dem Thurme das Wohl unſerer Geliebten, ein anderes Mal, an dem Erinnerungstage der Schlacht bei Leipzig, das des deutſchen Vaterlandes, und ſchleuderten die Gläſer in die Zacken des Thurmes, damit ſie nach einem ſolchen Trunke nicht mehr durch einen andern entweiht werden konnten.

Sehr oft, und namentlich ſchon in ſpäteren, reiferen Jahren, erwartete ich durch die Güte des Thürmers, mit dem ich Bekanntſchaft gemacht hatte, auf der höchſten Höhe des Thurmes das Erwachen des Tages. Ich ſtieg zu dieſem Zwecke entweder ſchon vor Tages Anbruch auf den Thurm, oder ich durchwachte die Nacht auf demſelben, und ſtieg bei noch vollſtändigem Sternenſcheine auf meinen Beobachtungsplatz. Dieſe Nachtſpähen waren das Lohnendſte. Erſt gegen den Morgen hin wird die Stadt ſtille, und es gibt nur eine kurze Zeit nach Mitternacht und vor dem Morgen, in welcher es in der Stadt Nacht iſt. Da liegt ſie unten wie todt und ſtarr. Und wenn man auf dem Thurme hoch oben iſt, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landſchaft nichts im Einzelnen gewahrend, ſondern nur die dunkle Scheibe derſelben erblickend, die von der lichten, ſternflimmernden Himmelsglocke geſchnitten wird, und wenn man dann niederſieht in die ſchwarzen Klumpen der verſchiedenen Häuſerdurchſchlingungen, in denen ſich die Nachtlichter wie trübe, irdiſche Sterne zeigen, ſo erſcheint einem erſt recht das menſchliche Treiben, das hier eine Größe darſtellen will, als Tand. Von Lauten hört man in dieſer Zeit gar nichts als den Glockenſchlag der Thurmuhr, dem die Schläge von anderen Thürmen antworten, und in Sommernächten zuweilen den Ruf einer Nachtigall, welche ein Liebhaber vor ſeinem Fenſter hängen hat, welcher Ruf wahrſcheinlich ein Noth- und Angſtruf in dieſem

Steinmeere iſt. Die Menſchen ſchlafen indeſſen in dieſem Steinmeere, und wenige von ihnen werden zu dieſer Stunde je einmal von dieſer Stelle auf die Stadt niedergeſchaut haben. Der Thürmer thut es ſehr oft, aber er iſt des Anblickes ſchon gewöhnt.

Endlich, noch lange vorher, ehe ſich durch die erſte Himmelslichtung das Nahen des Tages ankündigt, ertönen ſeine erſten Schalle für die Stadt Wien. Man hört ein fernes Raſſeln durch eine Gaſſe, als ob Kriegsgeſchütze im ſtrengen Laufe führen. Es ſind die erſten Wägen, welche beginnen, dieſem ungeheuren Magen ſeine tägliche Nahrung zuzuführen. Vorzüglich ſind es Fleiſcherwägen, die ſo heftig rollen, und die ihren Bedarf zum Verkaufe in die Stadt ſchaffen, daß er dort an den Verkaufsorten zurecht gerichtet werde. Die Menſchen werden durch dieſes nachmitternächtliche Raſſeln nicht beirrt; denn entweder ſchlafen ſie ihren erſten, feſten Schlaf und hören nichts, oder das Rollen tönt in ihre Träume und ändert ſie nicht, da ſie daſſelbe oft gehört haben und es gewöhnt ſind. Dieſes Raſſeln verliert ſich entweder in einer fernen Gaſſe, oder es hört plötzlich auf, da der Wagen hält, und dann iſt es wieder ſtille. Aber es wiederholt ſich, die Zwiſchenräume werden kürzer, und es miſcht ſich das Rollen anderer Wägen hinein.

Indeſſen fängt der Himmel an, im Oſten lichter zu werden, und die dunkle Landſchaftſcheibe löſet ſich, wenn vorerſt auch nur in einzelne, größere Theile. Gegen Norden ziehen und ruhen Nebel. Dort iſt die Donau, und die dunkleren Streifen, die im Nebel liegen oder mit ihm zu gehen ſcheinen, ſind Auen, durch welche der ſchöne Strom wallet. Allmälig wird der Himmel im Morgen immer klarer, die Sterne blaſſer, und die Rundſicht beginnt deutlicher zu werden. Jenſeits des Nebels iſt ein fahlrother Hauch hinaus: es iſt das Marchfeld. Rechts von ihm, unter der hellſten Stelle des Himmels im Oſten, ſchneidet ſich der Rand der Scheibe am ſchärfſten von der Luft; dort ſind die Karpathen, die ungariſchen Höhenzüge, und iſt die ungariſche Grenze. Die Berge im Weſten, welche jetzt faſt unſchön ſchwarz in den Himmel ragen, ſind anmuthige Höhen, auf denen meiſtens Laubwerk ſteht, die gegen ihren Fuß herab Reben hegen, in denen Landhäuſer, Dörfer und Schlöſſer herum geſtreut ſind, und durch die tauſendfach verſchlungene Wege laufen. Dieſe Höhen ſind faſt ein ungeheurer Garten, welcher in einiger Entfernung in einem großen Bogentheile um die Stadt liegt. Nach und nach wird der Morgenhimmel golden, die Sterne ſind erloſchen, und der Süden tritt in die Rundſicht ein. Dort ſteht ein Berg, ſcheinbar nahe, mit bleigrauem Lichte auf dem Schnee, den ſein Rücken hie und da trägt. Es iſt der Schneeberg, eine Tagereiſe von Wien, das letzte Haupt in jener Bergkette, welche von der Schweiz ausläuft, durch Tirol und Salzburg geht, zwiſchen Öſterreich und Steiermark hinzieht, manchen Gipfel mit Eis und Schnee zeigt, und hier gegen Ungarn hin mit einem Male ein Ende nimmt. Der Himmel wird röther, und legt auch ſchon ein ganz ſchwaches Roth auf die Steine und Rippen des Thurmes in der Gegend, in welcher wir ſtehen. Selbſt durch Theile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, ſie wird immer größer, und ſtreckt ihre Glieder, ſie gleichſam im Morgenſchlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rothgelb. Die Nebel ſind von der Donau verſchwunden, und ſie geht nun wieder wie ein ſtiller, goldener Bach dahin. In der Stadt blitzen hie und da Funken auf, es ſind Fenſter, an denen ſich die Gluth des Morgenhimmels fängt. In ihren Gaſſen wird das Raſſeln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es ſich zu regen, und dort und da brauſet es ſanft wie Athemzüge eines Erwachenden. Auch einzelne Rauchſäulen ſteigen gegen den Himmel. Jetzt geht ſachte ein anſchwellender Blitz auf das Steinwerk unſers Thurmes. Die Sonne iſt es, welche die erſten Strahlen auf ihn ſendet. Die Stadt trifft ſie noch nicht. Bald wird auch ſie begrüßt, und dieſer Anblick iſt unbeſchreiblich ſchön. Von den tauſend und tauſend Fenſtern glänzt es wunderbar. Zuerſt entzündet ſich irgend ein Theil, dann verbreitet ſich der Brand, von Gaſſe zu Gaſſe lodert es gleichſam, endlich glüht alles, und darüber funkeln die Thurmkreuze und Kuppeln. In einem großen Theile des Jahres iſt bei dem Eintreten dieſes Schauſpieles die eigentliche Stadt noch keineswegs erwacht. Nur Fremde ſind es, die kamen, ihr Zufuhr zu bringen, und die ſich in ihr bewegen, Leute der Vorſtadt ſind es, die auch herbei eilten, ihre Geſchäfte vorzubereiten. Nach und nach mehren ſich die Zeichen des Lebens. Der aufſteigenden Rauchſäulen werden mehrere, bis ein allgemeiner, leichter Rauch wie ein trüber Schleier gegen den Morgenhimmel empor wallt. Einzelne ſich bewegende Menſchen werden in den Gaſſen wie ſchwarze Punkte ſichtbar, die ſich regen und durcheinander ſchießen, ſie werden ſchnell ihrer viele und mehren ſich ſtets, neue Laute ſchlagen herauf, das Rollen, Raſſeln und Praſſeln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, gleichſam als ob ſich Häuſer und Gaſſen rührten, bis ein einziges, gleichmäßiges, dumpfes Brauſen unverändert durch die ganze Stadt geht. Sie iſt erwacht. Die Sonne hat ſich indeß einſam und lächelnd wie ein ſilberner Schild höher an den Himmel geſchwungen, und ſchaut auf alles herab. Dieſe Zeit iſt es, in der man das Schauſpiel zu ſeinen Füßen am ungetrübteſten betrachten kann, ehe der Wind ſich hebt, und der Staub ſeinen ſchmutzigen Schleier über ganze Theile der Stadt und den Schmelz der Fernſicht legt.

Der Theil gerade zu unſern Füßen iſt die eigentliche Stadt. Wir ſehen ſie wie eine Scheibe um unſern Thurm herumliegen, ein Gewimmel und Geſchiebe von Dächern, Giebeln, Schornſteinen, Thürmen, ein Durcheinanderliegen von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Parallelopipeden, Kuppeln, als ſei das alles in toller Kriſtalliſation an einander geſchoſſen, und ſtarre nun da ſo fort. In der That, von dieſer Höhe der Vogelperſpective angeſehen, hat ſelbſt für den Eingebornen ſeine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches, ſo daß er ſich für den Augenblick nicht zu finden weiß. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt ſie unten, durchbrochen und gegittert allenthalben, und doch allenthalben zuſammenhängend, nur die Gaſſen nach allen Richtungen ſind wie hineingeriſſene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephans, die Menſchen laufen auf dem lichtgrauen Pflaſter wie dunkle Ameiſen herum, und jene Kutſche gleitet wie eine ſchwarze Nußſchale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameiſen und immer mehr der gleitenden Nußſchalen. Dort, nur durch eine dünne Häuſerſchicht von uns getrennt, ſteht die ſchöne ſchwarze Kuppel St. Peters, von dieſer Höhe erſt ſichtbar, wie weit ſie die Häuſermaſſe überragt — hinter ihr der freundliche Thurm der Schottenabtei, links das ſchlanke Stift St. Michaels, dann die Auguſtiner, die Kapuziner, und zwiſchen ihnen allen — ſelber eine kleine Stadt — die ehrwürdigen Gebäude der kaiſerlichen Hofburg. Dann ſchwingt ſich von Süd gegen Oſt herum die Häuſermaſſe des Kärntnerviertels, durchſchnitten von dem ſanften Bogen der Kärntnerſtraße, der menſchenwimmelnden — dort ragen die Franziſkanerthürme, weiter links die der Univerſität empor, und dort gegen Nordweſt — du kleines, beſcheidenes Thürmchen! St. Ruprecht, älteſtes der Stadt — und wieder links davon die zart durchbrochene Spitze von Maria am Geſtade — und noch andere und andere Thürme, Giebel, Erker und Balkone. — — Aber ſieh', auch das Volk dieſer Stadt iſt erwacht, und fängt ſein Tagewerk zu betreiben an. Man könnte deſſen Charakter weiſſagen aus der Stunde des Erſcheinens auf dem Schauplatze der Beſchäftigung — doch eh' wir dies thun, wirf noch einen Blick weiter hinaus über die Grenzen der eigentlichen Stadt — ſiehe, dort iſt ein ſeltſamer Garten, in den du geſtern gelangteſt, als plötzlich die lange Vorſtadtgaſſe abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einſt Glacis der Feſtung, nun in der That ein anmuthiger Garten, mit grünen Raſenplätzen bedeckt, nach allen Richtungen von Alleen durchſchnitten, ein wohlthätig Luftreſervoir, dahin ſich in der Abendkühle gerne und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um ſich zu ergehen und freier aufzuathmen.

Und jenſeits dieſes Gartens, in ungeheurem Kreiſe herumgeſchlungen, breit hinausgelagert, liegt erſt jene Maſſe, die dieſer Hauptſtadt eigentlich ihre Größe gibt, die Maſſe der Vorſtädte, ich glaube, man zählt deren bereits fünfunddreißig — mit größtentheils ſehr ſchönen Fronten ſtellen ſie ſich im Kreiſe gegen das Glacis auf, gleichſam in ihrem Hereinſchieben gegen die Stadt hier an einer unſichtbaren Grenze anhaltend und ſich anſtaunend;

denn weiter dürfen ſie gegen den luftigen, geſundheitbringenden Garten des Glacis nicht vordringen; aber dafür machen ſie ſich draußen breit, und freſſen immer weiter und weiter den Raum hinweg; denn, ſiehſt du, obwohl ſie dort gegen Südweſt über einen Hügel ſteigen, dann ſanft ins Thal ſinken, dort breit auseinander fließen, bis ans Geſtade des Donauarmes, ja denſelben überſchreiten, das jenſeitige Inſelgeſtade dicht überfüllend, dann wieder ſteigen und wieder ſinken ans Ufer des Fluſſes Wien, und dann jenen erſten Hügel anklimmen — obwohl ſie an manchen Stellen faſt unüberſehlich breit hinausgehen, bis ſie ſich allmälig mit mehr und mehr Gärten miſchen, die weißen Punkte der Häuſer einzelner auseinander ſtreuend, und endlich an das grüne Gefilde ſtoßen, das wohl die Grenze der Stadt, nicht aber der Häuſer iſt; denn weit und breit in daſſelbe herumgeſtreut liegen die Landhäuſer, winzige, weiße Punkte, herüberleuchtend wie ferne Segel in einem duftigen, grünblau dämmernden Meere — obwohl ſchon unzählige der einſtigen Dörfer um Wien von den Vorſtädten verſchlungen ſind, und jetzt als Städte noch meiſtens ihren einſtigen Dorfnamen führen: ſo iſt des Wachſens und des Bauens noch immer kein Ende; denn ſiehe dort hinaus gen Süden, wo der ſchöne, ſanft dunkelgrüne Rücken des Wienerberges hinüberziehet, da ſiehſt du auf ſeiner Höhe eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuz genannt. Dort herein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, ſie kommt von unſerm Hafen Trieſt, und knüpft uns an den ganzen Süden. — Nimm nun das Fernrohr hier, und ſuche die Straße: dort, wo jene ferne, ſchwache Staubwolke aufgeht, muß ſie ſein — — nun, was ſiehſt du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langſam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwiſchen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Heerden von kleinem Vieh und Wagen, die weder zu jenen ganz ſchweren, noch zu dieſen leichten gehören. Jene ſchweren Wagen, die du ſieheſt, bringen vielnamige Waaren in die Stadt, aber ein großer Theil derſelben, die du mit einem dunkelrothen Stoffe beladen ſiehſt, kommt von jener Gegend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchſäulen aufſteigen ſieheſt, und bringt unabläßlich und unermüdlich jenes Materiale, woraus ſich dieſes rieſige Häuſergewimmel nach und nach erbaut hat: die Ziegel — und im Wienerberge liegen noch und harren unmeßbare Schichten von Thon, daß man noch ein Wien, und noch eins, und weiß Gott wie viele an einander fortbauen könnte, bis der Berg erſchöpft und eben, aber auch von der Stadt verſchlungen wäre! Und ſieht man ſo zu, wie ſie ſich ſputen und treiben und wirken, ſo ſollte man meinen, ſie hätten auch nichts anderes im Sinne.

Und da du das Rohr einmal in Händen haſt, ſo gehe nun damit etwas links — ſiehſt du am Rande der Stadt jenes palaſtähnliche Gebäude? Es iſt ein Wagenraum, aber für große, mächtige Wagen, deren gleich immer eine ganze Reihe aneinander gehängt daraus hervor fährt, von furchtbaren, unbändigen Roſſen gezogen; ihr Schnauben iſt erſchütternd, und der Dampf ihrer Nüſtern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; ſie zermalmen jeden Widerſtand, und ihrem Laufe vergleicht ſich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Menſch, ein kleiner Menſch, du würdeſt ihn mit deinem Rohre kaum ſehen, mit einem ſanften Druck ſeiner Hand bändigt er die Roſſe, daß ſie daſtehen, ſtill und fromm, wie zitternde Lämmer. Ei — dort fährt er ja — ſiehe, die dunkle Linie ſchiebt ſich durch die Saaten hin — ſieh' zu, eh' ſie dir enteilt. Schon ſteht die erſte Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und ihre dritte — jetzt deckt ſie jener Abhang, jetzt iſt ſie wieder ſichtbar, deutlich hinausſchwebend — — jetzt iſt ſie verſchwunden, und nur der Rauch zerſtreut ſich langſam am Himmel.

Wie das majeſtätiſch iſt! und der Menſch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das alles zuſammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entſetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor ſeinen Wagenpalaſt geſpannt, und lenkt ſie mit dem Drucke ſeines Fingers — und ſo wird er auch noch andere, noch innigere, noch grauenhaftere ſeinem Dienſte unterwerfen, und allmächtig werden in ſeinem Hauſe, der Erde. Die Welt wird immer ſchöner und großartiger — faſt iſt es betrübend, ſterben zu müſſen!

Haſt du hier den Menſchen in ſeiner Stärke geſehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du ſieheſt ihn in ſeiner Schönheit. Ein alter, vornehm belaſteter Palaſt ſteht am obern Ende eines Gartens: es iſt das Schloß zu Belvedere. Ein kleiner, ſchwacher Mann ruhte einſt dort aus von ſeinen Thaten, die die Frucht eines eiſernen Willens waren, der in dem kleinen, ſchwachen Manne wohnte, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen, und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete, fanatiſche Halbmond ſtand. — Jetzt iſt es ſtill in den Hallen des Schloſſes; denn der kleine, ſchwache Mann iſt längſt begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schloſſe ſind, obwohl ein Kranz der ſchönſten Frauen dort weilet, und Rinder und Roſſe, Hirſche und Reiter, und Wälder und Felſen, Gärten und Blumen, und aller Thiere eine unzählige Menge: ſo iſt es doch dort todtenſtille; denn als Bilder, als ſchöne, ehrwürdige Blüthen der Menſchenſeele hängen ſie dort, dicht, Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menſchlichen Herzens. Es iſt eine würdige Nachkommenſchaft des Helden, der einſt hier gewandelt. *)

Weiter vorn iſt der Sommerpalaſt des Fürſten von Schwarzenberg, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heiligen Carolus mit ihren zwei ſchlanken, faſt orientaliſchen Säulen, gleich daneben das ſymmetriſche Gebäude mit dem ſchönen Blechdache iſt die polytechniſche Schule, und von da weiter links, ſchönen, faſt palaſtähnlichen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Anſehen und Umfange — es iſt ein ſeltſam Haus: man macht darinnen ein Ding, das an ſich von geringem, man möchte ſagen, von gar keinem Gebrauche iſt — aber durch Übereinkunft ſchlummert in dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erſtrebt, heiß erſtrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erſt harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menſchen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um ſie, die großen, plumpen, unbequemen nicht allerorts mitführen zu dürfen — dann, ſachte wachſend in mählicher Bedeutung, unſäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker miſchend in ſteigendem Verkehr, der feinſte Nervengeiſt der Volksverbindungen — endlich ein Dämon, ſeine Farbe wechſelnd, ſtatt Bild der Dinge ſelbſt Ding werdend, ja einzig Ding, das all die andern verſchlang, ein blendend Geſpenſt, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, —

---

*) Prinz Eugen.

ein räthſelhafter Abgrund, aus dem alle Genüſſe der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchſte Gut dieſer Erde hineingeworfen haben — die Bruderliebe; denn ſein leichter Verkehr (ein Herzogthum kann man in einer Taſche tragen) reizt zur Anhäufung, ſein Allwerth lockt zum Erwerb, dieſer, der ſaure, zum Genuß als Lohn; und dieſer als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er verſprach, und ſo geht es fort: wieder Erwerb, wieder Genuß, immer ſteigend, immerzu größerer Gewinn, größerer Genuß, und der da ſtürzt in der haſtigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen die Andern, weil er wähnt, er ſei arm. — Und ſo in toller Verkehrtheit des Begriffes „Glück“ jagen Völker, jagt faſt die Menſchheit in zitternder Haſt nach der Wechſelmarter: Erwerben und Verzehren, indeß ihm ſein einzig Glück aus den Händen fällt: hold und ſelig zu ſpielen im Sonnenſchein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften; ſelig und arm — — nein, nicht arm; denn zum Bedürfniß iſt eine Überfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tauſend um uns herum Mitſpielenden. — — Aber es muß wohl ſo ſein, ſo gewiß, als es einſt anders werden wird; in dem rieſenhaft angelegten Erziehungsplane des unbegreiflich räthſelhaften Geſchlechtes, Menſch genannt, wird es wohl liegen, daß er auch dieſe Erfahrung mache, und von ihr zu andern und wieder andern ſich rette, bis die kurzen Jahrtauſende ſeiner Kindheit vorübergegangen ſind, und der Jüngling ſich ſacht des ſanften Gutes in ſich bewußt wird, das ihn zu ſtillerer Menſchheit weiter führen wird, ſeiner moraliſchen Freiheit. — Und ſomit rolle das Geld ſeinem Zwecke und ſeiner Beſtimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhauſe, blos durch jenen blauen

Waſſerfaden getrennt (es iſt der Neuſtädter Kanal), liegt ein anderes Gebäude, wo man auch ein Ding aus Metall macht, das beinahe ſo nützlich iſt, wie das Geld, und faſt nicht ſo ſchädlich, nämlich die Kanonen, die Zähne, die wir dem Fremden weiſen, wenn ihn nach unſerem Gute gelüſtet — ſie ſind nur ein zeitweiliges Gut, und taugen nur ſo lange, bis einmal die geſammte Menſchheit vernünftig wird. Dann hat blos hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein ſolch' Ding zum Vergnügen, das man ihn losſchießen lehret des wunderſam ſtarken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kommt, ſind noch immer ſolche Häuſer nöthig, wo man ſie macht, aber auch ſolche, wie du weiter links eines ſieheſt, ein großes, ſchönes Haus, wie der Palaſt eines großen Fürſten. Es ſteht dort gerade an jener Straße, wo du ſo ſehr aus- und einfahren ſieheſt, und iſt geſchnitten von mächtig großen Pappeln, die in einer Allee dahin führen. Wenn du das Rohr auf ſein Mittelſchild richteſt, ſo kannſt du die Aufſchrift leſen: »Patria laeso militi«, zu deutſch: „Das Vaterland dem beſchädigten Krieger“. Es iſt das Invalidenhaus, und zwar, wie geſagt, nur ſo lange tauglich, als man auch das Kanonenhaus braucht, aber es lebt noch keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nöthig ſind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, und deren Lauf du auch außer der Stadt dort in dem gelben Felde an dem leichten Staubſtreifen, der ſich hinauszieht, verfolgen kannſt, iſt die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Roſſen des Ungarlandes, deren oft faſt eine Heerde vor einem Wagen läuft, gelenkt und ermuntert von jenem maleriſchen Menſchenſchlage mit den weiten, weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, höchſt ausdruckvolles

Geſicht beſchattet. Es ſind noch unverkennbar die Nachkommen der Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient, eine noch ergiebigere, ob es gleich auf ihr nicht ſo wimmelt, wie auf dieſer, und gar kein einzig Stäubchen iſt. Wie einen breiten, ſchimmernden Silberbach ſieheſt du ſie dort hinaus gehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Es iſt unſer ſchöner Strom, die Donau, und der Laubwald iſt der Prater, der Garten von Wien. Große, ſchimmernde Häuſer gehen auf dieſer Straße abwärts, Menſchen und Waaren aller Art nach Oſten führend, darunter auch jene zierlichen, ſchlanken Fähren, die Geburt unſerer Zeit, die Dampfſchiffe, abwärts fliegend wie die Waſſerſchwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan, mit der Gewalt ſeiner Ruder die Macht der Welle überwindend. Sieh', es wallet dort am Eingange des Waldes die mächtig große, weiß und rothe Fahne, ein Zeichen, daß noch heute eines jener Feuerſchiffe abgehen wird. Ei, dort ſteht ja der ſchwarze Punkt am Ufer, ſiehſt du, draußen auf dem breiteren Waſſerbande rechts, wo jene Mühlen ſind, das iſt das Schiff. Wie viel Freude, wie viel Thränen wird der ſchwarze Punkt heute noch ſehen!

Nun geh' noch weiter links, ſtromaufwärts, da ſind zwei dunkle Linien über dem Strom, faſt parallel, ſie ſind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine links, uralt, für Wagen und Wanderer nach dem Norden, die andere rechts, neu und blos für die Wagenzüge der Eiſenbahn. Am Eingange des Praters ſiehſt du auch den Bahnhof. Beſieh' dir auch rechts ab von den Brücken jenſeits des Stromes jene gelblich fahle Fläche, wogend von Getreide, und ſchier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte, der in matter Farbe an dem Himmel verſchwimmt — mit dem Segen Gottes iſt das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptſtadt, aber auch einſtens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es iſt das Feld von Aſpern und von Wagram. Man hat vor nicht langer Zeit dort einmal eiſerne Körner geſäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen goldner, die eben dort der Ernte entgegenreifen, eine Frucht der eiſernen ſind; denn dort haben die Völker gelernt, daß Einer beſiegt werden konnte, der bis dahin unbeſieglich ſchien. Da man jene Körner ſäete mit vielen tauſend Arbeitern, da war dieſe Stelle, auf der wir ſtehen, gedrängt von Menſchenangeſichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Thurm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur ſo groß wie ein Menſchenauge: da war auch ein ſolches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hieher geblickt haben nach der luftigen, befreundeten Pappel ſeiner Stadt, und in manchem brechenden wird dieſe Spitze noch wie ein Phantom gezittert haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur hüllte ſchamhaft einen Blumenteppich auf dieſe Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehſt, ſo ſtreift dein Blick über die Inſelſtadt, die unſer Strom vor wenig Jahren ſo arg heimgeſucht hat. Wieder auch dieſer Thurm war der Ort, von wo aus tauſend Blicke auf jene Stätte ſchauten, wie Häuſer und Eis ruhig zum Himmel emporſtarrten, und wo ſie angſtvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachſen werde, ob nicht — und draußen lag es gegoſſen weithin, wie ein ſilberner Spiegel blitzend, die Dörfer und Häuſer hinein gelegt, wie ein ſchwarzer Punkt; der graue Märzhimmel, wie eine ruhige, matte Kuppel, ſah unbeweglich nieder, und wo die Sonne das Grau durchdringen konnte, da legte ſie flimmernde Moſaik und prachtvoll glitzernde Bilder auf den furchtbaren Spiegel. Die Waſſer rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inſelſtadt ſteht wieder heiter und glänzend da, und die Fluth von Leben, die hier wogt, ſchloß ſich über jene verlorne, wie die Luft an jener Stelle wieder zuſammenfließt, wo man ſie verwundet hat.

Willſt du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unſere Rundſchau begonnen haben, ſo ſchreite von der Inſelſtadt links, dann über den kleinen, gewundenen Strom (eine zu uns hereingeſendete Ader der Donau), durch eine Maſſe von Vorſtädten, die gerade dort, wo das Glacis wegen kriegeriſcher Übungen und Feſtlichkeiten ohne Baumpflanzung gelaſſen iſt, eine langgedehnte, ſchimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue Haus, das ſich ſo mächtig und faſt egyptiſch ernſt und ſchwer dem Sandplatze entlang zieht — es iſt das Kriminalgebäude. Wenn einſt jene vernünftige Zeit erſcheint, wo man keine Kanonen mehr nöthig haben wird, da wird auch dieſes Haus unbrauchbar werden, und vielleicht erſchallen dann Freudengeſänge in den Zellen, wo jetzt die Reue und Verzweiflung brütet — oder vielleicht iſt das feſte Haus längſt in Staub zerfallen, und etwas anderes ſteht wieder an ſeiner Stelle, ehe jene Zeit gekommen.

So wie dies Haus vor innerem Unheil wahret, ſo wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerem. Es iſt die erſte große Alſerkaſerne, ein regſamer Bienenſtock von Krieger- und Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häuſern durch, der links ſich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorſtädte:

Joſephſtadt, Altlerchenfeld, Neubau, St. Ulrich, Mariahil Leimgrube u. ſ. w. So, und nun ſiehſt du wieder den ſan grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, un unſere Rundſchau iſt vollendet.

Siehe, die Sonne iſt unterdeß heraufgeſtiegen, und gie ihren Schimmer weithin und blendend über all den Schmelz un die Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuren Stad *Den Schauplatz haben wir durchgangen . . . und nun, wel* ein Volk wohnt und treibt in dieſen tauſend Mauern?!

Obwohl die Sonne dem Landmanne draußen und uns hi oben längſt ſchon aufgegangen iſt, obwohl wir ſchon mit dem Au die ganze Stadt durchwandelt haben, ſo bricht doch für Die unten erſt der Morgen an, und ihre Regſamkeit beginnt. Es i ein tauſendgeſtaltig, ein ſeltſam Volk, durcheinander gewürfelt m allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, und mit allen Leider ſchaften und Laſtern, und wenn du ſagen gehört, wie Frohſin und Herzensgüte, ſo wie Scherz und Schalkheit, der eigentlic Grundzug dieſes Volkes ſei, und obwohl es wahr iſt, was ma dir ſagte: ſo hoffe doch nicht, daß du dieſes am erſten, od zweiten, oder zehnten, oder hunderten Tage herauskoſteſt. Die Stadt muß wie ein koſtbares Nacheſſen, langſam, Stückchen fi Stückchen mit Prüfung ausgekoſtet werden, ja, du mußt ſelb ein ſolches Stückchen geworden ſein, ehe der ganze Reichthu ihres Inhaltes und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigenthu geworden ſind. Nur der langſamen und anhaltenden Beobachtun gibt ſie ſich hin, aber dann tief und innig und nachhalten Darum geht mancher von hier fort, und trägt nichts mit, al ein Getümmel in ſeinem Kopfe. Erſt lerne jene Öde überwir den, die dich faſſen wird, wenn du täglich aus deiner Wohnun gehſt, und täglich andere Menſchen auf der Gaſſe ſieheſt; wenn du an Orten der Freude biſt, und alles um dich brauſt und jubelt, ohne ſich um dich zu kümmern, daß s dir faſt geſpenſtiſch einſam wird — harre nur, gehe immer aus, ſei immer hier, werde gemach Einer aus ihnen, und ſiehe, in geheimer Neigung wirſt du alle auf der Gaſſe erkennen, ja ſo erkennen, daß du den Fremden ſogleich herausfindeſt. Sie werden überall mit dir reden, ſie werden dich einladen, ſie werden dir Freude zutheilen, denn du biſt jetzt einer der Ihren, ſie erkennen dich, und geben ſich dir — — und wie du auch jetzt befremdet auf dieſe Häuſer hinabſiehſt, wer weiß, ob nicht in einem derſelben noch im ſüßeſten Morgenſchlummer die zwei Augen zugedeckt ſind, in deren Himmel du rettungslos verſinken wirſt, daß du dann die Stadt ein Paradies heißeſt, die dich jetzt noch mit ſo widerſtrebenden Elementen anfaßt; — und hüte dich nur, man trägt hier wunderſchöne Augen, und von der Herzensliebenswürdigkeit der Wiener haben die Frauen einen mächtig großen Theil empfangen.

Nun geht das Treiben an, ſieh', wie auf dem Platze unten der Menſchen immer mehr werden: die Fiaker fahren an und ſtellen ſich auf, die großen, eiſernen Riegel vor den Gewölben lüften ſich, und der Reichthum der Auslagen beginnt ſich zu entfalten, ein blendend Verführungsmittel für das ſchöne und ſchönheitsliebende Geſchlecht. Und wie ſie alle laufen und durcheinander wimmeln, als fürchteten ſie ſämmtlich zu ſpät zu kommen. Da fahren die Wägen, und bringen in tauſend kleinern Gefäßen das Weltmeer „Milch“, das heute verzehrt werden ſoll — Stand an Stand drängt ſich auf dem Markte, mit Lebensmitteln belaſtet. Eine Million Thiere iſt heute Nachts geſtorben, daß alle dieſe unten zu eſſen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemähet und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen, und tauchen hinein in das wogende Geſurre — — ſiehe, auch ſchon eine Karoſſe, die über den Platz rollt — und all die Geſchäftsleute erſcheinen, und die Beamten, die in ihr Amt gehen — und es mehrt ſich Rauch und Staub über der Stadt; der Wägen und Kutſchen werden immer mehr, ſo daß ein unausgeſetztes Donnern gedämpft herauf ſchlägt zu unſerer luftigen Einſamkeit. — Siehe, wie lieblich! der Morgenhimmel ſammelt nach und nach ſeine Vormittagswolken, und die Sonne legt deshalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke, daß ſie unten liegt wie der Schmelz einer ſchönen Gold- und Silberſtickerei — und ihre Größe kannſt du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der Vorſtädte in einem ſchwachen, blauen Dufte ſchwimmen, während die nahen Theile der Stadt mit der Klarheit eines Cameraobſcurabildes herauf ſehen. Nun erblickt man auch ſchon die Wägen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaſter unſeres Platzes rollen, und neben den Häuſern zieht ſich ein ununterbrochener, ſchwarzer Strom von Menſchen hin, wie wimmelnde Inſekten — Trommelſchlag — dort um die Ecke rücken Grenadiere: ſchön und gleich, wie eine wandelnde Mauer ſchiebt ſich's auf den lichten Platz heraus, vor derſelben weicht, und hinter ihr ſchließt ſich das ſchwarze Gedränge — die Fenſter öffnen ſich, und ſchöne, neugierige Augen ſchauen heraus; oder die geſtickte Mütze und der rothe Schlafrock eines Müſſiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erſt früh Morgens iſt; die Muſik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schaar, theils Männer, theils Knaben, ziehen ihnen im Taktſchritte nach.

Endlich öffnen ſich auch die Fenſter jenes ſchönen Hauſes, und die Vorhänge fliegen hinauf. Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß jemand, bei dem Mitternacht erſt Abend iſt, und ſpäter Vormittag Morgen. So, nun ſind ſie alle erwacht, und der Tag iſt da — — nein! Einer vielleicht oder der Andere ſchlummert noch: ſiehe, dieſer wallende, brodelnde Keſſel, er treibt und quirlt, als ſei das ſo obenhin, und gehe nach irgend einem geheimen, unabänderlichen Geſetze fort: aber da ſind Einige in dieſer Stadt, du würdeſt ſie auf der Gaſſe nicht von den andern kennen, dieſe ſitzen an dem ſchweren Arbeitstiſche, ihnen iſt von noch einem Höheren die Formel dieſes Treibens und Lebens anvertraut, daß ſie ſich ſchön und glückſelig entwickle, und nicht jetzt und jetzt in Wirrſal überſchlage — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber Keiner den Zauber, durch den es geſchieht — nur wenn er, ſei es auch leiſe, gehemmt wird, dann meint er, es gehe alles gefehlt, und er könnte es beſſer machen. Laß ſie, es iſt ſo die Art des menſchlichen Geſchlechtes! Mancher nun von denen, auf die ich oben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufſtiegen, bei der Lampe geſeſſen und der Formel nachgeſonnen haben, und als da unten das Leben, für deſſen Wohl er ſorgt, erwachte, löſchte er die Lampe aus, und ſuchte kurzen Schlummer — oder auch Er ſuchte ihn nicht, ſondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus ihnen.

Aber laſſe ſelbſt Weltgeſchichte Weltgeſchichte ſein, und denke und male dir nur recht deutlich die Geſchichte eines einzigen Tages, einer einzigen Nacht, wie ſie hier etwa ſein mag. Es iſt kein Glück auf dieſer Erde, es ſei ſo groß und innig, daß es nur eben noch ein Menſchenherz ertragen kann: heute Nacht war es in dieſen Mauern. Der verzagende Jüngling — es waren zwei Lippen, ſo unerreichbar, wie die Sterne des Orion — heute ſtreiften ſie zum erſtenmale über die ſeinen, und da ſaß er auf ſeiner Stube, und hielt ſich mit beiden Händen die Augen zu, daß er's feſthalte, ja, daß er's nur begreife, das Glück, und daß es ihm beim Licht des Tages nicht entſchwinde. Das Kind entſchlief im Arme einer neuen, faſt fabelhaft ſchönen Puppe. Eine Jungfrau lag vor dem Bilde der Gebenedeiten, und flehte, daß jeder Tag ſo ſchön ſei wie heute; denn ſie war mit dem Längſtgeliebten eingeſegnet worden. Einer hat das große Loos gezogen, Einer in den Armen der ſchönſten Frau gezittert — tauſend Lippen mögen ſich geküßt, tauſend Arme in einander geſchlungen haben. Dem Dichter erſchien in der trunkenen Sommernacht ſein Ideal zum erſtenmal ſichtbarlich, und der Aſtronom zählte die Sterne. Eine Mutter beſuchte mit der Lampe nach Mitternacht ihre roſenrothen, ſchlummernden Engel, — Geizhälſe zählten das Geld, Träume zuckten durch tauſend Herzen, Wüſtlinge feierten eine Orgie, der Spieler trug das ganze Vermögen von zwei andern nach Hauſe, und was da ruhte im ſorgenfreien Schlummer, über das wurde feenhaft der goldgeſtickte Traumteppich gewoben, daß ſie ſanken und ſchwebten in einem Meere der Wunder. Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es ſei wie gräulich immer: heute war es auch in dieſer Stadt. Der Tod ging in hundert Häuſer, und zerdrückte überall ein Herz. Ein blaſſer Mann lud eine Piſtole, im Zimmer neben ihm ſchläft ſein Weib und Kind, morgen iſt Kaſſenunterſuchung, und dann Feſtung, wenn er nicht früher — — — er wiſcht die Stirne, es iſt ihm märchenhaft ferne, wie er auch einmal unten gegangen wie eben die Nachtwandelnden, und unſchuldig war wie ſie. Tauſend Kranke zählten die ewig zögernden Schläge unſerer Thurmuhr, und die Wächterin ſchlief neben ihnen. Jenes Mädchen zerdrückt vor Schmerz das Glas von dem Bruſtbilde des ſchönen, falſchen Mannes, daß ihr das Blut von den Händen rinnt; eine andere öffnet unter tauſend angſtvollen Herzſchlägen dem Verführer ihre Zimmerthüre; verſchmähte Liebe klagt im Liede ihr Leid in die Nacht hinaus, und eine Wachtel daneben ſchlägt leichtſinnig darunter. Auf ſorgenvoller Armuth liegt der Schlummer wie Blei, und die Luſttöne heimkehrender Schlemmer klingen in ihn hinein. Das Laſter martert ſeinen Verehrer, und durch Höhlen und Säle ſchreitet der Vorwurf und webt ein Stachelhemd um das Herz des Schlummernden, die Träume legen heiße Steinhüllen darüber, indeſſen oben die Sterne ruhig glitzern, das Rollen der Wägen einzelner wird, und endlich, ſo wie die Reden und Fußtritte ſpät Heimkehrender, gänzlich ſchweigt. Dieſe Zeit iſt um zwei Uhr Nachts herum — dann gemach lichtet ſich der Himmel, und bald beginnt jenes Raſſeln der Nahrungswägen, indeß der Tag heraufkommt, und die Sonne, ſo mild und unſchuldig über die Stadt aufgehend, wie über einen grünen Grasteppich, in dem die Thierchen ſpielten oder ſchlummerten, und nun freudig an ihr Tagewerk gehen werden.

Welch' eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer, liegt nicht in der Geſchichte einer einzigen Nacht einer ſolchen Stadt — und unten treibt ſich alles harmlos fröhlich, und iſt harmlos fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht geſehen in dieſer Menge, oder er macht ein Geſicht, ſo heiter wie ſie, weil er ſtolz oder ſtarrköpfig iſt.

Sie alle, die du unten ſo winzig wandeln ſiehſt, ſie reden, grüßen ſich, es ſchallt das Pflaſter unter ihrem Fußtritte, aber wir hören es nicht, es iſt ſtumm unter dem allgemeinen Brauſen, wie wenn die dunkle Heerde der Grundeln in der Tiefe des Waſſers, das ober ihnen wallt, ein und aus durch die Gaſſen und Thore ihrer großen, feuchten, ſteinernen Stadt ſchlüpfet.

Was treibt und bewegt nun Alle, daß ſie eben ſo raſtlos ſtrömen und dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Gaſſen gezogen?

Was?! Es iſt kein Intereſſe, ſo hoch und niedrig es in der Menſchheit ſei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreiſenden Wirbel zu erzeugen. Da iſt die breite, mächtige, ſchmähliche Baſis der Menſchheit, die Habſucht, mit ihrer Stiefſchweſter, der Verſchwendung. Ihre Opfer ſieheſt du zu Tauſenden unten geſtachelt rennen, daß ſie es einem andern zuvor thun, und ihm Weg und Zeit abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne. Der Eine trägt ſchon den Gewinn in der Taſche, und haſtet weiter; der Andere trägt ein furchtbar pochend Herz; denn *alles* kann heute noch verloren ſein — und Erwerben, Erraffen, Erliſten den ganzen Tag ſo fort und fort, und morgen wieder von Neuem begonnen. Dann iſt der Hunger, er treibt zu den tauſenden der abenteuerlichſten Leiſtungen und Arbeiten, daß er nur verſcheucht werde, der bleiche und ſchmutzige Geſelle — da geht die Griſette und läßt Wimpel und Flagge wallen, daß ſie nur die Gier anlocke, die in müſſiger Weile herumlauert, um ſich zu ſättigen und zu ekeln; da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorſtadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu; der Müſſiggänger treibt ſich, der Eitle hat die ſchönſten Kleider an und zeigt ſie; ihm vorüber, nachläſſig gehalten, geht der Dichter, und trägt ein Himmelreich durch das

Getoſe — und der Liebende hat eben die zwei Augen leuchten geſehen; der Künſtler trägt ſeine Herzensträume, die Himmelsmelodien, die Farbenwunder in ſeinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußeren Brauſens ſchlagen; ein unglücklich jammernd Frauenherz ſucht den kühlen, dunklen Dom unter uns, daß es ſich in Andacht ergieße, und der Architekt ſteht neben ihr und bewundert die Dichtung, die ſie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben, und Tauſende ſtrömen nach rechts und links, die all das nicht thun, ſondern ein und derſelben, obwohl vielgeſtaltigen Göttin nachjagen, der Freude. — — Indeß geht der glänzende Tag gemach herauf, ſo freundlich oder ſo gleichgiltig, wie über eine prachtvolle Wildniß, ſein leuchtendes Blau wird beſchmutzt von den quellenden Rauchſäulen. Indeß die außen treiben, geht es auch im Innern der Häuſer nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft und verkauft, gehämmert und geſchnitten, gearbeitet und gefördert; viele tauſend Zeilen werden geſchrieben, viele tauſend gedruckt, muſicirt und geſpielt, und an die tauſend Hände ſind beſchäftiget, in millionfacher Geſtalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden ſoll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf ſchlägt, von da an iſt jede Stunde eine Eßſtunde, und dem letzten Mittagmahle im Palaſte reicht das erſte Abendeſſen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kommt als jenes. Und dann ruhen die Geſchäfte, und die Welt des Vergnügens beginnt. Siehest du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das ſind ihre Landhäuſer, das ſind die Orte ihrer Luſtfahrten, dahin gehen Wägen aller Art und bringen in das Grüne; dort wogt die Stadt hinaus, daß du meinſt, alle ſeien an den einen Ort gefahren, und wenn du an den andern kommſt, ſo ſind auch alle dort, und wenn du in die Stadt wanderſt, ſo geht keiner ab. Tag und Nacht wird geſonnen, tauſend Hände ſind in Bewegung, daß neue Altäre erſonnen, neue Altäre gebaut werden der tauſendäugigen Göttin Vergnügen, und überall wird es ausgebreitet und überall wird es in den Weg gelegt, ausgeſchmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben iſt, daß man ſich daran ergötze, und da ſind alle Sorten von den Späſſen des Hanswurſtes im Prater an bis zu dem höchſten Genuſſe der Kunſt, und jeder ſucht ſich, was ihm und dem heutigen Tage zuſteht. Indeß geht Glück und Unglück dieſes Tages gelaſſen ſeines Weges und beſeligt hier ein Herz, und drückt dort eins entzwei, aber die Menge weiß das eine nicht, und nicht das andere. Dort klingt Muſik und Freude, dort geht die Schaar der Spazierenden, hier ein angehender Selbſtmörder, dort ein Jüngling eben aus der Einſamkeit des Landes gekommen, dem ſein Herz in dieſem Gewirre vor Heimweh zerſpringen möchte, und luſtige Reiter jagen vorüber und lachen ſich zu. Indeß entzündet ſich ſachte die Abendröthe und flammet von jenen Bergen herüber dem weiten Lande ſeinen Abſchiedsgruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, und die Vorhänge der Theater gefallen, die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenken verlaſſen, ſo zünden ſich die Sterne an und ſehen nieder, und eine Nacht folgt wie die geſtrige, und ein Tag wie der heutige — — und ſo ſchieben ſie ſich fort, einer gleich dem andern, und jeder ſo verſchieden von dem andern, und ſo bauen ſie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußtlos jenes räthſelhafte Ding auf, das Schickſal, vor dem Reiche entſtehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, und das wir doch ſelber durch langſamen, tauſendfältigen Beitrag an Tugenden und Laſtern aufgerichtet haben.

Die Glocke unter uns verkündet Mittag, und von den hundert Thürmen der Stadt hallt es nach — ſo laſſe uns denn wieder hinabſteigen. Tauche denn nun getroſt in dieſes Treiben, und es wird an dir ſein, dir Glück oder Unglück darinnen zu ſuchen; beides iſt in Menge da zu haben.

Nimm die Menſchen und Bilder wie ſie kommen. Jetzt ein kleines, unbedeutendes Weſen, jetzt ein tiefer Mann voll Bedeutung; jetzt Scherz, jetzt Ernſt; jetzt ein Einzelbild, jetzt Gruppen und Maſſen — und alles dies zuſammen malet dir dann zuletzt Geiſt und Bedeutung dieſer Stadt in allem, was in ihr liegt: ſei es Größe und Würde, ſei es Lächerlichkeit und Thorheit, ſei es Güte und Fröhlichkeit. So, nun ſteige hinab, und trete an den nächſten beſten Einzelnen, und beachte ihn und ſtudire ihn, und werde gemach auch Einer aus dieſen Allen, welche in Wien leben, und leben und ſterben wollen nur in Wien.

Der Prater.

Wenige Hauptſtädte in der Welt dürften ſo ein Ding aufzuweiſen haben, wie wir unſern Prater. Iſt es ein Park? „Nein.“ Iſt es eine Wieſe? „Nein.“ Iſt es ein Garten? „Nein.“ Ein Wald? „Nein.“ Eine Luſtanſtalt? „Nein.“ — Was denn? „Alles dies zuſammen genommen.“ Im Oſten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinſel, urſprünglich ein Auland, wie ſo viele Inſeln der Donau, wo ſie Flachland durchſtrömt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemiſche geworden von Wieſe und Wald, von Park und Tummelplatz, von menſchenwimmelndem Spazierplan und ſtillſter Einſamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine. Viele Wiener mag es geben, die die Reize und Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch ſo beſucht iſt; denn ſo betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, beſonders zu gewiſſen Zeiten iſt, ſo einſam, wie in der größten Einöde, iſt es an andern, ſo daß man wähnen ſollte, wenn man dieſe Wieſen und Gehölze entlang ſchritte, müſſe man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der rieſenhaften Reſidenz einer großen Monarchie, aber gerade die rieſenhafte Reſidenz braucht einen rieſenhaften Garten, in den ſie ihre Bevölkerung ausgießt, und doch noch Theile genug leer läßt für den einſamen Wandler und Beobachter, und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das ſehr gut, und wird er auch zuweilen etwas undankbar gegen ſeinen Prater, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, ſo iſt er zu andern Zeiten demſelben deſto überſchwenglicher zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an beſtimmten Tagen, wo es zum guten Tone gehört, in den Prater zu fahren, und wer dies nicht kann, wenigſtens zu gehen. Der erſte und zweite Mai ſind ſolche Tage, dann auch noch der Oſtermontag und Pfingſten. Einen ſolchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leſer, und folge mir im Geiſte dahin, und laß dir auf dieſem Papiere deuten, was wir ſehen.

Es iſt der erſte Mai, etwas nach vier Uhr Nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterſte Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorſtadt Leopoldſtadt, und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze ſchöne, ungemein breite Straße iſt bedeckt mit einem ſchwarzen Strome von Menſchen, ſo dicht wellend, daß, wenn man Jemanden ſagte, er bekomme ein Herzogthum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe, und an keinen Menſchen ſtreife, er ſich daſſelbe nicht verdienen könnte. Mitten in dieſem Menſchenſtrome, wie Schiffe im Treibeiſe, gehen die Wägen, meiſt langſam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz ſtille ſtehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, an einander und an der ruhiger wandelnden Menge der Zuſchauer hinfliegend. Hie und da, hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin, bald her die Wagenreihe vorüber, hüpfen die Geſtalten der Reiter, und die meiſt prachtvollen Häuſer dieſer Straße ſtehen zu beiden

Seiten ruhevoll aus dem ſchiebenden Menſchengewimmel empor, und ihre Fenſter und Balkone ſind beſetzt mit unzähligen Zuſchauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüber fluthen zu ſehen, und ſich an Pracht und Schimmer und Flitter zu ergötzen; meiſt ſind es Damen, die, in alle Farben gekleidet, in dies Frühlingstreiben ſelber wie leibhaftige, blühende Frühlingsgeſträuche von den Fenſtern hernieder ſchauen. Man ſollte meinen, die ganze Stadt ſei um drei Viertel auf vier Uhr närriſch geworden, und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade dieſe Straße hinab, und du, und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken ſchon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuſtrömen, als würde dort das ewige Heil ausgetheilt. Endlich iſt die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menſchenknäuel lüftet ſich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen, und weiſen dem Wanderer verſchiedene Wege; das zu unſerer Linken trägt auf ſeiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen „Ferdinands-Nordbahn“, und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menſchen beſetzt, dem links ſtehenden Gebäude des Bahnhofes zu, wo ſchon die Feuerroſſe, pfeifend und ſchnaubend, ſtehen, um eine endloſe Wagenreihe hinaus in das Marchfeld, oder gar nach Brünn zu führen, das durch die Schnelligkeit dieſer Roſſe zu einer unſerer Vorſtädte geworden iſt. Das mittlere Fähnlein weiſt zur Schwimmſchule, die auch heute ihr Eröffnungsfeſt feiert; das dritte trägt den Namen „Nador“ oder „Sophie“, oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weiſt die Zufahrt zu dem Dampfſchiffe; weiter rechts auf dem Raſenplatz ſtehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf rieſengroßen Leinwanden ſind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemalt, als ſie ſelbſt drinnen ſind, und dieſe Gemälde und das fremde Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange ſtets ein dichtes Gedränge iſt, und in den glänzenden Blicken der Kinder und der Landmädchen ſich ſchon das lebhafte Verlangen malt, zu ſehen, was denn drinnen iſt. Auf dem Raſenplatze ſtehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuerſteinen, ein Mann mit Spazierſtöcken, und einer mit einem Leierkaſten und einem Hund darauf, der gar aufrecht ſtehen und mit dem Schwerte in ſeiner Pfote ſchultern kann. Aber all dieſen Dingen vorüber geht der hauptſächliche Menſchenſtrom in die ſogenannte Hauptallee hinein: denn dort iſt heute die höchſte und hohe und niederſte Wienerwelt zu ſehen: was an Pracht der Kleider, der Wägen und Dienerſchaft nur immer Laune und Reichthum erſinnen konnten, iſt heute in der Hauptallee zu ſehen. Zu beiden Seiten ſind ſchattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren die vielen tauſend Wägen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und dieſen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu ſehen und geſehen zu werden — das iſt denn nun eigentlich der Ort, wo ſich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Maſſe an Maſſe, Bewegung auf Bewegung, ſo daß dem ſchwindelt, der es nicht gewohnt iſt. Zu beiden Seiten der Straße ſtehen dicht gedrängt die Zuſchauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, ſchimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort ſchwebt in ihrem Wagen, der ſo leicht wie ein Luftſchiff geht, die Dame des höchſten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen aber koſtbaren Schmuckſtücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die ſie umſchwebt, hier kommt ein Mann ganz allein in ſeinem Wagen ſtehend, und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum erſten Male paradierend; jetzt ſprengen Reiter vorüber, und grüßen in einen Wagen, aus dem die ſchönſten Antlitze entgegen nicken, dort ſitzt ein einſamer, alter Mann in ſeiner ſchweren Karoſſe, er iſt in feines Schwarz gekleidet, und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf ſeiner Bruſt, dann kommt ein Fiaker mit ſeligen Kaufmannsdienern oder Studenten, dann andere und wieder andere, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es ſich nie erſchöpfen, und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch ſo treibt und wallt und quillt, ſo ſiehſt du doch dort ein Schauſpiel, wie es nur der Prater bieten kann: ganz nahe an der geputzten Menge ſteht ein Hirſch, das ſtattliche Geweih zurückhaltend, und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft geſehen, aber ſo toll nicht wie heute, darum ſchaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder in ſeine Auen zurück; auch von den Menſchen wundert ſich keiner, denn ſie wiſſen es ja, der Prater iſt für die Hirſche und Spaziergänger. Und fort fluthet es, und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geſchmeide dein Auge blenden, ſo taucht doch, und nicht ſelten geſchieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergeſſen macht, wie es in ſeiner ſanften Schönheit deinem Auge vorüberſchwimmt, daß du ihm gerne nachſchaueſt, und es dir öfter iſt, als wäreſt du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien iſt ſo dürftig nicht an Frauenſchönheit, es kommt vielleicht bald wieder ein gleiches, oder gar noch ein ſchöneres. Sieh', was reißt dort alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen ſchönen Wagen — wer ſitzt darinnen? — Der Kaiſer und die Kaiſerin. Du wunderſt dich? haſt du dies in Paris nicht geſehen? Hier grüßt man und ſtaunt nicht, daß ſie wie Private unter Privaten fahren; man iſt es gewohnt, und ſie wiſſen, daß ſie im dichteſten Volksgedränge ſo ſicher ſind, wie in ihrem Palaſte. — Schau, auch der Held von Aspern iſt da; ſiehſt du, jener ſchwarze Mann iſt es, der mit einem andern in der Reitallee geht, und den Alle grüßen. und warte nur, gewiß ſehen wir auch noch andere aus dem hohen Hauſe, wie ſie das heutige Vergnügen theilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab der Sechsſpänner, und fügt ſich in die heutige Wagenordnung eben ſo, wie dieſer Fiaker, der eben mit ſeinen zwei mühſeligen Braunen vorüber keucht.

Doch laß uns nun die Allee hinab gehen, und dann auch ſeitwärts, um zu ſehen, was der Prater noch zu bieten hat, außer dieſer ſinnbethörenden Fluth von Geſichtern, Kleidern und Wägen. Aber wie wir immer tiefer und tiefer hinab kommen, iſt es, als würde es immer ärger; der Knänel wird dichter und ruhiger. Links am Wege ſtehen Reſtaurationshäuſer, die ſogenannten Praterkaffeehäuſer; aus ihnen erſchallt Muſik; unter den Bäumen ſtehen viele tauſend Seſſel, überwuchert mit geputztem Menſchengeſtrüppe, das redet, das lacht, das brauſt, das klingelt an die Gläſer, ruft nach Kellner und Marqueur — und vorüber den Augen auf und ab haspelt ſich dasſelbe Ziehen und

Rollen der glänzenden Wägen, und ſo weit das Auge ſchaut, iſt es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie ſich hier die gewähltere Geſellſchaft treibt, ſo treibt ſich weiter links das eigentliche Volk. Ihm iſt aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, ſondern es verlangt nach greifbareren Freuden, und dieſe nun ſind rings und überall ausgebreitet. Trete hier links heraus aus dem Strome der Hauptallee — ein großer Raſenplatz, mit uralten Bäumen beſetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgeſtreut liegen alle die Anſtalten zum Vergnügen des Volkes: da ſind alle möglichen Cosmo-, Pano-, Dioramen; alles, was je berühmt war, ſteht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt ſich ſehen, weil er zu groß, ein Anderer, weil er zu klein iſt: Einer frißt Feuer, ein Anderer ſpeit Seidenbänder, und auf der Bruſt eines Dritten wird wie auf einem Ambos ſchrecklich gehämmert, und darunter ſchallt das Klopfen und Klingeln des Wurſtls, der in ſeiner hohen, ſchmalen Bude eben wieder ſein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum ſchießt der dichte Salpeter der Trinkgäſte an, ſo faſt, daß man meint, die arme Hütte könne ſich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder Zwei ragen über die Andern empor, und ſpielen Szenen von einer Bühne herab, die geprieſen und belacht werden, auf der andern Seite des Baumes deklamirt Einer, und der Harfeniſt reißt wüthige Töne auf den Saiten, um mit dem Geſange ſeiner Begleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgeſpielt, während von etwas ferner die ſchwachen Töne eines Leierkaſtens herüber klingen, und mit den Gläſern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuſchauer winden ſich durch das Wirrſal — und wendeſt du dich ab, ſo ſteht dort unter noch größeren Bäumen wieder eine ſolche Kneipe, und rechts wieder eine, und weiter ab wieder eine — und überall iſt daſſelbe Bild oder noch ein lebhafteres, und eine Muſik ſchallt durch die Zweige, ſie heißt nicht umſonſt die türkiſche — die große Trommel eilt und tummelt ſich, und ein Geſchimmer iſt darunter, als wäre eine Meſſingbude närriſch geworden, und zu dem Geſchwirre fliegen Reiter in einem Kreiſe auf hölzernen Roſſen herum, und ſtoßen Türkenköpfe herab, und anderes. Da freut ſich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreiſes, ſondern auch der Handwerksgeſelle hat ſeine Geliebte hergebracht, und ſie prangt in einem der kreiſenden Wägen, und er ſticht Türken — und die genug haben, oder denen übel geworden iſt, gehen fort, und neue Gäſte ſteigen ein, und mit neuer Kraft erſchwingt ſich die Trommel und der Kreiſel, und während des Augenblickes, da ſie ſtill war, ſcholl durch die Bäume herüber von einer andern ſolchen Reiterei dieſe Muſik. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menſchen geſchaukelt, daß die Stricke knarren, und ſich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Garn abgehaspelt, und zwei Liebende gerathen in Zwieſpalt, da ſie ſchon, er aber noch nicht nach Hauſe gehen will. — Du befindeſt dich, fremder Leſer, wie es hier beſchrieben, mitten in dem ſogenannten Wurſtelprater, der ſeinen Namen von dem Hanswurſt hat, der aber ſchon längſt geſtorben iſt. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, der ſich doch vergleichungsweiſe ruhig vor deinen Augen entfaltete, ſchon denſelben betäubend, ſo iſt es zwar hier nichts weniger als auf Glänzen und Prunken abgeſehen, aber wenn du dieſes Wirrſals nicht gewohnt biſt, oder mächtig werden kannſt, ſo zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernſthaften Herrn mit ſchwachen Nerven, der hielt ſich den

Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinander gehen — aber ſieh' das iſt echte, geſunde Volksluſt, die ſich das Volk ſelber gibt, und die ihm wohl bekommt; laß ſie drollen und jubeln, und mitunter derb: denn dieſe da brauchen den Wein der Freude etwas ſtark und ſauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die ſie zu überſtehen haben, bis wieder ein Feſt kommt wie das heutige — darum freut ſich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läg' denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da ſchon ein guter Theil der Menſchen dazu verurtheilt iſt, namentlich in der Stadt, ſeine meiſte Lebenszeit in dumpfen, engen Werkſtätten zuzubringen mit einem dumpfen, engen Geiſte, ſo darf man es ihm wohl gönnen, ja man ſoll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal ſein Auge aufthue, ſeine Seele erweitere und Luſt und Freude walten laſſe. Iſt dem Krittler dieſe Luſt und Freude nicht zuſtändig oder zu roh, ſo bedaure er lieber, ſtatt zu ſchelten, daß eben die Lage des Mannes ihm nicht erlaubte, ſich in ſeiner Jugend ſo heranzubilden, daß ihm höhere Freude munde; zerſtöre ihm nicht die Luſt, o Krittler, mit deinem eſſigſauren Geſichte; geh' lieber weg, oder bleib ſtehen, ſie ſchauen dich ohnehin nicht an. Ein *luſtiges* Volk iſt auch ein *gutes* Volk, und das wiſſen wir hier am Donauſtrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns ſo iſt, und Arbeit und Luſt, und Luſt und Arbeit, das miſcht ſich ſo bei dem Wiener, daß du nicht weißt, iſt das Eine oder das Andere die Hauptſache — es mögen es wohl beide ſein — du kennſt es ja das luſtige Volk der Phäaken, immer iſt Sonntag, „es dreht ſich immer der Braten am Spieß".

Weile noch einige Augenblicke hier, — du weißt, Wien iſt die Stadt der Muſik, daher auch hier Muſik genug: türkiſche, der Leiermann, der Harfeniſt und Bänkelſänger, ſchwärmeriſche Handwerksgeſellen mit Guitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze abſingen, ewig um eine Quint von einander abſtehend wie zwei parallele Linien, heimkehrende Freundſchaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini ſingen, hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — — und nun kommen auch noch die Zigeuner, ſeltſame, ſtarre Geſellen, ein Traum aus einer urfrühen Zeit der Weltgeſchichte, übrig gebliebene Geſtalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirſt du gleich hören, wie ſie, und wären ſie ſchon ein Menſchenleben lang im Prater geſeſſen, dennoch unberührt von dem Geiſt und der Weiſe unſerer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholiſch wie ihr Auge, und phantaſtiſch verworren hinſchlürfend, wie der Faden ihrer Geſchichte durch die andern Schickſale der Welt, und in den höher ziehenden Tönen ihrer Geige iſt ein Klagen und Trozen, daß es mir immer unheimlich werden will, mich aber dennoch nicht fort läßt von dieſer eigenthümlich glühenden Poeſie. Dazu, ſieh' nur einmal den an, der die erſte Violine ſtreicht, und den, der das Cymbal ſchlägt, wie der Eine den Bogen führt und zieht, faſt graziös, wie ein Virtuoſe, und wie der Andere die Klöppel handhabt, und beide ſo ernſt und faſt traurig das Weiß der Augen verdrehen aus den tiefbraunen Geſichtern, und wie es auch lärmt und wogt und muſicirt rings herum, ſo macht ſich ihre Muſik doch Platz, als ein fremdes Element, und ſchreit und ſingt aus der andern heraus, erkennbar auf ſo weit, als man überhaupt noch Töne vernehmen kann.

Sie werden immer toller und toller, und ſtreichen und ſtreichen, daß die Töne wie Raketenſtreifen ſteigen. Jezt iſt der

Wirrwarr erſt vollendet, der Menſchen werden immer mehr; der Wein beginnt zu wirken; ſingende Stimmen erheben ſich hier und dort, nur zwei Gäſte ſind ganz ſtill und freundlich: die liebe Abendſonne, die ihr Licht durch den röthlichen Staub und um alle Menſchenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den rieſenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden, und ſich ſtündlich wohler fühlen und größer werden.

Laß uns nun weiter ſchreiten und dieſe brodelnde Hexenküche verlaſſen, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Theile des Praters beſuchen können. Wir wandeln auf dem Raſen unter den großen Bäumen fort, und das Menſchengewühl wird dünner und dünner, und das Gemiſche von Muſik und Lärmen ſchwächer und ſchwächer; einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandern vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Raſen herum. Dort ſteht ein mächtiges, hölzernes Gerüſte. Es iſt der Feuerwerksplatz, und wo du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern ſiehſt, da ſteht ſonſt, wenn der Feuerkünſtler Stuwer ſeine Phantaſien abbrennt, eine Menge, Mann an Mann, als wäre der Raum mit Köpfen gepflaſtert, und alle ſchauen in die Nachtluft, die von Raketen, wie von gellenden Tönen durchſchnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt roth, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finſtern Himmel ſchwebt, und von den Lüften getragen, langſam nieder und ſeitwärts ſteigt*), oder der Stern platzt, und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft, oder plötzlich ſteht eine durchbrochene, brennende Stadt vor dir, und lodert ruhig praſſelnd aus, dem feineren

---

*) Fallſchirmraketen.

Auge öfters die ſinnigſten Feuerdichtungen vorführend — heute aber iſt von all dem nichts, und das graue Gerüſte ſteht einſam auf dem Platze, von der glänzenden Frühlings-Abendſonne friedlich beſchienen.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier links an dieſem Damme ſtehen die Gebäude der Schwimmſchule, die wir ein anderes Mal beſehen wollen; dieſe andern hölzernen Häuſer auf Flößen ſind lauter Bade- und Schwimmanſtalten, und im Sommer lebhaft beſucht. Hier mündet ſich ſchon ein größerer Donauarm herzu, und da, wo du die vielen Pflöcke im Waſſer ſtehen ſiehſt, iſt das ſogenannte Freibad, ein Platz, der mit geſpannten Tauen eingefangen iſt, innerhalb denen jeder baden kann. Laß uns noch weiter abwärts gehen — ſiehſt du, wie groß unſer Prater, unſer Wienergarten iſt; ſchon längſt hörſt du keine Muſik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tauſend Wägen, die in der Hauptallee fahren, die laute, hohe Woge der Menſchenluſt hat dich entlaſſen, und hier iſt es bereits ſo einſam, wie in einer abgelegenen Waldwieſe. Laß uns am Saume des Waſſers fortgehen. Auf jener Inſel weidet ruhig ein Hirſch, und die vielen Spuren im Lehmboden des Ufers zeigen, wie ſie oft heerdenweiſe hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuſchten Inſel ſteht eine Rinderheerde, und es iſt, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken über das Waſſer herüberſchlagen, aber es iſt Täuſchung; die Donau iſt hier ſo breit, daß die Thiere nur wie kleine, verſchiedenfarbige Lämmer herüberſchauen. Wie wohlthuend und ſanft iſt die Stille und die weiche Frühlingslandſchaft auf das Getümmel, das wir eben verlaſſen haben! Faſt kein Menſch mehr ſtört uns hier, und jener einzelne Fiſcher, der den erſten

Mai dadurch feiert, daß er mit einer unerhört langen Ruthe unbeweglich am Waſſer ſteht, iſt eher eine zur Landſchaft gehörige Staffage, als eine Störung. Immer weiter führt unſer Weg abwärts, und jener ferne, glänzende Thurm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet ſchon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wien liegt, Ebersdorf. Hier ſtehſt du am Geſtade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen ſich drehen, die ſogenannten Kaiſermühlen, da iſt der Platz, an dem die Dampfboote landen, die ſtromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einſamer. Es iſt ſeltſam, daß man ſo viele Wiener über die Stadt klagen hört, und wie es ſo ſchön und herrlich um einen Spaziergang auf dem Lande ſei — und in einer Nähe, wie keine Hauptſtadt, haben ſie einen Park voll reizender Abwechſelung, und ſo Wenige beſuchen ihn; und gerade die ſchönſten, weil natürlichſten Stellen ſind am allerwenigſten beſucht. Wir wandern nun auf ſchmalen Pfaden durch Gebüſche, treten jetzt auf Wieſen heraus, mit großen, ſchönen Bäumen beſetzt; die Abendſonne ſtreift mit rothen Fäden durch Laub und Zweige, und die Amſel und der Fink ſchlagen ihr friſches Lied; der Haſe läuft durch das Gras; von der großen Stadt iſt nicht ein Pünktchen ſichtbar, und es wird uns ſchwer zu glauben, daß wir noch vor einer halben Stunde im dichteſten Gewühle waren. Dieſe Rüſtern und Silberpappeln, den Lieblingsbaum der Donauinſeln, würdeſt du kaum irgendwo anders in ſolcher Größe und Stattlichkeit antreffen, als hier, wo er ſo geſchont wird, daß man keinen ſchlägt, als bis er geſtorben iſt, ſo daß er ſich ausbreiten und entwickeln kann, und in dieſem lockern und fetten Boden bis zur Grenze ſeines höchſten Alters gedeihen mag. Der Wiener liebt aber auch dieſen ſchönen, rieſengroßen, breitkronigen

Baum ſeiner Heimat gar ſehr, und ich würde es Keinem rathen, daß er in Gegenwart von Spaziergängern einen dieſer Bäume beſchädigte. Da ſie auf dem auserleſenen Boden vereinzelt ſtehen, ſo ſind ſie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Grübler, der Philoſoph, der Leſefreund ſetzt ſich an dem Stamme nieder, und verſinkt in ſeine Gedanken oder in ſein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb ſchlummern im Schatten; zu ihnen geſellt ſich der wüſte Geſelle, der die geſtrige Orgie ausſchlafen muß; ſo geht der Wandler an allen vorüber, und ſtört ſie nicht weiter; der Künſtler ſitzt mit ſeiner Mappe auf ſeinem niedern Feldſtuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe; und es wird wohl keine einzige Mappe ſowohl des Künſtlers als des Anfängers in Wien geben, in welchem ſich nicht „Partien aus dem Prater" befänden, und da tritt gerne der neugierige Wanderer oder die Dame, die ſich, ihren Wagen abſeits warten laſſend, eben auf dem Raſen ergeht, an den Rücken des Malers heran, und ſchaut ihm auf ſein Blatt, ob er denn den prächtig ſchönen Baum auch ſo prächtig auf ſeine Tafel zu bringen vermag; — ſie gehen vorüber, und Andere kommen, aber der Maler malt fort, die Schläfer ſchlafen, die Grübler grübeln fort, — die Kindsmagd kommt und breitet ihr blüthenweißes Leinenzeug auf den Raſen, und ſetzt ihre Kleinen in die Sonne und Luft, oder an den Stamm eines Baumes; indeß iſt aber Sonnenſchein und Himmelsbläue, und ein Weſtlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert ſich hier, daß es friſches Waldgrün getroffen hat, und blättert gerne in den Zweigen der Silberpappel.

Solche ſtille, feierliche Zeit im Prater iſt meiſtens an ſchönen

Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo ſein ſtädtiſcher Zuſchnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren auf unſerer empfindſamen Wanderung, und gleich jenen einzelnen Paaren und Wallern wieder das Menſchengewühl und endlich die Stadt ſuchen; denn ſieh', die Maiſonne iſt bereits im Untergehen und gießt Blendung und feurigen Rauch um jene Höhen, wo Döbling und Grinzing und Nußdorf liegen und die beiden Schweſterſchlöſſer auf dem Leopolds- und Kahlenberge, und ſo dir etwa der Abendthau und die Nachtfeuchte des Praters ein Übel zuzöge, ſo wäre es mir ſehr unlieb, da ich es doch eigentlich bin, der dich herabgeführt und in dieſe entfernte Einſamkeit verlockt hat. Aber ſei getroſt, dort ſehen wir ſchon Wägen, die bis zum Luſthauſe fahren, das auf der Inſelſpitze am Waſſer liegt, und weiter aufwärts werden ſie immer mehr, und ſchon hören wir wieder die Muſik der Kaffeehäuſer, und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus ſchallen, — daſſelbe Auf- und Abhaspeln der Wägen, und des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; daſſelbe bethörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurſtlprater herüber; daſſelbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlaſſen, daß du dich ermüdet ordentlich wegſehnſt aus dieſem Menſchenknäuel, und daß du meinſt, es müſſen ja alle Bewohner von Wien hier ſein, oder im Herabgehen begriffen — — aber ſieh' zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröthe, die in unſer Geſicht ſtrahlt; jetzt ſtehen wir wieder an der Jägerzeile, und du ſiehſt ſie vollgepfropft von Menſchen, die faſt alle hinauf gehen — eine Maſſe dunkler Geſtalten, die vor deinem geblendeten Auge in Staub und Abendröthe ſchwimmen, während die

Fenſter an der Seite eine Reihe von goldnen Blitzen werfen. Ermüdet und betäubt und zerſchlagen langen wir endlich von dieſer Partie an, die wir mit ſolchem Ergötzen begonnen haben, beide eine und dieſelbe Sehnſucht empfindend — ſie ſoll auch befriedigt werden, komm' mit mir; in einem kühlen, luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns, und hat ſchon auf den gedeckten Tiſch geſtellt, was uns noth thut: eine bekannte Wiener Lieblingsſpeiſe, gebackene Hühner mit dem zarteſten Salate, und ein nicht gar beſcheidenes Fläſchchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eines mit uns, und dann geh' zu Bette, aber hab' Acht, daß dich nicht Träume wecken, und du dich etwa mit dem Bette im wahnſinnigen Menſchenkreiſel gedreht findeſt, oder in demſelben lächerlich im Prater auf und ab ſchwimmſt, etwa gar im Hemde, was dich ſehr kränken würde.

Gute Nacht.

Die Streichmacher.

Dieſe Secte iſt ſehr zahlreich und faſt ſo weit verbreitet als das Gras, und eben ſo mannigfaltig als das Gras, zu welchem bekanntlich der Weizen eben ſo gut gehört, wie dasjenige Gras, mit dem man ſich blos ſchneidet, und das kein Vieh frißt. Ehe wir zu der Mannigfaltigkeit der Streichmacher übergehen, hätte der Leſer freilich ein Recht zu fordern, daß wir ihm ſagen, was denn eigentlich ein Streichmacher ſei; allein wir müſſen frei bekennen, daß wir eben ſo wenig eine ſtichhaltige Definition eines Streichmachers kennen, als die des Graſes, aber ſo wie der Menſch recht bald das Gras von dem Salate unterſcheiden lernt, wenn er nur dort lebt, wo beide wachſen, ſo lernt er auch bald die Streichmacher kennen, wenn er nur unter ihnen iſt — in wenigen Jahren kennt er ſie, und zwar von dem ſanfteſten und ſolideſten Streichmacher an bis zu dem Fanatiker in dieſem Fache — wenn er nicht unterdeſſen ſelber einer geworden iſt.

Je mehr ich aber über die Streichmacher nachdenke, und mir die weſentlichen Eigenſchaften klar zu machen ſuche, um ſie dem Leſer vor Augen zu führen, deſto mehr komme ich zu der betrübenden Überzeugung, daß ich ſelber einer bin — ja, daß meine

Nachbarn rechts und links in der Gaſſe Streichmacher ſind, daß mein Onkel einer iſt, und daß alle Menſchen Streichmacher ſind, und die ärgſten gegen ſich ſelber. Was macht man ſich nicht alles weis, welche handgreiflichen Lügen glaubt man ſich nicht ſelber?

Es muß am Ende doch ein Streichmacher kein böſes Geſchöpf ſein, weil Gott ſo viele erſchaffen hat — es geht wahrlich ins Fabelhafte, wie viel ihrer ſind — blos unter den Pflanzen habe ich keine getroffen, für die Thiere ſtehe ich nicht gut, am wenigſten für die Pudeln und Reitpferde, wohl aber für die Gans, worunter ich noch nie eine ſtreichmachende getroffen, aber da ſind der Pfau, der Truthahn, der Tauber — ſelbſt der Eſel iſt nicht frei vom Zeitgeiſte. Man ſieht alſo, dieſe Secte greift weiter als der Muhamedanismus, der Bramismus, der Budhaismus, und als jeder andere Glaube und Aberglaube, und obwohl ſie in unendliche Schismen zerſpaltet iſt, und nach Zeit und Ort ſich ändert, ſo hat ſie doch eine beſtimmte, conſtante Orthodoxie, deren Schattirungen durch alle Zeiten der Geſchichte gehen. Die Griechen waren Streichmacher, und zwar mehr oder minder feine; die Chineſen ſind es, und zwar etwas grobe und meiſtens gegen ſich ſelber, Anderer nicht zu gedenken, die auch großen Ausfuhrhandel mit dieſem Zweige treiben, und Propaganden haben. In Europa ſind Streichmacher und in der Hottentottei, in Wien und Paris ſind ſie, und in Eipeldau und Kafran*), in den Salons und Volksgewirren und in dem Schlafzimmer, wo der Streichmacher ganz allein iſt, und ſein Gewerbe noch redlich ausübt, bis er entſchlummert.

---

*) Kleine Ortſchaften bei Wien.

Aber was iſt denn eigentlich ein Streichmacher?

Ich habe ſchon erklärt, daß ich das nicht weiß, obwohl ich in jedem einzelnen Falle recht gut angeben kann, ob ich eben einen Streichmacher vor mir habe oder nicht. Sie ſind immer dort am dichteſten, wo überhaupt die Menſchen dichter wohnen, daher die meiſten in großen Städten und an Orten, wo man ſich drängt: denn es iſt eines der erſten Bedürfniſſe des Streichmachers, daß er geſehen wird, Umgebung iſt ihm daher ſo nothwendig, wie dem Fiſche das Waſſer, nur mit dem Unterſchiede, daß der Fiſch ohne Waſſer abſteht, während der Streichmacher ohne Umgebung nicht einmal abſteht, ſondern er erſchafft ſich eine Umgebung, er wird ſeine eigene Umgebung, er zerſpaltet ſich und wird ſein eigenes Publikum, dem er Dunſt bläſt, und ſich dabei ſehr außerordentlich dünkt. Ich kannte einen Mann, einen feinen, netten Mann, der mit der Streichmacherei der Grazie und Schönheit behaftet war, und trieb alle mögliche Vornehmheit auf, und legte ſie in ſeine Stellungen, er konnte nichts thun, ohne eine Figur zu bilden, und wenn er zu Hauſe allein war, und in dem elendeſten Flauſe auf dem Sopha lag, ſo konnte er es nicht laſſen ſchön zu ſein und ſich eine hohe Meinung von ſich ſelbſt beizubringen. Spiegel waren ihm höchſt gefährlich, und Winke, die ihm entfuhren, zeigten deutlich, welch' großes Glück er bei Weibern haben müſſe, obwohl es bei ihm Grundſatz war, über derlei Dinge reinen Mund zu halten. Seltſam war es nur, daß von dieſem Manne alle Tröpfe ſagten: Dieſer Herr ſei den Damen ſehr gefährlich, die andern aber lachten und ſagten, er möchte es nur weis machen.

Obwohl alſo, wie geſagt, die Streichmacher überall ſind, ſo ſind ſie doch wieder an verſchiedenen Orten verſchieden, ich kann mir einen hottentottiſchen Streichmacher unmöglich ſo denken wie einen Londoner, und die Wiener haben daher auch ihre eigene Sorte, obwohl andererſeits einzugeſtehen iſt, daß ſich die Streichmacher der europäiſchen Civiliſation ungefähr in der Art gleichen werden, wie die Kieſel im Bache, und daß alle großen Städte dieſelben zeigen, nur durch ihre Atmoſphäre eigens modifizirt, ſo z. B. werden die Wiener Streichmacher niemals dieſelbe Schattirung der politiſchen aufzuweiſen vermögen, wie die Pariſer — ſelbſt auch, wie alles Menſchliche, in den unterſten Anfängen zeigt ſich dieſe Kunſt gleichſam in den Windeln, wie es z. B. bei jenem Könige einer Südſeeinſel war, von dem ich einmal in einer Reiſebeſchreibung las, daß er den europäiſchen Weltumſegler nicht eher vor ſich ließ, bis er in Galla ſein würde. Der Capitän und ſein Gefolge wartete, endlich wurden ſie eingeführt, und ſie trafen die ſüdliche Majeſtät nackt, nur daß ſie eine einzige, gleißende, rothe Weſte an hatte.

Doch ich denke, wir haben uns bei dem Allgemeinen der Streichmacher lange genug aufgehalten, und es iſt Zeit, daß wir dem Leſer einige Porträts von dieſem Wienerartikel vorführen, nur wird es uns ſchwer, wo der Anfang zu machen ſei, da der Arten ſo viele ſind; allein wir wollen bei der feinſten Sorte beginnen, und bei der gröbſten enden — wenn uns nicht unterwegs der Streich geſchieht, daß wir aus dem Syſteme fallen und eine ganz andere Ordnung befolgen. Laſſen wir das nun in Gottes Hand.

Die feinſten Streichmacher ſind beinahe keine, und dieſe ſind es auch, die ſich ihres Standes oft am wenigſten bewußt ſind. So kannte ich einen, der den andern den großen Mann vorſpielte — ſie hielten ihn dafür, ich hielt ihn dafür, und er hielt ſich dafür — bis hieher iſt keine Streichmacherei. Seine Wohnung, Kleidung, Redeweiſe war einfach edel, ſein Benehmen leutſelig und überall natürlich, ſeine Gedanken tüchtig und reich, ſeine Thätigkeit ungemein und überall auf das Gute gehend, und beinahe wäre er ein großer Mann geweſen — — wenn er kein Streichmacher geweſen wäre: denn mit unglaublicher Feinheit wußte er das vorzuſchieben, wo er glänzte, es fielen Namen, die ihn hoben, es lagen verlegte Correſpondenzen herum, die ſtaunen machten, es blickten Gedanken durch, die er ausführen müſſe, alle Syſteme hatte er umfaßt, alle Vorurtheile abgelegt, klare, weiſe Ruhe in ſeinem Weſen ausgeprägt — — im Geheimen aber war er rauh und eigenſinnig gegen ſeine Diener, herriſch gegen Weib und Kind, und letztlich verrieth er ſeine Philoſophie um ein einträglich Amt — doch es war nicht ſichtbar, und er ließ gerne ſeine Selbſtüberwindung bewundern, mit der er ſich dieſe neue Laſt zu den alten aufgelegt.

Dann ſind die Genies. Dieſe haben geſtern mit dem und dem Dichter geſpeiſt, dieſer Tondichter iſt ihr Freund — jetzt müſſen ſie in die Sitzung des Gewerbvereins; dann wird einem großen Verſtorbenen eine Denkſäule geſetzt, da müſſen ſie dazu, weil ſie dem und dem das Wort gegeben; Abends haben ſie Eile, weil ſie zum Clubb ſollen — es iſt da die Aufnahme ſehr ſchwer; dann müſſen ſie ein Manuſcript leſen, um ein freundſchaftliches Urtheil abzugeben, eine neue Muſik anhören, in die Gemäldeausſtellung gehen; dann laſſen ſie durchblicken, wie dieſer und jener ein Eſel ſei — wie dies und das darniederliege, wie hoch das Ideal ſtehe — — wie alles einer Reform bedürfe — dies und dies Werk liegt auf ihrem Tiſche, Voltaire und Bolingbroke, Shakeſpeare, Gervinus, George Sand ꝛc.; und manchmal haben ſie auch lange Haare und Weltſchmerz, aber dieſe gehören ſchon mehr in die Schattirung der Narren, alſo nicht unter die Streichmacher.

Dann ſind die, die alles von ſicherer Hand haben, die alles ſchon geſtern wußten, die ins Geheimniß gehüllt ſind; dann die, die in Paris waren, und intereſſante Mittheilungen über Guizot und Thiers fallen laſſen.

Dann iſt die ungeheure Schaar der Überlegenen. Der Überlegene iſt an allen Orten Wiens zu finden. Er ſitzt nachläſſig da, er hat alle geſellſchaftlichen Formen weg, er befolgt ſie aber ſelten, er legt das Journal gleichgiltig hin, er ſieht mit Sicherheit auf die, die da beſcheiden eintreten, er iſt der Leichte, der Vornehme, der Kalte, er iſt mitunter zerſtreut, ſein Gang iſt heiter und bewußtvoll, er ſteckt voll Witz und ſagt gelegentlich einen, er weiß alles, aber redet von nichts, außer daß alles ſchlecht ſei, — die Überlegenen ſind auch die Selbſtzufriedenen, ſie haben eine Erzählung, die mit den Worten anfängt: „Nein, was es für Leute gibt . . . .“ und nach dieſem Eingange folgen die Variationen. Vorzüglich gibt es unter der Jugend viele Überlegene. Er iſt nicht zu beſſern und zu widerlegen, weil er die Gründe ohnedies beſſer weiß, und er gehört namentlich unter jene Streichmacher, die es gegen ſich ſelbſt ſind.

Dann ſind die Wohnungen und Geräthſtücke, mit denen Streiche gemacht werden. Wir ſind in großen Städten Troglodyten, nur ſind wir freilich nicht ſo einfältig, wie die alten Egyptier, die anfangs gar warten mußten, bis irgendwo in einem Felſen eine Höhle war, die ſie dann ſofort bewohnten, ſpäter aber doch darauf kamen, ſelber in die Steine Wohnhöhlen zu bohren — wir ſind, ſage ich, nicht mehr ſo einfältig, ſondern wir führen uns den Felſen ſammt den Höhlen gleich aus ſchönen Ziegeln auf, und wohnen darinnen — da müſſen nun eine Unzahl Dinge hinein, die zu nichts ſind — als zum Streichmachen. Worauf man ſitzt, liegt, ſteht, das iſt nicht zum Sitzen, Liegen, Stehen, ſondern zum Sehen, daß es nämlich der Nachbar, der aus ſeiner Höhle in unſere herüber auf Beſuch kommt, ſehe und ſich daran ärgere — Ärger iſt dem Inhaber immer ein lieblicheres Opfer als Beifall, — der Nachbar ſoll ſich nämlich ärgern, daß es bei ihm nicht ſo ſchön iſt. Wie man, um ein ſchnödes Stipendium zu bekommen, ein Armuthszeugniß braucht, wenn man auch nicht arm iſt, ſo müſſen hier die Geräthe Reichthumszeugniſſe ſein, wenn auch kein Reichthum da iſt; darum ſind die Fächer und Käſten weit koſtbarer, als das, was darinnen iſt, nur die einzige Sache, die gleich ſelber etwas iſt, das Silber- und Goldgeſchirr thut man in einen Kaſten mit gläſernen Wänden, damit es heraus ſchaut; der Boden iſt, daß man die Füße lieber in die Taſche ſtecken möchte, als mit ihnen auf ihm gehen; die Luftlöcher, welcher der Höhlenbaumeiſter aus Vernunft herrichtete, werden mit recht viel Falten wieder zugehängt, daß das Licht nicht hereinkomme; dann ſind Teppiche, Damaſte, Kaffeetücher, Käſten, Tiſche, Seſſel, Sopha's — alle dieſe Dinge ſind ſelber wieder Streichmacher; denn ſie ſind inwendig von eitel weichem Holze, jeder Tiſch hat Fichtenfüße, nur hat er eine nußbaumene oder Mahagoni-Hoſe an, der größte und ernſteſte Garderobekaſten iſt mit hartem Holze geſchminkt, und ſelbſt die Fenſterbretter ſind Kinder, die immer ihren Sonntagsrock anhaben — dies nur heißen ſie ſchöne Geräthe, und machen ſich weis, ſie haben daran etwas, und ſtreuen den Beſuchern den Sand in die Augen, in weiß Gott welch' vornehmes und auserleſenes Haus ſie gekommen. Daß dieſes der Zweck der Geräthe iſt, nicht etwa, wie ein Einfältiger glauben möchte, der Gebrauch, erhellt daraus, daß man gerade in den beſſern Fächern der Wohnhöhle nicht wohnt, daß man, wenn kaum die Beſuche fort ſind, den Dingen über den hölzernen Überzug noch einen leinenen gibt — ja, daß man, wie mir erſt vor Kurzem ein Freund von einer Frau aus ſeiner Bekanntſchaft erzählte, ſogar eine ganze Zimmerreihe haben kann, in die nie Jemand kommt, ſondern die Magd und die Frau gehen eines Tages hinein, rufen die Diener und geben ihnen die Teppiche abzuſtauben und auszuklopfen; ſie ſelber wiſchen alles hübſch und reinlich ab, und ſtellen die Seſſel, rücken die Spiegel, wo einer ſchief hängt, und ſperren dann wieder gut zu, daß nichts geſtohlen wird. Im Winter werden dann zuweilen viele Kerzen angezündet und viele Menſchen eingeladen, welche durch die Zimmer oder Höhlenfächer gehen, und die Fetiſche anbeten, die da ausgeſtellt ſind, oder auch dieſelben läſtern, wenn ſie ſich nämlich beſſere machen ließen und zu Hauſe ſtehen haben. Der echte Streichmacher dieſer Art thut auch, wenn Leute bei ihm ſind, als liege ihm an dem Krame nicht viel, er mißhandelt ihn, daß es ſcheine, die Sache ſei ihm unbedeutend — aber nachher pflegt und hegt er ſie wieder, und ſchleudert gegen jedes der Seinen den Bannſtrahl, der das Unglück hatte, irgendwo anzuſtoßen und zu beſchmutzen oder zu ritzen. Dieſe Streichmacherei, meine ich, wird etwas nachlaſſen, wenn wir in der Cultur werden vorgerückt ſein, und aus Höhlenbewohnern endlich Luftbewohner geworden.

Ich muß hier eingeſtehen, daß ich wirklich in der abſteigenden Linie der Streichmacher eine Lücke ins Syſtem geriſſen habe, ich vergaß nämlich die mit den Kindern und ihrer Erziehung, welche doch offenbar vor den Meubeln kommen ſollten. Ich hole daher nach, was mir von der Sache kund iſt. Da Erziehung doch offenbar nichts iſt, als Abrichtung des Mannes zu Amt und Geſchäft, des Mädchens zu einem Manne, ſo finde ich Streichmacherei in dieſem Zweige ſehr zweckmäßig; denn die Erziehung iſt beendet, wenn der Mann ins Amt, das Mädchen unter die Haube kommt, beides ſind ſehr nützliche Dinge. Da freilich die Eltern nicht Zeit haben, anders als ſtoßweiſe zu erziehen, nämlich zu dieſer oder jener Minute gute Lehren zu geben, die ſich widerſprechen, weil beſagte Eltern zu anderer Zeit zu thun und zu genießen haben, ſo iſt es einleuchtend, daß man den Kindern ſo viele gleißende Stellen hinauflackirt, als ſie brauchen, damit ſie leuchten, und ein Mann oder ein Amt, wie ein Nachtſchmetterling an dieſes Licht heranfliege und daran kleben bleibe. Als ſolche Anlackirer werden nun unterſchiedliche, wohlfeile Meiſter genommen, die da beibringen, was klingt und glänzt, da gerathen dann die Kinder zu allerlei Kunſtſtücken. Sie ſpielen das Piano, dieſes leidige Marterholz unſerer Zeit, d. h. ſie trommeln Noten, weil es einem andern beifiel, das arme Herz in das eigentliche, geheimnißvolle Reich des Schönen einzuführen; ſie reden etliche Sprachen, d. h. ſie ſagen in ihnen Dinge, die deutſch zu albern klängen — aber genug, ſie ſprechen die Sprache; mehr verlangt Vater und Mutter nicht. Ob das Geſagte Vernunft hat, iſt hier unweſentlich; — ſie tanzen — nun, das können ſie meiſtens gut, weil es meiſtens den wenigſten Werth und das größte Vergnügen mit ſich bringt; dann malen ſie, d. h. der Lehrer beſſert aus, und ſo werden (wenige Striche des Schülers ausgenommen) die ſchönſten Bilder des Zöglings fertig, — dann ſind ſie artig, ſie wiſſen ſich zu benehmen, ſie reden, daß es Hand und Fuß hat, ſie werden herausgeputzt, den Leuten gezeigt, und oft wird geſagt: „Karl, Adolph, ſei brav“ — und das iſt dann die Erziehung — glänzen, gelten, vordrängen, thun als weiß Gott wie tief, wie weiſe, wie gebildet . . . und das einzige, was eigentlich allein einer Erziehung fähig und werth wäre, die Vernunft, dieſe ſittliche Muſe des Menſchen — verödet — — doch ich muß abbrechen, dieſe Streichmacherei bricht mir das Herz oder facht den Grimm an. Alle andern dagegen gehalten ſind harmloſe Thierchen: dieſe frißt das Grün der Erde weg, daß die feſte Rinde der Gehaltloſigkeit weithin offen liegt und faſt weiter als jede andere, iſt gerade dieſe Streichmacherei auf Erden verbreitet. Deſto größere Ehre und reicherer Dank gebührt daher jenen Eltern, wie ſie jetzt doch häufiger werden, die es anders machen, und das Kind des Kindes, nicht Anderer wegen erziehen, und recht und wahr und gut erziehen.

Wie unſchuldig, gleichſam neugeborne Kinder, ſtehen dagegen die da, die ich jetzt erwähnen will, die Ankündigungen. Jeder weiß ja aus Erfahrung, wie es ihm mit ſeinem Hunde geht; er iſt der ſchönſte, weiſeſte, ja er hat faſt Menſchenverſtand — oder dem Blumenpfleger; er ſieht nirgends ſo ſchöne Nelken, Roſen, Hyacinthen, als bei ſich: eben ſo geht es nun, meine ich, auch allen denen, die ſich Dinge einkaufen und nun ſelbe wieder verkaufen müſſen, ich denke, ſie verblenden ſich auch dafür, und daher mag es kommen, daß ſie ſich in den Verkaufsankündigungen Täuſchungen hingeben, die ſie ſonſt nicht rechtfertigen könnten: da iſt alles echt, alles unverantwortlich billig, alles in jeder Haushaltung unentbehrlich, und alles nur mehr in geringer Menge zu haben — ganz unglaublich iſt es, was ſie in dieſer Hinſicht leiſten, ſie opfern ſich, ſie richten ſich zu Grunde, um nur dem Publikum das allerbeſte bieten zu können — und das undankbare Publikum frißt dann dieſe Dinge ruhig wie Heu hinein, und weiß nicht, welche Trüffeln und Ambroſia hinunter gegangen ſind.

Wir ſteigen nun immer weiter hinab auf der Weſenleiter der Streichmacher und gelangen zu jenen, die das unweſentlichſte Zeichen wählen, um den andern eine hohe Meinung abzunöthigen, Kleider. Überhaupt iſt es, merk' ich ſchon, ein weſentliches Merkmal der Streichmacherei, daß ſie, ſtatt auf die Sache, auf die Zeichen ausgeht; denn ihr Zweck iſt, ſich geltend zu machen, andere zu überflügeln, und zu dem Ende zu gewaltſamen, auffallenden Handlungen, Streichen, zu greifen. Da nun die verworrenen Begriffe ungemein leichter zu erwerben ſind als die klaren, ja, da es noch leichter iſt, gar keine Begriffe zu haben, ſondern nur Einbildungen, ſo darf es niemanden von uns wundern, wenn ſolche Einbildungen ſehr im Verkehre ſind. Der reiche, der ausgezeichnete, der vornehme Mann und ſeine Frau haben ſchöne Kleider, alſo kehrt jener obige verworrene Begriff die Sache, wie einen Muff, um, und ſagt, wer ſchöne Kleider hat, der iſt ein reicher, ausgezeichneter, vornehmer Mann, oder deſſen Frau, alſo, folgerichtig fortzugehen, muß ich ſuchen, ſchöne Kleider, hauptſächlich aber moderne, zu bekommen, dann bin ich vornehm, oder werde doch wenigſtens von mir und andern dafür gehalten, und je moderner, je auffallender das Kleid: deſto vornehmer der Träger. — — Welche namenloſe, unbeſchreibliche, überwältigende Gedanken und Umwälzungen mögen z. B. in dem Kopfe ſo einer böhmiſchen oder mähriſchen Küchenmagd vorgehen, wenn zum erſtenmal ein Damenhut, wie der der gnädigen Frau, darauf ſitzt! ein großer, ſchöner, roſenfarbener Hut, zu dem ſie ſich endlich durch peinliche Erſparungen geſchwungen — daß der

Rock, das Halstuch und die Schuhe dazu ſtehen, verſteht ſich von ſelber — wie ſeltſam, wie fieberhaft muß der ganze Sonntag ſein, an dem ſie mit dieſem Hute herumgeht! — und wenn ſie erſt daran denkt, einmal ſo in ihr heimatliches Dorf zurückzukehren, und dort alles in Erſtaunen zu ſetzen, wie ſie vornehm und gebildet geworden iſt! Aber nicht blos die Küchenmagd und die Köchin, ſondern auch die gnädige Frau wird durch einen neuen Hut und ein Ballkleid verrückt — gnädige Frau aber heißt in Wien jede, welche einen Dienſtboten hat. Da ſie nun ſelber einen ſolchen Werth und ſolche Würde in Kleider legt, wie müſſen erſt andere ſtaunen und neiden, wenn ſie in der unerhörteſten Pracht erſcheint. Das ſchönere und verwirrtere Geſchlecht geht uns Männern in dieſer Gattung Streichmacherei vor; es gibt keine Verunſtaltung ihres Körpers, die nicht ſchon einmal Mode war. Was die Feinere, die Beſcheidenere, die Gebildetere Neues an ſich trägt, das wird von der Beſchränkten, Leichtfertigen und Dummen auf die Spitze geſtellt, die Mode wird überboten, und wenn ſie dann wie ein Pfau und wie eine Ente zugleich auf der Gaſſe geht, und Flitter und Trödel auf Dingen trägt, die unmöglich Körper ſein können, ſo dürfteſt du an dem ſeligen Ausdruck ihres Geſichtes abnehmen, wie hoch ſie ſich dünkt, und an dem Nachſchauen mancher Mitſchweſter, wie ſehr ſie ſie beneidet. Mir fällt häufig der Mann ein, der arme, der alles dieſes kaufen muß. Bald muß der Hut oben aufgeputzt ſein, bald unten, bald muß er groß ſein, bald klein: jetzt darf er kein Hut ſein, nämlich ein Ding, was vor der Sonne ſchützt, dazu hat man ja ohnehin den Sonnenſchirm, ſondern eine Art hohler Kapuze, die im Nacken ſitzt, das Tuch muß nun weiß, wenigſtens licht ſein, der Rock muß ein Rad ſchlagen, und damit er dies thue, wird dem armen ein härener Unterpanzer gegeben, und er wird über die Feſſel eines Strickes oder Seiles geſpannt. Und ſo ſchwirrt und ſurrt und ſauſt es von ſeidenen, ſammtenen, mouſſelinenen ꝛc. ꝛc. Stoffen und Sachen, als wäre ein tolles Blumenbeet ausgelaſſen — — o, ihr armen und ihr betrogenen Dinger! Juſt das, was ihr erzielen wollt, vornehm, bedeutend, anſehnlich zu erſcheinen, das erreicht ihr nicht; denn ein Wort, ein Ruck, ein Wink, und ihr verrathet die innere Leere, ja die Übertreibung ſelber verräth ſie; denn gerade die Vornehmheit iſt ein Ding, das ſich nicht lernen läßt, und Würde und Bildung erſcheint in dem einfacheren Kleide ſchöner, als Anmaßung und Prahlerei in dem übertriebenſten. Daß ich aber tauben Ohren predige, weiß ich übrigens recht gut. Wäre dieſe Streichmacherei unſchädlicher und nicht gerade ſie der erſte Schritt zur Untergrabung der Sitte und oft des Familienwohles, ſo könnte man ſie hingehen laſſen, als Spiel der Armen im Geiſte — aber . . . .

Von dem Manne, der ſonſt nichts, als überall ſchön iſt, ſchweige ich, er iſt eben ein Tropf; freilich gibt es viele, in der Regel aber ſind ſie harmlos . . . alſo tranſeant.

Zum Schluſſe lange ich nun bei jenen Streichmachern an, die den Ausdruck der Ehre und Hoheit im ſogenannten Aufhauen ſuchen, d. h. ſie werfen geradewegs das Geld weg; für was, iſt gleichgiltig, wenn es nur Aufſehen macht, wenn es nur knallt und klingt, es mag nun dem Aufhauer ſelber Marter und Angſt koſten, das thut zur Sache nichts — er tanzt, er fährt, er reitet, er ſpielt. Wie ſauer es ihm wird, weiß oft nur er, wenn er z. B. ſelber kutſchirt, und ihm im Prater vor Angſt der Staub und die Sonne und die Menſchen durcheinander ſchwimmen, oder wenn er auf dem Gaule, wie der Schächer auf dem Kreuze hängt;

denn der Mann hat auch noch immer das Unglück, daß die angewandten Mittel, trotz der Verſchwendung, unzulänglich bleiben, und die Sache ins Lächerliche ausſchlägt. Am großartigſten iſt er, wenn er beim Gelage ſitzt, oder beim Balle, und nun warm wird, Champagner trinken, Flaſchen zerſchlagen, Krapfen unter den Tiſch werfen, oder gar mit einer Banknote die Pfeife anzünden kann.

Dieſer letzte Streichmacher iſt meiſtens der unſchädlichſte, d. h. für die menſchliche Geſellſchaft; ſich ſelber bringt er freilich nicht gar vielen Nutzen, und Zwecke erreicht er auch nicht gar ſonderliche; denn mir geſchah es nie, daß er mir eine hohe Meinung oder dergleichen einflößte. Seine Klapper iſt die roheſte.

Und ſomit nehmen wir Abſchied von der Sippſchaft der Streichmacher, und zum Schluſſe erſuche ich nur den Leſer, recht auf ſich zu achten, und er wird ſich wundern, wie viele feine und verſteckte Streichmachereien er an ſich entdecken wird — ich wenigſtens fand, während ich dies ſchrieb, ſo viele an mir ſelber, als ich kaum durch den ganzen Reſt meines Lebens werde auszutilgen im Stande ſein.

Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten.

Wir heben dieſe drei beſonders heraus, nicht als wollten wir von ihnen etwas ganz Beſonderes ſagen, was von keinem andern gilt, oder gar ihre Lebensgeſchichte erzählen, ſondern vielmehr darum, weil ſie gerade die ganze Gattung darſtellen, und wir der Meinung ſind, in einem Buche über Wien dürfe der Wiener Student und ſein akademiſches, wie auch häusliches Leben gar nicht fehlen.

Sie waren Landsleute, und erſt in die höheren Studien auf die Wiener Univerſität gekommen, nachdem ſie die Weltweisheit (Philoſophie) auf einem Landlyceum des gründlichſten erlernt hatten. Wir wollen es verſuchen, ihre Ankunft und ihr akademiſches Leben zu ſchildern, weil der echte Student Wiens gerade nur durch ſolche Ankömmlinge repräſentirt wird, indem ein ſolcher in Wien, abgetrennt von Familie und Verwandtſchaft, rein und allein Student ſein muß, der abſtracte Student, ſich durchſchlagend durch alle Fährden und Abenteuerlichkeiten ſeines poetiſchen Standes, bis er endlich abſolvirt iſt, und Philiſter wird, ſchmählich entkleidet von aller Glorie und allem Schwunge ſeines vorigen Standes. Der Eingeborne hingegen, wie er auch Studentengenie beſitze, vermag ſich doch nie zur wahren Studentheit zu ſchwingen, weil ihm doch immer die Farbe ſeiner Familie und Verwandtſchaft anklebt, und weil er außer dem Studenten auch ein Sohn iſt, ein Vetter, ein Neffe, ein Wiener, ein lieber Menſch — indeß der echte Muſenſohn, gleich einem abſtracten Begriffe, nur er ſelber iſt, ein Ding, das jenſeits aller andern Menſchheit liegt, die alle unterſchiedliches zu thun hat, er aber zehn ganze Monate nichts, als daß er Student iſt, und dann eine Prüfung macht, daß er Glied einer unſichtbaren Republik iſt; er iſt kein Bürger dieſer Welt, außer wenn er Schulden hat; er iſt kein Landsmann, kein Eingeſeſſener, kein Stand, kein Familienglied, nicht einmal ein Liebhaber, weil er immer wechſelt; ſondern er iſt nur ein Quartaner, ein Quintaner, Juriſt, Philoſoph, und in den Ferien eine Zugſchwalbe, ja manche treiben dieſen Cyniſmus der Abſtraction ſo weit, daß ſie auch keine Studenten ſind, ſondern gar nichts mehr, ſo daß ihnen alle Tage das Unglück begegnen kann, wie einſt einem luſtigen Vetter von mir. Der Vetter zog nämlich eines Nachmittags Handſchuhe an, und ging auf die Univerſität. Unten in den kühlen Hallen derſelben fragte er einen wildfremden, geſetzten, ältlichen Mann, wo denn der anatomiſche Saal ſei. Der Mann aber fragte ſeinerſeits wieder, was er in dem Saale wolle. „Meine anatomiſche Jahresprüfung machen.“ Der geſetzte Mann lächelte ſeltſam und ſagte: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Saal zeigen, denn ich bin der Anatomieprofeſſor und prüfe eben dort.“ Der luſtige Vetter riß ſeinen Hut vom Haupte, und es wäre ihm in dem Saale ſchändlich ergangen, wenn er nicht zufällig vorher ſehr viel Anatomie hineinſtudirt hätte.

Glückſelige Studentenzeit! Wenn du nur das ganze Leben dauern könnteſt — aber da vergeht ſie, wie der Rauch auf den Bergen, und der kahle Broterwerb ſteht da. Einige ſind freilich ſo glücklich, daß das akademiſche Moos fingerdick auf ihnen wächſt, aber auch dieſe müſſen endlich vorüber, wenn es nicht etwa mit einem von ihnen das Schickſal ſo gut meint und ſo weit treibt, daß es ihm einmal mit eins einen Schlagbaum vor den Verſtand wirft, was die Leute überſchnappen nennen, ſo daß er von nun an nicht mehr hinaus zu gehen vermag ins Philiſterthum, dem wir andern doch unerbittlich entgegen gereift ſind, und daß er ſofort das Schauſpiel eines ewigen Studenten darbietet. So ſehe ich noch immer Einen in den Univerſitätshallen auf und niedergehen, den ich ſchon in meiner Knabenzeit eben ſo geſehen hatte, emſig auf und ab ſchreitend, mit braunem Rocke wie damals, dünnen Leibes, vorgebeugten Rückens, voll Bartſtoppeln, ein ſchwarzes, kleines, ſchmutziges Büchlein mit eingelegtem Finger tragend, einen Claſſiker, den er zuweilen aufſchlägt und dicht vor die Augen hält. Gealtert iſt der bemooſte Burſche ſeit meiner Zeit gar ſehr, weil ich auch alt geworden bin, und ſein Auge iſt noch unſtäter als damals, aber er geht noch immer herum unter den Pfeilern, gerade ſo wie ſeine blutjunge Mitſchülerſchaft um ihn, die da in den Jahren kommt und geht — nur er, wie ein ewiger Jude unter der Studentenwelt, beſteht, ja er iſt ſogar der einzige Student, der auch während der Ferien in den Univerſitätshallen herumwandelt, mutterſeelenallein, ſo daß ſeine Schritte unheimlich in den weiten Gewölben hallen müßten, wenn nicht ſeine Fußbekleidung immer in einem ſolchen Stande wäre, daß man ſeine Tritte nie hören kann. Vor fünf Jahren erkaufte er Federkiele, jetzt aber ſtudirt er blos wieder. Glückſelige Studentenzeit, wie gut iſt es, daß auch du vorübergehſt, wie alles andere an dem flüchtigen Menſchen!

Laßt uns nun von dieſer Abſchweifung und Sachdefinition wieder auf unſere drei Freunde zurückkommen, und ihre akademiſche Biographie aufnehmen, wie folgt.

Auf jenem Landlyceum aber gingen furchtbare Sagen über Wien und das Leben daſelbſt. Wenn man nicht mit unerhörten Geldern dahin komme, ſo müſſe man in einem dumpfen Loche wohnen, und ſich in einem ſchmutzigen Speiſehauſe aushungern, und die Unſchuld wird gleich am erſten Tage verführt.

Dieſer Ausſicht zum Trotze wagten es unſere drei Schälke dennoch, obwohl ſie hinlänglich wenig Geld beſaßen, und von ihrer Unſchuld auch nicht wußten, wie feuerfeſt ſie ſei, da ſie bisher noch niemand in Verſuchung geführt, außer ältere Collegen zu einigem Trinken und verbotenem Tabakrauchen. Sie wagten es aus dem Grunde, weil es vor ihnen auch manche gewagt hatten und unverſehens Herren und Staatsdiener geworden waren.

Ihr Plan aber war dieſer: Anlangend das Geld, ſo hungert zwar niemanden ſo oft und ſo umfaſſend als junge Studenten; aber niemand auch erträgt Entbehrungen ſo luſtig, als die Jugend, und niemand ißt ſo ſehr alles, als der Student! — anlangend alſo das Geld, ſo beſchloſſen ſie ſelbes ſehr zu ſchonen, und anlangend die Unſchuld, ſo war ihnen dafür nicht bange, weil ſie rieſenhaft gute Vorſätze hatten, und überdies zur Sicherheit den Vertrag eingingen, daß einer über den andern wachen ſollte, und ihm jedes Mißfällige ſogleich in den Bart ſagen, der allen dreien zu wachſen anhob.

Zu dieſem Ziel und Ende wollten ſie auch zuſammen wohnen, ſehr wohlfeil ſpeiſen, vielleicht gar ſelbſt kochen, in der Zeit aber ſich um Gelegenheit zum Unterrichtgeben umthun, daß ſie ſich eine glänzende Studentenlage gründen möchten.

Freilich ging auf jenem Landlyceum auch die Sage von der traurigen Ungeſundheit der zuſammengepfropften Reſidenzſtadt, aber mit der rieſenfeſten Geſundheit der Jugend, und mit einem Magen im Leibe, daß er Sohlenleder und Korkſtöpſel verdauen könnte, glaubt man an derlei Warnungen nicht; für die Jugend gibt es keinen ungeſunden Ort, und im Gefühle des innigſten Lebens ſind ihr Krankheit und Tod platte Unmöglichkeiten — und es iſt auch ſo; — wenn nicht ein Leviathan von einem Miasma kommt, ſo verwindet es der Klotz von einem Körper, und es gedeiht ihm, während die andern daran mühſelig hinſterben. Überdem hatten ſie gegen alle Warnungen und Schreckensbilder noch einen heimlichen Grund und Troſt im Herzen, nämlich den, der der Menſchheit ſo oft beiſpringt: „Wer weiß, ob es wahr iſt.“

Sie hatten es alſo gewagt.

An einem ſehr ſchönen Octobernachmittage (damals als unſere drei Freunde gen Wien fuhren, waren die großen Ferien noch im September und October) — an dieſem ſehr ſchönen Octobertage ſtiegen ſie in Nußdorf aus, und ſahen ſich ſogleich nach dem dicken Luftbrodem um, der immer über der Stadt brüte und Krankheiten aushecke — allein ſie fanden ihn nicht, ſondern rechts waren ſchöne, grüne Berge und links ſchöne, grüne Auen, und aus dieſen ragte ein ſonnenbeglänzter, grauer, feinzackiger Thurm empor — der Thurm von St. Stephan; ſchmucke Spaziergänger gingen an ihnen vorüber; Wägen fuhren die Kreuz und Quer mit ſchönen, weißen Nummern auf dem Kaſten, ſchöne Herren und Damen ſaßen darinnen, und an den Geſichtern der

Kutſcher ſchien nicht da geringſte Anzeichen von hieſiger ungeſunder Luft bemerkbar, ſo ganz beſonders gut ſahen ſie aus.

Allen Dreien war es ſo gewiß unſäglich und ſeltſam, ſo wie es uns allen iſt, wenn wir uns einem merkwürdigen und einflußreichen Fleck der guten, alten Mutter Erde nähern, und dort die Entſcheidung unſerer ganzen Zukunft erwarten. Nur das, was gerade das Natürlichſte war, ſchien ihnen das Unbegreiflichſte, nämlich, daß es hier gar nicht anders ausſehe, als auf jedem andern Platze der Erde. Daß ſie an der großen, merkwürdigen, weltberühmten Hauptſtadt Wien ſtanden, ſchien ihnen gar nicht glaublich, denn da rinnt ja das bekannte Donauwaſſer wie in Linz, und Bäume und Auen ſtehen dabei, wie ſie ſie ſchon tauſendmal ſahen, und auch die Leute ſchauen ſo aus, als hätten ſie mit jedem von ihnen ſchon geredet. Auf Unerwartetes war jeder gefaßt, das Bekannte brachte ſie nun außer Faſſung. Das Seltſamſte aber war noch, daß man von der ganzen Stadt nichts als den grauen Thurm ſah, und ein paar Häuſer, ſo unſcheinbar, als wäre es eben nur ein Meierhof. „Den Koffer, meine Herrn," tönte des Naufführers Stimme neben ihnen, „können Sie ſich morgen am Schanzel abholen, jetzt aber mit dem Geſellſchaftswagen in die Stadt fahren, oder auch zu Fuße gehen, wenn es beliebt; denn es iſt kaum eine halbe Stunde bis zur Linie."

Freilich wußte keiner das Schanzel, aber deswegen hatten ſie keine Sorge, ſondern begaben ſich auf die Straße, welche nach dem grauen Thurme zuzuführen ſchien.

Aber der Leſer weiß ja noch gar keinen Namen.

Der Kandidat der Rechtsgelehrſamkeit, Franz Xaver Pfeiffer, ſchritt voran und hinter ihm, ſtarke Studentenſtöcke in der Fauſt tragend, die angehenden Heilkünſtler Urban

Schmidt und Heinrich Quirin. Sie gehörten alle drei jener ſtorchichten Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch zwei täppige Hände, die ſie ſtets ungeſchickt herumwarfen — man verüble es ihnen nicht, wir waren ja alle ſo in unſerm geſegneten ſiebzehnten und achtzehnten Jahre. Nur der Pfeiffer trug bereits breite Schultern und einen Anſatz zu einem felſenmächtigen Bruſtkaſten, den er keck der Luft entgegen, und bei der Nußdorfer Linie hineinſchob — die zwei andern folgten — — und nun waren ſie wirklich und leibhaftig in der großen Kaiſerſtadt, von der ſie ihr Leben lang ſo viel gehört, und in der Geographie eine ganze klein gedruckte Seite auswendig gelernt hatten — ſie waren nun wirklich da. Die einigen unanſehnlichen Häuſer, die ſie bei ihrem Herannahen geſehen hatten, entwickelten ſich nun zu einer langen Gaſſe, in die ſie immer tiefer hineingeriethen, aber auch hier war es ja nicht anders, als ſeien ſie in Wels oder Braunau, oder ſonſt in einer bekannten Stadt, ordentlich heimiſch, nur die Häuſer etwas größer und ſtatt deſſen, daß man in Wels durch jegliche Gaſſe ſchnell auf den Marktplatz gelangt, ſetzte ſich hier die Gaſſe immer fort, gleichſam als ſetze ſich die Stadt immer an ſich ſelber an, wie jenes närriſche Teppichpaar in der Stadt Hirſchau, das man dem römiſchen Kaiſer, als er einmal das Rathhaus beſuchte, dergeſtalt unterbreitete, daß, als er auf dem vorderen ſchritt, man den hintern wegnahm und wieder flugs vorne anlegte, wobei ſie ſich ſehr ſputen mußten, was denn freilich zur Folge hatte, daß ſie einmal zu früh anriſſen, und den Kaiſer ganz und gar niederwarfen. Es ſoll Friedrich der Rothbart geweſen ſein. — Als aber unſere drei Freunde immer weiter fortſchritten, dehnten ſich freilich die Häuſer zu immer anſehnlicherer Größe empor, und gewannen an

Glanz, daß die Ähnlichkeit mit Wels und mit Braunau ſtets geringer wurde, auch das Gedränge und Getriebe wuchs überraſchend, allein auch ihr Muth; ſo daß Urban (ſeines zärtlichen Weſens halber nannten ſie ihn ſtets bei dem Taufnamen), ſo daß Urban beinahe ſo keck geweſen wäre, vor einem Generale den Hut zu ziehen, wenn er nur gewußt hätte, warum denn derſelbe hinten auf dem Wagen ſtehe. Der Pfeiffer las alle Inſchriften, und machte bereits Späſſe darüber. Quirin war eigentlich ſeines Herzens der größte Schelm und Schalk unter ihnen, allein er hatte ſo eine Art und geſetztes Weſen, daß man ihm den Spitzbuben nicht anſah, daher er auch heute ſo geſittet und mit ſtädtiſchen Manieren einherging. Der ehrliche Pfeiffer, obwohl der tüchtigſte unter ihnen, und daher auch bei allen Unternehmungen der Führer, wurde doch am öfteſten von ihm gehänſelt, während der ſtille Urban immer Verſchlagenheit genug beſaß, auf ſeine Lockungen nicht einzugehen, indeß Pfeiffer alſogleich biederherzig aufſaß, ſo oft es der andere wollte, aber er lachte immer ſelbſt mit, oder puffte den Quirin ein klein wenig ab, während Urban ſich immer entſetzlich in ſeinem Innern abzürnte, ſo oft er in eine Falle gegangen; denn er fühlte ſich untergeordnet, während Pfeiffer gar wohl wußte, daß er ſelber es eigentlich ſei, der die Firma des Hauſes aufrecht erhalte.

Deswegen fragte ihn auch keiner von den zwei andern, was er denn im Schilde führe, als ſie ihn wie einen Goliath immer rüſtiger in die Wildniß der Stadt hinein ſchreiten ſahen, ſondern ſie folgten ihm und dachten, er werde es ſchon wiſſen — aber im Grunde wußte er es doch nicht, ſondern es ſchwebte ihm dunkel der Gedanke vor, man müſſe vorerſt das Terrain recognoſciren, dann werde ſich ſchon ein Plan ergeben. Ohne zu fragen gingen ſie daher durch allerlei Gaſſen in der Richtung, in der ſie gekommen waren, immer fort. Häuſer rechts und links, ſchön und mächtig, und immer ſchöner und mächtiger, je weiter ſie kamen — Menſchen in Hülle und Fülle, alle vornehmer gekleidet, ſo daß ſich Urban ſchon ſeines Rockſchnittes zu ſchämen anhob, und Wagen rollten hin und her, glänzend polirt und mehr an Zahl in dieſer einzigen Gaſſe, als ſie ſonſt ihr ganzes Leben lang geſehen hatten. Hin und wieder an den Hausthüren hingen Zettel, „Wohnungen zu verlaſſen“, ſtand immer darauf, ſtatt zu vermiethen, was Pfeiffer zuerſt nicht begreifen wollte, aber als es ihm endlich einging, ſo dachte er in ſeinem Herzen: Wo wird nun in dieſem Ocean von Häuſern der Zettel ſein, der, wie eine Taube mit dem Ölblatt im Schnabel, uns die Arche anzeigen wird, in die uns einzufahren beſtimmt iſt — wo wird er ſein? — Siehe, da iſt ja nun mit einem Male der Plan, auf deſſen Eingebung er ja gehofft hatte. — Sofort wandte er ſich nun zu den Zweien, die nachſchlenderten und an den Häuſern hinangafften, und ſagte zu ihnen, daß er vorſchlage, ſich durch alle dieſe Gaſſen bis zur eigentlichen Stadt durchzuhauen, dort die Univerſität zu erfragen, und von da aus gerade der zunächſt gelegenen Vorſtadt zuzugehen, um dort, wo möglich heute noch, eine Stube zu miethen, in der ſie ſich dann morgen ſogleich einrichten könnten. Die Bill ging durch, und nach Verlauf von einer halben Stunde und nach vielfältigen Fragen ſtanden die drei ſeltſamen Geſellen auf dem Univerſitätsplatze, und ſtarrten das maſſive Gebäude an, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen ſollte, und das mit ſeinen Frontſäulen und dem ruhigen Plätſchern der zwei Brunnen ernſt hernieder ſah auf die drei neuen, exotiſchen, beſtaubten und abenteuerlichen Burſchen. Das ſah Urbanus gleich ein, wie er ſich und die zwei andern hier ſtehen ſah, daß eine gänzliche Umgeſtaltung mit ihnen vorgehen müſſe, wenn ſie ſich nur einigermaßen der Cultur und Civiliſation annähern wollen, die in dieſer Stadt herrſchen; denn wie elend ſtanden ſie da in ihren ſchleppenden, hängenden, überlangen Röcken gegen die Eleganz und Pfiffigkeit, mit welcher jedem der Vorübergehenden ſeine Kleider ſaßen, als wäre er ein Genie. Auch in Quirins Herzen mochte etwas Ähnliches vorgehen, denn ſein Angeſicht ſprach ſichtlich Verlegenheit aus, wenn er merkte, wie ſie alle drei von den gelegentlich Vorübergehenden neugierig angeſchaut und gemuſtert wurden — aber mit Pfeiffer wird da wohl ſchwer etwas anzufangen ſein, denn er ſtand da, ohne die geringſte Ahnung der Gefühle ſeiner Freunde, und ſein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper wie eine Standarte hernieder — und dieſer war ſein ſchönſter; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loden, der zwar nicht lang, aber ſo zottig war, wie das goldene Vließ.

Noch ein anderer Gedanke drückte dem Urban ängſtlich auf die Seele: ob ihm dieſes mächtige Gebäude ein Tabor oder eine Schädelſtätte werden würde: denn er dachte beklemmt an die vielen, dünnen, erſten Klaſſen, die er im Ränzlein trug, und die er ſich doch oft mühſam auf dem Lyceum erworben hatte, aber auch hierin war Pfeiffer unangreifbar, denn er vermaß ſich, ganze Heuwägen hineinzuſtudiren, wenn er ſich nur einmal recht niederſetze, und das rechte Niederſitzen nahm er ſich ſehr ernſtlich vor, alſo war keine Furcht. Nach gebührlich langem Anſchauen des Äußern des Gebäudes gingen ſie auch beim Hauptthor hinein, und gelangten in eine geräumige Halle mit Pfeilern verſehen, welche als Sammel- und Spazierplatz dient, aber da die langen

Ferien noch nicht zu Ende gegangen, ſo waren die Hallen leer und verödet, nur eine einzige, fremdartige Erſcheinung war da, ein alter Mann, der auf einer der hölzernen Wandbänke ſaß und in der Kühle ausruhte. Mit Vorahnungen gingen ſie halb ſchüchtern, halb linkiſch herum, und betrachteten verdutzt die hohen, dunkelbraunen, verſchloſſenen Thürflügel, die zu verſchiedenen Sälen führen mochten, und die zwei Treppen, die breit und vornehm einander gegenüber in die höheren Stockwerke empor leiteten; allein ſie ſtiegen nicht hinauf, ſondern traten wieder auf den lichten Platz hinaus, um an das Geſchäft der Wohnungsſchau zu gehen. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich tief, denn die Univerſitätskirche und die zwei Thürme warfen bereits ganze Maſſen von Schatten auf die Gebäude, und durch die zwei Gaſſen zu beiden Seiten der Univerſität gingen ſchon abendlich rothe Lichtſtröme nieder; deshalb ſchritten ſie ungeſäumt von dannen, und zwar, ohne zu fragen, gerade aus.

Ihr Stern führte ſie zum Stubenthore, und dann über zwei Brücken durch eine Allee hoher Pappeln in eine freundliche Vorſtadt, auf deren erſtem Hauſe der Name Landſtraße ſtand, und ſie beſchloſſen ſogleich in dieſer heitern Stadt eine Wohnung zu ſuchen.

„Eilf Zimmer mit Vorzimmer, Küche, Boden und Keller“ — „Zimmer und Kabinet“ — „Vier Zimmer mit der Ausſicht auf die Gaſſe nebſt Zugehör auf Georgi zu verlaſſen“ — „Wohnung mit neun Stück“ — „ein Keller auf hundert Eimer Wein“ — „möblirtes Monatzimmer, drei Herren werden nicht genommen“ — alſo weiter — Wohnungen, Magazine, Gewölbe, Keller, möblirte und unmöblirte Monatzimmer — alles genug, rechts und links in der Gaſſe, nur keine Stube für ſie, außer ſie hätten recht viel Geld, und obwohl ſie die lange Straße faſt bis zur St. Markuslinie, die gegen Ungarn führt, abgegangen, ſo fanden ſie doch nichts, und ſchlugen, da es bereits Nacht zu werden begann, und kein Zettel mehr lesbar war, den Rückweg ein. Ermüdet bis zum Tode, melancholiſch und betrübt durch das fortbrauſende Getöſe, an allen Gliedern zerſchlagen wie die Knappen Rolands, langten ſie endlich, von ihren Kreuzzügen zurückkehrend, im Gaſthofe zum rothen Hahn an, und verlangten ein Nachtquartier. „Nr. 43 auf die Gaſſe“; und als nach langem Warten Nr. 43 aufgeſperrt wurde, eine große, ſtattliche Stube, und ſie ſich dort ein wenig von allerlei Reiſeanhängſeln befreit hatten, ihre Röcke gebürſtet, ihr Haar geordnet, ſo gingen ſie hinunter in die Gaſtzimmer, wo es wieder unerhört vornehm und ſchön war, ſo daß ſie ſich an den beſcheidenſten Platz ſetzen wollten, wenn nicht ſchon Pfeiffer, der früher als die zwei andern mit ſeinem Anzuge fertig geworden war, in ſeinem grünen Flausrock am lichteſten und ſchönſten Tiſche vor einem großen Glaſe Bier geſeſſen wäre; auch brachte man ihm, bevor die andern eben ſolche Biere beſtellt hatten, einen Roſtbraten, ſo mächtig, daß er faſt allſeitig zum Teller hinabhing. Urbanus und Quirin ſahen kaum die heutige thatſächliche Aufhebung des erſt vor Kurzem ſo feierlich gegebenen Armengeſetzes, als ſie, von dem Dufte des Bratens gänzlich verblendet und abtrünnig gemacht, alſogleich ihre Einwilligung dadurch nachtrugen, daß ſie auch eben ſo duftende und eben ſo große Roſtbraten beſtellten, und ſich an des eſſenden Pfeiffers Seite niederließen. Wie viel Semmeln ſie ſchon vor Erſcheinen des Bratens gegeſſen haben, weiß man nicht mehr, aber das iſt gewiß, daß ſie endlich dachten: „Ei, was ſoll denn ſchon der erſte Abend in Wien ein muffiger, elender Knauſebart ſein,“ und daß ſie ſich mit dieſem Grunde den Gewiſſensvorwürfen zu entwinden ſuchten, während Pfeiffer ſchon raſch im Eſſen vorwärts ſchritt, und keine Spur von Gram in ſeinem Angeſicht zeigte — was er aus Kraft that, thaten die andern aus Schwäche — iſt doch auf der ganzen Gotteserde nichts ſo ſüß für ermüdete, todthungrige Jugend, als ein tüchtiges Abendeſſen, und dann ein Spaß — aber ſo iſt die Hinfälligkeit menſchlicher Dinge und Reiche — das Armengeſetz gerieth endlich in ſolchen Verfall, daß ſie ſämmtlich Wein zu trinken anhoben, und ſchon muthig und geſprächig da ſaßen, als ſich die Zimmer mit den ſchönſten, glänzendſten Gäſten zu füllen begannen, die da ihren täglichen Wein und ihr tägliches Geſpräch zu ſich zu nehmen gewohnt waren, und daß ſich Quirin bereits das Herz nahm, einen dicken Herrn mit ſchimmerndem Geſichte und feinem Rocke anzureden, während Pfeiffer längſt ſchon mit ſeinem Nachbar im eifrigen Geſpräche war, und ihm offen erzählte, was es mit ihnen ſei, und daß ſie eigentlich im Grunde drei luſtige, arme Teufel ſeien, die nur heute den erſten Abend in Wien feierten, worüber ſich Urbanus in der tiefſten Seele ſchämte, weil er eben nachrechnete, wie lange es noch dauern möge, bis er auch ſo ſchön gekleidet und ſo angeſehen, wie alle dieſe Herren, werde da ſitzen können, und in Ehren ſein Gläschen Wein trinken — — ja, damit ich alles ſage, ſo weit war es mit ihnen an jenem Abende gekommen, daß ſie noch am Tiſche ſaßen, Geſundheit tranken, mit den Gläſern anſtießen, und kein Lächeln und Gähnen der Kellner achteten, da bereits kein einziger Gaſt mehr in den Zimmern war. So wie ſie die erſten geweſen, ſo waren ſie nun auch die letzten. Endlich gingen ſie auch ſchlafen, und auf dem Wege nach Nr. 43 mochte es ſchon manchem von ihnen dunkel aufdämmern, wie ſehr es ihn morgen reuen werde, daß er heute die Stadt Wien und ſämmtliche zukünftige Profeſſoren ſo oft habe leben laſſen — — aber zur Reiſe konnte ein ſolcher Philiſtergedanke doch heute nicht gelangen, und ſo verplauderten und ſcherzten und lachten ſie noch eines, bis ſie einer nach dem andern entſchliefen, und eine ſelige, ruhige, erſte Nacht in den Mauern Wiens hatten.

Als ſie am andern Tage erwachten, und Quirin den dichten Lockenkopf aus den Kiſſen hob, wollte es ihm freilich in Kopf und Stube wüſt dünken, und da Pfeiffer das Fenſter öffnete, um auf den Platz vor dem Hauſe hinabzuſehen, ſo ſah er unten nichts als Nebel und Weintrauben und Marktweiber — er that ein paar Züge der friſchen, feuchten Herbſtmorgenluft und ſchloß den Fenſterflügel wieder zu.

Da ſah er nun, wie die Stube im grauen Morgenlichte all den wüſten Anblick der Unordnung und Verwirrung darbot, den nur immer drei übernachtende, reiſende Junggeſellen zu machen im Stande ſind. Die zwei Andern waren in der vollen Arbeit des Anziehens begriffen. Urban ſtand vor dem Spiegel und wühlte in den Haaren, um ihnen doch einigen Schwung und Anſtand zu geben, wie er es geſtern faſt bei allen geſehen, die ihm begegnet waren; Quirin blies den geſtrigen Staub von ſeinen Stiefeln und fuhr pfeifend in dieſelben hinein, während Pfeiffer folgenden Vorſchlag that: er ſelber wolle ausgehen und nicht eher raſten, bis er eine Wohnung für alle drei gefunden hätte: Quirin ſollte das ſogenannte Schanzel auskundſchaften, und für ihre gemeinſchaftliche, fahrende Habe Obſorge tragen; Urbanus aber müſſe ſich auf die Univerſität begeben, und dort Zeit und Ort erforſchen, wo jeder von ihnen ſich in die betrefſenden Fächer könne einſchreiben laſſen, und wenn ſich jeder ſeines Amtes entlediget, ſo wollen ſie wieder beim Hahn zuſammenkommen und das Weitere beſorgen. Man nahm den Vorſchlag einhellig an, und da ſie endlich mit dem Anzuge fertig waren (freilich trugen ſie dem Wirthe einige Bettfedern auf ihren Röcken davon), und als ſie mit Schmerzen ihr geſtriges Abendmahl bezahlt hatten, ſo ſtanden ſie trübſelig im feuchten Morgennebel unter dem Thorwege, und trennten ſich, damit jeder ſeinem Geſchäfte nachkäme. Urban und Quirin gingen miteinander der Stadt zu, Pfeiffer aber blieb ganz allein auf der Gaſſe ſtehen, und ſah ihnen ſo lange nach, bis ihre Geſtalten im Nebel und Getriebe der andern Menſchen verſchwanden, dann aber ſchüttelte er ſich die Haare aus dem Geſichte, ſchlug mit dem Stocke auf das Pflaſter und ſchoß in die erſte Seitengaſſe hinein.

Da die Chronik, aus der wir dieſe Geſchichte nehmen, nichts über die Irrfahrten meldet, die jeder von ihnen an dieſem Vormittage that, ſo können wir den Faden unſerer Erzählung erſt wieder da aufnehmen, wo ſie zuſammen kommen, nämlich ungefähr um ein Uhr Nachmittags in der Gaſtſtube des Gaſthauſes zum rothen Hahn. Aber auch da können wir nichts weiter berichten, als daß Quirin und Urban ſchon längſt da ſaßen und warteten, bis Pfeiffer mit erleuchtetem Antlitze daher rannte und erklärte, er habe für ſie einen wahren Palaſt um ein Spottgeld gemiethet, und daß ſie dann aßen, und daß faſt wieder das Armengeſetz in Verfall gerathen iſt, daß auch die Andern in ihren Forſchungen glücklich geweſen, und daß ſie beſchloſſen, alſogleich in ihr neues Tusculum einzufahren. Es lag daſſelbe, und liegt heut zu Tage noch in einer Seitengaſſe der Vorſtadt Landſtraße, jetzt iſt es ſehr verbaut, damals aber lag es einer Maſſe von

Gärten im Schoße und war vom Schickſale prädeſtinirt zu einer Studentenwirthſchaft; denn ſeinem früheren Charakter nach war es eigentlich ein Fürſtenpalais geweſen; es hatte aber ſeinen Herrn gewechſelt, und ſtand nun wie eine verwittwete Ritterburg da; die Säle des erſten Stockes waren groß und unheimlich; in den vielen Gaſt- und Bedienten-Zimmern des zweiten Stockes war längſt das Lachen und Scherzen verſtummt, und in den Wagenſchupfen und Stallungen der Seitenflügel begannen mantelgroße Spinnweben zu wachſen — bis wieder, wie auf einem umgewandelten Planeten, neue Bewohner kamen, und zwar in die Prachtzimmer dieſer oder jener vornehme Reiſende, oder Einer, der den Sommer in reiner Gartenluft zubringen wollte, in die Einzelzimmer des zweiten Stockes aber ein ganzes Volk von Studenten und Junggeſellen, worunter auch unſere drei abenteuernden Freunde waren, — auch die Stallungen und Schupfen wurden wieder lebendig, ja blühender, ruhiger und mannigfaltiger als je; denn außerdem, daß wieder Pferde und Wagen kamen, die da untergebracht wurden, erſchienen auch noch Kühe, die da reſidirten, und ihre Milch in die Nachbarbezirke ſpendeten; dann eine Reitſchule, eine Ziegenfamilie und mehrere Hühner, ſelbſt die niedern Vetter der Kutſchen fanden ſich ein und beſetzten die geeigneten Plätze, vom ſchweren Leiterwagen an bis zum zweirädrigen Karren und dem einrädrigen Schubkarren. Hinten an das Haus ſtieß ein großer Garten, aber in welchem Zuſtande war er! Die ehemaligen Sandwege hatten große Spalten und Riſſe; hölzerne Stifte mit Blechtäfelchen und den ſchönſten Namen exotiſcher Pflanzen ſtanden da, aber mitten im Graſe, auch geſchah es, daß wohl im Sommer oft mitten unter dem frech wuchernden Löwenzahn mit der rothgelben Farbe eine edle Tulpe der vergangenen Zeit emporſproßte, oder eine verkommene Hyacinthe, — die Platane war noch da, die Traxinus pendula, der Schneeballenſtrauch, dann jene mit den großen, ſchlanken, weißen Glockenblüthen, nebſt allen Gattungen luſtig treibenden Hollunders, und allen deutſchen, in dieſer wilden Freiheit köſtlich treibenden Bäumen. Daß das alles ohne Gärtner wachſen mußte, begreift ſich. Gegen rückwärts ſtieß an dieſen Gartenwald ein zweiter Garten, jetzt von einer Doppelzeile ſchöner Häuſer beſetzt, damals ein wahres Wirrſal von Geſträuchen und Unkraut, und mitten daraus ſtieg ein Tempel empor, deſſen Marmorſäulen ſchon ſo gewaſchen und verſchunden waren, daß hie und da bereits das Holz herausſah; der Fußboden beſtand aus Marmor, Ziegeln und Brenneſſeln. Alle Käfer und Falter ſummten und flatterten in dieſem Eldorado, und alles, was Federn und eine Kehle hat, ſang und pfiff in den Wipfeln; denn jenſeits der Gartenmauer lagen weithin wieder weitere Gärten. Die Benützung dieſes Gartens, d. h. das Spazierengehen und Studiren in demſelben (wohl auch das Herumtummeln und Liegen im Graſe) hatte Pfeiffer nebſt der dreifenſtrigen Stube von der Beſitzerin dieſes Zauberſchloſſes erhandelt — und um vier Uhr desſelben Nachmittags fuhr ein Schubkarren mit einem Koffer, zwei Hutſchachteln und einem leinenen Packe, in dem allerlei verſchloſſenes Studierzeug war, den ſchlecht gepflaſterten Hofraum des Palaſtes einher, und die drei Landſtudenten ſchritten hoffnungsvoll daneben.

Freilich wäre es jetzt unſere Pflicht, zu ſagen, wie ſie ſich auf ihrer Stube eingerichtet haben, aber ſie richteten ſich gar nicht ein; denn ſie bewunderten die Ausſicht und die Schönheit der andern Häuſer und vergaßen ihre Stube, ſo daß ſie ſelbſt ohne

Licht ſchlafen gehen mußten. Pfeiffer legte ſeinen Rock auf den langen, gepolſterten Seſſel, Urban den ſeinen auf den Rohrſeſſel und Quirin den ſeinigen auf den eichenen; Tabak geraucht haben ſie aber dieſe Nacht noch ſehr. Als ſie die folgenden Tage etwas bekannter in der Umgegend geworden, wurde es freilich anders, und ſie trugen ſo zu Neſte, daß ſelbes wohnlicher wurde. Es darf frei geſagt werden, daß Pfeiffer den Quirin zwang, zwei blecherne Leuchter, eine Papierſcheere und einen blinden Spiegel von dem ausgekundſchafteten Tandelmarkte bei hellem Tage nach Hauſe zu tragen; aber faſt ſchäme ich mich, zu bekennen, daß er ſelber ſchon am zweiten Tage in der Abenddämmerung unter ſeinem grünen Rocke einen unerhört großen Nachttopf nach Hauſe trug, der dann Nachts (echt republikaniſch, daß keiner zu weit habe) mitten ins Zimmer geſtellt und mit einer ſteifgebundenen Flötenſchule zugedeckt wurde. Den Beſen beſtritt Urban, aber er gab einem Jungen neun Kreuzer, daß er ihn in die Wohnung brachte und faſtete dafür Abends. Da die Hausfrau blos ihre Zimmer vermiethete, ohne ſich weiter zu kümmern, und da im ganzen Palaſte kein dienendes Weſen exiſtirte (der aus andern Zeiten übrig gebliebene, rothnaſige, hagere Portier war unverheirathet), ſo beſchloß unſer Triumvirat, ſein eigener Diener zu werden, und zwar ſo: die Geſchäfte wurden eingetheilt in die ſtaubigen und flüſſigen. Letztere zerfielen wieder in die reinen und unreinen. Die ſtaubigen beſtanden blos im Auskehren und im Bergen des Kehrichts in irgend einem unverfänglichen Winkel der Stiegen oder Gänge. Die reinen flüſſigen betrafen das Holen des Waſſers von dem Pumpbrunnen des Hofes. Es ſtand dem Betheiligten frei, Abends kein Waſſer zu holen, wenn auch nicht ein Tropfen zu Hauſe war, aber des andern Tages früh mußte es zum Waſchen da ſein, und wenn einer bei der Nacht Durſt hatte, ſo waren die Rechte ſo ſtreng, daß der Verpflichtete bei ärgſtem Sturm in Finſterniß, bei Froſt und Zähnklappern unten zu ſtehen und zu ſchöpfen hatte. Die unreinen flüſſigen Geſchäfte — ſie wurden ſehr gefürchtet, weil man ſo leicht geſehen werden konnte — beſtanden im Wegtragen eines gewiſſen Gefäßes. Dieſe drei Geſchäfte als ſolche, die das Allgemeine betrafen, wurden zum erſten Male verlooſt, dann gingen ſie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da ſind: Aufbetten, die Kleider bürſten u. ſ. w., beſorgte jeder für ſich, und da ſtand es ihm wieder echt republikaniſch frei, ſo viel Staub auf dem Rocke und den Stiefeln zu laſſen, als er wollte, und das Bett ſo weit zu vernachläſſigen, als er es nur noch zu ſeinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel ſagen will, da es in ſpäterer Zeit, als einmal wackere Kameradſchaft und Commerz in Aufnahme kam, oft geſchah, daß, wenn ſchon zwei auf jedem Seſſel ſaßen oder ritten, der Koffer von dreien beſetzt war, und die auf der rothen Steinplatte des gemeinſamen Schubladenkaſtens keinen mehr zu ſich hinauf ließen, die andern ſechs oder zehn in den Betten ſaßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fenſterbrette hingen, und mit den Stiefelabſätzen die Mauer zerſtampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem Lachen, dem Witze und dem Singen bei ſolcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden. Die Ämter konnten übertragen werden, wenn ſich einer dazu verſtand, ein dem andern läſtiges gegen ein Äquivalent zu übernehmen. Schön war die erſte Zeit; denn wie es einſt in der alten römiſchen Zeit war, daß ein Dictator jetzt hinter dem Pfluge ging, jetzt aber die Feinde ſchlug, ſo geſchah es auch hier, daß Pfeiffer auskehrte, und dann hinging und ein glänzendes Examen beſtand; aber da, wie ebenfalls in den alten heidniſchen Republiken, die Ämter nicht beſoldet waren, ſo ging es endlich wie damals: als nämlich die Einfachheit der Sitten nach und nach verloren ging, ja ſchon einiger Wohlſtand und Luxus einriß, ſo fing Urban an, die unreinflüſſigen Geſchäfte immer zu verhandeln und beim Auskehren eine Schürze umzunehmen, ja ſpäter gar die Fenſter zu verhängen, während Pfeiffer alles noch in der alten Einfalt und in der klaſſiſchen Naivetät der Vorzeit verrichtete — ja, endlich ſetzte es die Faction Quirin und Urban durch, daß eine rüſtige Hausmeiſterin der Nachbarſchaft gedungen wurde, den Staat zu reinigen, wie einſt ein Piſiſtratos und Cäſar kam — und die ſchöne Zeit war dahin, ſelbſt feines Tuch kam ins Haus, ſelbſt Fracke, ja ſo weit kam es, daß ſelbſt Pfeiffer ſo tief ſank und ſo ſchwach war, daß, als es immer mehr und mehr Sommer wurde und die Hitze zunahm, und Sommermode erſchien, und einmal ein Freund auf Beſuch kam, ihn derſelbe dabei überraſchte, wie er eben ſeinen treuen, alten, lodenen Rock abſchor und abſchnitt, wobei er ihn kläglich wie einen Pudel zerſchund, und daß er, da er beim Abſchneiden das Lineal zu Rathe zog ſtatt des Cirkels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipfeln trübſelig herabhing, hinten aber mit einem Kreisausſchnitt lächerlich emporgaffte. — Selbſt Liebe riß endlich in dem zerrütteten Gemeinweſen ein. — — —

Doch wohin gerathe ich? Dieſe Zeiten liegen eigentlich ferne, während mir doch obliegt, den Beginn ihrer Wirthſchaft und ihres Akademielebens zu ſchildern.

Alſo, da ſie in den alten Palaſt eingezogen waren, und die weite Stube mit ihren Geräthſchaften bevölkerten, aber freilich nicht ausfüllten, da bereits das Heimweh ſich zu mildern begann, ſchlug endlich die Stunde des erſten Collegiums. Man war förmlich und richtig eingeſchrieben worden, und begab ſich nun zuſammen auf die Univerſität — aber wie war das ſtille, ernſte Gebäude, welches ſie vor ein paar Wochen, als noch Ferien waren, mit beklemmenden Vorgefühlen betreten hatten — wie war es verwandelt! Einen wimmelnden Ameiſenhaufen trafen ſie heute an. Schon unter dem Schwibbogen, der von der Wollzeile auf den Univerſitätsplatz führt, ſtanden Gruppen bärtiger und unbärtiger Leute, ſämmtlich als Muſenſöhne erkennbar, und laſen die ungeheuren angeklebten Zettel, auf denen Koſt, Wohnung, Unterricht, Theater, Meerſchaum, verlorne Gelder, Lehrbücher, verlaufene Hunde, Bälle und Concerte angeſchlagen waren; die nicht laſen, neckten ſich, oder rauchten gar Cigarren. Der Gang rechts an dem Schwibbogen wimmelte ſchwarz und grau von denen, die die Philoſophie bezogen und ſich eben Pfeifen und Röcke und die wichtige Miene angeſchafft hatten, — weiter hin auf dem Platze ſtanden oder wandelten ganze Partien ſolcher, die in die höhern Fächer rückten, und da unſere Freunde die Hallen betraten, ſchlug erſt das rechte Brauſen über ihnen zuſammen, als wären ſie in den Bauch eines ungeheuren Reſonanzkaſtens gekommen; dicht und ſchwarz drängte ſich die Menge durcheinander, das Schallen von tauſend Fußtritten, das Gewirre der Stimmen, das Klappern der Stöcke, das Rufen, das Lachen, alles wie ein Chaos, wälzte ſich durch die Räume, die Saalthüren ſtanden offen, es ſtrömte aus ihnen aus und ein, und trieb ſich auf den Stiegen auf und nieder, der alte Studioſus bewegte ſich leicht in ſeinem Elemente, und ließ es den Neuling fühlen, daß er hier zu Hauſe ſei und poltern dürfe, während der andere verdutzt und ſchüchtern auftrat und glotzte; ein Profeſſor ſchreitet hie und da durch die Menge, und die Hüte flogen von den Häuptern in der Gegend, wo er ging — die fröhlichen Geſichter, die zuverſichtlichen Mienen, die leichte Haltung, die dem Großſtädter eigen iſt, die prächtigen Kleider, die grimmigen Bärte — das alles machte einen ſolchen Eindruck, daß ſelbſt Pfeiffer kleinlaut zu werden anfing, und er wollte ſich in der That recht dumm vorkommen unter all dieſen, die da ſo raſch auftraten, und gewiß das Glänzendſte leiſten werden. Nur durch den feſten Vorſatz, ungeheuer ſtudiren zu wollen, um nicht zurückzubleiben, konnte er ſeiner gedrückten Stimmung ein wenig aufhelfen — wie hätte es ihm auch ahnen können, daß er nach kaum anderthalb Jahren auch ſo daſtehen werde: eine Cigarre im Munde, und ſelber den ungeheuerſten Bart, und daß er aus den Pandekten disputiren werde, ja, daß er ſogar keck aus dem Barte herausſagen werde, es ſei gar nicht ſo außerordentlich viel mit Juſtinians Sachen, und ſie ſeien eitle Caſuiſtik — — jetzt ſtand er einſtweilen im grünen Flauſe da, wie ein Specht, und ſchaute verwundert unter der Stirne hervor. Endlich leerten ſich gemach die Hallen, und die Säle füllten ſich. Da gab es nun darinnen ein Rufen, ein Grüßen, ein Steigen über die Bänke, ein Zuſammenſchlagen der Stöcke, ein Suchen der Plätze, daß jeder den ihm tauglichſten erhalte, welcher freilich nicht immer der vorderſte war — ja es gibt eine Art Weltbürger, die ſich aus freier Wahl um die hinterſten umthun, weil ſie dort am beſten ihren kosmopolitiſchen Ideen und Thaten nachhängen können, als da ſind: Tarok ſpielen, Schlafen, Romane leſen, gar nicht da ſein ꝛc. Alle unſere drei Freunde geriethen unter dieſe kosmopolitiſchen Clubbs, nicht aus Factionsgeiſt, ſondern aus purer Beſcheidenheit — leider müſſen wir aber berichten, daß ſie ſich nicht ganz rein von dieſem Geiſte erhalten konnten, und ſich nachgerade recht wohl auf jenen Grenzgebieten fühlten.

Endlich legte ſich der Tumult nach und nach; ein bedeutend großer Saal ſaß voll Menſchen, die Thürflügel thaten ſich auf und — Stille überall — denn der Profeſſor war hereingetreten. Da wir jedoch nicht des Profeſſors Biographie, ſondern die der Studenten ſchreiben, ein ruhiger, horchender Menſch aber ein ſchlechter Gegenſtand für einen Schriftſteller iſt, ſo werden wir nicht nur dieſe, ſondern alle künftigen Vorleſungen unbeſchrieben vorübergehen laſſen, nur das erwähnen wir, daß unſere drei Freunde wacker aufhorchten und gewiſſenhaft nachſchrieben.

Die erſte Vorleſung war vorüber, Pfeiffer ging durch den großen Univerſitätsſaal des erſten Stockes, deſſen mächtig große Thürflügel geöffnet waren, um das allzu große Gedränge auf den Treppen zu lichten, und nachdem er die Großartigkeit des Baues und die ſchwere, alterthümliche Malerei bewundert hatte, trat er die breite Mitteltreppe hinab, wieder in die untern Hallen und ſtaunte, ſie eben ſo belebt zu finden wie zu Anfang der Vorleſungen, aber er wußte damals nicht, daß, da zu allen Stunden aus allen Fächern Vorleſungen ſind, die Atria der Gelehrſamkeit ſtets von Kommenden und Gehenden bevölkert ſind, derer gar nicht zu gedenken, die ſich lieber in den Hallen herumtreiben, als da ſitzen und horchen — ja, daß jenes Fluthen von Menſchen ſich trotz der ſo großen Bevölkerung der Stadt ſogar in die ferneren Umgebungen der Univerſität ergieße, und dort merkbar werde. Aber wie beim erſten Anblick dieſes Gewirre niederdrückend und melancholiſch auf ihn gewirkt hatte, ſo fing es allgemach an, einen belebenden und erhebenden Eindruck auf ihn zu machen, namentlich, da es ſo kräftigend auf jedes Herz wirkt, lauter junge, friſche, ſtrebende und meiſtens ſchöne Männer zu ſehen, lauter heitere Geſichter, glänzende Augen, und all das luſtige Funkeln und Flackern des eigentlich beginnenden Lebens, und das Ganze noch gehoben durch die Thatſache, daß, obwohl Wien ordentlich wimmelt von ſchönen Mädchen, es im Durchſchnitte doch noch viel mehr ſchöne Männer als Damen gibt.

Mitten im Schwarme ſtand Quirin, und da ein ſonniger, ſeltſam warmer Herbſttag war, ſo gingen ſie mit einander zum erſten Male in den Prater.

Und immer mehr und immer mehr ſtreifte die Stadt und die Akademie ihr anfangs befremdliches Weſen ab, und ehe noch der luſtige, weiße Winter über die Dächer wirbelte, war ſchon in Haus und Akademieweſen unſerer Freunde ein gut Theil jenes Studentenwitzes und Leichtſinnes eingekehrt, der dieſes Leben ſo köſtlich macht und ſo unvergeßlich. Der ſchnöde, ſchmale Geſichtskreis ihres Landlebens erweiterte ſich; ungekannte, reizende Genüſſe ſtellten ſich ein, — jenes bezaubernde, grüne Tuch, dem kein Studentenherz widerſtehen kann, das Billard — durch Koth und Sturm wurde in ein fernes Vorſtadt-Kaffeehaus gewatet, weil ſie dort die Erſten waren, was ihnen ſonſt nirgends gelang — das Anſchaffen eines ſchönen Meerſchaumkopfes — Beſuchen und Erwerben von Freunden, — und leider auch Unruhe und Lachen im Collegio, und die unwiderſtehliche Sucht — (eine Krankheit, die nie ausgerottet werden wird, ſo lang es Profeſſoren und Studenten gibt) — die Sucht, dieſem oder jenem ihrer Herren Profeſſoren und oft dem geliebteſten und geehrteſten hier und dort eines anzuhängen, wodurch er lächerlich wird, der arme. Um von vielen nur eines anzuführen, ſo war es den ganzen Winter hindurch ein ſtehender Witz, daß ein der Thüre zunächſt Sitzender täglich den obern Riegel des einen, immer geſchloſſenen Thürflügels lüftete, wodurch es geſchah, daß, wenn der gute, alte Herr hinein ging und die Thür zumachte, dieſelbe mit dem loſen Flügel klapperte, worauf er ruhig und ernſt den obern Riegel zuſchob, aber regelmäßig hiebei den Mantel von der Schulter zu gleiten bekam, welchen dann der Spaßvogel ehrerbietig auffing, worauf eben ſo regelmäßig von Seite des Profeſſors ein tiefes, ſonores: „Ich danke Ihnen, mein Freund,“ und von Seite des Auditoriums ein unterdrücktes Kichern erfolgte. Leider iſt auch das menſchliche Geſchlecht ſo ſchwach und der Bosheit verfallen, daß es gerade da am liebſten und über Lappalien lacht, wo es am wenigſten lachen ſollte, wegen Ernſt und Heiligkeit des Ortes. Es gehe das geringſte Komiſche, was im Wirthshauſe keinem Menſchen auffällt, z. B. in der Kirche vor, ſogleich ringt die ganze Gemeinde mit dem Teufel der Lachluſt, und ſo iſt es gerade in den ernſteſten Collegien. Freilich geſchah dem Pfeiffer etwas dieſer Art, was ihm ſelbſt mancherlei Verlegenheiten zugezogen hat. Weiß Gott, welcher Dämon gerade den übermüthigen Grafen Braun neben, und den langen, dünnen, fadenſcheinigen Studioſus Springer vor Pfeiffer zu ſitzen gebracht hat, aber gewiß iſt es, daß der Graf eines Tages im Collegio Weichſeln aß, und daß er, während er durch eine Papierdüte die Kerne in Springers Rocktaſche geleiten ließ, die Stengel künſtlich und mühſam in die lange, lockere Rückennaht des Springer'ſchen Rockes einſteckte, wodurch der Beſitzer dann leider wie ein ſchmächtiger, herabgekommener Eber voran ſaß, mit der dünnen, palliſadenartigen Reihe der Rückenborſten, die ſich wie ein Fächer ernſthaft ſträubten, ſobald er ſich niederbückte, um einen bedeutungsvollen Satz nachzuſchreiben (denn er war ein ſehr fleißiger

Student), die ſich aber ſogleich wieder ruhig neigten, und wagrecht wegſtanden, wenn er ſich der Länge nach aufrichtete und horchte, — da ſchoß nun jener Teufel in das Pfeiffer'ſche Nervenſyſtem, und zwang ihn, ungebändigt zu lachen — freilich knebelte er mit Rieſenanſtrengung ſeine Stimme im Schlunde, daß ſie nicht losplatzte, aber in ſeinem Geſichte wurde deſto mehr alles in tauſend Lineamenten ſichtbar und veranlaßte den docirenden Profeſſor zur ruhigen Frage, was denn ihm, dem fünften in der achten Bank, ſo lachenswerth erſcheine — — aber Pfeiffer, weil er weder den Grafen Braun ins Unglück ſtürzen, noch auch den redlichen Springer lächerlich machen wollte (welches ehrenwerthe Gefühl alle Gentlemen der Umgebung theilten), ſchwieg hartnäckig, was die Drohung zur Folge hatte, daß, falls er ſich wieder ſolcherlei zu Schulden kommen laſſe, er ſofort auswandern und entfernt dem menſchlichen Verkehre ſich in der letzten Bank niederlaſſen müſſe. Ins Auge aber war er ſeit der Braun-Springer'ſchen Frage ſchon einmal gefaßt und wurde alle Augenblicke um ſeine Anſicht gefragt und ſonſt angelaſſen, und bei der Semeſtralprüfung wäre er faſt gehunzt worden, hätte er ſich nicht durch die ſchönſten Antworten das glorreichſte Lächeln und Wohlwollen des alten Herrn erworben, der die Hand ſchwenkte, und ihn mit der Vorzugsklaſſe entließ.

Das häusliche Leben dehnte ſich, wie das öffentliche aus. Kaum waren die Erdäpfel zu Hauſe, die Quirin auf dem Schanzel entdeckt hatte, als er nach dem Koffer geforſcht, und die er als ſehr taugliches Winternahrungsmittel angeſchlagen hatte, kaum war der alte Taubenſchlag vom Boden herab transportirt, um für den Winter das trefflichſte Heizmittel abzugeben, und kaum hatten ſie ſich recht in ihrer Stube eingepuppt, um das zurückgezogenſte Leben zu führen, ſo begannen ſie auch ſchon, ein ſehr nicht zurückgezogenes zu führen. Der zweite Stock ihres Palaſtes nämlich verwandelte ſich in einen Wespenſtock von Studenten, die wie Adler von allen Weltgegenden herbeigeflogen kamen, um in der alten Burg zu horſten; in wenig Tagen entſpann ſich unwillkürlich ein Bekanntwerden, Geſpräch und Umgang, und bald entdeckte es ſich, daß die Stube unſerer Freunde die größte der alten Burg, und mithin die tauglichſte zu einem Verſammlungsſaale und Geſellſchaftszimmer ſei, und obwohl jeden Abend mit einem hölzernen Kruge und einem Klöppel im Gange geläutet wurde, daß jeder ſich rüſten könne, der heute Luſt und Neigung hätte, ins Brauhaus zum Neuling zu gehen, ſo geſchah es doch öfters, daß man an regneriſchen und ſonſtigen Tagen Abends ſich bei Pfeiffer verſammelte, die ſchönſten Lieder heulte, und von dem Gaſthauſe gegenüber Bier kommen und auf den Tiſch ſtellen ließ, — ja, da ſich die Civilliſte des Triumvirats bedeutend beſſerte, erfand man die niedlichſten Flaggen, die, zum Fenſter hinausgehängt, vom Kellner gegenüber verſtanden wurden, der dann das vertragsmäßige Bier, Würſte und ſolche Utenſilien brachte, und dafür zu Anfang jeden Monats eine zu große Rechnung vorwies. Jeder trieb eine Kunſt. Pfeiffer malte in Öl, aber man wußte nicht, zu welcher Race ſeine Menſchenfiguren gehörten; Quirin raufte Abends mit einem Baſſettel oder ſchnob Flöte, und Urban war kunſtreich in Pappe. Dazu wurden Knochen und Todtenköpfe jeder Gattung ins Haus geſchleppt, um daran zu ſtudiren, und Pfeiffer bedeckte Kaſten und Tiſch mit Landkarten und ſtatiſtiſchen Tabellen. Ein Pudel war im Stocke, aber man wußte endlich nicht mehr, wem er gehöre, weil er allen aufwartete und apportirte, und, wie ein mißtrauiſcher Tyrann, jede Nacht in einem andern Zimmer ſchlief. Tarokkarten, Schachbrette wurden angeſchafft, gegen den Frühling auch von dem Stocke ein Piano in gemeinſchaftliche Miethe genommen und in das Geſellſchaftszimmer geſtellt. Ein ſchlanker Techniker ſang Schubert'ſche Lieder, die eben damals heraus kamen; ein Mediciner hieb die Begleitung, die andern trommelten auf Tiſch und Kaſten, und ſtreuten Tabakaſche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten ſtudirt, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geſchlafen, gebort — ja Pfeiffer und ſein Zimmernachbar beſchworen einmal im Übermuth in dem verfallenden Tempel Nachts den Teufel, aber er kam nicht. An allen Enden und Orten ſtanden die Flegeljahre in Blüthe — Glück und Freude keimten allerwärts — ewige Freundſchaften wurden geſchloſſen, ja Liebesahnung ſchaute bereits herein; denn man wußte eine Zeit, wo ſich Quirin den unſichtbaren Bart immer wichſte, und wo Pfeiffer ſich die Haare mit einer Papierſcheere brennen ließ; — man weiß gar nicht, wie weit ſich noch alles geſteigert hätte, wenn nicht zwei Dinge geweſen wären, die dem Dithyrambus ein Ende gemacht haben. Erſtens wurde man leider von Tag zu Tag vernünftiger und kälter. Urban ließ ſich zuerſt einen ſehr ſchönen, blauen Frack machen und verbrannte drei Bände der herrlichſten Vaterlands- und Liebeslieder, die er in Geiſter- und Weiheſtunden verfertigt hatte, — zweitens vergingen ja die Studienjahre von ſelber, und man wird leider etwas im Reiche der Menſchheit, aber ſchon früher hatte das Geſchick den Bund getrennt. Es trat nämlich eines kalten Wintertages, da Pfeiffer im dritten Jahre war, ein reicher Graf mit ſeiner Gemahlin ein, da Pfeiffer eben Knödel kochte, und trugen ihm die Erziehung ihres Söhnleins auf, weil er ihnen empfohlen worden ſei — Pfeiffer ſtand hochroth in der Schürze vor ihnen und ſagte ſtammelnd zu — und des dritten Tages war er ſchon auf ſeinem parketirten Zimmer des gräflichen Hauſes, und gedachte ſchmerzlich der verwitterten Burg.

Aber auch die Zeit der Andern ging endlich vorüber, und alles wurde zerſtreut. Viele von ihnen haben jetzt Kinder und Kahlköpfe, einige Geld, einige keines, und Pfeiffer iſt Verwalter auf einer großen Herrſchaft ſeines Grafen und hat bereits fünf Buben, mit beſter Ausſicht auf deren noch einige — er wechſelt Briefe mit Quirin, dem geehrten Arzte zu **** und ſie beſuchen ſich öfter und lieben ſich noch immer. Ihre Frauen wurden Freundinnen und theilen ſich Kochrecepte und Romane mit. Urban iſt ein Stutzer geworden.

Der Tandelmarkt.

Der Schreiber dieſer Zeilen geſteht, daß er ein großer Verehrer von Alterthümern iſt, gleichſam von Worten, die eine längſt vorübergegangene Zeit an die unſere redet, oder vielmehr: die Worte laſen wir in irgend einer Geſchichte, und die Alterthümer ſind die ſinnlich eindringenden Erläuterungen dazu, das Gewand, das der Urgroßvater ausgezogen und niedergelegt hat, als er auf immer fortging, welches Gewand nun rührend und naiv Bruchſtücke von der Geſchichte dieſes Urgroßvaters erzählt. Dieſe meine Liebe zu Alterthümern erſtreckt ſich aber auch auf ganz unnützes, mittelalterliches Zeugs und auf jeden verſchollenen Trödel, deſſen Sprache wir gar nicht mehr verſtehen, und der ſich nur mehr als übrig gebliebener Plunder fortfriſtet — ich habe ſolche Dinge lieb, und mir thut es weh, wenn ich ſie zerſtören ſehe, oder wenn gar ein Haus abgebrochen wird, in dem ich mir oft zu wohnen gewünſcht hatte, weil ſo viele Ecken und Erker und Stiegen und Gänge darin und daran waren, welches alles aber jetzt zerſchlagen und zerworfen wird, weil, wie die Leute ſagen, der alte, unnütze

Kaſten weg muß, damit ein ordentliches, vernünftiges Haus an die Stelle kommen kann — ein ordentliches, vernünftiges Haus aber heißen ſie ein großes, gerades, viereckiges Ding mit vielen Fenſtern, das erſt recht einem Kaſten ähnlich ſieht, und in ſeiner Proſa nicht den geringſten Reiz zu Gefühlen einflößt, außer denen der Bequemlichkeit. Für Alterthümer dieſer Art iſt daher eine Reſidenz ſehr gefährlich, weil da ein eigenes Treiben und Fortſchreiten in Geſchmacks- und Modeſachen herrſcht, und wenn ich noch hie und da ein ſchwarzes, vielgiebliges, hochgeſtrecktes Haus ſehe, ſo fürchte ich ſchon, daß, wenn ich morgen vorübergehe, Gerüſte daſtehen und tauſend Menſchen daran ſind, das Haus und ſeine Nachbarn abzutragen, um ein glänzendes, weißes, gerades, viereckiges, reizloſes Zinsgebäude hinzuſtellen. Da nun dies täglich und ſtündlich geſchieht, ſo ſieht Wien wie eine Stadt von geſtern aus, nicht wie eine aus der Zeit der alten Römer, ſo wie ſeine Damen auch ſtets wie neu gekleidet einhergehen, da ſie die alten Stücke immer weggeben und neue nachſchaffen, gerade wie die Baumeiſter mit den Häuſern verfahren, während man in kleinen, abgelegenen Landſtädten ſehr oft noch neben den uralten Mauern uralte Kleider wandeln ſieht. Es wird eben, ſo wie ich dieſes ſchreibe, auf dem ſogenannten lichten Steg ein kleines, unbequem gelegenes, altes Haus abgebrochen und mit Recht; denn es iſt dringend nöthig, daß die Straße dort breiter werde, aber immer, wenn ich dieſer Tage her vorbei ging, dachte ich: „Mein Gott, wo wird nun der liebe, hübſche, ſteinerne Engel hinkommen, der aus einer Niſche ſah, und ſeine Flügel ſo fromm und nett faltete, als wollte er ſich wie eine Phaläne einhüllen, — wo wird er hinkommen?“ Aber die Leute brechen luſtig weiter, und der Engel, der am Ende gar nicht von Stein iſt, liegt vielleicht auch ſchon irgendwo zerbrochen umher. Nur die Namen als Denkmale der Vergangenheit bleiben, aber auch die nicht immer. So iſt noch das Lugek, jetzt ein kleiner Platz in der Stadt, einſt eine Warte in der Stadtmauer gegen das gefährliche Ungarn hin, dann der rothe Thurm, der Graben, die Freiung, Maria am Geſtade, die Fiſcherſtiege, die Wollzeile und andere; viele aber ſind auch geändert, ſo z. B. ſteht an der Stelle des alten, romantiſchen Katzenſteiges jetzt die prächtige Seitenſtettergaſſe; wo es früher im „Elend“ hieß, lieſt man jetzt Zeughausgaſſe; andere, wie z. B. das Paternoſtergäßchen, verſchwinden ganz und gar. Daß bei einer ſolchen Bewandtniß der Sache all die kleineren, beweglichen Alterthumsdinge ſich nicht erhalten können, begreift ſich, denn wenn es den niet- und nagelfeſten nicht anders ergeht, als daß ſie zerſtört und zerriſſen werden — was haben die zu erwarten, die in aller Welt herumkollern und ewig die Hände ihrer Eigenthümer wechſeln?

Freilich, die etwa hiſtoriſchen, künſtleriſchen, antiquariſchen Werth haben, wandern in Sammlungen, aber das iſt, ſo zu ſagen, dieſelbe Sache gar nicht mehr; denn erſtens ſind in ſolchen Sammlungen meiſt nur Dinge, die uns von dem vergangenen Saatsleben erzählen, aber gerade von dem nichts, was uns das unmittelbarſte und herzigſte iſt, von dem alltäglichen Alltagsleben unſerer Voreltern, von dem gerade der Plunder und Trödel deutlicher redet, als das wichtige Geſchichtsſtück, das am Ende doch wieder nur das Schluß- und Endeſtück des Trödels iſt, und, aus ſeinem Zuſammenhange geriſſen, verſtummt; zweitens reden ja die Sachen am rührendſten zu uns von dem Orte ihres einſtigen Gebrauches aus und im Zuſammenhange ihrer Umgebung;

werden ſie nun von da herausgeriſſen und in einen fremden Saal zuſammengedrängt, ſo verlieren ſie meiſt ihre Mutterſprache, und es iſt, als hätte man die Worte einer Bücherſammlung durcheinander gewurfelt und noch dazu das Ganze in einem Lande aufgeſtellt, wo man die Sprache dieſer Bücher gar nicht mehr ſpricht. Darum blicken mich Harniſche, Speere, Becher, Koller, Fahnen, Urnen, Gemälde, Schnitzwerke, Stickereien und dergleichen ſo fremd und widerſpenſtig an, wenn ſie in Fächern eines Antikenſaales dicht neben einander ſtehen, wie ſie im Leben und in ihrer Zeit nie waren: aber ganz anders und traulich ſchauen ſie vom Platze ihrer einſtigen Beſtimmung zu uns nieder, z. B. wenn wir in dem Kreuzgange einer Abtei wandeln, und die Bilder der Äbte da hängen, im ſtrengen, ernſten Style gemalt, und von Alter ſchwarz und düſter geworden, oder die Steinbilder in Säulengängen oder auf Kirchhöfen; die alten Geräthe und Meßgewänder in der Sacriſtei, die Waffen- und Prunkſtücke in der Burg, und endlich die Geſchirre und Stoffe und Truhen im Hauſe des Bürgers.

Ich kannte einmal einen Mann — damals hielt ich ihn für einen großen Narren, jetzt aber wäre ich ſelber ſo, wenn ich in ſeiner Lage wäre — dieſer Mann hatte ein Haus auf dem Lande, welches von ſeinen Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch nicht bewohnt worden war, es ſtrotzte daher von abenteuerlichen Sachen und Alterthümern. Der Mann ließ nun das Haus wie es war, kein Nagel durfte verrückt, kein Pfoſten angeſtrichen, kein Fenſterrahmen moderniſirt werden, von Schreinen, Bettgeſtellen, Getäfel u. ſ. w. durfte erſt vollends nichts angerührt oder verunglimpft werden, nur wurde alles Schadhafte ausgebeſſert, und das Haus in wohnlichen Zuſtand verſetzt, weil der Mann geſonnen war, es ſein Lebtage zu bewohnen. Nur hatte er die Anſicht — und dies war es, was ich für die Narrheit hielt — er hatte die Anſicht, daß man die Ausbeſſerungen nicht etwa im Geiſte und Style des bereits Vorhandenen machen müſſe, wie ich und die andern Vernünftigen gethan hätten, ſondern wo etwa ein Fenſterflügel fehlte, ſetzte er neben den alten einen ganz modernen hin: der alterthümliche, invalide Sorgenſtuhl bekam einen Fuß heutiger Art; wo das Wandgetäfel fehlte, ließ er die nackte Mauer durchblicken, nur ward das Stück betüncht und nach jetziger Weiſe bemalt. Da nun überall etwas fehlte, ſo gerieth ihm das Haus zu einem gräßlichen Kontraſte, der Jeden lachen machte, der hineintrat — – aber er durfte nur einige Zeit darinnen wohnen, dann begann ſchon die Wirkung ſich allmälig zu zeigen; gerade der Kontraſt hob uns das urväterliche heraus, und da nirgends nachgeholfen war, ſo erwies ſich das Alte als echt und wirkte als ſolches. In dieſem Hauſe nun ſaß der Mann, umringt mit Dingen ſeiner Urgroßväter, und täglich gebrauchend, was ſie vor drei- bis vierhundert Jahren gebraucht hatten, und was damals ſehr ſchön und ſehr neu war. Ich war noch ein kleiner Student, als ich den Mann beſuchte, damals lachte ich ihn aus; ſeine grauen Haare waren ſelber ſchon eine Antike und die blitzenden, ſchwarzen Augen ſtanden gerade ſo dazu, wie die neuen Ausbeſſerungen zu dem alten Hauſe – jetzt iſt er ſchon längſtens todt, ſein Vetter, der das Haus erbte, hatte mehr Geſchmack. Es iſt jetzt ein blankes, luftiges Landhaus, und die Familie beſucht es jeden dritten und vierten Sommer auf einige Wochen — ich aber denke recht oft des alten, verſtorbenen Mannes und ſeines Trödels. — Ich habe kein Haus, in dem ſo ahnherrliche Dinge ſind, ich bin auch kein Alterthumsforſcher, aber das ewige Herumkriechen in alten Burgen, in öden Kirchen und aufgehobenen Klöſtern impfte mir eine kindiſche Neigung zu alten Sachen ein, und eine ordentliche Liebe zu dem verſtorbenen Manne, der das alterthümliche Haus bewohnt hatte, und ſo weit geht die Sache, daß, als ich den Titel dieſes Aufſatzes niedergeſchrieben hatte — der Leſer mag mich immerhin auslachen — ich mit einer Art Ehrfurcht zu der Arbeit ging: denn ich gehöre zu den fleißigen Beſuchern des Tandelmarktes, der nicht nur ſelber ein Stück Alterthum iſt, ſondern auch die koſtbarſten Trödelſtücke in ſich bewahrt, ſo daß ich ſchon öfters mit guter Ausbeute nach Hauſe kam.

Der Leſer folge mir nun nach dieſer Einleitung, die ihn auf den Standpunkt ſetzen ſollte, den Tandelmarkt recht von Grund aus würdigen zu können, in dieſen ſelber — wer weiß, wie lange er noch ſtehen wird, dieſe Ruine aus der guten, treuherzigen, bürgerlichen Zeit unſerer Vorväter. So wie die Hetze abgekommen iſt, und das Turnen, ſo wird man auch eines Tages die ganze, leichte, ſchwarze, bretterne Stadt abbrechen, daß nichts mehr von der vergangenen Herrlichkeit da iſt, als der große, leere Platz. Auf dieſem wird man dann junge Pappeln pflanzen, daß einſt eine recht ſchöne Allee daraus werde.

Ich habe den Leſern ſchon früher an einem andern Orte geſagt, daß um die eigentliche Stadt Wien herum, wie um jede Feſtung, ein freier Platz, Glacis, laufe, damit bei Belagerungen die ſchweren Kugeln darauf ſpielen können, aber wie ein ergrauter Kriegsheld ſeine Waffen nur mehr als Schmuck und Ehrenzeichen trägt, ſo trägt heut zu Tage Wien ſeinen Harniſch und Schild, mit denen es zu ſeiner Zeit die Türken ſo wacker zurücktrieb, auch nur mehr zur Erinnerung und zur Zierde.

Darum hat das Glacis eine ganz andere Bedeutung bekommen; zum Theile iſt es noch, was es war, ein geräumiger Übungsplatz der hieſigen Garniſon, die andern Theile aber ſind ſo mit Alleen beſetzt, daß es wie der anmuthigſte Spaziergang, ja ſtellenweiſe wie der dichteſte Park ausſieht. Jenſeits des Glacis ſteht der Wald der Vorſtädte um die eigentliche Stadt herum, und es wäre Schade, wenn einmal eine zukünftige Zeit auf den Einfall kommen ſollte, dieſen freien Raum zu verbauen; denn er iſt als Spaziergang unſchätzbar, und als Luftbewahrer für die große Stadt wahrhaft eine Wohlthat. Auf dieſem Glacis an dem rechten Ufer des Wienfluſſes ſteht nun auch, wovon wir in dieſem Aufſatze handeln wollen, der Tandelmarkt. Es iſt dies eine Sammlung uralter, hölzerner Hütten, die förmlich wie eine Stadt in Gaſſen getheilt und numerirt ſind, und all das enthalten, was man von einem Tandelmarkt verlangt. Da nun wenige Städte, namentlich Reſidenzen, eine Anſtalt dieſer Art, oder vielmehr dieſen Überreſt einer vergangenen Zeit aufzuweiſen haben werden, und da ſich gerade hier ein guter Theil der eigenthümlichen Bevölkerung Wiens treibt und ſchiebt, ſo wollen wir der Sache einige Blätter widmen.

Tandeln, Tandler, Tandlerin ſagt man in der gemeinen Wienerſprache, ſtatt Trödeln, Trödler, Trödlerin, und man verſteht unter dem Geſchäfte ein Handeltreiben mit aller und jeder Gattung von Plunder, alten und neuen Zeugs, und es wäre ſchwer, ja es wäre eine Herkules-Aufgabe, in eine allgemeine Formel zu bringen, was alles Gegenſtand des Tandlers ſei und ſein könne, von dem koſtbaren Perlenſchmuck und der goldenen Cylinderuhr an bis zu dem einzelnen, verroſteten Schuhnagel herab, von dem Zobel- und Hermelinpelze bis zu dem vertretenen

Stallpantoffel, von Silber, Borden und Seidengeflechte bis zu altem, weggeworfenem Riemwerk und Leder. Alle Stände, alle Alter und Geſchlechter, alle Zeiten ſind hier vertreten.

Es ſind auch in der Stadt und in den Vorſtädten einzelne Trödlergewölbe, und man erkennt ſie von weitem an den herausgehängten Bildern, Uhren, Meerſchaumpfeifen, Gewehren, Kleidungsſtücken u. ſ. w., aber der eigentliche Sammelplatz, gleichſam der poetiſche Clubb aller alten, verſchollenen und verblichenen Dinge iſt und bleibt der Tandelmarkt. Jeder, der da weiß, wie ihm als kleinem Knaben wohl war, wenn etwa die Truhe der Großmutter aufgemacht wurde, und nun ein Haufen alten Zeugs hervor kam: der ſteife, ſeidene, großblumige Brautrock, die ſchwarze Haube, von der die Seitenflügel eulenartig wegſtanden, der meſſingſpangene Himmelſchlüſſel, die hochſtöckligen Schuhe, der Fächer, die Pelzſtutzen, der Muff, dann zehn, zwanzig kleine Trühelchen und Büchslein und Fläſchlein und anderes, was kein Menſch mehr kennt — jeder, der das weiß, wird gerne durch die Gaſſen dieſes Marktes gehen, wo derlei Sachen gleich in Maſſen aufgehäuft ſind. Wie die Pferde, wenn ſie ausgedient haben, nach und nach herunterkommen, von dem edlen, kriegeriſchen Reitpferde erſt zum Kutſchenpferde, dann zum Fiakerroſſe, dann zum Zugroſſe an Miſt- und Ziegelwägen, wo es eines Tages elend verkommt: ſo haben die Sachen endlich als letztes Ziel den Tandelmarkt, wo ſie zum weiteren Vertriebe ausgeſtellt prangen, und Dinge, die im Leben himmelweit auseinander ſtanden, wie z. B. jenes Gold aus den Treſſen des Marſchallrockes, und dieſe Zigeunerweſte mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen, liegen hier friedlich und ebenbürtig beiſammen. Freilich ſind nicht lauter alte Sachen da, und es kam mir oft des Begriffes eines

Tandelmarktes unwürdig vor, daß auch ganz neue Kleider, Bettdecken, eiſerne Öfen und dergleichen herumhängen und ſtehen, aber die Sache iſt einmal ſo, und wie jedes Menſchliche, ſo entartete auch dieſe Anſtalt. Ich ſah ſo viel möglich von dieſen unzuſtändigen neuen Dingen ab und hielt mich an die alten. Und wenn man ſo die zugedeckten, dunkeln, engen Gänge voll Menſchen und Kleider und Kram entlang geht, ſo entſchädigt einen wohl hie und da eine echte, rechte Tandelhütte, die ſchon außen, wo nur ein Nagel an den Brettern Platz hat, und dann erſt recht von innen mit Trödel beſpickt und belaſtet iſt. Auf den alten, befranſten Seſſeln liegt ein Schwall namenloſer Dinge: auf den Brettern des Fußbodens bauſcht ſich ein Haufen, mitten drin der Eigenthümer, oder noch beſſer, die Eigenthümerin, ſelber in derlei Sachen gehüllt, und von dem ewigen Anblick ihrer Waare ein Geſicht bekommend, als ſei es auch ſchon Trödel geworden, und hinten, wo es dunkel wird, iſt dir, als müßte gar erſt das Zeugs kein Ende nehmen — eine ſolche Hütte war meine Sache und ich ſtöberte und ſuchte in den Dingen herum, dachte mich in ihre Geſchichte hinein, und ging oft mit einem unſchätzbaren, erhandelten Preisſtucke von dannen, welches die Meinen zu Hauſe in die größte Verlegenheit brachte, was damit anzufangen ſei.

Aber ehe ich mich in einzelne Sachen und ihre Geſchichte einlaſſe, halte ich es für Pflicht, unſern auswärtigen Leſern einen Begriff im Allgemeinen zu geben.

Auf dem Glacis, wie wir ſchon ſagten, am Wienfluſſe von der Karlskirche abwärts bis gegen den Heumarkt zu, ſtehen dicht an einander gedrängt mehrere hundert hölzerne Hütten, faſt den aufgeſchlagenen Buden eines Marktes ähnlich, da ihr Zweck Waarenauslage iſt, aber doch wieder anders, und faſt an Wohnhäuschen erinnernd, da ſie nicht ſo wandelbar wie Marktbuden ſind, ſondern ſo lange an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis ſie vor Schwärze und Alter morſch werden und brechen, wo dann an die Stelle der alten eine neue Hütte gebaut wird, bis man etwa einmal die ganze Sache als eine veraltete Barbarei ganz eingehen läßt. Die Hütten ſtehen faſt an einander, und bilden mit ihren offenen Vorderſeiten förmliche Gaſſen, in denen ſich das kaufluſtige Publikum treibt; dieſe Gaſſen ſind häufig ſelber wieder eingedeckt, ſo daß man auf dieſem Markte, wie in einer ungeheuren Bienenwabe voll Gerumpel und Menſchen herumſchliefen kann. Jede Hütte hat eine Nummer, und faſt jede ein gemaltes Schild heraushängen, wovon ſie den Namen: „zum Jäger“, „zur Roſe“, „zum grünen Baum“ ꝛc. führt. Das Ganze bildet ein langes Viereck von ſchwarzen, wettergepeitſchten Dächern, vor denen dir, wenn du ſie von weitem überſchauſt, bange wird, daß einmal ein Feuer darunter komme, und in dieſem luftigen, gedörrten Geraſſel ſchrecklich wirthſchafte. An ſchönen und beſuchten Tagen iſt das Ganze von ferne wie ein leibhafter Ameishaufen zu ſchauen, der ſich über und über rühret und regt.

So iſt der Schauplatz — und nun, welche Waaren, welche Käufer und Verkäufer ſind da? Das iſt leichter gefragt, als beantwortet. Wenn du ein Wiener biſt, und es fehlt dir was immer in deiner Haushaltung und an deinem Körper, es ſei ſo klein und unbedeutend, als es immer wolle, es ſei ſo fremdartig und allen menſchlichen Begriffen ferne liegend, als nur immer denkbar: gehe hin auf den Tandelmarkt und du bekommſt es. Freilich ſind viele Hütten ſortirt, wo man nur beſtimmte Waaren ausbietet, namentlich gilt dies von Kleidern, Lappen und Eiſenwaaren, aber dafür ſind auch andere, und dieſe, glaube ich, ſind die echteſten, wo alles und jedes zu haben iſt.

Allein wir wollen hier etwas ins Einzelne gehen.

Der ganzen ſüdlichen Seite des Vierecks entlang, da, wo die Fahrſtraße vorbeiführt, iſt die ausſchließliche Niederlage des alten Eiſens. Was ſeit Kains und Enochs Zeiten her an Eiſen und groben Metallwaaren verfertigt worden iſt, das, glaube ich, hat hier ſeinen Vertreter: Ketten jeder Art und Größe, verroſtet und neu, liegen wie Schlangenneſter an den Hütteneingängen herum, daneben das Geſchlecht der Öfen, der plumpe, viereckige, der gefällige runde und der in lauter zierlichen Säulen emporſtrebende, dann ſind die Tragherde, Kochöfen, die Zangen, Hauen, Haken, Klammern, die Schaufeln, Sägen, Bohrer, die Feilböcke, all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheeren, Beſchläge, dann ſind die Torſos, die Fragmente von einſtigen Ganzen, die bloßen Eiſenſtücke, Aushängeſchilde, Stiefel- und Krückenbeſchläge, und endlich die Sachen, die gar niemand mehr kennt; ich habe daſelbſt einmal ſogar ein Römerſchwert aufgefunden, ich beſitze es noch, habe meine Freude daran, und laſſe durchaus keinen Beweis dagegen aufkommen, daß es nicht echt ſei. So lange ich es dafür halte, iſt es echt, ich laſſe daher gar niemanden darüber reden; denn am Ende käme ſo ein Fant und bewieſe mir, daß es von irgend einem Komödienhauſe her ſei, und dann wäre es aus mit der Rarität, und ich könnte das Schwert hinauswerfen, während es jetzt bei meinen andern Memorabilitäten und Curioſitäten hängt. Alle Arten und Spielarten von Leuchtern und Kannen und Taſſen und andern Zeugs beſetzen das Innere der Hütten.

Außer den Metallwaaren haben nur noch die Kleider ſo ausſchließliche Hütten, nur daß dieſe nicht ſo einen einzigen, beſtimmten Platz einnehmen, ſondern mehr unter den andern zerſtreut ſind, doch dürfte die Nordſeite in dieſer Hinſicht am meiſten geſegnet ſein. Da ſind Hütten mit lauter Stiefeln, von dem neueſten und glänzendſten bis zu dem, der das Anziehen ſcheuen muß, damit er nicht auseinander gehe, daneben, wie Delinquenten, hängen die Röcke gebürſtet, gepreßt und herausgeputzt, die Kappen und Mützen gaffen und glotzen auf den Bänken, die Bettdecken ſind aufgeſchichtet, Frauenröcke und Schürzen ſträuben ſich, und die Wäſche iſt mit den ſchönſten rothſeidenen Bändchen umwickelt. Dazwiſchen geht es luſtig und lebhaft zu: dort probirt Einer einen Stiefel und flucht und ſeufzt dazu, hier kann ein Anderer aus dem probirten nicht mehr heraus und der Tandlerbube muß ihm denſelben herabreiten — hier wird um einen Frack gehandelt, dort packt Einer einen Bündel aus, und bietet ihn zum Verkauf, und erſchrickt über die geringſchätzigen Mienen, welche er an den zuſammengelaufenen Käufern bemerkt — dazwiſchen geht und ſchreit der Würſtelbub, der ſeine brennheiße Waare ausbietet — dann wird etwas geſtohlen, und es erhebt ſich ein Lärm und ein Verfolgen, worin die Weiberzungen am lauteſten und thätigſten ſind — dann kommt das Speiſeweib und bringt den Zettel, was alles heute zu Mittag zu haben ſei, und ſie preiſet die Sachen und frägt angelegentlich, was ſie bringen ſolle. Die meiſten dieſer Kleidertrödler ſind ihrem Gewerbe nach Schneider, manche haben zu Hauſe oder beſchäftigen anderwärts viele Arbeiter, und da werden auch ganz neue Sachen angefertigt, d. h. manche ſind wohl ganz neu, andere werden aus alten ganz neu verfertigt — ich habe oft gedacht, woher denn dieſe vielen neuen Dinge kommen, indem ich den

Widerſpruch entdeckte, daß der Tandler alle Sachen, die er einkauft, für alt und wenig werth erklärt, alle aber, die er verkauft, für ganz neu und ſehr koſtbar. Da, nicht in Betracht der Sachen an ſich, ſondern in Betracht der Börſe der Kaufenden, dieſe Waaren doch ſehr wohlfeil ſind und am Ende doch ſo lange halten müſſen, als urſprünglich beim Kleidermacher beſtellte, ſo haben dieſe Hütten ein verhältnißmäßig ſehr zahlreiches Publikum, und nicht nur von der Stadt, ſondern der ganze dürftigere Theil des umliegenden Landes beſorgt ſeine Bedürfniſſe an Kleidern vom Tandelmarkt, wobei er freilich den Vortheil hat, daß er nicht erſt lange warten darf, daß er ſich nicht zu ärgern braucht, daß der Schneider nicht Wort hält und einen den ganzen ſchönen Sonntagvormittag her warten läßt, oder daß etwas verſchnitten iſt. Freilich mit dem Anpaſſen ſieht es auch hier ſonderbar aus, aber der Käufer hat die Wahl, er kann das Ding ſtehen laſſen, wenn es ihm nicht gefällt — komiſch genug iſt es, wenn irgend ein redlicher Landmann ſeinem Buben hier ein „Stück Gewand“ kauft, es ihm nun anprobirt, den ganzen Buben auf und ab und hin und her zerrt, und ihn endlich, weil er auf das Wachſen rechnet, wie eine Scheuche einballirt, davon führt. Im Frühjahre werden die Mäntel wohlfeil eingekauft, und im Spätherbſte theuer verkauft. Bei Prunkkleidern, Theateranzügen und bei Uniformen verſtorbener Junggeſellen laſſen ſich gute Geſchäfte machen. Es ſoll ſich vor vielen, vielen Jahren eine ſeltſame Geſchichte ergeben haben. Ich will ſie erzählen, natürlich ohne ihre Wahrheit verbürgen zu können. Es ſtarb ein hoher Militär. In ſeinem Teſtamente war einer Summe gedacht, die er an irgend einem Orte anliegen hatte, allein da man nichts Urkundliches vorfand, und deshalb an jenem Orte anfragte, erhielt man die Auskunft, daß der Verſtorbene die beſagte Summe einige Tage vor ſeinem Tode erhoben, wie vorliegende Urkunde ausweiſe — allein die Summe fand ſich nicht vor. Man warf Verdacht auf ſeinen Kammerdiener, der Mann war in Verzweiflung, man ſuchte alle Fächer, alle Winkel, alle Taſchen aus — alles vergebens: da erinnerte ſich der Kammerdiener in ſeiner Angſt, daß ſein Herr gerade an dem Tage, als er erkrankte, in demſelben Uniformrocke herumgefahren ſei, in dem er begraben worden, und daß er auch in demſelben Uniformrocke in dem Bankierhauſe abgeſtiegen ſei, wo man jetzt um das Geld angefragt habe — etwa ſei es in der Taſche desſelben Rockes. Einige Mitglieder der Familie erinnerten ſich wirklich, daß der Verſtorbene an jenem Tage den beſagten Uniformrock angehabt habe. Da die Summe nun ſehr bedeutend war, ſo beſchloß man, um Öffnung des Grabes einzuſchreiten, allein da nun dies bewilligt und geſchehen war, fand man den Verſtorbenen nackt im Sarge. Der Todtengräber erwies ſich in der ſofort eingeleiteten Unterſuchung als unſchuldig. Ob man die Thäter endlich entdeckte, oder nicht, weiß ich nicht; aber das iſt gewiß, daß der in Frage ſtehende Uniformrock auf dem Tandelmarkt verkauft worden war, wo er auch von den unterſuchenden Behörden mittelſt des Kammerdieners entdeckt und erkannt wurde — und ſiehe! in der Bruſttaſche desſelben ſteckte in Papier gewickelt die abhanden gekommene Summe, wegen welcher die ganze Sache eingeleitet worden war.

Da täglich viele hundert Käufe und Verkäufe auf dem Tandelmarkte gemacht werden, und da namentlich alte Kleider, Luxusſtücke und dergleichen dort abgeſetzt werden, ſo iſt er ſchon öfter die Veranlaſſung zur Entdeckung von Diebſtählen und andern Verbrechen geworden; denn da nach Erhebung des Thatbeſtandes ſogleich an alle Trödler die Beſchreibungen der Gegenſtände abgehen, ſo kann es geſchehen, daß, wenn der Schuldige mit der Sache ankommt, um ſie vortheilhaft anzubringen, e ſammt derſelben zurückgehalten und ausgeliefert wird.

Außer den zwei Gattungen von Hütten, nämlich den Eiſen- und Kleiderhütten, ſind keine mehr, welche ſo ausſchließlich wären, nur einen einzigen Artikel zu verſchleißen, wenn man etwa die öſtliche Seite ausnimmt, wo mehrere Hütten ſind, in denen ausſchließlich Bettſachen verkauft werden, von dem fadenſcheinigen Strohſacke an bis zum blüthenweißen, ſchwellenden Flaumenkiſſen. In allen andern Buden ſind die Waaren mehr oder weniger gemiſcht, und je mehr alt und neu, vornehm und gering, ganz und gebrochen, ſtaubig und rein durcheinander gemiſcht iſt, deſto mehr, glaube ich, verdient die Hütte den Namen einer Tandler- oder Trödlerhütte. Freilich wäre für einen humoriſtiſchen Pinſel eines jener alten, unübertrefflichen Holländer eine ſolche Hütte ein beſſerer Gegenſtand, als für meine ſchwache Feder, aber ich will es dennoch verſuchen, mit dieſer ſchwachen Feder ein Schattenbild einer ſolchen Hütte zu zeichnen: Sie iſt vorne ihrer ganzen Länge nach offen, und dennoch iſt es ſchwer in ſie hinein zu gehen; denn zu beiden Seiten ihrer Querwände laufen Hinderniſſe gegen den Eintritt vor. Rechts ſteht ein Ding — einen Stuhl würde ich es nennen, wenn ich es ſehen könnte, aber vielleicht iſt es auch etwas anderes, kurz, es iſt überdeckt mit einem Stillleben von Lumpen und Kram; Tuchenden ſchlingen ſich um Abſchnitzel, oder was die hundert zuſammengerollten Dingerchen ſind, das Unterfutter eines Spritzleders drängt ſich vor und hängt gegen die Erde; ein ſpaniſches Rohr lehnt daran, zuſammengerollte

Bettdecken liegen oben auf, ein Lichtſchirm ſtrebt empor, und auf ihm reiten Halsbinden; unter einem Keſſel quillt ein faſt neuer, friſchgrüner Teppich hervor, der ſich auf die Erde fallen läßt; auf ſeiner Schleppe brütet ein Mantelſack und das Felleiſen eines Handwerksgeſellen, beide im Dienſte ergraut; hinten ſchaut noch ein Degengefäß hervor — all dieſes liegt und lehnt auf dem Stuhle, wenn es einer iſt; denn, wie geſagt, es iſt eine Erhöhung über den Boden, die mit einem Trödelberge beladen iſt, der ſelber wieder an die Sachen ſtreift, die hängen, nämlich an der Außenwand, wie z. B. eine Wärmpfanne und eine Guitarre an einem Nagel, an dem daneben ein Bündel Ausklopfſtäbe, Fächer und Sonnenſchirmgerippe, dann Pfeifenröhre, Bratſpieße und ein Gewehrkolben, ein eiſernes Fenſtergitter lehnt an den äußerſten Grenzen, beinahe im Rücken der Hütte. Links wehren ähnliche Verhaue den Eintritt, oder ſie ſind eigentlich Feſtungswerke, nämlich es ſtehen Reiſekoffer über einander, beladen mit allem möglichen ledernen Reiſeding, oder auch nicht zur Reiſe, wenn's nur von Leder iſt; daneben ſteht noch ein kurzes Bänkchen, welches mit Büchern belegt iſt, mit einigen Doſen, alten Notenpapieren, Maultrommeln und Lithographien — und wenn du etwa die Bücher unterſuchen willſt, ſo ſchrecke dich nicht an dem Streicheln, das du an deiner Wange empfindeſt; es ſind nichts als die Röcke und Mäntel und Weſten und Damenkleider, die da herabhängen und den Berg unter ſich beſchatten. Neben ihnen iſt noch ein Brett beigenagelt, auf dem Ölgemälde hängen, die Licht brauchen, oder einen guten Rahmen haben; die andern lehnen an den Koffern tiefer gegen das Innere, oder gar auf der Erde, wo ich einmal den alten Vater Laudon neben zwei Kurierſtiefeln auf dem Kopfe ſtehen ſah. Zwiſchen den Bildern auf dem Brette und unterhalb ihnen hängen Tabakpfeifen, auch Beutel, manchmal ein Klarinett, ein Barometerbrett, eine Windbüchſe, ja einmal ſah ich einen von oben bis unten aufgeſprungenen Fagott ſo ernſthaft da lehnen, als wäre er durchaus noch zu gebrauchen. So wichtig iſt das Äußere ſolcher Hütten, daß, wenn die gegenüberſtehende ihre Hinterwand herwendet, gewöhnlich der Beſitzer der andern auch noch an dieſer ein Bänkchen anbringt, auf dem eine Sammlung Uhren und Glasſtürze, Kaffeemaſchinen, Taſſen nebſt Papieren und Büchern ſtehen; darunter ſtehen Stiefel und Schuhe, ja zuweilen ſind als Servitut, die der Hinternachbar erſitzen will, Nägel in die fremde Hütte geſchlagen, und es hängen Piſtolen, leichte Flinten und Augengläſer daran, während ſchwere Scheibengewehre und Bolzbüchſen daneben lehnen. Die Sackuhren, als ſchon leichter zu entwendende Gegenſtände, ſind meiſt mehr in der Nähe des Verkäufers. Während auf dieſe Weiſe ſchon das Äußere einer echten Trödelbude ſo ausgeſtattet iſt, ſollte man vermuthen, mit welchem Reichthum und welcher Mannigfaltigkeit erſt das Innere bedacht ſein müſſe, aber derjenige, welcher dieſen Schluß macht, irrt ſich meiſtens bei Menſchen und bei Tandelhütten — ich will nur von den letztern ſprechen. Da des Tandlers Zweck offenbar der iſt, zu verkaufen, und da ſo viele Nebenbuhler in ſeiner härteſten Nähe denſelben Zweck haben, ſo muß er ſeine verkaufbaren Dinge ſo legen, daß ſie dem Luſtwandler, der ſie etwa noth hätte, am leichteſten in die Augen fallen, d. h. er muß ſie ſo ſehr als möglich am Rande ſeines Gebietes anbringen, wo eben der Strom der Beſuchenden vorbei ſtreicht, da er aber alle ſeine Dinge zum Verkaufe hat, ſo muß er mit allen gegen Außen drängen; daher die meiſten dieſer Buden gegen innen verhältnißmäßig leer ausſehen,

Bibl
Univer
Lips

aber im Grunde ſind ſie es doch nicht, ſondern der Trödler oder die Trödlerin räumt alle Dinge, von denen ſie eben jetzt nicht erwartet, daß ſie einen Käufer finden werden, zurück in das Innere ihrer Behauſung; auch andere, die nicht gerade ein gangbarer Artikel ſind (und gerade ſind dies oft die beſten und antikſten Curioſitäten) befinden ſich in ſeiner Nähe; aber auch nicht ſelten geſchieht es, daß auch der ärgſte, ausgedienteſte Plunder hinten liegt, und ſich hinter die Bänke und Fächer zurückzieht, wo er mit dem uralten Staube ſich verbrüdert. In der meiſt etwas dunkeln Tiefe der Bude ſitzt der Tandler oder die Tandlerin, entweder mit Ordnen beſchäftigt, oder das erkorne Handwerk treibend, oder nach Kunden ſpähend, oder mit den Nachbarn und den Nachbarinnen ſcherzend und plaudernd, und in der That, es findet ſich bei dieſem Schlage von Menſchen eine eigene Gattung von Witz, der nicht ſelten recht wieneriſch, manchmal ſogar ſprühend iſt. Die Bilder und Gleichniſſe ſind von ihrer Umgebung genommen und meiſt ſehr treffend. Unvergleichlich ſind ſie im Einkaufen ihrer Artikel, und ſie müſſen es ſein, da ſie nicht anders als wieder wohlfeil verkaufen können. Ich ſelber ſtand einmal dabei, als ein hageres, blaſſes Weib mit einigen Zinntellern kam, die ſie ſchüchtern aus einem Fetzenbündel herauszog und zum Verkaufe anbot. Der Mann der Bude ſah wie zufällig hin und fragte um den Preis; er wurde genannt: der Mann ſagte, dieſe Sachen könne er überhaupt nicht gebrauchen, er rathe ihr, nach Hauſe zu gehen und die Dinge aufzubewahren — es war erſtaunlich, mit welcher Troſtloſigkeit das Weib da ſtand; nie habe ich das Bild getäuſchter Hoffnung deutlicher geſehen — der Budenmann kramte auf dem Boden herum, ordnete ſeine Artikel und fing endlich aus einer Goldborde die

Fäden zu zupfen an — das Weib ſtand noch immer da, und regte ſich nicht; endlich, da ſie ſehr zögernd fortzugehen ſich wendete, ſagte er ihr, daß er höchſtens aus Rückſicht ſo und ſo viel geben könnte, dann aber dürfte ſie gewiß ſein, daß die Teller ſo lange da liegen bleiben werden, bis ſein Urenkel ein alter Mann ſei — der Preis aber war ein Fünftel der Summe, die ſie anfangs gefordert hatte, und die mir ohnedem ſehr beſcheiden geſchienen. „So geh' die Frau herein,“ rief er wieder, als ſie noch immer halb zu gehen, halb zu bleiben zauderte — dieſer Ruf ſchien ſie plötzlich zu beſtimmen, auch dünchte es mir, daß ſie froh war, auf dieſe Weiſe den Blicken der Umgebung zu entgehen. Endlich kam ſie wieder aus der Hütte zum Vorſchein, aber ohne die Teller, und ſie ging ſchnell durch die Reihen davon. In der Abſicht, zu dem Blutgelde der abgepreßten Waare noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen, ging ich ihr nach; denn ich bildete mir faſt ein, nur die allerbitterſte Noth habe ſie zu dem Verkaufe der Zinnteller bewegen können, die etwa noch ein altes Hausſtück von Voreltern her ſein mochten; denn wäre ſie blos leichtſinnig, ſo wären die Zinnteller gewiß ſchon längſt nicht mehr in ihrem Beſitze, da ſie ſchon vor langer Zeit aus aller Mode und allem Gebrauch gekommen waren, und meiſt nur als todte Küchenſtücke herumliegen mögen. Als ich ſie erreicht hatte, fragte ich ſie, ob ſie die Teller verkauft hätte. „Ja.“ — „Nun! hat der Mann mehr gegeben, als er anbot?“ — „Ach nein,“ antwortete ſie, „aber es iſt ein curioſer Handelsmann; er kaufte mir die Teller ab um den Preis, den er ſelber beſtimmt hatte. Als aber der ganze Handel aus war, gab er mir gerade ſo viel darauf, als ich anfangs gefordert hatte, und ſagte: „Sieht die Frau, den Markt kann ich nicht vertheuern, und Zinn iſt eine Lumpenwaare, aber da ſchenke ich der Frau das andere, es iſt ein pures Almoſen, weil jezt die Zinszeit erſcheint. — So, in Gottes Namen! Wenn morgen die Frau wieder mit Zinn kommt, ſo kaufe ich der Frau keines ab, und ſchenke der Frau nichts.“ Dieſe Worte hat er geſagt und das Geld hat er mir gegeben. Ich gab der Frau nun die beabſichtigte Münze und verließ ſie. Faſt hätte ich nun ſelbſt die Zinnteller gekauft, an die ſich ein ſo edler Zug eines ſo unſcheinbaren Menſchen knüpfte; aber der Mann forderte einen ſo hohen Preis, als ich angelegentlich um Zinnteller fragte, daß ich ſchamroth von dannen zog, ohne ihm nur irgend ein Anbot darauf zu legen.

Es iſt wahr, im Studium der Charaktere der Verkäufer mögen derlei Einkäufer gewiß ſehr vieles weiter ſein, als alle die, die nur unter dieſen Buden nach alterthümlichen Seltſamkeiten herumforſchen. In welchen Masken mag der Leichtſinn, die Liederlichkeit, die Verſchwendung und auch wieder die Noth und die Armuth zu dieſen hölzernen Gebäuden und ihren Bewohnern kommen, um ihr leztes oder ihr beſtes Scherflein feil zu bieten! Wie oft mag auch der Wuchergeiſt anklopfen, um ihnen Waare anzutragen, an der er ſelber wieder Gewinn ziehen will! Wenn da eine Art kalter Technik und ruhiger Pfiffigkeit in ſie kommt, ſo iſt es gewiß nicht zu verwundern, und mein Zinnkäufer mag am Ende doch noch ein ſo engherziger Trödler geweſen ſein, als es nur immer einen auf Erden geben mag.

Zuweilen aber werden auch ſeltſame Käufe gemacht, bei denen der Trödler wieder der verlierende Theil iſt, weil es doch geſchehen kann, daß ihm Gegenſtände in die Hände kommen, über deren Werth und Weſenheit er keine Ahnung hat. So geſchah es z. B. vor fünf oder ſechs Jahren, daß eine Frau, die öfter alte

Fußteppiche u. dergl. auf dem Tandelmarkte zu kaufen pflegte, auch wieder einmal dort war, und mehrere größere und kleinere Stücke grauen Seidenzeugs, einiges Meſſinggeſchirr und gemalte Soldaten für ihre Kinder kaufte. Da aber der Trödler ſagte, er gebe das Meſſinggeſchirr nicht ohne die ſechs Bilder in Goldrahmen, die dabei lagen, weil er alles zuſammen einlicitirt habe, und da die Frau das Geſchirr beſonders gerne gehabt hätte, die Bilder aber auch nur zwei Gulden koſteten, ſo nahm ſie dieſelben, indem ſie meinte, ſo viel müſſe ſie ja wieder für die Rahmen bekommen, wenn ſie dieſelben putzen und verkaufen ließe. Aus dem Seidenzeuge wurden die ſchönſten Puppenkleider gemacht, das geſcheuerte Meſſing prangte und funkelte in der Küche, mit den Soldaten hatten die Knaben die größte Freude, die ſechs Bilder aber lagen in der Plunderkammer. Erſt ein Jahr nach dem Einkaufe, da einmal die ganze Wohnung friſch ausgemalt und gereinigt wurde, dachte man an die Bilder, und die Mutter und die älteſte Tochter begannen aus Unkenntniß der Sache die Goldrahmen, die geſchwärzt und mit Fliegenkoth über und über beſchmutzt waren, zu waſchen und erzielten auch glücklich, daß das Gold verſchwand, und ſtellenweiſe eine rothe Grundirung, oder gar das bloße Holz zum Vorſchein kam, man lachte einander aus, und die Bilder — die erſt recht ſchwarz und dunkel waren, ſo daß kaum hie und da ein rother oder blauer Lappen zu erkennen war, wurden nicht einmal einer Waſchung würdig gehalten, und wären beinahe gänzlich weggeworfen worden, wenn nicht zufällig der Vergolder dazu gekommen wäre, der die neuen, ſchweren Spiegelrahmen brachte, und der Frau rieth, die Bilder doch unterſuchen zu laſſen. Sie willigte ein, und er verſchaffte ihr einen jungen Mann, der das Geſchäft übernehmen wollte.

Es ging anfangs bei dem erſten behutſamen Waſchen dichter, brauner Ruß und faſt Küchenpech von den Bildern, worauf ſie ſich ſämmtlich als alte, niederländiſche Genreſtücke auswieſen von mittelmäßigem Werthe, nur daß zwei von ihnen deutliche Spuren ſpäterer Reparaturen und öfteren Übermalens auswieſen, und da man nun mit Weingeiſt und Terpentin und andern Mitteln vorſichtig dieſe jüngeren Retuſchen behandelte, ſo kamen unter ihnen die geiſtreichſten Striche und Lichtſetzer zum Vorſchein und endlich, da man die Urbilder mit größter Sorgfalt bloßgelegt hatte, ſo zeigten ſich zwei der allerſchönſten, kaum ſichtbar beſchädigten Tenier. Der Frau wurden hundert Dukaten für die beiden Bilder geboten, allein ſie hatte eine ſolche Freude an ihnen und an dem ſeltenen Zufalle, daß ſie dieſelben in neue, prachtvolle Rahmen ſetzen und im Prunkzimmer aufhängen ließ, wo ſie noch zu dieſer Zeit makellos hängen und die Freude und Bewunderung der Kunſtkenner erregen.

Wie oft ſich nun ſolche Zufälle auf dem Tandelmarkt ereignen, kann ich denen, die etwa Neigung zu ſolchen Käufen haben, nicht ſagen, wenigſtens ich, der ich ſeit der Zeit jedes nur im mindeſten verdächtige Bild, das mir in den Wurf kam, kaufte, habe bisher nichts anderes erſtanden, als elende Schartecken, und je mehr Ruß auf einem Bilde war, ein deſto gräulicheres Familienportrait kam zum Vorſcheine, wenn ich es wuſch. Auch mit den Rahmen hatte ich wenig Glück, außer mit einem, der von Semilor war, ſich daher reinigen ließ, und jetzt einem guten Bilde zur Zierde dient, das in meinem Zimmer hängt.

Außer den Bilderſpekulanten, deren Zahl ich durch dieſe meine Erzählung wahrſcheinlich vermehrt habe, exiſtirt ſchon ſeit längerer Zeit eine Race, die den Tandelmarkt wie eine andere

Leipziger Meſſe befährt. Es ſind die Bücherſpekulanten, die darauf ausgehen, ob ſie unter den ſchon von Urahnen her liegenden Büchern nicht etwa eine ſeltene Ausgabe, ein Curioſum oder dergleichen ergattern können. Man ſieht ſie da oft ſtundenlange an einem Bücherbrette ſtehen und die darauf liegenden Stücke einzeln durchſuchen, ja, wenn nur mehr Fragmente vorhanden ſind, werden die Reſte von Blättern befragt und erforſcht. Kommen irgendwo zwei dieſer Bücherhamſter zuſammen, ſo ſieht man, wie jeder dem andern zuvorzukommen ſucht in Ergreifung von ſolchen Stücken, die etwa mit einem Schweinsleder-Einbande hervorblicken, oder in Folio ſind, oder klein, beſchmutzt und von Pergament. Die Geduld dieſer Leute iſt von keiner übertroffen, höchſtens ſteht ihr die eines Anglers gleich, wenn ſich nur einmal die Sage verbreitet, es habe Einer ein Exemplar dieſer oder jener ſeltſamen Edition aufgetrieben, ſo ſtärkt ſie dies wieder zu ſiebenjähriger Ausdauer, wo ſie nichts finden, als die vier Heymonskinder, Baſedows Elementarbuch, Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen oder gar neue Taſchenbücher und Albums, die ſolchen Claſſikern ein Gräuel ſind. Es fällt mir bei dieſer Geſchichte immer ein verſtorbener Onkel von mir ein, der faſt auf dem Punkte war, das Angeln aufzugeben, als ihm der Himmel das Unglück geſchehen ließ, daß er einen Aal fing, was die Folge hatte, daß der ſelige Onkel noch ſiebenzehn Jahre angeln ging, und von dem Aal erzählte, bis er ſich naſſe Füße und das Podagra zuzog, das ihn hinter den Ofen bannte.

Ich wünſchte in dieſem Aufſatze noch zu erwähnen, daß der Tandelmarkt auch der Stapelplatz jener Tücherſorten aller Arten und Farben iſt, welche Sorten nur in ſehr kleinen Stücken verſchleißt werden (der Pöbel nennt ſie Flecke), und welche Sorte durch eine induſtriöſe Klaſſe hingeliefert werden, die dieſe Formate erſt geſchickt erzeugen: aber ich fürchte, man mache mir den Vorwurf, ich ſtichle auf die Sünde eines ganzen Standes, an deren Daſein ich doch eigentlich gar nicht glaube. Wer weiß, wo die Flecke des Tandelmarktes her ſind, die freilich exiſtiren — oder können es nicht ganz legitime Flecke ſein? ganz nothwendige Flecke? apodiktiſche würde der Philoſoph ſagen.

Bevor ich ſchließe, bin ich eigentlich noch ſchuldig in zwei Worten zu ſagen, warum denn ich den Tandelmarkt beſuche und ſogar beſchreibe. Daß ihn meine ſchwache Feder beſchreibt, ja mit Vorliebe beſchreibt, und daß ich ihn ſchon früher, ehe noch an eine Beſchreibung gedacht wurde, beſucht habe, daran iſt eigentlich das ſchöne Geſchlecht ſchuld. Mit ſeiner ungeheuren Vorliebe für Flitter und Schmetterlingartigkeit, mit dem weſenloſen Tande, womit es ſich behängt, hat es mir vermöge des Widerſpruchgeiſtes, der mich beſeelt, eine ordentliche Zuneigung und Liebe für antike, verſchollene und allen Begriffen heutiger Schönheit Trotz bietende Sachen eingepflanzt, ſo daß ich mich in meinem Arbeitszimmer mit allerlei ſoliden, uralten Dingen umgab, die den nöthigen Gegenſatz bilden zu dem Falter- und Spinnenwebengeiſte, der draußen herumflattert — freilich wenn alle Mode wieder in dieſem Style wäre, würde es mir vielleicht noch unerträglicher und langweiliger werden, ich weiß es nicht — kurz, ich liebe die alten Sachen und freue mich immer ſchon im Voraus, wenn ich z. B. eine ganz alte und ſeltſame Pfeife aufgetrieben, was das Abendkränzchen im Gaſthaus ſagen werde, wenn ich damit angezogen käme. Einen Narren heißen ſie mich — mag ſein, ich beneide den nicht, der keine Narrheit hat. Die jetzige Rococonarrheit kommt der meinigen ziemlich nahe, da meine aber noch rococoer iſt, ſo hoffe ich damit ſchon zu halten bis zu meines Lebens Ende, und dann mögen unſere Enkel und Urenkel zuſehen, wie ſie mit der ihrigen zurecht kommen. Bis dahin beſuche ich noch zuweilen den Tandelmarkt und erziele doch von Zeit zu Zeit ein Stück in meine Raritäten-Sammlung, das mich auf Wochen hin ſtärkt.

Die Charwoche in Wien.

Es iſt eine eigenthümlich wehmüthig ſanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen dieſer Woche nennen höre; ein Stück meiner Heimat und Kindheit, ein liebes, reines, feierliches Stück derſelben kommt mit dem Namen zurück. Selbſt die Jahreszeit, in welche dieſes Feſt fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht. Auf den Feldern, die meinen Geburtsort umgaben, war der Schnee bereits weg, aber ſie lagen noch naß und ſchwarz vor der Sonne; die Luft war ſchon mild und blau, aber die Bäume ſtanden noch mit dem ſchwarzen, laubloſen Gitter in derſelben; die Wieſen begannen ſachte zu grünen, und an dem Bache und an den Waſſerfäden der Wieſengräben liefen bereits dunklere, grüne Säume mit der Knoſpe oder gar ſchon der Blüthe der Butterblume, welche Blume bei uns zu Hauſe den ſchönen Namen Oſterblume führt — die ganze Frühlingsſehnſucht, in allen Weſen, beſonders aber in Kinderherzen lebendig, ſchlug bereits in heller Lohe auf: da kam noch die Charwoche dazu, dieſe Woche voll religiöſer Feier und Gefühle, voll Myſterien und Geheimniſſe, die mit zauberhafter Gewalt auf die jungen Herzen wirken. — Schon am

Palmſonntage begann ſie in unſerer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt, wahrſcheinlich, weil man durch die Zweige jene Palmen repräſentirt, die einſt dem einziehenden Heilande geſtreut wurden — die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und faſt jeder Mann hielt einen Palmenſtamm empor, den er ſchlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geſchnitzt hatte, und an deſſen Spitze ſich ein dichter Buſch von Palmen, d. h. von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete. untermiſcht mit dem dunkeln Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düſtere, ernſte Feier gaben, namentlich wenn der ſanfte, blaue Weihrauch der Kirche durch ihre Zweige quoll, und über den Wipfeln die ruhigen Orgeltöne hinſchwammen. Dann kam der Montag und die Verbereitungen begannen zu dem traurig feierlichen Feſte. Die Altäre waren von oben bis unten mit Schwarz behängt; ſtatt der wehenden Fahnen der Zünfte ſtanden die nackten Stangen empor; ein emſiges Hämmern und Sägen hörte man des Nachmittags aus der Kirche — ein Gerüſte erhob ſich — ungewöhnliche, feierliche Kirchengebräuche geſchahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, ſelbſt das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefſten Trauer machte, in der Kirche aber ſtand das ſchwarze Grab mit ſeinen flimmernden Lampen von düſterem Roth und Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer, lautloſer Stille betend, und in tiefer, lautloſer Stille knieten auch die zwei Kirchendiener als Wächter bei dem heiligen Grabe — ſo groß iſt die Macht der dem Menſchen angebornen Religionsweihe, daß mir als Kind, wenn ich in jenen Tagen nur kaum erſt die Schwelle der Kirche betreten hatte, ſchon die

Schauer der Ehrfurcht ins Herz kamen, und daß ich mit tiefſter Andacht und Zerknirſchung vor dem heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menſchenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, ſondern das bedeutete, was vor zweitauſend Jahren als das Geheimniß der Erlöſung geſchah, und ſeither in der Seele der Menſchen fortwirkte. Dann löſete ſich gemach die Trauer: als Vorbote kamen ſchon Samſtags Vormittag die Glocken, ihr Ton war ſo erfreuend und noch erfreulicheres kündend. Abends war das Feſt der Auferſtehung. Sonnenhell war es in der Kirche von hundert funkelnden Kerzen; erhabene Muſik rauſchte, und die Menſchen waren geputzt, um jenes Ereigniß zu feiern, das als das größte Wunder, als der Grund des Glaubens anerkannt wurde, die Auferſtehung. So freudenreich iſt dies Ereigniß, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Oſterſonntage nicht wie gewöhnlich auf, ſondern hüpfe dreimal freudig empor. Jeden Oſterſonntag wollte ich das Wunder anſehen, aber jedesmal verſchlief ich es — und als ich ſo groß gewachſen war, daß ich es nicht mehr verſchlief, da glaubte ich es nicht mehr. Des andern Tages beim Hochamte leuchteten alle Altäre, hingen die Zunftfahnen in ſchwerer Seide herab, wallte der Weihrauch, ertönte die Muſik, und am Altare klangen die feierlichen Hymnen, und freudig ging ich aus der Kirche, daß die Trauer ſo zum Jubel geworden, aber auch traurig, daß die ſchöne Woche vorüber iſt, und nun eine Reihe gewöhnlicher Tage folge.

Was ich auch ſeitdem geirrt und geſucht, wie ich geſtrebt, was ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was ſich auch immer geändert: jenes tiefe, religiöſe Gefühl für dieſe bedeutungsvolle Woche der Chriſtenheit hat mich nicht verlaſſen, und immer iſt mir die Charwoche die heiligſte, feierlichſte Zeit geblieben. Als ich nach Wien kam, und ein Bewohner der großen Stadt wurde, und die erſte Charwoche erlebte, da berührte es mich freilich unangenehm, daß es hier ſo ganz anders ſei, als es ſeit meiner Kindheit in meinem Herzen nachdämmerte — ich hatte nämlich den Eindruck meiner Kindheit hier verloren, und den hieſigen, wenn er von allen Unweſentlichkeiten entkleidet wurde, noch nicht gewonnen. Ich konnte eben damals von den Unweſentlichkeiten nicht abſehen, und glaubte, das Feſt werde von ihnen geſtört. So meinte ich z. B. alle Buden und Kaufgewölbe müßten in jener Woche geſchloſſen ſein, weil auch in meinem Geburtsorte jede knechtliche Arbeit in derſelben ruhte; hier aber drängte ſich die kirchliche Feier und die Beſtrebung um den Erwerb für mein Auge zu hart an einander. Ferner in meiner Heimatkirche kniete alles nieder vor dem Grabe, oder ſtand andächtig davor, oder ſaß betend in den Stühlen; hier aber erlebte ich, daß Gruppen in der Kirche herumgingen, und blos neugierig alles anſchauten, daß man ein- und ausging, wie in einer andern Halle, daß draußen dem Kirchthore vorbei die Wägen raſſelten, ja daß Leute bei dem einen Kirchthore herein, bei dem andern hinaus gingen, ohne ſich weiter aufzuhalten, daß man mit einander ſprach, und ſich ſeine Meinung über die kirchliche Anordnung zuflüſterte, und daß man endlich von einer Kirche zur andern, von einem Grabe zum andern ging, blos um die hier übliche Gewohnheit des Gräberbeſuchens mitzumachen. Es beruhrte mich, wie ich ſagte, unangenehm — „wo iſt hier die heilige, die tiefe, die ſtille Feier deiner Kindheit?“ rief es in mir, und ich war ſo entrüſtet, daß ich durch mehrere Jahre meines erſten hieſigen Aufenthalts in dieſer Woche gar nicht ausging, um ſie nicht entheiligen zu ſehen. Aber wie die Gewalt der

Dinge langſam, jedoch ſicher, wirkt, ſo geſchah es auch, daß, als ich wieder einmal die Feier der Charwoche beſuchte, dieſelbe auf ganz andere Weiſe in meine Augen fiel, als ſonſt. Ich hatte eben in der Zeit Hauptſtadt Augen bekommen; die Einſeitigkeit und die harte Unduldſamkeit des Provinz, ja eigentlich des Waldbewohners hatte ſich abgeſtreift; ich hatte Menſchen achten gelernt in dem, was ſie ſind, und nicht ſogleich verachten in dem, was ſie nicht ſind, ja, auch die nicht gänzlich wegzuwerfen, die nichts ſind (gleichſam der leere Raum zwiſchen den Weltkörpern), wenn ſie nur nicht das Gegentheil werden, nämlich Zerſtörer an der ſittlichen Welt — darum erkannte ich, daß der heilige Ernſt der Kirchenfeier gerade in der Hauptſtadt hart neben dem Beſtreben der Induſtrie und neben dem Leichtſinne des Müſſigganges beſtehen müſſe, ja, daß gerade dieſes harte Nebeneinanderſtehen etwas Tragiſches habe, und ein eindringliches Bild des Lebens ſei, dem feſten Herzen zeigend, wie hoch das, was immer und allzeit an der Menſchheit das Heilige war, über dem Treiben und Genießen des Tages ſtehe, wenn dieſer Zwieſpalt auch das kindlich weiche Gemüth beleidigt.

So ſteht denn auch in Wien zu keiner Zeit des Jahres dieſer Gegenſatz ſchroffer da, als gerade in der Charwoche. In allen Kirchen beginnt die Feier dieſer heiligen Zeit, und in vielen Herzen aufrichtig und ernſtlich mit — dann aber gibt es viele Andere, die das Feſt mit begehen, weil es einmal ſo iſt; ſie denken eben nichts Gutes und nichts Schlechtes, nur zuweilen ſind ſie gerührt — endlich kommen die, denen es Gelegenheit zu Schaugepränge wird, und die da kommen, um zu ſehen und geſehen zu werden: immer aber iſt es noch ein Herüberwehen jenes Geiſtes aus einer einſtigen ſchöneren, tieferen, religiöſeren Zeit, das die Menſchen gerade in dieſen Tagen gleichſam zu einer Feier im Großen auf die Gaſſen und Plätze treibt, um ſich da zu ergehen, und das allgemeine Gepränge zu heben — wenn gleich jener Geiſt nur in dem tieferen Herzen noch fühlbar iſt, indeß er die Maſſen herausführt, ohne daß ſie von ihm wiſſen; denn bei wie Vielen mag es blos darum ſein, daß ſie herausgehen, weil es ſo Sitte iſt, und bei wie Vielen ſind es noch ſchlechtere Beweggründe, die ſie regieren, wie es ja bei einem Zuſammenſein ſo vieler Menſchen nicht anders denklich iſt.

Dem äußern Anblick nach iſt die Sache ſo: Wenn die Feier in den vielen Kirchen Wiens beginnt, ſo bemerkt man ſchon ein regeres Wandeln auf der Gaſſe, und ausgezeichnetere Anzüge als zu jeder andern Zeit, vollends aber erkennbar wird es erſt dann, wenn die Gräber aufgebaut ſtehen, und die Andacht zu denſelben beginnt. Da ſieht man ganze Familien, ehrbar angezogen, über die Gaſſe ſchreiten; Menſchen, die das ganze Jahr nicht in die Stadt hereinkommen, verlaſſen ihre Wohnung in der entfernten Vorſtadt, um ein oder das andere heilige Grab in der Stadt zu beſuchen, zu dem ſie ſchon von Alters her eine beſondere Andacht hegen; manche hohe Dame ſteigt vor der Kirche aus ihrem Wagen, und läßt ſich von ihrem Diener das ſchwerbeſchlagene oder in Sammt gebundene Gebetbuch reichen; eine Verſammlung von Kutſchen wartet auf ihre Herrſchaften vor der Kirchthüre; Neuvermählte gehen zum erſtenmale heuer ihren Gräberbeſuch zu machen, manche Mutter mit ihren Töchtern, manche einſame Matrone geht aus ihrer Wohnung, um ihre Andacht zu verrichten, wobei es Sitte iſt, daß man nicht etwa nur ein einziges oder zwei Gräber beſuche, ſondern in der Regel werden alle in der eigentlichen Stadt befindlichen nach der Reihe beſucht, ſo daß es in jenen Tagen den Anſchein gewinnt, als wenn die ganze Bevölkerung Wiens auf der Wanderung wäre, und zwar in ihrem Staate, in ſonntäglichen und Feierkleidern, daher es ſehr leicht ſeine Erklärung findet, was ich einmal aus dem Munde eines Fremden bemerken hörte, daß man gerade in der Charwoche in Wien die ſchönſten Kleider und die ſchönſten weiblichen Angeſichte zu ſehen bekomme. Daß von dem bloßen Müſſiggange, von der Putzſucht und Leichtfertigkeit dieſe Zeit auch benützt wird, um ihren Götzen Opfer zu bringen, iſt wohl begreiflich; daher zu gewiſſen Stunden ein ganzer Strom von geputzten Menſchen durch die Gaſſen geht, ja daß die ganze äußere Erſcheinung in den Straßen zuletzt in ein bloßes Spazierengehen ausartet. So iſt es z. B. gerade am Charfreitage und Charſamſtage gegen die Abenddämmerung Sitte, daß man im höchſten Putze über den Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz ſpazieren geht, von welcher Sitte auch ſo reichlich Gebrauch gemacht wird, daß buchſtäblich Menſch an Menſch neben einander geht, und daß auch die, die ſonſt immer zu Wagen ſind, hier zu Fuße erſcheinen, und ein breiter, glänzender Strom von Menſchen über die ganze Straße ausgegoſſen iſt, ſelten von einem fahrenden Wagen geſtört, da eben in jener Zeit faſt Alles geht, ungleich dem erſten Mai, wo wieder Alles fährt. Trotz der augenfälligen Sucht, hier den größten Kleiderprunk zur Anſicht zu bringen, bemerkt ſelbſt das an Harmonie und Schönheit gewöhnte Auge keinen Verſtoß gegen den eigentlichen Charakter der Zeit; denn insbeſonders das weibliche Geſchlecht unſerer Hauptſtadt hat einen eigenthümlichen Takt, hier, wenn auch ſeine ſchönſten, doch ſolche Kleider zu wählen, die dem Ernſte, der Ruhe und der Feier der Zeit nicht nur keinen Eintrag thun, ſondern ſogar dieſelbe emporheben. Einzelne Närrinnen, die durch Übertreibung wirken wollen, können dem Charakter des Ganzen ſchon darum keinen Abbruch thun, weil ſie in der Maſſe doch verſchwinden, wenn ſie auch im Augenblicke des Vorüberwandelns mißfällig erſcheinen mögen. Dieſe feierliche Abendpromenade dauert gewöhnlich bis in die Nacht hinein, wo es nach dem Anzünden der Laternen nach und nach aufhört, und dem gewöhnlichen Treiben des Tages Platz macht.

Tritt man im Laufe der drei letzten Tage der heiligen Woche in das Innere einer Kirche, ſo haben faſt alle daſſelbe Anſehen. Sanct Stephan hat ſeine Rieſenglieder in Trauer gehüllt; ein düſteres Dunkel herrſcht durch die großen Räume; einer der Seitenaltäre iſt zu dem ſchönen, einfachen Grabe des Heilandes eingerichtet, und eine andächtige Menge knieet dicht gedrängt davor. Wie der Tod Alle gleich macht, ſo auch die Begeiſterung und die Religion. Neben der Fürſtin, hinter welcher der reichgekleidete Diener ſteht, harrend, daß er ihr beim Hinausgehen Platz mache, knieet die Bettelfrau, und manchesmal mag es ſich wohl zutragen, daß die Fürſtin eben ſo inbrünſtig um Abwendung ihres Wehes zu dem Grabe des Heilandes betet, als die Bettelfrau um Abwendung des ihrigen. In den Stühlen ſitzen die andächtigen Gruppen herum; bei den Fenſtern ſpinnen die Frühlingsſonnenſtrahlen herein und eine ſolche Stille iſt in der weiten, dämmerigen Kirche, daß man die Fußtritte der Gehenden und Kommenden hört, und das Flüſtern der blos Neugierigen vernehmlich wird — nur draußen geht das dumpf hereintönende Brauſen und Arbeiten des Tages fort, und wenn man aus dem Thore der Kirche hinaustritt, ſo ſchlagen einem Licht und Lärm entgegen, und werden augenblicklich als ein harter Gegenſatz gefühlt zu der ſchwermüthig ſchönen Poeſie, die in dem ernſten, großen Baue liegt, den die einfältige und fromme Kraft unſerer Voreltern aufgethürmet hat. Und in der That, ich weiß nicht, iſt es die Gewalt der Andacht in dieſer heiligen Zeit oder wirkt die Erhabenheit des Baues mit: wenn man ſo die Mienen der Heraustretenden anſieht, ſo haben ſie etwas Feierliches, und ſelbſt das Geſichtchen des Bürgermädchens, das vielleicht nicht bald irgendwo ſo ſchön und lachluſtig angetroffen werden dürfte, als in Wien, ſelbſt dieſes Geſichtchen, der treue, aber ſchönere Ausdruck der ältern, neben ihr gehenden Mutter, ſieht ſehr ernſthaft und geſammelt aus, und läßt demüthig die Augenlieder ſinken über den einzigen Schalk, den ſie ſonſt vielleicht nicht völlig zu verbergen im Stande wäre — und in Wahrheit, wenn man die Herausgehenden an mehreren Kirchen beobachtet, ſo bilde ich mir ein, jederzeit bei Sanct Stephan den größten Ernſt und die größte Feierlichkeit auf den Angeſichtern geſehen zu haben, ſo daß wohl die Erhabenheit und Wunderbarkeit des Kunſtwerkes mit ſeiner Gewalt auf die Herzen wirken mochte, wenn ſie es ſelber auch nicht immer wiſſen.

Wie bei Sanct Stephan iſt es mehr oder minder in den andern Kirchen, je nachdem ihr Raum es geſtattet. Bei Sanct Peter iſt ein ſchönes, faſt heiteres Grab, und vorzüglich ſchön und herzerhebend ſind dort die ſogenannten Lamentationen; bei Maria am Geſtade iſt eine große Lichtermaſſe und eine Fülle der ſchönſten Blumen — und ſo hat jede Kirche der Stadt und die unzähligen der Vorſtädte ihre eigenthümliche Grabesfeier, und wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Wiener Bevölkerung die Meinung hat, die Andacht habe einen deſto größern Werth, bei je mehr Gräbern ſie verrichtet wird, ſo kann man ſich eine Vorſtellung machen von dem Menſchengedränge in den Straßen. Es iſt dies die einzige Zeit des Jahres, wo die Kirchengänger vor der übrigen Volksmenge auffallend werden, und der Stadt ein feierliches, gottesdienſtliches Gepränge geben.

Am belebteſten iſt der Samſtag Abend, vielleicht der belebteſte Tag des ganzen Jahres in Wien. Die Auferſtehung wird in den mehr als hundert Kirchen, in jeder mit der ihr möglich größten Pracht gefeiert, und da dies nicht überall zu gleicher Stunde geſchieht, ſo beginnt bereits um zwei oder drei Uhr Nachmittags das Gedränge auf den Straßen; es iſt buchſtäblich ein Gedränge, durch das es ſtellenweiſe ſchwer wird, durchdringen zu können; reitende Polizei und Militär muß aufgeſtellt ſein, um Ordnung zu handhaben, und über Sicherheit zu wachen. Namentlich geht gegen vier Uhr der drängende und glänzende Zug den Kohlmarkt entlang, der k. k. Hofburg entgegen, wo die Auferſtehung durch eine feierliche Prozeſſion auf dem Burghofe gefeiert wird, der die Glieder der allerhöchſten Familie, dann die hohen Würdenträger und Militärs in glänzendſten Uniformen beiwohnen, und die das Schönſte und Feierlichſte iſt, was man an dieſem Tage ſehen kann. Da aber des ſonſt zu großen Volksandranges wegen der Burghof durch Militär abgeſperrt iſt, ſo ſucht jeder, der nur irgend einen Bekannten in der k. k. Burg hat, ein Plätzchen an einem der Fenſter zu gewinnen, die den Burgplatz umgeben, damit er die Feier ſehen könne, und die, welche keinen Freund oder Bekannten haben, beſtreben ſich dennoch, durch einen oder den andern Eingang hinein zu kommen, um irgendwo ein Zuſchauerplätzchen zu gewinnen. Da aber alle Thore und Pförtchen durch Wache beſetzt ſind, ſo ſtauet ſich vor ihnen die Strömung auf, insbeſondere da es doch der einen oder andern Gruppe gelingt, durch Unterhandlung und Liſt oder ein klein Biſchen Gewalt einzudringen, was die Hoffnung der Uebrigen wieder anſpornt, ſtehen zu bleiben und auszudauern, da ſie gar wohl wiſſen, daß der öſterreichiſche Soldat viel zu gutherzig iſt, als daß er gar arg mit dem Kolben ſeine Landsleute ſtoßen ſollte, vorzüglich, da es ſich hier gar nicht um das Heil des Landes handelt, und es einerlei iſt, ob noch ihrer zwanzig mehr drinnen ſind, oder nicht — und wenn ſie auch nichts mehr ſehen können, ſo ſtehen ſie dann doch ruhig und ſicher in dem dunklen Gange und hören die Geſänge des Umganges hinein. Diejenigen, welche durchaus nicht eindringen können, begnügen ſich mit der Luſt, die in ihren Uniformen Auffahrenden zu beobachten und zu bewundern, welche der Prozeſſion beizuwohnen haben. So iſt in jenen zwei Stunden die Hofburg dicht von einem Schwarme von Menſchen belagert, aber von geputzten, friedlichen, ſchauluſtigen Menſchen. Wenn nun die Feier vorüber und der freie Durchgang wieder geöffnet iſt, ſo verſiegt und verrinnet die Menge in die anſtoßenden Gaſſen.

Gehen wir nun auf den Platz von Sanct Stephan.

Eine den Platz erfüllende Maſſe von Volk ſteht auch hier um die Kirche, das ſchwarze Gebäude ſteigt wie ein Gebirge aus der bunten Menge empor, und die tiefen Klänge der großen Glocke fallen von dem Thurme nieder, ſo wie von allen andern Kirchen der Stadt und der Vorſtädte ein zuſammenklingendes Läuten über die Häuſer hinwallt. Das Rieſenthor iſt geöffnet (das Hauptthor, welches nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten aufgethan wird). So viel tauſend Menſchen außerhalb, theils aus Andacht, theils aus Gewohnheit, theils aus Neugierde ſtehen mögen, ſo viele ſind darinnen, wie ſie nur immer der große

Raum des Gebäudes zu faſſen im Stande iſt. Die Bürgergarde iſt im mittleren Schiffe aufgeſtellt; die Stadtbehörden erſcheinen; ein wahres Heer von Lichtern wird angezündet, und dennoch (und gerade dies gibt einen Begriff von der ungeheuren Größe des Bauwerkes) und dennoch vermag dieſes Licht nicht in alle Räume zu dringen; denn hoch oben in den Spitzbögen wohnt die Dämmerung und die Finſterniß, was, da man die Verzierungen und ſteinernen Ornamente nicht mehr ſehen kann, dem Dome erſt recht das Anſehen der Unendlichkeit gibt. Nun ertönen die Klänge der Rieſenorgel (die ebenfalls, wenn ich nicht irre, nur dreimal des Jahres geſpielt wird) und der Prozeſſionszug beginnt von der hohen Geiſtlichkeit, von den Staatsbehörden und den Bürgergarden begleitet. Es iſt eine wahrhaft erhabene Feier in dieſem Gebäude, bei dieſer Gewalt der Töne, die von dem Chore und von dem Thurme fließen, und bei dieſer Entwicklung und Entfaltung kirchlicher Pracht. Auch empfinden es die meiſten Menſchen; denn zu keiner Zeit, den Mitternachtgottesdienſt am Chriſtabend etwa ausgenommen, iſt die Kirche ſo gedrängt voll, als am Auferſtehungsfeſte und ſelbſt auf die Stühle ſteigen die Entfernteren, um die Feier ſehen zu können.

Wenn der letzte Klang vom Thurme Sanct Stephans gefallen iſt, die Menſchen aus den Thoren der Kirche herausſtrömen, und auch all die andern Thürme der Stadt ſchweigen; dann beginnt ein anderes, von dem früheren ſehr verſchiedenes Schauſpiel. Da nämlich der Oſterſonntag ein ſogenannter geſperrter Tag iſt, d. h. ein ſolcher, an dem ſelbſt die gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe nicht verkauft werden dürfen, ſo öffnen ſich nun, nachdem man die Laternen angezündet hat, alle möglichen Buden, worin Lebens- und Luxusgegenſtände für den folgenden Tag zu haben ſind, und da der Wiener gerne gut ißt, und an großen Feſttagen wo möglich gerne am beſten ißt, ſo fängt nun ein Laufen und Rennen nach Verſorgung für den folgenden Tag an, und die heimkehrenden Kirchgänger begegnen den forteilenden Mägden und Frauen, die da große Körbe an dem Arme tragen,um noch einen ſchönen und vortrefflichen Braten für morgen zu erjagen. Der Grünmarkt iſt mit tauſend Lichtern bewegt, Kirchenleute und Einkäufer ſind durcheinander gemiſcht, an den Fleiſcher- und Räucherbuden herrſcht Geſchrei und Gedränge, in den Victualien- und Bäckerläden iſt alles glänzend ausgeſtellt, daß man Oſtereier und Oſterflecken kaufe. Der Hausvater geht nach Hauſe und beſpricht ſich mit den Seinen, wie es dort und da und wieder wo anders ſehr ſchön geweſen ſei, der Junggeſelle, der Pflaſtertreter, der Durſtige wandern ermüdet in ein Gaſthaus, erquicken ſich und erzählen, was ſie heute geſehen und erlebt — und ſteht erſt eine recht ſchöne Nacht am Himmel, ſo daß Ausſicht zu Promenaden und Ausflügen auf den morgigen Oſterſonntag vorhanden iſt, ſo iſt ganz Wien ſelig und vergnügt, und der Charſamſtag iſt der ſchönſte geweſen, der ſich nur immer im Reiche der Möglichkeit erleben läßt.

Waarenauslagen und Ankündigungen.

Es iſt eine ganz einfache Thatſache des Verſtandes, daß Derjenige, der etwas kaufen, tauſchen, erhandeln will, wiſſen muß, wo er zu kaufen, zu tauſchen, zu erhandeln habe, und daß hingegen der Andere, der zu verkaufen, zu vertauſchen, zu verhandeln hat, ſagen müſſe, daß und was er zu verſchleißen wünſche, oder daß er die Sachen ſelber zur Anſicht auslege: jedoch nicht ſo ganz einfach ſcheint es, daß dieſe Auslagen und Ankündigungen nicht nur den Zweck haben, daß der kaufe, der will, ſondern vielmehr und eigentlich den, daß der kaufe, der nicht will. — Die Sache ſcheint ſonderbar — aber ich will vom Anfange an beginnen.

Der erſte Geſchäftsmann, der einen Artikel durch Ankündigung und erlaubte Herausſtreichung geſchickt an Mann brachte, war die Schlange im Paradieſe, und Eva iſt das Vorbild und die Patronin aller folgenden nichtkaufenwollenden Käuferinnen geworden, deren Zeile ſeit den etlichen Jahrtauſenden ziemlich lange geworden iſt, und ſich in unſern Tagen raſch verlängert. Da damals das Waarengewölbe und Obſtlager eigentlich der Baum ſelber war, ſo kann man nicht ſagen, daß die Schlange eine Waarenauslage gehabt habe; alſo iſt wohl die Ankündigung die erſte Form des Geſchäftsbetriebes geweſen. Wie es ſpäter geworden, kann ich nicht ſagen, und wenn ich es auch könnte, ſo thäte ich es nicht, da ich den Leſer doch nicht durch das ganze alte und neue Teſtament bis zu den Wiener Waarenauslagen und Ankündigungen führen kann; aber das iſt gewiß, daß ſchon in den allerälteſten Zeiten Waaren angeprieſen ſein mußten, wie ja der Name Marktſchreier hinlänglich darthut — wahrſcheinlich war er damals ein Ehrenmann, und rief nur amtsmäßig aus, was alles auf dieſem oder jenem Platze zu haben. Kaufluſt iſt ohnedem ein altes Erbübel des menſchlichen Geſchlechtes; daher iſt es kein Wunder, daß man bald auch darauf verfiel, dieſe Kaufluſt noch mehr dadurch zu locken, daß man die Waaren, die unſere Leidenſchaft und Begierde reizen, in Natura herumbreitete, und mitten darunter ſaß. Und wenn Witterung und Umſtände den Verkäufer nöthigten, in ein Gemach oder Gewölbe mit ſeinem Trödel zurückzukriechen, ſo half er ſich doch dadurch, daß er wenigſtens ein großes Schild vor ſeine Bude heraushing, auf dem er die verkäuflichen Gegenſtände auf das lockendſte conterfeien und ſymboliſiren ließ. So entſtanden die Wappen und Herolde des Krämerſtandes; die Aushängeſchilde und Firmen. Ja, gewiſſe Handwerke und Krämereien bekamen ganz feſtſtehende Wahrzeichen und Sinnbilder, wie ich mich denn recht gut entſinne, daß auf dem großen Bäckerhauſe meines Geburtsortes zwei grimmige rothe Löwen eine rieſenhafte Bretze in den Klauen hielten, und daß daſſelbe Bild größer oder kleiner bei den Bäckern unzähliger Orte zu ſehen war; auch Kerzen und Seife hält gerne der König der vierfüßigen Thiere in den Tatzen. – So iſt der Türke oder wenigſtens ſein Kopf der ſtete Wächter und Portier eines Tabakladens, und jeder Reiſende weiß, welche Kette von goldenen, ſilbernen, ſchwarzen, weißen Adlern er auf den Schildmauern der Wirthshäuſer angetroffen, der grünen Tannenreiſer und des geſchnitzten Bierzeigers gar nicht zu gedenken, die an keiner Kneipe fehlen dürfen. Das Ding ging endlich ſo weit, daß ſelbſt Privathäuſer, wie es z. B. in Wien der Fall iſt, gar nicht beſtehen zu können glaubten, wenn ſie nicht ſo eine Art Schild und Embleme führten, die oft wunderlich genug ſind, wie es z. B. in einer Vorſtadt Wiens irgendwo „zum Fluſſe Jordan“ heißt, oder gar „zur Unmöglichkeit“. Auch ſchöne Käſtchen ließen die Kaufherren endlich machen, wo ſie unter Glas und Rahmen einige lockende Sachen aufhängen, um den Vorübergehenden nur einen ſchwachen Begriff von den Herrlichkeiten zu geben, die erſt drinnen zu haben ſeien. Dieſes Aufmalen und Auslegen der Waaren war den Kaufleuten vor Erfindung der Buchdruckerkunſt um ſo weniger zu verargen, da ſie ja damals nicht durch die Preſſe der halben Welt ſagen konnten, welche vortreffliche und unentbehrliche Sachen bei ihnen bereit liegen. Als aber die Buchdruckerei endlich erfunden war, da konnten ſie es freilich ſagen, aber ſie behielten die Auslagen und Aushängſchilder dennoch bei, und benutzten nebenher die Buchdruckerpreſſe zur Anpreiſung ihrer Waaren, was freilich anfangs ſehr ſchwer war, als man nur erſt Bibeln und Folianten druckte, aber gegen unſere Zeit her unendlich leicht wurde, da die ſchreienden Marktſchreier und Anzeiger nach und nach abkamen, dafür aber die ſtummen in Schwung geriethen, nämlich die Zeitungen, die auf gutem Löſchpapier Alles in die Welt tragen, was geſchieht, und auch das, was nicht geſchieht, und die weit ſchneller und ausgebreiteter reiſen, als jeder Geſchäftscommis und überall leſen laſſen, was dort und da, bei dem und dem in größter Trefflichkeit zu haben ſei. Man ſollte faſt glauben, daß nun Löwen, Adler, Kameele, Laufer, fliegende Röſſel, goldene Ochſen ꝛc. überflüſſig wären und die Auslagekäſtchen ganz verſchwinden würden, da ja die Zeitung Alles ſagt, und bis in die innerſten und geheimſten Cabinete dringt; aber die Erfahrung lehrt, daß namentlich die Auslagekäſten immer mehr und mehr werden, ſo daß an gewiſſen Plätzen Wiens buchſtäblich ſtreckenlang kein einziges Mauerſtückchen des Erdgeſchoßes zu ſehen iſt, ſondern lauter aneinander gereihte, prächtige, hohe Gläſerkäſten, in denen das Ausgeſuchteſte funkelt und lockt. — Die Sache ſcheint mir daher zu kommen: der redliche Verkäufer weiß recht gut, daß, wenn er ſeine außerordentlichen und erleſenen Artikel in den Zeitungen beſcheiden anzeige, das hartnäckige Publikum doch noch immer glauben könne, er ſchneide auf; deshalb geht er hin und läßt die Sache gelaſſen ſelber reden: er thut ſie nämlich in einen unerhört ſchönen Glasſchrank, ſtellt dieſen vor ſeine Bude heraus, und denkt: „Jetzt ſeht.“

Freilich muß ich als ein aufrichtiger Schriftſteller eingeſtehen, daß auch hier allerdings eine Art Aufſchneiderei möglich iſt, die aber eben ſo gut im Schönheits- und Harmonieſinne ihren Grund haben mag, als in etwas anderm und jedenfalls dem Verkäufer nicht zur Laſt fallen kann, da der Käufer die Sache ja ſieht, und es ſich ſelber zuſchreiben muß, wenn er ſo unvernünftig iſt, von außerweſentlichen Nebendingen, die die Pracht der Erſcheinung darſtellen helfen, nicht abſehen zu können. — Jede einſichtsvolle und erfahrne Jungfrau von 17 Jahren ſoll ja doch um des Himmelswillen wiſſen, wenn ſie ein Stück Mouſſelin de laine kauft, daß ſie nicht den ſchimmernden Glaskaſten und die hundert Ellen andern Zeuges, die rings herum lagen, mit nach Hauſe nehmen kann: — aber leider iſt die Erziehung in dieſem Stücke ſo ſehr vernachläſſigt, daß ſie es nicht weiß, und wenn ſie nun den Stoff zu Hauſe auf ihrem Nähtiſche liegen ſieht, daß ſie betrübt meint, ſie habe einen wahren Lappen erſtanden, der kaum werth iſt, daß man ihn zu einem Kleide zerſchneide. Freilich, umgeben von den gehörigen, hebenden Farben, in dem vornehmen Kaſten, unter ſpiegelndem Glaſe hatte das Ding ganz anders ausgeſehen — aber das ſollte ſie ja wiſſen, und dieſe Nebendinge ſollte ſie ſich wegdenken können, ehe ſie nach dem Lappen haſcht: denn von dem Verkäufer kann ſie doch nicht erwarten, daß er ſeine Dinge in greulicher Unordnung und Widerſpenſtigkeit in den Auslageſchrein ſperre, und ihr dadurch die Meinung beibringe, ſie ſeien noch viel ſchlechter und ganz und gar elend, namentlich, da ſie bedenken ſollte, daß ein Menſch, der täglich Dinge unter Glas zu ordnen hat, die dann tauſend Augen ſehen, doch auch ſein Ehrgefühl hat, und die Dinge ſo legen und ſtellen muß, daß ſie ſeinem Geſchmacke Ehre machen, und daß er doch um Gotteswillen nicht hinter ſeinem Nachbar zurückbleiben kann, der durch alle möglichen Auslage- und Aufputzkünſte ſeiner Bude lockt.

Die ganze Sache mit dieſen Ankündigungen und Auslagen beruht auf einer wunderlichen Eigenſchaft des menſchlichen Geſchlechtes, und dies führt uns wieder auf den zu erweiſenden Punkt zurück, daß durch ſie nämlich gerade die Nichtwollenden kaufen ſollen. — Über dieſe wunderliche Eigenſchaft habe ich viel nachgedacht, um ihren Grund heraus zu bringen, aber vergeblich; dieſe Eigenſchaft iſt nämlich jene durch alle Stände und Alter herrſchende Kaufluſt, oder wie ich ſie nennen ſoll, jene Luſt und

Sucht, um einige runde, unbedeutende Metalldinge, oder gar um ein klein Stück Papier ein großes, ſchönes, unbekanntes, vielleicht unſäglich brauchbares oder ſehr ſchmückendes Gut zu erzielen. In der Kindheit, wo uns die Güter und ihre Anwendung auf unſer Ich am unbekannteſten ſind, iſt auch jene Kaufluſt am größten. Jeder von uns erinnert ſich, wenn er als Knabe einige Münzſtücke in der Taſche verſpürte, daß ſie ihn ordentlich brannten, und daß er ungeheuer viel dafür kaufen wollte, und dann mit etlichen ſchlechten Birnen und Nüſſen nach Hauſe geſchickt kam. Nach den Kindern kommen gleich die Weiber. Ihnen ſind Ankündigungen und Auslagen höchſt gefährlich, vorzüglich, wenn ſie unbekannte Formen oder neue, wo möglich ausländiſche, Namen bringen, weil ihre Phantaſie da gleich zu arbeiten beginnt: wie mag die Sache ausſehen, wie mag ſie ſtehen, ſchmecken ꝛc. Verſuchen möchte ich es doch, es kann nicht ſo hoch kommen u. ſ. w. und da ſie von Geſchäften weniger abgezogen werden, als Männer, ſo haben ſie Zeit, das verzogene Kind „Einbildungskraft“ immer noch mehr zu verziehen, und da ihnen die Natur für ihren Körper, der als erſter Wohnort des Menſchengeſchlechtes freilich wichtig genug iſt, eine ungleich größere Sorgſamkeit eingepflanzt hat, als uns für den unſrigen, den wir höchſtens in einer Kanzlei krumm ſitzen: ſo geſchieht es ihnen auch gar leicht und ſchnell, daß ſie neu angekündete oder angeſchaute Güter ſogleich zu ſich in Beziehung ſetzen, und vor Begierde brennen, zu erfahren, wie ſich's machen würde; daher ſie dann Waffelkuchen, Aſphalt, wohlfeile Perkails, Haarwuchspomade ꝛc. ſchnell verſuchen müſſen, nachdem ſie's kaum in der Zeitung geleſen. Kinder laſſen ſich weniger durch Worte, aber mehr durch das Glänzen der Sachen beſtechen. Weil das ſchöne und zarte Geſchlecht nun einmal dieſen Hang hat, und ihm auch mehr nachgehen kann, ſo erlangt ſein angebornes Schicklichkeitsgefühl einen beſtimmten, ſicheren Takt, daß ſie doch nicht leicht ſehr weit fehl gehen und Widerſinniges ins Haus ſchaffen: jedoch wir Männer, die wir von dieſem Adamsübel ebenfalls nicht frei ſind, dasſelbe aber nicht ſo üben und zügeln lernen, wie die Frauen — wenn wir einmal von dem Kaufteufel angepackt werden, dann treiben wir es gewiß recht plump und ungeſchickt und verfallen auf das Entfernteſte und Heilloſeſte. So erinnere ich mich noch recht gut, wie mein Vater, der mit uns in einer ſchönen, kornreichen Ebene wohnte, eines Tages von einer Gebirgsreiſe einen ganzen Bündel Steigeiſen brachte, die er dort in einer Verſteigerung glücklich erſtanden hatte. Sie lagen lange im Hauſe und wurden nicht gebraucht, außer daß ſich einmal mein Bruder an einer Spitze derſelben bald ein Auge ausgeſchlagen hätte, dann kamen ſie auf den Boden, und dort, glaube ich, liegen ſie noch.

Durch das Wort „Verſteigerung“ verſchlage ich mich auf eine kleine Abſchweifung von meiner Sache, nämlich auf die Bemerkung, daß bei keiner andern Gelegenheit ſo ſehr die unvorhergeſehenſten und tolleſten Einkäufe gemacht werden. — Keiner meiner Bekannten, wenn er überhaupt einmal die Gelegenheit hatte, kann ſich rühmen, von einer Verſteigerung weggekommen zu ſein, ohne daß ihm ein Kauf widerfahren wäre, von dem ihm früher nichts geträumt hatte — ſo wie z. B. erſt neulich bei einer ſolchen Verſteigerung mein ſehr ehrwürdiger Freund, der Pfarrer von **** eine Heerpauke und einen Sturmhut gekauft hat. Die Urſache dieſer Erſcheinung mag darin liegen, daß einem die feilgebotenen Gegenſtände immer nur in lockender Ferne gezeigt werden, dann weil man durch das Mitbieten angefeuert und durch das Überbieten zum Widerſpruch herausgefordert wird, d. h. zu neuem Überbieten. Die Tante eines meiner Bekannten, ein ewig gehendes Predigtmaul und ein ſtetes Beſſerwiſſens-Bureau, darf in keine Licitation gelaſſen werden; ſie erſtände das ſämmtliche Waarenlager.

Auf dieſen Kauf- und Erwerbtrieb der Menſchen, glaube ich, ſind nun die Waarenauslagen und Ankündigungen berechnet. Wenn ein Mann, der ſein gehöriges Geld hat, vom Lande herein kommt, und nur den Stephansplatz, Stock im Eiſen, Graben, Kohlmarkt entlang geht, und all die glänzenden, lockenden Gläſerkäſten anſieht, wie ſie ohne Unterbrechung endlos fortlaufen — der Mann iſt verloren, er muß etwas kaufen, vorzüglich, wenn er etwa eine Frau und Töchter zu Hauſe hat, an die er denkt. Aber nicht blos dieſer, ſondern auch der geborne Wiener, der von Kindheit an doch an ſolche Anfechtungen gewöhnt iſt, wird zu Einkäufen verleitet, wenn er auf eine neue, oder beſonders wohl angeordnete, oder glänzende Auslage ſtößt, hineinblickt, und nun Dinge ſieht, die alles übertreffen, was er bisher in dieſer Art geſehen hat. Wirklich hat ſich aber auch in letzterer Zeit der Geſchmack und Luxus an Waarenauslagen ungemein geſteigert, und Schilder und Auslagekäſten, die man noch vor wenig Jahren als überaus geſchmackvoll und prächtig bewunderte, ſtehen nun beinahe dürftig und armſelig da, und jede neue Anſtalt dieſer Art übertrifft immer wieder die beſtehenden an Glanz und Großartigkeit. Dabei ſteigert ſich auch Kunſt und Aufwand in Herſtellung der Aufſchriften und der Aushängeſchilder, und es iſt gar nicht ſelten, auf letzteren wirklich vortreffliche Gemälde anzutreffen, ja ſelbſt bei Läden von ſogenannten

Greißlern geſchah es ſchon, daß alles Volk ſtehen blieb, weil Käſe und Beſen, Eſſigfäſſer und Eier, Seife und Wichſe, und Stroh und Baſtbündel und dergleichen wirklich täuſchend und meiſterhaft darauf gemalt waren. Aber nicht blos die Faſſung und die Käſten ſind elegant und prächtig, ſondern in der Anordnung der darin befindlichen Waaren thut ſich ein wahrhaft verführeriſcher Geſchmack kund; ich ſage verführeriſch, denn ſie verſtehen die Sachen ſo neben einander zu ſtellen und zu legen, daß es wie zufällig und maleriſch leicht ausſieht, daß aber doch das eine dem andern zur Folie dient und es hebt. Dies iſt beſonders bei denen der Fall, die mit Stoffen handeln, wo die Farben und Zeichnungen ſo gelagert ſind, daß ſie ſich gegenſeitig beherrſchen und geltend machen, ſo daß jedes Stück mit eigenthümlichem Feuer und Glanze hervorblickt; — daher gebe ich meinen ſchönen Leſerinnen den Rath: ſobald ihnen ein Kleiderſtoff in einer Auslage ganz beſonders gefällt, und ſie ihn zu kaufen geſonnen ſind, ſollen ſie immer früher überdenken, ob ſie zu Hauſe einen Anzug oder andere Nebenſtücke von der Farbe der jenen Stoff umgebenden Artikel haben oder nicht. Iſt erſteres der Fall, dann dürfen ſie getroſt kaufen, ſie werden ein Ding nach Hauſe bekommen, das trefflich ſteht, nämlich eben zu jenen Farben. Iſt aber letzteres, dann iſt es rein zufällig, ob das Gekaufte neben dem zu Hauſe Befindlichen dieſelbe Kraft und dasſelbe Feuer bewährt, wie es neben ſeinen Nachbarn im Auslagekaſten that.

Wie weit es noch in der Steigerung der Pracht der Auslagen gehen wird, iſt nicht abzuſehen, da jede neue alle alten überbieten muß; denn die Leute ſind ſo gewöhnt, daß man ihnen alles ſo unmittelbar vor die Augen lege, gleichſam auf den Händen vortrage, ja daß man ſie blende und verführe — daß ſie nichts kaufen, wo dies nicht der Fall iſt. Es habe Einer die beſte und die erleſenſte und wohlfeilſte Waare in ſeinem Gewölbe, vor demſelben aber eine elende Scharteke als Schild, ſo geht kein Menſch hinein und kauft — ſelbſt der Schreiber dieſer Zeilen geſteht aufrichtig, daß er weit lieber da hinein geht, wo es ſchon von außen ſchön ausſieht, und daß er ſich dort weit weniger zu handeln und etwas abzudingen getraut, als in unanſehnlichen, altbürgerlichen Läden, ſie mögen wie ſolid immer ſein. Freilich iſt er als Ideal eines Einkäufers durchaus nicht zu empfehlen, aber die meiſten Leſer dieſer Zeilen, denke ich, werden es auch nicht ſein.

Dieſem Geſchmacke und dieſer Pracht in Auslagen, die gegenwärtig in Wien herrſcht, iſt es auch zuzuſchreiben, daß es an Sonn- und Feiertagen, wo es auf dem Lande und in kleineren Städten am glänzendſten und feierlichſten iſt, gerade in Wien am ödeſten und einförmigſten ausſieht; denn abgeſehen davon, daß an ſolchen Tagen die meiſte Bevölkerung in die Umgebungen ausfliegt, ſo ſieht man die Straßen und Plätze entlang, ſtatt der reizenden Auslagen, nichts als die dunkelfarbigen Thore und Läden, womit ſie geſchloſſen ſind, während an Wochentagen alle Pracht und aller Luxus entfaltet wird, deſſen die Kaiſerſtadt nur immer mächtig iſt. Beſonders ſind einige Straßen und Plätze ganz eigens hiedurch ausgezeichnet, als da ſind: der Stephansplatz, der Stock im Eiſen Platz, der Graben, der Kohlmarkt, die Kärthnerſtraße, die Rothenthurmſtraße und andere. Auch in den Vorſtädten ſchwingt es ſich ſchon ſo empor, wie in manchen Gaſſen und Plätzen der Stadt.

Wenn man ſo an einem heitern Vormittage jene obgenannten Plätze entlang geht, ſo dürfte wohl der weit herum gekommene

Reiſende noch gefeſſelt, der Eingeborne angezogen, der ferne und einſame Landbewohner verwirrt werden; denn da reihet ſich ohne Zwiſchenraum Gewölb an Gewölb, und vor jedem, in ſchimmernden Käſten ausgelegt, was darin als Prächtigſtes zu haben iſt. Da iſt die Schnittwaarenhandlung, und vor ihr, wie ein wahres Farbengetümmel hinter glänzendem Spiegelglaſe die Stoffe aus Seide, aus Wolle, aus Baumwolle, alle die hundertnamigen Zeuge auf alle die hundertnamigen Kleider der Menſchen, von dem echten Kaſchemir an, bis zum leichteſten und ſchaalſten Fähnchen Baumwollenſtoffes; dann iſt der Spitzenhändler mit ſeinem ſpinnenfadigen, luftweichen Zeugs; dann die Blechwaarenhandlung mit allen erdenklichen, bekannten und unbekannten Gefäßen und Leuchtern und Klammern und Lampen, in gelben, weißen, grünen und andern Farben; dann die Tuchauslage mit den feinſten und geſchmackvollſten Muſtern; die Buchhandlung mit den Kunſtwerken der Typographie und des Grabſtichels; der Juwelier mit ſeinen edlen Waarenſtücken. Da funkelt auf dem reichſten Bette von ſchwarzem, purpurrothem, violettem, und auch aſchgrauem Sammte das verſchiedenartigſte Geſchmeide, vom Diamantdiademe an, das eine halbe Grafſchaft koſtet, durch alle Gattungen von Federn und Fächern und Sternen hindurch bis zu dem Geſchlechte der Ringe, die in allen Formen und Größen in den Rinnen ihrer Sammtpolſter ſtecken, mit Steinen aller Farben und Feuer beſetzt; daneben liegt auf dunklem Sammte in Reihen geſchlungen der ſanfte Schmelz der Perlen, oder blitzt das weiße Feuer des Brillanten. — Dann folgt das Pfeifengewölbe: Meerſchaumköpfe aller Art, ſämmtlich von dem tadelloſeſten, ſchwammweichſten Weiß, das ſich ſanft abhebt von dem feurigen Blitzen der Silberbeſchläge — alle Größen und alle

Schnitte prangen da, der glatte Kopf, der gothiſche, der mit einer, der mit zwei oder mehreren Figuren gezierte, ja ſelbſt der, auf dem ganze Schlachten ausgeſchnitten ſind — unten auf Purpurſammt ruhend, mit einem Glasſturze bedeckt, ſteht das Prachtſtück, ein rieſengroßer Kopf, mit den edelſten Figuren beſetzt, mit Silber von getriebener Arbeit beſchlagen, und auf dem Scheitel als Stern einen Rubin tragend. Zwiſchen dem zarten Weiß der Köpfe hängen die reinen, goldgelben Bernſteinſtücke, von dem winzig kleinen Cigarrenmundſtücke an, durch alle Sorten und Längen derſelben hindurch, bis zu der rieſengroßen, türkiſchen Dute, die am Ende eines ebenfalls rieſigen, gewundenen, ſeidenen türkiſchen Rohres prangt; — dann folgen die Silber- und Goldgewölbe mit ihren gleißenden Stücken, dann wieder Schnittwaaren, dann die Kunſthandlung mit ihren Bildern, Stichen, Lithographien ꝛc. ꝛc; — dann der Zuckerbäcker, die Bänderhändler, die Pelzwaaren, dann eine blitzende Armee von Meſſern, dann ein Wald gemachter Blumen — und ſo geht es weiter, wenn du die Häuſer entlang ſchreiteſt, Gaſſe aus, Gaſſe ein, nur daß es nicht in allen Gaſſen gleich iſt, ſondern in einer mehr, in der andern weniger; aber es wird wohl in ganz Wien keine einzige geben, wo nicht eine oder mehrere Auslagen ſind.

Dieſe Auslagen ſind die lockendſten Mittel des Luxus und der Eitelkeit, darum ſtehen auch von Stunde zu Stunde die Leute vor denſelben und urtheilen, oder ſuchen ſich aus oder wünſchen ſich wenigſtens. — Mit welch' traurigem Geſichte ſteht oft die arme Dienſtmagd vor einem Berge von den farbenflammendſten Stoffen und verzweifelt faſt, ſich je zu dieſem Eldorado ſchwingen zu können, um dies oder jenes Stück Seidenzeug endlich mit nach Haus führen zu können! Was Wunder nun, wenn ſie alle

Wege verſucht, und alle Minen ſpringen läßt, und endlich doch den Seidenlappen nach Hauſe ſchleppt! Vor dem Pfeifengewölbe ſteht der alte, bekannte Raucher und die ſtrebende, zukunftsbegierige Jugend — vor der Kunſthandlung ballt ſich immer eine ganze Böſchung von Menſchen in die Straße zurück und ſchaut die Bilder an, und wenn ein pfeifender Schuſterjunge des Weges daher kommt, ſo drängt er ſich mit ſeiner Naſe an die Mauer und ſtellt ſich juſt als den allererſten vor die Bilder. So natürlich, ſo unſchuldig die Auslagen ſind: ſo ſehr, glaube ich, reizen und verführen ſie gerade die untern Klaſſen, vorzüglich des weiblichen Geſchlechtes, zur Begierde nach Luxus und Hoffart, und natürlich auch zu den Wegen dahin.

Was die Ankündigungen betrifft, ſo iſt die Hauptniederlage derſelben die Wiener Zeitung, wo hinter dem politiſchen und Amtsblatte die bunte Schaar der Anzeigen folgt, und oft in drolliger Nachbarſchaft: da iſt der Champagner grand mousseux, neue Teppich- und Meubelſtoffe-Niederlage, ganz neue Erfindung von Butterſchnitt-Meſſern, tragbare Maſchinherde, Brillen — aus echt engliſchem Maſchinenzwirn verfertigte, unendlich billige Hemdknöpfe, vierfacher Königſtrickzwirn, Blutegel, Grazer Zwieback, Ausverkauf von 9000 Ellen Tuch, Koffer, Mundſeife, Mädchenerziehungs-Anſtalt, waſſerdichte Stiefel, k. k. und privilegirter Wiener Salonſtiefellack u. ſ. w. Ich kenne einen alten Herrn, der ganze Stöße von Zettelchen beſitzt, die er alle aus ſeiner Wiener Zeitung ſchneidet, und nach denen er ſeine Bedürfniſſe kauft, und allen ſeinen Freunden und Bekannten anräth. Aber auch in andern Blättern, bald in dieſer, bald in jener Form, tauchen allerlei Empfehlungen und Anpreiſungen hervor, die, wenn auch nicht immer dem Eigenthümer, doch ganz

wiß dem Verfaſſer nützlich ſind. Daß bei dieſen Anzeigen alles
ngezeigte echt, unvergleichlich, ſpottwohlfeil und unentbehrlich iſt,
rſteht ſich wohl von ſelber; daß es aber immer noch Menſchen
bt, die das alles Wort für Wort glauben, verſteht ſich wohl
cht von ſelber, iſt aber deſſenungeachtet ſo. Vorzüglich ſind
amen gegen neue und wo möglich ſehr lange und ſonderbar
ingende Namen ſchwach, und müſſen das Ding, ſo bald nur
mer thunlich iſt, kaufen. Außer den Zeitungen tragen die
traßenecken in rieſigen Buchſtaben aller Farben, vorzüglich
er roth, auf übergroßen Anſchlagzetteln die dem Publikum nöthi-
n Kenntniſſe zur Anſicht, und an manchen Stellen, wie z. B.
ßer dem Rothenthurmthore, ſind ganze große Mauerſtücke von
en bis unten beklebt, ſo daß man zum erſchöpfenden Leſen
ſer Dinge mehrere Stunden brauchen würde. Da iſt ein Rieſe
ſehen, dort ein Zwerg; Reunionen, Bälle, Erheiterungen,
ecreationen, Menagerien, Eiſenbahnfahrten, Geſellſchaftswägen,
uſiken ꝛc. ꝛc. In neueſter Zeit hat ſich gar eine eigene An-
ndeanſtalt zuſammengethan, und ſchlägt ihre Zettel auf
oßen, dunklen Holztafeln auf, was recht ſchön und nett aus-
ht, aber doch nicht verhindert, daß nicht daneben die frühere
eiſe in ihrer urſprünglichen Unſchuld fortbeſteht, nämlich die
ettel gleich weit und breit auf die nackte Mauer zu kleben.

Auch in den Auslagkäſten liegen nun bereits geſchriebene
er gedruckte Zettel, die von der Hand noch nichts als den Namen
d manchmal den Preis der Sache enthalten. Wer weiß aber,
as auch noch daraus werden kann, und ob wir nicht einmal
e fliegenden Blättern die ganze Biographie der Waarenartikel
nden leſen können. Bis dahin wurde angeſetzt, angekündigt,
kauft und verkauft nach Herzensluſt: der Verkäufer gewinnt,

der Käufer ſei entzückt, ſo iſt beiden geholfen, und niemand kann dies freundlicher wünſchen, als der Verfaſſer dieſer Zeilen, der nie etwas kauft, als was ihm unendlich gefällt, und es dann immer ſpottwohlfeil findet. Die Seinigen zu Hauſe mögen dann lachen, ſo viel ſie wollen, er iſt zufrieden und wünſcht allen ſeinen Leſern von Herzen dasſelbe.

Wiener Wetter.

Wer den Titel dieſes Aufſatzes lieſt, der wird fragen, ob denn die Wiener ein eigenes, gleichſam privilegirtes Wetter haben, oder ob es dort nicht vielmehr auch ſo ſei, wie in aller Welt?

Hierauf antworten wir: Allerdings, mein verehrter Frager, hat Wien ſein eigenes Wetter. Wenn du je in unterſchiedlichen großen Städten warſt, und gute Beobachtungsgaben mitgebracht haſt, ſo wirſt du geſehen haben, wenn es regnet oder hagelt, oder ein erſchrecklicher Wind geht, daß es in London ganz anders regnet, als in Paris und Nanking, und daß, wie jeder Menſch beim Raſiren, Tanzen und Kegelſchieben ein eigenthümliches und ganz neues Geſicht macht, eben ſo auch jede Stadt eine andere Miene zieht, wenn in ihr abſcheuliches Wetter iſt. Ein Feinſchmecker von Reiſen merkt ſchon den Unterſchied in benachbarten Dörfern und klaſſificirt ſie darnach.

So verarbeiten auch wir die ſtockfinſtern Nebel, den Platzregen, das Glatteis, den Staub, die Hitze, den Wind auf ganz eigenthümliche, d. h. Wiener Weiſe — ja, ich getraue mir im Verlaufe dieſer Zeilen nachzuweiſen, daß wir wirklich auch an objectivem Wetter ganz andere Sorten beſitzen, als die Leute außer unſerm Weichbilde — ja, daß es ſogar bei uns wieder Unter-Unterſchiede gibt, daß eigenthümliche Vorſtadtwetter vorhanden ſind oder gar originelle Platz- und Gaſſenclimate. So z. B. iſt die Annagaſſe ein wahrer Eiskeller, und der Stephansplatz ein Windbalg.

Man wende mir hier nicht ein, die Sache ſei lächerlich, ſondern man höre mich geduldig zu Ende reden, und urtheile dann, wie es immer beliebt, wenn man dann noch den Muth zum Urtheilen hat: denn ob es noch irgendwo zwei emſigere Wetterbeobachter, Kenner und Wetterſammler gibt, als mich und meinen Freund Grimbacker, laſſe ich dahin geſtellt ſein, habe aber billige Zweifel darüber.

Ehe ich zu meinem Gegenſtande übergehe, und ihn mit dem Ernſte behandle, den er verdient, iſt es nöthig, daß ich den Leſer in Kenntniß ſetze, was unſere Erkenntnißquellen der Stadtmeteorologie ſind, wie wir beobachten, und mit welchen Inſtrumenten und Schriften.

Ich war eigentlich ſeit meinen Studien her ein Grübler, obwohl zu Zeiten ein luſtiger Vogel und Schalk, vorzugsweiſe aber beſchäftigte ich mich mit Sammlungen von Käfern und Alterthümern, an Wetterſammeln dachte ich nicht, ich meinte auch, es gäbe kein ſolches Ding, obwohl ich auch ſchon damals an gewiſſen Wettern meine Freude hatte, z. B. an einem ſchönen Glatteiſe mit Regen und Wind — ſchon damals ging ich gerne mit meinem Freunde, dem jetzigen Rentamtscontrolor Grammer, an ſolche Orte, wo ein unverſehener Wind um eine Ecke pfiff, und da ſahen wir zu, wie er mit Regenſchirmen, Hüten und Röcken wirthſchaftete, wenn er ſie plötzlich ergriff, und wie der

Inhaber all dieſer Dinge mit dem Winde rannte und nach ſeinen Sachen haſchte, während er auf Erden keinen feſten Fuß faſſen konnte, und der Regen ihm in das entblößte Geſicht ſchlug. Oder wenn recht eine ſataniſche Kälte war, daß einem die Augen aus dem Kopfe froren, die Wagenräder ſangen, die Schornſteine rauchten und die Blechdächer funkelten: da hatte ich meine Freude daran, wenn die kleinen Beamten in ihre warmen Kanzleien liefen und ſich all die Leute ſputeten, die auf der Gaſſe keine Freude haben; mir aber machte all das ſchöne Eis auf dem Waſſer des Belvedere und die Schlittenbahn und das Schellengeklingel Entzücken. Doch das war alles nur Jugendſpielerei. Als ich ſpäter den Herrn Grimmbacher kennen lernte, ſah ich freilich ein, daß er das Wetterweſen in einem viel großartigeren Maßſtabe betrieb. Grimmbacher konnte freilich auf ſeine Leidenſchaft viel mehr verwenden, als ein Anderer, denn er iſt ungemein reich und unabhängig. Da er Mitglied der Stadtmeteorologie wurde, wandte er dieſem Inſtitute große Vortheile zu und hob es beträchtlich. Nicht nur wurden viel mehr Inſtrumente und Beobachter angeſchafft, und in die verſchiedenſten Theile der Stadt und Vorſtädte vertheilt, ſondern auch die wöchentlichen Verſammlungen wurden in ſeinem Hauſe gehalten, und es floß viel Wein dabei. Später wurde er Präſident, und da war es, wo ich ihn kennen lernte. Erſt von ihm bekam ich Einſicht in den Ernſt der Sache, und in die wunderbarſten Wetterarten, die bei uns herrſchen. Da er Talent für dieſen Zweig der Wiſſenſchaften in mir entdeckte (und dieß ſchloß er daraus, weil er ſah, daß ich auf dem Tandelmarkte ein ſtändiger Gaſt war, in dem Gerumpel herumſuchte und allerlei alte Thermometerſtücke für meine Sammlung von Seltenheiten erſtand — wie viel mehr, dachte er, muß dieſer an Meteorſammlungen und Wetterkatalogen Geſchmack haben und an den ſonderbaren Wirkungen auf das phyſiologiſche und ſociale Leben, die ſolche Wetterraritäten hervorbringen — da er alſo, ſage ich, Talent für dieſes Fach in mir vermuthete, ſo nahm er eines Tages einen Fiaker und fuhr mit mir auf allen Beobachtungsplätzen der ganzen Stadt Wien herum. Da waren Ehrenmitglieder, die nur das Thermometer ihres Fenſters und das Barometer ihrer Wand zu beobachten und darüber Bericht zu erſtatten hatten; da waren Gärten, in denen Regenmeſſer ſtanden, mit einem förmlich beſoldeten Beobachter dabei — gegenwärtig, während ich dies ſchreibe, ſind bereits fünfzehn ſolcher Regenmeſſer in Wien aufgeſtellt — dann war Einer, der die Vormittags-, Einer, der die Nachmittagswolken beobachtete. Drei zählten die Sternſchnuppen (jetzt wechſeln acht ab); fünf beobachteten und maßen den Wind — dann waren die Thau- und Reifglieder, die Eismeſſer, der Feuchtigkeitsausſchuß; ſechzehn arbeiten in Schnee; dann war die Electricitäts- und Magnetismus Section, das Bureau der Regenbögen, der Finſternißſenat u. ſ. w. — Der Leſer ſieht ſchon, daß der Verein ins Große und Verwickelte ging, aber das iſt alles noch nicht zu Ende. Da ſind die Mitglieder ſelbſt wieder unterabgetheilt: die blos Bericht erſtattenden, dann die, ſo die Durchſchnitte aus den Beobachtungen berechnen (ſelbſt Gauß's Verfahren iſt bei uns in Übung), dann die ſpeciellen Katalogführer, die Eintrager in den Hauptkatalog, die Summarienzieher — — auch ſolche Mitglieder ſind, die die Nebenfächer betreiben, z. B. ſtets, das Wetter begleitende Wirkungen zu beobachten, wie Geſundheitsſtand, Holz- und Getreidepreiſe, moraliſchen Einfluß, Fallimente, Selbſtmorde ꝛc. ꝛc. Bloße Ehrenmitglieder, d. h.

ſolche, die gar nichts zu thun hätten, als den Wein des Präſidenten zu trinken, gibt es gar nicht. Als ich für die philoſophiſche Section, d.h. für die, welche Schlüſſe ziehen muß, aufgenommen war, hätte ich bald einmal mein Diplom verſcherzt, indem ich vorſchlug, man ſolle auch ſolche Beobachter aufſtellen, welche die Scherz- und Schimpfſcenen ſammeln, die bei ſchnellem Wetterwechſel und argem Wüthen deſſelben in einer ſo volkreichen Stadt nothwendig vorfallen müßten. — Einige jüngere Mitglieder ſtimmten mit mir, aber die ältern waren ſämmtlich dagegen; es würde uns ſchlecht anſtehen, meinten ſie, wenn die Nachwelt einſt ſolche Annalen von uns fände, ſie dürfte uns Hanswurſte heißen, müßte mit Recht auch den andern Büchern mißtrauen, und von unſern jetzt ſo ausgebreiteten, rieſenhaften Beſtrebungen hätte die Wiſſenſchaft keinen Pfifferling — die Wiſſenſchaft, die gerade ohnehin in der Meteorologie ſo arm und dürftig ſei. Ich wurde überſtimmt, und faſt denke ich, mit Recht — ein Antrag auf Entfernung Eines, dem es nicht ganz ernſt mit der Sache ſein könne, ging nicht durch, da man doch ſonſt von meinem Eifer und meiner Brauchbarkeit Proben in Händen hatte. Aber wurmen mußte mich die Sache doch immer, und da ich von jeher einen Spaß liebe, ja im Alter, ſtatt geſetzter, nur immer närriſcher werde, ſo konnte ich es mir nicht verſagen, da ich jetzt als Vereinsglied die Wiener Wetter in allen Abſtufungen beobachte, nebſt der philoſophiſchen Seite auch die geſellige, die anthropologiſche, die närriſche zu beachten, und da ich in dieſer Hinſicht eine ganze Menge von Beobachtungen zuſammengebracht habe, die in keinem unſerer Kataloge Platz greifen dürfen, ſo nehme ich die Gelegenheit dieſer Blätter wahr, den Leſern einige derſelben darzulegen, da ich vermuthe, daß ſie daran mehr Freude haben dürften, als an den dicken, wiſſenſchaftlichen Katalogen, obwohl ſie Herr Grimsbucker in rothes Leder einbinden ließ.

Zu meiner großen Erheiterung habe ich ein junges Vereinsmitglied gefunden, das in andern Dingen ziemlich mit mir übereinſtimmt, daher wir manche Stunde bei einem Glaſe Wein verſeſſen haben, und von Alterthümern, von Geſchichte, von Kunſt und Poeſie, von unſerm Vereine, und endlich von gegenſeitigen Privatbeobachtungen geſprochen haben. Der Leſer hat gar keine Vorſtellung, wie falſch der Satz iſt: „jede Sache hat zwei Seiten“ — hundert hat jede. — Wenn nur einer unparteiiſch das Wetter und ſeine Wirkungen nur ein paar Jahre (ſtatt, wie ich, dreizehn) beobachten wollte, ſo würde er finden, welche Quelle von neuen Thatſachen, überraſchenden Ergebniſſen und Vergnügen er aus der Sache zöge, und wie unendlich viele Seiten ſie habe.

Jedoch zum Ziele.

Ich habe eben geſagt, daß unſere Stadt auch ein ganz eigenthümliches, objectives Wetter und Klima habe, welches außer dem Weichbilde ſogleich aufhöre. Dieſen Satz will ich nun beweiſen, und unſere Verzeichniſſe werden mich hierin trefflich unterſtützen. Die Wärmecommiſſion hat phyſikaliſch dargethan, daß ein poröſer Körper ſich in den Sonnenſtrahlen mehr erwärme, als ein anderer, was ſie dadurch erwies, weil ſie einmal unter vielen über einander geſtellten Glasſtürzen ein Ei briet, und zwar durch eitel einfache Sonnenſtrahlen. Nun iſt es aber klar, daß die ganze Stadt nichts anderes iſt, als eine große, poröſe Scheibe unter dem Netze der darauf niederfallenden Sonnenſtrahlen; ſie muß ſich daher heftig erwärmen, wie ein in der Sonne liegender Sandkuchen. Allein dies iſt nicht alles; auch das letzte die obige

Commiſſion, daß von glatten, weißen Wänden die ſtrahlende Wärme mehr reflectirt werde, als von dunklen, rauhen — und wo ſind denn mehr lichte, glatte Wände, die die Wärme eine der andern zuwerfen, als gerade in der Stadt? ich darf nur an manche Stellen erinnern, wo ſich dieſes Backofenklima erzeugt. Wer von uns iſt nicht ſchon an einem ſchönen Sommertage von der Schottenkirche längs der weißen Mauer gegen die Renngaſſe gegangen, wo er ſich faſt die Schuhſohlen geröſtet und die Haare verbrannt hat? — Es iſt aus dem klar, daß die Tage innerhalb der Linien heißer ſein müſſen, als außer denſelben, und jeder weiß, welch' wohlthuendes Lüftchen ihn anwehe, wenn er außer der Linie die grünen Felder um ſich hat. Nachts fällt Thau, das Feuchtigkeitscomité weiß nun, daß ſich derſelbe ſehr gerne an zarte und rauhe Körper anlege und die Luft kühle, z. B. an Schaffelle und Gras — wie wenig aber Schaffelle und Gras in einer großen Stadt ausgebreitet ſind, weiß ja Jeder, und er kann ſich daher leicht abnehmen, wie wenig Thau und Luftabkühlung da zu haben iſt. Dies wiſſen viele Hofräthe und Grafen ſehr gut, die im Stande ſind eine nette Sommerwohnung auf dem Lande zu haben; denn während ſie in der Stadt bei offenen Fenſtern ſchlafen, und faſt vor Hitze umkommen, müſſen ſie die Fenſter der Landwohnung Abends ſchließen; ſonſt verkühlen ſie ſich.

Aus dem, glaube ich, geht zur Genüge hervor, daß in unſerer Stadt ein ungleich heißeres Klima iſt, als auf dem umliegenden Lande, und daß auf ihr ein beſtändiger, erhitzter Luftberg ſtehe, der wieder die traurigſten Folgen nach ſich zieht, denn wenn nun auch ſchon ein feuchtes Wölklein über uns heranzieht, und ſchon nahe daran iſt, ſeine kühlenden Tropfen herabzuſchütten, ſo läßt es dasſelbe wieder bleiben, ſobald es in jenen heißen Luftberg geräth, und verdünſtet lieber — im Kleinen das nämliche, was in der Sahara im Großen geſchieht, und ich glaube, wir dürften die Stadt nur ſo groß bauen, als die Sahara iſt, und wir hätten dasſelbe prächtige Wetter, wie ſie — jahraus, jahrein.

Wenn es wahr iſt, was die Gasabtheilung ſagt, daß auf der ganzen Erde das Verhältniß von Stickſtoff und Lebensluft dasſelbe iſt, und daß eine Armee von einer Million Mann die letztere nicht zu mindern vermöge, ſo werden wir wohl auch genug an derſelben haben, obwohl in Wien wacker genug geathmet und geſchnaubt wird; aber wenn es ebenfalls wahr iſt, daß außer obigen zwei Grundbeſtandtheilen der atmoſphäriſchen Luft auch noch allerlei kohlenſaures Gas und Waſſerdünſte, und organiſche Stoffe und Salpeterſäure beigemiſcht ſind, ſo mag es bei uns an Dünſten und verdächtigen Gaſen ein gutes Maß geben, des Rauches gar nicht zu gedenken, der täglich aus ſo vielen hunderttauſend Küchenfeuern emporgeht, und wir athmen mit unſerm Pflichttheil Lebensluft gewiß genug läſtige Bedingungen mit ein, die eine halbe Million Organismen auf dem kleinen Flecke erzeugen helfen — und noch dazu ſpart man auf dem kleinen Flecke den Raum, weil er koſtbar iſt, und unſere Väter bauten hie und da ſo enge Gaſſen, daß es in manchen geſchieht, daß, wenn ich morgens mein Fenſter öffne, um friſche Luft herein zu laſſen, ich mir die Nachtluft aus der Schlafkammer meines Nachbars gegenüber hereinfange, der ebenfalls geöffnet hat und mir guten Morgen wünſcht. Ich rede gar nicht von dem öden Morgenhauche der Gaſt- und Kaffeehäuſer, dem Dampf der Stallgruben, der Goſſen und finſtern Winkel — dieſe Gemengſel ſind der röthlich trübe, ſchöne Duft, den man über unſerer Stadt ſtehen ſieht, wenn man von ferne und von einer heitern Höhe auf ſie ſchaut.

Warum doch die Menſchen ihr einziges Nahrungsmittel, was ſie ganz umſonſt, ganz echt und in ungeheurer Menge haben können, ſelbſt ſo gefliſſentlich verderben, indem ſie ſolche Städte und Häuſermaſſen bauen! Ich ging Augenblicks in die Berge, um dieſes Nahrungsmittel recht zu genießen, wenn ich nicht leider in der Stadt bleiben müßte, um mir die andern zu erwerben.

Wenn nun Atmoſphäre und Luftbeſtandtheile einen Theil des Wetters ausmachen, ſo ſehe ich nicht ein, wer mit uns in dieſer Hinſicht in Wettſtreit treten, und üblere Beſchaffenheit und ſchlechteres Wetter nachweiſen könnte, wenn nicht etwa Paris und London? eine andere öſterreichiſche Stadt gewiß nicht: die Dörfer in unſern Weinbergen herum am allerwenigſten.

Iſt dies nicht ein ganz eigenthümliches, objectives Wetter?

Aber ich gehe noch weiter. Unſere Windkammer that erſt in einer neulichen Sitzung dar, daß träge und ſchlaffe Luftzüge ſogleich lebendiger und reißender werden, wenn man ſie durch ein langes, enges Rohr gehen läßt, darum man auch auf Lampen die Glasröhre aufſetzt, und auf Kohlenherde den hohen Rauchfang; nun frage ich, ſind unſere Gaſſen nicht ſolche Windröhren? Und wenn eine ſchöne, breite, gemächliche Luftmaſſe von Ungarn heranzieht, und nun in dieſe Löcher geräth und vom Nachtrab hinein geſchoben wird, muß ſie da nicht eilig in der Gaſſe fortſchlüpfen, ſich tummeln, an alle Ecken anſtoßen, und den Leuten Staub und Rheumatismus in die Geſichter blaſen? Daher gibt es in Wien auch gar keinen andern Tag, als windige, wenigſtens in einigen Gaſſen, es müßte denn ſein, daß eines Tages die Luft in Niederöſterreich abſolut mauerſtill ſtünde — und wer weiß, ob nicht auch da, wenigſtens an jener Ecke der Stephanskirche, wo der Thurm ſteht, ein leichtes, hübſches Lüftchen zöge! Nun — gehört Wind nicht zum objectiven Wetter?

So könnte ich, wenn ich die Thatſachen unſerer Annalen ausbeuten wollte, noch hundert Dinge darthun, daß wir von dem allgemeinen Landwetter immer ein ganz eigenthümliches, beſonderes Stück herauskriegen. Nur eines will ich noch anführen. Kein Ort unſerer Nachbarſchaft wird ſich rühmen können, daß er ein gemiſchtes Wetter habe. — Wir erfahren dasſelbe nicht ſelten, vorzüglich im April, wenn der Himmel voll ſeltſamer, zerriſſener, närriſcher Wolken ſteht, und die Sonne hie und da Stadtbreiten und Stadttheile erhellt, da ſieht die Scheibe der Stadt nicht anders aus, als wie ein ſcheckiges, blumiges Tuch, derlei die Mährinnen häufig tragen, um ſich den Kopf einzumummen — ja, an ſolchen Tagen kann es geſchehen, daß die auf der Wieden ſchüttenden Regen haben; die in der Jägerzeile aber in der ſchönſten Sonne ſpazieren gehen.

Ich glaube nun zur Genüge dargethan zu haben, daß wir auch an objectivem Wetter eigene Sorten haben, wenn ich noch kurz das beweiſe, daß, wenn es ſchneiet oder regnet, es auf dem flachen Lande ganz ruhig von einer Seite her regnet oder ſchneiet, bei uns aber gleich von allen: von Oſten, Weſten, Süden, Norden und allen Zwiſchengegenden der Windroſe, daß es kein ſeltener Fall iſt, daß, wenn ein Herr mit ſeinem Regenſchirm mühſam gegen die Luft bohrt, ihm derſelbe im nächſten Augenblicke umgeſtülpt von der Naſe wegſteht, wie ein Trichter.

Ich gehe nun, um wie ein Profeſſor zu verfahren, auf den zweiten Theil meiner Abhandlung über, nämlich zu zeigen, daß wir ſogar in unſerer eigenthümlichen Wetterſorte wieder Unterabtheilungen, und eigene Platz- und Straßenklimate haben. Jeder weiß, daß die Alpen in ihrem nördlichen Abhange gegen die Schweiz ein rauheres Klima haben, als in ihrem ſüdlichen gegen Italien — und ſind ganze Häuſerreihen nicht ſolche Alpen? Wer von uns weiß nicht, daß die Südfronte des Erzherzog Karl'ſchen Palaſtes ein mildes Italienklima hat; die nördliche aber in der Auguſtinergaſſe feucht und kühl iſt, wie ein Miniatur-Dänemark? Gewiſſe Gaſſen zeichnen ſich dadurch beſonders aus. Wenn ſonſt überall der Schnee von den Dächern ſchmolz, und die Ziegel ſchön und trocken ſind, und du gehſt durch die Annagaſſe, ſo tropft es dir auf den Hut. — In einem Winkel der Stephanskirche gegen den erzbiſchöflichen Palaſt hockt gewiß, wenn's Frühling wird, am allerlängſten eine Schneehaube, und man muß ihr faſt alle Jahre die Ehre anthun, ſie ganz allein und extra wegzuſchaufeln, und von hinnen zu führen, wenn man es nicht darauf ankommen laſſen will, daß es dort ewig auf dem Pflaſter naß iſt, wenn ſchon anderwärts die Bäume ausſchlagen. — Nach dem Regen, wenn alles trocken iſt, glitſcht noch jeder Fuß im Schmutze der Adlergaſſe aus; — man geht nie über den Minoritenplatz, ohne daß einem Schnee oder Staub entgegenbläſt, und an der Baſteimauer eine fröſtelnde Kälte iſt. — Wie ſehr zwei Ecken des Domes von St. Stephan, die des großen Thurmes und die gerade entgegengeſetzte, windig ſind, iſt hier unnöthig zu erwähnen; mancher dort hinabgewehte Hut könnte davon Zeugniß geben, wenn darüber ſtatiſtiſche Tabellen vorlägen. Auch ganze Vorſtädte unterſcheiden ſich hierin: wie ſchön und warm z. B. duckt ſich die Leopoldſtadt im Winter zuſammen, und wie frei und windig klafft die Jägerzeile auseinander — im Sommer iſt es freilich entgegengeſetzt.

Jedoch wir wollen hier von dem objectiven Wetter und ſeinen Unterabtheilungen enden, um die Geduld jener Leſer nicht gar zu ſehr zu ermüden, die ſich um wiſſenſchaftliches Wetter gar nicht kümmern, ſondern nur dann meteorologiſche Betrachtungen anſtellen, wenn ſie durchaus naß geregnet ſind, oder wegen entſetzlicher Kälte unſäglich viel Holz kaufen müſſen. Wir gehen daher zu jenem Theile unſeres Wetters über, der Allen viel näher liegt, nämlich zu dem ſubjectiven. Wir verſtehen darunter jenen Charakter und Zuſtand unſerer Stadt und Bevölkerung, der durch die verſchiedenen Wetter angeregt und bedingt iſt. Daß die ganze Menſchheit vom Wetter und Klima weſentlich berührt und verändert wird, haben unterſchiedliche Gelehrte ſchon in dicken Büchern dargethan, und ich würde mich nur lächerlich machen, wenn ich in dieſen Blättern mit einem gründlichen Beweiſe nachgehinkt käme; daher werde ich nur den Sack meiner Beobachtungen aufthun, und gelaſſen darthun, welche Geſichter unſere Stadt macht, wenn dieſes und jenes Wetter iſt. Ich könnte auch hier wieder pedantiſch ſein und Unterabtheilungen machen — — und ich thu' es auch. Zuerſt wollen wir reden von den Phyſiognomien unſerer Stadt in Folge allgemeiner Wetterveränderungen, dann, um mit dem Anziehenderen zu ſchließen, Scenen ſpecieller Wetterausbrüche malen.

Ich falle in den ſchrecklichſten Gemeinplatz und beginne mit den vier Jahreszeiten. Der Lenz, ſonſt der Freudenbringer der Natur, der Decorateur des Schauplatzes, der allerſeits beſungene, iſt für uns ausgezeichnet ſchal — ich rede von der Stadt, nicht von den Umgebungen — die Grünſpeiſen werden wohlfeiler und die Leute gehen auf das Land. Anfangs ſind noch einige Basteiſpaziergänger, einige Schneegeſtöber, Aprilgüſſe, dann

Praterfahrten; die Bäume ſchlagen aus, etliche eingeſperrte Nachtigallen ſchlagen, wenn Nachts das Wagengeraſſel aufgehört hat, und dann — ehe man ſich's verſieht, iſt die Stadthitze da und der Sommer, die unerträglichſte, ſchändlichſte Jahreszeit, wenn man das Unglück hat, ihn hier zubringen zu müſſen; die Gärten und das Glacis ſchmücken ſich nach und nach mit dem verſengten Braun, die Gaſſen füllen ſich mit Hitze und Staub, und die Gaſthausgärten mit Menſchen in Hemdärmeln. Die elegante Welt iſt fort, ſelbſt der Student macht ſich mit Ende Juli von hinnen, der Handwerksmann und der Handlungscommis ſteht gelangweilt vor ſeiner Bude, und vorbei fährt der ewige, träge Wechſel der Geſellſchaftswägen oder der Omnibus der Eiſenbahnen. Ein ſchöner Strom fließt freilich in unſerer Nähe vorbei, aber zwei Hauptſommervergnügen fehlen: eine großartige Schwimmübungsgelegenheit im freien Waſſer, und die anderwärts ſo gebräuchlichen Waſſerſpazierfahrten — jedoch dies gehört nicht zu dem Wetter, und ich komme eigentlich von meinem Thema ab. — Im Sommer alſo hält Wien Sieſta, und oft eine — bedrängte, abgemattete; denn es hat oft im Spätſommer wochenlang das ſataniſch ſchönſte Wetter, und wenn du dich Abends auf dein Bette hinlegſt, ſo denke ja an kein Ausruhen, ſondern an ein lindes Schmoren, bis dir etwa die Nachmitternacht ein friſches Lüftchen bei dem offen gelaſſenen Fenſter hereinſchickt; aber ehe du es recht genießen kannſt, geht ſchon wieder die Sonne auf und die glatten Mauern werfen überall die Hitze herum. In ſolcher Zeit ſieht Wien, von fernen, friſchen, grünen Hügeln aus geſehen, wie eine ungeheure gedörrte Käſerinde aus. Der Herbſt bringt zwar Vieles wieder ins Gleiche, allein er beginnt hier ungewöhnlich ſpät, meiſtens erſt mit Beginn der Fröſte, weil er früher blos den Sommer fortſetzt, und oft an Hitze mit ihm wetteifert. Berühmt ſchön ſind die Wiener Nachſommer, aber unſere Stadt hat leider wenig davon, indem er größtentheils in der Umgebung gefeiert wird — wir werden an einem andern Orte davon reden. Aber wenn endlich der Winter kommt, die Nebel über die Häuſermaſſen hereinziehen, daß eine die andere nicht ſehen kann, wenn die Krähe bis auf das Glacis hineinzieht, der Stephansthurm ins öde, wochenlange Grau verſchwimmt: dann beginnt die ſchönſte Jahreszeit Wiens; die Wohnungen füllen ſich, die Wägen rollen, die Gasflammen beleuchten die prachtvollen Waarenauslagen für den Faſching, die Kaffeehaus-Seſſionen beginnen, die Spiel-, die Geſpräch-, die Streitclubbs organiſiren ſich, die Zechbrüder haben lange Abende, die Verleumdungsjunta fixe Tage, die Oper und das Schauſpiel überfüllen ſich, die Concerte überſchwemmen uns, der Kreuzzug der Virtuoſen hebt an, Strauß und Lanner muſiciren an öffentlichen Orten, und in tauſend Häuſern hämmert das Pianoforte — das Geſellſchaftsbuſchwerk wuchert, und die Bälle und aller Teufel iſt los. Anderwärts, z. B. in Wäldern und Feldern, iſt die Natur todt; bei uns wird ſie erſt recht lebendig. Es iſt ein ſonderbarer Gegenſatz, wenn eine recht trübſelig trübe Februarsnacht anbricht, wenn des ganzen Tages ein ſo dicker Nebel gelegen, daß man darin den Schatten des Stephansthurmes hängen ſehen konnte, und nun die Laternenlichter wie trübrothe Meteore kämpfen; wenn ſich nun tauſende von Fenſtern nach der Reihe beleuchten, hinter denen entweder ſelber ein Vergnügen vorbereitet wird, oder wo man ſich wenigſtens zu einem ſchmückt; wenn ſich das Strahlenmeer in allen Buden über die glänzendſten Dinge ergießt, die ausgebreitet ſind, um die Kaufluſt zu wecken und die Nachfrage zu befriedigen — ich möchte die Thränen nicht zählen, die wegen Verſagung dieſer Dinge in einem einzigen Winter fließen, noch weniger aber die Jubelrufe, die wegen überraſchender Erlangung derſelben ausgeſtoßen werden — dann beginnt das Rollen der Wägen, in denen Ballgeſtalten oder Geſellſchaftsbeſuchende ſitzen. Dort iſt ein erleuchteter Palaſt; an den Fenſtern ſieht man ein Schattengewimmel von Geſtalten, unten ſteht das Volk der Vorübergehenden, und ſchaut hinauf, und ſeitwärts zieht ſich die lange Wagenreihe derer hin, die oben ſind, und hier auf ſich warten laſſen. In einer andern Straße rollt es dem Theater zu und lebhafte Fußgänger drängen ſich. — Faſt aus jeder Kneipe, weil Luſtigkeit ſo recht zum Leben des Wieners gehört, tönt Muſik — in der Redoute fluthet ein Wald von Glanz und Fröhlichkeit — der kleine Bürger und Gewerbsmann gibt einen Punſch — der Student iſt im Kaffeehauſe, und die ganze Stadt gleicht einem brauſenden, kochenden Keſſel der Freude und der Luſt, indeß ringsum auf den Fluren und Feldern die düſtere, laſtende, ſchwere, lebloſe Nacht liegt, durch deren dicke Dünſte man kaum das Schellengeklingel eines zur Freude der Stadt fahrenden Schlittens hört, oder deſſen Lichter ſieht, die wie trunkene Kometen durch die Nebel ſtreichen, während über der Stadt ein heller Schein ſteht, der die Stätte des Jubels und des Schwärmens anzeigt — ein paar Meilen von der Stadt iſt ſchon die todte, öde, geräuſchloſe Winternacht und das traurige Tuch des Todes gebreitet. Einen einzigen Zug von Winterfreude hat unſere Stadt faſt gar nicht, oder wenigſtens im Verhältniß viel geringer, als die unbedeutendſte Landſtadt, nämlich die Schlittenpartien. Wegen des ungeheuren Verkehrs und der großen Unbequemlichkeiten, die für denſelben von vielem Schnee hervorgehen, nämlich endloſer Schmutz, ſtrömendes Waſſer, Anhäufung von Hügeln und Knollen, die den Fahrzeugen gefährlich ſind u. ſ. w., iſt es hier gebräuchlich, daß der Schnee aus ganz Wien fortgeſchafft wird. Kaum daß er fällt, ſind ſchon an die tauſend Hände beſchäftigt, ihn in große Haufen aufzuſchaufeln, und von da auf Wägen fortzuſchaffen, und fällt morgen wieder einer, ſo wird er wieder aufgeſchaufelt und fortgeführt; ſo daß, wenn er auf dem Lande mauerhoch liegt, wir auf dem nackten Pflaſter gehen und keine Ahnung haben von der Bedrängniß, mit der ſich ein Fuhr- oder Poſtwagen durcharbeiten, oder mit der ein einſamer Wanderer waten muß. In dringenden Zeiten wird ſelbſt Nachts gearbeitet, daß man den rothen, düſtern Schein der Fackeln längs den anſtoßenden Häuſern gleiten und auf die kräftigen Geſtalten fallen ſieht, die da arbeiten. Auf dieſe Weiſe ſind die Schlittenpartien ſehr beſchränkt, und zwar auf die Zeit, die zwiſchen dem Schneefall und ſeiner Wegräumung verfließt, die meiſtens kurz genug iſt.

Demungeachtet haſcht der Winter auch dieſes Vergnügen weg, ſoweit es möglich iſt; denn wie durch Zauber verwandeln ſich die Fiakerwägen in Schlitten, und wenn hier bereits die Schneekruſte aufgebrochen wird, tönt dort noch das luſtige Geklingel. Auch das Stadtklima ſteht dem Schlittenfahren ſehr entgegen, indem es in unſern Mauern, wie wir oben ſagten, immer wärmer iſt als draußen, daher eine mäßige Linderung der Kälte draußen, bei uns ſchon Thauwetter iſt, und ein Schneekoch macht.

Allein wir wollen hier abbrechen, die Winterphyſiognomie unſerer Stadt zu malen, und lieber zu dem verſprochenen letzten Theile unſerer wiſſenſchaftlichen Abhandlung übergehen, nämlich zu den Wetterſcenen und ihren Wirkungen.

Ich will hier zuerſt mit dem unterhaltenderen Wetter beginnen, nämlich von dem ſchlechten. Wenn es in der einfältigen Landſtadt (ich meine hier die meiner Geburt) zu regnen anhebt, ſo ſind die Verhältniſſe ſehr einfach: man geht nach Hauſe, d. h. unſer Nachbar ſchiebt ſeinen Miſtwagen in den Schoppen, mein Vater macht die Hausthüre zu, und Alles bleibt drinnen, ſo daß nichts naß wird, als die Gänſe, und ſolche, die nicht ſchnell genug nach Hauſe kommen. In Wien iſt es anders. In wie viel tauſend Verhältniſſe ein Regen eingreift, insbeſondere ein plötzlicher, kann nur der mit Gewiſſenhaftigkeit ermeſſen, der im Geſchäftswege den Regen beobachtet und protocollirt, und deſſen Auge daher geſchärft ſein muß. Wenn ich z. B. beauftragt war, den Steckbrief eines Maitages zu entwerfen und denſelben abconterfeit der Sitzung vorzulegen — Himmel! welche närriſche Nebenſpäne von Beobachtungen fielen da für mich ab, wenn ſo ein urplötzlicher, dauernder Regen vom Himmel fiel: — noch lieber aber war es mir immer, wenn ich zur ſelben Zeit keine officiellen Beobachtungen zu machen hatte, ſondern nur die anſtellen konnte, die ich eben wollte. Wenn ſich die Landſtadt verödet, ſobald ein Regen beginnt — nur einen einzigen Fall einer närriſchen Ausnahme weiß ich, den ich ſchnell erzählen muß; es liegt ein Flecken nicht weit vom Böhmerwalde, bei deſſen Bewohnern die Leidenſchaft der Graszucht eingeriſſen iſt, weil der urſprünglich trockene Wieſengrund doch vortreffliches, ſehr geſuchtes Heu gibt, das durch künſtliche Bewäſſerung auch viel Heu wird; daher es ſich ereignet, daß, wenn ein Regen beginnt, die Bevölkerung erſt recht rührig wird, und wenn es erſt zu ſtrömen anhebt, ſo ſieht man ſo viele Hausväter, als es Häuſer gibt, nach allen Richtungen auseinander rennen, jeder in dem älteſten

Rocke, einen breiten Hut auf, und ein Grabſcheit auf der Schulter, um die Gräben, Gräbchen und Ausläufer zu lüften, daß das Waſſer auf ſeine Wieſe laufe, und um auch allenfalls hie und da ein wenig zu verlegen, daß ſeinem Nachbar nicht ſo viel darauf rinne, wenn dieſer läſſig war und nicht ſelbſt auf dem Schauplatze erſchien. Dieſer Ort, wie ich ſagte, macht eine Ausnahme von den Landſtädten, und ich kehre nach der Abſchweifung wieder zu meinem Texte zurück: Wenn ſich alſo eine Landſtadt verödet, ſobald ein Regen beginnt, ſo wird Wien gerade lebendiger. Dem Bauer wächſt ſein Korn auch während des Regens, er braucht ihm nicht zu helfen; dem Großſtädter aber wächſt ſein Capital in der Taſche nicht während eines warmen Mairegens, namentlich, wenn er ſich dieſes Capital durch Rennen und Laufen verdienen muß, und Wenige, die in Wien auf der Gaſſe herumgehen, thun dies muthwilliger Weiſe, ſondern es treibt ſie irgend ein ſchweres Geſchäft, z. B. ihrem Vergnügen nach zu gehen, oder ein anderes. — Alle dieſe können daher nicht, wenn ein Regen erſcheint, wie der Bauer nach Hauſe gehen und zuſchauen, ſondern ſie müſſen in ihrem Berufe ausharren, da jeder doch ſo wenig als möglich naß zu werden wünſcht, ſo läuft er deſto ſchneller, was ein närriſches Rennen und Stoßen zur Folge hat, das den ſehr beluſtiget, der ſeines Geſchäftes halber an den Regen gewohnt iſt, und daher gelaſſen ſeines Weges geht und ſich auf den Makintoſh trommeln läßt. (Beiläufig geſagt, ich gehöre zur „Schlechtwetterbranche“, Abtheilung „Niederſchläge“, was wohl der Leſer ſchon aus meiner Vorliebe für Winter und Regen wird bemerkt haben.) Schon vor dem Regen, wenn etwa der Himmel finſtere Gewitterbrauen zieht, oder ſich mit jener ſanften grauen Hülle überdecket, die dem Landregen vorherzugehen pflegt — ſchon damals fängt die Unruhe an, da geht ſchon ein und der andere dicke oder elegante Herr mit einem Regenſchirme in der Hand, die Damenwelt ſieht zum Himmel und iſt ängſtlich, der Botengänger und Commiſſionär beeilt ſich, der Trödler, Tiſchler und Andere räumen ihre auf die Gaſſe oder unter die offene Ladenthüre geſtellten Sachen ein, die Promenadeplätze verdünnen ſich, und die Muſik darauf läßt in ihrem Eifer nach; — wenn aber nun vollends der Regen beginnt, ſo ſiehſt du wie mit einem Zauberſchlag die Population mit einer Unzahl von Regenſchirmen bedeckt, daß es mich immer an jene altrömiſche Kriegs- und Belagerungsfigur erinnerte, die man testudo hieß, nur daß hier die Schilde nicht ſo wohlgefügt paſſen, ſondern ſich ohne Unterlaß unter einander verſchieben und regen — dann, wenn die Straßenpflaſter weithin in ihrer Näſſe glänzen, dann beginnt erſt ein rechtes Raſſeln und Donnern, als ſtiegen die Wägen aus der Erde hervor, und führen, wie Fröſche, die es geregnet, kreuz und quer herum. — Dieſe Zeit iſt auch die Ernte der Fiaker. Selbſt in den Häuſern verändert ein ſolcher Regen Alles und Jedes. Die zum Spaziergang geputzten Töchter ſitzen verdrießlich herum, unter den Thorwegen ſtehen Gruppen, meiſt regenſchirmloſe Frauen, und in den Kaffee- und Gaſthäuſern wird es ordentlich finſter vor Gäſten. — Mancher, der ſelbſt einen Regenſchirm hat, redet ſich zu, ein wenig unter zu ſtehen und ein Glas zu trinken. — Wenn nun erſt ſo ein Regen ein Platzregen iſt, und, ſeiner Natur zuwider, ewig dauert, und wenn er gar an einem Sonntagsnachmittag einfällt, oder endlich gar in ein Volksfeſt — wie, wenn Stürme auf dem Meere wüthen, und an die feſten und ruhigen Küſten nun nach und nach ein ganzer Saum von Trümmern angetrieben wird: eben ſo ſehen die, ſo an ſolchen Tagen in ſicherer Behauſung geblieben ſind, oder gemächlich unter dem Vordache eines Kaffeehauſes ſitzen, wie die Trümmer herein verſchlagen werden von Denen, die da draußen auf dem Meere der Freude trieben, und doch endlich herein müſſen. Vollgepfropfte Geſellſchaftswägen ſchwanken wie Laſtwägen einher; die Köchin trägt ihren neuen Hut, in ein Sacktuch gebunden, in der Hand; das weiße Kleid klebt trieſend an Armen und Schultern und hat unten einen rieſenbreiten Horizont von Koth; ihr Geliebter zieht ſie am Arme, hat auch ſeinen Hut eingehüllt, und Frack und Pantalon und Alles trieft von Waſſer, wie die Wolle eines Waſchbären. So ziehen ſie einher, und der Regen ſtürzt unbarmherzig auf ſie nieder. — Dann folgen erſt die unglücklichen Väter mit ganzen abgeregneten Familien; Studentenketten, die gleißend vor Näſſe heranmarſchiren, und vor Freude über den Spaß pfeifen und ſingen — dann der Spießbürger, der ſeinen Rock hinten aufgeſtülpt und mit Stecknadeln angeneſtelt hat, daß er wie ein Käfer einhergeht, dem die Flügeldecken zu klein ſind. — Ich will nicht reden von den tauſend zu Grunde gerichteten Damenhüten, zerwaſchenen Hauben, häßlich herausragenden Schultern, umhergeſchleuderten Dachtraufen, ſprudelnden Rinnen, ſondern bemerke nur noch, daß die Dächer ſehr rein werden, die Straßen wie ausgefegt, und mancher Pudel wie neugeboren, indeß die Menſchheit voll Koth iſt.

Sanfte, einfältige Landregen machen keine bedeutende Wirkungen, als einige beſchmutzte und beſpritzte Kleider, wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß, wie ich durch meine langjährige Praxis erfahren habe, es faſt durchſchnittlich dicke Herren ſind, die von Fiakern und anderen fahrenden Wägen ſo ſehr und plötzlich angeſpritzt werden. Auch das muß ich noch erinnern, daß ich öfters zwei Herren gleichen Schrittes, und ſonſt auch ganz gleich habe gehen geſehen, wovon der eine den letzten Spritzer, den er ſich ſelbſt gab, auf dem Hute hatte, der Andere keinen einzigen auf dem Rocke, höchſtens ein paar auf dem Beinkleide. — Es muß die Sache angeborne Anlage ſein. Ich ging, als ich noch eitle Tage hatte, oft wie wenn ich den Eiertanz tanzen wollte, und hatte des andern Tages einen ganzen Sternenhimmel von Koth auf dem Rocke. Das Reinbleiben im Regenwetter läßt ſich nicht erlernen, ſondern ſo etwas liegt im Blute, wie die Poeſie, und wie das Conſerviren der Röcke; — ich habe z. B. immer gleich Greiſe von Röcken an, während die meines Freundes Grimbucker immer Röcke in den ſchönſten Jahren ſind.

Ich redete bisher blos von einem einfachen Regen: aber ſo wie es einfache und qualificirte Diebſtähle gibt, eben ſo gibt es einfaches und qualificirtes abſcheuliches Wetter. Ich will in Folgendem ein ſolches Wetter zu ſchildern verſuchen, z. B. einen Regen mit unerhörtem Sturme am Himmel und gänzlichem Glatteiſe auf Erden. Es iſt dies, was ich erzählen werde, keine aus der Luft gegriffene Erfindung, ſondern das Portrait eines Tages, den ich ſelbſt in Wien erlebte. Es hatte fünf Tage ſo heftig geſchneit, daß es unmöglich war, den Schnee ſo ſchnell hinweg zu bringen, als er vom Himmel herabfiel, daher wurde er zu einer feſten Kruſte zuſammen getreten, und nach allen Richtungen klingelten die Schlitten: — aber die Freude nahm ein abſcheuliches Ende. Am ſechſten Tage fuhren zerfetzte, blaugeſchwollene Wolken durch den Himmel; alle Schornſteine und Bodenthüren klapperten und heulten; der Regen ſchlug an die Fenſter und unten war ſo glänzendes, compactes Eis, als hätte der Glaſer einen einzigen Glasguß über das ganze Straßenpflaſter gemacht, und das rieſelnde Waſſer und der Wind, der es dahin trieb, polirten das Eis noch immer mehr, daß es die reinſte und glatteſte Oberfläche gewann.

An regneriſchen Sturmtagen ſchaut unſere Stadt wie eine zerzauſte Perücke aus — Alles, was an ſchönen, ſtillen Tagen recht artig parallel aufwärts ſteht, wie z. B. Kleider und Körper der Menſchen, das iſt nun zerbogen und weiſt nach allen Richtungen der Windroſe; der Rauch über den Schornſteinen zerflattert, eine hölzerne Thüre hoch oben am Thurme reißt ſich ewig auf und zu — ich will der fliegenden Dachziegel gar nicht gedenken, um Niemanden Furcht einzujagen. Aber wenn nun noch dazu ein ſchönes, feines Glatteis kommt, auf dem nicht ein einziger Fußtritt haftet: welch' ein kläglicher Anblick unſerer heitern, belebten Stadt! — eine belebte iſt ſie auch da noch, ſie muß es ſein, ſie kann gar nicht anders, und wäre ſelbſt der jüngſte Tag auf der Gaſſe: der Commis muß das Handelsgewölbe aufſperren, das Dienſtmädchen muß einkaufen gehen, weil ihre Herrſchaft nicht verhungern kann; zu demſelben Zwecke müſſen die Marktleute mit ihren Lebensmitteln zugefahren kommen, der Beamte muß ins Bureau, der Stundenlehrer zu ſeinen Zöglingen, das Putzmachermädchen an ihre Arbeit, und vor allen die vielen hundert Schneeſchaufler in die Gaſſen, um das vermaledeite Eis aufzuhauen und weg zu ſchaffen, der fahrenden Wägen nicht zu gedenken, und aller Derer auch nicht, die aus purem, blindem Spaß herausgehen, um ſich die Sache anzuſchauen — alſo belebt wäre es genug, aber wie es ausſieht? Ich mußte auch jenes Tages ausgehen; ich legte ſonach Juchtenſtiefel an, band meine Kappe unter dem Kinne, nahm den Makintoſh und begab mich auf den Weg. Der Stephansplatz war merkwürdig — ich griff mich an den Häuſern der Rothenthurmſtraße zu dem Platze hinauf: ein Fiaker rollte und glitſchte über das Pflaſter daher, ſein gelber Mantel hoch flatternd im Winde, wie der Faltenwurf einer tragiſchen Künſtlerin — dort lauft einer ſeinem Hut nach, den er nicht einholen kann; hier ſitzt einer ſanft ins Naſſe nieder, weil er ſich, um eine Gewölbthüre zu öffnen, mit den Füßen gegen den Boden ſtemmte und ausglitt. — Um die Ecke des Biſchofhofes werden die Menſchen herumgeſchleudert; aus dem Thore der Brandſtatt wirft mir der Wind ein Buttenweib in die Arme; ein Mann ſteht mitten auf dem Pflaſter und ſtemmt ſeinen ſpitzen Stock ein, daß er drei Füße habe und ſich erhalte — ein alter Herr darf nicht von einem Barrierſtocke weg, an den er ſich hält, während der Wind hinter ihm ſeine Schöße in kurzen, erbitterten Schwingungen rüttelt; hinter ihm vorbei ſchwebt ein Mädchen (gehen kann man das nicht nennen) — der Wind faßt ſie an allen ihren Segeln, ſie greift nach Tuch und Hut, die unglücklichen Röcke fliegen im Kreiſel und die Arme muß ſich in Verzweiflung gänzlich niederducken und ſetzen, um keine Blöße zu geben; an einer andern Dame faßt er Wimpel und Raaen und wirft ſie durcheinander. — Dort öffnet ein Herr in elegantem Schlafrock ſachte ſein Fenſter, um zu ſehen, wie es ſei: flugs reißt der Wind ihm den Flügel aus der Hand, und wirft ihn an die Mauer, das geſtickte Schlafkäppchen dreht ſich noch ein paarmal in den Lüften und fliegt dann über einen Schornſtein hinüber. — Die in Pelze gehüllten Kutſcher der Herrſchaften fahren wie ruhige Felſen in den Wirrwarr hinein, während Wind und Regen um die Roſſe brauſen und an das Kutſchenfenſter ſchlagen, und während Fußgänger theils einzeln, theils Arm in Arm mit dem Winde rauſen und den Boden wegen ſeiner Glätte nicht ſelten mit Theilen berühren, die ſonſt nur die weichen Kiſſen des Sopha's zu drücken gewohnt waren. — — Welche verrückte Geſtalten man an ſolchen Tagen ſieht, welche Geſichterſchneider, welche zerknüllte Hüte und zerfetzte Regenſchirme, kann nur der ermeſſen, den ſeine Pflicht an ſolchen Tagen zu Beobachtungen antreibt, während alle Andern den Elementen lieber aus dem Wege eilet, und ſtatt Beobachtungen an Andern zu machen, lieber ſelber trachten, mit heiler Haut und ohne Lächerlichkeit an ihr Ziel zu gelangen. Dennoch iſt die Freude und Luſt der Wiener am Leben ſo groß, daß gewiß ſelbſt an ſolchen Tagen nicht ein Einziger iſt, der des Wetters halber ſein beabſichtigtes Vergnügen aufgäbe, und wenn Ball iſt, fahren die Wägen luſtig durch den Sturm, die Fußgänger ſteuern dem Gaſthauſe, der Geſellſchaft, dem Abendkränzchen zu — aber Abends iſt gewiß auch das Glatteis wenigſtens ſchon weg, theils durch rüſtige Arbeit, theils durch den Regen.

Den größten Sturm zeigten unſere Anemometer 1828 im Juli — ich glaube es war der 19., und ein Sonntag. Er erſchien gegen Abend mit Gewitter, und überraſchte alles, was da ſpazieren ging oder fuhr. Des andern Tages waren die Straßen mit Ziegeltrümmern und Glasſcherben gepflaſtert; im Stadtgraben lagen Shawls, Tücher und Hüte, die jungen Pappeln am Heumarkte waren noch nach drei Jahren gebogen; der Wind hatte im ſtrengen Sinne Menſchen und Wägen umgeworfen, namentlich auf der Badnerſtraße, und ein Freund von mir erzählte mir, daß er während der ganzen Zeit, faſt eine Stunde, einen Baumſtamm des Glacis umarmt halten mußte und nicht weg gehen durfte. Zum Glücke hatte es nicht geregnet.

Allein es iſt Zeit, daß wir einmal vom Winde wegkommen, freilich iſt er ein bedeutendes Ingredienz unſeres phyſiſchen und ſocialen Lebens, — Wien iſt bekannt wegen ſeiner Winde —

aber außer dem Staube, den er im Sommer aufrührt, und der den ſchönen Herren die Röcke verdirbt, bringt er uns wohl kaum ein lebhafteres und bewegteres Bild zu Stande, als wir oben zu beſchreiben verſucht haben. Nur das erwähnen wir noch kurz, daß ihm die Damen ganz beſonders Feind ſind; freilich bieten ſie auch ſeinen ſchalkhaften Launen viele Flächen und Segel dar, an denen er verknittern und verderben, oder die ſtolzeſte Schönheit durch unerſprießliche Situationen dem Lächeln der Umſtehenden preisgeben kann.

Wie wir die langen Winterabende unſerer Stadt aſſimiliren, oder die dicken Novembernebel, in denen die Stadt, ſo lange es tagt, wie in grauer Baumwolle eingewickelt iſt, und in denen die Lichter, wenn es Nacht wird, wie trübrothe Karfunkel mehr glimmen, als brennen, — haben wir theils oben ſchon angedeutet, theils gedenken wir es an einem andern Orte näher auszuführen. Wie wichtig ſolche Tage freilich für die Kataloge unſerer Geſellſchaft in hygrometriſcher und phyſiologiſcher Hinſicht ſind, kann man ſich denken, da ja jeder weiß, daß ein Nebel nur eine auf der Erde liegende Wolke iſt, und daher ſehr auf das künftige Wetter Einfluß nimmt, und daß in Hinſicht des Körpers kein phyſikaliſches Moment von ſolcher Bedeutung iſt, als der Feuchtigkeitszuſtand: aber wie bemerkenswerth auch dies alles in unſern Sitzungen ſein mag, ſo iſt leider! der Leſer ſo beſchaffen, daß er ſich um nichts kümmert, was ihn nichts angeht, d. h. auf dieſem Papiere hier nichts angeht, oder was er nicht verſteht; daher wage ich es auch nicht, von den hygrometriſchen, electriſchen, phyſiologiſchen und pathologiſchen Momenten der Nebel zu reden, geſetzt auch, ich verſtünde etwas davon. Einen Wienerwitz aber kann ich nicht unterdrücken, den mein verſtorbener Kleiderputzer bei ſolchen

Gelegenheiten unermüdet zu machen pflegte, wenn ich ihn nach dem Wetter fragte: „Euer Gnaden, ein Nebel, daß man ihn auf das Brod ſtreichen könnte, und dazu eine ſo ſcharfe Luft, daß ſich eine Sau daran zu reiben vermöchte.“ — Aber er iſt nun todt mit allen ſeinen Sprichwörtern, und früher todt als ich, zu dem er oft ſagte: „Prahlen Sie nicht mit Ihrer Jugend, ich kann noch mit Ihren Knochen Nüſſe vom Baume werfen.“ Es fallen mir nur bei Gelegenheit ſeine Sprichwörter ein.

Ich möchte nun noch recht gerne eine unſägliche Hitze malen, die wie ein Samum in unſere Häuſer fällt und eine wahre Geißel der dicken Herren iſt, allein ich befürchte, die Geduld unſerer verehrten Leſer auf eine gar zu harte Probe zu ſtellen, und die Ermattung, die ich ſchildern müßte, dürfte ich eher dem Leſer mittheilen, als den in meiner gemalten Hitze leidenden Perſonen.

Zum Schluſſe füge ich eine Bitte hinzu: es wird jetzt auch im Vereine ſtark auf Magnetismus (verſteht ſich mineraliſchen) beobachtet, ſeit Humboldt und Andere auf die Wichtigkeit desſelben und ſeinen Zuſammenhang mit dem Wetter aufmerkſam gemacht haben. — Wenn nun unter meinen Leſern ein ungeheurer Pedant wäre (natürlich ich klopfe nur auf den Strauch) — wenn ein ſolcher Pedant wäre, der täglich fünfmal zur ſelben Secunde auf drei Inſtrumenten beobachten wollte, ſo würde er höflich eingeladen, ſich zu melden. Ich glaube der Verein ſtellt keine ſchlechten Bedingungen.

Ausflüge und Landpartien.

Es iſt in Wien ein ſtehender Ausdruck geworden, „unſere reizenden Umgebungen" zu ſagen; allein ſo wie am Ende jede Stadt, die nur irgend Umgebungen hat, auch ſogleich „reizende" Umgebungen hat, oder wenigſtens „reizende Partien", ſo geht es wohl auch hier, und inſofern jeder Mutter Kind, wenn auch eben nicht das ſchönſte, doch gewiß das liebenswürdigſte und holdeſte iſt, inſofern ſind auch unſere Umgebungen die liebſten und traulichſten, wenn auch nicht die ſchönſten in der Welt. Wir wollen ſie vorerſt ein wenig im Allgemeinen beſchreiben.

Im Oſten unſerer Stadt zieht eine weite Ebene gegen die ſanftblauen ungariſchen Berge hin, und iſt geſchnitten, oder gleichſam mit Silberbächen eingelegt, durch den vielarmigen, vielgewundenen Strom der Donau, deren Glanz noch erhöht wird durch den dunkelgrünen Saum ihrer Auen, und durch das Laub ihrer Inſeln, die wie dunkle, weit hingehende Flecken in das wallende Silber geſtreut ſind. Nördlich des Stromes, bis gegen Mähren hin, zieht ſich das Marchfeld, im Weſten durch das Kahlengebirge, im Norden durch den mähriſchen Höhenzug und im Oſten durch die March geſchloſſen, — ein Boden, reich an

Getreide und Dörfern, dreimal ein berühmtes Schlachtfeld, aber für das Auge des Landſchafters erſt ein gelblichter Fleck, dann ein duftiger Streifen; hie und da iſt der Schatten einer Baumgruppe eingeſtreut, oder der weiße Blick eines Kirchthurmes. Im Weſten dieſes Feldes beginnt, wie wir ſchon an einem andern Orte geſagt haben, das Kahlengebirge, und zieht einen mit Wald, Feld und Reben bedeckten Höhenzug halbmondförmig um die Stadt. Dieſer Höhenzug ſetzt ſich von Nord nach Süd ſtreichend bis zu jener Alpenkette fort, die von Weſt gegen Oſt zwiſchen Öſterreich und Steiermark zieht; er heißt der Wienerwald und iſt eigentlich ein Arm der Steirer Alpen, den ſie nordwärts gegen die Donau ſtrecken, ehe ſie ſelber in den Ebenen Ungarns und in Oſtſteiermark erſterben. Süd und Südoſt von Wien beſetzt ein ſanfter, breitgedrückter Hügel, der Wienerberg genannt. Da wir von den ſüdlichen Baſteien der Stadt auch die blauen Häupter und die gezackten Mauern der Steirer Alpen ſehen, namentlich einen König derſelben, den Schneeberg, und da wir jetzt mittelſt der Gloggnitzer Eiſenbahn in ein paar Stunden an ihrem Fuße ſind, ſo fangen wir allgemach an, ſie zu unſern Umgebungen zu rechnen.

Der Leſer ſieht, daß bei einer Umgebung ſo gewöhnlicher Art eigentlich der Ausdruck „ſchön" oder „reizend" nicht gebraucht werden kann, in der Art, wie wir ihn von einer Schweizerlandſchaft an einem ihrer Seen gebrauchen, ja, wer nur die Landſchaftsdichtungen des Landes ob der Enns geſehen und genoſſen hat, begreift den Enthuſiasmus der Wiener nicht, in den ſie häufig über ihre Umgebungen gerathen; aber wer nun drei, vier, acht, eilf Jahre in den ewig grauen Mauern und ewig fahlrothen Dächern dieſer Stadt gelebt hat, nicht einmal einen blauen, ſondern häufig einen durch Staub getrübten Himmel geſehen hat, ſich höchſtens an der familienähnlichen Sippſchaft der Akazien und Kaſtanien des Glacis oder der Baſteien erlabt hat, wer hiebei nur zeitweiſe die Auen des Praters beſucht, und ſonſt in einem drückenden, drängenden Berufsgeſchäfte arbeitet: der, wenn er nun einmal hinauskommt, begreift nicht nur jenen Enthuſiasmus, ſondern geräth ſelber in den höchſten. Und in der That, wenn man nicht eben die erhabenſten und epiſchen Landſchaftsdichtungen verlangt, ſondern mit einem lieblichen, reichen, gemüthanregenden Gemiſche von Feld, Wald, Weinberg, Hügel, Höhenzug, Strom und eingeſtreuten Landhäuſern und Dörfern vorlieb nimmt, bei welch allem, wenn man nur ein wenig emporſteigt, überdies noch immer das Epos der Alpen im Hintergrunde ſchwebt, der wird gewiß auch die Umgebungen Wiens ſchön nennen, in dem Sinne, wie man gewöhnlich Gegenden ſchön nennt, an die man nicht eben die Anforderungen von Hochalpencharakter, oder von Meereserhabenheiten macht.

Wir werden im Verlaufe dieſes Aufſatzes Gelegenheit bekommen, den Leſer in eine oder die andere unſerer Umgebungen zu begleiten.

Wie aber gewöhnlich der Wiener, oder eigentlich der Menſch, das Vergnügen zu dem Vergnügen fügt, das Nützliche zu dem Schönen; oder auch, wie jeder geſunde, heitere Menſch, das Sinnliche zu dem Vernünftigen: ſo geſchah es auch hier, daß immer ſchöne Punkte und Wirthshäuſer bei einander ſtehen. Man hat uns deswegen häufig getadelt, und die Wiener Backhühner ſind ordentlich berühmt geworden, ſo wie unſer ewiges Weintrinken und Aufwarten mit einem Glaſe Wein. Aber ich glaube, man hat hierin Unrecht. Wenn die Bewohner der kleinen Stadt, die uns tadeln, bedächten, daß unſere Spaziergänge nicht ſind, wie ihre, daß ſie im Augenblicke außer ihren Thoren, auf dem Lande und im Schoße der Bäume ſind, wir aber ſo weit gehen müſſen, daß ſie es ſchon eine Reiſe nennen würden — wenn die kleine Stadt das bedächte, ſo würde ihr auch einfallen, daß man auf einer Reiſe einkehren müſſe — und deshalb kehren wir ein. Es wäre in der That zu viel für ein Vergnügen verlangt, daß man, wie in der Wüſte, Speiſe und Trank mitſchleppen müßte; daher barmherzige Menſchen an Stellen, denen ſie abmerken, daß viele Wiener ſie beſuchen, gerne ein Wirthshaus bauen, um jenen Wienern ein Obdach und Labung zu geben. Ob hiebei zu viel oder zu wenig Wirthshäuſer ſind, kann der Fremde gar nicht ermeſſen, da er nicht weiß, wie viele wir in einem gegebenen Augenblicke da oder dort ſein werden, wie viel wir alſo Labung und Obdach bedürfen. Was das Weintrinken anbelangt, ſo hat der Fremde auch Unrecht, weil er blos ſagt: wir trinken Wein, wir ihm aber antworten könnten: wir trinken auch Bier; und wir danken Gott, daß er uns ein Land gab, wo Beides gedeiht, und Fröhlichkeit dazu, Beides zu genießen. Wenn in einem Lande, wo ein guter, derber, geſunder Wein wächſt, kein Wein getrunken würde, oder knickeriſch wenig Wein getrunken würde, ſo wäre dies ja reiner Undank gegen das Land und den Schöpfer des Landes, und dieſen Undank läßt ſich der Öſterreicher überall nicht zu Schulden kommen. Was endlich die Backhühner und den Wein anlangt, ſo zeigt ſich das Auffallende, daß allerlei Fremde, wenn ſie zu uns kommen, Backhühner und Wein verzehren wie wir, und zwar ſo viele Backhühner und ſo viel Wein, wie wir. Ich denke, es muß die Sache entweder in der Luft liegen, oder die Fremden thun dergleichen zu Hauſe auch, wie wir zu Hauſe — oder ſie benützen es, daß hier eben dieſe Dinge zu haben ſind. Bei uns iſt es zuweilen umgekehrt; der Schreiber dieſer Zeilen wenigſtens fand einmal eine Kaltſchale, die ihm ein nördlicher Landsmann bereitete, als ein grauſames Gericht, das er ſchnell durch einen einfachen, aufrichtigen Grinzinger hinunterſchwemmen und amortiſiren mußte. Dieſe kleine Abſchweifung über die verkannten Wirthshäuſer in unſerer Umgebung ſei mir erlaubt; ich kehre wieder zu meinem Stoffe zurück. — Doch noch eine Kleinigkeit muß ich hinzufügen. Man wirft uns nämlich vor, daß wir jeden höhern Genuß, z. B. den der Natur, den einer ſchönen Muſik, einer häuslichen Freude u. ſ. w., ſogleich mit Eſſen und Trinken verbinden. Freilich iſt die Sache wahr, aber es iſt nur ſo: wir ſind ein behagliches, ſinnliches Volk, d. h. ein Volk, das ſeine guten, tüchtigen, körperlichen Eigenſchaften hat und auf ſelbe hält. Da nun bei jedem geſunden und unverbildeten Menſchen der ganze Menſch ſeine Rechte hat, ſo redet, wenn die Herrſchaft „Vernunft" ein Feſt feiert, auch die Dienerſchaft „Sinnlichkeit" ein Wörtchen darein, und die Sache iſt erſt vollendet und ganz, wenn ſich alles auf gleiche Weiſe freut, jedes nach ſeiner Art. Daß es übrigens in andern Ländern auch nicht gar viel anders iſt, leſe ich ja täglich in Zeitungen. Sobald mit den erhabenſten Gefühlen einem großen Manne eine Statue geſetzt iſt, ſo ſitzt man nieder und gibt ein Bankett; wenn nationale Feſte gefeiert werden, wenn man ſich im Großen verſöhnt, wenn ein Durchreiſender gefeiert wird, ſo deckt man den Tiſch — und ſo iſt es, und ſo iſt es geweſen, und ſo wird es ſein. — Darum, lieber Mit-Wiener, gehe aufs Land oder halte Hochzeit, oder Kindtaufe, oder Abſchied, oder Willkommen, ſo laſſe deinen Körper ſich mit freuen, gib ihm ein Glas Wein, bringe ihn in eine behagliche Stellung, zünde ihm auch etwa eine Pfeife Tabak an — dann, wenn er ſo zufriedengeſtellt iſt, ſo genieße du die höhere und höchſte Freude, die ſonſt auch noch zu haben iſt. Wenn Andere anders ſind, ſo beneiden wir ſie nicht darum; es kommt nicht darauf an, wie wenig man ſich ſinnlich freut, ſondern darauf, wie ſtark man dies auch im höhern Sinne kann.

Nun endlich zu unſern Ausflügen und Partien zurück. Sie theilen ſich in zwei Klaſſen: in die zufälligen und in die beſtändigen. Die erſten ſind ſolche, die eben von der Laune, dem Wetter und dergleichen abhängen; die zweiten aber müſſen immer zu einer gewiſſen Zeit, an einem gewiſſen Ort hin geſchehen. So z. B. iſt am Oſtermontage und am erſten und am zweiten Mai Pratergang oder höchſtens Augartenbeſuch — dann ſind für das eigentliche Volk die ſogenannten Kirchtage der umliegenden Punkte die eigentlichen Tage der Volksfeſte. Hierunter nimmt der Kirchtag in der Brigittenau, der zwei Tage dauert, den erſten Platz ein — dann iſt der Kirchtag in Mariabrunn, am Feſte Mariä Geburt, ein wahres Volksfeſt; dann ſind die zu Berchtholdsdorf, Hitzing, Grinzing u. ſ. w. An einem ſolchen Kirchtage iſt der Ort, wo er gefeiert wird, überfüllt von Menſchen der mittlern Klaſſe; in allen Wirthshäuſern, Kneipen, Schenken, Gärten der Weinhauer (Winzer) erklingt Muſik, und wenn es auch nichts anderes iſt, als eine Drehorgel, und luſtige Gruppen ſind im Hin- und Zurückwandern begriffen und an manchen Stellen trifft man Tanz, wenn auch oft die größte Sommerhitze herrſcht. Manche dieſer Kirchtage haben auch eine hervorragende religiöſere Bedeutung, wenn auch das Irdiſche noch ein wenig ſtark darin vorherrſcht, wie z. B. der in Mariabrunn am achten September. Wir wollen ein wenig bei ihm verweilen.

Mariabrunn liegt etwa eine Wiener Meile weſtlich von der Stadt. Es war einmal ein Kloſter, die Gebände ſind aber jetzt zu einer Forſtſchule eingerichtet. In der kleinen Kirche wird das Gnadenbild Maria's verehrt. Die heilige Sage erzählt, daß dieſes Bild in einem Brunnen aufgefunden worden ſei und im Mittelalter viele Wunder gewirkt habe, worauf eine Kapelle und daraus das Kloſter entſtanden ſei. Es liegt außer unſerm Zwecke, näher auf dieſe Entſtehung und Ausbildung einzugehen. Der Ort liegt ſehr anmuthig am Eingange des Wienerwaldes, deſſen Berge nebſt einem Theile des kaiſerlichen Thiergartens ihn umſtehen. Gegen Norden breitet ſich eine ſanft emporſteigende Wieſe aus — und dieſe iſt der eigentliche Schauplatz des Kirchweihfeſtes der Wallfahrer. Schon beim erſten Morgengrauen des achten Septembers treffen einzelne Pilger und Gruppen in Mariabrunn ein, die gar nicht gerechnet, welche ſchon Tags zuvor gekommen ſind. Beim Vorrücken des Tages vermehrt ſich auch die Zahl der Waller, bis endlich die Straße, die an dem Stifte vorbeiführt, ſo dicht beſetzt iſt, daß man dem Strome entgegen gar nicht durchdringen kann. Die Kirche, in welcher feierlicher Gottesdienſt gehalten wird, iſt bald beſetzt, und zwar ſo gedrängt, daß keine Nadel zwiſchen den Menſchen zu Boden fallen könnte. Diejenigen, welche in der Kirche keinen Platz mehr finden, oder die große Zahl derer, die ſich überhaupt um eine Kirche gar nicht bekümmern, treiben ſich außen herum. Auch das Gaſthaus wird bevölkert, und während die Orgel aus der Kirche herüber tönt, erheben ſich dort Töne und Klänge, die nichts weniger als nach Andacht und Pilgerfahrt lauten: nämlich Singen, Lärmen, Gläſerklirren, Klappern mit Tellern und Gabeln. Gegen Mittag und nach Ende des Gottesdienſtes fängt eigentlich das wahre

Volksvergnügen an. Es füllt ſich nämlich obbenannte nördliche Wieſe, ſo groß ſie iſt, mit der Menge des herbeigeſtrömten Volkes. Es lagert ſich in allen möglichen Geſtalten und Gruppen auf derſelben. Tücher werden ausgebreitet, die mitgenommenen Speiſen und Getränke werden darauf ausgepackt und verzehrt. Man kann ganze Familien mit Großvater, Großmutter, Tante, Vettern, Eltern und Kindern ſehen, wie ſie um ein ſolches Tuch, ja oft blos um ein Stück Packpapier herumlagern und ihre Mahlzeit verzehren. Auch herumſchwärmende Gruppen trifft man, welche im Lager hin und herziehen, wobei ſie häufig auf einem abgebrochenen Zweig ein Sacktuch oder ein Umhängtuch einer Schönen als Fahne tragen. Buden ſind aufgeſchlagen, in denen man Bildchen, Eßwaaren, Getränke und dergleichen zu kaufen bekommt, oder in denen bekannte Volksſpiele geboten werden, die die Gewinnluſt manches der Vorübergehenden reizen und ausbeuten. An einer andern Stelle poſtirt ſich eine Drehorgel und improviſirt aus luſtigen Handwerkern und ihren Schönen einen Tanz um ſich herum, der nichts als einen weichen Raſen unter den Füßen hat — während an einer andern Stelle ein Harfeniſt eine tragiſche, blutdürſtige Ballade vor ſeinen Zuhörern herabkanzelt, oder ganze Gruppen aufgereizter Burſchen jauchzen und Lieder ſingen.

Wenn man in einer etwas größern Entfernung in einem der ſtillen Wälder iſt, ſo hört man an dieſem Tage das Brauſen der Menſchenmenge nicht anders, als wie das Murmeln entfernter Meereswogen. Es wird nicht übertrieben ſein, wenn ich ſage, daß an einem beſonders ſchönen Tage dieſer Art zehn- bis fünfzehntauſend Menſchen auf dieſer Wieſe gelagert ſein mögen, die alle luſtig und freudig ſind, da der Wiener ſich gerne an Volksmengen entzündet und ſteigert. Hiebei ſind die noch nicht gerechnet, welche in den Wirthshäuſern und auf den Raſenplätzen der herumliegenden Orte zerſtreut ſind, z. B. in Hadersdorf, Weidlingau, Haimbach, und auch die nicht, welche Mariabrunn gar nicht erreichten, ſondern ſchon im Brauhauſe zu Hütteldorf kleben bleiben mußten. Dieſes Treiben herrſcht gewöhnlich bis gegen Abend; dann lichten ſich die Reihen. Der am Morgen hinausgekehrte Strom iſt nun ein ſich zurückwälzender, und wenn man in der Dämmerung über die Wieſe geht, ſo iſt ſie leer, der Raſen iſt zertreten, Zäune und Einfriedungen ſind theilweiſe umgeriſſen, und von den Gebüſchen hängen Zweige und Äſte herunter, an denen man geriſſen. Das erſt heute entſtandene Meer iſt wieder verronnen, nur einzelne Nachzügler und ſchwärmende Gruppen ſind in den Gaſthäuſern zurückgeblieben, weil ſie es nicht anders thun können, als daß ſie erſt am Morgen mit wüſtem Kopfe und verſtörten Geſichtern nach Hauſe gehen. Mancher arbeitende Vater mit ſeiner Familie aber hat ſich eine ſolche Erholung aus dem aufregenden Gange, aus der geſehenen und mitgenoſſenen Luſtigkeit, aus der heitern Luft und der erquickenden Landſchaft mit nach Hauſe gebracht, daß er wieder wochenlang in ſeiner dumpfen Stube arbeiten und aushalten, und Abends bei einem Glaſe Bier mit ſeinen Nachbarn oder mit ſeinen Kindern von dem Kirchtage zu Mariabrunn reden kann. Ich meine darum, daß man nie und nirgends ſolche Feſte, die ſich das Volk ſelber gibt, um ſich in Maſſe zu freuen, ausrotten ſoll, weil ein heiteres Volk auch ein gutes Volk iſt, weil der Öſterreicher in ſeiner geſunden Herzensgüte nirgends zu großen Ausſchreitungen geneigt iſt, und weil der geringe Schaden, der ſich zeigt, wenn die Heuſchreckenwolke wieder verflogen iſt, leicht ausgebeſſert werden kann. Die Wieſe wird ohnehin immer vorher abgemäht und die abgeſchnittenen Äſte und Zweige an den Waldbüſchen, welche eine kriegsluſtige Jugend als Beute mitgenommen, verwachſen ſich im Laufe des Jahres bis zum Unkenntlichen wieder.

Die andern Ausflüge, welche nicht an eine Zeit und an einen Ort gebunden ſind, ſind natürlich viel häufiger; aber ſie ſind im Ganzen minder intereſſant, da ſie im Grunde nichts Volksthümliches haben, ſondern jeder großen Stadt eigen ſind, nur mehr oder minder nach dem Charakter des Volkes ſchattirt. Genuß iſt die Loſung des heutigen Zeitgeiſtes, und mit der Geſelligkeit ſteigt der Genuß. Iſt es ja ſelbſt mit den Thieren nicht anders; die ſcherzenden, ſchäkernden, ſpielenden ſind zugleich die in Heerden lebenden; der einſame Geier und der Adler ſind die ruhigſten und mäßigſten. Die Freude des Landmannes dreht ſich in einem einförmigen Kreiſe, und dies um ſo mehr, je mehr er im Walde und von größern Städten entfernt lebt. In der Stadt, und insbeſondere in der Hauptſtadt, drängen ſich die Reizungen und Lockungen, namentlich da ein großer Theil der Bewohner ſich davon nährt, andere zu reizen und zu locken. Das Beiſpiel, die Hoffart thun das Ihrige hinzu — und ſo rennt und ſtürzt ſich alles in den Genuß, um von dem Leben, als ſei es nur eine Minute, ja gewiß ſein Theil wegzubekommen. Dieſe Sucht pflanzt ſich bis zu den unterſten Klaſſen fort; daher lechzen die, welche die ganze Woche in Arbeit ſind, nach dem Sonn- und Feiertag, um da endlich dem Genuſſe nachjagen zu können. Im Sommer beſteht er nun gewöhnlich darin, daß ſie ſich von der düſtern Arbeitsſtube losſpannen, und ins Freie hinaus trachten. Man ſieht daher gerade an Sonn- und Feiertagen alle Straßen, die vor den Linien Wiens ins Freie führen, mit fröhlichen Menſchen der untern Stände bedeckt – es mag wohl Luſt, Freiheit, Sonnenſchein ſeinen gebührenden Antheil an dem Spaziergange haben, aber insgeſammt ziehen ſie doch alle dem einen oder dem andern Unterhaltungsplatze zu, wie ſie gleich unzähligen Monden die Sonne Wiens umgeben. Dort geben ſie ſich der Fröhlichkeit, dem Lärmen, Lachen — und dem Eſſen und Trinken hin. Ein Beſtandtheil iſt es aber immer, der an ſolchen Unterhaltungsorten nie fehlt und nie fehlen darf, nämlich die Muſik. Es iſt, als wenn Wien die Stadt der Muſik wäre, und das Volk ſich von Muſik, wie von der Luft nährte. Wo nur immer wenigſtens eine Bank iſt, daß ſich ein paar Gäſte darauf niederſetzen können, um einige Gläſer Landwein zu genießen, dort finden ſich bald auch Muſikanten hinzu, wäre es auch nur einer, der die Guitarre kneipt, und ein anderer, der dazu ſingt.

Die Plätze, denen das Sonntagspublikum zuzieht, wechſeln auch und haben ſo gut ihre Moden, als die Kleider; ja oft taucht ein Phänomen dieſer Art auf, überſtrahlt in Kurzem Alles an Glanz, und ſinkt wieder ſpurlos in Nichtigkeit zurück. So z. B. erinnere ich mich, daß im Winter 1830 Einer außerhalb der Stadt einen Saal aus purem Eiſe baute, und daß durch Monate jenes harten Winters die dahin führende Straße wörtlich mit Wallfahrern bedeckt war, die ſammt und ſonders den Eispalaſt ſehen wollten — und daß Mancher ſich Entzündungen und Rheumatismus zuzog, blos um ſagen zu können, daß er im Eisſaale getanzt habe. Das Glück begünſtigte auch den Unternehmer; denn ein Tag wie der andere, bis zum letzten Februar, waren granithart gefroren. Alle Eistempel, Salons und Palais, welche in folgenden Wintern gebaut wurden, ſchlugen nicht mehr ſo an und ſchmolzen ſchmählich dahin. — Eben ſo wurde vor mehreren Jahren bei Meidling, nächſt Schönbrunn, eine Rutſchbahn, unter dem Namen Tivoli, angelegt, wo es eine förmliche Schande war, noch nicht dort geweſen zu ſein — jetzt ſpricht faſt Niemand mehr davon. Aber es gibt auch Orte, welche ihren Ruf unerſchütterlich behaupten. Hierher gehören alle jene, welche durch den ſtillen aber dauernden Reiz guter Speiſen und Getränke wirken. Da kenne ich anſpruchloſe Feinſchmecker, die eine ordentliche ſtatiſtiſche Karte der Umgebungen Wiens halten. Dorthin gehen ſie wegen des erleſen guten Glaſes Grinzinger, hierher zum guten Märzbier; ein anderer Tag iſt dem Karpfen gewidmet, der da am beſten gebacken iſt, wieder ein anderer dem feinen Schinken, der dort ausgeſchnitten wird — und ſo haben ſie die Gänſe, den Haſen, die Würſte — bis zu den Knödeln herab. Daß dieſe Beſucher nicht auf Pracht und Reiz der Gegend ſchauen, verſteht ſich von ſelbſt, über derlei ſind ſie hinaus; auch die Muſik ſucht er ſich bald durch ein paar Groſchen vom Halſe zu ſchaffen. Dann ſind Orte, die ihrer Lage nach, ihren ſonſtigen Annehmlichkeiten, und dem alten Rufe nach beliebt ſind. Da iſt z. B. Hitzing, ein Dorf am Ende des Schönbrunner Parkes, wo es im Sommer ſo gedrängt iſt, wie faſt in keinem Theile der Stadt ſelbſt. Dommaiers Caſino erſchallt von Muſik, meiſt der des Walzercomponiſten Strauß, und ſein Garten und Salon ertönt von Gläſern und Rufenden und Lachenden. Das Dorf vergrößert ſich aber auch ſo, daß es eigentlich eine Stadt iſt mit Gaſſen, in denen man ſich in der That vergehen kann. Im Oſten Wiens liegt der Ort Simmering, der an Sonntagen die Bewohner der ihm nächſtgelegenen Vorſtädte verſchlingt; weiter rechts iſt das Stadtgut, ein Salon, wo auch öfter Feuerwerk, Beleuchtung, Affenkomödie u. dgl. iſt; dann iſt Meidling, Lieſing mit dem Felſenkellerbier. — Im Weſten iſt Penzing, St. Veit, Hütteldorf (ein Brauhaus) und die kleineren Poſten. — In Nord und Nordweſt iſt Döbling, Grinzing, Sievering, Nußdorf, Weidling . . . . und wie ſie alle heißen. — Jenſeits der Donau iſt Jedlerſee, Enzersdorf, Korneuburg u. ſ. w. — Wundern mag es den Fremden, daß wir einen ſo großen, reizenden Strom haben, der ſich noch dazu in der Nähe Wiens in ſo viele liebliche Arme auseinander gießt, und daß er ſo wenig von Spazierfahrern und andern Waſſerfreunden bedeckt iſt. Die Urſache mag wohl darin liegen, daß unſer Strom, unähnlich dem Rheine und der Elbe, ein wilder und reißender iſt, der nicht nur ſein Befahren, namentlich für den Ungeübteren, ſehr gefährlich macht, ſondern auch gegen das Waſſer nur ſehr beſchwerlich oder gar nicht befahrbar iſt. Dies bewirkt, daß das ſchöne Stromſilber unſerer ſchönen Donau einſam durch den Smaragd ſeiner Auen rollt, nicht einmal von großen Schiffen beſonders belebt, da die Dampfboote oberhalb Wien, in Nußdorf, die der untern Donau unterhalb Wien im Prater bei den ſogenannten Kaiſermühlen anlegen, und die Frachtſchiffe durch den ſchmalen, bogenartigen Seitenarm, der ſich bei Nußdorf von dem Hauptſtrome loslöſet, an die Stadt hereinfahren. Und gerade dieſer Arm, den ſie Donaucanal nennen, hat auch in der That etwas Canalartig-Reizloſes, und reicht bei weitem nicht an die Anmuth und Großartigkeit der Donau bei Greifenſtein, Kloſterneuburg und unten bei der Inſel Lobau.

Außer den oben genannten Ausflüglern und Genußjägern gibt es noch andere, zwar auch Genußjäger, aber feinere, nämlich ſolche, welche ländliche Reize und landſchaftliche Vergnügungen aufſuchen. Ich kenne einen Mann, der alle Fußpfade in allen Wäldern und Parken auf zwei Meilen Halbmeſſer um Wien herum kennt, und das will ſehr viel ſagen, wenn man an die mannigfaltigen Verſchlingungen des Wienerwaldes denkt. Wir wollen es verſuchen, einige der ſchönen Punkte dieſer Art in Kürze zu bezeichnen. Von dem oben berührten Forſtinſtitute Mariabrunn führt rechts von der Heerſtraße ab eine Kaſtanienallee in ein anmuthig gelegenes Dorf, Hadersdorf geheißen, hinter dem in engliſchen Gartenanlagen das Grabmal des großen Generals Laudon ſteht. Hinter dieſem Grabmale führt eine gerade Straße, beſtändig von den Buchenlaubbergen des Wienerwaldes begleitet, tiefer in das Gebirge hinein, ſo einſam, daß man in der entfernteſten Landruhe zu verweilen vermeint. Wenn man auf dieſer Straße in den Ort Mauerbach gelangt iſt, ſteigt man auf äußerſt ſanften Fußpfaden bald über grünen Weidengrund, bald zwiſchen zerſtreuten Bäumen, bald zwiſchen Gebüſch und Wald hindurch, allmälig empor, bis man plötzlich am Rande des Höhenzuges ſteht, der auf der andern Seite ſteil abſtürzt, und unten das kleine Dorf Tulbing und das ganze Tulnerfeld zu Füßen legt. Der Punkt, auf dem man ſteht, heißt der Tulbinger Kogel. Außer dem Gipfel des Schneeberges wird es wenig Punkte geben, auf denen eine ſchönere Ausſicht iſt, als auf dieſem eigentlich kleinen Berge. Vom Schneeberge an über den Ötſcher hinauf, bis zu den Häuptern im Lande ob der Enns ſieht man den ganzen öſterreichiſch-ſteieriſchen Alpenzug, von dem Stifte Göttweih könnte man faſt die Fenſter zählen, und die Rieſenſchlange der Donau liegt auf der ganzen Strecke von Krems bis Greifenſtein aufgerollt. Das große Tulnerfeld ſtellt ſich wie Moſaik dar, ſo klein erſcheinen ſeine Felderabtheilungen, und auf die Stadt Tuln meint man mit einem Steine hinwerfen zu können. Es ſteht auf dieſem Punkte ein von Holz errichteter Balkon, der die Rundſicht gewährt. Nur gegen Oſten iſt die Ausſicht beſchränkt; da ſtellen ſich nämlich dieſelben Waldberge, wie der Tulbinger Kogel ſelbſt, und ungefähr von derſelben Höhe, vor das Auge.

Aber nicht der Tulbinger Kogel allein iſt es, welcher dieſer Umgegend Werth verleiht; das Hauptthal, welches von Hadersdorf nach Mauerbach zieht, hat ein paar ungemein reizende Seitenthäler, Haimbach und Steinbach. In beiden ſind nur wenige Häuſer, aber höchſt anmuthige Höhen und Gebüſche. Von Haimbach führt ein Pfad den Berg hinan auf die ſogenannte hohe Wand, wo eine zwar weit beſchränktere Gebirgsausſicht iſt, als auf dem Tulbinger Kogel, aber deſſenungeachtet eine noch immer ſehr ſchöne. Von Haimbach ſind bis Hadersdorf ſchöne Pfade durch den Buchenwald angelegt und mit Ruhebänken verſehen. Aber auch von der hohen Wand aus kann man auf noch viel lockendern und einſamern Holz- und Jägerpfaden zu verſchiedenen Punkten der Gegend gelangen.

Der Kahlen- und Leopoldsberg bieten eine Ausſicht über das Marchfeld bis zu den ungariſchen Bergen, und eine Überſicht über die ganze, bunte, ſteinerne Scheibe der Stadt Wien. Dann iſt in demſelben Höhenzuge der Hermannskogel, der ebenfalls eine der lieblichſten Rundſichten gewährt. Und wunderbar iſt es, welch' ſtille Waldeinſamkeiten, tiefe Thalſchnitte mit dem kleinen, kühlen Wäſſerlein, ſchattende Baumhänge und idylliſche Triften man zwiſchen den obbenannten Höhenpunkten trifft. Selbſt der Hirte mit ſeiner Heerde fehlt auf den von Wald entblößten Weideplätzen nicht, nur daß er hier nicht das Hirtenhorn, ſondern eine kreiſchende Trompete bläſt, und meiſtens noch dazu eine Klappentrompete.

Ein ſanftes, ſchönes Thal geht, wenn man die Straße an der Donau aufwärts gegen Kloſterneuburg zieht, links aus den Bergen heraus, läßt ein glasklares Waſſer gegen die Donau hervorſchießen, und ſchließt den Blick jenſeits des Stromes mit den ſanft dämmernden Wänden des Biſamberges. In dem Thale liegt der Ort Weidling mit ſeinen berühmten Rebenabhängen. Eine ſchöne Wanderung dem Bache entgegen führt in den Park von Dornbach, durch welchen man, ſich links wendend, wieder zur Hauptſtadt gelangt. Der Kahlen- und Biſamberg ſtürzen gegenüber ſo ſteil ab, und laſſen die Donau zwiſchen ſich durch, daß ſie wie zwei andere Säulen des Herkules daſtehen, und daß ſich die Sage gebildet hat, ſie ſeien eigentlich urſprünglich ein einziger, von der Donau entzwei geriſſener Berg geweſen. Dann müßte das Tulner Feld nothwendig ein See, und die gegen dasſelbe ſchroff abſteigenden Tulner Höhen ſeine Ufer geweſen ſein. Wir können uns in dieſe geognoſtiſchen Vermuthungen nicht einlaſſen, ſondern bemerken blos, daß es ein wahrer Segen iſt, daß jetzt die Donau zwiſchen den Bergen herausfließt, und daß oberhalb ein ſo ſchönes, gartenartiges Land liegt. Die Waldhöhen, die von dem Kahlenberge ſüdwärts ziehen, ſind es, die die obigen Punkte und überhaupt die von den Landſchaftsfreunden geſuchteſten und beliebteſten Stellen enthalten. Seit wir die nach Süden führende Eiſenbahn beſitzen, gehört auch Baden gewiſſermaßen zu den unmittelbaren Umgebungen Wiens, da man es von dem Bahnhofe aus in vierzig Minuten erreichen kann — und die Umgebungen Badens und der Brühl ſind ſeit undenklichen Zeiten in den Jahrbüchern Wiens berühmt. In weniger als einer halben Stunde erreicht man von dem Bahnhof aus den uralten Markt Mödling, wo einſtens die Herren von Mödling hauſeten, ja ſelbſt zu Zeiten die Markgrafen und Herzoge von Oſterreich reſidirten. Der Ort mit ſeiner maleriſch alten Kirche lehnt ſich an einen Zweig des Wienerwaldes, der aber hier in kahlen und felſigten Höhen vorſpringt. Von Mödling aus iſt ein ſchmales Thal ins Gebirge hineingeſchnitten, welches einen Bach hat und zu deſſen beiden Seiten mit Häuſern beſetzt iſt, die zerſtreut aus dem Grün der Bäume heraus, und von dem Grau der Felſen wegblicken. Die Seitenwände des Thales ſteigen oft als grüne Waldberge, oft als kahle Felſen empor. Dieſes Thal heißt die (von den Wienern ſo geliebte) Brühl. Wer Alpenfelſenthäler geſehen hat, kann das Entzücken der Wiener über dieſes Thal nicht theilen, aber anmuthig und reizend iſt es immer, nur daß der Reiz, der gerade Gebirgsthäler am holdeſten ſchmückt, hier ganz und gar fehlt, nämlich der der Einſamkeit. Man kann nämlich nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf geputzte Menſchen zu ſtoßen. Die Brühl iſt bekannt durch ihre vielen Ruinen, unter denen auch zum Unglücke neue, d. h. nachgemachte, ſind.

Baden war einſt der Lieblingsort der Wiener, da noch der Hof alle Sommer einige Zeit dort zubrachte, aber auch jetzt iſt die kleine, freundliche Stadt noch reichlich beſucht. Sie liegt ebenfalls am Rande des Wienerwaldes, und von ihr führt ebenfalls ein Thal in denſelben hinein, das ſo oft beſchriebene und beſungene Helenenthal. Es iſt eine der liebſten Wanderungen durch dieſes Thal bis zum Kloſter Heiligen-Kreuz. Mit ſeiner andern Seite blickt Baden über eine ſehr große Ebene bis zu den Leithabergen Ungarns. Jede ſeiner Waldhöhen hat daher eine ſehr ſchöne Ausſicht. Was es im Sommer in Baden an Bällen u. dgl. gibt, gehört nicht hieher, da dies eigentlich ein Stück Stadtleben iſt, welches die Landbewohner mit hinausnehmen, wir aber hier blos vom Lande und den Ausflügen dahin reden. Eben ſo wenig laſſen wir uns hier in die Heilquellen Badens ein. Freilich, wenn wir einmal in Baden ſind, könnte uns die Luſt verleiten, mit allen unſern Leſern in das Gebirge zu wandern, ſie nach Guttenſtein zu führen, durch das Kloſterthal, auf den Schneeberg, ins Höllenthal, in die Prein, dann wären wir bald in Steiermark, — — aber, da wir hier nur von den Umgebungen Wiens reden, ſo darf uns die Luſt nicht verführen, ſonſt kämen wir mit demſelben Rechte auch in Steiermark ſachte von einem Stücke zum andern, und ſtänden dann auf einmal in Trieſt, was doch wahrlich nicht zu den Umgebungen Wiens gehört.

Nur der Schneeberg und ſein angrenzendes Land gehören jetzt beinahe dazu, da man auf der Eiſenbahn in drei Stunden in Gloggnitz ſein kann, und von da in einer halben Stunde in Reichenau am ſüdlichen Hange des Gebirgsrückens, als deſſen höchſter Punkt der Schneeberg emporragt. Unzählige Male wird jährlich dieſe Hochalpe von Wienern und Fremden beſucht. Die Beſteigung iſt außerordentlich leicht, wenn auch nicht von allen Seiten gleich leicht, aber gefährlich von keiner, und die Ausſicht ſo lohnend, wie ſehr oft von weit höheren Bergen nicht; denn der Schneeberg iſt eine Voralpe, und ſteht trotz ſeiner Höhe ziemlich weit im Lande draußen, beherrſcht daher nach optiſchen Geſetzen viel höhere, aber entferntere Berge. Um nicht dieſen Aufſatz übermäßig breit zu machen, gehen wir nicht näher in dies verlockende Thema ein, eben ſo wenig, als wir den Leſer durch das Thal der Schlögelmühl (das erſte an Gloggnitz), durch das von Reichenau und Hirſchwang, zu jener Windbrücke geleiten, die, über die gebirgshelle Schwarza geſpannt, das Höllenthal eröffnet — ein äußerſt ſchmales, tiefgeſchnittenes Felſenthal, von den Wäſſern der Schwarza durchrauſcht, beiderſeits von Hochalpen begrenzt; denn auf der nördlichen Seite ſtürzen die furchtbaren Wände des Schneeberges ab, und gleichſam einen Schritt davon ſteigen ſchon wieder die ſenkrechten Maſſen der Preuneralpen empor. Die Straße, welche durch dieſes Thal führt, mußte theilweiſe den Felſen abgerungen werden, indem ſonſt nichts als die Schwarza Platz hatte. Der Weg läuft bald dies-, bald jenſeits des Fluſſes, über den bei vierzehn Brücken geſpannt ſind. Vor noch nicht ſehr vielen Jahren war kaum ein Fußpfad in dieſem Thale, und man kann ſich denken, welche furchtbare und entzückende Wildniß hier geweſen ſein mag; zwei hohe Bergkoloſſe mit all ihren Wänden, Schründen, Bachgüſſen und Waldbreiten ſo nahe gegen einander ſchreitend, daß man meint, man könne von einem auf den andern hinüberrufen, zwiſchen ihnen meilenlang nichts als das rauſchende, toſende Waſſer und an deſſen Ufern eine zerriſſene, üppig aufſproſſende Waldung — — — jetzt eine gute Straße mit Barrieren, Fiaker darauf aus- und einfahrend, Wiener Hüte, Shawls, Mantillen, ſchöne Herren — u. ſ. w. u. ſ. w. Der Schreiber dieſer Zeilen iſt froh, das Höllenthal noch lange vor der Entſtehung der Eiſenbahn gekannt und manche einſame Stunde in ſeinen Felſen verſeſſen zu haben. — Doch eben, da ich den Leſer nicht hineinführen wollte, führte ich ihn eben hinein. Allein mit dieſem ſchönen, düſtern, landſchaftlichen Bilde ſchließen wir den Landſchaftsrahmen, womit Wien umfaßt iſt, da ſeine öſtliche und nordöſtliche Seite nichts aufweiſet, was den Landſchaftsfreund anzieht, und da dorthin auch die wenigſten Ausflüge gemacht werden.

Wir haben bis hieher, um das Syſtem feſtzuhalten, drei Gattungen von Ausflüglern kennen gelernt, nämlich die zu Volksfeſten, dann die zu Luft, Licht, Speiſe, Trank und Luſtbarkeit — man glaube nicht, daß dieſe zwei Klaſſen zuſammenfallen; denn es gibt Leute, die ein ganzes Jahr nicht aus ihrem Stadtviertel kommen, aber beim Brigitten-Kirchtag, zum erſten Mai im Prater u. dgl. ſein müſſen, und ſollten ſie dazu die Wäſche vom Leibe und das Bett aus der Kammer verpfänden müſſen, — während die bloßen Luſt-, Luſt- und Genußritter oft Sonntag für Sonntag ins Feld rücken, und ſich doch von derlei großen Schlachten wie die Volksfeſte ferne halten. Zur dritten Klaſſe haben wir die Landſchaftsbeſucher gezählt, und wir gehen nun zur vierten über. Es ſind dies diejenigen, die aus gar keinem Grunde ausfliegen. In einem ſchönen, bequemen Wagen zurückgelehnt ſchwimmen ſie bei einer Linie hinaus, die Straße entlang durch allerlei Bäume und Häuſer, und kommen dann wieder heim. Es gibt unzählige ſolche Schwimmer; aber umgekehrt iſt nicht Jeder ein ſolcher, der in einem ſchönen Wagen fährt. Ich kenne manche Familie, deren leichtfüßige Renner nur das Mittel ſind, ſie ſchnell auf das Land in die ſchöne Natur zu bringen, wo ſie ſich harmlos ergehen neben dem Bürger oder Arbeitsmann, der mit einem Pack Kindern angekeucht kommt, um auch ſein Stück Natur wegzugenießen. Den echten Schwimmer erkennt man an dem ruhigen, leeren Geſichte, mit dem er an den Dingen vorübergleitet. Es mögen Reiter oder Bäume, oder wieder Wagen ſein, an denen er vorbeikommt; es mögen ſchöne Damen in den Wagen ſitzen, oder eine Schaar Handwerksgeſellen den Rinaldo Rinaldini ſingen: — ihm iſt es einerlei. — Der iſt noch nicht der rechte Schwimmer, der noch ſeinen Geſellſchafter fragt, wer dieſe oder jene ſei, wen ſie heirathen werde, mit wem dieſer oder jener verſchwägert ſei. — Das thut alles der rechte nicht, ſondern er fährt aus, weil er ausfährt, und kommt nach Hauſe, weil er ausgeweſen iſt. O, wie viel tauſendmal glücklicher iſt die derbe, geſunde Sinnlichkeit Manches, deſſen Hände mit grober Arbeit beſchäftigt ſind, und der ſich doch noch auf ſeinen irdiſchen Genuß freut, als dieſes Gift des Reichthums, das ſchon aus dem jungen Herzen allmälig den ganzen Himmel und die ganze Erde herausſog, daß beide nichts mehr haben, um es dem Darbenden geben zu können. Ärgert euch nicht über Die, welche lärmend und ſchreiend, ſingend und jubelnd auf den Straßen, wenn es Abend geworden, der Stadt zuziehen; ärgert euch nicht, wenn ſie ſelbſt des Guten zu viel gethan haben und etwas wanken; gebet ihnen durch Unterricht, Beiſpiel oder ſonſt wie Höheres, ſo werdet ihr ihnen helfen. Aber dem Andern iſt nicht mehr zu helfen, darum trauert über ihn; denn das einzige Heilmittel, das ihn retten könnte, iſt er nicht mehr ſtark genug anzuwenden, nämlich Maß und Beſchwerde. „Wo das Unangenehme bei Anſtrengungen anhebt, hebt auch ihr Nutzen an,“ hörte ich einmal ſagen, — aber dieſe Leute hören dort auf, wo das Unangenehme beginnt, alſo kommt der Nutzen gar nie. Jede große Stadt muß ſie haben, weil ſie ihnen die Lockungen geben kann, an denen ſie verſchmachten.

Wie ſchön iſt dagegen jenes Bild, wo irdiſche Mittel zu höheren Zwecken verwendet werden. Wie wohlthuend iſt der Anblick, wenn ich ſo eine Mutter mit einem vollgeſtopften Wagen rothbackiger Kinder, wie ein fahrendes Schwalbenneſt, ſehe, welches ſich dann auf irgend einem Anger ausleert, und die junge Brut in allen Richtungen freudig und rüſtig herumſpringt und ſich an dem Daſein der jungen Körperchen ergötzt. Mögen ſie bewahrt werden in dieſer vollen, reinen Kraft, dann iſt ihnen auch der ganze Himmel und die ganze Erde gegeben, die Jenem genommen ſind.

Wie ſehr der Wiener ſeine Landpartien liebt, geht aus dem Umſtande hervor, daß an ſchönen Sonn- und Feſttagen nicht nur alle Straßen und Fußpfade vor der Stadt mit Hinauswandelnden bedeckt ſind, ſondern daß es auch Fuhrwerke und Bewegungswerkzeuge aller Art in Menge gibt, um diejenigen hinauszuſchaffen, die ihre Füße nicht gebrauchen wollen oder können. Da ſind unzählige Pferdehalter in der Stadt, welche den Sonntagsreitern zu Dienſten ſtehen, die man dann auf allen Straßen zwiſchen den Wagen ſieht. Da ſind ferner die Geſellſchaftswagen in ungemeiner Anzahl, ſo daß man ſie auf gewiſſen Straßen, z. B. auf der Hauptſtraße zu Mariahilf an Sonntagen ununterbrochen fahren ſieht. In der Regel ſitzen neun Perſonen in einem ſolchen Wagen, in manchem haben auch zwölfe Platz. Wie ſehr ſich die Menſchen aller Art auf die Sommerfeſttage freuen mögen, ſo ſehr würden ſich die Geſellſchaftswagenpferde, wenn ſie die Einſicht in einen Kalender hätten, davor fürchten, da dieſe Tage wahre Martertage für ſie ſind. Außer den hier genannten Bewegungsarten harren noch vor den Linien der Vorſtädte eigens gebaute, ſogenannte Steirerwagen mit Sitzen und einer Decke, die meiſt auf vier Stangen ruht, welche Wagen hier Zeiſelwagen genannt werden, und dazu dienen, Geſellſchaften, die ſich zu dieſem ſpeciellen Zwecke erſt auf dem Platze zuſammenfinden, weiter zu befördern. Endlich ſind noch die Fiaker und die eigenen Equipagen, die an ſchönen Tagen nicht wenig zahlreich auf den nächſten Straßen dahinrollen.

Wir können uns bei dieſer Skizze nicht darauf einlaſſen, irgend ernſte oder komiſche Einzelnheiten von Landpartien auszumalen, theils weil es unſerem Zwecke zu fern liegt, theils weil derlei ſchon unzählige Male da war, und oft ſchöner, als es unſere ſchwache Feder zu zeichnen im Stande wäre.

Winterbriefe aus Kirchſchlag.

(1866.)

I.

Gönnen Sie einem Manne, der zur Kräftigung ſeiner Geſundheit, die durch ein langes Leiden angegriffen war, ſich der Meinung und dem Brauche zuwider einen Winteraufenthalt auf einem hohen Berge verordnete, zuweilen einen kleinen Raum zu einem wahrheitsgetreuen Berichte von dieſem hohen Berge in die Ebene hinab. Vielleicht können dieſe Worte manchen Leidenden tröſten und ihm Zuverſicht zur Heilung geben, vielleicht können ſie manchem, der das Landleben liebt, zu einem Entſchluſſe verhelfen, vielleicht können ſie einem Naturfreunde Freude machen, und ihm Luſt erwecken, die Herrlichkeiten des Berges ſelbſt zu ſchauen, und vielleicht können ſie die Eigenſchaften dieſes Berges in größeren Entfernungen bekannt machen, als es bis jetzt der Fall iſt.

Dieſer Berg iſt der von Kirchſchlag bei Linz.

Obwohl in der Nacht die Lichter der Landeshauptſtadt Linz auf den Berg hinauf ſchimmern, obwohl man von ihm unter Tags die Häuſer der Stadt und den Donauſpiegel erblickt, und das Läuten ihrer Kirchenglocken, ja oft ſogar das Trommeln ihrer Krieger hört, ſo werden doch nicht alle Bewohner von Linz ſich um den Berg bekümmert haben, noch weniger aber ſind hinauf geſtiegen, ihn zu betrachten, und die allerwenigſten haben eine Kenntniß ſeiner Eigenſchaften erlangt. Und dieſe Eigenſchaften ſind ſolche, daß man oft weite Reiſen macht, um ihres Nutzens und ihrer Freude theilhaftig zu werden.

Es ſei mir erlaubt, zuerſt im Allgemeinen von einigen Dingen zu reden, welche die Grundwirkungen auf das menſchliche Leben ausüben und welche auf Höhen anders ſind als in Niederungen.

Beginnen wir mit dem Feinſten und Holdeſten, was wir für das Leben unſeres Körpers und unſerer Seele auf dieſer Erde haben, mit dem Lichte. Wer kennt nicht das ſchauerlich ſchöne Gedicht Byrons „die Finſterniß“, in welchem der Dichter erzählt, was wurde, nachdem das Licht von der Erde genommen war. Die Menſchen zünden endlich Häuſer, Kirchen, Wälder an, um Licht zu haben. Und zuletzt ſind nicht mehr Menſchen, Häuſer, Kirchen, Wälder, und die Erde iſt ein todter Klumpen. Welche Glut und Pracht der Farben haben Pelze, Gefieder, Blätter, Blumen und Früchte des lichtreichen Mittelgürtels der Erde, und wie geht das alles in ein eintöniges Graugrüne, Grau und Weiß in den Gürteln der lichtarmen Pole über. Man gebe einer Pflanze Wärme, Feuchtigkeit, Luft und Erde in der beſten Güte, und laſſe ihr gar kein oder nur ein mattes Licht, und ſie wird farblos, unkräftig, ſpindelnd und ſtrebt mit Angſt in die Länge, um irgendwo durch eine Ritze oder ein Loch hinaus in das freudige Licht zu gelangen. Und wer weiß es nicht an ſich ſelber, wie Klarheit des Lichtes Klarheit der Seele iſt, und Dumpfheit des Lichtes Dumpfheit der Seele. Nervenleidende können durch einen in die Wochen dauernden, gleichfärbigen, bleiernen, ſonnenloſen Himmel nach und nach zur Verzweiflung gelangen. Menſchen mit geringem Leben der Nerven und der Einbildungskraft verharren freilich in dumpfem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit, wie ſie in klarem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit verharren.

Die Hauptquelle des Lichtes für unſere Erde iſt die Sonne. Ihr Licht ſtürmt mit einer Schnelligkeit, davon wir keine Vorſtellung haben, in die Räume. Es durcheilt in jeder Secunde über vierzigtauſend Meilen. Körper von völliger Gleichheit ihres Weſens pflanzen die Bewegung des Lichtes fort, und heißen durchſichtig, ſolche, deren Weſen durch Stoffmiſchung unterbrochen iſt, leiten es nicht ſo leicht, und heißen undurchſichtig. Das dichte, feſte Glas, der noch dichtere Diamant ſind durchſichtig, das lockere, lichtdurchzogene Glaspulver iſt undurchſichtig, eben ſo der Badſchwamm, der doch voll von Löchern iſt. Das Licht wird nämlich beim Übergange von einem Stoffe in den andern immer zum Theile in den alten Stoff zurückgeworfen, und je mehr ſolche Übergänge in einem Körper ſind, deſto weniger wird endlich das Licht, wenn es von dem Körper herauskommt, und da kein Stoff vollkommen gleichartig iſt, iſt auch keiner vollkommen durchſichtig, ſelbſt die Luft nicht. Daher iſt das Licht, welches endlich durch die Luftſchichten der Niederungen auf die Erde gelangt, ſchwächer, als das, welches auf den Gipfel eines hohen Berges niederglänzt. Das wiſſen Bergſteiger recht gut, wie ihnen alles an heiteren Tagen auf dem Berge in ſcharfem Lichte entgegen ſchaut, und beſtimmte Schatten bildet, und wie ſelbſt auf wagrechten Ebenen der Hochgebirge der ſonnige Schnee leuchtet, daß er ſogar Augenentzündungen zuwege bringt, was der ſonnige Schnee der wagrechten Ebenen der Niederungen nie kann. Und das wiſſen auch die, welche länger auf einem Berge gelebt haben, wie ihnen in den Niederungen an den klarſten Tagen wegen größerer Dunkelheit gewiſſermaßen bange wird. Dazu kommt noch etwas anderes, beſonders bei größeren Städten. Wir ſehen an den heiterſten Tagen von unſerem Berge hinab über der Donau-Ebene und namentlich über Linz einen ſchmutzig blauen Schleier ſchweben, die Ausdünſtung der Niederung und insbeſondere die Ausdünſtung der Menſchen, Thiere, Schornſteine, Unrathkanäle und anderer Dinge der Stadt. Der Mann, der aus der durchſichtigſten Bergklarheit auf dieſe Erſcheinung nieder blickt, denkt unwillkürlich mit einer Art unheimlichen Gefühles daran, daß die da unten in dieſem Schwaden und Brodem leben müſſen. Endlich iſt in Bezug des Lichtes noch zu beachten, daß die Niederungen, hauptſächlich die an Wäſſern, ſehr oft an ſonſt heiteren Tagen Erdnebel oder Hochnebel ohne Sonne haben, während die Bewohner des hohen Berggipfels auf dieſen Erdnebel oder Hochnebel wie auf ein ſilberſchimmerndes Meer niederſchauen, und über ſich den blauen Himmel und die leuchtende Sonne haben. Ich werde von der unausſprechlichen Pracht dieſer Silbermeere, die wir heuer genugſam beobachten konnten, ein anderes Mal ſprechen, und mir auch erlauben, eine genaue Zuſammenſtellung der Licht-, Wärme-, Nebel- und Regenverhältniſſe zwiſchen hier und Linz einzuſchalten. Ich bemerke an dieſem Orte nur, daß wir im Spätherbſte oft 5—6 Tage, dann nach Unterbrechung wieder mehrere Tage den hellſten Sonnenſchein hatten, während in der Ebene Nebel lag. Vom 19. December bis 2. Jänner, alſo 14 Tage, war in Linz ununterbrochen, mit Ausnahme von ein paar Abendſtunden und zwei Mittagsſtunden des 31. Decembers, theils Hochnebel, theils Erdnebel, und in Kirchſchlag waren zwölf Tage davon ganze Sonnentage und zwei Tage waren bewölkt.

II.

Ich gehe zu dem zweiten Gegenſtande, der zu den höchſten Lebensdingen gehört, über, zu der Wärme. Die Wärme iſt für uns noch eine der räthſelhafteſten Erſcheinungen, und ihre Geſetze ſind noch weit weniger erſchöpft, als die des Lichtes. Wir empfinden die Wärme durch den Taſtſinn, und dieſe Empfindung iſt ſo wenig zu beſchreiben als z. B. die des Süßen, Sauern und dergleichen. Wärme, die für uns groß iſt, heißen wir Hitze, die für uns klein iſt, Kälte. Völlige Wörmeloſigkeit können wir uns gar nicht vorſtellen. Für alles Leben iſt eine gewiſſe Wärme ſchlechterdings nöthig, und zu große Wärme und zu wenig Wärme tödten geradezu das Leben. Es ſind verſchiedene Quellen der Wärme, und ſehr oft tritt ſie zugleich mit dem Lichte auf. Wie der Schall kein Stoff iſt, ſondern in Schwingungen eines Stoffes beſteht, welche Schwingungen ſich bis zum Gehörnerven fortpflanzen, und dort ein Bewußtwerden des ſchallenden Körpers, beſonders aber eine eigene Empfindung erzeugen, die uns am lieblichſten als Klang anmuthet, und wie das Licht faſt gewiß aus Schwingungen beſteht, die an den Sehnerv treten und ein Bewußtwerden des lichtſendenden Körpers und eine dem Klange ähnliche Empfindung erzeugen, die Farbe: ſo iſt das Weſen der Wärme wahrſcheinlich in Schwingungen zu ſuchen, und zwar in ſolchen, die denen des Lichtes ſehr nahe verwandt ſind. Die

Wärme iſt nie ruhend, ſondern pflanzt ſich ſtets fort, und thut dies auf zweierlei Weiſe: erſtens wie das Licht in geraden Linien, die wir Strahlen heißen, und zweitens dadurch, daß jeder wärmere Stoff dem angrenzenden kälteren Wärme abläßt, was wir Mittheilung nennen. Stoffe, in denen die Wärme ſich ſchneller verbreitet, heißen wir gute Wärmeleiter, die andern ſchlechte. Gute Wärmeleiter ſind z. B. die Metalle, ſchlechte die Luft, das Waſſer, das Holz, die Wolle. Schlechte Wärmeleiter entziehen dem Körper langſam die Wärme, die er hervorbringt, daher ſind unſere Kleider und Wohnungen aus ſchlechten Wärmeleitern bereitet. Die Wärmeſtrahlen werden durch Körper, auf die ſie treffen, zurückgeworfen, und zwar noch vollſtändiger als die Lichtſtrahlen. Die Luft läßt ſie am meiſten durch, faſt alle andern Körper werfen ſie beinahe ganz zurück. Die Hauptwärmequelle für unſere Erde iſt die Sonne, und hier zeigt ſich eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Wenn das Licht der Sonne auf einen Körper trifft, ſo wird ein Theil zurückgeworfen, und ein Theil dringt ein; aber beide Theile enthalten zuſammen nicht mehr die urſprüngliche Lichtmenge, ſondern ein dritter Theil geht verloren, und dieſer Theil iſt dann Wärme. Es ſei mir erlaubt, dieſe Erſcheinung kurz auf Schwingungen zurück zu führen. Wenn Schwingungen eines Stoffes auf einen angrenzenden Stoff von anderem Schwingungsvermögen treffen, finden ſie Widerſtand, der wie ein Stoß rückgehende Schwingungen erzeugt, indeß ſich der Körper auch auf ſeine Weiſe zu vorwärtsgehenden Schwingungen bequemt, die aber nothwendig auch andere Bewegungen ſeiner Theilchen zur Folge haben, die wieder Schwingungen ſind, aber andere, weil eben der Körper ein anderes Schwingungsvermögen beſitzt. Dieſe Schwingungen ſind in unſerm Falle

Wärme. Wir haben alſo dann rückwärtsgehendes und vorwärtsgehendes Licht und Wärme. Aus dieſer Thatſache erklärt ſich, weshalb Körper, in denen das Licht ſehr viele Rückwerfungen erduldet, in der Sonne ſo heiß werden, z. B. Sand, dann die Luft unter mehreren übereinander geſtellten Glasſtürzen, die ſo heiß wird, daß darin Eier in Schnelligkeit feſt gebraten werden. Wie ſolche Glasſtürze, nur in minderem Maße, wirken die übereinander liegenden Schichten unſerer Luft, und zwar deſto mehr, je dichter, alſo ſchichtenreicher die Luft iſt. Wenn daher die Sonnenſtrahlen durch einen großen Luftraum und beſonders durch die niedere, dichtere Luft gehen, ſo wird das Licht immer ſchwächer und die Wärme immer größer. Die Luft macht alſo aus Licht Wärme. Dies iſt ein Hauptgrund, weshalb die höhere Luft kälter iſt, und zwar um ſo mehr, je ſtärker die Lichtmacht einfällt. Außer der Luft machen auch noch andere lockere Körper aus Licht Wärme, und theilen ſie der Luft mit. Daher auch aus dieſem Grund körperreiche Niederungen ſo heiß werden können, und körperarme Bergſpitzen ſo kühl. Auf Höhen wirken meiſtens nur die unmittelbaren Wärmeſtrahlen, in Niederungen, beſonders in Städten, wird die Hitze, welche durch die von allerlei Körpern zurückgeworfenen Strahlen vermehrt wird, beängſtigend. Daß die Wärmeſtrahlen deſto ſtärker wirken, je ſenkrechter ſie auffallen, weiß jedermann, doch gehört dieſe Erſcheinung nicht in den Bereich unſerer Betrachtung, da wir nicht von verſchiedenen Erdbreiten, ſondern von verſchiedenen Erhöhungen in derſelben Breite reden. Je heißer ein Sommer iſt, deſto ſegenbringender für menſchliche Geſundheit ſind die Wärmeverhältniſſe auf Höhen zwiſchen 2000 bis 5000 Fuß, dies weiß wohl vielleicht jedermann. Aber wenigere werden wiſſen, wie es im Winter iſt. Im Winter ſind bei uns im Allgemeinen die Höhen wärmer als die Niederungen. Wenn die Sonne für die Nordhälfte der Erde ſo tief an dem ſüdlichen Himmel ſteht, daß wir gleichſam in einer nördlicheren Breite liegen, ſo iſt die Wärmeerzeugung aus ihrem Lichte ſo geringe, daß ſie für uns wenig bemerkbar iſt, ja, daß wir ſogar im Sonnenglanze Kälte empfinden. Da macht ſich nun ein anderer Wärmezufluß geltend, nämlich wärmere Luft, die aus ſüdlichen Gegenden herzieht, und da die wärmere Luft als die dünnere, weil die Wärme die Körper ausdehnt, auf der kälteren wie Öl auf Waſſer ſchwimmt, ſo ſind in dieſem Falle die Höhen wärmer als die Niederungen. Und je gerader die Luftzuflüſſe aus Süden kommen, deſto wärmer ſind die Höhen im Gegenſatze zu den Thälern. Darum ſind warme, weiche Winde, die im Winter kommen, immer zuerſt auf den Höhen, und werden erſt durch Nachdrang anderer Luftſtröme in die Tiefe geſtoßen. Darum erſcheinen an ſtillen Tagen in den Niederungen die Nebel, während auf den Höhen der klarſte Sonnenſchein iſt, und ſo ſcharf grenzen oft warme und kalte Luft an einander, daß die Oberfläche des Nebels von oben geſehen meiſtens eine wagrechte Fläche wie eine rieſige ebene Tiſchplatte bildet. Für Kirchſchlag und Oberöſterreich kommt noch hinzu, daß die aus Süden ziehende Luft nur oberhalb der Alpen herüber kommen, und daher nur deſto langſamer den tieferen Luftſchichten Wärme mittheilen kann, wovon die Höhen eher ihren Theil und einen größeren empfangen als die Niederungen. Im März, wenn die Sonne Gewalt erlangt, werden die Thäler allgemach wärmer als die Höhen, weshalb in der Tiefe der Frühling eher erſcheint als in der Höhe. Ich verzeichne an dieſer Stelle mehrere Wärmebeobachtungen, die ich im Monate Jänner auf einem 80gradigen

Thermometer, der ſich gegen Süden außerhalb eines Fenſters befindet, in der Sonne um 12 Uhr machte. Am 7. 18°, am 15. 23°, am 19. 24°, am 20. 20°, am 21. 19°, am 22. 21°, am 27. 19°, am 28. 21½°. An dieſen Tagen ſahen wir auf dem Donauthale unbeweglichen, dicken Nebel liegen. Es mögen noch einige Mittagswärme-Beobachtungen von trüben Tagen, welche einzelne Sonnenblicke hatten, folgen: Am 9. 8½°, am 11. 6°, am 16. 7°, am 23. 6°, am 24. 5°, am 29. 7°. Zum Schluſſe führe ich Mittagbeobachtungen bei Schneefällen an: Am 8. 1°, am 10. 0°, am 12. 0·2°, am 30. 2°. Als etwas ganz Beſonderes bemerke ich, daß am 24. November Mittags 25° Hitze waren, daß an dieſem Tage die Käfer im Graſe liefen, die Fliegen in der Sonne ſummten, und ein Falter gegen das Fenſter von Haslingers Landhaus flog. Genaueres wird ſich ergeben, wenn ich werde das vergleichende Gradverzeichniß der Wärme von Linz und Kirchſchlag vorgelegt haben. Wer alſo milde, ſanfte Wärmeverhältniſſe wünſcht, der muß im Winter faſt noch ſicherer als im Sommer aus Niederungen, beſonders wenn in ihnen große Wäſſer ſind, auf entſprechende Höhen, d. h. ſolche, die nicht unter 2500 Fuß ſind, gehen. Dort hat er die ſchönen Tage, an denen in der Niederung meiſt Nebel herrſchen, ſonnenhell und warm. Die ſtürmiſchen mit Regen und Schnee ſind zwar auf den Höhen ſtürmiſcher und kälter, aber der Kälteunterſchied iſt nicht ſehr groß. Von anderen Vortheilen, die auch an ſolchen Tagen die Höhen vor den Niederungen bieten, werde ich ſpäter ſprechen.

III.

Wir kommen zu einer dritten Lebensgrundlage, welche eine der wunderbarſten iſt. Wenn Bernſtein mit einem Wolllappen gerieben wird, zieht er leichte Körperchen an, und ſtößt ſie nach einem Weilchen wieder von ſich. Man hat dieſer Kraft den Namen Electricität gegeben; ſpäter hat man erfahren, daß Harz, Glas und andere Körper durch Reiben dieſelbe Eigenſchaft bekommen. Hat ein electriſcher Körper dieſe Eigenſchaft in einem höheren Maße, und hält man ſich ihm nahe, ſo hat man im Angeſichte eine Empfindung, als wäre man in Spinnenweben gerathen, man ſpürt einen Phosphorgeruch, und, iſt die Electricität ſtark genug, ſo ſpringt ſie als ein Funken mit Kniſtern in einen hingehaltenen Finger, und erregt eine eigene, eindringliche Erſchütterung in den Nerven. Weiter hat man die Beobachtung gemacht, daß ſich Glaselectricität und Harzelectricität anziehen, vereinigen, und ſich nach gleichen Maßen aufheben, weshalb man ihnen den Namen poſitive und negative Electricität gab. Poſitive und poſitive, und negative und negative Electricität ſtoßen ſich ab. Im Laufe unzähliger Verſuche hat ſich ergeben, daß es keine Veränderung an einem Körper gibt, und keine Einwirkung von Körpern auf Körper, die nicht Electricität hervorruft. Immer aber treten beide Electricitäten zu gleicher Zeit auf. Reißt man ein Seidenband entzwei, ſo iſt ein Stück poſitiv, das andere negativ electriſch.

Verdünſtet Waſſer, oder wird Dunſt zu Waſſer, ſo haben Waſſer und Dunſt entgegengeſetzte Electricität. Trennt ſich ein Stoff in zwei chemiſche Beſtandtheile, ſo haben dieſe Beſtandtheile entgegengeſetzte Electricität. Ja, ſchon eine gewiſſe Stellung eines Körpers gegen die Weltgegenden ruft Electricität hervor. Bringt man einen nicht electriſchen Körper in die Nähe eines electriſchen, ſo erhält das zugewendete Ende die ungleichnamige, das abgewendete die gleichnamige Electricität von der des electriſchen Körpers. Die ungleichnamigen Electricitäten vereinigen ſich dann oft, was eben das Überſchlagen des Funkens iſt. Da nun alle Körper nahe an der Erde oder auf der Erde ſind, ſo geſchieht die Vereinigung am meiſten mit der Erde, weshalb man einſt glaubte, die Erde ziehe alle Electricität an ſich. Oft fließt die Electricität ungeſehen in die Erde; denn auf manchen Körpern, z. B. Metallen, verbreitet ſie ſich ſehr ſchnell, ſie heißen dann Leiter, auf anderen ſehr langſam, ſie heißen dann Nichtleiter, z. B. Luft, Seide, Harz, Glas. Springt Electricität zwiſchen zwei Leitern durch einen Nichtleiter über, ſo durchbohrt ſie ihn als Funken mit Kniſtern. Auf Leitern läuft ſie ungeſehen fort. Am pracht- und machtvollſten erſcheint für unſere Sinne die Electricität im Gewitter. Wenn mit ſtürmiſcher Schnelligkeit Dunſt zu Waſſer wird, ſo entſtehen mit ſtürmiſcher Schnelligkeit beide Electricitäten und vereinigen ſich durch den Nichtleiter Luft. Der Funke iſt der Blitz, das Kniſtern der erhabene Donner. Der Donner iſt immer nur ein Schlag; da aber der Blitz oft ungeheure Wege macht, ſo hören wir aus den von unſeren Ohren ungleich weit entfernten Punkten dieſes Weges den Schlag zu ungleichen Zeiten, alſo das Rollen. Auch das Echo und andere Umſtände tragen zu dem Rollen bei. Es iſt nicht unſere Aufgabe, dieſe

Dinge weiter zu verfolgen. Am meiſten ſchlagen die Blitze von Wolke zu Wolke durch die Luft, oft aber auch von einer Wolke in die Erde. Donner und Blitz ſind nur bei ſchneller Wolkenbildung (Übergang des Dunſtes in Waſſerſtaub, der eben die Wolke iſt) vorhanden, wobei meiſt ſtarke Niederſchläge (Regen, Schnee) erfolgen. Die Electricität ſucht vorzugsweiſe Leiter, deshalb kann man einen Blitz über einem Dache mit einer eiſernen Stange fangen und am Eiſen in die Erde leiten. So hinreißend die Erſcheinung des Gewitters iſt, ſo iſt dieſe Wirkung der Electricität doch nicht die bedeutendſte. Die Wirkungen der Electricität auf Stoffe ſind ſo zahlreich und mannigfaltig, daß ihre Aufzählung hier unmöglich iſt. Wir führen nur einige Beiſpiele an. Ein Platindraht (alſo von einem der ſchwerſtſchmelzbaren Metalle) kann durch einen electriſchen Strom glühend werden, ſchmelzen und wie dünnes Waſſer hinab träufeln, Queckſilber, Gold, Silber verbrennen mit lebhafter Flamme, Buchskohle glüht mit einem Lichte, das die Augen nicht ertragen, ein Apfel wird durchſichtig, das Waſſer wird in die zwei Luftkörper, Sauerſtoffluft und Waſſerſtoffluft, zerlegt, welche Zerlegung ſonſt ſo ſchwer war, da dieſe Lüfte eine ſolche Verwandtſchaft haben, daß ſie einander heftig faſſen, zu dem dichten Waſſer ſich zuſammendrängen, und ſich (zu unſerem Glücke) nicht ſo leicht auseinander reißen laſſen, die Magnetnadel wird durch den electriſchen Strom abgelenkt, ja ein von einem electriſchen Strome umkreiſter Körper iſt ſelber eine Magnetnadel. Wie die Electricität auf das Leben wirkt, iſt unermeßlich und unergründlich, da ſich immer und überall Electricität erzeugt und vereinigt, alſo ſtrömt. Sie iſt das ausgebreitetſte unter allen Naturdingen. Wie tief ſie wirkt, zeigt uns ſchon der nervenerſchütternde Schlag des kleinſten Funkens;

aber wie nicht das Gewitter das Höchſte an Wirkung der Electricität iſt, ſo iſt es auch nicht der Schlag des Funkens in unſere Nerven: das ſanfte, holde und lindernde Strömen derſelben in dem All wird das lebenerweckendſte und beſeligendſte ſein, wie jedes zarte Maß beglückt, das Unmaß zerrüttet. Wie ein Zuſtand ohne alle Electricität wäre, wiſſen wir nicht; wie zu viel Electricität wirkt, wiſſen wir: ſie tödtet. Die Forſchungen über die Lebenswirkungen der Electricität werden eifrig fortgeſetzt, man wendet ſie ſchon oft als Heilmittel an; aber das errungene Feld iſt winzig klein, das unerforſchte ahnungsreich groß. Die Werkzeuge zur Meſſung electriſcher Zuſtände der Luft und der Erdkörper, ſo wie unſeres Körpers, ſollten ſehr verbreitet ſein, und die Erfahrungen ſollten ſorgfältig geſammelt werden. Auf Höhen iſt die Luft durchſchnittlich trockener, trocknere Luft iſt ein ſchlechterer Leiter als feuchte, alſo ſind auf Höhen die electriſchen Zuſtände weniger ſtürmiſch als in Niederungen, ſondern ſtetiger, ſachter, ruhiger verlaufend und wandelnd, was gewiß zu der gehobenen, freudigen, erquickenden Stimmung, die uns auf Höhen, uns unerklärlich, ergreift, nicht weniger beiträgt, als andere Umſtände, namentlich wenn man bedenkt, daß die electriſche Spannung und Strömung der ganzen, ungeheueren Himmelsglocke, die uns umfängt, auf unſer Nervengewebe wie auf das feinſte und edelſte Saitenſpiel wirkt. Ich rede nicht einmal davon, wenn Gewitter in dieſer Himmelsglocke ſtehen und gegen einander ſpielen, und man wie im Mittelpunkte dieſer Glocke iſt. Von den Gemüthsempfindungen, wenn Gewitter an Bergen hinziehen, ſich entladen, vereinigen, wenden, Lichterſpiele auf ihrem Rücken und Flammen in ihrem Inneren tragen, und Waſſerflächen auf die Fluren niederſenden, und wir dies alles von der Ferne betrachten, oder wenn Gewitterballen wie Häuſer oder Städte längs der Neigung des **Kirchſchlager** Berges hinab rollen, und über Linz ſich lagern und ausſchütten, oder wenn nach einem Gewitter die balſamiſche Luft ſich ins Unendliche ausgießt — von dieſen Empfindungen werde ich an einer ſpäteren Stelle ſprechen. Die Darlegung einzelner Wirkungen der Electricitäten auf einzelne Theile und Verrichtungen unſers Körpers, ſoweit ſolche ſchon ſicher geſtellt ſind, verſpare ich mir auf eine umfaſſendere Schrift über dieſen Gegenſtand.

Was iſt nun aber eigentlich Electricität?

Das weiß kein Menſch dieſer Erde. Wir wiſſen es noch weniger, als was Licht und Wärme iſt. Da bei der Electricität Licht, Wärme, Magnetismus auftreten, ſo ſind Licht, Wärme, Magnetismus und Electricität wahrſcheinlich nur eins in verſchiedenen Richtungen. Electricität iſt dann das Ganze, die anderen dieſer Dinge einzelne Wirkungen.

IV.

Von keinem Stoffe nehmen die lebenden Weſen ſo viel und ſo beſtändig in ſich auf als von der Luft, und zwar von jener Luft, die den Erdball als ein ungeheures Meer, als ſeine äußerſte, weichſte und flüſſigſte Hülle umgibt. Einſt hielt man dieſe Luft für die einzige, die beſteht, und hielt ſie für einen unzerſetzlichen Grundſtoff der Erde (Element). In neuer Zeit hat man mehrere Luftarten kennen und darſtellen gelernt. Alle Lüfte (man nennt ſie gewöhnlich Gaſe) haben die Eigenſchaft, daß ſich ihre Theilchen ſtets von einander zu entfernen ſtreben. Den letzten Grund dieſer Eigenſchaft kennt man nicht. Man gebraucht dafür das Wort Ausdehnſamkeitskraft, Spannkraft, Elaſticitätskraft, ich will kurz Dehnkraft ſagen. Die Folge der Dehnkraft iſt, daß Lüfte in alle Räume, die ihnen zugänglich ſind, fließen, wobei, ſie dünner werden, und an Dehnkraft abnehmen. Darum kann man keine Luft in einem offenen Glaſe wie Waſſer aufbewahren außer das Glas wäre ſo hoch, daß darin die Luft ſo dünn und ihre Dehnkraft ſo klein würde, daß die Schwere der Luft der Dehnkraft das Gleichgewicht hielte, in welchem Falle die Luft ſich dann nicht weiter nach aufwärts ausdehnen könnte, und eine freie Oberfläche hätte. Aus dieſem Grunde hat auch das Luftmeer, welches auf der ganzen Erde liegt, eine ſolche freie Oberfläche.

Weil die Luft ſo dehnbar iſt, iſt ſie auch zuſammendrückbar, und darum iſt die untere Luft unſerer Erde dichter, weil die obere auf ihr liegt, und ſie durch die Schwere drückt. Die Lüfte haben die merkwürdige Eigenſchaft, daß nur Theilchen derſelben Luft ſich abſtoßen, nicht aber verſchiedener Lüfte. Wenn ein geſchloſſener Raum ſchon ſo mit einer Luft erfüllt iſt, daß man mit großer Gewalt nichts mehr von dieſer Luft hinein drücken kann, ſo geht eine andere Luftart ganz leicht hinein. In der Wiſſenſchaft ſagt man daher: Jede Luft ſteht mit ſich ſelber im Gleichgewichte. Ich will dieſe Eigenſchaft Selbſtſtändigkeit nennen. Aus dieſer Selbſtſtändigkeit folgt, daß, wenn in einem Luftraume an einer Stelle neue Luft dieſer Art hinzu oder hinweg kommt, die Zu- oder Abnahme ſich gleich auf die gleiche Luftmenge vertheilt, welche dann durch die Zunahme dichter, durch die Abnahme dünner wird. Je größer der Luftraum iſt, deſto weniger werden ſolche Zu- oder Abnahmen bemerkbar. Im irdiſchen Luftmeere würde keines unſerer Werkzeuge eine Änderung angeben, wenn die Luft um tauſende von Centnern verdichtet oder verdünnt würde. Unſer Luftmeer iſt ein Gemenge von zwei Lüften: Sauerſtoffluft und Stickſtoffluft, und zwar ſind unter hundert Raumtheilen des Luftmeeres 21 Raumtheile Sauerſtoff und 79 Raumtheile Stickſtoff. Da jede der beiden Lüfte mit ſich ſelber im Gleichgewichte ſteht, ſo zeigen unſere wiſſenſchaftlichen Werkzeuge an allen Stellen unſeres Luftmeeres und in allen Räumen, die mit ihm zuſammenhängen, immer das nämliche Verhältniß. Es gibt daher keine ſauerſtoffreicheren oder ſauerſtoffärmeren Theile des Luftmeeres. Von den Waſſerdünſten, welche auch hauptſächlich in den unteren Theilen der Luft ſind, rede ich ſpäter. Geſunde Luft iſt alſo Luft in den oben angegebenen Beſtandtheilen, ungeſunde Luft iſt Luft, in welcher ſich noch andere ſchädliche Stoffe befinden. Der Sauerſtoff miſcht ſich beim Athmen mit dem Blute in der Lunge, man meinte einmal, er ſei das einzige Belebende der Luft, daher man ihn auch Lebensluft nannte; aber in reinem Sauerſtoffe lebt zwar ein athmendes Thier anfangs viel fröhlicher, ſtirbt aber dann; alſo iſt auch der Stickſtoff nöthig. Im Stickſtoffe ſtirbt das Thier auch, weil der Sauerſtoff fehlt, mithin ſind beide zuſammen die Lebensluft. Die Luft, welche wir ausathmen, iſt vorzugsweiſe eine Verbindung von Sauerſtoff und Kohlenſtoff, nämlich Kohlenſäure. Ausgeathmete Luft iſt zum Einathmen ſchädlich. Die Pflanzenblätter athmen in der Sonne Sauerſtoff aus. Sie verbrauchen Kohlenſtoff. So gleicht ſich im Luftmeer Ab- und Zunahme aus, ohne daß unſere Werkzeuge die Schwankungen anzugeben vermögen.

Da der Menſch von der erſten Secunde ſeiner Geburt bis zur letzten ſeines Todes athmet, ſo iſt die Luft für ſein Leben und ſeine Geſundheit eines der allerwichtigſten Dinge, und doch iſt er kaum für irgend etwas fahrläſſiger als für ſeine Lebensluft. Wer Einem zumuthete, täglich ein Quentchen ſtinkendes Fleiſch zu eſſen, würde für verrückt gehalten werden, und wie viele tauſend Quentchen ſtinkender Luft oder ungeſunder athmen wir täglich. Es wird aber nicht darauf geachtet, das Blut wird langſam vergiftet, und das Heer der Krankheiten folgt, beſonders die Peſt großer Städte, die ſogenannten Tuberkeln. Jeder Stoff, ſelbſt der ſcheinbar unſchuldigſte, ja anmuthigſte, z. B. künſtliche Wohlgerüche, in die Luft gemiſcht, ſchadet. Um ſo mehr ſchaden Stoffe, welche unverarbeitlich ſind, wie kleine Steinchen in der Geſtalt des Staubes, oder allerlei Lüfte und Ruß in Geſtalt des Rauches, oder gar Stoffe, welche von Menſchen und Thieren als unbrauchbar ausgeworfen wurden, als z. B. ausgeathmete Luft, Luft aus Unrath, Luft aus Schweiß, Luft aus Schleim, oder Lüfte aus chemiſchen Anſtalten u. dgl. Wenn dieſe Lüfte an ihrer Entſtehungsquelle, ehe ſie ſich im großen Luftraume verlieren, geathmet werden, tödten ſie nach und nach den Körper an irgend einer Krankheit. Ich habe einmal in Wien nach langer, ſtiller Trockenheit die erſten fallenden Schneeflocken unter das Vergrößerungsglas gebracht, und es hingen ſolche zottige ſchwarze, braune und andere Dinge an der Flocke, daß ſie eher einem Theilchen eines Miſthaufens glich. Da der Schneefall ſolche feſte Körperchen aus der Luft mit ſich hinab nimmt, alſo die Luft gleichſam ausbürſtet, ſo empfinden Städter und Bewohner der Niederungen auf den erſten Schneefall nach langen Nebeln oder ſtiller Zeit ein wohlthuendes Athmungsbehagen in freier Luft. Jeder weiß, daß Menſchen, deren Beruf ſie in Zimmer feſſelt, an Schwindſuchten, Unterleibsleiden und Übeln aller Art erkranken. Wie Waſſer an Dingen durch Anziehungskraft kleben bleibt, und ſie naß macht, ſo klebt Luft auch an den Oberflächen der Dinge, beſonders feinerer oder gröberer löcheriger Körper. Ein Badſchwamm, der in ſtinkender Luft gelegen iſt, ſtinkt noch, wenn er darauf Monate lang in freier Luft war, und Städte ſind ſolche groblöcherige Körper; aus mancher Kellertreppe, aus manchem Gange, aus manchem Gäßchen, aus manchem hohen, engen Hofe iſt die ſchlechte Luft völlig nicht hinaus zu bringen. Soll man alſo keine Städte bauen? Gewiß nicht. Es wird eine Zeit kommen, in welcher Städte nicht mehr ſind, wenigſtens nicht ſo große, oder gleich außerordentlich große, wie in China, in denen Gärten, Wieſen, Felder und Wälder ſind. Unſere Vorväter hatten keine Städte, ſie zerſtörten die des römiſchen Reiches.

Im weiteren Mittelalter bauten ſie ſteinerne Panzer gegen die Ungarn und gegen einander. Und unter dieſem Übel leiden wir noch.

Ich brauche nun über den Nutzen des Aufenthaltes in Höhen nichts mehr zu ſagen. Ehe dahin die Giftlüfte der Städte und Niederungen kommen, haben ſie ſich bis zum Unmerklichen ausgedehnt und verloren, die Luft iſt rein, ſie erhält das Blut rein, oder reiniget das unreine, und jeder Athemzug bringt erneute Geſundheit und Fröhlichkeit. Daher die Erfahrung ſtammt, daß Höhen roſenrothes Blut machen. Dieſes Blut, ſagt Werber, iſt für Stubenſitzer und ähnliche Kranke das Heilendſte. Wer auf krankhafte oder dahin zielende Art ohnehin zur Bildung roſenrothen Blutes (arterielles Blut) geneigt iſt, bei dem dürften Höhen bedenklich ſein, weil Entzündungen zu befürchten wären. In der Schweiz ſind ſchon zahlreiche Punkte für Luftgenuß eingerichtet.

Zum Schluſſe noch etwas über den Luftdruck. In Niederungen, wo der Barometerſtand 28″ iſt, beträgt der Luftdruck auf einen Menſchen bei 30,000 Pfund. Die Luft im Innern des Körpers hält der äußeren das Gleichgewicht, unſer Körper iſt für den Druck eingerichtet, alſo ſpüren wir ihn nicht. Auf Höhen iſt er geringer. Kirchſchlag liegt gegen 3000 Fuß über dem Meere (2803), der Barometerſtand iſt im Mittel nicht ganz 26″, alſo iſt der Luftdruck auch auf unſern Körper dort um mehrere tauſend Pfund geringer, was nach Werber ein Strömen der Säfte gegen die Oberfläche des Körpers zur Folge hat, alſo eine augenblickliche Erleichterung für hypochondriſche Leute und ſolche, bei denen innere Stockungen in den feinſten Gefäßen vorhanden ſind. Die neue Heilkunde wendet ihr Auge ſchon immer mehr dieſen Dingen zu, und wird daher einem Manne nicht gram ſein, daß er unbefugt in ihr Gebiet ſtreift, einem Manne, der nach langem Siechthume die Höhen ſuchte, und dort ſchnell fortſchreitende Geneſung und Lebensfreude gefunden hat.

V.

Nach der Luft wird wohl kein Stoff ſein, den das Leben dringender braucht und ſtetiger einnimmt, als das Waſſer. Man hielt einſt das Waſſer wie die Luft für einen einfachen Grundſtoff der Erde (Element); allein die neue Zeit hat auch das Waſſer zerlegt. Dasſelbe iſt eine chemiſche Verbindung von Sauerſtoffluft und Waſſerſtoffluft. Der electriſche Strom ſondert rein die zwei Luftarten des Waſſers von einander ab. Man hat jetzt ſchon mehrerlei Wege, das Waſſer zu zerlegen. Es kommt auf der Erde in drei Geſtalten vor: als Eis, tropfbar flüſſiges Waſſer und als Dunſt. Als Eis liefert es nicht einen unmittelbaren Lebensbedarf, als tropfbares Waſſer iſt es Getränke und Bademittel, und als Dunſt wird es unaufhörlich eingeathmet und durch die Oberfläche lebender Weſen eingeſaugt. Das Waſſer iſt in ungeheurer Menge auf der Erde vorhanden, und iſt in unaufhörlicher Bewegung und Wandlung begriffen. Es ſendet bei jeder uns bekannten Wärme, ſelbſt als Eis, Dünſte in die Luft, und ſtürzt aus derſelben wieder als Regen, Schnee, Hagel, Thau nieder, und ſickert in die Erde, quillt aus ihr hervor, und rinnt als Quelle, Bach, Fluß, Strom dem Meere zu. Der Dunſt, der als ſolcher unſichtbar iſt, hat wie die Lüfte eine Spannkraft, die bei höherer Wärme größer iſt, und bei Erhitzung ungemein groß werden kann. Dieſe Spannkraft aber hat eine Grenze, über die hinaus ſie nicht durch Zuſammendrücken des Dunſtes oder durch Zugabe neuer Dünſte erhöht werden kann, ohne daß ein Theil dieſer Dünſte ſogleich in den tropfbaren Zuſtand übergeht. Dieſe Spannungsgrenze iſt bei größerer Wärme weiter als bei geringerer, daher Dünſte, wenn ſie erkältet werden, zum Theile in feinen Waſſerſtaub übergehen, der ſich als Thau an kältere Körper anſetzt, oder als Nebel und Wolken in der Luft iſt. Mehrt ſich der Waſſerſtaub in der Luft, ſo fließen die Tröpfchen zuſammen und fallen als Regen herab, oder ſie bilden kleine Kriſtallchen, die ſich an einander ſchließen, und als Schneeflocken hernieder kommen. Die Entſtehung der oft ſehr großen Hagelkörner iſt noch nicht völlig ergründet, ſie ſcheint auf einem electriſchen Vorgange zu beruhen.

Wie für alles Leben, ſo iſt auch für den Menſchen der Werth des Waſſers unermeßlich. Es iſt in allen Theilen unſers Körpers, und waltet dort rein als ſolches, oder auch in ſeinen Beſtandtheilen. Wir erwähnen hier insbeſondere ſeiner Eigenſchaft, viele feſte Körper in flüſſige verwandeln zu können (aufzulöſen), durch welche Eigenſchaft es abgenützte Stoffe unſers Körpers fähig macht, ausgeſchieden werden zu können. Jedem wird klar ſein, daß das Waſſer am heilſamſten iſt, wenn es rein iſt. Unrein wird es durch Stoffe, die es auf ſeinem Wege durch die Erde findet und auflöſt, beſonders Salze, in welchem Falle wir es hartes Waſſer nennen. Wenn hartes Waſſer verdünſtet, läßt es die Salze zurück, und der Dunſt gibt weiches Waſſer. Daher iſt Regenwaſſer weich, und das ſalzige Meer gibt Dünſte, die weiches Waſſer liefern. In der Erde läßt der Granitboden das weichſte Waſſer aus ſich rieſeln, alſo das geſundheitszuträglichſte.

Unrein wird Waſſer auch durch Stoffe, die in ihm ſchwimmen, z. B. feine Erdtheilchen, wie in den meiſten Flüſſen. Höchſt verderblich wird das Waſſer, wenn pflanzliche oder thieriſche Ausſcheidungen oder Verweſungsſtoffe in ihm aufgelöſt ſind oder ſchwimmen. Im Waſſer iſt immer auch unſere gewöhnliche Luft, welche natürlich nur heilſam wirkt. Dann iſt oft kohlenſaure Luft in ihm, der man Heilkräfte zuſchreibt. Die meiſten Lüfte aber dürften das Waſſer ſchädlich machen.

Wie verfährt nun der Menſch mit dem unſchätzbaren Kleinode des Waſſers? Die Römer bauten mit dem Aufwande von Millionen Anſtalten, ſich gutes Waſſer oft aus weiten Fernen zuzuleiten. Überhaupt ſchätzte das Alterthum gutes Waſſer ſehr. Was thun wir? Wir graben in den meiſten Fällen ein Loch in die Erde, und trinken das Waſſer, das wir da finden. Auf Bergen und beſonders im Granitboden mag das hingehen. In Niederungen iſt ein ſolcher Brunnen wenig mehr, als ein Sumpf. Liegt eine Stadt an einem Fluſſe, oder gar wie Linz zwiſchen zwei Flüſſen, ſo iſt es das Flußwaſſer, das die lockere Erde auf weite Strecken hin durchdringt, welches getrunken wird, und welches, wenn es auch durch Seihung in der Erde ſeine ſchwimmenden Stoffe verloren hat, doch noch die aufgelöſten Stoffe mit ſich führt. Man kann aber denken, was ein Strom aus Städten und bewohnten Niederungen mit ſich bringen mag. Da ferner in großen Städten der menſchliche und thieriſche Unrath in verſchiedener Menge in der Erde iſt, und durch ihre Lockerheiten nach allen Richtungen hin ſich verbreitet, ſo iſt das Brunnenwaſſer auch mit Jauche durchſetzt. Man verzeihe mir, daß ich den eklen Gegenſtand nenne; aber angeſichts der Thatſache, die mit unſerer Bildung, die wir erklommen zu haben meinen, ſo ſehr im Widerſpruch ſteht, und angeſichts der Dringlichkeit des Gegenſtandes kann es nicht klar genug und oft genug geſagt werden. Zeuge deſſen ſind die Seuchen, die in Städten auch am Waſſer den innigſten Helfer ihres Giftes finden, und in großen Städten tauſende von Opfern dahin nehmen. Eigentlich ſollte nur aus der Erde quellendes Waſſer zugeleitet und verwendet werden, und wo es ſein kann, Granitwaſſer. Wien ſchreitet jetzt zur That, und will reines in die Stadt leiten. Wir verweiſen auf den vortrefflichen Vortrag des Profeſſors Simony über dieſen Gegenſtand.

Habe ich den Vortheil, den Kirchſchlag in Hinſicht von Licht, Wärme, Electricität und Luft gegen die Niederungen hat, genannt, ſo theilt es dieſen Vortheil mit vielen Höhen: in Hinſicht des Waſſers iſt es faſt einzig. Ich hoffe, im nächſten Sommer eine genaue Zerlegung dieſes Waſſers veranlaſſen und vorlegen zu können, bisher iſt mir keine ſolche zugänglich geworden. Wohl aber ſind ſchon Unterſuchungen desſelben geſchehen, die vorliegen und ziemlich verläßlich ſind. Das Waſſer hat 5″R. und nur 2″ $_{10}$″ Härte, iſt alſo weicher als das berühmte Gaſteiner Waſſer, welches 5″ Härte hat. Nach zweiſtündigem Kochen iſt es noch immer ungetrübt, und hat eine Härte von 2″ $_{10}$″. Nur noch in Schweden ſollen Wäſſer ähnlicher Art und von faſt chemiſcher Reinheit vorkommen. Wer nun den unermeßlich heilſamen Einfluß des reinen Waſſers in Verbindung mit reiner Luft auf unſern Körper, wenn beides auf gewöhnlichen Wegen gebraucht wird, kennt von den ſtürmiſchen Einwirkungen mit Waſſer auf den Körper rede ich nicht, da ich hierüber durchaus kein Urtheil habe), und wer bedenkt, daß die neue Zeit dieſen Dingen immer mehr Aufmerkſamkeit zuwendet, wie ja ſchon zahlreiche ſolche auf gewöhnlichen Gebrauch gerichtete Heilpunkte in der Schweiz ſind, der wird ermeſſen, daß Kirchſchlag zu einer Stelle europäiſcher Bedachtnahme beſtimmt iſt, und wird ſich nur wundern, daß bisher noch nicht die Bedingungen zu Stande gebracht ſind, die Güter dieſes Berges zu verwenden, wie ſie verwendet werden könnten.

I.

Da ich nun bezüglich des Lebens und Gedeihens der Menſchen auf dem Kirchſchlagberge über verſchiedene äußerliche Dinge geſprochen habe, will ich auch von innerlichen reden, die nicht minderen, vielleicht noch größeren Einfluß auf unſer Daſein nehmen. Wer weiß nicht, wie ſehr Gefühle den Körper heben oder zerſtören können. Oben an als Wohlthat ſtehen die religiöſen Gefühle, Gottvertrauen, Gottergebung, Zuflucht zu Gott. Es kommt mir nicht zu, hievon zu ſprechen, jeder kommt mit ſeinem Gewiſſen hierin zurecht. Aber von einem andern will ich ſprechen, was nach der Religion am zarteſten unſer Herz beſeligt, und was, wie die Religion, auch das Göttliche bringt, nur im Gewande des Reizes, nämlich das Gefühl des Schönen. Alle Menſchen haben dieſes Gefühl, von dem ſtumpfeſten an, der an einem rothen Lappen Freude hat, bis zu dem Weiſen, der den Sternenhimmel betrachtet.

Was iſt Schönheit? Männer der älteſten und jüngſten Zeiten haben ſich beſtrebt, dieſe Frage zu beantworten. Sie ſagten: ſchön iſt, was unbedingt gefällt, oder ſchön iſt das Göttliche, das dem Sinne erſcheint, oder noch Anderes. Aber die Sache ſcheint von dem Worte ſchön hier nur auf andere Worte übertragen zu ſein. Etwa iſt es mit der Schönheit wie mit tauſend Dingen, die wir haben und genießen, ohne zu wiſſen, was ſie ſind. Sicher iſt, daß das Gefühl für Schönheit ein Gefallen iſt, und daß wir die Schönheit durch die Sinne wahrnehmen. Und ſo haben wir ſie, und jeder hat eine andere. Je mehr das Gefühl für Schönheit angeboren und durch ſich und durch Kenntniſſe entwickelt iſt, deſto höhere empfinden wir, und deſto höher empfinden wir ſie. Wenn man den Sternenhimmel betrachtet, und wenn man weiß, daß das Licht, welches in der Secunde einen Weg von vierzigtauſend Meilen macht, von manchen Sternen zu uns her Jahrtauſende braucht; wenn man weiß, daß eine Million Erdkugeln in der Sonne Platz hätten, oder daß die Erde ſammt ihrer Mondbahn in der Sonne Raum fände; wenn man weiß, daß unſer ganzes Sonnenſyſtem mit ſeinen entfernteſten Planeten in der Höhlung des Sternes Kapella unbeirrt wohnen könnte; wenn man weiß, daß der Nebelring der Milchſtraße aus lauter Sonnenſyſtemen in ungeheuerem Abſtande von uns beſteht, daß Lichtnebelflecke, die wir ſehen, im Fernrohre wieder Sternſammlungen ſind, noch ferner und vielleicht noch größer als unſere Milchſtraße, wenn man mit dem Fernrohre in den tiefſten Fernen des Himmels wieder neue Lichtnebelflecke entdeckt, und wenn man nun frägt, hat dieſes alles eine Grenze, und wenn man ſich vorſtellen will, daß außerhalb der Grenze der leere Raum fortgeht, und wenn man ſich dies nicht vorſtellen kann, und wenn man ſich vorſtellen will, das Weltall geht ins Endloſe fort, und wenn man ſich das auch nicht vorſtellen kann: ſo ſteht eine Schönheit vor uns auf, die uns entzückt und ſchaudern macht, die uns beſeligt und vernichtet. Da hat menſchliches Denken und menſchliche Vorſtellung ein Ende. Und doch kann auf der Spitze des Berges unter der ungeheueren Himmelsglocke, wenn in klaren Winternächten die millionen- und millionenfache Welt über unſeren Häuptern brennt, und wir in Betrachtung unter ihr dahin wandeln, ein Gefühl in unſere Seele kommen, das alle unſere kleinen Leiden und Bekümmerniſſe majeſtätiſch überhüllt und verſtummen macht, und uns eine Größe und Ruhe gibt, der man ſich beugt. Und wer das nicht empfinden kann, weil ihm die Entwicklung fehlt, der wird doch ſanft bewegt, wenn in ſtiller Nacht der nahe Mond im Vollichte niederſcheint, und über alles, ſo Wolken als Fluren, weithin das Silbernebellicht breitet, das fortdämmert und ſchweigt. Und wenn die Lichtkönigin unſerer Erde, die Sonne, am Morgen aufgeht, und am Abende untergeht, und wir unſern Augen das Schauſpiel gönnen: welche Pracht an Farben und Geſtaltungen, immer groß, immer herrlich, immer reizend, und nie das Gleiche. Und wer es unternimmt, dem unermeßlichen Leben unſeres irdiſchen Himmelsgewölbes mit ſeiner Betrachtung zu folgen, das Blau des heiteren Himmels anzuſehen, immer daſſelbe und immer ein anderes, auf die Wolken zu blicken, wie ſie werden, ſich geſtalten, ſich verändern, mit Lichtern oder ſanften oder tieſen Schatten ſpielen, ſich heben, thürmen, ſich verbinden, ſich trennen, ſich ausbreiten, in ländergroßen Flächen dahin gehen, oder in Streifen und Fäden verſchwimmen, wie ſich Nebel bilden, wogen, wallen, mit Bergen in Umarmung liegen, oder die Ebene als Meer bedecken, oder an der Bergſpitze als Wolken hinziehen und das Angeſicht des Betrachtenden ſtreifen, wie ſich Regen, wie ſich Schnee, wie ſich Thau und Reif bildet, wie alles wechſelt, lebt und wandelt: wer dieſes ergründen wollte, dem würde für dieſes ſcheinbar kleine Ding ſein Leben nicht hinreichen. Dann ſind die Geſtaltungen der Fluren von dem Berge aus zu ſehen, die unzählbaren Abwechslungen der Höhen und Hügel des unteren Mühlkreiſes, die ausgebreitete Ebene, in der die Glanzſtreifen der Donau und der Traun ſchimmern, und zum Schluſſe in der Mittagsgegend der Gürtel der Alpen, von den Bergen, die im Mittage des Chiemſees ſtehen, bis zum Schneeberge und den Höhen, die in die ungariſche Ebene ausgehen. Es iſt eine ſo ſanfte Hoheit in dieſen Gebilden, eine ſo edle Geſtaltung und ſo reich, daß keine Linie der anderen gleich und doch jede ſchön iſt, eine ſo holde Stille in dieſen gewaltigen Gebilden, und in der klaren Winterluft treten ſie oft ſo ſcharf hervor, wie im Sommer kaum jemals, die Spalten glaubt man zählen zu können, mit einem Kanonenſchuſſe glaubt man hinlangen zu können, und die Schneefelder des Winters laſſen den Bau rein und ſicher geführt hervortreten. Und wenn man mit dem Fernrohre durch den Bergzug wandert, ſo grüßt dieſe Welt erhaben und ſtumm und herrlich herüber. Den Freund ſolcher Dinge kann der Anblick ſtundenlang ergötzen, und doch hat das Vergnügen kein Ende, es beginnt bei der nächſten Veränderung an dem nächſten Tage, ja oft in dem nächſten Augenblicke wieder.

Einer Erſcheinung muß ich beſonders gedenken. Im ſpäten Herbſte und im frühen Winter liegt oft der Nebel wochenlang, zuweilen noch länger auf der Ebene, während auf dem Berge heller, warmer Sonnenſchein iſt. Dann zeigt ſich ein Schauſpiel eigener Art. Die Grenze des Nebels iſt wagrecht wie die Ebene eines Tiſches. Gegen Ungarn und gegen Baiern hin iſt ſie von dem blauen Himmel geſäumt, gegen Steiermark hin von den Alpen. Ehe die Sonne aufgeht, iſt die Oberfläche des ungeheuren hingedehnten Nebels bleigrau, wenn die Sonne aufgegangen iſt, wird ſie roſenroth, ſpäter aber ſchimmert ſie den ganzen Tag wie funkelndes, geſchmolzenes Silber, an deſſen Rande das ſcharfe Blau der Alpen ſteht, und wenn der Vollmond ſcheint, iſt ein geiſterhafter milder Glanz über die rieſige Maſſe ausgegoſſen. Sind an einem Tage Wolken an dem Himmel, ſo legen ſie blaue Schatteninſeln auf das Silber, und es wird durch ſie noch großartiger und lebendiger, und die Fläche ſcheint ausgedehnter zu ſein. Außer dem Meere habe ich nie etwas Schöneres auf der Erde geſehen.

Eines Tages war die Ebene des Nebels in Bewegung. Wogen richteten ſich empor, und blähten ſich, daß der Ötſcher wie ein Häufchen, das man in die Hand nehmen kann, daneben ſtand, Walzen wie unermeßlich große Thiere krochen den Pfennigberg hinan, über Linz war ein Abgrund in den Nebel geriſſen, deſſen eine gegen uns herauf ſchauende Wand wie eine ungeheure, ſteilrechte, ſchwarze Mauer empor ſtand, am Rande mit weißem Schaume überſchüttet, und rechts von dem Schlunde ſtieg eine Säule empor, unfaßbar an Größe des Durchmeſſers und der Höhe, wie eine Waſſerhoſe, die Länder verſchlingen will, und oben breitete ſich auch die Säule palmenartig aus, und wie ich das betrachtete, hob ſich auf dem Berge der Wind, braune Nebel flogen von dem Schauerwalde und der Giſela-Warte herüber, und deckten alles zu, und ſie flogen vorüber und alles war wieder ſichtbar, und wieder kamen verhüllende Nebel und wieder gingen ſie vorüber, und das geſchah öfters, bis dauernde, fliegende Wolken alles auf immer verhüllten. Und der Anblick des Schauſpiels dieſes Morgens war für mich noch erhabener, als der des Meeres.

Und wenn man in der Natur auch etwas klein nennen könnte, ſo würde ich ſagen, daß ſich die Menſchen auf dem Berge noch an ſehr vielen kleinen Dingen ergötzen können: an den Bäumen des Waldes, wenn ſie im Sommer in dem düſteren Grün, im Winter prachtvoll im Schimmer des Schnees und Eiſes da ſtehen, an den Blumen der Wieſen, an dem Wallen des Getreides, an dem Geſange der Vögel, an Gras und Kraut und Pflanze bis zu dem letzten Steinchen herunter.

Die Menſchen haben, da ihnen das Gefühl für Schönheit ſo eingepflanzt iſt, auch verſucht, ſelber Schönheit hervorzubringen. Sie haben die Künſte erfunden: Dichtkunſt, Tonkunſt, Malerei, Bildnerei, Baukunſt, Schauſpielkunſt und ſo fort bis zu der Kunſt herunter, den eigenen Leib zu ſchmücken. Die Künſte ahmen die Natur nach, die menſchliche und außermenſchliche, und weil in den Künſten das Schöne der Natur beſchränkter, kleiner, und nur von Menſchen hervorgebracht erſcheint, ſo wird es von den meiſten Gemüthern viel leichter aufgefaßt als in der Natur, ja es iſt ein ſehr gewöhnlicher Weg, daß ein Menſch erſt aus dem Empfinden der Schönheit in der Kunſt zum Empfinden der unendlich größeren Schönheit in der Natur hinüber geführt wird.

Und ſo ende ich meine Winterbriefe, da ja der Frühling ſchon in aller Pracht bei uns iſt. Möge mancher Menſch, dem es nicht um die Unterhaltung in der Stadt allein zu thun iſt, ein Körnchen Gutes darin geſunden haben, und möge der Berg von Kirchſchlag der Seele etwas näher gerückt ſein. Er kann noch Vielen Labſal geben; aber man bedenke, daß er es nicht in einigen Stunden oder einigen Tagen gibt, ſondern ein freundſchaftliches Zuſammenleben mit ihm fordert, das er aber dann auch ſicher vergilt.

Die

Schule und die Schulbildung.

(1849.)

Wirkungen der Schule.

I.

Kein Weſen auf der Welt wird ſo hilflos geboren als der Menſch. Dieſe Erfahrung werden wohl Alle gemacht haben, die dieſe Zeilen leſen. Das Säugethier geht meiſtens mit ſeiner Mutter ſchon wenige Augenblicke nach der Geburt über die Fluren dahin, der Vogel ſitzt geſchickt in dem Neſte, öffnet den Schnabel zur Nahrung, und fliegt nach ein paar Wochen mit den Eltern davon; manche, wie das Rebhuhn, laufen gleich von dem Ei weg ihrer Nahrung nach und bedürfen nur eines kleinen Lockrufes; und viele, wie die Fiſche, die Inſekten, die Weichthiere, bedürfen gar keiner Eltern, ſie ſind ſelbſtſtändig, wenn ſie von dem Ei kommen, und ahnen nicht, daß ſie Eltern haben, die bei ihrer Geburt oft weit von dem Platze, oft ſchon lange todt ſind.

So ſorgt die Vorſicht für die Thiere, nicht ſo für den Menſchen. Nur das Einzige kann er, daß er die Muttermilch ſaugt, aber ſie muß ihm gereicht werden, er kann ſie nicht ſuchen. Er kann nicht gehen, nicht ſitzen, er kann nicht die geringſte Verrichtung machen, ja er kann kaum die rechte Lage im Liegen finden. Und dies dauert lange, im Verhältniſſe wohl zehn-, wohl zwanzigmal ſo lange als bei den Thieren. Die Mutter muß ihm Alles geben und thun, was er ſelber ſich nicht zu geben und zu thun vermag, und dazu iſt die Mutter mit einer unzerſtörbaren Liebe ausgerüſtet. Und wenn er ſo weit iſt, daß er gehen, daß er laufen, ſpringen und ſich regen kann, wie viel fehlt ihm noch, was er erſt zum Menſchen bedarf, wie wenig iſt er geiſtig entwickelt, wie wenig weiß er, was er beginnen ſoll und was ihm fromme.

Das Thier hat ſeinen Inſtinkt, das iſt, ſeinen Trieb, der es unmittelbar ohne Überzeugung und Entſchluß zu dem treibt, was ihm noththut, und das verrichten läßt, was es muß. Der Vogel braucht ſeinen Neſtbau nicht zu lernen, er kann ihn ſchon, die Seidenraupe ſpinnt ihren kunſtvollen Cocon, die Spinne ihr Netz, die Biene baut ihre Zelle und der Biber ſein Haus.

Der Menſch muß es lernen. Er hat zwar auch einen kleinen Theil des Inſtinktes, der ihn vor widrigen Dingen warnt und zu gedeihlichen führt, aber wie gering iſt er gegen den des Thieres, das unter tauſend Kräutern, die es abweidet, den einzigen Gifthalm ſtehen läßt, der ihm ſchaden würde, und den es noch dazu in ſeinem Leben nicht geſehen hat, während der Menſch gar nicht einmal weiß, was für ihn eßbar iſt, ſondern es von ſeinen Eltern lernen muß, und ohne dieſe Belehrung ſich in den meiſten Fällen Krankheit und Tod zuziehen würde. Und wenn er ſchon in die Hälfte ſeiner ihm beſtimmten Lebenszeit einrückt, hat er noch oft bei weitem nicht die Erfahrungen, die er eben für dieſes Leben braucht. So arm, ſo dürftig, ſo unausgeſtattet iſt der Menſch, und dennoch iſt er das erſte und herrlichſte der ſichtbaren Geſchöpfe Gottes. Eben darin, daß er ſich alles erwerben muß und kann, liegt ſein Vorzug. Dem Thiere wird ſein Bedarf für ſein Leben ſchon mitgegeben, dieſer Bedarf iſt fertig, es braucht ihn nur zu benützen, aber es kann auch nicht über die Grenze hinaus. Der Menſch hat die Vernunft und das Erkennen; dasſelbe hat eine weite Bahn für ſich, der Menſch kann ſich mehr, kann ſich weniger aneignen, wie es ihm beliebt, er kann lernen bis an das Ende ſeines Lebens, und das Gelernte ſeinen Nachfolgern hinterlaſſen; denn er braucht es nur mit wenigen Zeichen aufzuzeichnen, daß der Nachfolger in unendlich kurzer Zeit ſich das eigen macht, wozu der Vorfahr ein ganzes Leben bedurfte. So lernt Menſch vom Menſchen, Geſchlecht vom Geſchlechte, Jahrhundert von Jahrhundert, und der Inbegriff der Menſchheit wird immer reicher, und geht einer Grenze der Vervollkommnung entgegen, von welcher wir Lebenden nicht einmal ahnen können, wie unendlich ſie ſei, weil wir, um ſie zu begreifen, dieſelbe ſchon inne haben müßten. Das Thier baut ein kunſtvolles Neſt, es errichtet ein ſtaunenswerthes Werk, es macht wundervolle Bewegungen, — ja, es kann durch Unterricht zu allerlei Fertigkeiten gelangen, die ihm urſprünglich nicht angeboren waren, aber es baut immer dasſelbe Neſt, es errichtet immer dasſelbe Werk, es macht immer dieſelben Bewegungen, und kann das in ſeinem Leben Gelernte nicht ſeinem Nachfolger überliefern.

Der Stier, der im alten Egypten weidete und wiederkäute, that es ſo, wie es ſein heutiger Nachfolger nach viertauſend Jahren in Oeſterreich thut; die Schwalbe baute aus dem Schlamme der Sündfluth ihr Neſt, wie es die heutige Schwalbe aus dem Schlamme des Dorfbaches baut; der Elephant des Pyrrhus machte mit ſeinem Rüſſel dieſelben kunſtvollen Bewegungen, wie es einer thut, den man jetzt aus den fernen Ländern zu uns bringt, und das unterrichtete Reitpferd des Macedoniers Alexander konnte ſeine Künſte und Vollkommenheiten nicht ſeinem Sohne vererben. Darum hat der Menſch eine Geſchichte, aber es gibt keine Weltgeſchichte des Thieres. Darum errichtet der Menſch eine eigene Welt, er errichtet ſie aus einem Jahrtauſend in das andere, und häuft die Schätze ins Unendliche für kommende, unzählbare Jahrtauſende. — Das Thier lernt etwas Weniges von dem Menſchen in ſeiner Bezähmung und in ſeinem Umgange, wenn er es gelegentlich zu demſelben zuläßt.

II.

Wenn das Thier alles, was es bedarf, mit auf die Welt bringt, und alſo nichts zu lernen braucht, und wenn im Gegentheile der Menſch nichts als ſeinen bildbaren Verſtand und ſeine Geiſtesanlagen mitbekommt, ſo folgt daraus, daß der Menſch ſich alles für die Zukunft erwerben müſſe. Und in der That, er hat für ſich und ſein Geſchlecht eine unermeßliche Zahl von Hilfsdingen geſchaffen und geſammelt. Man denke nur an die Menge der Werkzeuge, in deren Beſitz er gekommen iſt, das heißt jener Dinge, die ihm nicht angeboren ſind, ſondern die er ſich aus fremden Stoffen gemacht hat, daß ſie ihm zu ſeinen Zwecken dienen. Das Thier hat ſeine Glieder, und muß mit ihnen allein alles ſchaffen. Es muß ſich die Nahrung ſuchen und ſich vertheidigen, daher faſt jedem ſeine Waffe angeboren iſt, nur dem Menſchen nicht, weil er ſie erſchaffen kann. Blos der Affe nimmt oft einen Stab zum Gehen und Dreinſchlagen, und wirft Steine und andere Dinge auf ſeinen Gegner. Von welch' unausſprechlicher Wohlthat die meiſten, oft unbedeutenden Werkzeuge ſind, kann man ſich keinen Begriff machen, wenn man ſie täglich hat und ſie, ohne an ſie zu denken, gebraucht, aber wenn ſie fort ſind, erkennt man plötzlich ihren Nutzen und ihre Wichtigkeit. Man denke ſich einmal den Pflug, die Egge, die Haue, das Meſſer, die Gabel, den Löffel, das Eiſen, das Feuer, das Schiff und den Wagen hinweg, welch' ein armes, erbärmliches Leben würden die Menſchen führen, ja man nehme nur an, es gebe keinen Nagel zum Einſchlagen, in welche Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten würden wir gerathen? Das alles nun haben die Menſchen oft mit Mühſal und Schwierigkeit im Laufe der Jahrtauſende erfunden und aufbewahrt. Wir gebrauchen es, ohne weiter darauf zu denken und den Dank zu empfinden, den es erheiſcht. Nur wenn wir gewahr werden, mit welcher Mühe und welchen Entſagungen die Dinge zu Stande gekommen ſind, erkennen wir ihre Wichtigkeit und ihre Größe. Darum hat das Buch, in welchem das Leben des Robinſon Cruſoe auf ſeiner unbewohnten Inſel geſchildert wird, wo er ſich alles ſchaffen mußte, auf die Menſchen, auf Jung und Alt, eine ſolche Wirkung, weil wir in ihm zuſammengedrängt ſehen, was der Menſch aus ſeinem nackten Zuſtande heraus ſich nach und nach in tauſenden und tauſenden von Jahren erworben und was er gelernt hat.

Ich will nur noch Eines anführen. Wie lange muß es gedauert haben, wie ſeltſam mußte es hergegangen ſein, bis der Menſch das Feuer kennen lernte, und bis er es zu ſeinen Zwecken zu benützen verſtand. Wohl wird er oft den Blitz des Himmels geſehen haben, aber er wird nicht gewußt haben, ob dieſe glänzende, geſchlungene Linie etwas Anderes ſei, als der Glanz der Sonne, des Mondes, der Abendröthe; er wird auch die Flamme eines feuerſpeienden Berges geſehen haben, aber er wird vor dem Drohen und der Furchtbarkeit der Erſcheinung geflohen ſein, allein, da mochte er einmal, nachdem der Blitz in einen Baum geſchlagen hatte, dazu gekommen ſein, wie dieſer brannte, und er mochte die leichten, die glänzenden und ſchimmernden Zungen geſehen haben, die an dem Holze ſpielten. Daß er ſie nun angriff und in die Hand nehmen wollte, war das Natürlichſte. Aber da empfand er den fürchterlichſten Schmerz, und hatte die Brandwunden in den Händen. Wie mußte er erſtaunt ſein, daß das ſchöne, leuchtende Ding ſolche Waffen habe, und ſo verletzen könne. Seine Verwunderung mußte nur noch ſteigen. Allein, indeſſen verbrannte das Holz und das Feuer war aus. Das Staunen mußte nun den höchſten Grad erreicht haben, da er den flüchtigen, ſchimmernden Geiſt, der das Holz verzehrt hatte, und der ſo verwunden konnte, nun verſchwunden ſah, und von dem Wunder nichts übrig blieb, als ein Haufe ſchmutziger Aſche oder ein ſchwarzer Strunk. Daß er das Feuer hätte nähren können, war ihm nicht eingefallen. Nun erzählte er es Andern, und die Sage breitete ſich aus. Wie lange mochte es hergegangen ſein, bis wieder einmal Einer bei einem brennenden Baume ſtand, und bis man auf den Gedanken kam, das Feuer zu nähren. Wie lange mochte es gedauert haben, bis er es zu nützen verſtand, ſeine Speiſen zu kochen, ſich zu wärmen und andere Dinge hervorzubringen, und als er das konnte, ſo verſtand er nicht das Feuer hervorzubringen, und mußte es, wenn es einmal vorhanden war, immerfort ernähren, wenn er es nicht wieder verlieren ſollte. Darum ſind in vielen alten Völkern noch die Sagen vorhanden, daß geheiligte Jungfrauen einſt das ewige Feuer nähren mußten, und daß bei manchem Volke die Todesſtrafe folgte, wenn eine Jungfrau das Feuer erlöſchen ließ.

Wie leicht ruft man es heut zu Tage hervor, ein Kind kann es mit einem Striche erzeugen!

Man ſieht, mit welcher Mühe, mit welchen Aufopferungen, mit welchen Anſtrengungen die Menſchen vorwärts gekommen ſind und gelernt haben. Aber nicht blos die Werkzeuge des Lebens haben ſie hervorbringen müſſen und die Wiſſenſchaften erzeugen, wie man die Dinge nütze, ſondern ſie haben auch ihren Verſtand, ihre Vernunft, ihr Gemüth, ihr Herz immer mehr ausbilden und vervollkommnen müſſen, damit ſie immer tauglicher würden, neue Dinge zu erfinden, und alle Einrichtungen zu treffen, die im Leben nothwendig ſind, daß der Menſch vollkommen Menſch ſei, und es noch immer mehr werde.

Wie viele Dinge, Kenntniſſe, Wiſſenſchaften kamen da zum Vorſcheine: die Sprache, der Geſang, die Muſik, die Schrift, die Rechnung, lauter wundervolle Dinge, wenn man ſie genauer betrachtet, und noch vieles andere. Aber wie groß auch der Reichthum des ſchon zu Tage Geförderten iſt, ſo iſt der des Unbekannten doch noch unendlich größer und größer, und die Menſchen haben unaufhörlich zu lernen, theils um Neues zu ergründen, theils um das Vorhandene ſich einzuprägen. Alle Veranlaſſung, wodurch der Menſch etwas lernt, kann man eine Schule heißen. Solche Schulen hat Gott in unermeßlicher Fülle um uns her überall ausgebreitet, ja der Menſch thut keinen Schritt, wo er nicht an eine Lehre ſtößt, und aus dem er nicht Nutzen ſchöpfen könnte. Die ganze Welt und das ganze Leben iſt voll Lehrer und Ermahner. Aber der Menſch kann auch eigene Anſtalten gründen, in denen das bereits Bekannte gelehrt wird, in denen man es mit Neuem vermehrt, und es auf die Nachfolger verbreitet.

Die Schule des Lebens.

Jede Veranlaſſung und Anſtalt, wodurch der Menſch etwas lernt, haben wir Schule geheißen. Da ſteht nun, als vorzüglichſte und höchſte Schule, das ganze, lange Leben eines Menſchen ſelber da. Sobald er geboren iſt, beginnt das Lernen. Zuerſt lernt er die Glieder bewegen, dann die Hand öffnen und ſchließen, dann die Augen rühren, und dorthin ſchauen, woher er etwas hört; endlich kann er ſitzen, kriechen, gehen, laufen, ſpringen, und er kann reden und jauchzen. Nun beginnt der Wirkungskreis größer zu werden: tauſenderlei Gegenſtände umringen ihn, ſie reizen ſeine Aufmerkſamkeit, und fordern ihn zur Unterſuchung auf, er hat vielerlei Bedürfniſſe, denen er abhelfen muß, er betrachtet die Dinge, ob ſie ihm nützen oder ſchaden, und wozu er ſie gebrauchen kann. Seine Vorſtellungen über die Weſenheit der Welt vermehren ſich, ſie verbinden ſich unter einander und werden Kenntniſſe. Im weiteren Verlaufe beginnt er ein Geſchäft, d. h. eine eigenthümliche Wirkſamkeit für das ganze Leben, wodurch er ſich und ſpäter einer Gattin, Kindern, Enkeln, der Familie und dem ganzen Hauſe den Unterhalt verſchafft.

In dieſem Geſchäfte kann er von Tag zu Tag lernen, wie es zu verbeſſern, und in einem vorzüglicheren Stande zu betreiben ſei, er kann die Handhabung deſſelben bis zu dem höchſten ihm erreichbaren Punkt vervollkommnen. Hierbei kommt er mit verſchiedenen Menſchen in Verbindung, er lernt die Sitten und Gebräuche mannigfaltiger Gegenden und Länder kennen, er ſchätzt und wägt die Gegenſtände und Verhältniſſe, und weiß, was ſie werth ſind, und was nicht. Er dehnt ſeine Wirkung über ſeine Familie hinaus aus, er ſucht ſeiner Stadt, ſeinem Dorfe zu nützen, er will das Beſte ſeines Vaterlandes mit beſorgen helfen, und er will Anſtalten gründen, wodurch die Menſchheit überhaupt glücklicher wird. Iſt er weiſe, ſo genießt er auch die Freuden der Welt mit Maß und mit Einſicht, und lernt auch hierin immer mehr, ſich Grenzen zu ſetzen und die Würde zu bewahren: denn in der That, kein einziges Lernen iſt ſchwieriger, als das, die Freuden, die Gott in die Welt gelegt hat, recht zu genießen, und vieles Unglück, ja das meiſte, das über die Menſchen gekommen iſt, iſt daher gekommen, weil ſie ſich durch Übermaß ſchwächten, und ihre Kraft zu jedem Nöthigen und Großen verloren. So geht der Menſch durch die Schule des Lebens, er iſt immer in ihr, er lernt alle Tage etwas, und ſeine Erfahrungen wachſen, bis er auf dem Todtenbette liegt, — und ſelbſt da noch kann er das Erlernte über ſeine Zeit hinaus fortſetzen, wenn er es aufgezeichnet hat, und es der Nachwelt hinterläßt. — Die Urſache aber, weshalb die Menſchen in der Schule des Lebens lernen, iſt die Noth. Weil er Speiſe braucht, weil er Kleider, Obdach, andere Dinge, ſelbſt Vergnügungen braucht, muß der Menſch die Handlungen unternehmen, wodurch er ſich alles das verſchafft. Und wo die Umſtände am allerungünſtigſten ſind, dort muß er ſeinen Verſtand am meiſten anſtrengen, die Mittel zu erfinden, und dort kommen gewöhnlich die außerordentlichſten Erzeugniſſe des Geiſtes zu Stande. Selbſt ganze Völker ſind ſo emporgekommen, und haben einen Gipfel hohen Glanzes erreicht, wenn die Noth ihre Seelenkräfte und ihren Willen ſpannte. So lange die alten Römer im Kampfe mit allen ihren mächtigeren Nachbarn Italiens waren, ſo lange ſie in der berühmten afrikaniſchen Stadt Karthago einen Feind hatten, den ſie ſehr fürchteten, waren ſie einfach, mäßig, tapfer, und es kamen Thaten des höchſten Glanzes und der höchſten Aufopferung vor; als ſie aber die mächtigſten waren, als Karthago im Schutte lag, überließen ſie ſich dem Genuſſe, wurden feig und thöricht, und gingen zu Grunde. Das ſteinige, unfruchtbare Ufer des Mittelmeeres gegen Aſien, wo einſt die Phönizier wohnten, zwang dieſes Volk, auf der weiten See ihre Nahrung zu ſuchen und das erſte Handelsvolk der alten Welt zu werden. Ihnen verdanken wir die wohlthätigſten Erfindungen, ich nenne nur zwei: das Glas und die Buchſtabenſchrift. So zeigt ſich auch noch heut zu Tage, daß dort, wo die Natur alles mit verſchwenderiſcher Freiheit ſpendet, die Menſchen meiſtens träger und unerfinderiſcher ſind. Darum wohnen in den gemäßigteren, kühleren Ländern die tüchtigſten und geiſtvollſten Völker. Die ganz kalten Länder ertödten wieder den Geiſt und ſetzen unüberwindliche Hinderniſſe entgegen.

Wenn aber nun auch die Schule des Lebens ſo kräftig iſt, und den Menſchen am innigſten zu Erfahrungen und Wiſſen hinführt, ſo kann ſie doch nicht die einzige bleiben; denn es gibt Dinge, die man in ihr durchaus nicht lernen kann, und andere, zu deren Selbſterfindung man Jahrhunderte brauchen würde. Ich wähle hier zwei Beiſpiele: Kein Menſch würde je aus eigenem Nachdenken darauf kommen, was in vergangenen Zeiten geſchehen iſt, wenn es ihm nicht Jemand erzählte, oder er es nicht in einem

Buche läſe, — und dennoch iſt dieſe Kenntniß eigentlich die wichtigſte im Leben; und kein Menſch würde während ſeines Daſeins das Leſen und Schreiben erfinden, da die Welt ſelber mehrere tauſend Jahre dazu brauchte, wenn es ihn nicht jemand in ſeiner Jugend lehrte, und dazu nur ein paar unbedeutende Jahre brauchte. So ſind es noch tauſend andere Dinge, die wir gar nicht, oder erſt in unendlich langer Zeit erfinden würden, in denen man aber in Kurzem unterrichtet werden kann. Es ſind alſo noch mannigfache andere Schulen für den Menſchen nöthig, und wir werden im Folgenden davon ſprechen.

Die Schule der Familie.

Weil der Menſch nicht alles in der Schule des Lebens lernen kann, oder zur Erlernung große Umwege brauchen würde, ſo ſind für ihn die eigentlichen Schulen nothwendig, d. h. ſolche Anſtalten, wo nicht, wie in der Schule des Lebens, nur gelegentlich die Umſtände auf ihn einwirken und ihn zwingen das zu lernen, was er braucht, ſondern wo eigens Lehrer vorhanden ſind, die ihm auf den geeignetſten und kürzeſten Wegen dasjenige beibringen, was er zu ſeinem künftigen Fortkommen, hauptſächlich aber zur menſchlichen und ſittlichen Entwicklung bedarf. Die einfachſte und wahrſcheinlich auch älteſte Schule dieſer Art iſt die Familie. Der Vater wird in den graueſten Zeiten der

Menſchheit ſeinem Sohne den Bogen ſpannen gelehrt haben, das Wild verfolgen, die Zeichen des Himmels erkennen; er wird ihn gelehrt haben, welche Gefühle und Neigungen den Mann glücklich machen, und welche ihn in Hader und Zank verwickeln und ihn in Untergang ſtürzen können. Die Mutter wird ihre Töchter um ſich verſammelt haben, ſie wird ihnen mit einem Beiſpiele vorgegangen ſein, ſie wird ſie im Spinnen, Nähen, Weben u. dgl. unterrichtet haben, und ſie wird ſie unterwieſen haben, wie ſie ſittlich ehrbar und ſtrenge ſein ſollen, daß die Welt und die rauhen Männer vor ihnen Ehrfurcht und Achtung haben müßten. Aus der angebornen Liebe der Eltern zu den Kindern geht es ganz natürlich hervor, daß die Eltern nicht blos ſorgen, daß die Kinder Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, ſondern daß ſie auch zu den Mitteln, welche ihnen die Eltern für das künftige Leben mitgeben, diejenigen Kenntniſſe erhalten, welche ſie lehren die Mittel recht zu gebrauchen, und überhaupt glücklich und rechtſchaffen zu leben. Daher benützen die Eltern jede Zeit und Gelegenheit, die ihnen das ſtete Zuſammenleben mit ihren Kindern an die Hand gibt, um ihnen Lehren, Ermahnungen, Unterweiſungen und Kenntniſſe beizubringen. Bei den Kindern iſt es auch angeborner Trieb, die Eltern als das Höchſte dieſer Welt zu betrachten, von ihnen alles gerne anzunehmen, ſie nachzuahmen, und ihre Worte für ein Heiligthum zu halten. Daher ſieht man ſo häufig, daß die Kinder wie die Eltern werden, daß ſie ihre Art und Weiſe, ihre Rede, ihre Handlungen, und ihre Fehler und Eigenheiten bekommen. Die Kinder lernen auch auf die Weiſung der Eltern hin ſehr gerne, ſie lernen Dinge kennen, die ſie jetzt noch gar nicht verſtehen, und von denen ſie nicht ahnen, wozu ſie einſt zu brauchen ſein werden, ſie lernen ſie, weil es die Eltern ſo wünſchen. Welch' eine merkwürdige, welch' eine fruchtbringende, welch' eine ſegenreiche Schule könnte der Umgang der Eltern für die Kinder ſein! In keiner Schule iſt der Menſch ſo lange, in keiner iſt die Gelegenheit ſo vielfältig, und in keiner geht die Lehre ſo lieblich und leicht in ſeine Seele.

Man ſieht alſo, wie heilig, wie wichtig der Stand der Eltern für die ſittliche Größe und Schönheit der Menſchen, und wie außerordentlich Einfluß nehmend er auf den Staat iſt! Jeder Menſch ſoll den Stand der Ehe wohl bedenken, er ſoll erforſchen, ob er den Pflichten des Vaters, der Mutter gewachſen iſt, und der Staat ſoll die Mittel, die nie in der Hand des Einzelnen im ausreichenden Maße liegen, einrichten, daß wir rechte Väter und rechte Mütter erhalten. Iſt das jetzt ſo bei uns? Wir müſſen leider mit Nein antworten. Der Staat kümmert ſich höchſtens, daß eine allgemeine, unbedeutende Fachbildung, etwa Leſen, Schreiben, Rechnen, in die Leute komme, und überläßt ſie weiters dem Gange der Dinge, während es keine heiligere Pflicht für den Menſchen gibt, als eben ſeine reinſtmögliche Menſchwerdung, und es daher, wenn der Staat eine menſchliche Anſtalt ſein ſoll, auch in ihm kein Höheres, kein Angeſtrebteres geben kann, als die Menſchwerdung des Menſchen, in allen Abſtufungen der Geſellſchaft, wie es in jeder möglich iſt, ſtatt daß jetzt die ſogenannte Bildung nur Eigenthum Einzelner, Gelehrter oder Bevorzugter war, und die Übrigen ihren Leidenſchaften und Trieben hilflos überliefert blieben. Der Bildungsminiſter im Staate muß nicht ſowohl ein Fachmann ſein, ſondern er ſoll der Beſte, Weiſeſte und Menſchenliebendſte im ganzen Umfange des Reiches ſein. In der Familie iſt es bei uns auch nicht ſo, daß der Menſch jene Güte und Größe aus ihr fortnehme, die er konnte; ſchon in dem zarteſten Alter werden die Keime zum Mißlingen gelegt; jedem Wunſche, jeder Laune der Kleinen wird nachgegeben, ſo daß das Kind, oft, da es noch in Windeln liegt, ſchon der Tyrann des Hauſes iſt, dem jetzt, und noch mehr, wenn es größer iſt, willfahrt werden muß. So wird die Leidenſchaft und das Unglück erzeugt, da der Menſch in ſeinem ganzen Leben faſt immer nur das Bild ſeiner erſten Erziehung darſtellt.

Die höheren Stände gehen meiſt ihren Vergnügungen nach, und übertragen das nicht übertragbare Geſchäft der Eltern an Andere, und die minderen Stände haben nichts, was ſie den Kindern übergeben können, als ein ſehr geringes Wiſſen, dann Vorurtheile, Affecte und Leidenſchaften. Faſt drei Viertheile der Familienſchule ſind bei uns völlig verloren, das vierte Viertheil iſt nur ausnahmsweiſe in vorzüglichen Händen, ſonſt auch unbedeutend. Thue der Einzelne, was an ihm iſt, daß er gut, edel, kenntnißreich werde, um ein guter, verantwortlicher Vater, eine gute Mutter ſein zu können, — hauptſächlich thue der Staat das Seinige, und errichte er die zweckmäßigen Anſtalten, daß wir in allen Ständen gute Eltern erhalten können, die dann weiter und ins Unendliche wirken; es iſt ſeine heilige Pflicht, ja es iſt ſeine allererſte. So gut aber auch die Familienſchule ſein kann, ſo vortreffliche Menſchen aus ihr hervorgehen können, ſo iſt mit ihr der Kreis der Schule nicht abgeſchloſſen, das ſieht jeder ein, und wir werden davon in unſerm Nächſten reden.

Die Landſchule.

I.

Wir haben geſagt, daß die Schule des Lebens zur ſchnelleren Entwicklung des menſchlichen Geſchlechtes nicht hinreiche, wir haben auch geſagt, daß die Schule der Familie nicht alle Bedürfniſſe erfülle, weil ſehr oft die unvernünftige Liebe der Eltern ein Hinderniß iſt, weil das Geſchäft oder der Lebensberuf des Vaters und der Mutter ihnen nicht die nöthige Zeit laſſen, und weil endlich die Eltern viele Kenntniſſe nicht beſitzen können, welche bei der fortgeſchrittenen Zeitbildung dennoch den Kindern unentbehrlich ſind. Daher haben alle Völker, bei denen ſchon das geiſtige Leben zu dämmern angefangen hat, Einrichtungen getroffen, daß eigene Menſchen angeſtellt wurden, welche den Kindern allerlei Kenntniſſe und Wiſſenſchaften beibrachten, die ſie zu ihrer menſchlichen und völkerſchaftlichen Zukunft nöthig zu haben glaubten. Man nennt jene angeſtellten Menſchen die Lehrer, jene Kinder die Schüler, und die Anſtalt die Schule im eigentlichen Sinne. Das wußten die Menſchen ſehr bald, daß nicht jeder Neugeborne ſich alles wieder neu erfinden müſſe, was die vor ihm Gebornen erfunden haben; daher bewahrten ſie anfangs alles Erfundene und Erfahrene in der mündlichen Überlieferung auf, wo es von Geſchlecht zu Geſchlecht ging. Dieſe mündlichen Überlieferungen ſammelte der befähigte Lehrer in größtem Maßſtabe in ſeinem Haupte, ſuchte ſie auf ſeine Schüler zu übertragen, und wurde ſo der Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes. Aber ſo wie uns Gott unſere vielbedeutende Sprache gegeben hat, durch die wir unendlich mehr und unendlich deutlicher unſere Gedanken uns mittheilen können, als es die Thiere mit ihren einfachen Lauten vermögen, eben ſo hat er das gleich wunderbare Geſchenk hinzugefügt, die Sprache in der Schrift aufzubewahren, und durch den Bücherdruck die Gedanken allen Zeiten und Orten mitzutheilen.

Jetzt erſt iſt das menſchliche Geſchlecht an geiſtigen Gütern reich geworden: was kein Haupt eines Menſchen, und ſei er der begabteſte, in ſeiner großen Menge zu faſſen und zu behalten im Stande geweſen war, das konnte nun in vielen Büchern niedergelegt werden, konnte dem menſchlichen Geſchlechte aufbewahrt bleiben, und konnte von ihm, wenn es deſſen bedurfte, hervorgeholt und von vielerlei Lehrern in vielerlei Schulen vielen Schülern mitgetheilt werden. Jetzt erſt konnte ſich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, die Menſchheit mit unzähligen geiſtigen Armen rühren, ſie konnte ihr verſtand- und vernunftvolles Übergewicht ſteigern, und konnte der Herr und das vorzüglichſte Geſchöpf der ſichtbaren Welt werden. Alle großen und weiſen Menſchen haben das anerkannt, alle Staaten, wenn ſie nicht geradezu thieriſche waren und in blos körperliche Stärke allen Ruhm ſetzten, haben dahin gewirkt, daß das innerhalb ihrer Grenzen erhalten und vermehrt werde, und ſie haben ihren Kindern durch ihre Lehrer die angeſammelten Kenntniſſe zu überliefern und einzuprägen geſucht. Jeder vorzügliche Staat, vom Alterthume bis zu unſeren Zeiten, und jeder vorzügliche Menſch, der in einem Staate lebte und ihn leitete, hat eingeſehen, daß Unterricht und Erziehung die einzige menſchliche Grundlage des

Staates, und die einzige Stufe zum Glücke und zur Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechtes iſt. Nur wo Staaten zu verfallen begannen, wo menſchliche Leidenſchaften und menſchliche Genußſucht alles andere zu überwältigen anfingen, da vergaß man auf dieſe Lehre, da überließ man ſich hohlem und unwiſſendem Genuſſe, und ging endlich zu Grunde. Daher haben alle ſtarken Staaten ihr erſtes Augenmerk der Erziehung zugewendet, und in dem ganzen Gebiete Schulen gegründet.

Ein altes griechiſches Volk, die Spartaner, erzog ſeine Jünglinge gemeinſchaftlich zu größter Abhärtung und Vaterlandsliebe, andere Griechen, wie zum Beiſpiele die Athener, erzogen ihre Jugend zu gemeinſchaftlichen leiblichen und geiſtigen Vollkommenheiten, und alle vier Jahre feierten die geſammten griechiſchen Stämme ein Feſt der Zuſammenkunft zu Olympia, wo Wettſpiele in leiblichen und geiſtigen Dingen angeſtellt wurden, und die Sieger Kränze und Ruhm im ganzen Volke erhielten. Karl der Große, ein weiſer König und Herrſcher, hob ſein Volk um eine bedeutende Stufe höher, weil er Lehrer und Bildner des menſchlichen Geſchlechtes anſtellte. Und ſo that man an manchen Orten und Zeiten, bis zu unſern Tagen herab. Weil aber in den Jahrhunderten ſich die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſehr angehäuft hatten, und es nicht möglich iſt, daß jeder alles könne und wiſſe, ſo ſind vielerlei Arten von Schulen nöthig, und auch vielerlei errichtet worden, je nachdem eine Schichte der Menſchen, ein Stand oder ein Gewerbe, dieſe oder jene Wiſſenſchaft, dieſe oder jene Kenntniß nöthig hat.

Wir wollen die hauptſächlichſten Gattungen dieſer Schulen erörtern. Die unterſte, aber bei weitem die wichtigſte, iſt die, in welcher das gelehrt wird, was jeder Menſch, ſei er wer er wolle, arm oder reich, groß oder gering, gelehrt oder ungelehrt, zuerſt und nothwendig braucht. Dieſe Schule muß die zahlreichſte ſein, ſie muß über das ganze Land verbreitet ſein, woher ſie auch den Namen Landſchule hat. Wir werden zunächſt von ihr ſprechen.

II.

Daß man ſeine Gedanken durch ſichtbare Zeichen auf ein Papier oder dergleichen niederlegen kann, daß dieſe Gedanken von Andern verſtanden werden, und daß dieſe Aufbewahrung durch eine große Anzahl von Jahren fortdauern kann, iſt nach der Sprache gewiß eines der erſten und beſten Güter der Menſchheit. Man hat dieſes Gut durch menſchlichen Verſtand erfunden, und der menſchliche Verſtand muß ſorgen, daß es während der Dauer der Erde immer ſein Eigenthum bleibe. Leſen und Schreiben iſt daher unter denjenigen Dingen, die uns von unſern Vorfahren hinterlaſſen worden ſind, eines der erſten und vorzüglichſten, und kaum darf es jetzt einen einzigen Menſchen geben, der es ohne ſehr großen Nachtheil entbehren kann. Ich will nur ein paar Gründe aufführen. Jedes Wort, das aufbewahrt werden muß, wo kann es einfacher aufbewahrt werden, als in der Schrift; Verträge, Urkunden, Ausweiſe, Nachrichten können niedergeſchrieben, beim Verfallen des Papieres wieder abgeſchrieben, und ſo in eine undenkbare Jahrenreihe aufbewahrt werden. Das Gedächtniß der Menſchen, in das man es niederlegen könnte, iſt ſchwankend, und der Menſch ſelber, der das Gedächtniß trägt, iſt hinfällig und ſterblich. Wie arm war die Menſchheit, als ſie noch allein das redende Wort beſaß, und alles, was bewahrt werden ſollte, dem ſehr ungewiſſen Umſtande preisgeben mußte, daß es ſich die Menſchen merkten. Und wenn man eine Nachricht ſenden wollte, mußte man einen Boten haben, dem man die Sache ſagte, und der ſie vielleicht ganz verkehrt wieder ſagte. Heut zu Tage trägt ein einziger Bote mehrere tauſend Nachrichten in Geſtalt von Briefen genau ſo an ihr Ziel, wie ſie der Auftraggeber gegeben hat. Endlich, was der größte Nutzen iſt, alles, was die Menſchen je in Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel, Gewerben, Staatsleben Gutes und Taugliches erfahren haben, kann, zum Heile aller folgenden Zeiten, faſt unvertilglich aufbewahrt werden, und was die Menſchen Thörichtes und Schlechtes thaten, kann man auch zur Warnung für die Zukunft in der Schrift hinterlegen. Durch die Schrift und den Bücherdruck hat eigentlich der menſchliche Geiſt erſt die Welt erobert. Selbſt im kleinſten Haushalte kann die Schrift nicht entbehrt werden. Einige Nachtheile, die allerdings mit den Büchern in die Welt gekommen ſind, ſprechen nicht gegen ſie, ſo wenig man das Meſſer verwerfen wird, weil man ſich damit ſchneiden kann. Es iſt daher ein wichtiges Bedürfniß, daß man in den Landſchulen leſen und ſchreiben lerne. Faſt eben ſo wichtig iſt es, daß man alles, was Zahlen betrifft, richtig auseinanderſetzen und ordnen, das heißt, rechnen kann; Leſen, Schreiben und Rechnen ſind alſo die erſten Lehrgegenſtände der unteren Schule. Sie wurden bisher auch bei uns ohne Ausnahme gelehrt. Aber Leſen, Schreiben und Rechnen ſind doch nur Mittel, ſeine Erfahrungen und Einſichten aufzubewahren und geltend zu machen. Was nützt aber Einem ſein Leſen, ſein Schreiben, ſein Rechnen, wenn er keine Erfahrungen und Einſichten hat, die er aufſchreiben, keine Dinge, die er ausrechnen, und keine Urtheilskraft, die er aus dem Buche weiter bilden kann. Daher muß alles, was jedem Menſchen, und gehöre er dem unterſten Stande an, zum menſchlichen Leben unentbehrlich iſt, in der Landſchule gelehrt werden, und zwar nicht blos gelehrt, ſondern es muß ſo in die Menſchen geprägt werden, daß es dieſelben nie mehr verläßt. Was iſt aber dasjenige, was der Menſch in jedem Stande braucht? Zuerſt iſt es die Nahrung, Kleidung, Wohnung, kurz, die Befriedigung der leiblichen Bedürfniſſe. Die Mittel hierzu erwirbt ſich der Menſch durch ein Geſchäft, deſſen Früchte die Menſchheit braucht, und wofür ſie ihm eine Entgeltung gibt. Die Bedürfniſſe der Menſchen ſind aber unzählig, daher auch die Geſchäfte unzählig ſind. Geſchäfte, Gewerbe, Künſte u. dergl. können alſo in den erſten und unterſten Schulen nicht gelehrt werden, weil ihre Zahl zu groß iſt und nicht alle alles brauchen, ſondern, wenn das Kind aus der Schule tritt, ſo geht es in die Lehre eines Geſchäftes. So war es bisher, und wird es bleiben. Was braucht der Menſch weiter? Es gibt einzelne Erfahrungen, Klugheitsregeln, Übungen, die allen Menſchen von überwiegendem Vortheile ſind, dieſe wird der Landſchullehrer ſeinen Schülern einzuprägen ſuchen. Es geſchah dieſes alles bis jetzt durch Leſebücher und dergleichen, trug wohl einige Früchte, wird aber ganz gewiß in der Zukunft beſſer und eindringlicher behandelt werden. Wir wollen es ſelbſt verſuchen, in einem eigenen zukünftigen Aufſatze über dieſen Punkt zu ſprechen. Ein drittes Bedürfniß des Menſchen iſt es, daß er von der Natur und Einrichtung der Geſellſchaft, in der er lebt, Kenntniß habe, namentlich wenn er in der Einrichtung dieſer Geſellſchaft mitwirken ſoll; das heißt: er muß Staatskenntniſſe haben. In unſerer Zeit, wo ſelbſt die unterſten Stände in die Lage kommen können, auf den Staat einzuwirken, zum Beiſpiel durch Wahlen und dergleichen, und wo, wie klein auch die Einwirkung des Einzelnen ſei, dieſe doch durch die Menge unabſehlich wichtig wird, iſt es eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß jeder jene Kenntniß von Staatsdingen habe, die ihn zum wirkenden oder auch nur zum einſichtsvollen Bürger dieſes Staates mache. Je klarer der Menſch da iſt, je feſter er an richtiger Anſicht haftet, deſto feſter, ſicherer und blühender werden die Einrichtungen des Staates ſein. Wie das zu machen iſt, wie weit man hierin zu gehen hat, iſt ganz das Werk der Zukunft. Mögen viele Einſichtsvolle durch ihren Rath hierzu beitragen, und die nutzbringendſte Art des Unterrichtes aufbauen helfen.

Der Schreiber dieſer Zeilen hat ſeine geringen Kräfte dieſem Gegenſtande zugewendet, und wird ſeine Arbeit in einiger Zeit veröffentlichen.

Endlich iſt es noch ein Bedürfniß des Menſchen und zwar das menſchlichſte, daß er gut, geſittet und rechtſchaffen ſei, daß er nicht ein Opfer ſeiner Begierden, Neigungen und Leidenſchaften werde, daß er dem Thier gegenüber nicht thieriſch, ſondern das ſchöne Bild eines Menſchen ſei. Nichts iſt hienieden größer und der Liebe würdiger, als der Menſch. Es macht auch nichts den Menſchen im Einzelnen und im Staate glücklicher und reiner, als die Tugend; und nichts hat von jeher den Menſchen, den Staat und ganze Völkerſchaften unglücklicher gemacht und in das Elend geſtürzt, als das Laſter, als die Hingabe ſeiner Seele an Begierden und Leidenſchaften, die ihre Befriedigung und ihre Opfer ſuchen, und dadurch Verwirrung, Elend und Verwilderung hervorrufen, wie es unſere Zeit in eindringlichen

Bildern zeigt. Die Eltern können nicht alles, daher muß dieſes ſchöne Werk die Kirche und Schule mit ihnen theilen. Die Kirche kann vieles thun, aber auch der Lehrer der Schule, der ſo viel mit ſeinen Schülern umgeht und den ſie ſo achten. Daß Leſebücher allein nicht hinreichend ſind, leuchtet ein. Der Lehrer muß lebendig, klar und dauernd machen, was im Buche todt und unfruchtbar iſt; der Umgang muß die heiligſte Wirkung thun. Vieles wird in nächſter Zukunft geſchehen, und wir alle müſſen zur Hebung und Veredlung der Lehrer beitragen, daß ſie einen geſicherten Stand haben, daß wir gute, gelaſſene, weiſe, wirkungsvolle Männer auf dieſem Platze haben. Ich habe ſeit vielen Jahren unaufhörlich wiederholt: Einer der wichtigſten Männer im Staate iſt der Landſchullehrer, und die höchſte Schule des Staates iſt die Landſchule. Wie dieſer ſittliche Theil der Schule ins Werk zu ſetzen ſei, iſt eine ſehr ſchwierige Frage, ſie muß aber doch gelöſt werden, weil ſie die erſte und dringlichſte aller Stände der Menſchen iſt. Mögen die Zeiten es bald gönnen, an dieſes Werk die Hand anlegen zu können. Es iſt dringlich, und alle Jahre gehen mehrere Millionen junger Menſchen der Barbarei entgegen, die der Sitte, der Ordnung, dem Staate und der Zukunft hätten gewonnen werden können.

III.

Weil die meiſten Menſchen nach dem Austritte aus der unterſten Schule keinen weiteren Unterricht mehr bekommen, ſo leuchtet der Nutzen und die Wichtigkeit guter Landſchulen von ſelbſt ein. Es iſt eben der Menſch, der nichts kann und vermag, und alles lernen muß. Wenn er nun nach der Landſchule nicht mehr weiter lernt, ſo ſoll dieſelbe alles liefern, was er bedarf. Wer in Gegenden lebt, wo gute Schulen ſind, wo die Menſchen ein geſundes Urtheil, eine Fertigkeit im Nachdenken, und ein ehrenwerthes Betragen bekommen, der kann ſich nicht vorſtellen, zu welcher Thierheit die Menſchen herabſinken, wo ſie keinen Unterricht, oder einen ſchlechten erhalten. Was ein nur ein wenig erhellter Kopf kaum glauben ſollte, iſt in ihrem ungebildeten Gehirne, und Leidenſchaften und kurzſichtige Rohheit iſt in ihrem Herzen. Der Anblick iſt ein wahrhaft betrübender und niederſchlagender. Es kann daher kaum ein dringenderes, allgemeineres und heiligeres Bedürfniß geben, als gute Landſchulen.

In einer guten Landſchule aber, wie wir es öfter ſagten, muß der Menſch nicht blos einige Fertigkeiten im Leſen, Schreiben, Rechnen und dergleichen erhalten, ſondern er muß ein klares, menſchliches Denken und Urtheilen, einige Kenntniſſe in den wichtigſten Dingen der Welt, und einen ehrenwerthen, rechtſchaffenen Charakter mit ſich fortnehmen. Das ſind Dinge, die die Welt braucht, die den Menſchen zieren, die ihm unentbehrlich ſind, die ihn eigentlich zum Menſchen machen, und ohne die der Staat ſelber in Verwirrung, in Gewaltthätigkeit und in Auflöſung geräth. Wie viel alſo ſoll in wenigen Jahren aus jungen Menſchen, deren Kräfte wenig vermögen, gemacht werden? Und doch muß es ſo ſein; Gott hat den Menſchen ſo geſchaffen, und er muß ſo entwickelt werden. Daher iſt kein Stand ſchwieriger, keiner wichtiger, als der des Lehrers. Nur weiſe, einfache, würdige, von jeder Leidenſchaft und Unregelmäßigkeit entfernte Männer ſollten dieſe Stelle bekleiden, und der Staat und die ganze menſchliche Geſellſchaft ſollten mit Eifer dafür ſorgen, daß ſolche Männer erſtehen, daß ſie ſich mit Liebe zu dem Fache wenden, und mit Ehren und Auskommen dabei beſtehen können. Wenn wir bis jetzt ſolche Männer nicht haben, ſo liegt die Schuld nicht an ihnen, ſondern an uns. Wie kann ein Volk, das ſich ſelber ehrt, und Kenntniß und Sittlichkeit als ein Gut anſieht, die Lehrer und Erzieher ſeiner Kinder in einer Lage laſſen, wo ſie mit Hunger kämpfen und dem Menſchenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen? Man muß einen ſchlechten Begriff von dem Volke ſelber bekommen, das nicht aus eigenem Antriebe aufſteht und dem Übel abhilft, man muß es für unwiſſend, für roh und für wenig ſittlich erkennen. Es iſt alſo die Nothwendigkeit guter Landſchulen ein augenſcheinliche.

Wir wollen von dem Gegenſtande der Schullehrerbildung ein anderes Mal reden. Hier wollen wir nur, um den Nutzen der Landſchule noch begreiflicher zu machen, eine kleine Geſchichte erzählen. Als ich einmal ſagte, das Sammeln der Schulgelder ſolle aufhören, und der Staat ſollte ſelber die Lehrer beſolden, antwortete mir ein Mann: „Da müßte ja auch ich beitragen, und ich habe von der Schule nichts, denn ich habe keine Kinder.“ Darauf ſagte ich: „Wohl, du haſt keine Kinder, aber vier Dienſtboten, zwei Knechte und zwei Mägde. Wenn nun dieſe Dienſtboten ehrlich, getreu, einſichtig ſind, auf den Vortheil des Herrn ſehen, ihn nicht betrügen, die Arbeit geſchickt machen, dadurch Zeit gewinnen, die Habe vermehren, und Eintracht und Heiterkeit in das Haus bringen, — wer hat den Vortheil? Wenn alle Gattungen Arbeiter und Handwerker ehrenhaft, redlich und billig ſind, wenn ſie durch Urtheil und Einſicht ihr Geſchäft verbeſſern, die Waare tauglicher, anſtändiger, reinlicher liefern, — wer hat den Vortheil? Wenn der Bauer einen geſunden Sinn, rechtes Urtheil und gute Kenntniſſe hat, und dadurch den Ertrag unſerer Fluren um das Mannigfachſte ſteigert, — wer hat den Vortheil? Wenn die Wildheit, die Rohheit, die Leidenſchaft, durch gute Schulen gemäßigt, geſänftigt, verſittlicht und vermenſchlicht wird, wenn die Verbrechen abnehmen, und man nicht mehr ſo viele Geſetze, ſo viele Richter, ſo viele Armeen mehr braucht, — wer hat den Vortheil? Wenn es überhaupt in einem Lande mit geſitteten, freundlichen, klaren, einſichtsvollen Leuten gut und heiter zu wohnen iſt, — wer hat den Vortheil? Und das alles lernt man in guten Schulen. Nicht der Arme, der oft mit vielen Kindern geſegnet iſt, hat den Nutzen, wenn ſie in der Schule gut erzogen werden; ſondern der Reiche, zu dem ſie in Dienſt gehen, nachdem ſie groß geworden ſind, und Vater und Mutter verlaſſen haben. Wir alle, die ganze Menſchheit, hat den unermeßlichſten Nutzen von guten Schulen, und wir alle ſind ſchuldig, mit Gut und Kraft beizutragen, daß ſolche Schulen ſind und werden.“ So ſagte ich, und der Mann erwiederte: „Ja, wenn es ſo iſt!“ Ich aber fuhr fort: „Darum ſchmerzt es mich, wenn ich erfahre, daß es Leute gibt, die in den jetzigen verworrenen Zeiten ſich weigern, das Schulgeld zu zahlen. Es iſt, als ob ſie ſich abſichtlich eine Wunde beibringen wollten. Das Schulgeld iſt noch nicht aufgehoben, der Schulmeiſter hat noch keine andern Einkünfte, und die Entziehung des Schulgeldes muß die Schule verwildern und verwahrloſen, und die Kinder — alſo die künftige Menſchheit — der Unwiſſenheit und der Unſitte überliefern. Aber es iſt die kurzſichtige Habſucht, die die Menſchen ſo handeln läßt, weil ſie nicht wiſſen, daß ihnen der Kreuzer, den ſie jetzt zurückhalten, in kurzer Zeit durch Verwilderung der Menſchen den Gulden raubt, der ihnen durch Treue und Sittlichkeit derſelben in das Haus gekommen wäre. Es iſt Thorheit und Schlechtigkeit, der Schule das zu entziehen, was ihr noch ſo lange gebührt, bis eine neue Art ihrer Erhaltung eingeführt ſein wird. Ja, wir alle ſollten, ſtatt das ſo bitter und kümmerlich verdiente Geld des Schulmeiſters zu verweigern, lieber zuſammentreten, und weil der Staat, wegen der wichtigen und gefahrvollen Dinge, die jetzt geſchehen, ſein Augenmerk noch nicht der Schule hat zuwenden können, aus eigenem Antriebe und aus eigenen Mitteln eine Anſtalt gründen, daß unſere Lehrer anſtändiger leben können, daß wir mehr zu fordern berechtigt ſind, und daß unſere Schulen zu einer größeren Vollkommenheit gehoben werden. Es iſt eine Schande, daß wir es nicht ſchon gethan haben.“ So ſagte ich, und ging fort, denn ich war ärgerlich, und fing an, den wohlhabenden Mann zu verachten, der zur Schule nichts beitragen wollte, weil er keine Kinder hatte.

Die Bürgerſchule

Ehe ich darauf eingehe, zu ſagen, was wir eigentlich thun ſollen, um die Landſchule zu heben, und ehe ich erzähle, was mehrere Männer in Oberöſterreich in dieſer Beziehung zu gründen vorhaben, gehe ich auf die Bürgerſchule über, und werde über die Errichtung von Landſchulen aus eigenen Mitteln des Landes am Ende meiner Schulabhandlungen reden. Die Bürgerſchule, die man aber beſſer Gewerbſchule nennen könnte, iſt der nächſt höhere Grad der Landſchule. Wenn man in der Landſchule jene Fertigkeiten lernt, die alle Menſchen, auch in den unterſten Ständen, brauchen, und wenn man ſich in ihr mit den Klugheitsregeln und dem ſittlichen Verhalten vertraut macht, die die Hauptgrundlage des ganzen Lebens jedes Menſchen bilden: ſo muß die Bürgerſchule noch jene Fertigkeiten und Kenntniſſe hinzufügen, die dem Gewerbtreibenden nothwendig ſind. Was in der Landſchule gelehrt wird, müſſen alle Menſchen wiſſen, was die Bürgerſchule lehrt, iſt vorzüglich für Gewerbsleute berechnet, kann aber auch jedem Andern, der ſich darin unterrichten will, von Nutzen ſein. Was braucht denn aber nun die Bürgerſchule noch Eigenthümliches über die Landſchule hinaus? Wir antworten hierauf: „Erſtens alles dasjenige, was in jedem Gewerbe und Geſchäfte vorkommt und demſelben unentbehrlich iſt; ferners alle

Kenntniſſe, die dieſem oder jenem Gewerbe vorzüglich eigen ſind, und von denen ſich jeder diejenigen herausſuchen kann, die er zu ſeinem Gewerbe braucht; und zweitens: jene höheren Klugheitsregeln und jene ſittliche und menſchliche Bildung, die der Geſchäftsmann insbeſondere braucht, und die ihm bei der Ausübung ſeines Handwerkes, bei dem Umgange mit ſeinen Geſchäftsfreunden, bei ſeinen Reiſen und bei ſeinem größeren Staatswirkungskreiſe nothwendig ſind. Zu den erſten Kenntniſſen gehören: ein fertigeres Leſen, Schreiben, Rechnen, als es der Landmann braucht, alle Gattungen ſchriftlicher Aufſätze, Führung von Büchern, Kenntniß der Lage der Geſchäfte, daß er weiß, welches er ſich wählen ſoll und welches die Zeit erfordert, dann jene Kenntniſſe, die in verſchiedene Geſchäftszweige einſchlagen, wodurch er ſeine Verfahrungsweiſe verbeſſern kann. Zu den zweiten gehört die Geſchäftslehre, daß er keine Pflicht der Rechtlichkeit und des gegebenen Wortes verletzt, und jene höhere Geſchäftsklugheit, die ihn lehrt, daß das redlichſte und ehrlichſte Geſchäft auch dasjenige ſei, das am nachhaltigſten und dauerndſten zu Wohlſtand führt. Manche werden mir hier einwenden: das lernt man ja alles bei ſeinem Lehrherrn als Lehrling. Wer je in der Lage war, verſchiedene Geſchäftsleute zu brauchen, und wer die Mühe nicht geſcheut hat, ſich über das Beſte zu unterrichten, was in den verſchiedenen Geſchäften vorhanden iſt, der wird wiſſen, wie falſch der obige Einwurf iſt. Was lernt man bei dem Lehrherrn? Höchſtens das, was er ſelber weiß, oft nicht einmal das, — und weiß er alles, was in ſeinem Geſchäfte vorkommt, auf das beſte? oder iſt es vorzüglicher, wenn von den ausgezeichnetſten Männern der Fächer das Auserleſenſte, was in ihnen vorkommt, in Werke zuſammengetragen und aus ihnen gelehrt, aber jedesmal auch praktiſch gezeigt wird. Gewiß das letztere, darum auch die Länder, wo ſolche Schulen zahlreich vorhanden ſind, wie England und Belgien, Geſchäfte und Geſchäftsmänner aufweiſen, die alle andern in der Welt übertreffen, und den Gang des Handels und der Reichthümer zu ſich hinziehen. Ich will nur einige Übelſtände bei uns berühren. In einer Gegend unſeres Landes trägt ein Handwerk wegen geänderter Umſtände das nicht mehr, was es früher trug, wo es ſchwunghaft war; aber die Bewohner lernen aus alter Gewohnheit immer wieder das alte Handwerk, das einſt ſo heimiſch war, und bei dem ſie jetzt verhungern. In einer großen Stadt, wo derzeit eine Gewerbſchule beſteht, wurde nach der Zeichnung eines Lehrers, der kein Zimmermann iſt, auf ein unregelmäßiges Gebäude ein Dachſtuhl gebaut, den mehrere Zimmerleute als unmöglich erklärten, und der nun doch möglich, und ſo einfach war, daß er ſogar die Unregelmäßigkeit des Gebäudes für den erſten Blick verſchwinden machte. Jetzt ſahen die Zimmerleute ihr Unrecht ein. Wenn dem Tiſchler der Unterricht über alle Hölzer, über Harze und Politur, über Schönheit der Geſtalten, über Werkzeuge und den Vortheil ſie zu gebrauchen, und endlich über Zeichnen und deſſen Vortheil zur Erfindung und Erzeugung ſchöner Geſtalten beigebracht wird, dann wird jeder Begabte ſein Geſchäft auf eine höhere Stufe bringen, der ſonſt wegen Mangel an Unterricht hilflos blieb, oder ſich das mangelhafte Hergebrachte aneignen mußte. Wenn der Zimmermaler Verzierungen zeichnen lernt, wenn der Zimmermann alle Fügungen aller Geſtalten von Thürmen, Häuſern, Paläſten, Kirchen entwerfen lernt, wenn der Erzeuger von Modewaaren alles Schöne aller Länder ſieht und beurtheilt, wenn endlich in einem Lande alle

Inſtrumente und Hilfsquellen bekannt werden, wodurch ſich andere Länder aufgeſchwungen haben, wenn endlich der Verſtand ſo geſchärft wird, daß wir ſelber Erfindungen und Verbeſſerungen machen: iſt das nicht ein unermeßlicher Nutzen? und gewinnt nicht das Land ſelber dabei? Ein kenntnißreicher Mann ſagte mir neulich, daß der Gewerbsfleiß in Oberöſterreich ungefähr fünfzig Millionen jährlich erzeuge. Wenn wir nun annehmen, daß durch beſſere Verfahrungsweiſen die Produkte nur um ein Percent mehr eintragen, ſo gibt das 500,000 Gulden. Die beſte Gewerbſchule für das Land koſtet kaum 50,000 Gulden, alſo bleiben jährlich dem Lande 450,000 Gulden als Gewinn.

Aber nicht blos Gewerbtreibende, ſondern auch andere, ſogar Landleute, werden dieſe Schulen beſuchen, und geſchicktere, tauglichere und beſſere Menſchen werden. Es beſtehen wohl ſchon in den größten Städten ſogenannte techniſche Schulen; allein die erfüllen den obigen Zweck nicht, weil ſie zum Theile zu hoch wiſſenſchaftlich ſind, dann, weil zu viele Schüler auf einem Platze angehäuft werden, und endlich, weil die meiſten Gewerbsleute ſie nicht benützen können, weil ſie eine weite Reiſe und einen koſtſpieligen Aufenthalt in der Hauptſtadt beſtreiten müßten. Solche Schulen müſſen in dem Reiche zerſtreut, leicht zugänglich, und daher in den kleineren Kronländern wenigſtens eine, in den größeren mehrere ſein. Was ſolche Schulen erſt noch in ſittlicher Beziehung zu leiſten fähig ſind, laſſe ich hier unberührt, weil es ſich von ſelbſt verſteht.

Die Wiſſenſchaftsſchule.

Nach der Gewerbsſchule kommt die Wiſſenſchaftsſchule. Sie iſt zugleich die höchſte und letzte. Die verſchiedenen Kenntniſſe, welche die Menſchen in vielen Jahrhunderten und Jahrtauſenden angeſammelt haben, wären zu einer ſolchen Menge angewachſen, und wären ſo verwirrt geweſen, daß ſie keinen Nutzen gebracht hätten, wenn man ſie nicht in eine Eintheilung, Ordnung und Überſicht gebracht hätte. Man verfuhr hierin ſo: Alles, was man von ein und demſelben Gegenſtande wußte, wurde zuſammengeſtellt, und alles, was von andern Gegenſtänden galt, wurde hier weggelaſſen. Das Zuſammengeſtellte wurde aber wieder nicht etwa nach dem Zufalle unter einander geworfen, ſondern in eine ſolche Ordnung und Eintheilung gebracht, daß man in jedem Augenblicke das Nöthige finden und herausholen konnte. Alle Kenntniſſe mußten ſo mit einander verbunden ſein, und ſo in einander greifen, wie die Räder einer Uhr. Eine Menge ſo geordneter Kenntniſſe über ein und denſelben Gegenſtand heißt man eine Wiſſenſchaft. Es ſind alſo ſo viele Wiſſenſchaften möglich, als es Gegenſtände gibt; allein da nicht jeder Gegenſtand wichtig genug iſt, ſo ſind hauptſächlich nur über die wichtigſten Gegenſtände Wiſſenſchaften entſtanden. So heißt die Kenntniß der erſchaffenen ſichtbaren Dinge die Naturlehre, die

Kenntniß von der Seele, die Seelenlehre, die Kenntniß, wie die menſchlichen Handlungen beſchaffen ſein ſollen, die Sittenlehre, die Kenntniß der Rechte, die Rechtslehre, des Staates, die Staatslehre, und ſo weiter. Es haben die Wiſſenſchaften bereits eine ſolche Ausdehnung bekommen, daß es keine Möglichkeit iſt, daß ein Menſch alle erlernen kann, ja, eine einzige Wiſſenſchaft iſt oft ſo umfaſſend, daß ſie das Leben eines einzigen Menſchen überſteigt, wie z. B. die Naturwiſſenſchaft; daher haben ſich die Menſchen in die Wiſſenſchaften getheilt, daß einer die, der andere eine andere betreibt. Da die Menſchen auf der Erde leben und alle irdiſchen Gegenſtände ihnen zum Gebrauche angewieſen ſind, da zwiſchen den Menſchen ſelber ſehr viele Verhältniſſe entſtehen, die ſie kennen und behandeln müſſen, ſo leuchtet von ſelber ein, daß die Kenntniß der Dinge und Verhältniſſe, alſo die Wiſſenſchaften, von größtem Nutzen ſind, ja, daß ſie den Menſchen für rein menſchliches Leben unentbehrlich ſind. Darum ſind ſie auch entſtanden. Aber ſo wie es nothwendig iſt, daß jeder Menſch eine gewiſſe Summe von Kenntniſſen hat, die die allgemeine Bildung ausmachen, ſo iſt es nicht nothwendig, daß Jeder alle Wiſſenſchaften inne habe, die die *wiſſenſchaftliche* Bildung ausmachen, ſondern es iſt nur nothwendig, daß der Menſch, wenn er von Wiſſenſchaft etwas braucht, zu dem gehen kann, der es hat, z. B. der Kranke zum Arzte, der Rechtsbegierige zu dem Rechtskundigen, der Staatsbedürftige zu dem Staatsmanne. Es iſt daher klar, daß Schulen ſein müſſen, in welchen die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Stände ihre Wiſſenſchaften erlernen können, um mit ihnen der ganzen Menſchheit zu dienen. Derlei Schulen hat es von jeher gegeben. Entweder haben einzelne Männer in einzelnen Zweigen gelehrt, wie in alten Zeiten, oder es hat der Staat die

Leitung dieſer Dinge in die Hände genommen, wie in den neuen. So ſind die ſogenannten Univerſitäten entſtanden, auf denen von Staatswegen alle Wiſſenſchaften behandelt werden. Es iſt auch Pflicht des Staates, dieſe Anſtalten zu hegen, und die Pflicht des Staatsbürgers, zu ihrer Erhaltung beizutragen. Aber auf eine Frage müſſen wir hier aufmerkſam machen, in welchem Verhältniſſe muß die allgemeine Bildung zur wiſſenſchaftlichen ſtehen, oder wie viel muß der einzelne Mann ſelber wiſſen, und wie viel muß er bei den Gelehrten erfragen? Darauf antworten wir: Das iſt in verſchiedenen Zeiten verſchieden. Je mehr ein Menſch zu handeln und zu wirken hat, deſto mehr muß er ſelber wiſſen, überhaupt: je mehr jeder einzelne Menſch wiſſen kann, ohne ſeinem andern Berufe einen Abbruch zu thun, deſto beſſer iſt es. Selber klar ſehen wiegt alle Rathſchläge auf, und eigene Geſchicklichkeit behebt die Zweifel und Verwirrungen. Hier kann ich nicht unterlaſſen, auf ein Übel, von dem ich ſchon öfter redete, wieder aufmerkſam zu machen. Die wiſſenſchaftliche Schule hat die allgemein menſchliche in Europa ſo überholt und überflügelt, daß die Bildung nur in einer Klaſſe von Menſchen einen hohen Schwung genommen hat, während die übrigen verhältnißmäßig zu weit zurückgeblieben ſind. Dadurch ſind zwei Klaſſen entſtanden: die Wiſſenden und Nichtwiſſenden, zwei Klaſſen, die einander immer entgegengeſetzt ſind, die ſich nicht verſtehen, die andere Neigungen, andere Lebensweiſen und andere Bedürfniſſe haben, die ſich mißtrauen, das gegenſeitige Leben von einander verachten, und ſobald die Oberfläche des guten Vernehmens getrübt iſt, in Kampf gerathen, weil der Nichtwiſſende meint, er könne das Leben der Wiſſenden auch begehren und führen, da er den Mangel ſeiner Kraft und Kenntniß nicht kennt, und weil der Wiſſende den Nichtwiſſenden unterſchätzt und meint, er begehre zu viel. Je mehr eine gleiche Bildung nach den natürlichſten Abſtufungen die ganze Bevölkerung durchdringt, deſto feſter wird Liebe, Eintracht, Vertrauen, Einſicht und auch Macht und Dauer des Staates beſtehen. Man muß die Wiſſenſchaften hegen und pflegen, weil ſie Kleinode der Menſchen ſind, und ſie auf den menſchlichen Standpunkt heben, aber man muß auch die Kenntniſſe und die Bildung der ungelehrten Stände nach größter Möglichkeit fördern, weil ſie ebenfalls Kleinode ſind, die den, der das Höchſte nicht haben kann, ſchmücken und ihm nützen. Für unſere gegenwärtige Zeit, mein' ich, bleibt die Landſchule und die Bürgerſchule das Wichtigſte, und ich möchte zu unſeren Zeitgenoſſen und Machthabern ſagen: Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wiſſenſchaft nach ihrem höchſten Fluge zu leiten, ſondern ſucht ſie zu erhalten, daß ſie nicht ſinke, und wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfniſſe des unteren Volkes zu, daß dieſe Bildung ſich hebe, den Forderungen der Zeit entſpreche, und in ein Verhältniß mit der Wiſſenſchaft komme, dann iſt es Zeit, beide in ihrem natürlichen Verhältniſſe den weiteren und höheren Gang gehen zu laſſen.

Die Kunſtſchule.

Obwohl ich ſagte, daß die oberſte und letzte aller Schulen die Wiſſenſchaftsſchule ſei, ſo muß ich doch noch von einem Zweige der Wiſſenſchaftsſchule insbeſondere reden, weil ſie nicht alle ihre Theile von der Wiſſenſchaft allein hernimmt, ſondern viele aus ſich ſelbſt ſchöpfen muß. Kunſt heißt man in höherem Sinne nicht etwa das, was recht große Fertigkeit und Übung erfordert, wie z. B. auf dem Seile tanzen u. dergl., ſondern ſie heißt die Fähigkeit, etwas hervorzubringen, was durch außerordentliche Schönheit das Herz des Menſchen ergreift, es emporhebt, veredelt, mildert, zu allem Guten, ja zur Andacht und Gottesverehrung ſtimmt. So hat man im höheren Sprachgebrauche zu allen Zeiten das Wort Kunſt genommen, und nimmt es noch heutzutage ſo. Die Kunſt muß alſo etwas hervorbringen, was man durch ſeinen Sinn wahrnimmt, und was durch Schönheit gefällt, und uns mit beſeligenden Gefühlen erfüllt. Man hat ſeit langer Zeit hierzu verſchiedene Mittel angewendet, und daraus entſprangen die vorzüglichſten Gattungen der Kunſt. Sie ſind im Weſentlichen: die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunſt, die Schauſpielkunſt, die Dichtkunſt und die Muſik. Außerdem gibt es noch allerlei Zweige, von denen wir hier nicht reden. Auf unſerem flachen Lande wird von Kunſt wohl wenig anzutreffen ſein. Außer dem Prunke, der bei kirchlichen Handlungen entfaltet wird, außer der Muſik, die bei dem Gottesdienſte ertönt, und außer den Bildern und Statuen, die in der Kirche ſind, wird der gemeine Mann wohl wenig von Kunſt wahrgenommen haben. Die Muſik in der Schenke und bei Hochzeiten rechne ich nicht zur Kunſt. Und doch iſt auch der gemeine Mann für ſie empfänglich, ja ſie ergreift ihn oft mit größerer Wirkung und Gewalt, als den Städter, der manches geſehen, und für vieles ſchon die Empfänglichkeit verloren hat. Ich erinnere mich noch mit Freuden daran, wie uns Kindern die Großmutter mit einem geſammelten Gemüth und mit gottesdienſtlichen Mienen erzählte, wie ſchön der heilige Aloiſius in dem Kirchlein zum guten Waſſer gemalt ſei, wie ſchön der heilige Johannes, und wie anmuthig die Engelein ſind, die auf den Stufen ſitzen, und mit einem Pilgerſtabe ſpielen. Und nicht blos die Großmutter, ſondern viele Leute, Männer und Frauen, hörte ich ſo reden. Und in der That ſind die Bilder in der Kirche zum guten Waſſer bei Oberplan um vieles beſſer, als gewöhnliche Bilder in abgelegenen Landkirchen zu ſein pflegen. Das Volk hat alſo den Sinn und Trieb für dieſe Schönheit in ſich gehabt. In München ſah ich vor drei Jahren mehrere Landleute aus Schwaben mit langen Röcken, blauen Strümpfen und ſtaubigen Schnallenſchuhen vor einem Marmorbilde in dem Kunſtſaale ſtehen. Das Marmorbild war eines aus dem alten Griechenland, das über zweitauſend Jahre alt und wunderbar ſchön war. Die ſchwäbiſchen Landleute aber ſtanden lange in Bewunderung und Aufmerkſamkeit verſunken vor dem Bilde. Ich ſtand dabei und war gerührt über das empfängliche Gemüth dieſer Leute. Und wer erinnert ſich nicht, wenn er einmal vom Geſange, von einer wehmüthigen Muſik ergriffen war, daß ſein Herz weich, gut und veredelt wurde? Wen wird nicht ſchon, wenn er darauf merkte, der heilige Lobgeſang, der im Sanctus jeden Hochamtes vorkommt, durch ſeine Feierlichkeit entzückt und erbaut haben? Endlich ſtimmen nicht überall die erhabenen Töne der Orgel zur Gottesverehrung, zur Erhebung und Andacht? Wer hat nicht etwa auch ſchon ein Buch geleſen, in welchem der Dichter in einfachen Worten eine Geſchichte erzählt, die ihm ſeine Einbildungskraft und ſein Herz eingegeben haben, und die den Leſer bis zu Thränen rührte, die ihn beſſer machte, und die, wenn der Eindruck öfter und dauernder geweſen wäre, den wohlthätigſten Einfluß auf ſein Leben gehabt hätte? Leider haben die Schriftſteller nicht ſehr oft zum Volke geſprochen, ſie ſchreiben eine Modeſprache, die man nicht verſteht, die nur von einem Schriftſteller zum andern klingt, und die nicht in das Volk dringt, und doch iſt die Größe des Volkes das, zu dem man ſein Wort, ſein Bild, ſeine Belehrung kommen laſſen ſoll, wie es im alten Griechenlande war. Sehr viel Verdienſt hat hierin ein verehrter Mann, Chriſtoph Schmid, der Geſchichten für die Kinder und das Volk geſchrieben hat, ſehr ſchöne Geſchichten, zu denen ſich, obwohl ein Urtheiler einmal ſagte, ſie ſeien nicht nach der Natur der Kinder, doch gerade die Kinder mit Inbrunſt drängen, und die nicht nur ſie, ſondern auch Erwachſene mit heißen Thränen und mit heiligen Gefühlen leſen. Wenn alſo die Kunſt ſo ſchöne Gedanken, ſo reine Empfindungen, und daher ein beſſeres und gelaſſenes Leben erweckt, ſo iſt ſie ja eine wahre Wohlthäterin der Menſchheit? Das iſt ſie auch, ſie iſt nach der Religion das Höchſte, was der Menſch auf Erden hat. Schon ein alter Römer ſagte einmal, „ſie ſänftige die Sitten, und laſſe ſie nicht wild ſein“, und in der That, ein einziger Dichter oder Künſtler, der mit göttlicher

Kraft und Weihe auf ſeine Zeit zu wirken verſtand, hob die Menſchheit durch ſeine Gebilde oft plötzlich um mehrere Stufen höher, wie es Unterricht, Ermahnung und Geſetze nicht gekonnt hätten — wie ja auch die ſchlechten Künſtler und Dichter ihre Zeit wieder herabbringen und verderben können, wovon gerade unſere Tage Zeugniß geben; denn die Kunſt, wie die Religion, kann mißbraucht werden, und dann wirkt ſie in der Hand des laſterhaften Menſchen durch den Reiz, der ihr doch noch inne wohnt, viel verderblicher als alles andere, macht den Menſchen ſinnlich leichtfertig, oberflächlich, und ſtürzt ihn, wenn er handeln ſoll, in das Ungereimte und Grauſame. Unſern traurigen Zeiten iſt eine ſolche verdorbene Kunſt vorangegangen. Aus dem Geſagten geht alſo hervor, wie nöthig und heilſam eine treffliche Kunſtſchule iſt. Wir können hier nicht in ihre Einrichtung eingehen, da das nicht unſere Sache iſt, aber da ſein muß ſie, und die Weiſeſten des Landes müſſen ihre Einrichtung treffen. Dann ſoll ſie nicht mehr Eigenthum Einzelner, ſondern des Landes ſein; es ſollen Anſtalten getroffen werden, daß ihre holde Erſcheinung, nach Maßgabe der Möglichkeit, Jedem zugänglich ſei, und mit ihrer Wohlthätigkeit auf ihn wirke, — dann ſollen aber auch Künſtler, die wahrhafte Gutthäter der Menſchheit geworden ſind, im Alter von dem Staate geehrt, geachtet, gefeiert werden, und man ſoll es einrichten, daß ſie, in deren Haupte das Schöne und Gute wohnte, und die daher nicht Erdengüter zu ſammeln vermochten, in den letzten Tagen ihres Lebens nicht um das Stücklein Brod beſorgt ſein müſſen.

Schlußwort.

Ich glaube nachgewieſen zu haben, daß es keine andere Krankheit der Zeit gibt, als Unwiſſenheit und Unredlichkeit, und daß alles Übel, das in jüngſter Vergangenheit die Welt heimgeſucht hat, nur allein von dieſen zwei Dingen gekommen iſt. Ja, ich behaupte, es gebe überhaupt kein anderes Übel, als Verſtandesloſigkeit und Schlechtigkeit; alles andere, was wir Übel heißen, iſt nur ein Ungemach, das wir durch Verſtand und Redlichkeit leicht tragen, und meiſtens ſchon vorausſehen und abwenden können. Kein Weltgeiſt, kein Dämon regiert die Welt: was je Gutes oder Böſes über die Menſchen gekommen iſt, haben die Menſchen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben, und hat ihr Schickſal in ihre Hand gelegt. Dies iſt unſer Rang, dies iſt unſere Größe. Daher müſſen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; es gibt keinen andern Weg zum Glücke der Menſchheit, weil Vernunft und freier Wille dem Menſchen allein als ſeine höchſten Eigenſchaften gegeben ſind, und weil ſie immerfort bis zu einer Grenze, die wir jetzt noch gar nicht zu ahnen vermögen, ausgebildet werden können. Wer andere Wege zum Glücke vorſchlägt, wer die Bildung und Entwicklung unſeres Geiſtes für verwerflich hält, der läſtert Gott in ſeinem Werke.

Freilich kann die Afterbildung, die einſeitige Entwicklung, viel Übel bringen, aber die volle, allgemeine Heranbildung aller Kräfte iſt eben das Heil des Menſchen, und dazu haben wir ja die Kräfte. Wenn die Menſchheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigſten Religioſität, der ſchönſten Empfänglichkeit für die Kunſt, der größten Redlichkeit in Handel und Wandel, und der klarſten Einſicht in alle Dinge ſtände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück Aller wäre gegründet, und das Traurigſte der Dinge, die Schande für vernünftige Weſen, der Krieg, wäre verſchwunden. Ob es je dahin kommen wird, ob noch Millionen Jahre verfließen, bis es dahin kommt, — wer kann das wiſſen! aber ſtreben müſſen wir darnach, als Ziel muß es immerfort und leuchtend vor unſern Augen ſchweben, ſich dem nähern, iſt Ehre, ſich davon entfernen, Schande. — Nun die Frage, wer muß uns leiten und unterſtützen, daß wir uns dieſem Ziele immer mehr nähern? Die Antwort iſt leicht: Derjenige, der überhaupt dem Menſchen alles Gute und Gedeihliche hervorbringen kann, nämlich wir ſelber. Gott gab uns die mächtigſte der Waffen, das weitreichendſte aller Werkzeuge, die Vernunft, und ſagte: „Beſitze nun damit die ganze Welt.“ Wir ſind daher die Gründer unſeres Glückes, oder die Gründer unſeres Elendes. Wer immer auf Andere hofft oder auf glückliche Zufälle, der ſündigt gegen Gott, weil er ſeine größte Gabe nicht gebraucht oder mißachtet. Daher iſt die Rede, die man jetzt ſo oft hören muß, ſo falſch: Man hat uns dumm gelaſſen, darum machen wir jetzt ſolche Verwirrung. Wer hat Euch dumm gelaſſen? antworte ich darauf. Doch offenbar Ihr ſelber. Daß Ihr Euch immer mehr ausbilden konntet, daran hat Euch Niemand gehindert. Wenn wir den höchſten Standpunkt der Menſchheit vor

Augen haben, dann iſt freilich unſere Schule in vielem mangelhaft geweſen, aber es ſind es auch alle Schulen der Welt. Wenn auch die Schule den höchſten Forderungen nicht genügte, ſo konnte ſich doch Jeder, der den ernſten Willen hatte, bilden, ſo weit er wollte. Es ſtand ihm kein Hinderniß im Wege. Der erſte Vorwurf trifft daher immer uns ſelber, der zweite erſt den geweſenen Staat, der allerdings, beſonders in höheren Schulen, beſſere Einrichtungen treffen, und dem Volke manche Anläſſe zur Sinnlichkeit und zum Genuſſe hätte wegräumen ſollen. Aber, hätte er letzteres gethan, ſo hätten wir ihn wieder für tyranniſch gehalten. Wir wollen nicht mehr rechten, und auch nicht nach rückwärts ſchelten; das Eine iſt gewiß, der Staat iſt nicht der allmächtige Helfer, er iſt ſelber ein Produkt der Zeit, und die Urſachen unſerer Umbildung liegen in mannigfachen Umſtänden zerſtreut. Schauen wir nur in die Zukunft, und machen es in ihr beſſer. Ich habe geſagt: Es iſt die erſte und heiligſte Pflicht des Staates, die Erziehung ſeiner Bürger, die ſogenannte Menſchwerdung der Menſchen in die Hand zu nehmen; er hat die umfaſſendſten Mittel, ihm ſtehen die beſten der Bürger zu Gebote. Er wird auch das Seinige thun. Aber wenn er noch mit vielen andern, wenn auch untergeordneten, aber ſehr dringlichen Dingen beſchäftiget iſt: müſſen wir es wieder machen wie früher, die Hände in den Schoß legen und ſagen: „Sie thun ja nichts!“ Wenn ein Kronland um ſeines leiblichen und geiſtigen Gutes willen eine Summe zuſammenſchöſſe, und zu dem Staate ſagte: „Wir haben hier das Geld, um unſere Lehrer beſſer zu beſolden, um unſere Lehrer beſſer zu erziehen, um unſer Schulweſen in eine neue, der Zeit und der Menſchheit entſprechendere Geſtalt zu bringen, hilf uns hierbei, gib uns Männer des Vertrauens und der Einſicht, die aus unſerm Lande ſind, die die Vorſchläge berathen, ſie einſenden, und dann die Einrichtungen leiten, von dem Gelde des Landes öffentliche Rechnung legten, und die angefangenen Dinge nach der Einſicht der Beſten und Verſtändigſten immer mehr veredelten" — wenn ein Land das ſagte, würde der Staat taub ſein? Gewiß mit Freude würde er den Vorſchlag annehmen, und darin mit Befriedigung den erwachten Gemeinſinn und das eigentlich edle konſtitutionelle Weſen erkennen, das ja eben darin liegt, daß Alle dem Ganzen dienen, nicht ſich ſelbſt auf Unkoſten des Ganzen. Wer das nicht ſieht, der kehre in die abſolute Regierung zurück, wo er gezwungen wird zum Ganzen beizuſteuern, und wo er es immer mit Widerwillen thut.

Kleine Aufſätze

verſchiedenen Inhaltes.

Die Sonnenfinſterniß am 8. Juli 1842.

(Wiener Zeitſchrift für Kunſt und Literatur 1842.)

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigſten erſtaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes. So iſt es mir mit der totalen Sonnenfinſterniß ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den früheſten Morgenſtunden bei dem günſtigſten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht ſchön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darſtellen kann, und da ich wußte, um ſo und ſo viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg, und die Erde ſchneide ein Stück ſeines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortſchreitens des Mondes in ſeiner Bahn, und wegen der Axendrehung der Erde einen ſchwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verſchiedenen Orten zu verſchiedenen Zeiten in der Art ſieht, daß eine ſchwarze Scheibe in die Sonne zu rücken ſcheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine ſchmale Sichel übrig bleibt, und endlich auch die verſchwindet — auf Erden wird es da immer finſterer und finſterer, bis wieder am andern Ende die Sonnenſichel erſcheint und wächſt, und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tage anſchwillt — dies alles wußte ich voraus, und zwar ſo gut, daß ich eine totale Sonnenfinſterniß im voraus ſo treu beſchreiben zu können vermeinte, als hätte ich ſie bereits geſehen. Aber, da ſie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt ſtand, und die Erſcheinung mit eigenen Augen anblickte, da geſchahen freilich ganz andere Dinge, an die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die Keiner denkt, der das Wunder nicht geſehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich ſo erſchüttert, von Schauer und Erhabenheit ſo erſchüttert, wie in dieſen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort geſprochen, und ich hätte es verſtanden. Ich ſtieg von der Warte herab, wie vor tauſend und tauſend Jahren etwa Moſes von dem brennenden Berge herabgeſtiegen ſein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein ſo einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieſer wirft ſeinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper ſtehen in ſolchen Abſtänden, daß wir in unſerer Vorſtellung kein Maß mehr dafür haben, ſie ſind ſo rieſengroß, daß ſie über alles, was wir groß heißen, hinaus ſchwellen — ein ſolcher Complex von Erſcheinungen iſt mit dieſem einfachen Dinge verbunden, eine ſolche moraliſche Gewalt iſt in dieſen phyſiſchen Hergang gelegt, daß er ſich unſerem Herzen zum unbegreiflichen Wunder aufthürmt. Vor tauſendmal tauſend Jahren hat Gott es ſo gemacht, daß es heute zu dieſer Secunde ſein wird; in unſere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift ſeiner Sterne hat er verſprochen, daß es kommen werde nach tauſend und tauſend Jahren, unſere Väter haben dieſe Schrift entziffern gelernt, und die Secunde angeſagt, in der es eintreffen müſſe; wir, die ſpäten Enkel, richten unſere Augen und Sehröhre zu gedachter Secunde gegen die Sonne, und ſiehe: es kommt — der Verſtand triumphirt ſchon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung ſeiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der That, der Triumph iſt einer der gerechteſten des Menſchen — es kommt, ſtille wächſt es weiter — aber ſiehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht voraus gewußt und was millionenmal mehr werth iſt, als was der Verſtand begriff und voraus rechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: „Ich bin“ — — „nicht darum bin ich, weil dieſe Körper ſind und dieſe Erſcheinung, nein, ſondern darum, weil es euch in dieſem Momente euer Herz ſchauernd ſagt, und weil dieſes Herz ſich doch trotz der Schauer als groß empfindet.“ — Das Thier hat gefürchtet, der Menſch hat angebetet.

Ich will es in dieſen Zeilen verſuchen, für die tauſend Augen, die zugleich in jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild, und für die tauſend Herzen, die zugleich ſchlugen, die Empfindung nachzumalen und feſtzuhalten, in ſo ferne dies eine ſchwache, menſchliche Feder überhaupt zu thun im Stande iſt.

Ich ſtieg um fünf Uhr auf die Warte des Hauſes Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Überſicht nicht nur über die ganze Stadt hat, ſondern auch über das Land um dieſelbe, bis zum fernſten Horizonte, an dem die ungariſchen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die ſpiegelnden Wäſſer, und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die faſt greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge, emporſtand. Mit einem ſeltſamen Gefühle ſchaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten ſo Merkwürdiges vorgehen ſollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, langgeſtreckte Nebellinie, auch im ſüdöſtlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir ſehr fürchteten, und ganze Theile der Stadt ſchwammen in Dunſt hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz ſchwache Schleier, und auch dieſe ließen große, blaue Inſeln durchblicken.

Die Inſtrumente wurden geſtellt, die Sonnengläſer in Bereitſchaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Geraſſel der Wägen, das Laufen und Treiben an — oben ſammelten ſich betrachtende Menſchen; unſere Warte füllte ſich, aus den Dachfenſtern der umſtehenden Häuſer blickten Köpfe, auf Dachfirſten ſtanden Geſtalten, alle nach derſelben Stelle des Himmels blickend, ſelbſt auf der äußerſten Spitze des Stephansthurmes, auf der letzten Platte des Baugerüſtes, ſtand eine ſchwarze Gruppe, wie auf Felſen oft ein Schöpfchen Waldanflug — und wie viele tauſend Augen mochten in dieſem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne ſchauen, nach derſelben Sonne, die Jahrtauſende den Segen herabſchüttet, ohne daß Einer dankt — heute iſt ſie das Ziel von Millionen Augen, aber immer noch, wie man ſie mit den dämpfenden Gläſern anſchaut, ſchwebt ſie als rothe oder grüne Kugel rein und ſchön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgeſagten Minute — gleichſam wie von einem unſichtbaren Engel — empfing ſie den ſanften Todeskuß, ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieſes Kuſſes zurück, der andere Rand wallte in dem Glaſe des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt“, riefen nun auch die, welche blos mit dämpfenden Gläſern, aber ſonſt mit freien Augen hinauf ſchauten — „es kommt“ — und mit Spannung blickte nun alles auf den Fortgang. Die erſte, ſeltſame, fremde Empfindung rieſelte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tauſenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Menſch gedrungen, an Körpern, deren Weſen nie ein Menſch erkannte, nun auf einmal etwas zur ſelben Secunde geſchehe, auf die es ſchon längſt der Menſch auf Erden feſtgeſetzt. Man wende nicht ein, die Sache ſei ja natürlich, und aus den Bewegungsgeſetzen der Körper leicht zu berechnen; die wunderbare Magie des Schönen, die Gott den Dingen mitgab, frägt nichts nach ſolchen Rechnungen, ſie iſt da, weil ſie da iſt, ja ſie iſt trotz der Rechnungen da, und ſelig das Herz, welches ſie empfinden kann; denn nur dies iſt Reichthum, und einen andern gibt es nicht — ſchon in dem ungeheuern Raume des Himmels wohnt das Erhabene, das unſere Seele überwältigt, und doch iſt dieſer Raum in der Mathematik ſonſt nichts als groß.

Indeß nun alle ſchauten, und man bald dieſes, bald jenes Rohr rückte und ſtellte, und ſich auf dies und jenes aufmerkſam machte, wuchs das unſichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das ſchöne Licht der Sonne ein — alle harrten, die Spannung ſtieg; aber ſo gewaltig iſt die Fülle dieſes Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Waſſers ſchimmerte, die Vögel flogen und kreuzten luſtig über den Dächern, die Stephansthürme warfen ruhig ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke wimmelte das Fahren und Reiten wie ſonſt, ſie ahneten nicht, daß indeſſen oben der Balſam des Lebens, das Licht, heimlich verſiege, dennoch draußen an dem Kahlengebirge und jenſeits des Schloſſes Belvedere war es ſchon, als ſchliche Finſterniß, oder vielmehr ein bleigraues Licht, wie ein wildes Thier heran — aber es konnte auch Täuſchung ſein, auf unſerer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angeſichter der Naheſtehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltſam war es, daß dies unheimliche, klumpenhafte, tiefſchwarze, vorrückende Ding, das langſam die Sonne wegfraß, unſer Mond ſein ſollte, der ſchöne, ſanfte Mond, der ſonſt die Nächte ſo florig ſilbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erſchienen auch ſeine Ränder mit Zacken und Wulſten beſetzt, den furchtbaren Bergen, die ſich auf dem uns ſo freundlich lächelnden Runde thürmen.

Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen ſichtbar, und immer mehr, je ſchmäler die am Himmel glühende Sichel wurde: der Fluß ſchimmerte nicht mehr, ſondern war ein taffetgraues Band, matte Schatten lagen umher, die Schwalben wurden unruhig, der ſchöne, ſanfte Glanz des Himmels erloſch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob ſich und ſtieß gegen uns, über den Auen ſtarrte ein unbeſchreiblich ſeltſames, aber bleiſchweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterſpiele die Beweglichkeit verſchwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, ſondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß ſich's über die Landſchaft, und dieſe wurde immer ſtarrer — die Schatten unſerer Geſtalten legten ſich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Geſichter wurden aſchgrau — — erſchütternd war dieſes allmälige Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrſchenden Friſche des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vorgeſtellt, nur ohne Abendröthe; wie geiſterhaft aber ein Abendwerden ohne Abendröthe ſei, hatten wir uns nicht vorgeſtellt, aber auch außerdem war dies Dämmern ein ganz anderes, es war ein laſtend unheimliches Entfremden unſerer Natur; gegen Südoſt lag eine fremde, gelbrothe Finſterniß und die Berge und ſelbſt das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt ſank zu unſern Füßen immer tiefer, wie ein weſenloſes Schattenſpiel hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geſchah, als ſähe man es in einem ſchwarzen Spiegel — die Spannung ſtieg aufs höchſte — einen Blick that ich noch in das Sternrohr, er war der letzte; ſo ſchmal, wie mit der Schneide eines Federmeſſers in das Dunkel geritzt, ſtand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöſchen, und wie ich das freie Auge hob, ſah ich auch, daß bereits alle Andern die Sonnengläſer weggethan, und bloßen Auges hinauf ſchauten — ſie hatten auch keines mehr nöthig; denn nicht anders, als wie der letzte Funke eines erlöſchenden Dochtes, ſchmolz eben auch der letzte Sonnenfunken weg, wahrſcheinlich durch die Schlucht zwiſchen zwei Mondbergen zurück — es war ein überaus trauriger Augenblick — deckend ſtand nun Scheibe auf Scheibe — und dieſer Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte keiner geahnet — ein einſtimmiges „Ah" aus aller Munde, und dann Todtenſtille, es war der Moment, da Gott redete, und die Menſchen horchten.

Hatte uns früher das allmälige Erblaſſen und Einſchwinden der Natur gedrückt und verödet, und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod ſchwindend gedacht: ſo wurden wir nun plötzlich aufgeſchreckt und emporgeriſſen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel ging: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erſt recht bauen, ſie ſtanden nun wie Rieſen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Roth, und in tiefem, kaltem, ſchwerem Blau wölbten ſie ſich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die ſchon lange am äußerſten Erdſaume gequollen, und blos mißfärbig geweſen waren, machten ſich nun geltend, und ſchauerten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der ſie überlief — Farben, die nie ein Auge geſehen, ſchweiften durch den Himmel; — der Mond ſtand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als ſchwarze Scheibe, ſondern gleichſam halb transparent wie mit einem leichten Stahlſchimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, ſondern ein wundervoller, ſchöner Kreis von Schimmer, bläulich, röthlich, in Strahlen auseinander brechend, nicht anders, als göſſe die oben ſtehende Sonne ihre Lichtflut auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinander ſpritzte — das Holdeſte, was ich je an Lichtwirkung ſah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag ſchief eine lange, ſpitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend, und unnatürlich blau geſäumt; es war die jenſeits des Schattens beleuchtete Atmoſphäre, aber nie ſchien ein Licht ſo wenig irdiſch und ſo furchtbar, und von ihm floß das aus, mittelſt deſſen wir ſahen. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, ſo waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Maſſen — unſere eigenen Geſtalten hafteten darinnen wie ſchwarze, hohle Geſpenſter, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Raſſeln hatte aufgehört, über der Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter ſtand, und jedes Auge ſchaute zum Himmel — — nie, nie werde ich jene zwei Minuten vergeſſen — es war die Ohnmacht eines Rieſenkörpers, unſerer Erde. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar iſt jenes Ding, das uns ſtets umflutet, das wir ſeelenlos genießen, und das unſeren Erdball mit ſolchen Schaudern zittern macht, wenn es ſich entzieht, das Licht, wenn es ſich nur ſo kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Thau, daß Kleider und Inſtrumente feucht waren — die Thiere entſetzten ſich; was iſt das ſchrecklichſte Gewitter, es iſt ein lärmender Trödel gegen dieſe todesſtille Majeſtät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: „Die Finſterniß,“ wo die Menſchen Häuſer anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu ſehen — — — aber auch eine ſolche Erhabenheit, ich möchte ſagen Gottesnähe war in der Erſcheinung dieſer zwei Minuten, daß dem Herzen nicht anders war, als müſſe er irgendwo ſtehen. — — Byron war viel zu klein — es kamen, wie auf einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Chriſti: „Die Sonne verfinſterte ſich, die Erde bebte, die Todten ſtanden aus den Gräbern auf, und der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten.“ Auch wurde die Wirkung auf alle Menſchenherzen ſichtbar. Nach dem erſten Verſtummen des Schrecks geſchahen unartikulirte Laute der Bewunderung und des Staunens: der Eine hob die Hände empor, der Andere rang ſie leiſe vor Bewegung, Andere ergriffen ſich bei denſelben und drückten ſich — eine Frau begann heftig zu weinen, eine andere in dem Hauſe neben uns fiel in Ohnmacht, und ein Mann, ein ernſter, feſter Mann, hat mir ſpäter geſagt: daß ihm die Thränen herabgeronnen. Ich habe immer die alten Beſchreibungen von Sonnenfinſterniſſen für übertrieben gehalten, ſo wie vielleicht in ſpäterer Zeit dieſe für übertrieben wird gehalten werden; aber alle, ſo wie dieſe, ſind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Geſehene malen, aber ſchlecht, das Gefühlte noch ſchlechter, aber gar nicht die namenlos tragiſche Muſik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unſer Herz ſpaltet, daß es Gott ſieht und ſeine theuren Verſtorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich ſind deine Werke, wie ſind wir Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichttheilchens vernichten kannſt, und unſere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen fremden Raum verwandelſt, darin Larven ſtarren!“

Aber wie alles in der Schöpfung ſein rechtes Maß hat, ſo auch dieſe Erſcheinung, ſie dauerte zum Glücke ſehr kurz, gleichſam nur den Mantel hat er von ſeiner Geſtalt gelüftet, daß wir hineinſehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß alles ſei wie früher. Gerade da die Menſchen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, alſo da ſie nachzulaſſen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!“ — gerade in dieſem Momente hörte es auf: mit Eins war die Jenſeitswelt verſchwunden, und die hieſige wieder da, ein einziger Lichttropfen quoll am obern Rande wie ein weißſchmelzendes Metall hervor, und wir hatten unſere Welt wieder — er drängte ſich hervor dieſer Tropfen, wie wenn die Sonne ſelber darüber froh wäre, daß ſie überwunden habe, ein Strahl ſchoß gleich durch den Raum, ein zweiter machte ſich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte, zu rufen: „Ach!“ bei dem erſten Blitz des erſten Atomes, war die Larvenwelt verſchwunden, und die unſere wieder da: und das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöſchen ſo ängſtlich ſchien, war uns nun Erquickung, Labſal, Freund und

Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Waſſer glänzte, die Bäume waren wieder grün, wir ſahen uns in die Augen — ſiegreich kam Strahl an Strahl, und wie ſchmal, wie winzig ſchmal auch nur noch erſt der leuchtende Zirkel war, es ſchien als ſei uns ein Ocean von Licht geſchenkt worden — man kann es nicht ſagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche ſiegende Erleichterung in die Herzen kam: wir ſchüttelten uns die Hände, wir ſagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das mit einander geſehen haben — man hörte einzelne Laute, wie ſich die Menſchen von den Dächern und über die Gaſſen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, ſelbſt die Thiere empfanden es; die Pferde wieherten, und die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeſchrei, ſo grell und närriſch, wie ſie es gewöhnlich thun, wenn ſie ſehr aufgeregt ſind, und die Schwalben ſchoſſen blitzend und kreuzend, hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachſen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, faſt Keiner wartete den Austritt ab, die Inſtrumente wurden abgeſchraubt, wir ſtiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigſten, exaltirteſten Geſprächen und Ausrufungen begriffen. Und ehe ſich noch die Wellen der Bewunderung und Anbetung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf dieſen, wie auf jenen, wie hier, wie dort die Erſcheinung gewirkt habe, ſtand wieder das ſchöne, holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menſchen fortwogte, bis es auch wieder in ſein Tagewerk kam, wer kann es ſagen? Gebe Gott, daß der Eindruck recht lange nachhalte, er war ein herrlicher, deſſen ſelbſt ein hundertjähriges Menſchenleben wenige aufzuweiſen haben wird. Ich weiß, daß ich nie, weder von Muſik noch Dichtkunſt, noch von irgend einer Naturerſcheinung oder Kunſt ſo ergriffen und erſchüttert worden war — freilich bin ich ſeit Kindheitstagen viel, ich möchte faſt ſagen, ausſchließlich mit der Natur umgegangen, und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt, und liebe dieſe Sprache, vielleicht einſeitiger, als es gut iſt; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht dieſe Erſcheinung einen unverlöſchlichen Eindruck zurückgelaſſen habe.

Anton Ritter v. Spaun.

(Augsb. Allg. Ztg. 1849.)

Im Junius dieſes Jahres ſtarb in der Benedictiner-Abtei zu Kremsmünſter, wohin er ſich zur Erholung und Erlangung ſeiner Geſundheit begeben hatte, Anton Ritter v. Spaun, landſtändiſcher Syndikus des Landes Öſterreich ob der Enns. Wenige Menſchen werden ſo viel des Edlen im Privatleben vereinen wie er, wenige ſo ihre Berufstreue wahren wie er, und wenige ſo werth ſein, nicht nur in dem Vaterlande, ſondern auch in weiteren Kreiſen bekannt zu ſein wie er, ohne daß es ihm eher gegönnt war, dieſe Anerkennung in vollſtem Maße zu finden als nach ſeinem Tode, wo man gewiß ſeine Schriften wieder hervorheben und nicht wird begreifen können, wie man ſo viel Großes, Edles und Erhabenes nicht ſchon längſt gekannt und geahnt hat.

Darum ſei es vergönnt, daß ihm ein Freund eine Blume des Andenkens auf das Grab lege. Vor hundert Jahren hat der Großvater Spauns die Landsmannſchaft in Öſterreich ob der Enns erworben. Spauns Vater war in Linz Landrath, dann Syndikus der Stände. Im Jahr 1790 wurde ihm Anton geboren. Er erhielt ſeine Erziehung in Linz, und vollendete ſeine geſammten Studien mit Inbegriff der Rechts- und politiſchen Wiſſenſchaften ebendaſelbſt. Im Jahr 1810 wurde er Auscultant bei dem Landrecht zu Linz, 1817 Rechtsprotokolliſt, 1818 Secretär, 1821 Stadt- und Landrath, der er bis 1839 verblieb, wo er aus dem Staatsdienſt trat, da er einſtimmig zum ſtändiſchen Syndikus erwählt worden war. Als ſolcher wirkte er bis zu dem Jahr 1849. Wie ſehr er ſeiner Pflicht als Staatsdiener nachkam, erzählen alle die, welche ſein Wirken hierin gekannt haben. Was er aber Edles, Menſchliches und Hohes in ſeinen Beruf hineintrug, konnten nur wenigere Vertrautere wiſſen. Da unſer früheres Wirken kein öffentliches war, da ſich alſo wenige unter den Beamten des Staates und der Stände zu öffentlichen Charakteren entwickeln konnten, da aus denſelben Gründen auch in dem Bürgerſtande Gemeinſinn und Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten nicht aufkommen konnten, ſo blieb das Reinſte und Höchſte von ihm, das er in ſeinen Geſchäften wirkte, wenig beachtet. Wie er ſein Richteramt mit Gerechtigkeit und Energie, aber auch zugleich mit Wohlwollen und möglichſter Schonung ausübte, liegt in den Acten, und wie er in dem Ständeweſen der Provinz wirkte, davon kam wenig zur Kenntniß des Publikums und wurde vergeſſen. Im Jahre 1848 bewahrte er ſeine auf Grundſätzen beruhende Überzeugung, daß kein Heil von gewaltſamen Umſtürzen und Entfeſſelung der

Leidenſchaften, ſondern nur von geſezlichem Fortſchritt zu erwarten ſei. Dieſe Überzeugung ſprach er unter allen Stürmen und in allen öffentlichen Verhandlungen aus. Was auf dieſem Wege zur Freiheit führte, fand in ihm einen Vorkämpfer. Schon im April 1848 hat er in der Verſammlung der Provinzialſtände zu Wien den Verzicht der hiſtoriſchen Stände auf ihre erblichen Vertretungsrechte für eine unerläßliche Bedingung einer freien, volksthümlichen Verfaſſung erklärt. Aber auch jeder blinden Leidenſchaft, jedem ſelbſtſüchtigen Übergriffe, jeder unreifen Staatskenntniß trat er beharrlich entgegen. Oft ward er hiebei nur von wenigen unterſtützt, oft ſtand er allein. Wie tief ſein Herz bei der immer mehr abirrenden Freiheitsbeſtrebung litt, wie gern er ſein Volk, das er ſo liebte, auf eine edle Stufe geſtellt hätte, wie ſehr er auch die, welche alles durch Ungeſtüm und Unkenntniß zu verwirren drohten, auf beſſere Wege hätte führen mögen, wiſſen die, welche ihm nahe geſtanden, und welche die Eröffnungen ſeines Herzens über die Tagesereigniſſe und über die Führer des Tages vernommen hatten. Ein tiefer Schmerz war in ſeiner Seele, und gewiß hat dieſer Schmerz auf ein Übel, das er ſchon länger hatte (eine Herzkrankheit), ſo tief gewirkt, daß er ihm unterlag, und im Angeſicht der ſchönen Gebirge, die er ſo oft betrachtet (wie ein edler Dichter von ihm ſagte), begraben liegt.

Sein ſchönſtes und beſtes Wirken war, nebſt der erhebenden Leiblichkeit ſeines Umganges, ſein ſchriftſtelleriſches. Gedrückt von dem Zuſtande des Landes und nicht in der Lage, durch directes Wirken abzuhelfen, wandten ſich ſeine Augen auf die glanzvolle Geſchichte unſerer Vorzeit, welche die Keime einer freieren Verfaſſung enthielt als ſich in ſpäteren Jahrhunderten entwickelt hat. Er wollte durch Darſtellung des Glanzes dieſer Geſchichte große

Erinnerungen wecken, die Schattenſeiten, aus denen das Syſtem gefloſſen war, erhellen, das Volksbewußtſein erheben, und auf das Treue, Volksthümliche und Altſittliche unſerer ländlichen Bevölkerung hinweiſen. Daß ihn der Sinn für Hebung der Menſchen hauptſächlich beſeelte, zeigte er ſchon in der Jugend, wo er mit gleichgeſinnten Freunden eine Zeitſchrift für Bildung der Jünglinge herausgab. Zwei Bände waren erſchienen, als aber ein freiſinniges, bekanntes Oppoſitionsblatt in Weimar das Erſcheinen dieſer Zeitſchrift als eine Morgenröthe deutſcher Geſinnung in Öſterreich begrüßte, wurde Spaun durch ernſte Drohungen an der Fortſetzung gehindert, und das Erſchienene verſchwand aus dem Buchhandel. Vorzüglich war ſein Gemüth der Heldenſage zugewendet. Schon 1816 beſchäftigte er ſich mit ihr, und ſchon damals, pflegte er zu ſagen, habe er geahnt, daß ſeine Heimat, das ſchöne Oberöſterreich, einen Antheil an ihrer Pflege habe. Voll Liebe zu dieſem Lande, wie er war, und dadurch gekränkt, daß das andere Deutſchland auf Öſterreichiſch-Deutſch mit Geringſchätzung blicke, ging er ſeiner Ahnung nach, und forſchte unermüdlich in dieſer Richtung. Das erſte Ergebniß dieſer Forſchungen war die Schrift über Heinrich v. Ofterdingen und das Nibelungenlied. Sie wurde in Öſterreich wenig beachtet gelaſſen, und von norddeutſchen Philologen verunglimpft. Schloſſer in Heidelberg aber ſchrieb ein umfaſſendes, ſehr anerkennendes Urtheil darüber, in welchem er unter anderm ſagt: daß in dieſem kleinen Büchlein ſo viel Geſchichte ſei, nicht blos über das einzelne Gedicht, ſondern über den Kreis, wozu es gehört, und über die Poeſie der Zeit, aus welcher es hervorgegangen, als man in manchen dicken Büchern vergeblich ſuchen würde. Die k. däniſche Geſellſchaft für nordiſche Alterthumsforſchung zu Kopenhagen trug ihm ein Diplom an, der alterthumsforſchende Verein in Sachſen Meiningen ernannte ihn zum correſpondirenden Mitglied und der hiſtoriſche Verein für Kärnthen, Krain und Steiermark zum Ehrenmitglied. Am 24. Mai 1848 wurde er von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien zum correſpondirenden Mitglied ernannt.

Was auch die Meinung über den Endbeweis der Schrift ſein kann, wenn Spaun auch irrt (was der Oberöſterreicher, den die Heimatluft aus jeder Zeile der Nibelungen anweht, durchaus nicht glauben kann), ſo iſt doch der Werth der Schrift ein ſehr großer, ein Muſter edler, gewiſſenhafter Forſchung, ein reicher Quell von Thatſachen und eine reine, edle Darſtellung, was beſonders Schloſſer hervorhebt. In letzter Zeit iſt bei Heckenaſt wieder eine Schrift über die Heldenſage: „Die Nibelungenklage“ erſchienen, aber in die Revolution gefallen. Spaun bereitete ein Werk über den ganzen zuſammengehörenden Kreis jener Dichtungen vor, in welchem immer dieſelben Adelsgeſchlechter ſpielen; er hatte überraſchende Thatſachen entdeckt, aber der Tod hinderte das Gedeihen. Viele andere Schriften, die in einzelnen, wenig gekannten Sammelwerken zerſtreut ſind, zeigen alle das Bemühen, Liebe zu unſerer Vorzeit und Nationalgefühl zu wecken. Im Jahr 1845 gab er die öſterreichiſchen Volkslieder mit ihren Singweiſen geſammelt heraus, und widmete ſie allen Deutſchen. Die Darſtellungsweiſe in ſeinen Schriften reiht ihn den erſten Meiſtern an, ſie iſt rein, edel, würdevoll, tief, klar, fließend, aus den Anſchauungen einer großen Seele kommend und zu dem innerſten Herzen ſprechend. Mir drangen ſeine Arbeiten, ehe ich ihn perſönlich kannte, mit der ſchönen Ruhe Herder'ſcher Darſtellung in das Gemüth. Gewiß wird man die wenigen Bändchen, die ſeine geſammelten Schriften enthalten können, einſt in Ehren halten, und ſie als von einem ausgezeichneten Manne kommend zu den andern Werken ſtellen, die uns unſere großen Geiſter hinterlaſſen haben. Im Umgang mit gleichgeſtimmten Menſchen machte er den Eindruck eines weiſen, rechtſchaffenen und beſcheidenen Mannes. Ich habe wenige Menſchen in ſo kurzer Zeit ſo ſehr lieben gelernt wie ihn. Mögen ihn die wenigen Worte im Jenſeits freuen, und möge ihm die vaterländiſche Erde, die er ſo liebte, leicht ſein!

Die Gartenlaube.

(Öſterr. Gartenlaube 1866.)

Eine Gartenlaube iſt mir von Kindheit an eines der lieblichſten und heimlichſten Dinge geweſen, und ich ſcheine hierin ſo wenig ohne Mitgenoſſenſchaft zu ſein, daß vielmehr Millionen von Menſchen meine Gefühle theilen werden, denn, wo iſt ein Garten oder ein Gärtchen, der nicht ſeine Laube und das nicht ſein Läubchen hätte, von den Laubengängen und Laubenſälen von Prachtgärten angefangen bis zu dem ſchuhlangen Sitzbrettchen herunter, über welches ſich fünf Stäbchen beugen, an denen etwas Grünes rankt. Und ſpricht es nicht gerade recht lieblich an das Gemüth, wenn man in einer Umzäunung neben einigen Salatſtrünken und gelbblühenden Wolfsbohnen und Töpfen mit Rosmarin eine gewächsumſchlungene Laube ſieht, die, weil ſie doch eine gewiſſe Größe haben muß, oft den ganzen Garten auf ihrem Rücken forttragen könnte. Wenn man auch zugeben muß, daß hiebei die Nachahmungsſucht ſehr viel thut, ſo wäre doch die Nachahmung nicht ſo allgemein, wenn ſich nicht ausgebreitete Gefühle an die Sache knüpften.

Baut nicht das Kind neben der Wohnung ſeines Vaters ein Häuslein von Lehm oder Steinchen oder Hölzlein, und freut ſich der Außengeſtalt des winzigen Dinges, ja, baut es nicht ein Häuslein aus Kartenblättern auf dem Tiſche? Und wenn es ſehr kleine Verhältniſſe bekommen kann, die Häuschen ähneln, ſperrt es nicht Fliegen oder Käfer oder dergleichen hinein, als müßte es ihnen darin wohl ſein?

Die Kinder bauen ſich aus Garben auf dem Felde oder aus Weidenzweigen ein Kämmerlein und hocken hinein und freuen ſich, oder ſie wühlen eine Höhlung in den Heuſchober, oder ſie kriechen unter Steinüberhänge oder in den Taubenſchlag oder gar in die Sandhütte, wenn ſie leer iſt, oder unter ein Brett oder irgend ein Wirthſchaftsgeräthe, wenn es eine Art Dächelchen bildet.

Und wenn der Reiche aus ſeinen großen Sälen in ein ſehr kleines Kämmerlein geht, das er mit Seide ausgefüttert und ſehr niedlich eingerichtet hat, oder wenn er an ſeinen Schlöſſern Erker hat, die nur einige Menſchen faſſen können, oder wenn er chineſiſche Häuschen oder Thürmchen baut oder kleine Säle in Gebüſchen oder Rindenhütten, thut er etwas anderes als die Kinder?

Es iſt das Flüchten von dem Weiten in das Enge und Begrenzte.

Wenn der Menſch, um ſein Herz zu erheben, auf einen hohen Thurm ſteigt, der einen Überblick über die Stadt und ihr

Umgebung erlaubt, wenn er einen hohen Berg erklimmt, um den das Weite und Breite liegt, wenn er das Meer liebt, auf dem der Raum um ihn ausgegoſſen iſt, wenn er gar mit einem Luftballon, wie ein Pünktlein in der ungeheuren Himmelsglocke ſchwebt, ja, wenn er auch nur von ſeinen großen Sälen auf den freieren Söller hinaustritt oder auf die luftige Fläche ſeines Hausdaches hinaufſteigt: ſo geht er auch wieder ſehr gerne in kleine und beengte Gelaſſe, um mit ſich ſelber allein zu ſein, er geht in ein Gebüſch des Waldes oder Gartens, er geht in ein kleines, ſchmales Thal, er geht in ſein Kämmerlein oder in ſeinen Erker, oder in ſein Sommerhäuslein und vor zweitauſend Jahren ging er in ſein Gemach, das ſehr klein war, das keine Fenſter hatte, durch die Thür ſein Licht aus heiteren Höfen oder Gängen empfing und deſſen Wände lieblich und prachtvoll bemalt waren, wie man noch heute in Pompeji ſehen kann. Und je begrenzter und in ſich geſchloſſener ſo ein Räumchen iſt, um deſto lieber ſucht man es auf, damit der Menſch, um ſeiner andern Welt, der inneren, wie klein ſie auch ſein möge, ein Zeitchen zu leben, von den äußeren Dingen deſto ſicherer getrennt ſei. Und ſind nicht Gartenlauben ſolche Erker, Kämmerlein und pompejaniſche Gemächer?

Wie die Alten ſich an die Kanten, Ecken und Simſe ihrer kleinen Gemächer auserleſene Schlinggewächſe malen ließen, ſo ſind die Lauben gleich mit wirklichen bedeckt, und wie die Geſtalt und die Farben der gemalten Gewächſe in das Fließen der Seelenzuſtände des Bewohners hineinſpielten, ſo miſcht ſich Farbe und Geſtalt der lebenden Laubenranken in das Gemüth des dort Verweilenden, es miſcht ſich das ſachte fortrückende Lichtgeſprenkel ein, es miſcht ſich öfter das Zittern des Laubes hinzu, und es geht auch ein ſanftes Rauſchen zuweilen durch das Ohr in das Innere, und wie oft ſchwebt ein zarter Duft gleich einer Ahnung in der Laube und die freie Luft berührt ſchmeichelnd Stirne und Wangen.

Der gelehrte Hageſtolz ſitzt in der Gartenlaube und griechiſche und römiſche und etwa indiſche oder noch andere Silben und Wörter ſind bei ihm, oder gar Griechen und Römer und Inder und andere Völker. Und der Salat und die gelben Rüben und die hohen Pappelroſen und der Mohn und die Levkojen, und die Zwergäpfelbäume und die Zwergbirnbäume und die Stachelbeergeſchwader, die draußen ſtehen, verſcheuchen ihm die Völker nicht, weil die tüchtige, grüne Schutzwand der Laube die Völker umgibt und den Jahnhagel draußen von ihnen abhält; und der Blick durch die Öffnung der Laube hinaus zeigt erſt recht wie ſicher und ſtill man im Innern und wie ohnmächtig das Äußere iſt, und oft kommen zu dem Manne der Wiſſenſchaft, wenn er auch nicht in der Laube ſtrenge Arbeit verrichtet, ſondern nur in Ruhe und Muße auf dem Bänklein ſitzt, doch die Bilder derer, die vor ihm große Gedanken gehabt haben, die Bilder der Weiſen, der Staatsmänner, der Forſcher, es kommt mit den Bildern manches Hohe, das ſie gefördert haben, und manches von ihrem Hohen denkt er ihnen nach, und ſeine Seele empfindet ſich ſelber höher und er genießt ſanft das Würdige des menſchlichen Geſchlechtes.

Und wenn der Dichter im Scheine der Sommerſonne zur Laube wandelt, und wenn ihn dort eine mildere Luft und mancher Sonnenfunke auf dem Tiſche und Bänklein empfängt, und wenn er ſich zur Ruhe niederläßt, und das Äußere nur durch den Eingang in kleinen Ausſchnitten hereinſchaut, dann ſtellen ſachte ſich Geſtalten zu ihm, die in ſeinem Künſtlerwalten wandeln, und ſie ſchauen ihn wie Freunde an, und er ſieht ſie deutlicher, wie man den Freund in den Jahren mehr erkennt, und es bildet ſich eine zuſammengehörige Weſenheit, und ſie wird zu immer gerundeterer Schönheit, und er fühlt ein holdes, wachſendes Glück in ihr, und trägt endlich einen Schatz in ſeine Stube, der zu weiteren Ergebniſſen reifen kann.

Und wenn der Geſchichtsforſcher, der die Thaten der Vergangenheit und die Schickſale des menſchlichen Geſchlechtes klar erkennen und darlegen möchte, in ſeiner Gartenlaube ſitzt und vielleicht die Überlieferungen der verſchiedenſten Denkmäler von Spuren der Vergangenheit um ſich hat, ſo ſäuſelt ihn ein Blatt, fächelt ihn ein Lüftchen, und glänzt ihn ein Sonnenſtrahl in die Vergangenheit zurück, der ja auch ein Blatt geſäuſelt, ein Lüftchen gefächelt, eine Sonne geglänzt hat, und er ſchaut mit ſeinen unbewußten Kräften in der lebenden Beſchränktheit der Laube ſicherer in die vergangenen Zeiten zurück, als er es mit ſeinem bewußten Verſtande in der lebloſen Beſchränktheit ſeiner Stube zu thun vermöchte. Und ſelbſt, wenn er nur zur Ruhe in der Laube weilt, und nichts aus dem Einſt in das Jetzt herauf zu führen beſtrebt iſt, kommen doch die Seelen von Menſchen, die einmal auf der Erde gewandelt ſind, und erfüllen die kleine Stille der Laube.

Ein Mann tieferen Geiſtes, der nach mancher Mühe und Plage der Pflicht gerne eine andere Erholung ſucht als Tand, geht vor dem Untergange der Sonne mit einem Buche in die Laube. Er legt es auf das Tiſchlein und öffnet es nicht gleich, daß der Geiſt ſich ſammle und von den vorhergegangenen Mannigfaltigkeiten befreit werde. Dann ſchlägt er die Blätter auf, und beginnt bei dem Zeichen, das er eingelegt hatte, mit Unterbrechungen zu leſen, und nimmt den Inhalt in ſich auf, er mag etwa über das Leben und ſeine Bedürfniſſe belehren oder Gegenſtände von Wiſſenſchaften enthalten, oder Geſchehenes zwiſchen Menſchen und Menſchen erzählen, oder die Gefilde der Dichtung eröffnen.

Aber nach einer Weile unterbricht er dann das Leſen nicht mehr, eine andere Welt baut ſich um ihn auf, als die am Tage um ihn geweſen iſt, dieſe Welt führt ihn in das reinere Menſchenthum, zeigt ihm ſich ſelber reiner, und belohnt ihn. Und wenn dann ein Thierchen, vielleicht ein Falter, in die einſame Laube kommt, ſo macht das lieblich Kleine das Große noch größer, dem Manne wird es in ſeiner Seele ſo gut, daß es iſt, wie es iſt, und der rothe Schein der untergehenden Sonne, der das Leſen beendet, drückt auf das Ganze das Siegel.

Der Baumeiſter, der Maler, der Bildner ſieht in dem Geflechte der Laubenranken, in den Miſchungsſtellungen der Blätter, in dem Lichterwechſel, in der Menge der Farben Ahnungen von Geſtaltungen, die in künftigen Werken aufblühen mögen, und dem Tonkünſtler fächelt das Laub Träume von werdenden ſeelenvollen Geſängen zu.

Der Hausvater ſucht die Laube, und ruht in ihr von den Mühen, und iſt behaglich, oder überdenkt die Habe, und freut ſich der Vermehrung.

Die Gattin ſitzt oft neben dem Gatten, und ſie beſprechen das Wohl der Ihrigen, die Führung des Hausweſens und noch anderes, das in weiteren Kreiſen geſchieht. Die Kinder ſind in dem Garten, der der Platz ihres Frohſinns iſt, und kommen gelegentlich herzu, es ſpielt wohl auch eines oder es ſpielen zwei an dem Eingange der Laube, und etwa hält die Mutter auch das Kleinſte an ihrem Herzen.

Das uralte Mütterlein, das ſich gerne abſondert, das nicht mehr die Kirche beſuchen kann, und ſelten von anderen Menſchen geſucht wird, blickt wohl auch in die Gartenlaube, und wenn es dieſelbe leer findet, geht es hinein, und lieſt dort, wenn es noch kann, ſein Gebet, oder betet es mit rührigen, zitternden Lippen.

Und was ſoll ich von Liebenden ſagen?

Die Gartenlaube iſt ihr Grundeigenthum, ihr Haus- und Kunkellehen geworden. Können doch kaum mehr Dichtungen von Liebe ohne Gartenlaube beſtehen, und Gartenlauben ſind in der kurzvergangenen Zeit in Liebesgeſchichten ſo verbraucht worden, daß keine mehr übrig wäre, wenn dieſes Geſchlecht nicht ſo nachſproſſend wäre, wie die Masliebblümchen auf dem Anger des Dorfes.

Und in der That, welches Plätzchen iſt der Liebe ſüßer als die Laube?

Dorthin flüchtet der Jüngling, wenn er noch nichts liebt als die Dichtung, und ſchmiedet dort erröthend ſeine erſten Verſe, die nicht Schulaufgabe ſind, dorthin flüchtet er, und ſitzt in der träumeriſchen Dämmerung, und träumt ſelber in namenloſen Ahnungen, wenn ihm eine Geſtalt vorſchwebt, hold wie ein Engel, ja holder als alle Engel im Himmel zu ſein vermögen.

Dorthin flüchtet die Jungfrau, wenn gegenſtandloſe Sehnſucht ihr Herz mit Glück und Wehe ſchwellt, oder wenn ſchon etwas vor ihrer Seele iſt „voll Walhalla's Wonne", und wie oft mag das verſchwiegene Grün der Laube Zeuge der erſten, leiſen gegenſeitigen Liebesäußerungen geweſen ſein und der wiederholten glücklichen Verſicherungen.

Ich will nicht weiter ſprechen, um nicht die Gartenlauben-Liebeserzählungen, von welcher Sünde ich ohnehin nicht frei bin, noch um eine zu vermehren.

Möge die Laube immer die unſchuldigſten Gefühle mit ihrem unſchuldigen Grün umrahmen.

Und möchte die Gartenlaube, an deren Latten ich dieſes Blatt geheftet habe, alles Gute bringen, was ihre Schweſtern in den Gärten bringen, und möge ſie fröhlich grünen, wenn ihre Schweſtern als dürres Gitter oder mit der weißen Haube des Winters daſtehen.

Weihnacht.

(Öſterr. Gartenlaube 1866.)

So weit Aufzeichnungen und Erinnerungen zurückreichen, haben Menſchen und Völker ihre heiligen Feſte gehabt, an denen ſie ihre Seelen in nähere Beziehung zu den Weſen ſetzten, die ſie über ſich glaubten, als Herren ihres Schickſals, mit großer, oft unbegrenzter Macht ausgerüſtet, mit Gaben verſehen, die unbegreiflich ſind, und den Willen hegend, auf die Menſchen mannigfach einzuwirken, ſie mochten nun dieſe Weſen Götter oder Selige oder Himmliſche oder wie immer heißen. Und ein Schein und ein Schimmer war gewiß zu allen Zeiten für ſinnige

Gemüther durch Herz und Natur bei dieſen Feſten ausgegoſſen, wenn auch nicht Alle, ja vielleicht die Wenigſten Urſprung, Zweck, Bedeutung und Inhalt der Feſte erkannten, und wenn ſie vielmehr ihre eigenen frommen oder dichteriſchen oder einbildungsvollen Gedanken mit dem Feſte verbanden. Und als das Licht des reineren Glaubens in die Welt gekommen war, haben die Feſte nicht aufgehört, ſie ſind heiliger geworden, und ein Schein und ein Schimmer iſt durch Herz und Natur bei ihnen ausgegoſſen, wenn die Menſchen ſich mit ihren Ahnungen in das Weſen des Feſtes verſenken, und wenn ſie kleine Verzierungen und kleine Zuthaten je nach den Wallungen und Pulsſchlägen ihres Lebens beifügen.

Und ganze Abſchnitte des Jahres bezeichnen ſolche Feſte, und wie Lichtſäulen ſtehen ſie auf den Zinnen der Zeit.

Das Chriſtenthum hat mehrere ſeelenerhebende Feſte.

Und iſt Pfingſten das „liebliche“ Feſt, und iſt Oſtern das erhabene, ſo iſt Weihnacht das herzinnige. Es iſt das Feſt des Kindes, des ewigen, des heiligſten, des allmächtigen, des liebreichſten Kindes, des Königes der Kinder.

In einer Nacht iſt dieſes Kind auf einer ärmlichen Stelle geboren worden, und hat die Geſtalt des Menſchen angenommen, und dieſe Nacht wird jetzt von einer ganzen Welt gefeiert und heißt die Weihnacht, die Nacht der Weihe, die von nun ab über die Völker ausgebreitet worden iſt.

Und wie in jener Zeit, ehe das Kind geboren worden iſt, die Welt auf den Erlöſer harrte, der die finſtern Übel, die da brüteten, hinwegnehmen ſollte, und wie uns geſagt wird, daß die Menſchen gerufen haben: Himmel, thauet ihn herab, was in der römiſchen Sprache rorate hieß, ſo bereitet ſich die Kirche durch ein monatlanges Feſt, das Ankunftsfeſt, Advent, zu dem Geburtsfeſte des Kindes vor, und der Prieſter der katholiſchen Kirche hält Meßopfer, die Rorate heißen, und die bis zu dem erſehnten Tage dauern.

Und in welche Zeit des Jahres fällt das Feſt. Wenn zu Pfingſten alles grünt und duftet, wenn zu Oſtern Feld und Garten und Wald ſich zu dem holden Lenze rüſtet, ſo iſt die Weihnacht zu der Zeit des kürzeſten Tages und der längſten Nacht. Und dennoch, wie ahnungsreich und herzerfüllend iſt die Zeit! Wenn der tiefe, weiße, mackelloſe Schnee die Gefilde weithin bedecket, und in heitern Tagen die Sonne ihn mit Glanz überhüllet, daß er allerwärts funkelt, wenn die Bäume des Gartens die weißen Zweige zu dem blauen Himmel ſtrecken, und wenn die Bäume des Waldes, die edlen Tannen, ihre Fächer mit Schnee belaſtet tragen, als hätte das Chriſtkindlein ſchon lauter Chriſtbäume geſetzt, die in Zucker und Edelſteinen flimmern, ſo ſchlägt das Gemüth der Feier entgegen, die da kommen ſoll. Und ſelbſt wenn düſtre, dicke Nebel die Gegend decken, oder in ſchneeloſer Zeit die Winde aus warmen Ländern bleigraue Wolken herbei jagen, die Regen und Stürme bringen, und wenn die Sonne tief unten, als wäre ſie von uns weg zu glücklicheren Ländern gegangen, nur zuweilen matt durch den Schleier hervorblickt, ſo würden fromme Kinder den Glanz durch den Nebel oder durch die bleigrauen Wolken ziehen ſehen, wie das Chriſtkindlein durch ſie hinſchwebt, wenn ſie nur eben zu der Zeit hinausſähen, da das Chriſtkindlein vorüberſchwebt; denn das Chriſtkindlein rüſtet ſich auch ſchon lange Zeit zu ſeinem Geburtsfeſte, um den Kindern zu rechter Zeit ihre Gaben zu beſcheren. Unſere Großmutter hat uns Kindern oft davon geſagt. Sie hatte viele Sprüche, die unſer Gemüth erfüllten, und mit einer Art Gewalt überſchütteten. „Sehet, Kinder," ſagte ſie einmal, „ſo groß iſt die Seligkeit im Himmel, daß, wenn von dem himmliſchen Garten nur ein Laubblättlein auf die Erde herabfiele, die ganze Welt von der Süßigkeit vergehen müßte." Und ein anderes Mal ſagte ſie zu mir: „Knäblein, ſo lange iſt die Ewigkeit, daß, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eiſen wäre, und alle tauſend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts gewetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre." Sie ſagte, der Loritzbauer aus dem vordern Glöckelberge habe einmal den Glanz des Chriſtkindleins geſehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtſeite des Himmels erhob ſich in der Andreasnacht ein Schein, und es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, daß das Kindlein darüber ziehe, und die Brücke wurde mit Schimmerbüſchlein geziert, und als das Kindlein vorüber war, erloſchen die Schimmerbüſchlein, und es erblaßte die Brücke, und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war. Und der Richter in dem hintern Glöckelberge hat als kleiner Knabe einmal das Chriſtkind auf einem kleinen, funkelnden Wagen am Abende ſchnell durch den Himmel fahren geſehen. Und manche Kinder haben ſchon den Glanz und Schein erblickt, und wir könnten ihn auch vielleicht noch ſehen, wenn wir gut und fromm ſind und oft den Himmel ſchauen. Ich habe aber den Glanz nie erblickt. Da ich zwanzig Jahre alt war, und an den Schimmer des in den Adventnächten durch den Himmel ziehenden Chriſtkindes nicht mehr glaubte und eine Zeit in einem ſchweren Fieber lag, das mir wälzende Ballen, ſich unſäglich weit aufwickelnde Kugeln und klirrende und ſchmetternde Töne brachte, ſah ich auch zum öfteren

Male den Glanz des Chriſtkindleins, es fuhr in wundervoll buntem, glänzendem Gefieder durch den Himmel, ich ſah ſeine Geſtalt, ich ſah ſein Angeſicht, und es lächelte mich ungemein liebevoll an, und ich war jedesmal ſehr beſeligt davon. Und mancher Greis wird, wenn die Welt fahl und öde geworden iſt, und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert iſt, und nur die fernen Sterne und die nahen Dünſte enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz ſehen, und eine matte Freude haben, daß er ſo ſelig geworden iſt, da er ein Kind war. Und mancher Greis, der in Kraft und Schönheit ſeines Alters die Freuden der Natur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Freundſchaft, der Ehe, der Familie, des Vaterlandes um ſich hat, wird als Kleinod auch noch den Wunderglauben ſeiner Kindheit dazu legen.

Und wenn die Zeit des Adventes immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht der andern völlig ſchon die Hand reicht, und der dazwiſchen liegende Tag nur als eine hellere Nacht erſcheint, und die geliebte Sonne, wenn ſie ja geſehen wird, gar ſo weit unten iſt, und mit ihrer Kraft nicht heraufzureichen vermag, oder wenn die Schneeflocken die Luft erfüllen, oder wenn die Dünſte und Nebel in ihr ſtecken, ſo kommt doch endlich, wenn dies alles zum weiteſten gediehen iſt, der Tag, an welchem die Kinder in der Stadt die unzähligen Bäumchen ſehen, als wäre ein junger, grüner Wald in die Gaſſen und auf die Plätze gewandert, welche Bäumchen, wie ihnen die Eltern ſagen, in die Häuſer getragen, und dort in einem verſchwiegenen Zimmer aufgeſtellt werden, damit das Chriſtkindlein heimlich ſeine Gaben darauf befeſtige, und den Kindern auf dem Lande wird geſagt: morgen, übermorgen, wenn die Nacht erſcheint, ſtellen wir ein Tannenbäumchen in die Stube, in die Kammer, in das Prunkgemach, und das Chriſtkindlein wird es mit Geſchenken behängen, oder es wird geſagt: wir breiten ein Tuch auf den Tiſch, auf den Kaſten, auf den Stuhl, und es wird dann auf dem Tuche liegen, was das Chriſtkind zu der heiligen Nacht gebracht hat.

Und endlich kommt die heilige Nacht. So kurz die Tage ſind, ſo hat doch an dieſem Tage die Nacht gar nicht kommen wollen, und immer und immer dauerte der Tag. Das Chriſtkind aber gibt die Gaben nur in der Nacht ſeiner Geburt. Und ſie iſt jetzt gar wirklich gekommen, dieſe Nacht. Die Lichter brennen ſchon in dem ſchönen Zimmer der Stadtleute, auf der Leuchte in der Stube der alten Waldhütte brennt der Kien, oder es brennt ein Span in ſeiner eiſernen Zange auf einem hölzernen Geſtelle. In dem Zimmer mit den Lichtern oder in der Stube mit dem brennenden Kien oder dem brennenden Span harren die Kinder. Da kommt die Mutter und ſagt: „Das Chriſtkindlein iſt ſchon dageweſen.“

Und nun öffnen ſich die Flügelthüren, und die Kinder und alle, welche gekommen ſind, die Freude zu theilen, gehen in das verſchwiegene Zimmer. Dort ſteht der Baum, der ſonſt nichts als grün geweſen iſt. Jetzt ſind unzählige flimmernde Lichter auf ihm, und bunte Bänder und Gold und unbekannte Koſtbarkeiten hängen von ihm nieder. Und der Gaben iſt eine Fülle auf ihm, daß man ſich kaum faſſen kann. Die Kinder ſehen ihre liebſten Wünſche erfüllt, und ſelbſt die Erwachſenen und ſelbſt der Vater und die Mutter haben von dem Chriſtkinde Geſchenke erhalten, weil ſie Freunde der Kinder ſind und die Kinder lieben. Die Bangigkeit der Erwartung geht jetzt in Jubel auf, und man kann nicht enden, ſich zu zeigen, was geſpendet worden iſt. Man zeigt es ſich immer wieder und immer wieder, und freut ſich, bis der

Erregung die Ermattung folgt, und der Schlummer die kleinen Augenlider ſchließt.

Und auch die Thüre aus der Stube der Waldhütte öffnet ſich in die Kammer hinaus, und die Kinder gehen durch die Thüre, und auf einem Baume mit mehreren Lichtlein hängen wunderbare goldene Nüſſe und goldene Pflaumen und Äpfel und Birnen und Backwerk und anderes Liebes, vielleicht ein hölzerner, ſchön bemalter Kuckuck, oder ein Trompetchen, oder zwei rothe, unvergleichliche Schuhe. Und wenn kein Baum in der Kammer iſt, ſo liegen dieſe Dinge auf einem weißen, reinen Tuche, und eine Talgkerze brennt dabei. Und die Dinge werden in die Stube hinaus getragen und die Talgkerze auch, und ſie bleibt in der heiligen Nacht brennen, bis die Kinder ſchlafen gehen. Und vor Freude und vor Entzücken gehen ſie recht lange nicht ſchlafen, und koſten auch noch von den geſpendeten Dingen. Aber endlich bringt ſie der Schlummer doch unter ihre Decke, und manche Gabe geht mit in das Bett.

Selbſt den Kindern in Hütten, wo nur eine Stube und gar keine verſchwiegene Kammer iſt, bringt das Chriſtkind Gaben. Sie dürfen nur in das Vorhaus, in den Stallgang, oder wo immer hin auf einen Stein, darauf man ſonſt Garn klopft, oder auf einen Stock oder auf einen Stuhl ein Tuch breiten, und ein leeres Schüſſelchen ſtellen, und wenn ſie nach einer Zeit wieder nachſehen, iſt das Schüſſelchen gefüllt mit Goldnüſſen, Pflaumen, Birnen, Äpfeln, Honigkuchen und erwünſchlichen Sachen.

Und zu ſolchen Kindern, damit ſie wiſſen, daß das Schüſſelchen gefüllt iſt, ſendet öfter das Chriſtkindlein eines ſeiner goldenen Rößlein, mit denen es durch den Himmel fährt, und läßt die geſchehene Begabung verkündigen. Und das Rößlein läutet vor der Thüre mit ſeiner Glocke, und thut ungeberdig, ſchlägt an die Thüre, und wenn die Kinder hinaus eilen, iſt das Rößlein fort, und das gefüllte Schüſſelchen ſteht da. Wir haben oft in längſt vergangenen Chriſtnächten im Walde an der jungen Moldau das goldene Rößlein läuten und toben gehört.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieſer Nacht betheilt worden ſind, ſchon in ihren Bettchen ſchlummern, und ihr Glück ſich noch in manchem Traume nachſpiegelt, und nun von dem hohen Thurme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herab getönt haben, ſo erſchallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Thurme des Domes, es erſchallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchthürmen der Stadt, und das Geläute ruft die Menſchen in die Kirchen zum mitternächtlichen Gottesdienſte. Und von allen Seiten wandeln die Menſchen in die heiligen Räume. Und in dem hohen gothiſchen Dome ſtrahlt alles von einem Lichtermeer, und ſo groß das Lichtermeer iſt, welches weit und breit in den unteren Räumen des Domes ausgegoſſen wird, ſo reicht es doch nicht in die Wölbung empor, in welche die ſchlanken Säulen oben auseinander gehen, und in jenen Höhen wohnt erhabene Finſterniß, welche den Dom noch erhabener macht. Der hohe Prieſter des Domes und die Prieſterſchaft des Domes feiern den Gottesdienſt. Und ſo heilig iſt das Feſt, daß an dieſem, und nur an dieſem allein jeder katholiſche Prieſter dreimal das heil. Meßopfer vollbringen darf. Und wenn ſchon die Baukunſt in den zarten Rieſengliedern des Domes dem Gottesdienſte als Dienerin beigegeben iſt, wenn die tiefe Pracht der kirchlichen Gewänder dem Feſte Glanz gibt, ſo tönet auch die Muſik in ihren vollen Wellen und in kirchlichem Ernſte von dem Chore tadellos dargeſtellt hernieder. Und wenn die heilige Handlung vorüber iſt, zerſtreuen ſich Prieſter und Laien, die Lichter werden ausgelöſcht, und der Dom ragt finſter zu dem Monde, wenn er am Himmel ſcheint, oder zu den Sternen, oder gegen die dunkeln, ſchattenden Wolken.

Und wie in dem Dome, ſo wird in allen Kirchen der großen Stadt mit den Mitteln der Kirche das heilige Mitternachtfeſt gefeiert, ſo weit die Mittel und der Eifer und die Andacht reichen. Und in jeder Kirche iſt die gläubige Menge, und feiert das Feſt, und ſucht nach demſelben ſeine Wohnung und ſeinen Nachmitternachtſchlummer.

Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die Glocken der großen Stadt zum Gottesdienſte rufen, ſo rufen in derſelben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinſten Stadt, des Marktfleckens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feſte, in welchen Kirchen das Feſt gefeiert wird. Und es ſind Millionen Tempel, in denen man das Geburtsfeſt des hl. Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Oſten gegen den Weſten herüber rückt, ſo rückt das Geläute von Oſten gegen den Weſten, bis es an das Meer kommt. Dort macht es eine Pauſe, und beginnt nach einigen Stunden jenſeits des Oceans.

Gehen wir von der Pracht der Hauptſtadt in das Walddorf. Die Kirche ſteht auf einem Hügel, rings liegen Häuſer und Hütten herum, und an allen Höhen und in allen weitgeſtreckten Machtgliedern des Waldes ſind in verſchiedenen Entfernungen Häuſer und Häuschen und Hütten.

Lange ſchon vor Mitternacht der Weihnacht ſteht die Kirche erleuchtet, und ihre Fenſter ſchimmern weit in die Nacht hinaus. Und von den Waldhöhen und aus den Thälern von allen Seiten her bewegen ſich Lichter gegen die Kirche. Menſchen wandeln mit Laternen durch die in jenen Gegenden zur Zeit meiſtens ſchon ſchneeige Winternacht. Und wer ein Pferdchen und einen Schlitten hat, kommt mit den Seinigen wohl auch gefahren, wenn die Bahn nicht verweht iſt. Sie ſammeln ſich in der Kirche. Einige erquicken ſich vorher auch ein wenig in der Schenke. Endlich läßt die Uhr des Thurmes die zwölf Schläge ertönen. Und darauf erklingen die Thurmglocken in den hellen Tönen einer kleinen Glocke, nicht in der langſamen, ruhigen Tiefe der großen Glocken der Hauptſtadt. Auf den Glockenruf gehen nun eilig jene Kirchengänger, welche nahe an dem Gotteshauſe wohnen, und bis auf das letzte Zeichen gewartet haben, und es gehen die, welche vorher das Gaſthaus beſucht haben, in die Kirche. Dort nimmt mancher ſeinen Sitz ein, der für ihn auf ein und alle Male beſtimmt iſt, die andern ordnen ſich nach Gelegenheit. Der Schullehrer, welcher auch Kirchendiener iſt, zündet noch jene Kerzen an, welche bis auf den letzten Augenblick hatten warten müſſen. Dann geht er in die Sacriſtei. Auf dem Chore hallen einzelne Töne der Orgel, der Geige, der Klarinette, wie man ſich zuſammen zu ſtimmen ſucht. Der Pfarrer verläßt ſein warmes Stüblein, und geht durch den Schnee in die Sacriſtei. Dort wird er von dem Schullehrer mit den kirchlichen Gewändern bekleidet, und es wird ſonſt alles geordnet, was noch zu ordnen iſt. Dann eilt der Schullehrer auf den Chor. Der Pfarrer wartet noch, bis der Schullehrer auf dem Chore iſt, wo er jetzt in ſeiner andern Würde als regens chori zu wirken hat. Der Pfarrer wartet, daß er bei ſeinem Hinaustritte in die Kirche von der wichtigen und geſetzmäßigen Muſik empfangen werden kann. Endlich tönt das Sacriſteiglöcklein, die Miniſtranten ſchreiten voran, der Pfarrer geht in die Kirche, und die Muſik fällt ein. Es wirken zu ihr ſo manche zuſammen. Der Schullehrer zieht ſich zu ihr aus Schülern oder halberwachſenen Kindern Sänger, und für die Geigen, und für die Klarinetten, und für die Waldhorne, und für die Trompeten, und für die Pauken, und für den tiefen Geſang finden ſich immer Freiwillige in der Gemeinde, die der heiligen Töne walten. Und ſo eingewurzelt iſt die Gewohnheit, daß dieſelbe Muſikbeſchäftigung oft vom Vater auf Sohn und Enkel und Urenkel forterbt. So war in einem Orte des böhmiſchen Waldes ſeit Menſchengedenken die Baßgeige bei einem Hauſe, ſo daß es bei dieſem Hauſe noch heut zu Tage beim Baß-Lorenz heißt. Die Orgel aber bleibt regelmäßig der Thronſitz des Lehrers. Der Pfarrer feiert in ſeiner Kirche die heilige Handlung, die Andächtigen ſitzen in den Stühlen, und leſen bei den vielen Lichtlein ihrer Wachsſtöcke in ihren Gebetbüchern, und die auf dem Chore haben ihre Freude, wenn ſie einen Geſang der Engel ausdrücken können zur Verkündigung der Geburt des Kindes, und wenn ſie eine Hirtenweiſe ſpielen, um die Hirten auf dem Felde anzudeuten. Der Klingelbeutel ſammelt zur Beſtreitung der Kirchenbedürfniſſe, und das ärmſte Weiblein greift um einen Pfennig in ihren Sack. Die Kirchenväter und die Pröpſte der Gemeinde thun vor dem Altare ihre Schuldigkeit, und ſo endet alles mit Andacht und Erhebung, oft mit Rührung. Der Pfarrer legt in der Sacriſtei ſeinen Schmuck ab, die Kirchengeräthe werden geborgen, und er wird in den Pfarrhof geleitet. Die Menſchen verlaſſen die Kirche, und die Muſiker ſagen im Auseinandergehen: „Heute war es nicht übel, es hätte in einer Stadt nicht beſſer ſein können.“ Die Lichter der Kirche erlöſchen allgemach, die Lichter der Laternen bewegen ſich gegen die Waldthäler in allen Richtungen von der Kirche weg, die Schlitten fahren an, und die Menſchen kommen wieder zu ihren ſchlafenden Kindern heim, und zu denen, die in ihrer Abweſenheit Haus und Hof behüten mußten. Und die Kirche auf dem Hügel ſteht dann finſter in der übrigen Nacht und Häuſer und Hütten ſind finſter, nur daß ſelten irgendwo noch ein Lichtlein flimmert

Am nächſten Tage haben die Menſchen ihre feſtlichſten Gewänder an, es iſt der Weihnachtstag. Der Taggottesdienſt wird noch gehalten, und in der ärmſten Hütte wird auf den Mittagtiſch geſtellt, was die Kräfte vermögen. Und wie an dieſem Tage das Heil in die Welt gekommen iſt, ſo wird von ihm an auch wie zur Verſinnbildlichung der Winter, wenn gleich kälter, doch klarer, die Tage wachſen, und alles zielt auf ein fröhlicheres Auswärts.

Und wie im Walde iſt es in der großen Stadt. Die Menſchen ſind am Weihnachtstage im ſchwerſten Putze, und feiern den Tag noch in der Kirche und an ihrem Tiſche, und wenden ſich zu beſſeren Wintertagen und zu einem freudigen, dereinſt kommenden Lenze.

Der Sylveſterabend.

(Öſterr. Gartenlaube 1866.)

„Der Sylveſterabend iſt da," ſagen die Leute, „ein Jahr iſt in einigen Stunden aus, und ein neues beginnt."

„Es iſt ein wichtiger Zeitabſchnitt," ſagen die andern, „er hat das, er hat jenes gebracht, was wird der neue bringen?"

Und wie viele fragen: „Was iſt die Zeit?"

Und ich, wenn wir von etwas ſo Ungeheuerem reden, von einem Abſchnitte der Zeit, frage: „Was iſt die Zeit?" „Und kann man ſie abſchneiden und zerſchneiden?"

Unzählige Millionen Menſchen lebten und leben in der Zeit, ſprachen und ſprechen von der Zeit, und meinen, wenn ſie die Frage hören, was iſt die Zeit, die Antwort auf der Zunge zu haben: und kein Sterblicher hat noch ausgeſagt, was die Zeit iſt, und kein Sterblicher weiß, was die Zeit iſt.

Sie iſt das Geheimniß der ganzen Schöpfung, wir ſind in ſie eingehüllt, kein Pulsſchlag, kein Blick der Augen, kein Zucken einer Fiber iſt außer ihr, wir kommen nicht aus ihr heraus, und wiſſen nicht, was ſie iſt.

Kann ein Gedanke außer der Zeit ſein?

Man glaubt, es meinen zu dürfen, der Gedanke iſt da, er iſt er ſelbſt, unabhängig von allem. Aber ich ſage, kann der Gedanke nicht ſein wie der Blitz, nur unendlich ſchneller, daß wir die Dauer ſeines Werdens und Seins nicht meſſen können, und daher glauben, er iſt nicht in der Zeit, und er iſt es doch?

Und hat die Zeit nicht einen Bruder, der ſo furchbar iſt wie ſie, den Raum?

Was iſt der Raum?

„Die Ausdehnung nach allen Richtungen.“ ſagt der Mathematiker.

Er hat die Frage von dem Worte Raum auf das Wort Ausdehnung geſchoben.

Was iſt die Ausdehnung?

Iſt es ein Außer- und Nebeneinanderſein, dann iſt es ein Sein im Raume und nicht der Raum. Iſt es ein Fortdenken, Fortvorſtellen nach allen Richtungen, ſo iſt es doch heimlich ein Fortſchieben eines Beweglichen im Raume und nicht der Raum. Und endlich Richtung. Iſt nicht Richtung ſchon ſelber wieder Raum oder im Raume?

Der Raum ſteht ſo einſam und unerforſcht da wie früher. Und wenn der Mathematiker nicht ſeine Linien in ihm zöge, und ſeine Flächen aufſtellte, und ihn begrenzte, ſo wäre er für ihn nicht vorhanden, wie er zwiſchen unſeren Augen und den Himmelskörpern für uns nicht nach ſeiner Größe vorhanden iſt, und wenn keine Sterne wären, für uns gar nicht vorhanden wäre.

Und meint nicht jeder Menſch, er wiſſe, was der Raum iſt, und mißt nicht jeder den Raum? Freilich mit einem Dinge, das wieder im Raume iſt. Und wo wir uns mit den Augen nicht nothdürftig von Ding zu Ding fortſchätzen, oder mit den Händen oder mit Werkzeugen von Ding zu Ding hingreifen und hintappen können, dort iſt all unſer Meinen und Ahnen bezüglich des Raumes ein Unſinn. Hat ſich nicht jener griechiſche Weiſe vermeſſen, zu ſagen, die Sonne ſei etwa ſo groß wie der Peloponnes? Und iſt er nicht von ſeinen Landsleuten verketzert worden, daß er ſie zu groß achte? Der Mathematiker hat ſeitdem Werkzeuge zu Wahrnehmungen erfunden, die ihm die Grundlagen zu ſeinen Rechnungen geben, und die Rechnungen ſagen, daß der Peloponnes auf der Erdkugel ein Pünktchen iſt, und eine Million Erdkugeln im Bauche der Sonne Platz haben. Was iſt es nun mit den Meinungen über den Raum? Die Rechnungen ſagen, daß um dieſe Sonne in ungeheueren Entfernungen Planeten herumgehen, und dem erſchrockenen Rechner ſagen die Rechnungen, daß dieſes ganze Sonnenſyſtem im Bauche des Sternes Kapella Platz hätte. Und die Kapella iſt im Raume ihrer nächſten um ſie ſichtbaren Sterne wieder nur ein Punkt. Was iſt es nun mit dem Raume? Wer dem Weltgebäude ſeine Betrachtung widmet, muß ſich die Frage ſtellen: Iſt die Sternſammlung im Raume, iſt ſie begrenzt, und iſt um ſie der leere Raum, und wo dieſer aufhört, geht er dort wieder fort, und wo er wieder aufhört, geht er wieder fort, und ſo ohne Ende? Das verſtehen wir nicht. Oder: Iſt der Raum mit Welten erfüllt, immer fort, ohne Grenze? Das verſtehen wir auch nicht. Was iſt es nun mit dem Raume?

Und doch ſcheint uns allen der Raum noch weit faßlicher als die Zeit. Er ſteht vor uns ſtille, während die Zeit uns unaufhörlich aus den Händen ſchlüpft.

Wir ſagen: die Zeit iſt vergangen, ſie vergeht, ſie wird kommen. Wir reden von einer Vergangenheit, von einer Gegenwart, von einer Zukunft.

Die Menſchen haben ſogar begonnen die Zeit zu meſſen, und zwar mit Zeittheilchen, die ſie für gleich lang hielten. Die älteſte Meſſung mag die ſein, von einem Aufgange der Sonne zum andern. Das nannten ſie einen Tag. Aber bald mußten ſie ſehen, daß die Zeit des Sonnenaufganges wechſelt. Ein Stern, der heute mit der Sonne zugleich aufgeht, geht nach einer Zeit nicht mehr mit ihr auf. Sie machten künſtliche Vorrichtungen zur Zeitmeſſung. Eine gewiſſe Menge Waſſer ſoll, um durch eine kleine Öffnung auszufließen, immer dieſelbe Zeit brauchen; aber Kälte und Wärme macht das Waſſer ſchwerer oder leichter fließen, und erweitert oder verengert die Öffnung, und das Waſſer verdunſtet auch beſtändig. Sand iſt noch unzuverläſſiger. Man machte mechaniſche Werkzeuge, welche regelmäßige Veränderungen darſtellen; aber Reibung, Ungleichartigkeit des Stoffes beeinfluſſen die Veränderungen. Pendelſchwingungen ſollen die Zeit meſſen; aber die Dauer einer Schwingung hängt von der Länge des Pendels und dem Widerſtande der Luft ab, und Kälte und Wärme macht das Pendel kürzer oder länger und verdichtet oder verdünnt die Luft. Man blieb für das Leben bei den Wandlungen der Himmelskörper. Ein Umlauf der Erde um die Sonne iſt ein Jahr; aber die Erde lauft eine Anzahl Tage, Stunden, Minuten, Secunden um die Sonne. Dies brachte wieder Verwirrung, und machte Einhaltungen, Ausbeſſerungen nöthig. Den Tag theilte man in 24 gleiche Theile: Stunden. Man rechnete auch nach Vollmonden. Dieſe gehen aber wieder nicht in dem Jahre auf, und man kam auf die künſtlichen Monate. So machte man auch die künſtliche Woche von ſieben

Tagen. Und ſo tappt man ſich an der Zeit mühſelig wie am Raume hin.

Was iſt nun die Zeit?

Unſerem Sinne erſcheint ſie nicht. Im Vergnügen iſt ſie kurz, im Leiden, in ungeduldiger Erwartung unendlich lang.

Legen wir eine Betrachtung an die Zeit wie bei dem Sternenhimmel an den Raum.

Um eine Billion zu zählen, würde man, wenn man in jeder Secunde fünf zählt, in ununterbrochenem Zählen über ſechstauſend Jahre brauchen. In der Zeit iſt die Welt erſchaffen worden. Was war die Zeit vorher? Was waren in der weltleeren Zeit billionenmal Billionen Jahre, die vielmal billionenmal Billionen Jahre? Hat die Zeit ſelber einen Anfang gehabt? Wenn ſie einen Anfang gehabt hat, ſo müſſen wir uns vor dem Anfange der Zeit eine leere Zeit denken, alſo wieder eine Zeit, und vor ihr wieder eine. Das verſtehen wir nicht. Oder hat die Zeit gar nie begonnen, und iſt ſie immer da geweſen? Das verſtehen wir auch nicht, wie den unendlichen Raum nicht.

Was iſt nun die Zeit?

Ich füge noch eine Betrachtung bei:

Wir Menſchen empfinden uns als Urheber unſerer Handlungen. Wis faſſen oft über eine Handlung bittere Reue, wenn auch kein Schaden aus ihr entſtanden iſt, und wir freuen uns oft ſehr einer Handlung, wenn ſie auch keinen Nutzen gebracht hat. Wir loben oder tadeln in unſerem Gewiſſen unſere Handlungen, und wiſſen es wie unſer Daſein ſelber, daß ſie die unſrigen ſind. Nun weiß aber der allwiſſende Gott alle Handlungen voraus, folglich, ſollte man ſchließen müſſen, können die Handlungen nicht anders erfolgen, als ſie Gott voraus weiß, ſie ſind eine Weltnothwendigkeit, und wir nicht ihre Urheber. Und doch ſind wir die Urheber. Wo liegt nun der Zwieſpalt? Er liegt in unſerer Vorſtellung von der Zeit, er liegt in der Vorſtellung: Zukunft, er liegt in dem, daß wir nicht wiſſen, was die Zeit iſt.

Wie wäre es, wenn vielleicht die Zeit und der Raum gar nichts Wirkliches wären? wenn ſie nur die Einrahmungen wären, in denen unſere Vorſtellungen haften müſſen, das Geſetz für unſere Vorſtellungen, dem wir nicht zu entrinnen vermögen? dann wäre Gott und es wären vielleicht auch andere Geiſter in der Zeitloſigkeit oder eigentlich Ewigkeit. Dann iſt keine Zukunft, alſo auch kein Wiſſen in die Zukunft, ſondern ein Wiſſen überhaupt, und der Zwieſpalt zwiſchen der Vorausſicht Gottes und der Freiheit unſerer Handlungen iſt nicht mehr da. Dann erklärt ſich auch unſer Unvermögen, den unendlichen Raum und die unendliche Zeit zu faſſen, weil wir da über den Kreis unſerer Vorſtellungen hinaus gegangen ſind, und uns der Rahmen unſerer Vorſtellungen verläßt.

Iſt es ſo? Iſt es nicht ſo? Auch das wiſſen wir wieder nicht.

„Nun,“ wird einer ſagen, „wozu die müſſigen Fragen, wozu das müſſige Gerede, das man nicht einmal überall verſteht, und dem gar niemals eine Löſung wird, und ſehr wahrſcheinlich auch gar nicht noth thut? Wozu das?“

Der Mann hat Recht, ich werde die Löſungen dieſer Fragen nie finden, und thue die Fragen doch immer wieder, und ſchreibe ſie hier gar in einer Sylveſterabendrede auf, und werde ſie wieder thun, und mit mir werden ſie diejenigen thun, die ähnliche Wege wandeln, und alle diejenigen müſſen uns verzeihen, denen nicht, wenn ſie vor dem Bilde von Sais ſäßen, die Finger zuckten, den Schleier wenigſtens zum Theile zu lüften.

Ich kehre zu dem bürgerlichen Sylveſterabende zurück.

Wie die Oberfläche einer Kugel keinen Anfang und kein Ende hat, und wie jeder Menſch, der wo immer auf der Erde ſteht, auf ihrer Mitte ſteht: ſo hat das Jahr nicht irgendwo ſeinen Anfang und nicht irgendwo ſein Ende. Die Erde läuft in ihrer Eilinie um die Sonne fort und fort, und an jedem Punkte dieſer Linie kann man den Anfang eines Umlaufes annehmen, und an demſelben Punkte ſein Ende, wenn die Erde wieder zu ihm gekommen iſt. Wohl hätte man auch natürliche Anhaltspunkte. Da die Erdachſe gegen die Ebene der Erdbahn geneigt iſt, ſo hat jede der zwei Erdhälften, die nördliche und die ſüdliche, während eines Umlaufes einmal eine Stellung, in der ſie der Sonne am meiſten zugewendet iſt, und da hat ſie den längſten Tag, dann eine Stellung, in der keine Zuwendung vorherrſcht, Tag- und Nachtgleiche, dann eine Stellung, in der ſie von der Sonne am meiſten weggewendet iſt, kürzeſter Tag, dann zweite Tag- und Nachtgleiche. Einen dieſer Punkte könnte man als Anfangspunkt und Endepunkt des Jahres nehmen. Aber Tag- und Nachtgleichen ſind zwei, und kürzeſter und längſter Tag ſind in den zwei genannten Erdhälften entgegengeſetzt. Man hat bei uns für das gewöhnliche Leben einen Tag im Winter gewonnen, der der erſte des Jahres iſt, nämlich den erſten Tag des Monates Jänner. Den Jänner nennen wir dann den erſten Monat, und zählen im Jahre die zwölf Monate fort, bis zum letzten, dem December, deſſen letzter Tag der letzte Tag des Jahres iſt. Er iſt der Tag des heiligen Sylveſter, ſein Abend iſt der letzte Abend im Jahre, der Sylveſterabend. Und dieſe Einrichtung hat ſich ſo in unſere Landsleute eingelebt, daß die meiſten nicht anders glauben, als das Jahr ende wirklich mit dem Sylveſtertage, ein neues beginne mit dem erſten Jänner. Und darnach treffen ſie ihre Anſtalten. Der Jahreszahl, die wir ſeit der Geburt Chriſti ſchreiben, wird eine Einheit zugelegt. Die Kirche feiert den erſten Jännertag als ein hohes Feſt, und ſegnet ſo gleichſam das Jahr ein. Schon an dem Sylveſterabende werden meiſtentheils Vorbereitungen gemacht, und werden Vorfeier gehalten. Der Hausvater ſammelt die Seinen um ſich, und beſpricht mit ihnen, was in der Familie, und was an jedem Einzelnen in dem vergangenen Jahre geſchehen iſt, was Gott Gutes als Wohlthat, was er alles als Prüfung geſchickt hat, und man ſtellt Vermuthungen an, was das neue Jahr bringen könne, und man legt ſeine Wünſche für dieſes Zukunftsjahr dar. Auch an Lob und Tadel für manches einzelne Mitglied wird es nicht fehlen, und die Bitte wird ſich anſchließen um Fortfahren oder Beſſern. Man vergewiſſert ſich der ungeſchmälerten Fortdauer der Achtung, der Verehrung, der Liebe. Auch was die Stadt, die Gemeinde, den Kreis, das Vaterland angeht, wird in Betrachtung gezogen, man freut ſich, man bedauert, man beſchließt, wo man kann, Hilfe und wünſcht das Beſte. Ein kleines Mahl endet das Ganze, worin man ſich, den Kindern, den Dienſtleuten etwas Beſſeres als gewöhnlich zulegt. Und dann geht man zur Ruhe, und ſchlummert dem Beginn des neuen Jahres entgegen.

Andere begehen rauſchender den Abend, und müſſen noch den zwölften Glockenſchlag hören, der die letzte Secunde des alten Jahres begräbt. Geſellſchaften vereinzelter Menſchen oder anderer finden ſich in Gaſthäuſern zuſammen, und verjubeln den

Abend. Und deſſen Lebenszweck das Vergnügen iſt, der ſchreibt dem heiligen Sylveſter die Schuldigkeit zu, daß an dieſem Tage ein noch größeres Vergnügen komme, und er arbeitet nach Kräften darauf hin. Junge Leute jauchzen in manchen Gegenden um die Neujahrsmitternacht im Freien, oder ſingen Lieder, oder ſchießen mit Feuergewehren das neue Jahr an, oder treiben andere Gebräuche oder anderen Unfug.

Alles, was an Geſchäften einen Jahresabſchluß fordert, iſt in ordentlichen Gebarungen am Sylveſterabende geſchloſſen und ein neues Blatt für das neue Jahr iſt vorbereitet.

Daß viele Menſchen an dieſem Abende mit ihrem Gewiſſen Abrechnung halten, iſt zu vermuthen. Die beſſeren thun es gewiß. Ob der ganz Verſunkene vor ſich ſchaudert und an Umkehr denkt, wer kann es wiſſen?

Daß mancher Unglückliche in dieſer Nacht ſeufzt, und manche Hand noch bitter arbeiten muß, um für den Beſteller das Feſtſtück fertig machen zu können, davon ſprechen wir nicht, da wir von den Neujahrsvorbereitungen ſprechen, nur thun Seufzer und bittere Arbeit in dieſer Nacht noch weher.

Auch der Aberglaube hängt ſich an den Sylveſterabend, und gegoſſenes Blei, eine Zeichnung im Kaffeeſatze, ein verlöſchender Funke an angezündeten Gegenſtänden, ein geworfener Schuh muß verkünden, ob der Herzenswunſch im künftigen Jahre in Erfüllung gehen werde. Und was iſt meiſtens der Herzenswunſch? Wir ſchweigen darüber.

Und ſo ſieht dieſe Nacht auf manches hernieder.

Sie endet auch, der neue Tag kommt, und das junge Jahr iſt da.

Es war einmal eine ſchöne Sitte, daß ſich Angehörige und

Freunde am Neujahrstage wie zu Geburtstagen Glück für die Zukunft in Wünſchen ausſprachen. Wo die Wünſche vom Herzen kommen, war die Sitte lieblich und angenehm, wo ſie bloße Aufmerkſamkeit oder Schuldigkeit ſind, war die Sitte läſtig. Sie iſt gegen Erlag eines Armengeldes abgeſchafft worden, wie denn die Menſchen jetzt überhaupt durch Vergnügen oder Vortheil gelockt werden, den Armen Gutes zu thun, zum Beiſpiele durch Armenbälle, Armenlotterien, was dem Menſchenfreunde ſchmerzlich iſt, und was den Armen auch ſchmerzlich wäre, wenn ſie mehr darüber dächten. Die Herzenswünſche ließen ſich nicht abſchaffen, und ſind jetzt erſt recht freiwillig und recht herzlich.

Und wie zu Geburtsfeſten und anderen Gelegenheiten geben ſich Angehörige und Freunde auch am Neujahrstage Geſchenke, und zeigen im Errathen, was den Beſchenkten freuen könnte, ihre Aufmerkſamkeit und ihre Liebe. Die Gattin gibt dem Gatten etwas, was ihm in ſeinem häuslichen Leben bequem, lieb und freundlich ſein könnte, er ſchenkt ihr etwas, das ſie ziert, oder das ihr durch Geiſt oder Kunſt erhabene, tiefe, liebliche, holde Gefühle gibt, die Töchter machten für Vater und Mutter irgend eine zierliche Arbeit, und bringen ſie zum Vorſcheine, die Söhne liefern Zeichnungen oder ſonſt Ähnliches, ja mancher vermißt ſich zu einem Gedichte, und ſo ſchließt ſich der Kreis anmuthig und feſt. Verwandte und Freunde beſcheren ſich, was ihnen ihr Gemüth eingibt. Wo noch das alte deutſche väterliche und mütterliche Verhältniß zwiſchen dem Hausvater, der Hausmutter und dem Geſinde herrſcht, dort ſind auch die Gaben an das Hausgeſinde, das in ſolchen Häuſern oft wirklich ein vieljähriges Hausgeſinde iſt, Familiengaben, werden mit Liebe gegeben, werden mit Liebe empfangen, und werden nicht ſelten durch kleine, wohlge-

meinte Gegengaben des Geſindes erwiedert. Die kirchliche F
des Tages umſchließt dann auch noch die Gemüther, und ſo n
dieſer Tag in der That ein Merktag für das ganze Jahr.

Aber auch noch für andere, welche nicht in der Fan
ſtehen, und nicht zu den Freunden gehören, wird der Tag
Feſttag durch Gaben, die, wenn ſie gleich nicht Liebesgaber
dem Sinne ſind, wie wir geſprochen haben, doch von g
Menſchen nicht ohne Neigung und Wohlwollen gegeben wer
Und alle dieſe freuen ſich, und der rechte Geber freut ſich a
und ſo geht das Wort in Erfüllung, das gewöhnlich in
Wünſchen dieſer Wünſcher vorkommt: Ein freudenreiches n
Jahr.

Und ehe ich die Feder niederlege, ſchreibe ich noch auf
Blatt: Ein freudenreiches neues Jahr für alle, welche
Zeilen leſen, und für alle, welche ſie nicht leſen, und daß
Himmel füge, daß das Gute, das manchen zu Theil iſt, da
und daß der tiefe Schmerz, der in manches Herz gekommen
ſich mildere.

Kaiſer Maximilian.

(Wien. Ztg. 1867.)

Es ſei einem Manne, der einen großen Schmerz über das empfindet, was jenſeits des Oceans geſchehen iſt, gegönnt, einige Worte über das Ereigniß zu ſprechen. Es iſt nun gewiß, daß Maximilian, der Kaiſer von Mexico, durch die Hände der Republikaner den Tod gefunden hat. Als Maximilian, ein Sproſſe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, die dargebotene Krone von Mexico annahm und in dieſes Reich abreiſte, haben manche Öſterreicher ſchweren Kummer gefühlt. Der Prinz Maximilian hatte ſich die Aufgabe geſtellt, dieſes wundervolle Land in die Reihe der geſitteten Staaten einzuführen oder doch wenigſtens durch Beendigung der Wildheit, die nun ſchon ſo lange über jene unglücklichen Erdſtriche ausgegoſſen war, den Weg hiezu anzubahnen.

Welche herrliche, welche lockende Ausſicht! Wenn Maximilian irrte, wenn die Löſung der Aufgabe nach der Weſenheit der Bevölkerung und nach anderen Umſtänden für die Kraft eines Mannes unmöglich war, ſo liegt dieſer Irrthum einem großen Herzen mit großem Verſtande näher als einem kleinen Herzen mit kleinem Verſtande. Was groß iſt, neigt dem Großen zu und wagt das Unglaubliche. Nur das Ende hat erſt recht deutlich gezeigt, daß Maximilian von ſolchen Gedanken beſeelt war. Als die Sache des Kaiſerthums ſich zum Üblen wendete, als er das Land hätte ungefährdet verlaſſen können, that er es nicht, er harrte in demſelben aus.

Maximilian täuſchte ſich nicht in der Geſinnung ſeiner Gegner, er wußte, was ihm bevorſtehen könne, falls der unglücklichſte Ausgang einträfe. Aber dennoch blieb er. Wer blos das leibliche Wohl und den Nutzen vor Augen hat, der tadelt ihn, daß er nicht fortgegangen iſt; aber die erfüllte Kaiſertreue ſteht höher als das Leben, und wenn er durch ſeine That jugendliche Herzen entzündet und begeiſtert und zu erhabenen Gedanken und hoher Pflichterfüllung führt, ſo iſt das in unſerer Zeit, die nach Geld und Gut und ſinnlichem Genuſſe ſtrebt, mehr werth als hundert eroberte Königreiche, ſo wie Hagen in dem großen deutſchen Liede mit ſeinem Könige in den Tod geht, obwohl er weiß, daß ihm der Tod bevorſteht, und ſo wie der König den Tod vorzieht, ehe er Hagen opfert, welche Mannestreue und Königstreue das Lied hoch über andere emporhebt.

Als Maximilian nicht durch Waffen bezwungen, ſondern von dem, welchem er vertraut und welchem er Wohlthaten erwieſen hatte, verrathen und verkauft worden war, übten ſeine Feinde Rache und nahmen ihm das Leben. Haben ſie ihren Zweck erreicht, haben ſie ſich ein Gut und ihm ein Übel zugewendet? Nein. Haß und Abſcheu der ganzen Erde laſtet nun auf den Mördern, und weiteres wird folgen; eine Regierung, die ſolches thut, iſt keine Regierung, und die Stunde wird bald ſchlagen, daß das unglückſelige Land aus ihren blutigen Händen genommen und jetzt weit eher und ſicherer dem entgegengeführt wird, was das Vermächtniß Maximilians iſt, der Geſittung und der Beſſerung.

Hätten ſie den Kaiſer an das Meeresufer geführt und nach Europa geſchickt, ſo hätte er ein gedrücktes Leben fortgelebt, dem ſein tiefſter Inhalt zertrümmert worden iſt; jetzt aber ſteht er ſiegesglänzend da, eine Geſtalt, die in den Herzen aller Menſchen dieſer Erde lebt, die ein Gefühl haben, eine Geſtalt, die wie die ſchönſten des reinen Ritterthums iſt, eine Geſtalt, welche die Geſchichte verherrlichen wird, eine Geſtalt, zu der der Künſtler und Dichter emporſchaut, ſie ſeinem Volke zu verklären, eine Geſtalt, die in den Geſängen der Zeiten blühen wird, wie die alten Helden in den alten Liedern blühen, eine Geſtalt, die immerwährend die emporſtrebenden Seelen lehren wird, daß es etwas Höheres gebe, als das bloße Leben und den Genuß im Leben. Möge dieſe Betrachtung, ſo wie ſie meinen Schmerz lindert, einen Tropfen Labung in die Herzen der erhabenen Eltern des hohen Todten bringen, in die Herzen ſeiner Geſchwiſter und Angehörigen, in die Herzen, die in Öſterreich, die in Europa, die in jedem Welttheile um dieſes Leben trauern.

Zur Pſychologie der Thiere.

(Bruchſtück einer bisher nicht gedruckten Jugendarbeit.)

Obwohl ich von meiner Jugend auf daran gewöhnt worden bin, wenn ich in einem Buche las, wo von der Seele der Thiere die Rede iſt, die armen Dinge ſchlechtweg abgefertigt zu ſehen, daß ſie nämlich Sinne, ſinnliches Streben, aber keine Vernunft haben: ſo glaubte ich es ſchier von Jugend auf nicht, und beobachtete ſie lieber, ob ich nicht Erſcheinungen an ihnen entdecken könnte, die mich eines Beſſern belehrten, oder vielmehr, ich ſetzte an ihnen ſchon alles voraus, was ich ſelber in mir hatte, nur daß ſie's nicht ſo verſtunden, wie ich, und wenn ich ihre Thätigkeiten ſah, ſo leitete ich ſie von denſelben Trieben und Beweggründen her, wie die meinigen. Denn ſonſt hätte ich ja nicht mit ihnen reden, und ihnen Vorſtellungen machen können, wie ich es leider mit zwei ſehr ſchön geſprenkelten Ochſen meines Vaters, und mit dem großen, graugetiegerten Hunde that, der Nero hieß — kurz das Thier war mir ein in eine mehr oder minder unkenntliche Knoſpe eingewickelter Menſch, den wir an uns locken und ein wenig erziehen können, worauf er dann manche unſerer Neigungen und Thorheiten theilt, wie das Pferd und der Hund.

Wie ſehr ich in dieſen Vorausſetzungen meiner Kindheit recht hatte, oder nicht, weiß ich in dieſem Augenblicke noch nicht, nur die Thatſache muß ich bekennen, daß ich noch immer in Beobachtungen begriffen bin, und daß ich noch immer mit Thieren, denen mich der Zufall näher bringt als andern, gern rede, und auf ihre Antworten Bedacht nehme.

Da habe ich nun allerlei erfahren, aus dem zwar nicht hervorgeht, daß das Thier ein Menſch ſei, aber doch, daß es ſehr ähnlich einem Kinde ſei, das ſtets ein Kind bleibt, und daß es in ſeinem Innern und Bereiche Dinge habe, von denen wir uns nichts träumen laſſen, und daß wir erſt recht bedeutende Entdeckungen machen würden, wenn wir das eine oder das andere Thier ſo ſtudirten, wie die Kinder, oder wenn wir gar ſchon ſehr viele Grammatiken der Thierſprache und Dialecte fertig hätten.

Ohne mich nur auch im geringſten für einen Forſcher oder gar Entdecker in dieſem Fache auszugeben, will ich doch verſuchen, einige wenige Züge aus dem Seelenleben der Thiere namhaft zu machen, mit denen ich vermöge meines Umganges mit ihnen und vermöge meiner Liebe zu dieſen armen Stiefgeſchwiſtern des Menſchen bekannt geworden bin. Ich will hiebei auch auf gar kein Syſtem ſinnen, ſondern meine Thiergeſchichten ſo folgen laſſen, wie ſie mir einfallen, und ich will in dieſen Blättern ſo lange ſolche Geſchichten liefern, bis ich keine mehr weiß. Da ich auch nur wahre Thatſachen liefere, ſo kann ich auch keine andern erzählen, als die ich ſelber erlebt habe, da ich für die Wahrheit der andern nicht einſtehen kann, am wenigſten für die Wahrheit derer, die man nur von unbeſtimmtem Hörenſagen weiß.

Ich beginne alſo meine Geſchichten.

Daß große Hunde von kleinen oft die ſonderbarſten Dinge erdulden, ohne ſich zu erzürnen, während ſie doch von ihres Gleichen nicht den kleinſten ſchelen Blick ertragen, iſt eine allbekannte Thatſache. Ich ſah oft einen ernſten, ruhigen Fleiſchhauer-Bullenbeißer gelaſſen fortgehen, wenn ein eifriges Schooßhündchen gegen ſeine Beine fuhr, und ihm ſeinen äußerſten und letzten Zorn zu erkennen gab. Aber auch bei andern Thieren finden ſich ähnliche Züge. Ich erfuhr einen ſolchen an einem gewaltigen, fürchterlichen Stiere. Der Stier gehörte einem Müller, der ſeine beſondere Freude daran hatte, das ganz ungewöhnlich große und ſchöne Thier ganz ungewöhnlich böſe zu wiſſen. Es gelang ihm auch ſo ſehr, daß am Ende niemand im Stande war, dem Stiere nahe zu kommen, ihm Futter zu geben, ihn anzuhängen, oder ihn in die Verplankung hinaus zu treiben, als er. Jeder andere hätte ſein Leben dabei gewagt. Der Müller erzählte dies oft, und pflegte ſich desſelben zu rühmen. Eines Tages ſtanden wir am Fenſter ſeiner Oberſtube, und er zeigte uns mit Triumph ſeinen Stier, der eben in obbenannter Verplankung unter Kühen herum ging, die neben ihm wie Pygmäen waren. Plötzlich ſahen wir, daß das eiſerne Gitterthor der Verplankung nicht nur offen ſei, ſondern daß der Stier auch durch dasſelbe hinaus gehe. Wir erſchracken, weil wir dachten, er könne, ehe der Müller hinab käme, ein Unheil anrichten, aber ganz ſtarr wurden wir, und der Müller im buchſtäblichen Sinne unbeweglich, als wir ſahen, daß auf der Wieſe außer der Verplankung die eigenen Kinder des Müllers ſpielten: ein Mädchen von zwei, und ein Knabe von vier Jahren, und daß der Stier gerade auf die Kinder zu gehe. Es war zwar nicht ganz nahe an dem Gitterthore, aber daß der Stier die Kinder geſehen habe, zeigte ſein gerades Hingehen auf dieſen Punkt, und endlich auch das Beginnen ſeines Brüllens und das Aufwerfen der Erde durch ſeine Hörner. Aber gerade auch durch das Brüllen wurde der Knabe aufmerkſam auf den Stier, und ſah, daß derſelbe außer der Verplankung ſei, was eigentlich nicht ſein ſollte. Er nahm alſo ſeine Rindergeißel, die er zufällig bei ſich hatte, ging dem Stiere entgegen, ſchwang die Geißel und rief: „Gehſt!“ Das Mädchen blieb ſitzen, und ſchaute zu. Der Stier wendete auf die kindiſche Drohung um, ſchritt dem Gitterthore wieder zu, und der Knabe trieb ihn vor ſich her. So weit ging die Folgſamkeit, daß, wenn der Knabe die Geißel ſtärker ſchwang, das Thier ſogar in ein ſchwaches Laufen überging, daß ihm die mächtige Fahne ſeines Halſes und die gewaltigen Glieder ſchlotterten. Als er wieder in der Verplankung war, machte der Knabe ſich anſtemmend auch ſogar noch das eiſerne Gitterthor zu, daß es anſchlug, und daß wir deutlich das Einfallen der Klinke bis herauf zu uns hörten. Dann ging er wieder zur Schweſter, und ſpielte fort. Der Stier aber ging unter den Kühen herum, warf ſeinen Kopf in die Höhe, ſchnupperte in der Luft, oder er rieb ſich ſeinen dicken Nacken an den Planken. — Der Müller war des andern Tages krank.

Ich habe einmal ein Hündchen gehabt, das ſo klein war, daß ich es häufig in ſeiner Jugend im Winter mit mir in der Manteltaſche herum trug, in welcher es, wenn ich an einer oder der andern Wohnung meines Freundes anläutete, heftig zu bellen begann. Als es älter wurde, war zwar die Manteltaſche zu klein, aber es ſchloff noch recht bequem in einen Reiſepelzſtiefel hinein, wenn ganz vorn an der Zehe ein Zuckerſtückchen ſtack, das heraus zu holen war. Von den unzähligen Proben, wo es Zeichen ſeiner Seele gab, nur eine:

Wir waren einmal eben im Begriffe, unſere Wohnung zu wechſeln, und es ſtanden die Geräthe und andere Dinge im

Zimmer unordentlich herum, unter andern auch ein großer Wandſpiegel, der ſo an die Mauer gelehnt war, daß die ſpiegelnde Seite gegen das Zimmer gekehrt war, wodurch alle Sachen in ihrer ganzen Unordentlichkeit hinter dem Glaſe ſichtbar wurden. Dies geſchah auch mit dem Hündchen, das unter den Dingen herum ging und plötzlich ſein Abbild im Spiegel erblickte. Es lief näher, und wollte mit ſeinem Doppelgänger ſpielen, allein der kam nicht heraus. Muffi — ſo hieß das Hündchen — ging vorſichtig näher, ſtreckte den Hals, der innere that es auch ſo — ſie ſtreckten die Hälſe immer näher, bis ſich beide Naſen am Glaſe berührten. Aber nun wurde in Muffi's Angeſichte die Bethörtheit ſichtbar, die ihn ergriff — denn er roch nichts, und nach ſeiner Berechnung mußte der andere nothwendig riechen. Er ſtrengte ſeine Naſe neuerdings an, und die Haare auf ſeinem Halſe ſträubten ſich, daß ſie gerade empor ſtanden. Endlich kam ihm ein Gedanke — er ließ plötzlich von dem Riechen ab, lief den Spiegel entlang, und hinter denſelben hinein, um dort zu ſchauen: allein war er früher bethört geweſen, ſo war er jetzt völlig geſchlagen — eine ſolche Rathloſigkeit habe ich in meinem Leben noch nie in einem Angeſichte geſehen, wie die war, mit welcher der Hund hinter dem Spiegel hervor kam. Leiſe auftretend, Fuß für Fuß hebend, mit eingezogenem Schweife ging er dem Körbchen zu, in welchem ſein Polſter lag, auf dem er gewöhnlich zu ruhen pflegte, gerade wie ſich Menſchen von Orten fortſchleichen, an denen es ihnen nicht geheuer iſt, um die etwa dort befindlichen Geſpenſter zu betrügen. Offenbar muß ihm ſeine Phantaſie eine unauflösliche Unheimlichkeit vorgeſpiegelt haben, mithin Mächte, die all ſeine Kräfte lähmten und vernichteten.

Ganz anders benahm ſich in einem ähnlichen Falle ein Bock aus meiner Bekanntſchaft, d. h. ich hatte zwei Freunde, die in ihrer Kindheit einen gemeinſchaftlichen Bock hatten, welcher, da ſie größer wurden, das Gnadenbrot im Hauſe bekam. Er war ſchon ziemlich betagt, und daher ſo ſtille und weiſe, daß man ihn zuweilen nicht blos im Hofe, ſondern auch im Garten, auf dem Raſen und im Hauſe herumgehen ſah, und daß ihn ſogar die Hofräthin, die Mutter der beiden Knaben, bei dem Barte nahm. Aber wie es geht, wenn etwas ſein will — am Pfingſtſonntage war zufällig nicht nur das Thor des Landhauſes gegen den Garten zu offen, ſondern auch das Eiſengitter an der Stiege, die zum erſten Geſchoße hinauf führte. Der Bock ging durch beide, und ſtieg über die glatte, wohlgebohnte hölzerne Stiege hinauf. Oben hatte der Zufall, der alles kartete, auch die Salonthür offen. Im Salone war ein in die Wand gefügter, großer Spiegel, der bis auf den Boden herunter reichte. Der Bock ging auf den Parquetten hin, daß ſeine Klauen auf dem Holze klapperten — aber mit eins ſieht er den andern im Spiegel — er ſtutzt, der andere auch, er weicht einen Schritt zurück, der andere auch, er legt ſeinen Nacken ein, der andere auch — — pumps! beide Stirnen ſind aneinander wie Eiſenhämmer — in dem Spiegel iſt ein rieſenhafter Stern geſchoſſen, der Bock weicht wieder zurück, hinter dem Glaſe war doch ein wenig hohler Raum, die Scherben waren gegen innen gebeugt, und aus jeder ſah ein ergrimmter Bock heraus. Eben als der, der außen war, ſich wieder richtete (er war wegen Glätte des Bodens gar auf beide Kniee niedergefallen), um gegen alle innern einen neuen Stoß zu thun, kam die Hofräthin, die Gönnerin des Bockes, dazu, und ſah ihren alten Schützling in dieſer ſeiner Lage — ſie umfaßte ſeinen Hals, und zog ihn, der ſich mit allen vier Füßen dagegen ſträubte, aus dem Salon. Unten ſtand er ſpäter im Hofe, und über die Stirne, über die Augen und bis zu dem ehrwürdigen weißen Barte hinab rannen die Blutstropfen.